Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1901.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

II. Hierzu Verzeichniß der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 1. Donnerstag, den 3. Januar, Abends. 1901.

Kloster Maria Einsiedeln.

Von Hans Zillich.

Wer im Sommer die Schweiz besucht, um in ihren schattigen, stillen Thälern sich vom Lärm der Großstadt zu erholen, wer dort steile Gipfel erklimmt, um in herber, reiner Gletscherluft zu athmen und das Auge an den Schönheiten der Alpen zu erquicken, der ist gewöhnlich von diesen Naturreizen so umfangen und gefesselt, daß er wenig nach Anderem fragt. Aus diesem Grunde bleiben Orte, die ihrer Bedeutung wegen gar wohl eines Besuches werth sind, oft ungesehen, wenn sie nicht zufällig an den directen Eisenbahnlinien liegen und durch Unterbrechung der Fahrt bequem zu besichtigen sind, oder wenn sie neben ihrer Bedeutung nicht zugleich mit allen Reizen einer Schweizer Sommerfrische verschwenderisch ausgestattet sind, die von den Touristen einzig und allein gefordert werden. Ein solcher Ort, der entfernt vom bunten, lärmenden Getriebe des verschiedenzungigen Fremdenverkehrs liegt, ist das Städtchen Einsiedeln im Canton Schwyz. Es verdankt seinen Ruhm dem alten Kloster Maria Einsiedeln, um dessen Mauern es entstand. Das Kloster wiederum ist durch seinen Gründer berühmt geworden, hauptsächlich aber durch ein uraltes Marienbildniß, dem Wunderkraft zugeschrieben wird. Zu ihm pilgern jährlich Hunderttausende, wie nach Lourdes, Mariaschein in Böhmen oder nach Santiago di Compostella in Spanien, um am Grabe des Sanctus Jacobus, des Apostels, der der Stadt den Namen gab, Erhörung ihrer Gebete zu finden.

Als Goethe 1775 in die Schweiz reiste, galt dem Kloster Einsiedeln die erste Wanderung, die er von Zürich aus mit seinem jungen Freunde Passavant unternahm. In seiner „Dichtung und Wahrheit“, wie Goethe ursprünglich seine Lebenserinnerungen benannte, schildert er uns die Eindrücke, die er auf dem Wege und im Kloster empfand. Begleiten wir ihn im Geiste, hören wir, wie er sich äußert, und sehen wir zu, wie weit sich Alles während dieser hundertfünfundzwanzig Jahre geändert hat. Kaum war Goethe in Zürich angekommen, so eilte er „zu Lavatern“, der durch seine physiognomischen Studien sich schnell bekannt gemacht hatte. „Der Empfang war heiter und herzlich“, trotzdem „erinnerte“ ihn Lavater „und trieb ihn an, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen“, der ihm durch die häufigen Fremdenbesuche entstehen konnte, „auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen“. Goethe ging deshalb auch zum alten Bodmer, der auf luftiger Bergeshöhe hauste und dessen Empfang er uns so launig schildert. Als er einige Tage fast ausschließlich mit Lavater verkehrt hatte, machte ihm Passavant den Vorschlag „die kleinen Cantone“ zu besuchen. Goethe sagte zu und die Freunde bestimmten Einsiedeln als erstes Wanderziel. „Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den See hinauf.“ Die Freude, die Goethe bei dem Anblick des lieblichen Sees empfand, spiegelt sich am klarsten in den Zeilen wieder, die er Lilli widmet, die noch immer sein Herz gefangen hielt:

> Wenn ich, liebe Lilli, Dich nicht liebte,
> Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
> Und doch, wenn ich, Lilli, Dich nicht liebte,
> Wär, was wär mein Glück?

In „Richtenschwil“, dem heutigen Richterswil, landeten sie und besuchten Doctor Hotze, an den sie durch Lavater empfohlen waren.

Wer heute von Zürich nach Einsiedeln fährt, schlägt einen anderen Weg ein. Er benutzt das Schiff oder die Eisenbahn bis Wädenswil, wo er in die Zweigbahn nach Einsiedeln einsteigt. Der Bedeutung des Ortes gemäß haben die Linien, die von den größten Schweizer Städten kommen, von Zürich, Arth—Goldau—Luzern, Glarus Anschluß an die nach Einsiedeln. Keuchend und pustend steigt hinter Wädenswil die Bahn den Berg hinauf, nicht selten mit einer Steigung von 5%, denn Einsiedeln liegt 498 m über dem Zürichsee oder 909 m über dem Mittelmeer. Langsam windet sich der Zug den Berg hinauf, hin und wieder einen entzückenden Blick auf den Zürichsee bietend, auf Rapperswil und das nahe romantische Inselchen Ufenau. Zunächst erreichen wir den Flecken Schindellegi, in dessen Nähe die Schwyzer 1798 eine blutige Schlacht gegen die Franzosen schlugen. Auch Goethe berührte diesen Ort. Es mögen damals wohl noch keine so wohlgepflegten Landstraßen den Berg hinauf geführt haben, wie heute, denn er schreibt: „Die rauhen Wege, die von da (von Schindellegi) nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserem guten Muthe nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt, wir ließen sie begrüßend vorbei und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen charakteristisch.“ Der Zug fuhr auch heute an einer solchen Pilgerschaar vorüber, es mochten ihrer wohl dreißig bis vierzig sein, die singend, mit fliegenden Kirchenfahnen, dem ersehnten Ziele zustrebten. Solche Bittgänge werden von den auswärtigen Gemeinden unter Führung ihrer Seelsorger fast täglich unternommen, auf dieser Straße also ein oft gesehenes Bild. In Biberbrücke, der nächsten Station, mündet die Bahn von Arth—Goldau ein. Ihre Reisenden steigen in unseren Zug und nach kurzem Aufenthalt fahren wir jetzt durch alpine Gegenden, am Rande der rauschenden Sihl dahin, bis wir endlich die Klosterthürme von Maria Einsiedeln vor uns sehen. Goethe schreibt von diesem Blick: „Nun sahen wir in einem öden, baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem, ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannigfache Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.“ Das Urtheil, Einsiedeln liege in einem öden, baumlosen Thale, ist heute jedenfalls etwas herb. Das Städtchen baut sich mit dem Kloster in einem fast runden Thalkessel auf, den mächtig hohe Berge dicht umschließen, ohne eine Fernsicht zu gewähren. Nur die Spitze des Mythen ragt über sie hinweg. Zur Sommerfrische wird sich Einsiedeln wohl Niemand aussuchen. Aber die Bergabhänge sind dicht bewaldet mit schönen kräftigen Stämmen. Den Thalkessel haben der heilige Meinrad, der Begründer des Klosters, und seine Nachfolger mit vieler Mühe und Anstrengung urbar gemacht und den Wald ausgerodet. Meinrad oder Meginrat, wie die älteste Schreibart seines Namens war, stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Hohenzollern und wurde 797 geboren. Die Eltern brachten den Knaben in die Klosterschule zu Reichenau, die die Benediktiner im Kloster auf der gleichnamigen im Bodensee gelegenen Insel errichtet hatten. Nach vollendeten Studienjahren trat er in das Kloster ein, wurde später aber Lehrer zu Oberbollingen am oberen Zürichsee, wo die Reichenauer Benediktiner ebenfalls eine Schule errichtet hatten. Gegenüber von Oberbollingen liegt am jenseitigen Ufer des Sees der dicht bewaldete Etzelberg. Der Hang zur Einsamkeit war in dem ernsten Mönche derartig ausgeprägt, daß er seinen Abt um Erlaubniß bat, auf der Spitze dieses Berges als Einsiedler hausen zu dürfen. Der Orden gab ihm dazu die Erlaubniß und eine fromme Wittwe, die von seinem Vorhaben gehört hatte, ließ ihm dort oben ein Wohn- und ein Bethaus bauen. Sieben Jahre blieb Meinrad auf dem Etzel. Als aber zu viele Menschen zu ihm kamen, um sich bei dem geistig bedeutenden Manne in wichtigen Lebens- und

Seelenfragen Rath zu holen, zog er sich tiefer in die Einsamkeit zurück, um unbehelligter zu sein. Er ging in den sogenannten Finsterwald, der tiefer in den Bergen liegt, und baute sich hier am Rande einer Quelle eine Einsiedelei, ein Wohnhaus und ein Kirchlein, das der Anfang des heutigen Klosters Einsiedeln wurde. Die Tochter Ludwig's des Deutschen, Hildegard, Aebtissin des Frauenmünsterstifts in Zürich, hörte von dem frommen, weisen Einsiedler und schenkte ihm, um ihre Verehrung zu beweisen, ein hölzernes Marienbildniß, dasselbe, das noch heute als wunderthätig verehrt wird. Als Meinrad mehrere Jahre im Finsterwalde gelebt hatte, kamen eines Tages zwei Männer zu ihm, die er mit Seherblick als seine Mörder erkannte. Trotzdem nahm er sie freundlich auf, setzte ihnen Speise und Trank vor und unterhielt sich mit ihnen. Die beiden Männer vermutheten Schätze bei ihm und erschlugen mit ihren schweren Bergstöcken den wehrlosen Mönch. Nach vollbrachter That flohen sie nach Zürich. In seiner Einsamkeit hatte Meinrad zwei Raben gezähmt, die seine steten Begleiter waren. Diese hatten die That mit angesehen und verfolgten krächzend die Mörder. Freunde des Einsiedlers, die die Raben erkannten, begaben sich, nichts Gutes ahnend, zu seiner Zelle und fanden ihn dort todt am Boden liegen. Sie eilten nach Zürich, wo es ihnen gelang, die Mörder festzunehmen. Nach kurzem Verhör gestanden sie ihre That und wurden zum Feuertode verurtheilt. Noch heute sieht man im Abteiwappen die beiden Meinradsraben, die die Aebte später als Erinnerung darin aufnahmen. Im Jahre 1039 wurde Meinrad heilig gesprochen. Sechsundvierzig Jahre blieb seine Einsiedelei, die Meinradszelle, leer. Unzählige Menschen pilgerten aber schon damals in die Einöde, um an den Orten, die der Märtyrer bewohnt hatte, ihre Gebete zu verrichten. Später hausten wieder Einsiedler dort oben, bis endlich 934 von dem reichen Domprobste Eberhard von Straßburg der Grundstein zu dem heutigen Kloster gelegt wurde, in dem er die Ordensregeln des heiligen Benedikt einführte. 1037 kommt zum ersten Male in den Urkunden der Name „Einsiedeln" vor. Die deutschen Kaiser und alemannischen Herzöge wandten dem Kloster ganz besonders ihre Aufmerksamkeit zu und beschenkten es reichlich. Kaiser Otto I. überwies ihm zum Beispiel die Insel Ufenau, der Herzog von Alemannien den an das Kloster angrenzenden Wald. Als der Klosterbau vollendet war, sollte er geweiht werden. Der Bischof von Konstanz, zu dessen Sprengel Einsiedeln gehörte, kam und wollte die heilige Handlung vollziehen. Als er um Mitternacht in die Kapelle ging, in der jenes Marienbild Aufstellung gefunden hatte, um darin zu beten, hörte er Engel singen, die die bei der Weihung vorgeschriebenen Ceremonien gerade wie die Bischöfe vornahmen. Am anderen Morgen zögerte er, die Weihe zu vollbringen. Als man aber seiner Erzählung von dem Wunder in der Nacht keinen Glauben zu schenken schien, schickte er sich endlich gegen Mittag an, die Weihe zu vollziehen. Als er die Kapelle betrat und damit beginnen wollte, hörten alle Anwesenden eine Stimme rufen: „Stehe ab, sie ist von Gott geweiht." Nun erst glaubte man dem Bischof, daß die Kapelle wirklich des Nachts vom Himmel geweiht worden sei. Papst Leo VIII. verbot deshalb einem jeden Bischof, die Kapelle und das Kloster zu weihen, verhieß vielmehr einem Jeden, der am Feste der „Engelweihe", am 14. September, zum Kloster wallfahre und dort beichte, „vollkommenen Ablaß" für seine Sünden. Der Tag der Kreuzeserhöhung, der 14. September, ist somit der Hauptwallfahrtstag nach Einsiedeln geworden, viele Tausende pilgern zu dem Marienbilde, um davor zu beten und Ablaß für ihre Sünden zu erhalten. Fällt der 14. September auf einen Sonntag, so wird das Fest „Die große Engelweihe" genannt und acht Tage lang gefeiert. Seit der Gründung ist das Kloster sechs Mal aufgebaut worden, in seiner heutigen Gestalt steht es seit dem Jahre 1719. Raoul Rochette nennt es in seinen lettres sur la Suisse „das größte Gebäude, das er in der Schweiz gesehen habe".

Wenn wir heute vom Bahnhof aus, langsam steigend, zum Kloster hinauf gehen, können wir uns nicht genug über das eigenartige Gepräge wundern, das das Städtchen als Wallfahrtsort erhalten hat. Jeder Laden enthält kirchliche Gegenstände: Crucifixe, Rosenkränze, Heiligenbilder und Statuen, Gebetbücher, Weihwasserbecken, die sich die Pilger kaufen, um sie im Kloster weihen zu lassen und sie als segenbringende Erinnerung an ihre Wallfahrt mit in die Heimath zu nehmen. Wieder andere Läden verkaufen weiße Wachslichter und gelbe Wachsstöcke, deren Gebrauch wir später kennen lernen werden. Die Hauptstraße mündet auf einen großen freien Platz, dessen eine Seite die Klostergebäude abschließen. Dieser Platz ist wohl das Eigenartigste, was man je zu sehen bekommt. In seiner Mitte steht ein Brunnen, der Marienbrunnen, wahrscheinlich die Quelle, aus der einst der heilige Meinrad schöpfte. Vierzehn Röhren spenden Wasser, aus denen nicht selten die Pilger je einen Schluck trinken, ehe sie die Kirche betreten. Das Wasser strömt aus einem kantigen Sockel von schwarzem Marmor, auf dem fast in doppelter Lebensgröße die vergoldete Gestalt der Maria thront, die Schlange unter ihre Füße tretend. Die goldene Gestalt umstehen schwarze Marmorsäulen, die eine Krone bedeckt. Zu beiden Seiten des Brunnens ziehen sich in weitem Bogen offene Verkaufshallen hin, deren Besitzer ihren bunten Inhalt einem jeden Fremden entgegenrufen. Sie enthalten dieselben Gegenstände, wie unten die Läden in der Stadt, hier kommen aber noch grelle Taschentücher mit aufgedrucktem Kloster Einsiedeln, Bergstöcke und die unvermeidlichen Ansichtspostkarten hinzu. Dem Haupteingang gegenüber befindet sich im Kircheninnern die Kapelle aus schwarzem Marmor, die das Marienbild umschließt. Goethe schreibt davon: „Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incrustirt und so viel als möglich zu einer anständigen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes; dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben." Die Kapelle ist sieben Meter lang, sechs breit, reichlich fünf hoch und mit Basreliefs verziert, die Scenen aus dem Leben der Jungfrau Maria darstellen. Die Seite nach dem Kircheneingang ist durch ein eisernes Gitter verschlossen, durch dessen Stäbe wir in das von drei ewigen Lampen magisch erleuchtete Innere sehen können. Im Hintergrunde steht auf einem Altar das berühmte Marienbild. Es ist eine aus fast schwarzem Holze geschnitzte Marienfigur, die das Christuskind auf dem Arme trägt. Von den beiden Figuren sieht man aber nur die Köpfe und von der Maria noch die Hand, in der sie ein Scepter trägt. Das Uebrige bedeckt gleich einer Hülse ein halbrundes Kleid aus Goldblech, aus dem nur die zwei schwarzen Köpfe hervorragen. Sie tragen goldene Kronen, die mit echten Edelsteinen übersät sind, auch das Scepter der Maria ist von hohem Werth. Umgeben wird das Bildniß von goldenen Wolken und Strahlen, die, aus echtem Metall hergestellt, von hohem Werthe sind. An den Wänden der Kapelle hängen unzählige Herzen aus Silber, Weihgeschenke, durch die die gläubigen Pilger ihre völlige Hingabe an die heilige Jungfrau versinnbildlichen wollen. Der Altar ist aus weißem carrarischen Marmor. Unten in seine Vorderseite ist die in Erz gegossene, vergoldete Darstellung der Engelweihe eingelassen. Das Relief ist ein Geschenk des Königs Karl Albert von Sardinien. Vor dem Gitter knien vom frühen Morgen bis zum späten Abend gläubige Pilger, die das Marienbild um Erhörung ihrer Bitten anflehen. Meist sind es solche, die Heilung irgend eines körperlichen Leidens erflehen. Aus gelbem Wachs haben sie das Glied geformt, an dem sie kranken, oder haben es sich für einige Centimes in den Verkaufshallen, schon fertig gebildet, erstanden. An dem einen Ende ist ein Faden durch das Wachs gezogen und an diesem hängen sie es am Gitter der Gnadenkapelle auf. Faustgroße Bündel solcher gelb wächserner Hände, Arme, Beine, Köpfe, Herzen, selbst Thiere sehen wir daran hängen, um deren Gesundung die Mutter Gottes zu Einsiedeln auch angegangen wird. Unser Staunen wird noch erhöht, wenn wir in der Nähe der Gnadenkapelle die Wände der Kirche ansehen. Da hängen Krücken, Krückstöcke, orthopädische Schienen für Arme und Beine, künstliche Hände, in Marmor gemeißelte Füße, bei denen stets zu lesen ist: Maria hat geholfen, Maria hilft, Maria wird weiter helfen. Dazwischen sind geschriebene und gedruckte Danksagungen aufgehängt, die von den wunderbaren Heilungen erzählen, die die Leidenden vor dem Gnadenbilde gefunden haben. Einige Proben sind von Interesse: „Der lieben Mutter Gottes zu Einsiedeln sei Preis und Dank für ihre wunderbare Errettung aus Todesgefahr im Wochenbett." „Durch die Fürbitte der lieben Mutter Gottes von Maria Einsiedeln habe ich nach jahrelangem Suchen meines Berufs denselben wunderbar erkannt nach der Communion in der heiligen Gnadenkapelle. Ich bitte nun die liebe Mutter Gottes um Erreichung und pünktliche Erfüllung meines zukünftigen Standes. Auch bitte ich um ein Ave Maria. Tausend Mal vergelt's Gott." Auf einem abgerissenen braunen Pappdeckel stand mit Tinte geschrieben: „Heilige Maria, dir übergebe ich meine operirten Augen zur Pflege, Sorge und Heilung. O, Maria hab' Erbarmen, sei mir gnädig." Beständig brennen

Wachslichter in der Nähe der Kapelle, die auf runde Blechständer aufgesteckt werden und als Opfer für die heilige Jungfrau gelten. Auch alte Fesseln mit schweren Eisenkugeln hängen an den Wänden. Auch diese hat die heilige Mutter Gottes von Einsiedeln gesprengt. Das Kirchenschiff ist auf das Prächtigste mit vierzehn Altären geschmückt, von denen sieben je auf einer Längsseite stehen, theils aus Marmor, theils aus Gyps, mit prachtvollen Säulen, Gemälden und Statuen verziert. Ein jeder birgt in einem goldenen Sarge die Reliquien eines Heiligen; durch ein hohes Gitter sind sie von dem Kirchenschiffe abgeschlossen. Der Hauptaltar ist besonders prächtig ausgestattet. Auf ihm wird der Schädel des heiligen Meinrad als Reliquie aufbewahrt, der an der Stirn, über dem Nasenbein, deutlich die Verletzungen aufweist, die ihm seine Mörder schlugen. Als Altarbild ist die Himmelfahrt der Maria gemalt, leider auf Stein und nicht auf Leinwand. Der religiöse Maler Paul v. Deschwanden frischte es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts völlig auf, so daß die jetzt vorhandene Farbenpracht des Bildes seiner Hand zu danken ist. Die Decke der Kirche ist reich mit Malereien und Gold verziert. Die Bilder behandeln biblische Stoffe, besonders aber solche aus dem Leben des heiligen Meinrad und anderer Heiligen. Die Beleuchtung der Kirche ist elektrisch. Ebenso werden die drei Orgeln unter einander elektrisch zu einer einzigen verbunden. Sie hat dreizehn Hochdruckregister und erzeugt gewaltig brausende Töne. Dieses Orgelwerk gehört zu den größten Europas. Ein herrlicher Schmuck der Kirche ist der prächtige Kronleuchter aus vergoldetem Kupfer, den Napoleon III. schenkte. Sechs Meter ist er hoch und wiegt 1220 Kilogramm. Napoleon war in seiner Jugend mit seiner Mutter Hortense nach Einsiedeln gewallfahrtet und sandte später als Erinnerung daran jenen Kronleuchter, auf dem in französischer Sprache die Worte stehen: „Ich wünsche mich und meine Kinder unter den Schutz der heiligsten Jungfrau zu stellen." Neben dem Kirchenschiff liegt, von diesem durch eine Flügelthür getrennt, die Beichtkirche. Ihr alterthümliches Aussehen sagt uns, daß sie noch ein Theil des alten Klosterbaues ist. An den Wänden stehen zahlreiche Beichtstühle, in denen die Wallfahrer täglich in deutscher, italienischer und französischer Sprache beichten können. Morgens ein halb fünf Uhr ist der erste Gottesdienst in der Kirche, acht Uhr Abends der letzte. Ich wohnte dreieinhalb Uhr der Vesper bei. Sie wurde von den Mönchen, die völlig unsichtbar waren, hinter dem Hauptaltar gesungen. Prächtig klang ihr Chor zu den begleitenden mächtigen Orgeltönen. Nach Beendigung der Vesper zogen die schwarz gekleideten Patres in langsamem Zuge zur Gnadenkapelle. Ihr Gitter wurde geöffnet und ungefähr dreißig an der Zahl begaben sich hinein, ihren Raum gänzlich ausfüllend, und sangen knieend das Salve Regina nach einer aus dem elften Jahrhundert stammenden Composition. Während dieses feierlichen Gesanges ist der Platz vor der Kapelle ganz besonders von Andächtigen gefüllt. Neben schweizer Bauersfrauen knieen Geistliche in schwarzer Soutane, Damen in elegantem Reisecostüm, alle von dem Gedanken beseelt, ihr Herz der gnadenbringenden Jungfrau auszuschütten und sie um Erhörung ihrer Bitten anzuflehen. Man kann sich dem Gefühle nicht entziehen, daß der Anblick dieser inbrünstig Betenden etwas ungemein Rührendes hat. Der Anblick der Andächtigen veranlaßte Goethe zu schreiben: „Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes und leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden!" Die Wände in der Nähe der Eingangsthür sind mit Namen dicht bedeckt, die die Wallfahrer mit Bleistift darauf schreiben, ehe sie die Kirche verlassen. Daß die Andachtsübungen der Pilger zu sehr unchristlichen Speculationen Veranlassung gaben, sahen wir an den immer wiederkehrenden Warnungstafeln, auf denen fettgedruckt steht: „Hütet Euch vor Taschendieben. Méfiez-vous de voleurs." Nach dem Salve Regina drängten sich alle Kirchenbesucher mit kleinen und großen Packeten in der Hand zu einem Seitenaltare, hinter dessen Eisengitter ein Geistlicher stand und aus einem Buche lateinische Gebete vorlas. Nach Beendigung des Gebets enthüllten die Zuhörer ihre Packete. Es kamen große und kleine Crucifixe, Rosenkränze, Gebetbücher, Weihwasserschalen und Heiligenbilder zum Vorschein, die der Geistliche weihen sollte. Den Weihwasserwedel tauchte er in das geweihte Naß und besprengte damit die Anwesenden und ihre Devotionalien. Eine Führung durch die Kirche durch angestellte Führer wird nicht gestattet. Jeder Fremde muß sich dort selbst, am besten aus dem im Orte erhältlichen kleinen Fremdenführerbüchlein, orientiren. Im Kloster werden nur sehr wenige Räumlichkeiten gezeigt. Da mir aber daran lag, recht viele zu sehen, mußte ich mich dem Aufsicht führenden Pater melden lassen, der mir Manches im Kloster zeigte, was sonst selten Jemand zu sehen bekommt. Wir durchschritten endlose, mit Fliesen belegte Gänge, an denen die Zellen der Mönche liegen. Als ich eine Frage an den mich begleitenden Pater richten wollte, hielt er mir beinahe den Mund und sich die Ohren zu. Schweigend gingen wir lange Zeit neben einander, bis er mir endlich erklärte, auf diesen Gängen herrsche ewiges Silentium, damit die Patres in ihren Zellen nicht gestört würden! Die Bezeichnung Zelle paßt für die Wohnräume der Benediktinermönche gar nicht. Es sind geräumige, behaglich eingerichtete Zimmer mit Bücherschrank und Schreibtisch. Eine Gardine umschließt ihr Lager, elektrische Lampen erhellen den Raum bei eintretender Dunkelheit. Bei den Kapuzinern ist dagegen eine möglichst enge Zelle in den Ordensregeln vorgeschrieben. Mein Begleiter schritt schnell neben mir her, kaum den Blick vom Boden erhebend, seine Lippen bewegten sich fortwährend, Gebete murmelnd. In der Bibliothek, die fünfzigtausend Bände enthält, wurde er gesprächiger. Es schien ihm Vergnügen zu bereiten, die alten Folianten hervorzulangen und sie durchblätternd mir zu zeigen. Die Sammlung enthält Stücke von hohem Alter und Werth. Wohl die älteste darin befindliche Handschrift ist der „Regionator Einsiedlensis", eine Reisebeschreibung Roms und Sammlung römischer Inschriften, die ein alemannischer Pilger im achten Jahrhundert aufzeichnete. Das Vaterunser sehen wir hier in allen Sprachen der Erde gedruckt, und sauber geschriebene, prachtvoll erhaltene Pergamente mit künstlerisch gemalten Initialen. Ferner ist hier die vollständige Correspondenz Napoleon's I. aufbewahrt. Napoleon III. ist durch seine „Geschichte Julius Cäsar's" vertreten. Die Bibliothek ist ein hoher Saal, in dem die Bücher bis an die Decke aufgestellt sind. In halber Höhe führt eine Galerie um die Wände herum. Von den öden Corridoren, die wir jetzt wieder durchschritten, sieht man herunter in die Klostergärten, in hübsche, schattige, wohlgepflegte Blumen- und Gemüsegärten, in denen zwischen Lauben und Baumgängen Springbrunnen sprudeln. Lesend gingen einige Mönche auf und ab. Zunächst kommen wir in den Fürstensaal, in dem weltliche und geistliche Würdenträger empfangen werden. An den Wänden hängen die lebensgroßen, vorzüglichen Oelbilder Papst Pius IX., Napoleon's III. und seiner Gemahlin Eugenie, des Kaisers von Oesterreich und seiner Gemahlin, die ganz besonders vorzüglich getroffen ist, des Kronprinzen Rudolf als Knaben, Königs Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm's I. Die beiden zuletzt genannten Herrscher schenkten dem Kloster ihre Bilder, weil sie als Oberhäupter der Hohenzollernfamilie, aus der der heilige Meinrad stammte, eine gewisse Zugehörigkeit zum Kloster dadurch documentiren wollten. Zwei große Oelbilder, Geschenke des Fürsten Karl Anton Meinrad von Hohenzollern-Sigmaringen, stellen eim Predigt des heiligen Meinrad auf dem Etzel und die Schenkung des Marienbildes von der Aebtissin des Frauenmünsterklosters in Zürich dar. Die Figuren sind Porträts der fürstlichen Familie. In der Mitte des Saales steht ein großer Tisch. Ueber ihn ist als Decke der Zeltteppich des türkischen Oberbefehlshabers, Kara Mustafa's, gebreitet, der bei der Befreiung Wiens 1683 den Siegern in die Hände fiel, die ihn dem Kloster weihten. Die Saaldecke schmücken Fresken von Deschwanden. Im Mittelstück nimmt Christus als Hohepriester die Einweihung der Marienkapelle vor. Hinter dem Hauptaltare, vom Kirchenschiff aus ungesehen, liegt der obere Chor, auf dem die Mönche ihre Andachtsübungen abhalten und während der Gottesdienste singen. Hier stehen prachtvoll geschnitzte Chorstühle und ein schwarzer Marmoraltar mit Reliquien vom heiligen Benedikt. Als Altarbild ist die Kreuzigung Christi gemalt. Die prächtigen Freskengemälde an Wänden und Decke, die schwarzen Marmorsäulen zu Seiten des Altars, zwischen denen man in das große Kirchenschiff hinuntersehen kann, verleihen dem würdig geschmückten Gotteshause etwas ungemein Vornehmes. Im Kloster befindet sich noch eine Klosterschule, ein Gymnasium, dessen Lehrkräfte der Zahl der Mönche entnommen werden. Hundertachtzig Schüler sind Alumnen, die neben dem Unterricht Wohnung und Kost im Kloster erhalten. Ungefähr siebzig wohnen noch in der Stadt und genießen nur den Unterricht im Kloster. Die Mehrzahl der Klosterschüler, die alle schwarz gekleidet sind, wie die Mönche, nur ohne deren Soutane, erwählen den geist-

lichen Beruf. Aber auch tüchtige Aerzte und Juristen sind aus den einstigen Einsiedler Klosterschülern hervorgegangen. Die Einrichtung dieses Alumnats erinnert an die der sächsischen Fürstenschulen. Neben den Spielplätzen und Kegelbahnen fehlt hier sogar das Theater nicht. Eine Bühne im Kloster! Darauf werden sogar höchst profane Stücke aufgeführt, wie „Wilhelm Tell", „Czar und Zimmermann", „Waffenschmied". Die Musik liebenden Patres bilden bei der Aufführung das Orchester und die Zöglinge sind die Schauspieler. Die Musik ist im Kloster seit seinem Bestehen mit ganz besonderer Vorliebe gepflegt worden. Das Salve Regina und viele andere geistliche Lieder sind von den Patres schon vor mehreren hundert Jahren componirt worden. Erwartungsvoll fragte ich meinen schweigsamen Begleiter nach der Schatzkammer, von deren kostbarem Inhalt: Kronen, Büsten, Steinen und Bildern Goethe so eingehend erzählt. Zu meiner Enttäuschung mußte ich aber hören, daß sie während der französischen Revolution ihres Inhaltes beraubt wurde und seitdem nicht mehr vorhanden ist. Nach Goethe's Bericht war sie sehr reichhaltig, ihre Vernichtung ist daher außerordentlich zu beklagen. Hier nahm ich Abschied von meinem Begleiter. — Die Klostergebäude bilden einen großen Complex, denn das Kloster treibt auch Landwirthschaft, besonders Schaf- und Pferdezucht. Zur Zeit standen 70 Pferde in den Ställen, kräftige Arbeitspferde, die gern gekauft werden. In dem einen Hof waren zwei Mönche damit beschäftigt, Wolle, die sie den Schafen eben abgeschoren hatten, durchzuhecheln. Eine Schmiede-, Tischler- und Schlosserwerkstatt ist ebenfalls in den Klostergebäuden untergebracht, so daß eine Wanderung durch dieselben geraume Zeit in Anspruch nimmt. — In der nächsten Umgebung Einsiedelns giebt es verschiedene Orte, an denen der heilige Meinrad der Sage nach gern verweilte. Auf der Meinradshöhe steht seine Statue, zu der die Pilger des Abends mit Fackeln und bunten Lampions hinaufwandern, ein anziehendes Bild, diese schimmernden, beweglichen Lichter in der Abenddämmerung.

In Einsiedeln befindet sich dem Kloster gegenüber die größte Verlags- und Kunstanstalt der Schweiz von Benziger. Ein Besuch derselben ist in hohem Grade lohnend und belehrend. Für seine Verdienste um die katholische Literatur und christliche Kunst erhielt Benziger die Erlaubniß, das päpstliche Wappen zu führen, das am Giebel seines Hauses prangt. 1888 bekam er die höchste päpstliche Auszeichnung, die goldene Medaille, für seine hervorragende Betheiligung an der vaticanischen Ausstellung. Sein Institut darf er seitdem „Päpstliches Institut für christliche Kunst" nennen. Zur Zeit arbeitete man an dem Drucke einer neuen Kunstgeschichte von Dr. Albert Kuhn, die an eleganter Ausstattung, farbigen Bildern und der großen Anzahl Holzschnitte zum Beispiel die Lübke'sche Kunstgeschichte bei Weitem übertrifft. Besonders hat sich die Firma durch die Herausgabe der gehaltvollen Zeitschrift „Die alte und neue Welt" bekannt gemacht, die durch ihren gediegenen Inhalt ein weites Absatzgebiet gefunden hat. In Köln und Waldshut besitzt Benziger Filialen, auch in Neuyork, Cincinnati und Chicago, wo kirchliche Kunstgegenstände, Rosenkränze, lebensgroße bunte Heiligenstatuen, Kelche, Reliquienschreine hergestellt werden, die sich durch ihre künstlerische, geschmackvolle Ausführung vor allen anderen Gegenständen dieser Art auf das Vortheilhafteste auszeichnen.

Den Pilgern zur Erbauung hat eine Actiengesellschaft ein Panorama, die Kreuzigung Christi darstellend, unweit des Klosters erbaut. Auf dem Wege dorthin sah ich, daß die Einsiedeler auch weltlichen Dingen nicht ganz abhold sind. Hinter dem Kloster wurde ein großer Circus abgebrochen, der während einiger Tage hier Vorstellungen gegeben hatte. Das Gewirr von Zelten und Wagen bot einen eigenthümlichen Anblick vor den düsteren Klostermauern, den ernsten Kirchthürmen und den vergoldeten Crucifixen im Hintergrunde. Unter den Zuschauern beim Zusammenbruche des Circus befand sich auch ein altes Mütterchen in Schweizertracht, mit großem Regenschirm und dickem Gebetbuch unter dem Arm. Ihr spärliches Haar war in dünnem Zopfe, in den ein weißes Leinenband eingeflochten war, um den Hinterkopf gelegt. Durch das Ganze war eine Nadel mit großem eiförmigen Kopfe gesteckt, eine Silberfiligranarbeit, stark vergoldet. Wie ich erfuhr, ist das die Haartracht der alten Jungfern. Ein einziges Mal in der Woche lassen sie sich so frisiren und ein weißes Band in den Zopf flechten. Selbst während der Nacht ändern sie diese Frisur nicht. Nur wenn das weiße Band nicht mehr ganz weiß ist, wird es aus dem Haar entfernt, gewaschen und, wenn es trocken ist, sofort wieder hineingeflochten. Der Beschauer der „Kreuzigung Christi" steht im Panorama an der Stelle, an der man sich die Grabeskirche in Jerusalem zu denken hat. Die Maler des Bildes, die die erforderlichen landschaftlichen Studien an Ort und Stelle gemacht haben, sind Joseph Krieger aus Salzburg und William R. Leigh aus Baltimore. Die Kreuzigungsgruppe, in der wir alle in der Bibel erwähnten und von der Legende dorthin versetzten Personen wiederfinden, ist ungemein plastisch und wirkungsvoll ausgearbeitet. Man kann sich sogar dem Eindrucke nicht verschließen, daß sie Aehnlichkeit mit der Klinger'schen Kreuzigung hat. Ebenso ist die Figur des Judas Ischarioth, der mit einem Strick in der Hand in die Wüste eilt, um sich zu erhängen, sehr ergreifend dargestellt. Die Figuren, die den Hintergrund beleben, sind dagegen so schablonenhaft und unfertig, daß sie deshalb völlig die Wirkung verfehlen, die sie bei genügend künstlerischer Ausarbeitung ohne Zweifel auf den Beschauer ausüben würden.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß unter den Gelehrten, die aus Einsiedeln hervorgegangen sind, der berüchtigte Theophrastus Paracelsus von Hohenheim sich befunden hat. Er war Chemiker und Mediciner, verfaßte auch theologische Bücher und über zweihundert philosophischen Inhalts. Die Menge hielt ihn für einen Zauberer und Hexenkünstler. Zu dieser Annahme mag wohl seine bilderreiche, phantasievolle Sprache geführt haben, in die er seine Gedanken zu kleiden liebte, und sein marktschreierisches Wesen, mit dem er auf öffentlichen Plätzen die von ihm entdeckten Heilmittel anpries. Thatsächlich fand er bei dem Suchen nach „dem Steine der Weisen" und einer „Universalmedicin" manche werthvolle Heilmittel. 1526 wirkte er als Stadtphysicus in Basel und hielt an der dortigen Hochschule zahlreich besuchte Vorlesungen. Nach einem Zwist mit dem Baseler Stadtrath verließ er die Stadt und zog ruhelos durch die Schweiz, durch Deutschland und durch den Elsaß. Sein Grabmal befindet sich in der Sebastianskirche zu Salzburg.

Bücherbesprechung.

— Alte Gedanken neu gedacht — Und in Knüttelverslein gebracht — Für Jung und Alt zu mäß'gem Genuß — Von Till Eulenspiegel posthumus. Verlag von Franz Wunder in Göttingen. Preis 1 M. — Auf sorgsam abgewogene Wahl der Worte und süßen Wohllaut der Sprache legt dieser moderne Schalk wenig Gewicht. Auch auf einen Versfuß mehr oder weniger kommt es ihm nicht an. Auf ungeschminkte Wahrheit und handgreifliche Deutlichkeit hat er es abgesehen. Und er braucht deshalb noch keineswegs zu fürchten, man werde ihm seinen Spruch (S. 11) entgegenhalten:

> Die Feinheit moderner Dichter, mein Kind,
> Besteht darin, daß sie gewöhnlich sind.

Nein, gewöhnlich wird er ganz und gar nicht; er redet nur, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und um so eher darf er darauf rechnen, Verständniß zu finden. Es ist ihm wohlbekannt, daß selbst die besten gedruckten Lebensregeln einen tactlosen Menschen nicht in einen rücksichtsvollen wandeln:

S. 60. Tact als musikalisches Element
Bringt man bei selbst gelehrigen Pferden,
Doch das, was man beim Menschen den Tact benennt,
Muß angeboren werden.

Aber darum alles Lehren für unnütz zu halten, wäre gleichwohl verkehrt.

S. 61. Wer hofft, daß der Mensch 'mal vollkommen sein wird,
Der ist ein Schwärmer! — Indessen
Wer nicht selbst dran arbeitet unbeirrt,
Hat der Menschheit Beruf vergessen.

Besonders hoch rechnen wir ihm an, daß er nicht zu den Selbstgewissen gehört, die da glauben, die Weisheit in Erbpacht zu haben:

S. 8. Dem wirklich Weisen ist übrigens klar,
Was er oft für ein riesiger Schafskopf war.

Wir wünschen, das frische Büchlein mit seinen gesunden Wahrheiten möge die gebührende Würdigung finden. K. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 2. Sonnabend, den 5. Januar, Abends. 1901.

Ehstland.

Ehstland interessirt uns um des deutschen Elementes willen, das dort ebenso wie in den beiden südlicher gelegenen Provinzen Kurland und Livland immer noch den wichtigsten Bestandtheil der Bevölkerung bildet. Ja, unsere Sympathien für unsere dortigen Stammesgenossen werden um so lebendiger sein, je schwerer ihnen die Bethätigung ihres Deutschthums gemacht wird. Es ist ja leider eine bekannte Thatsache, daß die deutsche Cultur in den Ostseeprovinzen mit allen Mitteln schlauer Berechnung und brutaler Gewalt vernichtet wird. Diese Zurückdrängung des deutschen Elementes spricht aber nicht nur aller Gerechtigkeit, sicher auch aller staatsmännischen Weisheit Hohn, sondern sie steht auch in geradem Gegensatze zur geschichtlichen Entwickelung. Denn erst seit der Einwanderung der deutschen Ritter und Kaufleute kann man von einer Geschichte der Ostseeprovinzen reden, und der deutsche Einfluß ist seitdem immer maßgebend gewesen.

Das Erste, was die Geschichte Ehstlands berichtet, ist die Besiegung der heidnischen Ehsten, die bis dahin als Seeräuber die Ostsee weithin unsicher gemacht hatten; Waldemar II. von Dänemark war es, der ihnen 1219 das Handwerk legte. Auf den Trümmern der alten ehstnischen Burg Lindanise wurde eine dänische Feste errichtet; die Natur der Küste gab ihr den Namen Revel (d. h. Riff). Die Erinnerung an diese dänische Episode ist nicht verschwunden: die Ehsten nennen Reval noch heute Tallinna, Dänenburg, und der Danebrog ist das „kleine" Wappen der Stadt geblieben. Aber doch war diese Besetzung Ehstlands durch die Dänen nur eben eine Episode; denn schon 1227 kamen die deutschen Schwertritter ins Land. Im blutigen Kämpfen stritt man ohne dauernden Erfolg um die Oberherrschaft, bis 1347 die deutschen Ritter den Dänen das Land abkauften. Aber schon lange vorher hatte der deutsche Einfluß geherrscht; deutsche Handelsherren hatten sich am Fuß der Feste angebaut und der Hafen Revals bildete einen wichtigen Stützpunkt der Hansa. Zwar kam das Land im 16. Jahrhundert unter schwedische Botmäßigkeit und 1710 unter russische Herrschaft, aber der deutsche Charakter verlor sich nicht, und Peter der Große schützte in klarer Erkenntniß dessen, wie wichtig die deutsche Bildung für sein Land sei, ausdrücklich „Gewissensfreiheit, deutsche Verwaltung, deutsches Recht und alle bereits vorhandenen Privilegien". Und so wurde es gehalten über 150 Jahre. Die Deutschen aus den Ostseeprovinzen waren die besten Rathgeber der Czaren, die Verhältnisse, die hier herrschten, wurden zum Theil vorbildlich für die russischen; so wurde z. B. die Leibeigenschaft hier früher aufgehoben, als im eigentlichen Rußland. Charakteristisch für das Verhältniß der Czaren zu den Ostseeprovinzen ist ein Wort Nicolaus' I.: „Nirgends lege ich mich unbewacht ruhiger schlafen, als in den deutschen Provinzen." Aber dann kam der Umschlag. In den 60er Jahren begann die Russificirung, eine Frucht des großen Moskauer Slavencongresses von 1867. Im großen Stile wurde sie dann 1885 wieder aufgenommen und consequent durchgeführt. Den Erfolg spürt man überall: Gericht und Schule, Presse und Wissenschaft sind in russischer Gewalt. Deutsch-protestantisch ist nur noch die Kirche, und so sind die Verfolgungen der protestantischen Geistlichen und Eltern eigentlich das Einzige, was die Zeitungen noch von der Russificirung der Ostseeprovinzen zu berichten haben. Es ist ja bekanntlich in Rußland verboten, aus der griechisch-katholischen Staatskirche auszutreten. Nun wurden in den 60er Jahren die ehstnischen und lettischen Bauern durch Vertheilung von Staatsland zum Theil verleitet, aus der evangelischen Kirche auszutreten. Als sie dann ihr Unrecht einsahen und wieder zu ihrem alten Glauben zurückkehren wollten, machten die Staatsgesetze ihnen das unmöglich. Und noch jetzt ist es den protestantischen Geistlichen streng verboten, auch nur die Nachkommen der damals Uebergetretenen zum Abendmahl zuzulassen oder zu trauen; Zuwiderhandelnde werden mit zeitweiliger oder gänzlicher Amtsentsetzung, Gefängniß, ja sogar Verschickung nach Sibirien bestraft. Thatsächlich ist nun jeder baltische Pastor niemals seiner Freiheit sicher; unter denen, die sich zu seiner Kirche halten, sind, ohne daß er es controliren kann, immer solche, deren Eltern oder Großeltern früher einmal griechisch-katholisch waren. Es ist nun zwar eine besondere Anklage nothwendig; aber wie leicht kann gerade dadurch ein Geistlicher das Opfer persönlichen Hasses werden. So melden auch die baltischen Zeitungen immer wieder solche Verurtheilungen von Pastoren, natürlich ohne jede Kritik, meist auch ohne Angabe des Grundes der Verurtheilung; die Censur sorgt schon dafür, daß von alledem nicht zu viel in die Oeffentlichkeit dringt. Es ist der höchsten Bewunderung werth, wie unerschrocken trotzdem die evangelischen Geistlichen thun, was ihr Gewissen ihnen vorschreibt. Eigenthümliches wird ihnen manchmal zugemuthet. So wurde ihnen voriges Jahr vorgeschrieben, im öffentlichen Gottesdienste für den Uebertritt einer Großfürstin vom lutherischen zum griechisch-katholischen Bekenntniß zu danken. Theils haben sie da nur die betreffende Verfügung vorgelesen, theils das Eintreten des Czaren für sein Bekenntniß den Lutheranern als Vorbild für ihren Glauben hingestellt.

So kann man in kirchlichen Dingen noch von Russificirungsversuchen reden. Im Uebrigen ist aber, soweit überall äußerliche Mittel dabei etwas erreichen können, die Russificirung eine vollendete Thatsache. Am furchtbarsten zeigt sich der Erfolg wohl im Schulwesen. Das Schulwesen hatte sich in den baltischen Provinzen unter dem deutschen Einfluß trefflich entwickelt. Neben guten deutschen Gymnasien wurden durch den deutschen Adel lettische und ehstnische Lehrerseminare unterhalten. Die allgemeine Bildung war so fortgeschritten, daß sich häufig Angehörige des Bauernstandes zu Aerzten, Predigern und Schriftstellern emporarbeiteten. Noch jetzt fallen einem in den Ostseeprovinzen in der Gesellschaft häufig Herren auf, die etwas kleiner sind als die übrigen und einen offenbar mongolischen Typus zeigen: das sind akademisch gebildete Ehsten. Da erschien 1885 der Erlaß, der das Russische zur officiellen Sprache erhob. Bei dem plötzlichen Uebergang — es waren ja nur verhältnißmäßig wenige des Russischen mächtig — entstand eine unbeschreibliche Verwirrung auch im Schulwesen. Lehrer, die das Russische beherrschten, gab es nur in geringer Anzahl. So wurden sie zu Hunderten ihres Amtes entsetzt. Die einzige Empfehlung, die es für die Neubewerber gab, war die Kenntniß der russischen Sprache. Junge Burschen von 17—18 Jahren, sogar Unconfirmirte wurden Lehrer; irgendwelche Seminarbildung fehlte ihnen vollständig, sie hatten nur die Volksschule besucht. Unter Denen, die damals zu Erziehern des Volkes eingesetzt wurden, fehlten sogar solche nicht, deren bisheriges Gewerbe der Pferdediebstahl war. Zu solchen Lehrern hatten die Eltern kein Vertrauen; ihr Bestreben, ihre Kinder diesen Menschen nicht anzuvertrauen, wurde durch die Regierung unterstützt: die bisherige strenge Durchführung des Schulzwangs hörte auf. Und wenn jetzt die Kinder, nachdem sie vom 8. bis 10. Jahre nach der Vorschrift der Schulordnung von den Eltern im Schreiben, Lesen und Katechismus unterrichtet worden sind, zur Schule kommen, so lernen sie da weder die russische noch ihre Muttersprache ordentlich sprechen und schreiben. Dasselbe ist bei den Gymnasien und Realschulen der Fall. Die Schüler müssen drei Sprachen beherrschen: deutsch, russisch und ehstnisch oder lettisch. Es ist eine allgemeine Klage, daß die Abiturienten der baltischen Mittelschulen weder deutsch noch russisch schreiben können. Der russische

Curator, dem man dies einmal vorstellte, hat aber daraufhin nur gesagt: Man muß eben eine Generation opfern; die nächste spricht dann nur russisch. Und wenn das nur das Einzige wäre. Aber mit der russischen Sprache und den russischen Lehrern kam die russische Methode. Nach dieser ist der Lehrer nicht der Leiter des lebendigen Unterrichts, nicht der Erzieher, der auf das Individuelle seiner Schüler eingeht, sondern der maschinenartige Vermittler des todten Lehrstoffes, der von einem persönlichen Verhältniß zu seinem Schüler nichts weiß und nichts wissen darf. Der Lehrplan läßt ihm keine Freiheit der Bewegung. Kommen Eltern zu einem russischen Lehrer, um Auskunft über ihr Kind zu verlangen, so wird ihnen zur Antwort: Was geht das mich an? Wie sehr die Lehrer in allerlei Bestimmungen verstrickt sind, zeigt die Thatsache, daß einmal die Genehmigung des Czaren eingeholt werden mußte, als eine Schülerin eines Gymnasiums vom deutschen Unterricht dispensirt werden sollte. Ein andermal mußte der Unterrichtsminister entscheiden, ob ein Knabe versetzt werden könne oder nicht; die Bestimmungen ließen weder den Lehrern noch dem Curator die Versetzung ohne weiteres zu. Wohl giebt es unter den vielen Commissionen in Rußland, die eine Besserung der Zustände in diesem Riesenreich herbeiführen sollen, auch eine, die sich mit der Stellung der Gymnasiallehrer befaßt; aber die Mitgliedschaft bei diesen Commissionen scheint nur eine Sinecure für höhere Beamte zu sein. Einen praktischen Erfolg haben sie fast nie. So giebt es in den baltischen Provinzen keine von deutschem Geist getragenen Schulen mehr. Dem Adel wurde freigestellt, seine Seminarien, seine alten Dom- und Ritterschulen zu schließen oder russischen Händen zu übergeben. Er wählte das erstere; denn er wollte nicht zur Ruinirung seiner Nationalität auch noch Geld hergeben. Nicht anders ging es der Universität Dorpat. Die deutschen Professoren wurden einfach nicht mehr bestätigt; russische traten an ihre Stelle. Die Studenten verlernten den Sinn des Wortes akademische Freiheit; giebt es ja auch in der russischen Sprache, die sie nun sprechen mußten, kein Wort dafür. Ihre Verbindungen mußten sie aufgeben; Studentenmützen zu tragen ist in Rußland ein Verbrechen. Die wenig schöne schwarze Uniform mit den blaugrünen Aufschlägen sollte fortan ihre Tracht sein, damit sie jedem Polizeibeamten sofort kenntlich seien. Jetzt ist Dorpat keine Hochschule mehr, an der der freie akademische Bürger die Wissenschaft mit Freude und Freiheit in sich aufnimmt, wie es ihm ein innerer Drang befiehlt, sondern nur eine russische Universität, d. h. eine Dressuranstalt, die der künftige Beamte, Arzt u. s. w. durchmachen muß, damit er später dem Staate dienen kann. Daraus folgt auch schon, daß die Professoren ebenso wenig frei sind; auch ihre wissenschaftliche Forschung steht unter Staatsaufsicht. Das beste Zeichen für die vollendete Russificirung der Dorpater Universität ist das Ausbrechen von Studentenunruhen, die die Regierung in ganz Rußland durch Chikanen und Zwangsmaßregeln herbeiführt. Charakteristisch ist es auch, daß im vorigen Jahre 208 Studenten, der sechste Theil aller Immatriculirten, in Dorpat wegen völliger Mittellosigkeit vom Studium ausgeschlossen wurden. Fast muß man sich freuen, daß die Stadt officiell nicht mehr den alten guten Namen Dorpat trägt, sondern den russischen Jurjew. Das Furchtbarste dabei ist, daß die leitenden Persönlichkeiten deutlich sahen, daß das deutsche Schulwesen das russische bei Weitem übertreffe. Es überläuft einen, wenn man hört, daß der Curator Kapustin gesagt hat: „Was schadet's, wenn die Balten in ihrer Bildung um 100 bis 200 Jahre zurückgehen; wenn sie nur gut russisch werden." Und der russische Unterrichtsminister fügte dem hinzu: „Besser, das russische Volk schlafe weiter, als daß es zu ungesundem Leben erwache." Es ist eine furchtbare Ironie, die in der russischen Bezeichnung „Ministerium für Volksaufklärung" liegt.

Die Tragödie, die die Entwickelung des baltischen Schulwesens seit 1885 zeigt, hat eine Parallele in der Geschichte des Beamtenstandes. Früher bekleideten gründlich vorgebildete Deutsche die angesehenen Stellen. Jetzt herrscht der russische Charakter auch hier vor mit allen seinen Mißständen: Bestechlichkeit, Umständlichkeit, Herrschaft des Buchstabens, Geldschrauberei, Unterwürfigkeit jedem Vorgesetzten gegenüber u. s. w. Man muß nur einen russischen Unterbeamten sehen, wie er z. B. die einfachste Addition nicht ohne seine Rechenmaschine ausführt oder wie er sich in seiner Uniformmütze und seinen Orden und Medaillen, die nie von der Brust kommen, gefällt. — Ein Hauptmittel der Russificirung war und ist die Censur. Es darf ja in Rußland so viel nicht gedruckt werden, daß der Preßbehörde nichts Anderes übrig bleibt, als den Zeitungen durch Circular bekannt zu geben, was sie veröffentlichen dürfen, was nicht. Die Zeitungen und Bücher, die aus dem Ausland kommen, werden erst durchgesehen, bevor sie den Empfängern ausgehändigt werden; anstößige Stellen werden einfach mit Druckerschwärze überstrichen. Diese Censur erstreckt sich auch auf die Briefe. Als 1898 in St. Petersburg Studentenunruhen ausbrachen, wurden alle Briefe, die von dort nach Ehstland kamen, geöffnet und, wenn sie Nachrichten über die Unruhen enthielten, vernichtet. Man begreift da, daß Rußland einen großen Beamtenstaat braucht, und daß es dementsprechend auch an unlauteren Elementen darunter nicht fehlt. Natürlich geht selbst bei der strengsten Ueberwachung mancherlei ungestraft durch. Auch fehlt es bei der Willkür und mangelhaften Bildung der Censoren nicht an allerlei komischen Bestimmungen. Das Lied Ein feste Burg darf in Ehstland nicht mehr gedruckt werden, weil ja die evangelischen Deutschen den alt' bösen Feind und das Reich auf Rußland deuten würden. Und was wäre das für ein Gedanke, daß den Deutschen das Russische Reich gehören sollte! Ein anderer Censor strich in dem Satz: „die Kosaken reiten auf kleinen schmächtigen Pferden" die beiden nach seiner Meinung für Rußland beleidigenden Eigenschaftswörter, ohne sich zu überlegen, welche Weisheit der Satz nun aussprach. Es ist aber leicht verständlich, wie eine derartige Ueberwachung die Verbreitung deutscher Ideale ebenso erschwert, wie sie die Agitation für alles Russische erleichtert. So ist man in den Ostseeprovinzen jetzt so weit, daß es nur noch möglich ist, deutsch zu fühlen. Aeußerlich ist Alles russisch; aber dabei bleibt es auch. Das Herz der Gebildeten ist deutsch geblieben.

Ungemein charakteristisch für diese Verhältnisse ist das Aeußere der Hauptstadt Ehstlands. Schon wenn man von der Seeseite kommt und allmälig die alte malerische Stadt mit ihren vielen Thürmen aus den Fluthen auftauchen sieht, stören einen die fünf goldstrotzenden Kuppeln der neuen russischen Kirche, die neben dem alten Dom in der Oberstadt gebaut worden ist. Jetzt beherrschen nicht mehr deutsche Thürme allein das Stadtbild, sondern ein grundfremdes Element hat sich mit seinem blinkenden Aeußern als Störenfried eingedrängt. Und dieses Zeugniß fremder Gewalt steht auf einem Boden, der der ehstländischen deutschen Ritterschaft gehörte und ihr nur mit Zwang weggenommen worden ist. Dasselbe Nebeneinander von Deutschem und Russischem wiederholt sich nun auch in der Stadt selbst. Ueberall erkennt man an den engen gebogenen Straßen, an den Giebeldächern, an der alten Stadtmauer mit ihren hübschen Thürmen die deutsche Hansastadt. Doch sie hat ein fremdes Gewand angezogen. Die Schilder an den Straßen und Geschäften zeigen russische Buchstaben; russische Polizisten stehen an den Ecken und russische Uniformen beleben die Straßen. Aber wenn man dann die russischen Geschäftsschilder liest, entdeckt man unter der fremden Verkleidung gute deutsche Namen, manchmal mit lächerlichen Veränderungen. Denn das Russische hat für unser H keinen genau entsprechenden Laut und umschreibt es daher meist mit g; so wird Hase zu Gase, Held zu Geld, Hans zu Gans. Gerade die zahlreichen Uniformen, die man in Reval wie in jeder russischen Stadt sieht, sind ein charakteristisches Zeichen für die russischen Verhältnisse. Nicht nur die Soldaten tragen hier Uniform, sondern jeder Beamte, jeder Student; ja selbst die Gymnasiasten und ihre Lehrer haben ihre Uniform. Und wenn nicht die ganze Uniform getragen wird, so zeigt wenigstens die Mütze den Stand ihres Inhabers an. Das scheint ja zunächst harmlos; aber wenn man erfährt, daß auch dies nur ein Mittel zur allgemeinen Ueberwachung jedes Einzelnen ist, so lernt man auch diese Aeußerlichkeit anders beurtheilen. Die Regierung fühlt sich nicht sicher, darum diese Furcht vor Nihilisten, dieses Mißtrauen gegen Jedermann. Die Stadt Reval zeigt trotz ihrer 60000 Einwohner nicht das Leben, das man eigentlich erwarten sollte. Die Oberstadt, kurz Dom genannt, mit der ältesten lutherischen Kirche und den Häusern der Ritterschaft liegt fast verlassen da. Wer irgend kann und nicht durch sein Amt oder schulpflichtige Kinder in der Stadt festgehalten wird, hat sich unter dem Einfluß der Russificirung aufs Land zurückgezogen. Denn selbst im Winter leidet das gesellige Leben in der Stadt durch den Zwiespalt zwischen den deutschen Adeligen und den russischen höheren Beamten. Ein eigentlicher Verkehr findet zwischen diesen Kreisen nicht statt; lernen ja die russischen Officiere und Beamten nicht einmal alle Deutsch, mögen sie auch eine ganze Reihe von

Jahren in den deutschen Provinzen leben. Nur zu den Terminzeiten im März, Juni und September ist Reval belebt; dann aber ist auch kein einziges Zimmer in der ganzen Stadt zu haben. Das Leben auf dem Lande ist natürlich sehr gesellig, wie ja überhaupt die Gastfreundschaft und persönliche Liebenswürdigkeit nicht nur der Balten, sondern auch der Russen mit vollem Recht berühmt sind.

Landschaftlich bietet Ehstland wenig; die hübschesten Theile sind noch die Küsten. Im Allgemeinen sorgen nur die hellen Nächte im Sommer für die Schönheit der Natur: Das Dunkelroth der Abenddämmerung geht fast unmerklich in das des Morgens über und herrlich sind die Färbungen, die sich dann zeigen. Das Land selbst macht einen armen Eindruck. Sümpfe und Moräste wechseln mit flachen, öden Feldern, aus denen Niemand die vielen großen und kleinen Feldsteine heraus schaffen läßt. Die Wege sind fast gar nicht gepflegt; sobald es geregnet hat, bilden sie eine weiche Schlammmasse, durch die sich selbst der Wagen nur schwer hindurcharbeitet. Ab und zu führt der Weg durch einen Fluß; Brücken giebt es bei Weitem nicht überall. Aber wenn man länger im Lande lebt, findet man für alles dies eine Erklärung. Die Felder von Steinen zu säubern, verlohnt sich nicht; die Arbeit ist theurer als der Boden. Die Straßen in ordentlichem Zustande zu halten und Brücken zu bauen, wäre den Gutsbesitzern und Bauern, denen diese Arbeit von der Regierung übertragen ist, ebenfalls zu kostspielig; der Verkehr ist zu gering und die Entfernungen zu groß, als daß ein wirklicher Erfolg vorauszusehen wäre. Man muß eben hier mit ganz anderen Ausdehnungen rechnen als bei uns. — Der ehstnische Bauer stellt nur geringe Ansprüche an das Leben. Aus flachen Feldsteinen, kaum mit Mörtel verbunden, oder aus Holzbalken sind die Wände seines Hauses geschichtet, das immer nur aus einem Geschoß besteht. Seine Kleidung ist ein Schafpelz oder Leinwandkittel und fast scheint es, als gehörte Schmutz und struppiger Bart nothwendig dazu. Es giebt auch unter den Ehsten solche, die nach der Aufhebung der Leibeigenschaft durch ihrer Hände Arbeit zu wohlhabenden Leuten geworden sind; aber im Allgemeinen zeigen sie dann ihren alten Herren gegenüber ihr Selbstbewußtsein nur durch verdoppelte Unfreundlichkeit und Ungefälligkeit. Ueberhaupt erscheint der Ehste äußerlich roh und gefühllos, und es ist bezeichnend, daß jedem Fremden zuerst das Wort curat (Teufel) auffällt, mit dem fast jeder Satz beginnt. Für diese Roheit spricht auch das Treiben, das sich Sonntags in den Krügen entwickelt; es kommt nicht selten vor, daß die alten Bauern um staatliche Schließung dieses oder jenes Krugs bitten, weil sie für ihre Söhne fürchten. Ein harmloseres Vergnügen, aber gerade unter den Ehsten sehr beliebt, gewährt die Benutzung der großen Schaukel, die fast in keinem Dorfe fehlt. Als besonderes Fest wird noch der Johannistag gefeiert. Abends zieht dann Alles hinaus aufs Feld. Im leuchtenden Schein des lodernden Feuers wird getanzt und getrunken. Bei solchen Gelegenheiten, wie auch jeden Sonntagnachmittag, zeigt sich auch der sympathischste Zug der Ehsten, die Liebe zum Gesange. Es berührt Einen eigenthümlich, wenn man dann im fernen Land, in fremder Sprache die alten, vertrauten Klänge hört: Am Brunnen vor dem Thore, Freiheit, die ich meine u. s. w. Am Deutlichsten erinnere ich mich noch eines Gottesdienstes, den ich dort erlebt habe. Der Geistliche hatte auf Bitten seiner Gemeinde für den Nachmittag eine Andacht in einer alten Ruine angesetzt, die in seinem Bezirke lag. Schon der Ort war eigenthümlich. Auf einer kleinen Bodenerhebung liegt sie da als ein Wahrzeichen der Gegend, umgeben von einem alten Friedhof mit verfallenen Kreuzen. Die Wände und das Dach lassen noch deutlich erkennen, mit welcher Kunst man die flachen unbehauenen Granitsteine, die der Boden liefert, zu den Spitzbogen und Wölbungen des gothischen Stiles benutzt hat. Besonders zeigen dies die beiden völlig stilgerechten in die Höhe strebenden Wölbungen des Dachs. Der Thurm ist längst dahin; kaum kann man noch durch die enge Thurmtreppe auf das Dach hinauf steigen. Die Gemeinde hatte sich vor der Ruine versammelt, etwa 25 Männer und doppelt so viel Frauen, um den Geistlichen zu erwarten; mit ihm zog man dann in das Innere der Kirche und suchte sich auf den alten Bankresten ein Plätzchen. Es war ein seltsam anziehendes Bild. Auf den von Moosbildungen grünlich schimmernden Wänden lag der Sonnenschein und gab dem Ganzen einen verklärenden Schimmer. In der alten Kapelle standen und saßen die Leute mit dem fremd anmuthenden Aeußeren: die Männer meist mit langem Haar, häufig in der Mitte gescheitelt, die Mütze in der Hand, die Frauen mit den zur alten Tracht gehörigen hohen, runden Hauben, braun, hellviolett, schwarz, weiß, und darüber noch ein Kopftuch. Auch Kinder hatte man mitgebracht, ganz warm eingewickelt und ebenfalls mit Kopftüchern versehen; einige Male fingen sie an zu schreien, aber das liebevolle Klopfen der Mutter brachte sie wieder zur Ruhe. Die Gemeinde schien recht andächtig, besonders der eine alte Mann ganz vorn, der unbeweglich, die Ellbogen aufgestützt, dasaß und den Geistlichen unverwandt ansah. Seltsam unterschied sich von dem Gesichtsausdruck der Ehsten, der deutlich an den asiatischen Ursprung erinnert, und ihrer zum Theil fremdartigen Kleidung das deutsche Gesicht des Pfarrers und sein schwarzer Talar. Er stand hinter einem weißgedeckten Tisch, neben dem alten Steinaltar mit seiner auf Holz gemalten Kreuzigung. Die Feier selbst unterschied sich nur durch die Sprache wesentlich von einem deutschen Gottesdienst; Gebete, Rede und Lieder nach deutschen Choralmelodien wechselten mit einander ab. Und in dem alten Gemäuer wehte für Jeden der Geist der Frömmigkeit, die an kein Land und an keine Zeit gebunden ist.

Dr. Friedrich Meier.

Bücherbesprechungen.

— **Von Kind auf!** Christliche Reden an die liebe Jugend, den Kindern und ihren Freunden nach der Ordnung des Kirchenjahres gehalten von D. P. Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. Dritte, wenig veränderte Auflage. I. Heft (80 Seiten). Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse) 1901. Vollständig in 5 Heften à 80 ₰. — Die zweite Auflage haben wir seiner Zeit — s. die Wissenschaftlichen Beilagen Nr. 43, 71, 76, 104 vom Jahre 1897 — ausfürlich hier besprochen und alle Vorzüge dieser Kaiser'schen Reden gebührend hervorgehoben. Wir können uns mit dem Ausdruck der Freude, daß bereits eine neue Auflage nöthig ward (möge es noch nicht die letzte sein!), damit begnügen, auf unsere damaligen Kritiken, die wir im vollen Umfange aufrecht erhalten, heute einfach zu verweisen. Nur die Bemerkung fügen wir an, daß das Format der Hefte jetzt ein kleineres und für Kinder handlicheres geworden ist, wodurch die Seitenzahl sich etwas erhöht und vermehrt. T.

— H. Wagner, **Das Geistesleben in seiner Sichtbarkeit.** Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1901. X und 146 S. 1 ℳ 80 ₰. — Eine höchst anregende Studie über Wurzel, Wirkung und Wandelung des geistlichen Lebens, eine Dogmatik des vierten Evangeliums in großen Zügen, in der beredten und abgeklärten Sprache, wie sie nur der tief und festgegründete Glaube meistern kann. Der Titel dieser geisterfüllten Essays sollte richtiger lauten: Das Geistesleben in seinem gesetzmäßigen Verlaufe. Jedenfalls wird nicht nur der Theologe, sondern auch der gebildete Christ, welcher reicher Anregung sich gern erfreut, in dem kleinen Büchlein einen Schatz geistlicher Erfahrung und manche Perle des Lebens finden. J. J.

— G. Stosch, Alttestamentliche Studien. V. Theil: **Die Urkunden der Samuelsgeschichte.** Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. IV und 200 S. 2 ℳ 50 ₰; gebdn. 3 ℳ. — Stosch ist ein Meister der biblischen Charakteristik: Die lebensvolle und markige Gestalt des ersten Reformators wird an der Hand der biblischen Urkunden beleuchtet, die seinen Namen an der Stirn tragen. Die Authenticität des Samueltextes ist dem Verfasser Glaubenssache: hier sind die inneren Gründe doch nicht von genügender Beweiskraft. Daß wir den hebräischen Text der Samuelisbücher nicht aus erster Hand vor uns haben, ist durch Klostermann mit unanfechtbaren Gründen bewiesen. Die Alttestamentlichen Studien würden nur gewinnen, wenn Stosch die kritischen Bahnen verließe: divide et impera. Jedenfalls freuen wir uns aller ferneren Arbeiten, die mit der glaubensinnigen Tiefe ein seltenes Maß von Gründlichkeit und Treue gegen das Wort verbinden. J. J.

— **Die Wettiner und die Landesgeschichte.** Festrede zur 75jährigen Stiftungsfeier des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins, gehalten auf der Albrechtsburg zu Meißen am 26. September 1900 von Hubert Ermisch. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. I, 33 S.; 8°. Preis 80 ₰. — Ich brauche nur auf meine Berichte über die Dresdner Hauptversammlung des Gesammtvereins des deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins (L. Z. Nr. 26., 28. und 29. September, SS. 3899,

3928 und 3945), die in sinniger Weise mit dem 75jährigen Jubelfeste des königl. sächsischen Alterthumsvereins verbunden war, hinzuweisen, um die Veranlassung und zugleich die Bedeutung des zuerst im Dresdner Journal Nr. 225—230 veröffentlichten, nun gesondert gedruckt vorliegenden Festvortrags zu erklären. Daß sich die Fürsorge der Wettiner um die sächsische Landesgeschichtschreibung thatsächlich weiter und tiefer erstreckt hat, als auf die huldvolle Annahme von Dedicationen höfischer Historiographen, erweist Ermisch, ein bewährter (wenn nicht: der bewährteste) Kenner unserer territorialen Geschichtschreibung, an der Hand urkundlichen und gedruckten, oft sehr entlegenen und halb oder ganz vergessenen Stoffs aufs Deutlichste; wohlthuend berührt besonders sein überall gerechtes, hie und da mit der ihm eigenen feinen Ironie gewürztes Urtheil über die jeweilig in Betracht kommende Leistung. Ht.

— Severetta Zalugi. Von Franz Eyssenhardt. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. 15. Serie. Heft 352.) 48 S., 8°. Preis 75 ₰. — Endlich mal wieder ein Heft der Virchow'schen Sammlung, dem unverhohlene Anerkennung gebührt und weiteste Verbreitung gewünscht werden muß. Der in dem Vorliegenden leider stark verkürzt wiedergegebene Bericht bildet eine hochinteressante Ergänzung zu einem Theile von Manzoni's „Verlobten“: zu der Erzählung von Virginia Maria Leyva, der Nonne von Monza. Eyssenhardt glaubt nämlich und belegt es überzeugend, daß Alessandro Manzoni vor oder bei der Abfassung seiner berühmten „Storia milanese del secolo XVII“ die auf Schwester Domitilla (vorher: Severetta Zalugi) bezüglichen Papiere, von denen nachweislich Abschriften verbreitet gewesen sind (E.'s Vorlage ist eine solche, stammt aus dem Jahre 1624, gehörte ursprünglich dem Frhrn. v. Uffenbach in Frankfurt a. M. und liegt jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek) und in den Händen von angesehenen Familien wie den Corio in Mailand oder den Beccaria (Manzoni's Mutter war eine Beccaria) in Genua gewesen sein können, kennen gelernt und verwerthet hat. Virginia Leyva wird gezwungen, Nonne zu werden — Severetta Zalugi ist schon vor ihrem Geborenwerden durch ein Gelübde ihrer Mutter Fiorenza Vertemá dazu bestimmt; der Virginia Leyva werden im Kloster Spielsachen gegeben, deren Einzelheiten (eine Puppe, die Christus darstellt; kindliche Nachahmung des Klosterlebens mit Altären, Gebeten, Gesängen und — man sieht, wohin solch ungesunde Ueberreiztheit führen kann! — dem heiligen Abendmahle!) fast genau in den Beicht-Aufzeichnungen der Schwester Domitilla wiederkehren. Vergegenwärtigt man sich außerdem die Art und Weise, womit Manzoni bei der Conception und Ausführung seines historischen Romans vorgegangen ist: seine sorgsame Beobachtung des lombardischen Volkslebens und die gewissenhafte Verwendung seiner durch eindringenden Fleiß erworbenen geschichtlichen Kenntnisse, so wird man nicht mehr daran zweifeln, daß wir in den erschütternden Geständnissen dieser Severetta-Domitilla thatsächlich einen der vielen Fäden in seiner Ursprünglichkeit erblicken dürfen, die Manzoni zu seinem großartig getreuen Gemälde verarbeitet hat. Ht.

— Die Forschungsreise Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzogs der Abruzzen, nach dem Eliasberge in Alaska i. J. 1897. Von Dr. Filippo de Filippi, aus dem Italienischen von Baron Locella. Mit 127 in den Text gedruckten und 34 Tafeln Abbildungen, 4 Panoramen und 2 Karten. Leipzig, 1900, bei J. J. Weber. Preis 30 ℳ. — Der Erfolg, welchen der Herzog der Abruzzen auf seiner großen Nordpolreise errungen hat, war nicht sein erster auf dem Gebiete der arktischen Forschung; bereits im Jahre 1897 hatte der damals 24jährige Prinz durch die Besteigung des bis dahin noch unbezwungenen Mt. Elias in Alaska eine erstaunliche Probe von Umsicht und Thatkraft abgelegt, wofür ihm die Gelehrten- und Touristenwelt hohe Anerkennung zollte und deren volles Gelingen ihn gewiß zu seiner Nordpolreise ermuthigt haben mag. Der jetzt vorliegende Bericht über diese Forschungsreise entstammt der Feder eines Theilnehmers an der Expedition, den der Herzog mit der Abfassung des Berichtes beauftragt hatte, und ist in sehr geschickter Form ins Deutsche übertragen worden. Die einfache schlichte Art, in der der Verfasser den Verlauf der zwar ziemlich gefahrlosen aber doch beschwerlichen Reise erzählt, ruft den erfrischenden Eindruck der Unmittelbarkeit hervor und hält das Interesse des Lesers bis zum Schluß wach. Da der Zweck der Reise ein ausschließlich alpinistischer war und weder topographische Aufnahmen noch wissenschaftliche Forschungen beabsichtigt waren, so vermeidet auch der Bericht alle wissenschaftlichen Abschweifungen und entfernt sich nur in dem Capitel von der Geschichte der Bergbesteigungen des Mt. Elias etwas von der Schilderung des Selbsterlebten. Was aber die Expedition nebenbei an wissenschaftlichem Material zu sammeln vermochte: eine Reihe meteorologischer Beobachtungen, einige Thiere und mehrere Gesteinsproben, wird gleich der Ausrüstung und den sanitären Verhältnissen der Expedition in einzelnen Anhangscapiteln von besonderen Fachgelehrten eingehend behandelt und aufs Genaueste untersucht; die hierbei zu Tage tretende Umsicht und Sorgfalt, mit der der junge Herzog das ganze Unternehmen vorbereitet und ausgerüstet hat, sichert ihm den Löwenantheil an dem Gelingen des ganzen Unternehmens und zugleich auch ein Verdienst um die Wissenschaft, die bei späteren ähnlichen Unternehmungen aus den gemachten Erfahrungen ihren Nutzen ziehen wird. Aber auch direct ist die Wissenschaft während der Expedition gefördert worden, nämlich durch die zahlreichen photographischen Aufnahmen, die uns eindringlicher als die lebendigste Schilderung die gewaltigste Gletscherregion der Erde in ihrer überwältigenden Ausdehnung und Pracht vor Augen führt. Die aufs Sorgfältigste ausgeführten und mit besonderer Sachkenntniß ausgewählten Photographien dienen nicht nur dem Werke zum unterhaltenden Schmuck, sie besitzen auch einen dauernden Werth für den Gletscherforscher und Alpinisten, die an den Photographien typische Gletschererscheinungen studiren können, wie sie unsere verhältnißmäßig kleinen Alpengletscher nicht aufweisen. Durch die künstlerisch ausgeführten Panoramen lernen wir eine Hochgebirgswelt kennen, die bisher noch zu den unbekanntesten der ganzen Erde gehörte. Die Ausstattung des Werkes ist eine wahrhaft fürstliche und der Preis dementsprechend hoch; hoffentlich wird dadurch der Absatz des Buches nicht beeinträchtigt, was besonders im Interesse der italienischen Alpenführer, zu deren Gunsten der Herzog Amadeus den Erlös des Werkes bestimmt hat, lebhaft zu bedauern wäre. Dr. F.

— Gustav Dickhuth: Wie der Leutnant v. Barnim sich verloben will und Anderes. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 69. Band. Berlin. — Die kleinen Geschichten, 8 an der Zahl, sind sämmtlich sehr gut geschrieben, die Charaktere vorzüglich gezeichnet, so daß man sie vor sich stehen sieht. Doch haftet einigen dieser Novellen etwas an, was die Befriedigung nicht voll zur Geltung kommen läßt. Sehr niedlich und ohne Beigeschmack ist „Großstadtluft“, während der tragische Schluß von „Elpis“ unvermittelt, dem Leser unverständlich ist. Daß diese Geschichten, bis auf eine, dem Officiersleben entnommen sind, wollen wir noch erwähnen. Wenn man auch, wie schon gesagt, nicht immer ganz einverstanden ist, wie z. B. mit der Tendenz der Titelnovelle, die man wohl unkameradschaftlich nennen kann, so wirken die Novellen doch durch gute Beschreibung, Stil und aus dem Leben gegriffene, sehr packend entwickelte Motive. —o—

— Die Rittergüter des Königreiches Sachsen. Ein Abriß ihrer Geschichte und rechtlichen Stellung nebst topographischen und statistischen Nachrichten über sämmtliche Rittergüter ꝛc. Von Dr. H. L. Hofmann. Hofverlag von R. v. Grumbkow, Dresden-Blasewitz. — Die vorliegende Schrift, welche Sr. königl. Hoheit Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, zugeeignet ist, verdankt ihre Entstehung dem Mangel einer kurz gefaßten Darstellung der einschlagenden Verhältnisse im Königreich Sachsen. Dem Verfasser ist es gelungen, die bestehende Lücke auszufüllen. Nach einer Einleitung, in welcher die Entstehung der Rittergüter geschildert ist, werden in sieben Abschnitten die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Schriftsässigkeit, die Frohndienste, die Unterthänigkeit, der Zehnten, die Lehnsverhältnisse, die Kreisständigkeit, die Exemtität, die Patronatsrechte und das Jagdrecht unter Berücksichtigung der Entstehung der genannten Vorrechte und der neueren hierauf bezüglichen Gesetzgebung geschildert. Anhangsweise ist ein Verzeichniß der sächsischen Rittergüter und sonstigen exemten Grundstücke mit Angaben über die Größe, die Culturarten, Zahl der Steuereinheiten, Besitzer ꝛc. angefügt. Das Buch verdient weiteste Verbreitung in den interessirten Kreisen. Der etwaige Reinertrag ist seitens des Verfassers den milden Zwecken zugedacht, deren Pflege die Kreiscassen sich angelegen sein lassen. R—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 3. Dienstag, den 8. Januar, Abends. **1901.**

Ein Kölner als Pekinger Einwohner vor 300 Jahren.

Eine Episode aus der Zeit der ersten holländischen Gesandtschaft nach China.

Von Martin Beck.

Nachdem den Portugiesen von China im Jahre 1520 der Handel im chinesischen Reiche gestattet worden war und diese 1553 Makao als portugiesische Colonie gegründet hatten, versuchten auch ihre Concurrenten im Colonialerwerb, die Holländer, im Reiche der Mitte festen Fuß zu fassen. Zweimal schon hatten sie waarengefüllte Kauffahrteischiffe von Batavia aus nach Canton geschickt gehabt. Auf heimliches Betreiben der Portugiesen mußten diese aber unverrichteter Dinge wieder absegeln. Da auch das schriftliche Ansuchen der holländisch-ostindischen Compagnie, ihren Kaufleuten in China freien Handel zu gestatten, abschlägig beschieden worden war, schickte der Hohe Rath dieser Compagnie zu Amsterdam im Jahre 1655 von Batavia aus eine stattliche Gesandtschaft mit reichen Geschenken an den Kaiser von China. Die Führer der Gesandtschaft waren Peter de Gojer und Jakob Kayser, zwei vornehme Niederländer. Sie erreichten nach dreijähriger Abwesenheit nur, daß ihnen der neue Mandschukaiser — seit 1644 waren die Tataren Herren von China geworden — rein aus besorgter Liebe zu den Holländern zugestand, alle acht Jahre einmal China besuchen zu dürfen. Denn Holland wäre so ungeheuer weit von China entfernt, mehr als zehntausend Meilen, und um China ist das Meer so stürmisch, daß die Schiffe nur mit großer Gefahr dahin kommen können, auch ist es in China sehr kalt und häufig Schnee und Hagel, sodaß es dem Kaiser von Herzen weh thun würde, wenn einer der von ihm so geliebten Holländer sein kostbares Leben in solche Gefahr brächte. Es möchten daher auch jedesmal nach dieser achtjährigen Periode nur hundert Holländer nach China kommen und zwanzig davon sich dahin begeben, wo sich zur Zeit das kaiserliche Hoflager befindet. Erst dann sollen die Holländer ihre Kaufwaaren ans Land in ihr Quartier bringen und chinesische Waaren dagegen einhandeln. Auf der Rhede von Canton mögen sie jedoch keinen Handel treiben. Das war Alles, was die feierliche und reich ausgerüstete Gesandtschaft der Holländer in den Jahren 1655 bis 1657 von dem schlauen tatarischen Kaiser Chinas mit großer Mühe und trotz der kostbarsten Geschenke erreichte. Viel war's nicht, aber doch immer noch etwas mehr, als was die vorherigen Kaiser der chinesischen Ming-Dynastie ihnen zugestanden hatten, nämlich gar nichts. Das dürftige Ergebniß der ganzen Gesandtschaft wollten wir nur gleich vorweg berichten, weil es uns an dieser Stelle weniger interessirt, als eine Episode aus der Zeit des Aufenthaltes der Gesandtschaft zu Peking.

Am 14. des Heumonds oder wie wir Deutschen jetzt sagen des Junis 1655 waren die Gesandten mit ihrem Gefolge in zwei stolzen Yachten von Batavia abgesegelt, um dem Kaiser von China ein Handschreiben des dort residirenden Generalgouverneurs der holländisch-ostindischen Compagnie, Johann Maatzucker, in dem ihm Glück zur endgiltigen Eroberung Chinas gewünscht wurde, nebst theuren Geschenken zu überbringen. Und am 17. des Heumonds 1656 waren sie, über Canton und Nanking, nach oftmaligem längerem Aufenthalte unterwegs, wobei sie zuweilen noch verwüstete und verbrannte Städte und Dörfer vom entscheidenden Einfall der Mandschu im Jahre 1644 gesehen hatten, Mittags 1 Uhr in Peking eingezogen. Der Kaiser hatte ihnen nach Tientsin 24 Pferde und Wagen und eine Escorte entgegengeschickt. Mit dieser Escorte und vielen entgegengesandten hohen Mandarinen ritten sie und ihr Gefolge, zwei holländische Trompeter und ein Cornett mit der Standarte des Prinzen von Oranien voran, während ein zweiter Cornett mit ebensolcher Standarte den langen Troß der Bagagewagen schloß, am anderen Tage nach der Abreise von Tientsin auf der schlammbedeckten, von Menschen, Vieh und Karren wimmelnden Heerstraße durch die Stadtthore von Peking ein und bezogen, nachdem sie in einer Pagode abgestiegen und dort erfrischt worden waren, ein weites, schönes Gebäude mit drei Höfen unweit des kaiserlichen Palastes. Hier wurde ihnen eine Ehrenwache von zwei Mandschu-Hauptleuten und zwölf Tataren gestellt. Am anderen Tage wurden sie von vielen Hofmandarinen besucht, nach allem Möglichen peinlich ausgefragt und ihre Credenzschreiben in einem silbernen, mit drei rothen Scharlachtüchern überdeckten Gefäße in feierlicher Pracht dem kaiserlichen Hofe zugeführt. Mit liebevollster Sorgfalt besahen und notirten die Chinesen auch die mitgebrachten Geschenke und forschten nach ihrem Werth. Am 19. Juni sollte die holländische Gesandtschaft mit diesen Geschenken vor dem obersten Minister und den höchsten Mandarinen erscheinen. Ein starker Platzregen machte jedoch das Mitbringen der Geschenke unmöglich. Die Gesandten wurden deshalb bei den sie bereits erwartenden Herren vorstellig. Es half aber nichts. Man sagte ihnen, sie sollten nur kommen. Sie ritten darauf beide nach dem Versammlungspalaste, wurden aber nicht vorgelassen, weil sie die Geschenke nicht bei sich hatten. Der Kaiser wolle diese noch an demselben Tage besichtigen. Wohl oder übel mußten die Gesandten nun die Geschenke im Regen transportiren lassen. Sobald das geschehen war, wurden sie ersucht, den Palast zu betreten, sich ohne jede Ceremonie niederzusetzen und kein Mitglied der hohen Versammlung zu begrüßen. Der erste Minister oder Reichskanzler, wie der holländische Gesandtschaftsbericht sagt, führte den Vorsitz. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf orientalische Weise auf einer erhabenen breiten Bank. Er war nur mit einem Rock aus hänfenem Stoff bekleidet, die Beine trug er völlig unbekleidet. An seiner rechten Seite saßen zwei vornehme Tataren, zu seiner Linken — ein deutscher Jesuit, ein steinalter Mann mit langem silberweißem Barte, Adam Scaliger. Die Bänke, auf denen er und die höchsten chinesischen Würdenträger saßen, waren nur mit weißleinenen Tüchern bedeckt. Die Versammelten saßen ohne alle höfische Ordnung und Würde darauf. Mit wenigen Worten hieß der oberste Minister die Gesandten willkommen und nöthigte sie zum Sitzen. Sofort nach ihm wurden sie zu ihrer freudigsten Ueberraschung in reinstem Hochdeutsch von dem ehrwürdigen Jesuiten in aller Bescheidenheit und Ehrerbietung begrüßt. Er sprach seine Muttersprache noch ganz vollkommen, obgleich er, wie er erzählte, bereits über 46 Jahre in Peking wohnte. Die ersten Missionare waren mit der Gründung Makaos durch die Portugiesen im Jahre 1553 in China erschienen, obgleich das Christenthum schon sehr früh vereinzelt Eingang in China gefunden hatte. Die Nestorianer, die seit 440, den alten Handelsstraßen folgend, christliche Lehre und griechische Bildung tief nach Asien hinein verbreitet hatten, waren bis in die nördlichen Provinzen Chinas vorgedrungen. So treffen wir hier schon im 8. Jahrhundert in der Hauptstadt der Provinz Schensi, in Singanfu, das gegenwärtig dem chinesischen Hofe zur Zuflucht dient und früher bereits die Residenz einer alten chinesischen Dynastie bildete, eine christliche Gemeinde. Aus der Kunde dieser merkwürdigen Verbreitung des Christenthums in Hochasien entwickelte sich später der wunderbare Mythus vom Priester Johannes und von dem „Priester Jans-Land", wie der Gesandtschaftsbericht sagt, das nördlich von der Provinz Schensi und nordwestlich von Setschuan lag. Nach dem großen, über Europa

hereinbrausenden Mongolensturm im 13. Jahrhunderte begaben sich einzelne unerschrockene europäische Mönche an den Hof der Mongolenfürsten zu Karakorum, westlich vom heutigen Kiachta, um sie für das Christenthum zu gewinnen und den Mongolenstürmen ein Ende zu machen durch friedliche Vorstellungen. Auch einzelne christliche Gemeinden wurden damals gegründet. Im Jahre 1308 wurde schon ein Erzbischof in Peking eingesetzt. Aber in der Erhebung Chinas gegen die Mongolen 1369 ging das Alles vollständig zu Grunde. Erst nachdem die Portugiesen im 16. Jahrhunderte festen Fuß in China gefaßt hatten, fanden die Jesuiten hier und in Japan ein reiches Feld für ihre Missionsthätigkeit. Die religiöse Gleichgiltigkeit der Regierungen unterstützte sie darin. Im Jahre 1600 drangen sie sogar bis Peking vor. Mit diesen ersten Missionaren war auch dieser Adam Scaliger nach der chinesischen Hauptstadt gekommen und seitdem in Peking verblieben. Als die Jesuiten aber, ähnlich wie in Europa, sich auch in Ostasien in die Politik einmischten, schloß sich zuerst Japan und zwar 1638 und etwas später auch China hermetisch ab. Nur einigen katholischen Geistlichen gestattete man noch den Aufenthalt am Hofe zu Peking, wo man sie als Ingenieure, Astronomen und Geographen benutzte. Darunter war einer der angesehensten Adam Scaliger, der die politisch und kriegerisch so ereignißvolle Zeit des tragischen Unterganges der alten chinesischen Ming-Dynastie und des entscheidenden Mongoleneinfalles mit durchlebt hatte, der 1644 die noch heute herrschende tatarische Mandschu-Dynastie auf den Thron Chinas brachte. Er erzählte den holländischen Gesandten, daß er aus Köln am Rhein gebürtig sei, und befragte sie auch sehr bescheiden nach einigen Personen, die in Amsterdam wohnten und der römisch-katholischen Kirche angehörten. Die Gesandten schlossen daraus, daß er sich in seiner Jugend auch einige Zeit in Amsterdam aufgehalten haben müsse. Uebrigens war der ehrwürdige Herr trotz seines langen, silberweißen Bartes völlig auf tatarische Manier bekleidet und trug auch den Kopf wie Tataren geschoren und mit einem langen Zopfe. Während der Jesuit sich mit den Holländern deutsch unterhielt, hatten die vornehmen Mandarinen die Kisten und Kästen mit den Geschenken für den Kaiser hereingebracht und dabei zur höchsten Verwunderung der Holländer selbst mit Hand angelegt wie gemeine Wagenlader, so daß ihnen davon der Schweiß übers Gesicht lief. Der oberste Minister nahm nun ein Geschenk nach dem andern heraus und forschte bei jedem gründlich, von welchem Ort es stamme, wie es dort angefertigt worden sei, wozu man es gebrauchen könne, wo es eingekauft worden wäre und wie weit die benannten Orte von Holland und von Peking entfernt seien. Den Dolmetscher bildete dabei Hr. Scaliger, der auf die besondere Frage des Ministers die Aussagen der Holländer jedesmal noch durch sein Zeugniß bestätigen mußte. Sobald der Minister einen recht werthvollen und kostbaren Gegenstand aus der Tiefe der Kisten hervorholte, ließ Hr. Scaliger einen lauten Seufzer aus tiefstem Herzensgrunde vernehmen. Das ist der chinesische Ausdruck für die Bewunderung des unsagbaren Werthes einer Sache. Mit diesen vielen tiefen Seufzern that Hr. Scaliger den Holländern also eine hohe Ehre an. Mit großem Interesse fragte der Minister u. A. nach dem Werth der Alkatifen oder feinen maurischen Teppiche, und als man ihm antwortete, daß einer ungefähr 200 spanische Realen zu schätzen sei, meinte er, sie seien ganz schön und groß und würden ebenso wie die kunstvoll ausgelegten Gewehre und herrlichen Waffen, die reichen Sättel und zierlichen Kunstwerke aus Bernstein und Blutkorallen den Kaiser sehr befriedigen. Alle Antworten der Holländer wurden von zwei Secretären genau verzeichnet. Unterdessen traf ein kaiserlicher Befehl an Hrn. Scaliger ein, dem Kaiser bis zum Abend einen schriftlichen Bericht über die Holländer, ihr Land, ihre Regierung u. s. w. einzureichen. Der Pater fragte darauf die Holländer, ob der Prinz von Oranien noch über die vereinigten Niederlande herrsche, und erhielt freimüthig jede gewünschte Auskunft. Als er dann seinen ziemlich ausführlichen Bericht niedergeschrieben hatte, überreichte er ihn erst dem obersten Minister zur Durchsicht. Dieser bemängelte, daß in dem Bericht stehe, Holland habe früher dem Könige von Spanien gehört oder gehöre ihm von Rechtswegen noch. Das sei überflüssig. Es genüge, wenn der Kaiser erfahre, daß die Holländer ein eigenes Land besitzen, das an Scaliger's Heimathsland Deutschland angrenze, wie Holland regiert werde und daß dem frommen Pater die holländische Sprache bekannt sei. Er befahl dem Pater, in diesem Sinne einen neuen Bericht zu schreiben. Das geschah auch. Den las der Minister wieder durch und strich nochmals etwas aus. Nun entschuldigte sich der Pater, als er die dritte Abschrift anfertigen sollte, mit seinem hohen Alter und seinen schwachen Augen und beauftragte einen seiner Diener mit der Copie. Dagegen hatte der Minister nichts einzuwenden. Er ließ aber, weil die Abschrift etwas lange dauerte, unterdessen Schweinebraten auftragen, der nur halbgar war. Er selbst begann sofort eifrig und heißhungrig davon zu essen, daß ihm Blut und Fett an Mund und Händen herniedertroffen, und die übrigen hohen Würdenträger folgten darin seinem Beispiel, sodaß sie eher, wie der holländische Bericht sagt, „groben fressigen Bauern, als sinischen Reichs-Rähten ähnlich schienen". Als das Schweinefleisch aufgezehrt, beauftragte der Minister den Sohn des Vicekönigs von Canton, der die holländische Gesandtschaft von Canton aus begleitet hatte, sofort ein Schaf oder Schwein schlachten und braten zu lassen, um mit den holländischen Gesandten eine gute Mahlzeit zu halten. Das geschah auch sehr rasch, und der Minister und die hohen Mandarinen benahmen sich beim Auftragen des Bratens so artig wie vorher. Als sie aber sahen, daß weder die Holländer noch Hr. Scaliger Appetit zu der halbrohen Speise bezeigten, ließen sie das Fleisch wieder abtragen und dafür Früchte und Confect anbieten. Das wurde so überreich und von so feinem Wohlgeschmack aufgetragen, daß die Holländer mit Behagen davon genossen und gern der höflichen Bitte nachkamen, den Rest in ihr Quartier bringen zu lassen. Der Minister las dann die inzwischen beendete Copie durch, unterzeichnete sie und schickte sie nebst einigen anderen geringfügigen Schreiben an den Kaiser. Hr. Scaliger erzählte den Holländern unterdessen, daß vor vier Monaten auch ein russischer Gesandter aus Moskau mit einem Gefolge von hundert Mann, darunter einigen Negern, eingetroffen sei, um zu erlangen, daß die russischen Kaufleute jährlich einmal nach China des Handels wegen kommen dürften. Er erhielt aber keine Audienz beim Kaiser und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, weil er sich, um das Ansehen des russischen Kaisers nicht zu schmälern, geweigert hatte, vor dem Siegel des chinesischen Kaisers niederzuknien. Wer aber diesem Siegel keine Reverenz erwiesen hat, wird auch nicht zur Audienz zugelassen. Nachdem die Holländer sich noch eine Weile mit Hrn. Scaliger über diesen russischen Gesandten unterhalten hatten, der gerade eingetroffen war, als sich der Kaiser noch außerhalb Pekings im Sommerpalast befand, und deshalb noch lange hatte warten müssen, nahmen sie Abschied von der hohen Versammlung und kehrten nach ihrem Absteigequartier zurück. Hr. Scaliger, der von vier Chinesen in einer schönen Sänfte getragen und von vielen hohen Mandarinen zu Pferde prächtig und ehrenvoll begleitet wurde, gab ihnen das Geleit ein gut Stück Weges und unterhielt sich dabei mit den neben seiner Sänfte herreitenden Gesandten über alles Mögliche. Beim Abschied versicherte er sie seiner herzlichen Zuneigung und versprach ihnen, die Zwecke ihrer Gesandschaft nach Kräften fördern zu helfen. Der Gesandtschaftsbericht erzählt jedoch nur noch von ihm, daß er die Credenzschreiben der Holländer für den Kaiser in's Chinesische übertragen hat.

Bücherbesprechungen.

— Glage, M. (Pastor in Hamburg), Ihr habt einen andern Geist! Eine Untersuchung des innersten Schadens der Ritschlschen Theologie. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1,20 ℳ. — Es ist in erster Linie der Titel dieser kleinen Schrift, der zum Lesen und Besprechen einlädt. Denn die Ritschlische (warum das i unterschlagen, das die Sprache fordert?) Theologie ist eine der auffallendsten, meist verhandelten und Beides, Hoffnung und Sorge, Zustimmung und Widerstreit, am meisten hervorrufenden Erscheinungen der Theologie und Kirche des ausgehenden Jahrhunderts gewesen, wird es wohl auch noch ein Weile bleiben. Man versteht darunter die Theologie oder Richtung einer von dem namhaften verstorbenen Göttinger Professor Albrecht Ritschl mit Geist und Gewalt herangebildeten, mit ihm zum Theil verwandten, jedenfalls ihm mit seltener Willigkeit folgenden, verschwörungartig zusammenhaltenden, einander mit allen denkbaren Mitteln fördernden, alle nicht Zustimmenden absprechend und tyrannisch bei Seite schiebenden Schaar von mehr oder minder begabten oder gelehrten, jetzt eine beträchtliche Zahl wichtiger akademischer Stellen

innehabenden, andere dergleichen erstrebenden, die meisten Landeskirchen wider deren Willen mehr oder weniger beeinflussenden Schüler. Sie besitzt eine große Kraft der Anziehung für die studirende Jugend, während sie in gleichem Maße ältere Christenleute abstößt, besonders Träger des geistlichen Amtes, von denen Mancher gerade unter den Erfahrungen seines Amtes aus ihrem Anhänger zu ihrem Gegner geworden ist. Kein Wunder, daß im Laufe der Jahre viele Vorträge und Erklärungen auf Pastoralconferenzen und in kirchlichen Blättern und auch viele Druckschriften diese Theologie für und wider zum Gegenstand gehabt haben, — unter welchen letzteren die vorliegende (eine Art Fortsetzung zu einer mehr wissenschaftlich gehaltenen desselben Verfassers aus dem Jahre 1893) neben älteren (z. B. von Frank, Fricke, Lipsius, Heer, Flügel, Ecke) eine der ernsthaftesten und besten ist. Leider haben solche Erörterungen nur zu oft weder hinreichende Sachkenntniß noch den nöthigen wissenschaftlichen und sittlichen Ernst bekundet, sind daher zum guten Theil Schläge ins Wasser oder gar Nährmittel für den gemeinten Gegner gewesen. Jetzt weiß man nachgerade beim Widerstreite der Meinungen vielfach noch gar nicht (oder nicht mehr?), um was es sich eigentlich handele, da ja, wie angedeutet, oft ganz andere als wissenschaftliche oder religiöse Gesichtspunkte dabei bestimmend wirkten. Das vorliegende Büchlein hat sich sonach eine sehr zeitgemäße und der Verhandlung werthe Aufgabe gestellt und erörtert dieselbe in einer für weitere Kreise verständlichen und anregenden Form. Es ist dabei anerkennenswerth, daß der Verfasser den Muth und die Klarheit besitzt, von vornherein seinen Ausführungen das scharfe Wort Luther's von dem „andern Geist" als Leitwort vorauszuschicken. Er folgt darin, wenn auch anscheinend unbewußt, den Spuren besonders Leonhard Stählin's, der schon vor manchem Jahr (1888) die Willensthat eines Bruches mit der Kantisch-Lotzisch-Ritschlischen Erkenntnißtheorie als für eine Gesundung unserer theologischen Verhältnisse unerläßlich hingestellt hat. Nur schade, daß nicht deutlich wird, wer Die sind, in deren Namen Klage redet! Ist es die Kirche des Evangeliums oder ist es nur eben — eine Partei? Schade auch, daß (im Zusammenhange damit) die Meinung des bekämpften Gegners nicht immer voll verstanden noch gewürdigt worden ist: in manchen Punkten wird der Leser dem Gegner beipflichten statt dem Verfasser! Zwar, daß ein Hauptkennzeichen jener Theologie ein beträchtlicher Mangel an religiöser Tiefe und besonders an Sünden- und Schuldbewußtsein ist, dies hat der Verfasser mit Recht hervorgehoben: viele stimmen ihm hierin bei, jetzt wie früher; und ebenso darin, daß von hier aus sich die meisten Lehreigenthümlichkeiten (betr. Erbsünde, Christi Person und Werk, Reich Gottes) einigermaßen erklären lassen. Aber es ist z. B. doch die Frage, ob eine starke Sündenerkenntniß die Ursache und Grundlage des christlichen Glaubens sei. Auch läßt des Verfassers Anschauung von Christus die nöthige Auseinandersetzung mit neueren geschichtlichen und psychologischen Einsichten biblisch-theologischer Art leider sehr vermissen, und man kann beim Lesen sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, der Verfasser setze, mehr als er selbst wisse und wolle, die Wahrheit einer überlieferten Lehrgestalt einfach voraus, der gegenüber die Ritschlische Theologie, so unberechtigt ihr tyrannischer Anspruch auf Herrschaft oder gar Alleinherrschaft auch ist, immerhin eine nicht ganz unberechtigte Gegenströmung darstelle. Wird man im Allgemeinen urtheilen dürfen, daß das Ritschlthum die schulmäßig verfaßte Ausprägung des modernen Zeitgeistes skeptischer Richtung in Kantisch-Lotzischem Gewande auf theologischem Gebiete sei, die allerdings für die Zukunft im Falle weiterer Ausbreitung die schwersten Gefahren in sich schließe, so wird man dagegen die Vertreter und Hüter der kirchlichen Lehre auffordern dürfen, ihrerseits den Schein des Anspruchs und Wähnens unfehlbar richtiger Anschauung zu vermeiden, vielmehr in ernster wissenschaftlicher Arbeit ihre gute Ueberzeugung beständig zu klären und zu vertiefen und dem Gewissen der Hörenden innerlich nahe zu bringen. Wer in solcher Gemüthsverfassung das hier besprochene, im Ganzen gar ernste und treffliche Büchlein liest, wird davon nicht geringen Gewinn haben. G. Schnedermann.

— Kolde, D. th. Th. (ord. Professor in Erlangen), Die Loci communes Philipp Melanchthon's in ihrer Urgestalt nach G. L. Plitt. In 3. Aufl. von Neuem herausgegeben und erläutert. X und 267 S. gr. 8. Leipzig, A. Deichert (G. Böhme). 1900. Preis 3,50 ℳ — Daß von dieser trefflichen Ausgabe der ersten Glaubenslehre der evangelisch-lutherischen Kirche nach zehn Jahren eine neue Ausgabe nöthig geworden ist, wird als ein erfreuliches Zeichen vorhandenen Fleißes, zunächst der theologischen Studentenschaft, begrüßt werden dürfen. Welche Fülle, sollte man meinen, dogmatischen Feinsinns und evangelischer Glaubensfreudigkeit müßte durch dieses Büchlein und seine Herausgeber noch nach nun bald 400 Jahren von Melanchthon auf die studirende Jugend und durch sie auf die christliche Gemeinde ausgegangen sein und noch ausgehen! Man wird wünschen dürfen, daß solche Wirkung auch von der neuen Auflage ausgehe und sich mehre. Uebrigens ist durch die vorliegende Ausgabe mit ihrer gehaltvollen Einleitung und ihren sachkundigen Anmerkungen das ohnehin so frisch geschriebene dogmatische Kleinod der Reformationszeit auch lateinkundigen Laien leicht zugänglich geworden. Die gegenwärtige 3. Auflage unterscheidet sich von der vorigen durch Zugrundelegung der neuerdings als editio princeps erkannten Octavausgabe von 1521 statt der Quartausgabe (vgl. S. 48, 52). Daß von einer philologisch genauen Wiedergabe der damaligen Schreibweise abgesehen worden ist, wird man um des Zweckes solcher Ausgabe willen nur billigen können: sollen alte gute Bücher jetzt noch Leben schaffen, so tragen sie auch mit Recht ein einigermaßen modernes Gewand. G. Schnedermann.

— Dr. A. Kalthoff, Friedrich Nietzsche und die Culturprobleme unserer Zeit. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1900; VI und 329 Seiten; 4 ℳ, geb. 5 ℳ — Wir haben ein bedeutendes und hervorragendes Werk zu besprechen, das gewiß die Hochfluth der Nietzsche-Literatur überdauern wird. In einer geschlossenen Reihe von Vorträgen, die in Bremen gehalten worden sind, wird die Welt- und Lebensanschauung des verstorbenen Philosophen beurtheilt als eine einheitliche Antwort auf die große Frage unserer Zeit, auf das Räthsel der modernen Sphinx: wie kann der Mensch sich gegen die Gesellschaft in seinem Recht und in seiner Freiheit behaupten? Nietzsche hat die Lösung in dem Satze zu finden geglaubt: Der anarchische Einzelmensch muß siegen, nachdem er die Fesseln der Heerdenmenschen, Wahrheit, Glaube und Sitte zerstört hat, aus den Flammen einer zerstörten Welt wird der Genius des Uebermenschen geboren, dem die Zukunft gehört. Dieser Grundgedanke wird an allen Problemen in der Philosophie, Geschichte, Politik, Sitte, Religion gemessen, es wird hierbei der Nachweis versucht, daß in dem Denker Nietzsche das moderne Leben mit allen Gährungen und Strömungen sich getreu wiederspiegelt. Wir geben dagegen zu bedenken, daß Nietzsche nicht sowohl Träger, als Opfer jener Weltanschauung ist, die in der Renaissance ihren erlauchten Ahnen hat, vernünftiger Weise als décadence bezeichnet wird, weil ihr die „wiedergebärenden" und gestaltenden Lebenskräfte fehlen. Wer in dem unglücklichen Denker den Träger einer neuen Culturepoche sieht, macht sich entschieden einer Ueberschätzung schuldig. An wichtigen Punkten scheint das auch dem Verfasser einzuleuchten. So fragt er ganz richtig den „Uebermenschen": Was kannst du armer Teufel geben? (Seite 285.) Wie bedenklich ist es dagegen, den „Antichrist" in Vergleich mit der Zeitpredigt der Propheten zu stellen, welche auch ihrem Geschlecht „gegenüber dem Gott der Opfer und Sabbathe und Neumonde" als Atheisten galten. Die Propheten haben sich nicht mit der Umwerthung aller Werthe begnügt, keiner von ihnen hat die Herostratusfackel angezündet. Nietzsche ist an ungelösten Problemen zu Grunde gegangen. Mag man in ihm mit dem Verfasser den „größten Stilisten Deutschlands" erblicken, vergänglicher als der Dichter wird der Denker sein: eine vernunftgemäße Kritik wird über den Denker zur Tagesordnung übergehen, denn mit einer fessellosen und uferlosen Betrachtung der Dinge läßt sich keine neue Welt gestalten. Wenn die Jugend in Nietzsche mit Vorliebe ihren Kraftmesser erblickt, so mag sie ihre Kraft an einem gewichtigen Worte Kalthoff's messen, mit welchem er die Kritik der Nietzsche'schen „unzeitgemäßen Betrachtungen" (Seite 182) zum Abschluß bringt: „Jugend ist ein schönes, aber auch ein doppelsinniges Wort. Es bezeichnet frische Lebensquellen, neue Ursprünge des Lebens — aber auch das unreife, ziel- und planlos umherschweifende und damit sich selbst vergeudende Leben. Eben die Jugend, die meint, das Leben überall von vorn anfangen zu müssen, mit Verachtung der historischen Erfahrung und historischen Lebensgesetze ihr eigenes Leben gestalten zu können, diese grüne, übergrüne Jugend, sie wird auch unversehens welk und alt." Grauhaarig ist der Philosoph von Röcken gestorben, wir werfen ihm keinen Stein nach, aber grün, übergrün, weil auf oberflächlichen Kenntnissen beruhend, ist seine Kritik des Christenthums: auf diesem Gebiet hat Kalthoff ihm ganz gewiß zu viel Ehre angethan. Immerhin

empfehlen wir das in glänzender und vornehmer Darstellung würdevoll einherschreitende Buch allen Denen, welche in der Nietzsche'schen Gedankenwelt sich eingewintert oder nicht zurecht gefunden haben. Für die neue Auflage empfehlen wir gründliche Durchsicht des Textes: Seite 66 und 212 sinnentstellende Weglassung von Wörtern; Seite 252 „Symetrie"; „Diphtong"; Seite 267 „ästethisch". Man weiß sonst nicht, ob der Setzer oder der Corrector oder der Verfasser als orthographischer Asasel anzusehen ist. J. J.

— G'spaßige G'schicht'n. Gedichte in bayerischer und tyroler Mundart von Joseph Mitterer. Zweite vermehrte Auflage. Mit Illustrationen von C. S. Luber und Ad. Johnssen. München, 1901, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis geb. 2 ℳ. — Was lockt Jahr für Jahr die Tausende von Reisenden südwärts in die Alpenländer? An erster Stelle gewiß die majestätische Schönheit des Landes, die himmelanragenden Zinken der schneebedeckten Firnen, der Tannen würziger Duft, der blaugrünen Seen stets wechselnder Reiz. Aber einen eignen Zauber übt daneben auch der kernige Humor des dort eingesessenen Bergvölkchens. Es giebt keine Gegend in deutschen Landen, die es darin mit Oberbayern und Tirol aufnehmen könnte. Nun wirkt freilich die naturwüchsige Art des Volkes an Ort und Stelle noch ganz anders, als wenn die Scherze in Reim und Vers gefaßt und sauber gedruckt vorliegen. Und doch führen auch sie einen Hauch der gesunden Fröhlichkeit, die jenem Menschenschlag als beste Gabe der Natur zu Theil ward, mit sich und sind uns darum herzlich willkommen. Auch Joseph Mitterer ist ein echter Sohn der Berge, kein Salontiroler. Das sieht man schon seinem Bilde an, und seine „g'spaßigen G'schicht'n" bestätigen es auf jeder Seite. So ist es denn kein Wunder, daß seine Gedichte schon in zweiter Auflage vorliegen. Für zimperliche Gemüther sind sie allerdings nicht geschaffen, sie reden eine deutliche Sprache und nennen die Dinge beim rechten Namen, und so soll es sein. Nur eine von den Geschichten („s Danzige, was an Poslsepp reut", S. 73) überschreitet nach unserem Gefühl die Grenze des Schicklichen und hätte lieber ausgeschieden werden sollen. Im Uebrigen sei das schmuck hergerichtete Bändchen allen Liebhabern bayerischer Gemüthlichkeit empfohlen. R. B.

* Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann. Sechster Band. Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geheftet 3 ℳ. — Das vorliegende Buch hätte ungedruckt bleiben können. Es enthält nichts, was in der unübersehbaren Reihe von Schilderungen von Italien, und speciell von Rom, nicht schon viel besser gesagt worden wäre. Es sind persönliche Empfindungen, die jedes begeisterungsfähige Gemüth angesichts der Schönheiten, die Natur und Kunst in Italien verschwenderisch darbieten, erhält, und Eindrücke, die sich eines Jeden bemächtigen, der nicht als Banause, sondern als gebildeter Mensch das Land von Ort zu Ort durchzieht. Diese Reiseeindrücke datiren bei dem Verfasser in das Jahr 1875 zurück; er war damals ein junger Mann, der „nicht eben sehr viel in der Geschichte bewandert ist" und „diesen Mangel mit Schmerz hier in Rom mehr, als irgend anderswo" fühlt. Aber dieser Mangel macht sich sehr zu seinen Ungunsten bemerkbar. Eine ganze Reihe schiefer Urtheile und sachlicher Irrthümer fallen Dem sofort auf, der den römischen Boden mit seinen Schätzen an Kunst und Alterthum kennt oder als Historiker über sie ein Urtheil besitzt. Solche merkwürdige Urtheile sind z. B. das über die Kirche von San Paolo Fuori (S. 36), über den heiligen Sebastian des Guido Reni, über die Kirche Santa Maria Degli Angeli, über die Farnesina-Fresken Raffael's, über die Sammlungen im Lateran (S. 107), die den Verfasser nicht „befriedigt", über den manierirten Barockstil in Rom (S. 108) ꝛc. Dann eine Menge von Irrthümern: die capitolinische Venus ist keine Nachbildung der knidischen Aphrodite des Praxiteles, sondern diese Marmorcopie steht im vaticanischen Museum, der Apoll vom Belvedere ist nicht 1450, sondern zu Ende des 15. Jahrhunderts gefunden, nicht Palazzo Colonna, sondern Palazzo Farnese ist der Sitz der französischen Botschaft, die berühmte Bresche ist 1870 nicht in die Porta Solare, sondern in die Porta Pia geschossen worden, die berühmte Canova'sche Statue in Villa Borghese ist keine Venus schlechthin, sondern die Paolina Borghese, die Schwester Napoleon's I.; die bekannte Malerin heißt nicht „Virginia" Lebrun, sondern Elisabeth Louise und ist eine geborene Vigée und wird deshalb gemeinhin die „Vigée-Lebrun" genannt; die sogenannte Fornerina Raffael's soll „reizend" sein, „ein römisches Gretchen" — dieser ausgesprochene, fast ordinäre Typus einer römischen Courtisane; das Grab der Angelika Kauffmann sucht der Verf. auf dem protestantischen Friedhofe und weiß nicht, daß Angelika eine gute Katholikin war, deren Grab sich in der Kirche San Andrea Delle Fratte befindet u. s. w. Dazu kommt eine ganze Reihe von Druckfehlern, zu denen wohl auch die „rumänische" („cumäische") Sibylle Domenichino's (S. 121) gehört. Wir fühlen die Begeisterung des Verfassers vollkommen nach — aber um ein Buch über Rom zu schreiben, bedarf es einer ganz anderen Beherrschung und Durchdringung der Materie, und es wäre gut gewesen, wenn er die augenblickliche Stimmung, wie sie sich in seinen Briefen in die Heimath vor fünfundzwanzig Jahren ausgesprochen hat, auf eine intime Aeußerung seiner Empfindungen beschränkt hätte.

— Thierbuch mit farbigen, in den Text gedruckten Bildern. Ein Lehrbuch der Zoologie von Professor Dr. M. Dalitzsch. Eßlingen und München, Verlag von J. F. Schreiber. Preis 6 ℳ 50 ₰. — Die Technik des Buntdrucks hat im Laufe der letzten Jahrzehnte so bedeutende Fortschritte gemacht, daß viele jüngst im Buchhandel erschienenen Werke, besonders auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaft, in Bezug auf die den Text erläuternden Abbildungen geradezu Vollendetes bieten. Wer kennt nicht die neusten Auflagen von Brehm's „Illustiertem Thierleben", die Schmetterlings- und Raupenbücher von Ernst Hofmann, die „Geradflügler" von Tümpel, die „Exotischen Käfer" von Heyne und viele andere mehr? Die durch die echt künstlerische Ausstattung nothwendiger Weise bedingte Preiserhöhung steht aber in keinem Verhältniß zur Steigerung des instructiven Werthes solcher Bücher, denn die naturgetreue Abbildung eines Thieres oder einer Pflanze sagt oft mehr als eine lange, eingehende Beschreibung. — Die bisher für den Schulgebrauch bestimmten, zum Theil vortrefflichen Lehrbücher der Zoologie, wie die von Leunis, Thomé, Pokorny u. a., sind reich illustrirt durch in den Text eingedruckte Holzstiche und erfreuen sich mit Recht in Bezug auf Brauchbarkeit für den Unterricht der vielseitigen Anerkennung praktischer Schulmänner. Das Bedürfniß nach einem neuen zoologischen Lehrbuch für den Schulgebrauch lag demnach nicht vor, und doch hat es Dr. Dalitzsch gewagt, mit einer solchen Neuheit hervorzutreten; denn das vorliegende „Thierbuch", ein Seitenstück zu dem bereits in zweiter Auflage erschienenen „Pflanzenbuch" desselben Verfassers, ist die erste Naturgeschichte der Thiere, welche den Vorzug farbiger, in den Text selbst eingedruckter Bilder bietet, und diese Bilder, deren Zahl sich auf beinahe 500 beläuft, sind fast durchweg sehr naturgetreu und künstlerisch ausgeführt. Es sind meist Originale, nur in der Einleitung zu den Fischen sind der „Vergleichenden Anatomie" von Wiedersheim und bei der Behandlung der niederen Thiere dem „Lehrbuch der Zoologie" von Claus und der Synopsis von Leunis einige Bilder entnommen worden. Die aus dem überaus reichen Stoffe getroffene Auswahl und deren systematische Anordnung sind zweckentsprechend, und die Art der Beschreibung der verschiedenen Gruppen und der einzelnen Lebewesen kann als geschickt und ansprechend bezeichnet werden. Bei der Charakterisirung des Einzelthieres ist im Allgemeinen eine gewisse Reihenfolge innegehalten, so daß auf die Merkmale des Ganzen — Größe, Bedeckung, Farbe — die Merkmale der Theile — Kopf, Rumpf, Glieder — folgen. Hierbei kommt auch das biologische Element, seiner Bedeutung entsprechend, zur Geltung. Die Lebensäußerungen der Individuen und der Thierstaaten, wie sie einander, den Menschen, die Pflanzen bekämpfen und so das Ihrige zu Erhaltung des Gleichgewichts im großen Haushalte der Natur beitragen, werden ebenfalls an geeigneter Stelle besprochen. Wir können deshalb das Thierbuch von Dalitzsch sowohl für das Privatstudium als auch für den Schulgebrauch bestens empfehlen. Obschon der Preis des Buches — 6 ℳ 50 ₰ — mit Rücksicht auf seine prächtige Ausstattung als ein niedriger gelten muß, so übersteigt dieser doch den der meisten Schulbücher; deshalb hat sich die Verlagsbuchhandlung entschlossen, um die Neuheit für Schulzwecke recht handlich und zur Anschaffung bequem zu machen, sie auch in einzelnen Bändchen erscheinen zu lassen, welche inhaltlich und in ihrer Reihenfolge den von den neuesten Lehrplänen an die Mittelschule gestellten Anforderungen entsprechen. P—t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 4. Donnerstag, den 10. Januar, Abends. 1901.

Eine Forschungsreise nach den ägyptischen Oasen.

Von Dr. Paul Pfitzner.

Im Anschluß an den mit lebhaftem Interesse und reichem Beifall aufgenommenen Bericht, den unser Aegyptolog, Professor Dr. Georg Steindorff, am 24. October v. J. im Verein für Erdkunde erstattet hat, soll in den folgenden Zeilen versucht werden, einen Ueberblick über die ganze Forschungsexpedition zu geben und besonders die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben zusammenzufassen und zu würdigen. Unter allen excentrischen Leistungen Alexander's des Großen ist immer eine gewesen, die besonders von einem phantastischen Hauche umweht war und jedes politisch-praktischen Zweckes zu entbehren schien: sein Besuch in der weltfernen Oase des Jupiter Ammon, wo er von den ägyptischen Priestern für einen Sohn dieses Gottes erklärt wurde. Daß diese Oase, die heute Siwe heißt, viel des Interessanten bietet und daß sie auch noch Denkmäler aus jener Zeit Alexander's birgt, wußte man schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, wo Browne die hochberühmte Orakelstätte wiedergefunden hatte; auch Minutoli und Cailliaud, die kurz nach ihm dort waren, hatten die ehrwürdige Tempelruine beschrieben und abgebildet. Leider sind diese Abbildungen nur flüchtig mit der Hand gefertigt und sind für Wissenschaft werthlos, insoweit die Inschriften in Betracht kommen. Denn damals war die große Erfindung Champollion's, die Deutung und Entzifferung der Hieroglyphenschrift, noch nicht erfolgt. Der letzte Europäer, der Siwe besucht hatte, war G. Rohlfs gewesen (1873), aber seine Forschungen waren rein geographischer Natur und keiner seiner Gefährten verstand etwas von Aegyptologie. Kurz nachher aber griff der religiöse Fanatismus der Mohamedaner so stark um sich, daß kein Europäer sich nach Siwe wagen konnte; besonders der europäerfeindliche Orden der Senussi, der hier einen seiner Hauptstützpunkte hatte, machte sich sehr unangenehm bemerkbar und zwang noch unlängst den englischen Reisenden Blunt vor den Thoren von Siwe zur Umkehr, nachdem man ihn völlig ausgeplündert hatte. Da unternahm im Winter 1898/99 der zum deutschen Consulat in Kairo commandirte Oberleutnant Frhr. v. Grünau von Neuem das Wagniß, nach Siwe vorzudringen, und bald erhielten die Alterthumsfreunde von ihm die frohe Nachricht, daß er 12 Tage ungehindert in Siwe geweilt und zahlreiche Tempelruinen und antike Gräber gesehen habe. Sofort wurde in wissenschaftlichen Kreisen der Wunsch rege, eine Expedition auszurüsten, die die antiken Reste aufnehmen und nach weiteren Funden fahnden sollte, und dieser Wunsch war um so dringender, als Frhr. v. Grünau berichtet hatte, daß die alten Tempel schon sehr zerstört seien und baldigen völligen Einsturz befürchten ließen. Trotzdem wäre auch dieser berechtigte Wunsch wohl nur ein „frommer" Wunsch geblieben, wenn sich nicht ein Mann gefunden hätte, der sich ohne Weiteres bereit erklärte, die ziemlich bedeutenden Kosten einer solchen Expedition zu übernehmen: Ernst Sieglin, Fabrikbesitzer in Stuttgart, der schon für Professor Schreiber's Ausgrabungen in Alexandrien namhafte Summen geopfert und auch anderweitig sein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft durch glänzende Municifenz bethätigt hat. Nun steuerte auch die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften einen namhaften Betrag bei, ferner bewilligte die Carl Ritter-Stiftung des Leipziger Vereins für Erdkunde neben ungenannten Leipziger Gönnern weitere Beiträge, sodaß nun Professor Steindorff, der mit Frhrn. v. Grünau zusammen die Expedition unternehmen sollte, seine Vorbereitungen treffen und die Abreise von Kairo auf Ende November 1899 festsetzen konnte. Am wichtigsten unter den Vorbereitungen war die Wasserversorgung für die lange Wüstenwanderung. Die Einheimischen nehmen ihren Wasserbedarf in Ziegenschläuchen mit, wodurch aber das Wasser einen widerlichen Geschmack bekommt; Rohlfs hatte eiserne Kisten bauen lassen, die sich wegen ihres Gewichtes jedoch nicht als praktisch erwiesen. Daher ließ man bei einer Berliner Firma Säcke aus wasserdichter Leinewand anfertigen und diese haben sich in jeder Hinsicht vorzüglich bewährt. Die weitere Ausrüstung der Karawane, das Miethen von 17 Transportkameelen mit den dazugehörigen Treibern und Führern erfolgte in Kairo, das am 30. November verlassen wurde. In sehr anziehender Weise schilderte Prof. Steindorff die Art dieser Wüstenwanderung. Tag für Tag wurde etwa 10 Stunden marschirt, von Sonnenaufgang bis ½ Stunde vor Sonnenuntergang, nur mit einer kurzen Pause, sodaß täglich ca. 40 Kilometer zurückgelegt wurden. Eine Stunde vor Sonnenaufgang, um 6 Uhr, wurde aufgestanden und das Gepäck in Ordnung gebracht; während der Koch in Eile das Frühstück bereitete, wurden schon die Zelte abgebrochen und aufgeladen; kurz nach 7 Uhr wurde abmarschirt. Eine kurze Frühstückspause wurde ½ 1 Uhr gemacht; dann ging es rastlos weiter bis gegen 5 Uhr. Der Lagerplatz für die Nacht wird so gewählt, daß die Zeltpflöcke guten Halt finden und daß womöglich etwas Kameelfutter in der Nähe ist, spärliche unansehnliche Pflanzen, die man kaum bemerkt und die jedenfalls nicht hinreichen, um den Eindruck völliger Kahlheit des gelben kieselbedeckten Sandbodens zu beseitigen. Nach einer halben Stunde sind die Zelte aufgeschlagen sowie Bett und Tisch aufgestellt und man kann es sich bei einer Tasse Thee bequem machen. Nach weiteren 2 Stunden hat der Koch sein „Diner" fertig, das zwar vorzüglich zubereitet ist, aber den Fehler hat, Tag für Tag in schöner Abwechselung immer nur aus Hühnern oder Tauben zu bestehen, die in großen Käfigen mitgenommen wurden. Dennoch war man betrübt, als die Käfige geleert waren und man ausschließlich auf Conserven angewiesen war. Einfacher war die Beköstigung der Treiber, die ihren Brodteig auf sehr originelle Art mit glühend gemachtem Kameelmist rösteten. Auffällig war übrigens, wie streng sich unter den Treibern die Zeltbeduinen, die noch frei in der Wüste leben, von den in Dörfern seßhaft lebenden Stammesgenossen scheiden, sowohl beim Essen wie beim Lagern; die letzteren gelten den ersteren als stark minderwerthig. Das hindert sie aber nicht, nach dem Essen sich großer Lustigkeit hinzugeben, zu singen und zu scherzen.

Der landschaftliche Charakter der Wüste ist allbekannt; auch Prof. Steindorff betont, wie drückend das Gefühl absoluter Einsamkeit sich dem Reisenden aufs Herz legt. Die Landschaft ist keineswegs eben, sondern oft terrassenförmig gestaltet, auch vereinzelte Hügel kommen vor; aber dennoch ist sie äußerst eintönig und reizlos und nur die blendend schönen Sonnenuntergänge sowie bisweilen eine Fatamorgana bringen genußreiche Augenblicke. Die letztere zeigte übrigens niemals ferne Gegenden mit Städten und Bäumen, sondern weiter nichts als das gleichförmige Bild einer großen bläulichen Wasserfläche; die farbenreichen Schilderungen mancher Reisenden scheinen also Phantasiegebilde zu sein. Es wäre ja denkbar, daß die Jahreszeit dabei nicht ohne Einfluß ist; denn im December war die Luft durchaus nicht heiß, sondern ziemlich kühl und daher zum Wandern gerade angenehm. Am 7. December wurde der 6 km lange Salzsee von Moghara erreicht, dessen bitteres Wasser ungenießbar ist; doch in der Nähe giebt es genießbares Wasser, das man dadurch gewinnt, daß man ein etwa 2 Meter tiefes Loch in den Boden gräbt; darin sammelt sich zunächst eine bräunliche Brühe, die sich nach einigem Stehen klärt und leidlich schmeckt. Hier wurde wegen der Lastthiere ein Rasttag eingeschoben, der allerdings durch die in der sumpfigen Umgebung des Sees hausenden Mücken-

schwärme nicht gerade versüßt wurde. Der Weitermarsch brachte einige Abwechselung. Erstlich wurde die Gegend interessanter, da sich im Norden der malerische Absturz des Wüstenplateaus in überaus schöner Beleuchtung zeigte, und zweitens waren unabsehbare Flächen des Wüstenbodens mit blendend weißen Salzkrystallen derart überdeckt, daß man einen während des Eisganges erstarrten und mit frischem Schnee bedeckten See zu erblicken meinte. Am 16. Marschtage begegnete man zum ersten Male einer Karawane und gleich danach stieg man zu der ziemlich tief unter dem Meeresspiegel liegenden kleinen Oase Gara hinab, deren 80 Bewohner von den hier gedeihenden Datteln ihren Unterhalt gewinnen. Da außer unbedeutenden Gräbern keine antiken Reste hier zu existiren scheinen, wurde auf genauere Nachforschung verzichtet, zumal ein in der Nähe lagernder Beduinenstamm sich ziemlich feindselig zeigte. Die Reise wurde also am nächsten Tage fortgesetzt; noch einmal mußte das hohe Wüstenplateau mit seinen oft steilen Terrassen erklettert werden. Drei weitere Tagemärsche führten endlich auf das zerklüftete Vorgebirge Mulejus, von welchem aus der erste Einblick in die Oase Sîwe gewonnen wurde. Man erreichte dieselbe am Mittag des nächsten Tages, am 19. December, also 20 Tage nach dem Abmarsch von Kairo. Nach den zahlreichen, von Prof. Steindorff angefertigten Photographien muß der Anblick der Oase ein ganz eigenartiger sein. Von der Höhe des Wüstenplateaus abwärts steigend führte der breite, von den Karawanen ausgetretene Weg zunächst in eine gewaltige Felsenschlucht mit steil abfallenden Rändern, dann traten die Felsen immer weiter zur Seite und gaben Weideplätzen Raum; das erst nur spärliche Palmengestrüpp ging nach und nach in Palmenhaine und Gärten über, die durch Gräben bewässert werden, und endlich stand die Doppelhügelstadt Sîwe mit ihren malerisch aufgebauten Häusern vor den Reisenden. Der Ma'mur (Amtshauptmann) von Sîwe zeigte infolge eines Empfehlungsschreibens vom ägyptischen Ministerpräsidenten die größte Zuvorkommenheit und gab den Reisenden die beiden besten Zimmer in seinem Regierungsgebäude; das Küchenzelt wurde im Hofe aufgeschlagen. Man kann sich vorstellen, wie froh die beiden deutschen Herren waren, ihr Ziel erreicht zu haben und sich wieder einmal behaglicher einrichten zu können; vor Allem aber waren sie befriedigt, als schon am anderen Morgen die Häupter der gefürchteten Senussi ihre Aufwartung machten und ihre Dienste anboten, so daß man nun die Gewißheit hatte, die geplanten Arbeiten durchführen zu können.

Die Oase, welche 29 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, umfaßt höchstens 20 Quadratkilometer Fruchtland mit 7200 Einwohnern. Schon Herodot erwähnt sie als das „libysche Orakel“; Krösus hat eine Gesandtschaft hingeschickt. Als der Perserkönig Kambyses Aegypten unterjocht hatte, sandte er von Theben aus 50 000 Mann, um auch die Ammonier zu unterwerfen; ein Sandsturm soll jedoch dieses Heer verschüttet haben, noch ehe es an das Ziel kam. Als Alexander im Winter 332/331 die Oase besuchte, hatte sie ihre höchste Blüthe erreicht; Pausanias (160 n. Chr.) fand sie schon im Verfall, die Römer benutzten sie als Deportationsort. Unter der Herrschaft der Araber wird sie nur selten erwähnt, sie verschwand fast ganz aus der Geschichte und erst 1792 wurde sie von Browne wieder entdeckt. Jetzt ist sie ägyptische Provinz, doch haben die eingeborenen Schechs noch starken Einfluß und die ägyptische Regierung ist zufrieden, wenn nur die Steuern bezahlt werden. Die beiden größeren Ortschaften der Oase, Sîwe und Aghurmi, liegen eine halbe Stunde von einander entfernt und sind beide malerisch auf Felsen gelegen. Von den mehr als 30 Quellen der Oase ist die „Sonnenquelle“ schon den Alten interessant gewesen, weil sie angeblich zu Mittag kühl und um Mitternacht siedend heiß sei. Natürlich beruht dies auf Selbsttäuschung, die durch den Gegensatz mit der stark wechselnden Temperatur der Luft hervorgerufen wird. In Wahrheit zeigt die Quelle immer gleichmäßig 29° C. Obwohl der Abfluß der Quellen unzureichend geregelt ist, so daß fieberbringende Sümpfe entstehen, ist doch die Fruchtbarkeit der Oase groß. Etwa 163 000 Dattelpalmen und 16 000 Oelbäume verschaffen den Bewohnern den Lebensunterhalt. Auch Aprikosen, Feigen, Citronen und Wein gedeihen. Die besseren Dattelsorten sind berühmt und spielen auf dem Markte von Alexandrien eine Rolle; die schlechteren dienen den Kameelen und Eseln zum Futter. Die Einwohner sind Libyer, deren hellere Hautfarbe schon den alten Aegyptern auffiel; merkwürdig ist, daß ⅔ Weiber und nur ⅓ Männer sind. Die letzteren sind groß und kräftig und gehören alle zum Orden der fremdenfeindlichen und in religiöser Hinsicht sehr fanatischen Senussi. Die Sprache ist ein Berberdialect, ähnlich dem Dialect der Kabylen und Marokkaner.

Die Reisenden benutzten ihren 20tägigen Aufenthalt in Sîwe zu fleißiger Arbeit. Nahezu 200 Photographien wurden gemacht, Inschriften copirt und Messungen vorgenommen. Die beiden vorhandenen antiken Tempel liegen in bez. bei Aghurmi, der alten Hauptstadt, die heute nur 500 Einwohner hat. Der erste Tempel liegt mitten im Dorf, ist aber derart von Häusern durchbaut, daß die Nachforschung aufs Aeußerste erschwert ist. Man bemerkt nur zwei Portale mit der ägyptischen Hohlkehle und innen eine Kammer, deren Wände mit Bildern aus dem 4. Jahrhundert bedeckt sind; man erfährt aus ihnen die Namen zweier Fürsten der Oase sowie den des gleichzeitigen Königs von Aegypten, Hakoris, und schließt daraus, daß der Tempel im Anfang des 4. Jahrhunderts erbaut wurde. Die Außenwände zeigen schöne Kalksteinquadern ohne Inschriften oder bildlichen Schmuck. Wichtiger ist der zehn Minuten entfernte Tempel von Ummabêda, in dem wir zweifellos die berühmte alte Orakelstätte zu sehen haben. Leider hat ihr Verfall rapide Fortschritte gemacht. Minutoli fand noch ein hohes, mit Bildern und Inschriften bedecktes Portal sowie einen mit einigen großen Deckblöcken bedeckten Innenraum vor; jetzt ist das Portal völlig verschwunden und nur eine Mauer steht noch aufrecht, während die Deckblöcke zu Boden gestürzt sind; viele Stücke sind außerdem verschleppt worden. Immerhin war noch so viel vorhanden, daß eine Reihe von Inschriften und Bildern abgeklatscht bez. photographirt werden konnte; in wenigen Jahren wird kein Stein mehr auf dem anderen liegen. Als Erbauer des Heiligthums wird der „Fürst der Fremdländer“ Un-Amon, Sohn der Nefret-roupet, genannt; er trägt im Bilde vorn an der Stirn eine Straußenfeder, also denselben Schmuck, der die Libyer schon auf altägyptischen Denkmälern auszeichnet. Der Stil des Reliefs sowie der Charakter der Hieroglyphen deutet auf das 4. Jahrhundert als Zeit des Baues, was auch dadurch bestätigt wird, daß der vorhin genannte Erbauer denselben Beinamen führt, wie zwei ägyptische Herrscher der 30. Dynastie, die in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts regierten. Uebrigens will Minutoli einen Block gesehen haben, der direct den Namen des ersten Königs der 30. Dynastie, Nektanebes, trug; leider war dieser Stein nicht mehr zu finden. Somit scheint es sicher, daß wir hier die Reste des von Alexander dem Großen besuchten Tempels vor uns haben, der also nur wenig jünger ist, als der zuerst erwähnte Tempel von Aghurmi. Bemerkenswerth waren zwei in der Nähe liegende Gräberberge. Der eine bot nur leere Gräber und ist nur durch einige griechische Inschriften aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. interessant, der andere jedoch, der vom Fuß bis zum Gipfel von Grabhöhlen durchlöchert ist, ist ungleich wichtiger. Die Gräber bestehen aus tief in den Felsen getriebenen Corridoren, von denen sich beiderseits Gemächer abzweigen. Die Haupträume dieser Familiengräber sind vielfach mit weißem Stuck verputzt und mit Inschriften und Bildern geschmückt; leider haben die barbarischen Oasenbewohner mit vandalischer Roheit das Meiste zerstört. Natürlich sind alle Gräber von Alters her durchwühlt und geplündert; allenthalben lagen Schädel und Gebeine, Fetzen von Mumientüchern und Gefäßscherben umher. Die Leichen sind nach ägyptischer Art mit Asphalt balsamirt und mit Binden umwickelt; daneben finden sich auch Gebeine ohne Spuren von Balsamirung. Die Mumienhüllen sind aus vergoldetem Stuck mit Glaseinlagen; dies sowie die Formen der zwar ägyptischen, aber stark mit griechischen Elementen durchsetzten Decoration weisen auf die Ptolemäerzeit. Am besten erhalten ist das Grab des „Propheten, Schreibers der göttlichen Schriften und Priesters Pa-Thout“, dessen Bildschmuck mit rother Farbe direct auf die Felswand gemalt ist und daher nicht so leicht zerstört werden konnte. Vielleicht existiren noch verschüttete unzerstörte Gräber. Aber eine umfassende Grabung hätte 100 Arbeiter auf einen Monat erfordert und diese waren nicht zu erlangen. Kaum ein Dutzend Leute konnte gewonnen werden, trotz guter Löhne; die von ihnen unternommene Freilegung eines verschütteten Grabes hatte geringe Ergebnisse, da letzteres schon durchwühlt war. Geringe Ergebnisse brachten auch die Ausflüge in die weitere Umgebung der Oase, wo östlich wie auch westlich bis zu 12 km Entfernung sich griechisch-ägyptische Tempelruinen befinden. Die eine ist leider vor Kurzem völlig zusammengestürzt, von der anderen steht nur noch eine Mauer. Neben der letzteren liegt aber eine ausgedehnte Stadtruine (Kupfermünzen, Glas- und Topfscherben lassen sie als griechisch erkennen), deren Existenz

beweist, daß die Oase im Alterthum viel ausgedehnter war; denn jetzt liegt diese Stadt in ganz unwirthlichem Gefilde. Offenbar ist ein Theil der alten Quellen versiegt und hat eine beträchtliche Verringerung des Fruchtlandes gegen früher zur Folge gehabt. Sicher ist also im Alterthum die Bevölkerung eine weit stärkere gewesen als jetzt. Am äußersten Südostende der Oase, eine Tagereise vom Hauptort Sîwe entfernt, liegt das Dorf Zetûn, neben welchem Frhr. v. Grünau schon bei seinem ersten Besuch ein großes Gräberfeld entdeckt hatte. Am 3. Januar schlugen unsere Reisenden dort ihr Lager auf und begannen mit 17 Männern an 6 Stellen die Arbeit, obwohl die Bewohner von Zetûn, die sehr fanatisch sind, den Kameeltreibern so unheimlich waren, daß sie sich weigerten, dicht beim Dorf zu lagern. Man fand sehr bald mehrere noch unausgeraubte Gräber; leider waren die unterirdischen Räume überall zusammengestürzt und von den über den Gräbern sich erhebenden einfachen Kapellen war nur noch eine gut erhalten. Die Leichen lagen meist in mumienförmigen Gipssärgen, die bemalt oder vergoldet und mit prächtigen Glasmosaiken verziert waren. Die Gipssärge scheinen oft selbst wieder in hölzernen Kästen gestanden zu haben, die mit Bronzenägeln vernietet waren. Eine reiche Ausbeute an Glasgefäßen, kleinen Thonkrügen wie auch großen Weinamphoren, die man den Todten mit ins Grab gegeben hatte, belohnte die Arbeit.

Aber hier konnte man die Karawane unmöglich lange verproviantiren und da man die für den Weitermarsch bestimmten Vorräthe nicht angreifen wollte, wurde die Arbeit nach 4 Tagen eingestellt und die Oase Sîwe endgiltig verlassen (am 9. Januar). Man verfolgte eine südöstliche Richtung, um über Bahrîje das Nilthal wieder zu erreichen. Der erste Marschtag führte über ungeheure Dünen, wahre Sandgebirge, in denen die Kameele tief einsanken. Dann aber kam man auf so steinigen Boden, daß die Zelte keinen Halt fanden, so daß die Reisenden aus Koffern, Säcken und Zeltdecken sich eine Art Hundehütte erbauen mußten, um sich gegen die bitterliche Nachtkälte zu schützen. Am folgenden Tage erreichte man die heute unbewohnte Oase Arey, deren Quellen wahrscheinlich im Mittelalter versiegten, so daß die Bewohner auswandern mußten. Die Landschaft ist höchst eigenartig: das tiefe Becken, in welchem die Oase liegt, ist offenbar durch Erosion entstanden, überall sind aber vereinzelte Kalksteinfelsen stehen geblieben, die allerhand phantastische Gestalten angenommen haben. Man denke an die sächsische Schweiz oder die Adersbacher Felsen! Felsengräber mit spätägyptischen Ornamenten, eines auch mit einem sicher christlichen Bilde, bewiesen das frühere Vorhandensein einer größeren Niederlassung; Spuren einer Stadt waren jedoch nicht zu finden. In ein paar verwahrlosten Palmen und zwei Quellen, die nur einige Tropfen Wasser gaben, bestand der ganze Rest der früheren reichen Cultur. Ein ermüdender neuntägiger Marsch brachte nun die Reisenden in arge Bedrängniß. Am ersten Marschtage kam man zum Sittra-See, wo noch einmal alle Wasserschläuche gefüllt werden konnten. Dann ging es aber durch eine wasserlose, allen Reizes entbehrende Steinwüste, die Menschen und Thiere umsomehr erschöpfte, als die letzteren schon in Sîwe schlecht verpflegt worden waren und schon am ersten Tage nicht recht vorwärts wollten, während die Kameeltreiber mit eigensinnigem Fanatismus sich den ganzen Tag aller Speise enthielten — man war im Fastenmonat Ramadân, in welchem der Muselmann nur Nachts essen und trinken darf — obwohl der Koran die Wüstenreisenden ausdrücklich vom Fasten entbindet. Dafür begingen die Kerle in ihrem unverwüstlichen Leichtsinn die Thorheit, schon in der 2. Nacht all ihr Wasser auszutrinken und nur die drei für die Herren bestimmten Schläuche übrig zu lassen. Nun trat nicht nur empfindlicher Wassermangel ein, sondern auch der Hunger wurde empfindlich, weil man ohne Wasser kein Brod backen konnte. Trotz allgemeiner Erschlaffung mußte man mit Aufbietung aller Energie vorwärts, um die Oase Bahrîje zu erreichen, was am 17. Januar gelang. Man fand freundliche Aufnahme und schlug auf dem Marktplatze des Ortes Baniti die Zelte auf. Trotz höchst unzulänglicher Weiterleitung der hier sehr tief liegenden Quellen ist die Oase noch fruchtbarer als Sîwe; 100 000 Dattelpalmen begründen den Wohlstand der Bewohner, die sich wenig von den Fellachen des Nilthals unterscheiden. Von antiken Bauwerken kannte man bisher nur ein römisches Castell, das jetzt völlig zerstört aufgefunden wurde; dafür wurden die Reisenden aber reichlich entschädigt, als sie zwei bisher unbekannte ägyptische Tempel entdeckten. Der erste ist unter König Apries (6. Jahrh. v. Chr.) von Wehebrenofr und Dedchensefoneh erbaut worden; der letztgenannte „Prinz und Fürst der Oase" baute den zweiten Tempel unter König Amasis, dem Nachfolger des Apries. Ein Hauptfund wurde ferner in der benachbarten großen Nekropole gemacht, indem man auf ein Grab aus der 19. Dynastie stieß (1300 v. Chr.). Es bestand aus mehreren Kammern mit reichem Reliefschmuck und gehörte dem Amenhotep, dem „Fürsten der nördlichen Oase", d. i. also Bahrîje. Die Bilder zeigen diesen Fürsten mit seiner Gattin, wie er der Weinbereitung und Ablieferung des Weines zusieht, oder wie ihm seine Leute Speisen (Fische) und andere Gaben bringen; andere Bilder stellen das Begräbniß dar u. dergl. Es ist dies das erste größere Grab aus altägyptischer Zeit, das bisher in einer der libyschen Oasen gefunden wurde. Die mumienförmigen Thonsärge waren zwar leer, doch fanden sich Skarabäen (käferförmige Amulette), ein goldner Ohrring, ein Bronzespiegel und Anderes mehr. In den Häusern des Dorfes el-Kasr endlich fanden sich eingebaute griechische Inschriften, sowie eine hockende Kalksteinstatue des zweiten der vorhin genannten Oasenfürsten vor. Am 22. Januar wurde weitermarschirt, und zwar nicht auf dem kürzesten Wege nach dem Nilthale, sondern in der Richtung nach dem Faijûm; nach starken schwierigen Märschen gelangte man am Morgen des fünften Tages zum Wâdi-Raijân, einer Bodensenkung mit einer warmen Quelle und einigem Pflanzenwuchs; dann wurde noch einmal ein kolossales Sanddünengebirge erklettert, noch einmal das Wüstenplateau erstiegen, und endlich wurde bei sinkender Dämmerung der Rauch eines fernen Dorfes sichtbar und Hundegebell hörbar. Die Wüstenwanderung war zu Ende. Am nächsten Morgen (27. Januar) ging die Sonne über der lieblich grünen Landschaft des Faijûm auf; durch Saaten und Bohnenfelder, an Palmen und Wasserrinnen vorbei führte der Weg zu den ersten Dörfern und schließlich nach Medîne, der Hauptstadt des Faijûm, die ein wirkliches Hotel aufzuweisen hat. Nun wurde die Karawane entlassen und nach einigen Abstechern, besonders nach den Ruinen von Krokodilopolis, sowie nach Besorgung größerer Einkäufe an allerhand antiken Terracottasachen erreichten die Reisenden unter Benutzung der Eisenbahn den Ausgangspunkt ihrer Tour, Kairo, am 29. Januar, also nach 60tägiger Abwesenheit.

Ehe Professor Steindorff nach Sîwe aufbrach, hatte er zehn Tage in Tell el-Amarna geweilt, der Residenz des berühmten „Ketzerkönigs" Amenophis IV. Seine Aufmerksamkeit galt hier den „Südgräbern", deren wichtige Inschriften nochmals genau untersucht wurden, so daß zahlreiche Fehler der bisher vorhandenen Publicationen corrigirt werden konnten. Ferner wurde festgestellt, daß das 1891 gefundene „Königsgrab" nicht das Grab des eben genannten Königs gewesen ist, sondern einigen Prinzessinnen gehört hat; ferner wurden mehrere historisch wichtige, in die benachbarten Felsen eingemeißelte Denkinschriften aufgenommen, die bisher nur fehlerhaft copirt waren. Endlich fand man beim Wegräumen des Schuttes, der den unteren Theil einer dieser Inschriften bedeckte, zwei lebensgroße Köpfe, die Amenophis IV. und seine Gemahlin darstellen. Der Kopf der Königin ist gut erhalten und wird unser Museum zieren. Da die Reise nach Sîwe die vorhandenen Mittel nicht erschöpft hatte, konnte Prof. Steindorff einen früheren Plan aufnehmen und die alten Denkmäler Nubiens, namentlich die oberhalb von Wâdi Halfa gelegenen altägyptischen Grenzfestungen erforschen. Außer Frhrn. v. Grünau, der sich auch an dieser Unternehmung betheiligte, schlossen sich noch Regierungsbaumeister Dr. Borchardt, Attaché des kaiserl. Generalconsulats in Kairo, Dr. Schaefer, Directorialassistent des Berliner Museums, und Dr. Thiersch, Assistent des Münchner Antiquariums, freiwillig und auf eigne Kosten an. Am 19. Februar verließ man Kairo, besuchte die neuen Ausgrabungen Petrie's in Abydos und Loret's in Theben und trat am 5. März von Assuan bez. Philae aus mit einer Dahabîje die Nilfahrt nach Wâdi Halfa an, das am 15. März erreicht wurde. Hier wurde ein von Lyons 1893 ausgegrabener Tempel der 18. Dynastie untersucht, der in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit ist und vor Allem für das eigenthümliche Verhältniß der Königin Hatschepsowet zu ihrem Bruder und Nachfolger Thutmosis III. durch die zahlreichen Wandbilder neues Material liefert. Die Weiterreise erfolgte am 17. März mit Benutzung rasch gemietheter Kameele. Man untersuchte in der Zeit bis zum 27. März das ganze, bis 60 Kilometer lange Kataraktengebiet bis nach Semne, bis wohin der König Usertesen III. (mittleres Reich, 12. Dynastie) seine Grenzfestungen vorgeschoben hatte. Zwei dieser Festungen sind schon länger, zwei andere sei Kurzem durch

Lyons bekannt, drei neue sind nun von den deutschen Gelehrten entdeckt worden. Alle diese Burgen, mit nur einer Ausnahme, lagen auf steilen Felsen des Nilufers, um sowohl die Wasserstraße wie die hier an den Fluß tretenden Wüstenwege zu beherrschen. Eine hohe Mauer, die sich dem unregelmäßigen Verlauf des Felsens anpaßt, umgiebt die Burg und bildet stellenweise besondere Bastionen. Ungebrannte Ziegel, am Mauerfuß durch gepackte Steine verstärkt, bilden das Material; zwischen den Ziegellagen befinden sich aber geflochtene Matten, oft auch sind starke Baumstämme eingebettet. Gräben, steile Treppen, ein oder mehrere Thore mit complicirten Sicherungen, ferner allerhand Gebäude im Innern, darunter selbst ein Tempel, waren deutlich zu erkennen. Von allen Festungen wurden Planskizzen aufgenommen. Ein schöner Fund glückte bei der Festung Uronarti: dicht neben einer von Thutmosis III. erbauten Kapelle wurde ein wohlerhaltener, vortrefflich gearbeiteter Denkstein gefunden, den Usertesen III. (1870 v. Chr.) zur Erinnerung an seinen Sieg über die östlichen Wüstenstämme hier hat aufstellen lassen. Das Gegenstück dazu, das in der benachbarten Festung Semne gefunden wurde, bildet eine Hauptzierde des Berliner Museums. Dieses wichtige Stück aus braunem Sandstein, 1,50 m hoch und 80 cm breit, enthält 19 wagerechte, sehr schön eingeschnittene Textzeilen. Dank der Vermittelung des Auswärtigen Amts und der königl. sächs. Staatsregierung hat die Sudanregierung diesen Denkstein dem Leipziger Universitätsmuseum überlassen und da Hr. Ernst Sieglin in hochherziger Weise auch für diesen Transport die Mittel gewährt, so ist zu hoffen, daß dieses Prachtstück noch in diesem Winter in Leipzig eintrifft. Erwähnenswerth ist auch die Neuauffindung einer Felsinschrift auf der Nilinsel Uronarti, die über die politische Geschichte unter Amenophis I. werthvolle Aufschlüsse giebt. Auf der Rückreise, die mit der Dahabîje von Wâdi Halfa aus am 28. März angetreten wurde, die aber infolge widriger Winde ziemlich langsam von Statten ging, wurde an vielen Stellen gelandet, um zahlreiche Inschriften sowie Tempelpläne u. dergl. zu revidiren und frühere Aufnahmen zu verbessern. Am 18. April wurde Assuân, am 24. April endlich Kairo wieder erreicht.

Mit großer Genugthuung dürfen die unermüdlichen Forscher, vor Allem Professor Steindorff, auf die Ergebnisse ihrer anstrengenden Reisen zurückblicken. Denn wenn auch speciell die Erforschung der Ammonsoase keine glänzenden Museumsstücke erzielt hat, so sind doch eine Menge von Kleinfunden gemacht worden, wie sie kein zweites Museum besitzt. Vor Allem aber ist nun aufgenommen und für die Wissenschaft gerettet worden, was eben noch zu retten war, und die Bearbeitung der Funde an Inschriften u. a. m. wird die Aegyptologie in vielfacher Hinsicht bereichern. Möge aber auch, nach Sieglin's rühmlichem Beispiel, das nicht nur platonische Interesse für die Wissenschaft bei unsern vermögenden Mitbürgern immer mehr an Kraft gewinnen!

Bücherbesprechungen.

— Prof. Dr. A. Kuyper, Evolutionismus das Dogma moderner Wissenschaft. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1901. IV und 50 S. 90 ₰ — In der „Verwischung der Grenzen" hatte der holländische Verfasser den Pantheismus als Erbsünde bezeichnet: es ist ein tüchtiger Sprung zu der Behauptung, daß das Evolutionsdogma, die von Darwin ausgehende Entwickelungslehre einen hauptsächlichen sündigen Einfluß auf Glaube, Sitte, Recht, sogar Kunst ausübe. Gewiß erleben wir es an den Boeren und an der Unverschämtheit der Engländer, daß Darwin mit der Behauptung Recht hat, das Kleine werde vom Großen aufgefressen, und gewiß ist die Tageslosung drüben „to fight everybody and to take everything" eine praktische Folgerung aus dem Evolutionsdogma. Aber es scheint mir doch im höchsten Grade anfechtbar zu sein, ein wissenschaftliches System, das doch im Wesentlichen sich an die Erkenntniß des Menschen wendet, in einen unversöhnlichen Gegensatz mit den bewegenden Mächten des Glaubens und Lebens zu bringen. Der Wandsbeker Bote behält gegen die unruhigen Geister, welche überall offene Schlachtlinien sehen und intellectuelle Niederlagen des Christenthums wittern, völlig Recht: zerbrich den Kopf dir nicht so sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr! Moses und Darwin sind so wenig Antipoden, wie Christus und Haeckel. Haeckel bellt den Mond an, wenn er in Sachen des christlichen Glaubens seinen öden Monismus ausspielt. Der Meister Darwin, der nie die Ehrfurcht gegenüber der Religion verlor, ist nicht für die Sünden seiner Nachbeter verantwortlich zu machen. Und es ist gar keine Frage, daß in dem Entwickelungsgedanken kräftige Wahrheiten schlummern, die in der Bibel von der Schöpfungsgeschichte an bis zu dem stolzen Aufbau der Entwickelungsperioden des Reiches Gottes bei Paulus ihren zureichenden Wahrheitsgrund haben. Obgleich wir im Princip mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, heben wir noch an dieser neuen Schrift die geistesgewaltige, vornehme Art hervor, in welcher die großen Fragen unserer Zeit behandelt werden. J. J.

— Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates. Von Geh. Seehandlungsrath a. D. Schubart. Breslau, Wilh. Gottlob Korn 1900. — Dem Buche ist eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher die allgemeinen Grundbegriffe (Staat, Gesetz u. s. f.) klar gestellt werden. Darauf folgt eine summarische Geschichte der Verfassung des Deutschen Reichs, sowie eine systematische, übrigens gedrängte Darstellung der Verfassung und in einem besondern Abschnitte auch der Verwaltung des Deutschen Reichs. In derselben Weise ist der 2. Abtheilung des Buchs — der Verfassung und Verwaltung Preußens — ein geschichtliches Capitel vorausgeschickt und auch die sonstige Eintheilung ist nach gleichen Grundsätzen erfolgt, was selbstverständlich nur zu billigen ist. Elsaß-Lothringen ist in einem besonderen Capitel der 1. Abtheilung behandelt. Ein alphabetisches Register erleichtert die Benutzung des Buchs. Selbstverständlich ist Letzteres hauptsächlich für Preußen bestimmt. Man könnte ja ebenso gut ein Buch über die Verfassung des Deutschen Reichs und des sächsischen Staates schreiben. Aber bei der Stellung Preußens im Deutschen Reiche wird Niemand die Berechtigung der vom Herrn Verfasser beliebten Zusammenstellung bestreiten. —tg—

— Dr. Knaak, Stabsarzt, Die Krankheiten im Kriege. Leipzig, G. Thieme. Preis 5 ℳ. — Vorliegendes Buch kommt einem längst gefühlten Bedürfniß entgegen, indem es bisher an einem Werke fehlte, welches die auf dem Gebiete der Kriegssanitätsgeschichte gemachten und in zahlreichen Einzelarbeiten sowie in den meist vielbändigen officiellen Kriegssanitätsberichten niedergelegten Erfahrungen zusammenfassend einen kurzen und auch weiteren Kreisen zugänglichen Einblick in dieses interessante und lehrreiche Capitel geboten hätte. In der ersten Hälfte des Buches, das klar und übersichtlich geschrieben ist, wird ein Ueberblick über die Sanitätsgeschichte der hauptsächlichsten Kriege bis in die neueste Zeit gegeben. Wir finden hier die in fast allen Kriegen wiederkehrende, aber noch wenig bekannte Thatsache, daß nicht die Waffenverluste in der männermordenden Schlacht, sondern die durch Krankheiten hervorgerufenen Verluste an Menschenleben für die Größe der Opfer eines Krieges in's Gewicht fallen. In weiteren 6 Abschnitten finden die Morbidität im Allgemeinen im Kriege, der Charakter der Krankheiten im Kriege, die Betheiligung der Waffengattungen und Dienstgrade an der Morbidität, die Uebertragung der Heereskrankheiten auf die bürgerliche Bevölkerung, die Hygiene im Kriege und die Desinfection der Schlachtfelder eingehende und kritische Besprechung. Ein besonderer Anhang behandelt die colonialen Unternehmungen vom sanitären Standpunkte aus. — Ueberall sehen wir, von welch' großem und weitgehendem Einflusse die Heereskrankheiten sind, wir sehen, wie sie in Zusammenhang mit gewissen manchmal nur schwer oder überhaupt nicht zu vermeidenden Mißständen stehen, wie letztere zum Theil wenigstens durch zweckmäßige und consequent durchgeführte Maßregeln zu beseitigen oder doch wenigstens zu mildern sind und wie dadurch auch eine Herabminderung der Krankheiten selbst mit Sicherheit erreicht werden kann. Wir sehen, wie die Hygiene auch im Kriege in ganz hervorragender Weise in ihr Recht tritt und den Militärärzten für die Zukunft auch nach dieser Seite hin eine ebenso einflußreiche und verantwortungsvolle wie dankbare Thätigkeit in Aussicht steht, entsprechend dem Satze: Die Prophylaxe ist die beste Behandlung der Krankheiten. — Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung besonders in militärischen Kreisen. Daß jeder Militärarzt sich mit dem Inhalte desselben vertraut machen muß, brauchen wir nicht besonders zu betonen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 5. Sonnabend, den 12. Januar, Abends. 1901.

Die Brutpflege der Insecten.

Allbekannt ist die Fürsorge der Säugethiere für ihre Nachkommenschaft, vielbewundert die Sorgfalt, welche die Vögel auf den Nestbau und die Aufzucht ihrer Jungen verwenden. Aber nicht nur die Angehörigen dieser auf höchster Stufe der Entwickelung stehenden Thierclassen lassen das erkennen, was wir als Brutpflege bezeichnen, überall im Thierreich, bald mehr bald minder in die Augen fallend, tritt diese uns entgegen und nicht zum mindesten in der Welt der Insecten, wennschon sie gerade hier sich in ganz eigenartiger Weise äußert. Während der Vogel seine Eier selbst ausbrütet und die Jungen aufzieht, überläßt das Insect das erste Geschäft der Sonnenwärme und genießt in den weitaus meisten Fällen nicht einmal das Glück, seine Nachkommen zu sehen, geschweige ihnen beim Heranwachsen Liebe und Sorgfalt angedeihen lassen zu können. Unsere Schmetterlinge und Eintagsfliegen, unsere Libellen, Käfer, Schlupfwespen und viele andere Insecten, sie alle erblicken als Waisenkinder das Licht der Welt und doch ist ihre Zukunft nicht gefährdet, denn die sterbende Mutter hat den elementarsten Forderungen Rechnung getragen, welche am jungen, ins Leben tretenden Thier erfüllt werden müssen, wenn es den Kampf ums Dasein mit nur einiger Aussicht auf Erfolg aufnehmen soll, sie hat für Nahrung und Schutz in ausgiebigster Weise gesorgt. Der einer jeden Art angeborene Trieb, den man mit dem nichts erklärenden Worte Instinct bezeichnet hat, er läßt das Weibchen die Eier so unterbringen, daß das aus dem Ei geschlüpfte Junge sofort passende und hinreichende Nahrung findet. „Und dabei hat dieses, die Larve, in den meisten Fällen nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Mutter, vermummt vielmehr," wie Taschenberg schreibt, „die wahre Gestalt des vollkommen entwickelten Insects, kriecht wie ein Wurm an oder in der Erde umher und stillt seinen stets regen Hunger mit Blättern, Thieren oder der Verwesung anheim gefallenen Stoffen, während dieses in ganz anderer Gestalt auf leichten Schwingen durch die Lüfte schwebt und Honigseim oder Morgen·u zur Nahrung wählt. Je größer aber die Verschiedenheit i· ·bensweise zwischen Larve und Insect ist, um so bewunde.. ·ger muß es uns erscheinen, daß trotzdem das Weibchen in der Fürsorge für seine Nachkommenschaft stets den Ort für die Ablage der Eier ausfindig zu machen weiß, der diesen selbst den nöthigen Schutz, der ihnen entschlüpfenden Brut aber den geeigneten Unterhalt gewährt."

Ins lockere Erdreich legt das Maikäferweibchen seine Eier und bereitet damit seiner Nachkommenschaft eine Wiege, in deren allernächster Nähe Nahrung für sie in Hülle und Fülle zu finden ist, die feinsten Wurzelfasern nämlich, die den Boden durchdringen. Die Kornmotte, ein kleiner Schmetterling, klebt seine Eier an Getreidekörner und die auskriechenden Raupen sind es, die häufig den Kornvorräthen in den Speicherräumen nicht unerheblichen Schaden zufügen. Der farbenprächtige Falter, der leicht beschwingt von Blüthe zu Blüthe gaukelt und süßen Honig nascht, er sucht zur Eiablage oft die unscheinbarsten Pflanzen auf, immer aber weiß er die für die ausschlüpfende Brut geeignete zu treffen, gleich, als wäre ihm eine Erinnerung an die eigene Jugend geblieben. Schwirrend und summend durchstreifen zur Hochsommerzeit die geschäftigen Schmeißfliegen ihr weites Gebiet; kein Aas ist so versteckt, daß sie's nicht bald, Dank ihres unglaublichen Spürsinns, ausfindig machten, um daran ihre Eierchen zu legen und dadurch in erstaunlich kurzer Frist jenes unglaubliche Gewimmel von bohrenden und schlürfenden, von springenden und knuspernden „Mädchen" hervorzuzaubern, welches den Hausfrauen von je als vollendeter Hochverrath am sonntäglichen Braten erschienen ist. Von ihrem überaus starken Geruchssinn geleitet, sammeln sich da, wo ein Aas liegt, die Todtengräber, um alsdann mit Aufgebot aller Kräfte den Leichnam eines Vögelchens z. B. zu versenken. Das vergrabene Aas dient der Brut zur Ernährung und damit es dieser nicht von anderen Aasfressern streitig gemacht werden könne, rücken es die fürsorglichen Käfer allen aus den Zähnen und erst, wenn es sicher geborgen ist, besetzt es die Käfermutter mit Eiern. Solche Insecten, die in den Leibern anderer lebender Thiere ihre Jugend verbrachten, wissen nachher die betreffenden Wohnthiere ausfindig zu machen, um in ihnen ihre Art fortzupflanzen, sei es, daß sie sich unmittelbar auf sie setzen, sei es, daß sie dieselben tief im Holze oder anderswo aufsuchen und mit ihrem langen Legebohrer anstechen. So senken die Schlupfwespen ihre Legestachel in grausamer Lust in den Leib der verschiedensten Raupen und Larven, legen ihre Eier hinein und verschaffen so ihren Kindern, wie Kräpelin (Die Brutpflege der Thiere) schreibt, den originellen Genuß, gleich dem Adler des Prometheus am lebendigen Körper sich satt essen zu können. In den Nasenlöchern der Schafe bringt die Schafbreme ihre Eier unter, von wo dann die ausschlüpfenden Jungen tief hinein in die Nasenhöhle kriechen. Hier legen sie sich mittelst zweier gewaltiger Hornhaken vor Anker, ernähren sich von Schleim, dessen Absonderung sie natürlich befördern, und lassen sich erst, nach ungefähr neun Monaten, wenn die Zeit der Verpuppung naht, aus ihrem Schnupfwinkel herausniesen. Ganz ähnlich ist der Vorgang bei den Pferden, nur daß hier die Breme die Eier nicht an die Nase, sondern an die Vorderbeine legt, daß das Pferd in seinem Unverstand die Eier erst ablecken muß, und daß dann die Jungen nicht in der Nasenhöhle, sondern im Magen ihres Wirthes heranwachsen. Viele Mücken, Fliegen, Libellen und dergleichen, im vollkommenen Zustande recht eigentliche Luftbewohner, halten sich in ihrer Jugend im Wasser auf; darum lassen die Weibchen ihre Eier ins Wasser fallen oder befestigen sie an Wasserpflanzen. In den Koth der Hufthiere gräbt der Roßkäfer eine nahezu 30 cm tiefe Röhre, schafft eine Portion des den Eingang deckenden Nahrungsmittels in deren Grund und beschenkt die so vorgerichtete Brutstätte mit einem Ei. Ein naher Verwandter dieses Käfers, der heilige Pillendreher, hat es, vornehmlich seiner eigenartigen Brutpflege wegen, im Thiercultus der alten Aegypter zu einem gewissen Ansehen gebracht, so daß diese ihn auf Denkmälern darstellten und in kolossalem Maßstabe aus Stein gehauen — die sogenannten Scarabäen — in ihren Tempeln aufstellten. Beide Ehegatten sind es, die hier in Fürsorge für ihre Nachkommenschaft gemeinsam thätig sind und aus Kuhdünger eine Kugel fertigen, die vor dem Geformtwerden mit einem Ei belegt wird. Die fertige Kugel, welche bei einigen Arten einem Billardball an Größe gleichkommt, wird noch der größeren Sicherheit wegen in eine tiefe Röhre versenkt. In der vergrabenen Kugel erblüht dann neues Leben; das Ei wird zur Larve und diese findet in dem Kugelinneren selbst den hinreichenden Nahrungsvorrath, um dadurch zu ihrer vollen Größe heranzuwachsen. Der pechschwarze Wasserkäfer (Hydrophilus piceus) bringt seine Eier in einer von ihm selbst gesponnenen Kapsel unter, die die Gestalt eines Rettigs zeigt und mit der Spitze nach oben wie ein kleiner Nachen zwischen den Blättern der Pflanzen schaukelt. Die ausschlüpfenden Larven scheinen bis nach ihrer ersten Häutung in dieser schwimmenden Behausung beisammen zu bleiben und sich von dem lockeren Gewebe, welches den Innenraum desselben ausfüllt, zu nähren; auch hier ist also in der Fürsorge um die Nachkommenschaft ein Bau geschaffen, der nicht nur schützende Unterkunft, sondern außerdem Nahrung für die erste Lebenszeit gewährt. Die Küchenschaben und Fangheuschrecken

hüllen ihre Eier ebenfalls in Kapseln, während Goldafter (Porthesia chrysorrhoea) wie Schwammspinner (Ocneria dispar) sie in einen dem Feuerschwamm nicht unähnlichen Filz betten, der aus Schleim und Haaren, die sie selbst sich ausrupfen, hergestellt wird. Ein förmliches Nest für ihre zahlreichen Eier bereitet die Maulwurfsgrille (Gryllohalpa vulgaris), indem sie einige schneckenförmig gewundene Gänge und in der Mitte derselben, bis etwa 10,5 cm unter der Erde, eine Höhlung von Gestalt und Größe eines Hühnereis gräbt. Die Wände werden mit Speichel befeuchtet, gut geglättet und auf solche Weise gewissermaßen ausgemauert, so daß man bei gehöriger Vorsicht das ganze Nest als eine hohle, gerundete Erdscholle herausheben kann. Von ihm aus führen nach verschiedenen Seiten einige mehr oder weniger gerade, flache Gänge, außerdem einige senkrechte nach unten, die theils dem Weibchen als Zufluchtsort bei nahender Gefahr, theils der Brutstätte zum Abzuge starker Nässe und zum Trockenhalten dienen. Ein solcher Bau wird an einer offenen, unbeschatteten Stelle angelegt und der Raum über demselben durch Auflockern des Erdreichs und durch unterirdisches Abfressen des Pflanzenwuchses dem Einflusse der Sonne erschlossen. Nach dem Legen der Eier, deren Zahl durchschnittlich 200 beträgt, stirbt die Maulwurfsgrille nicht, hält sich vielmehr als treue Wächterin in der Nähe derselben auf, ähnlich wie der gemeine Ohrwurm, der übrigens gleichsam in brütender Stellung, mit seiner Brust die Eier deckend, beobachtet ist. „Unerreichbar aber für unser menschliches Gefühl bleibt immer doch die schlichte, an jedem Oleanderstock zu beobachtende Thatsache, daß die Schaar der jungen Schildläuse für die erste schwerste Zeit ihres Daseins von dem hinsterbenden Leibe der eigenen Mutter gedeckt wird. Fürwahr, die Sage der Niobe, der schönsten und menschlichsten eine, welche das Alterthum erdichtet, in der verachteten Schildlaus sehen wir sie verkörpert.“ (Kräpelin.)

Jedermann kennt unter dem Namen „Galläpfel“ die schönen, rothbäckigen, kugelrunden Auswüchse, welche manchmal zu halben Dutzenden an der Unterseite eines Eichblattes hängen, krankhafte Wucherungen des Zellgewebes, die unter thierischem Einflusse entstanden und dazu bestimmt sind, der Brut des Erzeugers Nahrung und Obdach zu gewähren. Kein Pflanzentheil von der Wurzel bis zum Zweige, dem Blatte bis zur Blüthe und Frucht ist vor Gallenbildung gesichert und unter den Fliegen und Käfern sowohl wie unter den Blattläusen und Hautflüglern finden sich Kerfe, die zum Nutzen ihrer Nachkommenschaft Gallen hervorbringen. Wenn die Haselnüsse anfangen, aus ihrer Becherhülle herauszuwachsen, um die Mitte des Juli oder auch früher, dann beginnt für den Haselnußbohrer eine ernste Zeit; es kommen ihm die Sorgen um die Nachkommenschaft und um deren Gedeihen nicht in Frage zu stellen, darf die rechte Zeit der Eiablage nicht versäumt werden. In größter Unruhe steigt jetzt das Weibchen an den Haselzweigen auf und ab, hin und her, um so eine seinen Absichten entsprechende Nuß ausfindig zu machen. Ist endlich eine solche entdeckt, dann bohrt das Thier mit seinem langen Rüssel ein Loch durch die noch weiche Schale der kaum zur Hälfte erwachsenen Nuß bis tief in deren Kern hinein, legt ein Ei in die Oeffnung und schiebt es in die Tiefe. Merkwürdig ist die Vorsicht des Thieres, welche es erkennen läßt, ob die Nuß schon von einem anderen Weibchen mit einem Ei besetzt oder noch frei ist, denn niemals wird ein und dieselbe Nuß von zwei verschiedenen Weibchen zur Eiablage benutzt. Die mit einem Ei belegte Nuß aber wächst weiter und heilt sogar bis auf eine kleine, kaum sichtbare Narbe wieder zu. Doch in ihrem Inneren nagt der „Wurm“, der aus dem Ei gekommen, und erst im September, wenn die Larve erwachsen ist, verläßt sie ihr steinhart gewordenes Wohnhäuschen, im Inneren desselben nichts als den krümligen Unrath und etwa noch einen kleinen Rest des Kernes zurücklassend. Aehnlich treiben es zwei verwandte Arten, nur daß die eine die Eichel, die andere den Kirschkern zur Wiege ihrer Nachkommenschaft erwählt, während wieder andere junge Baumtriebe anbohren und ihre Eier in deren Mark legen, welches dann den auskriechenden Larven zur Nahrung dient. Besondere Mühe und Arbeit aber um ihre Nachkommenschaft wenden diejenigen Rüsselkäfer, wie der Name dieser Käferfamilie lautet, auf, die die Blätter verschiedener oder bestimmter Laubholzarten düten- oder trichterförmig zusammenrollen und so einen kunstvoll gedrehten Wickel herstellen, der in Form einer Cigarre vom Stielstück des Blattes herabhängt. In einer solchen Brutrolle erblickt dann nach kurzer Zeit ein Lärvchen das Licht der Welt, ein echtes Wickelkind, das sich, nach allen Richtungen hin Gänge fressend, vom Stoffe seiner Wiege ernährt. Erregt nun schon ein derartiger Wickel durch die geschickte Art seiner Herstellung unsere gerechte Bewunderung, so wird diese noch um Vieles erhöht, wenn wir einmal Umschau halten unter den verschiedensten Bauwerken, welche die Hymenopteren oder Hautflügler im Interesse ihrer Nachkommenschaft anfertigen. Die Kunstfertigkeit dieser Insecten kann sich getrost mit der der Vögel messen. Nicht allein von Alters her überkommene Schablone tritt uns hier vor Augen, sondern eine nicht zu leugnende Ueberlegung, welche mehr als anderswo sich den Verhältnissen anpaßt und die ihnen vom Menschen dargebotenen Hilfsmittel aufs vortheilhafteste zu benutzen versteht. „Aus zusammengetragenem Moose bauen die Hummeln ihr Nest, aus aneinandergenähten Blättern gewisse tropische Ameisen. Den Reisighaufen des Adlerhorstes finden wir wieder in dem aus winzigen Zweigbruchstücken zusammengetragenen Kegelbau unserer heimischen Waldameise; die Maurerarbeit der Schwalbe und des brasilianischen Töpfervogels wird übertroffen von den prächtigen Häuschen, welche die Mörtel- oder Mauerbiene, die Lehm- und Töpferwespen, jede in ihrer Art aus Sand und Lehm und Mörtel für ihre Brut zu errichten wissen.“ Wie die Drossel aus dem Mulm vermorschter Bäume mit Hilfe ihres Speichels eine Art Pappmasse herzustellen weiß, mit der sie die innere Höhlung ihres Nestes auskleidet, so vermögen die Wespen aus zerkauten Pflanzenstoffen aller Art, gemischt mit Speichel, jenen dem groben Papier so ähnlichen, zähen Stoff zu fertigen, den sie zum Aufbau ihrer Nester verwenden. Und nun erst unsere Honigbienen! Aus winzigen Wachsplättchen, welche dem eigenen Leibe entquellen, bauen sie jene allbekannten sechseckigen Zellen, die eine so groß wie die andere, sie zu kunstreichen Waben zusammenschweißend. In einfacher, doppelter oder vielfach verschränkter Kette, so hängen die Thierchen bei der Arbeit, wenn der Bau erst weiter vorgeschritten, aneinander, die Geschäfte des Handlangers und des Meisters versehend, beides hier in einer Person vereinigt. Sie nehmen sich einander die Wachsplättchen vom Bauche weg, durchkauen und vermischen sie mit ihrem Speichel und jede, die den Stoff auf diese Weise vorgerichtet hat, geht in die Baustelle und klebt ihn an. — So mannigfaltig nun, wie die Bauten sind, die zum Schutze der Brut durch die verschiedenen Hymenopterenarten hergestellt werden, ebenso mannigfach ist auch die Nahrung, welche die fürsorgenden Thiere für ihre Nachkommenschaft herbeischaffen. Mittels Rüssel und Honigmagen sammeln die Hummeln den Honigsaft, mittels „Bürste“ und „Körbchen“ den Blüthenstaub, um daraus regellos liegende aneinander klebende eiförmige Massen zu formen, an welche sie die Eier legen. Sich in diesen Futterbrei hineinzufressen, das ist dann die Aufgabe der Larven. Jede Zelle, die die Bienenkönigin mit einem Ei beschenkt hat, versehen die Arbeitsbienen des Volks mit einem Häuflein weißer Gallerte, welches aus Honig, Bienenbrod und Wasser zubereitet wird, während die Wespen ihrer Brut einen Futterbrei in die Zelle legen, der aus klar gekauten Kerfleibern besteht, wohl auch mit Honig vermischt ist, wenn solcher zu haben ist. Mit wasserhellen Tropfen, die sie aus der Mundöffnung treten lassen, füttern die Ameisen ihre Larven, die sie außerdem noch, ebenso wie die Eier, fleißig belecken, wie es scheint, um sie hierdurch mit einer nährenden Feuchtigkeit zu versehen. Uebrigens erstreckt sich bei den Ameisen die Brutpflege auch auf die Puppen, ja sie tritt noch zu Tage, wenn das junge Thier im Begriffe steht, seine Puppenhülle zu verlassen, indem die Schwestern hilfreich zur Hand gehen, wenn es heißt, das umgebende Gespinnst zu zerreißen, eine Arbeit, welche in den meisten anderen Fällen dem neugeborenen Kerbthier allein überlassen bleibt. Wenn wir nun noch erwähnen, wie die Eier, Larven und Puppen den ihrem Gedeihen entsprechenden Witterungsverhältnissen nach umgebettet und hier und dorthin getragen werden, wenn den sorgsamen Pflegerinnen die Sicherheit ihrer Schützlinge auch nur im Geringsten gefährdet erscheint, dann wird die Behauptung gerechtfertigt erscheinen, daß unter allen gesellig lebenden Hautflüglern die Brutpflege bei den Ameisen den höchsten Grad der Entwickelung erreicht hat. Und doch dürfen wir die Reihe der Beispiele über die Fürsorge der Insecten für ihre Nachkommenschaft nicht schließen, ohne den Leser auf eine nicht unbedeutende Zahl von Hautflüglerarten hingewiesen zu haben, die in eigenartigster Weise für die Nahrung der jungen Larven Sorge trägt. Es sind dies die auch als Grab- oder Mordwespen bezeichneten Hymenopteren, Thiere, die nicht zu Staaten vereinigt, sondern einzeln leben und sich dadurch auszeichnen, daß sie neben jedem Ei das ganze Quantum Nahrung in Gestalt irgend eines In-

fectes niederlegen, dessen die junge Larve bis zur vollständigen Entwickelung bedarf, und gleichzeitig, und das ist gerade das Ueberraschende, dafür Sorge tragen, daß diese Nahrung im Laufe der Wochen nicht durch Verwesung ungenießbar wird. Vier Grillen sind es, die beispielsweise der gelbflügelige Raupentödter, Sphex flavipennes, für jede seiner Larven braucht, und so sucht er sich denn dieser Thiere, sobald er eines derselben erblickt, zu bemächtigen. Ein heftiger Kampf entsteht, wobei die Wespe den Geradflügler fortwährend umkreist, während der Letztere sich mit seinen kräftigen Hinterbeinen tapfer vertheidigt, bis er endlich erschöpft auf dem Boden liegt. Sofort stürzt sich die Siegerin auf ihr Opfer, legt es hurtig auf den Rücken und bohrt ihm, mit den Beinen das Thierchen festhaltend, ihren Stachel zuerst durch eine weiche Stelle zwischen Hals und Kopf, dann zwischen Hals und Brust hinein, trifft so mit haarscharfem Dolche das Centrum der Bewegungsnerven und raubt dadurch seinem Opfer jede Möglichkeit, sich zu bewegen, ohne es zu tödten. Mühsam schleppt jetzt der Sphex die willenlose Grille in seine Erdhöhle und die aus dem daneben niedergelegten Wespenei ausschlüpfende Larve findet einen vortrefflichen Vorrath an wohlerhaltener Speise vor.

Zahllose Beispiele der Brutpflege bei den Insecten ließen sich noch anführen und alle würden sie uns, gleich den im Rahmen dieses Aufsatzes besprochenen, zeigen, daß hier wie bei den höheren Thieren die Fürsorge, welche der Nachkommenschaft gewidmet wird, zwar nicht bei sämmtlichen Arten auf gleicher Höhe steht, immer aber für die Erhaltung derselben genügt. In jedem Falle handelt es sich um die zweckmäßige Unterbringung der Eier, und daß dieser in so mannigfaltiger und doch stets hinreichender Weise Rechnung getragen wird, das ist es gerade, was die Bewunderung des Naturfreundes erregt, sie hervorrufen muß, wenn wir bedenken, wie sehr sich bei den meisten Arten das ausgebildete Insect von seiner Brut unterscheidet. Aber trotz alledem weiß die Insectenmutter in der Fürsorge für ihre Nachkommenschaft die richtigen Maßregeln zu treffen und fast will es uns scheinen, als wäre ihr geblieben die Erinnerung an die eigenen Jugendtage zum Nutz und Frommen ihrer Kinder.

Dr. C. M.

Bücherbesprechungen.

— J. W. Rothstein, D. th. u. phil. (Professor in Halle), Der Gottesglaube im alten Israel und die religionsgeschichtliche Kritik. Ein Vortrag. Halle und Bremen, Ed. Müller's Verlag. 1900. VI und 49 S. gr. 8. — Ursprünglich ein Festvortrag bei einem akademischen Vereins-Jahresfeste, mag diese kleine Arbeit wohl auch manchem dort Unbetheiligten im Druck erwünscht und von Nutzen sein. Etwas breit in Anlage und Haltung, ist sie um so verständlicher und eindrucksvoller, und wohl geeignet zu einer gewissen Einführung in die religionsgeschichtlichen Verhandlungen der Gegenwart hinsichtlich der heiligen Schrift Alten Testaments. Dies um so mehr, als der Verfasser einerseits selbst „sich in literarhistorischer Hinsicht im Allgemeinen rückhaltlos zu der Wellhausen'schen Schule bekennt“ (S. 18), andererseits aber gegen deren gesammte Geschichtsanschauung, die er wohl mit Recht als evolutionistisch-darwinistisch bezeichnet und auf Hegel's pantheistischen Geist zurückführt (S. 7 f.), mit aller Entschiedenheit Verwahrung einlegt. Eben der Nachweis, daß sie wissenschaftlich nicht hinreiche, soll an dem Capitel vom „Gottesglauben im alten Israel“ geführt werden. Unter dem „alten Israel“ ist dabei dasjenige von Amos an rückwärts gemeint; und gezeigt wird, daß weder Amos jener große Neugestalter, sozusagen Erfinder, der rechten Religion Israels gewesen sei, zu der ihn die neuere Kritik gestempelt habe (S. 28 ff.), noch vor ihm (besonders im Reiche Juda) bis auf Moses zurück, bei aller Anerkennung eines „naturalistischen Tiefgrundes der Volksreligion“, eine gewisse Stetigkeit der Ueberlieferung und Fortentwickelung einer „Strömung höherer religiöser und sittlicher Erkenntniß“ zu vermissen sei, — so daß Moses, in Uebereinstimmung mit der biblischen Ueberlieferung, der wirkliche Begründer „der alttestamentlichen Religionsentwickelung“ gewesen sein müsse. Die durchaus sachlich gehaltenen Ausführungen sind durchzogen von warmer und liebevoller Freude an der Religion Israels und — der christlichen Gemeinde, halten sich mithin auf dem Wege, der allein die Aussicht auf eine zukünftige Beilegung des Widerstreites der Meinungen über das Alte Testament eröffnet, — soweit derselbe nicht vielmehr auf dem ganz andern Gebiete der Sittlichkeit und mithin des Willens zum Austrage kommen muß. Von wirklicher Bedeutung aber und ein erfreuliches Zeichen zunehmender Gesundung der alttestamentlichen Kritik ist die hier wahrzunehmende kräftige Geltendmachung volkspsychologischer Gesichtspunkte zur Gewinnung religionsgeschichtlicher und literarischer Einsichten: das einzelne Denkmal wird nicht für sich allein gewürdigt, sondern im Zusammenhange der Regungen der betheiligten Volksseele, — wie es sich gehört.

G. Schnedermann.

— Hans Eschelbach, Sommersänge, Gedichte. 171 S. 2,40 ℳ, geb. 3,60 ℳ. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. — Der Verfasser besteigt mit diesen Gedichten nicht zum ersten Male den Parnaß und giebt uns in diesen Poesien eine neue herzerfreuende Gabe seines „liederschweren Herzens“. Er hat eine hohe Herrschaft über die Sprache und steht, was Form und Inhalt seiner Gedichte betrifft, nicht auf Seite der Modernen. Er bewegt sich in mustergiltigen Versen und in correctem Reim. So singt er uns Lieder der Lust und des Leides, stimmt frohe Vagantengesänge an und dichtet aus dem Evangelium uns auch „fromme Lieder“. Wenn er in einem Epilog sein Buch ausklingen läßt mit den Worten:

> Hat's euch getröstet, hat's euch gerührt,
> Hat's euch näher zum Lichte geführt,
> Hat es euch eine Stunde verschönt,
> Hat es mit einem Schmerz euch versöhnt,
> Warf's eine Blume auf dornige Bahn:
> Wahrlich, dann hat es genug gethan!

so dürfen wir sagen, daß es diese seine Mission zu erfüllen wohl geeignet ist.

D. K.

— Friedrich Kurt Benndorf, Hymnen an Zarathustra und andere Gedichtkreise. C. G. Naumann, Leipzig, 1900. V und 146 S. — Wenn ein Chinese gestorben ist, wird neben dem Leichnam wohlriechendes Papier geräuchert, um dem Geist zu opfern. Mit dem wohlriechenden Papier vorliegender Gedichte wird dem verstorbenen Schöpfer des Zarathustra, dem „neuen Heiland“ ein Weihrauchopfer dargebracht. „Verblichen ist der Stern, den die Hirten erschimmern sahen — wie ein Choral erhebt es sich: Ave, Zarathustra, die da sterben wollen, grüßen dich.“ Solcher traurige Menschencultus wird bei denen Beifall finden, welche den unglücklichen Denker schon bei seinen Lebzeiten verhimmelt und Worte, umnebelnd Himmelsgluth für eine neue Offenbarung ausgegeben haben. Uns erscheint es wie Blasphemie, wenn man an die Stirn von solchen Ikarusliedern das Wort zu setzen wagt: „Wachet auf, ruft uns die Stimme des Wächters sehr hoch auf der Zinne“. — In den folgenden Gedichtkreisen wird die nachteinsame, saitenklirrende Stimmung des Zarathustrajüngers in zum Theil formvollendeten und tiefempfundenen Liedern besungen, es fehlen aber auch nicht die Ausgeburten des jüngsten Deutschland: der „wispernde Kanarienvogel“ und der „Brodem der Krankenstube“ (S. 37) erinnert an Dehmel und Genossen. Das schönste Lied in Prosa wollen wir dem Leser aus Gründen der wägenden Gerechtigkeit nicht vorenthalten (II, 8, S. 55):

> Einen Rosenstock
> stelle ich dir auf den Geburtstagstisch.
> Er schmückt nun deinen Grabhügel.
> Grünt und blüht.
> Tauperlen hangen an seinen Blättern: —
> mir ist, als ob es deine Blicke seien,
> die an ihm hangen geblieben.
>
> Ich weiß, daß er dir eine Freude war;
> und mich dünkt, er weiß es auch — —
> So gehe ich meines Weges voll Trauer und Trost.
> Voll Stille.
> Und suche einen, dem ich die Hand drücken
> kann; Einen, der mich lieb hat. —

J. J.

— Dr. Georg Schnedermann, Der christliche Gottesbegriff im Sinne der gegenwärtigen evangelisch-lutherischen Kirche. II. Abtheilung: Der christliche Glaube. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1901. XIII und 274 S. 3,60 ℳ. — Schnedermann's Glaubenslehre verdient auch in diesem Blatt eine ausführliche Besprechung, weil sie nicht nur der Zunft, sondern der gebildeten evangelischen Welt eine

auf selbstgebahnten Wegen wandelnde wissenschaftliche Darstellung unserer Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum zum Geschenk anbietet. Nachdem der erste Theil die Wege vorgezeichnet hat, die aus der Ebene des mit der Gemeinde sich zusammenschließenden eigenen christlichen Bewußtseins zu der Höhe der in der heiligen Schrift und in der Person Jesu Christi enthaltenen Glaubensaussagen führen, werden wir im vorliegenden Buche in den Stand gesetzt, die Brauchbarkeit und Richtigkeit des vorgeschlagenen Weges an dem Glaubenszeugniß über Gott zu erproben. Wir bekennen, daß wir dem gelehrten Verfasser, der wie selten einer auch auf dem Gebiete lehrhafter Erörterungen mit pectus redet, mit dem reichen und fröhlichen Gemüth eines „Haushalters der Geheimnisse Gottes", in aufrichtiger und im Wesentlichen zustimmender Freude gefolgt sind. Gott, der welterhabene, gute Geist — der ist ein auf die Höhe wissenschaftlicher Ueberzeugung gestellter Glaube, der auf seine Uebereinstimmung mit allen außer dem christlichen Bewußtsein liegenden Quellen geprüft für den Christen eine feste Burg ist, die er getrost als uneinnehmbar bezeichnen kann. Es ist gar keine Frage, daß der Bestand unserer Glaubenslehre an Festigkeit, Sicherheit, Freudigkeit, an Tapferkeit in Kampf und Abwehr, an Kraft im Leben in demselben Maße gewinnt, als er von der äußeren Autorität sich löst und in einen inneren Besitz sich wandelt. Darum stimmen wir grundsätzlich dem Schüler Frank's zu, der die heilige Schrift im höchsten und letzten Sinn als Richtschnur unseres Glaubens bezeichnet, nachdem mein eigener Glaube ihr mit freudig anerkennendem Ja begegnet. Das ist ganz gewiß ein nicht unevangelischer Weg: suchet in der Schrift, aber so, wie Joh. 7, 17 es vom Herrn empfohlen wird. Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen! Auch in einer anderen Hinsicht verdient diese Darstellung des Gottesglaubens unser Lob: sie hebt das allgemein Menschliche, das Universale in großen Zügen hervor, sie hat in dieser Richtung ein unbewußt vertheidigendes Gepräge (so sagen wir unserem Max Dunger zu Liebe für: unbewußt apologetische Tendenz). Meisterhaft versteht es insbesondere der Verfasser, aus dem Meer der deutschen Sprache manche Perle zu holen und ihren Glanz in der Schatzkammer des Glaubens rühmend hervorzuheben. Das Tertullianische Wort von der Seele des Menschen als einer geborenen Christin kommt für die deutsche Eigenart zu feiner besonderen Geltung, und eine solche „Verdeutschung des Evangeliums" lassen wir uns wohl gefallen. — Ein Bedenken dürfen wir um der Wahrheit willen nicht verschweigen: Verfasser unterschätzt nach unserer Meinung den vorzüglichen Werth der biblischen Quellen. Gewinnen wirklich die Ausleger der heiligen Schrift dadurch an „Höhenlage", an wissenschaftlicher Verwendbarkeit, wenn sie „aus dem Stande mehr oder weniger holder Unberührtheit in denjenigen der Bedachtsamkeit christlicher Denker übersetzt" werden? Man weiß, wie Albrecht Ritschl mit den Worten der Bibel umgeht, um sie in das Prokrustesbett der Werthurtheile einzuspannen: ich meine, da ist die „holde Unberührtheit" doch noch werthvoller, als Band II von „Rechtfertigung und Versöhnung". Auch im Einzelnen sind wir öfters bewußt abweichender Meinung: das Innewohnen, die Erfahrung Gottes aus dem Leben kommt nicht zu ihrem Recht, die Immanenz Gottes wird bis zu der Behauptung (S. 461) verflüchtigt, daß „Gott von allem außer ihm Seienden scharf zu unterscheiden sei". Im Gegentheil kann der kalte Begriff des „Absoluten", wie ihn die Scholastik gebildet hat, nur durch das Gegengewicht des Bewußtseins, daß wir in ihm leben, weben und sind, auf sein richtiges Maß zurückgeführt werden. Störende Fehler finden sich S. 287, 322, 336, 489. Wir stehen nicht an, dem Verfasser für seine vornehme schlichte Gabe unseren warmen Dank zu sagen und für die Fortsetzung und Vollendung des auf sechs Theile berechneten, umfassend angelegten Werkes Glück zu wünschen. J. J.

— **Die deutschen Alterthümer** von Dr. Franz Fuhse, Director des städtischen Museums in Braunschweig. 176 S., klein 8°. — **Deutsche Stammeskunde** von Dr. Rudolf Much, Privatdocent[en] an der Universität in Wien. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. 145 S.; klein 8°. (Sammlung Göschen, Nrr. 124 und 126.) Leipzig, G. J. Göschen, 1900. Preis: gebunden je 80 ₰. — Beide Bücher sind in ihrer Art Cabinetsstücke; jedenfalls von der wissenschaftlichen Seite her läßt sich ihnen schwerlich etwas anhaben. Fuhse's „Alterthümer" ergänzen die „Urgeschichte der Menschheit" von Professor Moritz Hoerner (Bd. 42 der Sammlung) in willkommener Weise, während Much's „Stammeskunde" in vieler Beziehung eine Erweiterung der „Indogermanischen Sprachwissenschaft" von Meringer (Bd. 59) bedeutet. Den im schönsten Sinne gemeinverständlichen Ton hat meiner Empfindung nach Fuhse besser als Much getroffen, dessen tiefgründige Gelehrsamkeit sich hie und da (z. B. in der Durchführung der gelehrten Marotte Skadinavien statt Skandinavien) zu aufdringlich bemerkbar macht. Das Verdienst aber des Verlegers, den Deutschen gute Kunde über ihre Anfänge zu vermitteln, strahlt aus beiden Heften deutlich heraus; es ist wirklich aller Ehren werth, was hier, auch abgesehen von der Darstellung, für 80 ₰ geboten wird: bei Fuhse sehr klare Textbilder, bei Much sogar 4 altgermanische Langschädel (in je 2 Ansichten) aus dem bayerischen Gräberfelde von Fischach (bei Bergheim im Salzburgischen) auf 2 Tafeln und dazu 2 Kärtchen (das südöstliche und das nordwestliche Germanien um 100 n. Chr.; hierzu ist neuerdings v. Erckert's schöner Völkerwanderungs-Atlas heranzuziehen). Zweierlei nur habe ich zu verbessern: bei Fuhse ist S. 150 die Redensart „über die Seite bringen" (für umbringen) nicht gang und gäbe; und Much's „Schichte" ist ein nicht nachahmenswerther Austriacismus. Beklagenswerth ist das Fehlen eines Registers bei Much. Der Druckerei von Carl Rembold & Co. in Heilbronn wäre anzurathen, mehr Obacht auf die Stellung der Interpunctionen, namentlich der Punkte, zu geben. Schlußurtheil: Fuhse und Much bieten nicht nur dem Schüler und Laien Neues, nicht nur dem Lehrer und Gebildeten Brauchbares, sondern gerade wegen ihrer knappen Zusammenfassung des auf dem bearbeiteten Gebiete zur Zeit Geltenden auch dem Gelehrten eine überaus nützliche Handhabe und die sichere Grundlage für weitere Forschungen. Ht.

— In Conrad Weisle's Buchhandlung (G. Schmidt) in Dresden erscheinen heftweise Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung als Hilfsmittel der Vorbereitung für die Beamtenprüfungen herausgegeben vom Vereine der Finanzbeamten zu Dresden, welche denjenigen Unterbeamten, die sich den Assistenten- und Secretärprüfungen im sächsischen Staatsdienste unterziehen wollen, besonders empfohlen werden können, da sie von dem für sie Wissenswerthen aus den einschlagenden Gebieten alles das enthalten, was sie für ihre Studien brauchen, wenigstens um sich für dieselben eine zweckmäßige Anleitung zu schaffen. Es liegen neuerdings Heft 1: Die hauptsächlichsten Bestimmungen über die **Vormundschaft** und Heft 30: Die **Unfallversicherung** im Deutschen Reiche vor. Der Preis des Heftes beträgt 40 Pf. Auch für Nichtbeamte sind dieselben gleich empfehlenswerth. ∞

— Die im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheinenden **Monographien zur Weltgeschichte**, in Verbindung mit Anderen herausgegeben von Prof. Ed. Heyck, dürfen zu den glücklichen Erscheinungen des Buchhandels gezählt werden. Wir haben mehrfach schon auf einzelne Bände dieses Unternehmens hingewiesen und immer der Freude über Inhalt und Ausstattung Ausdruck gegeben. Ihr Hauptvorzug liegt, wie der Titel andeutet, in der monographischen Behandlung besonders markanter Epochen der Weltgeschichte, in sich fest abgeschlossener Staats- und Städtebildungen, wichtiger Culturerscheinungen und weltgeschichtlicher Persönlichkeiten; es sind in sich geschlossene Bilder, die lesbar und anschaulich geschrieben sind, von absolut wissenschaftlichem Gepräge, ohne in den Fehler vieler gelehrten Werke zu fallen, die nur von Fachleuten verstanden werden können. Bis jetzt sind dreizehn Bände erschienen; die vier letzten behandeln: X. **Die Blüthezeit des Pharaonenreiches.** Von Professor Dr. G. **Steindorff** (Preis 4 ℳ); XI. **Die Erfindung der Buchdruckerkunst.** Von Dr. Heinrich **Meisner** und Dr. Johannes **Luther** (Preis 4 ℳ); XII. **Die Kreuzzüge und das heilige Land.** Von Ed. **Heyck** (Preis 4 ℳ); XIII. **Mirabeau.** Von Professor Dr. B. **Erdmannsdörffer** (Preis 4 ℳ). In der zeitlichen Umgränzung kann kein größerer Raum gedacht werden als von der Zeit der Pharaonen bis zu der des französischen Staatsmannes: es ist also eine wirkliche Weltgeschichte, die im Laufe der Jahre hier dargeboten werden wird, freilich ohne den zusammenhängenden, die einzelnen Hefte verbindenden Fäden. Dessen bedarf es aber auch nicht. Denn Niemand wird die Monographien zur Hand nehmen, um in flüchtigen Worten sich über ein geschichtliches Ereigniß, über Namen oder Jahreszahlen schnell orientiren zu wollen; hierfür genügt ein Abguß der Weltgeschichte oder des Conversationslexikons. Die Monographien wollen gelesen sein; die geschickte Darstellungsgabe der Bearbeiter macht die Lectüre leicht und angenehm und die zahlreichen vortrefflichen Bilder erläutern den Text fast Seite für Seite. j.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 6. Dienstag, den 15. Januar, Abends. 1901.

Ein Besuch der Königlichen Gefangenanstalt zu Chemnitz.

Von Gertrud Triepel. (Nachdruck v. d. Verf. verboten.)

Wenn wir als Kinder an dem einförmig weißen Hause vorüberkamen, das in der kleinen schlesischen Stadt, die unsere Heimath war, hoch und still hinter dem starken Eisengitter an staubiger heißer Landstraße lag, dann überlief uns stets ein Gruseln. Scheu blickten wir zu den schmalen Fenstern hinüber, voll heimlicher Hoffnung, daß doch einmal ein struppiger Kopf hinter den dicken Eisenstäben auftauchen könnte und liefen spornstreichs davon, sobald ein Schlüssel rasselte oder eine Thür sich in den Angeln drehte. Dieses Gefühl, halb Neugier, halb Furcht, hatte für uns Kinder einen eigenen Reiz. Es beschlich mich aber auch später noch oft, wenn der Schlußbericht über diese oder jene Gerichtsverhandlung die ominöse Notiz brachte: Das Urtheil lautete auf so und so viele Jahre Gefängniß! Es läßt sich nicht leugnen, das Wort Gefängniß hat für die meisten von uns einen unheimlichen Klang und wir bedauern die Armen, die Wochen und Monate, ja oft ein ganzes Menschenalter lang hinter eisernen Thüren und vergitterten Fenstern vertrauern müssen, aus tiefster Seele; gleichviel, ob ihr Schicksal durch eine Verkettung ungünstiger Umstände oder durch eigene Schuld heraufbeschworen wurde. Haben wir aber erst einmal den „Ort des Schreckens" in nächster Nähe gesehen, so erkennen wir bald, daß auch hier die in unseren Tagen so oft gerühmte Humanität ihr goldenes Scepter schwingt und fühlen uns — im Hinblick auf das Leben, das viele der Gefangenen draußen in der Freiheit führten — fast veranlaßt zu sprechen: „Hier ist gut sein!" Den Nachsatz freilich: „Hier laßt uns Hütten bauen" behalten wir wohlweislich für uns.

Die Königl. Gefangenanstalt, von der ich erzählen will, die wir unter der liebenswürdigen Führung ihres Directors von unten bis oben durchwandern durften, liegt im schönsten Theile der alten Fabrikstadt Chemnitz auf dem Kaßberge, während eine unter gleicher Direction stehende Zweiganstalt — das alte Bezirksgerichtsgefängniß — inmitten der Stadt Chemnitz liegt. Fast könnte man meinen, diese Hauptanstalt auf dem Kaßberge sei ein Hospital oder sonst ein Haus im Dienste der Liebe, so freundlich steht sie neben dem stattlichen Gerichtsgebäude hinter schattenden Bäumen und blühenden Sträuchern. Auch wenn wir den hallenden Flur betreten haben, spüren wir noch nicht das leiseste Gefühl von Beklemmung. Alles ist hoch, hell und luftig. Die ganze Anstalt ist im sogenannten Sternsystem gebaut, in der Mitte der Oberlichtschacht, von dem aus die Corridore nach drei Seiten hin auslaufen, so daß der Blick ungehindert hinüber und herüber schweifen kann. Rechts und links an jedem Gange liegen — eine neben der anderen — die Zellen, die im Ganzen für etwa 400 Gefangene berechnet sind. Diese Gleichförmigkeit, im Verein mit den schweren Eichenthüren, welche kaum einen Laut zu uns herausdringen lassen, haben im ersten Augenblick etwas Bedrückendes. Durch ein winziges, mit einer Klappe versehenes Guckloch spähen wir in das Innere der uns zunächst liegenden Zelle, aber erst, wenn der Schlüssel sich lautlos gedreht hat, der mächtige Riegel zurückweicht und das Eichenungethüm uns schwerfällig den Weg freigiebt, gewinnen wir einen umfassenden Ueberblick. Was wir sehen, ist so schrecklich nicht, wie wir gefürchtet hatten. Freilich, eng und schmal ist der Raum, in dem der Gefangene haust, aber doch freundlich erhellt durch das über Manneshöhe liegende Fenster, und vor allen Dingen peinlich sauber. An der einen Längswand steht das eiserne Bett, das sich auf- und niederklappen läßt; die Kissen mit bunten Bezügen, der Strohsack mit derbem, weißem Leinentuche bedeckt. Gegenüber dient ein hölzerner Tisch dem Gefangenen zum Essen und Arbeiten, ein Schemel bezw. eine Bank davor als Ruhesitz. Außerdem enthält jede Zelle noch ein zweifächeriges Bordbrett, auf dem die Waschschüssel, Kleiderbürste, zwei Kämme, ein Wischtuch, ferner der weiße Steingut-Eßnapf, der thönere Wasserkrug, ein Glas, ein hölzernes Salzbüchschen, ein Stück Brod, die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus ihren Platz finden. Daneben hängt das Handtuch und ein Tuch zum Austrocknen der Gefäße. Die für die Gefangenen unentbehrliche Wasserspüleinrichtung nimmt die Ecke neben der Thür ein. Oft theilen auch zwei Genossen derselben Innung eine Zelle, denn hier oben vergehen die Tage nicht etwa in süßem Nichtsthun oder dumpfem Hinbrüten. Jede Kraft wird zum eigenen und zum Wohle des Ganzen ausgenützt und täglich muß ein bestimmtes Pensum abgearbeitet werden. So sehen wir denn bei unserem Rundgange eine ganze Reihe von Gewerken an uns vorüberziehen. Hier werden einfache Pappkugeln mit buntem Papier und goldenen Borten beklebt, mit einem Gummischnürchen versehen und als lustige Springbälle zu Dutzenden in Kisten verpackt; daneben in einer größeren Zelle hocken zwei Schneidergesellen einträchtig auf dem Arbeitstisch und lassen ihre Nadel emsig durch den grauen Drillich fliegen. Schuster hämmern und ziehen den Pechdraht aus und ein, Bürstenbinder hantiren mit Reisstroh und Borsten; in den Frauenzellen rasselt die Nähmaschine und klappern die Nadeln. Fleißige Hände schneiden Berge von Apfelsinenschalen in feine Streifchen, die auf dem Boden getrocknet werden und dann in Apotheken und Drogerien hinauswandern; geschickte Frauenfinger flechten aus blauen und rothen Bändchen die bekannten Zahnhalsbänder der Kinder oder fertigen Perlenstickereien für Strumpfbänder an. Unten, in gemeinsamen Arbeitssälen, werden Düten geklebt und auf eigens dazu hergestellten Maschinen Musterbeutel gefaltet. Große und kleine Maschinen sind auch in den daneben liegenden Arbeitsräumen zur Lederfabrikation ununterbrochen thätig; sie stanzen Lederringe verschiedener Art aus, die auf rostfreie Metallstangen gezogen und zu Fußdecken zusammengesetzt werden. Ueberall emsiges Schaffen und überall das gleiche lautlose Schweigen bei Männern und Frauen, das ihnen auferlegt wird, sobald die Pforten der Anstalt sich hinter ihnen geschlossen.

Abgesehen davon, ist ihr Leben bei Weitem nicht so trostlos und bedauenswerth, als man immer annimmt, wohl aber gleichförmig und militärisch streng geregelt. Des Morgens, sobald die Weckglocke ertönt, müssen die Gefangenen aufstehen und sich waschen und ankleiden. Danach haben sie ihr Bett zu machen, die Zelle zu kehren und die Geräthschaften abzuwischen, so daß sie um halb sieben Uhr bereit sind, ihr Frühstück zu empfangen und zu verzehren, das meist aus Suppe oder Kaffee besteht. Dann geht's an die Arbeit. Sie wird jedem Einzelnen, wie gesagt, zuertheilt und füllt in der 1. Disciplinarclasse 10, in der zweiten 12 Stunden des Tages aus. Je nach Betragen und Leistungen wird den Sträflingen von dem Erlös derselben ein Gewinnantheil von 1 bis 10 Pfennigen täglich gewährt, damit sie nach verbüßter Strafe wenigstens einen kleinen Zehrpfennig in der Hand haben. An Sonn- und Festtagen herrscht natürlich kein Arbeitszwang und Jeder kann sich nach Belieben beschäftigen. Es wird dann eifrig geschrieben, gezeichnet, gelesen, so lange die Anstaltsregeln das gestatten. Eine gewisse Beschränkung ist allerdings auch bei diesen selbst gewählten Unterhaltungen nicht zu umgehen, denn die Controle erstreckt sich über Alles, was der Zelleninsasse thut und treibt. Ein Hinein- oder Hinausschmuggeln von Briefen, Büchern oder dergleichen giebt es daher nicht; die Censur ist immer auf dem Posten und im Anstaltsbureau wird strenge Musterung gehalten.

Täglich einmal werden die Gefangenen truppweise ins Freie geführt. Männer und Frauen haben je einen freundlichen, grünbewachsenen Spazierhof, in dem sie sich — Einer vom Anderen durch einen vorgeschriebenen Zwischenraum getrennt — eine halbe Stunde lang ergehen können. Besonders Bevorzugte werden sogar zur Bebauung und zum Instandhalten des Anstaltsgartens herangezogen, der die Wirthschaftsräume mit Gemüsen und Obst versorgt, und mit fröhlichem Eifer sieht man sie zwischen Beeten und Hecken hantiren. Freilich langt der Ertrag dieses Stückchen Landes bei Weitem nicht zu, um die vielen hungrigen Magen zu sättigen, die sich hinter den Anstaltsmauern bergen und man staunt über die Menge der Vorräthe, die in den unteren Gewölben des weitläufigen Gebäudes aufgespeichert sind. Fast träumen wir uns in's Schlaraffenland hinein, wenn wir diese Holzladen voll Mehl, Bohnen, Linsen, Graupen und Reis vor uns sehen, diese hochaufgeschichteten Stapel von Seife, die Fässer voll Butter, die nur in frischer, guter Qualität zur Verwendung gelangt, die Tonnen voll Kaffee, die Säcke mit trockenen Gemüsen, das Käse- und Weinlager, wovon letzteres allerdings nur nach ärztlicher Vorschrift in Krankheitsfällen und zu Abendmahlszwecken seine Schätze spendet. Herrlicher Duft empfängt uns in der Brodkammer, in der die glänzend braunen Laibe zu Dutzenden auf den Bordbrettern liegen. Und wie schnell muß der Vorrath erneuert werden, da jedem einzelnen Gefangenen täglich 1 bis 1½ Pfund Brod gereicht wird. Die Waschleute erhalten je nach Bedarf zu dieser Ration zudem noch eine Extrazulage von je ¼ Pfund, da ihre Arbeit schwer und anstrengend ist. In der blitzblanken Waschküche stehen sie tagaus, tagein am Fasse, an Dampfschleuder und Wringmaschine, um die Wäsche der Anstaltsinsassen, Gefangenen und Beamten zu reinigen. Ein Dampftrockenraum mit Rahmengestellen nimmt die nassen Stücke sodann auf, ehe sie auf die Mangel und von da wieder in die Hände der Aufseherinnen gelangen. Alle Wochen einmal geben diese für jede Zelle frische Leib- und Bettwäsche heraus; außerdem wird etwa alle drei bis vier Wochen jedem einzelnen Gefangenen ein warmes Bad hergerichtet, wofür sich im Ganzen zwölf freundliche Badezellen im Hause befinden. Eine solche ist zum Privatgebrauch der Aufseherinnen bestimmt. Hier wie da blitzt Alles vor Sauberkeit; die Wannen und Hähne funkeln, daß es eine Lust ist, zu sehen. Vollends bestochen aber wird das Herz einer Hausfrau, wenn sie die helle, luftige Küche betritt. Die Abendsuppe kochte gerade in den mächtigen, rothglänzenden Kupferkesseln, welche die Längswand neben der Thür einnehmen, als wir auf unserem Rundgange auch dieses „Heiligthum“ berührten. Vier Dampfkessel, von denen zwei 175, zwei 150 Liter Inhalt fassen, sandten uns ganze Wolken appetiterregenden Duftes entgegen, ein fünfter, der Wasserkessel, hält nur 125 Liter und als wir die Klumpen goldgelber Butter sahen, die in ihrer Tiefe verschwanden und — verlockt davon — um eine Kostprobe baten, da konnten wir nur feststellen, daß eine heimathliche Brodsuppe nicht besser sein könne, als diese, die hier vor uns brodelte. Ueberhaupt muß man nicht denken, daß die Gefangenen nur bei Wasser und Brod sitzen. Die Speisezettel, die wir durchblätterten, zeigten eine stattliche Auswahl an Gerichten: Gemüse, Reis mit eingewiegtem Fleisch, Klöße, Linsen mit Speck (auf den Kopf ¼ Pfd.), Suppen u. s. w. Dreimal wöchentlich giebt es Fleisch, nur wenn der Arzt es in einzelnen Fällen bestimmt, wird mehr gereicht. Speciell für die Krankenküche wurde noch ein Extra-Ofen gesetzt, auf dem Milch, Thee, kleinere Fleischspeisen, Brei u. dergl. mehr bei Bedarf bereitet werden können. Es ist selbstverständlich, daß die Gefangenen fortgesetzt unter ärztlicher Controle stehen; Aufseher und Aufseherinnen haben sofort zu melden, wenn sie bei ihren Schützlingen irgend welche Krankheitssymptome bemerken. Die Patienten werden dann im Arztzimmer untersucht, in dem sich Schreibtisch, Hausapotheke, Ruhebett und andere nothwendige Requisiten befinden. Außer dem Arzte spricht auch der Anstaltsgeistliche täglich vor. Er besucht die Sträflinge in ihren Zellen, ermahnt, redet ihnen ins Gewissen und läßt sich die bedrängten Herzen ausschütten, die nach Trost und geistlicher Speise verlangen. Sein Amtszimmer umschließt die Bibliothek, die aus weltlichen und frommen Werken besteht und von Freunden der Anstalt allmälig noch vervollständigt wird. Sie liefert erwünschten und vielbegehrten Lesestoff für Sonntage und stille Freistunden und erfreut sich großer Beliebtheit unter den Gefangenen.

Einen trostlosen Eindruck müssen die sonntäglichen, gemeinsamen Andachten gewähren, die in der geräumigen Anstaltskapelle abgehalten werden. Diese Kapelle, etwa 200 bis 250 Personen fassend, ist im Pennsylvanischen Zellensystem erbaut, d. h. jeder Gefangene hat eine kleine Zelle für sich allein, von welcher aus er den Geistlichen, aber keinen seiner Genossen sehen kann. Die einzelnen Zellen, aus Holz aufgeführt, liegen Wand an Wand im Halbkreis vor dem Altarplatze, der rechts und links in ein Podium ausläuft. Hier sitzen zwei Aufseher, welche ihr Auge unablässig über die kleine Gemeinde schweifen lassen und sofort die elektrische Glocke in Bewegung setzen, sobald sie etwas Ungehöriges bemerken oder einer der Gefangenen schwach wird. Auch hier bei diesem seltsam-traurigen Gottesdienste darf die Musik, die holde Trösterin, nicht fehlen. Stimmbegabte Gefangene haben unter fachmännischer Leitung einen Kirchenchor gebildet und die Klänge der Orgel begleiten seine Gesänge und suchen ihren Weg selbst zu dem verstocktesten Herzen. Aber noch einen zweiten Raum weist die Anstalt auf, der uns heimlich erschauern läßt. Das ist die Arrestzelle, in der renitente Sträflinge gezähmt werden und im wahren Sinne des Wortes bei Wasser und Brod über ihre Widersetzlichkeit nachdenken können. Der Raum ist unheimlich kahl; nur eine Matratze, angeschlossen an die eine Wand und gegenüber, an schweren eisernen Ketten, die Ringe für Handschellen und Fußfesseln sind darin zu erblicken. Kein Lichtstrahl bringt durch das vollständig verdunkelte Fenster zu dem armen Sünder herein, kein Luftzug bringt ihm Erquickung, und sein Toben und Rufen prallt ungehört an der dickgepolsterten Zellenthür ab. Fürwahr ein grausiges Bild! Gern wendet man sich von ihm fort und freundlicheren Eindrücken zu, wie sie z. B. die Vorraths- und Conservirungsräume der Anstalt gewähren. Erstere bergen, sorglich geordnet, auf Borden und Regalen fast sämmtliche Erzeugnisse des „Hausfleißes“; Stöße von Bettwäsche, von Jacken und Hosen thürmen sich hier auf; Strümpfe und Handschuhe für winterliche Außenarbeit, Pantoffeln und Kappen liegen friedlich nebeneinander und mit den Kesseln und Näpfen, Besen, Löffeln, Schüsseln und Gläsern könnte man ein ganzes Waarenlager ausstatten. In gleich musterhafter Ordnung präsentirt sich der Conservirungsraum, der zugleich Zeugniß dafür ablegt, wie das Wohl der Gefangenen nach jeder Seite hin bedacht wird. Sofort nach Einlieferung werden den Strafgefangenen nämlich die eigenen Kleidungsstücke abgenommen, sie erhalten ein warmes Bad und darnach die Anstaltstracht, die sie anlegen und fortan tragen müssen. Ihr Eigenthum dagegen wird sorglich desinficirt und gewaschen, in Beutel gehüllt und mit Nummer versehen. So hängt nun hier Beutel neben Beutel, dazwischen auch Stöcke und Schirme und harrt der Zeit, da sein Herr die ihm zudictirte Strafe verbüßt hat und wieder Besitz ergreifen darf von seinen Sachen, die oft nicht mehr als Lumpen sind. Auch andere Kleidungsstücke, von dankbaren Zellenbewohnern der Anstalt hinterlassen oder von Freunden derselben geschenkt, finden im Conservirungsraum Unterkunft und zu gegebener Zeit nutzbringende Verwendung. Alles aber wird peinlich genau gebucht und controlirt und ein großer Beamtenstab, der Director an der Spitze, sorgt dafür, daß Zucht und Ordnung bis ins Kleinste hinab herrschen. Die Aufseher rekrutiren sich meist aus Militäranwärtern, die in einer Probezeit die Befähigung zu dem erwählten Amte erbringen müssen. Für die Frauenabtheilung sind Aufseherinnen unter Leitung einer Oberaufseherin thätig. Und der Dienst in einer Gefangenanstalt ist wahrlich nicht leicht, denn wenn in irgend einem Berufe Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, Pünktlichkeit und Ordnung verlangt werden, so ist's gewiß in diesem der Fall. Vom Morgengrauen bis tief in den Abend hinein und abwechselnd auch die Nächte hindurch geht es treppauf, treppab, und die Gefangenen sind besser bewacht und geborgen als mancher freie Mann draußen, dem das Unheil oft mitten im tiefsten Schlummer naht. Selbst gegen Feuersgefahr ist größtmögliche Sicherheit geboten. In jeder Etage der weitläufigen Anstalt, vom Keller bis zum Boden, sind in verschlossenen Nischen Wasserschläuche eingelassen worden, die in Fällen der Noth mit einem Griffe in Thätigkeit gesetzt werden können. Auch findet jährlich einmal eine Hauptspritzenprobe statt, um die Mannschaften in Uebung zu erhalten. Im Souterrain liegt der Maschinenraum, von dem aus die ganze Anstalt gespeist wird; Gas erhellt die Gänge und sämmtliche Räume, auch die Zellen, und im Winter sorgt eine Centralheizung für gleichmäßige Temperatur in allen Theilen des Gebäudes.

Hinter vergitterten Fenstern, hinter eisernen Thüren, in strenger Zucht und grauer Einförmigkeit, fern dem Leben und

Streben der Zeit spinnen sich die Tage der Strafgefangenen ab. Aber hungern und dürsten, frieren und im Elend verkommen, wie so manche noch immer glauben, läßt sie der Staat trotzdem nicht. Ja, viele führen in der engen Zelle ein sorgloseres und besseres Dasein als draußen, jenseits der schützenden Mauern. Aber doch, wer möchte ohne Noth die goldene Freiheit mit jenen Fesseln vertauschen, die, wenn auch von Mitleid und Barmherzigkeit leise übergoldet, jede frische, fröhliche Bewegung, jedes Drängen der Kraft hemmen und die feiner empfindende Seele wund und elend drücken? Mit regem Interesse, ja mit Bewunderung hatten wir die bis ins kleinste durchdachte Einrichtung, die mit militärischer Exactheit arbeitende Leitung im „Reiche der Gefangenen" betrachtet und an uns vorübergehen lassen. Voll Dank schieden wir von unserem freundlichen Führer. Noch einmal schauten wir zurück zu dem hohen Hause, das hinter Grün und Blumen hervorlugte, dann schritten wir wieder hinein zur Stadt, aus der uns der laute Pulsschlag des Lebens entgegentönte. Und wie wir ihm lauschten, klang es leise in uns mit:

— — — es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht!

Bücherbesprechungen.

— Ludwig Prager, ev. Pfarrer (in Schwaara bei Gera), Die Offenbarung Johannis auf Grund der heiligen Schrift eingehend erklärt. I. Band. VIII u. 600 S. gr. 8. Leipzig, in Commission bei A. Deichert (G. Böhme). 1901. Preis 7 ℳ. — Von der Offenbarung Johannis, dem letzten Buche der heiligen Schrift, hat Luther (in einer Vorrede vom Jahre 1522) geschrieben (doch nur als seine Meinung, ohne Jemand damit zu „verbinden"): „Mir mangelt an diesem Buch nicht einerlei, daß ich's weder apostolisch noch prophetisch halte: Aufs erste, daß die Apostel nicht mit Gesichten umgehen . . .; darzu dünkt mich das allzuviel sein, daß er hart solch sein eigen Buch . . . befiehlt und dräut . . .; es haben auch viele der Väter dies Buch vorzeiten verworfen . . . Mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken, und ist mir Ursache genug, daß ich sein nicht hoch achte . . .; darum bleibe ich bei den Büchern, die mir Christum hell und klar dargeben." In dem soeben vergangenen Jahrhundert ist man deutlich inne geworden, wie sehr das Buch eine reiche Offenbarungs-Literatur des jüdischen Volkes jener Zeit voraussetzt, von der aus seine Weise sich erklärt, unbeschadet seiner Bedeutung als eines glänzenden und gewaltigen Zeugnisses von dem Messias Jesus; daher jetzt die „zeitgeschichtliche" Auslegung im Allgemeinen unter den gelehrten Leuten mit Recht obenauf ist. Der ehrwürdige Verfasser des vorliegenden Buches dagegen ist auf Grund der fleißigen und treuen Arbeit eines Menschenalters mit manchem frommen Bibelforscher vor ihm anderer Meinung. Das Buch sei nämlich „in eminentester Weise das Buch der Bücher unter den heiligen Schriften . . ., eine Offenbarung wunderbar nach ihrem Ursprunge und Inhalte, . . . unter allen Büchern der Erde . . . das edelste, erhabenste, heiligste, an Inhalt, Gedanken, Wahrheit, Weisheit und göttlichem Geist das reichste; darum auch das würdigste Object, mit dem der für die Ewigkeit geschaffene menschliche Geist sich beschäftigen kann ꝛc." Der vorliegende erste Band enthält eine sehr ausführliche Einleitung und die (im Ganzen als „kirchengeschichtlich" zu bezeichnende) Auslegung bis 8, 1. Man kann aus dem Buche viel Belehrung und Anregung empfangen, und wenn man des Verfassers Meinung theilt (die man aber nicht ohne Weiteres der Kirche des Evangeliums als die ihre zuschreiben muß), auch viel Erbauung. Die Ausstattung mit Papier und Druck ist eine außerordentlich vornehme.

G. Schnedermann.

— Von dem werthvollen Commentare zum Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899 des königl. bayrischen Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Dr. Robert von Landmann und des königl. bayrischen Regierungsdirectors, Directors der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank Karl von Rasp, in 2. Auflage vollständig neubearbeitet durch Dr. Josef Graßmann, Legationssecretär 1. Classe im königl. Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeußern, auch ständiges Mitglied des bayrischen Landesversicherungsamts, liegt die 3. Abtheilung vor, mit welcher das umfängliche, in C. H. Becks Verlagsbuchhandlung in München erscheinende Werk zum Abschlusse gelangt ist. Wir haben s. Zt. schon der bisher erschienenen Theile anerkennend gedacht und können nunmehr mit hoher Befriedigung auf das Ganze blicken. Das Buch enthält Alles, was auf dem Gebiete der Invalidenversicherung namentlich für den Praktiker zu wissen wünschenswerth ist, in einer Vollständigkeit und mit einer Sachkenntniß zusammengestellt, wie sie kaum in irgend einem bisher bekannten Werke desselben Inhaltes gefunden werden kann. Dazu bieten die zahlreichen Anmerkungen eine Fülle von Auslegungsmaterial theils auf Grund der Gesetzesbegründung, der Commissionsbeschlüsse des Reichstags und der Plenarbeschlüsse des Letztern, theils auf Grund der bisherigen Rechtsprechung und der eigenen Erfahrung des Verfassers. Gerade für denjenigen, welcher sich besonders mit einer Gesetzesmaterie zu befassen hat, ist es ausnehmend erfreulich, wenn er, zumal gegenüber einem so neuen Stoffe, bei seinen Entscheidungen eigene Zweifel und solche Anderer über einzelne Fragen durch Vergleichung der Ansichten maßgebender Sachverständiger prüfen und sich endlich schlüssig machen kann. Es ist natürlich, daß ein Gebiet wie die Invalidenversicherung ungemeine Schwierigkeiten in der Ausführung bietet, ebenso natürlich, daß die erläuternde Literatur darüber sehr reich ist; Werke wie das vorliegende, der Commentar von Isenbart-Spielhagen, von Weymann und Anderen bedeuten aber feste Grundsteine für das verzweigte Gebäude der Gesetzesauslegung und Rechtsprechung und sind daher von höchstem Werthe für die Gesetzesanwendung überhaupt und auf speciellem Gebiete. Einer weitern Empfehlung des vorliegenden Werks bedarf es nicht und wenn dasselbe auch etwas kostspielig ist — die 3. Abtheilung kostet 6,50 Mk. —, so weiß man doch, was man dafür hat. Ein sorgfältiges und eingehendes alphabetisches Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches. ∞

— Die Liebe wacht. Lustspiel in zwei Acten von Cleon Rangabé. Ins Deutsche übertragen von C. und F. Birndt. Berlin C., 25, 1900. Verlag von Director L. G. Schreder. — In demselben Verlage erschien: Das Probejahr. Lustspiel in 1 Act mit Vorspiel von Fanny Birndt. — Zwei dramatische Kleinigkeiten, die sich für kleine Liebhaberbühnen durch die geringe Personenzahl und die bescheidenen Ansprüche an die scenische Aufmachung empfehlen. Der Verfasser des ersten Lustspiels, der, soviel wir wissen, griechischer Consul in Dresden ist, schildert in dem Stücke den unter Führung der „wachenden Liebe" erfochtenen Sieg einer idealen Weltanschauung über die banausisch-realistische in zwei liebenden jungen Herzen. Flott und munter heruntergespielt, wird das leichte Wortgeplänkel des Stückes ein Stündchen harmloser Unterhaltung gewähren und die Zuschauer über den Mangel an dramatischer Handlung hinwegtäuschen. Das Stück ist von zwei Schwestern übersetzt, deren eine sich in dem an zweiter Stelle genannten Lustspiele selbst dramatisch versucht. Unter dem Einfluß einer männerfeindlichen alten Tante läßt sich die modern angehauchte Heldin bestimmen, ihrem Verlobten einen Contract abzunöthigen, kraft dessen man nach einem Jahre wieder auseinandergehen will, wenn man in der Ehe seine Rechnung nicht gefunden hat. Nach Ablauf des „Probejahres" führen Mißverständnisse, allerdings etwas unwahrscheinlicher Art, thatsächlich fast zum Bruche; aber der zur rechten Zeit erscheinende gute Onkel Justizrath bringt mit leichter Mühe Alles wieder in's rechte Gleis. Auch dieses launige Stücklein lohnt wohl den Versuch einer Aufführung. R. B.

— Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals. Mitstrebenden und Freunden dargebracht vom Wiener Goetheverein. Wien, MCM. (4° 55 S.) — Der Wiener Goetheverein hat zur Erinnerung an seinen Ehrentag, den 15. December 1900, an dem das von ihm ins Leben gerufene, von der Künstlerhand Edmund Hellmer's geschaffene Goethedenkmal enthüllt wurde, eine edle literarische Festgabe erscheinen lassen, ein Bildnisse, Facsimiles und Abhandlungen darbietendes Heft. Beim Aufschlagen desselben fällt sofort die Abbildung des Goethekopfes in die Augen, wie ihn das Denkmal darstellt. Der Künstler hat hier den Versuch gewagt, aus den vielen, so unendlich verschiedenen Goethbildern ein allgemein giltiges, den Typus erfassendes Goethebild zu gewinnen, indem er sich vor Allem an die Gesichtsmasken hielt, die Weißer und Schadow abgeformt haben. Das geistige Band, das der Künstler darum geschlungen, ließ einen Goethekopf daraus entstehen, der den Dichter „in der Totalität seiner ganzen Künstlernatur" zeigt. Es ist ein überaus ausdrucks- und eindrucksvolles Bild, das den Dichter im hohen Mannesalter darstellt und die ehemalige Jugendschönheit ahnen läßt. Weitere Bilder zeigen

Edmund Hellmer im Porträt und in seiner Kunstwerkstätte, am Goethedenkmal arbeitend. Den zahlreichen Facsimiles Goethe'scher Schriftstücke, unter denen besonders der Brief Goethe's an Metternich vom 11. Januar 1825 hervorzuheben ist, schließen sich weitere Schriftabbildungen von Ferdinand v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach, Castelli (aus dem Jahre 1828) und Paul Heyse an, zumeist Dichtungen, die den Altmeister als Menschen und Dichter verherrlichen. Die Reihe der literarischen Festgaben eröffnet Heinrich Buck mit einem Aufsatze über „Goethe und die Königin Friederike von Hannover". Es folgt Karl Ruland mit einer Beleuchtung der Beziehungen zwischen „Goethe und Castelli". Weiter führt uns J. Minor unter der Ueberschrift „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust" zu der Quelle zurück, aus der Goethe die Scene der Beschwörung des Paris und der Helena geschöpft hat: zu dem Berichte Hamilton's in seinem „Doctor Faust", deutsch von Mylius 1778 (wieder abgedruckt in „Die Faustsplitter" von Alexander Tille), während gleich darauf Alexander v. Weilen „Goethe und seine Besucher" auf Grund von Biedermann's Sammlung von „Goethe's Gesprächen" in ihrem wechselseitigen Verhalten zeigt. Erich Schmidt erneuert unter der Ueberschrift „Auch ein Beitrag zur Goetheliteratur" in humorvoller Weise unsere Bekanntschaft mit Henriette Hunger, der Köchin des Frommann'schen Hauses in Jena; es geschieht dies durch erneuten Abdruck ihres köstlich naiven Schreibens über ihre Erlebnisse mit Goethe. Den Schluß macht eine kurze Geschichte des Wiener Goethevereins. Gegründet am 25. Mai 1878 infolge der lebhaften Anregungen, die ein Vortrag Schröer's über „Goethe und Marianne v. Willemer" (gehalten im Wissenschaftlichen Club in Wien) gegeben, hat derselbe in den 22 Jahren seines Bestehens eine lange Reihe schöner Erfolge aufzuweisen, die er der aufopfernden Thätigkeit des Obmanns Karl v. Stremayr, dem zielbewußten Zusammenwirken der hervorragendsten literarischen Kräfte und der Liberalität einzelner Mitglieder dankt. Sein schönster Erfolg aber bleibt das Wiener Goethedenkmal, das noch vor Betreten der Schwelle des 20. Jahrhunderts enthüllt werden konnte. Möge der Verein auch im neuen Jahrhundert weiter blühen und weiter so herrliche Früchte zeitigen! H. E. Kellner.

— Milena Preindlsberger-Mrazović, Bosnisches Skizzenbuch, Landschafts- und Culturbilder aus Bosnien und Hercegovina, illustrirt von L. H. Fischer. Bei Pierson, Dresden 1901. Preis 6 ℳ. — Die Literatur über die neuerworbenen Provinzen der österreichisch-ungarischen Monarchie ist bereits erstaunlich angewachsen. Die großartigen Naturschönheiten, die bequeme Zugänglichkeit des Landes durch die Eisenbahnen und die Sicherheit, mit der man seit der Occupirung dort reisen kann, haben nicht verfehlt, das reisende Publicum anzuziehen, und viele, ich möchte sagen, zu viele haben ihre Reiseeindrücke und Beobachtungen publiciren zu müssen geglaubt. Das vorliegende Buch unterscheidet sich nun sehr vortheilhaft von seinen Vorgängern, da die Verfasserin fast ihr ganzes Leben in Bosnien verbracht, und nicht nur das Land, sondern auch die Leute in intimer Weise kennen gelernt hat. In glühenden Farben, in überaus bilderreicher Sprache versteht sie das Land zu schildern und uns seine Bewohner in ihrem Leben und Denken plastisch vor Augen zu führen. Durch das eingestreute Anekdotenhafte bleibt die Lectüre fesselnd bis zum Schlusse. Es ist das Beste, was je über Bosnien veröffentlicht wurde. Gewisse Versehen in der Grammatik wird man der Verfasserin, die fast immer im Auslande lebte, nicht hoch anrechnen. Die Bilder sind meist recht nett, doch hätte die Kartenskizze unbedingt größer sein müssen, da man die Namen nur mit Hilfe der Lupe lesen kann. G. W.

— Karl Eckstein, Der Kampf zwischen Mensch und Thier. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1900. VIII und 128 S. 31 Abbildungen. 0,90, geb. 1,15 ℳ. — Ein sehr lehrreiches Büchlein, in dem uns der berufene Vertreter der Zoologie an der Forstakademie in Eberswalde über das ganze Capitel von den sogen. schädlichen Thieren und den Mitteln zu ihrer Bekämpfung unterrichtet, und zwar um so anschaulicher, als an der Eberswalder Akademie zugleich eine praktische Versuchsstation sich befindet. Von dem einzigen richtigen Grundsatz ausgehend, daß nur die genaue biologische Kenntniß unserer Feinde uns die Mittel zu ihrer Vertilgung an die Hand geben kann, schildert uns Eckstein alle die verschiedenen Verhältnisse, welche verschiedene wirthschaftliche Seiten menschlicher Thätigkeit betreffen und besondere Kampfesweise erfordern, das Wild, die Feinde der Landwirthschaft, die Zerstörer unserer Vorräthe und Bauten (allerlei Käfer, Schaben, Bohrassel, Schiffsbohrwurm), die überreichen Waldverderber unter den Insekten, die Schädlinge der Fischzucht, die Parasiten und die giftigen Thiere finden ihre gesonderte Behandlung, die durch die ungewöhnlich eingehenden Angaben, die dem Verfasser eben aus der Praxis zu Gebote standen, in hohem Grade interessant wird. Jeder hört und liest gelegentlich von wirthschaftlichen Schäden, die irgend ein Thier plötzlich verursacht, die Nonne, der Borkenkäfer oder dergl. Sehr schwer aber war's, sich ein Bild von dem Verhältniß zu machen, in dem das Einzelne zum nationalökonomischen Ganzen steht, noch schwerer, sich von dem Standpunkte Rechenschaft zu geben, bis zu welchem die Mittel der Abwehr fortgeschritten sind. Das Alles wird hier trefflich klargelegt. Bei der Fischerei z. B. erfahren wir zu unserem Leidwesen, wie viele Kerbthiere außer Haar- und Federwild verderblich auftreten. Mittel zur Vertilgung dagegen fehlen leider, während die Wirbelthiere auf mancherlei sinnreiche Weise zu bekämpfen sind. Die Mängel des Buches sind verschwindend, wenn sie auch nicht ganz fehlen. Am stärksten ist die Verwechselung der Wanderratte und der Hausratte, des Mus decumanus und M. rattus. Leider ist die Anregung, wie man sich den Schaben gegenüber verhalten soll, nicht ganz zweifelsohne. Denn S. 27 heißt es: „Die Schaben zu bekämpfen ist leicht", indeß S. 28: „Ebenso wie es außerordentlich schwer, aber doch ausführbar ist, die Schaben zu vertilgen . ." Wunderlicher Lapsus! Wer soll da Muth bekommen? Die Annahme, daß manche Bandwürmer als Finne den Menschen als Zwischenwirth, als Bandwurm ein Thier bewohnen, wäre wohl nicht gemacht worden, wenn auf das normale Verhältniß, wonach der Wirth des Bandwurms regelrecht als Raubthier, von dem die Finne sich nährt, hingewiesen wäre. Es handelt sich doch beim Menschen als Zwischenwirth mehr um verirrte Ausnahmen, wie uns wenigstens sicher ist. S.

— Link, L., Vorbereitungen für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre in Volksschulen. Lehrproben, Entwürfe und Uebungsstoffe. Mit besonderer Berücksichtigung der Wortbedeutung und der Lautbildungslehre. Neuwied und Leipzig, Heuser's Verlag (Louis Heuser), 1900. Gr. 8. VIII und 228 S. — Drei moderne Richtungen will der Verfasser pflegen, indem er dem Lehrer den Stoff für die deutsche Sprachlehre an die Hand giebt. Die erste, neuerdings besonders von R. Hildebrand angeregt, faßt den formalen Zweck besonders ins Auge und will den Inhalt, den Geist der Sprache mehr gepflegt wissen. Die zweite verfolgt wesentlich praktische Ziele und erblickt in der Bekämpfung der herrschenden Sprachfehler die Hauptaufgabe des Sprachunterrichts. Die dritte beschäftigt sich mit der lautreinen Aussprache, die nach des Verfassers Ansicht nicht die Pflege findet, die sie ihrer Wichtigkeit wegen verdient. In 5 Capiteln werden diese Hauptgesichtspunkte behandelt, in ausgeführten Lehrproben, kurzen Entwürfen und Andeutungen die Uebungsstoffe mit methodischen Winken dargeboten. Mit der Lautbildungslehre beschäftigen sich 2 Capitel, von denen das erste (IV) in drei Lehrproben den Laut a, die S-laute, p und b besprechen, während das andere (V) Uebungsstoffe zur Förderung der lautreinen Aussprache nebst kurzen phonetischen Belehrungen bringt. Den Schluß bilden Wörtergruppen zu gelegentlicher Benutzung und zu Wiederholungen, zuerst solche mit mehreren Lauten im Anlaut, dann im Auslaut. Der weitaus größte Theil des Buches dient aber der Behandlung der ersten beiden Zwecke. An der Spitze stehen 14 Lehrproben über die Wort- und Satzlehre, dann folgen 104 Entwürfe zu Lehrproben nebst Uebungsstoffen, schließlich 97 Wortfamilien in übersichtlicher Zusammenstellung. In der Vorbemerkung wird an einem Beispiele gezeigt, wie gemäß Hildebrand's Forderung die Wörter und Ausdrücke auf ihren sinnlichen Hintergrund zurückgeführt und dadurch dem Kinde lebendig gemacht werden können. Das mittelhochdeutsche bern, mundartlich büren oder bören, hat die Bedeutung tragen. Aus dieser erklären sich Wörter wie Bahre, Gebärde (wie sich einer, namentlich im Gesichte, trägt), Gebühr, Bürde, aufbürden. Auch Eimer ist so abzuleiten = einber, Gefäß, das an einer Hand getragen wird, während Zuber = zweiber ein solches bezeichnet, das man mit 2 Händen trägt. In fruchtbar springt der ursprüngliche Sinn „fruchttragend" in die Augen. So bietet das Buch eine Fülle von Stoff in praktischem Gewande. U.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 ₰, für auswärts mit 1 *M* 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 7. Donnerstag, den 17. Januar, Abends. 1901.

Großherzog Carl Alexander von Sachsen und seine Beziehungen zur Kunst und Wissenschaft.

Als der lange Trauerzug, der am Mittag des 11. Januar die sterbliche Hülle des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach durch die lautlosen Menschenmassen und die in Trauerschmuck gehüllten Straßen Weimars zur Fürstengruft auf dem Friedhof geleitete, am Hause Goethe's vorüberschritt, leuchtete über der Thür dieses Hauses ein weißer Stern im schwarzen Feld und darunter der schlichte Abschiedsgruß: Vale! Ein stimmungsvolles Symbol, daß die Erinnerung an den großen Bewohner dieses Hauses als ein Gestirn über dem Leben des geschiedenen Fürsten gestanden hatte, daß er der Verpflichtung, die ihm aus Weimars Vergangenheit erwuchs, in einem langen Leben und einer nahezu halbhundertjährigen Regierung treu geblieben ist, ein Symbol zugleich, daß das Gestirn, das ihm geleuchtet, fortfahren wird über Deutschland und seinem geliebten Weimar zu glänzen. — Das vielbewegte Leben des Großherzogs, die Regententugenden, die politische Charakterfestigkeit, die Carl Alexander durch die Wandlungen einer ereignißreichen Zeit hindurch bewährt hat, die reiche vielseitige Bildung, die ihn an allen Culturinteressen des deutschen Volkes Antheil nehmen ließ und sich den Colonialbestrebungen, den Afrika- und Polarreisen gegenüber so lebendig zeigte, wie hygienischen, volkswirthschaftlichen und kunstgewerblichen Vereinigungen und Fortschritten gegenüber, alle diese und viele andere Seiten seines Wesens können nur in ausgeführter Charakteristik und gründlicher biographischer Darstellung zu ihrem Recht kommen. Auch das, was am allbekanntesten und übersehbarsten erscheint, die langjährigen und mannigfaltigen Beziehungen des Großherzogs zur Kunst und Wissenschaft, namentlich zur deutschen Kunst und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, läßt sich im ersten Augenblick nach dem Ende keineswegs erschöpfen. Aber hier genügen in gewissem Sinne schon Andeutungen und der einfache Rückblick auf die unablässige Pflege, Sorgfalt und Gunst, die weitreichende Theilnahme, die dieser Fürst den verschiedenartigsten, man kann sagen allen bedeutenden und innerlich berechtigten Schöpfungen der Kunst und Forschungen der Wissenschaft widmete, und die kurze Erinnerung an eine Reihe von Erscheinungen, die gerade unter seiner Förderung zuerst hervorgetreten oder gediehen sind, ergiebt überraschende Resultate.

Ein bekanntes Wort Großherzog Carl Alexander's: „Wir haben große Verpflichtungen und kleine Mittel" könnte in gewissem Sinne als Denkspruch über einer Skizze der Beziehungen des Großherzogs zum Kunst- und Literaturleben stehen. In diesem Worte spiegelt sich zugleich die Thatsache, daß während der ersten Hälfte der Regierungszeit des Großherzogs es verhältnißmäßig noch leichter war, den von ihm sehr ernst genommenen Verpflichtungen zu entsprechen, und daß es im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte immer schwieriger wurde. Von vornherein lag in den Ueberlieferungen der Weimarischen Vergangenheit eine Doppelaufgabe, die weit größere und immer wachsende Mittel erfordert hätte. Es galt die ruhmreiche Erinnerung an die classische Literaturperiode, deren letzte unmittelbare Wirkung der Großherzog als Knabe in der Weltstellung des greisen Goethe mit Augen geschaut hatte, sorgfältig zu bewahren und alle daraus erwachsenden Forderungen so viel als nur immer möglich zu erfüllen. Und doch mußte auf der andern Seite der junge Fürst schon als Erbgroßherzog, daß es damit allein nicht gethan sei und die ausschließliche Pflege der Studien und Bemühungen, die der classischen Zeit galten, sein Weimar in einen geistigen Friedhof verwandeln würde. Ja man kann sagen, daß der Großherzog aus dem unmittelbaren Mitleben und der lebendigen Erinnerung, die gleichsam noch Gegenwart ist, in die Periode der philologisch-historischen Ergründung und Erläuterung des unwiderruflich Vergangenen fast traumhaft hinüberwuchs. Der Sohn des damaligen Erbgroßherzogs Carl Friedrich war freilich erst sieben Jahre alt, als Goethe den 50. Jahrestag seines Eintritts in Weimar feierte und Großherzog Carl August das Handschreiben ausgehen ließ, in dem er es als eine der höchsten Zierden seiner Regierung rühmte, den Dichterfürsten für immer gewonnen zu haben, erst zehn Jahre alt, als der ruhmreiche Großvater starb. Aber in dem Lustrum zwischen Carl August's und Goethe's eigenem Tode verkehrte der Knabe immer häufiger im Hause des Dichters, mit dessen Enkeln er heranwuchs, die späteren Tagebücher Goethe's gedenken seiner häufig, Carl Alexander's Lehrer Soret und Eckermann verstärkten durch ihre Erzählungen und Gespräche den lebendigen Eindruck von Goethe's Persönlichkeit, für den treuen Eckermann war Goethe überhaupt nicht gestorben und die Nachwirkung seines großen Lebens überall fühlbar. Etwas und zwar nicht wenig davon ging auf den jungen Prinzen über, der seit 1828 Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar war. Lange Jahre hindurch blieb Carl Alexander von Persönlichkeiten umgeben, die so viel länger mit Goethe gelebt hatten, als er selbst, daß er erst viele Jahrzehnte nach Goethe's Tode sich daran zu gewöhnen anfing, daß die Goethezeit als Vergangenheit behandelt und angeschaut wurde. Daß er es auch dann nicht an sich fehlen ließ, die Begründung der Deutschen Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Nationalmuseums, wie die von seiner erlauchten Gemahlin der Großherzogin Sophie als letztes Lebenswerk noch glücklich vollendete Errichtung des stattlich schönen Goethe-Schiller-Archivs, mit lebendigstem Antheil begleitete, alle aus der Erschließung des Goethe'schen Nachlasses hervorgehenden Veröffentlichungen und namentlich die vorschreitende „Sophienausgabe" von Goethe's Werken mit freudiger Genugthuung aufnahm, weiß alle Welt. Eine leise Scheu, die classische Literaturperiode und die Tage seines Großvaters Carl August in jedem Betracht als eine hinter uns liegende historische Erscheinung zu betrachten, blieb dem Großherzog gleichwohl immer zu eigen. Charakteristisch hierfür ist die Stelle eines Briefes, in dem die Möglichkeit einer umfassenden Lebensgeschichte des Herzogs und Großherzogs Carl August erörtert wurde. „Eine Darstellung des Lebens meines Großvaters setzt natürlich die Benutzung des gesammten überaus reichhaltigen biographischen Materials voraus, das sich theils in unseren Archiven, theils auch in meinem Besitz befindet. Bei dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum jedoch, der die Gegenwart von dem Tode des Großherzogs Carl August trennt, glaube ich es dem Andenken des theuren Entschlafenen schuldig zu sein, die Einsicht in jenes Material fürs Erste noch nicht in vollem Umfange zu gestatten." In diesem Sinne hatte Carl Alexander immer stärkere und unbefangenere Freude an der Anschauung, die Thaten, Werke und Schöpfungen der Weimarischen Vergangenheit unmittelbar auf sich wirken ließ, als an der Wißbegier, die einfach alles Verborgene, was ihr irgendwie zugänglich wird, an die Oeffentlichkeit zieht.

Daß der Großherzog in das Protectorat der Schiller-Stiftung, der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der Goethe-Gesellschaft hineinwuchs, war zu einem Theil historische Ueberlieferung, zum größeren Theil doch die richtige Erkenntniß eines warmherzigen und hochgesinnten Mitlebens in den Aufgaben dieser Stiftungen und Gesellschaften. Er sah in der nie ermüdenden Bereitwilligkeit sich über alle Einzelheiten ihres Wirkens und Gedeihens fortgesetzt zu unterrichten, ebensowohl eine persönliche, als eine fürstliche Pflichterfüllung. Wie ernst es ihm damit auch war, so theilte er dennoch niemals den Eifer, der die lebende und ringende Gegenwart, das warme Leben, über der Freude am noch so herrlichen Gewesenen vergißt. Er war und blieb eben, wie Friedrich

Hebbel in einem intimen Brief (Wilhelmsthal, 18. August 1862) an seine Gattin Christine über den Großherzog urtheilte: „ein Mann von seltener Empfänglichkeit und scharfem Blick für das Eigenthümliche aller Erscheinungen". Fernerstehende konnten leicht durch eine Besonderheit seines Wesens über jene Empfänglichkeit und diesen scharfen Blick getäuscht werden, Großherzog Carl Alexander drückte sich oft zu knapp und zu gesucht aus und die minder glücklichen Aeußerungen dieser Art wurden vergröbert und vergrößert, mit pietätloser Satire umhergetragen. Aber die hunderte von zutreffenden Urtheilen und wahrhaft einsichtigen schlagenden Worten, die er zu guter Stunde vernehmen ließ, widerlegten gründlich die Annahme, daß der Fürst nur in Uebung fürstlicher Repräsentation an den Werken der Kunst und Wissenschaft Antheil nehme. Einem berühmten Professor, der die Darstellung einer wissenschaftlichen Hypothese vergnügt mit den Worten einleitete: „Aber Ew. königl. Hoheit müssen mir glauben, was ich sage," erwiderte er ruhig: „Es ist Ihres Amts, lieber Geheimrath, das zu sagen, was Sie glauben, aber nicht meines Amts zu glauben, was Sie sagen." Treffender konnte des Großherzogs Verhältniß zu diesen Dingen nicht gekennzeichnet werden, bei aller Wahrhaftigkeit, Wärme und einsichtigen Empfänglichkeit behielt er sich das Recht des persönlichen Eindrucks und Urtheils vor. Dabei besaß er einen feinen Sinn für die echte und volle Hingebung der Forschenden und Schaffenden in den Werken der Wissenschaft und Kunst und „Blender" konnten ihn vorübergehend nur damit blenden, daß sie den Schein solcher Hingebung geschickt anzunehmen wußten.

Der fortstrebenden Kunst der Gegenwart in all ihren Lebensäußerungen war der Großherzog früh nahegeführt worden und innerlich nahe getreten. Bei den zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Sophie der Niederlande (1842) gefeierten Festen wirkte der geniale und damals auf der Höhe seines Virtuosenruhms stehende Franz Liszt mit und wurde eben damals zum großherzoglich sächsischen Kapellmeister in außerordentlichem Dienst ernannt. Das persönliche Verhältniß des Künstlers zu dem jungen Erbgroßherzog gestaltete sich rasch zu einem sehr innigen, im eigentlichsten Sinn des Wortes freundschaftlichen, wurde Anlaß, daß sich Liszt seit 1848 bleibend in Weimar niederließ und diese kleine Residenz durch die Thätigkeit, die er fortan als bahnbrechender Dirigent, als Lehrer, als Componist entfaltete, nicht nur zu einem musikalischen Mittelpunkte, sondern zum Ausgangspunkt einer großen, vielbestrittenen, schließlich in allen Hauptsachen siegreichen Kunstbewegung erhob. Zwischen 1848 und 1860 erfolgte die Reihe der Aufführungen, in denen Liszt mit den guten, aber doch immerhin beschränkten Mitteln der Weimarischen Hofkapelle und Weimarischen Hofbühne erwies, was einem großen Künstlerwillen und einer idealen Auffassung seines Berufs noch immer möglich war. Großherzog Carl Alexander, der als Erbgroßherzog und (seit 8. Juli 1853) als regierender Großherzog diese Bestrebungen Liszt's gestützt, gefördert, mit begeistertem Verständniß gegen die allseitigsten Anfeindungen aufrecht erhalten hatte, durfte bekanntlich wenige Wochen vor dem Ende seines Lebens, beim fünfzigjährigen Jubiläum der Erstaufführung des Wagner'schen „Lohengrin" (nicht der Erstaufführung in Weimar, sondern der Erstaufführung überhaupt) eine Spätfrucht seines jugendlichen Kunstsinns, hinter den alle politischen Bedenken zurückgetreten waren, genießen. Von Weimar aus begann der Weltlauf der Wagner'schen Kunst, in Weimar und unter Liszt's unmittelbarer Einwirkung erwuchsen eine Reihe großer Talente, die seitdem ihren Platz in der Geschichte der deutschen Musik gewonnen haben, in Weimar wurde gerade am Schlusse dieser Glanzzeit (1861) der Allgemeine Deutsche Musikverein endgiltig begründet, dessen Protectorat der Großherzog gleichfalls übernahm. Damals wäre wohl möglich gewesen, wie dies Liszt's Traum und Plan war, das spätere Bayreuth endgiltig an der Ilm oder am Fuße der Wartburg erstehen zu lassen. Eine große Musikschule, die, allem handwerksmäßigen Betriebe entgegen, nur wahrhafte und erwählte Talente ausbilden sollte, hätte sich leicht an die von Liszt ausgehenden und geleiteten Bestrebungen angliedern lassen. Aber freilich hätte dies eine Sammlung aller vorhandenen Mittel, aller Theilnahme auf eine Kunst erfordert, eine gewisse großartige Einseitigkeit, die schon durch die Ueberlieferungen Weimars, die berechtigten Ansprüche der großen literarischen Vergangenheit unmöglich war, doch auch überhaupt nicht in der Natur des Großherzogs lag. In idealer Uebereinstimmung mit dieser Natur und in allzu zuversichtlicher Hoffnung auf die Triebkraft eines großen Gedankens schlug Liszt damals eine „Goethe-Stiftung" vor, die mit jährlichen großen Preisausschreibungen, abwechselnd für Werke der Dichtkunst, der Malerei, der Plastik und der Musik nicht nur feierliche Preisertheilungen, sondern musterhafte Aufführungen der poetisch-dramatischen, der musikalisch-dramatischen Schöpfungen, Ausstellungen und Reproductionen der preisgekrönten Bildwerke verbinden sollte. Auch wenn keine Kreuzungen des Planes, keine feindseligen Gegenwirkungen stattgefunden hätten, würde die Idee kaum volles Leben gewonnen haben; daß sie zuletzt in ein paar Preisausschreibungen für gute Bilder und plastische Werke mündete, lag nicht in der ursprünglichen Absicht.

Die „Liszt-Zeit" und die ihr folgenden Jahre belohnten die künstlerische Empfänglichkeit und die rege Theilnahme des Großherzogs, seinen innersten Wunsch, Weimar wiederum volles schöpferisches Leben zu verleihen, mit dem besten Gelingen. In den fünfziger und sechziger Jahren stand die Weimarische Hofbühne noch auf ihrer Höhe, es war die Zeit, wo sich begnadete und große Künstler wie Eduard Genast, wie das Ehepaar Rosa und Fedor v. Milde, trotz schmaler Besoldungen, gern an einem angesehenen Theater und in den behaglichen Verhältnissen einer thüringischen Mittelstadt halten ließen. Damals, wo Franz Dingelstedt die Leitung der Weimarischen Bühne führte, Liszt der Oper ihren höchsten Aufschwung gab, gewann es eine Zeit lang den Anschein, als könnte noch unendlich mehr geschehen, als nachher ins Leben trat. Neben den Opern neuen und großen Stils, die in Weimar zuerst das Licht erblickten (auch Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad" und „Der Cid" waren unter ihnen), gereichten der Hofbühne die Erstaufführungen einer Folge guter Dramen zur Ehre. Die erste vollständige theatralische Verkörperung von Friedrich Hebbel's Trilogie „Die Nibelungen" (am 16. und 18. Mai 1861) bezeichnete hier einen Höhepunkt. Im gleichen Zeitraum rief der Antheil des Großherzogs die Meisterschöpfungen des älteren Friedrich Preller, die Odysseebilder ins Leben, die im neugegründeten Weimarischen Museum ihre würdige Stelle fanden. Bonaventura Genelli erfreute sich nach drangvollem Leben des bescheidenen Asyls, das ihm der Großherzog bieten konnte und vollendete in den Jahren seines Weimarischen Aufenthalts die farbigen Ausführungen früher entworfener großer Compositionen. Die Restauration der herrlichen Wartburg, die Carl Alexander schon als Erbgroßherzog 1847 begonnen hatte, ward unter v. Ritgen's Leitung, unter Moritz v. Schwind's, Walter's, Konrad Knoll's und zahlreicher anderer Künstler Mitwirkung stilvoll und prächtig zu Ende geführt und am Ende im September 1867 mit der Aufführung von Liszt's Legende „Die heilige Elisabeth" glänzend eingeweiht. Die Fülle der Namen, deren Träger sich als willkommene Gäste damals in Weimar drängten, war erstaunlich und kann aus dem Gedächtniß unmöglich wiedergegeben werden.

Freilich war es bereits Ende der fünfziger Jahre schon ein Reif auf viele Blüthen, daß Liszt mit Dingelstedt (dessen Berufung gerade er wesentlich betrieben und befördert hatte) um so weniger dauernd zusammenwirken konnte, als der letztere den musikalischen Bestrebungen Liszt's bestenfalls gleichgiltig gegenüberstand. Liszt legte seine Stellung nieder, ging nach Rom, kehrte zwar als hochwillkommener Gast des großherzoglichen Hauses von 1869 an bis zu seinem Tode 1886 allsommerlich wieder nach Weimar zurück und verlieh dem großen musikalichen Leben zwischen 1850 und 1860 noch einen Nachglanz, aber griff nur noch bei seltenen festlichen Veranlassungen activ als Leiter und Mitwirkender ein. Die Gründung der Kunstschule führte vorübergehend eine Folge bedeutender Maler nach Weimar und ließ daselbst manches vortreffliche, ja ausgezeichnete Werk entstehen, war auch eine Herzensangelegenheit, eine besondere Freude des kunstsinnigen Fürsten, der sie ins Leben gerufen, hatte aber, nach Lage der Dinge, eine knappere Begrenzung der Zuschüsse für Theater und Kapelle im Gefolge. Und das gerade in einer Zeit, wo allerorts immer größere Aufwendungen gemacht wurden, wo es sich immer schwieriger zeigte, gute Kräfte im kleineren Kreise zu erhalten. Großherzog Carl Alexander blieb auch unter den Bühnenleitungen der Freiherren A. v. Loën, Hans v. Bronsart und v. Vignau den Bestrebungen und Leistungen seines Hoftheaters mit lebhaftem Antheil zugewandt. Er brachte manches Opfer, um ausgezeichnete Kräfte zu gewinnen und zu erhalten; gewisse schmerzliche Erfahrungen, daß keine Gunst und keine Opfer, die in seiner Macht standen, den Drang der Künstler zu den großstädtischen Mittelpunkten des geistigen Lebens dauernd hemmen konnten, blieben ihm nicht er-

spart. Aber bis zuletzt that er das Seine, die würdige Pflege der Musik und der Schauspielkunst seiner Residenz dauernd zu erhalten.

Das unablässige Interesse, das der Großherzog in erster Linie an der deutschen und weiterhin an aller Literatur nahm und das er in stetem Briefwechsel mit hervorragenden Dichtern und Schriftstellern bewährte, wurde in den Kreisen der Literatur wohl gewürdigt. Die Zahl der poetischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Werke, die diesem Fürsten gewidmet wurden, könnten den Katalog einer kleineren Bibliothek anfüllen. Von den Briefwechseln des Großherzogs mit Männern der Literatur ist 1887 der mit Hans Christian Andersen hervorgetreten, auch ein und der andere Brief bekannt geworden. Es ist sicher unnöthig, daß die ganze Zahl der hierher gehörigen Briefe — der Großherzog versagte seine Theilnahme auch jungen und unberühmten Strebenden nicht — in die Oeffentlichkeit gelange, aber eine charakteristische Auswahl aus seiner reichen literarischen Correspondenz würde sicher weder ohne Reiz noch ohne Bedeutung sein. Ein Lieblingstraum des Fürsten, auch unter seiner Regierung einen oder einige hervorragende Dichter an Weimar zu fesseln, ging nicht in Erfüllung. Dingelstedt hatte, als er Generalintendant des Weimarischen Hoftheaters wurde, seine poetische Entwickelung längst hinter sich. Hoffmann von Fallersleben, der in den fünfziger Jahren einige Jahre in Weimar lebte, kehrte mehr den gelehrten Germanisten als den Dichter hervor. Die Dichter, an deren Berufung der Großherzog sonst gedacht oder deren dauernden Gewinn er ernstlich betrieben hat, waren thatsächlich hervorragende und schöpferische Naturen. Man braucht nur Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Josef Victor Scheffel zu nennen. Am weitesten waren die Verhandlungen mit Hebbel gediehen. Selbst als dessen Kommen Ende 1861 an der Einsicht Hebbel's in die Unvereinbarkeit seiner mächtigen Natur mit gewissen Verhältnissen scheiterte, gab Großherzog Carl Alexander den Gedanken, den größten unter den lebenden Dichtern um und neben sich zu haben, nicht auf, ernannte ihn zu seinem fünfzigsten Geburtstag (März 1863) zu seinem Privatbibliothekar und vielleicht hat nur der frühe Tod Hebbel's am Ende des gleichen Jahres eine schließliche Uebersiedelung des Dichters nach Weimar gehemmt. Otto Ludwig's Gesundheitszustände verboten schon gegen Ende der fünfziger Jahre jeden Gedanken an einen Wechsel seines Aufenthalts. J. V. Scheffel, dessen großen Plan eines historischen Romans, der den Sängerkrieg auf der Wartburg und die Entstehung des Nibelungenliedes schildern sollte, der Großherzog mit Entzücken begrüßt hatte, bat schließlich um Entlassung vom Amte des Wartburgbibliothekars und um Entbindung von seinem Versprechen, da er sich der Ausführung des großen Entwurfes nicht mehr gewachsen glaubte.

Besser hielt die Wissenschaft ihrem unablässigen und vielseitigen hohen Gönner Wort. Die Beziehungen des Großherzogs zur Literaturgeschichte, zur Aesthetik, zur Schiller-, Goethe-Philologie ergaben sich, wie angedeutet, aus der Ueberlieferung, erhielten aber naturgemäß einen mächtigen Aufschwung, seit — diesmal in der zweiten Hälfte seiner Regierung — das Testament des letzten Goethe die Weiterpflege des Andenkens größerer Zeit in seiner fürstlichen Gemahlin und seine Hände gelegt hatte. Eine lange Folge und außerordentliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen des Großherzogs Carl Alexander zu wissenschaftlichen Männern, Werken und Forschungen ergaben sich aus seiner Würde als Rector magnificentissimus der Universität Jena. In den Schriften und Erinnerungen Karl v. Hase's, der länger als ein Halbjahrhundert diese Beziehungen mitzupflegen hatte, sind sehr werthvolle Zeugnisse des ernsten und nie wechselnden launischen Antheils des Fürsten an den Bestrebungen seiner Gelehrten erhalten. Auch hier galt sein Wort, daß große Verpflichtungen einzulösen waren, auch hier empfand der großgesinnte Herr gar oft die Beschränkung der Mittel und manche nicht eben rühmliche oder erfreuliche Wandlung in der Sinnesweise der Zeit. Aber rastlos, unerschütterlich in seiner Zuversicht, daß der ideale Gedanke schließlich über alle Hemmnisse und Hindernisse siegen müsse, mit rührender Pietät für alle Stätten der Wissenschaft, die sein Ahnherr Carl August geschaffen, mit ernster Beharrlichkeit für die zahlreicheren, die er selbst ins Leben gerufen hatte, bethätigte sich Carl Alexander auch hier bis zu seinem letzten Tage. Sein Leben hat der Großherzog über achtzig Jahre gebracht, es ist, sehr entfernt von müßigem Mäcenatenthum, unablässige Arbeit gewesen, aber wenn wir seinen eigenthümlichen Geist und den innersten Zug seiner Natur irgend richtig erkannt haben, so hat er diese ganze große Arbeit niemals als Mühe, sondern durchaus als Befriedigung seiner Seele und aller treibenden Kräfte seines innersten Wesens empfunden!

Adolf Stern.

Kaiserlieder aus großer Zeit.

(Nachdruck vom Verf. verboten.)

Literarische Skizze von Paul Pasig (Ilmenau).

Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthumes im historischen Spiegelsaale des Versailler Königsschlosses am 18. Jan. 1871 gab der damaligen Kriegslyrik nicht nur einen neuen, höhern Schwung, sondern bezeichnet auch neben den feurigen Klängen, die den Kriegsausbruch begleiteten, gewissermaßen den Höhepunkt jener Lyrik überhaupt. War doch das hohe Ziel, das bei Beginn des Krieges Jedem von uns vorschwebte, nun erreicht und der deutsche Kaisertraum, dessen Verwirklichung das Sehnen und Ringen der Edelsten unseres Volkes gegolten hatte, herrlicher in Erfüllung gegangen, als unser kühnstes Hoffen es je zu ahnen gewagt hatte. Das mußte anregend, befruchtend, begeisternd auf das Dichterherz einwirken, und noch einmal erklangen die Harfen in reinen, vollen Accorden zu des neuerstandenen Reiches und seines ehrwürdigen Kaisers Herrlichkeit. Was wir aber diesen „Kaiserliedern" als höchsten Vorzug nachrühmen, das ist die Originalität, die zweifellos einer ganzen Anzahl von ihnen eignet. Diese bewegen sich nämlich nicht, wie ein gut Theil der bei Kriegsausbruch gesungenen Lieder, in dem alten, ausgetretenen Gleise vom neuerstandenen Barbarossa, genannt Kaiser Weißbart oder Barbablanca, von den fliehenden Raben u. s. w., sondern es finden sich wirkliche Originale darunter. Wir erinnern hier in erster Linie an Geibel's unvergleichliches:

„Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr' getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin!"

Indem der Dichter die Versailler Kaiserweihe als Neuvermählung der Kaiserwittwe Germania feiert, gewinnt er vorzügliche Gelegenheit, in überaus treffenden und packenden Bildern die allmähliche Verwirklichung des deutschen Kaisertraumes während der vierundsechzigjährigen Wittwenzeit der Kaiserbraut (1806 bis 1870), die schrittweise Erhebung Deutschlands aus tiefster Schmach zur glänzendsten Erneuerung seiner Machtstellung unter den Völkern zu schildern. Nicht minder originell ist Gustav Freytag's „Die Kaiserkrone". Es ist ein Zwiegespräch zwischen einem vom Schlachtfelde mit der Kaiserkunde heimkehrenden Boten und dem Dichter, der als Vertreter des deutschen Volkes offen und frei seine Ansicht über das neue deutsche Kaiserthum im Gegensatze zu dem mittelalterlichen „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" ausspricht und mit den noch heute beherzigenswerthen Worten schließt:

„Es fordert sich jede Zeit den Mann.
Das Volk zieht sich die Fürsten, ob gut, ob arg, heran;
Was Bildung der Freisten gewesen im letztvergangnen Geschlecht,
Zum Throne steigt es im nächsten und fordert sich Herrenrecht,
Lieb' oder Leid dem Volke; was Fehler des Volkes war,
Das wird wie im Gegenlichte durch That der Fürsten klar,
Denn Sklavensinn der Diener macht Fürstennacken steif,
Geschmeidig Fügen des Volkes begehrlich den Kronenreif.
Drum sinnen wir nicht um jene, nur daß wir selbst bestehn,
Wenn unsre Söhn' einst prüfend auf Arbeit der Väter sehn.
Ehrbare Zucht im Hause, Muth freier Männer im Staat,
Und sonst schafft jede Zukunft sich selber den besten Rath."

Hoffmann v. Fallersleben, der im Jahre 1874 verstorbene Sänger von „Deutschland, Deutschland über Alles", verherrlicht als Ersatz für den Lobpreis des englischen Königs Richard Löwenherz in dem bekannten Bühnenstücke den greisen Kaiser Wilhelm I.:

„Wer ist der greise Siegesheld,
Der uns zu Schutz und Wehr
Für's Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Dank empfing?
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
Du edles Deutschland, freue Dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, Dein Kaiser Wilhelm ist's!" u. s. w.

Unter demselben Datum (29. Januar 1871) ward im Weimarer Hoftheater jener weihevolle, von Julius Grosse gedichtete Prolog gesprochen, der zwar in seinem Verlaufe an die erwähnte Barbarossasage anknüpfte, aber doch in durchaus selbständiger Weise diesen Gedanken weiterspann:

„Erlöst ist Barbarossa im Kyffhäuser,
Die Hohenzollern will der Himmel weihn,
Das Scepter schwingt ein milder Fürst, ein weiser —
Doch nicht zum Krieg; ein Mehrer will er sein
Des Friedens, der Cultur und Menschensitte
Und so die Zeit, die goldene, erneu'n.
Doch Deutschland, einst in der Nationen Mitte
Dornröschen nur, das schlief Aeonen lang,
Auch Aschenbrödel in verfall'ner Hütte —
Heut' thront es stolz, umbraust vom Festgesang,
Erlöst vom Bann, wird Majestät es krönen
Als Königin nach Sturm und Kriegesdrang" u. s. w.

Eine andere Gruppe von „Kaiserliedern" hat den feierlichen Vorgang im Spiegelsaale selbst zum Vorwurfe, freilich im Anschluß an die traditionelle Legende, die von Bismarck's gewiß autoritativer Schilderung (vgl. „Gedanken und Erinnerungen", Bd. II, S. 122) wesentlich abweicht. M. Ihering läßt Ludwig XIV., der in diesem Schlosse einst unseres Vaterlandes Verderben sann, Zeugen des weihevollen Vorganges sein:

„Bei der deutschen Kaiserkunde
Grimmerfüllt sein Auge blickt,
Um ihn her im Heldenrunde
Alle Schwerter sind gezückt:
Doch nur Deutschlands Glanz zu schauen,
Ward lebendig Erz und Stein;
Jäh erstarrt vor Scham und Grauen,
Flieht des Lebens flücht'ger Schein.

In dem Prachtschloß der Bourbonen
Stieg der Rache Tag herauf,
Unter'm Donner der Kanonen
Nimmt das Weltgericht den Lauf;
Wo einst wälsche List und Ränke
Deutschland raubte Ehr' und Land,
Schrieb ein ewiges »Gedenke!«
Der Geschichte Rächerhand."

Derartige historische Reminiscenzen waren bei dem in Rede stehenden Ereignisse um so mehr am Platze, je deutlicher in ihm das gerechte Walten der Vorsehung zum Ausdruck kam. Ein erlauchter Poet, R. Graf Stillfried-Alcantara, richtet seine Blicke auf die auf stolzer Bergeshöhe thronende Zollernburg, die ihm mit ihrem ragenden Thurme ein Sinnbild des ihr entstammenden Heldengeschlechtes ist:

„Sie grüßt aus blauer Ferne,
Sie hält die Wacht am Rhein,
Sie blickt gleich einem Sterne
In's Elsaß tief hinein.

Ein Adler auf der Klippe,
Umtost vom wilden Sturm,
Thront auf der Felsenrippe
Ihr starker Kaiserthurm.

Es wuchs aus ihren Mauern
Der Stamm des alten Fritz;
Er soll gleich ihnen dauern
Auf Deutschlands Kaisersitz" u. s. w.

Die weitaus größte Zahl der „Kaiserlieder" freilich hat die ehrwürdige Persönlichkeit des ersten Kaisers zum Inhalte, und auch unter ihnen finden sich einige, die nicht als poetische Eintagsfliegen gelten dürfen, sondern für immer mit jenem denkwürdigen Ereignisse verknüpft zu sein verdienen. Hierher rechnen wir zunächst K. Elze's:

„Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange,
Und Alles, was in Lüften zieht,
Stimmt brausend ein zu dem Gesange!
Von unsern Bergen donnert's nieder,
Mit unsern Wogen rauscht's empor,
Von Strand zu Strande hallt es wider,
Von Fels zu Fels ein Jubelchor!" u. s. w.

Den Blick empor zum König aller Könige, dem der greise Heldenkönig bekanntlich stets allein die Ehre gab, lenkt Hans Köster's weihevolles Lied, das einem Gebete gleich emporrauscht („An den Kaiser") und in seiner letzten Strophe im Namen des Allmächtigen den Kaiser grüßt:

„Im Namen Gottes, der im Abendscheine
Des höchsten Ruhms dein Heldenhaupt verkläret,
Im Jubelruf vom Niemen bis zum Rheine,
Vom Meer, bis er zum Felsen wiederkehret,
Im wall'nden Herzschlag, daß sich auch am Maine
Des Reiches letztes Brückenjoch jetzt schließt —
Als Deutschlands Kaiser sei, o Herr, gegrüßt."

Scharf und klar markirt Ed. Kauffer den Unterschied zwischen dem mittelalterlichen deutschen Kaiser und dem des neuerstandenen Reiches:

„Nicht der alte Barbarosse,
Den verzaubert, bergentrückt,
Dort im unterird'schen Schlosse
Moder mit dem Purpur schmückt —
Dessen rother Bart umschlungen
Dreimal hält den Tisch von Stein,
Seit sein Schwert nicht mehr erklungen
Und am Berg die Raben schrein:
Anders ist der deutsche Kaiser,
Der, urkräft'gen Lebens Bild,
Um die Schläfe grüne Reiser
Trägt und Blüthen um den Schild."

Und die trotz des hohen Alters jugendkräftige, lebensfrische Gestalt des ersten Kaisers berechtigte in der That zu solchen dichterischen Hinweisen, die während der ganzen gesegneten Regierungszeit Kaiser Wilhelm's I. (1871—1888) vollauf bewahrheitet wurden. Hatte der greise Fürst, der trotz höchsten Alters auf dem Gebiete der inneren wie der äußeren Politik kraftvoll und zielbewußt waltete, unterstützt durch seinen genialen ersten Rathgeber, den unvergleichlichen großen Kanzler, bekanntlich ja nicht einmal auf dem Sterbebette „Zeit, müde zu sein". Endlich seien noch jene „Kaiserlieder" erwähnt, die sich hymnenartig sowohl in Text als in Melodie an das „Heil Dir im Siegerkranz" anlehnen und daher bei Kaiserfesten u. dergl. eine größere Berücksichtigung verdienen. Wir nennen deren zwei, das eine von unserem noch lebenden Leipziger Poeten Rudolf v. Gottschall, das andere gleichfalls von einem geweihten Sänger, dem im Jahre 1873 verstorbenen Wolfgang Müller von Königswinter. Ersteres, das wir Männergesangvereinen empfehlen möchten, beginnt:

Heil dir, Germania,
Herrlicher stehst du da
Als je zuvor!
Siegreich in Kampf und Schlacht,
Groß durch des Geistes Macht,
Singe dir Ruhm und Preis
Ein Jubelchor!

Wolfgang Müller aber läßt seinen begeisterten Hymnus auf den ruhmgekrönten greisen Kaiser selbst erklingen („Auf Kaiser Wilhelm"), dem er die Schlußstrophe weiht:

Heil dir im Siegerkranz!
Heil dir im Friedensglanz!
Wer ist dir gleich?
Hoch unser Banner weht,
Vor allen Völkern steht
Wieder voll Majestät
Das Deutsche Reich!

Wenn sich in diesem Jahre mit der Erinnerung an die vor drei Decennien erfolgte Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums das Gedächtniß der vor zweihundert Jahren erfolgten Erhebung Preußens zum Königreiche verknüpft, so gemahnt das an die historische Entwickelung, die dahin ging, daß die Geschichte Preußens und Deutschlands unaufhörlich mit einander verknüpft wurde. Darum grüßt Felix Dahn's classisch-weihevolles „Macte senex imperator" in dem greisen Heldenkaiser Wilhelm I. zugleich alle Hohenzollernfürsten, die, an die Spitze des Reiches berufen, gleich jenem ehrwürdigen Ahnen ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, allezeit zu sein Mehrer des Reiches, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern „an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". Und das ist es, was an dem heutigen Doppeljubiläum jedes Patrioten Herz für Preußens wie für des deutschen Vaterlandes Heil erfleht. Darum erhält Gottschall's Kaisergruß heute erhöhte Bedeutung:

„Burg der Zollern, Burg der Staufen,
Kaiserwiegen nahgestellt!
Doch das neue Reich soll taufen
Nicht den Geist begrab'ner Welt.
Reichgeschmückt mit Lorbeerreisern,
Tritt Germania herein;
Doch die Krone soll nicht eisern,
Soll ein Kranz von Blüthen sein!
Freiheit möge segnend walten,
Frieden jeden Reiz entfalten!"

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 8. Sonnabend, den 19. Januar, Abends. **1901.**

Lortzing in Leipzig.

Zum 50. Todestage des Componisten.

Für nicht wenige Meister der Tonkunst in älterer und neuerer Zeit — wir nennen nur J. S. Bach, J. A. Hiller, Felix Mendelssohn, Robert Schumann — ist Leipzig die altberühmte Musikstadt, die Stätte gewesen, wo sich ihr Genius am freiesten und glücklichsten hat entfalten und seine reifsten und vollkommensten Früchte hat zeitigen dürfen. Auch Albert Lortzing, der liebenswürdigste Vertreter der deutschen komischen Oper, gehört zu ihnen. Bevor ihn, den fahrenden Sänger und Schauspieler, der als musikalischer Autodidakt mehr nebenbei, doch mit Lust und Eifer componirte, ein günstiges Geschick nach Leipzig führte, hatte er, obgleich bereits 30 Jahre alt, wirklich Bedeutendes, Bleibendes noch nicht geschaffen, während hier, in einer langen Periode, die man als seine glücklichste in jeder Beziehung ansehen darf, wenn auch namentlich in ihrem letzten Stadium trübe Zeiten nicht fehlten, alle seine Werke entstanden sind.

Es war im Jahre 1833, als Director Ringelhard, der bis dahin das Kölner Theater geleitet, an dem auch Lortzing und seine Eltern angestellt waren, die Direction des Stadttheaters in Leipzig übernahm, und die ganze Familie Lortzing zu ihrer großen Freude auch hier engagirte. Leipzig gefiel Lortzing und Lortzing gefiel den Leipzigern, aber nur in heiteren Rollen, für die er von Natur geschaffen war, während die Darstellung des Tragischen seiner liebenswürdig-schelmischen, gemüthlich-humoristischen Natur völlig widersprach. Auch als Opern-Regisseur, als welcher er von Director Ringelhard, der seine Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit kannte und schätzte, angestellt wurde, erwies er sich nicht recht an seiner Stelle, denn seine Gutmüthigkeit machte es ihm unmöglich, Jemand ernstlich zu tadeln, aus Furcht ihm wehe zu thun, wie denn auch sein humoristisches Naturell einer consequent ernsten, festen Haltung, wie ein solches Amt sie forderte, allzusehr widerstrebte. Wie vollkommen er dies selbst anerkannte, geht aus einem Begebniß hervor, welches zugleich für seine große Gutmüthigkeit bezeichnend ist. Ein älterer College, neidisch auf die Bevorzugung, die Lortzing durch die Ernennung zum Regisseur zu theil geworden, hatte ihn mittelst einer Eingabe an die Direction in übelwollender Weise herabzusetzen versucht, und Lortzing war dieses Schriftstück zufällig im Theater-Bureau in die Hände gefallen. Als er es seinem ihm eng befreundeten Collegen und nachmaligen Biographen Düringer mittheilte und dieser seine Entrüstung darüber äußerte, sagte er lächelnd: „Ach, lieber Bruder, das darfst Du ihm nicht so übel nehmen; er hat ganz recht, ich tauge nicht zum Regisseur, und daß er vielleicht noch weniger dazu taugt, davon hat er keine Ahnung.“ Bald gab er denn auch diese Stellung wieder auf. Mancherlei ergötzliche Anekdoten werden von Lortzing's Schauspielerleben in Leipzig berichtet. So hatte er einmal in der Rolle des „Reisenden Studenten“ in einem Couplet eine witzige, sonst harmlose politische Anspielung improvisirt, die mit Jubel vom Publicum aufgenommen worden war. Er wird amtlich vorgeladen. Stirnrunzelnd empfängt ihn der Rath Demut und hält ihm eine Strafrede, weil er sich wider Ordnung und Gesetz aufgelehnt, und eröffnet ihm, daß ihm dafür vierundzwanzig Stunden Arrest zudictirt worden, damit er Bescheidenheit lerne, eine Strafe, die im Wiederholungsfalle werde verdoppelt werden. Nachdem Lortzing die Strafe verbüßt, wird der „Reisende Student“, und zwar bei übervollem Hause wieder gegeben, das in fieberhafter Spannung darauf harrt, ob Lortzing die verbotene Strophe singen werde. Als sie an die Reihe kommt, macht er eine vielsagende Pantomime, bricht ab und verläßt die Bühne. Er wird herausgetrommelt und man ruft ihm, als er erscheint, von allen Seiten zu: „Singen, singen!“ Lortzing verneigt sich und sagt mit einem Blick auf die Polizei-Loge, in der Rath Demut thronte: „Demut und Bescheidenheit verbieten mir, Ihrem Wunsche Folge zu leisten.“

Das reiche Musikleben Leipzigs, an dessen Spitze Felix Mendelssohn und Robert Schumann standen, mußte anregend auf Lortzing's Schaffenslust und Schaffenskraft wirken. Er beschloß, sich an die Composition einer größeren Oper zu wagen, nachdem er in einem alten, aus dem Französischen übersetzten Lustspiel „Die beiden Grenadiere“ einen wirksamen Stoff gefunden zu haben glaubte, nach welchem er sich selbst den Text mit nicht gewöhnlichem Geschick bearbeitete. Schon nach wenigen Wochen legte er das fertige Werk, dem er den Titel „Die beiden Tornister“ gegeben hatte, dem Director Ringelhard vor. Der, zunächst einen Blick auf den Titel werfend, sagt spöttisch: „Zwei Tornister, also zwei in Musik gesetzte Stücke Leder.“ Lortzing schlägt den ursprünglichen Titel „Die beiden Grenadiere“ vor. „Warum Grenadiere?“ wirft Ringelhard ein, „Steht nicht ein Schützenregiment in Leipzig? Also nennen Sie doch Ihre Oper »Die beiden Schützen«, das paßt ja viel besser.“ Lortzing mußte das zugeben und „Die beiden Schützen“, in denen Lortzing selbst den dummen Peter höchst wirkungsvoll sang und darstellte, wurden am 20. Februar 1837 zum ersten Mal gegeben und mit größtem Beifall vom Publicum aufgenommen. Nur die zünftige Kritik verurtheilte die Oper als das dilettantische Werk eines musikalischen Ignoranten. Durch solche Preßstimmen irre geführt und in seinem Urtheil befangen gemacht, nahm das Leipziger Publicum Lortzing's ein halbes Jahr später aufgeführtes, unbedingt bestes Werk „Czaar und Zimmermann“ zuerst mit geringerem Beifall auf als „Die beiden Schützen“, und erst der glänzende Erfolg, den die Oper zunächst in Berlin davontrug, eröffnete ihr den Siegeslauf über alle deutschen Bühnen und brachte auch einen Umschwung in dem Urtheil des Leipziger Publicums hervor, das sich fortan an die abfälligen Urtheile der Leipziger Kunstrichter über Lortzing's Musik nicht mehr kehrte, sondern unbekümmert sein eigenes unbefangenes Empfinden als richtigeren Maßstab der Beurtheilung annahm. Unter diesen Leipziger Kritikern that sich ein gewisser Becker, der zugleich Componist war und dem daher der Neid die Feder führte, durch die Gehässigkeit seiner Angriffe gegen Lortzing ganz besonders hervor, wozu ihm um so weniger ein Recht zustand, als er als Schriftsteller, wie auch als Componist höchst unbedeutend war. Ueber diese giftstrotzenden Artikel waren Lortzing's Freunde noch viel mehr empört, als er selbst, und Mendelssohn, der Lortzing's Talent vollauf würdigte und zudem dem bescheidenen liebenswürdigen Menschen herzlich wohlwollte, ihm auch mit seinem Rath gern zur Seite stand, bat einen Freund Lortzing's, der ebenfalls Schriftsteller war, Becker einmal gründlich die Wahrheit zu sagen und ihm das böse Maul zu stopfen. Schumann würde mit Vergnügen den Artikel in seine Musikalische Zeitung aufnehmen. Der Aufsatz wurde geschrieben und würde Becker das Handwerk für immer gelegt haben, wenn nicht der Abdruck verhindert worden wäre und zwar durch keinen Anderen, wie durch — Lortzing. In seiner Gutmüthigkeit that ihm sein Gegner leid. „Laßt ihn doch schimpfen“, sagte er, „ich gräme mich nicht darum und im Uebrigen — hat er doch mitunter nicht so ganz Unrecht; ich weiß es wohl, daß mir an Kenntnissen Vieles fehlt.“ Auch dieses Beispiel ist bezeichnend für Lortzing's Unfähigkeit, irgend Jemand zu grollen, auch wenn er ihm noch so berechtigten Grund dazu gegeben hatte, oder gar Vergeltung zu

wünschen und zu suchen. Er war in der That eine anima candida.

Seine Erfolge spornten Lortzing um so mehr zu beständigem neuen Schaffen an, als er mit ungemeiner Leichtigkeit producirte. Ein gewisser Ehrgeiz, namentlich aber die von ihm öfters gemachte Erfahrung, daß ihn die Darstellung in der komischen Oper, als viel zu schwerfällig, nur zu oft im Stiche gelassen, bewog ihn, sich an einen ernsteren Stoff zu wagen. So entstand „Die Schatzkammer des Inka“, mit Text von Robert Blum, ein Werk, das er in der richtigen Erkenntniß, daß er damit einen ihm nicht günstigen Boden beschritten, als verfehlt betrachtete und niemals auf die Bühne brachte. Seine beiden folgenden Opern, „Caramo oder das Fischerstechen“ und „Hans Sachs“, gelangten zwar in Leipzig zur Darstellung, fanden aber nur sehr mäßigen Beifall. Doch das schreckte ihn nicht ab, sich der Composition einer neuen Oper „Casanova“ hinzugeben. Während er damit beschäftigt war, traf ihn, den liebevollsten Sohn, im December 1841 das herbe Schicksal, seinen alten Vater durch den Tod zu verlieren, die schwerste Heimsuchung, die ihn in Leipzig bisher betroffen. Bezeichnend für sein Wesen ist es, daß, als er von seinem Vater Abschied nahm, bevor der Sarg geschlossen wurde, und dabei bemerkte, daß sich seine Perrücke etwas verschoben, dieselbe zurechtrückend, schluchzend stammelte: „So, so, mein Alterchen — Dein Atzelchen hübsch gerade setzen — warst ja sonst immer so ordentlich.“ Wenige Wochen nach dieser Scene gelangte die Oper „Casanova“, doch ebenfalls ohne nachhaltigen Erfolg, auf die Leipziger Bühne. Erst mit dem „Wildschütz“, einer Oper, deren Text Lortzing nach Kotzebue's Lustspiel „Der Rehbock“ bearbeitet hatte und deren Musik an Einfachheit, Leichtigkeit, glücklichem Humor und echter Volksthümlichkeit der des „Czaar und Zimmermann“ nahe kommt, sollte er das volle Bühnenglück wieder gewinnen.

Obgleich Lortzing bereits ein beliebter Operncomponist geworden war, so mußte er dennoch, um sich und seine Familie — er hatte Frau und Kinder — zu erhalten, als Schauspieler und Sänger auf den Brettern erscheinen. Je mehr aber der schöpferische Künstler in ihm in den Vordergrund trat, desto widerwärtiger wurde ihm diese Bühnenthätigkeit und er wünschte, um ihr entsagen zu können, sich nichts sehnlicher, als eine Kapellmeisterstelle. In den beweglichsten Worten bat er den Director Ringelhard um eine solche. Der aber brummte: „Schlagen Sie sich das aus dem Sinn; Sie sind ein guter Schauspieler, den ich schwer entbehren könnte, und daneben können Sie, wie bisher, so viel Opern componiren, als Sie wollen. Ob Sie besser zum Kapellmeister taugen, als zum Regisseur, ist sehr die Frage.“ Doch brachte ein Wechsel in der Direction ihn seinem ersehnten Ziele näher. An Ringelhard's Stelle trat Dr. Schmidt, der 1844 Lortzing, vorläufig auf ein Jahr, als Kapellmeister anstellte. Wer war glücklicher als Lortzing! „Mir ist, als säße ein kleines Orchester in meiner Brust und spielte einen Freudenmarsch,“ schrieb er damals an einen Freund; „Albert Lortzing, nicht Mime, sondern Kapellmeister — das ist die Ouverture meines Glücks!“ Allein das Glück sollte nicht weit über die Ouverture hinausreichen. Ringelhard schien richtig geurtheilt zu haben. Wie er seinem Freunde Düringer, der inzwischen Leipzig verlassen, klagte, fühlte Lortzing sich in der neuen Stellung nicht so glücklich, als er es erhofft hatte. Dennoch ist er nicht wenig betrübt, als ihm die Kapellmeisterstelle zum 1. August 1845 gekündigt wird. „Daß mich Schmidt fortschicken will,“ klagt er Düringer, „hat mich recht schmerzlich berührt. Nicht allein die Aussicht auf Engagementslosigkeit ist bei meiner Familie sehr zu bedenken, sondern auch die kränkende Empfindung, bei meinem Namen in der Bühnenwelt, bei dem Bewußtsein der Tüchtigkeit in meinem Fache, wegen lumpiger paar hundert Thaler gekündigt zu werden. Aber die Rechnung ist sehr klar. Ich habe 1000 Thaler, meine alte Mama 150 Thaler. Dem neuen Kapellmeister giebt er 800 Thaler, also spart er ein paar hundert Thaler bei mir und die Gage meiner Mutter. Ja, lieber Bruder, ich bin nicht gerade ausgelassen lustig; dazu kommt noch, daß ich, seitdem Du fort bist, keine Seele hier habe, der ich mich mittheilen kann.“ Einige Wochen später schreibt er: „Das hiesige Publicum hat mich höchst liebevoll entlassen; meine letzte Direction war »Der Wildschütz«, des Beifalls und Hervorrufens war kein Ende — ich muß aber mit Staberl sprechen: wenn ich nur etwas davon hätt'. Meine hiesigen Freunde haben mir einen prachtvollen Pocal verehrt. Trotz Allem ruht der Himmel von Leipzig jetzt schwer auf mir.“ So blieb es noch längere Zeit; Lortzing fand keine Anstellung. „Ich sitze noch immer auf dem Trockenen,“ schreibt er; und setzt mit bitterer Ironie hinzu: „es geht mir aber auch nicht schlecht, denn ich hungere noch nicht mit den Meinen, und solange der deutsche Componist — wenn er nebenbei Renommée hat — das noch von sich sagen kann, ist er immer noch glücklich zu preisen.“ Als ihm ein Concert, zu dem ihm das Theater kostenfrei überlassen worden war, 270 Thaler eingebracht, ruft er im völligen Stimmungswechsel aus: „Deutschland läßt seine Tondichter doch nicht verhungern; nun habe ich doch wieder auf ein paar Monate zu leben.“

Im Frühjahr 1846 kam endlich ein Glücksstrahl. Lortzing's „Undine“, die er in dieser Zeit der Noth vollendet, gelangte in Leipzig mit großem Beifall zur Aufführung und dies veranlaßte den Director des Theaters an der Wien, Pokorny, ihn als Kapellmeister zu engagiren, um in Wien seine neuesten Opern einzustudiren. Allein das Sturmjahr 1848 machte dem Theater an der Wien und somit Lortzing's Engagement ein Ende, und bald befand er sich mit den Seinen in derselben Nothlage wie vorher in Leipzig. Endlich, nachdem seine Oper „Die Rolandsknappen“ im Mai 1849 in Leipzig erfolgreich zur Aufführung gekommen, glückt es ihm, hier wieder, und zwar mit 800 Thaler Gehalt, als Kapellmeister auf drei Jahre angestellt zu werden. Allein seine Freude und Befriedigung darüber sollte nicht lange währen. Er war an die Stelle des Kapellmeisters Rietz*), der sich mit dem Theaterdirector Wirsing veruneinigt hatte, getreten. Nun, nachdem eine Versöhnung stattgefunden, stellte Wirsing Rietz neben Lortzing wieder als Kapellmeister an, und dieser, empört darüber, daß er gewissermaßen das fünfte Rad am Wagen sein sollte, that den übereilten Schritt, seine Entlassung zu fordern, die ihm auch sogleich gewährt wurde.

Sehr bald gerieth nun Lortzing, der seine Familie hatte von Wien nach Leipzig kommen lassen, in drückendste Nothlage, die er in wahrhaft ergreifender Weise brieflich seinen Freunden und Verwandten schildert. „Ich friste mir und den Meinen das Leben so von Woche zu Woche“, schreibt er. „Manchmal weiß ich nicht für die nächsten Tage Rath.“ Er ist genöthigt, wieder als wandernder Schauspieler aufzutreten, trotz des „gräßlichen Widerwillens“, den er dagegen hat. Dabei stellt sich Harthörigkeit ein und er beginnt auch sonst zu kränkeln, infolge der Strapazen der Gastspiele im harten Winter, auf den ungeheizten Bühnen kleiner Städte. Er weiß nicht mehr, was er beginnen soll, und sein Dasein dünkt ihm ein verfehltes. Endlich scheint ein Engagement als Kapellmeister am neuerrichteten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin im Frühjahr 1850 eine Aussicht auf bessere Zeiten zu bieten. So verließ denn Lortzing Leipzig, wo er erst so glückliche, zuletzt aber so unglückliche Zeiten verlebt; allein nur, um in Berlin, anstatt des erhofften Umschwunges zum Besseren, traurige Enttäuschungen zu finden, die seine Lebenskraft und seinen Lebensmuth vollends brachen. Bereits am 21. Januar 1851, im 47. Jahre seines Lebens, machte ein Schlagfluß demselben ein Ende und entrückte ihn den Qualen des irdischen Daseins. Er, der in Noth und Elend gestorben, hinterließ seiner Nation, die seinen Werth erst nach seinem Tode recht erkannte, den reichen Schatz seiner in unverwelklicher Frische strahlenden Werke.

A. v. Winterfeld.

*) Später Hofkapellmeister und Generalmusikdirector in Dresden.

Das Hohenzollern-Jahrbuch.

Der neue Jahrgang des Hohenzollern-Jahrbuchs*) ist als Festausgabe zur zweihundertjährigen Jubelfeier der preußischen Königskrone erschienen. Und er ist dieses Anlasses in jeder Hinsicht würdig; er ist ein Prachtwerk, das wohl den ersten Platz unter der Jubiläumsliteratur behaupten wird. Abweichend von den bisherigen Jahrgängen, in denen Stoffe aus verschiedenen Zeiten behandelt wurden, stehen in diesem alle Aufsätze bis auf einen in Beziehung zu dem ersten preußischen Könige Friedrich I., seine Zeit wird nach den verschiedenen Seiten hin geschildert. Prof. Reinhold Koser eröffnet den Band mit einem Aufsatz:

*) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. Vierter Jahrgang 1900. Verlag von Giesecke & Devrient, Berlin und Leipzig. Preis 20 ℳ, eleg. geb. 24 ℳ

„Das Jubiläum der preußischen Königskrone.“ Er erinnert daran, daß vor 100 Jahren (1801) die Feier sich auf einen kurzen Hinweis in den Kirchen beschränkt habe (man konnte damals nicht in Feststimmung sein) und daß 1751 von einem Gedenkfest abgesehen sei, um die Aufmerksamkeit nicht darauf zu lenken, daß die Krone noch so neu war, und weist dann der jetzigen Feier ihre rechte Stelle an durch eine Würdigung der Lage, in der die Königskrönung am 18. Januar 1701 erfolgte, und durch einen kurzen Gang von da zur Kaiserkrönung am 18. Januar 1871. Es folgen dann Aufsätze, die sich mit dem Königspaar, der auswärtigen Politik und dem Krönungsact beschäftigen. Geh. Archivrath Großmann behandelt „Die Jugendgeschichte Friedrich's I.“; wir möchten besonders auf den Abschnitt über Erziehung und Unterricht aufmerksam machen, auf die dafür ertheilten Instructionen, auf die Proben aus dem lateinischen Uebungsbuche, auf die jährlich vorgenommenen öffentlichen Examina, die wohl blos Schaustücke waren, sodann auf die in der Stiftung des Ordens de la générosité hervortretende Neigung zu feierlichen Ceremonien. Archivrath Prof. Berner bespricht „Die auswärtige Politik des Kurfürsten und Königs Friedrich III./I.“, nämlich den Regierungsantritt, die Theilnahme an der Befreiung Englands, den Revers (über die Rückgabe von Schwiebus) und die Kaiserwahl, den Beitritt zur großen Allianz, die Hannöversche Kurwürde, die Rückgabe von Schwiebus, den Bruch mit dem Kaiser und Frieden von Ryswijk, den Sturz Dankelmann's, die Erwerbung der Königskrone und die königliche Zeit. Abgedruckt wird dabei ein eigenhändiger Aufsatz des Kurfürsten über die Erwerbung der Königskrone mit zwei Seiten Facsimile. Prof. Krauske zeichnet ein Lebens- und Charakterbild der Königin Sophie Charlotte, während der Dirigent der Kunstsammlungen in den königl. Schlössern und Director des Hohenzollern-Museums Dr. Seidel die Gründung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler und die Königskrönung in Königsberg behandelt, wobei ein vom König nach der Krönung verfaßtes und niedergeschriebenes Gebet in Facsimile beigegeben ist. Nun folgen Aufsätze, die sich mit einzelnen Seiten des Staatswesens und geistigen Lebens beschäftigen. Der inzwischen verstorbene Oberstl. Dr. Jähns bespricht „Das Kriegswesen unter Friedrich I.“, und zwar die Ausbringung des Heeres, die einzelnen Waffengattungen und die Feldzüge. Prof. Harnack behandelt das geistige und wissenschaftliche Leben um das Jahr 1700, indem er als dessen Verkörperung die hervorragenden Männer in Berlin und Halle dem Leser vorführt. Prof. Thouret giebt seinem Aufsatz den poetischen Titel „Einzug der Musen und Grazien in die Mark“. Die Arbeit ist dem Theater, der Dichtung und Musik gewidmet und bespricht die sog. „Wirthschaften“ (ursprünglich derbe Volksbelustigungen im Wirthshaus), die Lustballette, die Singspiele und Opern, die Wandertruppen und die französische Hofkomödie, die Hofdichter und die Hofmusik. In die Behandlung der bildenden Künste haben sich zwei Autoren getheilt: Prof. v. Oettingen bespricht „Die königl. Akademie der Künste“, der Herausgeber Dr. Seidel behandelt „Kunst und Künstler am Hofe“, und zwar die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei und Verwandtes, Gold- und Silberschmiede, die Kunstsammlungen; natürlich nimmt als Baumeister und Bildhauer Andreas Schlüter den ersten Platz ein. Es folgt dann ein Aufsatz von Prof. Hietze über „Staat und Gesellschaft unter dem ersten König“; in ihm werden besprochen Staat und Provinzen, die Verwaltung in Preußen, Cleve-Mark, Ravensberg, Minden, Halberstadt, Magdeburg, den mittleren Provinzen, die Organisation der Centralverwaltung, das Heer- und Finanzwesen, Justiz und Kirche, die wirthschaftlich-socialen Zustände und die Anfänge des Polizeistaates und des Merkantilismus. Nachdem so die einzelnen Seiten der staatlichen Verwaltung besprochen sind, bietet Geh. Archivrath Friedländer noch „Beiträge zur Geschichte der Landesaufnahme in Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich III./I.“, in denen er sich besonders mit der Thätigkeit von Niclaes de Kemp, Joseph Naronski und Samuel v. Suchodoletz beschäftigt. Damit schließt die Reihe der Arbeiten, die sich auf die Zeit Friedrich's I. beziehen und zusammengenommen eine Geschichte dieser Zeit geben. Nicht hierher gehört der letzte Aufsatz des Werkes von Prof. Koser über „Die historischen Denkmale in der Siegesallee des Berliner Thiergartens“. Er giebt sich als Fortsetzung und bespricht im Anschluß an die früheren Jahrgänge die inzwischen aufgestellten Standbilder; es sind das die Markgrafen Johann I. und Otto III., Johann II., Otto IV., Waldemar, Heinrich das Kind, Ludwig der Aeltere, Ludwig II., Otto der Faule, Kaiser Karl IV. und Kaiser Sigmund, alle mit ihren Nebenfiguren. Näher als es in dieser Uebersicht geschehen ist, auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze einzugehen, ist hier jetzt natürlich nicht möglich, wir behalten uns aber vor, eventuell auf einen oder den andern gelegentlich zurückzukommen. Ebenso wichtig wie der Text ist für das Werk aber sein Bilderschmuck. Es enthält 40 ganzseitige Bilder und 282 Text-Illustrationen. Sie sind alle mustergiltig ausgeführt, erwähnen wollen wir nur von den Vollbildern die 5 farbigen Blätter, nämlich ein Bild Friedrich's I. nach einem Oelgemälde von Weidemann im Berliner Schlosse, ein Bild der Königin Sophie Charlotte nach einem Oelgemälde desselben Künstlers im Hohenzollern-Museum, zwei Aquarellgemälde von Prof. Franz Skarbina, darstellend die Stiftung des Schwarzen Adlerordens und die Krönung in Königsberg, endlich eine Karte von Potsdam von Samuel v. Suchodoletz 1683 aus „Ichnographia, oder eigentlicher Grundriß der churfürstlichen Herrschaft Potstamb &c.“ im Geheimen Staatsarchive in Berlin. Mit diesen und allen übrigen Kunstblättern hat die Verlagshandlung wahre Meisterwerke geschaffen; überhaupt hat der Herausgeber recht, wenn er den Verlegern ausdrücklich den Dank dafür ausspricht, „daß sie aus Veranlassung des Gedenktages, der mit dieser Festausgabe gefeiert werden soll, keine Kosten und Mühe gescheut haben, um im allgemeinen Interesse und ohne Erhöhung des Preises (der Band ist 120 Seiten stärker als der vorhergehende) ein Werk herzustellen, das in seiner reichen und vornehmen Erscheinung des hohen Festtages würdig ist“. Es ist ein herrliches Zeugniß für die Opferfreudigkeit einer deutschen Verlagsanstalt. A. Bs.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Apelt, Dr. Karl, Geheimer Rath im Königl. Sächs. Ministerium des Innern, Das Königl. Sächs. Gesetz über die Verwaltungsrechtspflege vom 19. Juli 1900 und die Nebengesetze vom 20. und 21. Juli 1900 nebst den einschlagenden reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen. Erläutert. Leipzig, Verlag von Roßberg & Berger. Geb. 7 ℳ — Das von der letzten Ständeversammlung verabschiedete Gesetz über die Verwaltungsrechtspflege und dessen Nebengesetze, wodurch die Verwaltungsgerichtsbarkeit auch auf das Steuergebiet (Staatseinkommensteuer und Besteuerung der Wanderlager) erstreckt wird, sind mit dem 1. Januar 1901 in Kraft getreten. Dies bedeutet für das gesammte Leben im Bereiche des öffentlichen Rechtes in Sachsen den Beginn einer neuen Entwickelungsperiode; denn es wird nunmehr die Verwaltung der Rechtscontrole durch einen unabhängigen obersten Gerichtshof, das Oberverwaltungsgericht, unterstellt, dessen Aufgabe es ist, auf erhobene Anfechtungsklage hin die Entscheidungen und Verfügungen der Verwaltungsbehörden, und zwar auch der Ministerien, in Bezug auf ihre Rechtmäßigkeit nachzuprüfen. Außerdem wird für öffentlichrechtliche Parteistreitigkeiten ein neu organisirtes Verfahren eingeführt, in dem die Kreishauptmannschaften in ihrer collegialen Zusammensetzung gemäß §. 25 des Organisationsgesetzes von 1873 die Verwaltungsgerichte erster Instanz und das Oberverwaltungsgericht die Berufungsinstanz bilden. Hat es bisher in Sachsen schon für das Wesen der Verwaltungsrechtspflege vielfach am nöthigen Verständnisse gefehlt, so ist heute auch über die Art ihrer Verwirklichung durch das neue Gesetz selbst in juristischen Kreisen die volle Klarheit noch nicht durchgedrungen. Um so willkommener ist es, in dem vorliegenden Buche zu rechter Zeit und von autoritativer Seite eine Bearbeitung des Gesetzes und seiner Nebenbestimmungen zu erhalten, die dem Bedürfnisse nach Aufklärung über seinen Gegenstand und seine Ziele im vollen Umfange Rechnung trägt und zugleich zu seinen einzelnen Vorschriften ausgiebige und werthvolle Erläuterungen giebt, die für seine Einführung und Anwendung in der Praxis, besonders auch für die dazu zunächst berufenen Behörden und Beamten, von großem Nutzen sein und dessen Verständniß allgemein fördern werden. Denn wir haben es hier nicht blos mit einem Commentar von der Art zu thun, wie sie heute in so großer Zahl auf dem Büchermarkte erscheinen, sobald nur ein neues, umfassenderes Reichs- oder Landesgesetz erlassen worden ist, die als Erläuterungen in der Regel aber nichts weiter, als die entsprechenden Stellen aus der Begründung und den parlamentarischen Verhandlungen bringen; vielmehr finden wir hier selbständige Excurse und Aufschlüsse zu den einzelnen Vorschriften, wie sie eben nur der Ver-

fasser, der das Gesetz entworfen und an seiner Feststellung in allen Stadien der ständischen Berathung während zweier Landtage mitgewirkt hat, zu geben im Stande war. Schon dieser Umstand verleiht dem Buche eine hervorragende, grundlegende Bedeutung für die Auslegung des Gesetzes und alle etwa später folgenden wissenschaftlichen Bearbeitungen. Besonders werthvoll wird das vorliegende Werk aber durch die 77 Druckseiten umfassende Einleitung, welche zunächst eingehende und interessante Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte des Gesetzes bringt, ferner eine selbständige wissenschaftliche Darstellung der Grundlagen und des allgemeinen Charakters des Gesetzes (§. 1), der Organisation der Verwaltungsgerichte (§. 2), ihrer sachlichen Zuständigkeit in Ansehung der Parteistreitigkeiten und der Fälle der Anfechtungsklage (§§. 4 und 6), sowie des Verfahrens vor den Verwaltungsgerichten (§. 5) bietet, sodann aber einzelne besonders wichtige Fragen bei der Verwaltungsrechtsprechung, nämlich diejenigen wegen der Vertretung des öffentlichen Interesses vor den Verwaltungsgerichten (§. 3) und wegen der materiellen Rechtskraft der verwaltungsgerichtlichen Urtheile (§. 7) näher beleuchtet und endlich — in §. 8 — eine übersichtliche Darstellung der Gesetzgebung über die Verwaltungsrechtspflege in den anderen deutschen Staaten und in Oesterreich enthält. Die Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes bringen in knapper Ausdrucksform Alles, was der Verfasser aus den vorhandenen Materialien und seiner eigenen Wissenschaft schöpfen konnte, und sind ebenso übersichtlich geordnet, wie gemeinverständlich abgefaßt. Daß dabei noch manche Zweifelsfragen zu lösen bleiben und Vieles namentlich auch der Judicatur des Oberverwaltungsgerichts anheimgegeben sein wird, ist bei einem Gesetze, dessen innerer Ausbau so viele Schwierigkeiten bot, wie das hier in Rede stehende, nicht anders zu erwarten. Jedenfalls werden aber bei Entscheidung aller solcher Fragen die im vorliegenden Commentare niedergelegten Ansichten des Verf. immer vorzugsweise beachtet und besonders gewürdigt werden müssen. Aus dem sonstigen Inhalte des Buches heben wir noch hervor, daß — und zwar in der Regel an den betreffenden Stellen — alle reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen, auf welche im Gesetze verwiesen wird oder deren Wiedergabe zu dessen Verständniß erforderlich erscheint, mit aufgenommen sind, so daß es eines mühsamen Nachschlagens dieser in vielen Bänden der Gesetzblätter verstreuten Bestimmungen nicht bedarf und der Leser sofort Alles bei der Hand hat, was er zum Verständnisse und zur Anwendung des Gesetzes braucht. Endlich ist darin auch das Wichtigste aus den Gesetzesmaterialien vollständig enthalten; die Begründung des Entwurfes ist in der Einleitung verarbeitet, außerdem aber sind im Anhange die Berichte der Deputation der I. Kammer vom 3. März 1898 (Majoritäts- und Minoritätsvotum) und der zur Weiterberathung des Gesetzentwurfs eingesetzten Zwischendeputation vom 7. November 1899 nebst Anlagen sowie die für diese Berathung von der Regierung aufgestellten leitenden Grundsätze dem vollen Wortlaute nach wiedergegeben. Dr. Sch.

— Dr. Walter Schelcher, Das Telegraphenwege-Gesetz vom 18. December 1899 übersichtlich dargestellt und erläutert. Leipzig, 1900. Roßberg & Berger. Preis 2 ℳ. — Das am 1. Januar 1900 in Kraft getretene Reichsgesetz vom 18. Dec. 1899 berechtigt die Reichs-, die königl. bayerische und die königl. württembergische Telegraphenverwaltung, Verkehrswege (d. i. öffentliche Wege, Plätze, Brücken, Gewässer und Ufer) und den Luftraum über Privatgrundstücken zur Herstellung und Erhaltung ihrer dem öffentlichen Verkehre dienenden Leitungen (Telegraphen- und Fernsprechlinien) zu benutzen. Da hierdurch — abgesehen von einem nicht gerade erheblichen Eingriffe ins Privateigenthum (B. G.-B. §. 905) — nicht nur der Gemeingebrauch, sondern auch mancherlei Sonderrecht an öffentlichen Sachen vielfach berührt und beschränkt wird, handelt es sich bei diesem gesetzgeberischen Acte um einen thunlichst gerechten und zweckmäßigen Ausgleich collidirender Interessen, welcher der gesetzgebenden wie der vollziehenden Gewalt ganz erhebliche juristische Schwierigkeiten bietet. Es ist daher sehr dankenswerth, daß sich der durch verschiedene Veröffentlichungen auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte Verfasser der Aufgabe unterzogen hat, in einem 94 Druckseiten umfassenden Ergänzungshefte zum 21. Bande der jetzt von ihm selbst herausgegebenen Fischer'schen Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung den Inhalt des Telegraphenwege-Gesetzes übersichtlich darzustellen und lichtvoll zu erläutern, sowie die in demselben zum Ausdrucke gelangten Gedanken rechtswissenschaftlich zu erörtern und zu kritisiren. Nach allgemeinen Vorbemerkungen über die Erwägungen, welche zur Aufstellung des neuen Gesetzes geführt haben (S. 1—8), wird unter A (S. 8—60) der Gesetzesinhalt an der Hand der Materialien und der Literatur so ausführlich entwickelt und so eingehend erklärt, daß über die Absichten des Gesetzgebers kaum noch ein Zweifel übrig bleibt. An diesen praktischen Theil der Abhandlung schließt sich unter B (S. 60—77) eine theoretische Betrachtung über die dem Gesetze zu Grunde liegenden Rechtsansichten, in welcher die gelegentlichen kritischen Bemerkungen des Commentars wissenschaftlich begründet werden, und den Schluß bildet ein Anhang mit 5 Anlagen (S. 78—94), in welchem der Text des Gesetzes, der Ausführungsbestimmungen des Reichskanzlers vom 26. Januar 1900 und dreier königl. sächs. Ausführungsverordnungen wörtlich mitgetheilt wird. Daß sich in der wissenschaftlichen Bearbeitung eines so spröden Stoffes manche anfechtbare Behauptungen finden, die nicht auf allseitige Zustimmung rechnen können, ist auch in dem Falle, wo sie — wie im vorliegenden — aus der berufensten Feder fließen, selbstverständlich. Wie der sachkundige Verfasser seine frühere Unterscheidung zwischen Enteignung im weitern und im engern Sinne in der 27. Anmerkung (S. 65) selbst aufgiebt, so wird er beispielsweise auch mit der aufrecht erhaltenen Behauptung, die Entschädigung sei kein nothwendiger Bestandtheil der Enteignung (S. 67), und mit dem Vorwurfe, daß das Verfahren wegen Uebergehung der unparteiischen Verwaltungsbehörde der unteren Instanz mangelhaft construirt sei, kaum je allgemeinen Beifall finden. Nur in letzterer Beziehung sei hier beiläufig daran erinnert, daß auch bei der Unfall- und bei der Invalidenversicherung die Entscheidung der ersten Instanz nicht von einer unbetheiligten Behörde, sondern von der zahlungspflichtigen Partei getroffen wird und daß sich dieses Verfahren wenigstens auf jenen Gebieten als das „weniger umständliche" bewährt hat. Andererseits dürfte dem Verfasser in der Hauptsache, das ist in der juristischen Construction der legislativen Normen, unbedingt beizutreten sein. Besteht aber das vom Gesetz geschaffene Benutzungsrecht nicht in Enteignung, sondern vielmehr in öffentlichrechtlichen Eigenthumsbeschränkungen, so zieht der Verfasser daraus wohl ganz mit Recht die Schlußfolgerung, daß der Rechtsweg ganz auszuschließen und alle Streitigkeiten den Verwaltungsbehörden und bez. Verwaltungsgerichten zur alleinigen Regelung und bez. Entscheidung zuzuweisen gewesen wären. Der Umstand, daß es im Deutschen Reiche an einer einheitlichen Ordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit fehlt, liefert wenigstens keinen durchschlagenden Gegengrund. Besonders umständlich aber ist nach den Erfahrungen, welche man damit im Königreich Sachsen in den Bergschädenprozessen gemacht hat, das in §. 13 Absatz 2 und 3 für gewisse Ersatzansprüche geordnete Verfahren, in welchem zunächst die Verwaltungsbehörde anzurufen und dann noch der Rechtsweg zu beschreiten ist. Denn auch im Verwaltungsverfahren sind — wie in der 16. Anmerkung (S. 17) zutreffend ausgeführt wird — in Mangel besonderer Abweichungen die allgemeinen Vorschriften des Privat-Obligationenrechts entsprechend anzuwenden. Dr. W.

— Schwarzbrodesser. Holsteinische Gestalten und Geschichten von Johannes Kruse. Leipzig und Berlin SW. 46 bei Georg Heinrich Meyer (Heimathverlag) 1900. — Nicht die Handlung macht den Reiz dieser Skizzen aus. In vielen von ihnen geschieht so gut wie Nichts. Ihr Werth beruht auf der liebevollen Treue der landschaftlichen Schilderung und auf der hingebenden Beobachtung des eigenartigen Menschenschlags, jener grobknochigen und wortkargen Torfbauern, die in den strohgedeckten Katen der bräunlichen holsteinischen Ebene hausen. Mir scheint, das volle Verständniß für diese Bilder in Worpsweder Manier und damit den rechten Genuß daran werden nur solche Leute haben, denen Land und Leute der Holstenheide vertraut und lieb sind. Doch mag auch ein Anderer, der sich müde und satt gelesen hat an mehr oder minder pikanten Geschichten aus der sogenannten Gesellschaft, wohl seine Freude haben an der gesunden, naturwüchsigen Derbheit dieser holzschnittartigen Zeichnungen. Schmeckt doch bekanntlich eine Schnitte echten, kräftigen Roggenbrodes kaum je besser, als unmittelbar nach einem mit allem Raffinement moderner Kochkunst zubereiteten Diner. In dem uns gelieferten Exemplar des Buches fehlt leider der vierte Bogen (S. 49—64). R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 9. Dienstag, den 22. Januar, Abends. 1901.

Die Tungusen.

Eine ethnologische Skizze von Alfred Hofmann.

Kürzlich ging durch die Presse die Mittheilung, daß die Tungusen des Angara-Gebietes im Aussterben begriffen seien. Es dürfte daher von allgemeinem Interesse sein, etwas über diesen merkwürdigen Volksstamm des von jeher in ethnologischer Beziehung als bedeutsam bekannten „Eislandes“ Sibirien zu erfahren. Das Angara-Gebiet hat einen Umfang von 12 Millionen Dessjatinen und schließt fast den ganzen Montanbezirk am südlichen Jenissei in sich. Russen kamen am Anfange des 17. Jahrhunderts zum ersten Male in diese Gegend und fanden die Tungusen vor, die in dem Bergbezirke nomadisirten. Im Jahre 1636 liefen nämlich zum ersten Male bei den sibirischen Behörden Nachrichten von einem gelobten Lande ein, das wohlgeeignet zum Ackerbau wäre, daneben aber auch einen reichen Ueberfluß an den schönsten Zobeln der Welt, an Silber und Seidenstoffen, ja sogar Gold und Edelsteine besitzen sollte. Tungusen aus der Baikalgegend, von den Witimquellen und von den Ochotskischen Küsten hatten, obschon über 1000 Werst von einander entfernt, gleichmäßig und gleichzeitig den Pelzjägern diese Kunde mitgetheilt, und diese den rivalisirenden Bezirkshäuptern in Jenisseisk und Tomsk hinterbracht, welche sich ihrerseits zur Einziehung von Kundschaften rüsteten. So hatten eigentlich die Tungusen — ohne es zu wollen — die Russen in ihr Land gelockt. Die Tungusen haben von jeher den sibirischen Reisenden großes Interesse abgenöthigt, hauptsächlich auch deshalb, weil dieses Volk unter sich wieder sehr merkliche Verschiedenheiten aufweisen sollte. Es giebt Schriftsteller, welche die Tungusen in Pferdetungusen, Rennthiertungusen, Hundetungusen und Steppentungusen eintheilen. Es sollte ihnen jedoch schwer werden, diese Eintheilung zu rechtfertigen. Diejenigen Tungusen, welche nahe an der Burjatensteppe wohnen, sind so lange Pferde- und Steppentungusen, als sie eben ihren Wohnsitz nicht verlassen und sich tiefer in den Wald begeben, wo sie mehr Wild und Fische finden, als am Saume der Steppe, deren eigentliche und rechtliche Besitzer die Burjaten sind. Sie werden dann Rennthier- und Hundetungusen, d. h. sie spannen an ihre Narten (Schlitten) Rennthiere oder Hunde, um den Russen Lebensmittel und Postsendungen in die Goldwäschereien, welche sich in ihrer Wildniß befinden und die sie bis jetzt nicht auszubeuten gelernt haben, zu bringen. Es giebt wohl keine Tungusenfamilie, welche nicht Rennthiere und zum Anspannen abgerichtete Hunde besäße. Es ist daher offenbar, daß obige Eintheilung der Tungusen einfach auf einem Irrthum beruht und aus Unkenntniß der russischen Sprache irgend eines flüchtig die Gegend bereisenden Europäers herrührt. Doch finden sich — wie gesagt — sehr merkliche Verschiedenheiten unter den Tungusen, nur sind diese localer Art und von einer so feinen Nüancirung, daß sie blos dem eigentlichen, tiefen Kenner deutlich vor Augen treten. Wir werden weiter unten noch näher darauf zurückkommen. Das Gebiet der Tungusen ist der unermeßliche Landstrich zwischen dem Jenissei und der Lena, der im Süden von der Angara begrenzt wird, und dann weiter hin gegen Norden bis ans Eismeer, gegen Osten bis an den stillen Ocean und im Süden bis an den Amur reicht. Hier lebt dieser nomadisirende Volksstamm, von dem es schon in älteren Werken heißt, „daß ihn die Natur gleichfalls schon auf ihren Aussterbe-Etat gesetzt habe, weil er wohl fähig war, sich der Thiere des schlummernden Urwaldes zu erwehren, jedoch sich nicht genug Mittel zu verschaffen vermochte, um sie vollständig zu unterjochen und zu verdrängen, noch weniger aber, um sich gegen den von Westen her andringenden Arier zu behaupten oder gar diesem den Besitz seines Erbes streitig zu machen.“ Auf einer ungeheuern Fläche, welche an Umfang bei Weitem das Deutsche Reich überragt, haust, in Gemeinschaft mit Bären, Wölfen, Füchsen, Elenthieren, Rennthieren, Hirschen und Rehen, unter dem Schatten riesiger Lärchen und Kiefern, auf deren Aesten Heerden von Auerhühnern und Birkhühnern neben schwarzen und silbergrauen Eichhörnchen, Zobeln u. A. sich tummeln, der Tunguse, den man vergeblich nach seinem Ursprunge, nach seiner ersten Heimath, nach seinen Urahnen fragt. Er hat keine Geschichte, keine mündliche Ueberlieferung, welche die lebenden Geschlechter mit den vergangenen verbindet, welche das geistige Band der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist. Daher auch die Schwierigkeiten in Bezug auf Eintheilung dieses Volkes in verschiedene Stämme hinsichtlich seiner Unterscheidungsmerkmale und die oben mitgetheilte falsche Gliederung nach den vermeintlichen Beschäftigungsarten.

Der äußere Anblick eines Tungusen ist gerade kein vortheilhafter und schöner. Man glaubt, einen glatt barbirten Gorilla zu sehen, auf dessen Schädel sich eine tiefschwarze, schlichte Haarmasse mächtig entwickelt und dessen Gesichtsfarbe einen gelben nur auf den Wangen ein wenig gerötheten Teint angenommen hat. Der gedrungene, kräftige Körperbau des Tungusen beweist jedoch auf den ersten Blick, daß er ganz dazu geschaffen ist, mit den wilden Thieren des Urwaldes den Kampf um das Dasein zu führen, dieselben jedoch nicht im Laufe zu erreichen; er muß den Bären oder Wolf im Lager aufsuchen, das Elenthier oder den Hirsch auf der Weide überraschen, um mit ihnen zu kämpfen. Das Gesicht, der Schnitt des Auges, das saumlose, nach vorn gerichtete Ohr, die niedrige Stirn, die hervorstehenden Backenknochen, der große Mund und dessen dicke Unterlippe zeigen die nahe Verwandtschaft des Tungusen mit dem Mongolen, besonders aber mit dem in der burjatischen Steppe bei Oajotsk hausenden Burjaten, von dem er sich nicht so wesentlich unterscheidet, daß ihn das ungeübte Auge mit Leichtigkeit herausfinden könnte. Mit denjenigen, welche behaupten, daß der Tunguse von den Mandschuren, welche am linken Ufer des Amur hausen, abstamme, läßt sich naturgemäß nicht streiten, denn auch der Mandschure ist Mongole. Dagegen ist es sicher feststehend, daß die Verwandtschaft der Tungusen, welche westlich von der Lena hausen, mit den Burjaten in der nahen Steppe eine sehr nahe ist, denn ihre Idiome sind nahe verwandt, und wenn ja zwischen den Letzteren ein Unterschied ist, so ist es ein quantitativer, nicht aber ein qualitativer. Der Tunguse besitzt nämlich in seiner Sprache weniger Wörter als der Burjate, ganz einfach deshalb, weil er weniger Bedürfnisse hat, weil er auf einer weit niedrigeren Culturstufe steht, als der Burjate, der überdies auch schon seit längerer Zeit mit Völkern, welche auf einer relativ hohen Stufe der Bildung stehen, Verbindungen hat, während der Tunguse noch heute soviel wie möglich jegliches Annähern an höher stehende Völker vermeidet. Der Tunguse ist, wie jeder halbwilde Bewohner Nordasiens, ein vortrefflicher Schütze. Diese seine Jagdleidenschaft war es allein, welche ihn entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, sich nicht an fremde Völker anzuschließen, den Russen nähern ließ. Früher führten die Tungusen nur Pfeile und Bogen, sowie die Lanze, jetzt handhaben diese Naturmenschen die Büchse mit derselben Gewandtheit, wie die Russen, welche sie ihnen verkauften. Hierdurch ist ihnen der Kampf mit den wilden Thieren wesentlich erleichtert. — Der seit der Ankunft der Russen in seinem Gebiete menschenscheu gewordene Tunguse lebt in seinen Wäldern in einfachen, aus Birkenrinde, Filz und Fellen gefertigten, zeltartigen Hütten, welche

ihn kaum vor dem Unwetter, gewiß nicht gegen die Kälte schützen können, die doch bekanntlich in Sibirien oft so groß ist, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert. Gegen die Kälte schützen ihn einfach seine Pelze. Den Sommer und Winter verbringen die Männer mit Jagen und Fischen, die Weiber mit der Zubereitung der Felle der erlegten Thiere. Selten wohl geht ein Tunguse allein auf die Jagd, sondern meist familien- oder stammweise, und ebenso liegen die Tungusen auch dem Fischfange ob. Wer solch' einen Tungusen in seinem leichten Kahne, den der Russe „Seelenverderber" nennt, auf den oft sehr reißenden Flüssen Sibiriens dahinfahren sieht, muß wirklich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit der er dahinschießt. Der ganze Kahn ist so leicht, daß ihn ein Mann ohne große Beschwerlichkeit tragen kann; denn er besteht ganz aus Birkenrinde, welche an einem aus Birkenholz gefertigten Gerippe befestigt ist. Rippen, Kiel und Bordbügel sind höchstens einen Zoll dick. Ein einfaches, wenige Zoll breites und auf den Bordbügeln ruhendes Bretchen dient zum Sitze, da es gefährlich wäre, in dem leichten Fahrzeuge zu stehen. Das Ruder wird in der Mitte mit beiden Händen erfaßt und der Kahn derart vorwärts bewegt, daß man mittelst des Ruders mit großer Schnelligkeit wechselweise rechts und links in das Wasser schlägt. Rippen, Kiel und Bordbügel sind nur mit Birken- und Weidenzweigen untereinander verbunden und die Umkleidung ist mit eben solchem Material am Gerippe befestigt. Das ganze Fahrzeug ist, wenn es mit Vorsicht benutzt wird, gar nicht so gefahrdrohend, als es den Anschein hat. In einem solchen Kahne findet man auch keinen Tropfen Wasser, ein Zeichen, daß er wasserdicht ist. Selbst der an der Lena wohnende Russe hat dieses Fahrzeug von den Tungusen übernommen und sogar Weiber und Kinder setzen in ihm während eines heftigen Sturmes über den riesigen Fluß. Aus der Bauart eines solchen Kahnes ersieht man, daß der Tunguse mit Eisen nicht verschwenderisch ist; er hat außer seiner Büchse, seinem Messer, Beil, Spieß und seiner Harpune nichts, das aus Eisen gefertigt ist, und diese wenigen Gegenstände reichen bei ihm vollkommen aus. — Die Stellung der Frauen ist bei den Tungusen eine sehr sklavische, was schon durch das Kaufen derselben bedingt ist. Die Tungusin ist die „Baumeisterin". Sie baut die Jurte und packt sie wieder zusammen, wenn der Lagerplatz, was ja sehr häufig geschieht, gewechselt wird; sie gerbt die Felle, besorgt das Hauswesen, leitet die Rennthiere, pflegt die Heerde und hilft bisweilen sogar auf der Jagd. Selbst die Stiefel muß sie dem Hrn. Gemahl schmieren, wobei sie den hierzu zu verwendenden Thran in den Mund nimmt und ihn durch die Zähne in Staub verspritzt, den sie mit den zu schmierenden Stiefeln auffängt, welche indessen am Feuer erwärmt und mit der Hand tüchtig gerieben werden. Eine Folge dieser Operation ist zwar, daß die so geschmierten Stiefel wasserdicht werden, aber auch, daß sich die älteren Tungusinnen, welche dieses Geschäft hauptsächlich zu verrichten haben, durch einen ranzigen Thrangeruch auszeichnen, der ihre Nähe durchaus nicht angenehm macht. — In der Jugend kleiden sich die Tungusen mit einer gewissen Eleganz. Sämmtliche Kleidungsstücke sind mit bunten Stickereien verziert, das Oberkleid mit feinem Pelzwerk verbrämt; das junge Mädchen trägt Ohrringe und Halsgeschmeide, gewöhnlich nur aus Messing oder Zinn und Glasperlen; selbst die Fußbekleidung wird durch irgend eine Verzierung ausgezeichnet. Später kommt die liebe Noth und man vernachlässigt die Toilette, weil die Nahrungssorgen — wenn man es bei Nomaden so nennen darf — nicht soviel Zeit lassen, um die Kleider durch Stickereien mit gefärbtem Darmzwirn zu zieren. Selbst tungusische Fürsten und Stammesälteste schämen sich in vorgerückten Jahren eines Loches in ihren Kleidern nicht und entschuldigen es mit der schlechten Zeit, da sich die Jagd von Jahr zu Jahr verschlechtert, ja in manchen Gegenden des weiten Landstrichs, den die Tungusen als ihr Eigenthum beanspruchen, seit langer Zeit kein Zobel mehr gefangen worden ist. — Wir müssen schließlich noch einer bei allen nordasiatischen Eingeborenen herrschenden Sitte oder Unsitte erwähnen, welche viele Reisende verleitete, das Völkchen der Tungusen als Stammverwandte der amerikanischen Rothhäute zu betrachten. Ich meine das Tätowiren. Wer jedoch der Sache näher tritt, findet einen großen Unterschied zwischen dem Tätowiren der Nordamerikaner und der Nordasiaten. Die ersteren nämlich bringen verschiedene Farben unter die Haut, infolge dessen sie thatsächlich bemalt sind, während sich die Nordasiaten dünne, gefärbte Darmsaiten in verschiedenen Windungen unter die Haut ziehen, ihren Körper also durch Stickereien gleichsam verzieren oder verunzieren. Die russische Regierung hat jedoch diese Art der Körperverstümmelung, welche, nachdem sie ausgeführt ist, eine gefährliche Eiterung nach sich zieht, streng verboten, infolge dessen man auch nur noch sehr alte „gestickte" Tungusen sehen kann. Das junge Geschlecht wächst ohne die schmerzliche Operation auf und die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher auch die letzte Spur davon gänzlich verschwunden sein wird. — Im December kommen die Tungusen in die ihnen zunächst gelegene Gemeindeverwaltung (Wolostj), wo sie den russischen Beamten den „Jassak" (Tribut) in Fellen abliefern und sich mit Mehl, Formthee, Pulver, Blei, Flintensteinen, Salz, Tuch, Baumwollenzeug und dergl. versehen. Alle diese Sachen bezahlen die Tungusen mit Fellen, welche sie auf ihren langen, sehr leichten, mit Rennthieren bespannten Schlitten (Narten) herbeischaffen. Eine solche „Narta" ist nicht breiter als ein Mensch, und wie der Kahn der Tungusen aus Birkenholz gearbeitet. Die einzelnen Theile sind auch nur durch Weiden- oder Birkenruthen und durch einen Riemen mit einander verbunden. Häufig besorgen jedoch die Tungusen ihre Transporte auf dem Rücken der Rennthiere, wobei sie 4 Pud = 140 Zollpfund auf das Thier laden. Diese Last wird mit der größten Genauigkeit abgewogen und mit eben dieser Genauigkeit auf beide Seiten vertheilt, damit die Packballen genau im Gleichgewichte stehen. Daß der Tunguse keinen Begriff vom Handelswerthe seiner Waare hat, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Russe verdient an ihm mindestens 200 Procent. — Seiner Religion nach gehört der Tunguse zu den Bekennern des Lamacultus, zu welchem er wahrscheinlich von den Burjaten, denen er einst tributpflichtig gewesen, belehrt worden ist. Die russische Regierung suchte zur Zeit des Kaisers Nikolaus I. das Christenthum in der Form des orthodoxen Ritus unter den Tungusen zu verbreiten. Die spätere Regierung unterließ dies jedoch, indem sie es ganz dem privaten Eifer der Popen anheimstellte, Bekehrungsversuche zu unternehmen. Interessant ist die Art und Weise, wie die Tungusen ihre Todten beerdigen. Sie bestatten dieselben nämlich an ihrem Sterbeorte. Es wird ein mannslanger Holzkasten gefertigt, der nach Art eines Sarkophags circa 1 Meter über den Boden hervorragt und ganz mit Erde gefüllt wird. Die getauften Tungusen bezeichnen das Kopfende, das stets gegen Osten gerichtet ist, mit einem Kreuze. Diese Art der Beerdigung dürfte als Beweis dienen, daß der Tunguse aus Gegenden stammt, in denen es Sitte war, die Todten in Sarkophagen zu bestatten, nicht aber, wie es die Ostjaken thun, auf Bäumen den wilden Thieren des Waldes als willkommene Speise zu überlassen. — An eine Industrie ist bei den Tungusen nicht zu denken. Sie, die von den reichen Goldlagern der Gegend zwischen dem Jenissei und der Lena Besitz nahmen, haben ruhig die Goldkörner im Sande der ausgetrockneten Flüsse liegen lassen, bis der unternehmende Russe kam, dem der Tunguse nur theilweise behilflich ist, das Gold in klingende, Handel und Wandel belebende Münze zu verwandeln. Während der Tunguse nicht ein Körnchen Gold aus den Lagern herausgeholt hat, schafft der Russe jetzt Hunderte von Centnern jährlich an die Oberfläche. Diese goldsuchenden und goldausbeutenden Russen sind die Ursache des Aussterbens der Tungusen. Ein genauer Kenner der Verhältnisse vertritt im Sibirski Sbornik diese Ansicht. „Die Goldsucher," schreibt er, „beuten die Tungusen erbarmungslos aus, wobei auch der Branntwein eine Rolle spielt." Der Gewährsmann meint jedoch, es sei noch nicht zu spät zur Hilfe. Die Tungusen müßten aus den Händen der Ausbeuter gerettet werden, aber das zu erreichen sei nur durch rationelle Maßnahmen möglich, die man treffen kann, wenn man das tungusische Leben gründlich kennen gelernt hat. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der jetzt an den Ufern der drei Hauptflüsse des Landes wohnende Russe, ohne es zu wollen und zu ahnen, noch außerdem zum Aussterben der Tungusen beiträgt. Es ist nämlich Sitte, bei Beginn des Frühjahrs das trockene Gras auf den Wiesen und Hutungen anzuzünden, um hierdurch einen kräftigeren Graswuchs zu erzielen, und es versteht sich von selbst, daß man dieses thut, wenn der Wind vom Dorf gegen den Wald weht. Der Wind treibt die Flamme Hunderte von Wersten, vielleicht Hunderte von Meilen, in den Wald hinein und die Flamme und der erstickende Rauch vernichten nicht allein das für die Rennthiere des Tungusen nöthige Futter, sondern eine Menge von Thieren, von denen er seinen Unterhalt hat. Daß der Tunguse auf diese Weise nicht bestehen kann, liegt auf der Hand.

Die neue Stipendiaten-Ordnung bei der Universität Leipzig.

Die Stipendien, mit denen die Universität Leipzig von jeher besonders reich ausgestattet ist*), vertheilen sich nach ihrer Collatur auf die Organe der Universität selbst, auf Privatpersonen und auf die Regierung. Für die letzte Kategorie der Stipendien, die nach oberflächlicher Schätzung etwa ein Drittel des Gesammtbetrags darstellen mag, hat das Cultusministerium, dem die Verleihung im Namen des Staates oder auf Grund von Privatstiftungen zusteht, eine neue Stipendiaten-Ordnung erlassen. Eine Besprechung ihrer wesentlichen Grundsätze wird für Studenten und solche, die es werden wollen, aber auch für die weitere Oeffentlichkeit von Werth sein. — Schon seit langer Zeit hat die Verwendung der beträchtlichen Mittel, welche in Deutschland zu Beihilfen für die akademische Bildung der Jugend bestimmt sind und in der Hauptsache der Gewährung von Geldunterstützung, zum Theil auch von Freitischen und Freiwohnungen dienen, die öffentliche Kritik beschäftigt. Namentlich die Grenzboten haben ihre Spalten der Stipendienfrage geöffnet. Man hat die Stipendien für den übermäßigen Zudrang zur gelehrten Bildung und für die Ueberfüllung der gelehrten Berufsstände mitverantwortlich gemacht. Die Aussicht auf Universitätsstipendien habe schon Manchen zum Studium verleitet, der besser bei seines Vaters Leisten geblieben wäre. Sie spiele bei der Berufswahl eine um so größere Rolle, je mehr im Allgemeinen die Kosten der akademischen Berufsvorbildung unterschätzt, die Bedeutung des einzelnen Stipendiums überschätzt werde. Aber auch die Art und Weise, wie diese Mittel heute verwendet werden, wird angegriffen. Am meisten berechtigt ist wohl der Vorwurf der Zersplitterung. Nicht nur, daß die verschiedenen Stiftungen sich auf eine Unzahl von Collatoren im ganzen Lande, Behörden, Vereinsvorstände, Familienälteste u. s. w. vertheilen, auch der Betrag des einzelnen Stipendiums ist meist zu klein. Zahlreichen Stiftungen aus alter Zeit mag ursprünglich der Gedanke zu Grunde gelegen haben, junge Leute auf der Universität völlig zu unterhalten. Seitdem ist der Geldwerth gesunken, die Ansprüche an die Lebensführung auch des unbemittelten Studenten, die Kosten des akademischen Unterrichts an Collegiengeldern, Bücherbeschaffung, Prüfungsgebühren sind gestiegen, die Studienzeit hat sich ausgedehnt und beträgt in keinem Fache mehr das alte triennium, das Militärjahr ist hinzugetreten. Was wollen da Beträge von jährlich 50 oder 60 ℳ bedeuten, wie sie manche Stiftung auf 3 Jahre gewährt? Sie fallen für die Durchführbarkeit oder Undurchführbarkeit des Studiums thatsächlich nicht ins Gewicht, um so weniger, je bedürftiger der Stipendiat ist. So sieht sich dieser oft von vornherein darauf angewiesen, seine Netze gleichzeitig nach verschiedenen Seiten zu werfen, und es beginnt die vielberufene Stipendienjägerei, mit ihrer Beeinträchtigung des Ehrgefühls für den Bewerber, ihrem Aufwande an Zeit, Mühe und Kosten und ihrer Belästigung für Behörden und Collatoren. Die Kleinheit der Stipendien gefährdet wohl auch den rechten Gebrauch, der von ihnen gemacht werden soll. Der Student erkennt in ihnen keine nachhaltige Unterstützung, sondern ein augenblickliches Almosen, ein Trinkgeld im ursprünglichen Wortsinn. Zu diesem Vorwurf treten nun noch eine Reihe solcher, die sich gegen unzweckmäßige Bestimmungen über die Auswahl der Bewerber oder gegen sonstige Beschränkungen richten. Solche Vorschriften beruhen indeß in der Regel auf ausdrücklicher Anordnung des Stifters und lassen sich, wenn sie nicht geradezu undurchführbar oder zweckwidrig geworden sind, durch obrigkeitliche Anordnung nicht beseitigen. Auch von der Höhe des einzelnen Stipendiums wird dies, soweit Privatstiftungen in Frage kommen, meist zu gelten haben. Anders liegt die Sache freilich bei den öffentlichen Fonds, die zu Stipendienzwecken bestehen. Hier entscheidet das öffentliche Interesse, und nach ihm wird zu prüfen sein, ob und in welcher Form eine Geldunterstützung Studirender unter den Verhältnissen der Gegenwart wünschenswerth ist. Viele deutsche Territorien besitzen von Alters her solche öffentliche Stipendienfonds, die durch Schenkungen der Landesherrn, durch säcularisirtes Kirchengut gebildet worden sind oder aus laufenden Mitteln der Staatscasse gespeist werden. Aus der neuen Leipziger Stipendiaten-Ordnung erfahren wir, daß für Sachsen der „Königliche Stipendienfiscus" durch das kurfürstliche Brüderpaar Moritz und August geschaffen und später durch Mittel der Procuratur Meißen verstärkt worden ist, und daß neben diesem Hauptfonds, der stiftungsgemäß nur den evangelisch-lutherischen Landeskindern zu Gute zu kommen hat, später, nach der gesetzlichen Aufnahme der römisch-katholischen und der reformirten Confession in Sachsen, durch König Friedrich August den Gerechten noch Mittel aus dem Universitätsfonds zu Stipendien für Studirende dieser Bekenntnisse angewiesen worden sind. Endlich sind zu diesen nur für Studenten mit humanistischer Reife bestimmten Fonds noch Stipendien für solche mit realgymnasialer Vorbildung getreten. Hiernach stammt der königl. Stipendienfiscus aus einer Zeit, in der sich die Sorge einsichtiger Regenten darauf richten mußte, junge Leute auf die Universitäten zu ziehen und ihren dortigen Unterhalt zu sichern. Heute bedarf der Zugang zu den hohen Schulen im Allgemeinen dieses stimulus nicht mehr. Aber es liegt ebenso gewiß auch heute im Interesse des Staates, der Wissenschaft, der Kirche, wirklich begabten jungen Leuten die akademische Bildung trotz etwaiger ökonomischer Hindernisse zu ermöglichen. Nur rechtfertigt sich heute die Unterstützung bedürftiger Studirender nicht schon um der Bedürftigkeit willen, sondern es werden öffentliche Mittel nur denen zu gewähren sein, deren Ausbildung wirklich im öffentlichen Interesse liegt. Auch nach der Kirchenordnung von 1580 sollten übrigens nur „talentvolle ingenia in den Stipendiengenuß gesetzet" werden. Die neue Stipendiaten-Ordnung für Leipzig bringt diesen Grundsatz zum Ausdruck. Sie betont, daß die königlichen Universitäts-Stipendien sämmtlich nur solchen Bewerbern zugänglich sein sollen, die sich durch Fleiß, Begabung und sittliche Tüchtigkeit einer Beihilfe zu ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung vorzugsweise würdig erwiesen haben. Die Auswahl, die hiernach unter den Stipendienbewerbern zu treffen ist, bildet freilich keine einfache Aufgabe. Im Allgemeinen wird eine Prüfung, die sich mehr auf die wirthschaftliche Bedürftigkeit der Bewerber richtet, leichter sein, als eine solche, die die Würdigkeit in den Vordergrund stellt. Den officiellen und im Großen und Ganzen auch zutreffenden Ausdruck für die wissenschaftliche Qualification des Studenten bildet das Reifezeugniß seiner Schule. Die Stipendiaten-Ordnung fordert deshalb bei jedem Stipendiengesuche neben dem obrigkeitlichen Vermögenszeugnisse das Maturitätszeugniß. Zur Beurtheilung des angehenden Studenten mag das genügen, auf die Dauer einer mehrjährigen Universitätszeit reicht der Stempel, den das Gymnasium aufgedrückt hat, nicht aus. Erfahrungsgemäß hat gerade der Uebergang von der Mittelschule zur Hochschule bei vielen jungen Leuten eine gründliche Wandlung zum Guten oder Schlechten zur Folge. In der alten Zeit dienten die sogenannten Stipendiaten-Prüfungen, wie sie halbjährlich von den Ephoren der königl. Stipendiaten mit diesen abgehalten wurden, dem Zweck, die fortdauernde Würdigkeit festzustellen. Sie sind in Leipzig im Jahre 1849 mit der Begründung abgeschafft worden, daß sie zur leeren Formalität, zur zwecklosen Belastung von Professoren und Studenten geworden seien. Die bisherige Stipendiaten-Ordnung begnügte sich an ihrer Stelle mit der halbjährlichen Beibringung von sogenannten testimoniis morum et legitimis, Zeugnissen, von denen man sagen darf, daß sie wenig sagen. Ein besserer Ersatz ist um so mehr zu wünschen, als auch die sonstigen Mittel, die der alten Zeit möglich machten, Fleiß und Fortschritte der Stipendiaten zu controliren, der Neuzeit großentheils verloren gegangen sind. Die Möglichkeit persönlicher Bekanntschaft und Beobachtung ist den akademischen Professoren mit der wachsenden Frequenz der Universitäten und unter den Verhältnissen der Großstadt wesentlich beschränkt worden. Auch die Gedächtnißreden, Predigten u. s. w., die nach der Bestimmung mancher Stiftung von Stipendiaten zu halten waren und wenigstens nebenbei jenem Zwecke dienten, sind zum Theil beseitigt, jedenfalls überlebt. Dagegen bietet der moderne Unterrichtsbetrieb der Hochschule heute in anderer Weise Gelegenheit, die Studienerfolge festzustellen, wir meinen die in allen Facultäten gepflegten praktischen Uebungen, den klinischen Unterricht, die staatliche Zwischenprüfung der Mediciner. Die neue Stipendiaten-Ordnung knüpft hier an. Sie bestimmt, daß die königlichen Stipendien zunächst nur auf einen Theil der Studienzeit verliehen werden, in der Regel nicht über das vierte Semester hinaus. Für die späteren Semester setzt die Verleihung oder Verlängerung des Stipendiums das Zeugniß eines Professors voraus, das sich auf Grund seminarischer Uebungen oder einer besonders angestellten Prüfung

*) Vergl. Friedberg, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart, 1898, S. 28, 57, 88.

über die Würdigkeit des Bewerbers ausspricht. Ist eine akademische Prüfung bestanden worden, so ist deren Zeugniß beizubringen. Aehnliche Gedanken wie hier sind in neuerer Zeit auch an anderen deutschen Universitäten zu Leben und Gestalt gekommen. Es wird von ihrer Durchführung im Einzelnen abhängen, ob der von der Stipendiaten-Ordnung beabsichtigte Zweck erreicht wird, nur solchen Studenten die Wohlthat staatlicher Stipendien zu erhalten, die ihre Würdigkeit durch Studienerfolge beweisen. Neben dem Unterstützungszweck wird dann zugleich jener andere, allem Stipendienwesen innewohnende, aber heute nur wenig hervortretende Zweck zu seinem Rechte kommen, daß das Stipendium durch Anspornung und Belohnung den Erfolg der Studien befördern soll.

—ck.

Bücherbesprechungen.

— Magdalena Thoresen, An einsamen Küsten. Autorisirte Uebersetzung von Pauline Klaiber. 8°. 385 S. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1900. Preis geb. 5 ℳ. — Hat uns Björnstjerne Björnson von Land und Leuten seiner nordischen Heimath in classischer Weise erzählt, so dürfen wir in Anna Magdalena Thoresen eine Nachfolgerin, eine fast geistesebenbürtige Novellendichterin begrüßen. Von Hause aus Dänin, ist sie doch früh nach Norwegen gekommen, nennt sich selber glücklich und stolz darüber, in diesem frischen, naturkräftigen Volke und Lande eine neue Heimath gefunden zu haben, und ist Norwegerin „mit Leib und Seele" geworden. Wir freuen uns, diesen Band mit fünf Erzählungen anzeigen zu können; mehrere derselben haben wir früher in einer anderen Uebersetzung besprochen. Auch in den uns hier neugebotenen Novellen zeigt sie sich als gewandte Schriftstellerin mit schlichter und doch schöner, sehr anfassender ergreifender Sprache und gluthvoller Empfindung. Ihre Erzählungen gehören nicht zur der leichtesten Lectüre, und sie hat wohl nicht Unrecht, wenn sie von sich sagt: „Ich wurde zwar oft gewogen, aber immer zu schwer erfunden", aber es ist die nordische Welt, mit der tiefangelegten Menschennatur, die sie schildert. Ihre erzählende Dichtung zeugt von phantasievollem Geist und reichem Gemüth, und so sehnsuchtsvoll und tiefsinnig die Charaktere, welche sie entwirft, vor unseren Blicken stehen, so fällt doch auf den ernsten Hintergrund hier und da ein goldener Lichtstrahl sonnigen Humors. Mag zunächst der Leser etwas fremdartig berührt werden, so ist doch Alles der Eigenart des Volkes, das sie uns in seinem Streben, Lieben und Leiden näher bringt, angemessen. Wir dürfen diese fünf Novellen als gute, anregende Lectüre empfehlen. D. K.

— Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Vierte Auflage. Mit einem Bildniß des Verfassers, des Grafen Yorck von Wartenburg, weiland Oberst im Generalstabe des Armee-Obercommandos in Ostasien, früher Oberst und Abtheilungschef im Großen Generalstabe. Gestorben am 27. November 1900 in Huai-lai. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, 1901. VII, 525 S.; 8°. Preis: 9 ℳ — Angesichts der 4., von den früheren sich nur durch die Beigabe des wohlgelungenen Bildnisses des Verfassers unterscheidenden Auflage der Yorck'schen „Weltgeschichte" genügt es, glaub' ich, auf meine Anzeige der 1. Auflage (Hauptblatt und Erste Beilage der L. Z. vom 4. November 1897, S. 3980 f.) und auf meinen Nachruf (Erste Beilage der Nummer vom 3. December 1900, S. 4885) hinzuweisen; jedes weitere Anpreisen wäre überflüssig. Nur möchte ich gerade bei dieser Gelegenheit, wo es sich um ein zwar glänzend geschriebenes, aber inhaltlich recht ernstes Buch handelt, meiner Genugthuung darüber Ausdruck verleihen, daß es mit dem Bücherkaufen in Deutschland am Ende doch nicht ganz so schlecht bestellt sein mag, wie Pessimisten uns immer glauben und gruseln machen wollen; und ohne mich dabei im Geringsten im Auge zu haben, darf — das ist die Ueberzeugung von weiten Kreisen unsers gebildeten Publicums — die L. Z., die unter Aufbietung erheblicher Opfer andauernd für gute Berichterstattung Sorge trägt, es sich mit zum Verdienst anrechnen, wenn auch schwerere Literatur willige Käufer findet. Ht.

— Dr. Fritz Schultze, Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlungen im neunzehnten und seine muthmaßliche Gestaltung im zwanzigsten Jahrhundert. Leipzig 1901. Ernst Günther's Verlag. ℳ 2,00. — Die Restauflage des 1894 erschienenen Buches ist durch einen neuen Umschlag und durch Herabsetzung des Preises auf zwei Drittel der ursprünglichen Notirung zur „Volksausgabe" gemacht worden. So kann denn die — gleich allen Werken des Dresdener Philosophie-Professors — glatt geschriebene Zeitbetrachtung mit neuen Schwingen eine neue Bahn in weitere Kreise suchen. Sie ist in der Hauptsache eine Darlegung der einander ablösenden Welterklärungen, die das neunzehnte Jahrhundert gesehen hat. Oft greift der Verfasser auch sehr weit in die Vergangenheit zurück, um die Vorgeschichte neuerlich wirksamer Ideen zu erörtern. Er hat dabei, so entschieden er das selber verneint, wohl des Guten zu viel gethan. Zum mindesten kommt er durch das breite Ausspinnen der Geschichte von Problemen in einen gewissen Widerspruch zum Titel seines Buches. Wie wenig auch sonst auf denselben zu geben ist, läßt sich daraus erkennen, daß die vom Leser als zweiter Haupttheil erwartete Darstellung des künftigen Zeitgeistes auf den vier letzten Seiten des Buches gegeben wird. Derartige Dinge wirken unangenehm. Schultze hat den geschäftsmäßigen Aufputz wirklich nicht nöthig. Seine Darstellung der Kant'schen und der Fichte'schen Philosophie in ihrer ethischen Bedeutung ist wirklich populär im besten Sinne; die Würdigung Schiller's als Philosophen so überzeugend, daß Jedermann dadurch zu einer tieferen Auffassung des heute etwas „unmodern" gewordenen Classikers geleitet werden kann. Und wenn Schelling und vor Allem Hegel etwas sehr von oben herab behandelt werden, so ist das aus der Absicht Schultze's zu begreifen, die Abkehr von Hegel recht deutlich zu erklären, mit welcher die materialistisch-naturwissenschaftliche Geistesrichtung in Deutschland einsetzte. Darwin's Lehre freilich kommt unverhältnißmäßig kurz weg: hier mußte zum mindesten das Zweckprincip, dessen Anerkennung Darwin hoch über viele seiner Nachtreter hinaushebt, als wirksam in der Naturerklärung des englischen Forschers aufgezeigt werden. Auch der Pessimismusstreit dürfte eingehendere Darstellung fordern. Indessen sind alle jene Richtungen zum mindesten angedeutet. Statt nun aber deren theoretische Weiterentwicklung zu beschreiben, die Resultirende aus jenen Componenten zu bestimmen, wendet sich Schultze fast ausschließlich dem praktischen Gebiete zu, sobald er auf Gegenwart und Zukunft schaut. Die sehr realen Mächte des Ultramontanismus und des Capitals auf der einen, der begehrlichen Masse auf der anderen Seite zeigt er in ihrem Kampfe, aus dem nach seiner Ansicht endlich ein Realidealismus wieder hervorwächst, in dem die Menschheit gleichweit von der Gefolgschaft Roms und der demokratischen Agitatoren Jedem seinen menschenrechtlich bemessenen Antheil am neidlosen Genusse aller erzeugten Güter gewähren wird. Dieses Zeitalter beginnt um das Jahr 2000. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Dr. Grimm.

— Teufelslist. Eine Geschichte aus alter Zeit von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin SW., Bernburger Str. 3, Verlag von Georg Heinrich Meyer, 1900. Preis 1 ℳ, geb. 2 ℳ. — Rudolf Huch hat sich bekannt gemacht besonders durch ein Buch, in dem er in geistvoller Weise das Facit zu ziehen unternimmt aus dem gesammten geistigen Streben der Gegenwart und dem beginnenden Jahrhundert gleichsam als Feldgeschrei den Ruf mitgiebt: Mehr Goethe! In dem vorliegenden Büchlein geht er auf anderen Bahnen. Es ist ein über die Maßen ausgelassenes Schelmenstücklein, das er hier erzählt: wie ein übermüthiges junges Blut, ein Maler, um das liebliche Töchterlein des hochmögenden Herrn Burgemeisters der freien Reichsstadt Nürnberg wirbt und den trotzigen Widerstand des stolzen Schwiegervaters bricht. Bei dem tollen Streiche, den die Liebenden im Bunde mit der Mutter aussinnen, tritt der leibhaftige Satan, den noch dazu der vom Vater begünstigte Eidam spielen muß, mit auf und heizt dem Alten so nachdrücklich ein, daß er sein Jawort ertheilen muß. Mit großem Geschick ahmt der Erzähler den Ton der alten Chroniken nach, und dadurch namentlich weiß er das an sich ziemlich harmlose Geschichtchen so wirksam herauszuputzen, daß man dem Verlauf der Handlung mit gespannter Erwartung folgt und freudig aufathmet, als der Teufelsspuk glücklich zu Ende ist und Heinz Wohlgemuth seine Gertrud Eisenschmied heimführt. Es wird dem lustigen Histörlein nicht an Lesern fehlen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 10. Donnerstag, den 24. Januar, Abends. 1901.

Die vorgeschichtliche Bedeutung des mittleren Elsterthales.

Von Diakonus Joh. Größel, Pegau.

Das Elsterthal bildet neben dem Saalethal für den westlichen Theil des Königreichs Sachsen die Zugangsstraße, auf der seine ersten Bewohner aus dem südlichen Deutschland durch Thüringen hindurch eingewandert sind. Diese erste Einwanderung fällt in die geologische Periode des Alluviums, vorher, in der Diluvialzeit, ist unser Sachsen kaum besiedelt gewesen, wenigstens finden sich nirgends Spuren des ältesten Menschengeschlechts, das zur Eiszeit in den deutschen Landen überhaupt nur an wenigen Orten, z. B. bei Schussenried in Württemberg und bei Weimar, kärgliche Reste eines fast culturlosen Lebens hinterlassen hat. Nach der Eiszeit jedoch mögen die Thäler der Elbe und der Elster in der Mitte und im Westen des Landes mit ihrem heute noch milden Klima und fruchtbaren Boden zuerst und vorzugsweise culturfähiges Land geboten haben, welches die Hauptbedingung der Besiedelungsfähigkeit erfüllte: eine erhöhte, geschützte Lage in der Nähe reich fließenden Wassers. Das mittlere Elsterthal bei Pegau und Groitzsch entspricht diesen Anforderungen der ersten, von einer achtungswerthen Cultur begleiteten Bewohner Sachsens in vollkommener Weise.

Die vorliegende Darstellung berücksichtigt es in einer Längsausdehnung von ungefähr 10 km. Bei Lützkewitz, 5 km südlich von Pegau, beginnen die prähistorischen Funde, die bis Wiederau im Norden der Stadt fast ohne Unterbrechung auf der ganzen Linie westlich der eigentlichen Elster und des von ihr abgezweigten Elstermühlgrabens gemacht worden sind und noch immer gemacht werden. In der Breite sind die Grenzen des Fundgebietes die preußischen Höhen westlich von Stöntzsch und Werben und der östliche hohe Rand des Elsterthales von Altengroitzsch, im Süden bis zur Station Rüssen an der Leipzig-Meuselwitzer Bahn. Beide Grenzen der seitlichen Ausdehnung des untersuchten Landstrichs umschließen auch zeitlich die Dauer und die Perioden der prähistorischen Besiedlung; während man nämlich im Westen auf preußischem Gebiete nur geringen Spuren aus den älteren Tagen der jüngeren Steinzeit begegnet, bergen die Höhen östlich der Elster fast nur slavische Funde und leiten dadurch mit den Zeugnissen des letzten vorgeschichtlichen und hier ansässigen Volkes in die Zeit über, deren Ereignisse und Verhältnisse für die Gegend des mittleren Elsterthales historisch ziemlich klar und sicher gelegt sind. Innerhalb des oben durch die angeführten Grenzen umzeichneten Gebietes sind ausgiebige Fundorte in erster Linie die zahlreichen Ziegelgruben auf Lützkewitzer, Eulauer, Pegauer, Carsdorfer und Zauschwitzer Flur. Außerdem findet man auf frisch gestürzten und gepflügten Feldern der Elsteraue oder der westlichen Thalhälfte zur Ergänzung der Hauptfunde in den Ziegeleien vereinzelte Gefäßscherben und andere Spuren vorgeschichtlichen Lebens, welche durch die Bearbeitung der Felder zu Tage gefördert werden. Die reichsten Fundstellen concentriren sich fast um den Mittelpunkt des ganzen Elsterthalvierecks, um die Stadt Pegau. Nördlich, westlich und südlich umfassen sie die Stadt in einem weiten Halbkreise, der im Norden am Elstermühlgraben ansetzt, im Süden aber auch diesen überschreitet und soweit ins Auland hineinreicht, als es vom Hochwasser des Elsterflusses nicht betroffen werden kann. Nur die Ostseite der Stadt, an der die Elster entlang fließt und ihr Ueberschwemmungsgebiet hat, ist frei. Nördlich liegen die Fundstellen (und gerade höchst interessante und ausgiebige) bereits auf dem Bebauungsplan, ja schon auf bebauten Theilen der Stadt und lassen nach mancherlei Beobachtungen die sichere Vermuthung zu, daß die Stadt Pegan selbst auf prähistorischem Boden steht und damit eine uralte Ansiedlung ist, deren Gründung nach dem Umfang der vorgeschichtlichen Funde in die Steinzeit zurückfällt.

Das Hauptfundgebiet, dessen Ausbeute eine leidlich umfassende Charakterisirung der Gegend erst gelohnt hat, liegt zwischen den Dörfern Carsdorf und Zauschwitz, südlich der Höhe 135 unsrer sächsischen Generalstabskarte. Es ist eingebettet in den diluvialen Löß, der in einer Schicht von mehreren Metern unter der Oberfläche einen feinkörnigen und den Abbau reichlich lohnenden Lehm darstellt. Der Löß nimmt bei verschiedener Mächtigkeit und unter wechselnden Lagerungsverhältnissen das ganze Areal zwischen dem Elstermühlgraben und den westlichen Höhen ein, die einst das linke Ufer des breiten diluvialen Elsterthales gebildet haben. Die intensive Verarbeitung des Lehmes in zahlreichen, größeren und kleineren Ziegeleien hat die Spuren vorgeschichtlichen Lebens zu Tage gebracht. Diese Bodenveränderung in den Ziegelgruben erleichtert und ermöglicht überhaupt noch heute ihre Auffindung und Sammlung; wenn nämlich im späten Herbst und an frostfreien Tagen des Winters der im künftigen Sommer zu verwendende Lehm geworfen wird, bleiben in mannshohen Absätzen die glatt geschnittenen Wände stehen, von deren einförmig gelbem Tone sich deutlich die dunkelgefärbten Culturschichten abheben, welche auf eine Anlage von Wohn- oder Grabstätten in vergangener Zeit hinweisen. Andere, gleichfalls reichhaltige Fundstellen treten beim Abbau von Kiesgruben zu Tage, die im altdiluvialen feuersteinführenden Schotter der Elster angelegt sind. Sie finden sich nach den bisherigen (sicherlich noch nicht abgeschlossenen) Beobachtungen nur westlich dieses Flusses. Reiche Beute an vorgeschichtlichen Funden brachten auch Erdbewegungen, die, wie die Abtragung des Galgenberges östlich von Groitzsch, zu baulichen Zwecken vorgenommen wurden. Endlich hilft auch der Zufall finden, wenn man es Zufall nennen will, daß man mit offenen Augen an frischgepflügten Feldern und an den Steinhaufen der Straßen vorübergeht, auf denen die von den Feldern gelesenen Steine gesammelt werden, und dabei nicht selten durch kleine Funde für seine Aufmerksamkeit belohnt wird. Ein Erfolg neuerer Zeit ist es, daß auch die Arbeiter in den Ziegel- und Kiesgruben, wie die Landleute auf den Feldern ein Interesse und damit ein aufmerksames Auge auf die oft unscheinbaren Hinterlassenschaften einer längst vergangenen Zeit haben.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß das mittlere Elsterthal entsprechend dem Reichthum seiner vorgeschichtlichen Zeugnisse erst in jüngster Zeit beachtet und gewürdigt worden ist. Nachweislich sind Funde verschiedenster Art schon im 2. Viertel vorigen Jahrhunderts gemacht und zu Personen gebracht worden, denen man ein Verständniß ihrer Bedeutung hätte zutrauen sollen. Sie sind auf alten Schutt- und Scherbelhaufen verloren gegangen. Erst Kirchner Kühn in Pegau, der Chronist der Stadt und ein Mann von vielseitigen Interessen und hochachtbarer geschichtlicher Bildung, hat den Funden aus alter Zeit die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt und für ihre Beachtumg und Sammlung, sowie für ihre Verwendung im geschichtlichen Interesse gesorgt. Ihm wurden 1874 aus den Ziegelgruben bei Werben (nordwestlich von Pegau) eine hammerartige Axt nach seiner Meinung aus glänzend geschliffenem dunklen Serpentinstein und ein keilähnliches Messer aus gleichem Material gebracht. Zugleich erfuhr er, daß die beiden Gegenstände schon 1872 beim Lehmwerfen in Verbindung mit ca. 30 Skeletten gefunden worden sind, denen allen eine gleiche Lage von Nord nach Süd gegeben war, außer einigen Steingeräthen aber nichts beigelegen hatte. Er berichtet ferner von der Auffindung eines Hockers, eines Skelettes in sitzender Stellung, beim Bau der Leipzig-Geraer Eisenbahn im gleichen Jahre. Beigegeben waren ihm ein Steinhammer und eine „ungebrannte, von einem Steine bedeckte Urne, welche verkohlte

Knochen, Glas- und Steinperlen und kupferne (= bronzene?) Ringe enthielt". 1883 zerschnitt auf Weiderodaer Flur (wiederum nordwestlich von Pegau) der Pflug eine Anzahl Urnen, die nach Kühn's Aufzeichnungen durch Steinsetzungen geschützt gewesen sein müssen. Kühn selbst hat ferner die schwarzen trichterförmigen Einschnitte in den Lehmwänden auf Carsdorfer Flur gefunden und untersucht. Er hat aber in ihnen weder Urnen noch Urnenscherben, sondern nur Knochenstücke und eine 20 cm starke Brandschicht an der tiefsten Stelle des Trichters entdeckt, über die er mehr phantasiereich als richtig reflectirte und annahm, man habe wie in Indien bei der Leichen- und Wittwenverbrennung die Todten mit schnellerem Erfolge in Gruben verbrannt oder habe den bösen unterirdischen Erdgöttern unterirdische Sühneopfer bringen wollen. Nach Kühn's Bericht geht einer der größten unter allen Funden sogar schon in den Anfang der vierziger Jahre zurück, zu welcher Zeit man den Haupttheil des Galgenberges östlich von Groitzsch abtrieb. Derselbe erwies sich als künstlicher Hügel, gebildet durch die Aufschichtung einer Anzahl Urnenreihen übereinander und errichtet auf der dort größten Bodenerhebung. Fast zu allen Urnen gehörten werthvolle Beigaben aus Bronze. Diesem Funde älterer Zeit steht als bedeutendster des vorvergangenen Jahrzehnts die Ausbeute der Albrecht'schen Ziegelei auf Eulauer Flur südwestlich von Pegau gegenüber. Der dortige Ziegler war auf ein großes Skelettgräberfeld gestoßen, auf welchem gegen 100 Leichen in Gruppen 2—3 m von einander und sämmtlich das Antlitz gegen Osten gerichtet lagen. Es fanden sich dabei 54 Perlen von 5—8 mm Länge und 5—10 mm Stärke, 5 gehenkelte Schaumünzen von 25 mm Durchmesser und 1 mm Dicke. Die Perlen waren theils aus gebranntem Lehm, theils aus weißlichem Thon, feinem Stein, Glas, Bronze ꝛc. Zu den Schaumünzen gehörte als wichtigstes Stück eine kleine, gehenkelte Goldmünze aus dünnem Goldblech mit arabischen Schriftzeichen, also wohl aus der Merowingerzeit. Es würde zu weit führen, in diesen Einzelheiten fortzufahren. Es fehlt neben diesen besonders verzeichneten und hervorgehobenen Funden natürlich auch nicht an einzelnen und kleinen, die theils Kühn selbst, theils ein Leipziger Conservatorist Holzweißig machte, der die Ziegeleien absuchte und die dort erworbenen Sachen an öffentliche Sammlungen oder an private Liebhaber verkaufte. Es ist sehr zu beklagen, daß durch diese Zersplitterung werthvolle Fundobjecte genaueren und vergleichenden Studien entzogen worden sind, namentlich aber, daß eine Zusammenstellung aller Funde behufs Charakterisirung der Gegend und ihrer prähistorischen Bewohner unmöglich ist. Denn auch aus Kühn's Sammlungen sind nur wenig Gegenstände in den Besitz eines anderen Pegauer Bürgers übergegangen, der mit ihnen den Grundstock zur Errichtung eines Pegauer Museums gegeben hat. In den letzten zwei Jahren erst ist nun der Bestand der prähistorischen Abtheilung desselben derart gewachsen und ist durch Graben und Sammeln ein derart ausreichendes Material prähistorischer Zeugnisse zusammengebracht worden, daß eine Darstellung von der vorgeschichtlichen Bedeutung des mittleren Elsterthales versucht werden konnte, welche sich nicht nur auf die für jene Geschichtsperioden üblichen, oft kühnen Hypothesen und Combinationen beschränkt, sondern mit Thatsachen rechnen und von Thatsachen reden kann. Für diese Darstellung ist am ausgiebigsten und am beweiskräftigsten die eingehende Betrachtung der schon oben näher bezeichneten Hauptfundstelle bei der Finzel'schen Ziegelei auf Zauschwitzer Flur, 1½ km nördlich von Pegau gelegen. Das Fundgebiet ist etwa 200 m lang und vorläufig auf etwa 10—15 m Breite beobachtet und ausgesucht worden, dehnt sich aber gewiß noch vielleicht 30 m nach Osten zu aus und hat sich nach den Angaben der von jeher beim Abbau beschäftigten Leute westwärts viel weiter erstreckt, als es nach Lage der Dinge untersucht werden konnte. Das ganze Terrain ruht mit seiner bis zu ¾ m starken Ackerkrume auf dem oben erwähnten Löß; es zieht sich von Osten nach Westen sowie von Süden nach Norden leicht bergan und wird im Süden und Osten von den viel Feuchtigkeit haltenden Wiesen eingeschlossen, welche den an der nächsten Stelle ca. 100 m, an der weitesten Stelle ca. 200 m entfernten Elstermühlgraben begleiten. Es bildet somit einen flachen Hügel, der dem Flußthale nahe liegt, ohne von seinen Uebelständen und Gefahren berührt zu sein. Ansiedler fanden darum Alles, was sie brauchten: den fischreichen Strom, den von Wild belebten Wald, die fruchtbare Aue als Weideplatz für ihre Heerden und den gesunden, kräftigen Ackerboden zum Bau ihrer Körnerfrüchte. Es hat denn nun auch auf diesem Hügel eine dorfähnliche Ansiedelung in vorgeschichtlicher Zeit bestanden, denn von Süden beginnend reihen sich in ununterbrochener Folge die sogenannten Kessel- und Trichtergruben aneinander, die, an sich wannenförmig gebildet, mit einer aschereichen, schwarzen Humuserde ihren Durchschnitt an den Lehmwänden deutlich abzeichnen. Die Gruben liegen zu dritt, viert oder fünft im Kreis gruppirt, ohne sich zwangsmäßiger Ordnung zu fügen, und in der Mitte dichter aufeinander als an den Seiten. Sie haben auch verschiedene Ausdehnung und ganz abweichende Tiefen. Ihr Durchmesser schwankt zwischen ½ und ca. 8 m, ihre Tiefe zwischen ¾ m und ca. 3 m, letztere Entfernungen von der unteren Grenze des überliegenden Ackerlandes gemessen. Auch die Form des Grubenprofils ist mannigfach, halbkreisförmig, halboval, auch rechteckig und dabei mit den beiden längeren Schenkeln des Rechteckes in die Tiefe weisend, ja selbst quadratische Durchschnitte treten ins Auge. Da die Gruben an den Gängen liegen, welche beim Auswerfen des Lehmes in der Breite von ca. ¾ m stehen bleiben, so ist ihre Untersuchung von der Seite aus nicht schwierig und jedenfalls leichter und sicherer, als wenn man von der Oberfläche her in die Tiefe graben müßte. Ihr Inhalt, den man mit einem kleinen, scharfen Handspaten sorgfältig aushebt und umwendet, ist meistentheils mit Holzkohle untermischt, von der sich fingerstarke und fingerlange Stücke mit einiger Vorsicht aus der weichen Umgebung lösen lassen. Ebenso findet sich Holzasche in handhohen Streifen gelagert und durch den Druck der überliegenden Erdschichten fest zusammengedrückt. Mit ihr verbunden begegnet man fast regelmäßig einer festgebrannten und durch den Einfluß des Feuers hellroth gefärbten Lehmschicht, die den glatten Untergrund des Trichters bildet. Auf ihr liegen faustgroße Steine aus körnigem und durch den Brand locker und morsch gewordenem Material, das sich zwischen den Fingern zerreiben läßt und vielleicht dem Lehm zur Fabrikation der Gefäße beigemischt wurde. Im Uebrigen findet man in den Gruben eine Unmenge Gefäßscherben von verschiedener Größe, Härte und Zusammensetzung, mit oder ohne Decoration, dazu Thierknochen und Zähne, Muscheln und Muschelreste, Feuersteinsplitter und Feuersteinkerne, von denen jene abgeschlagen worden sind, weiter Wirthschafts-, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, endlich Waffen und Werkzeuge, theils in unverletztem, theils und zumeist in zerbrochenem Zustande. Nicht selten endlich stößt man auf harte Lehmstücke mit rinnenförmigen, nebeneinander laufenden Eindrücken. Es sind diese Funde sämmtlich, so unscheinbar sie sind, deutlich redende Zeugnisse vom Leben der vorgeschichtlichen Menschen. Die Trichtergruben selbst sind ihre alten Feuerstellen, die innerhalb ihrer Wohnstätten oder außerhalb derselben lagen und dort zur Speisenbereitung dienten. Man hat gegen diese Deutung eingewendet, daß die Gruben zu dem angeführten Zwecke oft unnöthig tief und unbequem angelegt wären. Aber man darf nicht vergessen, daß die Terrainverhältnisse in den Vorzeiten andere gewesen sind als heute und daß die Feldcultur der geschichtlichen Zeit alle Unterschiede eingeebnet hat, indem sie mit den Erdmassen höher liegender Wohnplätze die tiefer gelegenen ausfüllte.

Aus dem Inhalte der Gruben nun vermag man sich ein anschauliches, wenn auch noch nicht ein lückenloses Bild der Lebensgewohnheiten der vorgeschichtlichen Menschen zu reconstruiren. Die unter dem Inhalte zuletzt erwähnten Lehmbruchstücke sind Reste der vorgeschichtlichen Wohnungen, die man aus Holzwerk herstellte und mit dünnen Zweigen verflocht. Das Ganze dichtete man mit Lehmbewurf, der sich in der Zeit härtete und der beim Abfallen die Abdrücke des Flechtwerkes trägt. — Die zahlreichen Scherben rühren von den Gefäßen des täglichen Gebrauches her und legen mit ihren oft kunstvollen Verzierungen Zeugniß vom Geschick ihrer Verfertiger ab. Neben den Gefäßscherben beweisen die Funde von Werkzeugen aus Stein, Hirschhorn, Knochen und Metall ein hohes Maß von Kunstfertigkeit bei den Alten. Sie reden bei den Steinartefacten auch von Handel und Industrie, wenn man in der Elstergegend Geräthe aus dem unserm Serpentin im äußeren Aussehen vielfach sehr ähnlichen Amphibolschiefer findet, deren Rohmaterial durch Handelsbeziehungen von anderwärts eingeführt worden sein muß, wenn nicht die Geräthe selbst schon in fertigem Zustande aus fremden Gegenden bezogen worden sind. Einfacher war die Herstellung der Feuersteingegenstände. Man schlug vom Kern (nucleus) mit leichter Mühe Splitter ab, die sich ohne große weitere Bearbeitung zu Messern, Fellschabern, Pfeil- und Lanzenspitzen u. s. w. verwenden ließen. Kerne und Splitter von Feuerstein sind fast

ebenso häufig wie Gefäßscherben, müssen also wegen ihrer bequemen Verarbeitung viel gebraucht worden sein. Dahingestellt mag sein, ob die zahlreich gefundenen faustgroßen Steine mit glatten und runden, jedenfalls durch Bearbeitung und Abnutzung entstandenen Seitenflächen zum Abschlagen der Kunststeinsplitter verwendet wurden, oder, was wahrscheinlicher ist, ob sie als Kornquetscher zum Zerreiben der Getreidekörner auf flachen oder leicht ausgehöhlten Steinplatten gedient haben. Von Getreidekörnern selbst und anderen Spuren der Feldwirthschaft liegen keine Funde vor. Dagegen sind Knochenreste, zum Gewinn des Knochenmarkes aufgebrochene Röhren, Muscheln u. s. w. als Ueberbleibsel von Mahlzeiten in jeder Grube vorhanden und zeugen sowohl von der Nahrungsweise der Alten als auch von dem Thierbestande unserer Gegend in längst vergangener Zeit. Eine stattliche Reihe unter den Funden nehmen zuletzt die Schmucksachen ein, die aus Hirschhorn u. A. hergestellt oder aus durchbohrten, an einer Schnur um den Hals getragenen Thierzähnen verschiedener Größe bestehend, meist von nur sehr primitivem, selten von einem höheren Kunstsinn Zeugniß geben. Die Mannigfaltigkeit der Funde erleichtert ihre Vertheilung auf die verschiedenen Perioden der vorgeschichtlichen Zeit wie die geschichtliche Beurtheilung der Fundgegend selbst. Am zahlreichsten sind die Reste aus der jüngeren Steinzeit; sie sind am deutlichsten erkennbar neben den Steinwerkzeugen in den Gefäßscherben mit Schnur- und Bandverzierung. Wohl zwei Drittel aller Funde stempeln die Gegend der Zauschwitzer Ziegelei zu einer ausgeprägt und ursprünglich neolithischen Ansiedelung, von der man allerdings nur die Wohnstätten, leider aber noch kein Grabfeld gefunden hat. Es sind allerdings im nördlichen Theile der hügeligen Ansiedelung, in welchem die Trichtergruben weniger dicht beisammen liegen, 2 Skelette bloßgelegt worden, das eine lag lang ausgestreckt, das andere saß als Hocker in der Richtung von Ost nach West, doch fehlten alle Beigaben; ohne sie ist es bedenklich, die Todten für die Vorgeschichte in Anspruch zu nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Todten mehr auf der dem Wasser abgewandten Seite und auf dem in den letzten Jahrzehnten ohne Controle abgebauten Terrain begraben gewesen; wenigstens erzählen die Arbeiter von größeren, zusammenhängenden Knochenfunden in der Nähe des jetzigen Maschinenhauses der Ziegelei. Die 2. Hauptniederlassung aus der Steinzeit befindet sich in einer Sandgrube unmittelbar an der Nordseite der Stadt. Doch lassen sich zur Zeit auch hier keine Nachweise über die Leichenbestattung in der Steinzeit geben, nachdem der Besitzer nach seiner Aussage im Verlaufe des Sommers 1899 ca. 30—50 Skelette ausgehoben hat, deren Bedeutung mangels entsprechender Mittheilung nicht untersucht werden konnte. Doch lassen sich auf demselben Gebiete Wohn- und Feuerstätten in reicher Verbreitung nachweisen, aus denen neolithische Gefäßreste und besonders schöne Hirschhorn- und Knochengegenstände ausgegraben wurden. Spärlicher dagegen sind die steinzeitlichen Funde weiter westlich bei Werben, die sich seit Kühn's Bericht von 1874 auf ein becherartiges Gefäß mit Schnurverzierung um den Hals beschränken, und weiter nördlich bei Wiederau, wo in einer Kiesgrube hinter dem Pfarrgrundstücke bandkeramische Reste bemerkt worden sind. In der Hauptsache also bleibt die Bedeutung der neolithischen Cultur nach dem Umfange des zu Gebote stehenden Materiales an das Gelände nördlich von Pegau und höchstwahrscheinlich an das Gebiet gebunden, auf dem die Stadt selbst steht, soweit es sich westlich vom Mühlgraben allmälig bergan zieht. Nun reiht sich noch heute längs desselben Mühlgrabens flußaufwärts unter den gleichen Bodenverhältnissen Dorf an Dorf bis über die preußische Grenze hinaus. Man darf trotz des Mangels an Fundbeweisen dennoch wohl annehmen, daß auch hier steinzeitliche Ansiedelungen gewesen sind, wenn man bedenkt, daß, wie unten folgt, die Besiedelung des fraglichen Landstriches in der Bronzezeit außer allem Zweifel ist, und daß flußabwärts, nördlich von Pegau, sich der Zug der gleichartigen steinzeitlichen Ansiedelungen fast ohne Unterbrechung bis in die Gegend von Cröbern fortsetzt und sich hier zu einem breiten Wohnplatze einer neolithischen Bevölkerung verzweigt. Für die Bronzezeit läßt sich die Reihe nachgewiesener Culturstätten auf dem Gebiete des mittleren Elsterthales schon viel dichter schließen. Dieselben oben geschilderten Zauschwitzer Gruben enthalten neben neolithischen Funden auch bronzezeitliche Erinnerungen. Zumeist zwar lassen sich in den einzelnen Herdstellen die Funde nicht schichtenweise trennen, doch war es in einzelnen seltenen Fällen zu beobachten, daß die Spuren der frühesten Periode zu unterst, die der späteren Zeiten darüber lagen. Selbstverständlich ist eine genaue Scheidung beider ältesten Culturperioden nicht möglich. Es mögen Steinzeitwerkzeuge ꝛc. in der Bronzezeit noch sehr häufig im Gebrauch gewesen sein. Gewiß ist aber, daß ein Wechsel der Cultur stattgefunden hat, gewiß wohl auch, daß er mit einem Bevölkerungswechsel oder doch wenigstens mit dem Eintritte eines anderen Volkes in hiesige Gegend verbunden gewesen ist. Dieses documentirt sich nicht so sehr in der neuen Verwendung des Metalls, die ebenso gut durch Händler von dritter Seite herbeigeführt worden sein könnte, als in dem Unterschiede der keramischen Erzeugnisse. Diese weisen nämlich gegenüber der Steinzeit keinen Fortschritt auf, im Gegentheil, man muß dieser den Ruhm höherer Kunstfertigkeit lassen. Die bronzezeitlichen Gefäße sind roher gearbeitet und kunstloser verzinnt, vielfach auch aus gröber gemischtem Material gebrannt. Aber gerade dieser völlige und darum so auffällige Umschwung in der Herstellung der nöthigsten Hausgeräthe läßt mit Sicherheit auf einen Wechsel, wenigstens auf eine umfassende Veränderung in der Bewohnerschaft der Gegend schließen. Natürlich ändert auch die Verwendung des Metalls das Bild ihres damaligen Zustandes ganz bedeutend, wie die Funde von Gebrauchsgegenständen, Schmuckstücken und Waffen aus Bronze beweisen. Interessant ist dabei, daß, wenn auch die Ausbeute in Bronzen auf Zauschwitzer Flur relativ gering ist, doch eine Art Metallindustrie dort getrieben worden sein mag, wie eine aus Lehm gebrannte Gußform für Ringe und Messer vermuthen läßt. Reicher als auf Zauschwitzer Flur sind die Bronzefunde in der Tittelbach'schen Sandgrube an der Nordseite der Stadt und versprechen bei der Aufschließung eines neuen Abbaugebietes noch reicher zu werden. Sie theilen sich hier schon in Grab- und Wohnstättenfunde. Die Cultur der Bronzezeit findet nun im mittleren Elsterthal eine viel weitere Verbreitung als die der Steinzeit, allerdings zumeist nur auf der Westseite der Elster. Die Terrainerhöhung, die bei Zauschwitz über dem Mühlgraben sich erhebt, zieht sich in südwestlicher Richtung über Carsdorf und Bahnhof Pegau um die Stadt herum zwischen Bahn und Graben weiter südwärts. Sie weist in ihrer ganzen Ausdehnung zerstreute Spuren der Bronzezeit auf, namentlich nordwestlich vom Bahnhofe auf Neucarsdorfer, südlich desselben auf Eulauer Flur und an der Landesgrenze auf preußischem Gebiete bei Lützkewitz. In Neucarsdorf wurde neben ganzen bronzezeitlichen Urnen eine Bronzelanzenspitze, in Eulau, in Wirth's Ziegelei unter Anderem ein schöner Halsring aus gleichem Metall gefunden, während in Lützkewitz die Ausbeute an Graburnen mit Bronzebeigaben groß ist. Man kann nach dieser oberflächlichen Zusammenstellung wohl behaupten, ohne über die Wirklichkeit hinauszugreifen, daß zur Bronzezeit das mittlere Elsterthal noch dichter besiedelt gewesen ist als früher. Zum mindesten ist gewiß, daß man auch für diese Zeit von einer continuirlichen Besiedelung der Gegend bis zur späteren prähistorischen, bis zur Slavenzeit reden kann. Denn noch schwerer als Stein- und Bronzezeit läßt sich für unsere Gegend die letztere von der folgenden Uebergangs- und eigentlichen Eisenzeit trennen. Der Unterschied von Hallstatt- und la Tène-Periode fällt für sie hin. Dazu hat die Gegend in vorgeschichtlicher Zeit dem Weltleben und dem Weltverkehr zu fern gelegen, dazu sind allem Anscheine nach auch ihre Bewohner zu arm gewesen, um sich die Fortschritte der Weltcultur sofort zu eigen zu machen. Gewiß ist auch das Eisen zur Verwendung gekommen, aber wahrscheinlich später als in den vom Handel und Wandel der Welt bevorzugteren Gegenden. Eisenfunde treten auch in den Zauschwitzer Gruben auf. Eisenschlacke zumal fand sich in großen Mengen auch im sogen. Sandberge in der Elsteraue zwischen Elsterfluß und Mühlgraben. Es ist dies wohl der eigenthümlichste Siedelplatz des ganzen Gebietes und nach seiner Art und Bedeutung noch nicht aufgeklärt. Die Volkstradition hat sich seiner angenommen. Alte Leute erzählen, daß auf dem Berge einst ein Schloß gestanden habe, und erinnern sich, daß bei seiner Planirung ca. 1850 große Steine und zahlreiche Eisengegenstände ausgegraben worden sind. Der sogenannte Berg ist aber gar kein Berg, sondern ein auf drei Seiten von Graben und Gebüsch umgebenes und nach Südwesten zu ansteigendes Feldstück. Es besteht auch nicht aus Sand, sondern aus Aulehm, der auf der höchsten Stelle nur einen reichlichen Spatenstich tief unter der flachen Ackerkrume liegt, so daß er beim Stürzen und Ackern oft mit emporgebracht wird. Unseres Erachtens fällt aber die Bedeutung des Sandberges in noch jüngere, vielleicht in frühgeschichtliche Zeit, darum

von seinen Funden später! Ganz sicher deckt sich für das mittlere Elsterthal die spätere Eisenzeit mit seiner Besiedelung durch die Slaven, die um 600 vor Christo über die Elster bis zur Saale vordrangen. Auf Zauschwitzer Flur finden sich nur ganz geringe Spuren von den Slaven; das ist aber bei der Seltenheit slavischer Funde überhaupt noch kein Beweis, daß sie nicht auch die alten und vielleicht verlassenen Wohnplätze besiedelt haben könnten. Trotz alles Suchens konnten westlich der Elster nur erst drei Gefäßreste mit den ausgesprochen slavischen Burgwallornamenten gefunden werden, die einen Schluß über die Verbreitung der Slaven daselbst natürlich nicht zulassen. Eher, wenn auch nicht zwingend, lassen die Namen und die Formen der Dörfer auf der Westseite der Elster die Möglichkeit slavischen Ursprungs vermuthen. Es sind meist sogenannte Rundlinge, bei denen die Häuser und Gehöfte um einen Platz liegen, der den Dorfteich oder einen Brunnen, eine Kirche, Schule oder Schmiede trägt und der ursprünglich nur einen Zugang hatte und nach drei Seiten eingeschlossen war. Alle sogenannten 7 Oberdörfer, die sich in dichter Reihe von Pegau südlich am Mühlgraben bis zur Landesgrenze und über diese hinaus hinziehen, weisen diese Form der Anlage auf. Selbst die Stadt Pegau ist nicht anders angelegt, da sie in frühester Zeit keinen Zugang von Osten her über die Elster hatte und heute noch keinen von Norden und Süden her hat. Dazu tragen alle in Frage kommenden Orte von Oderwitz im Süden bis Zauschwitz im Norden von Pegau Namen, welche einen slavischen Ursprung verrathen lassen und von mehreren Seiten dahin erklärt worden sind. Zwar ist dies neueren Deutungen gegenüber schwer als Grund für wirklich slavische Anlage haltbar, aber doch vielleicht nicht bedeutungslos, da sich die Namen slavisch fast alle den örtlichen Verhältnissen entsprechend erklären lassen. Nehmen wir endlich noch das Urtheil der Kenner der Besiedelungsgeschichte für uns zu Hilfe, so bleibt außer Zweifel, daß der westliche Theil des mittleren Elsterthales zur Slavenzeit wiederum ansehnlich, gewiß sogar dichter noch besiedelt gewesen ist, als in den früheren vorgeschichtlichen Perioden. Ebenso gewiß konnte man eine Besiedelung der östlichen Elsterhöhen durch die Slaven vermuthen. Wenn man daran denkt, daß um 900 die deutschen Stämme unter Heinrich I. wieder ostwärts über die Saale vordrangen und nur unter dem heftigsten Widerstande der Slaven die alten Germanensitze wieder erobern konnten, muß man annehmen, daß die Slaven die günstige Lage jener Höhen benutzt und sich dort festgesetzt haben, um dem deutschen Ansturm länger und nachdrücklicher widerstehen zu können. Die Slaven beherrschten mit dem östlichen hohen Ufer das breite Elsterthal und waren durch zahlreiche Wasserläufe und das ganze, sumpfige, Ueberschwemmungen leicht ausgesetzte und unüberschreitbare Vorland gegen überraschende Angriffe geschützt. Dazu deckten sie sich günstig durch eine Vertheidigungsanlage auf dem jetzigen Groitzscher Berge, der als Wächter dem langen Hügelstreifen jenseits der Elster vorgelagert ist. Diese Besiedelung des Berges ist zwar nur eine Annahme, die weder durch andere Zeugnisse noch durch die Auffindung von Resten eines Burgwalls, von slavischen Scherben 2c. gestützt ist. Doch wäre es gegenüber der Art und dem Geschick, wie die Slaven sonst ihre Schutz- und Vertheidigungsanlagen eingerichtet haben, befremdlich, wenn sie den strategisch wichtigen „Groitzscher Berg" nicht ausgenützt hätten. Daß sich auf ihm keine Spuren der Slaven finden, ist erklärlich, da er in der geschichtlichen Zeit bis auf den heutigen Tag immerwährend bewohnt gewesen ist und seine ovale Oberfläche die mannigfachsten Veränderungen der darauf befindlichen baulichen Anlagen erlebt hat. Dazu ist er in den ersten Jahrhunderten des 2. christlichen Jahrtausends mehrfach belagert und erobert worden, so daß auch die Zerstörungswuth siegreicher Feinde leicht die letzte Spur vorgeschichtlichen Lebens mit vernichtet haben kann. Für die obige Annahme spricht das Vorhandensein slavischen Elements in der Umgebung. Es treffen auch für die östlichen Orte alle Merkmale, z. B. Namen und Anlage, als Zeichen slavischen Ursprungs zu. Namentlich Altengroitzsch ist charakteristisch in seiner Gruppirung um einen Dorfplatz und Dorfteich, zu denen von der Verkehrsstraße ein verhältnißmäßig nur schmaler Weg führt. Vorgeschichtliche Funde als Beweise slavischen Lebens fehlten zunächst, bis die Elster westlich der Dörfer Rüssen und Kleinstorkwitz den hohen Uferhang unterspülte und in einer Länge von ca. 80 Metern und einer Breite von ca. 30 Metern abbrach. Unter den Erdmassen, die übrigens auch für den Geologen und Petrographen eine hochinteressante Ausbeute liefern, fanden sich zahlreiche Scherben slavischer Herstellung mit dem schon obenerwähnten Wellenornament. Sie sind mit den Culturschichten in die Tiefe gerissen worden, fraglich, ob schon zerbrochen oder noch in Gestalt unverletzter Gefäße, und beweisen wohl sicher, daß der Hang von den Slaven bewohnt gewesen ist.

Mit dem Zurückdrängen der Slaven schließt eigentlich die prähistorische Zeit unserer Gegend, denn mit den Eroberungszügen der Deutschen bringt auch die Geschichte, die mehr oder weniger gesicherte historische Ueberlieferung vor. Eine feste Grenze für Scheidung der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit läßt sich allerdings nicht ziehen. Es läßt sich ebensowenig behaupten, daß die geschichtliche Ueberlieferung, die in Frage kommt, die Culturverhältnisse unserer Gegend nur einigermaßen genügend aufkläre. Es bleiben zwischen der Unterdrückung der Slaven und dem Eintritt des mittleren Elsterthales in die Geschichte unter Wiprecht von Groitzsch noch fast 200 Jahre als Uebergangsperiode offen, die mit gutem Gewissen mehr der vorgeschichtlichen als der geschichtlichen Zeit zugerechnet werden können. Aus ihr stammen höchstwahrscheinlich die Funde, die in den obersten Schichten einiger Trichtergruben auf Zauschwitzer Flur und auf dem schon genannten Sandberge in der Aue gemacht wurden. Es sind dies außer Knochen und Schlacken meist Gefäßreste, die einen ganz scharfen Brand und infolge dessen beim Anschlag einen hellklingenden Ton aufweisen. Sie müssen größtentheils vor dem Brande mit blaugrauer Farbe gefärbt worden sein und lassen den Gebrauch der Töpferscheibe deutlich erkennen. Schlüsse auf Art und Lebensart der damaligen Bewohner lassen sich aus diesen Funden natürlich weiter nicht ziehen. Nur zeigen sie, wie südlich von der Stadt die Ansiedler auch über den Mühlgraben ostwärts vorgegangen sind und ein Stück Landes zu irgend welchem unbekannten Zwecke in Gebrauch genommen haben, das durch Hochwasser wohl unzugänglich gemacht und abgeschnitten werden konnte, das aber doch selbst bei der höchsten Fluth trocken bleiben mußte. Vielleicht diente es als Cultusstätte, vielleicht auch als Zufluchtsortsort in gefährlichen Kriegszeiten, in denen es während der Kämpfe zwischen Germanen und Slaven bis herab zu Wiprecht's Auftreten in den umliegenden Gegenden nicht gefehlt hat. Graf Wiprecht von Groitzsch gehört der Geschichte an. Sein Biograph und damit auch der Gewährsmann für die Verhältnisse unserer Gegend, der Pegauer Mönch, schreibt in der Zeit unmittelbar nach dem Tode Wiprecht's. In ihm haben wir einen, wenn auch nicht einwandfreien, so doch einen in seiner Absicht, möglichst viel und das Viele möglichst umfassend zu schildern, anerkennenswerthen Geschichtschreiber unserer Gegend in einer Zeit, in der die allerwenigsten Gebiete Mitteldeutschlands einen ähnlichen Vorzug aufweisen können. Auch aus seinen Berichten geht hervor, daß das Elsterthal dem Wiprecht, der 1096 das Kloster zu Pegau gründete, seine Cultur verdankt. Doch darf wohl als bewiesen gelten, daß er nicht in eine culturlose Wildniß kam und daß die von ihm herbeigerufenen Mönche nicht eine durchaus uncultivirte Gegend vorfanden. Vielmehr brauchte die Cultur der geschichtlichen Zeit nur fortzubauen und zu verbessern, was die wechselnden Bewohner der Gegend in vorgeschichtlicher Zeit seit Jahrtausenden vorgearbeitet hatten. Das mittlere Elsterthal blickt somit bei einer ununterbrochenen Dauer seiner Besiedelung auf eine uralte Geschichte zurück.

Bücherbesprechung.

— Romanische Sprachwissenschaft von Dr. Adolf Zauner. Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1900. — Der Verfasser hat mit Sachkenntniß und Geschick das Wichtigste der romanischen Sprachwissenschaft gedrängt und übersichtlich darzustellen verstanden. Dabei ist seine Arbeit auch eine gründliche zu nennen, was man z. B. daraus erkennt, daß er Rätoromanisch schreibt und nicht Rhätoromanisch, denn bei Polybius hieß das Land Raetia, wie auch bei Marcaurel und noch später. Wir können das vorliegende Werkchen mit dem Bemerken empfehlen, daß denjenigen die sich damit bekannt machen, eine Erleichterung beim Erlernen der romanischen Sprachen, des Italienischen, Spanischen, Portugiesischen 2c. geboten wird. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 11. Sonnabend, den 26. Januar, Abends. 1901.

Erlebnisse einer Deutschen in Marocco.

Bearbeitet von Clara Schott.

Wir waren uns nur einmal begegnet und über die conventionelle Höflichkeit nicht hinausgekommen. Ich wußte nur, daß die etwas lebhafte Dame mit den ansprechenden Zügen als Gemahlin des deutschen Consuls 8 Jahre in Marocco zugebracht hatte, und dadurch war sie mir eine interessante Persönlichkeit geworden. Als ich nun kürzlich eine Einladung zu ihr erhielt, nahm ich diese freudig an und war geradezu fascinirt von den farbenprächtigen und äußerst lebhaften Schilderungen, die mir die Frau Consul gab. Die Art, wie sie Sitten, Gebräuche und die Individualität der verschiedenen Volksstämme erfaßte und wiederzugeben versteht, ist eine so außergewöhnliche, daß ich die Dame bat, mich ihre Erlebnisse niederschreiben zu lassen, um sie einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Nach einer stürmischen Ueberfahrt von Gibraltar nach Tanger, begann die Dame ihre Schilderungen, ging die See gerade beim Landen besonders hoch. Obgleich wir vom Minister-Residenten Weber erwartet wurden, scheuten wir doch die gefahrvolle Ueberfahrt und blieben an Bord. Das Sanitätsboot, dem wir unsere Karten mit der Erklärung unseres Fernbleibens übergeben hatten, kehrte umgehend und diesmal mit dem Neffen des Ministers an Bord zurück. Seiner Ueberredungskunst gelang es, daß wir die Ueberfahrt wagten, und in 20 Minuten waren wir im Hafen von Tanger. Ein buntes Menschengewühl empfing uns! Grade legte ein Dampfer an, wodurch das reizvolle Bild an Lebhaftigkeit noch gewann. In ihren weißen, fast durchweg malerischen Trachten schritten hohe Gestalten geschäftig einher. Arabische Juden in langem Kaftan und bunte baumwollene Taschentücher über den schwarzen Käppis mutheten alttestamentlich an. Hier bahnten sich Eseltreiber lärmend ihren Weg, dort Wasserträger, die für Kupfermünzen ihren Labetrunk kredenzten. Ein Stimmgewirr in arabischer, spanischer und jüdischer Sprache schlug an unser Ohr und ich hätte mich gern noch weiter aufgehalten, um zu lauschen und zu schauen, aber unser freundlicher Führer drängte zum Aufbruch. Zunächst ging es durch eine schlechtgepflasterte, sich weit hinziehende Straße. Auf beiden Seiten standen kleine Häuschen, in denen sich Bazare befanden. Hier lagen allerlei Verkaufsartikel orientalischer Art aus und Verkäufer hockten nach Käufern ausschauend vor der offenen Thür. Durch wechselvolle Bilder angeregt zogen wir heiter plaudernd dahin. Endlich zeigte sich die hochgelegene Legation, welche sich weiß gehalten von den parkartigen Anlagen prächtig abhob. Es ist ein eigenartiges Gefühl, inmitten all der Fremdartigkeiten deutschen Boden, deutschen Besitz zu erblicken. Mein Herz schlug höher, indem wir der Anhöhe zueilten. In der maurisch gehaltenen Eintrittshalle empfing uns der sehr liebenswürdige Minister mit einem Glase Champagner in der Hand und trank mir, der jungen Frau, zum Eintritt auf maroccanischem Boden zu. Beim Frühstück besprach der Minister-Resident das gesellige Leben in Tanger und kam auf einen Goldminenbesitzer von fabelhaftem Reichthum zu sprechen. Uebrigens sei dieser Herr eine geniale Persönlichkeit, der verschiedentlichen Künsten, besonders aber der Malerei huldige. „Sie müssen,“ so wandte er sich zu uns, „das fürstlich geführte Haus in Augenschein nehmen. Machen Sie sogleich Visite, mein Neffe wird das Vergnügen haben, Sie vorzustellen.“ Sogleich machten wir uns auf den Weg und wurden in einem europäisch eingerichteten Salon von der Familie freundlichst empfangen. Für den Abend erhielten wir die erhoffte Einladung zum Thee. Zu diesem wurden wir in den arabisch eingerichteten Theil des Hauses geführt. Was wir dort sahen, ist uns thatsächlich unvergeßlich geblieben. Der Raum, in dem wir den Thee einnahmen, war mit goldbesticktem Atlas behängt. Arabische Teppiche bedeckten den Boden und den Wänden entlang zogen sich niedrige, mit kostbaren Fellen bedeckte Divans hin. Waffen waren kunstvoll angeordnet. Bunte Lämpchen vereinten sich zu einer Krone und warfen ihr magisches Licht über den märchenhaften Raum, eine Stimmung erzeugend, wie sie nur der Orient bietet. Geräuschlos bewegten sich arabische Diener, in kleinen, maroccanischen Täßchen den Thee servirend. Die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt. Nach meinem Wunsch nahmen wir das schloßartige Haus in seiner wechselvollen Pracht und die Gärten ringsherum in Augenschein. Es ist kein Wunder, wenn es als Vorzug betrachtet wird, hier Eintritt zu erhalten. Wie großartig der Goldminen-Fürst seinen Hausstand führt, mag der Umstand beleuchten, daß die Herrschaften der Legation und die auswärtigen Honoratioren eine Jahreskarte erhalten, in der die Empfangstage und große wie kleine Festlichkeiten angesagt sind. Ein direct erbauter Musiksaal steht Künstlern, die nach Tanger kommen, um Concerte zu geben, zur Verfügung. Nach einem herrlich verlebten Abend traten wir den Heimweg zur Legation, wo wir übernachteten, an. Diener mit buntfarbigen Laternen leuchteten uns durch die finster daliegende Stadt.

Am anderen Morgen begaben wir uns an Bord unseres Schiffes und weiter ging es nach Mogador, das nunmehr meine Heimath werden sollte. Dort trafen wir spät am Abend ein, so daß wir noch am Bord zu übernachten für gut fanden und am frühen Morgen den Weg zur neuen Heimstätte antraten. Ein arabisches Haus mit Lichthof und Innengalerie machte einen sehr freundlichen Eindruck und ich fand Alles wohnlich und traut. Daß man hier zu Lande als junges Ehepaar keine Visiten macht, sondern solche erhält, davon hatte mich mein Gatte bereits unterrichtet. Nur hatte ich keine Ahnung, daß es meines Mannes Freunde so eilig damit hatten, und ich war selbst kaum einigermaßen in meiner neuen Heimstätte orientirt, als ich bereits das Haus voller Gäste hatte. Wie lieb das im Grunde genommen von den guten Leuten war, sollte ich bei Gelegenheit erfahren. Die Europäer halten wie eine einzige große Familie zusammen und einer erscheint dem andern kaum fremd. Mogador ist eine auf Felsen gebaute, sehr angenehme Stadt. Breite Straßen, die überall reinlich gehalten sind, gut gebaute Häuser, Mauern, Thürme, Bastionen geben ein interessantes Gepräge. — So freudig ich nun meinem Mann in die unendliche Ferne gefolgt war und so optimistisch ich dem Fortgang meines Hauses entgegensah, es kamen doch recht böse Stunden für mich. Die Dienerschaft verstand mich nicht und ich sie nicht. Die Lebensmittel, wie sie uns bekannt sind, waren wohl zu haben, doch zu einer ganz anderen Jahreszeit als bei uns. So kam es, daß ich in dem ersten Jahre meiner Ehe meine Hausfrauentalente nur spärlich entwickeln konnte. Bekanntlich sind die arabischen Dienstboten sehr träge. Infolgedessen muß man Diener für die Diener halten, eine Masse Menschen, die doch nicht mehr leisten, als ein oder zwei Deutsche. Zuverlässiger als die arabischen sind die jüdischen Dienstboten. So hatte ich ein allerliebstes Stubenmädchen. Wir nannten sie die „Königin von Saba“. Wenn Schiffe anlegten und Officiere sich bei uns meldeten, servirte die „Königin von Saba“ in Nationaltracht und lang herabhängenden Zöpfen. Mit 16 Jahren kam sie zu mir und blieb bis zu ihrem 20. Jahr. „Signora,“ redete sie mich eines Tages an, „ich muß den Dienst verlassen, ich heirathe.“ „Thue es nicht,“ sagte ich in der Vorstellung, daß man dieses schöne Mädchen irgend einem Lastträger zur Frau geben würde. „Besser

als Du es hier hast, wirst Du es nicht bekommen." „Gewiß nicht, Signora, aber es ist eine so große Schande unverheirathet zu sein."

Im Laufe der Jahre hatte ich fließend arabisch sprechen gelernt und nun ging Alles flotter von statten. Sehr interessant gestaltete sich eine Reise in das Innere des Landes mit dem Zielpunkt der Hauptstadt Marrakesh. Mein Gatte hatte geschäftlich dort zu thun und ich bat ihn mich mitzunehmen. Umfangreich sind die Vorbereitungen, die zu solch' einer Reise getroffen werden. Wenn eine europäische Dame ihr Hauptaugenmerk bei ähnlichem Anlaß auf die Toilette richtet, da für ihr Wohl überall und sei es auf der kleinsten Station gesorgt ist, so ist das natürlich. Für mich indessen galt es zunächst ein Verzeichniß aufzusetzen von Dingen für Wohnung und Küche, die leicht transportabel und gering an Gewicht und Umfang waren. Auch die nöthigen Conserven, Gewürze, Getränke, sowie sämmtliches Kochgeschirr mußte berücksichtigt werden. Es war gut, daß ich bei einem früheren Landaufenthalt Erfahrungen gesammelt hatte. Die Feldbetten wurden gerüstet und ein arabischer Koch, der sich einst in englischen Diensten Verständniß für den Geschmack der Europäer erworben hatte, wurde angestellt. Ferner begleitete uns einer unserer erprobten eigenen Diener, sowie ein Soldat des Sultans, der zu unserem Schutz beigegeben wurde. Kameeltreiber und Maulthierführer vervollständigten die kleine Karawane. Unsere Reise hatten wir in 5 Tagesetappen eingetheilt. Am 24. März traten wir gut ausgerüstet und frohen Muthes unsere Reise an. Mein kleines zweijähriges Töchterchen — das erste deutsche Kind, das in Marocco geboren ist — blieb unter dem Schutze meiner Schwester in bester Obhut daheim. Vor dem Thore der Stadt angelangt, verbeugte sich nach arabischer Art unser Soldat vor dem Schutzheiligen der Stadt Mogador, Sidi Mogatdul, und erflehte seinen Segen für unsere Reise. Nun ritten wir den Dünen entlang dahin. Etwa 1 Stunde durchquerten wir diese, dann auf dem höchsten Punkte angelangt, wandten wir uns zurück, um ein prächtiges Panorama zu genießen. In der Ferne vor uns ausgebreitet lag die Stadt Mogador mit ihren schneeweißen Häusern und Moscheen, die sich scharf gegen das tiefe Blau des Himmels abhoben. Und vor Mogador floß ruhig und still die blaue See. Hinter der Düne breitet sich, so weit das Auge reicht, flaches Land aus, mit niederen Ginstergebüschen und wenig entwickelten Coniferen bewachsen. Schweigend ritten wir weiter. Die Wege sind so schmal, daß die Thiere nur hintereinander vorwärts streben können, das macht an sich schon eine Unterhaltung unmöglich. Mit Ausnahme einer kleinen Mittagspause ritten wir bis zur einbrechenden Dunkelheit. Ein Bote war mit einem Brief des Gouverneurs von Mogador vorausgesendet worden, um uns bei einem ihm befreundeten Kaid für das Nachtquartier anzumelden, doch warteten wir vergeblich auf seine Rückkehr und sahen uns genöthigt, bei einem auftauchenden Gehöft unseren Soldaten anfragen zu lassen, ob wir Nachtquartier haben könnten. Schiach Embark, der Eigenthümer des Gehöftes, ließ nun, nachdem er sich über uns selbst, das Woher und Wohin unserer Reise unterrichtet hatte, sagen, daß wir willkommen wären. Und wahrlich, er hat es an ausgedehntester Gastfreundschaft nicht fehlen lassen. Bei unserem Herannahen trat uns der Herr des Hauses, eine imposante Erscheinung, mit ausdrucksvollem Gesicht, in weißem Burnus, den Rosenkranz in den Händen, entgegen und rief uns den Willkommens-Gruß zu. Nachdem unsere Sachen abgeladen waren und unser Nachtquartier hergerichtet war, ließ unser Quartiergeber anfragen, ob er uns „den Hammel" bringen könnte. Es ist dieses Gastgeschenk ein Beweis, daß man bestrebt ist, uns in jeder Weise zu ehren. Wie es die Sitte verlangt, sollte das Opferlamm vor unseren Augen geschlachtet werden, doch protestirte ich energisch und mit Erfolg dagegen. Unsere Leute waren in Aussicht auf die vortreffliche Nachtmahlzeit guter Dinge, da ihnen mit Ausnahme eines Stückes, das der Koch für uns zurückbehielt, der ganze Hammel zufiel. Nach der anstrengenden Reise (mein Mann zu Pferde, ich zu Maulthier auf europäischem Damensattel) that uns die Ruhe gut und viel zu früh schien uns der Tag wieder anzubrechen. Mit Sonnenaufgang setzten wir unsere Reise fort. Als wir gerüstet aus der niederen Thüre unseres Nachtlogis traten, waren unsere Leute schon frisch bei der Arbeit. Schnell wurden unsere Feldbetten, Koffer rc. auf den Kameelen untergebracht. Unsere Reitthiere hielten einige Araberjungen am Zügel, die sich auf eine an unseren Gastfreund gerichtete Frage als Söhne desselben vorstellten. „Wieviel Söhne hast Du?" fragte mein Gatte den Araber. „Vier," war die Antwort. „Und wieviel Töchter?" Mit verächtlicher Handbewegung, als wolle er etwas tief Bedauerliches von sich weisen, antwortete er: „Die zähle ich nicht!"

Einförmig, der Beschaffenheit des Landes angemessen, war der Ritt des ganzen nächsten Tages. Viel flaches, schlecht bebautes Land, wenig Dörfer! Und das an der großen Heerstraße! Eine Schätzung der Bevölkerungszahl von Marocco scheint ein durchaus vergebliches Bemühen. Kann man die Einwohnerzahl der Städte, in denen keine Geburts- und Todtenregister geführt werden, nur ungefähr angeben, so ist die Schätzung der Bevölkerungszahl des ganzen Landes eine Unmöglichkeit. Wohl findet man Zahlen darüber, doch wechseln diese Angaben um Millionen. Mir kam das Land, durch das wir ritten, wie ausgestorben und verlassen vor. Mit unserer Tageseintheilung hielten wir es so: Mit Sonnenaufgang Aufbruch der Karawane. Mit Ausnahme der ersten Nacht haben wir stets unser großes Zelt als Nachtquartier benutzt. Morgens setzte sich dann der größte Theil der Karawane in Bewegung und marschirte den Tag über durch bis zur nächsten Nachtstation. Die Temperaturunterschiede in der Nacht und am Tage waren außerordentlich groß. Während wir Nachts, ja schon mit untergehender Sonne empfindliche Kälte hatten, herrschte in der Mittagszeit eine so große Hitze, daß die Butter bei unserem Frühstück flüssig ward. Wir befanden uns eben am Fuße des Atlas, und der Wind, der über die Schneefelder streift, trifft die Ebene mit eisigem Hauch. Kein Wunder, wenn unsere Leute Abends ein lustiges Wachtfeuer anzündeten, sich in ihre wärmsten Kleider hüllten und bei grünem Thee und Cigaretten sich den Schlaf vertrieben. Unser Beschützer in Gestalt des Soldaten war nach arabischen Ansprüchen ein guter Sänger. Am Lagerfeuer nahm er seine zweisaitige Guibri zur Hand und sang auf Bitten seiner Zuhörer. Auch wir lauschten in unseren bequemen Gartenstühlen, allein verstehen konnten wir die Worte, obwohl wir des Arabischen mächtig waren, nicht, einmal des näselnden Tones wegen, der den Gesang der Araber auszeichnet, dann aber auch, weil der Sänger halbe Worte fortließ. Eigenthümlich schwermüthig, stets in Moll austönend, sind die arabischen Weisen. — Der dritte Tag sollte uns eine frohe Ueberraschung bringen. Hatten wir bis jetzt schattenlose Ebenen passirt, auf deren steinigem Boden die Hitze flimmernd lag, so kamen wir nun in ein fruchtbares Thal, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Es ist die Provinz Schischaua durch deren thalartige Mulde murmelnde Quellflüsse des Atlas fließen. Wo Wasser ist, da ist Fruchtbarkeit in Marocco und nur der Indolenz der Araber ist es zuzuschreiben, daß ganze Strecken brach liegen, über die mit leichter Mühe das Wasser geleitet werden könnte. In diesem gesegneten Stückchen Erde, in dem die Orangen in üppiger Fülle blühen und duften, vergißt man fast, daß man in Marocco ist. Nur eine große Gefahr verbirgt sich dem Reisenden. Das Wasser, welches er aus diesen sprudelnden Quellen schöpft und trinkt, bringt ihm Krankheit und Tod. Das Fieber herrscht in hohem Maße und man beeilt sich trotz aller Lieblichkeit, aus dieser gefährlichen Gegend herauszukommen. Da wir gewarnt waren, hatten wir, wie das dort üblich, den Tagesbedarf an Wasser in Krügen von der letzten vorhergehenden Station mitgenommen. Mit Mühe hielt der Koch für uns einen Krug Wasser in Reserve, während unsere durstige Begleitung sich über den Rest hermachte. Reich und wechselvoll waren die Eindrücke dieser Reisetage und mit Entzücken denke ich an dieselben zurück. Der fünfte Abend fand uns vor den Thoren von Marrakesh. Wir sollten ein Haus in der Medina (d. h. arabischen Stadt) vom Gouverneur erhalten und der Bote, der ihm unsere Ankunft meldete, sollte uns am Thor erwarten. Doch suchten wir ihn vergeblich. Da der Abend hereinbrach, nahmen wir mit Dank die Aufforderung des jüdischen Agenten des deutschen Consulats an, in seinem Hause in der Mellah (d. h. jüdischen Stadt) zu übernachten. Mit großem Gefolge zogen wir also in die Mellah, denn es ist immerhin ein Ereigniß, wenn Europäer in das Innere des Landes kommen, zumal eine Dame. Ich bin meines Wissens die einzige deutsche Dame, die in Marrakesh war. Obgleich wir über unsere gewöhnliche Kleidung weiße Burnusse gezogen, fiel das europäische Sattelzeug auf. Diesem Umstand verdankten wir auch, daß die zwei Soldaten des Gouverneurs, die ausgesandt waren, uns am Thore zu empfangen, uns doch noch in später Nachtstunde auffanden, obgleich sie mit unserem

Boten an einem falschen Thor gewartet hatten. Auf Anweisung des Gouverneurs bezogen wir am nächsten Vormittag ein Haus mit Garten und nöthigen Stallungen in der Medina und haben uns während der 9 Tage unseres Aufenthaltes recht wohl gefühlt. Eine Wache von 25 Mann, die uns der Gouverneur zur Verfügung stellen wollte, lehnten wir dankend ab, da wir genügenden Schutz an unseren Leuten hatten. Bei aller Sorglosigkeit darf man freilich nicht vergessen, daß man in uncivilisirtem Lande ist, inmitten von Mohamedanern, deren Lehre predigt: „Einen Christenhund tödten ist nicht nur erlaubt, sondern ein verdienstliches Werk." So wenig Furchtsamkeit am Platze ist, so wenig darf man gar zu sorglos sein. So lagen denn auch unsere geladenen Revolver stets neben unserem Lager oder bei Ausritten in der Satteltasche. Alles Merkwürdige und Interessante, was mir bei jedem Aufenthalt in Marrakesh begegnet ist, kann ich nicht berichten, da es mir an Raum mangelt. Doch möchte ich den Besuch im Harem des Großvezieres nicht unerwähnt lassen. Mein Gatte, der täglich bei dem Großvezier Conferenzen hatte und zu keinem befriedigenden Abschluß kommen konnte, hatte dem Großvezier Si Fiki Garnit erklärt, wenn er ihm keine Audienz beim Sultan erwirken könnte, dann müßte er die Unterhandlungen abbrechen und abreisen, um so mehr, als ich — seine Frau — gern heimkehren wollte. Die Audienz wurde bewilligt und wir erhielten noch am selben Tage eine Einladung zum Großvezier für den nächsten Vormittag 11 Uhr zum Essen. Eine Stunde vorher stellten sich als Ehrengeleit eine Anzahl Soldaten, vom Großvezier gesandt, ein. Wir bestiegen unsere Thiere, ich ganz vermummt wie eine Araberin, d. h. mit weißem Burnus mit der Kapuze und einem weißen Musselin-Shawl über Nase und Mund, so daß nur die Augen frei blieben, die dann aber von ihrem Recht, sich umzuschauen, den ausgiebigsten Gebrauch machten. Nach ¾stündigem Ritt hielten wir vor einem großen Gebäude, wenn man hohe glatte Mauern so nennen kann. Durch eine schmale Pforte, die hinter uns sofort geschlossen wurde, schlüpften wir in das Haus. Durch Kreuz- und Quergänge gelangten wir in den Patio, d. h. den großen Lichthof im Innern des Hauses. Der Großvezier trat uns entgegen, ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart, schönen durchgeistigten Zügen und wunderbar feinen, zartgeformten Händen, eine Schönheit, die man öfters an vornehmen Arabern bewundern kann. Er begrüßte mich nach meinem Gatten, wie Jemand, der gewöhnt ist, mit Europäern zu verkehren, und vielleicht doch eine Ahnung hat, daß die europäische Frau nicht ganz so tief in der Achtung des anderen Geschlechtes steht, wie bei den Arabern. Zwei kleine Sklavinnen erhielten den Befehl, mich zu führen, und im nächsten Augenblick befand ich mich zum ersten Mal in einem Harem. Man schien die Vorbereitungen für den erwarteten Besuch soeben vollendet zu haben. Ein Teppich, den wir Europäer entschieden mit „altmodisch" bezeichnen würden, schwarzer Grund mit rosa Rosen, der jedoch in den Augen der Araber den Vorzug hatte, europäisch zu sein, bedeckte den Boden, auf dem die Beherrscherin dieser Räume kauerte und mich neugierig anblickte. Ich ließ mich aus meiner Vermummung herausschälen, begrüßte meine Gastgeberin und überreichte ihr das Geschenk, das bei solchen Besuchen erwartet wird, einen elegant ausgestatteten Carton mit feinen Seifen und Parfüm. Sie nahm das Geschenk huldvollst entgegen, probirte die Seife mit den Fingernägeln, wobei sie bemerkte: Die wäre gut, die gefiele ihr. Dann bat sie mich auf dem Teppich neben sich Platz zu nehmen. Nun sah ich sie und ihre Umgebung mir genauer an. Das Zimmer, ein länglicher Raum, der nur eine Ausgangsthüre nach dem Patio hatte, machte auf mich den Eindruck eines unaufgeräumten Restaurationszimmers, wie man es zuweilen in frühen Morgenstunden beim Vorüberfahren sieht. An jedem Ende der Schmalseite des Zimmers stand ein großer, die ganze Wand einnehmender Tisch, auf welchem europäische Rohrstühle umgestülpt waren. Es waren Dinge, deren Gebrauch man hier augenscheinlich nicht kannte und die vielleicht nur dorthin gebracht waren, um mein europäisches Auge zu erfreuen. Ferner standen Samowars in allen Größen und in den verschiedensten Metallen herum. Die Wände waren kahl und schmucklos, wie es die Religion vorschreibt. Meine Araberin selbst zählte vielleicht 17 Jahre und hatte ein scharf ausgeprägtes Gesicht mit etwas vorstehenden Backenknochen und lebhaften schwarzen Augen. Ihre Kleidung bestand aus einer Menge hemdartiger Gewänder, die, alle übereinandergezogen, beim Aufschlagen des weiten Aermels die verschiedensten Farben in Atlas sehen ließen. Zuletzt kam ein silberdurchwirktes Ueberkleid zum Vorschein. Hand- und Fußgelenk zeigten breite Goldspangen und ein diademartiges Band schmückte die Stirne. Unsere Unterhaltung leitete die Favorite des Großveziers genau wie andere Evastöchter mit der Frage nach der Toilette ein. Ich trug ein schwarzes Spitzenkleid, welches das Naturkind sofort prüfend zwischen zwei Finger nahm. „Der Stoff ist hübsch, aber die Farbe!" meinte sie. Schwarz ist für den Araber eine ominöse Farbe, die auf seiner Farbenscala gar nicht vertreten ist. Die Kenntniß der arabischen Sprache erleichterte mir die Unterhaltung sehr, da man sonst füglich auf Pantomimen angewiesen gewesen wäre. Sie gab ihrem Erstaunen Ausdruck, mich arabisch reden zu hören, und sagte zu mir vertraulich: „Höre mal, ich möchte Deinen Mann sehen." Sie schlich sich leise zu den Flügelthüren und schaute mit begreiflicher Neugier durch eine schmale Spalte. „Das ist er?" wandte sie sich zu mir. „Ach, den liebe ich!" Als man der Araberin ihr Baby, das von der Amme beaufsichtigt und in einiger Entfernung spielte, zutrug, zeigte sie es mir voll Stolz. Auf ihre Frage nach meinem Kinde erzählte ich ihr, daß die Kleine in Mogador sei, da ich sie nicht den Strapazen der Reise habe aussetzen wollen. Doch da stieß ich auf völligen Mangel an Verständniß. Es schien, als ob sie nicht begreifen konnte, daß eine Mutter an einem anderen Ort sei, als ihr Kind. Ob sie eine solche Handlung für sehr lieblos hielt, oder ob sie an der Wahrheit meiner Mittheilungen zweifelte, habe ich nicht ergründen können; sie blieb bei denselben Fragen über das Kind. Nun wurde das Frühstück aufgetragen. Es gab Huhn mit Reis, Hammelfleisch mit grünen Bohnen und ähnliche Genüsse. Sie lehrte mich, wie man zierlich mit einem Stückchen Brod das mundrecht geschnittene Fleisch, Gemüse ꝛc. aus der gemeinsamen Schüssel holt und zum Munde führt. Nach verschiedenen weiteren Gängen und nachdem die kleinen Sklavinnen uns eine Waschschüssel, Seife und Tücher gereicht hatten, kam der Thee. In dem Zimmer, in welchem wir, auf dem Boden sitzend, allein gespeist hatten, fanden sich noch mehrere Halbfrauen des Harems ein, die nicht auf, sondern nur am Rande des Teppichs Platz nehmen durften. Die Herrin selbst reichte jeder eine Tasse Thee. Indessen war die Zeit zum Aufbruch gekommen. Ich mußte mir die Vermummung wieder gefallen lassen und verabschiedete mich. Als wir an den weißen Mauern vorüber ritten, in denen so viel Jugend und Schönheit wie vergraben weilt, drängten sich mir Reflexionen über die Stellung der orientalischen Frau auf und ich stellte Vergleiche an. Dabei kam mir immer eine Frage, die doch den eigentlichen Kern des Lebens bildet: Wer ist glücklicher, die civilisirte, oder die uncivilisirte Frau? Die Frau, die ihr Glück sucht, oder jene, die ihr Unglück nicht kennt?

Bücherbesprechungen.

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. 7. Lieferung. ℳ 3,60. Heidelberg 1900. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — Die eben zur Ausgabe gelangte siebente Lieferung des Hegelbandes aus Kuno Fischer's Geschichte der neueren Philosophie schließt die Darlegung der Hegel'schen Aesthetik ab und bespricht dann Hegel's Religionsphilosophie. Oft und nicht mit Unrecht hat man gerade diesen beiden Disciplinen der Hegel'schen Philosophie den Vorwurf gemacht, daß darin zu viel construirt werde, daß der Philosoph hier hinein- und herausarbeite — mit der ihm zu Gebote stehenden kunstvollen Dialektik, was ihm aus System- oder Parteirücksichten wünschenswerth sei. Aber wenn man selbst zugestehen wollte, daß Hegel die Dinge zuweilen gewaltsam ordnet, so bleibt er doch berghoch erhaben über jene Spruch- und Essay-Aesthetiker oder Religionsbetrachter, deren Methode nur darum nichts in bestimmte Formen zwängt, weil ihre Urheber zu einer festen Stellung zu den Problemen überhaupt niemals gelangt sind. Ist Hegel ein stolzer Strom, der gelegentlich Felsen fortreißt und Dämme überfluthet, so sind manche seiner Feuilletongegner kaum mehr als Verspritzer ätzender Tropfen: sie tragen nichts und fördern Niemand; ihre Daseinsspuren sind einzelne benagte Begriffe fremder Provenienz. Es ist ja gewiß bequemer, in kurzen Schlagworten zu „philosophiren" als mit angestrengter Denkarbeit ein System zu umfassen; aber es bleibt doch auch ein unendlich fruchtbareres Thun, wenn sich Jemand die Gründe und Consequenzen wichtiger

Gedanken möglichst allseitig klar macht. Es gewinnt der Betrachter nur auf die letztere Weise einen Standpunkt, der ihm ruhigen Ueberblick ermöglicht. An zwei Stellen in der vorliegenden Lieferung deutet Fischer von seinem Thema aus auf actuelle Erscheinungen hin. „An dem Widerspruch zwischen der katholischen Religion und dem Staate und an der herrschenden Bewußtlosigkeit desselben leidet unsere Zeit" hat Hegel geschrieben. Sein gewiß nicht voreingenommener Interpret illustrirt diesen Satz mit dem Hinweis auf den Bonner Katholikentag, wo ein Kreuzzug gegen das protestantische Deutschland gepredigt ward (S. 967). Wenige Seiten weiter erklärt Fischer aus der chinesischen Weltanschauung heraus, was uns im Verlauf der gegenwärtigen Wirren des Ostens am befremdlichsten ist (S. 974). Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht gestattet, auf ein Werk über die idealste Seite des Chinesenthums hinzuweisen, das unverdient wenig gekannt ist: Lao-Tse Tao-Te-King von R. v. Plaenckner (Brockhaus 1870). — Daß bei Kuno Fischer auch die neue Lieferung all' die glänzenden Vorzüge ihres Urhebers zeigt, ist selbstverständlich. Nur auf die Art sei hingewiesen, wie Schleiermacher's Standpunkt (die Betonung des Gefühlsmäßigen in der Religion) gegen Hegel vertheidigt wird (Seite 953), und auf den schönen Satz: „Es kann kein Irrwahn thörichter sein, als die Meinung, daß die Religion dem Denken nachtheilig sei." Dr. Grimm.

— Der Stuhlrichter. Ungarischer Volksroman aus der Periode vor dem Jahre 1867. Von Ernst Kohlmünzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1900. (226 S., Preis 2,50 ℳ ungeb.) — Der Verfasser will hoffentlich in seinem Stuhlrichter nicht alle Stuhlrichter Ungarns getroffen haben, denn so zerrüttet, wie in diesem Roman, sind die Rechtsverhältnisse der Ungarn denn doch nicht, auch vor 1867 nicht gewesen. Daß einzelne besonders trübe Bilder sich zeigen, hat die allerneueste Zeit ja auch gelehrt. Dürfte aber Aehnliches nicht auch in noch mehr cultivirten Staaten vorkommen? Gewiß. Abgesehen auch von dem „etwas sehr" wüsten und sinnlichen Helden, hat mich dieser Roman keineswegs anzuziehen und zu erwärmen vermocht; ganz laienhaft ist namentlich der Schluß. Die Erzählungsart ist theilweise zwar recht frisch und flott, verliert aber, wenn man den geistigen Inhalt der Dialoge mit der socialen Stellung der Handelnden in Einklang zu bringen versucht. Am treuesten bleibt sich noch der Titelheld bis zum Schluß. So wie aber der Zigeuner Ferencz denkt und spricht, denkt und spricht kein Zigeuner vom Schlage dieses Ferencz, und wenn Ilka auch die Tochter eines magyarischen Edelmannes ist, so kann sie Kohlmünzer doch nicht in die ummünzen, in die er sie gewandelt hat, denn sie ist als Säugling zu den ungebildetsten Zigeunern gekommen und von diesen erzogen worden, hat also keineswegs einen geistigen und sittlichen Fonds damals mitbringen können, der zu einer selbständigen Weiterentwickelung hätte führen mögen. Von all' diesen und anderen Schwächen abgesehen, muß ich den Hrn. Verfasser besonders aber darauf aufmerksam machen, daß er entweder ganz reines Deutsch dem deutschen Lesepublicum bieten soll, oder ganz reinen Zigeunerjargon. „Bei" statt „zu" Hause sein ist ebenso falsch wie unschön und — — österreichisch. Andere Verfehlungen sind „der Kerle" (S. 18), „er war völlig alle" (S. 18); man bedarf nicht eine, sondern einer Stärkung (S. 63) und man sagt: befiehl ihnen, nicht befehle ihnen (S. 75) ꝛc. Gern möchte ich auch wissen, wie man Jemand „ohne Weiteres" seinen besseren gesellschaftlichen Stand ansehen kann (S. 48) und wie ein „unsinniger Filzhut" aussieht (S. 52). Merkwürdig klingt auch „seit ich weiß" statt „seit ich denken kann" (S. 153). Wozu auch die vielen Fremdwörter, wie z. B. „prägnant orientalischer Typus" (S. 112) und viele andere? Gut ist's, daß er eine Magyarin von der „glänzenden vaterländischen Geschichte" der Magyaren reden läßt, der darf man's wenigstens nicht übel nehmen, wenn sie an eine solche glaubt. Der Hr. Verfasser kennt hoffentlich die magyarische Geschichte besser, als die magyarischen Rechts- und Richterverhältnisse. Siegfried Moltke.

— Der Fremde. Ein Schelmenspiel in einem Aufzuge von Fritz Lienhard. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. — Dieses Stück ist schon bei der Aufführung besprochen worden. Doch mag die Buchausgabe noch zu einigen Bemerkungen Anlaß geben, die das früher Gesagte ergänzen sollen, da es sich um ein Stück und einen Verfasser handelt, der Beachtung verdient. Nimmt man den kleinen Einacter für sich, der sich wie ein Abschnitzel von der Hobelbank ausnimmt, auf der ein größeres Till Eulenspiegel-Drama gearbeitet worden ist, so mag man das Ganze freilich etwas leicht finden. Doch weist es Spuren eines kräftigen Talents auf, das sich auf rechter Bahn befindet, und von dem Wirrwarr und den Irrgängen der zeitgenössischen Dramatik nichts wissen will. Sieht man aber näher zu — das große Publicum im Theater wird das freilich nicht thun —, so entdeckt man hübsche Gleise, die weiter zu befahren sind. Der Eulenspiegelstoff — wir wissen augenblicklich nicht, wer das gesagt hat, doch ist es irgendwo ausgesprochen worden — bietet dem schaffenden Dichter, auch dem Dramatiker viel und er ist noch nicht genügend ausgebeutet worden. Er gleicht einem Schacht, aus dem das Gold erst noch hervorgeholt werden muß, freilich geläutert von den Schlacken, in die es das mittelalterliche Volksbuch gehüllt hat. Etwas derartiges hat Lienhard in seinem „Fremden" — das größere Till Eulenspiegel-Drama kennen wir nicht — gethan und das muß man ihm Dank wissen. Der altdeutsche Humor ist so unvergänglich, daß er die eigene Zeit überdauert hat und auch heute noch jung ist, und in seiner Pflege ist ein Heilmittel gefunden gegen mancherlei Schäden in unserer Zeit auch auf dem Gebiet der Dichtung. Es berührt eigenthümlich, daß diese Heimathkunst, wie man sie genannt hat, dieses Frühlingswehen eines neuen Geistes diesmal — Lienhard ist so viel wir wissen Straßburger — aus dem Elsaß herüberkommt, das durch so viele Fäden mit der deutschen Vergangenheit verknüpft ist. Will sich das Reichsland für so Vieles, was es von Altdeutschland empfangen hat, erkenntlich erweisen und bricht sich dort auch die Erkenntniß einer neuen Zeit Bahn, die mit dem alten Schlechten, hier dem Verdorbenen auf literarischem Gebiet nichts mehr zu thun haben will? J. R.

— Der Volkskönig. Drei deutsche Märchen von Hermann Rollau. In elegantem Einband mit secessionistischer Umschlagzeichnung und reichem Buchschmuck von J. Clauß. Leipzig, Verlag von Richard Wöpke. Preis 1 ℳ 50 ₰. Liebhaberausgabe auf echtem Japanpapier 6 ℳ. — Die drei symbolistisch-allegorischen Märchen dieses prunkvoll ausgestatteten Büchleins bewegen sich in jenem Halbdunkel der Sprache, das zum Theil wie kindisches Lallen anmuthet, zum Theil durch seine gesuchte Geistreichelei zum Lachen reizt. „So schien es ihm einzig gut, ohne Schmerz die Zusammenhänge seines Lebens zu zerstören" (S. 69). „Mit großen Augen schaute der Prinz den Sturm, in seinem Inneren aber fühlte er ein Sterben seiner Seelenblüthen" (S. 72). „Der König küßte die Königin, und sie beschenkten einander mit den neuerrungenen Tiefen ihrer Seelen" (S. 84). Kinder wissen mit solcher Art von Märchen gar Nichts anzufangen, sehr viele Erwachsene, zu denen wir mit gehören, ebenso wenig. Die Bilder wetteifern an Sonderbarkeit mit dem Text. Welcher Zusammenhang zwischen beiden bestehe, ist uns vielfach verborgen geblieben. Die Leute, die für solch ein Werk 6 ℳ ausgeben mögen, müssen eine geistige Constitution haben, für die es uns an jeglichem Maßstabe fehlt. R. B.

— Französisches Uebungsbuch für die Mittelstufe im Anschluß an das Lesebuch von Max Johannesson. Erster Theil: Formenlehre. Zweiter Teil: Uebungsstoff. Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn. — Ueber die Formenlehre selbst, die im Ganzen vollständig und fehlerfrei ist, ist nichts zu bemerken. Es kann sich nur um die Grundsätze handeln, die den Verfasser bei seiner Bearbeitung geleitet haben. Es liegen zwei Bücher vor, was von der alten Methode, Theorie und praktischen Lehrgang in einander zu verflechten, abweicht. Die grammatische Regel ohne Anwendung ist, namentlich auf dieser Stufe, bedeutungslos und leblos und vermag nur vermittelst der Anschauung in geeigneten Sätzen Leben und Bedeutung zu erhalten. Der Verfasser hält auch die Ansicht, daß das Studium der Grammatik sich fortwährend praktischen Uebungen anlehnen müsse, selbst für richtig, wie der zweite Theil beweist. Aber die methodische Anordnung einer Grammatik nach ihren Bestandtheilen und die methodische Einrichtung des Uebungsbuches sind ganz verschiedene Dinge. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 12. Dienstag, den 29. Januar, Abends. 1901.

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

I. Ein erster Einblick in die Herrlichkeiten, aber auch die Schwierigkeiten des brasilianischen Südens.

Die Jahre 1825 bis 1827 sind die Geburtsjahre des Deutschthums in Brasilien. Es wurden damals auf Veranlassung Kaiser Pedro's I. nach einander die 3 Colonien Saõ Leopoldo, Torres und Tres Forquilhas angelegt. Insolgedessen verdienen die Niederlassungen unserer dortigen Landsleute, die an sich schon durch günstiges Klima und Boden, Kopfzahl und blühende Verhältnisse unter den überseeischen Pflanzstätten unseres Volkes an erster Stelle stehen, als Jubilare in der Gegenwart noch besondere Beachtung. Dies war der Grund, daß ich einen kleinen Vorstoß dorthin zu unternehmen beschloß. Der Dampfer „Paranaguá“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welcher alle 14 Tage mit Umgehung von Rio de Janeiro eine directe Verbindung nach dem Süden des brasilianischen Staates unterhält, trug mich und meine Gattin am 14. Juli 1900 davon. In ruhiger Fahrt, wie es in diesen Breiten das Gewöhnliche ist, überquerten wir den breiten Wasserstreifen des Atlantischen Oceans und hatten bereits am 14. August einen Punkt erreicht, der den ersten Vorgeschmack südbrasilianischer Naturfülle gewährte.

Wir lagen vor dem breiten Eingang in die Bai von Paranaguá, den Hafengewässern der westlich sich anschließenden Provinz Paraná. Der Tag graute nur eben erst und auf dem kleinen Leuchtthurm, der unweit seitwärts von unserem Dampfer ein einsames Eiland krönte, brannte noch ein trübes Lichtchen — übrigens eine Seltenheit an einer Küste wie der brasilianischen, wo nach der Aussage unseres Capitäns häufig an den gefährlichsten Stellen durch die Sorglosigkeit oder Verschlafenheit der trägen Wächter die Leuchtfeuer Abends überhaupt nicht angezündet werden. Indeß schon im fahlen Dämmerschein überkam die Seele eine Ahnung von der Pracht, die uns mit Augen zu schauen beschieden sein sollte. Kleine bergige, mit dem dichtesten Buschwald, aus welchem sich überall noch zierliche Palmenkronen zur freien Himmelsluft emporrangen, geschmückte Inseln schwebten, wohin man auch blickte, gleich schwimmenden Bouquets über der noch nachtdunklen Meeresfluth, aus der Tiefe der weiten Bucht aber, in welche das Auge neugierig einzudringen versuchte, tauchten die riesigen Linien himmelhoher Gebirge auf, deren Leiber selbst noch von wallenden Morgennebeln verhüllt wurden. Zauberhaft rasch, wie allenthalben in den tropischen Gegenden, war es darnach Tag geworden. Gleichzeitig erschien der erwartete Lotse und führte uns in die Bai selbst hinein. Dabei hatte ich das Gefühl, als ob mehr und mehr ein Vorhang sich von einem kostbaren Gemälde höbe. Immer weiter vermochte der Blick über die ausgedehnte, im ersten Sonnenstrahl silbern schimmernde Wasserfläche zu schweifen, immer tiefer in die stillen, dampfenden Urwaldsthäler einzudringen, die sich nach den verschiedensten Seiten hin aufthaten. Zugleich nahm der stolze Bergkranz ringsum greifbarere Gestalt an. Deutlich unterschied man bald ein dunkelbewaldetes Mittelgebirge, welches im Vordergrund in sanfteren Formen den binnenseeartigen Meerbusen gegen das Festland hin im Halbkreis umschloß, von einer dahinter aufgebauten, vielzackigen Hochgebirgskette, der sogenannten „Serra do mar“ — überall im Lande kurzweg „die Serra“ geheißen —, welche wie eine gigantische graue Mauer die Welt gegen Westen abzuschließen schien. Letzteres ist übrigens, um dies gleich an dieser Stelle zu bemerken, keineswegs der Fall, es führt vielmehr über jene scheinbar unersteigliche Naturmauer eine durch deutsche Ingenieure erbaute Eisenbahn vom Ufer der Bucht von Paranaguá ins Hinterland, genauer bis zu der rund 1000 m über dem Meere sehr gesund gelegenen Hauptstadt des ganzen Staates Paraná, Curitiba, in welcher es, beiläufig bemerkt, an Deutschen keineswegs fehlt, wie denn in der Nähe auch einzelne deutsche Colonien zu finden sind, obwohl im Allgemeinen, wie vielfach bekannt, in der Provinz Paraná sich mehr die Polen häuslich eingerichtet haben, welche daselbst, wie gleichfalls bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen, sogar eine Art Neupolen zu begründen hoffen, eine Idee, deren Verwirklichung allerdings schon die ganz unglaubliche notorische Eifersucht der Luso-Brasilianer zu verhindern wissen wird. Die ebengedachte Bahn ist, wie begreiflich, eine Bergbahn und zwar, wie man wenigstens behauptet, eine solche, die betreffs der Kühnheit der Anlage selbst die gefeiertsten Schienenwege unserer Alpen in Schatten stellt. Lange läuft sie an furchtbar steilen Felswänden und über schwindelerregenden Tiefen hin, ehe sie die Hochebene erreicht, zu welcher sich „die Serra“, die ein sogenanntes Randgebirge vorstellt, landeinwärts verflacht. Gern hätte ich diese merkwürdige Linie befahren, wenn es der kurze Aufenthalt unseres Schiffes gestattet hätte. Indeß, wie man bereits ahnen wird, gab es hier auch in der Tiefe vollauf zu sehen. Mehrere Meilen weit rückte unser Fahrzeug in der herrlichen Bai westwärts vor, dabei neben den großartigen Fernsichten auch die entzückendsten Einzelheiten bringend. Zahlreiche weiße Segel blähten sich auf niedlichen Seglern, Canoes, je aus einem ungeschlachten Urwaldsstamm gehauen, schossen pfeilschnell, von schwarzen Händen gerudert, über die stillen Fluthen, am Ufer aber stürzten hier grellroth gefärbte, von Schlingpflanzen überwucherte Felswände ins Wasser nieder, während dort auf sanfterem Vorlande freundliche kleine Hüttchen vereinzelt im Schatten von breitblättrigen Bananen und hochstrebenden Palmen standen. Schließlich wurde, ziemlich entfernt, im Hintergrund einer Seitenbucht, in welche ein Fluß mündete, ein ganzes weißschimmerndes Städtchen, natürlich mit der schier unvermeidlichen zweithürmigen brasilianischen Kirche versehen, bemerklich. Dies war Paranaguá, welches der ganzen Bai und — wie man erkennen wird — auch unserem wackeren Schifflein den Namen gab. An dieser Stelle warfen wir Anker und sahen uns alsbald von dem mit einer Landung unter südlich lebhaften Völkern stets verbundenen bunten Leben und Treiben umgeben. Unter den zahlreichen Fahrzeugen, welche jetzt heranschwammen, erregten besonderes Interesse einige große, grellroth angestrichene Kähne, „Leichterboote“ unserer Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welche erst vor Kurzem aus dem fernen Europa nach Paranaguá im Schlepptau eines Dampfers — eine gewiß nicht ungefährliche Beförderungsweise bei einer so ungeheuren Meeresfläche — gekommen waren. Sie wurden auch jetzt zu uns heran von einem kleinen Petroleummotor gezogen. Letzterer Umstand brachte mir die ersehnte Gelegenheit, den Fuß an das so verlockend sich darstellende Land zu setzen. Unser freundlicher Capitän lud mich ein, sammt ihm den kleinen Schlepper bei dessen Rückkehr nach der Stadt zu benutzen. Die mehr als eine halbe Stunde in Anspruch nehmende Fahrt bot an sich schon Bemerkenswerthes. Nachdem wir die vielfach von Untiefen durchsetzte und darum mit Schiffszeichen in Gestalt roher Holzkreuze versehene Bai überquert, bogen wir in die schon erwähnte breite Flußmündung ein. Dieselbe wurde, ganz ähnlich wie ich es in Kamerun gesehen, von dichten, wirren Beständen hellbelaubter Mangroven mit hohen, schlammtriefenden Stelzen-Luftwurzeln ge-

säumt, durch welche sich wieder kleinere Canäle, in Afrika Kreeks genannt, hindurchzogen. An einer Stelle des Ufers, wo diese schwammige Beschaffenheit des Bodens festerem Erdreich Platz machte, trafen wir endlich auf das genannte Städtchen. Dasselbe machte im Allgemeinen einen recht todten Eindruck, was um so weniger Wunder nehmen wird, wenn man bedenkt, daß es daselbst — um den Vergleich mit Afrika vollberechtigt werden zu lassen — wenigstens im gluthheißen Sommer auch an Malaria nicht fehlen soll. Aus den Fensteröffnungen der kleinen, einfachen Häuschen, die rechts und links an den holprigen Straßen standen, lugten fast ausnahmslos schwarze oder doch tiefbraune und gelbe Gesichter und oben darüber auf den Dachfirsten hockten in langer Reihe gleichfalls Schwarze, nämlich die in ihrem Thun wohl nützlichen, sonst jedoch unheimlichen brasilianischen Aasgeier. Ein Neger war selbst der übrigens ganz muntre und zuthuliche Wirth des ersten Gasthauses im Orte, des an sich ganz erträglichen „Hotels Tristan“, von dessen Veranda aus man auch einen recht hübschen Blick auf die Mangrovewälder am Flusse, der dort stets dicht mit zierlichen Segelyachten bedeckt zu sein pflegt, sowie auf die blauen Berge fern im Süden, gegen die Provinz Santa Katharina hin, genießt. Unter so bewandten Umständen war es nur erklärlich, daß sich die junge Frau des deutschen Consuls Schmidt, eine lebhafte Hamburgerin, die uns mit ihrem Manne am Abende an Bord besuchte, in Paranaguá wenig wohlbefand. Und doch bietet dieses einen Genuß, wie man ihn, nach meiner Erfahrung wenigstens, kaum zum zweiten Male auf Erden haben kann. Unmittelbar hinter dem kleinen Orte dehnt sich bis zum Rand der Bai eine Art stundenlanger Urwald aus, den man ein einziges großes Treibhaus nennen könnte, so fremdartig, so überschießend, so wahrhaft ungeheuerlich, was die daselbst zu Tage tretende Triebkraft der Natur anbelangt, ist auf diesem wunderbaren Fleck Erde die Pflanzenwelt, obwohl man doch hier genau genommen, die eigentlichen Tropen bereits im Rücken hat. Mit einem Beamten der Dampfschiffsagentur, einem freundlichen Franzosen, der schon lange im Lande lebt, als Führer, bog ich in dies südamerikanische Paradies ein. Alsbald engten hohe, grüne, undurchdringliche Naturmauern den sandigen Pfad rechts und links ein. Palmen der verschiedensten Art, Kaffeestauden, Baumfarren, Grasbäume, Orangen, Lorbeeren, Feigen, Gummibäume, Bambusrohr, Ricinus u. s. w. und die verschiedenartigsten brasilianischen Laubhölzer, dazu auch eine Anzahl der majestätischen, zwar steifen, indeß doch so originellen Araukarien (Araucar. brasil.), von den Einheimischen bezeichnend „Leuchter“ oder „Kandelaberpinien“ genannt, standen bunt durch einander, unbeschadet ihrer außerordentlichen Ueppigkeit noch von endlos langen, seilartigen Lianen und Schlingpflanzen mit den seltsamsten grell bunten und betäubend duftenden Blüthen umwoben und verschlungen. Im Unterholz wucherten dazu die seltensten Gewürz- und Arzneipflanzen, wie Vanille, Sassaparille, Anis, Nux vomica, Muskatnuß, Pfeffer u. a. Einmal hatte sich diese ganze unbändige Blattwelt sogar über den Weg hinweg die Hand gereicht, so daß man wie durch eine Ehrenpforte oder durch einen Tunnel hindurchging. Das Alles hatten wir nun zwar ähnlich bereits auf dem ersten Stück Brasiliens, das wir früher im Norden berührten, in Capedello, zu sehen bekommen. Was aber hier noch besonders auffiel und was ich weder bei letztgedachtem Orte noch sonstwo in Südamerika wiedergefunden, das war das ganz unbeschreibliche Schmarotzerwachsthum, welches sich auf den genannten herrlichen Vertretern des Tropenwaldes noch außerdem und in unglaublichster Weise geltend machte. Nicht nur am eigentlichen Stamme, sondern selbst noch an den dünnsten Aesten und Zweigen, von unten, bei der Wurzel, bis hoch hinauf in die obersten und äußersten Spitzen trat dasselbe dem staunenden Blicke entgegen. Nicht wenige der kräftigen Bäume erschienen derartig von den ungebetenen und aufdringlichen Gästen überzogen und umhüllt, daß man nicht mehr recht erkennen konnte, welcher Gattung sie eigentlich angehörten. Sie waren von selbständigen Bewohnern des Erdreichs zu einer Art Gartenbeet, vom Selbstzweck so zu sagen zum Mittel zum Zweck herabgesunken. Und nicht nur die Menge, mit der diese Schmarotzer auftreten, auch ihre Verschiedenartigkeit mußte fesseln. Da gab es nicht allein die dickbuschigen, hellgrünen, in Südamerika überhaupt sehr häufigen Bromelien und verschiedene blühende Orchideenarten (Katleyas namentlich). Nein, auch Gewächse, die sonst fest am Boden kleben und keinerlei Kletterneigung verrathen, ja selbst solche, die meist nur in Sümpfen gedeihen, wie die saftigen Arumpflanzen, sah man hier der Mutter Erde, ihrem gewöhnlichen Nährboden, untreu werden und sich kühn in die Lüfte schwingen. Verschiedene Cactusarten, das breitblättrige Phylodendron, die bei uns in den Zimmern gezogene Calla, den „Aronsstab“ mit der so ins Auge fallenden großen weißen Düten-Blume, u. a. entdeckte man hoch über dem Haupte wie in einer Art schwebender Gärten. In der That war in diesem merkwürdigen Elysium die horizontale Richtung, welche sonst die Natur für die große Schaar der Pfleglinge Flora's vorgeschrieben, schon mehr zu einer verticalen verkehrt. Das Schauspiel wirkte wunderbar überraschend. Wenn es wahr ist, daß schon ein Tropenurwald überhaupt nicht beschrieben werden kann, sondern gesehen werden muß, so gilt dies von dem Naturpark bei Paranaguá ganz besonders. Er überbietet mit seiner ungeheuerlichen Wucherung die kühnste Phantasie, er zwingt den Berichterstatter, die Feder niederzulegen. Wie man sich denken kann, kommt aber bei dieser so zu sagen potenzirten Tropenwildniß auch das Wort, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, doppelt zur Geltung. In jenem natürlichen Treibhause herrschte, verstärkt durch die betäubenden Düfte, die überall ausströmten, eine wahre, den Athem hemmende Stickluft und die Beine wurden uns je länger je mehr derartig bleiern schwer, daß wir uns nur noch mühsam vorwärts zu bewegen vermochten. So hob sich denn unwillkürlich unsere Brust hoch, als wir nach etwa 1½stündiger Wanderung wieder in freieres Terrain heraustraten. Wir hatten damit zugleich einen weiteren überraschenden Punkt erreicht. Auf der rasigen Fläche, die sich hier am geschilderten Wunderwald hinzog, hatte sich eine kleine Colonie, bestehend aus etwa einem Dutzend winziger Neger- und Mulattenhütten, angesiedelt, die von früchtebeladenen Kaffeestauden und weißblühenden Orangebäumen beschattet wurden. In der Mitte des Dörfchens stand ein schlichtes, weißgetünchtes Kirchlein. Vor diesem wieder ragten vier Palmen (Oreodox. reg.) von einer Höhe und einer Mächtigkeit des Stammes in die Lüfte, wie ich sie nirgends wieder gesehen. Dichte Hecken von Lorbeeren, Myrthen und anderem niedrigen Gestrüpp, über welche zahllose Cannas (Canna indica), die überall in Brasilien wild wachsen, mit ihren feuerfarbenen Blüthen einen rothen Schimmer ausgossen, umgaben die alten, ehrwürdigen Tropenriesen wie mit einem Ehrenkranze. Von diesem kostbaren Plätzchen fiel das Erdreich steil zur Bucht ab und es ergab sich eine Ausschau von ungeahntem Reiz. Das trunkene Auge schweifte über die in dieser Gegend unbelebte, feierlich stille, tiefblaue Wasserfläche, die jenseits von den hohen, dunklen Urwaldsbergen abgeschlossen wurde. Ahnungsvoll zogen sich in den Schooß dieser letzteren vielfach noch tiefe, schluchtartige Gründe hinein, die in nicht wenig Fällen wohl noch kaum eines Sterblichen Fuß entweiht hatte. Es war ein fremdartiges und doch zugleich auch wieder heimathlich anmuthendes, an unsere schöne Alpenwelt gemahnendes Panorama, wie denn in der That auch der gleichfalls in meiner Gesellschaft sich befindende Schiffsarzt von der „Paranaguá“ die Aeußerung that, daß er sich lebhaft an den berühmten Walchensee in Bayern erinnert fühle. Sicher bleibt aber dies Eine, daß es ein stimmungsvolleres Bild, wie jene vier Riesenpalmen mit dem kleinen Kapellchen in der Mitte und dem weiten Seebecken sammt den hohen Bergen davor, auf Erden nicht geben dürfte, und ich begreife nunmehr wohl, daß ein Sachse — Dr. Julius Platzmann — im Jahre 1872 ein ganzes Buch (Leipzig, bei B. G. Teubner) nur über die Bai von Paranaguá herauszugeben vermochte. In der That, als bald nach meinem Spaziergang unser Schiff wieder davon dampfte und von Neuem nichts als die unermeßliche, öde Meeresfläche uns umgab, da war es mir, als habe ich nur einen schönen Traum geträumt oder als sei mit unserem Austritt aus dem engen Mund der unvergleichlichen Bucht ein Feengarten hinter uns versunken. Du vielgerühmte Bai von Neapel, was bist du gegen deine ferne Nebenbuhlerin, die Bai von Paranaguá! Sie wird mit ihrer verborgenen Pracht vor meinem geistigen Auge stehen bleiben, so lange ich lebe. — Wir waren spät Nachmittags von Paranaguá weggegangen. Schon in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages hatten wir ein weiteres Ziel erreicht. Indeß das Bild, das sich uns jetzt nach einer guten Nacht im ersten Dämmerscheine bot, war ein wesentlich anderes, wenngleich kaum weniger fesselndes als das wir Tags zuvor bewundert. Hinter uns, gegen Norden, lag auf einem felsigen Vorsprung ein kleines Fort, welches eine enge, von einer langgestreckten, sandigen Landzunge gebildete Wasserstraße beherrschte, und welches bei unserem Erscheinen auch einen donnernden Salutschuß abgefeuert hatte. Vorwärts dehnte sich eine weite, binnenseeartige Meeresfläche aus, die Straße von Santa Katharina, welche die gleichnamige Insel

von dem Festland, der dieselbe Bezeichnung tragenden Provinz Brasiliens, trennt. Verschiedene kleinere Eilande schmückten den stillen Wasserspiegel, insgesammt hoch aufgebaut und vom felsigen Fuß bis zum Gipfel hinauf in das dichteste Buschkleid gehüllt, aus dem auch hier überall stolze Palmenkronen malerisch noch höher emporragten. Gegen Westen aber bildete den Rand der schönen Meerenge das schon erwähnte Festland, welches sich als ein hoch aufragender, steil zum Wasser niederfallender, gleichfalls mit Wald bedeckter, ernst erhabener Naturwall darstellte. Menschliche und zwar deutsche Hand hatte indeß hier bereits die jungfräuliche Wildniß angetastet. Tief unten am Fuß der mächtigen Bergmauer, wie schutzsuchend an diese angeschmiegt, wurde, nur einige tausend Meter von unserem Ankerplatz entfernt, ein Dutzend niedlicher Häuser mit einem schlichten Kirchlein bemerkbar. Dies war die erste deutsche Colonie Brasiliens, die in unseren Gesichtskreis trat, das Dörfchen Saõ Miguel. Für mein Leben gern hätte ich, wie man sich denken kann, demselben einen Besuch abgestattet, allein es waren leider keine Boote vorhanden und dies aus einem ganz besonderen Grunde. Es war nämlich an dem Punkte, wo wir uns mit unserem Dampfer festgelegt hatten, ein Hafenplatz gar nicht vorhanden. Ein solcher, die Hauptstadt der Insel Santa Catharina, Desterro, neuerdings mit dem voller tönenden Namen Florianopolis belegt, lag noch ganze 16 km von uns, weiter südwärts in der Meerenge. Deutlich vermochten wir von Bord aus mit bewaffnetem Auge die amphitheatralisch an einem bewachsenen Hange gelagerte Häusermasse desselben zu erkennen. Indeß das Fahrwasser bis dahin war dermaßen wenig tief, daß wir mit unserem Dampfer nicht näher zu kommen wagen durften. Erst im nächsten Jahre wird ein Canal fertig gestellt sein, der den größeren Fahrzeugen bis dicht vor den Ort zu laufen ermöglicht. Man kann sich denken, wie unter so bewandten Umständen das Geschäft des Ladens oder Löschens erschwert ist. Die Leichterboote brauchten immer viele Stunden, ehe sie zu uns vordrangen. Dazu gesellte sich bald noch recht ungünstiges Wetter. Nach der wahrhaft äquatorialen Hitze, die noch am Tage zuvor in Paranaguá geherrscht hatte, fiel das Thermometer jetzt auf 17° C. und blieb so auch in der Mittagszeit stehen. Dichte Nebel legten sich über die freundliche Landschaft und bald stellte sich auch strömender Regen ein. Kaum waren die Luken der Gepäckräume des Schiffes geöffnet, so mußten sie schon wieder geschlossen werden, damit nicht die Ladung, die für hier besonders aus Fässern mit Cement, Säcken mit Salz und anderen empfindlichen Dingen bestand, geschädigt würde. Rechnet man dazu weiter noch die angeborene Trägheit und Widerhaarigkeit der auch an diesem Platze meist aus Farbigen zusammengesetzten Lademannschaft und endlich — nicht zu vergessen — die endlosen und grundlosen Plackereien, welche, wie leider fast überall in Brasilien, dem ausländischen Seehandel von Seite der Ortsbehörden bereitet werden, so wird man es begreifen können, daß wir an diesem Punkte, trotzdem daß unsere Geschäfte nicht einmal bedeutende waren, drei volle Tage liegen bleiben mußten. Selbstverständlich ergrimmten hierüber nicht nur wir Passagiere, die wir ja eben, wie erwähnt, nicht einmal den unfreiwilligen Aufenthalt zu einem Ausfluge ans Land benützen konnten, sondern auch die Schiffsbeamten, und wiederholt wurde, wie auch nachmals in Rio Grande, die Forderung gehört, daß doch endlich einmal deutsche Kriegsschiffe, die bisher ihre Fahrten immer nur bis Rio de Janeiro ausdehnten, auch den Süden Brasiliens besuchen möchten, um den Herren Portugiesen etwas mehr Respect vor uns einzuflößen. Als Beleg, wie heilsam dies sein würde, erzählte bei dieser Gelegenheit unser erster Maschinist folgende heitere Geschichte: Ein englisches Segelschiff lief in Rio Grande ein und setzte am Abend auch die vorgeschriebene Decklampe in Brand. Dieselbe war, als der Capitän einmal an Land gegangen, bei dessen Heimkehr in der Nacht dem Erlöschen nahe. Auf seinen Befehl ward sofort das Licht heller gemacht. Trotzdem erhielt er am andern Tage eine Strafauflage von 300 Milr., auch wurde ihm auf unbestimmte Zeit die Erlaubniß zum Löschen seiner Ladung wieder entzogen. Der Mann wandte sich in seiner Noth indeß alsbald an den englischen Consul und dieser beorderte ohne Zögern ein gerade in Rio de Janeiro weilendes Kanonenboot herbei. Dasselbe war in wenig Tagen zur Stelle und machte der brasilianischen Hafenbehörde unter Hinweis auf seine schußbereiten Geschütze zur Pflicht, nicht nur den Segelschiffcapitän von der auferlegten Geldbuße zu entbinden und ihm das Ausladen nicht weiter zu erschweren, sondern ihm auch noch eine entsprechende Entschädigung für die ungerechtfertigte Verzögerung des letzteren zu gewähren. Wie man sich erinnern wird, waren übrigens im vorigen Jahre bereits zwei unserer Kriegsschiffe nach Südbrasilien bestimmt, die Verwicklungen in China riefen dieselben jedoch dorthin. — Leider sollten unsere üblen Erfahrungen in Santa Catharina nur der Anfang einer ganzen Kette von harten Prüfungen sein. Als wir am Abend des dritten Tages nach unserer Ankunft endlich reisefertig waren, hatte sich der Regen zu einem wahren Wolkenbruch verstärkt und der Wind heulte um das am Anker schwankende Fahrzeug, als ob tausend Dämonen entfesselt worden seien. Gleichwohl wagte es der Capitän, notorisch einer der kühnsten Schiffsführer seiner Compagnie, gegen Mitternacht die Rückkehr aus der engen Wasserstraße in das offene Meer östlich von der Insel zu versuchen. Es sah fast schauerlich aus, als er, angethan mit hohen Wasserstiefeln, sowie Regenmantel und Südwester, zu diesem Zwecke mit seinen Officieren auf die Commandobrücke hinaufstieg. Aber das Wagniß gelang, obwohl die Nacht rabenschwarz war. Draußen sollten wir freilich noch schlimmer dran sein. Das Fahrzeug, das in Desterro bis auf einige hundert Säcke mit Salz, einem Artikel beiläufig, den ganz Brasilien nicht producirt, seinen ganzen Inhalt ausgeleert hatte und nun leer und leicht war, rollte bis zum Tagesanbruch unbändig. Und dies wurde auch nur wenig besser, als es dämmerte. Was an Bord nicht niet- und nagelfest war, wurde zerschmettert, das Klinometer (Neigungsmesser) an der Schiffsbussole reichte mit seiner bis 30 Grad gehenden Skala nicht mehr aus, und bei Tisch war meine Wenigkeit schließlich der einzige Gast, da alle anderen Passagiere krank lagen. So ging es selbst in der nächsten Nacht noch weiter. Aber im bleichen Dämmerschein des folgenden Tages zeigte sich rechts am Horizont ein hellgrauer Streifen, die Nehrung der Lagoa dos Patos. Wo sie südlich endete, mußte die Mündung des Rio Grande, der Naturpforte zum Innern von Rio Grande do Sul, sein. Wir athmeten auf, nach 36 Tagen Seefahrt schien uns nun binnen Kurzem endlich wieder ein Betreten des Festlandes beschieert zu sein. Indeß — der Mensch denkt und Gott lenkt, das gilt auf dem Wasser noch mehr als am Lande.

Bücherbesprechungen.

— **Parteipolitik und Moral.** Von Professor Dr. **Paulsen.** Dresden, v. Zahn & Jaensch 1900. — Die vorliegende Schrift ist aus einem Vortrage hervorgegangen, welchen der Herr Verfasser in der Gehe-Stiftung in Dresden gehalten hat. In dem ersten Abschnitte erörtert er das Wesen der Parteien, in dem zweiten das Verhältniß der Parteien zur Moral. Einzelnen Behauptungen können wir nicht beistimmen, so z. B. wenn Seite 6 gesagt wird, das Parteiwesen dränge bereits in die Verwaltung ein. Abgesehen von einzelnen Stadtverordneten-Versammlungen und Gemeinderäthen, welche übrigens Verwaltungskörper, aber keine Behörden sind, wüßten wir in Deutschland keine Verwaltungsbehörde, von der man dies behaupten könnte. Auch die Mittel im Parteikampfe (Seite 23): Ueberlistung, Lüge, Betrug u. s. f. sind unseres Erachtens allzudrastisch dargestellt. So schlimm ist es wohl thatsächlich nicht, zumal der Zweck unseres Parlamentsredners fast nie „die Gewinnung des Hörers ist", sondern eine Aussprache zu den Fenstern hinaus an die Partei und die große Menge des Volkes. Im Parlamentssaale weiß meist Jeder schon vor Eröffnung der Debatte ziemlich genau, wie er abstimmen wird, und ein „Umfall" infolge einer gehörten Rede dürfte zu den großen Seltenheiten gehören. Desto mehr stimmen wir mit den Ansichten des Herrn Verfassers im Großen und Ganzen und besonders mit seinen Schlußworten überein, in denen er, ohne den Namen selbst zu nennen, das heutige Cliquenwesen bekämpft. —tg—

— **Arische Gesinnung und deutsches Schildesamt.** Von **Harald Arjuna Graevelle.** Karl Minde, Leipzig 1900. — Der, so viel uns bekannt, in Brüssel wohnhafte Herr Verfasser, der ein begeisterter, ja schwärmerischer Verehrer des deutschen Mittelalters ist, gehört zur alldeutschen Partei. Er wünscht arische Gesinnung, wie sie noch bei den alten Germanen vorhanden war, wieder in Deutschland eingeführt zu sehen. Vom allgemeinen Stimmrecht will er nichts wissen (beiläufig bemerkt, auch wir nicht). Ob aber damit auszukommen

wäre, wenn jeder Priester (S. 23) so viel Stimmen, wie 100 Krieger hätte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Uebrigens hat ja bei uns jeder „Priester“, also Geistlicher, noch viel mehr Stimmen, da active Militärs bekanntlich vom Stimmrechte ausgeschlossen sind. Das arische Schildesamt, welchem der 2. Theil gewidmet ist, soll der Schild des Schwachen und Unterdrückten, der Kämpfer im Streite gegen die Lüge sein. Am Schlusse kommt der Verfasser auf das indische Nationalepos Mahâbhârata zu sprechen. Ohne Interesse ist auch dieses Capitel nicht, ebensowenig die sonstigen Schilderungen aus der Ideenwelt der Inder. —tg—

— Philosophische Erzählungen von Theodor Herzl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1901. — Schon der Titel dieser Sammlung deutet darauf hin, daß es sich hier nicht um Novellen handelt, welche nur beliebige Phantasiespiele sind, sondern daß der Verfasser in der novellistischen Einkleidung Lebenswahrheiten vortragen will, die einen Anspruch auf allgemeine Geltung haben. An philosophische Systeme darf man dabei allerdings nicht denken; es sind eben „sinnvolle“ Novellen, von denen einige sich wie Parabeln ausnehmen. Manche sind pikant und haben eine scharfgeschliffene Pointe. Gleich am Anfang ladet uns Herzl ein, ihm ins Alterthum zu folgen, wo ja viele philosophische Erzählungen wie diejenigen Wieland's spielen. „Solon in Lydien“ heißt die erste Erzählung. Ebenso sinnig ist die Erzählung „Das lenkbare Luftschiff“. „Sarah Holzmann“ ist eine anziehende Kindergeschichte, das Weh eines Kindes über die Sünden der Mutter. „Der Aufruhr von Amalfi“ ist ein köstliches italienisches Straßenbild; „Kilchberg und Vetter“ ein Bild der eifersüchtigen Concurrenz. Die feindlichen Vettern versöhnen sich erst, als sie nichts mehr haben. Am wenigsten sagt uns die Pointe in der düsteren Criminalnovelle „Der Sohn“ zu. Dagegen ist „Mumbo“ höchst ergötzlich. Der Clown eines Circus führt einen Journalisten, auf den er eifersüchtig ist, dadurch auf's Glatteis, daß er in seiner Gegenwart einem andern Journalisten die merkwürdigsten Geschichten über den Elephanten Mumbo erzählt, welche der College brühheiß seinen Lesern auftischt. „Die Garderobe“ ist eine böse Coulissengeschichte; „Die Heilung vom Spleen“ eine etwas unglaubwürdige Anekdote. „Der Unternehmer Bonaparte“ behandelt eine wenig bekannte Episode aus dem Leben des jungen Generals Bonaparte. In vielen Erzählungen herrscht echter Wiener Feuilletonhumor, man liest sie mit Vergnügen. R. v. G.

— Der aufstrebende Aar. Vier geschichtliche Erzählungen aus der Jugendzeit des großen Kurfürsten. Von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Otto v. Golmen). Mit der bei der Enthüllung des Denkmals des großen Kurfürsten auf dem Sparenberge bei Bielefeld von Sr. Maj. dem Kaiser gehaltenen Rede und 20 Bildern. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes, 1901. 266 Seiten, Preis: in Originaleinband 6 ℳ. — Wir haben vor etwa 3 Jahren an dieser Stelle desselben Verfassers bei Alfred Schall in den Büchern des Vereins der Bücherfreunde erschienenen historischen Roman aus der Vergangenheit Berlins, Thilo von Wardenberg, besprochen und im Ganzen trotz so mancher Ausstellungen doch anerkannt. Freilich ein Fontane, ein W. Alexis ist der Verfasser niemals gewesen. Dem vorliegenden Buche aber können wir wenig Gutes nachrühmen. Es erscheint uns in der Form verfehlt. Der Verfasser hat seine historischen Darlegungen der Jugend dadurch schmackhafter machen wollen, daß er sie rein oberflächlich in das stark fadenscheinige Gewand einer Erzählung steckte. Aber ein Prosasatz wird deshalb noch kein lyrisches Gedicht, weil man ihn versificirt, und ein historischer Aufsatz deshalb noch keine historische Erzählung, weil es hier und da dem Verfasser einfällt, einmal mitten in rein historisch referirender Darstellung ein paar seiner Personen redend vorzuführen oder sich ein paar Berliner Bürger über Zeitläufe und Politik des großen Kurfürsten aussprechen zu lassen. Ein einziges Beispiel erhelle das hier eben Gesagte: Der Kurfürst und seine Gemahlin wandeln im Berliner Lustgarten und dabei läßt der Verfasser den Kurfürsten sich über seine gesammte innere und äußere Politik u. A. wie folgt aussprechen: „Wohl darf ich behaupten, daß ich Alles thue, um dem Ackerbau wieder aufzuhelfen, aber bedenke, wie es damit stand, als ich die Regierung antrat: im Lande Teltow waren von 1175 Bauernstellen 841, von 720 Cossatenstellen 420 während des Krieges eingegangen. Obgleich ich Einwanderern zu den Höfen und Häusern auch noch auf volle 6 Jahre Freiheit von der Pacht von allen Lasten dargeboten habe, ergänzen sich doch die Lücken nur langsam.“ Nun erzählt Louise Henriette von ihrer landwirthschaftlichen Musteranstalt in Oranienburg und der Kurfürst nimmt daraus Gelegenheit, uns den Zustand der Bauern auf dem Domanium und den adeligen Gütern auseinanderzusetzen. Es folgt dann eine Klage über den Verlust Stettins, Schilderung der Posteinrichtungen, Absicht den Oder-Spreecanal zu bauen, Pflege des Geisteslebens durch Einrichtung und Heben von Universitäten und Gymnasien, Pflege der Steuerkraft, stehendes Heer, äußere Politik. Man wird mir zugeben, daß solche Darlegungen sich besser im Rahmen einer historischen Monographie ausnehmen als in einer „historischen Erzählung“ als Wechselrede zwischen zwei Personen, bei der die eine durch kurze Einwürfe die andere immer auf ein neues Capitel der getriebenen Politik bringt. Der Inhalt führt uns von der Kinderzeit des großen Kurfürsten bis zu seinen Kämpfen in Preußen mit Schweden und Polen, die im Frieden zu Oliva 1660 ihren Abschluß fanden. Die geschichtliche Darstellung ist im Ganzen correct. Erfreulich war es mir, daß für die Politik Gustav Adolf's neben den ideellen religiösen Motiven offen auch stark realistische, politisch egoistische zugegeben werden. Unsere „reifere“ Jugend kann solche Wahrheiten ruhig vertragen. Die religiöse Duldsamkeit des großen Kurfürsten hätte nicht so stark hervorgekehrt zu werden brauchen, eine solche lag nicht im Charakter der Zeit, und ist gewiß nicht bei diesem starksinnigen Herrscher vorhanden gewesen. Ich habe selbst seiner Zeit an anderer Stelle den actenmäßigen Beweis geführt, daß den Lutheranern in Brandenburg unter der Herrschaft des großen Kurfürsten und mit seinem Wissen und Willen Pfarrstellen zu Gunsten der Calvinisten entrissen worden sind, und daß man dabei sogar nicht vor der Anwendung schwerster Zwangsmaßregeln, Plünderung und systematischer Folterung der renitenten lutherischen Bauern durch die officiellen Regierungsorgane, zurückgescheut ist. W. B.

— Römpler, H. Fr., Schulrath, Seminardirector, Die Form des Unterrichts. Ein Stück Unterrichtslehre. 2. zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage. Plauen i. V., A. Kell 1900. gr. 8. IV und 188 S. — Der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser Hand zur rechten Zeit. Aber entbehren kann er sie nicht. Mit diesen Worten schließt der Verfasser sein Buch und kennzeichnet damit auch seine Stellung zu dem von ihm behandelten, hochwichtigen Gegenstande, der ununterbrochen im Mittelpunkte des pädagogischen Interesses und der Unterrichtslehre gestanden hat, seitdem im vorigen Jahrhundert die sokratische Methode bestimmter als früher in den Vordergrund gerückt wurde. Welch reicher Gedankeninhalt behandelt, gestreift und angedeutet wird, zeigt das ausgiebige Register, das nicht weniger als 11 enggedruckte, zweispaltige Seiten umfaßt. In zwei Haupttheile zerfällt die Darstellung. Im ersten wird das unmittelbare Lernen, das deiktische, im zweiten das mittelbare, und zwar das oratorische und das erotematische, behandelt. Da uns die 2. Auflage vorliegt, so gehen wir auf den Inhalt nicht näher ein, bemerken nur, daß die bei der Unterrichtsarbeit gemachten Erfahrungen, wie die früheren Beurtheilungen verwerthet wurden. Auch in der neuen Bearbeitung soll das Buch nicht etwa nur der Schulpraxis, auch nicht als Leitfaden für den Seminarunterricht dienen, es will allen denen, die sich mit der Lehre von der Form des Unterrichts etwas genauer bekannt zu machen wünschen, als Führer und Berather sich anbieten. „Daß es auch seminaristisch gebildete Lehrer genug geben dürfte, die das nachzudenken im Stande sind, was Verfasser ihnen vorzudenken versucht hat“, bedurfte wohl kaum der Erwähnung. Ihnen, wie den Lesern überhaupt, hätte der Verfasser die Lectüre durch Eintheilung der Darstellung in kleinere, übersichtlichere Abschnitte, wie durch größere Einfachheit des Satzbaues (vgl. z. B. S. 87, Z. 12—22) erleichtern können. Die Druckfehler führen einen lustigen Reigen auf. Gehört zu ihnen auch der Ausdruck: „Daß er . . . den Schüler zum Bewußtsein führt, was er sich unter . . . zu denken hat?“ Oder ist dies ein Provinzialismus? — Die Verlagshandlung hat dem Buch eine treffliche Ausstattung zu theil werden lassen. ü.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 13. Donnerstag, den 31. Januar, Abends. **1901.**

Die Seide und ihre Verbreitung.

Eine culturhistorische Skizze.

Historisch steht fest, daß die Chinesen seit den ältesten Zeiten Seide bereiteten. In dem Buche Yü-kung, das China vor 4000 Jahren darstellt, wird die Seide als ein Tributartikel einzelner Provinzen erwähnt und wir erfahren aus ihm, daß der große Yü seine Aufmerksamkeit darauf richtete, in der Gegend der Mündung des Gelben Flusses Landstriche, die vorher versumpft waren, für die Cultur des Maulbeerbaumes und die Seidenzucht zugänglich zu machen. Ein Jahrtausend später geschieht der Seide in dem Reiche Tschu-li vielfach Erwähnung. Alljährlich feierte die Kaiserin ein großes Fest. Es galt der Anpflanzung des Maulbeerbaumes und der Zucht der Seidenraupe. Es bestand ein Gesetz, nach welchem jede Familie, die fünf Aecker Landes besaß, diese mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen hatte. Bei jedem kaiserlichen Palast war ein Seidengarten eingerichtet. Die dort verfertigten Stoffe dienten zu den heiligen Ceremonien. Die Seidenstoffe wurden Hofkleidung, eine Auszeichnung der Vornehmen. Wie der Ackerbau durch die Furche, welche der Kaiser jährlich mit eigener Hand zog, zur ehrenvollsten Beschäftigung wurde, so wurde auch die Seidencultur durch die Theilnahme der Kaiserin im ganzen Reiche verbreitet und eine ehrenvolle Arbeit. Auch zeigt sich, daß in der Geschichte des Verkehrs kaum ein zweites Product eine so bedeutende Rolle gespielt hat, als die Seide. Hr. v. Richthofen giebt in einem in der „Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ gehaltenen Vortrage „Ueber die centralasiatischen Seidenstraßen bis zum 2. Jahrhundert nach Christo“ in Bezug auf diesen Punkt hochinteressante Aufschlüsse. Die serischen Kaufleute, die Seidenhändler der alten Welt, durchzogen mit ihren Seidenzeugen fast die ganze Breite Asiens. Der hohe Preis der Waaren trug die bedeutenden Transportkosten. So kam die Seide auf die Märkte Babylons und Ninibis in Mesopotamien und in die Hände der Haupthandelsleute der alten Welt, der Phönicier, welche sie alsdann über die Häfen des Mittelmeeres nach Vorderasien und nach Europa brachten. „So bedeutend aber die Rolle Indiens und Vorderasiens in Bezug auf den Absatz der Seide gewesen sein mag,“ sagt v. Richthofen, „so erfahren wir doch Näheres darüber nur aus dem römischen Reiche, dessen aufgesammelte Reichthümer besonders geeignet waren, das kostbare Product Ostasiens herbeizuziehen. Hundert Jahre vor Christo beginnen die römischen Schriftsteller vielfach von serischen Stoffen und dem Volke der Serer zu reden, d. h. von dem Seidelande und den Seidebringern, über die sie nur unsichere, von Mund zu Mund fortgepflanzte Kunde besaßen. Ueber den Ursprung der Seide machten sie sich allerlei, oft recht wunderliche Vorstellungen. Unter Anderem glaubte man, die Seide würde von gewissen Pflanzen herabgekämmt. So sagt ein Dichter jener Zeit von den Serern:

> Sie verschmähen der Rinder Zucht, die wolligen Schafe;
> Doch abkämmend die farbige Blüthe des einsamen Erdreichs,
> Weben sie Kleider daraus, kunstfertige, herrliche Stoffe,
> Die an Farbe vergleichbar den Blumen der großen Wiese.
> Traun, der Spinne Werk, vergeblich stritt es mit diesem.

Aristoteles soll der erste Grieche gewesen sein, der von der Seidenraupe und ihrer eigenthümlichen Verwandlung spricht. Medische, assyrische und persische Gewänder wurden von den Dichtern als von Seide gewebte Kleider geschildert und sie machten es Alexander dem Großen zum Vorwurf, daß er als Herakllde in Ueppigkeit aufgehend sein einfaches macedonisches Kleid mit einem modischen vertauschte. Strabo erzählt aus dem Bericht von Alexander's Begleitern, daß die serischen oder seidenen Zeuge von derselben Art seien wie die feinen Sindones oder Baumwollzeuge. Aristoteles läßt eine Griechin Pamphyla auf der Insel Kos die Erfinderin der Weberei sein. Plinius ergänzt diese Nachricht des Aristoteles dahin, daß die Griechen die aus Asien kommenden Seidenzeuge erst aufgelöst und dann wieder gewebt hätten, woraus dann jenes feine glänzende Gewebe entstanden sei, das unter dem Namen der „koischen Gewänder“ bekannt ist. Selbstverständlich kann mit dem Auflösen der Seidengespinnste nur ein Einweichen der Cocons und ein Abhaspeln derselben gemeint sein. Den Römern kam dieser Luxusartikel bei ihrer Prachtliebe sehr gelegen. Von Julius Cäsar heißt es, er habe bei einem Spiele die Schaubühne nicht mit Rosen, wie sonst üblich, sondern mit Seidenstoffen bedecken lassen. Dem Tiberius aber war dieser Luxus zuwider Er verbot besonders dem männlichen Geschlecht das Tragen von seidenen Gewändern. Daher man auch später es dem Kaiser Caligula für besonderen Uebermuth auslegte, daß er seidene Gewänder trage. Der römische Kaiser Heliogabal, das Laster in seiner scheußlichsten Gestalt auf dem Throne, soll der erste Römer gewesen sein, der reinseidene Gewänder trug; dagegen sagte der Kaiser Aurelian, der mit allen Mitteln gegen den Verfall des Reiches ankämpfte, zu seiner Gemahlin, die um ein einziges seidenes Kleid bat: „Es sei ferne von mir, mit Gold Zeuge aufzuwiegen.“ Durch den umständlichen Zwischenhandel, durch drückende Zölle wurde die Waare ungemein vertheuert, bis sie den weiten Weg nach Italien zurückgelegt hatte. Trotz der Schwierigkeiten des Bezuges stieg der Verbrauch der Seide in Rom, sodaß Alarich im Jahre 409 für seinen Abzug aus Italien außer Gold die Lieferung von 4000 seidenen Gewändern fordern konnte. Mittlerweile hatte sich auch Persien in höherem Grade der Seidencultur zugewandt und ungeheuere Summen wanderten dorthin in das Land der verhaßten Feinde, was den Kaiser Justinian II. wünschen ließ, den Seidenhandel von dem Nachbarvolke, mit welchem er langwierige Kriege geführt hatte, unabhängig zu machen. Als sein Versuch, zu Wasser über den arabischen Meeresbusen Seide aus Indien zu holen, daran gescheitert war, daß die Perser den Griechen alle Seidenwaaren weggekauft hatten, verhalfen zwei Mönche, die als christliche Sendboten Persien und Indien durchwandert hatten, dem Kaiser zur Befriedigung seiner Wünsche. Sie erklärten ihm, den Ursprung der Seide zu kennen, da sie längere Zeit in dem Seidenlande (Serinda) gelebt hätten, erzählten ihm von den Würmern, welche die Seide hervorbrächten. Diese Mönche sind es, die, wie bekannt, das Verbot der Ausfuhr der Raupeneier über die Grenzen des Reiches dadurch zu umgehen suchten, daß sie die Eier in ihrem ausgehöhlten Wanderstabe verbargen und im Jahre 555 n. Chr. nach Europa brachten. Justinian ließ in Athen, Korinth, Theben die ersten Seidenfabriken anlegen und schon unter seinem Nachfolger Justin II. sollen die Gesandten aus Sogdina erklärt haben, daß die griechische Seide der chinesischen nicht nachstehe. Allmälig verbreitete sich die Seidencultur über die Länder des Mittelmeeres. Als dann mit dem Sturze der Sassaniden der Halbmond in Persien seinen Einzug gehalten hatte, übernahmen die Araber die Cultur. Sie trugen sie in die westlichste Halbinsel des Mittelmeeres, nach Spanien, wo sie bis zur Vertreibung der Araber in schönster Blüthe stand. Aber abgesehen davon, hatte sich die Seidenzucht im Abendlande nicht weiter verbreitet. Im 9. Jahrhundert, zur Zeit Karl's d. Gr. finden sich einzelne Angaben, daß man versuchsweise Seidenwürmer züchtete und daß die Königin Bertha, die Mutter Karl's d. Gr., als etwas ganz Besonderes Stickereien mit Seiden-

fäden ausführte. Von Karl d. Gr. heißt es, daß er bei einer Jagd sein völlig intactes Kleid gezeigt habe, während die mit ihm jagenden Hofleute, die seidene Gewänder trugen, übel wegkamen. Im 8. und 9. Jahrhundert erzählen die Chroniken, daß die heiligen Bischöfe bei ihrem Tode in seidene Leichentücher gehüllt wurden. Die Grabmäler und Reliquien wurden mit seidenen Stoffen bedeckt. Es wurden von den Gläubigen seidene Decken als Opfergaben für die Altäre dargebracht. Von Harun-al-Raschid und seinem Vezier heißt es, daß sie 807 Karl d. Gr. seidene Stoffe, Parfümerien und eine berühmte Uhr nach Aachen sandten. Ganz besonders gesucht waren die seidenen Purpurstoffe. Von Olaf wird erzählt, daß, als er Rußland verließ, wo er einen längeren Aufenthalt gehabt, sechs Schiffe mit den kostbarsten Gegenständen beladen waren, unter denen besonders die purpurnen Seidenstoffe hervorgehoben werden. Der König kleidete sich nur in Seide und so groß war sein Luxus während seines Aufenthaltes am Hofe Waldemar's, daß er von einer glücklichen Expedition zurückkehrend sein Schiff mit Purpursegeln geschmückt habe. Als König Harald die Königin Sigrida von Schweden besuchte, war sein Bett mit Seidenstoffen überzogen.

Bei der großen Nachfrage nach Seide zog diese Industrie mehr und mehr die Aufmerksamkeit der verschiedenen Staaten Europas auf sich. Doch stand sie noch im 16. Jahrhundert gewaltig hoch im Preise, was folgendes Geschichtchen illustrirt. Der Sohn eines bayrischen Herzogs wurde als Verschwender verurtheilt, weil ihm nachgewiesen wurde, daß er im Besitze eines Paares seidener Strümpfe war. Markgraf Johann von Brandenburg rief seinem Rathe Berthold v. Mandelsloße, der 1509 an einem Wochentage in seidenen Strümpfen zu ihm kam, ungehalten entgegen: „Ei, Ei, Bertholde! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur an Sonn- und Festtagen.“ Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, nahm sogar bei einer Musterung seines Heeres im Jahre 1547, als es regnete, seinen mit Sammet überzogenen Hut ab und verbarg ihn unter einem Tuche, damit er nicht durch die Nässe verdürbe. Selbst in Frankreich galt es für etwas ganz Besonderes, als Heinrich II. ein Paar weißseidene Strümpfe bei der Vermählung seiner Schwester trug. Nach England war auf Handelswegen schon im Jahre 1180 chinesische Seide gekommen; doch war sie fast unerschwinglich theuer. Selbst der prachtliebende Heinrich VIII. trug wollene Beinkleider und Eduard VI. hielt es für eine außerordentliche Aufmerksamkeit, als er von einem Londoner Kaufmann ein Paar seidene Strümpfe zum Geschenk erhielt. Erst die Königin Elisabeth von England soll seidene Strümpfe getragen haben, die sie 1501 sich aus Mailand für 100 Lstr. hatte schicken lassen. Von Griechenland und Sicilien kam die Seidenzucht nach Italien. Ihr verdankt Neapel seinen Reichthum. Mit der Einnahme von Lucca, dem Hauptorte der mittelalterlichen Seidenindustrie Italiens, wanderten seit 1314 die Arbeiter theils nach Oberitalien, theils in das südliche Frankreich nach Marseille, Tours und Lyon. Italien ist ein Hauptland der Seidenindustrie bis auf den heutigen Tag geblieben. Ueber ganz Italien hin und noch über den Gardasee hinaus bei Roveredo im Thale der österreichischen Etsch stehen Maulbeerbäume. In Frankreich war es besonders Heinrich IV. (1600) und das Ministerium Colbert unter Ludwig XIV., denen das Land die Anpflanzung der Bäume und die Ausdehnung der Seidenindustrie zu verdanken hat. Die Seidenindustrie hat Lyon zur zweiten Stadt des Landes gemacht. Hier arbeiteten kurz vor der französischen Revolution 80000 Arbeiter an 18000 Webstühlen. Zählt auch die Stadt mit dem Ausgange der Revolution nur noch 2000 Webstühle, so ist ihre Zahl seit jener Zeit schnell wieder gestiegen. Der wunderbare Aufschwung aber, welchen die Seidenindustrie auch im übrigen Europa in der letzten Zeit genommen hat, ist der Lyoner Industrie von großem Nachtheil gewesen. Seine größten und erfolgreichsten Mitbewerber sind Deutschland und England, da deren Fabrikate mit den französischen ebenbürtig in die Schranken treten können. In Deutschland wurde der Seidenbau zu Ende des 16. Jahrhunderts von einer Braunschweiger Herzogin, einer Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Joachim II., eingeführt, aber erst durch die französischen Emigranten, denen der Große Kurfürst in seinen Staaten ein gastliches Asyl bereitete, kam er in Flor. Friedrich II. beförderte ihn eifrig und 1784 zählte man in Preußen bereits 3 Millionen Maulbeerbäume und gewann 14000 Pfund Seide. Unverstand aber legte auch hier nach dem Tode des großen Königs das Werk brach. Von 3 Millionen Bäumen blieben höchstens 20000 übrig und man berechnet nach dem Werthe des Blättertrages und der daraus zu gewinnenden Seide, daß durch diese Ausrottung von Bäumen ein Capital von 90 Millionen Mark vernichtet wurde. Erst mit Beginn der vierziger Jahre hob sich der Seidenbau durch die Bestrebungen des preußischen Regierungsrathes v. Türk wieder, nachdem man es als ein Vorurtheil erkannt hatte, daß unser Klima der Seidencultur nicht zusage. Gewinnt man doch bei Moskau viele und gute Seide. Türk aber war zu seinen Bestrebungen für die Ausbreitung des Seidenbaus durch die Bemerkung eines einfachen Dorfküsters geleitet worden, der ihm mitgetheilt hatte, er erziele jährlich in der kurzen Zeit von sechs Wochen einen Reingewinn von 130 bis 150 Thalern durch Seidenzucht. Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— **Die Verfassung des Deutschen Reichs.** Von Dr. H. Geffcken, Professor in Rostock. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1901. — Wenn ein Franzose seine Aufmerksamkeit auf die hier immer mehr überhand nehmende Neigung, die Bücher bei ihrem Erscheinen um ein Jahr vorauszudatiren, richtete, so würde er das auch als „deutsche Unreellität“ bezeichnen. Im Uebrigen wird der vortreffliche Inhalt des vorliegenden Buchs durch diese Aeußerlichkeit, die sich, wie gesagt, leider auch anderwärts findet, nicht berührt. Es sind sechs Hochschulvorträge, gehalten zu Rostock im Sommer dfs. Js., welche der Hr. Verfasser in Druck gegeben hat. In fesselnder und lichtvoller Weise führt er die rechtliche Natur des Reichs, Kaiser und Bundesrath, Reichstag u. s. f. dem Hörer, beziehentlich Leser vor. Ob Alles darin sich für das Verständniß unjuristischer Kreise eignet, lassen wir freilich dahingestellt. Wir rechnen dazu insbesondere die Seite 43 berührte sehr schwierige Frage, ob neben Kaiser und Reich, als juristischen Personen, auch noch eine solche als „Träger der Reichsgewalt“, bestehend in den Bundesfürsten und freien Städten, vorhanden sei. Das sind mehr Fragen für die Meister vom Fache, mit denen Dilettanten nicht viel anfangen können. Ebenso schwierig, aber doch wohl kaum entbehrlich, wenn man sich einmal mit staatsrechtlichen Dingen befaßt, ist die S. 10—30 erörterte Frage, ob die einzelnen deutschen Staaten dermalen noch souverän sind, eine Frage, in der wir der Ansicht des Verfassers, daß dies nicht der Fall sei, beipflichten möchten. Es sind wirkliche Staaten (keine bloßen Provinzen &c.), aber sie sind nicht souverän. Daß die Bundesrathsbevollmächtigten nach Instructionen der einzelstaatlichen Herrscher handeln (S. 50 u. 53), bezweifeln wir. Sie handeln nach den Instructionen ihrer Regierung, für welche letztere den Ständen gegenüber die volle Verantwortlichkeit trägt. In diesem Sinne hat sich, wenn wir nicht irren, auch Bismarck selbst einmal im Reichstage ausgesprochen. Wie der Herr Verfasser S. 55 zu der Behauptung kommt, der Bundesrath entscheide über die Auslegung der Reichsgesetze, ist uns nicht recht verständlich. Zunächst entscheiden hier doch u. A. wohl der Richter, das Reichsgericht, in Verwaltungssachen die Behörden &c. Auch mit der S. 123 Anm. 8 entwickelten Unterscheidung zwischen Staatsbürger und Staatsunterthan können wir uns in dieser Form nicht befreunden. Danach wäre Jemand, dem die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden sind und solange dies der Fall ist, zwar noch Staatsunterthan, aber nicht mehr Staatsbürger. Diese kurzen Bemerkungen sollen natürlich dem Werthe und der Bedeutung des Buches keinerlei Abbruch thun. —tg—

— Dr. **Erich Adickes, Kant contra Haeckel.** Berlin, Reuther & Reichard, 1901. VI u. 129 S. 2 ℳ. — Haeckel's „Welträthsel“, die binnen Kurzem in 10000 Exemplaren verkauft worden sind, haben von verschiedenen fachmännischen Seiten geharnischten Widerspruch erfahren: in der vorliegenden Schrift werden schlagend zwei philosophische Einwände in das Feld geführt, die in einer vernünftigen Welterklärung ihren Grund haben, wie sie Kant und Spinoza geschaffen haben. Das erste ist eine Wahrheit, die der Weise von Amsterdam herausgehoben und neuerdings Schopenhauer unwiderleglich ausgestaltet hat: das Geistige ist das Primäre, unsere Empfindungen und Bewußtseinsvorgänge sind das Nächste, die Materie ist das Abgeleitete. Das zweite verdanken wir Kant: hinter dem erfahrungsmäßigen Wissen liegt der Glaube. In der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft (1787) heißt es: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum

Glauben Platz zu bekommen." Haeckel's Lösung des Welträthsels, die in einem Wissen um das physikalisch-chemische Kräftespiel der Welt besteht, beruht auf einem doppelten wissenschaftlich unhaltbaren Vorurtheil. Trotz dieses pointirten Vorwurfs trifft der Verfasser mit Haeckel auf der Bahn der evolutionistischen Welterklärung zusammen: das Organische ist aus dem Unorganischen entstanden, die Lehre von der Weltbeseelung weist einen persönlichen Gott, eine theistische Weltanschauung zurück: je n'ai pas besoin de cette hypothèse. Aber der Grundsatz (S. 81) — die natürliche Weltentwickelung brachte die ersten Organismen mit innerer Nothwendigkeit hervor, sobald sie die Bedingungen schuf, unter denen die bisher schlafenden Kräfte nicht anders konnten, als in Thätigkeit treten — wimmelt von ungelösten Welträthseln. Das Christenthum, welchem auch in Zukunft für die „Unwissenschaftlichen" ein gewisser sittlicher und cultureller Werth nicht abgesprochen wird, bleibt doch die einzige Lösung des Welträthsels. Wie sagte Dodelport in Zürich? „Gebt mir ein Protoplasma, und ich will die Welt erschaffen." — Mit dem Maule, Herr Professor! J. J.

— Monographien zur deutschen Culturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. [Band 7:] Emil Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Mit 130 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, 1900. (Moderne Ausgabe.) 144 S.; größt-8°. Preis 4 ℳ. — Der Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs in Leipzig fällt auf unter der großen Zahl seiner Berufsgenossen; er ist das, was man eine Persönlichkeit — oder, sollte das nicht recht verstanden werden, eine Individualität — nennt. Mit den Brüdern Hart, Wilh. Bölsche, Bruno Wille und Mathieu Schwann tritt er für eine neue Weltanschauung — halb Darwin, halb Nietzsche, halb Mystik (bei dieser übermenschlichen Weltanschauung reichen nämlich 2 Hälften, die dem Durchschnitte genügen, nicht aus) — ein. Merkwürdig prägt sich diese in der Ausstattung seiner Verlagswerke aus: ihm ist das Buch ein Kunstwerk, das sich nach den Schönheitsgesetzen der deutschen Renaissance als ein harmonisches Ganze darbieten soll; also ein Kunstwerk mehr nach der herben Richtung hin (namentlich in der volksthümlichen Ausgabe), etwa in dem Sinne des „Jungbrunnen" der Herren Fischer & Franke in Berlin. Um seinem nicht genug zu lobenden Bestreben, dem deutschen Volke mehr Verständniß für die Schätze der deutschen Renaissance beizubringen, Geltung zu verschaffen, hat er sich mit dem Bibliothekar und Culturhistoriker Dr. Steinhausen zu Jena in Verbindung gesetzt: er selbst sorgt für die künstlerische Ausstattung des Buches in Satz, Druck und Bild, während Steinhausen mit einer Schaar von Mitarbeitern die Herstellung der dazu gehörigen Texte übernommen hat. Echt deutsch steht nun über dieser Sammlung von natürlich verschiedenwerthigen Einzelschriften das schöne und mit Recht so beliebte Wort „Monographien". Doch Spott bei Seite; er ist im vorliegenden Falle wirklich nicht angebracht. Reicke's „Gelehrter" ist mehr als eine Zusammenstellung von gelegentlich gepflückten Lesefrüchten; das Buch, das sichtlich unter dem Drucke des nicht allzu reichlich bewilligten Raumes gelitten hat, ist fast eine Entwickelungsgeschichte des deutschen Gelehrtenthums, und man merkt deutlich die Liebe zu altdeutschem Wesen heraus: nicht umsonst lebt sein Verfasser im schönen Nürnberg. Obwohl die Abbildungen vom Verleger sehr sorgfältig ausgewählt worden sind, vermisse ich im Anfang einigermaßen das entwickelnde Princip; und hätte dazu der unerschöpfliche Schatz der Incunabeln wirklich nicht ausgereicht, so hätte man für die ersten zwanzig, dreißig Seiten wohl oder übel die Miniaturen der Hss. ausnutzen sollen. Trotz aller Mühe, die sich Diederichs gegeben hat, um das Bild in Beziehung zum Texte zu bringen, bleibt es doch ein Mißstand, daß in den Abbildungen immer nur der Gelehrte um 1500 dargestellt wird, während der Verfasser nach und nach von Karl dem Großen, Rabanus Maurus, Ekkehard von Sankt Gallen, Albertus Magnus ꝛc. spricht. Für die spätere Zeit hätte übrigens Hase's „Hauschronik" manches sonst unbekannt gebliebene Bild geboten. — Gefallen hat mir besonders die Wärme, womit Reicke bei aller Kritik von Hutten spricht; „Mangel an Charakter" freilich hätte ich ihm nicht vorgeworfen: das paßt eher auf Erasmus. Die Schwächen des deutschen Gelehrten (vgl. dazu auch Bogumil Goltz II, 236) sind meines Erachtens noch nicht genug gegeißelt; die vertragen keine Schonung! Zur Titulomanie vgl. Mencken's Declamationen „De charlataneria eruditorum". Das von Ernst August von Hannover gebrauchte Schimpfwort lautet richtig: „Professoren und Huren kann man für Geld haben"; warum ist übrigens auf S. 143 züchtiglich „H . . . ." gesetzt worden — in diesem Buche, das echt deutsch sein will? Für den deutschen Humanismus ꝛc. sind mit Nutzen heranzuziehen Wimpfeling's „Catalogus illustrium virorum Germaniam exornantium" (Mainz 1495) und Wachsmuth's „Geschichte deutscher Nationalität" I, 410. Weshalb wird andauernd (S. 131. 142) dem Halle'schen Philosophen Christian Wolff im Texte das Doppel-F vorenthalten, während die Unterschrift zum Bildnisse die richtige Schreibweise hat? Schmerzlich habe ich ein Register, und zwar sowohl zum Text, als auch zum Bilderschatze, vermißt. Freilich ist anzuerkennen, daß für das, was Diederichs auch in dem vorliegenden Bande geleistet hat, zehn Mark thatsächlich nicht zu viel wären. Möchten doch zahlreiche Leser den opferfreudigen Verleger für sein schönes Streben belohnen. Ht.

— Bildung. Essays von Hermann Bahr. Im Insel-Verlage bei Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig, Weihnachten 1900. — Hermann Bahr ist der geistreichste Feuilletonist unter den jüngeren Wiener Autoren; er ist lange in Paris gewesen und hat sich den glitzernden Stil des französischen Feuilletons angeeignet. Dabei ist er von einer unruhigen Beweglichkeit, und wenn man seine früheren Essays über den Naturalismus, die Ueberwindung desselben, über den Symbolismus liest, so muß man glauben, daß die neueste Literatur einer wilden Jagd gleicht, die ins Blaue hineinjagt und in jedem Jahrzehnt ihre Standorte wechselt. Auch die Decaden-Schubladen, in welche die neueste Kathederweisheit eines Richard M. Meyer die ganze Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hineinpulverisirt, tragen nicht wenig dazu bei, eine solche Anschauung der literarischen Bewegung zu fördern. Und doch liegt eine grenzenlose Ueberschätzung der jüngsten Epoche zugrunde, wenn man da aus jedem Abschnitt von zehn Jahren ein großartiges Entwickelungsstadium machen will. In solches Prokrustesbett läßt sich die Entwickelung einer Nationalliteratur nicht spannen, noch weniger die Entwickelung einzelner bedeutender Dichter, die oft über fünf Decaden hinübergreift. Von jedem Hinundherzittern der literarischen Pulswelle kann man nicht soviel Wesens machen; auch kann der Pegasus nicht mit jedem Hufschlag eine neue Hippokrene aus der Erde stampfen. Immerfort neue Richtungen, neugeboren, neugetauft, wo möglich mit jeder Ostermesse eine funkelnagelneue Literatur — das sind Illusionen einer literarischen Bewegungspartei, der es an jeder weiteren Perspective fehlt. Bahr sieht in einem Aufsatz: „Hinter uns" schon wieder eine neue Jugend in Anmarsch. Nein, so schnell geht es nicht! Und wenn Hermann Bahr, der noch nicht das Schwabenalter erreicht hat, sich bereits bedrängt sieht von denen, die nach ihm kommen, was sollen dann die noch lebenden Veteranen unserer Literatur sagen, welche ganzen Geschlechtern aus dem Wege gehen müssen? Die Aufsätze Hermann Bahr's sind kaum als Essays zu bezeichnen; es sind meistens kurzathmige Feuilletons, gelegentlich auch Buchkritiken mit allgemeinen Einleitungen. Das Ganze ist eine Sammlung von Journalartikeln. Es finden sich darunter recht pikante Skizzen, literarische Charakteristiken, wie derjenigen von Anzengruber und Ferdinand v. Saar, aber nichts Eingehendes, Gründliches oder gar Erschöpfendes; in allen aber perlt der Schaum des Esprit und es findet sich oft auch ein tieferer Gedanke. Freilich, es fehlt auch nicht an Paradoxien und Widersprüchen. R. v. G.

— Ilka. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen des Alexander Dumas Fils von L. Scharf. Mit 18 Illustrationen von L. Marold. München, 1900. Verlag für Literatur und Kunst von Albert Langen. Geheftet 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ 144 S. — Wenn man leichtgläubig genug veranlagt wäre, der Anschauung mancher Literarhistoriker beizupflichten, daß der jüngere Dumas als Dramatiker Sittenreformator sein wollte, so müßten einem hieran doch ernste Zweifel beim Lesen seiner Prosadichtungen, beispielsweise der in dem vorliegenden Bande enthaltenen Skizzen, aufstoßen. Das ist nicht die Philosophie der Sittlichkeit, die durch die Darstellung der Sinnlichkeit zu uns sprechen will, sondern die Philosophie der Sinnlichkeit, die die Sittlichkeit ertödtet. Freilich wird diese Philosophie mit einer so unnachahmlichen Grazie vorgetragen, daß ihr bitterer Kern süß überzuckert erscheint. Es ist ebenso verlorene Mühe, sich heute noch zornig an dem Inhalte Dumas'scher Werke aufregen zu wollen, wie es unnöthig ist, etwas Neues zum Lobe seiner espritvollen Erzählungskunst, seiner scharfen Beobachtungs-

kunst hinzuzufügen. So können wir uns darauf beschränken, festzustellen, daß es der Uebersetzerin gelungen ist, die drei in diesem Bande enthaltenen Skizzen und Noveletten mit jener Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung der Sprache in's Deutsche zu übertragen, die dem Originale eignet. Der verstorbene Münchener Maler L. Marold hat die Erzählungen mit glücklicher Hand illustrirt, und die bekannte Münchener Verlagshandlung, deren große Verdienste um die Verbreitung französischer Literatur in Deutschland volle Anerkennung verdienen, hat nichts versäumt, um auch diesem Bande eine vornehme Ausstattung zu geben.

Dresden. Willy Doenges.

— Schwarz, Braun, Blond. Aus dem Französischen des Guy de Maupassant von F. Gräfin zu Reventlow. Umschlagzeichnung und Illustrationen von F. Frhrn. v. Reznicek. München, 1901. Verlag für Literatur und Kunst von Albert Langen. Geheftet 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ 165 S. — Auch dieses Buch darf Worte des Lobes sowohl für die feinsinnige und an den Geist des Originals sich innig anschließende Uebersetzung Maupassant'scher Novellen durch die bekannte Uebersetzerin Gräfin F. Reventlow für sich in Anspruch nehmen, wie für den trefflichen künstlerischen Schmuck, den F. v. Reznicek den Erzählungen mitgegeben hat. Der Band enthält neun jener mit wenigen sicheren Strichen scharf skizzirten Pariser Sittenbilder, in deren Wiedergabe dieser „ungezogene Liebling der Musen" unerreicht dasteht.

Dresden. Willy Doenges.

— Bunte Schmetterlinge. Lieder und Schwänke von Friedrich van Hoffs. Leipzig, 1900, Verlag von Eduard Avenarius. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Nicht durch grüblerische Gedankentiefe oder dithyrambischen Klang hoher Worte überraschen diese Lieder, aber sie erquicken durch ihre quellende Frische und den sangbaren Fluß der Verse. Wer ein gut deutsches und dabei trink- und sangesfrohes Herz — diese Drei gehören nun einmal zusammen — im Busen trägt, der wird seine Freude an ihnen haben. Den Preis des Mosellandes und seiner duftigen Weine singt van Hoffs mit gleicher Begeisterung (S. 21—25) wie den Nektar des Chianathales (S. 27) und den Labetrunk aus Malz und Hopfen (S. 29). Daß er aber nicht blos zechen und scherzen kann, das bezeugt die kraftvolle Ode an den „Rhein und die deutsche Sprache" (S. 53), die 1894 auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins in Koblenz so lauten Jubel weckte. Es ist eine wahre Wohlthat, daß es auch noch Dichter giebt, die sich solch ein sonnig fröhliches Gemüth bewahrt haben, und wir haben allen Grund, eine poetische Gabe mit warmer Dankbarkeit zu begrüßen, die anhebt mit dem Sinnspruche:

Willst du froh sein, sei es heute,
Denn das Morgen ist nicht dein.

Die Lieder van Hoffs' werden bald genug den Weg finden in die Commersbücher; aber auch nichtakademischen Kreisen seien sie bestens empfohlen. Sie lehnen sich großentheils an bekannte Melodien an und werden sich, von den vertrauten Klängen getragen, bei den Sängern um so leichter in Gunst setzen. R. B.

— Gedichte von Johannes Trojan. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, 1901, Verlag von J. G. Cotta's Nachfolger (G. m. b. H.). Preis 2 ℳ 50 ₰. — Dem Einen hat Apoll gegeben, mit rauschendem Harfenschlag das Menschenherz empor zu heben auf der Begeisterung Wogen und erbeben zu machen in mächtig erschütternder Bewegung, der Andere windet aus schlichtem Klee und bescheidenen Blümlein vom steinigen Wegraine ein zierliches Sträußchen und schlingt fein poetisches Kränzlein um des Alltags dürftig Geräth. Wer verdient den wärmeren Dank? Nun, wir können die Heerrufer und Fanfarenbläser nicht entbehren und wollen es nicht, aber die liebenswürdigere Art der Kunstübung ist doch die innige Betrachtung des Kleinen. In ihr ist Johannes Trojan Meister. Wie zart weiß er die „Stimmen der Stille" auszudeuten, das Flüstern des Schilfes im Ried, das Rauschen der windbewegten Saat, der Bienen behagliches Summen, des Vogels lieblich lockenden Ruf, das Athmen der Fluth, die leise gegen des Ufers Sand plätschert (S. 61); wie anmuthig läßt er die Hausgeisterchen ihre staunende Freude äußern über den jungen Gast in der Wiege, der nächtens sich eingestellt hat (S. 87); welch warmes Lob singt er der Hoffnung, der aufrichtigen Freundin und Trösterin, deren Wort kühlend wie Seeluft sich auf die schmerzende Seele legt! (S. 165.) Ein glücklicher Mann, der sich in den wilden Kämpfen der politischen Tagesfragen und in dem tosenden Brausen der Großstadt solch ein reiches Innenleben bewahrt hat, diese Fähigkeit, in ruhiger Stunde den Tönen Gehör zu geben, die auf dem Grund eines tief empfindenden Herzens sich lösen! Trojan ist kein Wegweiser zu hohen, fernen Idealen, es sind die alten, oft betretenen Pfade, die er wandelt. Aber er entdeckt auf ihnen so manch bisher verachtetes Kräutlein, das des Beschauens werth ist; wer ihn zum Führer nimmt und von ihm sich unterweisen läßt, wie man auch ohne viel Rüstzeug und Balkenwerk sich ein hübsch Leben zimmern kann, wird es nicht bereuen. Es stünde sicherlich nicht schlecht um die Welt, wenn Viele solch einen zufriedenen Sinn hätten, wie ihn folgendes Verschen ausspricht (S. 294):

Von Allem das Best
Ist ein Herz heiter und fest,
Ein gesunder Leib,
Ein liebes Weib
Und ein kleines Eigen.
Wer das hat, mag sich freun und schweigen.

Die Gegenwart ist verschrieen als ein lyrikfeindliches Zeitalter. Um so erfreulicher ist es, daß eine so unaufdringliche Gabe wie diese Gedichte doch Beachtung und Würdigung gefunden hat. Mögen der vorliegenden zweiten Auflage noch recht viele folgen!

R. B.

— Frau Sehnsucht. Gedichte von Hans Zuchhold. Wismar, Druck und Verlag von Willgeroth u. Menzel. 1900. 70 Seiten. — Rein persönliches Interesse hatte mich anfangs nach dem schmächtigen Bändchen greifen lassen, hatte ich doch in dem jungen Dichter einen Bekannten aus der Knaben- und Schulzeit, der mir seit Jahren aus den Augen gekommen war, wiedererkannt. Bald aber hatte ich beim Lesen auch ein sachliches Interesse gewonnen, denn wenn diese kleine Sammlung uns Zuchhold auch noch nicht als fertigen Dichter erscheinen läßt, der eine klare und weite Weltanschauung poetisch zu gestalten und zum Ausdruck zu bringen weiß, so liegt über diesen Gedichten doch ein so eigener Stimmungszauber, daß wir uns erwärmt und angeheimelt fühlen, und die Klarheit und Anschaulichkeit, mit der Zuchhold seine Bilder gestaltet, sodaß oft eine kurze Wendung, ja ein Wort die Stimmung und Anschauung des Dichters zur Empfindung bringt, lassen uns von Zuchhold für die Zukunft noch Größeres und Reiferes erhoffen. Der Schluß des Liedes: „Du kennst mich nicht" gebe eine Probe der Zuchhold'schen Dichtweise und eine Erläuterung für das oben Gesagte:

„Dann wirst du denken an die stille Haide
Und an den Steig im braunen Haidekraut
Und an das Rauschen in den alten Föhren.
Und nach der Kindheit wirst du rufen laut
Und keine Seele wird dein Flehn erhören."

Damit scheiden wir dankbar von dem kleinen Buche, das uns ein paar erfrischende Stunden gebracht hat. Jedem Freunde einer echten und herzenswarmen Stimmungslyrik können wir Zuchhold's Gedichte aufrichtig empfehlen. Dem jungen, wieder aufgefundenen Jugendfreund aber rufen wir ein herzliches Glückauf zu weiterem Streben zu. Dr. W. Bruchmüller.

— Das herrschaftliche Dienstmädchen. Praktische Rathschläge über sein Verhalten und seine Leistungen im herrschaftlichen Hause von Else v. Rauch. Berlin, Hugo Steinitz 1900. Preis 1 ℳ — Es gab eine Zeit, wo alle Bücher, die über Hauswirthschaft und Dienstboten erschienen, stark nach David's Kochbuch schmeckten. Das soll bei Leibe kein Tadel sein. Denn letzteres ist in der That ein vortreffliches Buch. Aber es fehlt darin schon nach dem beschränkteren Zwecke des Buches der Geist und die höhere Auffassung, die — ich hoffe, die schönen Leserinnen lächeln nicht darüber — auch in den gewöhnlichen Verrichtungen des Haushalts herrschen sollten. Das Meiste thut ja hierbei die Erfahrung und der angeborene Tact, von dem unerläßlichen pecuniären Unterbau ganz zu geschweigen. Auch kommt meist doch nur der vornehmere Haushalt dabei in Betracht. Aber zu lesen, wie kluge und feinsinnige Frauen über solche Dinge urtheilen, und welche Beobachtungen und Erfahrungen sie ihrerseits gemacht haben, ist doch immerhin ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Wer diese Auffassung theilt, dem können wir das vorliegende kleine Buch angelegentlich empfehlen. Es giebt sogar mehr als der Titel verspricht, da es auch allerhand gute Rathschläge, Kochrecepte u. s. w. für die Hausfrau enthält. Darüber aber enthalten wir uns wohlweislich jedes Urtheils. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 14. Sonnabend, den 2. Februar, Abends. **1901.**

Die Beziehungen der Königin Victoria zu Wissenschaft, Kunst und Musik.

Von Gebhard Zernin. (Nachdruck vom Verf. verboten.)

Königin Victoria war eine Herrscherin, die auf vielen Gebieten Hervorragendes leistete. Sie liebte Wissenschaften und Kunst. Sie hegte und pflegte nicht nur die Literatur, die englische so gut wie die deutsche und französische, in deren jeder sie ihre ausgesprochenen Lieblinge hatte und gründlich studirte und las (ihre sorgfältig gewählte Privatbibliothek zählte etwa 120000 Bände!), sondern sie gab selbst auch den Anstoß zur Herausgabe von mehreren Werken, die noch heute eine Zierde der Literatur bilden, und betheiligte sich sogar persönlich an solchen. Zu den Werken dieser Art gehörten namentlich folgende: 1) „The Life of His Royal Highness the Prince Consort by Theodore Martin, with portraits and views. 5 vols, London 1876—1880, Smith Elderolo, 15 Waterloo Place.“ Dieses Werk bildet eigentlich eine selbständige Fortsetzung des von General Grey begonnenen Werkes über die Jugendjahre des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha und hat nicht weniger als 5 Auflagen erlebt. Eine deutsche Uebersetzung ist unter dem Titel erschienen: „Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England von Theodore Martin, mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Ernst Lehmann, 5 Bände, Gotha 1876—1881.“ Ferner: 2) „Leaves from the Journal of Our Life in the Highland, London, 1868“ oder „Blätter aus dem Tagebuche Ihrer Majestät der Königin Victoria während des Aufenthaltes der königl. Familie in den Hochlanden von 1848 bis 1861 nebst Auszügen aus demselben Tagebuche über frühere Besuche in Schottland, Touren in England und Irland und Seefahrten, autorisirte deutsche Ausgabe. Braunschweig, 1868, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.“ Dieses Werk ist 7 Jahre nach dem Tode des Prinzen Albert im Druck erschienen und „dem theuren Andenken dessen, der der Verfasserin Leben sonnig und glücklich gemacht hat, in inniger Liebe und Dankbarkeit gewidmet“. Endlich: 3) „Alice Großherzogin von Hessen und bei Rhein, Prinzessin von Großbritannien und Irland. Mittheilungen aus ihrem Leben und ihren Briefen. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergsträßer, 1883.“ Zu diesem in mehreren Auflagen erschienenen Werke hat Königin Victoria die Mittheilung von Auszügen aus den vertrauten Briefen der Tochter an die Mutter gestattet, welche in deutscher Uebersetzung aus dem englischen Original wiedergegeben wurden. Aus den ursprünglich nur für das Mutterauge bestimmten Zügen dieser Briefe ist ein treffendes Bild der Persönlichkeit der früh vollendeten Prinzessin bezw. Großherzogin zu entnehmen. Aber auch die schönen Künste liebte die Königin ganz besonders. Sie zeichnete recht hübsch, wovon das vorhin angeführte Buch „Tagebuchblätter“ ꝛc. einige recht bemerkenswerthe Proben enthält, dann aber war sie in hervorragender Weise musikalisch, indem sie nicht allein ziemlich fertig Clavier spielte (besonders in jüngeren Jahren), sondern auch mit einer frischen hellen Sopranstimme sang. Den Sinn für Musik theilte sie mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, welcher eine ausgeprägte musikalische Anlage von Jugend an besaß. Diese Liebe zur Musik und zu den bildenden Künsten überhaupt war in der Coburgischen Herrscherfamilie beinahe erblich. Es ist bekannt, daß der Herzog Emil Leopold Augustus von Sachsen-Gotha, der lebenslängliche Freund Carl Maria v. Weber's, ein talentvoller Dichter und Componist war. Auch König Leopold von Belgien besaß Verständniß und Liebe für Musik und war ein guter Sänger (Bariton), ebenso wie Herzog Ernst von Coburg-Gotha sich als Componist mehrerer Opern (wir nennen hier „Casilda“, „Santa Chiara“, „Diana von Solange“) einen Namen gemacht hat.

Prinz Albert hatte schon, als er in Bonn studirte, seine ungewöhnliche musikalische Begabung an den Tag gelegt. Er trieb dort ernste Studien in der Musik, besuchte Vorlesungen über den Generalbaß und nahm später an den Uebungen des Gesangvereins in Gotha Theil; sein Orgelspiel erregte auf einer Reise nach Italien in Florenz sogar Bewunderung, er selbst war ein stimmbegabter Sänger von feiner musikalischer Bildung. Von den neueren deutschen Componisten soll er Mendelssohn-Bartholdy am meisten bevorzugt haben und diese Thatsache gab auch Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft mit dem Künstler, als derselbe im Jahre 1842 nach England kam, wo seine schon 1829 componirte „Schottische Symphonie“ das höchste Entzücken hervorrief. Wir lassen aus dem Tagebuch der Königin nach den Mittheilungen von Theodore Martin folgende Stelle über Mendelssohn's Besuch am königl. Hofe folgen: „Er (der Künstler) spielte mehrere seiner berühmten »Lieder ohne Worte« und andere seiner Compositionen und bat dann die Königin und den Prinzen, ihm ein Thema zu geben, über das er phantasiren wolle, was er dann ganz unvergleichlich schön that.“ Felix Mendelssohn hat uns selbst Näheres über diesen Besuch hinterlassen, das von allgemeinstem Interesse ist und sowohl die Bescheidenheit des großen Künstlers wie auch die Natürlichkeit des hohen Fürstenpaares in reizendem Lichte erscheinen läßt. Er thut dies in einem Briefe an seine Mutter aus London, 19. Juli 1842, mit folgenden Worten, die wir der Lehmann'schen Uebersetzung des Martin'schen Werkes entnehmen: „ . . Aber die Details von meinem letzten Besuch im Buckingham-Palast muß ich gleich schriftlich geben, sie amüsiren Dich zu sehr, liebe Mutter, und mich dazu! Wie Grahl sagte — es bleibt dabei —, das einzige freundliche englische Haus, so recht behaglich und wo man sich à son aise fühlt, ist Buckingham-Palace. Ich kenne zwar noch einige andere, aber im Ganzen stimme ich ihm bei. Ohne Spaß: Prinz Albert hat mich auf den Sonnabend um halb 2 zu sich einladen lassen, damit ich vor seiner Abreise seine Orgel noch probiren möchte; ich fand ihn ganz allein, und wie wir mitten im Gespräche sind, kam die Königin, ebenfalls ganz allein, im Hauskleide. Sie müsse in einer Stunde nach Claremont abreisen, sagte sie, — »aber, mein Gott, wie sieht es hier aus?« setzte sie dazu, indem sie sah, daß der Wind von einem großen ungebundenen Musikheft alle Blätter einzeln auf das Pedal der Orgel (die einen hübschen Zimmerschmuck bildet) und in die Ecken geworfen hatte. Indem sie das sagte, kniete sie hin und fing an die Blätter zusammenzusuchen; Prinz Albert half, und ich war auch nicht faul. Darauf fing der Prinz an, mir die Register zu expliciren, und währenddessen sagte sie, sie wolle es schon allein wieder in Ordnung bringen. Darauf bat ich aber, der Prinz möge mir lieber erst etwas vorspielen; ich wollte damit in Deutschland recht renommiren, sagte ich, und da spielte er mir einen Choral auswendig, mit Pedal so hübsch und rein und ohne Fehler, daß mancher Organist sich was daraus machen könnte, und die Königin, die mit ihrer Arbeit fertig geworden war, setzte sich daneben und hörte sehr vergnügt zu. Darauf sollte ich spielen und fing meinen Chor aus dem »Paulus«: »Wie lieblich sind die Boten« (G-dur 6/8) an. Noch ehe ich den ersten Vers ausgespielt hatte, fingen sie Beide an, den Chor ordentlich mitzusingen, und der Prinz Albert zog mir nun so geschickt die Register zum ganzen Stück, erst eine Flöte dazu, dann beim Forte voll, beim D-dur Alles, dann machte er mit den Registern auch ein excellentes Diminuendo und so fort bis zu Ende des Stückes, und das Alles auswendig, daß ich wirklich ganz ent-

zückt davon war und mich herzlich freute. Dann kam der Erbprinz von Gotha dazu, und es wurde wieder conversirt, und unter Anderem sagte die Königin, ob ich neue Lieder componirt hätte, und sie sängen die gedruckten sehr gern. »Du solltest ihm mal eins vorsingen,« sagte Prinz Albert. Sie ließ sich erst ein wenig bitten, dann meinte sie, sie wolle das Frühlingslied in B-dur*) versuchen. Ja, wenn es noch da wäre, denn alle Noten wären schon eingepackt für Claremont. Prinz Albert ging, es zu suchen, kam aber wieder: es sei schon fortgepackt. »O, man kann es vielleicht wieder auspacken,« sagte ich. »Man muß nach Lady N. N. schicken,« sagte sie (ich verstand den Namen nicht). Es wurde geklingelt, und die Bedienten liefen und kamen verlegen wieder, und dann ging die Königin selbst, und während sie fort war, sagte mir der Prinz Albert: »Sie bittet, auch dies Geschenk zum Andenken zu nehmen,« und gab mir ein kleines Etui mit einem schönen Ring, auf welchem „V. R. 1842“ gravirt steht, und dann kam die Königin wieder und sagte: »Lady . . . ist fortgefahren, hat alle meine Sachen mitgenommen — ich finde das doch höchst unschicklich.« Du glaubst nicht, wie mich das amüsirte! Nun sagte ich, sie möchte mich doch nicht den Zufall entgelten lassen und irgend was Anderes nehmen, nach einigen Berathungen mit ihrem Manne sagte der: »Sie wird Ihnen etwas von Gluck vorsingen.« Die Prinzeß von Gotha war indeß noch dazu gekommen und so gingen wir fünf durch die Corridors und die Zimmer bis zu dem Wohnzimmer der Königin, wo neben dem Sopha ein gewaltig dickes Schaukelpferd stand, und 2 große Vogelbauer und Bilder an den Wänden und schön gebundene Bücher auf den Tischen und Noten auf dem Clavier. Die Herzogin von Kent kam dazu und während sie sprachen, krame ich ein wenig unter den Noten und finde mein allerneuestes Liederheftchen darunter. Da bat ich nun natürlich, sie möchte lieber daraus etwas wählen als den Gluck, und sie that es sehr freundlich, und was wählte sie: »Schöner und schöner«**), sang es ganz allerliebst, rein, streng im Takt und recht nett im Vortrag; nur wenn es »nach der Prosa Lasten und Müh'« nach D runtergeht und chromatisch herauskommt, gerieth sie beidemal nach Dis, und weil ich's ihr beidemal angab, nahm sie das letzte Mal richtig D, was freilich hat Dis sein müssen. Aber bis auf dieses Versehen war es wirklich allerliebst und das letzte lange G habe ich von keiner Dilettantin besser, reiner und natürlicher gehört. Nun mußte ich bekennen, daß Fanny das Lied gemacht hätte (eigentlich kam es mir schwer an, aber Hoffahrt will Zwang leiden) und sie bitten, mir auch eins von den wirklich meinigen zu singen. Wenn ich ihr helfen wollte, thäte sie es gern, sagte sie und sang: »Laß dich nur nichts dauern«***) wirklich ganz fehlerlos und mit wundervollem gefühltem Ausdruck. Ich dachte, zu viel Complimente müsse man bei solcher Gelegenheit nicht machen, und dankte blos sehr vielmal; als sie aber sagte: »O, wenn ich mich nur nicht so geängstigt hätte! Ich habe sonst einen recht langen Athem«, da lobte ich sie tüchtig und mit dem besten Gewissen von der Welt, denn gerade die Stelle mit dem langen C am Schlusse hatte sie so gut gemacht und die nächsten drei Noten auf einen Athem herangebunden, wie man es selten hört, und darum amüsirte mich's doppelt, daß sie selbst davon anfing. Hierauf sang Prinz Albert: »Es ist ein Schnitter«*) und dann sagte er, ich möchte Ihnen aber noch vor der Abreise Etwas spielen, und gab mir als Thema den Choral, den er vorhin auf der Orgel gespielt hatte, und den Schnitter. Wäre es nun wie gewöhnlich gegangen, so hätte ich zum Schluß recht abscheulich schlecht phantasiren müssen, denn so geht's mir fast immer, wenn es recht gut gehen soll, und dann hätte ich Nichts als Aerger von dem ganzen Morgen mitgenommen. Aber gerade, als ob ich ein recht hübsches, frohes Andenken ohne allen Verdruß davon behalten sollte, so gelang mir das Phantasiren so gut wie selten; ich war recht frisch im Zuge und spielte lange und hatte selbst Freude daran. Daß ich außer den beiden Themas auch noch die Lieder nahm, die die Königin gesungen hatte, versteht sich, aber es kam Alles so natürlich hinein, daß ich gern gar nicht aufgehört hätte, und sie folgten mir mit einem Verständniß und einer Aufmerksamkeit, daß mir besser dabei zu Muthe war als jemals, wenn ich vor Zuhörern phantasirte. Nun und dann sagte sie: »Ich hoffe, Sie werden uns bald wieder in England besuchen,« und dann zog ich ab und sah unten die schönen Chaisen mit den rothen Vorreitern warten, und nach einer Viertelstunde ging die Fahne vom Palast herunter, und in den Zeitungen stand: „Her Majesty left the Palace of 20 minutes past 3“.“

*) „Durch den Wald den dunklen geht holde Frühlingsmorgenstunde.“

**) „Schöner und schöner schmückt sich der Plan“ (Nr. 3, op. 8) ist, obwohl unter Mendelssohn's Namen gedruckt und bekannt, von der Schwester Fanny componirt.

***) Nr. 5, op. 8.

Im Jahre 1844 kam Mendelssohn-Bartholdy wieder nach England und wurde wiederum mit hoher Auszeichnung aufgenommen. Prinz Albert war zugegen, als der Componist die Aufführung seines „Paulus“ durch die Sacred Harmony Society am 7. Juni 1844 persönlich leitete. Ebenso war er sowohl wie auch die Königin Victoria gegenwärtig, als dasselbe Oratorium von der gleichen Gesellschaft am 2. Juni 1845 unter Mendelssohn's Leitung aufgeführt wurde. Und als das zweite große Oratorium dieses Künstlers — der „Elias“ — zum ersten Male in seiner vollendeten Gestalt in England zu Gehör gebracht wurde: am 23. April 1847, also nur wenige Monate vor seinem am 4. November 1847 erfolgten Tode —, wohnte die Königin mit dem Prinzen Albert der Aufführung gleichfalls bei. Unmittelbar nach Schluß des Concerts schrieb Prinz Albert auf sein Textbuch des Oratoriums folgende den Künstler hoch ehrende Worte: „Buckingham Palace, 24. April 1847. Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer falschen Kunst, durch Genius und Studium es vermocht hat, den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tönegetändels wieder an den reinen Ton sympathischer Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen —, dem großen Meister, der alles sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt, zur dankbaren Erinnerung geschrieben von Albert.“ Das letzte Concert, welches Prinz Albert in seinem Leben arrangirt hat und das am 28. Juni 1861 gegeben wurde, ist dadurch merkwürdig, daß es eine Auswahl von Nummern aus „Paulus“ aufweist, — denn dessen Componist, Felix Mendelssohn-Bartholdy, war der Lieblings-Componist des Prinzen und wurde auch von der Königin Victoria Zeitlebens hoch gehalten.

*) „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“. Altes Kirchenlied, Nr. 4, op. 8.

Bücherbesprechungen.

— L. Dahle, Das Ende der Welt nach der Schrift, der Wissenschaft, dem Volksglauben und den „Berechnungen“. Autorisirte deutsche Ausgabe von Hansen, Pastor in Hohenaspe. Zum Besten der norwegischen lutherischen Mission in Madagascar. 112 S. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 1900. Brosch. ℳ 1,40. — Die vorliegende Schrift behandelt zunächst unter Zusammenstellung und Besprechung der einschlägigen Schriftstellen die Frage, ob das Weltende kommen wird, um dann über den Umfang desselben und die Ursache sich zu verbreiten und das Wie und Wann ins Auge zu fassen. Wir dürfen an ihr rühmen, daß sie gegenüber allerlei phantastischer Anschauung und Prophezeiungen nüchterne Antwort auf diese Fragen zu geben versucht. Sie erweist die Unmöglichkeit der Berechnung und registrirt die Geschichte derselben. Auch Wissenschaft und Volksglauben wird herbeigezogen. Mag man auch hier und da ein Fragezeichen zu setzen und diese oder jene Schriftstelle anders zu fassen geneigt sein, wir haben die Schrift mit Interesse gelesen und meinen, daß sie auf Beachtung Anspruch machen darf. D. K.

— C. Skovgaard-Petersen, Des Glaubens Bedeutung für Den, der in der Welt vorwärts kommen will. 193 S. 2 ℳ, geb. 3 ℳ. Berlin, 1901. Verlag von Reuter & Reichard. — In diesem aus dem Dänischen übersetzten Buche will der Verfasser nicht, wie man nach dem seltsamen, fast nach weltlicher Reclame für das Christenthum aussehenden Titel meinen könnte, ausführen, daß der christliche Glaube ein ganz nothwendiges Mittel zum Vorwärtskommen in der Welt ist. Er will vielmehr erweisen, daß der Glaube keineswegs, wie Etliche glauben, ein Hinderniß dabei ist, und daß die Rede keine Berechtigung hat: „Will man in der Welt vorwärts, so muß man es der Welt gleich thun.“ Um dies darzulegen,

greift er in die Geschichte und Erfahrung. Uns dünkt, es ist ihm im Ganzen wohl gelungen, auf Grund seiner Beispiele zu zeigen, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und auch die Verheißung dieses neben der des zukünftigen Lebens hat. Tritt das Alte Testament bei der biblischen Begründung etwas stark hervor, und wünschte man auch hier und da einen mehr überweltlichen Standpunkt und eine dementsprechend tiefer grabende Auslegung der herbeigezogenen Schriftstellen, so dürfen wir doch im Allgemeinen dem Verfasser dafür danken, daß er einer Mißauffassung von dem Werthe des Glaubens zu wehren mit Erfolg bemüht ist. D. K.

— Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitwirkung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Groß-Qu. 34½ × 26 cm. Kunstdruckpapier. Vollständig in 50 Lieferungen à 1 ℳ, 24 mit je einer Kunstbeilage und 40—50 Textillustrationen. Monatlich 2—3 Lieferungen. — Das vorstehends bezeichnete Sammelwerk stellt sich die Aufgabe einer Würdigung der Bedeutung des Protestantismus und seines Einflusses auf Cultur und Leben von der Zeit seiner Entstehung an bis auf unsere Tage. Sein Erscheinen dürfte in der Jetztzeit um so mehr am Platze sein, als die confessionellen Gegensätze, die im Anfange des 19. Jahrhunderts im Begriffe schienen sich mehr und mehr auszugleichen, sich in der letzten Hälfte des Jahrhunderts wieder mit steigender Schärfe und Heftigkeit geltend machen. Unter diesen Umständen ist es wohl an der Zeit, nicht nur die Anhänger des Evangeliums sondern auch die Andersgläubigen daran zu erinnern, welche Segnungen die Welt dem Einflusse des Protestantismus verdankt. Von den vorliegenden bis jetzt erschienenen Heften des Werkes bringt das erste eine Arbeit aus der Feder Fr. v. Bezold's, des hervorragenden Historikers der Reformationszeit, über Vorzeichen und Vorläufer der Reformation, das zweite eine von dem Herausgeber verfaßte Charakteristik Martin Luther's, des „deutschen Glaubenshelden", das dritte eine von Prof. Dr. Tschackert geschriebene Beleuchtung der Schirmherren der Reformation, in der besonders Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen und Herzog Albrecht von Preußen in ihren Verdiensten um die Reformation eingehend behandelt werden. Das erste Heft enthält als Kunstbeilage eine Wiedergabe von Kaulbach's Kolossalgemälde im Treppenhause des Berliner Museums „Das Zeitalter der Reformation", das zweite einen Abdruck eines Kranach'schen Lutherbildes, das dritte eine Ansicht des Domes zu Königsberg. Aus der Zahl der bedeutenden Mitarbeiter des Herausgebers seien hervorgehoben Consistorialrath Prof. Dr. Achelis in Marburg, Prof. Dr. Baumgarten in Kiel, Missionsdirector a. D. Burkhardt in Herrnhut, Consistorialrath Prof. Dr. Cremer in Greifswald, Pastor Fritz Fliedner in Madrid, Prof. Dr. Haßhagen in Rostock, Pfarrer Dr. Martin Rade in Marburg, Prof. Dr. Rein in Jena, Prof. Dr. Henry Thode in Heidelberg, Prof. Dr. Thoma in Karlsruhe u. A. Der illustrative Theil wird, wie die vorliegenden Hefte beweisen, in höchst geschickter Weise von Stadtvicar Dr. Julius Kurth geleitet, während den Buchschmuck der Kunstmaler Hans Schulze besorgt. Alles in Allem genommen wird sich die Verlagshandlung (Verlag Wartburg Berlin), wenn sie das Werk in der begonnenen Weise fortsetzt, ein Verdienst erwerben, dem die Anerkennung des Publicums zu wünschen ist. * * *

— Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch von Dr. Hermann Schiller, Geheimem Oberschulrath und Universitätsprofessor a. D. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1901. VII, 656 u. 74 S.; 8°. Preis geb. 10 ℳ. — Für meine grundsätzliche Stellung zu der Schiller'schen „Weltgeschichte", deren erster Band inzwischen durch den überaus strengen Königsberger Professor Franz Rühl im Literar. Centralbl. vom 17. November einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen worden ist, verweise ich auf meine Ausführungen in der Zweiten Beilage zur L. Z. vom 17. März 1900, S. 1141. Der vorliegende Band, wieder sehr gut ausgestattet, enthält die Geschichte des „Mittelalters" und zerfällt in folgende 4 Hauptabschnitte: 1) Die Bildung bezw. (!) Fortdauer christlicher Nationalstaaten und Universalreiche in West und Ost und der Islam (bis 900); 2) Das römische Reich (imperium Romanum) deutscher Nation, die Nationalstaaten in Form der Lehensmonarchie und die Ansprüche der Kaiser auf Weltherrschaft (bis 1100); 3) Der Entscheidungskampf der Universalkirche mit dem römisch-deutschen Universalreiche und mit den Nationalstaaten und der Zusammenstoß der christlich-abendländischen mit der muslimisch-morgenländischen Welt in den Kreuzzügen (bis 1300) und 4) Der Sturz des weltbeherrschenden Papstthums und die Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation durch den Sieg der territorialen und nationalen Gewalten; die Erschütterung der Lehensmonarchie durch das Bürgerthum der Städte. Die Offensive des muslimischen und mongolischen Orients gegen das christliche Abendland und der Fall des Romäerreichs. Die großen Erfindungen und die Entdeckung der neuen Welt (bis 1500). Absichtlich habe ich diese wundervoll einfachen und klaren Capitelüberschriften mitgetheilt, weil sie für die einzigartige Durchsichtigkeit der Anordnung beredt zeugen. Während ich leugne, daß eine streng chronologische Gliederung des ungeheuren weltgeschichtlichen Stoffs überhaupt möglich sei, deshalb schon den Versuch einer solchen als willkürlich und unwissenschaftlich von vornherein verwerfe und ihm das ethnographische System entgegensetze, erhebt bekanntlich die alte Methode den Anspruch, nur eine auf ihrem Grund aufgebaute „Weltgeschichte" berücksichtige die allein maßgebende zeitliche Aufeinanderfolge gewissenhaft. Prüfen wir daher, ob diese gern und laut wiederholte Behauptung Stich hält an dem zweiten Bande des Schiller'schen Werks! Vielleicht will es noch nicht allzuviel bedeuten, wenn hinter dem in wenigen Zeilen bis 1667, d. h. bis zum Auftreten Muley Ali's [dessen Dynastie fortan nur noch in den „Annalen der Piraterie" verzeichnet sein soll — sehr bequem!] erledigten Nordafrika erst der skandinavische Norden seit 1100 an die Reihe kommt, wenn Dante zwischen Friedrich dem Weisen und Lukas Kranach erscheint, wenn die Kreuzzüge an zwei durch mehr als 100 Seiten von einander getrennten Stellen behandelt werden ꝛc. Aber was soll man dazu sagen, daß die Geschichte Chinas von den grauesten Zeiten ab urplötzlich im „Entscheidungskampfe der Universalkirche mit dem römisch-deutschen Universalreiche" (Abschn. 3; vgl. oben) auftaucht, während z. B. die doch wohl einigermaßen späteren Anfänge des Buddhismusses bereits im 1. Bande (S. 348 ff.) geschildert worden sind! Darf man das wirklich noch ein Princip nennen? Nein, sei man doch ehrlich und bekenne: eine universalhistorische Darstellung lediglich auf Grund der Chronologie ist unmöglich; und dann versuche man einen besseren Eintheilungsgrund ausfindig zu machen! Denn mit der oben gekennzeichneten äußeren Etikettirung kann man doch nur oberflächlichen Lesern und der „reiferen Jugend" imponiren. Abgesehen von diesem principiellen Uebelstande giebt es eine ganze Zahl von mehr oder weniger schweren (in Anbetracht der beträchtlichen Gesammtleistung nicht sehr stark ins Gewicht fallenden) Mängeln und Fehlern. Ich habe notirt: Bei den portugiesischen Namen in der genealogischen Tabelle auf S. 345 fehlen die Schlangenlinien über den a in João, Sebastião; Seldschuken ist besser als Seldschucken. „Adel und Bürgerschaft scharten sich um es" (S. 318) klingt hart. Zu Philipp II. Augustus (S. 317) ist jetzt die beste Quelle Cartellieri's Monographie (Bd. I); überhaupt ist an sich die lobenswerthe Anführung von Quellen — nicht überall, aber — hie und da ohne fachmännische Kritik erfolgt und erinnert in dieser Hinsicht an das von Houston S. Chamberlain in seinen „Grundlagen" beobachtete Verfahren. Zur Anmerkung auf S. 597 vergleiche neuerdings Al. Schulte's grundlegendes Werk; zu S. 475 wären von Souchon (nicht Souchong!) besser die „Papstwahlen" von 1898 heranzuziehen gewesen. Die Literatur über Jeanne Darc steht annähernd vollständig in Ul. Chevalier's Bio-bibliographie verzeichnet. Die Abkürzungen der gelehrten Zeitschriften und Sammelwerke (ADB, DZG. u. s. w.) sind recht willkürlich gewählt: warum nicht das Platz sparende und trotzdem deutliche Beispiel der Jastrow-Berner'schen Jahresberichte befolgen? Der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart die Frage, warum sie in der Inhaltsübersicht die Punkte so anmuthig (eckig, rund oder auch gar nicht) hat wechseln lassen. Auf Seite 322 sind die Ziffern der beiden Anmerkungen vertauscht. Die Quellensammlung verdient dies Mal mehr Anerkennung; jedenfalls ersieht man aus ihr, daß sie ihr Dasein nicht nur einem originellen Gedanken, sondern auch geschichtlichem Verständnisse verdankt. Ht.

— Rettet das Volkslied! Von Hans Eschelbach. Titelillustration von Aloys Sieberath. Berlin 1901, Verlag von Boll und Pickardt. Preis 40 ₰. — Der Verfasser der Flugschrift übertreibt ein wenig, z. B. wenn er, den Gassenhauer der Gegenwart mit dem Liebesliede der Vergangenheit vergleichend,

schreibt (S. 8): An die Stelle des echten Gefühls ist verlogene Tändelei, an die Stelle wahrer Liebe berechnende Lüsternheit getreten. Aber manches andere Wort von ihm ist sehr beachtenswerth, so was er sagt über das Verhältniß der meisten Gesangvereine zum Volksliede (S. 14—16), über die entsetzliche Verseuchung der Großstädte durch die Tingeltangel, über die zotige Roheit vieler Soldatenlieder u. s. w. Völlig einverstanden sind wir auch mit der Ansicht, die allzu ängstliche Ausschließung des harmlosen Liebesliedes vom Gesangunterrichte der Schule treibe das heranwachsende Geschlecht erst recht dazu, gierig nach den zweideutigen und abgeschmackten erotischen Bänkelsängereien zu greifen. Jedenfalls ist es dem Verfasser heiliger Ernst mit seinem beweglichen Mahnrufe: Rettet das Volkslied! Er verkennt auch die Hindernisse nicht, die der Wiederbelebung des alten Volksgesanges im Wege stehen. Manche von seinen Rathschlägen verdienen unstreitig die Aufmerksamkeit derer, die an der musikalischen Volksbildung arbeiten. Auch den Kreisen, die sich die Pflege der Volkskunde angelegen sein lassen, sei die kleine Schrift warm empfohlen! R. B.

— Felice Scheibler: Sette anni di caccia grossa. Note di viaggio in America, Asia, Africa ed Europa. Milano 1900. Ulrico Hoepli, Editore. — Freunde des Großwaidwerkes, Liebhaber von Reiseabenteuern in gastlichen und ungastlichen Gegenden aller Welttheile, Sensationsbedürftige jeder Art werden in den Reiseaufzeichnungen des Grafen Felix Scheibler mannigfache Anregung und Belehrung finden. Der Verfasser, trotz seines deutschen Namens ein reicher italienischer Sportsman, ist mit einem wahren Arsenal von Waffen, der entsprechenden weiteren Ausrüstung und dem nöthigen Kleingeld versehen aus dem friedlichen Verona ausgezogen, um sieben Jahre hindurch als hypermoderner Nimrod in Europa, Asien, Afrika und Amerika alle Gegenden aufzusuchen, wo es etwas zu jagen gab. Scheibler hat mit derselben Passion, von einer wahren Mordlust besessen, sowohl auf die kleinsten und harmlosesten Thiere geschossen, wie die complicirtesten Jagden arrangirt und eine entsetzliche Verheerung unter den Raubthieren angerichtet. Wer zählt die Häupter, wer nennt die Namen der Gefallenen bei diesen Jagden? Die Lectüre dieses Werkes, das mit 250 Illustrationen geschmückt ist, ist ein wahrer Cursus der Zoologie. Graf Scheibler schreibt kein Jägerlatein, sein Buch ist in einem sehr gemüthlichen Erzählerton verfaßt, man glaubt ihm Alles. In einem, nach dieser reichen Erfahrung wohl zustehenden väterlichen Tone giebt er fortlaufend weise Rathschläge für Diejenigen, die sich dem höheren Waidwerk widmen wollen. Das Werk ist seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Pullé gewidmet: „als Erinnerung der angenehmen mit ihr verbrachten Sportstage“ — es war die Hochzeitsreise des gräflichen Ehepaares — und da wage man noch zu behaupten, daß die Romantik ausgestorben und die schönen Töchter des Südens verweichlicht sind. Die Illustrationen sind sehr schön, die Ausstattung des Werkes von jener vornehmen Gediegenheit, welche die Werke aus dem Verlage des Hofbuchhändlers Hoepli stets auszeichnet.

Locella.

— Das Buch der Berufe. II. Band. Der Elektrotechniker. Von F. Süchting. Mit 96 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Verlag von Gebr. Jänecke in Hannover. Preis 4 ℳ. Wie alle Bände dieser Collection beginnt auch dieser mit einer Schule der betreffenden Wissenschaft, also in diesem Fall mit der Elektricitätslehre, weist dann auf die Entwickelung und den Umfang der heutigen Elektrotechnik hin und hebt ihre Bedeutung für die moderne Cultur hervor. Dann wird die verschiedenartige Thätigkeit des Elektrotechnikers geschildert, sein Bildungsgang besprochen und das Horoskop für seine Carrière gestellt. Bei dieser Gelegenheit fehlt es nicht an nützlichen Winken und wohlgemeinten Rathschlägen, die Verfasser den jungen Collegen mit auf den, wie er selbst sagt, nicht ganz dornenlosen Weg giebt. — III. Band: Der Ingenieur. Von W. Freyer. Mit 64 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Verlag von Gebr. Jänecke in Hannover. Preis 4 ℳ. Der erste Theil, „Das Ziel“ betitelt, schildert die verschiedenen Berufsarten des Ingenieurs, der zweite Theil zeigt den Weg zum Ziel, nämlich die Vorschule und die Fachschule bez. die technische Hochschule, und beginnt mit einer köstlichen Geschichte, die vor 10 Jahren an einem Gymnasium passirt ist. Ein Abiturient gab dem Professor auf die Frage, was er zu studiren gedenke, zur Antwort: das Maschinenfach, worauf ersterer mit dem langgedehnten Sooo der Enttäuschung erwiderte: also Sie wollen nicht studiren, sondern sich nur einem praktischen Berufe widmen? Daraus sieht man wieder, daß dem Sprichwort: tempora mutantur nos et mutamur in illis nicht unbedingt zu trauen ist, daß es wenigstens nicht auf alle Kreise der Gesellschaft paßt. Vor 40 Jahren docirte ein ähnliches Original an einem württembergischen Gymnasium. An jedem Sonnabend wurden die lateinischen von ihm zu Hause corrigirten Wochenaufsätze (sog. Hebdomadaria) der 40 Schüler in Zeit von einer Stunde einer Kritik unterworfen. War ein Aufsatz weniger gut gelungen, so wurde der Inculpat mit der Frage angefaucht: Was wollen Sie werden? Lautete die Antwort: Jurist, so erklärte ihm der Professor rundweg: dazu reicht Ihre geistige Fähigkeit nicht aus. Ich weiß nicht einmal, ob es bei Ihnen zum Regiminalisten reicht; am Besten ist's, Sie werden Cameralist. Nun befand sich unter uns ein sonst ganz tüchtiger Schulkamerad, der aber nebenher mit Allotrien (Botanik, Mineralogie und Alterthumskunde) sich beschäftigte und deshalb mit seinem Schulpensum nicht immer auf dem Laufenden blieb. Er war schon oft die ganze Befähigungsscala des Professors bis zum Cameralisten hinabgeworfen worden. Eines schönen Tags tönt ihm wieder die Frage entgegen: was wollen Sie werden? Ingenieur, antwortete er ruhig. Wie ein begossener Pudel tritt der Professor bei Seite und geht dreimal sprachlos im Lehrsaal auf und ab. Endlich ruft er aus: Ingenieur! Ingenieur! So was ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Gut also, werden Sie Ingenieur, lernen Sie ein Handwerk! Zum Studiren sind Sie zu schwach. Der junge Mann hat den Rath beherzigt, hat nicht studirt, aber Vieles gelernt, ist ein beliebter Dichter und hochangesehener Staatsdiener geworden. — IV. Band: Der Chemiker. Von Dr. H. Warnecke. Mit 72 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Verlag von Gebr. Jänecke in Hannover. Preis 4 ℳ. Der erste, allgemeine Theil ist ein kurzer Abriß der Grundlehren der Chemie. Aus ihm mag der junge Leser, der in der kritischen Lebenszeit der Berufswahl steht, herausfühlen, ob ihm das Wesen der Chemie überhaupt so zusagt, daß er ihr sein Leben widmen will. Um diese Wissenschaft näher zu charakterisiren, berichtet der zweite Theil von ihrem Vorleben und von dem Leben ihrer großen Meister. Der dritte Theil giebt dem jungen Mann einen Begriff von dem Studiengang, den praktischen Arbeiten und den Prüfungstagen, Examina genannt, die seiner warten, wenn er den Beruf eines Chemikers ergreift. Und hat er sich für die Chemie entschieden, so schildert der vierte Theil einige Zweige der Großindustrie, von denen er vielleicht einen für seine Zukunft sich aussucht, wenn er nicht ahnungslos mit seinem Wissen in irgend eine andere Gegend der Chemie verschlagen wird. Denn die Wege des praktischen Chemikers sind unerforschlich, und die in das gelobte Land der Staatsdiener führen, liegen abseits von der großen Heerstraße der angewandten Chemie. Kl.

— Das Automobil in Theorie und Praxis. II. Band. Automobilwagen mit Benzinmotoren. Von L. Baudry de Saunier. Uebersetzt von Dr. R. v. Stern und H. A. Hofmann. Mit 252 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 13,50 ℳ. — Vor mehr als Jahresfrist haben wir den I. Band dieses schön geschriebenen, nach außen und innen schön ausgestatteten Werks besprochen. Er handelte vom Motocycle und der Voiturette mit Benzinmotor, während dem jetzt erschienenen II. Band die Aufgabe zugefallen ist, die Automobilwagen mit verticalen oder horizontalen Benzinmotoren zu beschreiben. Nach einer allgemeinen Einleitung, die das technische Verständniß für die nachfolgenden Capitel vorzubereiten hat, werden 7 französische Typen von Automobilwagen mit 1- oder 2- oder 4cylindrigen Motoren, mit Kraftübertragung durch Zahnräder oder durch Riemen, von A bis Z durchgenommen. Ein deutscher Type konnte nicht vorgeführt werden, weil dem Verfasser und den Uebersetzern auf ihr Ersuchen die Unterlagen für die Besprechung einer deutschen Construction nicht an die Hand gegeben worden sind. Doch glauben sie, daß, wer ihr Buch studirt habe, auch jeden anderen Automobilwagen mit Benzinmotor beurtheilen, verstehen und handhaben könne. Wie im I. Band ermahnt auch im II. Band ein wohlangebrachtes Schlußwort die Automobilisten zur Vorsicht und Mäßigung des Tempos beim Fahren und warnt sie vor den Gefahren des Uebermuths, der nur gar zu gern den Sport zu seinem eigenen Schaden alle Rücksichten auf die Zeitgenossen und Polizeivorschriften vergessen lasse.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 15. Dienstag, den 5. Februar, Abends. 1901.

Daniel Chodowiecki.

Zum hundertsten Todestage des Künstlers.

Es heißt mit Recht, daß Chodowiecki einer der besten Darsteller des großen Preußenkönigs Friedrich II. gewesen, einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste überhaupt des bürgerlichen Lebens der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Merkwürdig ist nun, da man sich in unseren Tagen daran gewöhnt hat zu fragen und zu forschen, wieviel der Eigenschaften irgend eines hervorragenden Menschen sich auf Vererbung von den Eltern her mit einiger Sicherheit feststellen lassen, daß in Chodowiecki's Familie sich kein Künstler irgendwelcher Art nachweisen läßt, noch irgend Jemand von besonderer ästhetischer Begabung, daß vielmehr alle seine Vorfahren Soldaten, Theologen oder Kaufleute gewesen sind. Die Chodowiecki's stammen, wie auch der Name schon leicht vermuthen läßt, aus Polen, und Daniel, der berühmteste Sproß dieser Familie, nennt als seine Heimath das halbpolnische Danzig. Der Vater des später so berühmten Künstlers hatte in seiner Jugend weite Reisen gemacht, vor Allem die größeren Städte Hollands besucht und so seine Kenntnisse und Sprachkunde, die er daheim während seiner kaufmännischen Lehrzeit sich angeeignet, nach Möglichkeit zu erweitern gesucht. Als er nach Danzig zurückgekehrt war, begann er im Anfang ziemlich erfolgreich einen Kornhandel zu betreiben; allmälig aber, da die Arbeit sich häufte und er als gewissenhafter Mann sich überall selbst umthun wollte, litt seine ohnehin nie starke Gesundheit unter den stetig sich steigernden geschäftlichen Anforderungen. Er wird uns geschildert als ein wohlgebauter, nur etwas schmalschultriger Herr von schönem Gange, mit einer auffallend feinen Hand und mit sanftem seelenvollem Blick aus braunen Augen über einer entschiedenen, jedoch ein wenig schweren Adlernase. Als Sechsundzwanzigjähriger hatte er sich mit der Tochter des aus Leipzig stammenden Vergolders Ayrer verheirathet, die von ihrer Mutter, einer französischen Réfugiée, alle Anmuth französischer Formen geerbt hatte und ihrem Gatten als wackere, tapfere Frau zur Seite stand. Daniel war das zweite der sechs aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder, die alle eine gute, ein wenig strenge, aber doch liebevolle Erziehung erhielten. Im Hause herrschte eine einfache herzliche Frömmigkeit, deren Abneigung gegen jeden Fanatismus eben so groß war, wie gegen den platten Rationalismus. Daß Daniel künstlerische Neigungen besaß, zeigte sich schon früh und der Vater, der als Lehrling seine Freude an bescheidenen Tuschversuchen gehabt hatte, begann zeitig sich nach einem Lehrer umzusehen. Da es aber an halbwegs tüchtigen ganz und gar in Danzig fehlte, begann er sich selbst seines Sohnes anzunehmen, dessen Kunstsinn möglichst zu fördern und vorläufig, bis sich irgend eine günstige Gelegenheit fände, den Vorunterricht selbst zu leiten. Daniel fand bald recht wenig Geschmack daran, unter der Aufsicht seines Vaters Vorlagen nachzuzeichnen, und begann, er war gerade acht Jahr alt, in Miniatur zu malen. Er begann auch auf eigene Faust Kupferstiche zu studiren, Radirungen der französischen und niederländischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts, doch nicht etwa von berühmten Meistern, sondern von Manieristen, deren etwaige Vorzüge gänzlich durch ihre innere Unwahrheit aufgehoben wurden. Er prägte sich aus den Stichen Formen und Stellungen ein, zeichnete sie manchmal ganz oder zum Theil ab, bildete sie mit Tusche nach. Es ist sehr fraglich, ob diese Art der Kunstausübung dem Knaben mehr genützt als geschadet hat; er hatte ja keinen, der ihn auf das Wesentliche und Schöne seiner Vorlagen hinwies, auch dann nicht, als er gute Stiche von Watteau und Lancret kennen lernte und nun nach diesen seine überaus dürftigen Versuche wie früher fortsetzte; er hatte auch Niemand, der seine Arbeiten durchsehend ihn auf die Mängel derselben hätte aufmerksam machen und den Weg weisen können, um sie zu vermeiden. Als Daniel vierzehn Jahr alt war, starb sein Vater. Dieser hatte nach seiner Gewohnheit auch in dem sehr strengen Winter 1739/40 seine Geschäftsreisen unternommen, sich dabei eine Krankheit zugezogen, deren er im Anfang nicht viel achtete, und war ihr nach viermonatlichem Schmerzenslager erlegen. Er hatte seiner Familie nichts hinterlassen; die Mutter mußte es über sich gewinnen, ihre beiden ältesten Söhne schon jetzt von sich zu lassen. Daniel trat als Lehrling in den Gewürzladen seiner Tante Bröllmann ein, bediente von früh um 6 Uhr bis Abends um 10 Uhr die Kunden oder machte sich sonst nützlich, wie er konnte. Nach Geschäftsschluß war bei der Principalin eine Hausandacht, bei der keiner fehlen durfte. Es wurden Gebete gesprochen, Lieder gesungen. Dann ging man müde zu Bett. An seine künstlerischen Bestrebungen konnte Daniel selbstverständlicher Weise nicht viel denken. Oft freilich setzte er sich spät Abends noch hin bei einem Lichtstümpfchen, kämpfte mühsam gegen den Schlaf und zeichnete noch ein Weilchen. Aber was wollte das denn bedeuten? Die anderthalb Jahre, die Daniel in dem Gewürzladen verbrachte, der dann aus Mangel an Zuspruch einging, waren für ihn völlig verloren. Als der Laden nun für immer geschlossen war, nahm Daniel seine früheren Versuche wieder auf, bis sich ihm eine Gelegenheit geboten, kaufmännisch wieder thätig zu sein. Er hatte sich jetzt schon in dem Copiren von Vorlagen eine solche Routine angeeignet, daß ihm sein Oheim Ayrer in Berlin, der ein gutgehendes Quincailleriegeschäft besaß, eine ganze Anzahl derselben zu Einsätzen in Ringe, Dosen, Medaillons abkaufte und ihn selbst auch endlich aufforderte, in sein Geschäft einzutreten. Daniel ging voller Freude auf diesen Vorschlag ein, vor allen Dingen deshalb, weil er glaubte, in Berlin, der Residenz des so machtvoll aufstrebenden Preußenkönigs, werde sich ihm viel eher eine Gelegenheit bieten, Das zu finden, was er in seiner Heimath vergebens gesucht, einen Lehrer, der im Stande wäre, ihn in seiner Kunstbestrebung fördernd zu unterweisen. Die Verwirklichung dieser Hoffnung sollte jedoch vorläufig noch lange nicht eintreten. Der Oheim war Geschäftsmann durch und durch und sein Interesse für die Kunst war ein sehr reales; nur soweit sie mit einem praktischen Vortheil zusammenhing, war sie für ihn von Bedeutung, überhaupt für ihn vorhanden. Daniel's Kunst aber, die flotte oberflächliche Art desselben zu malen, genügte ihm vollkommen. Die kleinen Bildchen fanden großen Absatz, mehr verlangte das Publicum ja gar nicht. Darum war auch Ayrer sehr zufrieden mit ihnen und verstand durchaus nicht das Bedürfniß Daniel's, sich in seiner Kunst fortzubilden, den großen Männern nacheifern zu wollen, deren Lebensgeschichten der junge Miniaturmaler zum Aerger des Onkels mit großem Eifer hauptsächlich in der Nacht las. Wenn Daniel in Danzig allerlei kaufmännische Erfahrungen im Gewürzhandel gesammelt hatte, so vertiefte und vergrößerte sich jetzt allmälig seine Kenntniß von allerlei Modeartikeln, wie sie damals gang und gäbe waren, Uhrgehäusen, Stockknäufen, Berloques, Prunkschächtelchen, Riechfläschchen, Tabakdosen u. A. m., er lernte auf den wechselnden Geschmack des Publicums in Bezug auf alle diese Dinge achten, übte sich in der Buchführung und zog mit seinem Oheim auf alle Messen. Einen materiellen Vortheil aus dieser mannigfachen Thätigkeit hatte er nicht, Ayrer nahm allen Gewinn an sich und gab dem Neffen nur Beköstigung und Wohnung. Es nimmt also gar nicht Wunder, wenn Daniel so völlig durch die Geschäftsarbeiten in Anspruch genommen, längere Zeit nichts für seine Ausbildung thun konnte und auf demselben Punkte stehen blieb, zu dem er in den letzten Jahren in Danzig gekommen war.

Erst im Jahre 1748 oder 1749, das wissen wir nicht genau, sollte sich ihm eine Gelegenheit bieten, auf dem eingeschlagenen Wege einen Schritt vorwärts zu machen. Vor einiger Zeit hatte nämlich in Berlin die gewissermaßen neu aufkommende Technik der Emaillemalerei viele Werkstätten für das Brennen und Malen der Emaillen in's Leben gerufen und Ayrer versprach sich sehr viel davon, wenn er auch im eigenen Hause eine solche einrichte und seine Leute in der Herstellung von Emaillen unterrichten lasse. Es gelang ihm auch in dem Maler Haid einen tüchtigen Lehrer zu gewinnen, der von Haus aus einen guten Unterricht genossen und einen Ruf als geschickter Emailleur hatte. Haid verstand besser über die Kunst, ihre Aufgaben und Ziele zu reden als etwas künstlerisch Bedeutendes zu leisten und gewann bald auf Daniel einen großen Einfluß. Immer wieder sprach er von dem hohen Werthe einer methodischen akademischen Bildung, und da Daniel einer solchen nicht theilhaftig werden konnte, suchte er sich so gut es gehen wollte auf andere Weise zu helfen: Er studirte und copirte akademische Actfiguren, schaffte sich Stiche von Watteau und Boucher an, ging sie jetzt gründlich und mit reiferem Verständniß durch. Wenn der Erstere ihm jetzt durch genaue Zeichnung der Bewegungen, Hände und Füße, durch seine Bestimmtheit im Charakterisiren der Köpfe als Vorbild diente, so beeinflußte ihn der Letztere durch die Leichtigkeit der Composition, die weiche reizvolle Behandlung des Nackten. Allmälig auch begann er schwierigere Aufgaben der Emaillemalerei zu lösen, malte er goldene mit Brillanten besetzte Dosen, führte er eigene Erfindungen aus, die gut bezahlt wurden. Bald überzeugte sich Daniel, daß er allein sich durch fleißige Ausübung seiner Kunstfertigkeit würde durch die Welt schlagen können, und löste sich von seinem Oheim, dem er so viel Geld eingebracht hatte und der jetzt sehr wohl einsah, daß es ihm nicht gelingen würde, seinen Neffen zu halten. Nun war für Daniel endlich die Zeit gekommen, die er so lange herbeigesehnt hatte, die Zeit, da er an sich selbst, an seine Kunst ernstlicher denken konnte. Die Mittel zum Leben verschaffte ihm ja reichlich genug seine Geschicklichkeit, aber er wollte doch nicht bis zum Ende seiner Tage ein bloßer Kunsthandwerker, wenn auch ein sehr tüchtiger, bleiben. Als höchstes Ziel aber, das er durch unendlichen gewissenhaften Fleiß und eifrigstes Studium zu erreichen gedachte, schwebte ihm vor, unter den großen Historienmalern einmal einen nicht niedrigen Rang einzunehmen. Nachdem nun Daniel sich von den drückenden Fesseln der Abhängigkeit und eines Berufes, der ihm kaum etwas Anderes als eine Last gewesen war, frei gemacht hatte, begann er voller Hoffnung auf eine glückliche Zukunft einen für ihn bedeutungvollen Schritt zu thun, er verheirathete sich, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt, mit der Tochter eines wohlhabenden Goldstickers, Jeanne Barez. Durch diese Verbindung trat er in enge Beziehung zu einer angesehenen, einflußreichen Familie der französischen Colonie, was ihm in geschäftlicher Beziehung von großem Nutzen sein sollte. Fast alle Juweliere und Quincailleriehändler der preußischen Residenz waren Mitglieder der Colonie und Daniel fand bei ihnen für seine Emaillen und Miniaturen einen bedeutenden Absatz. Abgesehen von dieser für ihn sehr werthvollen Kundschaft durfte er auch bald für den königlichen Hof und die prinzlichen Hofhaltungen, deren Aufmerksamkeit durch seinen Ruf geweckt worden war, Tabatièren malen, was ihm wohl wichtiger war wegen der in der Bestellung liegenden Auszeichnung als wegen des damit verbundenen Gewinns. Alle diese Werkchen, welche er jetzt schuf, standen ganz und gar unter dem Einflusse der Franzosen, ohne doch nur an die besseren ihrer Vorbilder heranzureichen; sie waren anmuthig, elegant, aber unselbständig und oberflächlich; sie zeugten alle von Uebung, einem gewissen technischen Geschick, einer nicht unbedeutenden Anordnungsgabe, aber man merkte es ihnen deutlich an, daß sie von einem Manne herstammten, der keine eigentliche Ausbildung geschweige denn einen gründlichen Unterricht erhalten hatte. Unter den Miniaturen Daniel's aus diesen Jahren findet sich ein ovales Medaillon, das uns den Künstler selbst zeigt, wie er 1759 als Zweiunddreißigjähriger ausgeschaut hat; es ist ein Brustbild ohne Hände, nach rechts gewendet. Der von einer grauen Zopfperücke bedeckte Kopf sieht uns an, braune Augen blicken uns klar und scharf entgegen, die Gesichtsfarbe ist gelblich, die Nase stark, unten etwas breit, die Backen eingefallen. Vom Anzug ist nur der braune Rock und die weiße Halsbinde mit Jabot sichtbar. Es ist das älteste Bild, das wir von Chodowiecki besitzen. Energisch hatte sich Daniel nun daran gemacht, die zahlreichen Lücken, die seine Bildung aufwies und deren er sich selbst am besten bewußt war, allmälig auszufüllen. Er las kunsttheoretische Bücher, als er aber sah, daß diese ihn zu fördern nicht im Stande waren, wandte er sich dem Studium der Natur selbst zu.

Schon über 30 Jahre alt war Daniel, als er zum ersten Mal, wie er selbst sagt, nach dem nackten Modell studirte unter der Leitung des Berliner Malers Bernhard Rode; er war sehr fleißig, kaum daß er die eine Skizze flüchtig vollendet hatte, begann er schon die zweite. Er übte Auge und Hand, er lernte sehen, sehen auf seine eigene Art. In einer idealistisch manierirten Zeit sah er merkwürdig realistisch. Stets suchte er das Modell so getreu als möglich nachzuzeichnen, die natürlichen Stellungen und Bewegungen des Menschen festzuhalten. Er führte, um sich sofort Alles, was ihm wichtig oder charakteristisch erschien, zu sichern, immer Skizzenbuch und Bleistift bei sich. So gelang es ihm zahlreiche Bildchen hinzuwerfen, er selbst erzählt davon: „War ich in Gesellschaft, so setzte ich mich so, daß ich die Gesellschaft oder eine Gruppe aus derselben oder auch nur eine einzige Figur übersehen konnte, und zeichnete sie so geschwind oder auch mit so vielem Fleiß, als es die Zeit oder die Stetigkeit der Personen erlaubte. Bat niemals um Erlaubniß, sondern suchte es so verstohlen wie möglich zu machen; denn wenn ein Frauenzimmer (und auch zuweilen Mannespersonen) weiß, daß man's zeichnen will, so will es sich angenehm stellen und verdirbt Alles, die Stellung wird gezwungen. Ich ließ es mich nicht verdrießen, wenn man mir auch, wenn ich halbfertig war, davonlief; es war doch so viel gewonnen. Was habe ich da zuweilen für herrliche Gruppen mit Licht und Schatten, mit allen den Vorzügen, die die Natur, wenn sie sich selber überlassen ist, vor allen den so gerühmten Idealen hat, in mein Taschenbuch eingetragen! Auch des Abends bei Licht habe ich das oft gethan, kein besseres Studium, um große Partien Licht und Schatten hervorzubringen. Ich habe stehend, gehend, reitend gezeichnet. Ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen; sie ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohlthäterin. Wo ich sie finde, werfe ich ihr einen Kuß, wenn es auch nur im Gedanken ist, zu: dem reizenden Mädchen, dem prächtigen Pferde, der herrlichen Eiche, dem Strauche, dem Bauernhause, dem Palaste, der Abendsonne und dem Mondlicht — Alles ist mir willkommen und mein Herz und Griffel hüpfen ihm entgegen. Aber wie sehr werde ich betrübt, wenn mit aller Mühe und Sorgfalt ich das nicht zu erreichen vermag, was sie mir vorzeigt. Dann entschuldige ich mich mit dem so richtigen Ausspruche: All unser Wollen, all unser Streben ist Stückwerk! Und das Bild, das ich mit meinem in sich selbst gekehrten Auge an der innern Kugel meiner Hirnschale sehe, ist ganz anders als das, was meine schwache Hand durch den unvollkommenen Griffel auf's Papier bringt." Diese Worte sind für den, der sie schrieb, sehr charakteristisch; sie zeigen eine hingebende Liebe zur Natur und das feste Bestreben, diese wahr darzustellen. Chodowiecki erscheint uns in diesem Bekenntniß als Realist im modernen Sinne. Die Actstudien, das Porträtzeichnen, die Skizzirübungen betrachtete Daniel aber nur als Vorarbeiten, die es ihm ermöglichen konnten, schneller und überhaupt jemals an sein Ziel zu gelangen: er wollte ja Historienmaler werden. Wenn er sich auch schon bereits früher Palette und Oelfarben angeschafft und hin und wieder ein wenig gepinselt hatte, so begann er doch erst ums Jahr 1757 sich ernstlicher der Oelmalerei zu widmen. Tagsüber nahmen ihn seine geschäftlichen Arbeiten völlig in Anspruch, nur am Abend konnte er malen, so lange ihm der Schlaf Frieden ließ. Er erzählt selbst: „Als der Sommer kam, setzte ich alle Woche einen Tag zur Oelmalerei an, konnte auf diese Art nur wenig vor mich bringen, habe auch nur einige Porträts sowie Studien und Historien gemahlt." Chodowiecki wußte nicht mit Oelfarben umzugehen, niemals hatte er praktische ernsthafte Farbenstudien getrieben, also stellte sich ihm gleich Anfangs die so große Schwierigkeit in einer ihm ganz fremden Technik zu arbeiten entgegen. Dann versuchte er die Motive seiner Bleistiftskizzen, seiner Emaillen und Miniaturen zu verwerthen, indem er sie vergrößerte und gewissermaßen in Oel übersetzte. Das aber erforderte naturgemäß eine bedeutend genauere Formendurchbildung und gewissenhaftere Farbenbehandlung, das setzte fleißige Licht- und Schattenstudien voraus. Es war vorläufig, um erst der ihm noch ungewohnten Technik Herr zu werden, Daniel's Absicht, Familien- und Gesellschaftsstücke, wie sie unter den Franzosen besonders gut Watteau und

Lancret geschaffen, zu malen. Wenn er sich anfangs auch noch an die fremden Muster ziemlich ängstlich hielt, machte er doch allmälig Fortschritte und gab zu dem Anempfundenen auch Eigenes. Er studirte französische Originalgemälde besonders auf die Farbe hin, er lernte geschickter seine Skizzen vergrößern, er localisirte seine Studien, d. h. er gab ihnen eine bestimmte Zeit und Umgebung. Aus dem conventionellen französischen Park versetzte er seine Menschen in den Berliner Thiergarten, kleidete sie in die Tracht seiner Umgebung, lieh ihnen die Gesichtszüge von Bekannten, Freunden und Verwandten. Wenn ihm auch diese Bilder, in denen seine künstlerische Eigenart mehr zum Vorschein kam, besser gelangen, so sah doch Chodowiecki im Laufe der Jahre immer mehr ein, daß er, dem in so hohem Grade der Farbensinn fehlte, doch niemals ein großer Oelmaler werden würde. Er wurde sich immer mehr klar über die Grenzen seiner Begabung, die ihn auf ein ganz anderes Gebiet hinwies, und so verzichtete er, nachdem er zehn lange Jahre sich abgemüht, den Wunsch seines Herzens verwirklichen zu helfen, auf den Ruhm, den er als Oelmaler zu gewinnen gedacht hatte. Eines seiner Bilder aber, „Calas' Abschied von seiner Familie", das technisch nicht besser als seine übrigen war, diese aber durch tiefe Empfindung weit überragte, sollte ihn auf das Gebiet drängen, auf dem er seine glänzenden Fähigkeiten zeigen durfte. Das Publicum, das durch den menschlich so rührenden Stoff und durch die ergreifende Darstellung desselben gefesselt war, wünschte eine Radirung des Bildes zu besitzen. Daniel, der auch ein sehr praktisch denkender Kaufmann war, willfahrte gern dem Begehren, widmete sich immer eifriger der Aetzkunst, bis er endlich ganz die Miniatur- und Emaillemalerei aufgab. Er hatte schon geraume Zeit, ungefähr seit jenen Tagen, da er so eifrig nach der Natur skizzirte, radirt, nur zu seinem Vergnügen, ohne in der Wahl seiner Stoffe besonders vorsichtig und glücklich zu sein. Erst allmälig stellte er sich unter die Leitung seiner „Wohlthäterin" Natur, nach und nach wurde seine Fähigkeit, das von ihm klar Empfundene scharf zu charakterisiren, größer, konnte er liebliche Mädchen und Frauen zu ungezwungen anmuthigen Gruppen zusammenstellen. Es glückte ihm auch, seine Technik auszubilden, zu bereichern, er wußte nicht nur allein durch den Gegenstand, sondern ebenso auch durch die Darstellung desselben zu interessiren. Er fand auch für seine Radirungen, die er allerdings vorläufig nur als künstlerische Zerstreuung ansah, willige Abnehmer; es wurden ihm sogar einzelne Aufträge, bestimmte Themata auszuführen, zu Theil.

Als der siebenjährige Krieg zu Ende gegangen war und das Publicum Erinnerungszeichen an die großen Ereignisse, deren Zeuge es gewesen, zu haben wünschte, kam auch Chodowiecki diesem Begehren nach und radirte eine pomphafte Allegorie „Der Friede bringt den König wieder", die er Friedrich II. persönlich überreichen durfte und die diesem als Imperator auf der Radirung Dargestellten die Worte entlockt haben soll: „Dies Kostüm paßt nur für die Theaterhelden." Daniel verließ das Gebiet, auf das ihn eben sein rege entwickelter Geschäftssinn hingeführt, nicht so bald wieder, sondern versuchte sich im Radiren weiter: er deutete die Umgebung, in welche er seine Figürchen hineinstellte, nur oberflächlich an; es kam ihm ja besonders auf die scharfe Charakteristik der Menschen an; er stellte vorzugsweise nur eine Gestalt oder nur eine kleine, fast ruhige Gruppe dar, er legte nun auch auf die feineren Unterschiede ein großes Gewicht. Was sein scharfes Auge sah, sollte seine geschickte Hand in möglichster Naturtreue wiedergeben. Aufmerksam wurde jedoch das Publicum erst auf ihn durch seine Radirung des von ihm selbst herrührenden Oelbildes „Calas' Abschied von seiner Familie". Die Geschichte dieses ganz unschuldigen calvinistischen Kaufmanns, der unter der Beschuldigung, seinen in Verdacht eines beabsichtigten Abfalls vom Protestantismus stehenden ältesten Sohn ermordet zu haben, um diesen Abfall zu verhindern, gerädert worden war, kannte Jeder, ebenso auch die durch Voltaire hervorgerufene Sühne dieses Justizmordes. Eines bedeutenden Interesses war also Chodowiecki's Bild von vornherein sicher, Eindruck machte es aber vor Allem durch die ergreifende Auffassung seines Gegenstandes. Der Stich machte Daniel berühmt. Nun begann man den Adressen der an ihn gerichteten Briefe beizufügen „berühmter Graveur". Er konnte fast nicht genug Abzüge der Radirung herstellen lassen, um nur allen Wünschen gerecht zu werden. Er erhielt zahlreiche Aufträge von Verlegern, theils wurden bei ihm Zeichnungen für den Stich durch andere, theils eigene Radirungen bestellt. Die königl. Akademie der Wissenschaften, der er seit einigen Jahren als Mitglied angehörte — mit diesem Titel verbanden sich, da die Akademie keine Rolle spielte, weder Pflichten noch Rechte —, gewann ihn für die Ausstattung des von ihr herausgegebenen Kalenders, des vornehmsten aller in Berlin erscheinenden. Die zwölf Monatskupfer des Kalenders von 1770 stellten dar wichtige Scenen der „Minna von Barnhelm", welche Berlin zum ersten Mal am 21. März 1768 gesehen und begeistert hatte. Die von Chodowiecki wohlbedacht gewählten und reizvoll ausgeführten Illustrationen trugen nicht wenig zu dem beträchtlichen Absatz des Kalenders bei und die Akademie beschloß, neben Meil, einem geschätzten Radirer, Chodowiecki allein die Kupfer aller Kalenderausgaben zu übertragen. Diese Arbeit auszuführen war nicht so leicht und stellte Daniel's nicht große Phantasie oft auf schwere Proben. Der Künstler mußte sich in entlegene Stoffe finden, heute in den „Don Quixote", übers Jahr in den „Rasenden Roland". Seine Arbeiten wurden natürlich nicht gleichwerthig, da er sich selbst die Aufgaben nicht stellte und diese seiner Eigenart oft direct entgegen waren. Mit Cervante's Roman fand er sich noch hinreichend gut ab, doch nicht ebenso mit Ariosto's Epos. Mehr lag ihm die Illustration von Geßner's Idyllen und vor Allem die von Basedow's „Elementarwerk", das als ein „ABC-Buch der realen und nominalen menschlichen Erkenntniß" gedacht war, d. h. als ein Bilderatlas, der die Grundlagen aller Dinge enthielte, die ein Kind im Laufe seiner Schuljahre, wie sie wenigstens die Philanthropen eingerichtet wissen wollten, zu begreifen hat. Das war eine Arbeit, für die Chodowiecki der rechte Mann war. Kinderlust, Mutterglück, harmlosen Lebensgenuß, Familienleben, das Treiben in den Werkstätten der Handwerker, in den Läden der Kaufleute vermochte keiner so trefflich und wahr darzustellen wie eben er. Daniel radirte auch, Hogarth war ihm darin vorangegangen, eine frei erdachte Folge von psychologischen Studien „Das Leben eines Lüderlichen". Die Berliner Verleger überhäuften ihn mit Aufträgen, der eine verlangte Titelkupfer und Vignetten mit Allegorien und allen möglichen Creaturen, der andere eine Reihe von Bildnissen verdienter Männer u. s. f. — es waren Aufgaben der verschiedensten Richtungen und der Künstler mußte alles Mögliche nachempfinden und reproduciren. Daniel zeigte eine erstaunliche Arbeitsfähigkeit, denn er radirte nicht nur, sondern betrieb noch immer sehr lebhaft die Porträtmalerei in Miniatur und Email. Seine Einnahmen flossen, da er sich alle seine Werke gut bezahlen ließ, reichlich, so daß er mit seiner Familie, die auf fünf Kinder angewachsen war, in behaglichem Wohlstande leben konnte. Zahlreiche Ehrenämter, die ihm die französische Colonie übertragen hatte und die er mit der ihm eigenen gewissenhaften Sorgfalt verwaltete, entzogen seinen künstlerischen Arbeiten viel Zeit, er suchte diese aber durch eine ziemlich genaue Tageseintheilung — und der Tag begann für ihn sehr früh und endete erst spät — nach Kräften einzubringen.

Mit den Jahren hatte sich eine stattliche Zahl von Kupferstichen und Zeichnungen alter und neuer Meister in seinen Mappen zusammengefunden, Nachbildungen berühmter Gemälde, flüchtige Skizzen; vor Allem waren wie begreiflich die Franzosen vertreten, besonders die Meister des 17. und 18. Jahrhunderts, dann italienische, niederländische, holländische und deutsche. Durch das häufige und fleißige Studium seiner Kunstmappen eignete sich Chodowiecki eine gewisse Kennerschaft an, so daß er als Sachverständiger für Kupferstiche auftreten durfte, für Handzeichnungen und Oelgemälde. Er bildete sich aber auch selbst halb unbewußt weiter, indem er wieder und wieder der Größe der alten Meister nachging, ihre Feinheiten ausspürte und sich Alles, was er fand, nutzbar zu machen wußte. Unermüdlich trachtete er danach seine Kenntnisse zu erweitern; als er, ein bedeutendes Wagniß in jenen Tagen, im Frühling des Jahres 1773 um seine Mutter wiederzusehen eine Reise nach Danzig antrat, skizzirte er mit leichten Strichen Alles, was ihn fesselte, die Menschen, Vorgänge, Landschaft. In seiner Heimath wurden die charakteristischen Gestalten, die er dort auf den Straßen traf, die Floßknechte, die stolzen polnischen Adligen in ihrer malerischen Nationaltracht ins Skizzenbuch gebannt. In Danzig wartete seiner eine goldene Ernte. Vor lauter Bestellungen von Miniaturen und großen Porträts konnte sich Daniel kaum retten und seine Mutter, die sein Kommen so erfreut, hatte nicht viel von ihrem berühmten Sohn. Kaum auch war Daniel nach Berlin zurückgekehrt, als er sich schon wieder nach Sabor aufmachen mußte, um die Gemäldegalerie der Gräfin v. Kosel abzuschätzen.

Mit dieser Reise verband er einen längeren Aufenthalt in Dresden, den er redlich ausnutzte. Er besichtigte sorgfältig alle Merkwürdigkeiten der sächsischen Hauptstadt, die Hofkirche mit ihren Bildern von Mengs, die Galerie, das Kupferstichcabinet des Zwingers; er besuchte alle Dresdener Berühmtheiten und freute sich vor Allem mit seinem lieben Freunde Anton Graff, dem berühmten Bildnißmaler, der ihm in vielen Dingen gleichgesinnt war, vierzehn Tage zusammen sein zu dürfen. Dann reiste er nach Leipzig, wo er im Hotel de Bavière in der Petersgasse wohnte, wo er aber, sobald seine Anwesenheit ruchbar geworden war, keine Mahlzeit mehr einnahm, da sich seine Einladungen häuften. Die beiden bedeutendsten Leipziger Kupferstecher, Geyser und Bause, nahmen sich seiner auf das freundlichste an und zeigten ihm Alles, was einer Betrachtung werth schien: das Richter'sche und die beiden Winkler'schen Bildercabinets. Sie führten ihn zu Streithammer, der wunderbar feine kleine Gebilde in Thon, Alabaster und Bernstein ausführte, so lange er Geld brauchte, und dann, wenn er wieder welches hatte, alle Arbeit liegen ließ, zu dem Maler Mechau, dem berühmten Akademiedirector Friedrich Oeser, der damals mit dem Monument Gellert's für den Wendler'schen Garten beschäftigt war, zu dem Buchhändler Crusius, dem dichtenden Kreißsteuereinnehmer Weiße. Chodowiecki ist nicht viel gereist in seinem langen Leben und das lag nicht allein daran, daß damals das Reisen etwas viel Umständlicheres und Schwierigeres war als heutzutage, er fand kaum Zeit, sich in der weiten Welt ein wenig umzuthun. Dreimal nur noch hat er die Thore Berlins für längere Zeit verlassen, im Juli 1780 reiste er, als seine Mutter gestorben war, noch einmal nach Danzig, um den Hausstand aufzulösen, das Grundstück zu verkaufen und seine unverheiratheten Schwestern mit sich zu nehmen, ein Jahr später ritt er in Geschäften nach Hamburg und 1789 reiste er noch einmal nach Dresden, Leipzig und Dessau, um seine Freunde wiederzusehen. Sonst blieb er stets daheim, ganz kurze Ausflüge in die Umgebung Berlins abgerechnet, ganz seiner Arbeit hingegeben. Die Zahl seiner Radirungen allein belief sich im Durchschnitt jährlich auf 95, dazu kamen noch Porträts und Zeichnungen; zu einer unglaublich großen Anzahl von Büchern, die heute nur durch ihn noch einen Werth besitzen, schuf er die Illustrationen; nicht allein zu belletristischen, sondern auch zu streng wissenschaftlichen wünschte man von seiner geschickten Hand die passenden Vignetten; in Lavater's wunderlicher „Physiognomik" überragen seine Radirungen die aller anderen Stecher bei weitem. Predigtsammlungen, Andachtbücher, populäre Abhandlungen über Religiöses zierten Bildchen von ihm. Hauptsächlich verlangte man aber doch von Chodowiecki Darstellungen aus dem modernen Leben.

Und hier ist er auch in Wahrheit am größten. Er hat Alles geschildert, was eigentlich für das Treiben jener uns so fernen Zeit in Betracht kommt. Er zeigte auf den kleinen Blättchen, die seinen Ruhm begründet und erhalten haben, was im Zimmer, auf der Straße, auf dem Markt, am Landweg vorgeht. Menschen aller Alter, Weiber, Männer, Kinder, Menschen aller Stände und Berufe vom hochgeborenen Cavalier bis zum verkrüppelten Bettler herab, von der graziös koketten Edelfrau bis hinunter zu dem elenden Zigeunerweib hat er durch seine Nadel auf die Platte gebracht. Er beobachtete diese Menschen alle in den verschiedensten Stellungen, sah sie essen, trinken, schlafen, spielen, raufen, schreien, kochen, waschen, rauchen, lesen u. s. f. und hielt das, was ihm für sie charakteristisch erschien, was er bei ihnen allein und sonst bei Keinem zu finden glaubte, fest. Ihm lag es ja daran, die Eigenart eines Menschen scharf und genau zu bestimmen, und eigenartig war ihm ja nicht nur Gesicht und Gestalt, Ausdruck und Haltung, ihm schien auch wichtig das Detail, das geringste Detail. Darum gerade wegen der überaus peinlichen Sorgfalt, welche der Künstler auf die anscheinend unbedeutende Einzelheit verwandte, gewinnen für uns diese Figürchen Leben. Wenn wir in der Kostümgeschichte jener Tage einigermaßen nur bewandert sind, ist es uns ein Leichtes, festzustellen, in welche Zeit die oder die Mode, von der uns ein Chodowiecki'sches Blättchen erzählt, gefallen ist. Alles ist bei dem Meister mit einer Feinheit und Genauigkeit festgehalten, die so erstaunlich ist, wie die Schärfe, mit der das Alles beobachtet wurde. Jede Abweichung der ewig wechselnden Mode ist auf diesen Blättchen gewissermaßen notirt, jede Abweichung der Hauben, Jabots, Perücken, Hüte, Spitzen und Kleider von einem Jahr zum andern oder von einer kürzeren Zeit zur andern wird gewissenhaft verfolgt. Da lernt man in Chodowiecki einen Kleinkünstler ersten Ranges bewundern. Alle diese Figürchen leben, sie sind individuell, jedes dieser Menschlein hat eine Geschichte und der Meister, der sie uns nicht erzählen kann, weil es ihm an Raum gebricht, deutet sie uns an in der Kleidung oder im Gesichtsausdruck oder in einer Handbewegung. Der Künstler ist nicht nur bedeutend in oder für die Kunst, sondern auch für die Culturgeschichte einer Zeit, die von uns so weit liegt, die aber uns gewissermaßen gegenwärtig ist, wenn wir sehen, was Chodowiecki als ihr Wesentliches uns hinterließ. Er ist der Darsteller, der geborene seiner Tage, er zeigte jene Zeit wirklich wie sie war.

So alterte er, unermüdlich thätig, wie er es seit der Jugend gewohnt war, unter Arbeiten, die ihm Befriedigung gewährten, Auszeichnungen und Reichthümer gewannen. Vier Jahre vor seinem Tode wurde er noch Director der Akademie der Künste, es war eine billige äußerliche Ehrung des alten Mannes. Er erlebte den Schmerz, daß seine Freunde, die meisten von ihnen, ihm vorausgingen, daß seine geliebte Frau starb, er hatte Freude an seinen wohlgerathenen Kindern. Als er am 7. Febr. 1801 starb, trauerten um ihn nicht nur die ihm Nahestehenden, sondern auch die Bedürftigen und Nothleidenden, denen er nach seiner Weise still ohne Worte zu machen geholfen hatte, soweit es in seinen Kräften stand. Er hing zärtlich an seiner Familie, an der Mutter und den Geschwistern; er zeigte sich nicht als ein äußerlicher Christ, der vorzugsweise, um seinen Mitmenschen zu imponiren, zweimal des Sonntags zur Kirche ging, er bewies oft seine wahre schlichte Frömmigkeit. Er war nach dem, was wir von ihm wissen, nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein guter Mensch.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— Das Haus mit dem geheimen Schatz. Von Maxwell Grey. Frei nach dem Englischen (mit Genehmigung der Verfasserin) von Charlotte Schmid. Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann. Preis 3 *M.*, gebunden 4 *M.* — Diese Erzählung ist ein echt englisches Erzeugniß. Wir könnten es nicht als einen großen Schaden empfinden, wenn das Buch unübersetzt geblieben wäre. Denn es ist uns sehr zweifelhaft, ob die Anstrengungen der Verfasserin, in ihrer Heldin Grace Dorrien das Ideal eines edlen Frauenherzens zu zeichnen, bei deutschen Lesern und Leserinnen — für die Letzteren ist das Buch offenbar vorzugsweise bestimmt — vollem Verständniß begegnen wird. Gewiß enthält der zweite und dritte Theil der Geschichte Manches, was uns ergreift und unsere innige Theilnahme weckt. Aber selbst die hier geschilderte Wohlthätigkeit im großen Stile ist viel zu sehr aufgebaut auf der maßlosen Ueberschätzung irdischer Güter, die nun einmal der herrschende Grundzug des englischen Wesens ist, als daß man reine Freude daran haben könnte. Als ein großes Verdienst und einen Gewinn für unsere Literatur können wir die Uebersetzung des angeblich in England hochgeschätzten Buches um so weniger ansehen, als auch an der Führung der Handlung Manches zu tadeln ist. Das unaufhörliche Hin und Her in dem ersten Theile der Erzählung zwischen dem prunkvollen Vaterhause der Frau Dorrien, das sie heimlich verlassen hat, um dem Geliebten zu folgen, und ihrem eigenen, nach ihren Begriffen dürftigen Heim berührt peinlich. Die Gestalten des elenden Erbschleichers Brinson Hythe und des Obersten Dorrien, der durch Spiel und Trunk sich und die Seinen zu Grunde richtet, sind allzu kraß und abstoßend. Bezeichnender Weise ist von dienstlichen Pflichten dieses famosen Obersten kaum mit einem Worte die Rede. Die Heldin Grace Dorrien ist dagegen wieder zu überschwenglich und engelhaft gezeichnet, und zumal ihre Umwandlung aus einer launenhaften, verzogenen Tochter zu der rührend geduldigen Pflegerin ihrer geistesgestörten Mutter erfolgt gar zu plötzlich und wirkt deshalb nicht recht glaubhaft. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Druck des Buches die nöthige Sorgfalt vermissen läßt. Zahllos oft sind „das" und „daß" verwechselt, auch wo sie oder Sie, ihre oder Ihre zu stehen hat, ist dem Setzer offenbar ein ungelöstes Geheimniß. So können wir denn das Buch nicht empfehlen. Zur Jugendlectüre eignet es sich schon wegen der starken pädagogischen Bedenken, die das einleitende Capitel wachruft, ganz und gar nicht.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 16. Donnerstag, den 7. Februar, Abends. **1901.**

Aus Heinrich Anschütz' Jugendjahren.

Von Julius R. Haarhaus.

Heinrich Anschütz, dessen außerordentlich interessante Lebenserinnerungen soeben in Reclam's Universalbibliothek erschienen sind, gehört zu den Künstlern, die aus dem scharfen Feuer der kritischen Untersuchung geläutert hervorgehen. Er ist deshalb von ganz besonderer Bedeutung geworden, weil sich in ihm der Uebergang von der classischen Schauspielkunst, wie sie vom Weimarischen Theater ausging, zur modernen auf Natur und Wahrheit gerichteten deutlich erkennbar vollzogen hat. Wie so viele hervorragende Schauspieler stammte Anschütz aus Sachsen. „In der kleinbürgerlichen Welt wurzelte seine Erziehung," sagte Laube, „und in der guten Schulbildung sächsischen Unterrichts seine wissenschaftliche Grundlage, in der begeisterten Hingabe an poetische Classiker aber erbaute sich seine ideale Welt." Anschütz erblickte am 8. Februar 1785 zu Luckau in der Niederlausitz das Licht der Welt. Sein Vater, der erst Jurist, dann Officier gewesen war, bekleidete die Stelle eines Hausverwalters an dem dortigen Armen- und Waisenhause. Er war ein begeisterter Freund der schönen Künste, besonders der Musik, als deren größten Meister er Mozart abgöttisch verehrte. Zu seines Sohnes frühesten Jugendeindrücken gehörte eine Vorstellung der Autenrieth'schen Schauspielergesellschaft, bei der freilich die im Rathhaussaale aufgeschlagene Bühne, der „Strahlenglanz" der sehr vereinfachten Talgbeleuchtung und sonstige Aeußerlichkeiten auf den Sechsjährigen mehr Eindruck machten als das Stück selbst. Als das nächste große Ereigniß seines Lebens betrachtete der Knabe den Weihnachtsmorgen des Jahres 1791, der ihm unter anderen Festgaben — einen Zopf brachte. Dieses Zeichen männlicher Würde fand jedoch eine Verwendung, die seiner Bestimmung wenig entsprach: es wurde bei Raufereien aus den Haaren gerissen und als Waffe benutzt und gewöhnlich erst im Bannkreise des väterlichen Hauses wieder eingeflochten. Der Vater huldigte übrigens der Anschauung, daß Knaben möglichst früh der Obhut der Mutter entzogen werden müßten. So wurde denn Heinrich in das Haus eines Lehrers gegeben, der mit der Familie befreundet war und jeden Abend in Begleitung seines jugendlichen Zöglings zum Besuch kam. Das Kind verkehrte also als Gast im Elternhause. Um die Osterzeit des Jahres 1794 siedelte die Familie und mit ihr der neunjährige Heinrich nach Leipzig über, wo der Vater die Verwaltung des Georgenhauses, damals noch einer Vereinigung von Armen-, Waisen-, Arbeits-, Zucht- und Irrenhaus, übernommen hatte. Die Umgebung, in die der scharf beobachtende Knabe jetzt gerieth, war wohl geeignet, ihn zu anhaltendem Nachdenken über die menschliche Natur und ihre Nachtseiten anzuregen. Das war der rechte Tummelplatz für das keimende Künstlertalent, das später, auf der Höhe des Lebens, den König Lear so ergreifend verkörpern sollte. Eine ganz neue Daseinsepoche begann für Anschütz, wie er selbst berichtet, durch das Leipziger Theater. Leipzig sah damals in jedem Jahre drei verschiedene Theatergesellschaften in seinen Mauern: während der beiden Hauptmessen das Dresdener Hofschauspiel unter der Direction des Franz Seconda, im Sommer die Guardasoni'sche italienische Oper von Prag und im Winter die deutsche Operngesellschaft des Joseph Seconda. Die erste Vorstellung, der Anschütz beiwohnte, war das Beck'sche Lustspiel „Die Quälgeister", eine Bearbeitung von Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts", durch die sich Beck „das nicht zu unterschätzende Verdienst erworben, ein Shakespeare'sches Werk, das in der Urgestalt von dem Publicum unerbittlich abgewiesen worden wäre, für die Bühne möglich gemacht zu haben. Shakespeare mußte erst deutsch gemacht werden, ehe man es wagen konnte, den englischen Shakespeare vorzuführen." Es versteht sich von selbst, daß der junge Theaterenthusiast sich nicht auf den passiven Kunstgenuß beschränkte, sondern, kaum wieder zu Hause angelangt, sämmtliche Rollen des Stückes nachspielte, wobei ihm der Raum hinter einer Stubenthür als Bühne, ein Betttuch als Vorhang und eine jüngere Schwester als Publicum dienen mußte. Daß dieses Publicum, für solche Darbietungen noch nicht reif genug, bei den schönsten Stellen einzuschlafen pflegte, beirrte den jungen Mimen nicht im Geringsten. Einen Glanzpunkt im Leben jener Zeit bildete eine Vorstellung der „Zauberflöte" durch die Guardasoni'sche Gesellschaft. „Il flauto magico del maestro Mozart" war dem ganzen Anschütz'schen Hause längst bekannt und vertraut; nun durfte man das, was man so oft am Clavier geübt und vorahnungsvoll genossen, in seiner ganzen Schönheit, von Italienern dargestellt, bewundern! Der Brand der Prager Kleinseite war für die sächsischen Hofschauspieler, die während der Sommermonate sonst auf der dortigen Bühne gespielt hatten, die Veranlassung, nun auch den Sommer über in Leipzig Vorstellungen zu geben, und Anschütz versäumte nicht, dieses vortreffliche Theater, „welches damals unstreitig das beste deutsche Lustspiel aufstellte", öfter zu sehen und näher kennen zu lernen. Auch in persönliche Berührung mit den Künstlern kam er bald, da der Vater im Hofschauspieler Christ einen Jugendfreund wiedergefunden hatte und nun in den herzlichsten Verkehr mit ihm und seiner Familie trat. Durch Christ, der in der Meinung des begeisterten Knaben „nach dem Kurfürsten eine der ersten Personen in Sachsen" war, wurde er mit den bedeutendsten Kräften der Bühne, mit Opitz, Schirmer, Drewitz, Ochsenheimer, Bösenberg, Thering und den Damen Friederike Christ, Schmelka und Hartwig bekannt.

Im Frühjahre 1799 erfuhr das Glück des jungen Theaterfreundes eine Unterbrechung. Dem Vater war es gelungen, für seinen Sohn einen Freiplatz in der Fürstenschule zu Grimma zu erhalten, und nach den Osterferien mußte Heinrich von Allem, was ihm in Leipzig lieb und theuer war, Abschied nehmen und das ungebundene Leben im Vaterhause mit der strengen, mehr als klösterlichen Schulzucht der damaligen Fürstenschule an der Mulde vertauschen. Die berühmte Erziehungsanstalt befand sich zu jener Zeit noch im alten Augustinerkloster, einem ruinenartigen Gebäude, von dem nur noch ein Theil, eine Lang- und eine Breitseite, bewohnbar war. Als Schlafkammern für die Zöglinge waren die ehemaligen Mönchszellen unter dem Dache eingerichtet, „deren Fenstern man nicht eben hermetische Luftabsperrung vorwerfen konnte" und die Sturm, Regen und Schnee gleich freundlichen Einlaß gewährten. „Wenn man im Winter erwachte, war nicht selten das Gesicht an das Kopfkissen angefroren, die Bettdecke glitzerte und glänzte und rauschte höchst wunderbar, wenn man sie zurückwarf." Um 5½ Uhr wurden die Schüler geweckt, mußten sich in Unterkleidern zwei Treppen hinab zu einem Brunnentroge begeben, der als Waschbecken für Alle diente, sodann zum Gebet und endlich zum Frühstück eilen, das aus Milchsuppe und Schwarzbrod bestand, sich aber häufig als völlig ungenießbar erwies. Unterricht und Andachtsübungen wechselten mit kurzen Freistunden von 7 Uhr früh bis 8 Uhr Abends, sodann wurde zu Abend gespeist, um 8½ Uhr ging es zum Gebet und gegen 9 Uhr zu Bette. Aber auch im Bett mußte noch laut repetirt werden, bis das Commando: „Betet!" und endlich „Schlafet!" erscholl. Kaum hatte sich Anschütz in diese spartanische Lebensweise eingewöhnt, als ihn der plötzliche Tod seines Vaters nach Leipzig zurückrief. Die Befürchtung des

Knaben, daß er jetzt seine Studien abbrechen und zu irgend einer Thätigkeit greifen müsse, um für sich und die auf eine kärgliche Pension angewiesenen Seinen einen Beitrag zum Lebensunterhalte zu verdienen, erwies sich als unbegründet. Der Nachfolger des Vaters, ein Junggeselle, war froh, die große Wirthschaft in den kundigen Händen der Wittwe belassen zu können, der auf diese Weise ihre Häuslichkeit erhalten blieb. Heinrich kehrte also nach Grimma zurück und widmete sich seinen Studien mit verdoppeltem Eifer. Seine Lust am Declamiren wurde durch die Aufgabe, gelegentlich eine Rede Cicero's oder eine Horazische Ode vorzutragen, genährt. Seit dem Jahre 1801 wurden auch Plautus und Terenz vorgenommen und deren wichtigste Stücke von den besten Schülern mit vertheilten Rollen gelesen und schließlich sogar aufgeführt. Bezeichnend für den Standpunkt, den die Pädagogik jener Zeit der Muttersprache gegenüber einnahm, ist die befremdende Thatsache, daß jedes deutsche Buch in der Fürstenschule streng verpönt war, was freilich nur zur Folge hatte, daß man sich dem verbotenen Genusse deutscher Dichtungen, besonders der dramatischen Literatur, mit um so größerer Leidenschaft heimlich hingab. Zufälligerweise fand sich unter den Lehrern einer, der von dem gänzlichen Unwerthe der deutschen Sprache nicht so ganz überzeugt war, und den Anschütz' declamatorische Begabung reizte, dem hoffnungsvollen Schüler einmal eine deutsche Rede zum Einstudiren zu geben. Sie hatte die Ermordung Cäsar's zum Gegenstand und schien, wie der Knabe gleich merkte, keinem Werke der alten Literatur entnommen zu sein. Da der Lehrer sehr geheimnißvoll that und den Verfasser um keinen Preis nennen wollte, verschaffte sich Anschütz durch eine List das Buch, aus dem jener die Rede nachgelesen hatte, schlug es auf und — ein Blitz fuhr ihm durch alle Glieder — las: „Julius Cäsar, Trauerspiel in fünf Acten von Shakespeare, übersetzt von Dalberg". Auf so seltsame Art machte er, der einer der größten Interpreten des großen Briten werden sollte, dessen erste Bekanntschaft. Der Vortrag der Rede Brutus' hatte Lehrern und Schülern Thränen entlockt, und Anschütz genoß wegen seiner declamatorischen Begabung jetzt ein solches Ansehen, daß man ihn dazu bestimmte, zwei beim Baden in der Mulde ertrunkenen Mitschülern die Leichenrede zu halten. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick, wenn auch für unseren heutigen Geschmack der Ueberschuß an Pathos allzu groß sein mag. In den Concerten, die von den musikalisch gebildeten Fürstenschülern gelegentlich veranstaltet wurden, mußte Anschütz nicht nur die melodramatischen Stücke sprechen, sondern auch Contrebaß, Fagott, Flöte und Guitarre spielen, ja sogar als Sänger mitwirken. Weihnachten 1802 übernahm er z. B. in Haydn's „Schöpfung" die Partie des Uriel.

Der Lichtblick des ganzen Jahres waren für alle Commilitonen natürlich die Michaeliserien. Anschütz reiste dann mit seinem Freunde Ringelhardt (dem nachmaligen rühmlichst bekannten Leipziger Theaterdirector) nach Hause, um mit diesem gemeinsam sich den dramatischen Genüssen Pleiße-Athens hinzugeben. Der 17. September 1801 brachte ein Ereigniß von besonderer Bedeutung: die Erstaufführung von Schiller's „Jungfrau von Orleans" in Gegenwart des Dichters. „In einem Freudentaumel strömte Alt und Jung nach dem Schauspielhause. Die Kräftigsten errangen sich die besten Plätze im Parterre, welches damals nur ein Stehplatz war und Gott Lob," schreibt Anschütz, „ich gehörte zu den Kräftigen und Glücklichen. Da thut sich die Thür einer Loge auf und eine lange schlanke Gestalt tritt an die Logenbrüstung. Er ist es! Schiller ist es! durchläuft es die Räume und wie ein Kornfeld, vom Winde bewegt, wogt die Masse, um den Angebeteten zu sehen. Welch' ein Kopf! welch' ein Auge! Welche Mischung von Klarheit und Ruhe, von durchdringendem Verstande und unendlicher Güte, dabei ein elegischer Ausdruck des Leidens, der bis in das Innerste rührte. Die Glanzleistung des Abends war Ochsenheimer's Talbot. Er machte auf den jungen Enthusiasten einen so gewaltigen Eindruck, daß dieser, als er nach vielen Jahren selbst in die Lage kam, diese Rolle darzustellen, sich bemühte, Ochsenheimer's Auffassung des Charakters nach Möglichkeit in seinem Gedächtnisse wachzurufen. Anschütz, der sich bis zu diesem denkwürdigen Abende mit dem Vorsatze getragen hatte, Geistlicher zu werden, wandte sich jetzt einem neuen Ideale zu: er wollte zur Bühne gehen. Mit Ringelhardt und einigen anderen Kameraden huldigte er dem Theaterteufel jetzt sogar in den geheiligten Räumen der Fürstenschule. Heimlich wie Verschwörer schlichen sich die Frevler in das große Auditorium, spannten zwischen vier Säulen drei Betttücher aus, richteten das Leintuch eines Planwagens als Vorhang her und bohrten die blechernen Leuchter ihrer Musikpulte in das Holz der Säulen. Auf dieser schnell hergestellten Scene wurden Anfangs Stegreif-Komödien, zu denen Anschütz und Ringelhardt den Inhalt lieferten, später richtige Theaterstücke wie Kotzebue's „Epigramm" gegeben. Die jungen Priester Thaliens hätten hier in aller Stille und völlig unbemerkt der Muse opfern können, wenn sie sich nicht zu dem kühnen Wunsche verstiegen hätten, gemalte Decorationen zu besitzen. Diese mußten sie sich natürlich selbst herstellen, und der geheimnißvolle Eifer, mit dem sie dieses Geschäft betrieben, erweckte den Argwohn der Lehrer. Die theatralischen Spielereien kamen ans Licht und den Sündern wurde ein derber Verweis ertheilt und unter Beschlagnahme aller Gebrauchsstücke und Bücher das Komödienspiel für die Zukunft auf's Strengste untersagt. Für das verlorene Paradies entschädigten sie sich freilich durch nächtliche Ausflüge in die Stadt, um bei einem Glase Punsch und einer Pfeife Tabak im Genusse der heimlich errungenen Freiheit zu schwelgen. In Grimma lebte zu jener Zeit ein Mann von europäischer Berühmtheit, der Dichter J. G. Seume, der im September 1802 von seinem Spaziergang nach Syrakus zurückgekehrt war und in der Göschen'schen Verlagsbuchhandlung als Redacteur arbeitete. Der ernste Freiheitsapostel wurde von den Fürstenschülern schwärmerisch verehrt, sie verschlangen seine Werke und waren glücklich, wenn sie gelegentlich den Erzählungen seiner Kriegserlebnisse lauschen durften. Hatte doch die Ironie des Schicksals diesen Mann gezwungen, in Amerika und in Polen die Freiheitsregungen geknechteter Völker zu bekämpfen.

Am 14. September 1804 sollte Anschütz die Fürstenschule verlassen, um die Universität Leipzig zu beziehen. Unter allgemeinem Beifall hielt er die üblichen Abschiedsreden in lateinischer und deutscher Sprache. Professor Wolf, Archidiaconus an der Thomaskirche in Leipzig, rieth ihm auf das Entschiedenste, Theologie zu studiren, da er „viel Suada" habe. Aber seltsam! Gleich darauf trat ein Landgeistlicher, ein wissenschaftlich sehr gebildeter und feiner Mann, auf den Abiturienten zu, ergriff seine Hand und sagte: „Junger Freund, legen Sie den Codex bei Seite, es sei nun der sacer oder Justinianus, und gehen Sie zum Theater, dafür haben Sie entschiedenes Talent und werden sich folglich in dieser Sphäre wohler, als in einer anderen fühlen." Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß dieses Wort und noch dazu aus dem Munde eines Geistlichen wie ein zündender Funke in die Seele des Jünglings fiel. Dennoch zwangen ihn die Verhältnisse — er war auf Stipendien angewiesen — juristische Vorlesungen zu belegen. Wider Willen wurde er in die Raufhändel verwickelt, durch die damals die akademische Jugend ihren Mannesmuth documentiren zu müssen glaubte, und bei deren einem, einem Massenkampfe zwischen Leipzigern und Hallensern, ein Student sein Leben verlor. In solcher Umgebung wurde Anschütz jedoch seinen Idealen nicht untreu. Er gehörte zu der erlesenen Schaar, die in den Augenblicken, da sie sich auf sich selbst besann, den Blick nach Weimar, dem Mekka der Gebildeten jener Tage, zu richten pflegte und jedem Laute, der von dort her in die Welt drang, wie einer höheren Offenbarung lauschte. Sein höchster Wunsch war, den geheiligten Boden Weimars betreten, das Theater besuchen und wo möglich die Dichterdioskuren von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen. Dieser Wunsch ging wider Erwarten bald in Erfüllung. Anschütz begleitete einen seiner Freunde, einen Jenenser, in dessen Heimath und verbrachte im Vaterhause des jungen Mannes eine Reihe genußreicher Tage. Wenn in Weimar gespielt wurde, ritten die Freunde hinüber, in glücklichem Jugendleichtsinn selbst des Glatteises nicht achtend, das in den Winternächten die „Schnecke" bedeckte und Roß und Reiter zu verderben drohte. Im folgenden Sommer wurden dann von Leipzig aus auch die Vorstellungen im Lauchstädter Bade besucht. Die beispiellosen Erfolge des Weimarischen Ensembles, dessen Darbietungen fast jedesmal den Eindruck der Vollendung machten, erklärt Anschütz folgendermaßen: „Goethe wußte mit seinem Alles überschauenden Geiste für jede noch so bedeutende oder unbedeutende Rolle beinahe mit Unfehlbarkeit die geeignetste Schauspielerindividualität auszuwählen, und unter seiner Anleitung lebte sich unwillkürlich jeder Darsteller in seine Aufgabe so hinein, daß Alles ineinander griff, wie das Räderwerk einer künstlich combinirten Uhr." Daß der junge Studiosus mit solchen Sonderinteressen das Studium der Rechte nicht allzu ernsthaft betrieb, versteht sich von selbst. Der Entschluß, zur Bühne zu gehen, reifte langsam, aber stetig

in ihm, und endlich glaubte er den Angehörigen seinen Zukunftsplan nicht länger vorenthalten zu dürfen. Für die Mutter, eine wackere Frau mit gut bürgerlichen Anschauungen, war die Eröffnung, mit der sie der Sohn überraschte, ein harter Schlag. Aber alle ihre Einwände vermochten den Sohn nicht zu beirren, und das Einzige, was sie erreichte, war das Versprechen des jungen Eiferers, die Ausführung seiner Absichten nicht zu übereilen. Anschütz legte jetzt wirklich den Codex bei Seite und hörte als Vorbereitung für seinen künftigen Beruf philosophische und ästhetische Vorlesungen. Natürlich versäumte er auch keine Theatervorstellung von einiger Bedeutung. Entscheidend für seine Kunstanschauungen wurde namentlich das zwölf Abende umfassende Gastspiel Iffland's im Juni 1805. Mit besonderer Spannung erwartete Anschütz den Abend, der Schiller's „Räuber" brachte. Dieses Stück wurde in Leipzig höchst selten gegeben und mußte sonst unter dem Titel „Karl Moor" auf dem Theaterzettel erscheinen, „seit sich das possirliche Factum ereignet hatte, daß eine Anzahl Studenten, im Enthusiasmus über diese wilde Dichterphantasie, sich nach den böhmischen Wäldern aufgemacht hatte, um nach dem Beispiele der Tragödie eine leibhaftige Räuberbande zu stiften". Iffland galt bekanntlich als der bedeutendste „Franz Moor", und Anschütz steht nicht an, seiner Bewunderung darüber Ausdruck zu leihen, was der Künstler mit seiner bereits zur Fülle neigenden Figur und seinen unzureichenden Stimmmitteln in dieser Rolle leistete, aber er glaubte dennoch, wenigstens im Gesammtbilde des letzten Actes, die Palme Ludwig Devrient zuerkennen zu müssen, dessen Natur die dämonische Leidenschaftlichkeit der Partie weit mehr entsprochen habe. Iffland wurde in Leipzig übrigens eine damals noch ganz außergewöhnliche Auszeichnung zu Theil: er wurde am Schlusse der letzten Vorstellung hervorgerufen und erhielt auf offener Scene einen Lorbeerkranz, den ihm eine Deputation des Rathes überreichte. Ludwig Devrient's persönliche Bekanntschaft machte Anschütz im Folgenden Jahre. Die Kriegsereignisse des Herbstes 1806, „wo bei Jena und Auerstädt das Reich Friedrich's des Großen in Trümmer sank", ließen es den sächsischen Hofschauspielern nicht gerathen erscheinen, in Leipzig den üblichen Winteraufenthalt zu nehmen. Die Leipziger mochten jedoch die gewohnten dramatischen Genüsse nicht entbehren und wandten sich an den Fürsten von Anhalt-Dessau mit der Bitte, ihnen seine Truppe für den Winter zu überlassen. Die fürstliche Casse hatte gegen eine solche Entlastung bei so schwerer Zeit nichts einzuwenden und so traf denn das Dessauer Gesammtpersonal unter Leitung des Directors Bossann im October 1806 in Leipzig ein. Das Personal war auserlesen aber klein, und mußte, wenn es Volksscenen, Schlachten und dergleichen darzustellen galt, durch Liebhaber-Statisten und Choristen verstärkt werden. Natürlich ergriff Anschütz mit Freuden die Gelegenheit, im Dienste Thaliens mitzuwirken. Unter den Künstlern befand sich ein Charakterdarsteller mit Namen Herzberg, an den sich der Kunstnovize eng anschloß. Wie erstaunte dieser, als jener ihm eines Tages anvertraute, daß er eigentlich Ludwig Devrient heiße und daß er, um zur Bühne zu kommen, seiner Familie durchgegangen sei! Devrient bestärkte den jungen Freund in seinem Entschlusse, enthielt sich aber nicht mit komischem Pathos auszurufen: „Bruderherz, bei der Schwefelbande ist es ein elend und erbärmlich Leben! Und dennoch möcht' ich's für kein anderes geben!" Er nahm mit Anschütz eine ganze Anzahl verschiedener Rollen durch, und ließ ihn in der Stille von Löhr's Garten Schiller'sche und Shakespeare'sche Helden recitiren. Als Anschütz seinen Rath befolgen und im nächsten Herbst bei der Dessauischen Truppe eintreten wollte, zeigte sich Bossann nicht geneigt, den Anfänger aufzunehmen. Er war jedoch liebenswürdig genug, ihm ein Empfehlungsschreiben auszustellen, von dem sich der Enttäuschte freilich wenig Nutzen versprach. Aber Devrient's Beispiel ließ ihn nicht ruhen. Er wagte den großen Sprung ins Ungewisse, sicherte sich einen Platz auf der „Ordinären" nach Nürnberg, wo er den ersten Versuch, beim Theater anzukommen, machen wollte, und fuhr am 6. September 1807, den Empfehlungsbrief in der Tasche, fröhlichen Muthes auf gut Glück in die weite Welt hinein. So endeten Heinrich Anschütz' Jugendjahre.

Bücherbesprechungen.

— „Der eiserne Rittmeister." Roman in 2 Bdn. von Hans Hoffmann. Verlag von Gebr. Paetel, Berlin. — Das treffliche Werk erscheint zum zweiten Male innerhalb eines Jahrzehnts auf dem Büchermarkte; das will für Deutschland immerhin etwas sagen bei dem Zweibänder eines Schriftstellers, der eigentlich ziemlich abseits steht von Clique und Claque und in seinen besten Büchern den Masseninstincten durchaus nicht schmeichelt, sondern sich in seiner ganzen Eigenart an ein ziemlich exclusives Publicum wendet. Denn nur ein solches wird die Vorzüge des „eisernen Rittmeisters" voll zu würdigen und auch den Grundgedanken des Romans, das Aufgeben selbstischen Begehrens in Erfüllung des Pflichtgebotes, in ganzer Stärke in der beinahe locker zu nennenden Composition auf sich wirken zu lassen wissen. Ein wundersamer Humor, der die Fülle origineller Ideen und Einfälle, ja selbst die Charaktere, namentlich des Helden des Romans, wie mit einem verklärenden Schimmer umgiebt, wenn sie uns manchmal vielleicht zu scharf in der Zeichnung, zu geschraubt in der Voraussetzung erscheinen, geht dabei durch das ernste Buch und giebt ihm einen gewinnenden Zug. Sein Bestes hat Hoffmann, wie immer, in den Episoden gegeben, die mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit gezeichnet sind, die bisweilen geradezu an Dickens erinnert; namentlich der wunderliche Küster und Trunkenbold Anton Reff, der famose Nachtwächter und der tapfere Pfarrer dürfen als lebendige Beweise eines außerordentlichen Schilderungsvermögens gelten, das von einem tiefen dichterischen Empfinden getragen wird. Daß es auch diesem Buche nicht an einzelnen geistreichen Wendungen, feinen Gedanken und psychologischen Ausblicken fehlt, ist bei der Besonderheit des Stofflichen, das Hans Hoffmann ja von jeher geliebt hat und liebt, nicht mehr als selbstverständlich, wie es ebenso keiner nachdrücklichen Betonung bedarf, daß das Milieu — der Roman spielt im Jahre 1812 — mit zahlreichen charakteristischen Zügen auf's beste wiedergegeben ist. Alles in Allem bedeutet das Werk nach Maß und Art die bedeutsame Probe eines starken künstlerischen Könnens, die in einer Zeit, in der selbst die ersten literarischen Größen sich nicht entblöden, ihren Namen auf Bücher zu setzen, die bedenklich die Allüren des Colportageromanes zur Schau tragen, doppelt herzlich der deutschen Leserwelt empfohlen werden muß. A.

— Das soeben erschienene 4. Heft des II. Bandes der Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk und Professor Dr. H. Stumme, enthält außer Mittheilungen über die letzten Sitzungen des Gesammtvorstandes, über die IV. Hauptversammlung des Vereins in Bautzen (am 28. October v. J.) und über den II. volksthümlichen Abend in Dresden, über die an dieser Stelle bereits berichtet worden ist, und andere geschäftliche Angelegenheiten den Vortrag über „die Beziehungen der Vereine für Volkskunde zu den Geschichts- und Alterthumsvereinen", den der Vorsitzende des Vereins Generalmajor Frhr. v. Friesen gelegentlich der Hauptversammlung des Gesammtvereins der Geschichts- und Alterthumsvereine zu Dresden im September v. J. hielt; nach einer einleitenden Uebersicht über die Entwickelung der Volkskunde als Wissenschaft geht er auf die Frage ein, welche Forschungsgebiete den geschichtlichen Vereinen und den Vereinen für Volkskunde gemeinsam sind und wie sich beide ihre Grenzen abzustecken haben, und erörtert dann eingehend den Arbeitsplan des Vereins für Sächsische Volkskunde. Dr. Tetzner-Leipzig beschließt seinen Aufsatz über Werdauer Alterthümer; er handelt vom „Binden" und „Zu Rocken gehn" und theilt im Zusammenhange mit dem letzteren an die längst verschwundenen Spinnstuben erinnernden Ausdrucke einige Rundas und Volkslieder aus der Werdauer Gegend mit. Peter Klopfleisch-Langenstriegis veröffentlicht einige Hütejungen-Verschen aus den Vorbergen des Erzgebirges, Curt Müller „Aus dem Reichthum der Volkssprache" Scherzantworten, Trostreime für Kinder u. A. —m—

— Historische Zeitschrift (begründet von Heinr. v. Sybel). Herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 50. Bd. (der ganzen Reihe 86. Bd.). 1. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg. 1900. — Den neuen Band der altbewährten Zeitschrift eröffnet ein längerer, außerordentlich anregender Aufsatz von G. v. Below „Ueber Theorien der wirthschaftlichen Entwickelung der Völker, mit besonderer Rücksicht auf die Stadtwirthschaft des deutschen Mittelalters". Der Verfasser, der längst als einer der scharfsinnigsten Kenner des mittelalterlichen Städtewesens bekannt ist, bezeichnet Bruno Hildebrand, Schönberg und Gierke als eigentliche Urheber des uns jetzt geläufigen Begriffs der mittelalterlichen Stadtwirthschaft, der in der Stadt einen selbständigen Mittelpunkt des Waarenaustausches

sieht. Er entwickelt dann eingehend die von Bücher, Schmoller und Sombart aufgestellten Theorien von der Stufenfolge der wirthschaftlichen Entwickelung und unterzieht alle diese Theorien einer geistreichen und scharfen Kritik vom Standpunkte des Historikers aus, dessen Berechtigung gegenüber dem Standpunkte des Theoretikers er mit aller Entschiedenheit betont. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich ausschließlich mit der Stadtwirthschaft. Below wendet sich dabei vor Allem gegen Bücher's Annahme eines engen Zusammenhangs zwischen Hauswirthschaft und Stadtwirthschaft und seine Lohnwerktheorie. In seiner Ausführung weist er darauf hin, daß das mittelalterliche Handwerk keineswegs blos in Kundenproduction sich erschöpfte, wenn diese auch im Verhältniß zur Neuzeit eine große Rolle spielte, sondern daß es daneben auch für den von jeher vorhandenen Großhandel arbeitete; daß neben dem örtlichen stets auch der interlocale Verkehr von Bedeutung gewesen; daß es unter den Städten, wenn sie sich auch in großem Umfange selbst genügten, doch kleinere und größere wirthschaftliche Centren gab. Ebenso darf man sich die Herrschaft der Stadt dem platten Lande gegenüber nicht zu consequent ausgebildet denken: wohl bestand eine Herrschaft der Stadt über das Land, aber „die wirthschaftlichen Beziehungen des umliegenden ländlichen Districts haben ebenso wenig ihren einzigen Mittelpunkt in der einen Stadt wie die einzelnen Städte hermetisch von einander abgeschlossen sind". Schließlich geht B. auf die Ursachen der mittelalterlichen Stadtwirthschaft und, um sie zu verstehen, auf die Mittel ein, mit denen die Städte ihre wirthschaftlichen Ziele zu verwirklichen strebten: das Gästerecht, das Stapelrecht, das Bannmeilenrecht, die Vorkaufsgesetzgebung. Aus ihrer Entwickelung, die namentlich in das spätere Mittelalter fällt, ergiebt sich, „daß das System der mittelalterlichen Stadtwirthschaft keineswegs einfaches Product der Verhältnisse ist", wenn auch die Bedeutung der letzteren nicht gering veranschlagt werden darf. Es hat an Schwankungen in der Politik der Städte nicht gefehlt; „allein im Ganzen darf man sagen, daß unter allen Systemen einer Social- und Wirthschaftspolitik kaum eines so consequent und detaillirt zugleich ausgebildet worden ist wie das der Städte des Mittelalters, daß hier, alle localen Mannigfaltigkeiten und zeitweiligen Wandlungen mit berücksichtigt, die Idee der Abschließung mit einer in der Weltgeschichte wohl einzig dastehenden Energie verwirklicht worden ist." — Das Heft enthält ferner einen Aufsatz von Friedrich Thimme „Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Sommer 1805"; die fünf im Anhange dazu mitgetheilten Denkschriften Gneisenau's, die sich neuerdings im königl. preuß. Hausarchiv zu Charlottenburg gefunden haben, sind überaus bezeichnend für den hervorragenden Antheil, den Gneisenau an jenen Plänen gehabt hat und der bisher nur aus der Denkschrift des weit mehr Zurückhaltung beobachtenden Frhrn. v. Stein bekannt war. Sie sind ein köstlicher Beitrag zur Charakteristik und Biographie Gneisenau's, den Thimme mit Recht als das „treibende Element in dem Bunde der Patrioten" bezeichnet. — Unter den Recensionen, die der „Literaturbericht" enthält, möchten wir vor Allem auf P. Hensel's tief einschneidende Kritik von Willmann's Geschichte des Idealismus hinweisen. „Notizen und Nachrichten" schließen das Heft. —m—

— Collezione storica Villari. — Pasquale Villari: Le invasioni barbariche in Italia. — Pietro Orsi: L'Italia moderna. — Milano, Ulrico Hoepli 1901. — Der berühmte Biograph Machiavelli's und Savonarola's, der Nestor der italienischen Geschichtsforscher Pasquale Villari hat mit diesen zwei Bänden die Herausgabe einer historischen Bibliothek begonnen, die sicher viel Anklang finden wird. Der erste Band stammt aus der Feder Villari's selbst und behandelt in vier Büchern nacheinander: I Vom Verfall des römischen Reiches bis zu Odoaker. — II Gothen und Byzantiner. — III Die Longobarden. — IV Die Franken und der Niedergang des longobardischen Reiches. — Vom Verfall des römischen Reiches bis Weihnachten des Jahres 800, welch' eine stürmische Epoche der Geschichte Italiens, die uns Villari mit erschöpfender Sachkenntniß und mit seltener Klarheit vorführt! Dem Werke sind drei vorzügliche Karten beigegeben. Im zweiten Band dieser Collezione storica behandelt Pietro Orsi, Professor der Geschichte an der Universität zu Padua, die Geschichte Italiens vom Aachener Frieden bis zur Thronbesteigung Victor Emanuel's III, also einen Zeitraum von 150 Jahren, welcher mit der ruchlosen Ermordung Humbert's I schließt. Orsi's Werk hat den Vorzug lebhafter Schilderung bei strengster Objectivität. Wir kennen kein deutsches Werk, das uns gerade diesen Zeitraum der sehr bewegten Geschichte Italiens mit solcher Knappheit und Klarheit so deutlich vorführt, und würden freudig eine deutsche Uebersetzung begrüßen, zu welcher das vorzügliche Werk P. D. Fischer's „Italien und die Italiener am Ende des XIX. Jahrhunderts. Berlin, Julius Springer 1899" eine in culturgeschichtlicher Beziehung hochinteressante Ergänzung bieten würde. Orsi's Werk schmücken 48 Porträts und 3 geographische Karten. Sehr werthvoll sind die drei letzten Capitel: Italien nach dem Jahre 1870! Italien im Jahre 1900; Kunst und Litteratur; ferner eine außerordentlich ausführliche historische, wohlgeordnete Bibliographie, 40 Seiten, und ein Namen- und Sachregister. Von Orsi's Italia moderna sind bereits zwei englische Ausgaben erschienen, Newyork und London, und von der Fach- und Tages-Presse beider Länder außerordentlich günstig besprochen worden.

Dresden Locella.

— Die Bedeutung der Stadtarchive, ihre Einrichtung und Verwaltung. Vortrag, gehalten auf Anregung des Thüringer Archivtags auf der Hauptversammlung des Thüringer Städtebundes in Weimar am 30. Juni 1900. Von Prof. Dr. Eduard Heydenreich. Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung, 1901. 70 S. 8°. — Vor längeren Jahren haben wir uns an dieser Stelle wiederholt und eingehend mit den Stadtarchiven Sachsens und den Maßnahmen beschäftigt, die sie vor dem drohenden Untergange bewahren sollten. Diese Maßnahmen haben im Laufe der Jahre gute Früchte getragen; läßt die Ordnung und Verwaltung mancher Stadtarchive auch heute noch zu wünschen übrig, so ist ihr Zustand doch unvergleichlich besser als vor 20 Jahren, und insbesondere ist wohl überall dafür gesorgt, daß die geschichtlich und geschäftlich wichtigen Urkunden nirgendwo zu Grunde gehen oder spurlos verschwinden können. Es ist dies vor Allem zu danken der regelmäßigen Wahrnehmung der staatlichen Aufsichtsrechte durch einen Fachmann; diese Revisionen geben vielfach Gelegenheit, über Nothwendigkeit und Nützlichkeit geordneter Archive richtige Ansichten zu verbreiten und für die Vornahme der Ordnungsarbeiten Anweisungen zu geben. Der Vorstand des sächsischen Gemeindetages selbst war es, der Ref. einst (1882) veranlaßte, auf der damals in Freiberg stattgehabten Versammlung einen Vortrag über diesen Gegenstand zu halten, der dann häufig als eine Art Leitfaden bei Ordnungsarbeiten gedient hat. Auch in Thüringen sind die städtischen Archive vielfach arg vernachlässigt worden. Es ist daher sehr dankenswerth, wenn der seit einigen Jahren unter dem Namen des „Thüringer Archivtags" bestehende Verband der staatlichen und städtischen Archivare Thüringens der Frage der Stadtarchive näher getreten ist, einen Fachmann veranlaßt hat, auf der Versammlung des Thüringer Städteverbands sich darüber auszusprechen, und durch Veröffentlichung dieses Vortrags den deutschen und insbesondere den thüringisch-sächsischen Städten Gelegenheit gegeben hat, sich über den Stand der Angelegenheit zu orientiren. Der Verfasser hat sich durch Fragebogen über den Zustand aller bedeutenderen Stadtarchive Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz genau unterrichtet, beherrscht auch die Literatur in ausgedehntem Maße; besonders dankenswerth ist die am Schlusse gegebene Zusammenstellung der letzteren. Nach einem Ueberblick über die Geschichte der Stadtarchive im Allgemeinen und der thüringisch-sächsischen im Besondern geht er auf ihre Bedeutung sowohl nach der juristisch-administrativen als nach der geschichtlichen Seite ein und giebt dann schätzbare Fingerzeige für ihre Aufbewahrung, Ordnung und Verwaltung. Sehr richtig ist die in dem Munde eines Stadtarchivars selbst besonders beachtenswerthe Bemerkung: „Zur sachmännischen Obercontrole sind in bestimmten Fristen wiederkehrende Inspectionen seitens der zuständigen staatlichen Archivverwaltung dringend wünschenswerth, besonders bei größeren Stadtarchiven." Ein solches kann auch durch die Bestellung von „Pflegern" seitens historischer Commissionen u. dergl., wie sie in Baden, in Thüringen selbst und a. a. O. erfolgt ist, nicht entbehrlich gemacht werden; wohl aber sind diese Pfleger höchst willkommene Helfer bei der Repertorisirung der Archive, und insofern würde es wohl Erwägung verdienen, ob nicht auch die königl. sächs. Commission für Geschichte, am Besten im engen Zusammenarbeiten mit den staatlichen Organen, denen die Aufsicht über die Archive zusteht, durch Einrichtung von Pflegschaften die wissenschaftliche Benutzbarkeit der kleinen Archive des Landes fördern sollte.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 17. Sonnabend, den 9. Februar, Abends. 1901.

Der Dorfmusikant.

Eine Faschingstype aus dem Böhmerwald.

In der Regel ist der Gebirgswaldler ein ganz besonderer Freund des Tanzes und Gesanges; der Frohsinn aber wird am besten genährt durch Frau Musika, und demgemäß spielt die Musik im wilden Bergrevier des Böhmerwaldes eine nicht unbedeutende Rolle. Der Freund des Volkes kann sich überzeugen: kein Bursch und keine Maid, kein Mann und kein Großmütterlein werden sich vorfinden, die nicht im Besitz eines reinen Gehörs und einer hellen Stimme wären, und in jedem Walddorfe werden wir auch sicher dem vielseitigsten Musikanten begegnen, der entweder die Fiedel oder die Bratsche, die Flöte oder die Clarinette, die Trompete oder den Brummbaß in seiner Manier meisterhaft zu behandeln verstünde. Der Dorfmusikant des Böhmerwaldes ist ein scharf ausgeprägter Volkstypus. Er ist überall und insbesondere auf dem Tanzboden gern gesehen, er ist der Aufspieler, Aufpfeifer und Aufbläser beim Faschingstanz, er ist der Auffiedler beim Hochzeitsschmauß, der Gelegenheitsmusiker bei Ausflügen und geselligen Zusammenkünften; zuweilen ist er auch Wandermusikant, indem er die Welt in allen ihren Weiten durchmißt, um Geld zu verdienen und eine „Schule“ durchzumachen. Das erste Stadium des Waldmusikanten ist die Lehrzeit. Er braucht kein Conservatorium, keinen Contrapunkt, keinen Generalbaß, keine Harmonie- und Compositionslehre, keinen Meister und Künstler; das sind ihm lauter nebensächliche Dinge. Ihm genügt es, wenn er auf dem Kirchenchore wacker die Trompete blasen und die Geige streichen kann, wenn er auf dem Tanzboden den Deutschen und den Laudler aufpfeifen, wenn er zu seinen schnurrigen G'sang'ln die Guitarre klimpern kann — und in dieser Richtung erreicht er auch sein Ziel vollständig, in dieser Hinsicht verdient er unsere Bewunderung. Mehrere, in der Regel acht bis zwölf Spielleute vereinigen sich zu einer sogenannten „Banda“ und gehorchen einem Kapellmeister. Bei diesem muß der Lehrer als Chorregent vorsprechen, bei diesem bestellt der Wirth die Tanzmusik oder auch, wenn's sein muß, die Concertmusik. Tanzmusik wird beinahe jeden Sonntag, außerdem an den letzten drei Faschingstagen, am Ostermontag, Pfingstmontag, Kirchtag und zu St. Kathrein abgehalten. Ein Concert giebt es in der Regel bei geselligen Ausflügen in den herrlichen Hochwald, bei Schul- und Kaiserfesten und bei anderen Gelegenheitsfesten. Bevor die „Musikbanda“ ausrückt, wird Probe gehalten, was immer beim Kapellmeister geschieht. Dieser hat die Noten herbeizuschaffen, die Besaitung zu liefern und die Reisepässe ins benachbarte Bayern zu besorgen. Deswegen gilt er auch etwas! Die Probe fürchtet der Dorfmusikant; besonders die Trompeter, die sich auf ihren blank geputzten Instrumenten ziemlich unsicher fühlen, hören dieses Wort nicht gerne zwei Mal. Sie haben ja sonst so nichts zu thun, als mit dem Bombardon „Es“ zu pausiren und dann zwei Mal „tom, tom!“ zu blasen — und selbst diese Begleitung macht ihnen oft die größte Schwierigkeit. Auch der Bombardonbläser, der die Musik „zu halten“ hat, damit sie nicht „auseinander“ geht, begeht oft dies musikalische Verbrechen, den Grundton in verkehrten Intervallen anzuschlagen. Die zwei Clarinettbläser (Es und B), der Flügelhornist und der Althornist führen abwechselnd den „Gesang“, die Melodie; sie müssen also ihren Mann stellen, und sie thun es in der Regel auch in Ehren. Bei der Probe werden die Stücke vorgenommen, die auf dem Tanzboden oder im „Concertstübl“ gespielt werden. Gewöhnlich bildet die „Offertur“ die Einleitung, dann müssen Flügelhorn-Variationen, Arien aus alten Opern und schließlich Tanzstücke daran. Gar heiß geht es mitunter bei solchen Proben her. Der Kapellmeister schreit sehr oft: „Falsch!“, läßt sich von Einzelnen bestimmte Stellen vorspielen, und wenn es nicht geht, so giebt es ordentliche „Greiner“, daß es für den betreffenden Musikus „eine Schand“ ist. Wenn dann endlich Alles klappt und kracht und schnalzt und klingt, Piccolo und Trommel auch sich dreinmischen, dann giebt's im Dorfe großen Zusammenlauf und neugierig lauscht die Menge vor dem Hause und manch ein rosig Mägdelein stampft mit dem Fuße den Tact zur reizenden Musik, die gar so verführerisch zum Tanze lockt. Nach der Probe geht der Musikant ins Wirthshaus, um sich nach so harter Anstrengung genügend zu stärken. Dabei zecht er gleich auf Conto, wenn die Musik vom Wirthe bestellt wurde. Dieser bestellt die Musik etwa acht Tage vorher. In der Regel ist es Tanz- oder Hochzeitsmusik. Nachdem die Musikanten Probe gehalten, geht es ans Putzen der Blech- und Holzinstrumente. Sie müssen glänzen und funkeln, daß es einen Namen hat. Die Clarinetten und Flöten müssen gewaschen, eingeölt und frisch beledert werden, daß die Klappen decken. Gewöhnlich verlangt der Besteller das „Blasorchester“, weil die Burschen nichts wissen wollen vom „Streichorchester“; sie können das „Kratzen“ und „Scharren“, das „Winseln“ und „Hudeln“ nicht leiden, sie wollen Trompetengeschmetter, Flötengesäusel und Bombardongetöse, das stimmt besser zu ihrem tollen Lärm. Das Streichorchester gelangt nur bei Concerten zu Ehren. Da sind die „Herrenleute“, wie etwa der Pfarrer, Lehrer, Förster, Finanzwache und Gendarmerie, anwesend, die „etwas verstehen“, und der Kapellmeister schwört darauf, daß die „Streichmusik“ nobler ist als die Blechmusik.

Zur Tanzmusik finden sich die Musikanten zur festgesetzten Zeit auf dem Tanzboden ein. Hier steht in einem Winkel das „Orchester“ aufgeschlagen, worauf sie alsogleich Platz nehmen. Der Raum wimmelt von Tänzern. Alsbald setzen einige Burschen den immerdurstigen Spielleuten einige Maßkrüge Braunbier vor, ein Jauchzen und Trinken hebt an, bis sich endlich ein Bursche einen Deutschen „anfriemt“. Die Musikanten greifen nach ihren Instrumenten und beginnen zu stimmen. Noch einmal lassen sie nun den steinernen Maßkrug, aus dem sie gemeinschaftlich schlürfen, in der Runde von Hand zu Hand wandern, gleichsam als ob sie sich zur beginnenden Thätigkeit nochmals stärken wollten. Den ersten Trunk macht der Kapellmeister, der in der Regel die Es-Clarinette oder die Primgeige spielt und ein alterprobter Musikant ist. Er muß eine „Schule“ durchgemacht haben, muß drei bis vier Nächte „aushalten“ und über einen reichen Vorrath volksthümlicher Weisen verfügen können, muß ferner die „Einfälle“ und die „Geläufigkeit“ haben, stundenlang aus dem Stegreif aufzublasen oder aufzufiedeln, wenn sich der „Bua“ einen Landlerischen „anfriemt“. Und zur Ehre der Waldmusikanten sei es gesagt: in dieser Hinsicht sind sie halbe Componisten und Virtuosen. In der augenblicklichen Erfindung und Wiedergabe neuer, zum Herzen sprechender Ländlerweisen sind sie alle groß und originell, groß aber auch in der Kunst des Trinkens, weil es gar keine Seltenheit ist, wenn ein solches musikalisches Genie drei Tage und Nächte fast ununterbrochen aushält, was besonders im Fasching der Fall ist. Nach dem Kapellmeister trinkt als der Rangnächste der Flügelhornist, der einen tiefen Zug machen muß, weil sein Instrument „auf die Brust geht“. Der Dritte in der Rangstufenfolge ist der Althorn- oder Baßflügelhornbläser, der mit der Clarinette und dem Flügelhorn abwechselnd „den Gesang“ führt. Nach ihm trinkt der Bombardonbläser, der den Mund

am weitesten aufthut, weil auch sein Mundstück am weitesten ist. Er macht tiefe, ausgiebige Züge, hat in der Regel ein stattlich Bäuchlein und bekommt auch in der Regel den ersten Rausch unter den Musikanten, so daß er oft mit seinem ehrwürdigen Baßinstrumente mitten unter den Tänzern steht und wacker den Grundton zur schmetternden Musik bläst. Nun beginnt es auf den olympischen Höhen des Orchesters zu pfeifen und zu quieken, zu brummen und zu summen, zu klingen und zu singen, zu poltern und zu krachen, daß der Tanzboden erzittert. Die Musikanten werden roth und blau vor Eifer und Anstrengung; in der heikelsten Haut steckt der Es-Clarinettenbläser, der nicht nur die Ländler zu spielen, sondern auch zu erfinden hat. Geht ihm der „Einfall" aus, so giebt er dies durch einen verständnißinnigen Blick dem Flügelhornisten zu verstehen, der ihn dann ablöst und zur Abwechslung eine selbsterfundene Weise zum Besten giebt. Geht dem Flügelhornisten der Stoff aus, so führt der Althornist mit höchsteigener Erfindung den „Gesang" weiter. Zuweilen läßt sich sogar der mit der „Kuh", der Bombardonbläser, mit einem Kunststück hören, das freilich in nichts Anderem besteht, als in den Dreischlägen: „Tom, tom, tom!" Sobald dieses Tom, tom, tom erschallt, jauchzen die tanzenden Paare, daß es weithin lärmt, denn der Bombardon erfreut sich bei den Waldburschen besonderer Beliebtheit, weil er vermöge seiner Form und Größe Anlaß zu allerhand Späßen und Witzen giebt. Oft, wenn das Clarinettl dem Bläser zu stark „auf die Brust" geht, legt dieser das Instrument auf die Seite und nimmt die Terzflöte zur Hand, und nun ergießen sich durch den dampfenden Tanzraum die weichen Töne des sanften „Pfeiferls". Und so geht es fort. Der Waldmusikant ist es gewohnt, er hält wacker aus, trinkt schwarzen Kaffee und schnupft, wenn sich der Schlaf einstellen will, damit die Augen wieder licht werden, legt zuweilen sein Instrument bei Seite und schleift oder hopst selbst einen Ländler mit. Bier hat er in überreicher Menge, die Burschen bringen es umsonst. Oft bekommt er auch etwas in den Kopf, dann wird er streitsüchtig, und im Nu giebt's ein „G'raff", wobei mit den Hörnern und Pfeifen wacker zugeschlagen wird. Haben die Musikanten den letzten Burschen „hinausgespielt", dann trinken sie noch ein Mäßlein und vertheilen den Spiellohn untereinander. Mit gefülltem Beutel und schlaftrunken wandert nun der Dorfmusikant heim, um sich tagsüber gründlich auszuschlafen. Auf ähnliche Weise geht es auch bei einem Concerte her; nur bekommt da der Musikant nicht so viel zum Trinken, er bleibt deshalb nüchtern, macht seine Sache gut und erfreut sich nach gethaner Arbeit an dem hübschen Gelde, das ihm seine Kunst eingetragen. Am Vorabende des Namensfestes einer Dorfgröße erscheinen die Musikanten unaufgefordert vor dessen Hause und spielen ihr ein „Standerl" (Ständchen) auf. Diese Ehre bringt den Gefeierten schier außer sich; jetzt wissen's ja die Leute, daß er etwas ist, daß man auf ihn etwas hält, und er zahlt den biederen Spielleuten in der Regel einen Eimer Bier, und will er sich besonders sehen lassen, so schwitzt er noch einige Gulden obendrein. Die zufriedenen Musikanten aber ziehen schnurstracks ins Wirthshaus hin, lassen sich den Biereimer ins Schankzimmer bringen, der Wirth muß ihn anzapfen, während sich das Einschenken die Spielleute selbst besorgen, weil sie dem pfiffigen Wirthe nicht trauen. So wird nun getrunken, bis der letzte Tropfen versiegt ist. Während des Zechens geben sie einige Stücke zum Besten, denen die wacker mitzechenden Dörfler gern lauschen. Oft vereinigen sich mehrere Dorfmusikanten und ziehen als Wandermusikanten in die weite Welt hinaus, um Geld und Ehre zu erwerben. In der Regel schließen sie sich einem wandernden Circus an und reisen mit diesem von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Mit einer hübschen Ersparniß kehren sie dann im Spätherbst zurück ins Walddörfchen, um mit dem nächsten Frühjahr wiederum auszufliegen.

So steht er vor unserem Auge, der Dorfmusikant, und wir geben dem Leser den Rath, wenn ihn der Wandertrieb wieder in den wildschönen Böhmerwald führen sollte, einer Tanzmusik anzuwohnen — die Ländler, die er da zu hören bekommen wird, werden ihm Achtung einflößen vor dem Namen „Dorfmusikant".

Joh. Peter.

Bücherbesprechungen.

— J. Hörhager, Das Werden der Welt als Entwickelung von Kraft und Stoff. Leipzig 1901. Ernst Günther's Verlag. 2 *M.* — Das Streben, die Fülle der Erscheinungen auf ein bestimmtes Princip zurückzuführen, ist so alt wie die Philosophie. „Was die Welt im Innersten zusammenhält", sucht die Faustnatur nicht minder wie der naseweise Schüler zu erkennen: aber die tieferen Geister unterscheiden sich von den mehr oberflächlichen dadurch, daß sie an Grenzen des Erkennens glauben. Unbegrenzter Optimismus in Hinblick auf die Erkenntnißweite ist noch nie mit Tiefsinn des echten Forschers gepaart gewesen. Aber doch hat die Menge der Gebildeten ein gutes Recht dazu, in übersichtlicher Weise sich darstellen zu lassen, was auf wissenschaftlichem Gebiete zur Lösung der Welträthsel geschaffen und geprüft, erkannt und vermuthet wird. Ein Buch, das solchem Verlangen entgegenkommt, ist das vorliegende. Hörhager gruppirt geschickt, bringt augenfällige Vergleiche, ist nirgends trocken und langweilig, trotzdem er einige Tabellen und mehrere complicirte Berechnungen im Texte hat. Er stellt ein Gebäude von Hypothesen auf, aber dasselbe ist ansehnlich und in sich geschlossen; freilich muß man sich immer bewußt bleiben, daß manche der Pfeiler auf unsicherem Grunde stehen. Die Aggregatzustände werden mit einander verglichen, ein vierter und fünfter oberhalb des luftförmigen construirt, Kraft und Stoff aus dem uranfänglichen gleichförmigen Aether hergeleitet. „Kraft und Stoff sind untrennbar mit einander verbunden und gehen in einem bestimmten Verhältnisse aus dem Aether durch Bewegung hervor. Kraft und Stoff sind daher vergänglich und die Summe von Kraft, wie die Summe von Stoff ist eine unveränderliche Größe. Dieses Gesetz wird dann aufgehen in die Erkenntniß, in welcher Glaube und Philosophie sich bereits jetzt vereinigen: Es giebt nur ein Urwesen; dasselbe ist ewig, unendlich und untheilbar" (S. 55). In der zweiten Hälfte seines Buches giebt Hörhager dann naturwissenschaftliche Ansichten über das Entstehen des Lebens. Die Kristallbildung erscheint ihm als erste Aeußerung vom Leben des Stoffes auf Erden; die Pflanzen- und Thierseele sind Producte höherer Entwickelung und der Menschengeist beherrscht schließlich seinen Träger (S. 92). „Der Fortschritt in der Entwickelung des Lebens besteht wahrscheinlich nicht in einer Vermehrung der Lebewesen, sondern in der Verstärkung der Umwandlung niederer Kraftformen in Geisteskraft. Nicht die Quantität, sondern die Qualität des Lebens nimmt zu" (S. 94). Das kommt fast auf die — natürlich ganz anders begründete — Behauptung des Kirchenvaters Tertullian hinaus, der einen „luftartigen" Stoff als den wirkenden Geist setzt. Der Geist des Menschen ist nach Hörhager hervorgegangen aus den Kraft- und Bewegungsformen der unbelebten Welt; wie und aus welcher leitenden Kraft heraus, das bleibt natürlich unbeantwortet. Jedenfalls aber gewinnt man beim Lesen des Buches einen hübschen Ueberblick über die Erklärungsmittel, mit denen unsere Naturwissenschaft arbeitet, sobald sie an Grundfragen der Weltentwickelung herantritt.

Dr. Grimm.

— Karl Haberkalt, Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Leipzig 1901. Ernst Günther's Verlag. 2 *M.* — Haberkalt's Buch über den kommenden Menschen hat eine ganz auffallende Familienähnlichkeit mit Hörhager's Schrift vom Werden der Welt. Die gleiche Methode und annähernd dieselben Grundlagen, ja sogar stilistische Uebereinstimmungen finden sich in beiden Werken; sie hätten ganz gut als erster und zweiter Theil eines Buches — etwa über Vergangenheit und Zukunft der Erde und ihrer Bewohner — herausgegeben werden dürfen. Haberkalt geht von dem Gedanken Ernst Kapp's aus, daß der Mensch unbewußt (!) Form, Thätigkeitsweise und Normalverhältniß seiner leiblichen Organe als Werkzeuge, Maschinen und allerhand sonstige Apparate aus sich hinausprojicire. Selbst die Gebilde der Kunst regeln sich nach dem Naturgesetz des goldenen Schnitts. Alle Organprojectionen erscheinen freilich als recht plumpe Nachahmungen der Natur, die sparsamer mit ihren Kräften und gerade darum wirkungsvoller verfährt, weshalb sie auch in der organischen Reihe schnellere, zweckmäßigere Fortbildung aufweist als der Mensch in der technischen Reihe. Daß es Erfindungen gäbe, die über die natürlichen Vorbilder hinausgingen, ist nur eine Täuschung: selbst die Eigenschaften des Spektroskops, des Telephons und des Telegraphen finden sich in den zur Zeit freilich noch abnormen Zuständen des Somnambulismus, der Fernwirkung von Seele zu Seele und den „okkulten Fähigkeiten" des Menschen überhaupt. Diese sogenannten okkulten

Fähigkeiten sind eben nur ungenügend erhellte organische Kräfte, in deren bewußter und allgemeiner Anwendung sich der Fortschritt der Menschheit — nach Haberkalt — vollziehen wird. „Die innere chemische Beschaffenheit der Dinge wird der kommende Mensch direct wahrzunehmen vermögen, nicht in einem Schema abstracter Begriffe, sondern nach ihrer gegenseitigen relativen Wirkungsweise" (S. 136). „Die Gedankenübertragung wird die Sprache der Zukunftsmenschen sein" (S. 137). Fraglich bleibt nur, ob die Menschheit alle jene Fähigkeiten auszubilden die nöthige Zeit behalten wird: es droht ja die Vereisung unseres Planeten: Haberkalt ist in dieser Hinsicht Optimist. Dagegen erklärt er, daß auch der Mensch der Zukunft die Erkenntniß der letzten Gründe der Welt — trotz all der neuausgebildeten Kräfte seiner verschiedenen Organe — nicht erlangen werde. Die uns anhaftenden aprioristischen Erkenntnißformen von Raum, Zeit und Causalität werden auch ihn wie mit Fesseln gefangen halten, falls nicht doch einmal ein später Enkel sich wahrhaft eins mit der Natur fühlen wird. — Es sind kühne Bilder, die man da vor sich aufsteigen sieht, ihnen einige Stunden der Betrachtung zu schenken, erscheint uns keine verlorene Zeit.

Dr. Grimm.

— Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel, Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Mit zahlreichen Illustrationen. Dritter Band. Bern, Schmid & Francke; Lausanne, Payot; 1900. 598 S.; groß-8°. Preis 18 ℳ. — Allerhand Achtung vor dem Organisationstalente des Professors Seippel! Hatte ich am 29. Juli (in der Wissenschaftl. Beil. Nr. 87, S. 371) den 1. und am 22. Nov. (Wissenschaftl. Beil. Nr. 140, S. 559) den 2. Band seiner „Schweiz im 19. Jahrh." anzeigen dürfen, so will es wirklich Etwas bedeuten, wenn heute schon der 3. und vorläufig letzte Band vorliegt. Und dabei ist nicht einmal ein Nachlassen der Kräfte bemerkbar; vielmehr kommt es mir wenigstens — Andere haben vielleicht andere Empfindungen — so vor, als ob der Inhalt dieses 3. Bandes den des 2. übertrifft und dem vorzüglichen des 1. Bandes mindestens gleichsteht. Er setzt sich aus folgenden Abschnitten zusammen: 1) Landwirthschaft von E. Chuard (ganz ausgezeichnet!); 2) Industrie und Handel von Dr. H. Wartmann; 3) Die Arbeiterbewegung und der Socialismus von Th. Curti (sehr klar und durchsichtig, wenn auch etwas einseitig*); eine willkommene Ergänzung und Erweiterung der „Socialen Frage", des 4. von Professor Adler verfaßten Beitrags zum 7. Bande meiner „Weltgeschichte"); 4) Die Genossenschaftsbewegung von Dr. Hans Müller (desgl.); 5) Verkehrswege von Dr. A. Georg (hochinteressant); 6) Hygieine von Dr. E. Jordy; 7) Werke der Menschenliebe von Th. Secretan; 8) Die Nationalfeste von Dr. M. Bühler (mit dem 10. Hauptabschnitt zusammen Etwas für Freunde der Volkskunde); 9) Der Alpinismus, und zwar A. Die Schweizer Alpen von Edouard Rod und B. Die Erforschung der Alpen. Der Schweizer Alpenclub von Dr. H. Dübi (für Mitglieder des Alpenvereins!); 10) Die gute alte Zeit und das moderne Leben, und zwar A. Das Leben und die Sitten in der deutschen Schweiz, von Dr. Reinhold Günther, und B. Dasselbe in der französischen Schweiz, von Alfred Godet; 11) Finanzen. Bevölkerung, von Dr. Gustav Vogt, und endlich 12) Allgemeiner Ueberblick Die Schweiz im Jahre 1900, vom Herausgeber. Hieran schließen sich ein Verzeichniß der Illustrationen in allen drei Bänden, nach der Seitenzahl geordnet, und ein alphabetisches Verzeichniß der Bildnisse, aus dem ebengenannten ausgezogen. Leider fehlt jegliches Register: bei einem so umfassenden Werke eine sehr beklagenswerthe Lücke! Gerade in Anbetracht der hochstehenden Gesammtleistung, die nun nicht so benutzt werden wird, wie sie es wahrhaftig verdient. Die Mühe und Arbeit des Herausgebers**) zu beurtheilen und einzuschätzen, bin ich einigermaßen berufen, insofern als ich ja auch mit einigen 30 Mitarbeitern zu thun habe; so habe ich z. B. lebhaft der Bemerkung des Herausgebers zugestimmt, daß jeder Einzelne immer viel mehr Raum beanspruche als ihm auch nur annähernd zugebilligt werden könne. Und schließlich geht's doch auch mit knappem Platz; ja, ich glaube, es steckt mehr Verdienst darin, auf wenigen Seiten die Hauptsachen — diese aber vollständig — zu behandeln, als einen schwerfälligen Wälzer zu schreiben. Trotzdem giebt es noch Manche, die als Maßstab ihres Kritisirens die Zahl der Zeilen verwenden. Nein! das Volk oder besser die Völker der Schweiz können sich zum Abschlusse dieses großen und schönen Werks, eines schriftstellerischen Nationaldenkmals ersten Ranges, beglückwünschen! — Zum Schluß ein paar Lesefrüchte. Die Schweiz ist ein äußerst lockerer Staatenbund und muß es bleiben (v. Liebenau, Droz, Hilty, Vogt): bei der Einheit überwiegt die Freiwilligkeit. Ein lehrreiches Vorbild für das zerfahrene „Staatsleben" in Oesterreich! In der katholischen Schweiz hat der Ultramontanismus nationale Regungen besiegt (Decurtins); die Nationalkirchen der französischen Schweiz gehen ihrer Auflösung entgegen (Frommel). Auch in der Schweiz macht man auf geistigem Gebiete die Beobachtung, daß die Zahl der Bedeutenden abnimmt, während sich die Bildung der unteren Schichten allmälig hebt (Hunziker und Oner). Die schweizerische Literatur hat in erster Linie nicht die reine Kunst als Ziel vor Augen, sondern eher die Absicht und Neigung, zu belehren und die Sittlichkeit zu fördern (Fäßler und Godet); daraus erklärt sich auch die Kluft, die sich zwischen dem entsittlichten Frankreich und den Welschschweizern aufgethan hat, obwohl das Verhältniß zwischen diesen und ihren deutschen Landsleuten immer noch sehr der Besserung bedürftig ist. Die schweizerische Landschaft hat an künstlerischem Gehalt außerordentlich eingebüßt (Chuard; vgl. auch die schlagenden Gegenüberstellungen von Landschaftsbildern aus älteren Zeiten und aus der Gegenwart!). Unter allen Ländern hat die Schweiz die größte Handelsziffer für den Kopf der Bevölkerung = 550 Frcs. (Wartmann); die Landwirthe machen nur noch 41% der Gesammtbevölkerung aus (Vogt). Das riesige Wachsthum der Industrie hatte auch in der Schweiz schwere Classenkämpfe zur Folge (Curti). Die Genossenschaft hat sich an Stelle der Zunft gesetzt, und von allen europäischen Ländern weist die Schweiz die üppigste Blüthe des Vereinswesens auf (Müller). — Mit aufrichtigem Danke für die reiche Belehrung, die mir zu Theil geworden ist, nehme ich heute Abschied von dem schönen Werk und wünsche ihm nicht nur weiteste Verbreitung, sondern noch einen IV. (Ergänzungs-) Band.

Ht.

*) Vgl. die feine Correctur des Herausgebers, S. 580!

**) dem während seiner Thätigkeit an der „Schweiz" zwei Mitarbeiter (Numa Droz und Emil Blösch) und der eine der beiden Verleger (Fritz Payot) durch den Tod entrissen worden sind! Doch von den durch solche Unglücksfälle hervorgerufenen Schwierigkeiten und anderen Hindernissen hat der Laie oft gar keine Ahnung.

— F. Tetzner: 1) Die Polaben im hannöverschen Wendland. Bilder nach Zeichnungen des Verfassers und Originalphotographien von W. Bergmann (Lüchow). — 2) Die Tschechen und Mährer in Schlesien. 20 und 24 Spalten; 4°. (Sonderabdruck aus Band LXXVII und LXXVIII des Globus, Illustrirter Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgeber: Dr. Richard Andree, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.) — Franz Tetzner hat es sich seit einer ganzen Reihe von Jahren zur Aufgabe gemacht, die nicht- oder halbgermanischen Splitter und Splissen im Deutschen Reiche auf ihr volkslundliches Gut hin eindringenden Forschungen zu unterziehen. Man ahnt gewöhnlich nicht, was bei solch' mühsamer, ja theilweise entsagungsvoller Arbeit doch endlich herauskommt; darum ist es vielleicht nicht unangebracht, auch einmal weiteren Leserkreisen die Kenntniß von zwei Abhandlungen zu vermitteln, die sonst wohl nur Fachleuten bekannt geworden wären. In der ersten handelt es sich um die schriftliche Niederlegung dessen, was man noch über den polabischen Stamm weiß, der bis 1800 an der Jeetzel in den Kreisen Lüchow und Dannenberg gesessen hat, seitdem aber so gut wie verschwunden ist. Nach den hier wiedergegebenen Ansichten von älteren Häusern in Belitz und Schreyahn zu schließen, muß es ein recht wohlhabendes Völkchen gewesen sein. In der zweiten Abhandlung hat Tetzner gesammelt, was sich an (meist gelegentlichen) Aeußerungen über die in Schlesien verstreut wohnenden „Tschechen" und „Mährer" vorfindet; ausgeschlossen sind nur die Sachsengänger. Wir werden demnach mit den katholischen Tschechen der alten Hummelsherrschaft in der Grafschaft Glatz (Tscherbeney), mit den evangelischen in Straußeney und in den fridericianischen Colonien Hussinecz, Großfriedrichstabor, Friedrichsgrätz und Petersgrätz bekannt gemacht. Es wäre verdienstlich, wenn sich Tetzner die Mühe nähme, die Ergebnisse der kürzlich vorgenommenen Volkszählung anhangsweise mitzutheilen; denn die Ziffern bei A. v. Fircks beruhen auf der 1890er Statistik. Die schlesischen Mährer wohnen meist in den zum Olmützer Erzbisthume gehörigen Decanaten Leobschütz, Hultschin und Katscher. Auch eine schöne Gegend!

Ht.

— Aus der Feder eines jungen Schriftstellers, des Grafen Albert v. Schlippenbach in Arendsee, Kreis Prenzlau, dessen „Als Strohwittwer nach Afrika" wir vor nicht gar langer Zeit

besprochen haben, liegt eine neue Arbeit vor: „Die Schweden in Nürnberg", eine Erzählung unter Benutzung alter Familienpapiere. Das Buch erschien bei A. Mieck in Prenzlau. Während des Verfassers Erstlingswerk eine launige Reisebeschreibung gewesen ist, deren Inhalt und Vortragsform bei der Kritik eine verschiedenfache Beurtheilung gefunden hat, wie das zu erwarten war, bildet die vorliegende Erzählung eine auf historischem Hintergrunde sich abspielende Begebenheit um das Ende des dreißigjährigen Kriegs, wo ein Ahn des Verfassers als junger schwedischer Oberst und Gesandter des Pfalzgrafen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, des Vetters der Königin Christine von Schweden und nachmaligen Königs von Schweden, an den schwedischen Reichsfeldzeugmeister und Feldmarschall Karl Gustav v. Wrangel in sehr heikler Mission nach Nürnberg kommt, Helena Elisabeth v. Praunfalk, seine spätere Gemahlin, kennen und lieben lernt und dabei allerlei Schicksale durchzumachen hat, bis Alles ein gutes Ende nimmt. Christoph Karl v. Schlippenbach ist eine prächtige Gestalt, Cavalier und unerschrockener Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, seine Geliebte erscheint bei all ihren guten Eigenschaften etwas wankelmüthig und wenig vertrauend. Es ist dem Verfasser gelungen, gerade diese beiden Figuren plastisch herauszuheben; ihre Zeichnung ist besonders lebenswahr und anziehend. Aber auch alle die Anderen haben Fleisch und Blut, stehen Jeder und Jede an dem Platze, wo sie hingehören. Frohsinn und Heiterkeit wechseln mit Ernst und Bedacht sowohl in der Situation, wie im Zwiegespräche und der Darstellung. Als besonderes Geschick des Verfassers ist seine markige und lebendige Sprache und Darstellungsform zu bezeichnen, in welcher wir übrigens gegen sein erstes Buch manchen Fortschritt bemerken. Wenn der Junker Schriftsteller wird, so hängt ihm zunächst noch Manches an, was er abzuschleifen bemüht sein muß. Graf Schlippenbach besitzt darin redliches Streben, wozu man ihn beglückwünschen kann. Sein jüngstes Buch bietet viel Interessantes und kann daher nur bestens empfohlen werden. ∞

— Möckel, Richard, Die Entwickelung des Volksschulwesens in der ehemaligen Diöcese Zwickau während der Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1835. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1900. gr. 8. 172 S. 2 M. — Die Stadt Zwickau mit ihrer Umgebung ist in ihrer Bedeutung für die Schulgeschichte neuerdings mehrfach Gegenstand der Darstellung gewesen, weil sie in der Reformationszeit eine hochbedeutsame Rolle spielte. Vorliegende Arbeit bildet einen neuen, werthvollen Beitrag. Sie führt in den Ausgang des 18., sowie in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts und schildert den Zustand des Volksschulwesens in einer Reihe anschaulicher, farbenreicher Bilder, oft in drastischen Zügen. Den Stoff hat der Verfasser mit großem Fleiße und anerkennenswerther Selbstentsagung in den amtshauptmannschaftlichen, Ephoral- und Rathsarchiven von Zwickau, Glauchau, Werdau, Schneeberg und Neustädtel, sowie in mehreren Pfarrarchiven gesammelt. Vier Abschnitte hatte er bereits in dem „Praktischen Schulmann" veröffentlicht: über die materielle Lage der Lehrer, die Winkelschulen, die Schulgebäude und die Vorbildung der Lehrer. Er hat diese jetzt in das Buch aufgenommen und hier in 18 Capiteln die äußeren und inneren Verhältnisse des Volksschulwesens behandelt. Von besonderem Interesse ist gleich im Anfange die Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Lage der Ephorie bis zum Jahre 1805. Außerordentlich vielseitig war die Beschäftigung der Bevölkerung, wie kaum in einem anderen Bezirke Sachsens. Der Bergbau beschäftigte eine Reihe von Ortschaften, dazu kam die Verarbeitung der Erze, Glas- und Spiegelfabrikation, Herstellung von Tuchen und anderen Wollwaaren; der Nordosten der Ephorie war die Heimath der Leinweber und Strumpfwirker; das Spitzenklöppeln wurde z. B. in Schneeberg eifrigst betrieben. Da aber im Allgemeinen der Verdienst kärglich und die Bevölkerung arm war, dazu die Erwerbszweige damals große Krisen durchzumachen hatten, so wurden die Kinder angestrengt in den einzelnen Erwerbszweigen beschäftigt und überaus häufig vom Schulbesuche abgehalten. Bisweilen brachten sie sogar ihre Arbeit in die Schule mit. So sahen wir in Schneeberg die Jugend in dem engen Schulzimmer sitzen, vor sich das Klöppelkissen, daneben Bibel und Katechismus. Auch in der Landwirthschaft wurden die Kinder regelmäßig zu schwerer Arbeit herangezogen. Der Verfasser schließt das Capitel mit einer statistischen Darstellung der Schulversäumnisse und der Betheiligung der Kinder am Rechen- und Schreibunterrichte. Die Angaben beziehen sich auf das Schuljahr Michaelis 1773 bis Michaelis 1774, ferner Michaelis 1789 bis dahin 1790 und das Sommerhalbjahr 1791. Auch sonst bieten übersichtliche Tabellen ausgiebige Zusammenstellungen, z. B. über die Ergebnisse der Schulvisitationen in den Jahren 1814 bis 1834. Wir müssen uns versagen, auf die einzelnen Capitel näher einzugehen. Sie zeigen, wie mangelhaft die Zustände in den äußeren Verhältnissen, wie in dem inneren Schulbetriebe waren und welcher Anstrengungen es bedurfte, um eine Besserung herbeizuführen. Daneben findet sich reiches Material für den Freund der Cultur-, Wirthschafts-, Sitten- und Kirchengeschichte. Auch Volksleben und ländliche Anschauung werden in zahlreichen Zügen geschildert. u.

— K. Zitelmann, Unter ägyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Berlin W 35. Carl Duncker's Verlag 1901. (Preis 4 M.) — Man weiß eigentlich nicht recht, für welches Bildungsniveau vorliegender Roman, der in der Hauptsache in Mittelägypten (Kairo), theilweise auf einer Nilfahrt nach Oberägypten (Theben) spielt und dessen Hauptheld ein junger preußischer Jurist, Harald v. Sperber, ist, berechnet ist; höheren Ansprüchen, die etwa an die Romankost eines Ebers u. A. gewöhnt sind, genügt er schon deshalb nicht, weil wissenschaftliche Fragen gar nicht erörtert werden und das, was das Pharaonenland an Wundern und Räthseln bietet, mit der selbstzufriedenen Urtheilslosigkeit eines Bildungsphilisters hingenommen wird. Andererseits wird Derjenige, der nicht über ein gewisses höheres Bildungsmaß verfügt, mehrfach in Verlegenheit kommen, wenn auch die unübersetzt gebliebenen englischen Wendungen selbst für die dieser Sprache Unkundigen nicht allzu schwer verständlich sein dürften. Immerhin wird Derjenige, der an derartige exotische Lectüre keine höheren Ansprüche zu stellen gewöhnt ist, aus dem Romane mancherlei Anregung und Belehrung schöpfen, ganz abgesehen von der Unterhaltung, die eine solche Lectüre immer gewährt. π.

— Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gesetzgebung von Prof. Dr. A. Adler. J. M. Gebhardts Verlag, Leipzig. Preis broch. 2,— M., geb. 2,50 M. — Der Umstand, daß dieser Leitfaden schon wieder in einer fünften Auflage erscheinen kann, ist der schlagendste Beweis für die Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs. Die Anordnung des Stoffes ist den Lehrplänen unserer Handelslehranstalten angepaßt, das Wichtige ist vom Unwichtigen geschieden und der Inhalt für das durchschnittliche Fassungsvermögen der Schüler wohlgeeignet. Die Knappheit der Ausdrucksweise macht es dem Verfasser möglich, auch die schwierigen, in das Gebiet der Volkswirthschaft hinübergreifenden Capitel eingehend zu behandeln und dabei doch dem Lehrer Gelegenheit zu lassen, nach Bedarf und Zeit dieselben noch beliebig zu erweitern, wozu schon die verschiedenen Anmerkungen und Fußnoten Veranlassung geben. Zu bedauern ist, daß Raum und Plan des Leitfadens nicht gestatten, auf die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften näher einzugehen. Hn.

— Rathgeber für solche, die dem Handelsstande sich widmen wollen, sowie für Lehrlinge und Gehilfen in kleineren kaufmännischen Geschäftsbetrieben, nebst Anhang: Alphabetisches Verzeichniß der gebräuchlichsten kaufm. Fachausdrücke. Von Aug. Schmidt, Handelslehrer. Preis M. 1,50. Verlag von Jüstel u. Göttel, Leipzig. — Das nur sieben Bogen zählende Werkchen bietet auf kleinem Raum sehr viel des für den jungen Kaufmann Wissenswerthen in Bezug auf Anfertigung einfacher Contorarbeiten, Buchhaltung des Ladengeschäfts, der Contocorrentrechnung und der leichteren Geschäftscorrespondenz und kann für den Unterricht an kaufm. Fortbildungsschulen und auch zur Selbstbelehrung mit gutem Gewissen empfohlen werden. Besonders willkommen werden den jungen Leuten, sowohl Lehrlingen wie Gehilfen, die zahlreichen Muster von Bewerbungsschreiben sein, welche die verschiedenartigsten Fälle umfassen und in solcher Auswahl bis jetzt in keinem andern Buche zu finden sind. Auch verschiedene Formulare für behördliche Eingaben, als Steuer-Reclamationen, Meldung zum Freiwilligen-Examen oder zu früherem Eintritt in das Heer und Anweisungen über die richtige Verwendung von Postformularen haben Berücksichtigung gefunden. Hn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 18. Dienstag, den 12. Februar, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

II. Bis zur Stadt Rio Grande — der erste Schritt, der schwerste Schritt.

Die Sage berichtet von verwunschenen Schlössern, die in ihrem Innern die zauberhaftesten Herrlichkeiten bargen, zu denen indeß der Zugang nur nach sauren Kämpfen zu gewinnen war. Die südlichste, von der Natur so reich gesegnete Provinz Brasiliens, Rio Grande do Sul, gleicht einem solchen Schlosse; im Norden, gegen die Provinz Santa Katharina hin, bilden tropische Urwälder einen schwer zu durchbrechenden Zaun. Die beste Karte, die wir vom brasilianischen Süden besitzen, jene von Dr. Jannasch, weist in ihrer neuesten Ausgabe (1898) in dieser Richtung sogar noch ein beträchtliches Stück „unerforschtes Land“ auf; östlich aber zieht sich, wie bereits angedeutet, ein fast ein halbes Tausend Kilometer messender, ziemlich flacher, sandiger Strand hin, der Schiffen jegliche Annäherung unmöglich macht. Nur eine einzige Lücke findet sich in dieser unerwünschten Barrikade, das ist die ebenfalls schon erwähnte Ausmündung des sogenannten Rio Grande, jenes verhältnißmäßig nur kurzen Abflusses des riesigen Strandsees der „Lagoa dos Patos“, den auch die Portugiesen, welche ihn, wie bekannt, in ganz ähnlicher Weise wie den Ausgang der Bai von „Rio de Janeiro“, für den Unterlauf eines großen Stromes („rio grande“) ansahen, bei ihrem ersten Eindringen ins Ländchen als Naturweg benützten. Leider ist dieser auf der Landkarte so bequem erscheinende Zugang wenigstens in seinem heutigen Zustande alles Andere als angenehm. Eine sogenannte Barre, eine langgestreckte unterseeische Bank oder Bodenanschwellung, gebildet und genährt theils von den erdigen Massen, welche aus der genannten „Lagune“ herbeigeführt werden, theils von dem feinen Flugsand, den die Winde von der Nehrung der letzteren herabwehen, zieht sich noch im Meere selbst, wenn auch dicht vor der Strommündung hin und bildet je nach der Wassertiefe, die noch über ihr zu finden ist, ein mehr oder minder bedeutendes Hinderniß für sich nähernde Fahrzeuge. In früheren Jahren betrug diese Wassertiefe im Allgemeinen immer noch etwa 20 Fuß, so daß wenigstens Schiffe von mittlerem Tiefgang einzudringen vermochten. Dann nahm jedoch die Versandung so rasch zu, daß man plötzlich nur noch 9 Fuß Wasser maß und Gefahr vorhanden schien, daß die Passage überhaupt gänzlich verlegt würde. Eines Tages half die Natur aber selbst wieder, indem ein heftiger Sturm die Sandbarrière von Neuem durchbrach und den alten Stand von ungefähr 18 Fuß Wasser zurückgab. Das ist im Allgemeinen so geblieben bis heute, jedoch mit der Beschränkung, daß bei herrschendem Nordwind die feuchte Masse leicht südwärts verdrängt wird bis auf wenige Fuß, und Fahrzeuge, die vom offenen Meere herbeischwimmen, dann vor ihrem Ziele kürzere oder längere Zeit warten müssen, bis eintretender Südwind die benöthigte Wassermenge von Neuem zurückbringt. Es liegt auf der Hand, wie sehr durch diese Uebelstände die Schifffahrt beeinträchtigt wird, und es ist deshalb natürlich des Oefteren die Frage aufgeworfen worden, ob sich denn durch menschliches Zuthun nicht Abhilfe hier schaffen ließe. In der That besteht denn auch in der Stadt Rio Grande eine „Barre-Correctionscommission“, die böse Welt behauptet indeß, daß die Mitglieder derselben absichtlich nichts Ernstes unternehmen, um nicht dann ihre wohldotirten Stellungen zu verlieren. Wenigstens urtheilte unser sehr tüchtiger Capitän Köhler, daß man schon durch Anlage von einfachen Steindämmen rechts und links von der Bresche im Sanddamm eine stabile Fahrbahn erzielen würde. Andere sind freilich wieder der Ansicht, daß bei dem rutschenden Sanduntergrunde Strömung und Winde alle derartigen Bauten rasch von Neuem hinwegfegen würden, wie denn thatsächlich bereits manche Millionen für besagten Zweck nutzlos aufgewendet worden sein sollen. Unmaßgeblich möchte ich aber auf alle Fälle behaupten, daß eine gewisse Besserung zu erreichen sein würde, wenn nicht Portugiesen, sondern etwa Deutsche die Sache in Händen hätten. Ich für meine Person sollte allerdings das Mißliche der gegenwärtigen Verhältnisse leider in vollstem Maße erfahren. Es war an einem Montag bei Tagesanbruch, als wir vor der precären Naturpforte ankamen. Für ein ungeübtes Auge ist die rechte Stelle nicht leicht zu erkennen, namentlich bei nebligem Wetter, so daß Capitäne, besonders solche brasilianischer Rasse, schon manchmal ahnungslos vorüberfuhren und zu weit nach Süden, gegen Montevideo hin, gelangten. Nur schwach heben sich vom westlichen Horizont zwei emporragende Gegenstände ab, die sich wie Baumstämme oder Fabrikschornsteine ausnehmen. Es sind die Leuchtthürme rechts und links von der eigentlichen Flußmündung. Vorsichtig hielten wir auf dieselben zu, immer erwartend, daß ein Lotse herauskommen würde, um unsere Führung zu übernehmen, da wir natürlich die Höhe des Wasserstandes über der „Barre“ nicht kennen konnten, zumal ein ziemlich starker Nordwind wehte. Indeß wir harrten vergebens, auch die aufgezogenen Flaggensignale, kleine, bunte Fähnchen, welche die Frage nach der Wassertiefe bedeuteten, fanden von Seite der Leuchtthurmwärter keine Beantwortung. So kreuzten wir lange in banger Erwartung hierhin und dorthin. Wiederholt wagte sich dabei unser kühner Capitän nahe an den gefährlichen, durch eine starke Brandung markirten Punkt heran, aber das stetig ausgeworfene Loth zeigte eine erschreckende Abnahme des Fahrwassers und ließ uns immer wieder nach dem tieferen Ocean zurückweichen. Als einzige Marke diente uns bei diesen Streifzügen eine aus der feuchten Tiefe emporragende und sich melancholisch über den aufgeregten Fluthen schaukelnde sogenannte Glockenboje, um die wir uns durch Stunden hindurch bewegten wie die Juden einst um das goldne Kalb. Als der trübe und drückend schwüle Tag — denn der aus dem heißen Innern Brasiliens stammende Nordwind bedeutet dort unten das, was für uns in Europa der Südwind ist — seinem Ende sich zuzuneigen begann, gab unser wackerer Schiffsleiter seine fruchtlosen Bemühungen auf und ging auf dem offenen Meere vor Anker. In dem Augenblicke, da das eiserne Ungethüm, welches uns während der bevorstehenden Nacht halten sollte, rasselnd in die Fluthen tauchte, war unsere Stimmung, wie man begreifen wird, nicht die beste. So war denn unsere Hoffnung, schon an diesem Tage endlich einmal nach so langer Zeit in einem richtigen Bette auf festem Boden ruhen zu dürfen, eine vergebliche gewesen. Zum Glück ahnten wir damals noch nicht, daß diese bittere Enttäuschung uns noch mehrere Tage lang bescheert sein sollte. Uebrigens war Verschiedenes dazu angethan, unsere trübe Stimmung noch zu verstärken. Schon während der Manöver am Tage hatte unsere kleine „Paranaguá“, die mit ihrem flachen Boden und ihrem hohlen, der Ladung entbehrenden Rumpfe auf dem Wasser tanzte, wie eine leere Hutschachtel, zum Erbarmen gerollt. Das wurde jetzt, wo sie an einem Anker hing, noch schlimmer, zumal die Dünung in der See stetig zunahm, je mehr es Nacht wurde. Unsere Lage war dabei aber nicht einmal nur unangenehm, sondern selbst nicht ungefährlich, denn in dem geschilderten unsicheren

Untergrund der Gegend haftet der Anker nur schwer, wie denn in der That vor einigen Jahren dort ein vollbesetztes Dampfboot des „Brasilianischen Lloyd“, der die Küstenschifffahrt betreibenden einheimischen Gesellschaft, in einer bösen Nacht mit Mann und Maus verschwand. Wie zur Bestätigung dieser uns von unserer Schiffsmannschaft rücksichtsvoll nicht vorenthaltenen Geschichte wurde in Wirklichkeit eins dieser brasilianischen Schiffe, das im Laufe des nämlichen Tages neben uns ankam, während der folgenden Nacht sammt seinem Anker eine ziemliche Strecke abgetrieben. Zu unserer ganzen wenig beneidenswerthen Situation paßte weiter auch der Sonnenuntergang dieses Tages. Ungeheure Massen feinen Sandes, die der Wind in die Luft gewirbelt, bildeten am westlichen Himmel eine hohe, gelbgraue Wand, durch welche das blutrothe sinkende Tagesgestirn nur mühsam hindurch schimmerte, etwa wie die Lampe eines Photographen durch ein farbiges Glas. Die Schrecknisse zu vermehren, brach bald nach Dunkelwerden ein starkes Gewitter los, das fast die ganze Nacht hindurch anhielt. Wenn der wahrhaft ohrenbetäubende Donner aber einmal für Augenblicke aussetzte, wurde das Tönen der unweit von uns befindlichen Glockenboje hörbar, welches wie ein Grabgeläute für uns Arme durch die Stille der Nacht schallte. Unser Capitän begrüßte übrigens das nächtliche Unwetter mit Genugthuung, denn auf Grund seiner bisherigen Erfahrung hoffte er, daß nach demselben der Nordwind zum ersehnten Südwind sich umwandeln werde. Als jedoch endlich der bleiche Tag anbrach, wehte der erstere noch immer und es war abermals eine genügende Wassermenge auf der Barre nicht zu erwarten. Trotzdem hoben wir von Neuem die Anker und begannen wiederum unsere Kreuz- und Querfahrten. In der That schien uns jetzt auch ein Hoffnungsstrahl zu leuchten, denn es nahte sich, trotzdem die See noch unheimlich hoch ging, ein kleiner Dampfer, der sich bald als ein sogenannter Schlepper unserer Gesellschaft entpuppte. Derselbe, in gewöhnlichen Zeitläuften damit betraut, Leichterboote mit über See eingetroffenen Gütern nach Porto Alegre weiter zu befördern, hatte es sich in den Kopf gesetzt, uns in unserer Verlassenheit Hilfe zu bringen, und führte deshalb auch einen Lotsen an Bord. Als der letztere indeß, eine besonders hoch hebende Welle benützend, bis auf unsere Reeling emporgesprungen war, sah er sich durch die ungestümen Bewegungen unseres Fahrzeuges wieder in die Tiefe gestürzt. Gleichzeitig wurde durch die rasende See der Schleppdampfer mit solcher Wucht gegen die eisernen Flanken unserer „Paranaguá“ geschleudert, daß ein großes Stück seines hölzernen Bordes abbrach und unser Capitän auch einen seiner Officiere auf einer Strickleiter an unserem eigenen Schiffe außenbords hinabklettern ließ, um zu untersuchen, ob nicht auch dieses selbst Schaden gelitten, was glücklicherweise nicht der Fall war. Ueberhaupt hatte sich der kleine Schlepper bei seinem menschenfreundlichen Beginnen einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt, denn er legte sich wiederholt so auf die Seite, daß sein qualmender Schornstein die Fluthen küssen zu wollen schien und die schäumenden und brausenden Gewässer öfters in sein enges Innere zu bringen und dasselbe auszufüllen drohten. So vermochte denn auch der Führer des winzigen Dinges uns nur mit an den Mund gelegten Händen durch das Heulen des Sturmes in seinem Hamburger Platt zuzuschreien: „ich komme morgen wieder rut“, was uns natürlich nur ein geringer Trost war; dann schwankte er davon, dem bergenden Hafen entgegen. So hatten wir denn abermals nichts erreicht und es ward — biblisch zu reden — Morgen und Abend, der zweite Tag. Gewitter und sintfluthartige Regengüsse füllten darauf auch die nächste Nacht aus und ebenso raste unentwegt selbst nach diesen abermaligen elektrischen Entladungen der unheilvolle Nord weiter. Die Kräfte Mancher von uns waren jetzt nach den schlaflosen Nächten und ebenso ruhelosen Tagen fast zu Ende, ebenso die Hoffnungen sogar der Geduldigsten geschwunden und selbst unser sonst so unerschrockener Capitän äußerte in einer Art von Galgenhumor: „es muß ein Jonas unter uns sein; wir wollen loosen und den Schuldigen ins Meer werfen.“ Trotz alledem sollte unsere Noth noch nicht einmal ihren Höhepunkt erreicht haben. An diesem dritten Tage unseres Harrens vor der verhängnißvollen Barre nahm das Ungestüm des Oceans noch erheblich zu, so daß der getreue „Sao José“ (heiliger Josef), so hieß der vorerwähnte Schlepper, bei seinem neuen Besuch nicht einmal näher an uns heranzukommen vermochte und sein Capitän uns nur von Weitem die Schreckensbotschaft zuzurufen im Stande war: „9 Fuß Wasser auf der Barre“. Aber, „wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten“ — das sollte sich auch für uns bewahrheiten. Am Abend, als wir eben recht kleinlaut wieder im Schiffssalon beisammen hockten, flaute plötzlich der Wind ab, wir genossen eine ruhige Nacht und als wir bei Tagesanbruch gestärkt erwachten, schallte uns die Freudenbotschaft entgegen: „Südwind, heute wird es gehen.“ Bald nahte sich auch von Neuem der unermüdliche „Sao José“ und bestätigte die Verheißungen unseres Capitäns durch die frohe Meldung, daß das Wasser über der Barre bis auf 15 Fuß gestiegen sei. Das war nun freilich nur erst ein halber Grad mehr als wir brauchten, da unsere „Paranaguá“ bis 14½ Fuß eintauchte. Trotzdem wagten wir, die Anker zu heben und langsam dem ersehnten Lande entgegenzusteuern. Aber unsere Herzen klopften lauter vor Erwartung und als wir dann an der entscheidenden Stelle angelangt waren und weißer Gischt uns allseitig umgab, drohte uns der Athem still zu stehen. Und wahrhaftig, wir schienen auch diesmal wieder einen vergeblichen Kampf zu kämpfen. Jetzt einmal und unmittelbar darauf, noch ehe wir uns von unserem Schreck erholt, noch einmal stieß das Schiff mit ungeheurer Wucht auf, so daß Teller, Gläser, ja Alles, was nicht niet- und nagelfest war, klirrend und krachend durch einander und zu Boden geschmettert wurde und das Fahrzeug in allen Fugen ächzte und knackte, nicht anders, als müsse es schleunigst aus einander bersten und trotz des doppelten Bodens, mit dem es, wie alle seines Gleichen, für derartige Fälle in der Heimath versorgt wurde, ein Opfer der wüthenden Brandung werden. Zum Glück trat dieser schlimmste Fall indeß nicht ein, im Gegentheil, noch einige bange Minuten, dann lag die südamerikanische Scylla und Charybdis hinter uns und wir befanden uns in tiefem, sicherem Fahrwasser auf dem mehrere Kilometer breiten Rio Grande-Strome. Jetzt vermochten wir auch die Landschaft am Ufer schärfer ins Auge zu fassen. Dieselbe entsprach schon einigermaßen dem Charakter der Rio Grandenser Erde, denn während an dem einen, nördlichen Ufer sich noch die trostlosen, graubraunen, absolut kahlen Sandhügel der früher erwähnten Nehrung hinzogen, dehnten sich auf der anderen, südlichen Seite bereits die unermeßlichen grünen Grasebenen aus, die unten dem Namen „Campanha“ die ganze Südwesthälfte der Provinz einnehmen und die später noch eingehender geschildert werden sollen. Auch die stehende Staffage dieser Steppenländereien war bereits zu bemerken, denn Hunderte von einfarbigen oder scheckigen Rindern tummelten sich weidend auf der endlosen Fläche — eine wahrhaft besänftigende Idylle nach den wilden Bildern, die uns eben noch draußen die entfesselten Elemente vor Augen geführt. Während wir so langsam auf völlig unbewegtem Gewässer vorwärts schwammen, nahte sich die unvermeidliche „Visite“ (ärztliche Untersuchungscommission), die uns jedoch bald wieder verließ, nachdem festgestellt worden, daß wir nicht aus dem verseuchten Rio de Janeiro kamen. Wir liefen hierauf noch eine kurze Zeit flußaufwärts, bis dahin, wo der Rio Grande aus der Lagoa dos Patos abfließt. Hier, dicht vor dem Städtchen San José do Norte, einem der — unübertrieben — interesselosesten Orte der Welt, der höchstens durch seine zweithürmige Kirche das Auge etwas festzuhalten vermag, legten wir uns vor Anker, da größere Fahrzeuge leider schon lange nicht mehr bis zur eigentlichen Hafenstadt Rio Grande vorzubringen vermögen. Die letztere liegt der oben genannten Schwesterstadt ziemlich genau gegenüber, von ihr jedoch durch einen an diesem Punkte gerade besonders breiten Wasserspiegel getrennt. Verlockend lachte sie uns über diesen hinweg mit ihren weißschimmernden Häuschen und aufragenden Thürmen entgegen. Nun, es waren genau 40 Tage, daß wir von Hamburg aus auf dem feuchten Element unterwegs gewesen, und so konnte es uns wohl Niemand verdenken, daß wir solchem freundlichen Winken nur zu gern Folge leisteten. Trotzdem überkam uns doch eine gewisse Wehmuth, als wir nun die steile Schiffstreppe von unserer wohlbewährten „Paranaguá“ zu dem uns bereits wohlbekannten „Sao José“ niederstiegen, der uns an Land bringen sollte. Webt sich doch, bedingt ohne Zweifel durch die Vereinsamung und die Gefahren auf dem Meere, zwischen Mensch und Schiff ein gewisses Band, ganz anders wenigstens als beispielsweise zwischen Mensch und Locomotive, selbst bei den Dauerfahrten der modernen Zeit. Denn während u. A. wohl Jedermann den Namen seines Dampfers kennt und behält, wird sich kaum jemals Jemand darum kümmern, wie die Locomotive heißt, die ihn dahinführt. — Nahezu eine ganze Stunde dauerte unsere Ueberfahrt über den majestätischen Rio Grande. Dann betraten wir mit Gefühlen, die man sich denken kann, den Boden

der erstrebten Provinz Rio Grande do Sul. Die trauten Laute der Muttersprache waren dabei, Dank einem günstigen Zufall, die ersten, welche an unser Ohr schlugen, noch dazu aus Ausländer Mund. Ein Portugiese bot, höflich, wie sie unbestritten Alle sind, meiner die schmale Landungsbrücke überschreitenden Frau die Hand, indem er, allerdings mit etwas willkürlicher Behandlung der deutschen Grammatik, ausrief: „Paß auf, fällen Sie nicht!“ Auch sonst gestaltete sich unser Eintritt ins Land recht angenehm. Rio Grande, eine Stadt, die ebenfalls wegen ihrer Langweiligkeit verrufen ist, stellt sich dem vom Wasser her Kommenden ganz stattlich dar. An einem breiten Naturcanal, der durch die langgestreckte grüne „Matroseninsel“, den Gemüsegarten des Ortes, von der offenen Lagoa abgeschieden wird, zieht sich die wohl einen Kilometer lange Hafenstraße hin, gebildet allerdings nur von einer Reihe der für ganz Brasilien charakteristischen einstöckigen und dabei oft noch sehr schmalen Häuschen mit platten Dächern, von denen nicht wenige nicht einmal Fenster, sondern nur 1 oder 2 Thüren besitzen. Schiffsagenturen, Matrosenschänken, kleine Kramläden u. dergl. sind hier untergebracht. Auf dem entsetzlich holprigen Pflaster davor entwickelt sich von früh bis Abends ein reges Treiben. Frachtwagen, mit Maulthieren bespannt — Pferde sieht man fast gar nicht — rollen hierhin und dorthin, europäische Schiffsofficiere in goldbetreßten Uniformen tummeln sich zwischen zerlumpten Negern und Mulatten, Schiffe der verschiedensten Gattung vom Seegelboot und den schwerfälligen „Leichtern“ bis zu flachgehenden Dampfern hinauf liegen an den schöngemauerten Quais und werden ein- und ausgeladen. Selbst ein allerdings etwas altmodisches brasilianisches Kanonenboot fehlt nicht, das freilich in dem vor 4 Jahren beendeten mörderischen Revolutionskrieg eine wenig ruhmvolle Rolle gespielt hat. Denn als die Rebellen von Sao José aus Rio Grande zu bombardiren anfingen, entfiel seiner Besatzung der Muth, sie versenkten das Fahrzeug in die Tiefe und versteckten sich selbst in den Häusern der Stadt. Auf alle Fälle aber wird der Beschauer dieses flotten Hafenlebens es nur lebhaft beklagen, daß man den so besuchten Anlegeplatz versanden ließ, statt ihn durch Bagger auch für größere Fahrzeuge offen zu halten. Uebrigens ist die eben beschriebene Wasserstraße keineswegs die einzige, die sich an Rio Grande hinzieht. Letzteres muß vielmehr ein südamerikanisches Venedig genannt werden. Fast allseitig ist es von breiten Wasseradern umgeben, beispielsweise außer von dem eigentlichen mächtigen Rio Grande und dem rechtwinklig von diesem abzweigenden Hafencanal auch noch von dem sogenannten „Sacco“, einem Arm des letzteren, der allerdings trotz seines ansehnlichen Wasserspiegels so seicht ist, daß man ihn nahezu zu Fuß durchwaten kann. Dieser wässrige Charakter der Umgebung bedingt allerdings auch den Uebelstand, daß letztere mehr oder minder ein einziger großer Sumpf ist, der kaum ein Spazierengehen über die gepflasterten Straßen des Ortes hinaus möglich macht. Man irrt indeß, wenn man glaubt, daß infolge dessen Rio Grande eine ungesunde Stadt sein müßte. Wechselfieber, diese Geißel Afrikas, ist hier, wie überhaupt in der ganzen Provinz, etwas Unbekanntes. Im Gegentheil weht hier fast das ganze Jahr hindurch eine geradezu wunderbar erfrischende kühle Luft, die mir bei meinem längeren und wiederholten Aufenthalt daselbst immer höchst angenehm auffiel. Allerdings war kurze Zeit vor meiner Ankunft in Rio Grande urplötzlich eine tückische ansteckende Krankheit ausgebrochen, die in wenig Tagen etwa 60 Menschen und zwar aus den besten Kreisen hinwegraffte. Was es gewesen, wußten selbst die Aerzte nicht zu sagen. Einige sprachen von Influenza, Andere gar von Pest. Das Wahrscheinlichste aber dürfte sein, daß man es mit dem gefürchteten „gelben Fieber“ zu thun hatte, das bis dahin in Rio Grande do Sul allerdings nur in Ausnahmefällen aufgetreten war. — Wenn ich sagte, daß meine Landung in Rio Grande von freundlichen Umständen begleitet war, so gilt dies endlich auch bezüglich der sonst mit Recht gefürchteten brasilianischen Zollvisitation. Behufs Vornahme dieser wurde unser sämmtliches Reisegepäck unter militärischer Bedeckung nach dem nahen Zollhause — portugiesisch Alfandega genannt —, dem einzigen ansehnlichen, auch mit Thürmen versehenen Gebäude der Hafenstraße, gebracht. Hier pflegen in der Regel alle Gegenstände, die nicht zum allernöthigsten Bedarf des Reisenden gehören und außerdem nicht nachweisbar bereits benützt sind, einer wahren Blutsteuer unterworfen zu werden. So brachte ein Beamter der Dampfschifffahrtsgesellschaft einst ein Pianino, das er in Hamburg alt für 400 ℳ gekauft, mit und mußte dafür nicht weniger als 380 ℳ Zoll bezahlen. Als er das Instrument darauf in seiner Behausung öffnete, entdeckte er im Innern als Zugabe noch zwei Rattennester. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit gleich, daß Brasilien überhaupt das Land einer geradezu unsinnigen und kaum zu ertragenden Besteuerung von Allem und Jedem ist. Da man eine directe Steuer im Volke nicht haben wollte, hat man sich mit indirecter Brandschatzung der Bewohner geholfen. Steuermarken von dem verschiedensten Betrage werden auf Schuhe, Kleider, lose Stoffe u. s. f. geklebt. Cigarren, die man zu diesem Behufe mit einem Papierring umklebt, so daß sie auch in ihrer schlechtesten Qualität unseren Luxuscigarren ähnlich sehen, zahlen ebenso wie eine Schachtel mit Streichhölzern, welch letztere infolge dessen theurer sind als irgendwo in der Welt, pro Stück 2 ₰, Flaschen mit Bier, bei denen die „Imposto“-Marke oben über den Kork geklebt wird, 20 ₰, ein Cylinderhut gar 2 ℳ 50 ₰ und so fort, eine Praxis, die es denn auch glücklich fertig gebracht hat, daß Brasilien das theuerste Land dee Welt ist und man im Allgemeinen für Alles 5 bis 10 mal so viel zahlt als bei uns. Selbst ein einfacher Haushalt erfordert hier, wie mir oft genug nachgewiesen wurde, eine fast unerschwingliche Summe, und eine allgemeine Verarmung greift immer weiter um sich. Wie sehr unter diesem wahren Raubsystem, das nicht einmal dem Gemeinwohl zu Gute kommt, da die Einnahmen vielfach unter den Händen des Heeres der Steuerbeamten zerrinnen, auch der Verkehr mit dem Auslande leiden muß, liegt auf der Hand. Nun, wie gesagt, mich behandelten die Zollcerberusse ausnahmsweise höchst glimpflich. Nach wenig Minuten schon thaten sich die eisernen Zollschranken auf, ich konnte frei in die Stadt und das unbekannte Land hinaustreten.

Bücherbesprechungen.

— Kurze Beschreibung der Republik Chile. Nach officiellen Angaben geschrieben. Mit einer Karte. ** Berlin, Buchdruckerei Gustav Schenck Sohn, 1900. I, 80 S., 8°. — Für Chile habe ich immer etwas übrig gehabt; und es hat mir thatsächlich leid gethan, erkennen zu müssen, daß die Revolution von 1891 mit ihren Folgen das stattliche, 1833 so solid errichtete und seitdem solid erhaltene Gebäude ernstlich erschüttert hatte. („Auf den frühern Ruhm, unter allen südamerikanischen Republiken die vertrauenswürdigste zu sein, hat Chile in der Gegenwart nur noch bedingt Anspruch“: Konrad Haebler in dem Anfang 1899 erschienenen I. Bande meiner „Weltgeschichte“, S. 528.) Nun scheint sich aber ein Umschwung zum Bessern zu vollziehen: die maßgebenden Männer Chiles haben eingesehen, daß sein guter Ruf schwer gefährdet werde, wenn die seit 1891 eingerissene Wirthschaft so weiter gehe; und im Vertrauen auf die reichen Hilfsquellen des Lands und den guten Kern seiner Bevölkerung arbeiten sie seit kurzem daran, die Zeiten eines José de San Martin, eines Joaquin Prieto, eines Manuel Montt wieder erstehen zu lassen. Eines der Zeichen dieser Rückkehr zum guten Alten ist die vorliegende Schrift, deren Verbreitung in deutscher Uebersetzung auf das Bemühen der chilenischen Gesandtschaft in Berlin zurückzuführen ist, nun auch Deutschland über die aufsteigenden und infolgedessen eine Einwanderung rechtfertigenden Verhältnisse Chiles an der Hand von einwandfreiem Stoff aufzuklären. Denn das ist der Hauptzweck des Buches: Chile, das schon in frühern Jahrzehnten eingestandenermaßen gerade dem deutschen Volksthume die beste Förderung verdankt hat, braucht, will es seine noch ungehobenen oder doch viel zu wenig ausgebeuteten Bodenschätze volkswirthschaftlich richtig verwerthen, etwa 6—10 Millionen tüchtiger Menschen, die unter wirklich günstigen Bedingungen jene Culturarbeit leisten können und sollen. Während in Deutschland auf 1 qkm [nicht qukilom., auch nicht □kilom.] 100 Einwohner kommen, bringt es Chile kaum auf 5; wobei zu berücksichtigen ist, daß mangels einer genauen Volkszählung — namentlich die Führung der Geburtslisten liegt noch im Argen — diese Ziffer vielleicht noch etwas niedriger zu stellen wäre. Arbeitskräfte also fehlen vorderhand noch; Chile sucht welche, und hat dazu die Propaganda-Broschüre schreiben lassen. Im vorliegenden Falle braucht einen vorsichtigen Beurtheiler dieser Ursprung nicht mißtrauisch zu machen: gewiß, der Inhalt beruht durchaus auf Angaben der Regierung und sucht die Vorzüge des Lands in ein möglichst helles Licht zu rücken. Aber erstens vertragen die chilenischen Verhältnisse, wie sie heute liegen, dieses helle Licht

meistens; und wo das nicht ganz der Fall ist, da fehlt auch die Kritik nicht; so z. B. an dem officiellen „Generalverzeichnisse der Minen im Jahre 1897", an der zu liberalen Steuerverfassung etc. Auf dem Kärtchen fehlt vom 40. Breitenkreise an die Ostgrenze: eine Folge des in diesem Augenblick erst geregelten Streits mit Argentinien. — Gerade die rückhaltlos und wiederholt mit Nachdruck geübte Kritik läßt das Vertrauen zu dem Ganzen erstehen, wie es die chilenische Regierung für den von ihr verfolgten Zweck nöthig hat. So wünsche ich dem neu aufstrebenden Lande von Herzen den Erfolg, den seine Regierung von der vortrefflichen kleinen Schrift erwarten darf. Ht.

— Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Erster Band: Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Mit 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. — Zum ersten Mal wird hier versucht, eine Uebersicht über die Kunst aller Zeiten und Völker zu geben. Während es sonst üblich war, eine allgemeine Kunstgeschichte mit der griechischen oder der ägyptischen Kunst beginnen zu lassen, so greift hier der Verfasser noch um Vieles weiter zurück und stellt an den Anfang ein über achtzig Seiten langes Capitel, in dem die Kunst der vorgeschichtlichen Urzeit und die Kunst der Natur- und Halbculturvölker geschildert wird. So lehrt er uns die Erzeugnisse der Mammuth- und Renthierzeit, die Neolithische Epoche und die Kunst der ersten Metallzeit kennen, um dann in dem zweiten Abschnitt die Kunst der niederen Naturvölker (Stufe der Jäger und Fischer), die jüngere Steinzeit, die Kunst der metallkundigen Natur- und Halbculturvölker und schließlich die Kunst der altamerikanischen Culturvölker eingehend zu behandeln. In der Einleitung wird sogar der Kunst der Thiere einige Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist erfreulich, daß die Kunstgeschichte es sich nicht hat nehmen lassen, ein Gebiet, auf das in erster Linie die Ethnographen Anspruch zu erheben pflegen, in den Kreis ihrer historischen Betrachtung zu ziehen. Ist doch der künstlerische Gehalt in den frühen und frühesten Erzeugnissen ein so großer, daß er sicherlich ein Recht hat, in einer allgemeinen Kunstgeschichte berücksichtigt zu werden, und eine Anzahl Fragen wie die nach der Entstehung und Entwickelung des Ornamentes könnten nur durch ein Zurückgehen auf die frühesten Zeiten gelöst werden. Bei der Fülle der prähistorischen und ethnographischen Literatur ist von großem Werth die ruhige und sachliche Arbeitsart des Verfassers, der mit größter Objectivität die vielen wissenschaftlichen Streitfragen behandelt und sich nicht scheut, ein „non liquet" auszusprechen, wenn der Stand der Forschung weitere Schlußfolgerungen verbietet. Dieselben Vorzüge lassen die folgenden Abschnitte des Buches erkennen, in denen — wiederum eine Neuerung — auch dem Kunstgewerbe ein ihm gebührender Raum gegeben ist, ebenso ist die chinesische und die japanische Kunst ihrer Bedeutung entsprechend ausführlich behandelt worden. Hier hat sich in der Anordnung allerdings eine Schwierigkeit ergeben, als die Schilderung in diesen Capiteln bis zur Neuzeit hinauf geführt wurde; vielleicht wären gerade die letzten Jahrhunderte der japanischen Kunst in dem noch nicht erschienenen dritten Band (die Kunst der neueren Zeit bis zur Gegenwart) besser am Platze gewesen. Indessen das sind Fragen mehr äußerlicher Art, und ihre Beantwortung vermag den Werth dieses prächtigen Werkes nicht zu erhöhen oder zu vermindern. Sogar im Einband zeigt sich die Wirkung moderner Anschauungen, die praktisch und solide und zugleich für das Auge erfreulich ist. S.-M.

— Jannicke, Geschichte der Keramik. Weber's illustrirte Katechismen Nr. 185. Leipzig 1900. J. J. Weber. — Das über 800 Seiten starke Buch lehnt sich an den „Grundriß der Keramik" von demselben Verfasser an und behandelt in fünf Abschnitten die keramischen Erzeugnisse des Alterthums, des Mittelalters, der Neuzeit und der Gegenwart. In dem Buch ist aus der umfangreichen Literatur über Keramik Allerlei zusammengetragen, von dem ein großer Theil für die Darstellung der Geschichte der Keramik unwesentlich ist. So werthvoll auch ein compilatorisches Werk sein kann, so bedarf es hierzu doch vor Allem einer consequenten Durcharbeitung und verständiger Verwerthung des gefundenen Materials. Das Zusammenhäufen von allerlei gelehrt klingenden Citaten und inhaltslosen Namen, dazu einige Auctionsnotizen vermag noch nicht ein Buch zu schaffen, das auf die Bezeichnung „Katechismus" Anspruch erheben will! Geradezu ein Muster unpopulärer Darstellung ist das Capitel über keramische Technologie. Es wird dort mit Fachausdrücken gewirthschaftet, von denen die meisten Laien keine Ahnung haben. An Erläuterungen fehlt es fast überall, statt dessen wird den umständlichen und ganz theoretischen Classificationsversuchen der Franzosen mehr als genügend Platz eingeräumt. In dem historischen Theil wird das Wesentliche, die künstlerische Entwickelung, die Darlegung der künstlerischen Qualitäten oft nebensächlich, oft ganz schief behandelt. Nicht einmal die sehr einfache Disposition des Buches vermag der Verfasser einzuhalten und er behandelt ganz munter das chinesische Porzellan, das nach den von dem Verfasser selbst gegebenen Zeittafeln ca. 900 vor Christi Geburt zum ersten Mal auftritt, in dem Capitel „Die Gegenwart". Ueber das japanische Steinzeug spricht er in einem „Ostasiatische Porzellane" überschriebenen Capitel. Am erstaunlichsten ist der Abschnitt „Die Gegenwart" bearbeitet. Von der ganzen modernen Keramik der Franzosen, Bigot, Dalpeyrat, Delaherche, Massier, Damouse und wie sie alle heißen mögen, kein Wort, von den modernen holländischen Erzeugnissen keine Silbe. Von der Fabrik Roerstrand erzählt er, daß sie Majoliken, Oefen und Imitationen der Meißener Figürchen herstelle! Von dem, was die Fabrik berühmt gemacht hat, schweigt der Verfasser. Bing und Gröndahl werden wegen ihrer Biscuitbüsten (!) genannt, von den prachtvollen modernen Erzeugnissen der Kopenhagener Porzellanmanufactur wird nichts erwähnt. Die Deutschen Läuger, Heider, Schwarz, Baudiß, Kornhaas, kurz die ganze moderne Entwickelung der deutschen Töpferei wird todtgeschwiegen. Von den technischen Fortschritten der Berliner Manufactur ist dem Verfasser nur das Seegerporzellan bekannt, die Versuche mit den krystallinischen Gläsern scheint er nicht zu kennen. Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß das Buch im Jahre 1900 erschienen ist. Von den ästhetisirenden Urtheilen des Verfassers hier eine Probe: „Ueberhaupt haben die Kunstwerke älterer wie neuerer Zeiten fast ausnahmslos lediglich decorativen Zwecken gedient und wird dies Verhältniß wohl ewig bestehen bleiben" und ferner „... der künstlerische Werth eines Gegenstandes wird ein um so höherer sein, je weniger sich letzterer zum Gebrauch eignet, sofern solcher überhaupt bezweckt ist." S.-M.

— Fünf-Sprachen-Lexicon. (Deutsch — Englisch — Französisch — Italienisch — Lateinisch.) Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit einem fünfsprachigen Lexicon geographischer und Personennamen, einer Sammlung geflügelter Worte, Sentenzen etc., einer Abhandlung über Geschichte und Eigenart der Sprachen, Verzeichnissen der in den verschiedenen Sprachen gebräuchlichen Abkürzungen sowie einem Fremdwörterbuche und Briefsteller. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger Verlag. — Der Inhalt des Werkes ist auf dem Titelblatt ausführlich angegeben. Bei näherer Durchsicht erkennt man, daß hier ein recht praktisches Werk, ein sehr brauchbares Hilfsmittel zur Förderung der Sprachkenntnisse geboten ist. Der I. Theil, in dem die fünf Sprachen nebeneinander gestellt sind bis zur lateinischen Wurzel vieler Wörter, regt zur Sprachvergleichung an und erleichtert das Erlernen und Behalten der Wörter. Daß auch die lateinische Sprache mit aufgenommen wurde, ist für das etymologische Verständniß sehr zweckmäßig, und es wird dadurch eine gründlichere Kenntniß der neueren Sprachen vermittelt. Was den Wörterschatz betrifft, so fehlt doch trotz nothwendiger Gedrängtheit nichts Wesentliches. Auch ein Fremdwörterbuch ist beigefügt, das zu dem Zwecke benutzt werden möge, auf allen Gebieten des Schriftenthums wie der mündlichen Rede die Fremdwörter immer mehr zu vermindern. Es muß ja anerkannt werden, daß gerade in unserer Zeit viel dafür geschehen ist, selbst in der Tagespresse. Wenn man erwägt, wie eilfertig die daran mitwirkenden Schriftsteller und Uebersetzer sein müssen und wie es oft schwierig sein mag, daß im Drange des Augenblicks ein geeignetes, gemeinverständliches echtdeutsches Ersatzwort für den üblichen fremdländischen Ausdruck in die Feder fließt, so ist es um so mehr anzuerkennen, daß die einflußreiche Tagespresse sich die Verdeutschung der deutschen Sprache angelegen sein läßt. Im Ganzen ist das vorliegende Wörterbuch nicht blos für Schüler, sondern auch zum Gebrauch für ein größeres Publicum zu empfehlen, es enthält diejenigen fünf Sprachen, deren Kenntniß in unserer Zeit einen Gradmesser der Bildung abgiebt. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 19. Donnerstag, den 14. Februar, Abends. 1901.

Einsturzbeben und alte Erdbebenberichte aus dem Erzgebirge.

Von Bruno Nestler.

Das am Donnerstag, den 10. Januar, früh ¼4 Uhr in Dresden wahrgenommene Erdbeben hat uns etwas überrascht. Viele werden auch erschreckt worden sein. Ein Grund zu schlimmen Befürchtungen liegt indessen nicht vor. Wir leben nicht auf vulcanischem Boden. Die mit vulcanischen Eruptionen verbundenen Erdbeben stehen muthmaßlich in ursächlichem Zusammenhang mit der Lage der Vulcane an solchen Meerestheilen, die durch Einbruch entstanden sind, wie wir das an Italien, Java, Kamtschatka und der Westküste Amerikas sehen. Der deutsche Boden hat, nachdem das Meer sich von ihm zurückgezogen hat, feuerspeiende Berge nicht mehr gesehen. Die mitteldeutsche Gebirgsschwelle, die sich vom rheinischen Schiefergebirge bis zu den Sudeten hinüberzieht, ist ein großes Faltensystem, das in annähernd rechtem Winkel durchkreuzt wird von einem anderen Faltenzug, dessen Enden der Böhmerwald und der Harz darstellen; die Kreuzungsstelle beider Gebirgssysteme ist das Fichtelgebirge. Wenn nun auch der gebirgsbildende Prozeß ganz allmälig vor sich gegangen ist, so haben sich doch dabei Risse gebildet und Verschiebungen vollzogen, die uns stellenweise — wie am Südabhange des Erzgebirges und des Taunus — in ganz beträchtlicher „Sprunghöhe" entgegentreten. Der Fundamentalbau des einen Gebirgszuges erlitt nothwendig eine zweite Störung durch die Entstehung des in anderer Richtung streichenden zweiten Faltensystems. Folgen dieser doppelten Faltung sind — außer dem orographischen Unterschied der Oberfläche und dem Vorkommen von Erzgängen — die zahlreichen warmen Quellen, die sich perlenschnurartig von Wiesbaden über Alexandersbad und die Bäder im Egerthale hinweg bis hinüber nach Hirschberg in Schlesien ziehen. Wir dürfen nun nicht denken, daß nach Beendigung des Faltungsprozesses unser Boden keiner Wandlung mehr unterworfen sei, Stillstand giebt es nirgends in der Natur, weder auf, noch in der Erde. Alles folgt dem Gesetz der Schwere und dem Streben nach Gleichgewicht. Das Wasser ist der unausgesetzt thätige Transformator im Innern der Erde. Die durch die Gebirgsfaltung entstandenen Hohlräume erhalten allmälig eine Spannung, der die Elasticität des Gesteins nicht mehr Stand halten kann. Das Gewölbe bricht zusammen. Dann zittert wohl auch die Oberfläche, und das um so mehr, je höher der Hohlraum lag und je größer er war. Wenn das Einbruchsgebiet tief liegt und dabei eine so große Sprunghöhe hat, daß die Erschütterung auch an der Oberfläche bemerkt wird, gehen gewöhnlich auch von entfernteren Orten Beobachtungen über Erdbeben ein. Es liegt im Wesen eines Faltensystems begründet, daß größere Einbruchsbeben meist in der ganzen Länge der Falte bemerkt werden. So war es auch bei dem vor Kurzem von uns beobachteten Einsturzbeben. Einen offenbaren Beweis dafür, daß bei einem solchen tectonischen Beben eine Verschiebung im Erdinnern vor sich geht, hatte man am Tage des Erdbebens auf dem Albertplatz, wo der artesische Brunnen schmutziggelbes Wasser zu Tage förderte.

In den Chroniken des Erzgebirges finden wir auch Berichte von Erdbeben. Sie zu lesen, hat einen eigenen Reiz, weil sie meist mit peinlicher Genauigkeit abgefaßt sind und Betrachtungen enthalten, die das Denken und Wissen jener Zeit beleuchten. Obenan steht der 1699 erschienene „Historische Schauplatz" Christian Lehmann's, des Classikers unter den Geographen des Erzgebirges. Lehmann war Superintendent im Annaberger Bezirk; er lebte vorwiegend in Scheibenberg. Im Vorwort sagt er, daß er nicht kritiklos nacherzähle, sondern daß er das Vergangene gewissenhaft aus Urkunden entnommen und das zu seinen Lebzeiten Geschehene, wo es nur immer möglich gewesen sei, mit eigenen Augen angesehen habe. Die nachstehende Zusammenstellung seiner Erdbebenberichte ist für weitere Kreise von Interesse; insbesondere wird sie den Freunden des Erzgebirges willkommen sein. Es heißt da: S. 393. Sonst zehlen die Historici von Anno 1000 biß 1675 auff 50 notable Erdbeben. Unsere alten Gebirger haben davon etliche 20 angemercket, wie die Annales bezeugen. Als Anno 1505 spürete man eins im Gebirge. Sechs Jahre hernach Anno 1511 kams noch ärger, daß sich die Thürme zu Leutmeritz und Schlan haben hin und wieder gebogen, und währete eine Viertelstunde lang. Anno 1523 den 5. Februar bebete die Erde wieder. Anno 1552 erhub sich am Ostertag eine grausame Erschütterung der Erden, und währete 4 Tage nach einander biß auf den Donnerstag, bebete Tag und Nacht auff 10 mahl, daß zu Freyberg, im Jochimsthal, und auch in Bergstädten hier die Fenster in Häusern zerschellet und gebrochen, und die Steinfelsen erschüttert, ja die Schlösser an der Eger und Wolckenstein sich so beweget, daß darinnen etliche Gefässe umgefallen, und hat mans am 10. Maji noch in Annaberg gespüret. Anno 1556 den 1. Octbr. ließ sich Abends um 5. und 6. Uhr abermahls eines hören. Anno 1568. 69 hat man wiederum zwey gemercket, das erste am 27. Julii frühe zwischen 1 u. 2 Uhr mit grossem Heulen, Brausen u. Erschüttern des ganzen Erzgebirges, fieng sich mit einem so gewaltigen Sturmwind an, als wolte Wind u. Erde alles verschlingen. Das andere war den 12. Januarii im Winter. S. 394. Anno 1578 den 27. April am Sonntag Cantate ließ sich ein solch Erdbeben hören, davon die Fenster, Thüren und Häuser zitterten. Anno 1586 u. 1587 bebete die Erde wieder im April, und das andere Mahl am 4. Maji zu Mitternacht zu Zwickau. Anno 1627 u. 1628 wiederum, das 1. mahl den 30. Jan. mit Heulen des Nachts, das andere Mahl den 2. Febr. nach Mitternacht. Im ärgsten 30jähr. Kriege bebete dis Gebirge auch öffters und grausam, als Anno 1632 den 7. April frühe um 1 Uhr. Anno 1635 den 29. Aug. fieng es an zu beben und währete drey Tage und Nächte. Anno 1637 Abends um 6 Uhr bebete die Erde so mercklich, daß die Scheiben in Fenstern und die hangenden Schlüssel an Kästen und Schräncken sich bewegten und klungen. Anno 1674 fiengs an im halben November Tag und Nacht etliche mahl zu beben, und währete 3 Wochen, dann und wann, daß die Fenster klirreten, das Bier in Gefässen auff dem Tische sich bewegte, und die Fässer fortkugelten. In Schächten und Berggruben fieng es an zu röhren, und erschreckte die Bergleute, daß sie eilends ausfuhren, hat auch damahls das Gebirge auff Strecken und Stöllen so erschellet, daß darauff etliche Schächte verstürtzet, und ein Steiger zum Breitenbrunn in der Gruben erschlagen worden. Nach diesen hat man Anno 1686 Abends um 9 Uhr abermahl eine Erschütterung mit Lummern und Bobern gemercket. Sonderlich aber ist das grosse Erdbeben, so Anno 1690 den 24. Nov. Oesterreich, Cärndten, Böhmen, Laußnitz, Meissen, Sachsen, Francken, Cölln, Jülich, Pfaltz durchstrichen, und manche Orte auch in Meissen und Sachsen so erschüttert, daß die Feuer- und Schlagglocken sich gerühret, und durch den darbey grassirenden Sturmwind Thürme und Gebäude nieder geworffen worden, überaus portendirlich gewesen, wie der Event erwiesen. Und stehet dahin, was das Anno 1692 den 18. Sept. neuerfolgte plötzliche Erdbeben mit sich bringe, welches zwischen 2 u. 3 Uhr nachmittags am Rheinstrom, zu Mayntz, Cölln, Coblentz, Franckfurt a. M., Cleve, Utrecht, sonderlich zu Mons, Namur, Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Brügge, Amsterdam ꝛc. sich erhoben. S. 395. Es hat sich zugetragen den 2. Junii od. Sonnabends ante

festum S. S. Trinit. des 1694. Jahres, Vormittag nach 9 Uhr, an dem so genannten Steinbach, 1½ Stunden von der Sosa gelegen, welches etzliche Bergleut u. Seuffner aus der Sosa, so allda arbeiten u. seuffnen, gleich als ob sie auff die gantze Woche Schicht machen, und nun nach Hause gehen wollen, mit grosser Erschrecknüß und Erstaunung angesehen, u. hernach folgendes erzehlet. Nemlich wie am bemeldten Tag sie gleich hätten Schicht gemacht, die Köber schon angehenckt und nun gehen wollen, hätte sich plötzlich im dicken Wald vom Ertzengel, einem Bergort seitshalben der Jugel u. gegen dem (S. 396) Steinbach herein, ein solch Brausen u. Prasseln erhoben, daß es grausam zu hören gewest, wäre auff dem Erdboden unter den Bäumen hergelauffen, gantz weißlich ausgesehen, u. hätte erschrecklich gelummert, wie eine große Feuerflamme sich gewunden, u. einen großen Wirbel gemacht so dick als ein starcker Baum, wäre also, wie offt vom Wind zu geschehen pfleget, in die Höhe gegen den Himmel gefahren, kleine und grosse Bäume, auch starcke Ronnen zugleich mit sämtlichen Wurtzeln aus der Erden gewunden, darneben von grossen Tannen die Aeste auch eines Beins starck alle mit einander weggerissen, und also die Bäume, Aeste und alles, was er nur ergriffen, in die Höhe geführt, darunter es die Aeste von den Bäumen und anderm Gebüsch von Reißig so hoch gegen den Himmel geführt, daß man sie kaum mehr erkennen können, was davon wieder zurück gefallen; wenn es ausser den Wirbel kommen, wäre es fort gefallen; was in den Wirbel geraten, hätte es wieder in die Höhe gestossen, hätte in der Höhe und Lufft, wie ein ziemlich Vierfaß groß, roth und feurig aussehen, wäre also gantz schnell und geschwind über 500 Berg-Lachter lang, doch zwar nicht allzu breit, vom dicken Wald herein gelauffen, biß es auff eine Blösse und an einen Morast und sumpffichten Ort kommen, da es sodann nachgelassen, und wieder still worden. Item es wäre im fortlauffen hinten nach auch immer still worden, das Lummern, Brausen und Prasseln hätte man auff die ½ Meilwegs gehört, hätte eine Fichte einer Wasserkanne starck über 200 Lachter lang an einen andern Ort geworffen, ingleichen 2 frische Buchen in gleicher Stärke in einem Augenblick umgebrochen, wie man einen Span zerbricht, und wäre ausserhalb solcher ruptur nicht ein Lüfftlein gangen, innerhalb aber hat sichs hören und ansehen lassen, als gieng und riß der stärkste Wind und wäre das Erdreich hefftig erschüttert, also daß sie gemeynet, sie würden alle umkommen und ihr Leben lassen müssen, weiln zumahl ein garstiger schwefelichter Gestanck sich zugleich mit ereignet, gleich wie in denen Schächten jezuweilen der Schwaden auffzusteigen pflege. Sie könten nicht alles erzehlen, wie erschrecklich es wäre zugegangen, es könte auch niemand gläuben, als wer es selber gesehen. Wie sie Montags drauff wieder nauß kommen, hätten sie befunden, daß immer ein Baum über dem andern gelegen, und es Löcher in dem Erdboden gemacht, wie ziemliche Schächte. (Folgen die Namen der Bergleute, „so es gesehen und ausgesagt".) S. 397. Ingleichen hat sichs befunden zur Sosa, daß kurtz vor ergangener Wasserfluth, vermutl. durch d. Erdbeben, auff Auersberg gegen der Ertz-Engel-Zeche über zwischen dem 5. und 6. Flügel sich ein ziemlicher Felß von 100 bis 200 Ctr., so groß als ein Häußlein sich aus seinem vorigen Lager erhoben und übergestürtzet. Es ist darneben wahrgenommen worden, daß am Himmel schwartze greßlich lauffende Wolcken, und in der Lufft ein Klumpen, der bald weiß bald Feuerfarb geschienen, gewesen, welchen Feuerballen auch Johann Paul Schürer, ein Bürger von Joh. Georgen-Stadt gesehen. Daß die grosse Wasserfluth, so nicht lange hernach den grossen Schaden gethan, wohl nicht von dem Regen alleine herkommen sey, hat man allerdings daher zu schliessen, weil nach Erzehlung unterschiedener Personen, die es genau wahrgenommen, (S. 398) viel Wasser aus dem Erdboden durch vorhin eröffnete Quellen herfür gedrungen seyn soll, daß wo man gemeynet, auff ein fest Erdreich zu kommen, man jähling durchgetreten und nichts als Wasser, ja fast grundlosen Boden angetroffen. Von dem darbey gewesenen Erdbeben zeugen die an unterschiedenen Orten empfundenen Erschütterungen, dazu wohl auch zu rechnen, daß zu Schneeberg die grosse eiserne fest eingemachte Hacken an der Kunst in St. Catharinen Neufang-Zeche, welche sonst keine, auch noch grössere Wasserfluth heben oder wegnehmen können, mit höchster Gewalt und force ausgerissen gewesen. Obgedachter Joh. Paul Schürer hat erzehlet, daß das Lummern im Walde, ehe der schreckliche Wirbel näher kommen, ihm nicht anders gedeucht, als ob eine grosse Feuersbrunst im Walde entstanden, daher er näher hinzugegangen, zu sehen, ob das Holtz vielleicht noch gerettet werden könte; da ihm denn bald das greßliche Spectakul vorkommen, wie die Aeste von den Bäumen herunter gewunden worden, und gleich den Vögeln hoch in der Lufft herumgeflogen, ja es wären auch die auff der Erden da gelegene Windbrüche, Stämme u. Klötzer in die Höhe gehoben u. mit grosser Gewalt hin u. her getrieben worden. Endlich wäre die gantze Macht in einen Orps (wie die Gebirger die alten grossen Stöcke von umgehauenen od. umgestürtzten grossen Bäumen zu nennen pflegen) hineingefahren, und da sey es gewesen, als wenn man (wie er es verglichen) einen Sack mit Federn ausschüttete. Gleich in dem Moment aber habe sich der Sturm gelegt, und sey nicht ein Lüfftchen mehr zu spüren gewest. S. 399. Anno 1698 den 23. Febr. ereignete sich zu Freyberg und benachbarten Orten um 9 Uhr vormittage ein Bobern und Knallen am Himmel und auff Erden, welches fast einem Donner gleich, jedoch ohne einige Wetterwolcken, davon aber doch auch die Erde erbobert. An etlichen Orten hat es gelommert wie eine grosse Feuersbrunst, oder geschallet wie zusammen geschlagene Drommeln. An der Böhmischen Gräntze zu Georgensthal, auff dem Holtzhau haben die Stöcke gebebet, die Bäume gerasselt, als ob es in solchen herab kommen. Die Erde habe sich erschüttert, den Fuhrleuten sind die Pferde stehen blieben und haben gebebet; zu klein Walthersdorff ist ein Blitz darbey gesehen worden, an andern Orten wollen sie gar haben sehen Feuer vom Himmel fallen. Etliche hieltens vor einen Donner; andere vor ein Erdbeben; darum man desselben auch hier gedencken wollen.

Eine neue Bibliographie der sächsischen Geschichte.

Jeder, der auf dem Gebiete der sächsischen Geschichte wissenschaftlich gearbeitet hat, kennt nicht nur den Namen Benjamin Gottfried Weinart, sondern hat auch für seinen einstigen Träger, den wackeren Advocaten, der seine Mußestunden so unermüdlich der vaterländischen Vergangenheit gewidmet hat, eine dankbare Verehrung. Gehört doch Weinart's „Versuch einer Literatur der Sächsischen Geschichte und Staatskunde", der zuerst 1790, dann in neuer Auflage 1805 erschien, zu den noch heute am meisten benutzten und am wenigsten entbehrlichen Werken unserer Historiographie. Freilich — die ganze Anlage des Buches, namentlich auch die kritischen Bemerkungen, die Weinart hie und da beifügt, sind veraltet; und vor Allem — wie ungeheuer ist seitdem die Literatur angewachsen!

Im Jahre 1883 trat auf Anregung der Centralcommission für die wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands in Dresden eine Commission zusammen, um die Literatur der Landes- und Ortskunde Sachsens zu verzeichnen. Das Ergebniß ihrer Arbeiten erschien 1889 unter dem Titel „Literatur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen, bearbeitet von Paul Emil Richter"; es sind dann noch wiederholt (1892, 1894, 1898) Nachträge dazu veröffentlicht worden. Das fleißige Werk bot manche Ergänzung zu Weinart; aber es konnte die Sehnsucht der sächsischen Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde nach einer wirklich brauchbaren Bibliographie der sächsischen Geschichte schon deshalb nicht befriedigen, weil es zwar die Ortsgeschichte, nicht aber die Landes- und Regentengeschichte berücksichtigte und, im Hinblick auf seinen im Titel klar vorgeschriebenen Zweck, auch nicht berücksichtigen konnte, da geographische, ethnographische, anthropologische und andere naturwissenschaftliche Gesichtspunkte in erster Linie maßgebend waren.

So ist es denn begreiflich, daß, als im Jahre 1896 die königl. sächsische Commission für Geschichte begründet wurde, der Wunsch nach Herstellung eines derartigen Werkes allgemein laut wurde. Die Schwierigkeiten freilich, die eine bibliographische Arbeit von so großem Umfange zu bekämpfen hat, sind nicht gering; die Kräfte eines Einzelnen, die vor hundert Jahren genügten, reichen heute nicht aus; auf großen buchhändlerischen Absatz wird das Werk auch kaum rechnen können. Man durfte sich also darüber keiner Täuschung hingeben, daß die Veröffentlichung einer Bibliographie der sächsischen Geschichte erhebliche Kosten verursachen würde. Da war es denn ein glückliches Zusammentreffen, daß die Generaldirection der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft sich eben damals mit dem Plane einer theilweisen Veröffentlichung der Kataloge der gerade auf dem Gebiete der Saxonica so außerordentlich reichen Dresdner Bibliothek beschäftigte. Sie entschloß sich zu einer Umgestaltung dieses Planes, für die ihr die Wissenschaft ungleich

mehr Dank wissen wird als für die Veröffentlichung eines schnell veraltenden Katalogs, stimmte dem Gedanken einer Verzeichnung der gesammten Literatur zur Geschichte Sachsens bis zum Jahre 1900 zu und erklärte sich bereit, der Commission das Manuscript des Werkes zu liefern, während diese für die Drucklegung sorgen wird. So konnte bereits in der zweiten Sitzung der Commission die Bibliographie der sächsischen Geschichte in die Reihe der geplanten Publicationen aufgenommen werden. Auf Anregung des Directors der königl. Bibliothek zu Dresden Prof. Dr. Schnorr v. Carolsfeld wurde die Vorbereitung des Werks einem Ausschuß übertragen, in den außer dem Genannten der Director der Leipziger Universitätsbibliothek Prof. Dr. v. Gebhardt, die Oberbibliothekare der königl. Bibliothek zu Dresden Dr. Stübel und P. E. Richter, der Bibliothekar derselben Bibliothek Dr. Schmidt, Rathsarchivar Dr. Otto Richter, Archivrath Dr. Lippert, Dr. Victor Hantzsch und der Unterzeichnete gewählt wurden. Dr. Hantzsch, der für die Ausführung der Arbeit in erster Linie gewonnen wurde, entwarf einen Plan, den der Ausschuß in einer Reihe von Sitzungen auf das Eingehendste berieth. Als Ergebniß dieser Berathungen liegt nunmehr das „System einer Bibliographie der sächsischen Geschichte" vor, aus dem uns bei dem allgemeinen Interesse, das der Gegenstand verdient, einiges mitzutheilen gestattet sein möge.

Das Werk, für das im Allgemeinen Heyd's Bibliographie der württembergischen Geschichte als Vorbild gewählt wurde, soll alle bis Ende 1900 vorhandenen literarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der sächsischen Geschichte im Allgemeinen wie auf allen ihren Sondergebieten umfassen: Bücher, sonstige selbständige Druckschriften, Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken, auch Handschriften, doch nur solche von buchähnlichem Charakter (also mit Ausschluß von Urkunden, Acten, Briefen), endlich Karten, Pläne und Abbildungen von historischer oder topographischer Bedeutung.

Die wichtigste Vorarbeit, die Stoffsammlung, soll in der Weise bewirkt werden, daß die Titel aller Saxonica in genau vorgeschriebener Weise auf Zetteln verzeichnet werden. Das reichste Material dafür bietet die königl. Bibliothek in Dresden; die übrigen Dresdner und die auswärtigen Bibliotheken werden nur Ergänzungen zu geben vermögen. Alle Zeitschriften und Sammelwerke des In- und Auslandes, in denen Saxonica irgendwie zu vermuthen sind, müssen durchgesehen werden.

Ueber die Eintheilung und Gruppirung des Stoffes wird sich ein endgiltiger Entschluß erst fassen lassen, wenn er gesammelt vorliegt. Aber bei seinem gewaltigen Umfange ist schon jetzt die Aufstellung eines vorläufigen Systems unerläßlich; ohne ein solches würden die Sammler vielfach auf Zweifel über das, was aufzunehmen ist, stoßen und würde vor Allem die Sammlung der Titelcopien alsbald völlig unübersichtlich und dadurch viel unnütze Arbeit veranlaßt werden. Die Berathung dieses Systems war die weitaus schwierigste Aufgabe des Ausschusses. Nur die Hauptabtheilungen, über die man sich einigte und deren jede einzelne zahlreiche Unterabtheilungen in sich begreift, mögen hier angeführt werden.

Einleitung (Quellenkunde, Geschichte der Historiographie, Bibliographie, Beschreibungen und Kataloge der sächsischen Bibliotheken, Archive und anderer historischer Sammlungen, geschichtsforschende Anstalten und Vereine). I. Historische Landeskunde (deren Geschichte, landeskundliche Beschreibungen, Geschichte der sächsischen Kartographie, Karten von Sachsen, Reiseführer und Reisen, Ethnographie, Statistik). II. Allgemeine politische Landes- und Regentengeschichte (Quellensammlungen, Gesammtdarstellungen der sächsischen Geschichte — und zwar neben der wissenschaftlichen auch die für Schule und Haus —, dann die einzelnen Perioden der sächsischen Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart). III. Specialgeschichte einzelner Landschaften (wobei die Berücksichtigung des Kurkreises, Thüringens und der Niederlausitz noch weiterer Erwägung vorbehalten blieb). IV. Ortsgeschichte. V. Staat und Recht. VI. Wirthschaftliche Cultur. VII. Kunst und Wissenschaft. VIII. Kirche. IX. Unterricht. X. Kriegswesen. XI. Sächsische Biographie. XII. Autoren- und Sachregister.

Es ist ein weitaussehender Plan, der uns vorliegt, und Jahre werden vergehen, bevor das Werk vollendet ist. Aber wie vielen Nutzen seine Ausführung der vaterländischen Geschichtsforschung verspricht, das wird Niemand verkennen, der das Gebiet einigermaßen kennt. Die Thätigkeit auf diesem Gebiet hat in den letzten Jahrzehnten einen so vielversprechenden Aufschwung genommen, daß man wohl berechtigt ist, in weiten Kreisen der Bevölkerung Verständniß und Interesse für das Unternehmen vorauszusetzen. Sehr erfreulich wäre es, wenn dies sich auch darin äußerte, daß das Werk viele freiwillige Mitarbeiter fände; denn ohne solche ist es kaum möglich, auch die zahlreichen im Lande zerstreuten kleineren Sammlungen zu erschöpfen. Die speciellen Kenntnisse der Einzelforscher auf den verschiedensten Gebieten unserer Landesgeschichte können den Bearbeitern die dankenswertheste Unterstützung gewähren. Jeder, der in diesem Sinne einem wahrhaft vaterländischen Werke seinen Beistand leihen will, möge dies der Direction der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden mittheilen, die gern bereit ist, über weitere Einzelheiten Auskunft zu geben.

Nach dem Abschluß des Werkes wird selbstverständlich seine Fortsetzung über das Jahr 1900 hinaus in Angriff genommen werden. Ermisch.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Im Verlage von Roßberg & Berger in Leipzig erscheint als Theil der juristischen Handbibliothek die Reichsgewerbeordnung in ihrer damaligen Fassung nebst den damit in Verbindung stehenden Reichs- und Sächsischen Landesgesetzen, sowie den einschlägigen Verordnungen in 7. Auflage nach den Gesetzgebungsmaterialien und der Judicatur der höchsten Gerichts- und Verwaltungsbehörden bearbeitet von Dr. A. v. Bernewitz, Präsident des königl. sächsischen Oberverwaltungsgerichts. — Es liegt vom 1. Bande die 1. Abtheilung vor, welche Titel I—V der Gewerbeordnung umfaßt. Schon der Umstand, daß das Werk in 7. Auflage erscheint, beweist seine bisherige Beliebtheit, für deren Fortdauer der reiche Inhalt des verwertheten Stoffs, die eingehenden und wissenschaftlich wie praktisch wichtigen Erläuterungen bürgen. Das Werk tritt mit anderen bedeutenden Commentaren der Gewerbeordnung in erfolgreichen Wettbewerb und dürfte, wenigstens in Sachsen, in keiner Bibliothek eines Juristen fehlen. Es bietet aber auch für Nichtjuristen ein so werthvolles Handbuch des Gewerberechts, daß es nur angelegentlich empfohlen werden kann. Nachdem die Gewerbeordnung neuerdings wieder zahlreiche bedeutende Abänderungen erfahren hat, wird die neue Auflage gewiß in betheiligten Kreisen willkommen sein. Die erste Abtheilung kostet 5 M.

— Aus demselben Verlage ging uns eine Darlegung des landwirthschaftlichen Unfallversicherungsgesetzes vom 30. Juni 1900 in Gesprächsform für Jedermann von Erwin Schwartz, juristischem Verwaltungsdirector der land- und forstwirthschaftlichen Berufsgenossenschaft für das Königreich Sachsen, zu. Wie wir dem Vorworte entnehmen, ließ der nicht wegzuleugnende Mißstand, daß sich die ländliche Bevölkerung den berufsgenossenschaftlichen Einrichtungen gegenüber recht gleichgiltig verhält, beim Verfasser den Gedanken reifen, ob nicht durch eine volksthümliche Darstellungsweise nach Art der Hallbauer'schen Bearbeitung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes diesem Uebelstande abgeholfen werden könnte. In verschiedenen Gesprächen werden folgende Hauptfragen gemeinverständlich erörtert: Wer ist versichert? Wogegen wird versichert? Wie wird entschädigt? Unterstehen die Renten der Abänderung? Welche Rechtsmittel sind gegen die berufsgenossenschaftlichen Bescheide zulässig? Wie wird ein Schadenanspruch geltend gemacht? Wer ist Träger der Versicherung? Wie werden die Mittel der Berufsgenossenschaft aufgebracht? Welche Vortheile hat der Betriebsunternehmer von der berufsgenossenschaftlichen Einrichtung? Wenn die Schwartz'sche Arbeit auch nicht beansprucht, eine ausführliche Darstellung der gesammten landwirthschaftlichen Unfallversicherung zu sein, so giebt sie doch vermöge ihrer auf gründlichem Sachverständniß des Verfassers beruhenden leichtverständlichen Form die Anregung, sich etwas mehr, als bisher geschehen ist, mit den gesetzlichen Vorschriften zu befassen, sie erleichtert deren Verständniß und trägt nicht unwesentlich dazu bei, die ländliche Bevölkerung die Segnungen dieser Gesetzgebung erkennen zu lassen. Der Preis des Buchs von 1,20 M. ist angemessen. ∞

— Handwörterbuch des Königlich Sächsischen Verwaltungsrechts von Curt v. d. Mosel, Rath am Königl. Sächs. Oberverwaltungsgerichte. Leipzig, Roßberg & Berger, 9. Aufl. 1. Lfg. 1,50 M. — Dem Erscheinen der neunten Auflage dieses bewährten Handbuches, von welcher die 1. Lieferung jetzt vorliegt, ist wohl allgemein mit noch lebhafterem Interesse als den früheren Auflagen entgegengesehen worden.

Schon der vorliegende kleine Theil des Werkes läßt erkennen, in welch umfassender Weise eine neue Bearbeitung des Stoffes infolge der neuen Justizgesetzgebung und der mit dieser zusammenhängenden Aenderungen des Verwaltungsrechtes wie auch infolge anderer, seit dem Erscheinen der achten Auflage in besonders erheblichem Maße eingetretener Aenderungen erforderlich geworden ist. Als ein Vorzug dieser neuen Bearbeitung ist es zu erachten, daß in weiterem Umfange als bisher der Stoff in größeren, systematisch geordneten Artikeln — wie Apothekerwesen, Bauwesen, Maß- und Gewichtswesen, Meldewesen, Gift, Farben — zusammengefaßt und bei den einzelnen Stichworten nur auf diese Artikel verwiesen wird. Uebrigens sind auch solche Abänderungen, die als Berichtigungen oder Ergänzungen der in den früheren Auflagen enthaltenen Angaben sich darstellen, uns bei Durchsicht der 1. Lieferung mehrfach aufgefallen. Jegliches Uebersehen wird bei Arbeiten der vorliegenden Art kaum zu vermeiden sein: unter den Ergänzungen zur RVO. vom 27. Januar 1890 (vgl. Apothekerwesen, 3) fehlt diejenige der RVO. vom 19. August 1897, und in dem die Arbeitsbücher betreffenden Artikel ist neben den einschlagenden Bestimmungen der AVO. vom 28. März 1892 noch der diese Bestimmungen abändernde §. 55 der VO. vom 6. Juli 1899 anzuziehen; zu vermissen ist auch die Aufnahme der die Herstellung und Verwendung von Acetylen betreffenden Vorschriften der MVO. vom 28. Februar 1898. Wir können nur wünschen, daß unerachtet der Schwierigkeiten, welche die Bearbeitung gerade dieser neuen Auflage bietet, deren Vollendung bald erfolgen möchte: denn für den vielbeschäftigten Praktiker ist das Mosel'sche Handwörterbuch unentbehrlich, die weitere Benutzung der stark veralteten achten Auflage aber bedenklich. gi.

— Der Culturkampf in Süd-Afrika. Von C. K. Elout. Leipzig 1901. Rudolf Uhlig. — Das kleine Buch ist aus Bennebroek in Holland datirt und ursprünglich wohl holländisch geschrieben. Holländisch sind auch Stil und Denkungsart, was besonders in diesem Falle keineswegs als ein Vorwurf gelten soll. Der Verf. steht natürlich auf boerischer Seite und hat mit Fleiß und Sorgfalt möglichst viel historisches, statistisches und sonstiges Material zusammengetragen, welches sich zu Gunsten der Boeren verwerthen läßt. Manches davon, z. B. über die Steuerverhältnisse, die Erträgnisse der Goldminen 2c. ist in der That auch interessant und für Deutschland wenigstens zum Theil wohl auch neu. Freilich ist jetzt die Lage so, daß auf die historischen Verhältnisse, auf Recht und Unrecht, kurz auf die Lage vor dem Kriege überhaupt kaum mehr etwas ankommt, sondern allein der Ausgang des letzteren für die künftige Gestaltung der Dinge maßgebend sein wird. Insofern hat also eine derartige Schrift lediglich einen historischen und socialpolitischen, aber keinen eigentlich praktischen Zweck. —tg—

— Psychische Studien, monatliche Zeitschrift, vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet. Begründet von Aksakow, redigirt von Dr. Friedrich Maier. Leipzig 1900. Oswald Mutze. — Die „Psychischen Studien“ haben den siebenundzwanzigsten Jahrgang abgeschlossen, den zweiten unter der Leitung Maier's in Tübingen. Sie wollen kein specifisch spiritistisches Organ sein (Seite 516), öffnen auch den Vertretern des Animismus ihre Spalten, lassen die Astrologie, trotz mannigfachen Widerspruchs, zu Worte kommen und sind gelegentlich sogar ein Kampfplatz evangelischer und römisch-katholischer Geschichtsauffassung. Daß unter solchen Umständen in den zum guten Theil fleißig gearbeiteten Beiträgen fast ein Jeder etwas für sich findet und etwas, das ihm mißfällt, dicht daneben, ist selbstverständlich. Kritik und Gegenkritik tummeln sich munter in den Studien, und der Redacteur tritt außer in größeren Berichten nur in kurzen Zwischenbemerkungen hervor, in denen er sichtlich auf Versöhnung der Extreme hinarbeitet. Daß man ihm zu viel Skepticismus vorwirft (Seite 761 ff.), spricht noch mehr für ihn, als jene vorsichtige Haltung. — Für den ganzen Jahrgang läßt sich ein einheitliches Urtheil nicht abgeben, bei einem Fischzug in den Gewässern der Studien findet man mancherlei Fische, gute und faule. Daß zuweilen sich gar so abgesonderte Urtheile über „Draußenstehende“ finden, ist aber jedenfalls bedauerlich. Wenn ein Mitarbeiter, der von seinem „sensationellen Aufsatz“ über die Bewohnbarkeit des Mars nicht ohne Selbstgefühl berichtet (Seite 447), die Philosophie Descartes' und die Monadenlehre Leibniz' als „Wust“ bezeichnet, so klingt das geradezu fanatisch; wenn an anderer Stelle (S. 187) über Heine gesagt wird, daß dem „größten Lyriker der Neuzeit die engherzigen Vorurtheile einer heuchlerischen Beschränktheit im eigenen Vaterlande ein Denkmal bisher verweigern zu müssen glaubten,“ so ist das ebenso geschmacklos wie einseitig. Wie hart würde über die geurtheilt werden, die vom „Wust des Occultismus“, der „Beschränktheit“ der doch vielfach indolenten (S. 440) Anhänger des Spiritismus reden wollten! Noch eins! Die Occultisten fühlen und preisen sich als Bekämpfer des Materialismus; diese Kampfstellung ist auch jedenfalls das Typische an ihnen. Und doch lassen sich in ihrer Lehre sehr viele materialistische Züge finden. Auf Berkeley berufen sie sich mit Unrecht: an Geister, die sich materialisiren, haben Büchner, Moleschott und Voigt mehr Anrecht, als der erkenntnißtheoretische Idealismus. Gerade mit der Berufung auf die von manchen Occultisten so hoch gepriesenen Erscheinungen fühlbarer auf Gehör und Gesicht wirkender Geister machen die Vorkämpfer des Uebermateriellen eine tiefe Verbeugung vor der rohen Weltanschauung, die sich nur aufs sinnlich Wahrnehmbare beruft. Dr. Grimm.

— Schriftsteller- und Journalisten-Kalender. Herausgegeben von Emil Thomas. Leipzig, Walther Fiedler. 1901. — Der Schriftsteller- und Journalisten-Kalender erscheint hiermit bereits zum dritten Male. Ich habe bereits die beiden ersten Jahrgänge empfehlend anzeigen können und bin in der erfreulichen Lage, auch den neuen Jahrgang loben zu können. Dieser zerfällt, im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern, was ein Vortheil ist, in 2 Theile, deren zweiter, nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmter sich auch leicht aus dem hübsch ausgestatteten Buche herausnehmen läßt. Der erste Theil enthält wiederum eine ganze Reihe Rubriken, die sich auch im vorjährigen Schriftsteller- und Journalisten-Kalender schon vorfinden, so einen Quartalskalender, einen umfangreichen Wochen-Notizkalender mit Notizblättern, ein Verzeichniß der Fest- und Feiertage für das Jahr 1901, eine Uebersicht der beweglichen Feste von 1901—20, eine Termin-Merk-Tabelle, ein Verzeichniß von Gedenk- und Jubiläumstagen, eine Anzahl nach Belieben auszufüllender Listen, eine Correcturtabelle und eine Portotaxe, alles Sachen, die für jeden Journalisten und Schriftsteller von Nutzen sind. Der zweite Theil bringt wieder ein Verzeichniß Literarischer Bureaus und Zeitungscorrespondenzen, ein solches der größeren politischen Zeitungen hinsichtlich Verbreitung und Richtung, sowie der namhaftesten englischen und französischen Tagesblätter und Revuen und der Buchverleger mit Angabe der Richtung ihres Verlags, eine Uebersicht der Honorarsätze von Zeitungen und Zeitschriften, eine Uebersicht über die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechts und des Preßgesetzes und über schriftstellerische Vereinigungen und Stiftungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, sowie das Formular eines Verlagsvertrags. Von den neuen Rubriken seien als besonders willkommen und nützlich nur die über die Herstellung von Druckwerken, die Winke für Dramatiker, das zwar nicht vollständige aber ausreichende Verzeichniß der Theater Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit verschiedenen wichtigen Fingerzeigen für Dramendichter und das Verzeichniß deutscher Zeitungen im Ausland hervorgehoben. Das Buch wird auch in seinem neuen Jahrgang Journalisten und Schriftstellern, besonders letzteren, und zwar jungen wie alten, gute Dienste thun. Prof. Siegen.

— Rheinhard's Kalender für Straßenbau-, Wasserbau- und Cultur-Ingenieure. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Gebunden nebst 3 Beilagen 4 M. — Dieser in Fachkreisen allgemein bekannte Kalender für das Jahr 1901 ist von dem königl. Baurath R. Schreck in Stettin herausgegeben und unter Mitwirkung von Fachgenossen neu bearbeitet worden. Er weist gegenüber seinen Vorgängern beträchtliche Aenderungen auf. So ist das Capitel „Wasserbau“ den neuesten auf diesem Gebiete bekannt gewordenen Erfahrungen gemäß neu bearbeitet und durch Beigabe einer Coefficiententafel für die Ganguillet-Kütter'sche Formel erweitert worden. Dabei hat die Abtheilung „Canalbau“ naturgemäß mehr Berücksichtigung gefunden als früher. Auch eine Karte der Wasserstraßen Norddeutschlands ist beigegeben. In dem Kalender finden sich alle jene Tabellen, Zahlen, Formeln und Preisangaben, welche der Ingenieur und Techniker am häufigsten benöthigt, namentlich auch alle Neuerungen auf technischem Gebiete in gedrängter Kurze zusammengefaßt. Es soll nicht unterlassen werden, die betheiligten Berufs- und Fachgenossen auch an dieser Stelle auf den allgemein bekannten und weit verbreiteten Kalender aufmerksam zu machen. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 20. Sonnabend, den 16. Februar, Abends. 1901.

Fastnachtsaberglaube in Thüringen, Bayern und Tirol.

Von Alfred Hofmann.

Die Fastnacht ist ein Tag der Lust und Freude, der Ausgelassenheit und Tollheit, der letzte Tag des Mummenschanzes in Stadt und Land. Höher steht sie jedoch dem Bauern als sogen. „Lostag", d. h. als ein Tag, der für Vieles in seiner Wirthschaft bedeutungsvoll ist. Aus dem reichen „Schatze" dieses bäuerlichen Aberglaubens wollen wir nachstehend Einiges herausgreifen.

In Thüringen ist heutzutage Manches bereits vergessen, was der bayerische und tiroler Bauer noch pflegt und woran er steif und fest glaubt. Der Katholicismus der Letzteren ist ein hinreichendes Erklärungsmittel hierfür. Aber auch der protestantische Landmann Süddeutschlands läßt nicht von den abergläubischen Bräuchen und Meinungen, das Beispiel seines katholischen Nachbars wirkt „ansteckend". Nirgends tritt Lessing's Ausspruch: „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten" deutlicher vor Augen, als hier. Viele der abergläubischen Fastnachtsmeinungen sind allen drei Landen gemeinschaftlich, Anderes wieder ist streng local, durch alle aber zieht sich ein Band: das des Humors. Es ist kein finsterer, unheimlicher Aberglaube, der Aberglaube der Fastnacht, „der Schalk sitzt den Auguren in diesem Falle im Nacken". Ein allgemein verbreiteter Brauch ist z. B. der „Sprung der Bäuerin oder der Magd". „Tanzt die Magd auf dem Tisch und springt rücklings herunter, so gedeiht der Flachs gut." Diese Sitte war früher in Thüringen überall heimisch, heute wird sie noch in der bayerischen Rheinpfalz geübt. Dort thut es auch hier und da die Hausfrau vom Herdsteine aus hinsichtlich des Krautes mit dem Spruche:

„Häbter wie mei' Kopp,
Blädder wie mei' Schorz,
Und Torsche wie mei' Bē'!"
(„Häupter wie mein Kopf,
Blätter wie meine Schürze,
Und Strunke wie mein Bein!")

Ein anderer Spruch besagt: „Fastnacht müssen alle Bauern, junge und alte, tanzen, sonst geräth der Flachs nicht." Dies gilt hauptsächlich in der Gegend von Greiz, während in der bayerischen Oberpfalz zur Fastnacht kein Bauer versäumen darf, seine Ehehälfte zum Tanze zu führen und mit ihr wenigstens „einen Reigen zu tanzen". Je höher er sie dabei hebt und schwingt, desto höher wird der Flachs. Besonders sind es die Webersweiber, welche hartnäckig auf diesem Brauche bestehen. Auch sonst hat man dort in Bezug auf den Flachs viel Eigenthümliches: Während der Fastnacht soll man den Flachs vor Sonnenaufgang hecheln, dann geräth er in diesem Jahre. An den drei Fastnachtstagen (Fastnachts-Sonntag, -Montag und -Dienstag) wird Lein in einen Topf gesät; der Same, welcher am schönsten aufgeht, bildet das Wahrzeichen, ob die Früh-, Mittel- oder Spätsaat anschlage. Um Velburg herum kündet der Sonnenschein in der „unsinnigen Fastnacht" (d. i. Donnerstag vor Fastnacht) das Schicksal des Leins. Scheint die Sonne den ganzen Tag, so geräth aller Flachs; scheint sie nur Mittags, Morgens oder Abends, so ist das ein Zeichen für das jeweilige Gedeihen der Mittel-, Früh- oder Spätsaat. In der Rheinpfalz und in Oberfranken duldet man nicht, daß am Fastnachtstage gesponnen wird, denn sonst zerfressen die Mäuse das Gespinnst. Vermuthlich glaubt man, daß der Faden durch die vom Krapfenbacken her fettigen Hände auch fettig werde und so die Mäuse anlocke. Spinnt ein Mädchen in Oberfranken in der Fastnacht dennoch, so wird ihm der Rocken angezündet und dabei gesungen:

„Zünd' de' Mäd'n Rock' o,
Daß se nimme' spinne' ko!"
(„Zünd' dem Mädchen den Rocken an,
Daß sie nimmer spinnen kann!")

Zur Fastnachtszeit müssen alle „Kunkel- oder Rockenstuben" (Spinnstuben) aufhören. — Der Tiroler glaubt, daß der Flachs nicht gedeihe, „wenn man in der Fastnacht nicht Huttler (Schemen, Vermummte, Maskirte) laufe". Je mehr Huttler laufen, desto besser wird er. In der Nähe des durch die schöne Philippine Welser und durch seine reichen Kunst- und Waffensammlungen bekannten Schlosses Ambras glaubt man auch an das gute Gedeihen des „Türken" (des Maises), wenn viele Huttler laufen. Die Mäuse scheint man in der Fastnacht ganz besonders zu fürchten. Wir erzählten oben, daß sie das Gespinnst zerfressen, wenn man in der Fastnacht spinnt, sie nagen aber auch das Getreide im kommenden Sommer an, wenn man in der Frühe des Fastnachtstages vor Sonnenaufgang die Strohseile nicht bindet. Dies glaubt man sowohl in Thüringen, als auch in der Oberpfalz und Tirol. Alles Stroh, welches an diesen Tagen umgewendet worden ist, bleibt vor den Mäusen sicher. Auch die Ernte soll sehr reich ausfallen, wenn man den Gebrauch beobachtet. Um Waldthurn (in der Oberpfalz) herum dreht der Bauer die Garbenbänder allein am Fastnachtssonntage vor Sonnenaufgang bis zum Gottesdienst; um Bärnau herum thun es die „Eh'halten" (das Gesinde, die Knechte und Mägde) am Montag Abend, um Tiefenbach herum endlich geschieht es am Fastnachtsdienstage selbst. In letzterem District wird das Gesinde zum Lohn für seine Arbeit am Abend mit Blutwurst und Branntwein tractirt. Die Blutwurst ist auch ein vorzügliches Mittel gegen den Flohstich, aber nur, wenn sie zur Fastnacht verzehrt wird. Nächst den Mäusen sind es die Maulwürfe, die dem Bauer viel Schaden zufügen. Am Fastnachtsdienstage mit dem „Drischel" (Dreschflegel) um eine Wiese herum gedroschen, vertreibt alle Maulwürfe sicher. Auch in der Fastnacht Morgens spitze Pflöcke geschnitten, und diese dann am Charfreitage vor Sonnenaufgang auf die Felder getragen und hier mit der Hacke in die Grenzen der Grundstücke eingeschlagen, sichert vor Mäusen und Maulwürfen, denn, „soweit der Hall geht", können diese nicht zu. — Ein vorsorglicher Hirt geht in der Oberpfalz während der Fastnacht nie in das Wirthshaus, weil ihm sonst das Vieh nicht mehr nachzieht. In der Rheinpfalz glaubt man an Unglück, wenn man den Hirtenweibern des Dorfes kein Fastnachtsgeschenk verabreichen wollte; dort haben die Weiber der Hirten nämlich das Recht, bei allen Viehbesitzern ein Fastnachtsgeschenk zu fordern, bestehend in einer Schüssel voll Weißmehl, Erbsen, Linsen, Dürrfleisch und anderen Haushaltungsartikeln. Ebendaselbst zieht man am Fastnachtsdienstage im Hofe des Hauses einen Kreis, ruft sämmtliches Geflügel in denselben, giebt ihm von allen „Essensspeisen", wie der Pfälzer zu sagen pflegt, als Fleisch, „Küchelchen" (Krapfen), Brod u. s. w., auf daß die Hühner nicht weglegen und sie der Habicht nicht hole. Auch läßt jedes aus der Familie des Abends vom Schweinefleische und Kraut etwas auf dem Teller zurück und wird das des anderen Morgens dem Federvieh gegeben, die Knochen aber möglichst weit in einem Kreise um das Haus herumgeworfen, so hat der Habicht keine Gewalt auf dasselbe. Etwas anders, aber doch ähnlich sind die Bräuche des Oberpfälzers in Bezug auf diesen Punkt: In der Fastnacht muß man den Hühnern die Schwänze abschneiden und letztere dann büschelweise ins Nest werfen, „so legen die

Hühner nicht aus", d. h. sie vertragen die Eier nicht. In der Fastnacht schlägt man „unbeschrieen" vor Sonnenaufgang einen Pflock vor den Hühnerstall; so weit der Schall reicht, sind die Hühner sicher. Man muß eine Sperrkette um den Tisch ziehen und darin die Hühner füttern, oder der Bauer selbst muß beim Mittagessen von Allem, was auf den Tisch kommt, ein Stücklein in eine Schüssel thun, davon die Hälfte den Hühnern geben, die andere Hälfte dem Fuchs auf das Feld stellen mit den Worten: „Da, Fuchs, hast du deinen Theil, laß mir den meinen!" Weiter darf aber keine Silbe gesprochen werden, sonst leert der Fuchs selbiges Jahr den ganzen Hühnerstall aus. Um übrigens vor dem Fuchs sicher zu sein, darf man ihn nie beim Namen nennen. Der Bauer heißt ihn: „Loinl", „Henaloinl", „Henading", um Velburg herum „Henabua" oder „Henabou". „Am Fastnachtsdienstage soll man ferner nicht flicken, sonst vernäht man den Hühnern den Bürzel." Dies ist sowohl in der Oberpfalz, als auch in Tirol allgemeine Regel, und der Tiroler hat noch den Spruch: „Wenn man den Hennen in der Fastnacht Kraut zu essen giebt, verträgt sie der Geier nicht." Jedoch nicht nur das Hühnervieh, sondern auch die Menschen binden sich an bestimmte Speisen, welche irgend etwas bezwecken. Auch der Thüringer genießt Sauerkraut und Schweinefleisch und verzehrt Hirsebrei, wie der Bewohner der Dörfer um Jean Paul's Geburtsstätte, um Wunsiedel in Oberfranken herum; der Franke zieht es aber vor, den Hirsebrei frühmorgens, ehe man sich wäscht, zu essen und einen ordentlichen „Säusack" oder „Schwartenmagen" (ein Wurstgemengsel, welches nur der Bayer liebt, das aber dem Thüringer nie „zu Hals will") dazu, dann bleibt man das ganze Jahr gesund. Einige Gläser „echtes Bayrisch" thun dann noch das Ihrige zur Verdauung. Ueberall werden fleißig Krapfen*) („Kräpfel" in Thüringen, „Nudeln" in Oberbayern, „Küchel" in der Rheinpfalz) gegessen, damit man das Jahr über glücklich sei, und mit dem Fett derselben schmiert man in Thüringen die Wagen, im Etschland in Tirol die Riemstricke ein, dann halten sie länger. Dagegen darf man am Fastnachtsdienstage keinen Käse essen, „sonst bekommt man anhaltenden Schnupfen", und auch kein Wasser trinken, „sonst stechen Einen die Schnacken", wie es in dem „Wunderbüchlein, oder: nachrichten von blauen feuern, irrwischen rc. Kempten 1806" heißt. — Das Wetter zu Fastnacht ist ausschlaggebend. Eine alte Wetterregel in Südtirol lautet:

„Ist die Fastnacht klar und hell,
Führt man den Pflug auf den Acker schnell."
„Wenn die Schnacken zur Fastnacht geigen,
Thun sie im Märzen schweigen,"

sagt man in Nauders. „Wenn am Fastnachtstage die Sonne früh aufgeht, werden die Feldfrüchte früh reif", spricht der Bewohner von Flaas, wohingegen der Oberbayer der geweihten Asche des „Aschermittwochs" (des „äscheriga Mikta") den Vorzug giebt, denn diese am Abend auf die Felder gestreut, ist der Saat ersprießlicher, als 3 Tage Regen und 3 Tage Sonnenschein. Dem Thüringer ersetzen diese „Asche" abgegessene Knochen, welche er auf das Feld wirft, dem Tiroler brennende Reisig- oder Strohbündel, die über die Saaten hinweggerollt werden. Letzteres heißt das „Kornaufwecken". — Ein eigenthümlicher Aberglaube herrscht um Walderbach, Roding und einigen andern armen Orten der Oberpfalz, wo den „Häuslers-Leuten" oft das zureichende Futter für ihr Stücklein Vieh nicht auf eigenem Grund und Boden wächst und die Noth zum Frevel verleitet. Es soll nämlich ein untrügliches Mittel sein, um von einem Förster im kommenden Frühjahre und Sommer beim Gras- und Streudiebstahl unentdeckt zu bleiben, wenn man in der Fastnacht vor Sonnenaufgang „3 Spänlein Holz und 3 Schöpplein Streu" stiehlt und unberedet verbrennt. Noch einige Bräuche sind der Oberpfalz eigen, welche sonst nicht weiter angetroffen werden. Daß man in der Fastnacht nicht spinnen darf, erwähnten wir oben schon, aber dem Oberpfälzer, der sich vor den Mäusen sonst so sehr fürchtet, bangt hier nicht, wie dem Rheinpfälzer, vor den unheimlichen Nagern, sondern er glaubt: man spinne einen Galgenstrick oder die Kinder und das Jungvieh bekämen das Kopfwackeln. Offenbar fürchtet er die Mäuse deshalb nicht, weil bei ihm der Faden nie zu fettig wird, d. h. er ist meist arm und bäckt der Krapfen nicht allzu viele. So arm jedoch, wie er ist, und so nothwendig er oft Strümpfe brauchen würde, seiner Frau oder Tochter würde es um keinen Preis einfallen, in der Fastnacht zu stricken, denn sonst käme man in dem laufenden Jahre „von einem Streit in den andern". Und prozessiren darf der oberpfälzische Bauer seiner Armuth wegen wieder nicht, aber seine Hühner müssen brav Eier legen, damit er etwas zu lösen hat, und so duldet er zur Fastnacht auch das Flicken nicht. Es ist nicht auffallend, daß der zum Theil weitab von der großen Heerstraße wohnende Oberpfälzer, noch tief in den Banden des Katholicismus steckend, so mannigfachen abergläubischen Bräuchen huldigt, und es ist ihm um so mehr zu verzeihen, wenn man bedenkt, daß im 18. Jahrhundert noch solcher Glaube z. Th. in den Städten „gang und gäbe" war; in München soll man noch lange Zeit am Fastnachtsdienstage „wider Fieber und Zahnweh" gebadet haben, trotzdem bereits Herzog Maximilian in Bayern dagegen geeifert, wie folgende Verordnung beweist: „Des fürstl. durchl. hertzog Maximilian in Bayern rc. unsers gnädigsten landtsfürsten und herrens landgebott wider die aberglauben zauberey hexerey und andre sträfl. Teufelskünste, gedruckt in der fürstlichen Hauptstatt München, bey Anna Bergin wittib anno 1611." In derselben heißt es: „Eben die mainung hat es mit denjenigen, welche am weynachtabent oder am faßnachtage wider das fieber und zahnweh baden, so nit weniger abzustraffen."

*) Fränkischer Ausdruck, schon in Coburg allgemein.

Bücherbesprechungen.

— Deutsch-Evangelisches Jahrbuch für 1901. Herausgegeben im Auftrage der freien kirchlich-socialen Conferenz von Pfarrer Lic. Weber. 3. Jahrgang. Berlin, Verlag der Stadtmission. 260 S. Elegant geb. 3 ℳ. — Das vorliegende Jahrbuch bietet außer einer Reihe von Aufsätzen, die brennende Zeit- und Streitfragen behandeln, noch eine umfangreiche apologetische und eine literarische Rundschau über das Jahr 1899/1900; Beide enthalten, so weit ich die besprochenen Bücher kenne, gerechte und nüchterne Beurtheilungen, die gut unterrichten. Aufgefallen ist mir, daß diesmal dieser literarkritische Anhang im Verhältniß zu den Aufsätzen einen viel größeren Raum einnimmt als in den Vorjahren. Die letzten Seiten des Buchs klären über die Ziele und über die Organisation der freien kirchlich-socialen Conferenz auf. Stöcker eröffnete die Reihe der Aufsätze. „Die Volkskirche" ist sein Thema. Er bekämpft zuerst den liberalen Irrthum, als ob zur Volkskirche gehöre, daß jede religiöse oder irreligiöse Richtung, die im Volke vorhanden sei, auch in der Kirche ein Recht habe, und dann weist er den „pietistischen" Irrthum ab, der nur eine Kirche anerkennt, in der jedes Glied ein bekehrter Christ ist. Daß wir eine Volkskirche haben müssen und wie sie gestaltet sein muß, das entwickelt er weiter in seiner geistvollen, freilich oft zum Widerspruch herausfordernden Weise. Ein Eideshelfer steht ihm in Prof. Lütgert zur Seite, der „Das biblische Gemeindeideal" behandelt. Stilistisch ist der Aufsatz ein Meisterstück: kurze sentenzenhafte Sätze, knapp und klar. Inhaltlich dürfte er kaum Widerspruch finden, sowohl in dem Nachweis, „daß Christus nicht Einzelne, möglichst viel Einzelne gläubig machen, sondern eine Gemeinde stiften wollte", als auch in der Anwendung der Ergebnisse seiner Schriftforschung auf die Gegenwart, die eine Fülle praktischer Winke bietet. Eine andere Richtung vertritt der Aufsatz des verstorbenen württembergischen Pfarrers Lang (Korb): „Gemeinde und Gemeinschaft," der in der Schlußthese gipfelt: „das was die Gemeinschaft will, ist die Erfüllung des biblischen Gemeindeideals". In einen völlig anderen Gedankenkreis führt uns P. Paulsen. Er wirft dem modernen falschen Pessimismus, wie ihn Schopenhauer, Hartmann und der Neubuddhismus vertreten, den Fehdehandschuh hin, er bekämpft ebenso scharf den falschen Optimismus eines Epikuräers wie Paul Heyse, und eines Pantheisten wie Friedrich Paulsen und stellt ihnen den rechten Optimismus und den rechten Pessimismus eines Christen gegenüber. Auf sociale Fragen gehen die drei letzten Aufsätze ein, zwei davon auf die Frauenfrage. Heinrich Fliedner schildert das Wirken seines Vaters für die Frauenwelt, und Frau Wilms-Wildermuth beantwortet die Frage: „Soll die christliche Frau an der Frauenbewegung theilnehmen?" Die Antwort ist ein wohlverclausulirtes „Ja". Interessant ist darin der Ueberblick über die Frauenbewegung und ihre jetzige Organisation, beachtenswerth die Warnung, daß die Bewegung durch die Zurückhaltung der specifisch-christlichen Kreise immer mehr ins interconfessionelle, ja indifferentistische Fahrwasser gerathen könne.

Nur ein Druckfehler ist wohl auf Seite 161 Leisnitz für Leisnig? Hochinteressant ist endlich die warme Würdigung der christlich-socialen Reformbestrebungen Gustav Werner's durch den Heilbronner Stadtpfarrer Wurster, der bei aller nüchternen Beurtheilung der Fehler Werner's doch das Vorbildliche seiner Bestrebungen klar hervorhebt. Eine Einzelkritik an den vertretenen Anschauungen zu üben, würde zu weit führen. So viel steht fest, trotz manchen Widerspruchs im Einzelnen wird man eine Fülle von Anregungen in dem Buche finden. J. N.

— Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Stände. Leipzig, H. G. Wallmann. Vierteljährlich 2 ℳ. — Man sendet uns eine Anzahl von Nummern dieses Blattes zur Besprechung zu. Was es will, ist für den Kenner der Geschichte, die unsere kirchlichen Wochenschriften in den letzten Jahren durchlaufen haben, schon aus dem Titel zu entnehmen. Als evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt hatte sich bei seinem Entstehen ein Wochenblatt bezeichnet, das schon nach kurzer Zeit diesen Titel wieder fallen ließ, weil sein Inhalt damit ziemlich schnell in grellen Widerspruch gekommen war. So ist der alte Gedanke von ganz anderer Seite her gewissermaßen neu aufgenommen worden, um ein Blatt zu begründen, das jenen Titel wirklich führen und behalten darf. Und wie ein Bekenntniß des redlichen Strebens nach dieser Berechtigung trägt es an der Spitze seinen Haupttitel, dessen Sinn sich wohl so verstehen läßt, daß man den alten Glauben, wie die Urheber und Hauptvertreter der deutschen Reformation ihn bekannt und wissenschaftlich gerechtfertigt haben, als die allgemeine Grundlage der religiösen Bewegung im deutsch-lutherischen Volk weiter bestehen lassen und vertheidigen will. Daß das nicht heißen soll, man wolle ausstreichen und ungiltig machen, was seit jenen Zeiten an wissenschaftlicher Erkenntniß gesucht und gefunden worden ist, das können wir auf Grund der gewonnenen Kenntniß von Inhalt und Art des Blattes treulich versichern. Aber man hütet sich und will sich hüten davor, den Streit der theologischen Meinungen, über deren Tragweite auch ein sonst wohl unterrichteter Nichttheologe kein Urtheil haben kann, in die weiteren Kreise des Volkes hineinzutragen oder vollends allerlei unreifen Geistern einen Sprechsaal darzubieten für ihre unfertigen Vorstellungen unter dem wunderlichen Vorgeben, damit Klarheit und Gewißheit zu schaffen in den religiösen Anschauungen. Im Uebrigen erfahren auch die Leser dieses Blattes von Allem, was auf kirchlichem Gebiet geschieht, aber immer so, daß die Abschätzung des Einzelnen in das Licht einer vorsichtigen und Alles bedenkenden Beurtheilung gestellt wird. Als classisches Beispiel können die ausgezeichneten Aufsätze von Professor Walther über die Gemeinschaftsbewegung der Gegenwart dienen, die wir in ihrer Zusammenfassung zu einem besonderen Hefte bereits besprochen haben. Hier redet ein Kenner, der die ganze Sache geschichtlich studirt hat und aus so gewonnener Erfahrung heraus feststellen kann, welche Auffassung als die der gesunden evangelischen Lehre entsprechende zu gelten hat. In solcher Gesinnung und Absicht läßt die Schriftleitung die Fragen besprechen, deren Behandlung und Erledigung sie für nothwendig erkennt. Im Uebrigen ähnelt das Blatt nach seiner Einrichtung anderen, von deren Art es sich so wesentlich unterscheidet. Es läßt auf einen kurzen erbaulichen Artikel, dem zumeist nur ein Bibelspruch zu Grunde liegt, zunächst ein religiöses Gedicht folgen, womit es auf neu erschienene oder auch auf ältere Sammlungen von solchen hinweist, und dann pflegt der Hauptartikel zu kommen, meist ein längerer Aufsatz in der Art des bereits erwähnten. Wie über die Gemeinschaftsbewegung wird in den uns vorliegenden Heften gehandelt über die drei ersten Evangelien, über die Ohnmacht des Unglaubens und über das Wesen des Buddhismus. Weiter finden wir ausführliche Besprechungen neu erschienener Bücher, z. B. des Harnack'schen „Wesen des Christenthums" in einem offenen Briefe, neben denen kürzere Anzeigen der neuesten Literatur in einer besonderen monatlichen Literarischen Beilage hergehen. Es wird gebührende Rücksicht genommen auf die Zeitereignisse und auf die durch sie in den Vordergrund gerückten kirchlichen Unternehmungen, z. B. die Mission in China. Kurz, der Leser darf in jeder Beziehung darauf rechnen, das zu finden, was ähnliche Blätter von ihrem Standpunkte aus bieten. Und die Helfer, die man gewonnen hat, darunter Namen von bekanntem Klang, wie Vetter, fügen sich mit ihren Leistungen harmonisch in das Gesammtbild ein. Für wen der „alte Glaube" in jenem Sinne eine Bedeutung hat, der möge sich verpflichtet fühlen, das Seinige zu thun für eine weite Ausbreitung des Blattes in den ihm nahestehenden Kreisen! B. K.

— Bibelstellen und Sachregister zu D. Hermann Cremer, Die paulinische Rechtfertigungslehre, 1. und 2. Auflage. Ausgearbeitet von Pfarrer Ernst Kappeler in Neunforn, Schweiz. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1900. 50 ₰. — Hiermit erfahren die Besitzer des genannten berühmten Buches, daß diese Register bearbeitet und erschienen sind. Der Verfasser hat aber noch ein Verzeichniß der Druckfehler in jenem Werke und ein solches der dort erwähnten, aber nicht citirten Bibelstellen hinzugefügt. B. K.

— Das Evangelium der Verachtung. Social-Satire. Von Rich. Wagner. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Warum der Hr. Verf. sich gerade den berühmten Componisten als Pseudonym gewählt hat, vorausgesetzt, daß er nicht wirklich diesen Namen führt, ist uns nicht recht klar geworden. Auch der Titel stimmt, wie uns scheint, nicht ganz. Evangelium der Weltverachtung wäre vielleicht deutlicher gewesen. Es handelt sich, kurz gesagt, um die Geschichte eines jungen Mannes, der voll Talent, aber gänzlich verlottert und verbummelt, zuletzt durch echte Liebe geläutert, sich eine bescheidene, aber doch genügende Stellung im bürgerlichen Leben erringt. Da stirbt ihm die Frau, er selbst ist unheilbar krank und sieht, indem er die Bilder des vergangenen Lebens an sich vorüber ziehen läß, verbittert und hoffnungslos dem nahenden Ende entgegen. Der Eindruck des Buches würde hiernach noch unerquicklicher sein, als er es in der That ist, wenn nicht ein ausgesprochenes, möglicherweise noch sehr jugendliches, Talent manche Mängel vergessen ließe. Der Verf. hat sich ein Versmaß von sechszeiligen Jamben gewählt, bei welchen derselbe Reim dreimal wiederkehrt und außerdem die beiden Schlußzeilen sich reimen, ein wahrhaftes Kunststück, wenn man erwägt, daß dies durch ungefähr 120 Seiten hindurchgeht. Außerdem sind verhältnißmäßig sehr wenige Reime gequält oder mißlungen. Kurz, der Verf. besitzt zweifellos ein bedeutendes Reimtalent. Dazu kommt, daß viele Verse auch inhaltlich von dichterischer Schönheit sind, besonders manche Naturschilderungen z. B. Seite 18: „Bald silbern strahlend, bald im lichten Grunde — Mild glänzend, wie in fein geschliffner Flasche — Der Rheinwein blinkt, durcheilt die blumenbunte — Grünsammtne Ebne plätschernd froh der rasche — Kaltklare Bergfluß; gierig neigt die runde — Bachweide ihr Geäste, daß sie nasche — Vom Wasserstaub; die perlensprüh'nden Wellen — Leicht streifend schwirren schimmernde Libellen." Ferner müssen wir anerkennen, daß der Verf. wirklich große Männer, wie Bismarck, klugerweise mit seiner Satire verschont. Ueber manche etwas bedenkliche Situationen wollen wir rebus sic stantibus hinwegsehen, Dinge wie Seite 8 unten sollte sich aber ein Dichter, oder wer auf den Namen eines solchen Anspruch macht, abgewöhnen. Daß Aehnliches auch in den „Xenien" vorkommt, ist für Andere keine Entschuldigung. —tg—

— Das Gewerbeunfallversicherungsgesetz vom 30. Juni 1900 hat der Geh. Regierungsrath und vortragende Rath im Königlich Preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe Dr. F. Hoffmann als 44. Band der bekannten Taschengesetzsammlung von Carl Heymann's Verlag in Berlin in 2. Auflage bearbeitet. Berücksichtigt ist der neuen Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung wegen auch das sog. Abänderungs- oder Mantelgesetz vom 30. Juni 1900. Der Verfasser ist ein auf dem Gebiete des Verwaltungs- und Versicherungsrechts bekannter Schriftsteller, dem wir schon manche werthvolle Gabe verdanken. Eine solche ist auch die vorliegende Arbeit, die, wennschon sie hauptsächlich vom preußischen Standpunkte ausgeht, doch vermöge ihrer stofflichen Reichhaltigkeit und geschickten Verwerthung der Gesetzesmaterialien und obersten Rechtsprechung volle Würdigung verdient. Der Preis von 2 ℳ ist kein zu hoher. ∞

— Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanova's Tragikomödie Das Polemoskop. Von Victor Ottmann. Stuttgart, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen, 1900. 192 S.; 8°. — Zwei C: Cagliostro und Casanova, und zwei S: Sade und Saint-Germain (in gewisser Beziehung auch noch ein drittes S: Swedenborg), geben dem „Jahrhundert der Aufklärung" ein recht nettes Gepräge: Schwärmerei, Schwindel und Unsittlichkeit, und dazu als Folie eine riesige Dummheit der oberen Zehntausend. Das ist der Eindruck, den man bekommt, wenn man sich mit einer der genannten „Berühmtheiten" einmal etwas genauer befaßt. Das vorliegende Werk ist im Buchhandel nicht zu haben: es ist ein Privatdruck der

„Gesellschaft der Bibliophilen“ und nur durch Mitgliedschaft zu erlangen (Schriftführer ist der Verfasser des Buchs, wohnhaft: Suttgart, Schloßstr. 60); da nur 1000 Abzüge gemacht worden sind und die Gesellschaft sich in den beiden letzten Jahren ohne alle Reclame ganz im Stillen recht stattlich vermehrt hat, so möge sich dazuhalten, wer in den Besitz des — räthselhafte Menschen fesseln nun einmal — fesselnden, bibliophil ausgestatteten, auch mit guten Bildnissen und Facsimiles versehenen Werks gelangen möchte. Da Monsieur Casanova, der sich seit etwa 1758 „Chevalier de Seingalt“ (= Saint-Galle, d. h. Sankt Gallen?) nannte, die ganze, namentlich aber die halbe Welt kennen gelernt hat, so nimmt es uns nicht wunder, wenn auch unser Sachsen mehrmals in der Reihe der Länder auftaucht, die dieser unglaubliche Abenteurer mit seinen Besuchen beehrt hat; allerdings hat er die Sächsinnen kalt gefunden und stellt (1752) den Sachsen überhaupt das für das Brühlsche Zeitalter immerhin bemerkenswerthe Zeugniß aus, daß Ausschweifungen nicht in ihrer Natur seien. Das treffendste Urtheil über Casanova hat wohl Mozart's Librettist Lorenzo Da Ponte gefällt, wenn er ihn „ein bizarres Wesen, eine besondere Mischung von guten Eigenschaften und von Lastern“ nennt. Zu dem vielen Dankenswerthen, das Ottmann's fleißiges Buch enthält, möchte ich auch die eingestreuten Mittheilungen über den Erzvater aller Hochstapler, den „Grafen“ Saint-Germain († 1780, der Große Meyer hat 1784), und seinen gelehrigen Nachfolger, den Juden Joseph Balsamo, genannt Graf Cagliostro († 26. VIII. 1795), rechnen. Daß bei den ausgebreiteten Bekanntschaften Casanova's auch unsere beiden Classiker Goethe und Schiller, daß der Naturphilosoph Rousseau und der philosophische König Friedrich der Große Erwähnung finden, daß auch auf das fromme Albion, das 1763 vor einer Tugend ersten Ranges, der quondam Geliebten Casanova's, alias Miß Cornelis, auf den Knien lag, hübsche Schlaglichter fallen, ist ohne Weiteres verständlich. Culturgeschichtlich ist das Buch jedenfalls ebenso lehrreich wie literargeschichtlich. Auf S. 16 ist statt des in die Zeiten der Pornokratie fallenden Papstes Martin III. wohl Martin V. gemeint; und wenige Zeilen später muß es statt Alexander II. natürlich Alexander VI. heißen. Ht.

— Personal-Verzeichniß der Königl. Sächsischen Staats-Forstverwaltung auf das Jahr 1901. Preis 75 ₰. Dresden, Verlag und Druck von C. Heinrich. — Das vorliegende Personal-Verzeichniß umfaßt 50 Seiten und hat gegen die frühere Ausgabe an Handlichkeit gewonnen. Es bringt den Personalbestand der obersten Staatsforstbehörde im Finanzministerium, der sämmtlichen Forstbeamten nach den 11 Forstbezirken geordnet, der Forsteinrichtungsanstalt und der Forstakademie, der Prüfungscommissionen für den höheren und niederen Staatsforstdienst und des forstlichen Versuchswesens, sowie ein Verzeichniß der prädicirten Forstassessoren und der Forstreferendare. Bei den Forstbezirken sind die Forstrentamtsbezirke mit hervorgehoben. Bei den einzelnen Forstrevieren ist die Zugehörigkeit zur Amtshauptmannschaft und zum Amtsgericht, die Größe, der Derbholzetat und für das Personal die dienstliche Stellung, der Name, der Diensttitel, der militärische Rang und die Ordensauszeichnung, der Wohnort und die Postanstalt, sowie endlich das betr. Landbauamt angegeben. Die Uebersichtlichkeit könnte noch dadurch gewinnen, daß bei den Namensangaben der Familienname vorgesetzt würde. Nmstr.

— Das Echo. Wochenschrift für Politik, Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Verlag von J. H. Schorer Berlin. S. W. XIX. Jahrgang 4. Quartal 1900. Preis vierteljährlich 3 ℳ — Das Echo hat auch im verflossenen Vierteljahre seiner altgewohnten Gepflogenheit folgend die gesammten Ereignisse der Welt in objectiv referirender Weise verfolgt, damit besonders den Deutschen im Auslande Gelegenheit gebend, sich über die Verhältnisse in der Heimath und über die Stimmungen und Bewegungen in ihr zu unterrichten. Von besonders ausführlich besprochenen Ereignissen das letzt verflossenen Vierteljahres nennen wir die Einweihung des Reichslimesmuseums auf der Saalburg, die Verlobung der Königin Wilhelmina der Niederlande, die Europareise des Präsidenten Krüger, den Untergang des „Gneisenau“ ꝛc. Selbstverständlich erfahren die Wirren in China, der Krieg in Südafrika und die colonialen Angelegenheit fortgesetzt eine eingehende Behandlung. Die der Nr. 50 vom 13. Dec. 1900 beigegebene Länderliste des Echo zeigt die geradezu staunenswerthe Verbreitung der Zeitschrift über das ganze Erdenrund. Außer dem Industriellen Echo hat die Zeitschrift jetzt noch eine weitere neue Beilage erhalten: Das Frauenecho, das besonders die Angelegenheiten der deutschen Frau behandeln soll. Besonders für im Ausland lebende Deutsche ist somit das Echo durchaus empfehlenswerth. N. B.

— Glück auf! Organ des Erzgebirgs-Vereins. Monatlich 1 Nummer. Herausgegeben vom Gesammtvorstand unter Schriftleitung des derzeitigen Vorsitzenden Seminaroberl. Möckel. 1901. Januar. — Mit der vorliegenden Nummer beginnt der 21. Jahrgang dieser Zeitschrift, welche die Interessen des 1878 gegründeten sächsischen Erzgebirgs-Vereins zu vertreten bestimmt ist. Der Inhalt bietet für alle Vereinsmitglieder Anregung nach verschiedenen Richtungen hin. Aus Bismarck's Briefen ist der Nachweis erbracht, daß der Reichskanzler in den Jahren 1863, 1864 und 1865 auf seinen Reisen nach Karlsbad von Zwickau aus das Erzgebirge bereiste. Ein warm empfundener Nachruf gilt dem kürzlich verstorbenen Prof. Straumer, welcher trotz schweren Leidens sich seinen erzgebirgischen Humor zu bewahren wußte und als Schriftsteller um das Erzgebirge sich große Verdienste erwarb. Die bei allen Freunden des heimischen Grenzgebirges beliebten Erzählungen und Dichtungen sind auch in vorliegender Nummer vortrefflich vertreten, woran sich Mittheilungen aus den Zweigvereinen und ein „Allerlei aus dem Erzgebirge“ anreihen. Da das Blatt in einer Auflage von 7900 Exemplaren allen Mitgliedern des Erzgebirgs-Vereins zugeht, so bietet es auch ein geeignetes Mittel für Ankündigungen. P.

— Meggendorfer's Blätter. Farbig illustrirte Wochenschrift für Humor und Kunst. Jahrgang 1900. (Band 40 und 41.) München und Eßlingen bei Stuttgart, Verlag von J. F. Schreiber. — Die kostbare Gabe des Humors ist keinem der deutschen Gaue ganz versagt. Zeichnet das norddeutsche Tiefland sich aus durch eine gewisse trockene Art des Scherzes, hinter der sich das ernste und tiefe Empfinden zu verstecken liebt, so gedeiht in Oberdeutschland besonders üppig der gutmüthige, wiewohl oft derbe Witz, der in kurzem schlagendem Worte die vielfachen Thorheiten des Menschengeschlechtes geißelt. Aber innerhalb dieser beiden Hauptgruppen lassen sich wieder reizvolle Unterschiede wahrnehmen. Der überlegene Spott des Wiener Fiakers steht von der schnoddrigen Keckheit des Berliner Schusterjungen eben so weit ab wie des bierfröhlichen Müncheners stillvergnügter Ulk von des Schwaben geistreicher Schärfe, die es gelegentlich auch nicht verschmäht, sich selbst zum Besten zu haben. So fehlt es denn den verschiedenen Witzblättern nie an Stoff, und ihr reicher Inhalt bietet dem Freunde eines herzhaften Lachens manches Stündchen willkommener Unterhaltung. Unter den Sammelstellen für Gaben modernen Humors gebührt ein hervorragender Platz Meggendorfer's Blättern. Dafür legt auch der Jahrgang 1900, der uns soeben in zwei schön ausgestatteten Bänden zugeht, wiederum glänzendes Zeugniß ab. Alle möglichen Gattungen humoristischer Darstellung finden hier verständnißvolle Pflege: die Scherzerzählung in Prosa und Vers, die Anekdote, die mundartliche Schnurre, die zielsichere Satire, das Epigramm u. s. w. Einen ganz wesentlichen Antheil an der Beliebtheit von Meggendorfer's Blättern haben aber auch die Zeichner und Maler. Oft genug bedürfen die Bilder keines erläuternden Wortes: sie sprechen für sich allein. In anderen Fällen schließen Wort und Bild einen so engen Bund, daß sich schwer entscheiden läßt, wer eigentlich der Hauptspaßmacher ist: der Griffel des Malers oder die Feder des Schriftstellers. Bekannt ist, daß Meggendorfer's Blätter auch den modernen Farbendruck in ihren Dienst stellen und dadurch einen erhöhten Reiz gewinnen. Es ist in der That ein wahres Vergnügen, in diesen Bänden zu blättern, und wir wundern uns ganz und gar nicht, sie beinahe als unentbehrliches Ausstattungsstück in den Apotheken und in den Wartezimmern der Aerzte zu finden. Die Herren wissen ganz genau: die gute Laune, die hier ihr Wesen treibt, hat Etwas an sich von einem heilkräftigen Lebenselixir, sie flößt dem Verzagten und Gedrückten neuen Muth und Zuversicht ein und leitet damit schon die Kur in erfolgreichster Weise ein. Wir wünschen dem trefflichen Witzblatte, es möge auch in Zukunft seines wichtigen Amtes, in ernster Zeit den goldnen Humor zu pflegen, mit gleichem Glücke walten wie bisher. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 21. Dienstag, den 19. Februar, Abends. 1901.

Johann Heinrich Voß.

Zu seinem 150sten Geburtstag.

„Was ihm in der Poesie am besten gelungen, war jenes sassische Stillleben, das in den grünen Saaten sich sein Nest bereitet und von da aus in der Morgenfrühe sich zum heitern Himmel schwingt und wirbelnd über Feld und Flur seinen Gesang austönt. Dies Leben hat er in seiner Luise und in mehreren Liedern mit großer Meisterschaft besungen; beiderlei Gebilde treten in Art und Weise der Auffassung und sorgfältiger Ausführung ganz den verwandten niederländischen Gemälden an die Seite.“ So urtheilt ein natürlicher Gegner, Joseph von Görres, über Voß, der im deutschen Dichterwald einen dauernden Ehrenplatz einnimmt. Was Voß, der sassische Bauer im Leben und im Dichten, für die deutsche Poesie gethan, das bleibt mit goldenen Lettern in der Literaturgeschichte eingetragen. Mehr noch als durch seine eigenen Dichtungen, denen man die Poesie, so die Tiefen der Seele ergreift, sowie den höheren Schwung der dichterischen Phantasie abspricht, hat er durch die Verdeutschung Homer's geleistet, die erste in deutschen Landen, die es den Nichtkennern der griechischen Sprache ermöglichte, in den tiefen Geist und die Schönheitswelt der Griechen, und namentlich Homer's einzudringen. Er war der Erste, der sich an das Riesenwerk der Verdeutschung der Iliade und der Odyssee wagte und diese Heldenarbeit heldenhaft vollführte, wozu ihm sein lebhafter, angeborener rhythmischer Sinn und die genaue Kenntniß der Alten sehr zu statten kamen. „Der Ton des griechischen Epos,“ urtheilt Vilmar, „war noch zu keinem deutschen Ohre, das nicht griechisch verstand, gedrungen; mit scharfem Blick erkannte Voß den verschiedenen Tonfall in den deutschen Wörtern und construirte nach den Gesetzen dieses Tonfalls seine Verse, folglich auch die Sätze unserer Sprache, welche seitdem eine früher nicht gekannte Regelmäßigkeit, einen früher kaum instinctmäßig gefühlten Wohllaut in der Satzbildung annahm.“ Wenn auch heute bessere Verdeutschungen Homer's da sein mögen, so gebührt doch Voß das unsterbliche Verdienst, der Erste gewesen zu sein, eine solche staunenswerthe Leistung zu vollbringen, die ihn zum eigentlichen Begründer und Vater der Uebersetzungskunst stempelt. Nicht so glücklich wie bei Homer war er in der Verdeutschung Shakespeare's, an die er sich noch als Greis heranwagte, wiewohl auch hier sein Bestreben, den großen Briten dem deutschen Volke näher zu bringen, die vollste Anerkennung verdient.

Ein nicht minder großes Verdienst des Dichters war es, daß er wieder der Erste war, der die Mundart in unsere Dichtung eingeführt und dadurch zur Ehre gebracht hatte, indem er zwei seiner Idyllen: „De Winterawend“ und „De Geldhapers“ in plattdeutscher Sprache dichtete und somit zum Vorbild einer Reihe von Nachahmern wurde, die ihn freilich an poetischem Gehalt weit überflügelt. So dichtete Martin Usteri „De Vikari“ und „De Herr Heiri“ in schweizerischer, und J. Peter Hebel seine „Allemannischen Gedichte“ in allemannischer Mundart, und von da an hat sich der Dialekt in unserer Poesie einen Ehrenplatz errungen und bis in unsere Zeit behauptet.

Ein drittes Verdienst des Dichters wurzelt darin, daß er nicht nur einer der namhaftesten Begründer, sondern auch der leitende und bewegende Geist des Hainbundes war, der die deutsche Dichtung mit so vielen Perlen bereichert hat. Mit welcher Begeisterung, ja Schwärmerei er diesem Dichtervereine zugethan war, beweisen die oft überschwänglichen Briefe an seinen Freund Brückner und seine Braut Ernestine Boie, die sich förmlich als eine Chronik des Hainbundes darstellen. „Ach, den 12. September (1772), mein liebster Freund,“ heißt es da u. a., „da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen.“ Und in einem andern Briefe heißt es: „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei Einem zusammen. Klopstock's Oden und Ramler's lyrische Gedichte und ein in schwarz-vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weichem Papier in Briefformat liegen auf dem Tisch. Sobald wir Alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Vorlesers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unseres Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind. Noch steht nichts darin, weil die Gesänge, die Jeder auf das Bündniß unter der Eiche gemacht, anfangen sollen, aber nach meinem Gefühl noch nicht eingeschrieben werden können. Jetzt feilt noch ein Jeder daran.“ Das Romantisch-Geheimnißvolle des Bundes bei seinen Versammlungen im mondbeleuchteten Haine erweckte das Gerücht von Eichenkränzen, die die Bundesglieder beständig trügen, von einem Ochsenberge, wo sie nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollten, 400 an der Zahl, alle in Ziegenfelle gekleidet und mit großen Krügen versehen, woraus sie Bier trinken. Voß war der klarste und gesundeste Geist des Bundes, wenngleich nicht der begabteste Dichter desselben. In dieser Hinsicht erreichte er Hölty, Bürger, Claudius und Leisewitz nicht, doch war er frei von der angewöhnten Rührseligkeit eines Martin Müller, dessen Klosterroman „Sigwart“ heute einfach unverdaulich ist, und von der angeborenen Traurigkeit eines Hölty, die auf die Dauer ermüdet, überragte in moralischer Kraft und Stärke Bürger himmelhoch und an Gesinnungstüchtigkeit die beiden Stolbergs um ein Bedeutendes, so daß sich alle seinem Urtheile fügten und seiner zielbewußten Führung ergaben, die durch die Uebernahme des Musenalmanachs von selber in seine Hände kam.

Als Dichter hat sich Voß in der Lyrik und Epik ausgezeichnet und auf beiden Gebieten Bedeutendes geleistet. Zwei Richtungen sind es, die in seinem poetischen Schaffen neben einander laufen; die eine führt zum Erhabenen, wo wir den großen Sprach- und Formkünstler bewundern, die andere zum Volksthümlichen, wo wir den tiefen Kenner der Volksseele und der Natur erkennen. In seiner pathetischen Poesie, seinen Oden, ist er nur ein bloßer Nachahmer Klopstock's und Ramlers, die nicht nur seine Vorbilder, sondern auch das dichterische Ideal des ganzen Hainbundes waren. Doch macht

sich in diesen Dichtungen, wie z. B. in der Ode „Die Bundeseiche", schon sein eifriges Streben bemerkbar, den Ton der alten Griechen in die deutsche Sprache hineinzubringen, wie nicht minder der feste, überzeugungsvolle protestantische Geist, der ihn zum wahren Dichter des Protestantismus macht. Dieser Voß konnte es nur auf diese Weise übers Herz bringen, einen Mann und ehemaligen Bundesgenossen, den Grafen Friedrich Stolberg, bis an sein Ende zu bekämpfen, weil er der Sache des Protestantismus untreu und Katholik wurde, wie es die schonungslose Streitschrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" beweist. Tüchtig in jeder Weise ist die Gesinnung Vossens, die sich in seinen pathetischen Gedichten äußert, aber es fehlt ihnen die tiefere Poesie, die Anmuth und harmonische Durchführung, und auch die geschraubte gekünstelte Sprache läßt hie und da Manches zu wünschen übrig. Glücklicher war er in seinen volksthümlichen Liedern, die ihn so recht zum eigentlichen Sänger des Landlebens stempeln. Hier bewundern wir seinen fließenden, einschmeichelnden Rhythmus, seine frische anschauliche Sprache und seine anheimelnde Form, so daß viele seiner Lieder von selbst zur Musik werden, wenn man sie nur spricht. Deshalb haben sich auch die hervorragendsten Liedercomponisten seiner Zeit dieser reizenden Landlieder bemächtigt und sie in Musik gesetzt, unter andern Schulz, der durch seine „Lieder im Volkston" wohl am meisten zur Verbreitung der Vossischen Lieder beigetragen, ferner Harder, Kuhlau, Reichardt, Lindpaintner, Spazier, Weber, der Componist des „Freischütz", u. A. m. Solcher Liedesperlen hat Voß eine große Anzahl geschaffen, und es sollen hier nur erwähnt sein: Das Landmädchen, Der Freier, Dorfjugend, Die Spinnerin, Bauernglück, Landleben, Drescherlied, Mailied, Beim Flachsbrechen, Reigen, Heureigen, Im Grünen u. s. w.

Das Bedeutendste und wohl auch Bleibendes hat Voß in der Idylle geleistet, in der er mit vollendeter Meisterschaft das ländliche und häusliche Stillleben zur Darstellung bringt. Unter seinen 18 kleineren Idyllen sind „Der 70. Geburtstag", „Die Heumahd" und „Philemon und Baucis" wahre Perlen, die man immer wieder mit neuem Genuß lesen wird, und was seine von manchen Literarhistorikern angefochtene „Luise", sein unvergängliches Hauptwerk, anbelangt, so kann man auf dieselbe ebenso gut das Wort anwenden, das Goethe zum Lobe des „Oberon" gesprochen: So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, so lange wird auch die „Luise" als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Goethe versicherte ja selbst, die „Luise" leidenschaftlich verehrt zu haben und dichtete nach ihr sein Meisterwerk „Hermann und Dorothea" und Schiller, wollte sie in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" nur mit griechischen Mustern verglichen wissen, da das reizende idyllische Epos wie die Werke der griechischen Dichter einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß gewähre. Voß war aber auch ganz begeistert für sein Werk, so daß er sich in einem Brief an Gleim zu der unstatthaften Ueberschwänglichkeit hinreißen ließ: „Ich denke ehrlich für mich und sag' es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle — Luise ist sie nicht!"

Johann Heinrich Voß erblickte am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Meklenburg das Licht der Welt und erfreute sich eines tüchtigen, edlen Vaters, der anfänglich in günstigen Verhältnissen als Pächter und Wirth lebte, später aber verarmte und als Schullehrer sein Leben fristen mußte. Sein Großvater väterlicherseits war noch Leibeigener gewesen und erlangte erst später Freiheit von seiner Herrschaft Diesem Umstande verdankt gewiß die herrliche Idylle: „Die Freigelassenen" ihren Ursprung. „Mit Vergnügen," erzählt der Dichter in seinen „Erinnerungen", „gedenk' ich jener Abende, da bei uns, ihre Flasche Bier leerend, die gewanderten Meister sammt dem Chirurgus, dem Musikanten, dem Kaufmann, dem Maler bald Bemerkungen über Länder und Städte austauschten, bald durch schalkhafte Laune sich belustigten, und ich begreife, daß Lessing noch in späteren Jahren gern eine bürgerliche Bierschenke besuchte und im stillen Genuß des muthwilligen Naturwitzes sein Gläschen trank. Selbst einige Edelleute, die dort mit Wenigem anständig lebten, unterhielten die Gesellschaft von ihren Feldzügen." Viel verkehrte der Knabe mit dem Schulzen, der den Terenz liebte, mit dem Rector, den beiden Predigern und dem Apotheker, die von bestimmendem Einfluß auf seine geistige Entwicklung waren. Starkes Gedächtniß, leichte Auffassung und brennende Wißbegierde waren dem Knaben eigen. Fleißig las er Robinson, die Haimonskinder, die Insel Felsenburg und alles Andere, was ihm in die Hand kam, und wenn er sonst nichts hatte, so stärkte und nährte er seinen Geist aus der Bibel, von der ihn ganz besonders die lebhaften Geschichten, das Hohelied, die Psalmen und die Sittensprüche ansprachen. Beim Rector erlernte er das Latein und las mit ihm Aesop's Fabeln, den Cornelius, Julius Cäsar und Cicero's Briefe, wo er den herrlichen Klang, den klaren, bündigen Ausdruck und die sinngemäße Wortstellung bewunderte, Eigenschaften, die er in seinen Werken zur Anwendnng brachte. Schon in dieser jungen Zeit regte sich in ihm der Dichtertrieb. In seinem ersten Gedich besang er die Hauskatze, und sein zweites war eine höhnende Herausforderung an einen Lehrling, mit dem er nicht auf gutem Fuße stand. Auch sein so stark ausgesprochener rhythmischer Sinn äußerte sich schon damals in ihm, indem ihn Alles angenehm berührte, was da klang und klappte, wie etwa das Gehämmer des Schmiedes oder Dengelhammers, der Drischel- und der Brechelschlag. Auf den „herzhaften" Rath des Rectors entschloß sich der Vater, der bereits zu verarmen begann, den begabten Knaben studiren zu lassen. Doch konnte er nicht mehr viel für ihn leisten. Als Voß im Frühling 1766 in einem Alter von 14 Jahren auf das Gymnasium zu Neubrandenburg ging, gab ihm der Vater die Worte mit auf den Weg: „Die Hauptsache, mein Sohn, Gott gab dir die Kräfte und den Trieb wohl nicht umsonst; er weiß, wohin und auf welchem Weg er dich führen will!" Durch Freitische brachte sich Voß kümmerlich fort, dafür aber nährte er um so mehr seinen Geist, indem er die ersten, in den Bremer Beiträgen erschienenen Gesänge des „Messias", Ramler's „Tod Jesu", Geßner's „Tod Abel's" und Idyllen, sowie Haller, Hagedorn und Uz las, die ihn mächtig zu eigenem dichterischen Schaffen, hauptsächlich zu Oden und zu Liedern, sowie zu Idyllen in Hexametern anspornten. Im Jahre 1768 gab es für Voß auf dem Gymnasium nichts mehr zu lernen, und da ihm die Mittel zum Besuche der Universität fehlten, so nahm er bei einem Hrn. v. Oertzen, einem reichen Gutsbesitzer in Ankershagen, einen Hofmeisterposten an, wo er fast drei Jahre blieb und so manche Demüthigung erdulden mußte. Doch gewann er hier an dem benachbarten Prediger Brückner, der mit ihm die Liebe zur Poesie und Wissenschaft theilte, einen warmen und verständigen Freund, der ihn zum ersten Male mit Shakespeare bekannt machte, von dessen Dasein Voß bisher noch nichts wußte. An diesen Brückner, der selbst einen Band Trauerspiele herausgegeben hatte, die Lessing's Aufmerksamkeit erregten, waren die Briefe über den Hainbund sowie über Vossens Liebe zu Ernestine Boie gerichtet, und die Freundschaft zwischen beiden hatte dauernden Bestand. Hier lernte er auch den Göttinger Musenalmanach kennen, und sofort sandte er an Kästner, den er irrthümlich für den Herausgeber hielt, einige Proben, die Boie's, des eigentlichen Herausgebers, Aufmerksamkeit in solchem Grad erweckten, daß er an Knebel schrieb: „Ich habe ein neues Genie entdeckt, von dem ich mir sehr viel verspreche. Er ist ein junger Mensch, der, durch Armuth verhindert, noch keine Universität hat besuchen können und außerdem bei einem Landjunker informirt. Ich gebe mir Mühe, hier Ostern eine freie Stelle für ihn auszumachen, und hoffe, glücklich in meiner Bemühung zu sein. Heyne und Kästner unterstützen sie; so kann sie nicht leicht fehlschlagen. Er dichtet in der höheren Gattung und auch mit Glück in der leichtern. Der ersten möcht' ich ihn gern erhalten; in der andern haben wir genug." Knebel, Ramler und Gleim unterstützten des waderen Boie Bemühungen auf's kräftigste, und so konnte Voß 1772 mit 130 Thalern Ersparniß getrost die Universität Göttingen beziehen, wo er sich zunächst dem Studium der Theologie, dann aber ausschließlich der Philologie widmete und mit gleichstrebenden Studenten den berühmten Hainbund gründete, der in Klopstock sein Ideal, in Wieland aber das Zerrbild eines undeutschen Mannes und Dichters erblickte. Namentlich hatten es Klopstock und Ramler unserem Dichter angethan, so daß er an Brückner schrieb: „Klopstock's Oden sind göttlich; aber könnte man sich nicht noch zwischen Klopstock und Ramler hineinschieben?" Im Vorfrühling 1774 reiste Voß nach Hamburg, um Klopstock persönlich kennen zu lernen, und auf der Rückkehr besuchte er in Flensburg den Pastor Boie, seines Freundes und Förderers Vater, dem er in der Gestalt des Pfarrers von Grünau in der „Luise" ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt. Hier befiel ihn ein lebensgefährliches Brustübel, so daß er seinen auf zwei Wochen berechneten Aufenthalt auf volle fünf Wochen ausdehnen mußte. Diese Zeit hatte über sein Herz entschieden. Er gewann

Ernestinens Liebe und vermählte sich mit ihr, trotzdem er noch keine feste Stellung hatte, da er mittlerweile die Herausgabe des Musenalmanachs übernommen, von dessen Ertrag er leben zu können glaubte. So siedelte er nach Wandsbeck über, wo ihn innige Freundschaft mit Claudius, dem liebenswürdigen „Wandsbecker Boten“, verband. Unter Entbehrungen mancherlei Art brachte er sich hier recht und schlecht fort und führte an der Seite seiner milden, jungen Gattin ein idyllisches Stillleben, bis ihm 1778 eine Rectorstelle zu Otterndorf in Hannover angeboten wurde, die er mit Freuden annahm. Durch Vermittelung des Grafen Friedrich zu Stolberg erhielt er die Rectorstelle in Eutin, wo er die glücklichsten Jahre seines Erdenwallens verlebte. 1802 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Jena und von hier nach Heidelberg über, wohin ihn der Großherzog zur amtlosen Mitwirkung an der neuerrichteten Universität mit einem entsprechenden Jahresgehalt berief. Hier „verjüngte“ er sich zu eutinischer Heiterkeit. Doch erlitt er einen großen Schmerz durch den Tod seines ältesten Sohnes Heinrich, der in Heidelberg als Universitätsprofessor wirkte. Am 29. März 1826 folgte er selbst seinem Sohne nach, nachdem er nur kurze Zeit auf dem Krankenlager zugebracht hatte. Während einer Unterredung mit seinem Arzte stockte er plötzlich, griff mit der Hand nach dem Herzen, und mit einem stöhnenden Ach! gab er seinen Geist auf. Seine vortreffliche Gattin, die stets regen Antheil an seinen geistigen Arbeiten genommen, schrieb nach seinem Tode die „Mittheilungen“ aus seinem Leben, und in neuerer Zeit hat Wilhelm Herbst eine erschöpfende Biographie des Dichters der „Luise“ geliefert.

Joh. Peter.

Bücherbesprechungen.

— Das Evangelium eine Gotteskraft. Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien der neuen Perikopen von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger a. D. in Berlin. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 3 ℳ. — Daß Stöcker eine geradezu wunderbare Arbeitskraft besitzt, braucht nicht mehr bewiesen zu werden; aber man freut sich und staunt über jeden neuen Beweis, der zum Vorschein kommt. Neben ganze Stöße von Predigten und Reden, die er schon herausgegeben hat, legt er uns hier einen neuen Band, der fast vollständig die sogenannten neuen Evangelien behandelt; und waren auch die meisten von ihnen nicht neu, sondern in anderen Perikopenreihen schon reichlich vertreten, wie denn auch diese Predigten schwerlich alle in einem und demselben Jahre gehalten sind, so haben sie doch bereit gelegen, eine so fleißig und so tüchtig durchgearbeitet, wie die andere. In solchen „Volkspredigten“ liegt wohl zweifellos Stöcker's besondere Stärke, und man mag über den Gang seiner amtlichen Laufbahn urtheilen, wie man will, man mag es bedauern, oder sich darüber freuen, daß er kein wirklicher Hofprediger mehr ist, man wird zugeben müssen, daß er jetzt an der Stelle steht, wohin er eigentlich gehört. Er dient einer Gemeinde, die ihn liebt und verehrt, und wie dient er ihr! Er weiß genau, was und wie lange er ihr zu predigen hat, nämlich von Ausnahmefällen abgesehen, in der Regel ziemlich kurz und mit schlichter, kraftvoller Auslegung des Gotteswortes ohne jede Spur einer künstlich gemachten und um des Effectes willen herbeigesuchten Redewendung. Und was ihn am meisten ehrt in den Augen derer, die sein Wirken seit Jahrzehnten verfolgen, ist die Thatsache, daß nirgends, auch nicht vermittels einer nur für Eingeweihte verständlichen Anspielung, wie sie sonst bei berühmten Rednern so leicht sich einschleichen, irgend welche Verbitterung zu Tage tritt. Worauf ein Leser, der Stöcker nur als antisemitischen Agitator, als Versammlungsredner und als christlich-socialen Parteimann kennt, in diesen Predigten besonders gespannt sein könnte, von allem dem findet er einfach nichts, er müßte denn die überall erkennbare tiefe Einsicht in das religiöse, sittliche und sociale Elend der Zeitgenossen mit jener außerkirchlichen Thätigkeit des Predigers in Verbindung bringen. Aber das ist durchaus nicht nothwendig, da doch dieses Elend, und nicht blos in Berlin, Jedem, der sehen kann und will, vor Augen liegt. Stöcker redet hier wirklich für Jedermann aus dem Volke verständlich und eindringlich und dabei doch mit großer homiletischer Kunst, wie sie sich nicht nur in den glücklich gewählten Beispielen aus Welt- und Zeitgeschichte, sondern auch in der packenden und leicht faßlichen Form der Themabildung kundgiebt. Sein Thema ist nicht jedes Mal unanfechtbar richtig (z. B. S. 62, 85, 151, 312), aber immer seinem Zweck entsprechend und oft schon für sich allein eine wirkungsvolle Leistung (z. B. S. 188, 253). Deshalb sind die Predigten auch werth, studirt zu werden, und können gerade in ihrer Einfachheit viel Frucht schaffen bei Predigern, Lehrern und allerlei Freunden des göttlichen Wortes. B. K.

— Mose und Christus. Predigten von Christian Rogge, Marinestationspfarrer in Kiel. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1900. 1 ℳ 50 ₰. — Aus der gewohnten Zurückhaltung, die wir bei der Beurtheilung der Predigten zu üben pflegen, können wir diesmal ein wenig heraustreten. Einmal ist nicht zu fürchten, daß diese Anzeige einem nennenswerthen Theile derer zu Gesichte kommt, die einst diese Predigten gehört haben, und daß sie also in dem ihrerseits gehörten Eindruck gestört werden; sodann fordert der Herausgeber selbst zu voller Schärfe des Urtheils heraus, weil er sich bewußt ist, daß er in der Predigtbehandlung alttestamentlicher Texte einen neuen, bisher wenig gangbaren Weg eingeschlagen habe. So wollen wir zunächst feststellen, ohne die Schuld dafür dem Prediger aufzubürden, daß nicht blos auf dem Umschlag des Bandes, sondern auch auf dem Titelblatte selbst Reihen jener überaus komischen Figuren angebracht sind, wie man sie, öfter aber doch nicht ganz so geschmacklos, auf modernen Einbänden zu finden pflegt; in diesem Falle sehen sie aus wie stark verunglückte Bilder von Insecten. Das Titelblatt muß doch der Verfasser zu Gesicht bekommen haben, und es giebt gewiß Prediger, die sich einen solchen Schmuck ihres Buches verbeten hätten. Was nun den Inhalt anlangt, so hat neulich ein Recensent sein immerhin anerkennendes Urtheil in dem Satz zusammengefaßt, Predigten seien das gar nicht, sondern Vorträge über religiöse Themata. Das ist etwas zu viel gesagt. Einige der Predigten über neutestamentliche Texte sind, wenn auch eigenartig in der Form und nicht immer glücklich im Ausdruck, doch recht tüchtige Leistungen, die auf ernstem Studium beruhen und kraftvoll das Evangelium verkündigen. Allerdings hat der Verfasser nie genug Rücksicht darauf genommen, daß er nicht blos Officiere und durchaus wohl unterrichtete Menschen zu Zuhörern hat, sondern jedenfalls auch viele sehr schlichte Leute, die von mehreren seiner Predigten so gut wie nichts gehabt haben. Er hat sich da irre führen lassen durch den vereinzelt gewonnenen Eindruck, daß seine Predigten „die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Gemeinde“ erregt haben. Weil Der und Jener die Befriedigung eines Bedürfnisses darin gesehen hat, daß die religiöse Bedeutung der biblischen Schöpfungsgeschichte mit einer Art von apologetischem Vortrag in der Kirche behandelt worden ist, darf sich ein Prediger nicht verführen lassen, dergleichen Vorträge mehr zu halten, statt seine Gemeinde zu erbauen. Und hier kommen wir bei dem Grundübel an, unter dem der Verfasser leidet, das ist das unglückselige Recht der freien Textwahl. Eine Gemeinde, die zur Kirche kommt, um eine für Alle passende und bekömmliche geistliche Nahrung zu empfangen, wird hineingezwungen in eine Abhängigkeit von den zufälligen Geistesbewegungen und Stimmungen ihres Predigers, die den meisten ihrer Glieder überhaupt oder wenigstens in diesem Zeitpunkt völlig gleichgiltig sind. Dabei kann es dann vorkommen, daß der Prediger ein unabweisbares Bedürfniß fühlt, über Mose, den Mann Gottes, zu predigen, ein Thema, das sich zu irgend welcher Befriedigung eben nur in einem längeren Vortrag, wo nicht in einer Reihe von Vorträgen behandeln läßt. Um nun aber doch darüber predigen zu können, muß er sich einen Text dazu aus zwei Capiteln der Bibel herzusuchen, deren Verlesung allein eine Viertelstunde dauern würde, und die also zu diesem Zweck zusammengestrichen und, wenn auch nur formell, sogar abgeändert werden. Das ist einfach unerhört in der Geschichte der evangelischen Gemeindepredigt, und die gewichtigen Gründe, warum das nie geschehen darf, kennt der Verfasser so gut, wie wir. Es würde viel zu weit führen, die Unzuträglichkeiten alle namhaft zu machen, die ein solches Vorgehen im Gefolge hat und die in diesen Predigten reichlich wahrzunehmen sind. Dessen kann sich der Verfasser versichert halten, daß dieser sein Weg, Predigten über alttestamentliche Texte zu halten, kein gangbarer Weg ist und also zuletzt in die Irre führen muß. B. K.

— Sola fide — allein durch den Glauben! Predigt am Reformationsfeste, den 31. October 1900 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten vom Oberhofprediger D. Dr. Ackermann. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1900. —

Zur Säcularerinnerung an Reinhard's berühmte Predigt über die Rechtfertigung allein durch den Glauben hat sich der jetzige Inhaber des hohen Amtes, das jener einst bekleidete, denselben Text erwählt. Mit scharfer Begriffsbestimmung und mit festem Bekenntniß gegenüber Rom entwickelt der Prediger die geschichtliche Entstehung dieses reformatorischen Wahlspruchs und mit eindringlichem Ernst ermahnt er die Zuhörer, ihn sich zu eigen zu machen nach des Apostels Paulus und nach Luther's Meinung.
B. K.

— Dr. phil. Ernst Wagner, Wirthschaftliche Fürsorge für Angehörige Detinirter. Breslau 1900. W. G. Korn. 8°. 89 S. Zweite Auflage. — Eine bisher im Zusammenhange noch nicht erörterte wichtige Frage wird in sehr verständiger, auf ein interessantes, umfangreiches Material sich stützender Weise überzeugend dargestellt. Die weitaus größte Zahl der Gefangenen gehört ja den ärmeren, meist kinderreichen Familien an. Das Wenige, das die Familie besitzt, verfällt in der Regel für die Deckung der Untersuchungs- und Haftkosten, und so bricht dann, wenn der Ernährer im Gefängniß sitzt, nur zu leicht die bitterste Noth aus. Das Handwerkszeug, das Hausgeräth, ja wohl der Acker, das Häuschen müssen verpfändet oder verkauft werden. Es liegt nur im Interesse von Staat und Gesellschaft selbst, wenn versucht wird, eine solche Auflösung zu verhindern, die Familie des Detinirten nicht verfallen zu lassen, sondern sie als wirthschaftliche Einheit zu erhalten. Freilich können nur der Staat oder die Commune, oder die Kirchengemeinde, jede für sich allein, den Aufgaben der Familienfürsorge nicht gerecht werden. Der Staat hat keine rechtlich-bindenden Verpflichtungen auf diesem Gebiete. Bei der Gemeinde ist die Publicität unvermeidlich, aber wenig empfehlenswerth für eine so zarte Angelegenheit, wie die Familienfürsorge, die möglichst geräuschlos geübt werden muß. Daß die christliche Kirche eine besondere Verpflichtung zu dieser Liebesarbeit hat, kann nicht bestritten werden, aber sie hält sich ganz naturgemäß doch zunächst an die kirchlich gesinnten Nothleidenden der Gemeinde. Für die Familien von Gefangenen Sorge zu tragen, die bisher möglichst der Berührung mit den kirchlichen Organen aus dem Wege gegangen sind, wird man den Geistlichen so wenig zumuthen können, als es ihnen bei ihrer häufigen Ueberlastung möglich sein wird. Auf diese Weise eröffnet sich für die Thätigkeit von Privatpersonen und Vereinen noch ein sehr weites Feld. Vor Allem kommen hier die Fürsorge- und Schutzvereine für Gefangene in Betracht, deren entschieden ausgesprochener Zweck ja gerade auf die Bekämpfung von socialen Mißständen oder Gebrechen gerichtet ist, die mit dem Verbrecherthume in ursächlichem Zusammenhange stehen. Hat doch auch der Erlaß, den die preußischen Minister des Innern, der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten am 13. Mai 1895 an die Oberpräsidenten gerichtet haben, gerade die Heranziehung der Fürsorgevereine betont. Der Verfasser setzt weiter eingehend auseinander die Organisation und die Arten der Familienfürsorge und untersucht zum Schlusse die Frage, woher die Geldmittel genommen werden sollen. Die Inhaftirten selbst zur Sustentation ihrer in Noth gerathenen Familien heranzuziehen, bietet keine Aussicht auf Erfolg. Es sind in der Hauptsache alle Freiheitsstrafen mit Arbeitszwang verbunden und der Staat allein hat ein Recht auf den Ertrag der Arbeit des Sträflings. Dagegen empfiehlt der Verfasser nachdrücklichst die Arbeitsprämien, die den Detinirten nach den Leistungen und dem Fleiße sowie nach der Führung abgestuft gereicht werden, mehr als es jetzt geschieht der Familienfürsorge nutzbar zu machen. Ebenso hält er eine Ersatzpflicht, d. h. daß der Detinirte später die während dieser Strafzeit zur Erhaltung seiner Familie aufgelaufenen Kosten wenigstens theilweise zurückzuzahlen angehalten wird, für bedeutsam. Es wird zugleich dadurch den gewöhnlichen Unterstützungen der Charakter als Almosen genommen und das Ehrgefühl der ärmeren Classe der Fürsorgepfleglinge gesichert. Aber es ist doch sehr zu fürchten, daß Persönlichkeiten, die es nach verbüßter Strafzeit ohnehin schwer haben werden, sich ökonomisch in befriedigender Weise einzurichten, diesen Anforderungen nur in seltenen Fällen werden genügen können. Thatsächlich hat z. B. die Familienfürsorge-Abtheilung des Berliner Vereins zur Besserung der Strafgefangenen, der diese Rückerstattungsclausel in das Statut aufgenommen hat, doch von ihr noch nie Gebrauch gemacht. So bleibt schließlich nichts Anderes übrig, als den Staat und die Communalverbände zu Zuschüssen zu veranlassen. In Frankreich setzt der Staatshaushalt jährlich mehr als 100000 Frcs. für diesen Zweck aus. In England erhält jeder Fürsorgeverein, der seine Statuten einreicht und sich der Aufsicht der Staatsbehörden unterwirft, einen Staatszuschuß von 40 ℳ für jeden Schützling. Baden und Bayern gewähren ähnliche Staatssubventionen. Unter den Communen ist Dresden hervorzuheben, die den dortigen Bezirksverein mit 200 ℳ jährlich unterstützt. Hier ließe sich aber noch sehr viel mehr thun! Es spricht wohl für den Gehalt der anregenden Schrift, daß bald, nachdem sie als Leipziger Dissertation erschienen ist, eine zweite Auflage nöthig geworden ist.
—a.

— Hans Bethge, Mein Sylt. Ein Tagebuch. Mit Bildern von Walter Leistikow. Berlin, Fischer & Franke, 1900. IX, 159 S.; 8°. Preis 2,50 ℳ — Ein merkwürdiges Buch. Sein Verfasser, der fünfundzwanzigjährige, auf Reisen in Spanien befindliche Hallenser Bethge, giebt vor, seine Dichtung sei ein im Sommer 1898 von seinem Freunde, dem stud. phil. Joachim Briest, dem glücklichen Bräutigam einer idealen Nedda, niedergeschriebenes Tagebuch. Dieser Briest — nur ein Zufall, daß dieses Freundes Name auch mit einem B beginnt? — sei ein künstlerisch reich angelegter Mensch gewesen, der es jedoch aus Mangel an geistiger Concentration zu keiner gedeihlichen künstlerischen Bethätigung habe bringen können. Davon legt allerdings die Dichtung einigermaßen Zeugniß ab: aus einer Stimmung wird man urplötzlich und unvermittelt in die entgegengesetzte geworfen. Briest-Bethge liebt Frau v. Eschstruth (d. h. ihre Werke), haßt Hauptmann als unsittlich, liebt Peter Hille, weil er unbekannt ist, haßt Sudermann, hält Zola, Fontane, Storm, die Marlitt — diese Zusammenstellung ist doch köstlich! — nicht für empfehlenswerth, schätzt dagegen Peter Altenberg, Paul Scheerbart (dessen unverschämtes Buch „Ich liebe dich" er einer jungen Dame zu leihen wagt) und Gustav Falke. „Seine Empfindungen verrauschten schnell"; wir glauben das gern. Den Freund ereilt auf Sylt die Nachricht, daß seine junge Braut gestorben sei; er verfällt dem Irrsinn und ist 1899 darin gestorben. Kurz vor seinem Tod aber hat er sein Tagebuch dem Autor überlassen; so ist — angeblich — Bethge zu der Dichtung gekommen. Das Beste daran sind, nach meinem wenig angekränkelten Empfinden, die landschaftlichen Schilderungen Sylts und seiner einsamen Schönheiten. Auch die Leistikow'schen Stimmungsbilder kann man sich recht gut gefallen lassen. Bei einem Buch aus dem Verlage von Fischer & Franke versteht es sich von selbst, daß auf die Ausstattung Mühe verwandt worden ist. Doch wollen mir, offen gestanden, die hier gebrauchten Typen — von wem? von Emil Herrmann senior in Leipzig, der die Bändchen des „Jungbrunnen" so nett zu drucken weiß? es ist auffallenderweise keine Druckfirma angegeben! — nicht recht gefallen: die i und u sind zu eckig; namentlich die i erwecken den Eindruck, als ob sich unter den Augen das Wortbild verschöbe. Trotzdem, Alles in Allem: das Buch sei Freunden der herben Nordsee als die mindestens originelle Frucht eines Sommers auf Sylt zum langsamen Genießen empfohlen.
Ht.

— Die Vaterländische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft zu Elberfeld und das System der steigenden Dividenden von Alb. Greeven. Berlin-Friedenau. Im Selbstverlag. — Bei der großen Bedeutung, welche das Institut der Lebensversicherung in volkswirthschaftlicher Beziehung und für den einzelnen Versicherten hat, ist es von Interesse, die kleine Druckschrift zu lesen, in welcher der Verfasser, ein ehemaliger Generalagent der Elberfelder Versicherungsgesellschaft, das Gebahren dieser und anderer Gesellschaften hinsichtlich des Systems der steigenden Dividenden kritisirt. Wohl ist die von mehreren Gesellschaften beliebte Herabsetzung der erst in Aussicht gestellten höheren Dividenden und die hierdurch bedingte größere Belastung der Versicherungnehmer von empfindlicher Wirkung für die Letzteren und es schadet nichts, wenn dieselben über die Möglichkeit, vielleicht Wahrscheinlichkeit, solcher Einbußen vor Abschluß der Verträge belehrt werden. Auf das Materielle selbst der Schrift, welche übrigens in der Deutschen Versicherungs-Zeitung eine Entgegnung erfahren hat, des Weiteren einzugehen, halten wir nicht angezeigt, da hierzu — insbesondere soweit es sich um die Angriffe auf die Elberfelder Gesellschaft handelt — nähere Unterlagen, z. B. Statuten, Bilanzen, Geschäftsberichte, Prospecte der Gesellschaft, nöthig wären.
—d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 22. Donnerstag, den 21. Februar, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

III. Eine verrufene Stadt.

Nach dem bekannten Ausspruche Montecuculi's braucht man zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und drittens noch einmal Geld. Daß es sich mit dem Reisen in Brasilien ähnlich verhält, dürfte man nach allem Bisherigen bereits begriffen haben. Nicht weniger nöthig ist daselbst für den Wanderer auch Zeit. Rasch vorwärts kommen, im Fluge Alles sehen, wie es heutzutage Mode geworden und in Culturländern auch durchführbar ist, gehört in dem weiten Gebiet zwischen Amazonas und La Plata zu den Unmöglichkeiten. Thatsächlich habe ich denn auch von den wenigen mir für meine Tour zur Verfügung stehenden Monaten nahezu die Hälfte durch unfreiwilliges Stilliegen verloren. Der Einheimische äußert dergleichen Unvermeidlichkeiten gegenüber allerdings nicht die nervöse Gereiztheit, die alsdann beim verwöhnten Europäer losbricht, er hilft sich auch hier wieder mit der sprichwörtlichen „patiencia“. Zeit ist bei diesen Glücklichen noch nicht Geld, von einigen Tagen Verzögerung an irgend einem abgelegenen Orte während einer Reise sprechen sie als von etwas durchaus nichts Ungewöhnlichem, und wundern sich nur, wie man sich darüber so aufregen kann. Von Alledem sollte ich gleich bei meinem ersten Auftreten im Ländchen Rio Grande do Sul hinreichend überzeugt werden. Ich wollte meine ganze Kraft den Pflanzstätten des Deutschthums dort widmen und zu diesem Behufe möglichst rasch von Rio Grande ins Innere eilen, zumal ja das erstere auch, wie bereits betont, so gar wenig bietet. Man sagte mir auch schon am Schiffe, daß fast täglich Gelegenheit nach Porto Alegre geboten sei. In Wirklichkeit standen aber dann, als ich den Fuß ans Land gesetzt, nur einige Schlepper zur Verfügung, die, wie man mir höchst gleichmüthig versicherte, „wahrscheinlich“ nach einigen Tagen über die Lagune fahren und deren Capitäne mich „möglicherweise“ ganz gern in ihrer eigenen, allerdings sehr engen Cajüte oder auch in einem der angehängten Leichterboote mitnehmen würden, eine Art des Weiterkommens, die sich, wie man mir gleichfalls nicht verhehlte, allerdings weniger durch Bequemlichkeit, denn man konnte weder auf Beköstigung noch auf ein Bett Anspruch erheben, als durch Langsamkeit auszeichnete. Mußte man doch, namentlich bei ungünstigem Wetter auf der Lagune, auf 3, 4 und selbst mehr Tage Verweilens im Bereiche der letzteren rechnen. Eine regelrechte und einigermaßen modernen Ansprüchen gerecht werdende Passagierbeförderung war aber vor Ablauf einer Woche kaum zu erwarten. So mußte ich mich denn nach dem langen Warten draußen vor der Barre entschließen, auch innerhalb derselben wieder unthätig liegen zu bleiben. Zwei dunkelhäutige Bursche, die gleich außerhalb des streng militärisch bewachten Ausgangsthores der „Alfandega“ über mich herfielen, machten mir dies insofern leicht, als sie über einen der in Rio Grande allgemein üblichen, zweirädrigen und mit einem kräftigen Maulthier-Paare bespannten hölzernen Karren verfügten, die so niedrig sind, daß man die Gepäckstücke fast ebenerdig hineinschieben kann. Dem Besitzer der letzteren selbst bleibt dabei allerdings nichts Anderes übrig, als zu Fuß hinterdrein zu trotten, da Fiaker in Rio Grande noch ein fast unbekannter, mindestens jedoch sehr kostspieliger Luxusartikel sind. Unser Weg war nur etwa 1 Kilometer lang, er führte indeß über ein Straßenpflaster, das, wie nun einmal überall in Brasilien, höchstens mit Ausnahme der Landeshauptstadt Rio de Janeiro, ein wahrhaft cyklopisches war, wie denn in der That auch meine Reiseausrüstung wiederholt aus dem elenden Gefährte herausgeschleudert wurde, wobei u. A. mein größter Toilettenspiegel den Weg allen Glases ging. Die Fußwanderung durch diese Art Marterstraße wurde übrigens auch durch die vorhandenen Trottoirs mehr erschwert als erleichtert, da diese aus Rücksicht auf die häufigen wolkenbruchähnlichen, den Straßenkörper stets rasch in einen förmlichen Fluß verwandelnden Platzregen so ungewöhnlich hoch aufgebaut zu sein pflegen, daß es immer einer wahren Kletterpartie bedarf, um hinauf oder herunter zu kommen. Unsere so beschaffene Stadtreise endete beim Hotel de Paris, dem nahezu einzigen Gasthause, das in Betracht kommen kann, sofern man nicht in eine der zahlreichen, aber recht primitiven Auswanderer-Herbergen unterkriechen will. Jenes aber ist ein umfangreiches, sogar einigermaßen monumentales Gebäude mit marmornem Lichthofe, großem, schönem Speisesaale und zahlreichen, ganz modern ausgestatteten Fremdenzimmern. Es wurde vor 9 Jahren von einem Consortium mit bedeutendem Kostenaufwand errichtet, wechselte indeß wiederholt den Besitzer, da es sich nicht zu halten vermochte, denn der Uebelstand bei Rio Grande ist, daß heute wohl ein halbes Dutzend Dampfer mit einem Male ankommt, dann jedoch wieder lange Tage kein einziger Reisender auf der Bildfläche erscheint. Zur Zeit meiner Ankunft herrschte in diesem Hause, das sich mit Betonung ein deutsches nennt, ein wahrhaft babylonisches Sprachgewirr, indem der Wirth ein Franzose, der Hausknecht ein Engländer, der Zimmerkellner ein französisch radebrechender Neger, die beiden Speisekellner Portugiese und Spanier waren. Deutsch verstand keine Seele. Leider ließ auch sonst der Haushalt nicht weniger als Alles zu wünschen übrig. In den Salons herrschte eine schäbige Eleganz, in allen anderen Räumen der ekelhafteste Schmutz, die denkbar größte Verlotterung. Die elektrischen Klingeln, die Nachtklingel an der Hausthüre eingeschlossen, läuteten nicht, die Gaslampen brannten nicht, die Spülvorrichtungen lieferten kein Wasser, Erscheinungen, die allerdings auch im übrigen Brasilien nur zu häufig sind, wo in der Regel wohl die äußeren Formen der Cultur, aber ohne Inhalt vorhanden sind. Zum Glück hatte das hübsche Absteigequartier wieder einmal seinen Besitzer gewechselt, als ich dann von meiner Reise durch das Innere der Provinz zurückkehrte. Es war von einem Deutschen, beiläufig zu einem wahren Spottpreise, käuflich erworben worden, der es schon durch lange Jahre hindurch in Desterro verstanden hatte, den Ankömmlingen ein trautes Heim zu bieten. In der That erschien denn auch unter seinem und seiner trefflichen Gattin Regiment das Haus vollkommen verwandelt. Ich befand mich denn diesmal auch so urwohl in seinen Räumen, daß ich nicht anstehe, es das weitaus beste Hotel in der ganzen Provinz zu nennen, zumal auch die Preise durchaus bescheidene waren, denn man zahlte für volle Pension — dies ist die fast ausschließliche Form der Einkehr in Brasilien — nur 8 Milr. pro Tag und Person. Leider war der neue Wirth bald nach seinem Einzug schwer und fast hoffnungslos erkrankt. Was nun die Zeit anlangt, die ich, nachdem ich in diesem Hotel mich häuslich eingerichtet, in Rio Grande verleben mußte, so fand ich bestätigt, was Einer gesagt, kein Ort der Welt sei so unbedeutend, daß ein aufmerksamer Beobachter an ihm nicht doch einiges Bemerkenswerthe entdecken könne. In der That ist diese Stadt am Südende des größten Binnensees von Südamerika besser als ihr Ruf. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich allerdings nur auf etwa 25000, unter denen die Deutschen numerisch keine große Rolle spielen. Geschäftlich haben dieselben sich indeß auch hier eine maßgebende Stellung erkämpft, namentlich seitdem sie in neuerer

Zeit ihre einst dominirenden Concurrenten, die Engländer, fast vollständig hinausgebissen haben. Schwarze und „Gelbe“, wie man im Lande die Mulatten allgemein nennt, stellen auch in Rio Grande ein bedeutendes Contingent zur Gesammteinwohnerzahl, in nicht wenig Fällen erscheinen indeß selbst diese — wie auch sonst innerhalb dieses südlichsten Landestheils — mehr oder minder germanisirt. So handhaben eine ganze Menge der dunkelfarbigen Burschen unsere traute Muttersprache mit anerkennenswerther Fertigkeit und dieser Umstand hat Anlaß zu einem ergötzlichen Vorkommniß gegeben, dessen Schilderung keinem neu Zugereisten vorenthalten wird. Eine biedere, aber erst „von drüben“ (aus Europa) eingetroffene Schwäbin stieß auf einen solchen deutsch redenden Neger. Ganz verwirrt rief sie ihm entgegen: „Ja, um Gottes willen, sind Sie denn auch ein Deutscher? Sie sehen ja kohlrabenschwarz aus!“ Der lustige Wollkopf aber erwiderte alsbald: „Ach, liebe Frau, warten Sie nur, bis Sie erst so lang im Lande sind, wie ich, dann werden Sie ebenso dunkel sein“, eine Bemerkung, die dem braven Colonistenweibe alle und jegliche Freude an der neuen Heimath verleidet haben soll. Uebrigens fallen hier in Rio Grande, wenigstens was die äußere Erscheinung anlangt, selbst die Vertreter der portugiesischen, luso-brasilischen Rasse vortheilhaft auf. Sie sind, wie auch sonst in der Provinz, jedenfalls infolge des frischeren Klimas der letzteren, im Gegensatz zu ihren meist kleinen, engbrüstigen und hohläugigen Stammesgenossen im mehr tropischen Brasilien, denen man bereits das allmälige Aussterben prophezeit hat, verhältnißmäßig groß und kräftig. Damit mag jedoch wohl auch der Ruf der Gewaltthätigkeit zusammenhängen, in dem sie überall in Brasilien stehen. Rio-Grandenser (die portugiesische Sprache liebt noch die Bildung des Adjectivum gentile, z. B. moinho rio-grandense, Mühle von Rio Grande u. s. w.) bedeutet in den Augen Jedermanns einen unbändigen Menschen, bez. einen Messerhelden. Und die chronique scandaleuse des Ortes rechtfertigt leider auch diese üble Nachrede. Es gilt mit Recht für nicht unbedenklich, nach Dunkelwerden in den entlegeneren Straßen des Ortes zu weilen, und Raubanfälle gehören zu den Alltäglichkeiten. Dabei ist es charakteristisch, daß man, wie leider auch sonst im weiten Reiche, insonderheit gerade die berufenen Vertreter von Recht und Ordnung (die Devise Brasiliens lautet: ordem e progresso!) fürchten zu müssen glaubt, was freilich in der Thatsache seine Erklärung findet, daß die Polizeiorgane einen Gehalt zu haben pflegen, der, wie man sagt, zum Sterben zu wenig ist, und die Soldaten sich gemeinhin aus der Gruppe der Gauner und Spitzbuben rekrutiren. Oft, wenn Einer bei einem schweren Verbrechen ertappt wurde, wird ihm die Alternative gestellt: entweder ins Zuchthaus oder — die bunte Jacke. Zudem trifft man unter dem Militär nur selten Weiße, die meisten sind Farbige. Geht man an einem solchen dunkelhäutigen Kerl vorüber, wenn schlechtes Wetter ist und er sich in seinen Mantel eingemummt hat, daß nur die funkelnden Augen und die lange, scharfe, blanke Spitze seines Säbels herausguckt, so kann einen Menschen aus der Civilisation allerdings schon das Gruseln ankommen. Aber auch die im Lande Lebenden weichen gern den Repräsentanten der Staatsgewalt aus, zu denen man bei uns doch in Nothfällen gern seine Zuflucht nimmt. Wie man begreifen wird, richtet sich diese angreifende Art des Rio Grandensers natürlich mit Vorliebe gegen die überhaupt wenig geliebten — weil beneideten und gefürchteten — „Fremden“. Im Frühsommer des Jahres schienen in dieser Beziehung die Verhältnisse in der Stadt sogar einer Art Bartholomäusnacht zuzutreiben. In den portugiesischen Zeitungen wurde nahezu täglich zur Verjagung, beziehentlich zur Niedermetzelung der Ausländer aufgefordert, und es bedurfte erst ernstlicher Vorhalte seitens des, nebenbei bemerkt, sehr rührigen dortigen deutschen Consuls, ehe der „Intendant“ (Bürgermeister) gegen den Unfug einschritt. Das allezeit die Interessen seiner Staatsangehörigen energisch wahrnehmende England sandte in jener unruhigen Zeit sogar ein Kriegsschiff. Auf alle Fälle waren damals die Zustände besorgnißerregend, wenn ich auch nicht wörtlich nehmen will, was mir ein deutscher Kaufmann erzählte, daß eines Abends sogar von den städtischen Polizisten auf die aus der „Germania“, dem deutschen Club, Heimkehrenden mit Revolvern geschossen wurde, glücklicherweise übrigens, ohne daß Jemand eine Verletzung erhielt, was bei der notorischen Treffunsicherheit der brasilianischen Soldateska Niemand wundernehmen wird. Leider lief die Geschichte aber nicht immer so gut ab, vielmehr ereignete sich damals ein Vorfall, der in den Annalen der bekannten Hafenstadt immer einen Schandfleck bedeuten wird. Ein dreijähriges Mädchen hatte sich in der Umgebung des Ortes verlaufen und wurde vergebens gesucht. Da fand das Kind ein zufällig des Weges kommender ehrsamer Schneider, ein Franzose, nahm es auf seinen Arm und trug es in die Stadt. Ihn sah ein altes Weib und rief der schnell angestauten Volksmenge zu, der Mann habe das kleine Geschöpf gemißbraucht. Die erregte Masse dringt auf den Unglücklichen ein, ein Polizist feuert endlich einen Schuß auf ihn ab. Das ist das Signal, daß sich Alles mit Messern und Knitteln auf den Aermsten stürzt. Bald ist derselbe nur noch eine formlose bluttriefende Masse. Aber noch athmet, noch röchelt er. In diesem Zustande bindet man ihn an den Schwanz eines Maulthieres und schleift ihn durch die ganze Stadt. Was darauf noch von dem bemitleidenswerthen Schlachtopfer übrig war, wurde von dem wüthenden Pöbel auf einem improvisirten Scheiterhaufen verbrannt. So geschehen in einem sogenannten Culturstaat im Jahre des Heils 1900. Merkwürdigerweise hat Frankreich diese frevelhafte Herausforderung geraume Zeit ungerochen gelassen. Erst neuerdings, als ein Wechsel in der Person seines dortigen Consuls eintrat, hat man Miene gemacht, die traurige Geschichte einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, doch soll die gänzliche Unschuld des Schneiders schon jetzt außer allem Zweifel stehen. Grausamkeit liegt übrigens unbedingt im Charakter des für gewöhnlich eine so höfliche und harmlose Außenseite zur Schau tragenden Brasilianers und in dieser Hinsicht werden haarsträubende Dinge aus dem jüngsten Revolutionskriege berichtet, der, wie es von jeher im Lande gehalten wurde, Einzelnen wie ganzen Sippen willkommene Gelegenheit bot, ihre Privatrache zu befriedigen. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß die so starke Durchmischung des Volkes mit Farbigen, wie sie seit der Aufhebung der Sklaverei eingetreten, einer derartigen Verrohung nicht wenig Vorschub leisten mußte. Es ist aber bezeichnend, daß man allgemein sagt, nicht die Schwarzen, sondern die Gelben (Mischlinge) sind die Schlimmsten. Das gewaltthätige Element im Rio-Grandenser Volksschlage hat übrigens nicht verfehlt, auch auf dem Gebiete der hohen Politik sich geltend zu machen. Von jeher machte man da drunten im fernen Süden der Centralregierung in Rio de Janeiro Opposition und legte Emancipationsgelüste an den Tag. Derartige Wünsche schlummern auch noch jetzt in fast Aller Herzen wie Funken, die unter der Asche weiter glimmen; aus Rio Grande do Sul, beziehentlich in Verbindung mit den Nachbarprovinzen Santa Katharina und Paraná, womöglich auch Uruguay, ein selbständiges Reich zu bilden, ist allgemeines Ideal und wenn dasselbe bisher noch nicht in die Wirklichkeit umgesetzt wurde, so ist dies weniger das Verdienst der Staatsweisheit der leitenden Personen in der Reichshauptstadt oder ihrer jämmerlichen Soldateska, als vielmehr der Erwägung, daß durch eine Lostrennung vom Norden Rio Grande do Sul das Hauptabsatzgebiet für seine Bodenerzeugnisse, schwarze Bohnen, Schweineschmalz und Tabak, verlieren würde. Daß man aber trotzdem gern in den erwähnten revolutionären Gedanken schwelgt, bewies mir ein Fest, das ich am 20. September nach meiner Rückkehr aus dem Innern in Rio Grande miterleben durfte. In dem hartnäckigen Befreiungskampfe, den die Provinz schon in den Jahren 1835 bis 1848, beiläufig bemerkt unter thätiger Beihilfe des alten Freiheitsapostels Garibaldi, gegen die Centralregierung führte, fiel der Oberleiter der ganzen Bewegung und wurde in einer obscuren Gegend begraben. Jetzt hatte man seine sterblichen Ueberreste exhumirt und brachte sie, eingelegt in eine marmorne Urne, auf festlich geschmücktem Boote nach Rio Grande, damit sie hier für immer einen Ehrenplatz im Rathhause fänden. Zur Feier dieses Tages hatten alle Schiffe im Hafen geflaggt, Salutschüsse krachten, Raketen stiegen prasselnd in die Luft und in der Mittagszeit bewegte sich, unter Vorantritt einer Abtheilung Ulanen mit weißrothen Fähnlein und Betheiligung mehrerer Musikbanden, die freilich systemlos Trauermärsche und Tänze durcheinander bliesen, ein nach Tausenden zählender Festzug, gebildet von Feuerwehr, Turnvereinen, darunter auch deutschen, Ruderclubs u. s. w., durch sämmtliche Straßen der Stadt, in dessen Mitte die Büste des genannten Rio Grandenser Nationalhelden sowie eine Urne mit dessen Gebeinen, aufgesetzt auf einen grellbuntbemalten Sarkophag, getragen wurde, ehe sie ihren endgiltigen Standort im Sitzungssaale des Stadthauses fand. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mich gleichzeitig auch von der Kleinigkeitskrämerei des brasilianischen Chauvinismus überzeugen. Wie viele Privathäuser,

hatte auch unser Hotel geflaggt und zwar durch eine deutsche und eine portugiesische Fahne. Erstere hing rechts neben der Hausthüre, letztere links. Da kam Befehl von der hohen Polizei, die Anbringung der bunten Tücher in gerade umgekehrter Ordnung auszuführen. Dabei wurde mir mitgeteilt, daß anderwärts, z. B. in Desterro, genau darauf gesehen werde, daß die deutsche Fahne nicht ganz so groß sei, als die brasilianische. — Man wird zugestehen, daß das Menschenmaterial in Rio Grande genug Stoff zur Beobachtung bietet, wenn auch nicht gerade in herzerhebendem Sinne. Indeß auch sonst giebt es daselbst noch Mancherlei zu sehen. Die Straßen sind durchweg breit und geradlinig. Neben vielen armseligen Hütten, wie wir sie bereits auf der Hafenstraße kennen lernten, giebt es unvermittelt manche vornehmere Baulichkeiten. Diese letzteren zeichnen sich — eine architektonische Besonderheit, die man auch anderwärts in Brasilien vielfach antrifft — dadurch aus, daß ihre Außenmauern mit bunten, glasirten Kacheln belegt sind, wie man dies in hervorragender Weise im Orient, namentlich in Persien beobachten kann. Von öffentlichen Gebäuden ist namentlich die einen ganzen „Block" einnehmende Markthalle bemerkenswerth, in welcher außer den delicaten Fischen, durch die sich Rio Grande auszeichnet, noch die verschiedensten Erzeugnisse der Gärtnerkunst, z. B. Rettige, Kürbisse, Melonen, Tomaten, grüne Paprikaschoten u. dergl. feilgeboten werden. Auch mehrere geräumige Plätze mit hübschen Parkanlagen fehlen nicht; so befindet sich ein solcher vor dem funkelnagelneuen, geschmackvoll, wenn auch etwas bunt ausgestatteten Rathhause. Hier sieht man noch verschiedene Palmenarten, Kasuarinen, Pinien, Kannas und Kallas, blüthenbela ene Kamellien und viele andere Kostbarkeiten, welche beweisen, daß dieses bereits außertropische Gebiet den eigentlichen Tropen an Triebkraft nicht viel nachgiebt. Aber auch die nähere Umgebung des Ortes ist nicht so öde, wie es nach seiner allseitigen Wasser-Umkränzung erscheinen könnte. So giebt es einen vielbesuchten Ausflugspunkt, der „Park" genannt. Derselbe ist nahezu eine Stunde von der inneren Stadt entfernt, indessen Pferdebahnlinien, im brasilischen Idiom Bonds genannt, führen auch dahin. Diese Art Verkehrsmittel sind, um dies gleich bei dieser Gelegenheit zu bemerken, in Brasilien überhaupt gut entwickelt, dabei auch nahezu das einzige Billige, was man im ganzen Reiche antrifft. Eine Tour, welche nicht selten eine Fahrt von einer Stunde und selbst mehr bedingt, kostet pro Person nicht mehr als 200 oder höchstens 300 Reis (18—26 ₰), Trinkgelder, die man überhaupt im ganzen Lande nicht kennt, mit Ausnahme höchstens der Hotels, in denen man jedoch ebenfalls selbst bei längerem Aufenthalt den Bediensteten nicht mehr als je einen Milreis giebt, an die vielfach schwarzen Schaffner sind nicht gebräuchlich, obwohl diese Beamten dem Fahrgast stets höflich und zuvorkommend begegnen. Welch eine Wohlthat aber diese „Bonds" gerade für Brasilien sind, kann nur der ermessen, der das wahrhaft grauenhafte Pflaster mit eigenen Augen gesehen hat, das man, wie erwähnt, nahezu allenthalben trifft. Dasselbe macht Spazierfahrten in einem gewöhnlichen Wagen geradezu zu einer Qual, so daß selbst der Vornehmste mit Genugthuung in jene öffentlichen Vehikel flüchtet, welche die üblichen Löcher und Felsblöcke des Straßenkörpers mit Hilfe der Schienen zu vermeiden wissen. Was mir jedoch bei Benutzung dieser brasilianischen Pferde- oder richtiger Maulesel-Bahnen auffiel, war dies, daß man von dem Conducteur bei Bezahlung des Fahrgeldes äußerst selten eine Quittung in Gestalt eines Fahrbillets erhält. Wie in aller Welt mag die Controle über den Mann ausgeübt werden in einem Lande, wo es im Grunde genau so zuzugehen pflegt wie etwa in Rußland, bezüglich dessen der unglückliche Alexander II. die Aeußerung im Munde führte: „In meinem Reiche stiehlt Alles, mit Ausnahme meiner Wenigkeit." Einer dieser höchst preiswürdigen Muli-Posten vertraute ich also auch mich an zur Fahrt nach der Anlage, die den Stolz jedes Bewohners von Rio Grande bildet. Die kleine Reise bietet manches Bemerkenswerthe. Am Ende der Stadt kommt man an der Spinnerei eines gewissen Reinganz vorüber, die heut zu Tage ein Actienunternehmen ist und in einem selbst nach unseren Begriffen großartigen, langgestreckten Gebäude viele Hunderte vom Arbeitern beschäftigt. Wenig später entdeckt das Auge oder, wenn dieses unaufmerksam war, sicher die Nase des Fremdlings das erste jener Etablissements, die im Lande eine so maßgebende Rolle spielen, eine Xarqueada oder Großschlächterei, die in diesem Falle jedoch nicht, wie die meisten ihres gleichen, „Dürrfleisch" für den Export im Großen, sondern von beschränkten Dimensionen, wie sie ist, nur das Schlachtfleisch für den täglichen Bedarf der Stadt liefert. Derartige aus Gesundheitsrücksichten weitab von menschlichen Wohnungen angelegte städtische Schlachthäuser sind sicher eine ausnahmsweise lobenswerthe Einrichtung im Lande, wiewohl dieselben im vollsten Sinne des Wortes stets in schlechtem Geruche stehen, was bei dem warmfeuchten Klima des Landes, welches eine sehr rasche Fäulniß bedingt, keineswegs verwunderlich ist. Einige hundert Meter jenseits dieser Anlage erreichen wir unser Ziel, den gedachten „Park". Derselbe umspannt eine nur sehr mäßige Fläche, indeß er wirkt durch die Menge seiner fast baumhohen Pelargonien, seiner ganzen kleinen Haine von Bambusrohr und namentlich durch ein geradezu riesenhaftes, indeß gleichzeitig malerisch schön entwickeltes Exemplar unseres Zimmer-Gummibaumes (fic. elastic.) für den Neuling aus dem Norden, der noch nicht in das Innere des üppigen Ländchens gekommen ist, immerhin überraschend. Noch mehr befriedigen wird jedoch ein Ausflug nach der sogenannten Manquera, einem noch jungen, indeß in raschem Aufblühen begriffenen Seebadeorte am Meere südlich der berüchtigten „Barre". Eine kleine Eisenbahn, die in den Sommermonaten October bis März täglich, sonst nur Sonntags fährt, bringt uns in einem Stündchen dahin. Unterwegs kommt man an kleinen Lachen vorbei, in welchen eine komische Art von Fröschen genau wie kleine Kinder schreit. Durch Straßen mit viel Sand, aber zugleich reizvollen kleinen Villen und blumenprangenden Gärten gelangt man schließlich zum breiten, endlos langgezogenen Strand des atlantischen Oceans, nebenbei bemerkt, unweit der Gegend, wo wir mit unserer „Paranaguá" so lange unthätig liegen bleiben mußten. Hier können wir vom Wasser ausgeworfene, schwarzgrüne Taschenkrabben verfolgen, die sich eilfertig im Sande zu verstecken suchen, oder aber eine schöne faustgroße Muschelart sammeln oder endlich dem mächtigen, gleichmäßigen Rauschen des Weltmeeres lauschen, das ja auch die Gestade der fernen Heimath bespült und daher wie ein Gruß von dort an unser Ohr schlägt.

Bücherbesprechungen.

— **Bericht über die 53. Hauptversammlung des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung,** abgehalten in Königsberg am 11., 12. und 13. Sept. 1900. 257 S. Leipzig, im Selbstverlage des Centralvorstandes des Ev. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. 1900. — Der Gustav Adolf-Verein, der in seiner Ausdehnung und Ausgestaltung als eine der größten Kraftäußerungen und als die wirksamste Centralisirung vereinsmäßiger, evangelisch-kirchlicher Thätigkeit bezeichnet werden muß, und der auf eine mehr denn einhalbhundertjährige Thätigkeit zurückblicken kann, hat an der überschrittenen Schwelle des 20. Jahrhunderts auf der Hauptversammlung, die diesmal im äußersten Nordosten des Deutschen Reiches stattgefunden, zu manchem dankbaren Rückblick und zu hoffnungsfreudiger Ausschau Veranlassung gehabt. Fehlt der obersten Vereinsleitung ein eigentliches Centralorgan, so ist neben den Rundschreiben, die je und je ergehen, besonders der Bericht, der wiederum in gewohnter Ausführlichkeit vorliegt, ein Band, welches das Haupt des wohlorganisirten Vereins mit seinen Gliedern, den zahlreichen Haupt- und Zweigvereinen, in geeignete Beziehung setzt. Nicht allein, daß er über die besondere Thätigkeit des Vereins Auskunft und Rechenschaft giebt, auch in Fragen allgemeinerer und principieller Art, wie über „wildes Sammeln und Geben" u. A., will er verständigen und orientiren. Nachdem der bisherige Vorsitzende, der 25 Jahre den Verein unter immer steigendem Erfolge und Segen geleitet hat, der hochverdiente Geheimrath D. Fricke, aus seinem Amte geschieden, tagte die Königsberger Hauptversammlung unter dem neuerwählten Präsidenten Geheimrath D. Pank, der in seiner sehr beifällig aufgenommenen Eröffnungsansprache manches helle Streiflicht auf römisches Wesen, Centrumserfolge und Katholikenversammlungen fallen ließ, und von dem Standpunkte des „evangelischen" Vereins auch die zusammenschließende Kraft und die den Unterschied der evangelischen Confessionen und Nationen überbrückende Aufgabe und Thätigkeit der Gustav Adolf-Stiftung hervorhob, ein Programm, das einen deutlichen und hellen Ton gab. Im Mittelpunkte des Jahrbuches, wie man die vorliegende Schrift nennen kann, steht der mit seinen

Beilagen 118 Seiten umfassende Bericht des Centralvorstandes, der von dem ersten Schriftführer des Vereins, Hrn. Pfarrer D. Hartung erstattet ist. Trotzdem auf früheren Versammlungen eine andere Form und kürzere Zusammenfassung dieses Jahresberichtes hat gewünscht werden können, hat der Berichterstatter die frühere Art festgehalten, und wir sind ihm für seine Ausführlichkeit und treffliche Darstellung wiederum sehr dankbar. Wir sind ganz der Meinung, die auf der diesmaligen Versammlung zu Tage trat, daß diese Berichte in ihrer Ausführlichkeit, in der Umkleidung nackter Zahlengerippe mit Fleisch und Blut „eine Fundgrube von Material" sind, aus der die Gustav Adolf-Vereinsarbeiter schöpfen, Anregung empfangen und geben können und die Liebesarbeit weiterhin zu fördern in Stand gesetzt werden. Wir müssen uns hier freilich versagen, auf alle Einzelheiten des reichhaltigen Berichtes einzugehen, wir können nur einige wenige Punkte hervorheben und wollen auf den Bericht selber verweisen. Die evangelische Bewegung in Oesterreich hat besonders dem Gustav Adolf-Verein neue große Aufgaben gebracht, und er hat hier mit Freuden gethan was er konnte. „Der Ruf nach dem Evangelium, nach Geistlichen, die es verkündigen sollen, nach Kirchen, in denen es gepredigt werden solle, klang zu uns herüber, wie nie zuvor. Und wir konnten die rasch sich entwickelnden Gemeinden nicht, wie wir leider wegen mangelnder Mittel sonst oft thun müssen, zur Geduld auf Jahre hinaus ermahnen. Wir würden den Geist dämpfen, wollten wir ihm die Nahrung durch regelmäßige Predigt des göttlichen Wortes, wollten wir ihm die Stätten der Erbauung, in denen er sich auch nach Außen darstellen und festigen kann, nicht so bald als möglich schaffen helfen, wollten wir es den vereinzelten Gemeinden nicht, so viel an uns ist, zum Bewußtsein bringen, daß auch hinter ihnen die große evangelische Kirche steht." Darüber aber sind andere Aufgaben, die der Verein auf sich genommen, nicht unerfüllt geblieben. Gegenüber dem exclusiv lutherischen Gotteskasten wird die Stellung des Gustav Adolf-Vereins aufs Neue begründet, und die Behauptung wird zurückgewiesen, als habe der Gustav Adolf-Verein nur die äußere Aufgabe des Kirchenbauens und habe nichts mit der Erzeugung geistlichen Lebens und der inneren Förderung zu thun. Der äußere Bestand des Vereins weist neue Fortschritte auf. Die Zahl der Zweigvereine ist nicht unwesentlich gewachsen und von 1891 auf 1918 gestiegen, die Frauenvereine haben sich um 18 vermehrt. Die Einnahme des Berichtsjahres (1899) beläuft sich auf 1 997 842,48 ℳ (gegen 2 466 920,60 ℳ im Vorjahre), und die Gesammtsumme der Verwendungen betrug 1 499 402,58 ℳ (gegen 1 384 956,03 ℳ im Jahre vorher). Von den 45 Hauptvereinen haben zwar 15 eine verminderte, 30 dagegen eine erhöhte Einnahme gehabt. Ueber besondere Zuwendungen giebt der Bericht manche interessante Einzelheit. 38 Kirchen, Bethäuser und Kapellen sind eingeweiht, und an 27 Orten konnte mit dem Bau begonnen werden, 3 Pfarrhäuser wurden fertig und 5 fing man an zu bauen, 1 Schulgebäude konnte bezogen werden, und an 3 Orten begann man den Schulhausbau aus Mitteln des Vereins. 22 Gemeinden schieden dankbar aus seiner Pflege, aber die Zahl derer, die zum ersten Male in den Unterstützungsgesuchen des Berichtsjahres erscheinen, ist fast doppelt so groß, wie die Zahl der entlassenen Gemeinden. Auf den Bericht über die Thätigkeit der Frauenvereine, vom Hofprediger D. Rogge erstattet, müssen wir uns hier ebenfalls versagen, einzugehen, auch auf das Gesuch des Bauausschusses der Gedächtnißkirche der Protestation für Speier um Stiftung einer Gustav Adolf-Glocke und die Verhandlungen darüber. Interessante Mittheilungen aus Brasilien, besonders dem großen deutsch-sprachlichen Gebiet in Rio Grande do Sul machte Pastor Pechmann aus Neu-Hamburg, um weitere Hilfe bittend. Nicht minder werthvoll ist, was Pastor Fliedner (der Jüngere) aus Madrid über Spanien und die dortige Evangelisationsarbeit vortrug. Ueber die drei zur großen Liebesgabe vorgeschlagenen Gemeinden bringt der Bericht das eingehende Referat des Posener Generalsuperintendenten D. Hesekiel. Auch das neu vorliegende Jahrbuch des Gustav Adolf-Vereins ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte seiner achtundsechzigjährigen Thätigkeit.

D. K.

— **150 Jahre Gemeinschaftspflege in Sachsen,** besonders im Vogtland und Erzgebirge. Ein Beitrag zur sächsischen Kirchengeschichte von W. Kluge, Diaconus in Meerane. Dresden, Schriftenverein 1900. — Der Beitrag erscheint als Heft XX der Kleinen Bibliothek für innere Mission und bildet einen wesentlichen und wichtigen Bestandtheil derselben. Denn diese von der Brüdergemeinde beeinflußten Gemeinschaftskreise haben, wie der Verfasser nachweist, die empfänglichen Mittelpunkte geschaffen, in denen die einzelnen Werke der inneren Mission zunächst betrieben und Anderen zugänglich gemacht worden sind. Nicht für jeden Fall läßt sich das so urkundlich nachweisen, wie es der Verfasser rücksichtlich des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften S. 28 zu thun in der Lage ist; aber die Beziehungen sind überall unverkennbar, namentlich auch für das Gebiet der Heidenmission. Deshalb muß jeder Freund christlicher Vereinsarbeit, er mag nun zu der vielberufenen Gemeinschaftspflege sich stellen wie er will, jedenfalls diesen Bestrebungen der Brüdergemeinde ein dankbares Andenken zollen, da sie der Volkskirche vor Allem auch den mit jenen Leistungen nahe zusammenhängenden Dienst erwiesen haben, durch öde und dürre Zeiten die Liebe zu Gottes Wort und das Verständniß für seine Heilsoffenbarung hindurch zu retten. Wer die Entwickelung des kirchlichen Lebens in Sachsen verstehen will, muß mit der Art und dem Umfang jener Gemeinschaftspflege wohl bekannt sein, und deshalb ist es ein Unternehmen, das alle Anerkennung verdient, auf Grund weitläufiger archivalischer Studien, wie sie der Verfasser betrieben hat, den Gang genau zu beschreiben, den jene Bewegung genommen hat. Die Brüdergemeinde hat sich von Anfang an durch Gründung sogenannter „Societäten" aller Derer angenommen, die mehr begehrten in religiöser Beziehung, als ihre Kirche ihnen bieten konnte und wollte. Die Blüthezeit dieser Thätigkeit fällt in das jetzt zu Ende gegangene Jahrhundert, in dessen erster Hälfte, abgesehen von den längst bestehenden Gemeinschaftskreisen in Herrnhut, Kleinwelka und Ebersdorf, noch etwa 50 Diasporagemeinschaften im Vogtlande und Erzgebirge entstanden sind. Mit der Geschichte dieser letzteren beschäftigt sich der Verfasser eingehend, indem er die Gründe für ihr rasches Emporblühen und für ihren späteren Verfall durch sectirerische Einflüsse nachweist. Obwohl in der Gegenwart nur noch acht solche Gemeinschaften mit noch nicht ganz 300 Mitgliedern bestehen, dürfte es trotzdem für jeden Geistlichen und Kirchenleiter in jenen Gegenden, der nicht anderweitig schon genügend unterrichtet ist, ganz unerläßlich sein, von der Geschichte und dem gegenwärtigen Stand dieser Sache eingehend Kenntniß zu nehmen.

B. K.

— **Theodor Fliedner und die Zukunft der weiblichen Diaconie.** Von P. Paul Richter, Vereinsgeistlichem des schlesischen Provinzial-Vereins für Innere Mission in Liegnitz. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1900. 50 ₰. — Der Verfasser spielt mit seinem Titel auf ein früheres Schriftchen an, das er herausgegeben hat (Die Zukunft der weiblichen Diaconie u. s. w.) und in dem er den Gedanken vertreten hat, daß die weibliche Diaconie durchaus Sache der Kirche selbst, also zunächst der Einzelgemeinde und dann in stufenmäßigem Ausbau der größeren Kirchenverbände werden müsse. Der Gedanke hat begreiflicher Weise bei den Vertretern der Diaconissenhäuser wenig Beifall gefunden. So soll die jetzige Schrift den Nachweis führen, daß Fliedner selbst ursprünglich nichts Anderes im Sinne gehabt habe, als eben eine solche Einrichtung, und daß er seine Bildungsanstalt für Diaconissen erst im Laufe der Zeit nothgedrungen in ein Mutterhaus verwandelt habe. Allzuviel kommt nicht darauf an, ob dieser Nachweis gelungen ist. Jedenfalls muß jede Diaconissin ein Mutterhaus haben, in dem und an dem sie ihren Halt findet; ob dieses Mutterhaus eine Diaconissenanstalt ist oder ein Pfarrhaus, das hat eine große Bedeutung für allerlei Fragen der Einrichtung und der Erziehung, aber im Uebrigen begründet es keinen grundlegenden Unterschied. Das einzelne Pfarrhaus kann vielleicht ebenso gute Diaconissen heranbilden und in sich sammeln, wie eine Anstalt. Nur müßte dafür erst der Beweis erbracht werden, ob und wie weit dies möglich ist. Versucht hat es unseres Wissens noch Niemand. Was der Verfasser zur weiteren Betreibung seiner Angelegenheit ins Leben gerufen hat, nämlich eine neue Vereinsbildung zur Herbeiführung einer Synodaldiaconie, das bedeutet nach unserem Verständniß nichts weiter als die Gründung einer neuen Diaconissenanstalt, die einem Kirchensprengel, aber nicht zunächst einer einzelnen Gemeinde dienen soll und deren Schülerinnen sich nothwendig als Töchter dieses ihres Mutterhauses fühlen und ihren Zusammenhang unter einander wahren werden. Was wäre damit im Sinne der Bestrebungen des Verfassers gewonnen?

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 23. Sonnabend, den 23. Februar, Abends. **1901.**

Neue und doch alte Ideale.

Vor uns liegt ein Buch: Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze von Fritz Lienhard. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer, Heimathverlag, das wir aus der Masse der Neuerscheinungen herausgreifen möchten, um es ausführlicher zu besprechen. Es ist gut, daß Lienhard seinem reformatorischen Buch keine neuen Formeln zu Grunde gelegt hat. Denn mit Formeln, die uns sagen sollen, was Kunst ist, sind wir überreich versorgt. Er will nur eine gesunde Reaction hervorrufen gegen das unfruchtbar Gewordene in unseren literarischen Zuständen und ruft dabei die alten Götter an. Das ist genug! Gleichwohl halten wir seine Ausführungen für wichtig genug, um sie an dieser Stelle besonders zu erörtern. Warum, wird aus Folgendem von selbst hervorgehen.

Durchaus positiv sind gleich die beiden ersten Aufsätze: Persönlichkeit und Volksthum und Große Dichtung gehalten. Im erstgenannten Aufsatz wird die Bedeutung der Persönlichkeit in der Kunst hervorgehoben, die neuerdings ganz zurückgestellt und verkannt worden ist, wo Alles darauf ausgeht, das dichtende Subject zu einem photographischen Apparat zu machen, der nichts zu thun hat, als den Gegenstand aufzunehmen, soweit er es vermag. Von der Persönlichkeit, die die Dinge in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie so wiedergiebt, wie sie nun geworden sind, davon ist gar nicht mehr die Rede. Und doch liegt in dieser Arbeit des Künstlers, die ja auch eine ganz naturgemäße ist, da doch Jeder die Dinge so sieht, wie er sie eben sieht, gerade ein Hauptreiz der gestaltenden Kunst, so daß uns vor Allem das Wie entzückt. Und diese vollkommene, schaffende Persönlichkeit, die, wenn der Vergleich erlaubt ist, wie ein Gott aus Nichts etwas macht, kann nur gedeihen, wenn sie, wie eine kräftige Pflanze in einem gesunden Boden wurzelt, im Volksthum steckt. Das Volksthum ist der Nährboden, der dem Menschen, wie der Riese Antäus in der altgriechischen Sage, erst seine Kraft giebt oder sie wiedergiebt, wenn sie verloren gegangen ist. Augenblicklich, wo wir in der Luft schweben, emporgehoben von unsichtbaren Geister- und Gegnerhänden, ist dieser Boden nicht vorhanden. Daher die Schwächen der modernen Dichtung. Das Volksthum muß uns von Neuem zurückgegeben werden, soll uns neue Kraft werden. Im Volksthum haben alle großen Männer der Vergangenheit, die antiken, die des Mittelalters (Dante), der Neuzeit (Luther, Shakespeare, Goethe) gewurzelt. Daher ihre Größe, ihre Kraft! Naturgemäß schließt sich daran der zweite Aufsatz: Große Dichtung. Nur geht dieser insofern weiter, daß er die Aufgaben der wirklich großen Dichtung im Gegensatz zu der kleinen der Gegenwart, die nur noch das minutiöse Erforschen der Kleinwelt, des Käferdaseins kennt, die statt eines Ganzen ein Bruchstück hervorbringt, bespricht und beleuchtet, Aufgaben, wie sie Shakespeare, Goethe und alle die Anderen gehabt und ausgeführt haben. Und diese Zergliederung, dieses Zerschneiden des modernen Naturalismus, der noch immer nicht ganz überwunden ist, zeigt, wie beim Zerschneiden einer innerlich angefaulten Frucht das Uebel dargethan wird, daß das Bestreben, immer nur das hervorzubringen, was man sieht, und alles Andere, was man nicht sieht sondern nur ahnt, als unberechtigt hinzustellen, nothwendig darauf hinauslaufen muß, daß uns nur Einzelheiten, kein Ganzes geboten werden. Die einzelnen Theile hat man in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band! Wie gesagt, neu ist das nicht. Es ist schon oft ausgesprochen worden. Aber es ist Zeit, daß Jemand das von Neuem sagt, weil es immer noch nöthig ist, zu sagen und weil uns Lienhard doch einige neue Hinweise giebt, die zeigen, wie aus dem Irren herauszukommen.

Polemisch und wieder doch positiv ist der Aufsatz Tolstoi und Ibsen. Lienhard rechnet mit Beiden ab, wie nebenbei mit Zola, dem Franzosen, den er dem Russen und dem Norweger gegenüberstellt. Alle drei sind ihm die Verkörperung der Unfreiheit, Naturen, die, an sich Idealisten, doch mit ihren Anschauungen im Leben Schiffbruch gelitten haben und nun sich in einer ebenso bitteren wie unfruchtbaren Kritik der sogen. Gesellschaft gefallen. Was geht, ruft Lienhard mit Recht aus, den Künstler die sogen. Gesellschaft mit ihren sittlichen Mißbildungen an? Ihnen, den Ausländern, Slaven und Romanen, stehen die wahren Künstlernaturen unserer Zeit, die Vertreter germanischer Art, die Böcklin und jene Anderen gegenüber, die vielleicht nicht so bekannt sind, wie der eine Meister, die, auf dem Standpunkt des freien Goethe fußend, die Verstimmung nicht dazu benutzt haben, sich in die Verbissenheit hineinzureden, sondern durch Ueberwindung der Hindernisse das geworden sind, was sie sind, freie Menschen und Künstler, Herren, die einer freien optimistischen Weltanschauung huldigen und sie in ihren Werken zum Ausdruck gebracht haben.

Robert Burns! Wie ein Heimathsklang berührt uns der Name, den wir über dem weiteren Capitel von Lienhard lesen. Ist es so unnöthig auf ihn hinzuweisen, der einer der bedeutendsten Sänger der germanischen Rasse war? Denn in Burns' Adern strömte angelsächsisches Blut, wie ja auch sein ganzes Dichten und Sinnen deutsch war, er, der an Bürger erinnert, diesem aber in sittlicher Hinsicht überlegen war, auch von Goethe Etwas besaß und wieder an den unglücklichen Lortzing gemahnt, der wie Burns so traurig endete. Burns' hundertjähriger Todestag 1896 ist gar nicht so in Deutschland gefeiert worden, wie er es verdiente, während man jetzt die Jubiläen der Ibsen, Tolstoi und Anderer in Berlin feiert, in jenen Kreisen, die, die Erstaufführungen des Deutschen Theaters besuchend, nach einem bekannten Ausspruch an Oede nicht übertroffen werden können und die doch so isolirt und ohne Berührung mit der Masse des Volksthums dastehen, daher sie nur einen winzigen Bruchtheil des Volkes ausmachen. Gerade Burns zeigt uns aufs Neue, wie eine natürliche Poesie nur gedeihen kann, wenn sie aus dem Nährboden des Volkes emporsprießt und wie jede Literatur schließlich altern und verwelken muß, wenn sie sich nur den Neigungen der oberen Zehntausend, den verdrehten Anschauungen verbildeter sog. Gebildeter anpaßt. Burns' Lieder werden noch gesungen werden, seine Hochlandsmarie, Mein Herz ist im Hochland, John Anderson, Mit meinem Mantel vor dem Sturm, Hans Gerstenkorn, wenn man von gewissen Stücken der Berliner modernen Theater nichts mehr weiß.

Nach einem beherzigenswerthen Aufsatz: Christenthum und Deutschthum, der der Verbindung beider Elemente das Wort redet, geht Lienhard sodann auf die s. Z. auch in diesen Spalten besprochene Schrift des Katholiken Veremundus (Karl Muth) über, die sich über die Rückständigkeit der katholischen Literatur unserer Zeit in sehr freimüthiger Weise äußerte und viel Staub aufgewirbelt hat, auch auf ultramontaner Seite. Sehr viel herausgekommen ist aus dem Für und Wider allerdings nicht, nur die Erkenntniß, daß die katholische Belletristik unserer Zeit thatsächlich zurückgeblieben ist. Lienhard gewinnt der Sache indeß noch einen anderen Standpunkt ab, den wir nur billigen können. Ließe sich diese fortschrittliche katholische Bewegung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nicht fruchtbringend dadurch machen, daß man auch mit ihrer Hilfe der ungläubig modernen Richtung auf den Leib rückt und das christlich-conservative Element stärkt, allerdings in der Art, daß der Stagnation auf dem Gebiete der insbesondere katholischen Kunst nicht das Wort geredet würde? Der Westen und Süden des großen Deutschlands ist eigentlich seit Jahrzehnten auf lite-

rarischem Gebiet stumm. Man überläßt Alles dem Norden, namentlich Berlin. Der westfälische Stamm aber allein, dem doch z. B. Annette Droste, die größte deutsche Dichterin, angehört, hätte doch die Berechtigung, auch mit zu reden, um wieder ganze deutsche Eigenart, die nicht modern ist, an die Oberfläche zu bringen. Der Kampf in der Weltgeschichte zwischen dem niedriger stehenden blos sinnlichen Semitenthum, das in der Moderne seine Triumphe feiert, und dem höher stehenden vergeistigten Arierthum, dem die Germanen angehören, käme dadurch etwas weiter. Die Antwort auf diese Frage ist bisher nicht ertheilt worden. Wie gesagt, die Sache ist im Sande verlaufen. Ob sie abgethan ist, ist eine andere Frage. Einmal muß sie zum Austrag kommen, wenn den Elementen, die auf der Vergangenheit fußen, überhaupt noch die Kraft zum Aufraffen innewohnt, was wir nicht bezweifeln. Der Streit wird wohl nur vertagt sein.

Und nun kommt ein herrliches Capitel! Dasselbe betitelt sich: Jung-Elsaß und fängt mit folgenden Sätzen an: „Unser Elsaß und sein Waldgebirge bedeuten für mich eine überaus wichtige Entwickelungsstufe, auch in geistiger und dichterischer Beziehung, bedeuten für mich das Erwachen und den Ausgangsort hinsichtlich des neuen und doch so alten Idealismus, dem ich in diesen Blättern das Wort rede . . . Wir sind im Elsaß der deutschen Cultur gegenüber ein ausgeruhter Volksstamm. Wär's nicht herrlich, wenn von uns aus frische Kraft einströmte in den Pessimismus und die Koketterie der gegenwärtigen Literatur? Die tiefste Seele des Gegenwartsmenschen verlangt nach Größerem und Erhabenerem, als es ihm die Tagesliteratur bietet.“ Das mag über das Ziel hinausschießen, denn vor der Hand ist nur der Wunsch vorhanden und ein bescheidenes Können. Aber es erfreut doch, so etwas zu hören. Und es kommt noch Etwas dazu, was ihm eine gewisse Berechtigung giebt. Das Elsaß ist durch zwei Jahrhunderte von Deutschland losgerissen gewesen und seit seiner neuen Anreihung an das Deutsche Reich hat es sich theilnahmlos den öffentlichen Zuständen gegenüber verhalten. Diese verdrossene Abschließung ist oft mit Recht getadelt worden. Sie scheint aber auch ihr Gutes gehabt zu haben. Wie es sich von dem Guten absperrte, was die neue Zeit brachte, so hat es auch von dem Schlechten nichts angenommen und das ist von Vortheil. Nun tritt diese Landschaft völlig „ausgeruht“, wie Lienhard sich ausdrückt, wie ein Boden, der jahrzehntelang keine Frucht getragen hat, in den Kampf der Zeit und greift mit gedoppelten Kräften ein. Vorerst sind es noch Anfänge, aber sie sind doch da. Kann da nicht etwas Besonderes herauskommen? Schreiber dieses, der das herrliche Elsaß mehr als einmal besucht und lieb gewonnen hat, die Vogesen, die schöne Rheinebene, ist auf seinen Wanderungen, bei den Beobachtungen von Volk und Land, selbst auf den Gedanken gekommen, ob dieser Stamm nicht eine dem ähnliche Aufgabe haben könnte, wie Lienhard sie oben kennzeichnet. Es liegt auf der Hand, daß da solche Aeußerungen zwiefach erfreuen müssen, einmal der Sache wegen, dann weil sie dem eigenen Wunsche entgegen kommen. Wie gesagt, was Lienhard dafür ins Feld führt, die auf dem Boden der neu erstandenen Verhältnisse stehende Dialektdichtung im Elsaß, berechtigt noch nicht zu größeren Erwartungen, geht über die Bedeutung des Localen nicht hinaus. Mehr thun es die eigenen Versuche Lienhard's, von denen in diesen Spalten stets mit Wohlwollen die Rede gewesen ist. Indeß mag schon die löbliche Absicht angenehm berühren und sie hat es verdient, wenigstens erwähnt zu werden.

Nach einigen treffenden Bemerkungen über den Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Theater, die ganz richtiger Weise darin gipfeln, daß der Deutsche den Charakter, der Franzose die Mache bevorzugt, über Shylock, die der neuerdings durch Lawison in Aufnahme gekommenen Auffassung, als sei der Jude kein geprellter Teufel, sondern ein tragischer Held, mit gewichtigen Gründen entgegenarbeiten, nach Bemerkungen über Oberammergau, die schon ein verwandtes Thema berühren, geht Lienhard auf das Schlagwort: Heimathskunst über, das sich neuerdings Anerkennung verschafft hat, als Gegenschlagwort gegen die Modeschlagworte, die die Menge bis zur Besinnungslosigkeit gebracht haben, Realismus und Naturalismus. Was an dieser neuesten Richtung ist, mit der Lienhard in einem gewissen Zusammenhang steht, ob sie mehr als unfruchtbares Schlagwort ist, mehr als ein leises Säuseln hervorzubringen vermag, einen wirklichen Sturm in der Kunst, ist nicht zu entscheiden, so sicher es auch ist, daß Realismus und Naturalismus sich gründlich abgewirthschaftet haben und nur noch im rückständigen Berlin ihre Pflege finden. Wir halten uns auch hier in der Reserve, nicht aus Lieblosigkeit gegen die neue Richtung, sondern aus Mißtrauen gegen jede Richtung, die plötzlich mit Pomp auftritt und vielleicht nichts leistet. Es ist jedoch sicher, daß die Töne, die diese Richtung angeschlagen hat, viel Wiederhall gefunden haben und auch verdienen, und daß verwandte Saiten schon bei Robert Burns und Anderen erklangen. Es wird auf die Persönlichkeit ankommen, die die Richtung zum Siege führt, die Persönlichkeit, die Alles entscheidet, damit wieder Heiterkeit, Wärme und Feuer in die Adern der Poesie strömen, die uns ganz abhanden gekommen zu sein schienen in dem allgemeinen Philisterium. Deshalb bewahren wir dem neuen Schlagwort gegenüber und auch den Versuchen — mehr ist bisher nicht herausgekommen — eine wohlwollende Haltung und haben es bisher in diesen Spalten auch gethan.

Rudyard Kipling betitelt sich ein weiterer Aufsatz Lienhard's, in dem aufs Neue jene freie Wald- und Hochlandspoesie befürwortet und in Gegensatz zu der modernen Stuben-, Kaffeehaus- und Salonliteratur gebracht wird, die so sehr überhand genommen und Unheil angerichtet hat, auch außerhalb der Reichshauptstadt. Freilich, wer das Publicum der Erstaufführungen auch in anderen Städten als Berlin, beispielsweise in Leipzig, betrachtet, wie es Allem nachläuft ohne Besinnung, ohne Urtheil einem fast mechanischen Zwange folgend, was modern und ungesund ist, auch wenn es sich nachher sagen muß, daß es nichts gewesen sei, wird sich wenig Hoffnung auf baldige Besserung so trauriger Zustände machen können. Oft auch hebt besagtes Publicum solche das Merkmal des Krankhaften an der Stirne tragenden Werke, zu denen auch Björnson's sonst effectvolles Drama „Ueber unsre Kraft“ gehört, noch in den Himmel. Was nützt es da, auf Tom den Reimer hinzuweisen, wie Lienhard es thut:

Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein
Am Kieselbach bei Huntley's Schloß.

Festspiele heißt die Ueberschrift eines weiteren Aufsatzes, der ein sehr nöthiges Thema behandelt. Je mehr die insbesondere moderne Bühne in die Enge treibt, in trübe, sumpfige Atmosphäre, um so mehr ist es Pflicht, das Volk durch Festspiel-Aufführungen auf große Gegenstände hinzuweisen, sowohl der Vergangenheit wie der Gegenwart, so zu sagen die Brust von Neuem auszuweiten, die durch übermäßiges Stubenhocken eingesunken ist. Einzig diesem Umstand verdankt die sog. Volksbühne Herrig's und verwandter Geister ihre Bedeutung und Berechtigung. Man hat das Gefühl, daß das stehende Theater das Verlangen des Volks nicht mehr ganz befriedigt. Selbst mangelhaftere Versuche auf diesem Gebiet, an denen es nicht fehlt, ja die die werthvolleren an Zahl weit überragen, sichern sich durch dies unbestreitbare Bedürfniß ein Daseinsrecht. Um so mehr wäre es nun Pflicht, diese Production zu heben, die an im Sommer besonders bevorzugten Punkten, etwa in Eisenach und seiner Wartburg oder sonstwo, ein Heimstätte finden könnte. In Nr. 2 der „Deutschen Volksbühne“ lesen wir: „Thüringen, im Herzen Deutschlands gelegen, und zumal Eisenach mit der Wartburg scheint in der That durch seine landschaftliche Schönheit wie durch seine ehrwürdigen Ueberlieferungen in Sage und Geschichte besonders geeignet, den Ausgang für eine Reform unsers Theaters zu bilden. Dazu kommt, daß hier eine gewisse Vorarbeit vorhanden ist, sowie Hof- und städtisches Interesse. Die Anlehnung an den Ort, seine Bedeutung und seine Vergangenheit wäre naturgemäß, wie denn von diesen heimischen, Allen gegenwärtigen Quellen das Drama Indiens und Griechenlands, Spaniens und Alt-Englands völlig durchtränkt ist und eben deshalb sich rein national und volksthümlich ausnimmt.“ Freilich kommt es auch hier auf eine große dichtende Persönlichkeit an, die Alles macht, die die Menge mit sich fortreißt und die Sache zum Siege führen könnte.

Mit moderner Literaturjugend endlich befaßt sich der Schlußaufsatz des Bandes. Jugend von heute und Jugend von vor 100 Jahren, welch ein Gegensatz! Am Beginn des abgelaufenen Säculums die Jugend Theodor Körner's, die sang:

Was glänzt dort am Walde im Sonnenschein?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht u. s. f.

und heute jene Typen, wie sie Otto Ernst in seinem Lustspiel gezeichnet und festgehalten hat, müde, mehr geistig als körperlich kranke Gesellen, deren Bild die Fliegenden Blätter dem Auge vorgeführt haben. Was Lienhard hier vorbringt, worüber er

klagt, all das ist nicht neu, aber es schadet nicht, es noch einmal zu sagen. Was kümmert diese Greise, diese abgelebten Jünglinge beispielsweise die berühmte Cheviotjagd aus dem altenglischen Balladenbuche!

Der Percy von Northumberland,
Einen Schwur zu Gott that er,
Zu jagen auf Cheviots Bergen.

Sie sagen: was dient uns das dazu, die „moderne Psyche" zu ergründen? Mit diesen Menschen ist Nichts mehr anzufangen, man muß sie ihrem Schicksal überlassen, dem sie nicht entgehen werden, dem Untergang. Dennoch ist das einzige Heilmittel jene kraftvolle Poesie, die in diesen Zeilen mehr als einmal zu Worte gekommen ist und die wir zum Schluß noch einmal berühren möchten, da wir von dem Buche Lienhard's Abschied nehmen, das, wenn es auch nicht immer Neues, so doch das Alte mit Frische bringt, noch mehr anregt als befriedigt und aufbaut, wenn man nach Abstellung der Schäden sucht, doch dem Leser bestens empfohlen sein mag. Möge es Freunde, Anhänger und Nachahmer finden! Das wünschen wir ihm von Herzen! Die ästhetische Erziehung des Menschen, die Bildung zum Schönen, Heiteren und Edlen ist eine so außerordentlich wichtige Aufgabe, daß sie nicht vernachlässigt werden darf. J. R.

Bücherbesprechungen.

— Die stellvertretende Bedeutung der Person Jesu Christi von Ernst Cremer, Lic. theol., a. o. Professor in Marburg. Zweite, neubearbeitete Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 2 ℳ 40 ₰. — Als der Verfasser dies Buch schrieb, war er noch nicht akademischer Lehrer. Unsere Anzeige desselben (Wiss. Beil. No. 77 v. 1893) ließ deutlich durchblicken, daß wir in ihm eine der geeignetsten Kräfte für diesen Beruf erkennen mußten. Inzwischen ist er auch Professor geworden und hat durch seine scharfsinnige Untersuchung über die Vergebung der Sünden durch Jesus (Wiss. Beil. No. 131 v. 1895) den vollen Beweis seiner Tüchtigkeit in Exegese und biblischer Theologie erbracht. Warum ist er nun auch nicht Doctor der Theologie geworden? Wir wollen die wunderliche Frage hiermit einmal gestellt haben. Jeder Leser dieses Buches, der seinem Inhalt gewachsen ist, einerlei welcher Schule er angehört, hat sich längst gesagt, daß es seit geraumer Zeit eine der bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete ist, sowohl nach der Tiefe der Forschung und der Klarheit der Durchführung, als auch nach der seit langer Zeit wieder einmal zu Tage tretenden Ursprünglichkeit der Gedanken. Es ist ein vollkommen selbständiger Standpunkt, den der Verfasser einnimmt und mit überzeugender Kraft vertritt. Daß mit seinem Buche noch nicht das letzte Wort gesprochen ist in der überaus schwierigen Frage wegen des stellvertretenden Leidens Christi, das weiß er so gut wie Alle; aber es ist doch wieder einmal ein Weg beschritten worden, den man mit steigender Theilnahme des theologischen Denkens und des christlichen Fühlens verfolgen kann, ein wirklicher Weg das erste Mal, seit Ritschl die betreffenden biblischen Lehren ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet und so die Frage nicht beantwortet, sondern beseitigt hat. Aber die hier gegebene Antwort kommt freilich nicht aus Ritschl, sondern geht gegen ihn, und nun wissen die genug, die unsere akademischen Verhältnisse kennen. Der moderne, pietistisch verbrämte Rationalismus, wie ihn neuerdings Harnack programmartig aufgestellt hat, und der jetzt die Facultäten beherrscht, sollte doch an das Schicksal seines Vorgängers denken. Wir glauben, daß ihm noch nicht einmal eine ebenso lange Lebensdauer beschieden sein wird. So sollte er doch die voraussichtlich kurze Geschichte seines Bestehens durch eine wissenschaftliche Unparteilichkeit zieren und das Große auch bei den Gegnern anerkennen. So wollen wir für unsere Person den gelehrten Verfasser, dessen Bedeutung an die seines Vaters schon so ziemlich heranreicht, zu einem Doctor der Gottesgelahrtheit in Luther's Sinn ernennen, und zwar zu einem wirklichen, der wirkliche Verdienste um die Wissenschaft hat. Und alle die Leser, denen es bei diesem großen Gottesgeheimniß nicht um eine philosophische Zurechtlegung, sondern um ein wirkliches Erfassen und Begreifen der apostolischen Gedanken zu thun ist, werden sich uns anschließen. B. K.

— Katechismus für Väter und Mütter. Dr. Luther's Unterweisung über der Eltern Würde, Pflicht und Arbeit. Von Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 30 ₰. — Die Verlagshandlung hat diesen Sonderabdruck aus Dörpfeld's Werken veranstaltet wohl in der Meinung, daß der Inhalt für unser ganzes Volk gebraucht werde, also nicht blos für die Wenigen, die des berühmten Pädagogen sämmtliche Schriften besitzen. Deshalb ist sie auch bereit, beim Bezug von Partien Preisermäßigung eintreten zu lassen (50 Exemplare 10 ℳ). Der Verfasser giebt durchaus nur Luther's Worte; was er dazu gethan hat, ist die Eintheilung des Stoffes, wie sie der Titel bezeichnet, mit den nothwendigen Unterabtheilungen, die durch Fragen nach Art des Katechismus eingeleitet werden. Für Kenner der Sache bedarf es keines Wortes weiter über die unter ihnen allbekannten köstlichen Sätze Luther's. Sie sollen nun helfen, daß Väter und Mütter unseres Volkes sie in die Hand bekommen, und sollen die kurzen Einleitungsworte des Herausgebers bedenken, ob sich denn nicht endlich Rath schaffen ließe gegen das Erziehungselend, das in vielen Schichten unseres Volkes den veränderten Verhältnissen entsprechend noch gerade so groß ist, wie zu Luther's Zeit. B. K.

— Drei Predigten bei der 53. Hauptversammlung des Evang. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Königsberg am 11. und 12. Sept. 1900 gehalten von Consistorialrath Prof. D. Haupt aus Halle a/S., Consistorialrath Prof. D. Kawerau aus Breslau, Pfarrer D. v. Zimmermann aus Wien und zwei Ansprachen in den Kindergottesdiensten am 12. Sept. 1900, gehalten von Superintendent Schawaller aus Braunsberg und Pfarrer Stengel aus Danzig. Leipzig, im Selbstverlage des Centralvorstandes des Evang. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung 1900. — Die beiden ersten Predigten bieten dem Leser mancherlei Belehrung und Anregung, die Haupt'sche durch seine, exegetische Textverwerthung, die Kawerau'sche auch durch einige Mittheilungen aus der Gustav Adolf-Vereinsgeschichte, jedoch wünschten wir diesen Predigten noch mehr festliche Form, mehr weckende Art, mehr Redegewalt. Die Zimmermann'sche Predigt hat Feststimmung und bewegende Kraft an sich, wenn man auch Anklänge an Lieder wie das „Vereint zur guten Stunde" u. A. m. auf der Kanzel lieber vermieden sähe. Das Wort: „Das ist eine harte Rede" wurde nicht „von den Leuten dort gesagt", die der Festprediger in Joh. 12, 20—26 vor Augen hat, sondern von Anhängern Jesu in Capernaum Joh. 6, 60. Im Uebrigen hat die Predigt eine ansprechende illustrative Färbung und an manchen Stellen eine fortreißende Macht. Neu und schön war es, auch die Jugend durch zwei besondere Kinder- oder Jugendgottesdienste für die Gustav Adolf-Sache zu begeistern. Besonders die Stengel'sche Predigt trifft den für die Kindergemeinde geeigneten, ihr verständlichen, schlichten Ton. D. K.

— Lichtenstein. Ein deutsches Spiel in 9 Vorgängen nach Hauff's romantischer Sage. Von Rudolf Lorenz, Director der Halleschen Theater- und Redekunstschule. Halle a S., C. A. Kaemmerer & Co. — Wir wissen nicht, ob Hauff's bekannte romantische Erzählung schon dramatisirt worden ist. Jedenfalls darf man die vorliegende Bearbeitung, die sich an die sogen. Volksbühne wendet, also höheren Ansprüchen, die man an ein Drama stellt, nicht genügen will, als eine gelungene bezeichnen. Es war gewiß keine ganz leichte Aufgabe, die umfangreiche Erzählung Hauff's, die sich als eine hübsche Nachahmung der Art Walter Scott's kennzeichnet, bei der der Stil des englischen Romandichters auf die deutschen Verhältnisse übertragen wurde, in 9 Bilder zusammenzufassen; aber die Mühe ist auch belohnt worden. Läßt man diese 9 Bilder vor seinem geistigen Auge vorüberziehen, so erkennt man darin doch die Hauptpunkte der Handlung wieder, bei der neben dem geächteten Helden Ulrich der junge Georg Sturmfeder die Hauptrolle spielt, der erst dem schwäbischen Städtebunde angehört, um dann durch die Verhältnisse und die Ueberzeugung auf die Seite des Herzogs geführt zu werden. Herzog Ulrich ist in der Geschichte keine tadelsfreie Persönlichkeit. Sein Verhältniß zu den Hutten läßt sich auch anders auffassen, wie es z. B. C. F. Meyer in seiner Dichtung gethan hat. Aber Hauff hat in seinem lebendigen Heimathgefühl die sympathischen Züge aus dem Leben des vielfach Verfolgten zusammengefaßt zu einem Bilde, das dem Württemberger wohl thun muß und das sich als eine Verherrlichung der Treue zum angestammten Herrscher herausstellt, die der monarchischen Gesinnung behagt. Aus all' dem ergiebt sich, daß schon die Aufgabe des Verfassers sich als eine glückliche erweist, da das schwäbische Publicum sicher sein Wohlgefallen an dem Stoff haben

dürfte, ein größeres deutsches Publicum vielleicht auch, eben weil Hauff's Geschichte so sehr bekannt ist. Dies möchte den Anlaß abgeben, daß auch andere Volksbühnen als württembergische sich der Sache bemächtigen. Dazu kommt, wie Anfangs angedeutet, daß die Bearbeitung geschickt und wirkungsvoll ist und das Theatralische der Vorgänge wohl herauszufinden weiß. J. R.

— Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Von Ernst Brausewetter. Mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Portraits. Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin. — Der umfangreiche Band, in dem der Verfasser es unternimmt, einen kurzen Abriß der Culturgeschichte Finnlands zu geben und dann ein Bild der finnländischen Literatur zu zeichnen, ist mit der ausgesprochenen Absicht verfaßt oder richtiger zusammengestellt worden, dem deutschen Leser begreiflich zu machen, einen wie hohen Grad Finnland in der Entwickelung zur westeuropäischen Civilisation erreicht hat und wie sehr dieses eigenartige Land und seine Bewohner gegenüber dem augenblicklichen Ansturme der Russificirung die Sympathien der gebildeten Welt verdienen. Diese Absicht wird auch vollkommen erreicht, obgleich die Arbeit Brausewetter's weder auf Gründlichkeit in der Behandlung des Themas, noch auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Die Einleitung ist sehr flüchtig hingeworfen und in den Charakteristiken der Denker, Gelehrten, Dichter und Schriftsteller von Topelius dem Aelteren, Porthan, Tengström, Sjögren, Castrén, Elias Lönnrot, Runeberg, Snellmann u. s. w. bis zu den schwedischen und finnischen Schriftstellern von heute, die in der Hauptsache durch Proben aus ihren Schriften vertreten sind, geht die tendenziöse Sympathie des Verfassers oft genug mit dem Urtheile durch. Aber der warme Eifer für eine gute Sache, der aus dem ganzen Buche spricht, und die Unkenntniß, die im Allgemeinen in Deutschland über Finnland und sein geistiges und künstlerisches Leben herrscht, lassen die Arbeit Brausewetter's trotzdem als eine recht verdienstvolle erscheinen; man wird zum Mindesten durch sie zu weiterem Studium angeregt und erhält immerhin in großen Zügen ein zutreffendes Bild der modernen finnländischen Literatur. Das Buch ist zugleich so eine Art Anthologie, da nicht nur in den Text zahlreiche Dichtungen in Vers und Prosa eingestreut sind, sondern auch ein Anhang, der mehr als die Hälfte des Bandes umfaßt, Bruchstücke aus dem Volksepos „Kalevala", einzelne Gedichte aus Lönnrot's „Kanteletar" und zahlreiche recht charakteristische Lieder, Erzählungen, Skizzen u. s. w. enthält. Die Uebersetzungen, die bis auf einige wenige Stücke von Brausewetter selbst herrühren, sind in Prosa besser gelungen, als in Versform, wo auf Kosten der genauen Wiedergabe dem Ausdrucke sehr oft Gewalt angethan ist. Br.

— Neuere Lyrik. Thekla Lingen, Am Scheidewege. Zweite vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. — Hans W. Fischer, Sehnen und Leben. Gedichte. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. — Wurzeln. Eine Jugend in Gedichten von Josef Schanderl. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. — Die bedeutendste der angeführten drei Gedichtsammlungen ist unbedingt die von Thekla Lingen. Es sind die Lieder einer „unverstandenen Frau". So wenig erfreulich nun auch dieser Typus, der allerdings wohl mehr in Romanen als im wirklichen Leben zu finden sein dürfte, im Allgemeinen auch wirken mag, so bilden diese Lieder eine Ausnahme von der Regel. Es zeigt sich viel tiefe, wahre Empfindung, die der Verfasserin oft die ergreifendsten Töne eingiebt. Hohe Selbständigkeit in Form und Inhalt zeichnen die Gedichte gleicherweise aus. Obgleich die Gedichte meist kurz sind, kommt die Empfindung doch stets innerhalb der wenigen Verse zum Abschluß, und es bleibt nur so viel von unausgesprochenen Gedanken zurück, um ein selbständiges Weiter- und Ausklingenlassen der angeschlagenen Saiten möglich zu machen. Weniger formvollendet, dafür aber mannigfaltiger im Inhalt sind die Gedichte Fischer's. In ihnen kommt nicht nur Liebesleidenschaft zum Ausdruck, sondern ebenso ein unbestimmtes Sehnen und Drängen, allgemeine Nichtbefriedigung am Dasein, wie wir es zur Genüge aus anderen lyrischen Productionen unserer Zeit kennen. Insofern sagt also der Dichter nichts Neues. Wohl aber ist anzuerkennen, daß er seinen Empfindungen vielfach einen selbständigen Ausdruck zu geben versteht, namentlich gelingen ihm stimmungsvolle Naturbilder. Den Fischer'schen Gedichten nahe verwandt ist die dritte Sammlung: „Wurzeln" von Josef Schanderl. Den etwas auffallenden Titel erklärt das erste Gedicht: „Zerfleischung" (darunter scheinen es unsere jungen Lyriker nicht zu thun): Die Qual der Wollust hat dem Dichter die Wurzeln seines Lebensbaumes bloßgelegt, die er nun „mit sterbenswelken Händen" durchwühlt. Gegenüber der kurzen, knappen Art Fischer's, die oft zu Dunkelheiten und unvermittelten Gedankensprüngen führt, zeigt sich bei Schanderl eine größere Breite der Ausführung, die aber fast nie ermüdend wirkt. Er beherrscht die Sprache in höherem Grade als Fischer, seine Verse besitzen harmonischen Fluß und Wohlklang. Ganz frei von sinnlichen Zügen sind zwar auch die beiden anderen Sammlungen nicht, doch treten sie bei Schanderl viel unverhüllter und mitunter geradezu abstoßend hervor. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Δ Stenographische Literatur. Reuter's Bibliothek für Gabelsberger-Stenographie hat in letzter Zeit einen weiteren, der Beachtung werthen Zuwachs erfahren. Die Bände 120, 122, 128 und 129, betitelt „Der musikalische Thee und andere Humoresken von B. Laverrenz", „Humoresken aus dem Alpenlande von P. Rosegger", „Wie Peter Obenaus zu seiner Frau kam und andere lustige Geschichten von P. Rosegger" und „Geschichten aus dem Volke von A. Kolping" können in der musterhaften stenographischen Uebertragung und Autographie des rühmlich bekannten Lithographen Adolf Schöttner Jedem, der sich in Gabelsberger's Kurzschrift üben und zugleich unterhalten will, nur warm empfohlen werden. — In dem gleichen Verlage und von derselben Meisterhand ist als Band 121 auch französischer Lehrstoff in Gabelsberger'scher Schrift in der Uebertragung der „Nouvelles Génevoises par R. Töpffer" en stenographie Gabelsberger-Rausser par Fr. Mahnert erschienen. Die dieser Systemsbearbeitung kundigen Stenographen erhalten in diesem Schriftchen eine willkommene Unterlage für ihre weitere Fortbildung zur Befestigung ihrer erworbenen stenographischen Kenntnisse. — Der ebenfalls in W. Reuter's Stenographieverlag, Dresden 1901 als Band 127 erschienene Schlüssel zu der theoretisch-praktischen Anleitung zur Gabelsberger'schen Satzkürzung von Richard Reuß ist als ein unentbehrliches Hilfsmittel für ihre stenographischen Studien und Uebungen insbesondere denjenigen angehenden Stenographen zu empfehlen, welche die Stenographie nach des Verfassers Lehrfaden autodidaktisch erlernt haben oder erlernen wollen. — Die Bändchen 125 und 126 des Stenographieverlages von W. Reuter, Dresden 1901 bieten für Stenographen aller Systeme je einen Schwank in einem Aufzuge „Gefunden! von G. Baum" in Prosa und „Das neue System von K. Mosbach" in Versen. Beide Bearbeitungen sind zu Aufführungen in Stenographenvereinen bei festlichen Anlässen bestimmt und dürften sich für derartige Unterhaltungszwecke als nicht ungeeignet erweisen.

— Englisches Lesebuch. Unterstufe von Wilhelm Vietor und Franz Dörr. Sechste Auflage mit einer Karte von England, einem Plane von London, einer englischen Münztafel, zahlreichen Abbildungen im Text und 22 Vollbildern auf Tafeln. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1900. — Daß das vorliegende Lesebuch trotz vieler anderer gangbarer Lesebücher für die untere Stufe des Unterrichts im Englischen nach verhältnißmäßig kurzem Zwischenraume abermals und zwar bereits in der sechsten Auflage erscheint, giebt den sicheren Beweis, daß die Grundsätze, welche die Herausgeber bei der Auswahl und Zusammenstellung der Lesestücke befolgt haben, in der Schulwelt Anerkennung und Geltung finden. Und in der That ist hier in Anordnung und Stoff nach einem auf den ganzen Schulunterricht berechneten Plane gearbeitet, der einen methodischen Fortschritt zeigt; der Inhalt ist anziehend, belehrend und charakteristisch. Dem Schüler wird ein klares Bild vom englischen Leben gegeben. Der erste Theil behandelt in zwei Hauptabschnitten At Home und At School: Getting up and going to bed. Meals. Nursery rhymes, riddles etc. Work. Farm, garden, fields. Der zweite Theil zerfällt in die Abschnitte: Home life. England and the English. Moral and religious life. Ein Anhang bringt Fairy tales and stories und Times and seasons. Die beigegebenen Bilder dienen zur näheren Veranschaulichung des Textes. Bei der größeren Bedeutung, die das Studium des Englischen neuerdings findet, kann ein dasselbe förderndes Lesebuch nur freudig begrüßt werden. Die Ausstattung verdient vortrefflich genannt zu werden.
W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 24. Dienstag, den 26. Februar, Abends. 1901.

Unser Staar.

Von Dr. Martin Bräß.

Zu den ersten gefiederten Frühlingsboten gehört unser Staar. Den munteren, fröhlichen Gesellen liebt Jedermann. Begrüßen wir doch Alle seine Ankunft im Vorfrühling mit froher Lenzeslust. Wer entsänne sich nicht jenes sonnigen, aber bitterkalten Februar-Morgens, da er den ersten Staar wieder vor dem alten Bretterhäuschen sitzen sah! Heiter und wohlgemuth sang und schwatzte der Heimgekehrte von den bereiften Aesten herab seine bescheidenen Strophen hinein in die Welt, das muntere Liedchen mit zitternden Bewegungen seiner Flügel begleitend. Der kleine Bursche konnte sich kaum genug thun vor Freude und Lust; dazu ließ die Sonne sein dunkles Gefieder im schönsten Farbenschmelz erscheinen: ein liebliches Stimmungsbild, so recht geeignet, auch in unsern Herzen die fröhliche Hoffnung auf den bald einziehenden Lenz zu wecken — „Frühling, Frühling wird es nun bald!" Der Staar ist wie kein anderer der Bruder Lustig unter der gefiederten Schaar; um seine gute Laune läßt er sich so bald nicht bringen. Selbst wenn die Heimath ihn mit Schneeflocken empfängt, die vom bewölkten Himmel herabwirbeln, wenn der eisigkalte Nordost bläst und die Nahrung gar karg bemessen ist, singt er dennoch vergnügt sein Liedchen schon am Tag seiner Ankunft. Merkwürdig nur, daß dieser allbekannte Liebling unseres Volkes so gar keine Rolle spielt im deutschen Volksglauben. Wie hat sich doch um die anderen Frühlingsboten, um Storch, Kuckuck und Schwalbe, ein dichter Kranz von Märchen und Sagen gewunden; wie hat sich der Aberglaube ihrer bemächtigt! Kein anderes Mitglied der gefiederten Welt — mit Ausnahme der nächtlichen Eule — ist ihnen in dieser Beziehung an die Seite zu stellen. Aber von unserem Freudenbringer, dem Staar, weiß keine Sage oder Mythe etwas zu erzählen; selbst das Sprüchwort kennt ihn kaum, höchstens daß die Schwatzhaftigkeit des Staarmatzes, die er mit seinen ausländischen Vettern theilt, und sein Talent, menschliche Worte nachzusprechen, den Volksmund zu einigen Redensarten veranlaßt hat, z. B.: „Alte Staare lernen schwer sprechen" oder „Man muß dem Staare die Zunge lösen, wenn er sprechen soll", oder man spottet wohl auch: „Stoarla, pfeffst de?" wenn ein junger Mensch eine naseweise Bemerkung zum Besten giebt. Ebensowenig kann sich der Staarmatz rühmen, von unseren Dichtern besungen worden zu sein, wie so viele andere seiner Genossen, und wenn sein Name wirklich einmal erwähnt wird, so geschieht es wieder nur des Sprechtalents wegen:

„Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch' die Worte hell und klar . ."
(Wilhelm Müller.)

Woher diese Vernachlässigung? Wohl ist der Staar jederzeit in Deutschland ein allbekannter Vogel gewesen; besonders bevorzugt er ebene Gegenden, die reich an Laubwäldern sind, wo aber auch Wiesenplätze und Getreidefelder nicht fehlen dürfen, ebenso liebt er die Nähe von Flüssen, Teichen oder Seen, in deren Rohr er so gern schaarenweise nächtigt. Aber in das innige Freundschaftsverhältniß, welches den Menschen z. B. mit der Schwalbe seit Alters verbindet, ist er erst getreten, nachdem man ihm künstliche Nistgelegenheit am Haus oder in der Nähe desselben angeboten hat, von der er heute um so lieber Gebrauch macht, als die moderne Forst- und Gartencultur den Höhlenbrütern die Sorge für die Nachkommenschaft außerordentlich erschwert hat, duldet sie doch kaum einen Baum im Walde oder Obstgarten, in dem ein Astloch den Vögeln gute Zuflucht gewähren würde, und die malerischen Feldgehölze mit den alten knorrigen und angefaulten Strauchstämmen sind ebenso schon längst verschwunden, wie die einzeln stehenden altersschwachen Eichen auf den Viehhutungen. Nur dort, wo die Bäume überhaupt fehlen, z. B. in den norddeutschen Marschländern und auf manchen dänischen Inseln, stellte sich von jeher der Staar auch ungeladen beim Menschen regelmäßig als Gast ein; er nistet hier bei den Häusern in Mauerlöchern oder in Taubenhöhlen und ist den Landleuten ein angenehmer Gesellschafter. In den meisten Gegenden Deutschlands aber hat man den nützlichen Vogel an künstliche Brutkästen gewöhnt, und es sind uns diese „Staarkübel", die man am Stamm oder im Gipfel höherer Bäume befestigt, an der Wand des Hausgiebels oder auch auf schwankender Stange im baumlosen Gras- und Gemüsegarten, ein so bekannter, alltäglicher Anblick, daß wir auf sie nicht achten und es uns heute kaum vorstellen können, wie vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch Niemand daran dachte, Freund Staar auf diese Weise an Hof und Garten zu fesseln. Wer den ersten Staarkübel gebaut und aufgehängt hat, das wissen wir freilich nicht. Im Alterthum und Mittelalter kannte man Vogelschutz überhaupt kaum, wenigstens nicht diese Seite desselben; auch der alte Geßner († 1565) erwähnt in seinem „Vogelbuch" natürlich noch nichts von künstlichen Nistkästen; erst zweihundert Jahr später berichtet J. Th. Klein in seiner „Historie der Vögel", Danzig 1760, daß den Staaren in Ostfriesland an den Kaminen Verschläge eingerichtet werden, in denen sie nisten, und Vater Bechstein erzählt in der „Naturgeschichte der Stubenvögel", Gotha 1795: „Die Staare nisten sogar in hölzernen Kästen und in thönernen Gefäßen, die man ihnen mit einem langen Loche (?) an die Bäume hängt, unter den Dächern und in den Taubenschlägen, in Häusern, die im Walde liegen." Auch der Altmeister unter den Ornithologen, Joh. Andr. Naumann, sagt in seiner berühmten „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands", Leipzig 1822, hierüber nichts weiter als dieses: „Man behandelt in manchen Gegenden, z. B. im Voigtlande, die Staaren wie die Tauben, hängt ihnen hölzerne Kästchen oder thönerne Gefäße an die nahen Bäume und an die Häuser, worinnen sie nisten, und nimmt ihnen die Jungen aus." Erst von den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts an begann das Aushängen von Staarenkästen in einigen Gegenden Deutschlands allgemeiner üblich zu werden, namentlich ist Lenz, der erfahrene Naturhistoriker von Schnepfenthal, überzeugt von dem Nutzen des Staares für die Landwirthschaft, fort und fort bemüht gewesen, durch Wort wie Schrift seine Landsleute hinzuweisen auf den Vortheil, der ihnen durch das Anbringen von Staarenkübeln erwächst. Und von Thüringen aus, dem classischen Land der deutschen Vogelkunde und des Vogelschutzes, hat sich die Sitte dann bald weiter verbreitet, ohne allerdings bis jetzt in jedem deutschen Gau üblich geworden zu sein. Und wie hat sich der „Staarenkübel" im Laufe der Zeit vervollkommnet! Er ahmt heute die natürliche Brutstätte des Vogels in der allervollkommensten Weise nach — wir denken besonders an die Nistkästen, die den Namen des Freiherrn v. Berlepsch tragen —, während die kunstlos vom Zimmermann zusammengenagelten Bretter, wie sie in unserer Jugendzeit allgemein üblich waren, an die Phantasie des Vogels sehr hohe Anforderungen stellten, wenn er in ihnen eine passende Wiege für seine Jungen erkennen sollte. Aber, wie dem auch sei, jedenfalls hat der Staar den freundlichen Wink des Menschen verstanden, und es dürfte nach unsern Beobachtungen im Königreich Sachsen, ebenso im angrenzenden Thüringen nur wenig Staare geben, die von einem der zahlreichen Nistkästen nicht Gebrauch machten; sie sind ja durch Vererbung bereits daran gewöhnt,

sind selbst in diesen Kästen erbrütet und aufgezogen worden und wissen es gar nicht, daß Mutter Natur eigentlich Astlöcher und andere Höhlungen für sie bestimmt hat. Dabei ist Freund Staar nicht im Geringsten wählerisch, man sagt ihm fälschlicher Weise nach, daß er das Flugloch seines Wohnhauses nach Morgen gerichtet wissen will, auch ist es eine ganz überflüssige Fürsorge des Gartenbesitzers, wenn er glaubt, im Frühjahr das alte Genist aus dem Staarenkasten herauswerfen und ihn so reinigen zu müssen. Das besorgt der Staar selbst, soweit ihm das vorjährige Nistmaterial nicht mehr passend erscheint.

Sobald die ersten Staare von der Reise zurückgekehrt sind, suchen sie ihre alte Niststätte wieder auf; es geschieht dies zumeist schon in der ersten Hälfte des Februar. Natürlich müssen die Vögel um diese Jahreszeit noch oft leiden durch Kälte und Hunger, weshalb sie sich, nicht immer, aber doch sehr häufig, noch einmal zurückziehen in die Wälder, besonders an offene Quellen und Bäche. Hier verweilen sie in kleineren Gesellschaften, bis die Witterung milder geworden; dann erst stellen sie sich wieder in unseren Gärten und Anlagen ein. Oft müssen sie sich ihr Heim mit Gewalt erkämpfen; denn der Sperling hat es in Besitz genommen. Anfangs erhebt sich beiderseits ein heftig geführtes Vorpostengefecht, an dem sich die ganze Staar- und Spatzenverwandtschaft, deren Heim in der Nähe ist, betheiligt; da dasselbe aber zu keinem Ziele führt, braucht man die Waffen und meistens trägt der rechtmäßige Eigenthümer als der stärkere den Sieg davon. Den Kürzeren aber zieht er gewöhnlich, wenn ihm später die Mauersegler sein Haus streitig machen, was in Thüringen und Sachsen gar nicht selten der Fall ist. Diese Schwalben haben sich hier schon längst an die Menschen und „Staarmesten" gewöhnt, und sind sie einmal im Besitz solchen Kastens, dann lassen sie sich kaum vom Staar heraustreiben. Sie legen sich auf den Rücken und bringen dem muthigen Staar, der es doch wagt einzudringen, mit den scharf gespitzten Klauen ihrer kleinen Füßchen bisweilen sogar tödtliche Wunden bei. Sehr ausgesprochen ist der Schönheitssinn unsers Staars; ganz besonders hat es der Vogel auf die buntfarbigen Blumen des Frühlings abgesehen. Er reißt, wie wir selbst beobachtet haben, Schneeglöckchen, Primel, Leberblümchen, Veilchen, einzelne Hyazinthenglocken, Blüthenblätter der gelben Narzisse ab und trägt sie in sein Heim, dasselbe zu schmücken, sodaß das Nestchen bisweilen auf das Reizendste mit den bunten Blüthenköpfchen bedeckt ist. Es ist lediglich die leuchtende Farbe, die dem Vogel gefällt, wie Elstern und Dohlen der Glanz des Metalls; denn zum Nistmaterial sind diese Blüthen weit weniger geeignet als Strohhalme oder Federn, an denen in der Umgebung von Haus und Hof nur selten Mangel herrscht. Ganz besonders sollen es die ehelos gebliebenen Staarenmännchen sein, die dieser ästhetischen Passion huldigen, sodaß der Gedanke nahe liegt, der Staar beabsichtige, eine Schöne, wenn sie ihren Blick in die ausgeschmückte zukünftige Kinderstube wirft, hierdurch dauernd an sein Heim zu fesseln. Aber auch in den Flitterwochen legt der junge Ehemann seine Ritterlichkeit nicht ab und überreicht auch dann noch in der artigsten Weise seiner Gattin bisweilen ein Veilchen, eine Apfelblüthe oder ein Primel, als wollt' er sagen: „Du bist wie eine Blume." Ueberhaupt erweist der Staar seiner Ehehälfte allezeit die denkbarste Aufmerksamkeit. Mit welchem Frohlocken begrüßt er sie, wenn sie — gewöhnlich ein paar Tage später als er — am Nistkasten erscheint! Da pfeift und jauchzt er in den höchsten Tönen, schlüpft eiligst hinein in die dunkle Behausung, erscheint ebenso schnell wieder, breitet den kleinen Fächer des Schwanzes aus, erhebt die Flügel und läßt sie gleich darauf wieder hängen, tanzt hin und her auf den Aestchen, verdreht die Augen und schnalzt und pfeift, als ob er ganz hingerissen wäre von dem Bild weiblicher Staarenschönheit da vor ihm, und sie, die Angebetete, erkennt auch bald die Gefühle des Liebhabers; sie schlüpft plötzlich in den Kasten, aber ebenso schnell ist sie wieder draußen, ein paar leise Schnabelhiebe giebt sie dem verdutzten Männchen, und nun jagen sie im Gezweig umher, um plötzlich in der Nisthöhle zu verschwinden. Von dem Schäferstündchen, das sie hier halten, erfährt nur unser Ohr durch das verliebte Gekose, welches aus dem Kasten dringt.

Das Nest ist bald fertiggestellt; viel Sorgfalt erfordert es eben nicht; es sollen ja nur die Eier und später die Jungen schön warm und weich liegen. Dürres Laub, Strohhalme, Graswurzeln, Wolle, Haare, Federn bilden das kunstlose Lager. Das Weibchen besorgt das Brutgeschäft allein; während es auf den 4 bis 8 Eiern sitzt, die ein lichtes Meergrün oder eine blasse Grünspanfarbe tragen, unterhält es das Männchen auf die liebenswürdigste Weise durch seine abwechselungsreichen Strophen und versorgt es mit Futter. Fliegt das Weibchen einmal selbst aus, gleich ist der aufmerksame Gatte zur Hand, schlüpft in den Kasten und sitzt ruhig auf den Eiern, bis ihn das Weibchen wieder ablöst und er nun von Neuem vom Nistkasten herab schnalzen, pfeifen, flöten, schwirren, schrillen und schnattern kann nach Herzenslust. In der That, es ist schwer, die Stimme des Staars, vielleicht die modulationsfähigste unter unseren Vögeln, immer mit einem treffenden Ausdruck zu bezeichnen. Dazu versteht er es, wie kaum ein zweiter, die Weisen anderer Vögel nachzuahmen. Wie oft schon sind wir durch diesen, unseren deutschen „Spottvogel" getäuscht worden! Da glaubt man den Lockruf des Gimpels oder des Finken, eine Strophe der Singdrossel oder der Amsel zu hören, jetzt das kurze, scharfe „Zi" des Baumläufers, dann wieder den Schlag der Wachtel, den Schrei des Bussards, das Geschwätz der Schwälbchen, das Gackern der Hühner. Ganz besonders täuschend aber ahmt er die kurze, wohlklingende Gesangsstrophe des Pirols nach: „ditleo" oder „gibaditleo"; freilich ob er die flötenden Töne wirklich dem gelben „Pfingstvogel" abgelauscht hat, oder ob dessen Ruf auch ihm von Natur aus mehr oder weniger eigen ist, möchten wir nicht entscheiden, da er ihn nicht nur in Gegenden, die den Pirol kaum kennen, sondern auch zu einer Zeit hören läßt, wo letzterer Vogel noch nicht daran denkt, die südliche Winterherberge zu verlassen. Und gleich den verschiedensten Vogelstimmen verschmäht es der Staar nicht, auch andere Töne und Geräusche in sein umfangreiches Repertoire aufzunehmen: das Klappern der Mühle, das Knarren einer Thür, das Quietschen der Wetterfahne u. a. Besonders vor der Brutzeit übertönt der Lärm alle anderen Vogelstimmen, während später, wenn bereits die jungen Vögel nach Futter schreien, die alten ein wenig ruhiger werden, aber völlig verstummt ihr Gesang, an dem sich übrigens auch die Weibchen lebhaft betheiligen, selbst in der Mauserzeit nicht; ist diese vorüber, so geht der Lärm von Neuem an. Gern vereinigen sich die Staare im Herbst zu großen Schaaren; sie suchen in Wäldern oder im Röhricht der Gewässer gemeinsame Schlafplätze auf. Wer hätte hier ihr eigenartiges Concert noch nicht vernommen! Aus der Ferne hört es sich an, wie das Plätschern und Rieseln eines Wasserfalls, eines Springbrunnens; je mehr man sich aber nähert, um so mehr steigert sich das Stimmengewirr zu tollem Getöse, das immer noch verstärkt wird durch neue Schaaren, die man gleich dunklen Wolken am gerötheten Abendhimmel von allen Seiten herbeiziehen sieht. So geht das vieltausendstimmige Geschwätz fort, bis die Nacht hereinbricht, und auch dann vernimmt man noch ab und zu eine einzelne Stimme.

Die Jungen thun es den Alten bald gleich im Singen und Schwatzen; schon im Nest üben sie sich, mehr noch aber, wenn sie dasselbe verlassen haben, sich nun dem Schwarm der alten Vögel anschließen und mit ihnen in den Wiesen einherschreiten, um Regenwürmer, Schnecken, Käfer und allerlei Larven aufzulesen, oder in den Kirschplantagen einfallen, wo sie argen Schaden anrichten. Man erkennt die jungen Vögel unschwer unter dem Schwarm; die Oberseite ist düster braungrau, die Kehle weißlich, ebenso die Brust, welche zugleich schwärzlich-braune Längsflecken zeigt. Der schöne purpurviolette Schimmer, der Kopf, Hals und Brust des alten Männchens auszeichnet, der goldgrüne Glanz, der bei diesem auf Rücken und Schultern liegt, und der stahlblaue bis stahlgrüne Schiller des übrigen Gefieders fehlt dem Jugendkleide noch völlig. Man kann es deutlich beobachten, wie vom Mai an der Jungen immer mehr werden. In diesem Monat — das Volk sagt: am Himmelfahrtstage — fliegen nämlich die ersten Staare aus, vom gemeinen Mann „Maistaare" genannt; es sind die Kinder mehrjähriger Eltern. Ihnen folgen dann 14 Tage bis 4 Wochen später die Jungen der vorjährigen Staare. Unterdessen sind die Alten zu einer zweiten Brut geschritten, die Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli flügge wird; es sind die sogenannten „Brachstaare", während die einjährigen Vögel wohl nur ausnahmsweise, d. h. wenn man ihnen die Jungen geraubt hat oder wenn der Brut sonst ein Unfall zugestoßen ist, ein zweites Mal brüten. Familienweise sieht man dann die Jungen mit den Alten auf den abgemähten Wiesen einherschreiten; aber bald vereinigen sich die Familien zu ganzen Gesellschaften und diese endlich bilden nach Tausenden zählende Schaaren. Schon im Juli beginnen die ersten jungen Staare ihr Jugendkleid abzulegen; sie gewähren dann einen höchst drolligen Anblick; die neuen Federn erscheinen ja nicht

alle gleichzeitig, sondern gewöhnlich sind die neuen, lancetförmig zugespitzten Federn mit den schönen weißen Tropfen an ihrer Spitze auf Brust und Rücken bereits erschienen, während Kopf und Hals noch das weiche, fahlgraue Jugendgefieder tragen. Aber noch ehe dieses völlig abgelegt ist, begeben sich ganze Schwärme der jungen Vögel auf die Reise nach dem Süden. Keine Vogelart hat in so schlagender Weise den Herbstzug der jungen Sommervögel, den sie unabhängig, d. h. ohne Begleitung ihrer Eltern unternehmen, veranschaulicht, wie eben die Staare. Wir verdanken Gätke, dem eifrigen langjährigen „Vogelwärter von Helgoland“, die genauesten Nachrichten hierüber. Bereits Ende Juni erscheinen viele junge, d. h. graue Vögel auf dem Eiland oder ziehen in breiter Front zu beiden Seiten Helgolands dahin; jeden Tag erscheinen neue Massen, die nach Tausenden und Zehntausenden zählen, und dies währt bis zum Schluß des Juli. Diesen jungen Vögeln wird seitens der einheimischen Jäger ihres zarten, schmackhaften Fleisches wegen sehr eifrig nachgestellt. Alte Thiere finden sich nie unter ihnen. Abgesehen von einigen wenigen, die bereits sehr früh, nämlich schon in der ersten Junihälfte Helgoland passiren und mit dem Schwarm der jungen Sommervögel in gar keiner Beziehung stehen — es sind Vögel, die nicht gebrütet, die den Gatten verloren haben, oder deren Brut zerstört wurde — folgen die Züge der alten Staare erst nach einer Pause von 6 bis 8 Wochen, wenn sie die Herbstmauser vollendet haben, d. h. vom Ende September an. Im October steigert sich ihre Menge, im November vermindert sie sich wieder bedeutend, und gegen Schluß des Jahres endet der Herbstzug mit kleinen Flügen von 40 bis 60 Stück. So weit die positiven Beobachtungen Gätke's, die überraschend genug sind. Es wird nun Aufgabe der Forschung sein, dieselben in allen Einzelheiten zu controliren; denn den theoretischen Schlüssen des erfahrenen Meisters ohne Weiteres zu folgen, das würde Niemand weniger fordern, als gerade er selbst. Vielleicht wird es sich bei genauer Beobachtung doch herausstellen, daß unter der Schaar der Sommervögel immer einige alte, erfahrene Staare sind oder auch andere Vögel, welche die Reiseroute schon einmal zurückgelegt haben. Wir können es uns nicht denken, daß die jungen Vögel völlig führerlos wandern sollen. Auch sind keinesfalls die Aufzeichnungen des rastlosen Forschers so zu deuten, als ob nun mit Ende Juli die jungen Staare sämmtlich ihre Heimath bereits verlassen hätten. Wir haben jedes Jahr im August, auch im September noch unter den Schwärmen alter Vögel in schwarzem Kleide zahlreiche Jungvögel beobachten können, die ihr graues Gewand noch nicht völlig abgelegt hatten, namentlich an Kopf und Hals noch fahlgrau aussahen; später sind sie schwerer von den Alten zu unterscheiden. Sie werden natürlich mit der Gesellschaft reisen, der sie sich jetzt schon angeschlossen haben, in deren Gemeinschaft sie die Wiesen und die Viehheerden besuchen, mancherorts die Weinberge plündern und im Schilf am Teich oder in Fichtenbeständen nächtigen.

Wie lieblich ist der Anblick solch' kleiner Staarengesellschaft, wenn sie sich im Herbst ohne Scheu niedergelassen hat auf die breiten Rücken einer Rinderschaar oder auf das wollige Vließ einer vielköpfigen Hammelheerde. Furchtlos sitzen die Reiter auf ihren großen Rossen und befreien diese von allerlei lästigen Schmarotzern; auch am Boden zwischen den Thieren suchen sie eifrig nach Ungeziefer, wobei sie sehr geschickt jedem Fußtritt auszuweichen verstehen. Ist die eine Heerde dann leidlich gereinigt, so suchen sie eine andere auf. Wie prächtig ist ferner der Anblick eines nach Tausenden, ja Hunderttausenden zählenden Schwarmes fliegender Staare! Wahre Wolkenzüge sind es bisweilen, die fortwährend ihre Form verändern, bald breiter, bald schmäler werden, jetzt sich theilen und jetzt sich wieder vereinigen. Schon Plinius beschreibt dies Schauspiel sehr treffend, wenn er sagt, das Ganze gleiche einem sich drehenden Balle, der durch die Luft schießt, und Gätke kann nicht Worte genug finden, uns eine Vorstellung von den ungeheuren, in dicht gedrängter Masse dahinstürmenden, fast endlosen Schaaren zu geben, wenn sie der Herbstzug über's Meer führt. Es geschieht nun aber gar nicht selten, daß kleinere Trupps von Staaren dem nördlichen Winter Trotz bieten. Es ist, als könnten sie sich nicht trennen von dem kleinen Bretterhäuschen, das Zeuge ihres Familienglücks gewesen; sie kehren im Herbst zurück zur Brutstätte, um die sie sich wochenlang nicht gekümmert haben, singen, als wollten sie Abschied nehmen, schlüpfen in den Kasten hinein, jagen sich herum im Geäst, kurz, betragen sich so, als sollte das Brutgeschäft von Neuem beginnen. Nach ein paar Tagen wird die große Reise angetreten oder — es sind dies freilich Ausnahmen — der Obstgarten, das flache Land mit dem schützenden Waldesrand vertauscht. Gewöhnlich geht es allerdings den Kühnen, die den Kampf mit dem nordischen Winter aufnehmen, ziemlich traurig; die Kälte lähmt bei dem Mangel an Nahrung Manchem die Glieder, daß er flugunfähig eine Beute seiner Feinde wird; nicht selten lassen sich abgemattete Thiere sogar mit den Händen greifen. Solchen Gefahren entgehen die Wanderer, wenn sie den Winter in Süd-Spanien, Italien oder im nördlichen Afrika zubringen; hier ist ihnen ihr Tisch reichlich gedeckt, auch wenn sie in Schaaren von Tausenden bei einander leben, wie z. B. in den Fellachendörfern am Nil, von wo sie gleich schwarzen Wolken täglich Ausflüge nach der Wüste unternehmen. Freilich, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, das müssen gleich all' unseren anderen Zugvögeln auch Tausende von Staaren alljährlich erfahren, die in den Netzen und Schlingen der Vogelsteller ihren Tod finden. Der Südeuropäer steckt ja Alles in den Mund, was Flügel und Federn trägt, und junge Staare schmecken so übel nicht. Aber unsere Freunde sind auch nicht frei von Schuld; gerade im Süden vergessen sie ihre gute Erziehung noch viel häufiger und viel allgemeiner als bei uns. So ist z. B. in Spanien der Staar, den wir als eifrigen Vertilger unserer Insecten so hoch schätzen, nicht nur ein Freund der Trauben, sondern auch der Feigen, ganz besonders aber der Oliven, die im December und Januar reifen, sodaß man es den Besitzern solcher Obstgärten nicht verdenken kann, wenn sie die Schaaren der zudringlichen Räuber mit Netzen, Schlingen, Fallen und Flintenschüssen begrüßen.

Wer es dem Vogel sagt: jetzt ist es Zeit heimzukehren ins nördliche Vaterland — wir wissen es nicht. Ein sicheres Vorgefühl für das kommende Wetter besitzt er jedenfalls nicht, sonst würde er sich nicht so oft täuschen und in sein Unglück — fliegen. Die ersten kleinen Züge, deren Vorhut alte Vögel bilden, kommen bei uns in der Regel Anfang Februar an, die letzten gewöhnlich Ende März, doch stellt sich auch noch später mancher Nachzügler ein. Wie bitter täuscht ein langer Winter so oft die lenzesfreudigen Wanderer! Dennoch genießt der Staar als Wetterprophet seit alters einen guten Namen. So beruft sich Aldrovandus auf Oratorolus, wenn er behauptet: Die Staare zeigen baldiges Unwetter an, wenn sie früh in Haufen fliegen, langsam eintretendes und lange anhaltendes Unwetter aber, wenn sie während des Fluges umkehren. Und diese alten Beobachtungen werden durch keinen Geringeren als den Pastor Brehm bestätigt (s. Oken's Isis 1848, S. 561 ff). Er will gefunden haben, daß sich die Staare vor anhaltendem Regenwetter zusammenrotten, sogar zur Brutzeit. Ja, er läßt auch auf längere Zeit die Vögel das Wetter vorausahnen. Machen dieselben nämlich schon frühzeitig Anstalt zum Brüten, so soll ein schöner Mai zu erwarten sein; brüten sie aber erst gegen Ende April oder Anfang Mai, so werde der Mai naß und kalt.

Vor wenig Jahrzehnten noch stellte man auch in Deutschland den Staaren sehr eifrig nach; denn ihr Fleisch, besonders das der Jungen, schmeckt nicht nur den Krähen und Elstern, welche die Brut aus den Löchern hervorziehen, und dem Fuchs, der des Abends im Rohre gar manchen Vogel erschnappt, sondern auch dem Menschen. Ein einziger Schuß in den dichten Schwarm bringt oft viele Vögel zur Strecke; am ergiebigsten aber war der Fang auf dem Vogelherd oder im Rohr mit Fischreusen und langen Garnsäcken. Eine sehr lustige Jagdmethode — Jägerlatein, wie es im Buche steht — weiß Vater Geßner zu berichten. „Mit langen schnüren so mit kläb bestrichen / werdend sy auch gefangen / dieweyl sy gantz dick als ein wulken fliegend: dan weñ man einen hat so binde man jm das seile an ein bein / vnd laß jn vnder ein gantze schar fliegen / so die selbig sichst / also fallend sy deñ mit jm zu boden.“ — Welch angenehmer Stubenvogel ein gelehriger Staarmatz sein kann, ist allbekannt. Er wird völlig zahm und lernt oft viele Wörter und Sätze vorzüglich sprechen, und manches Liedchen pfeift er vortrefflich nach. Auch sein sonstiges Gebahren ist sehr unterhaltend. Immer lustig von früh bis Abend, immer thätig! heißt's bei ihm; hundert Geschichten könnte man von ihm erzählen, darunter freilich manchen Streich, der ärgerlich genug ist. Aber wenn dann der kleine Uebelthäter uns wieder mit den bekannten zitternden Flügelbewegungen begrüßt, sobald wir uns ihm nähern, und mit schnalzender Stimme seiner freudigen Hoffnung auf einen Mehlwurm oder ein paar Beeren Ausdruck giebt: wer könnte dann so hartherzig sein, noch länger dem drolligen Burschen zu zürnen!

Bücherbesprechungen.

— Der Brief des Jakobus in 25 Predigten ausgelegt durch D. theol. Rudolf Kögel, weiland königl. Oberhofprediger, Schloßpfarrer, Generalsuperintendent der Kurmark und Ephorus des Domcandidatenstiftes zu Berlin. Zweite Auflage. Halle a. S. und Bremen, K. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1901. 4 ℳ. — Es wäre wunderlich, wenn man Kögel'sche Predigten noch besonders empfehlen wollte. Er ist und bleibt doch der Meister jener Predigtweise, die sich beständig auf der Höhe der vollsten Weihe hält und mit jedem Worte dem Hörer zu verstehen giebt, daß er sich als solcher auf heiligem Boden befindet, wo tausend Dinge und Vorstellungen unziemlich sind, die vor der Kirchthür erlaubt und nothwendig sein können. Aber bei all dieser Erhabenheit ist er trotzdem verständlich für Jedermann, wenigstens für Jeden, den er als Zuhörer unter seiner Kanzel nur irgend nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge voraussetzen kann. Daß es Christengemeinden giebt, für die Theile und Stücke seiner Predigten, aber doch auch nur solche, zu hoch sein würden, steht außer Zweifel. Es sind aber auch in dieser Sammlung solche vorhanden, die mit ein paar geringen Aenderungen im Ausdruck ohne Weiteres ihre volle Wirkung überall ausüben würden. Solche Schlichtheit und Verständlichkeit bei aller rhetorischer Kunst ist etwas Großes und Bewundernswerthes. Sie war aber nur möglich bei der außergewöhnlichen Begabung des Predigers für das Praktische: sie zeigte ihm immer wieder die Grenze, die der gelehrte Forscher nicht überschreiten, und die Bedürfnisse des hörenden Volkes, die er nicht unbefriedigt lassen durfte. So wirken diese Predigten über den ganzen Brief des Jakobus vorbildlich in vielen Beziehungen, obwohl sie nicht der Reihe nach gehalten, sondern aus verschiedenen Jahrgängen zusammengetragen sind. Denn gerade dieser Umstand wird einem lernbegierigen Leser, der vielleicht Kögel's Eintheilung des Briefes für eine Reihe von Predigten nachahmen will, den Weg zeigen, wie der lehrhafte Ton der Bibelstunde vermieden und bei aller sorgfältigen Erklärung der erbauliche Ton der Predigt beibehalten werden kann. Wie wichtig der Brief gerade für unsere Zeit ist, das haben ja außer Kögel, der im Vorwort der ersten Auflage auch von den „Themata der Gegenwart" gesprochen hat, noch viele andere Prediger erkannt, wie sie denn die Frucht dieser Erkenntniß vielfach mündlich und schriftlich nutzbar gemacht haben. Unter dieser nicht geringen Literatur über das biblische Buch werden Kögel's Predigten eine hervorragende Stelle behaupten.
B. K.

— Das General-Repertorium der Königlich Sächsischen Landesgesetze und der Reichsgesetze, bearbeitet von Theodor Siebdrat, Polizeidirektor a. D., ist soeben in dritter Auflage, abgeschlossen anfangs December, im Verlag der Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden (Ladenpreis 9 ℳ 25 ₰) erschienen. — Diese neue Auflage des zum ersten Male 1879 herausgegebenen General-Repertoriums, die außer dem neuen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche noch eine ganze Reihe anderer neuer deutscher und auch sächsischer Gesetze und Gesetzes-Bestimmungen zu berücksichtigen hatte, bringt über 5500 lexicalisch geordnete Artikel, in denen in gedrängter, übersichtlicher Kürze auf den Inhalt des Reichsgesetzblattes, des Königlich Sächsischen Gesetz- und Verordnungsblattes, des Königlich Sächsischen Justizministerialblattes und der vom Königlich Sächsischen Justizministerium herausgegebenen Geschäftsordnung, insoweit in den beiden letztgenannten Quellen Gegenstände von allgemeinem Interesse behandelt sind, sowie auf alle in Sachsen geltenden Reichs- und Landesgesetze hingewiesen wird. Das ungemein nützliche Nachschlagewerk bedarf keiner weiteren Empfehlung.
S.

— Cardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle. (1520—1541.) Mainz, Franz Kirchheim, 1900. — Der Verfasser dieser kirchen- und kunstgeschichtlichen Studie, Dr. phil. Paul Redlich, hat erschöpfende Quellenstudien mit solchem Geschick gemacht, daß seine Leistung höchstens in Nebendingen früher oder später ergänzt werden könnte. Er hat diese Arbeit auf eine Anregung von Professor Lamprecht in Leipzig begonnen und sie zur Ehre des Genannten durchgeführt. Die einzelnen Angaben können wir natürlich nicht nachprüfen, haben aber den Eindruck empfangen, daß sie zuverlässig sein müssen. Ein treffliches Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Werkes ungemein. Wir stehen nicht an, dasselbe als einen unentbehrlichen Beitrag zur Reformationsgeschichte warm zu empfehlen.
—g.

— Gottsched, ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung. Vortrag, gehalten bei der Gottsched-Feier des „Vereins zur Förderung der Kunst" am 6. März 1900 in der neuen Philharmonie zu Berlin. Von Eugen Reichel. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. 15. Serie. Heft 353.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., vormals J. F. Richter. — In etwas flüchtigen Strichen wird hier die Bedeutung Gottsched's nach der angegebenen Richtung hin gekennzeichnet. Doch ist der Hinweis schon angebracht Angesichts der Verkennung, die Gottsched gefunden hat und noch findet. Reichel hat sich besonders mit Gottsched beschäftigt und von einer Art von Auferstehung des Leipziger Dictators gesprochen, womit er entschieden über das Ziel hinausschießt. Denn daran, daß Gottsched wieder für das Volk lebendig werden könnte, wie er es für den Literarhistoriker ist, kann keine Rede sein. Das schließt natürlich nicht aus, daß man auch in weiteren Kreisen sich der Bedeutung des einst Gefeierten, dann Gestürzten wieder mehr bewußt werde. Das wird hier in der angedeuteten Richtung hin angestrebt dadurch, daß Gottsched als wahrer Aufklärer hingestellt wird, der, natürlich innerhalb der Grenzen seiner Zeit und durch seine Persönlichkeit bedingt, für Aufklärung eintrat. Alles, was Reichel sagt, der manchmal in den Ton des Panegyrikers verfällt, kann man nicht unterschreiben, aber in der Hauptsache wird er wohl Recht haben. Gottsched ist nach dieser Richtung hin verkannt worden, wie er ja auch sonst ungebührlich zurückgesetzt worden ist, selbstverständlich im Angedenken unserer Zeit. Es geschieht das zum Theil unter dem Einfluß der Kritik Lessing's, der im Verein mit der Neuberin den Gewaltigen stürzte, so daß er ein Gespött und Popanz ward. Ganz stimmt das nicht, wie ja auch Lessing's Ansichten in diesem Punkte einer Einschränkung bedürfen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Angreifende leicht zu weit geht, und das hat Lessing gethan, dessen Werth als Reformator im Uebrigen ganz ungeschmälert bleiben soll. So wird das in der Geschichte hin- und herschwankende Bild des für seine Zeit zweifellos bedeutenden Mannes etwas fester gestellt, auch das Verhältniß zu seiner mitdichtenden Gattin Luise Adelgunde Victoria geb. Kulmus, die von einigen Literarhistorikern neuerdings in den Himmel gehoben worden ist, um Gottsched selbst damit zu treffen, während Andere wieder den umgekehrten Weg eingeschlagen haben, indem sie die Frau verkleinerten, um den Gatten zu heben. Letzteres thut z. B. Reichel. Es wird wohl dabei bleiben: Gottsched war ein einseitiger, sehr einseitiger Geist, aber er war doch bedeutend und nimmt eine bedeutende Stellung in der Entwickelung der Literatur ein und nicht blos seine Gegner, sondern auch er selbst hatte Recht. Zu dieser Richtigstellung sein Theil beigetragen zu haben, kann auch Reichel sich das Verdienst zurechnen, so sehr seine Darlegung der Einschränkung bedarf.
J. R.

— Mit den Lieferungen 31—40 hat die Tausend-Bilder-Bibel (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) ihren Abschluß erreicht. Jede Lieferung kostet 40 ₰, die ganze Bibel in zwei Bänden in Leinwand 23 ℳ, in Leder 26 ℳ; in einem Bande in Leinwand 21 ℳ, in Leder 23 ℳ 50 ₰. — Dem ersten Bande ist ein stimmungsvolles Widmungsblatt, sowie reich ausgestattete Blätter zur Führung einer Familienchronik beigegeben, sodaß das Ganze sich eignet als ein Geschenk bei allen Familienfesten, denen eine religiöse Bedeutung einwohnt. Diese Bibelausgabe verdient wegen ihres klaren Druckes und weißen Papiers Empfehlung; die Fülle der Illustrationen ist so groß, daß kein anderes ähnliches Unternehmen concurriren kann. Natürlich müssen die den gottesdienstlichen oder überwiegend künstlerischen Zwecken dienenden Bibeln werthvollere Illustrationen enthalten; solche Bibeln sind aber auch bedeutend theurer. Jedenfalls beweisen derartige Bibeln schlagend, welch eine unerschöpfliche Fundgrube für die malerische Phantasie die heilige Schrift zu allen Zeiten gewesen ist und noch ist. Daß für naive Anschauung selbst minderwerthige Illustrationen Genuß gewähren, bedarf keiner Befürwortung.
—g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 25. Donnerstag, den 28. Februar, Abends. **1901.**

Palästina im Schmuck seiner Flora.

Wenn der Pilger die heiligen Gaue Palästinas zum ersten Mal durchzieht, so erlebt er in der Regel eine gewaltige Enttäuschung. Denn das gelobte Land, wo einst Milch und Honig floß, ist nicht mehr vorhanden; eine Welt kahler Berge und unfruchtbarer Felder umgiebt fast allenthalben den Wanderer in der Gegenwart. Auch die biblischen Ortschaften sehen jetzt zumeist ganz anders aus, als unsere Phantasie sie sich vorstellt; sie haben ebenfalls ihren ursprünglichen Glanz verloren und tragen vielfach ein ruinenartiges, unschönes Aussehen. Aber in einem Stück besitzt das heutige Kanaan noch die Herrlichkeit des alten, nämlich in der wundervollen Blumenpracht des orientalischen Frühlings. Ja auch heute noch, wie in den Zeiten der Bibel, kommen die lieblichen Kinder der Flora zum Vorschein, sobald des Lenzes Zauberfinger an der Erde Pforten pocht. Schon im October und November schauen die Herbstzeitlosen, ausgeschmückt mit blaßrothen und gelben Gewändern, neugierig aus ihrem Schlupfwinkel hervor und erfüllen das Herz des Menschen mit hoher Freude. Ihnen folgen dann nach einander die Crocus, Narzissen und Alpenveilchen, bis dann im Februar die ganze bunte Schaar, zum Theil in angenehmen Duft gehüllt, den weiten Plan betritt. Welch' verschiedenartige Gruppen stehen da mit einem Male vor uns! Anemonen und Adonisröschen, Tulpen und Lilien, Hyazinthen und Tazetten, Stern- und Butterblumen, Malven und Kornblumen, Kaiserkronen und Affodilen u. a. m. blühen, bald nach Geschlechtern geordnet, bald mannigfaltig durcheinander gemischt, fröhlich und munter im grünen Gras oder in steinernen Felsenritzen. Zu den vorhandenen Mengen kommen immer neue, bis endlich, wenn im Mai die sengende Sommerhitze beginnt und das Erdreich vollständig ausdörrt, ein Blümlein nach dem andern das Köpfchen hängen läßt und eins nach dem andern, matt und müde, zum Schlaf sich niederlegt, aus dem es erst bei des nächsten Frühlings Einzug wieder erwacht. Diese Blumenpracht Kanaans unterscheidet sich wesentlich von der unseres Vaterlandes. Schon die Fülle der Blumen reißt die Pilger unwillkürlich zur Bewunderung hin; denn das heilige Land ist im Frühjahr geradezu mit Blüthen und Knospen der verschiedensten Farben übersäet. Wohin wir auch während unseres Aufenthaltes in Palästina kamen — überall, am Strande des Meeres und auf dem Gebirge, in der Ebene Saron und an den Ufern des Jordan, am See Genezareth und auf dem Libanon, trafen wir auf eine reiche Flora. Ob wir emporkletterten zu den hohen Felsenkuppen oder ob wir hinabstiegen in die tiefen Thäler — allerwärts, sogar an den steilen Abhängen der sonst vegetationslosen Wüste Juda, erfreuten ihre holden Söhne und Töchter unser Herz und Auge. Bald guckten sie schüchtern hinter Steinen und Felsblöcken hervor, bald tanzten sie zu buntem Reigen vereinigt beim Säuseln des Windes auf grünen Matten; ja fast an allen Wegen und Stegen nickten sie uns fröhlich ihre Grüße zu. Kurz, im Lenz schmückt sich das alte Kanaan jahraus jahrein von Bersaba bis Dan wie auf ein Machtwort des Allmächtigen mit Millionen frischer Blumen, so daß es einer Braut am Hochzeitstage gleicht. Jeder Berg hat sich eine Guirlande umgehängt oder sich wenigstens ein Sträußchen angesteckt; eine Landschaft wie die andere trägt noch einmal für kurze Tage das Jubelgewand der vergangenen Herrlichkeit. Namentlich sind die Provinzen Samaria und Galiläa, sowie die Terrassen an der Westseite des Libanongebirges über und über ausgeschmückt und in allen ihren Theilen mit verschwenderischer Fülle bepflanzt, gleich als ob sie ein großer Blumengarten wären. Wir brauchten dort oftmals nur ein Mal die Hand auszustrecken, um sofort einen ganzen Strauß rother Anemonen, rosafarbenen Phloxes, weißer Margueriten oder goldener Schmalzblumen einzuernten. Und wie die Fülle der Blumen, so versetzt den Touristen auch die Pracht ihrer Farben in Staunen. Denn welche Gluth und welcher Schmelz bedeckt doch wie ein zarter Hauch die ganze Flora Palästinas! Die Kelche prangen vielfach in solcher Frische und solcher Schönheit, daß man meinen möchte, der Schöpfer habe hier seinen Pinsel in ganz besondere Zaubertöpfe getaucht. Es will einem scheinen, als ob all' die Blumen kostbare Feierkleider angezogen hätten, die mit außergewöhnlichem Glanz ausgestattet worden sind. Wahrlich Salomo in seiner Herrlichkeit kann nicht schöner bekleidet gewesen sein, als derselben eine! Wie die wundervolle Sternenwelt mit ihrem durchdringenden Glühen und feenhaften Flimmern, so gewährt auch der leuchtende Blumenflor des Morgenlandes mit seinen prächtigen Farbentönen einen hinreißenden Anblick. Die Feder ist zu schwach, um die gewonnenen Eindrücke genügend schildern zu können. So mächtig wird das Auge des Pilgers gefesselt, daß er sich oft an dem bunten Blumenteppich, der vor ihm sich ausbreitet, gar nicht satt sehen kann, sondern fast mit Gewalt weiter gezogen werden muß. Die meisten Kinder der orientalischen Flora haben viel feurigere Augen als die der abendländischen. Dazu kommt noch die große Merkwürdigkeit, daß die Blumen bisweilen in gewisser Farbenzusammenstellung erscheinen, gleich als sollte ein bestimmtes, harmonisches Farbenbild dargestellt werden. So sahen wir z. B. wiederholt in Samaria und Galiläa weite Fluren, welche mit herrlichen Mosaikmustern verziert waren, sowie auch ganze Landflächen, welche in den bayrischen und spanischen Landesfarben prangten, indem bald blaue Kornblumen und weiße Margueriten, bald rothe Ranunkeln und goldene Schmalzblumen ununterbrochen neben einander blühten. Und dabei herrschte eine Regelmäßigkeit, daß man meinen konnte, die Hand des Gärtners müsse unbedingt bei der Anlage dieser riesigen Blumenbeete mit im Spiel gewesen sein.

Wenn der Botaniker diese wundervolle Welt der Blumen Palästinas betrachtet, so fallen ihm einige Gattungen vor allen übrigen besonders durch ihre Schönheit, Zartheit und sonstige Eigenart auf. So wird sein Auge mächtig entzückt beim Anblick der rothen, sechsblätterigen Feuerlilie (Lilium bulbiferum), des purpur- und dunkelroth schattirten byzantinischen Gladiolus (Siegwurz) und der weißen, goldgeschmückten Narzisse (Narcissus poeticus), welche sich hier und da im heiligen Lande zeigen. Daneben sind von großem Interesse die weiße Wasserrose (Nymphaea alba) und die gelbe Teichrose (Nuphar luteum) am Meromsee, der überhaupt dem Naturfreunde außerordentlich viel Merkwürdigkeiten — sogar den echten afrikanischen Papyrus antiquorum — bietet und in den ihn umgebenden Marschen von verschiedenen Irisarten umkränzt wird. Hierher gehören ferner auch die seltsamen zinnoberrothen Kaiserkronen (Fritillaria persica), welche sich kühn und muthig bis zu den schneeigen Abhängen des Großen Hermon emporwagen. Dasselbe gilt endlich auch von den zahlreichen Tulpen, die bald neben üppigen Oleanderbüschen, bald zwischen anderen, oftmals ungemein langstieligen Blumen vielfach in der Genezareth-Ebene und auf den dieselbe umrahmenden Höhenzügen blühen und bei ihrer rothen Farbe immer sehr leicht beim Botanisiren entdeckt werden können. Namentlich aber muß hier die Anemone erwähnt werden. Sie kommt in den mannigfaltigsten Spielarten vor und wird stellenweise auf einen Blick in den verschiedensten Farben angetroffen, vom blendendsten Weiß und feurigsten Roth bis zu den dunkelsten Schattirungen. Und hier wieder ist es die großblätterige

purpurne Anemone, die den höchsten Rang einnimmt und in ganz hervorragendem Maße das Herz des Reisenden mit Wonne und Bewunderung erfüllt. Ohne Bedenken kann man sie die Königin unter den Feldblumen Palästinas nennen; denn sie übertrifft in der That in ihrer Purpurpracht an Herrlichkeit alle ihre Schwestern, mögen diese auch noch so vornehm gekleidet sein. Sie wirkt schon aus der Ferne durch ihr wundervolles Leuchten und Glühen mächtig auf den Wanderer ein und weiß ihn dann, je mehr er sich nähert, desto mehr durch ihren Reichthum zu fesseln. So ging es uns besonders in den bergigen Landschaften nördlich vom Tabor, wo weite Strecken fast nur Anemonen trugen und dadurch in geradezu paradiesischer Schöne erstrahlten. O wie oft haben wir da Halt gemacht, um uns am Anblick dieses purpurnen Meeres zu laben! Wahrlich selbst Derjenige, der sonst nur wenig Sinn und Verständniß hat für die Wunder der Natur, er muß staunen, wenn diese Farbenpracht sich vor ihm aufthut. Und wie großartig ist vollends das ganze Schauspiel, wenn sich ein tiefblauer Himmel über Kanaan ausspannt und die Sonne in verschwenderischer Fülle das Gold ihrer Strahlen über den flammenden Purpur gießt! Da kommt man so recht zu der Erkenntniß, wie unendlich herrlicher doch Alles ist, was Gottes Hand im Tempel des Weltalls im Großen und im Kleinen vor uns aufgebaut hat, als die Schaustücke, welche menschliche Kunst dem Auge darbietet. Jedenfalls hat auch unser Heiland solche Purpurpracht der Anemonen vor sich gesehen, als er in der Bergpredigt (Matth. 6, 28) zu seinen Zuhörern von der wundervollen Schönheit der „Lilien auf dem Felde“ sprach. Aehnlich wie mit dieser imposanten Blume steht es auch noch mit einer anderen ihres Geschlechtes, nämlich mit dem Zier-Windröschen (Anemone coronaria). Dasselbe kommt seiner großen Schwester an Majestät nicht gleich; denn es ist klein und zierlich, während jene mohnartige Blätter trägt, aber es steht ihr an Lieblichkeit nicht nach und übertrifft sie an Reichhaltigkeit. Wohin nämlich auch der Tourist seine Schritte lenken mag, das niedliche Röschen begleitet ihn; es ist gleichsam die erste Blume, welche ihn begrüßt, und die letzte, welche sich von ihm verabschiedet bei seiner Durchwanderung Kanaans. Ganz richtig bemerkt Pfarrer Kinzler in seiner sehr empfehlenswerthen biblischen Naturgeschichte bei Besprechung dieses Zier-Windröschens: „Es findet sich überall, auf allen Bodenarten und in allen Lagen. Es bedeckt den Oelberg, überzieht die Ebenen, erreicht aber das üppigste Wachsthum an den Gestaden des galiläischen Meeres. In den Olivengärten von Ephraim wie auf den nackten Hügeln von Nazareth ist kein Fleck Landes, wo es einem nicht entgegenglänzte. In dem wunderbaren Blumenreichthum, der das heilige Land im Frühjahr auszeichnet, ist keine Blume so vorherrschend wie diese Anemone.“ Ueberall aber trägt sie ähnlich wie unser Veilchen große Bescheidenheit an sich; denn sie drängt sich nirgends hervor, sondern verbirgt ihr leuchtendes Köpfchen gern zwischen den Blättern und Gräsern der Fluren. Unsere Landsleute in Palästina nennen übrigens diese Blume auch noch das Blutströpfchen, und zwar nach einer schönen Sage, wonach sie früher, wie wir es oft in unseren Gärten sehen, einen weißen Kelch getragen, bei dem Tode Christi aber sich roth gefärbt habe, indem es die vom Kreuze herabfließenden Blutstropfen aufsog. Es würde demnach auch von diesem Blutströpfchen gelten, was einer unserer deutschen Dichter von der Passionsblume gesungen hat:

Und sieh, es fällt ein Purpurtröpflein kräftig
Hernieder in den Kelch aus heil'ger Wunde.
Da säuselt's wunderbar in seinen Blättern,
Durch seine Zweige rinnet neues Leben,
Es kennt sich selbst nicht mehr, denn andre Formen,
Ein Feierkleid hat ihm der Herr gegeben.

Dieser entzückende Lenzesschmuck findet nun auch, wie schon angedeutet, jahraus jahrein das Wohlgefallen der Menschen und macht einen mächtigen Eindruck auf das Gemüth. Schon in alter Zeit ist das so gewesen. Das beweist uns deutlich das alte Testament; denn wie vielfach werden dort die Blumen erwähnt und mit welcher Begeisterung wird von ihnen geredet. Man denke nur an Salomo's Worte, wie er im Hohenliede jubilirt: „Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande.“ Daher geschah es auch, daß man die Blumen vielfach, wie die israelitische Archäologie berichtet, als Muster in der Bildhauerei, Metallarbeit und Weberei auswählte und wohl keinen schöneren Schmuck kannte als Blumenschmuck. So war der Salomonische Tempel inwendig mit vergoldetem Schnitzwerk ausgestattet, das aufbrechende Blumen darstellte, und in der Stiftshütte lagen blumige Teppiche, während den siebenarmigen Leuchter mandelblüthenartige Kelche verzierten. Auch ist zu vermuthen, daß die Kopfbedeckung, welche der Priester trug, die Form eines umgestülpten Blumenkelches gehabt hat. Aehnlich steht es auch heute noch. Immer wieder frohlocken die Palästinenser, wenn ihr Land das Brautkleid anlegt, und gern erfreuen sie den Gast, welcher im Hause einkehrt, mit einem Strauß. Auch die Pilger und Touristen, welche im Frühling die heiligen Stätten besuchen, stimmen gewöhnlich in solche Werthschätzung der Flora ein und jubeln über den Glanz, der vor ihnen ausgebreitet liegt. Wir insbesondere haben fast auf jedem Ausflug Hut oder Knopfloch mit einem Sträußchen geschmückt und zuletzt noch Hunderte von farbigen Kindern aus dem weiten orientalischen Blumengarten in die ferne Heimath entführt, wo sie uns noch heute erfreuen. Namentlich aber werden die Blumen im jetzigen Kanaan vielfach praktisch verwerthet. So ist ja bekannt, wie die eingeborenen Araber den Blumen und Pflanzen die angenehmsten Düfte entnehmen und sie dann in wohlriechenden Wassern, welche bei festlichen Gelegenheiten in den Wohnungen ausgesprengt werden, festhalten. Vornehmlich die Narzisse sowie auch die Rose, welche aber nur in Gärten, namentlich im Wadi el Werd (Rosenthal) bei Jerusalem wächst, erfreuen sich in dieser Hinsicht großer Beliebtheit. Vor Allem aber hat sich in Palästina in neuerer Zeit eine umfangreiche Blumenindustrie entwickelt, indem man die Blumen trocknet, geschmackvoll gruppirt und sie dann als „Fleurs de Jérusalem“, „Fleurs de Bethléem“ u. s. w. verkauft; und zwar vielfach mit dem Zusatz „Posées sur le saint-sépulcre“, woraus sich ergiebt, daß sie vorher in der Grabeskirche zu Jerusalem geweiht worden sind. Auch hat man in dieser Weise Lampenschirme hergestellt, die reizende Bouquets und kunstvolle Gewinde in sich bergen, welche sich beim Lampenlicht in ihrer Farbenpracht dem Auge wunderschön darbieten. Ebenso gebraucht man gepreßte Blumen, um damit Photographien von Orten des heiligen Landes zu umrahmen oder Spruchkarten auf schwarzem, weißem oder crêmefarbenem Carton zu zieren. Auch das Syrische Waisenhaus, jene so reichen Segen stiftende evangelische Barmherzigkeitsanstalt Jerusalems, betheiligt sich lebhaft an dieser Industrie, indem die Waisenknaben im Lenz die verschiedensten Blümchen ihres Heimathlandes sammeln, damit sie dann in geeigneter Weise verwendet werden. Die von diesem Institut gelieferten Arbeiten, deren Ertrag mit zur Erhaltung des Hauses dient, zeichnen sich durch ganz besondere Eleganz aus und sind zum Theil sogar mit Blumen aus dem Garten Gethsemane verziert. Hierneben werden auch frisch gepflückte Blumen feil geboten. Namentlich die Fellachinnen, welche einen Garten besitzen, der sich bewässern läßt, pflegen darinnen die Blumen, um sie zu verkaufen. Einen besonderen Verkaufs- und Versandgegenstand bildet endlich auch noch die sogenannte Rose von Jericho, die hier zum Schluß noch erwähnt sei. Sie gehört eigentlich in die Familie der Kreuzblüther und hat mit den sonstigen Blumen keinerlei Aehnlichkeit, aber sie ist doch in gewissem Sinn eine wahre Wunderblume, die unsere Berücksichtigung verdient. Sie wächst nicht, wie eigentlich der Name vermuthen läßt, bei Jericho, sondern vielmehr weiter südlich an den Ufern des Todten Meeres bei Engeddi und in der Nähe der Trümmer des alten Masada. Dort erhebt sie sich 6—8 Zoll hoch und besteht aus einem dünnen Stengel mit einem Gewirr langer Zweige, die sich erst flach wie ein Teller auf dem dürren Sandboden ausbreiten, dann aber sich zusammenziehen etwa in die Form einer Rosenknospe. Dem ganzen Gewächs fehlt jegliche Schönheit, zumal es nach und nach in allen seinen Theilen verholzt; seine einzige Nahrung ist die Feuchtigkeit der Luft und der wunderbare Thau aus der Morgenröthe. Bei all' solcher Armuth und Häßlichkeit trägt nun aber diese Pflanze höchst merkwürdige Eigenschaften an sich. Zunächst hat man beobachtet, daß sie in der stürmischen Jahreszeit, da sie nur eine fingerlange holzige Wurzel hat, durch den Wind von ihrem Standort losgerissen und einem Todtengerippe gleichend in der Wüste hin und her getrieben wird, bis sie endlich irgendwo fest liegen bleibt. Obgleich sie nun dann vollständig abgestorben ist, beginnt sie doch an dem neuen Platz wieder einzuwurzeln und zu einem neuen Leben zu erwachen. Ganz ähnlich sind ferner auch die Erfahrungen, die mit der Jerichorose im Zimmer gemacht werden. Wird sie nämlich dort in ihrem todten Zustand in Wasser getaucht, so

fängt sie an, ihre zusammengeschrumpften Aeste lang auszustrecken und die Kapseln zu öffnen, gleich als ob sie aus einem tiefen Schlaf aufstehe. Ebenso hat man an nach Deutschland versandten Exemplaren wahrgenommen, daß sie, als sie in ihrem scheinbar verdorrten Zustand beständig unter Wasser gehalten oder in feuchten Sand eingepflanzt wurden, nach geraumer Zeit wieder grünten und blühten und zwar in der Weise, daß die Blüthe aus vier weißen oder rosa angehauchten Blättchen bestand und sechs Staubfäden mit gelben Köpfchen in sich trug. Aus diesem Grunde gilt diese merkwürdige Rose als liebliches und sinniges Symbol für die herrliche Christenhoffnung von der Auferstehung und wird sie in der Botanik durch den Namen Auferstehungsblume (Anastatica hierochuntica) geehrt.

Hermann Kunde.

Bücherbesprechungen.

— v. Criegern, Lic. theol., Dr. phil., Archidiaconus zu St. Thomä in Leipzig, **Nicolaus Rej als Polemiker.** Verlag von Fr. Richter, Leipzig 1900. I u. 96 S. 2 ℳ. — Ueber die Geschichte der evangelischen Kirche Polens sind wir nur äußerlich unterrichtet, von ihrem inneren Leben wissen wir wenig. Ist der Grund hierzu nur in der Unbekanntschaft mit der polnischen Sprache zu suchen, oder ist nicht vielleicht auch der scharfe nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen daran schuld, der von Jahr zu Jahr immer tiefer klafft? Aber je mehr im Osten Deutschlands katholisch und polnisch identische Begriffe zu werden drohen, um so mehr Grund haben wir, den evangelischen Brüdern im Polenvolk die Hand zu reichen, auch dadurch, daß wir in das geistige Leben ihrer Kirche uns vertiefen. Wir müssen darum dem Verfasser dankbar sein für das vorliegende Werk, in dem er uns mit einem Führer der reformatorischen Bewegung in Polen bekannt macht. Verfasser ist, wie Wenige, dazu berufen und befugt, nicht blos als alter Gustav Adolph-Mann, sondern vor Allem auch als hervorragender Kenner der slavischen Sprachen. Zuerst werden wir in den Kreis polnischer Edelleute eingeführt, der sich von 1545 an um den gelehrten Wojewoden von Sandomir Andreas Trzecieski versammelte. Diese Männer, mehr Humanisten nach Art eines Hutten, übernahmen einfach die evangelische Lehre der deutschen und der Schweizer Reformation, selbständig waren sie nur in der muthigen Bekämpfung des Papstthums. Eins der hervorragendsten Glieder dieser Kreises war Nicolaus Rej, ein rechter polnischer Junker, mit mangelhafter Bildung, aber von um so gesünderem Menschenverstand, der im Verkehr mit jenen feingebildeten Männern redlich daran arbeitete, die Lücken seiner Bildung auszufüllen. Seine Bedeutung liegt darum nicht in selbständigem, literarischem Schaffen, sondern darin, daß er die großen Gedanken der Reformation durch Uebertragung ins Polnische seinen Landsleuten zugänglich gemacht hat. Nur in seiner Polemik gegen das Papstthum, besonders in seiner scharfen drastischen Satire zeigt er eigene Gedanken und eine ausgeprägte Eigenart, die diesen Mann zu einer interessanten anziehenden Persönlichkeit macht. Dies Urtheil ergiebt sich einmal aus der Uebersicht über die schriftstellerischen Erzeugnisse Rej's (S. 13 bis 22), besonders aber aus dem zweiten Theil des Buchs, in dem Verfasser die Polemik Rej's, als den Höhepunkt seines geistigen Schaffens, behandelt. Wir werden zuerst mit seiner Apokalypsis bekannt gemacht, um einen Einblick in seine Methode zu gewinnen. Sie ist eine Bearbeitung des 1557 erschienenen Bullinger'schen Werks: In apocalypsin Jesu Christi. Ein Vergleich der Bearbeitung mit der Vorlage zeigt, daß Rej in Bezug auf Anlage seines Werkes, auf dogmatische Voraussetzungen und die exegetische Methode oft bis auf den Wortlaut sich an Bullinger angeschlossen hat, daß er aber auch Manches hinzugefügt hat, einmal erbauliche sittliche Ermahnungen, sodann die überaus scharfe Polemik gegen das Papstthum und die Geistlichkeit, derb, handgreiflich, voll schlagender Beweise. Im Anschluß hieran werden nun polemische Stellen aus der Apokalypse und aus anderen Schriften ausführlich in der Uebersetzung mitgetheilt. Sie stehen den deutschen polemisch-satirischen Schriften jener Zeit ebenbürtig zur Seite. Es ist ein reizvoller Genuß, diesem „echten polnischen Schlachtizen“ bei seinen Ergüssen zu lauschen. Wir betonen es noch einmal, daß wir dem Verfasser großen Dank für diese Publication wissen, die uns einen Blick thun läßt in ein bisher fast verschlossenes Gebiet und uns eine so eigenartige Kraftnatur vor Augen führt.

J. N.

— **Zur Harmonie des Lebens.** 8°. 62 S. München, Ph. L. Jung. — L. Jung. **Merksteine auf dem Wege des Lebens.** Vorträge auf dem Gebiete der Lebensphilosophie. Zweite Auflage. 8°. 104 S. München, Verlag von Ph. L. Jung. — Das erste religions-philosophische Schriftchen führt sich ein mit den Worten: „Das Leben ist eine Kunst, und ein Schüler dieser höchsten Kunst zu sein, war der Herausgeber dieser Schrift bemüht. In diesem Streben suchte er nach Unterweisungen tüchtiger Männer, wie sie in nachfolgenden Blättern aufgezeichnet sind.“ Ohne gerade auf specifisch-christlicher Grundlage zu ruhen, behandeln die Aufsätze, welche mit Benutzung von Zschokke, Hausrath, Carus u. A. zusammengestellt sind, elementarere Fragen, wie die nach der Bestimmung des Menschen, Sittengesetz und Lebenskunst und stellen neben den mahnenden Ruf: memento mori! — den anderen: memento vivere! Glück und Lebensharmonie ruht auf Weisheit und Tugend. — Auch in der zweiten Schrift spricht der Verfasser, welcher zugleich der Verleger ist, ähnliche Gedanken wie in der vorigen aus, nur daß er hier ein mehr Eigenes bietet, und noch mehr das praktische Gebiet des Lebens betritt, um mancherlei Rathschläge zu geben. Er veröffentlicht damit eine Reihe von Vorträgen, die er in engeren Kreise hielt und zu deren weiterer Verbreitung die Hörer und Freunde Anregung gegeben haben.

D. K.

— **Biblische und babylonische Urgeschichte** von Dr. Heinrich Zimmern, ord. Professor an der Universität Leipzig. (= Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 2. Jahrgang, Heft 3.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1901. 40 S., 8°. Preis: 60 ₰. — Es unterliege keinem Zweifel, daß sich die Anschauungen der Gebildeten über den Geschichtswerth der sogenannten historischen Stücke des Alten Testaments im Laufe der letzten dreißig Jahre riesig geändert haben. Noch um 1870 hätte es als Blasphemie gegolten, wenn man als Laie gewagt hätte, auch nur den bescheidensten kritischen Maßstab an den Schöpfungsbericht zu legen; denn damals herrschte noch die Inspirationstheorie unumschränkt, und Kritik zu üben war nur wenigen und heftig bekämpften Fachmännern vorbehalten. Seitdem haben sich aber die Dinge doch bedeutend verschoben. Gerade die Ausgrabung der Thontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal in Ninive (1872), die zunächst als hochwillkommne Bestätigung der alt biblischen Erzählungen gefeiert wurde — der wirksame Schluß („Wenn die Menschen zweifeln, werden die Steine reden“) eines um 1880 von, wenn ich nicht irre, D. Dr. Buddensieg in Dresden gehaltnen Vortrags tönt mir noch in die Ohren —, hat in der ersten Reihe mit dazu geholfen, die grundsätzliche Richtigkeit der (im Einzelnen natürlich anfechtbaren) Methode Julius Wellhausen's, seiner Schüler und Anhänger zur fast allgemeinen Anerkennung zu bringen. Daß sich ein fest auf dem Boden des Evangeliums stehender lutherischer Pfarrer (Dr. Alfred Jeremias in Leipzig) mit einem unserer radikalsten Semitisten (Dr. Hugo Winckler in Berlin) zu der Herausgabe allgemeinverständlicher Darstellungen der gesicherten Ergebnisse kritischer Forschungen hat verbinden können, ist ein Zeichen unsrer Zeit; früher wäre so etwas überhaupt undenkbar gewesen. Was bis vor Kurzem noch als ureigenstes geistiges Eigenthum des Volkes Israel angesehen worden war, ist nunmehr den Babyloniern als Urhebern zuzuweisen; um 1500 v. Chr. hat Israel (und ganz Vorderasien bis nach Aegypten) eine tiefgreifende babylonische Beeinflussung durchgemacht, auf die unter Anderem auch die Mythen der Genesis nahezu restlos zurückzuführen sind. Diesen Nachweis liefert auf Grund zuverlässigster Vergleichung und einer unanfechtbaren Kenntniß der beiden in Betracht kommenden Culturen der uns auf dem kleinen Umweg über Breslau seit Kurzem wiedergewonnene Professor Zimmern eingehend und überzeugend. Also ist die Grundlage der christlichen Weltreligion die durch Israel im Laufe von Jahrhunderten allmählich mehr oder weniger stark modificirte babylonische Weltanschauung; sie bleibt also auf alle Fälle semitisch. Das ist ein Ergebniß der vergleichenden Sagen- und Geschichtsforschung, an dem auch der gebildete Theil nicht vorübergehen darf noch soll. Freilich, in den daraus wieder abzuleitenden Folgerungen so weit zu gehen, wie etwa Houston S. Chamberlain im ersten Bande seiner „Grundlagen“, das ist nicht Jedermanns Sache. Wie dem aber auch sei: die Studien blühen, es ist eine Lust zu leben.

Ht.

— Allgemeines Fremdwörterbuch, enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung von Friedrich Wilhelm Looff, weil. Herzogl. Sächs. Schulrat und Gymnasialdirektor a. D. Vierte, vielfach vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Fr. Ballauff. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler. Preis 6 ℳ, elegant gebunden 7 ℳ 50 ₰. — „Gewiß ist es ein wunderschönes Ding um die Reinheit unserer Muttersprache. Wenn fremde Kriegsschaaren niemals unsere Grenzwälle überstiegen und fremde Schiffer nie an unseren Küsten gelandet hätten; wenn nie unwiderstehliche Wanderlust den deutschen Jüngling in fremde Länder getrieben, wenn kein ausländischer Gelehrter auf deutschem Boden Fuß gefaßt, wenn deutsche Wissenschaft nie die Geistesschätze des classischen Alterthums gehoben und deutsche Industrie und deutscher Handel nie den Verkehr mit fremden Völkern gesucht hätte: dann würde unsere Sprache allerdings von Fremdwörtern reiner, unser Geist aber auch unendlich ärmer sein." So heißt es in einer dem Buche von der Verlagshandlung beigegebenen Besprechung. Wir nehmen den Fremdwörtern gegenüber einen wesentlich anderen Standpunkt ein. Wir sind mit vielen Freunden der Muttersprache der Meinung, daß die Fremdwörter vielfach nur der lieben Eitelkeit dienen und daß die Fälle, in denen die Wahl des Fremdwortes wirklich der scharfen Ausprägung des Gedankens einen werthvollen Dienst erweist, weit seltener sind, als man anzunehmen pflegt. Aber das bestreiten auch wir nicht: Wie heute die Dinge liegen, ist ein gutes Fremdwörterbuch noch immer unentbehrlich. Denn leider ist es ja wahr: Obgleich zahlreiche angesehene Schriftsteller sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß zumal in gehobener Sprache das Fremdwort die Würde des Ausdrucks empfindlich schädigt, und obgleich die Bemühungen, die entbehrlichen Fremdwörter auszurotten, unleugbare Erfolge aufzuweisen haben — wir erinnern nur an die Sprache der Post, der Eisenbahn, der neuen Gesetzbücher —, so ist die Menge der in der Sprache des Tages gebrauchten fremden Wörter und Wendungen noch immer so beträchtlich, daß selbst der wissenschaftlich Gebildete nicht selten in die Lage kommt, nach einer Erklärung für einen neu auftauchenden Fremdling suchen zu müssen. Ja sogar wer alle Fremdwörter mit leidenschaftlichem Hasse verfolgt und einem „fanatischen Purismus" huldigt, kann des Fremdwörterbuches nicht entbehren, will anders er sich genau unterrichten über die Stärke des Feindes, gegen den er zu Felde zieht. — Das Looff'sche Fremdwörterbuch, das soeben in vierter Auflage erschienen ist, ist eines der reichhaltigsten, die wir haben. Es umfaßt nahezu 900 Seiten Großoctav bei ziemlich engem, aber dabei klarem und übersichtlichem Druck. Seine Angaben über Herkunft, Aussprache und Betonung der Wörter sind, soweit wir uns durch Stichproben überzeugt haben, sorgfältig und zuverlässig. In Fragen der Etymologie dagegen scheint der Bearbeiter nicht Fachmann zu sein. Daß z. B. Theodolit aus Alhidade entstanden sei, wird ihm kaum Jemand glauben. Im Ganzen aber verdient das Buch entschieden eine warme Empfehlung, und sein Preis erscheint im Vergleich zu seinem Umfange bescheiden. Als ein besonderer und zweifelsohne zeitgemäßer Vorzug sei noch erwähnt, daß auch deutsche Fach- und Kunstausdrücke, namentlich aus dem Gebiete des Seewesens, die nicht für allgemein bekannt gelten können, erläutert werden.

R. B.

— Deutscher Thierfreund. Illustrirte Monatsschrift für Thierschutz und Thierpflege. Herausgegeben von Dr. Robert Klee und Professor Dr. Marshall. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Jahrgang V. Heft 1. Preis des Jahrganges 3 ℳ Einzelnummer 50 ₰. — Die Zahl der periodisch erscheinenden Schriften mehrt sich bei der überaus fruchtbaren, literarischen Thätigkeit unserer Zeit von Jahr zu Jahr, so daß man sich nicht wundern darf, wenn manche von ihnen, die ihre Entstehung vielleicht nur materiellen Bestrebungen verdanken, schon nach kurzer Zeit, gleichsam wie Eintagsfliegen, wieder von der Oberfläche verschwinden. Zu derartigen vorübergehenden Erscheinungen gehört nun der „Deutsche Thierfreund" sicher nicht, denn im Laufe der seit Gründung verflossenen vier Jahre ist es dieser illustrirten Monatsschrift gelungen, ihren Leserkreis immer mehr nnd mehr zu erweitern und als Central- und officielles Organ von Verbänden deutscher Thierschutzvereine, mit annähernd 100000 Mitgliedern, eine gewisse Bedeutung zu erlangen. Das erste im Januar erschienene Heft des fünften Jahrganges ist wiederum reich an interessanten Mittheilungen über die Thierwelt, und zahlreiche, reizende Illustrationen erhöhen den Werth des Heftes. Sehr ansprechend und unterhaltend ist der auf naturgeschichtlicher Wahrheit beruhende, humoristische Aufsatz von Carl Ewald, betitelt: „Der Ameisenhaufen." Der Verfasser schildert das wunderbare Leben und Treiben der Ameisen, indem er uns vor Augen führt die verschiedenen Insassen eines Ameisenhaufens, einer aus Tausenden von Individuen zusammengesetzten, gleichsam staatlichen Vereinigung, und die verschiedenen Pflichten und Arbeiten aufzählt, welche den einzelnen Mitgliedern eines solchen Staates obliegen. Weitere, aber wesentliche kürzere Aufsätze behandeln: „Das Thier im deutschen Sprichwort", eine Fortsetzung. „Wie Thiere sich selber photographiren." „Spatz und Wespe" und „Vögel fangende Spinnen", letzterer von W. Marshall. Dann folgt eine interessante Besprechung der Chinesischen oder Peking Nachtigall, eines reizenden Singvogels, der auch unter dem Namen Sonnenvogel oder Golddrosselmeise seit den letzten Jahrzehnten aus dem Himalaya-Gebiete und den gebirgsreichen Länderstrecken Hinterindiens und Chinas in die zoologischen Handlungen der Großstädte gelangt. Der Verfasser dieser Schilderung, Dr. E. S. Zürn, giebt auch das Verfahren an, wie man diesen schmucken, buntgefiederten Sänger Jahre lange gesund im Zimmer erhalten kann, und glaubt, daß die Acclimatisirung desselben bei uns im Freien ganz gut möglich sei. Seine dauernde Eingewöhnung in deutschen Fluren wäre zur Belebung derselben und bei der ständigen Abnahme ihrer heimischen Singvogelbevölkerung ein sehr schätzenswerther Beitrag und eine außerordentlich werthvolle Bereicherung der letzteren. Das erste Heft des fünften Jahrgangs bringt dann noch Berichte einiger deutscher und ausländischer Thierschutzvereine, sowie allerlei den Interessen des deutschen Thierfreunds entsprechenden Unterhaltungsstoff. P—t.

△ In Wilhelm Reuter's Stenographieverlag in Dresden ist als Band 130 vor Kurzem die Entwickelungsgeschichte der Schule Gabelsberger's mit 78 Lebensabrissen und eine Geschichtstafel zugleich als Hilfsbuch für die staatliche Stenographielehrerprüfung, bearbeitet von Eduard Krumbein, Ehrenmitglied des Dresdener Gabelsberger Stenographenvereins, erschienen. Der als humorvoller Dichter, wie auch als kenntnißreicher, gewandter Schriftsteller in der Gabelsberger'schen Schule hochgeschätzte Verfasser hat sich durch die vorliegende, 320 Druckseiten umfassende literarische Arbeit ein weiteres, nicht gering anzuschlagendes Verdienst erworben. Die Vorstudien für diese neue werthvolle Leistung lassen sich bis auf die 70er Jahre zurückführen, sie sind enthalten in der „Kurzgefaßten Geschichte der Gabelsberger'schen Schule bis zum Jahre 1874" und weiter ausgeführt in der 1876 im Verlage von Haendcke & Lehmkuhl erschienenen zweiten vermehrten Auflage. Der Autor hat inzwischen mit offenem Auge und klarem Blicke alle weitern Entwickelungsphasen in der Geschichte der Gabelsberger'schen Schule bis zur Gegenwart verfolgt und bietet als eine reife Frucht seiner fleißigen Feder in diesem Buche seinen großentheils mitten in der Bewegung gestandenen und darum auch mehr oder weniger interessirten Lesern eine kurze, verständliche und übersichtliche Geschichte der Schule Gabelsberger's dar, welche überdies den nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, den verarbeiteten Stoff durchaus objectiv zu behandeln und dabei in einer Form vorzuführen, die das Studium in hohem Grade genußreich und anregend macht. Darum eignet sich das Buch als Unterlage bei der Vorbereitung zur Prüfung für das stenographische Lehramt, und dient wohl diesem Zwecke mit der, der eigentlichen Geschichtsdarstellung beigegebenen ansprechenden Geschichtstafel, an welche sich 78 Lebensabrisse bedeutenderer Gabelsberger'scher Stenographen angliedern, unter welchen aus naheliegenden Gründen der Verfasser selbst einen wohlverdienten Platz nicht gefunden hat. Dieses, geheftet 2,50 ℳ, elegant gebunden 3,25 ℳ kostende, gerade zum rechten Zeitpunkt erschienene Werk sollte in keiner Vereinsbücherei fehlen; es ist aber auch allen denjenigen Kunstjüngern zu empfehlen, die sich mühelos über die darin behandelte Materie unterrichten wollen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 26. Sonnabend, den 2. März, Abends. 1901.

Aegyptische Frühlingstage.

Von Paul Pasig (Ilmenau). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wer dem Winter vollständig den Rücken kehren und sich statt dessen eines thatsächlich wonnevollen, wenn auch leider nicht ewigen Lenzes erfreuen will, der muß seine Schritte südwärts lenken, etwa bis zum 30. Grad n. Br., und im alten Pharaonenlande dem Frühlinge dort in seiner Heimath einen Besuch abstatten. Nun ist es allerdings eine herkömmliche Annahme, die sich auch noch in vielen, übrigens sonst vortrefflichen Lehrbüchern findet, daß Aegypten nur zwei, eine heiße (Sommer) und eine kühlere (Winter) Jahreszeit habe. Für den, der das Wunderland aus eigener Anschauung kennt, steht indessen fest, daß diese Ansicht, wenigstens für Unter- und Mittelägypten, nicht stichhaltig ist. Denn es finden sowohl vom Winter zum Sommer als auch umgekehrt höchst charakteristische Uebergänge statt, die in ihren äußeren Merkmalen das Gepräge von Frühling und Herbst so deutlich tragen, daß man mit Fug und Recht auch von einem ägyptischen Lenze und Herbste reden kann.

Der ägyptische Frühling kündigt sich durch das regere Leben an, das sich nach eingetretener Säftestockung in der Pflanzenwelt bemerkbar macht. Auch unsere Landleute wollen das ja beobachten, freilich bereits zu einer Zeit, wo von Frühlingslüften noch nichts zu spüren ist. Heißt es doch in einer Bauernregel vom 20. Januar:

„Fabian Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn."

Für Aegypten trifft das unbedingt zu, und mit Anfang Februar kann man überall das neu erwachende Leben deutlich beobachten. Wir setzen daher den Beginn des ägyptischen Lenzes auf diesen Termin fest. Aber auch andere, nämlich atmosphärische Merkmale künden die Ankunft des Lenzes nun an. Denn nunmehr beginnt der Himmel, der seit etwa 6—8 Wochen theilweise in Wolken gehüllt war und, wenn auch äußerst selten, einige Tropfen seines im Nillande keineswegs sehr begehrten Nasses spendete, seine sprichwörtliche Klarheit und Bläue, die ihm nun annähernd zehn Monate lang eigen ist, wieder anzunehmen, und in majestätischer Pracht feiert die lichte Königin des Tages, vom alten Volke der Aegypter dereinst aus gutem Grund zur herrschenden Gottheit erkoren, immer glänzendere Triumphe. Infolge dessen erhöht sich die durchschnittliche Tagestemperatur, die während des Winters ca. + 9° C. betrug, auf ca. + 15°—18° C. Ungestüm, ein kühner Freier, tritt der ägyptische Lenz ein. Er ist gewissermaßen da, ohne vorher, wie bei uns, einen harten Kampf mit dem eisigen Wintergreise ausgefochten und seine lieblichen Herolde vorausgesandt zu haben. Daher kennt der Europäer in Aegypten, vom Eingeborenen gar nicht zu reden, jenes Hochgefühl nicht mehr, mit dem er einst daheim in der nordischen Heimath, nach monatelangem Harren, die erste Lerche, das erste Schneeglöckchen oder Veilchen begrüßte. Denn Schneeglöckchen kennt man hier nicht, und Veilchen werden neuerdings wohl in Kunstgärten gezüchtet, gedeihen aber im Freien wegen mangelnder Feuchtigkeit und des Fehlens geeigneter Standorte nicht. Die Vögel aber rüsten sich zur Rückkehr nach dem Norden, und ihre Lieder berühren wehmüthig, denn es sind — Abschiedslieder! Als augenfälligstes Merkmal, daß der Lenz gekommen ist, tritt uns in der Pflanzenwelt die überreiche Aprikosenblüthe entgegen (Anfang Februar). Die zahlreich wildwachsenden Bäumchen sehen dann thatsächlich wie mit Schnee überschüttet aus und gewähren einen entzückenden Anblick. Etwas später, Ende Februar, folgt dann die Orangenblüthe, die etwa die Mitte des ägyptischen Lenzes bezeichnet. Mittelägypten besitzt ausgedehnte Orangenhaine, die meist Privateigenthum sind. Zweierlei ist's, worauf die Besitzer, in der Regel vornehme Paschas, achten: vor Allem werden nur edle Sorten angepflanzt, in erster Linie die süßen Blutorangen und dann die würzigen, etwas kleineren und in loser Schale verborgenen sog. Mandarinen. Dann aber hält der Aegypter auf nur junge, kräftige Stämmchen, die wie Zwergobstbäume aussehen. Im Grunde genommen kann man ja sagen, daß die Orangenbäume das ganze Jahr hindurch blühen und zugleich neben den grünen, noch unreifen Früchten von verschiedener Größe ihre golden leuchtenden Früchte darbieten. Aber die Orangeblüthe um diese Zeit ist zweifellos die reichste des ganzen Jahres und ein Abendspaziergang durch die mit Gärten geschmückten Straßen einer ägyptischen Vorstadt gewährt einen eigenartigen Genuß. Da werden Vorstellungen aus der Zauber- und Märchenwelt von „Tausendundeiner Nacht" wach, und unwillkürlich schweifen die Gedanken hinüber in das bunte Reich der Träume. Ueber uns im tiefblauen Himmelsoceane zieht der Mond, ein silberner Nachen, ruhig seine leuchtende Bahn dahin, umgaukelt von Millionen glitzernder Lichter, und selten erstrahlt das Firmament in solch diamantenem Glanze wie jetzt. Um uns hauchen berauschende Düfte, kosen milde Zephyre, leuchten wunderbar geformte Blüthenkelche, lacht und lacht die unbeschreibliche Zauberwelt der märchenhaften Nacht des Südens. Um Mitte März etwa erschließt die violette Passionsblume, die hier als Heckenpflanze wild wächst und in graziösen Windungen die lebendigen Zäune umschlingt, ihre geheimnißvolle Sternblüthe, in deren Innerem (Staubfäden, Stempel, Pistill) sinnige Dichtung die Marterwerkzeuge des Heilandes abgebildet sieht (Kreuz, Schwamm, Dornenkrone, Nägel). Etwas später gesellt sich die Oleanderblüthe hinzu. Wir bemerkten zwei Arten wildwachsender Oleander: eine weiß- und eine rothblühende. Ueberraschen die Blüthen auch nicht durch ihre Fülle — es sind einfache Blüthen —, so setzt uns um so mehr der beispiellose Reichthum derselben in Staunen. Es sind dichte, umfängliche Blüthenbüschel, deren gewaltige Last die Zweige der stattlichen Bäume tief zu Boden drückt. Auch die dunkelrothen Granatblüthen leuchten geheimnißvoll aus dunkelm Grün hervor, bis die Reben- und endlich die Palmenblüthe die eigentliche Blütheperiode und damit den ägyptischen Lenz beschließt, etwa Ende März. Ehedem war das Pharaonenland, wie wir aus alten Denkmälern wissen, der Sitz einer hochentwickelten Weincultur. Gab man doch selbst den Todten, wenn auch in Gestalt von Weinbeeren, den edeln Trank als Labsal mit ins Grab. Unter der Herrschaft des Islam, der den Weingenuß bekanntlich verbietet, ging der Weinbau zurück und heute findet man Weinstöcke nur etwa als Bedeckung von Lauben, Veranden u. s. w., während Reben zum Keltern nicht mehr angebaut werden. Und doch sind die ägyptischen Trauben, die zur großbeerigen schwarzblauen Sorte gehören und ein vorzügliches Tafelobst bilden, von ausgezeichneter Qualität. Einen majestätischen Anblick gewährt ein blühender Palmbaum. Die fast einen Meter langen Blüthenkolben brechen dicht unter der Blätterkrone der Bäume hervor, senken sich, sobald die hunderte von gelbweißen Blüthen sich zu entfalten beginnen, und legen sich rings um den Stamm herum. Erst im November ist die Dattel reif. Sie ist hart und knorpelig, von ziegelrother Farbe und von herb-zusammenziehendem Geschmacke, so daß sie in diesem Zustande ungenießbar ist. Sie bedarf, um als Genuß- und Nahrungsmittel verwendet zu werden, ähnlich unserer heimischen Mispel, eines Gährungs- (Fermentations-) Prozesses. Durch denselben erhält sie nicht nur ihre glänzende, dunkelbraune Farbe,

sondern auch ihren süßen Wohlgeschmack, von dem die zum Versandt kommenden, getrockneten Früchte nichts ahnen lassen.

Wir haben in Vorstehendem eine Anzahl der hervorragendsten heimischen Pflanzen aufgezählt, die in der Blüthezeit des ägyptischen Lenzes die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber diese allein machen dessen Blüthenfülle noch nicht aus. Wir müssen ferner die von Indien eingeführte Lebbach-Akazie (Albizzia Lebbek) erwähnen, jenen wunderbaren Baum, der zur Zeit alle Straßen ägyptischer Städte in Gestalt von Alleen umsäumt und z. B. den dreieinhalbstündigen Weg nach den „großen Pyramiden" von Gizeh zu einer äußerst angenehmen, lohnenden Promenade macht. Dieser merkwürdige Baum, der die Stärke und Höhe unserer Linden und Eichen erreicht, behält sein grünes Gewand, das aus akazienartigen (gefiederten) Blättern besteht, bis etwa zum März. Dann steht er eine bis zwei Wochen kahl da, um sich plötzlich mit einem zarten, grünen Netz zu umspinnen und zugleich seine kaum sichtbaren, gelblichen Blüthen zu entfalten, deren Duft der Orangenblüthe ähnelt und Straßen und Plätze namentlich zur Nachtzeit buchstäblich in ein Düftemeer taucht. Eine ähnlich schnelle Metamorphose beobachten wir an der Trauerweide, die in selten schönen und vollkommenen Exemplaren unser Auge erfreut. Fast über Nacht sind die dürren, melancholisch zur Erde geneigten Ruthen mit lichtem Grün umhüllt und versetzen uns im Geiste an die Wasser Babels, wo sie zu den Harfenklängen der Verbannten ihre leise Melodie im Winde rauschten. Eigentliche Frühlingsblumen kennt der ägyptische Lenz nicht, wir müßten denn die zahlreichen Geranien- und Pelargonienarten dazu rechnen, die allerdings, in unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit zu Beeten vereinigt, das Auge erfreuen. Was aber noch auffälliger ist: nicht einmal das bescheidene Gras lockt durch sein frisches Grün und beruhigt das verwöhnte Auge durch seinen milden, gleichmäßigen Farbenton. Der Boden besitzt hier zu Lande nicht die zu seinem Gedeihen erforderliche fortwährende Feuchtigkeit. Daher sind alle Acclimatisirungsversuche trotz sorgfältigster künstlicher Bewässerung bisher ohne Erfolg geblieben, und der Anblick schwellender Rasenteppiche mit ihren zwar bescheidenen, aber nicht minder herzlich begrüßten Grasesblumen wie Gänseblümchen, Ehrenpreis, Hahnenfuß, Löwenzahn u. a. m. ist unserem Auge dort versagt.

So mag der ägyptische Lenz nach einer Dauer von annähernd sechs bis acht Wochen etwa mit Beginn des April sein Ende erreichen. Der Eingeborene bezeichnet dasselbe durch die Feier einer Art Frühlingsfest, Schamm el-Nessim, d. h. „Einhauchen des Lüftchens" genannt. Es ist dies ein Naturfest, das den Beginn der sogenannten „schlimmen Tage" kennzeichnet, die durch das Auftreten der von dieser Zeit an häufiger und heftiger wehenden Chamsinwinde bedingt sind. „Chamsin" bedeutet „fünfzig", und man nimmt an, daß diese glühenden Südwinde, die ja auch in anderen Jahreszeiten, wenn auch weniger nachdrücklich, wehen, am schlimmsten während der beiden Monate April und Mai (annähernd fünfzig Tage) auftreten. Um nun vor Eintritt dieser gefürchteten Zeit, die den Genuß der in vollster Entfaltung prangenden Natur verbietet, noch einmal recht von Herzensgrund sich derselben erfreuen zu können, zieht Alt und Jung hinaus ins Freie, die Dorfbewohner belustigen sich, festtäglich gekleidet, in den Stadtgärten, und überall herrscht reges, frohes Leben und Treiben, der Araber nennt das eine „Fantasia". Auch besteht vielfach der Gebrauch, an diesem Tage eine Zwiebel zu zerschneiden und den Saft auf die Thürschwelle zu streichen, ferner hängt man wohl ein Zwiebelbündel über der Thür auf, Beides in dem Glauben, dadurch Krankheiten und andere Uebel von der häuslichen Schwelle fern zu halten. Bedeutet aber für den Aegypter das Ende seines Frühlings zugleich das Ende seiner „goldenen" (buchstäblich!) Zeit, der „Saison", so rüstet sich der Fremde nun zur Rückkehr in seine nordische Heimath. Unter rauschenden Palmen und blühenden Oleandern und Granatbäumen hat er, trunken von Duft, Glanz und Farbe, den Frühling im Nillande bis zur Neige gekostet. Ist er heimgekehrt, so grüßt ihn der Lenz, der ihm vorauseilte, zum zweiten Male. Jeder aber, der den ägyptischen Lenz miterlebte, weiß zur Genüge, daß der zögernden Fußes nahende deutsche Lenz mit seiner sichtbar gewordenen Osterkunde jenen bei Weitem übertrifft.

Bücherbesprechungen.

— Saat auf Hoffnung. Organ des evang.-luth. Centralvereins für Mission unter Israel, begründet von Franz Delitzsch, unter Mitwirkung von Prof. D. Rudolf Kittel vierteljährlich herausgegeben von P. Ludwig Anacker, Missions-Secretär. 37. Jahrgang, 1900. Verlag des gen. Centralvereins (Leipzig, Markt 2, III). 2 ℳ. — Wünschet Jerusalem Glück! Reden aus der Judenmission. Von Imm. Erh. Völter, evang.-luth. P. a. D. in Stuttgart. 15. Auflage. Ludwigsburg, Hofbuchdruckerei, 1900. — Sind die Juden Verbrecher von Religionswegen? Von Professor D. Hermann Strack. Sonderabdruck aus der Berliner Judenmissionszeitschrift Nathanael; Schriften des Institutum Judaicum in Berlin, Nr. 28. Leipzig, Hinrichs, 1900. — Der Talmud. Sein Wesen, seine Bedeutung und seine Geschichte. Dargestellt von Dr. S. Bernfeld. Berlin, Calvary & Co., 1900. 1,20 ℳ. — Der Kürze wegen stellen wir hier eine Anzahl von Schriften zusammen, die sich sämmtlich auf das jüdische Volk, seinen Glauben und seine Schriftwerke beziehen. Die letztgenannte ist eine, so viel ich sehe, beachtenswerthe und sachliche Einführung in das jüdische Corpus juris (so zu sagen) canonici von gelehrter jüdischer Seite. Die drei anderen rühren von christlichen Philosemiten in des Wortes bestem Sinne her, nämlich von gründlichen Kennern jüdischer Volksart und bewährten Freunden der Judenmission. Insbesondere tritt Professor Strack seit Jahr und Tag mit dem Gewicht seiner ganzen Person und seiner hervorragenden Kenntniß der jüdischen Literatur für das von antisemitischer Seite stark angefochtene Volk der Juden nach der Seite ihrer Religion vertheidigend ein, was in der vorliegenden Schrift in dem Satze zum Ausdruck kommt: „Wenn oder soweit Juden schlecht sind, sind sie das nicht durch ihre Religion, sondern trotz ihrer Religion, d. h. weil sie nicht mehr religiöse Juden sind." Dieser Satz wird hier actenmäßig belegt. Es ist klar, daß die Schrift z. B. in die Hände jedes Christen gehört, der in der bekannten Konitzer Prozeß- und Streitsache ernstlich mitreden will. Wichtig ist dabei der Satz (S. 21), für welchen der Verfasser „seine Ehre als Mann und Gelehrter" einsetzt: „Es giebt keine jüdischen Geheimschriften. Innerhalb des gesammten Judenthums giebt es weder eine Schrift noch eine mündliche Tradition, welche kundigen Christen unzugänglich wäre." Man wird wünschen dürfen, daß die Bemühungen des gelehrten und warmherzigen Verfassers von Erfolg seien; denn was könnten Christenthum oder deutsches Volk von einer noch so volksthümlichen Entstellung der Wahrheit für einen Gewinn haben oder begehren? — Die an zweiter Stelle genannte Schrift des ehr- und liebenswürdigen Völter, nebst noch anderen kleineren desselben Verfassers zur Besprechung eingereicht, giebt sich in ihrer 15. Auflage, welche 15 000 Exemplare bedeutet („geradezu ein literarisches Phänomen") als ein Denkmal 25jähriger Arbeit der württembergischen Judenmission. „In diese Arbeit trat der Verfasser ein mit der Meinung, für die Judenmission seien die confessionellen Unterschiede ohne Bedeutung; aber zu seiner größten Verwunderung machte er die gegentheilige Erfahrung", giebt daher nur „bestimmte Richtlinien zur confessionellen (lutherischen) Ausgestaltung des Werkes" mit der ganzen Wärme und Freudigkeit, Weitherzigkeit und doch Gebundenheit eines treuen Lutheraners aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und mit fleißiger Verwendung reicher Erfahrung aus der Judenmission: Niemand wird das Büchlein ohne starke Anregung und Förderung lesen. — Demselben Arbeitsgebiete gehört auch (als Organ des Generalstabs desselben) die Zeitschrift Saat auf Hoffnung an, die übrigens in einer von dem obengenannten Professor Strack herausgegebenen Zeitschrift Nathanael seit Jahr und Tag in Berlin eine Weggenossin hat. Es sei gestattet, ihr wieder einige Worte der Theilnahme und guten Wünschens mitzugeben, da sie auch im vergangenen Jahre an ihren Lesern treulich durch Vertiefung ihrer Einsicht in das Verhältniß von Christenthum und Judenthum und der entsprechenden menschenfreundlichen Liebe sich verdient gemacht hat. Auch in diesem Jahrgange finden sich neben einigen minderwerthigen sehr beachtenswerthe, auch bleibend für weitere Kreise werthvolle oder doch interessante Beiträge, wie ein sehr lehrreicher Aufsatz Professor Kittel's über Israels Gedanken vom Messias in den Tagen Jesu, ein interessanter Bericht Professor Dalman's über seine Forschungsreise nach Palästina, ein Briefwechsel zwischen Pater Hyacinthe Loyson und Max Nordau

über die Frage einer „Revision des Prozesses Jesu“ (nach dem Vorbild des Dreyfus-Prozesses, mit bemerkenswerthen Selbsttäuschungen des Juden Nordau über die Stellung der Juden zu dem Israeliten Jesus). Im Ganzen steht auch dieses Mal die Zeitschrift unter dem Zeichen des „Zionismus“ (und ist deshalb doppelt beachtenswerth), nämlich der in starkem Flusse befindlichen Bewegung des gegenwärtigen Judenthums auf volkliche Organisation in Palästina, welcher eine Bewegung unter Judenchristen und Judenmissionaren auf Gründung einer selbstständigen judenchristlichen Kirche entspricht: ist eine solche möglich, ja berechtigt, und unter welchen Umständen? Die Frage ist selbstverständlich noch längst nicht spruchreif, aber es ist für jeden theilnehmenden Freund Israels und Menschenfreund lehrreich und beweglich, wie die Seele des unglücklichen jüdischen Volkes nach Gestaltung ringt und doch mangels der nöthigen Bußfertigkeit (Revisionsfreudigkeit) den Weg aus dem pharisäischen Irrgarten dünkelhafter, volklicher und gesetzlicher Sondergelüste heraus nicht finden kann. So lange das jüdische Volk in seinen Vertretern noch immer meint, das wahre Volk Gottes zu sein, wird es auch nicht im Stande sein, ein Volk unter andern Völkern, noch eine eigene und eigenartige Gemeinde demüthiger Christen zu bilden, was ihm sonst von Herzen zu wünschen wäre. Warum wird übrigens nicht einmal verwerthet, was ich unwiderlegt in meinem Buche vom Reiche Gottes (II, 2, Cap. 7) und sonst — über das Kreuz Jesu als das Ende der Sonderansprüche Israels gesagt habe? G. Schnedermann.

— Studien zur Vorgeschichte der Französischen Revolution von Dr. Adalbert Wahl, Privatdocent[en] an der Universität Freiburg i. B. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1901. 8°. VII, 168 S. 4 ℳ. — Die weite Verbreitung, die Carlyle's und Sybel's Werke über die französische Revolution, namentlich aber auch Taine's Origines de la France contemporaine bei uns in Deutschland gefunden haben, beweist, wie lebhaft sich unsere gebildeten Kreise für jenes merkwürdige Zeitalter: das Ancien régime und seine tragischen Folgen, interessiren. Dies wird sicherlich auch dem vorliegenden Buche Wahl's trotz seiner nicht eben leicht genießbaren Gelahrtheit — vier Fünftel davon sind eine Habilitationsschrift — zu Gute kommen. Fünf Abhandlungen finden wir hier vereinigt, denen außer dem Bande der innerlichen Zugehörigkeit zu einem und demselben Geschichtsproblem auch noch das gemeinsam ist, daß sie methodisch die Frage nach der besondern Art, dem Werth oder Unwerthe der jeweilig vorgenommenen Quelle zu beantworten suchen: also alles Quellenstudien. Vor ähnlichen Arbeiten französischer Historiker ist ihnen der Vorzug eigen, daß sie, unbekümmert um die Voreingenommenheiten gewisser herrschenden Schulmeinungen, ihren Weg für sich gehen. Den Verfasser dabei zu verfolgen, ist thatsächlich nicht ohne Reiz; freilich wird ihm gerade wegen seiner Selbständigkeit und Vorurtheilslosigkeit der Beifall des officiellen Frankreichs von heute schwerlich werden. Die an letzter Stelle stehende Abhandlung untersucht den dem 18. Jahrhundert angehörigen Feudisten (Feudalrechtshistoriker) Renauldon, über dessen Persönlichkeit ich gern etwas mehr erfahren hätte, als Wahl zu geben für gut hält; der von seinen Collegen damals fast ausschließlich eingeschlagenen Seigneur-feindlichen Richtung wagt er unparteiisch zu trotzen. Zeitlich reiht sich daran der Inhalt des 2. Aufsatzes über die Erhebung der taille (der wichtigsten directen Steuer des Ancien régime unter Ludwig XVI.) und ihre Handhabung durch Bertier, den Intendanten der Provinz Isle-de-France. Die Neuberufung der Etats généraux, von der man die Heilung aller Schäden erwartete, und Necker's geistigen Anteil daran behandelt die 4. Arbeit, während über die damalige wirthschaftliche Lage Frankreichs die 3. Abhandlung Aufschluß giebt insofern, als sie Arthur Young's Reisen 1787/90 zum Gegenstand eingehender Untersuchungen macht. Die meiste Mühe hat wohl die erste Arbeit verursacht, eine gründliche Besprechung der 1789er Cahiers der ländlichen Gemeinden von Paris extra muros; ist auch das Resultat vorwiegend negativer Natur, so ist der Aufsatz dennoch für jeden Forscher auf diesem Gebiete sehr werthvoll, weil er ihm viel unnütze Arbeit erspart; Wahl weist auf die Stellen hin, wo genügender Ersatz dafür zu holen ist. Ht.

— Amalie Skram, Nachwuchs. Roman. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. 8°. 504 Seit. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1901. — Wenn gegenwärtig nicht blos Tolstoi's, sondern auch Zola's und Maupassant's Uebersetzungen Vieles, was auf deutschem Boden größerer Beachtung in der Romanliteratur werth wäre, verschütten und erdrücken, so werden wir auch aus den skandinavischen Ländern immer reicher gespeist, und das mit Schönem und Schlimmem. Aber des letzteren ist mehr. Wir müssen hierzu leider auch den vorliegenden Roman rechnen. Es wäre wahrlich kein Schade, sondern im Gegentheil ein rechter Gewinn gewesen, wenn er in seiner norwegischen Sprache und Verborgenheit verblieben wäre. Wozu allen Schmutz uns vorsetzen, der irgendwo in einem Weltwinkel künstlich zusammengetragen wird? Denn daß es in dem naturfrischen, gemüthstiefen norwegischen Volke so wirklich aussehen sollte, wie die Verfasserin uns an diesem Stückchen Leben fast glaubhaft macht, müssen wir aus eigener Kenntniß entschieden in Abrede stellen. Realistisch und naturalistisch zu schreiben, können wir unseren Modernen nicht verbieten, aber den Realismus so zu übertreiben und uns das Leben noch viel häßlicher zu machen, als es ohnehin ist, erachten wir nicht als die Aufgabe der schönen Literatur. Dramatische Gestaltungskraft und eine frische Beweglichkeit in den Dialogen können wir der Verfasserin nicht absprechen, aber inhaltreich wird das Ganze durch diesen formalen Vorzug nicht gebessert, und einer Frauenhand will diese Art cynischer Schilderung wenig anstehen. Aber besonders vermissen wir eins. Es fehlen neben den Nachtseiten des Lebens, die sorgsam zusammengetragen werden, die Lichtblicke, die Ideale. Weder unter Männern noch Frauen, Schulknaben und Mädchen, hebt sich von der grauen Masse der in moralische Verkommenheit frühe versunkenen Persönlichkeiten irgend eine helle Gestalt ab. Selbst die Tochter Fie (Sophie) des Händlers Myre, an welche die Verfasserin alles Freundliche, was sie in ihrer sumpfigen Feder führt, wendet, begiebt sich schon als Schulmädchen zu dem Leutnant Riber, dem sich dann die schöne und reiche Tochter des Consuls Smith, die 16½ jährige Lina, zur Frau anbietet, weil sie sich ja doch einmal verheirathen müsse. Aber auch die edelmüthigste Gestalt Henrik, der Sohn des Consuls, führt, noch ein Schüler, Gespräche mit seiner bald an einer Entbindung sterbenden Tante Milla, die weder im Norwegischen noch in einem viel frühreiferen Volke ein Gymnasiast mit einer solchen Dame oder diese mit ihm führen würde. Daneben treffen wir wahrhafte Scheusäler wie Myre's Frau. So zieht hier fast Alles hinunter, nichts führt hinauf, bis die Verfasserin in krassestem Realismus uns die blauen Flecken und die eiskalten Hände an dem Studenten Severin, der sich soeben nach einem versuchten Diebstahl erhängt hat, vorführt und uns den Absagebrief Fie's an ihre schreckliche Mutter lesen läßt, die ihre Tochter anbetteln. Der Roman schließt mit den geballten Fäusten dieser Mutter: „Hätte sie Fie nur hier gehabt! Wie hätte sie sie durchprügeln wollen.“ Auch die Uebersetzung ging aus Frauenhand hervor. Wir können der gewandten Uebersetzerin nur den Rath geben, ihre Zeit und Gabe besseren Erzeugnissen der skandinavischen Literatur zuzuwenden. D. K.

— Deutsche Heimath. Blätter für Literatur und Volksthum. Wöchentlich ein Heft für 10 ₰, vierteljährlich 1 ℳ. Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW., Bernburger Straße 15/16. — Es haben sich wieder ein Häuflein Nummern der Deutschen Heimath zusammengefunden. Wir haben unsere Leser schon wiederholt auf den trefflichen Geist aufmerksam gemacht, in dem diese Zeitschrift geleitet wird. Die neuen Hefte bestätigen, daß die Redaction des Blattes mit ruhiger Festigkeit auf dem Wege fortschreitet, den sie als richtig erkannt hat. Die Einsicht, daß diejenige Kunst die Herzen am tiefsten treffen und aufs Nachhaltigste erwärmen wird, die ihre Wurzeln im deutschen Wesen hat und ihre Nahrung aus dem Erdreiche des deutschen Volksthums saugt, macht das feste Band aus, das die Mitarbeiter umschlingt. So ist denn die Richtung, in der diese Wochenschrift arbeitet, nicht eine der vielen, heute aufkommenden und morgen wieder verschwindenden neuzeitlichen Strömungen, sondern sie bedeutet vielmehr geradezu eine Abkehr von dem, was wir im besonderen und unerfreulichen Sinne als das Moderne bezeichnen. Mit lebhafter Freude hat uns das Meiste von dem Inhalte der vor uns liegenden Hefte erfüllt. Wir erwähnen die Beiträge von Fritz Lienhard, Heinrich Sohnrey, Adolf Bartels. Als ein vortrefflicher Schilderer des Alltagslebens erweist sich der jetzt so vielgenannte und vielgeschmähte Otto Ernst in der Novelle „Anna Menzel“, die uns die oft behandelte Dienstbotenfrage einmal in einer ganz anderen Beleuchtung zeigt, wie sie sonst üblich ist. Weiter möchten wir hervorheben die lustige und doch zugleich auch ergreifende Musikantengeschichte „Christeldierk“ von Karl Söhle. Auch in den kleineren Beiträgen, den Bücherbesprechungen, Kunst- und

Theaternotizen begegnet uns manches muthige und gute Wort. Zum Beispiel sind wir von ganzem Herzen einverstanden mit der scharfen Absage, die im sechsten Hefte Willy Pastor der jetzt so anspruchsvoll auftretenden modernen Programm-Musik zu Theil werden läßt. Er hat unseres Erachtens vollkommen Recht, wenn er in dem Hineintragen außermusikalischer Dinge in die symphonischen Tongemälde, wie es bei den heutigen Wanderkapellmeistern und Orchestervirtuosen an der Tagesordnung ist, nichts Anderes sehen kann, als eine klägliche Bemäntelung der eigenen musikalischen Unzulänglichkeit der betreffenden „Tondichter“. Ueberaus angenehm berührt unser philologisches Herz noch die Hochachtung vor dem Dichterworte, die in Heft 13 (Seite 394) so launigen und wirksamen Ausdruck findet. Mit großer Befriedigung erfüllt uns ferner, daß die Deutsche Heimath bei Gelegenheit mit Nachdruck die Mahnung ertönen läßt: Achtung vor der Muttersprache und ihren Gesetzen! Im 4. Hefte des laufenden Jahrgangs wird z. B. mit Recht getadelt, daß der klare und deutliche Unterschied zwischen den Verbalsubstantiven auf —ung und den ohne Endung gebildeten (Erwerbung — Erwerb, Lage — Legung, Aufgabe — Aufgebung) verloren zu gehen droht durch die gedankenlose Vertauschung der betreffenden Wörter. Nebenher sei bemerkt, daß die Redaction freilich arg auf dem Holzwege ist, wenn sie mit der „Hinweisung“ auf diesen „Unterschied“ den Lehrern des Deutschen etwas Neues zu sagen meint und die Schule der Vernachlässigung einer Pflicht zeihen zu dürfen glaubt. In diesem Zusammenhang gestatten wir uns noch eine kurze Bemerkung. Schriftleitung und Verlag der Deutschen Heimath haben ihren Sitz in Berlin, Bernburger Straße 15/16. Gedruckt wird aber mit unlöblicher Hartnäckigkeit Bernburgerstraße. Sollte diese Straße wirklich nach einem Manne Namens Bernburger benannt sein, der sich etwa durch Aufschließung des Baugrundes dieser Stadtgegend unsterbliche Verdienste erworben hätte, und nicht vielmehr nach der Stadt Bernburg? In letzterem Falle ist aber Bernburger ein Eigenschaftswort, und die einzig berechtigte Schreibung wäre Bernburger Straße. Vielleicht giebt die geschätzte Redaction uns gelegentlich darüber Aufschluß. Der Fehler wird allerdings oft gemacht, auch in Leipzig (Berlinerstraße statt Berliner Straße, Wettiner Straße für Wettinerstraße), aber richtig wird er darum doch nicht. Indessen Nichts für ungut! Das, was die Deutsche Heimath will, hat im Ganzen so sehr unseren Beifall, und auch die Art, wie die Wochenschrift für ihr Programm eintritt, erfüllt uns mit solcher Freude, daß uns der kleine Tadel wohl hingehen wird. Mögen die guten Absichten der Deutschen Heimath immer mehr Verständniß und immer freudigere Anerkennung in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes finden! Das ist unser aufrichtiger Wunsch. R. B.

— Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen sowie für die Reserve- und Landwehr-Officiere der Feldartillerie. Bearbeitet von Wernigk, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule. 7. neubearbeitete Auflage. 1. Lieferung. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Die Neuorganisation der Feldartillerie, die Einführung des leichten Haubitzenmaterials, die Neuausgabe des Exercirreglements, der Schießvorschrift, der Felddienstordnung und die neue Militär-Strafgerichtsordnung haben eine vollständige Neubearbeitung des bewährten Wernigk'schen Handbuchs nothwendig gemacht. Dasselbe ist dadurch wesentlich umfangreicher geworden. Deshalb hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, das Werk in zwei Lieferungen herauszugeben, auch um dasselbe hierdurch für den Gebrauch handlicher zu machen. Die jetzt vorliegende 1. Lieferung behandelt alles Dasjenige, was sich auf die allgemeinen militärischen Verhältnisse, die Organisation der Feldartillerie, die Militär-Strafgerichtsordnung, die Kenntniß des Pferdes, den Stalldienst, Sitz und Lage der Geschirre u. s. w. bezieht, während die für die nächste Zeit in Aussicht gestellte 2. Lieferung das Schießen der Feldartillerie, die Wirkung ꝛc. der Geschosse, die Schießvorschrift, sowie die taktische Verwendung der Feldartillerie und in großen Zügen auch die der andern Waffen behandeln soll. Das Handbuch wird auch in der neuen Bearbeitung von allen Betheiligten sowohl als Unterlage beim Unterricht, als auch zum Selbststudium willkommen geheißen werden. A. B.

— Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Des 5. Bandes 3. Heft. (Schluß.) Meißen, in Commission bei Louis Mosche. 1900. 8°. — Das vorliegende Heft, das sich durch besonders reichen Inhalt auszeichnet, eröffnet ein Aufsatz von Dr. Heyden „Beiträge zur Geschichte der Meißner Lateinschule“, der bereits vor einigen Monaten als Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Königl. Sächs. Alterthumsvereins erschienen ist. Er behandelt auf Grund eingehender Quellenstudien zuerst das vorreformatorische Schulwesen der Stadt; die beiden beim Afrastift und beim Domstift bestehenden Schulen, zunächst nur zur „Abrichtung“ von Klerikern bestimmt, gewährten seit dem 14. bez. Anfang des 16. Jahrhunderts auch Bürgerkindern eine allerdings ziemlich dürftige Ausbildung. Nach der Einführung der Reformation wurde die Schule des Afrastifts in eine lateinische Stadtschule verwandelt, der Räume im ehemaligen Franziskanerkloster überwiesen wurden. Ihr erster Leiter war Hermann Vulpius; dem ältesten Unterrichtsplan lag wohl die von Melanchthon herrührende kursächsische Schulordnung von 1528 zu Grunde. Ein dritter Abschnitt behandelt die Thätigkeit der städtischen Schulbehörde und die Einkünfte und Bedürfnisse der Schule bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Verfasser beabsichtigt in dem nächsten Hefte seine Studien fortzusetzen. Ergänzend schließt sich ein Aufsatz von Flemming über Mag. Hermann Vulpius aus Bayreuth an, der 1539—1543 der Stadtschule, 1543—1546 als erster Rector der Meißner Fürstenschule vorstand; aus den auch meist neuerdings erst aufgefundenen biographischen Nachrichten, die der Verf. benutzt, ergiebt sich, daß weder seine Lehrthätigkeit noch sein Charakter besonderes Lob verdienen. Wilhelm Loose, der verdienstvolle Vorsitzende des Vereins, behandelt „den Meißner Markt als Richtstätte“, wir entnehmen dem Aufsatz, daß die für andere Verbrechen schon früher abgeschaffte Vollstreckung von Todesstrafen auf dem Marktplatze für das Militär in Meißen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bestanden und zu manchen Streitigkeiten mit der Regierung geführt hat. Viel Interessantes enthält ein weiterer Aufsatz desselben Verfassers „Beziehungen deutscher Dichter zu Meißen“; er ist auch deshalb beachtenswerth, weil er zeigt, daß sich in den Archiven unserer Adelsfamilien doch noch mehr schätzbares archivalisches Material findet, als man meist annimmt. So veröffentlicht Loose aus dem v. Miltitz'schen Archive in Siebeneichen sechs Briefe Gellert's — aus dessen Meißner Schulzeit auch einiges Neue mitgetheilt wird — an Ernst Haubold v. Miltitz (1760—1769) und eine Anzahl theilweise recht ansprechender Briefe der Eltern von Theodor Körner und seiner Tante Dorothea Stock an Dietrich v. Miltitz und seine Gemahlin aus den Jahren 1815—1831, deren Beziehungen zur Körner'schen Familie bisher völlig unbekannt waren. Loose beschäftigt sich ferner eingehend mit dem längst vergessenen Dichter Gottlieb Fuchs, der durch seine Mitarbeit an den „Bremer Beiträgen“ mit Hagedorn u. A. in Berührung gekommen war; er lebte als Diaconus in Zehren, später als Pfarrer in Taubenheim und nach seiner Emeritirung in Meißen, wo er 1799 starb. Der Aufsatz ist ein wichtiger Beitrag zu seiner Biographie und enthält eine Uebersicht über alle seine Werke. Weitere Mittheilungen betreffen Friedrich v. Hardenberg (Novalis), die Beziehungen Schiller's und Goethe's zu Meißen, de la Motte Fouqué und sein Verhältniß zu Borromäus v. Miltitz, Otto Ludwig, der 1844—1852 zeitweise bei und in Meißen lebte und hier in Emilie Winkler die Braut fand, die ihm dann in seinen traurigen Lebensschicksalen eine treue Gefährtin war, endlich Roquette; einige Notizen über den Philosophen Fichte, theilweise ebenfalls dem Miltitz'schen Archiv entnommen, sind beigefügt. Ein herzlicher Nachruf für Theodor Flathe, verfaßt von Constantin Angermann, und einige kleinere Mittheilungen schließen das Heft. —m—

— Beiblätter zu den Annalen der Physik. Begründet und fortgeführt von J. C. Poggendorff, G. und E. Wiedemann. Herausgegeben unter Mitwirkung befreundeter Fachgenossen von Walter König. Band 25. Heft 1. Leipzig 1901. Verlag von Johann Ambrosius Barth. — Die „Beiblätter“ bilden neben den Annalen der Physik das Organ, das über alle auf dem weitverzweigten Gebiete der Physik erscheinenden Arbeiten ausführliche Referate liefert. Sie sind daher für den Physiker, wenn er sich auf dem Laufenden erhalten will, geradezu unentbehrlich. Mit dem vorliegenden Heft treten die Beiblätter in das 25. Jahr ihres Bestehens und zugleich ist die Redaction in die Hände eines bewährten Physikers übergegangen. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 27. Dienstag, den 5. März, Abends. 1901.

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

IV. Ueber den großen „Ententeich" nach der Metropole und unter die ersten Landsleute.

Genau am 8. Tage nach meiner Landung in Rio Grande früh 7 Uhr machte sich die „Victoria" daran, gen Porto Alegre zu fahren. Es war dies ein Dampfer der schon erwähnten Gesellschaft, welche sich „Lloyd Brasileiro" nennt. Dieselbe betrieb bis vor Kurzem die Küstenschifffahrt an dem ganzen langen Gestade vom Amazonas bis zum La Plata und sandte auch Fahrzeuge regelmäßig in Binnengewässer hinein, wie in den Amazonenstrom bis zu dem schon weit im Innern gelegenen Manaos und auf der Lagoa dos Patos nach Porto Alegre. Sie verfügte zu diesem Zwecke über eine ganze Flotte von durchschnittlich recht guten, ja selbst luxuriös ausgestatteten Dampfern, unter denen sich sogar einige mit Doppelschrauben befanden. Portugiesische Nachlässigkeit und Unsauberkeit hat es allerdings dahingebracht, daß diese schönen Fahrzeuge durchweg sehr verschmutzt und verlottert sind, auch stehen sie im Geruche, daß sie enorm rollen, was bei dem geringen Tiefgang, den man ihnen mit Rücksicht auf ihre Zwecke gegeben, nicht gerade verwunderlich ist. Die Capitäne sind ausnahmslos Lusobrasilier und gelten allgemein für so große Ignoranten, daß man nicht begreifen kann, warum so wenig Unfälle vorkommen. Dieser Dampfschifffahrtsgesellschaft schien nun neuerdings der Dampf ausgegangen zu sein, nicht zwar im buchstäblichen, wohl aber im bildlichen Sinne, will sagen: sie gerieth in Zahlungsschwierigkeiten, weniger weil sie nicht Geschäfte gemacht hätte, welche im Gegentheil geradezu glänzende genannt werden mußten, als weil sie eben eine — portugiesische war — sapienti sat! In patriotischen und seemännischen Kreisen Deutschlands wurde damals gehofft, daß eine unserer großen Schifffahrtsgesellschaften das Erbe antreten und die Linie weiter betreiben werde. Dem stand aber leider entgegen, daß brasilianische Engherzigkeit und Eifersucht dies nur unter der Landesflagge gestatten wollte. Und so gingen denn die Schiffe an einen einheimischen Käufer, wie es scheint ein Consortium, über. Da indeß die bedungene Anzahlung am Fälligkeitstermin nicht geleistet werden konnte, blieb Alles beim Alten, das heißt: die Dampfer fahren noch heute auf Rechnung der Konkursmasse weiter. Was nun speciell die „Victoria" anlangte, der ich meine Wenigkeit anzuvertrauen den Muth hatte, so war auch sie von außen recht nett anzusehen. Um so weniger befriedigte das Innere. Abgesehen davon, daß dieses überhaupt eng war, daß man in den „Kamaroten", wie man portugiesisch die Schlafräume nennt, sich kaum umzudrehen, in den Betten sich nicht gerade auszustrecken vermochte, daß ferner u. A. die Handtücher buchstäblich aus Löchern bestanden mit einigen Faden darum, so hatte man außerdem auch noch ganze 36 Cajütenpassagiere mehr angenommen als planmäßig vorgesehen waren, hatte aber vorsichtigerweise diese Ueberzähligen einen Revers unterzeichnen lassen, kraft dessen sie auf jeden Anspruch an eine eigene Koje und ein Bett verzichteten. Die Folge von dieser habgierigen und gewissenlosen Handlung der Agentur war, daß bei den von schmutzigen und verdrossenen Farbigen servirten Mahlzeiten immer bereits Leute hinter den Stühlen standen, die darauf warteten, bis diese leer wurden, und daß während der Nachtstunden nicht nur die Tische und selbst der Fußboden mit müden Menschenkindern belegt waren, sondern auch Jene, die nicht einmal ein solch bescheidenes Plätzchen zu erobern vermocht hatten, nun spielend, singend, pfeifend oder sonst wie lärmend sich die Zeit zu vertreiben suchten, dergestalt daß die in den unpraktischer Weise rings um den Speisesaal angebrachten Cabinen liegenden Passagiere ebenfalls um den Schlaf kamen. Ueberhaupt gab es unter der bunten, d. h. auch aus Farbigen bestehenden Reisegesellschaft eine ganze Anzahl mehr als zweideutiger Subjecte, obwohl auch mehrere feine Leute vorhanden waren, so eine englische Missionarin und der englische Bischof von Porto Alegre, der indeß mit seinem bis auf den unvermeidlichen Cotelettenbart glattrasirten Gesicht und der mit einem großen Schild versehenen Schiffsmütze, die er trug, einem Lakai viel ähnlicher sah als einem kirchlichen Würdenträger. Das Schifflein hätte übrigens bereits 2 Tage früher gehen sollen, aber es mußte warten auf die Ankunft eines anderen Dampfers der nämlichen Gesellschaft, welcher den Anschluß von Rio de Janeiro her vermittelte. Dieser hatte sich verspätet, weil er gezwungen gewesen war, zehn Tage auf dem kleinen Eiland Ilha Grande (zwischen Rio und Santos) in Quarantäne liegen zu bleiben. Solche Störungen verursachte in jener Zeit die angeblich in der Reichshauptstadt herrschende Pest, bezüglich deren man übrigens damals bereits da drunten im tiefen Süden sich den stärksten Zweifeln hingab, wovon später noch die Rede sein wird. Trotz dieses allgemeinen Unglaubens, dem die schlimme Kunde aus dem Landescentrum begegnete, war es uns auf der „Victoria" doch nicht ganz gleichgiltig, als nun die von Rio gekommenen Reisenden unter unverkennbaren Carbolgerüchen zu uns überstiegen. Wie leicht konnten sie doch den finstern Gast aus der Residenz trotz der Ausräucherung, der sie unterworfen gewesen waren, mit sich auf das unsaubere Fahrzeug bringen! Auch ging das Gerücht, daß wir wegen der Berührung mit diesen Leuten nach dem Eintreffen in Porto Alegre genöthigt sein würden, 10 Tage hindurch uns regelmäßig auf dem Gesundheitsamte vorzustellen, was sich zum Glück hinterher nicht bestätigte. Trotz derartiger nicht sehr günstiger Aussichten, unter denen unsere Fahrt nach der Provinzialhauptstadt begann, verlief dieselbe doch immerhin viel besser, als es nach allgemeiner Behauptung sonst wohl der Fall zu sein pflegt. Im goldenen Morgensonnenschein lag unbeweglich vor uns die achtunggebietende Wassermasse des Rio Grande, nachdem wir die gleichnamige Stadt verlassen. In einem weiten Bogen, der fast wieder bis zum Meer hinaus führte, überquerten wir denselben. Die Wasserzeichen, welche diesen der vielen Untiefen wegen nöthigen Umweg markirten, standen dabei so dicht und regelmäßig, daß wir uns wie durch eine Allee bewegten. In solcher Weise hatten wir nach langem Hin- und Herwenden nur erst wieder die früher genannte Stadt Sao José und den vormaligen Ankerplatz unseres Hamburger Schiffes erreicht. Jetzt lag die offene Lagoa dos Patos vor uns, gegen Norden endlos wie ein Meer ausgedehnt, wie dies ja bei ihrer enormen Länge von fast 300 Kilometern begreiflich erscheinen wird. Dagegen blieben die Ufer rechts und links in der Folge fast den ganzen Tag hindurch sichtbar, in ersterer Richtung in Form eines wenig hohen, völlig kahlen, graugelben Walles, der schon früher erwähnten Nehrung, welche den ungeheuren Strandsee vom offenen Meere trennt, gegen Westen dagegen als flaches, saftig grünes Buschland. Trotzdem daß die auf diese Weise eingerahmte Wasserfläche vielfach eine Breite von mehreren Meilen besaß, fehlten jedoch auch hier und während der ganzen Fahrt die Wasserzeichen nicht, ein Beweis, daß die Lagune mit dem Rio Grande das Geschick der allmäligen Versandung theilt. Die zahlreichen Fahrzeuge, welche über sie hinweg den Verkehr mit dem reichen

Innern vermitteln, werden mit der Zeit immer weniger Tiefgang haben, ja endlich wohl ihre Thätigkeit gänzlich einstellen müssen, während doch die Ausbaggerung einer regelrechten Fahrrinne sogar den größten Seeschiffen das Vordringen bis Porto Alegre ermöglichen würde — ein Werk, welches der schon jetzt so bedeutenden Provinzialhauptstadt, ja dem ganzen Hinterlande, besonders den deutschen Colonien, einen außerordentlichen Aufschwung geben müßte. Es dürfte angezeigt erscheinen, bei dieser Gelegenheit gleich noch eines viel weitergehenden Projectes zu gedenken. Dasselbe hat nichts Geringeres im Auge, als Porto Alegre direct mit dem Ocean zu verbinden unter völliger Umgehung der Lagoa dos Patos. Im Nordosten der Stadt, etwa 150 Kilometer von dieser entfernt, liegt nämlich ein kleiner Ort, Torres genannt, an der Küste. Diese letztere ist an diesem Punkte noch nicht so flach, sandig und unnahbar wie weiter südlich, an der Nehrung der Lagoa, vielmehr treten hier noch Ausläufer des früher genannten „See-Gebirges“ (Serra do mar) bis dicht ans Wasser vor, so daß man in Verbindung mit einigen Molen-Bauten wohl einen guten Ankerplatz für Schiffe gewinnen könnte. Es kommt hinzu, daß von diesem Torres aus eine ganze lange Kette fast mit einander zusammenhängender größerer oder kleinerer Strandseen südwärts sich hinzieht, in deren Bereich, nebenbei bemerkt, auch das vielbesuchte, mit trefflichem Wellenschlag ausgestattete Seebad Tramandahy liegt, nach welchem man sich im Sommer von Porto Alegre aus in eigenartigen Ochsenwagen begiebt, welche den ganzen Haushalt für die Reise umschließen und die man an Ort und Stelle dann auch gleich als Hotel benutzt. Die oben gedachte Lagunen-Reihe erstreckt sich bis fast zur Lagoa dos Patos hinab, außerdem fließt nicht allzufern von ihrem Gebiet der Fluß Gravatahy, der bei Porto Alegre ausmündet. Unter Benutzung aller dieser günstigen Umstände hat man nun daran gedacht, einen Seecanal von Porto Alegre aus nach dem erwähnten Torres herzustellen, also die Hauptstadt der Provinz in einen Hafenplatz zu verwandeln, den auch die größeren Oceanschiffe zu erreichen vermögen. Man kann sich denken, daß der kühne Plan in Porto Alegre mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Ja es fing sogar die Speculation an, sich seiner zu bemächtigen. Die vorher ganz unbeachteten, auch an sich wenig versprechenden Ländereien um Torres gewannen auf einmal Werth, wurden um rasch steigende Summen angekauft und mußten die Unterlage für kühne Bebauungspläne bilden, bei denen es sich um ganze Städte und Villencolonien handelte. Nicht wenige Bewohner von Porto Alegre legten ihr ganzes Vermögen in „Hafenterrain“ an. In der That schien es auch, als ob Ernst aus der Sache werden solle. Zwei Herren, der eine, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, ein Engländer, bewarben sich bei der Regierung um die Concession zum Bau des in Aussicht genommenen Hafens, erhielten dieselbe auch nach längeren Bemühungen und gaben sie, natürlich mit entsprechendem Gewinn, an ein capitalkräftiges englisches Consortium weiter. Leider kam aber jetzt, wo schon Alles gewonnen schien, die ganze Sache auf einmal wieder ins Stocken. Das besagte Consortium legte die Hände in den Schoß, bis die ganze Concession verjährt oder, wie man portugiesisch sagt, caduc geworden war. Und so steht es auch heute noch, ja man betrachtet im Grunde die ganze schöne Idee für definitiv beseitigt und nur noch einige wenige Optimisten, oder Solche, die ihr Geld in erwähnter Weise in die Sache gesteckt, halten noch an ihren Hoffnungen fest. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß zu dem Scheitern des Planes hauptsächlich die Städte im Süden der Lagoa dos Patos, Rio Grande und Pelotas — letzteres ein rasch aufblühender Ort mit rund 50000 Einwohnern — beigetragen haben. Dieselben würden ja doch auch nach Durchführung einer solchen Idee so gut wie verloren sein. Ein derartiges Risico kann aber, wie ersichtlich, keine Regierung auf sich nehmen und so dürfte wohl die Concession nicht so leicht wieder erneuert werden, der Seehafen Torres also für immer ein schöner Traum bleiben. Die Lagoa dos Patos behält ihre alte Bedeutung und darüber kehren auch wir zu ihr nach der kleinen Abschweifung zurück. Daß eine Fahrt über sie dem Auge nicht sonderlich viel bieten kann, dürfte schon aus dem früher Beigebrachten hervorgegangen sein. Nicht einmal von den „Enten“, von denen ihr Name redet, die, nebenbei bemerkt, auch gar nicht mit den anderwärts im Lande vorkommenden eßbaren Stockenten identisch sind, vielmehr eine ungenießbare Taucherart vorstellen, bekommt man viel zu sehen, so daß die neuere Ansicht, die Benennung des Sees stamme gar nicht von jenen Vögeln, sondern von einem an der Lagune ansässig gewesenen, jedoch ausgestorbenen Fischergeschlechte, die Patos geheißen, nur verstärkt wird, zumal wenn man die Analogie des Namens Patagonien, jenes verhältnißmäßig unfernen Theiles von Südamerika, mit hinzunimmt. Nur einmal tritt in der Eintönigkeit der Scenerie eine wohlthuende Abwechslung ein, es erscheint eine Art Oase. Dies geschieht nach etwa 4 Stunden Fahrt ab Rio Grande. Zur Linken öffnet sich die Mündung eines ansehnlichen Stromes, Gonçalo genannt, der übrigens auch seinerseits wieder, gerade so wie der Rio Grande, kein eigentlicher Fluß, sondern nur ein Abfluß, und zwar der sog. Lagoa de Mirim in die Lagoa dos Patos ist. Nebenbei bemerkt, ist dieser Gonçalo der Vermittler einer wichtigen Verbindung. Auf ihm, bez. dann weiter auf der eben erwähnten Lagoa de Mirim, der südlichen Nachbarin der Lagoa dos Patos, und auf dem in dieselbe einmündenden Rio Jaguarão laufen bis zur Stadt gleichen Namens Dampfer. An diese schließen sich regelmäßige Diligencefahrten an bis zur Grenzstadt von Uruguay Pedro Alvarez. Diese ist schon Station einer Eisenbahn nach Montevideo und so ergiebt sich denn auf solche Art ein Landweg nach dem Gebiete des La Plata von Rio Grande aus, der bei der gedachten übeln Beschaffenheit der „Barre“ vor letzterem nicht unwichtig genannt werden muß. Was uns anbelangt, so fuhren wir auf dem Rio Gonçalo übrigens nur eine kurze Strecke aufwärts, die allerdings schon durch die Idylle, die sie bot, überraschte. Auf frisch grünen Wiesenflächen weideten zu beiden Seiten zahlreiche Rinder unter Bäumen, die ich bis dahin noch kaum auf dieser Reise gesehen, die indeß für Rio Grande do Sul so charakteristisch sind, die sog. Figueras (figuera brava, ficus sp.), Bäume mit nur niedrigem, dickem Stamme, über welchem sich aber, etwas ähnlich der bekannten südeuropäischen Pinie, die dunkelfarbige, dichte Laubkrone in Form eines ungeheuren Daches auszubreiten pflegt — in dem immerhin noch heißen Lande für Mensch und Vieh eine nicht genug zu schätzende Deckung gegen die scharfen Pfeile des Sonnengottes. Die freundliche Landschaft gewann bald auch einen passenden Abschluß, eine lange eiserne Gitterbrücke, der Eisenbahn von Rio Grande nach dem Westen der Provinz dienend, schwang sich über den ansehnlichen Strom, davor lagen in einer Art Hafen eine ganze Anzahl Schiffe, Segler und Dampfer, im fernsten Hintergrund ragten bereits einige dunkelbewaldete Gebirgskämme des Innern auf, zur Seite rechts aber breitete sich eine achtunggebietende Häusermasse aus, da und dort überragt von breitwipfeligen Palmen und spitzen Kirchthürmen — Pelotas, das Kulmbach von Südbrasilien. Befindet sich doch in diesem Orte die „Bierfabrik“ — man sagt im Lande Brasilien bezeichnender Weise immer so — der Gebrüder Ritter, die mit einem Capital von etwa 2 Millionen Mark arbeitet und deren Erzeugniß in der That auch fast die ganze Provinz beherrscht. Man sieht übrigens die Brauerei jener beiden Deutschen, die sich aus den bescheidensten Anfängen herausgearbeitet haben, vom Flußhafen aus nicht, denn sie liegt nahe beim Bahnhof im Rücken der Stadt. Dafür gewahren wir am Wasser eine ganze Anzahl der in Rio Grande do Sul eine so wichtige Rolle spielenden Großschlächtereien und zwar solcher, die zu den größten ihrer Art im ganzen Lande zählen, obwohl sie meist nur in höchst unscheinbaren, langen, Schafställen ähnlichen Gebäuden untergebracht sind. Um an dieser Stelle einen kleinen Begriff zu geben von dem, was derartige Etablissements zu leisten vermögen, so sei erwähnt, daß die sich im Ganzen ungefähr auf 30 belaufenden „Xarqueaden“ von Pelotas in jedem Jahre rund eine halbe Million Rinder, die von den ungeheuren Weiden im Innern der Provinz stammen, verbrauchen. Das Hauptabsatzgebiet für diese colossale Masse von Fleisch ist, wie bereits früher angedeutet, Brasilien selbst und zwar vorzugsweise der Norden desselben, wohin die Waare in eingesalzenem und getrocknetem Zustande gebracht wird. Interessant dürfte bei dieser eigenartigen Industrie noch der Proceß des Schlachtens sein. Derselbe wird in der Weise durchgeführt, daß man die Thiere in einen engen Gang treibt, in welchem sie sich nicht umzudrehen vermögen, vielmehr einzeln vorwärts rücken müssen. So gelangen sie schließlich an eine Stelle, wo auf einem Querbalken oben über ihnen der Schlächter („desnucador“) steht, welcher mit einem scharfen Dolche den sicheren Todesstoß in den Nacken seiner Opfer ausführt, die dann wie vom Blitz getroffen lautlos zusammenzustürzen pflegen. Wir verließen die Stadt, in der so viel Blut vergossen

wird, bereits nach einer Stunde wieder und fuhren von Neuem auf die offene Lagune hinaus. Dieselbe betrug sich, wie schon angedeutet, fortgesetzt manierlich. Erst als es zu dämmern begann, ging sie daran, uns vorübergehend einen kleinen Begriff beizubringen von dem, was sie unter Umständen zu leisten vermag. Es begann zu regnen, die weite Wasserfläche bedeckte sich mit ungezählten kurzen Wellen und das Schiffchen gerieth mehr und mehr in ein lebhaftes Zittern und Schwanken, so daß bei nicht wenigen der schwachen Portugiesen sogar die Seekrankheit zum Ausbruch kam. Zu einem eigentlichen Sturm kam es jedoch nicht. Solche sind indeß in Wirklichkeit auf dem tückischen Binnengewässer gar nicht zu selten; es gehen dabei gelegentlich selbst größere Schiffe zu Grunde. Mit ungleich mehr Unruhe, als wie das Bischen Rollen, erfüllte mich während der Nachtstunden die Thatsache, daß wir wiederholt Grund berührten, wie deutlich wahrnehmbares Scharren und Kratzen unter unseren Füßen bewies. Unser Capitän mußte also trotz der verschiedenen Leuchtthürme an den Ufern und der gleichfalls nicht fehlenden Lichtbojen auf dem Wasser selbst vom Curs abgekommen sein. Richtig, jetzt stoppte auch ganz unvermuthet die Maschine, es schien etwas vorgefallen zu sein. Ich eilte auf Deck, wurde hier indeß alsbald beruhigt. Die Uhr zeigte auf 5, im fahlen Dämmerschein präsentirte sich Festland rechts und links in Form ansehnlicher dunkler Berge. Wir waren bei Cap Itapuan, der Südspitze der breiten Landzunge, welche am Nordende der Lagoa dos Patos in den See vorspringt und ihn auf solche Weise in zwei Becken zerlegt. Von hier ab bis Porto Alegre dürfen die Schiffe nur bei Tag laufen und so waren wir stehen geblieben, um den Sonnenaufgang zu erwarten. Dann gingen wir weiter. Das strahlende Tagesgestirn beleuchtete jetzt ein reizvolles Gemälde. Die monotone, nur schwer übersehbare Wasserfläche war verschwunden, wir schienen auf einem mäßig großen Schweizersee dahin zu gleiten. Waldberge von sanften Formen, hinter welchen gegen Norden aber auch schon schroffere verblauende Erhebungen auftauchten, ringten uns nach allen Seiten ein. Nur die da und dort einsam aufragenden Palmenkronen verriethen, daß wir uns noch unter einem exotischen Himmelsstrich befanden. Merkwürdig contrastirte mit dem üppigen Wachsthum auf den Uferrändern ein winziges Inselchen, welches bald inmitten der tiefblauen Gewässer zum Vorschein kam. Dasselbe wurde fast nur von einem ungeheuren, grellweißen Steine gebildet, an welchen ein festungsartiges Gebäude angebaut war. In der That bedeutete das kleine Eiland eine Zwingburg wie ebenso eine militärische Strafcolonie. Gleichzeitig entdeckte das Auge auf dem linken Uferhang eine Ansiedelung, eine ebenfalls blendend weiße Häusergruppe, welche das Städtchen Pedras Brankas (weißer Stein) vorstellte. Dieses steht bereits in einer engen Beziehung zu Porto Alegre, denn hier befindet sich, wiederum aus hygienischen Gründen, wie wir es schon anderwärts sahen, das Schlachthaus des Letzteren, aus welchem alle Morgen das benöthigte Fleisch durch einen kleinen Dampfer nach der Hauptstadt in etwa halbstündiger Fahrt hinüber gebracht wird. Nunmehr tritt auch die letztere selbst auf dem entgegengesetzten östlichen Ufer immer deutlicher heraus — ein dichtgedrängtes, mit Thürmen geschmücktes Häusermeer, das über eine niedrige, ins Wasser vortretende Landzunge gelegt ist und dem wiederum höhere Waldberge im Rücken einen passenden Abschluß geben. Rechts neben dem stattlichen Orte schneidet die Lagune, welche in diesem ihren obersten Theile Guahyba-Fluß genannt wird, mittelst eines weiten eleganten Bogens tiefer ins Land ein und hier ist es, wo man es mit einer Gegend von unverkennbar italienischem Anstrich zu thun hat. Weiße, malerisch verstreute Häuschen, schillerndes Grün, formenreiche Höhen, stille, blaue Wasser davor mit kleinen Seglern darauf — wahrlich man kann sich an die Riviera oder die berühmte Bai von Neapel versetzt wähnen! Inmitten dieses kleinen Paradieses, der Campagna von Porto Alegre, wie man es nach italienischer Art zu nennen berechtigt wäre, ragt übrigens auch ein ansehnlicheres, palastartiges Gebäude auf, das — eine Ehre für die Stadt — der Wohlthätigkeit dient, das Armenasyl. Indeß nicht nur zur Rechten der Häusermasse von Porto Alegre, das seinen Namen: „Fröhlicher Hafen", wie man schon jetzt erkennen wird, nicht mit Unrecht führt, sondern auch links von ihr, gegen Norden erschließt sich eine interessante Aussicht, allerdings von ganz verschiedenartigem Gepräge. Hier zieht sich ein niedriges, graugrünes Buschland hin. In diesem menschenleeren Blättermeere klaffen mehrere breite Lücken, die Mündungen der vier Flüsse, welche, ähnlich wie die Finger an einer Hand, dicht neben einander um das Sammelbecken des Guahyba her ihren Platz erhalten haben, in dieser Weise, wohl schiffbar, wie sie sämmtlich sind, vier Naturwege bildend, die sich strahlenförmig in das Innere des Landes hineinziehen. Als wir in der Folge näher an die Stadt herankamen, entschleierten sich nun auch die Details und da berührte es denn nicht gerade angenehm, daß das ansehnlichste Gebäude unten am Wasser, auf dem schönsten, am meisten in die Augen fallenden Platze das — Zuchthaus ist, das durch ein mächtiges, ganz schwarz angestrichenes Thor und den finster blickenden Posten davor, der in der Regel gleichfalls ein rabenschwarzer Bursche ist, noch besonders unheimlich gemacht wird. Ein Glück, daß es gleichzeitig auch freundliche Eindrücke giebt. An den verschiedensten Häusern, von denen manche durch ihre Größe und ihre Dampfschornsteine sich als Fabriken verrathen prangen in Riesenlettern deutsche Firmen, die unwillkürlich wie heimathliche Grüße anmuthen. Nach Umsegelung der ganzen, weitvorspringenden Landzunge, welche, wie erwähnt, das Gros der Häusermasse des Ortes auf ihrem gewölbten Rücken trägt, erreichen wir endlich, auf der Nordseite, den eigentlichen Flußhafen. Er bietet mit der stattlichen Anzahl seiner Segel, seiner großen Lastkähne und ebenfalls meist recht ansehnlicher See- und Flußdampfer, zwischen denen flinke Nachen hin und her fliegen, ein sehr buntes Bild. Verschiedene hölzerne Piers gestatten hier auch — eine Seltenheit in Südamerika — direct an Land zu steigen. Auf diesen hölzernen Brücken drängte sich bei unserem Einlaufen eine wahrhaft beängstigend große Menschenmasse, die sich, kaum daß wir angelegt hatten, wie ein Strom, vor dem man die Schleußen gezogen, in unser enges Fahrzeug ergoß. Denn es ist portugiesische Sitte, die aus der Ferne heimkehrenden Lieben schon an Bord zu begrüßen. So sah ich mich denn unvermittelt zwischen sich umarmenden, küssenden oder — was das männliche Geschlecht anbetrifft — nach Landesart auf den Rücken klopfenden Menschen eingekeilt, die nicht nur keinerlei Miene machten, die Passage frei zu geben, sondern sich sogar noch vielfach auf Stühle und Koffer gemächlich niederließen, so daß noch eine geraume Zeit lang nicht an ein Verlassen des Dampfers zu denken war. Völker südlicher Rasse und von nur erst geringer Civilisation pflegen eben, wie ich in verschiedenen Gegenden der Erde zu beobachten Gelegenheit hatte, ihre Zärtlichkeit viel mehr zur Schau zu tragen als wir wohltemperirten Nordländer. Auch noch ein anderes Stück Komik bot sich mir bei diesem friedlichen Ueberfall auf unsere „Victoria". Nicht wenige der herbeistürzenden Damen erschienen — wie ich dies nachmals noch unzählige Male sah — im Pelzkragen und gleichzeitig mit dem Strohhute auf dem Kopfe, entsprechend der merkwürdigen Thatsache, daß in diesem Lande „Winter" im Kalender steht und doch zugleich die Sonne mit sömmerlicher Gluth zu scheinen vermag, wie denn bei meinem Eintreffen in Porto Alegre — man schrieb den 31. August — 22 Grad Celsius Wärme im Schatten waren. Unwillkürlich fiel mir bei dieser seltsamen Mischung von Winter- und Sommertoilette die scherzhafte Berliner Redensart ein: „zu Weihnachten einen Strohhut". Als ich mich endlich durch all die Vettern und Basen bis zum Lande durchgekämpft, sah ich mich für alles Harren und Warten aber auch reichlich entschädigt. Porto Alegre ist eine von den seltenen Städten des Südens, deren Inneres noch mehr hält, als das Aeußere versprach. Gleich die ersten Schritte zeigen Bilder, die fast vergessen machen, daß man sich nicht mehr in Europa befindet. Elegante Fiaker mit sehr gutem Pferdematerial umschwärmen uns, Gascandelaber und elektrische Bogenlampen tauchen gleich bei den ersten Häusern auf, durch die breiten Straßen, an denen jetzt auch nicht wenige mehr als einstöckige Gebäude stehen, pulsirt ein Leben, welches uns die Angabe, daß Porto Alegre mehr als 100 000 Köpfe umschließt, wohl glaublich erscheinen läßt. Glänzende Schauläden wechseln mit eleganten Cafés nach Pariser Muster, Schmuckplätze mit ornamentalen Eisengittern, in denen wohlerhaltene Promenadenwege zwischen Boskets mit den herrlichsten Kindern Flora's, welche das unermeßliche Brasilien aufzuweisen hat, hindurchführen, bieten, ganz wie bei uns, mitten im ruhelosen Getümmel des Geschäftsviertels angenehme Ruhepunkte und selbst die Menschenmenge scheint gegen anderwärts vortheilhaft verwandelt, abendländischen Verhältnissen mehr entsprechend; das sonst in Brasilien so in den Vordergrund tretende dunkelhäutige Element verschwindet hier fast wieder vor der weißen Rasse, die zudem vielfach in modernster Toilette, ja, was das schönere Geschlecht anbetrifft, selbst überladen auftritt. Das für einen Deutschen

wenigstens Wohlthuendste in Bezug auf das Menschenmaterial dürfte indeß sein, daß ihm deutsche Gesichter auf Schritt und Tritt entgegentreten, die das Auge merkwürdigerweise sofort und mit unfaßbarer Sicherheit vom romanischen Element unterscheidet. Dieser starke Stempel des Deutschthums wirkt aber nicht nur anheimelnd, sondern auch erhebend auf den deutschen Ankömmling, denn ihm verdankt Porto Alegre, wie man sich ohne Ueberhebung wird sagen dürfen, einen großen Theil seiner auffallenden Blüthe.

Bücherbesprechungen.

— Emil Kallberg, Was ist Wahrheit? Ein Zusammenbruch. Novellen. 141 S. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1900. Preis 2 ℳ. — Die erste Novelle ist eine sich zu sehr in allgemeine Philosopheme verlierende Erzählung. Was ist Wahrheit? — Diese Frage beschäftigt den berühmten Aesthetiker Professor Albert Weidbrecht ganz besonders nach dem frühen Tode seiner geliebten Frau. Dieser Untersuchung ist forthin sein Leben und Forschen gewidmet; dabei übersieht er die praktischen Aufgaben und hat kein Auge und Herz für das einzige Töchterchen, bis er endlich nach trostlosem Grübeln sich seinem Kinde zuneigt und „in der Offenbarung des Herzens die Erkenntniß der Welt" und die Wahrheit findet. Dramatisch bewegter ist die zweite Dichtung, doch auch sie ist in ihrem Ausbau zu mechanisch, sodaß die spannende Kraft, welche ihr der Autor hat geben wollen, ihr nicht recht eigen ist. Der bevorstehende Zusammenbruch eines großen geachteten Geschäftshauses, die Verhinderung des Selbstmordes, den der Großkaufmann Ernst Wagner begehen will, durch seine unruhig aus der Gesellschaft heimkehrende Gattin und endlich der günstig verlaufende Proceß, der einen Betrüger entlarvt und dem, wie es schien, Ruinirten das frühere Glück nur geläutert wiedergiebt, ist alles ebenfalls gut gemeint und gewollt, aber nicht geeignet, dem Leser wirkliches Leben vorzuführen und ihn mit tiefer Theilnahme zu erfüllen. D. K.

— Lehrgang der Zukunftsschule nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer. Dargestellt von Berthold Otto. Verlag von K. G. Th. Scheffer in Leipzig. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ — Der Titel des Buches verräth ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein. Der Inhalt nicht minder. Der Verfasser erhebt den Anspruch, auf streng psychologischer Grundlage zu zeigen, wie die Erziehung zu geistiger Bildung in Zukunft beschaffen sein werde und beschaffen sein müsse. Sollte der Unterrichtsgang, wie er hier entwickelt wird, wirklich einmal seine Verwirklichung in den öffentlichen Schulen finden, dann würde allerdings von dem vielgegliederten Bau unseres heutigen Schulwesens kein Stein auf dem anderen bleiben. Gleich zu Beginn des Buches (S. 5) findet sich z. B. der Satz: „Die überwiegende Mehrzahl der Schüler interessirt sich im siebenten Lebensjahre durchaus nicht für das Lesen und Schreiben." Aus dieser Thatsache, die wir übrigens glattweg bestreiten, folgt für den Verfasser, daß es eine Vergewaltigung des kindlichen Geisteslebens ist, wenn die Schule mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben beginnt. Es muß vielmehr ein eingehender, über mehrere Jahre ausgedehnter Anschauungs- und Sprechunterricht vorhergehen. Ferner schließt sich der Verfasser der auch von anderer Seite schon erhobenen Forderung an, aller Unterricht der ersten Schuljahre sei im Freien zu ertheilen (S. 18). Ueber die Bedeutung der Strafen für den Unterricht lautet Otto's Urtheil folgendermaßen (S. 24): „Die Anwendung von Reizmitteln, besonders von Strafen, sollte bei geistiger Anstrengung noch sorgfältiger als bei körperlicher vermieden werden. Auf alle Geistesthätigkeiten, die nur durch solche unnatürliche Reizmittel erzwungen werden können, muß man verzichten, wenn man den Geist gesund erhalten will." Doch wir begnügen uns mit der kurzen Angabe des Hauptinhaltes. Auf die allgemeinen Vorbemerkungen (S. 1—29) folgt eine ausführliche Darlegung des Anschauungs- und Sprechunterrichtes nach dem neuen, den natürlichen Denkgesetzen angepaßten Verfahren (S. 30—72). Daran schließt sich eine noch eingehendere Anweisung zum Sprach- und Sprechunterricht (S. 72—203), in der besonderer Werth darauf gelegt ist, alle fremdsprachigen Fachausdrücke der Sprachlehre durch deutsche Wörter zu ersetzen, die auch dem Kindesalter völlig verständlich sein sollen. Wir möchten das namentlich in Betreff der Kunstausdrücke der Lautlehre stark bezweifeln. Wir müssen es den pädagogischen Fachblättern überlassen, sich im Einzelnen mit der Frage der Durchführbarkeit der Reformvorschläge Otto's zu beschäftigen. Daß es mit ihrer Einführung in die öffentliche Schule gute Weile haben wird, darüber giebt er sich selbst keiner Täuschung hin. Das Verlangen, man möge über seine Ideen nicht eher ein abschließendes Urtheil fällen, als bis man sie durch Versuche geprüft habe, erscheint an sich gewiß billig. Doch würde er seiner Sache durch ein etwas weniger selbstsicheres Auftreten unbedingt genützt haben. Man wird jedenfalls nicht behaupten können, daß dieser neueste Rousseau bemüht sei, das Vertrauen der Lehrer für seine Vorschläge zu gewinnen, wenn man einen Satz liest wie diesen (S. 203): „Man mag über unsere Schuleinrichtungen denken wie man will, sie haben das Recht des Bestehenden für sich; mögen sie verdummend wirken, die Welt kann jedenfalls mit der dabei erzeugten Dummheit bestehen; das lehrt der Augenschein." Wir bemerken noch, daß der Löwenantheil von dem Hasse des Verfassers gegen die heutige Schule wieder auf den fremdsprachlichen Unterricht des Gymnasiums fällt. Das Gymnasium hat sich nachgerade an die Tonart dieser Angriffe gewöhnt und wahrt sich ihnen gegenüber seine Ruhe und Kaltblütigkeit. Das Buch schließt mit dem schönen Satze; „Die köstliche Zeit der Kindheit zu befreien von der Gewaltherrschaft, unter die eine fehlgeleitete Eltern- und Lehrerfürsorge sie gestellt hat, den Geist des Kindes sich frei entfalten lassen zum Wahren, Schönen und Guten, das ist die Aufgabe, deren Lösbarkeit wir zu beweisen suchen." Wir möchten dem Verfasser die Frage vorlegen, ob er wirklich der Meinung ist, die unaufhörlichen Schimpfereien auf die unverzeihlichen Sünden, die angeblich die Schule an dem heranwachsenden Geschlechte begeht, seien geeignet, die Sache der Erziehung zu fördern. Dem heutigen Unterrichtsbetriebe haften Mängel an wie allem Menschenwerk. Kein Verständiger bestreitet das. Was sollte aber wohl in aller Welt aus der Schule vollends werden, wenn sie allen Vorschlägen und Verbesserungsplänen der Schulreformer Thür und Thor öffnen und ihnen gestatten wollte, immer ein Experiment auf das andere zu setzen? R. B.

— Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Band I (bis 1525) mit Abbildungen und Plänen herausgegeben von Dr. Jordan, Professor am Gymnasium. Mühlhausen i. Th., Danner'sche Buchdruckerei. 1900. XII, 228 S. 8°. — Der Titel des vorliegenden Buches kann leicht irre führen. Es bietet nicht, wie man zunächst annehmen möchte, eine von Jordan bearbeitete Stadtgeschichte, sondern wie das Urkundenbuch der Stadt, das bis jetzt leider nicht über das Jahr 1350 hinausgekommen ist, die urkundlichen, so will das vorliegende die chronikalischen Quellen der Stadtgeschichte zugänglich machen. Die älteste Chronik der Stadt, die Grundlage aller späteren, wurde um 1550—1570 abgefaßt und dann bis 1604 fortgesetzt; sie befindet sich gegenwärtig im städtischen Archiv; als ihren Verfasser sucht Jordan den Stadtschreiber Nicol. Fritzler nachzuweisen. Aber nicht diese, sondern die viel reichhaltigere Chronik des Christian Thomas, die 1727 abgefaßt worden, wählte Jordan zur Veröffentlichung; da Thomas jene ältere Chronik vollständig aufgenommen hat, so genügte eine Hervorhebung der ihr entlehnten Sätze durch den Druck, um auch von ihr ein klares Bild zu geben. Diese Chronik von Thomas, von der Jordan bisher übrigens erst den ersten Band (bis 1599) hat auftreiben können, ist bis zum Jahre 1525 vollständig abgedruckt und durch zahlreiche Hinweise auf andere Mühlhäuser Chroniken, auf die Urkunden des Archivs und auf die Literatur sowie andere sachliche Anmerkungen erläutert worden. Sie bietet eine Fülle beachtenswerther Nachrichten für die Geschichte der Stadt und der benachbarten Territorien, auch die der Wettiner; von allgemeinerem Interesse ist namentlich die wohl auf die Berichte von Augenzeugen zurückgehende Beschreibung des Bauernkriegs. Ein Grundriß der Stadt von 1820, ein Plan ihrer Gebiete, eine Ansicht der Stadt nach Merian, Abbildungen von Siegeln, Wappen, Münzen und einzelner Gebäude, endlich ein Porträt Thomas Münzer's sind willkommene Beigaben.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 28. Donnerstag, den 7. März, Abends. 1901.

Englische Kriegführung.

Wenn schon zum Beginn des Boerenkrieges die Schwierigkeiten für die englische Armee gewaltige waren, so haben sich dieselben mit der Fortdauer des feindlichen Widerstandes noch erheblich vermehrt. Namentlich wird vielfach die mangelhafte militärische Vorbereitung Englands für diesen Feldzug getadelt und behauptet, es sei dies ein Erbübel der englischen Armeeleitung. Es kann nicht bestritten werden, daß dieser Tadel theilweise berechtigt ist und anfangs dieser Mangel klar zu Tage trat, ja sich im weiteren Verlauf des Krieges, wo die ungeheuren Verluste eine fortwährende Verstärkung der Feldarmee erheischten, in erhöhtem Maße noch steigerte, denn man hatte von Anfang an nicht hinreichende Kräfte bereitgestellt. Diese Schwierigkeiten scheinen jetzt so große zu sein, daß sie nachgerade die Nachhaltigkeit des errungenen englischen Uebergewichtes in Südafrika mehr und mehr in Frage stellen. Zu den riesigen Verlusten der Engländer, deren Gesammtzahl bis Einschluß October 1900 nach einer Zusammenstellung im Militär-Wochenblatt auf das Doppelte geschätzt wird der auf Seite der Boeren zum Beginn des Krieges überhaupt aufgestellten Streiter, nämlich 4186 Gefallene und infolge Verwundung Gestorbene, 13 684 Verwundete, 7764 Vermißte und Gefangene, 6230 an Krankheiten Verstorbene und 34 499 als invalide in die Heimath Zurückgekehrte, kommen noch neuerdings die verheerendsten Krankheiten, Typhus, Ruhr, sogar die Pest! Greift man zurück und durchblättert die englische Heeresgeschichte, so findet man vielfach ähnliche Verhältnisse, veranlaßt durch unglückliche und langwierige Kriege, aber die zähe englische Beharrlichkeit, Rücksichtslosigkeit und Ausdauer wußte die Kriege meist zu einem Abschluß zu bringen, durch welchen Englands Weltmachtstellung noch gesteigert wurde und an Ansehn gewann.

General v. Hartmann erzählt in seinen Lebenserinnerungen seine Schicksale bei der deutsch-englischen Legion in Spanien und kommt zu der Erkenntniß, daß das Auftreten der englischen Armee auf der portugiesisch-spanischen Halbinsel im Jahre 1808 gleichfalls höchst mangelhaft vorbereitet war, er sagt: „Kenntniß fremdländischer Verhältnisse und ein auf jene gebautes richtiges Entwerfen von Plänen ist niemals die hervorragende Stärke englischer Regierungen gewesen, am wenigsten in dem hier besprochenen Jahre. Der planlose Lufthieb nach Schweden wurde von ähnlichen Unternehmungen nach dem Mittelländischen Meere, nach Cadiz und nach Portugal begleitet, die, unzureichend vorbereitet, entweder ebenso im Sande verliefen oder verunglückt wären, wenn sich nicht endlich für die Vertretung der englischen Interessen der rechte Mann gefunden hätte, der General Sir Arthur Wellesley. Er verband mit den großen Eigenschaften der Engländer, Muth und Ausdauer, ein unvergleichliches Talent für eine planvolle Voraussicht für Unternehmungen, die jener entsprachen. Indessen hatte die andere Erbsünde englischer Regierungen, der aristokratische Nepotismus, dem General Sir Arthur Wellesley nicht den Oberbefehl über sämmtliche nach Portugal entsandte Truppen zugedacht, ein anderer Oberbefehlshaber, Sir Hew Dalrymple, trat auf, führte den Krieg zwar vorsichtig, aber energielos, sodaß der Feldzug 5 Jahre und 10 Monate dauerte." Auch die Vorbereitungen zum Krimkrieg waren durchaus unzulänglich. Infolge dessen kostete dieser Feldzug ungeheure Verluste an Menschen, Pferden und Material. Doch in neuerer Zeit sind auch unbedingt wesentliche Fortschritte in dieser Beziehung zu verzeichnen. Die letzten Jahre gaben den englischen Heerführern fort und fort Gelegenheit, den Krieg zu studiren und die Kriegführung kennen zu lernen. Da es aber meist Kämpfe mit wilden Völkerschaften waren, lernten sie ihre Feinde unterschätzen, gaben sich oft einer Sorglosigkeit hin, die uns in Erstaunen setzt und die den Grund bildet zu den vielfachen Mißerfolgen in früheren und dem südafrikanischen Kriege.

Im Jahre 1892 waren an der Nordgrenze Indiens in Tschitral nach dem Tode des Mechtar Aman al Mulk Wirren ausgebrochen, die mit Hilfe der britischen Truppen unterdrückt wurden. Von den siebzehn Söhnen des Mechtar, die alle zur Thronfolge sich berechtigt glaubten, wurde von England Nizam al Mulk auf den Thron erhoben. Eine britische Leibwache verblieb in Tschitral. Doch 1894 wurde der England freundlich gesinnte Muchtar durch eine Palastrevolution gestürzt und von seinem Bruder Umra Khan ermordet. In dem Glauben, die Engländer seien nicht in der Lage einzugreifen, war die kleine Garnison unter Leutnant Gardon eingeschlossen worden. Auch die anderen Garnisonen an der Etappenstraße von Tschitral nach Gilgit wurden vollständig überrascht, eine englische Colonne unter Capitän Roß mit 60 Sikhs wurde bei Buni aufgerieben, so daß nur 14 Mann sich retten konnten. Dies führte dazu, im März 1894 ein Expeditionscorps unter Generalmajor Sir Robert Low über den Malakand- und Lowari-Paß nach Tschitral zu entsenden. Diese Pässe bis zu 18 700 Fuß über Meereshöhe, tief verschneit, boten dem Fortkommen unendliche Schwierigkeiten und die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen zersplitterte, trotz der siegreichen Gefechte beim Malakandpaß und bei Khar, die Division fast völlig, so daß schließlich Tschitral nur von einem schwachen Bruchtheil einer Brigade erreicht wurde, nachdem es bereits durch Oberst Kelly entsetzt worden war. Oberst Kelly (jetzt Commandirender der sechsten Division in Südafrika), welcher mit 3 Bataillonen in Kaschmir stand, hatte sofort, als er vom Aufstand hörte, selbständig den Entschluß gefaßt, den Posten in Mastuj und die eingeschlossene Besatzung von Tschitral zu entsetzen, und diesen Entschluß auch trotz aller gewaltigen Gelände-, Witterungs- und Verpflegungsschwierigkeiten glänzend durchgeführt. Der über 3000 m hohe Schundar-Paß war im April noch vollständig verschneit, selbst für Tragthiere unbenutzbar, so daß die Geschütze der Gebirgsbatterie von den Mannschaften getragen werden mußten. Es erlitten 63 Mann Schneeerblindungen und 43 Mann erfroren. Nach Uebersteigung des Passes befreite man die Besatzung von Mastuj, welche durch Verrath ihrer Führer beraubt war; letztere hatten sich durch fasche Vorspiegelungen ihrer Feinde, welche versicherten, es sei Friede, mit echt englischer Sorglosigkeit zum Polospiel locken lassen und wurden dabei gefangen genommen. Auf dem weiteren Vormarsch mußten reißende Gebirgsströme durchwatet und darauf im Schnee biwakirt werden. Am 18. April vereinigte sich Oberst Kelly mit der Besatzung von Tschitral. Wir sehen in diesem Kriege ein ähnliches Bild wie im Boerenkriege. Zahlreiche Truppen erfüllen schließlich nur den Zweck, eine lange Etappenlinie zu sichern, sie unterwerfen dann wohl die nächstgelegenen Ortschaften und Landstriche, aber ohne nachhaltige Wirkung. Binnen wenigen Jahren, wie wir sehen werden, beginnen die Kämpfe auf's Neue. Schwer hat sich bei diesem Kriege die Unvorsichtigkeit gerächt, den einheimischen Fürsten Waffenschenkungen zu machen, welche diese nur benutzen, um die Truppen der Geschenkgeber zu bekämpfen. Dies macht dem Engländer aber keine Sorgen. Es sind ja nur bezahlte Söldner. Er macht sein Geschäft dabei.

Im Frühjahr 1896 wurde durch die Niederlage der Italiener bei Kassala auch die Militärprovinz Oberägyptens von den Banden Osman Digma's bedroht. Die Brito-Aegyptische Regierung beschloß eine Expedition gegen Dongola!, um sowohl den Italienern Luft zu machen, als auch die im Jahre 1885 verloren gegangene reiche Provinz Dongola wieder für Aegypten zu gewinnen und die Derwischgefahr für Aegypten weiter nach Süden zu verdrängen. Diese Armee stand unter dem Befehl des Sir Herbert Kit-

chener, des jetzigen Oberbefehlshabers in Süd-Afrika, ihm war eine große Anzahl britischer Officiere beigegeben. Auch hier hatte die Kriegführung mit den schwierigsten Verhältnissen zu rechnen. Vor Eröffnung des Feldzuges mußte erst eine Etappenstraße angelegt werden, um die gewaltigen Verpflegungsschwierigkeiten zu heben. Der Bericht des Generals Kitchener über die Einrichtung dieser Etappenstraße ist höchst interessant und lehrreich. Welche riesigen Räume sind von Kairo bis Akasheh (130 km oberhalb Wadi Halfa am Nil gelegen) zu durchmessen. Es besteht aber nicht eine zusammenhängende, einheitliche Eisenbahnlinie, sondern die Transporte müssen mehrfach umgeladen werden. Von Kairo bis Assuan gab es drei Tage Eisenbahnfahrt, dann zwei Tage Wasserfahrt auf dem Nil bis zum zweiten Katarakt, wo diese wieder auf eine Strecke von 150 km unterbrochen wurde. Neubauten der Eisenbahn wurden vorgenommen, so daß am 25. Juni die Bahn bis Akasheh im Betrieb war. Trotz schwerer Unwetter, Sandstürme, wolkenbruchartiger Platzregen, die die Bahnbauten wieder zerstörten, und des in jenen Gegenden stets fühlbaren Trinkwassermangels gelang es doch der Energie Kitchener's, rasche Erfolge zu erzielen, die Provinz Dongola dem ägyptischen Reiche wieder einzuverleiben. Durch Kitchener's vortreffliche Maßnahmen im Verein mit der Umsicht und Unermüdlichkeit der britischen Aerzte wurde sogar eine drohende Cholera-Epidemie unter den Truppen bald bewältigt.

In demselben Jahre hatten die Engländer auch im Westen Afrikas eine Züchtigungsexpedition gegen die Aschantis durchzuführen, die gleichfalls die großartigsten Vorbereitungen erforderte, schließlich aber doch zu keinem recht greifbaren Resultat geführt hat, gleich dem Feldzuge 1873/74 unter Sir Garnet Wolseley's Führung. Damals wurde wohl der Zweck des Krieges, dem König Kaffi in seiner Hauptstadt Kumassi den Frieden zu dictiren, erreicht, aber ohne nachhaltige Wirkung. Die Expedition 1895/96 verlief zwar ohne Kampf, aber sie zeigt auch wenigstens, daß die Engländer die herben Lehren der früheren Kriege gut und richtig verwerthet hatten. Das Klima in jener Gegend ist für Europäer höchst ungesund; Wege durch den Urwald sind nicht vorhanden; Tragthiere sind nicht zu beschaffen; alle Vorräthe müssen den Truppen durch Träger nachgeschleppt werden. Deshalb hieß auch hier die Loosung: vorherige Errichtung einer Etappenstraße. Die Etappen wurden eingerichtet, bevor die englischen Truppen überhaupt in Cape Coast Castle landeten, damit der Vormarsch sogleich beginnen konnte, denn die Expedition im Jahre 1873/74 hatte einen außergewöhnlich hohen Krankenbestand aufzuweisen gehabt. Von 2554 Europäern, die am Feldzug theilnahmen, wurden damals 1519 im Lazareth behandelt, davon starben 48, die 2377 eingeborenen Truppen hatten 1398 Kranke und 43 Todte. Auf der Etappenlinie (116 km) bis Prasu, dem Grenzort des britischen Besitzes an der Goldküste, wurden zunächst 7 Etappen eingerichtet, in jeder wurden Baracken für 400 britische Truppen mit Schlafstellen aus Bambus erbaut. Vorrichtungen zum Sieden und Filtern des Wassers mußten geschaffen werden, Telegraphenlinien wurden errichtet, über den Prafluß bei Prasu ward eine Bockbrücke hergestellt und alle Vorräthe, Gepäck, Munition u. s. w. wurden den Truppen', die ungefähr nur 3000 Köpfe zählten, von einer Trägercolonne von 12000 Männern und Weibern nachgeschleppt. In Prasu war für 20 Tage, in Mansu für 7 Tage Proviant vorher aufgespeichert. Lazarethe und Lazarethschiffe waren in ausreichender Zahl vorhanden. Der Feind leistete nirgends Widerstand und so zog die Expedition am 17. Januar 1896 ohne einen Schuß zu thun in Kumassi ein und nahm den König Pompeh gefangen. Trotzdem hatte die Unternehmung wieder viel Verluste an Kranken und forderte ein für die Königin Victoria um so schmerzlicheres Opfer, als ihr Schwiegersohn, Prinz Heinrich von Battenberg, dem mörderischen Klima erlag.

Im nächstfolgenden Jahre sollte der östliche afrikanische Kriegsschauplatz wieder das Feld der Thätigkeit englischer Truppen sein. Der Sirdar Kitchener hatte beschlossen, nach der Einnahme Dongolas seinen Zug weiter bis Khartum fortzusetzen. Auch dieses Vorhaben wurde durch einen Eisenbahnbau quer durch die Wüste von Wadi Halfa nach Abu Hamed vorbereitet und die Weiterführung dieser Bahn längs des Nils bis zum Atbara-Fluß geplant. Als Mitte des Jahres 1897 die Bahn soweit vorgeschritten war, daß sie gesichert werden mußte, besetzte Generalmajor Hunter mit einer fliegenden Colonne am 7. August nach kurzem Gefecht Abu Hamed. Der Weg von Wadi Halfa nach Abu Hamed 212 Kilometer wurde trotz außergewöhnlicher Hitze in 8 Tagen zurückgelegt. Die Derwische hielten nirgends Stand, so daß auch Berber genommen wurde und der Bahnbau weiter fortschreiten konnte. Dieser Bau ist eine höchst bemerkenswerthe Leistung, denn es wurden im Durchschnitt täglich 2½ km Strecke fertig. Zur Fortsetzung des Krieges hatte Kitchener noch die britische Brigade Gatacre herangezogen. Diese Brigade leistete auf ihrem Marsche nach Berber ganz Hervorragendes an Ausdauer und Marschzucht. Nachdem sie 28 km mit der Bahn befördert war, legte sie noch 154 km in 96 Stunden mit kurzem Rasten zurück, wobei nur drei Mann zurückblieben, die aber gleichfalls auf Tragthieren nachgebracht wurden. In Löbell's Jahresberichten, die über diese Kriege ausführliche Berichte bringen, wird gesagt: „Dieser Marsch, quer durch eine steinige wegelose Wüste und meistens bei Nacht ausgeführt, muß als eine vorzügliche Marschleistung bezeichnet werden." Des Sirdars Vorgehen längs des Nils wurde durch eine Flotille und durch Kanonenboote unterstützt, welch' letztere bis zur Mündung des Atbara vordrangen und des Feindes rückwärtige Verbindungen seiner am Atbara eingenommenen verschanzten Stellung bedrohten. Hier kam es am 7. März 1898 zur Schlacht, woselbst die Derwische mit einem Verlust von etwa 2100 Todten, 3000 Verwundeten und 2000 Gefangenen geschlagen wurden. Im Sommer 1898 wurde am Bau der Bahn weitergearbeitet, so daß diese Ende Juni bis zum Fort Atbara weitergeführt war, welches, 880 km von Wadi Halfa entfernt, nunmehr als Etappenhauptort eingerichtet werden konnte, um daselbst Verpflegung für 25000 Mann und Futter für 3500 Pferde auf 3 Monate aufzustapeln, Brennholz für die Schleppdampfer und Kanonenboote zu sammeln und Alles vorzubereiten, damit das Vorrücken gegen Khartum sogleich beginnen könne, wenn der Wasserstand des Nils es gestattete. Die letzten Verstärkungen aus Kairo trafen am 18. August im Fort Atbara ein, so daß Ende August der Vormarsch beginnen konnte. Die Entfernung von Atbara bis Khartum beträgt längs des Nils ungefähr 290 km. Auf dem Nil vermittelten 10 Kanonenboote, 4 Dampfpinassen und 300 Kähne den Transport, außerdem standen 3200 Kameele, 1000 Maulthiere der etwa 20000 Mann starken Armee zur Verfügung. Am 1. September erreichte man das Dorf Egeiga, südlich der Kerreri-Hügel gelegen, wo die Hauptmacht des Khalifa sich verschanzt hatte. Hier kam es wiederum zur Schlacht. Der Feind wurde in die Flucht geschlagen, Omdurman besetzt und somit war mit Schluß des Jahres 1898 das Land östlich des Weißen Nils von den Derwischen gesäubert. Eine kleine Schaar Getreuer hatte sich um den Khalifa gesammelt. Auch sie wurde in ihrem Lager bei Om Debrikat in der Nacht zum 23. November von der Colonne des Oberst Wingate überfallen und nach halbstündigem Kampfe überwältigt. Den Khalifa fand man mit Wad Helm, Ahmed Fidel und 10 Emirs todt im Lager, damit endete der Krieg gegen den Mahdismus. — Augenblicklich wird im deutschen Reichstage bei der Berathung des Militäretats über die Bewilligung von Mitteln für Feldbahnen gestritten. Von der Million Mark, die von der Militärverwaltung dafür verlangt wird, will die Commission nur 500000 ℳ bewilligen. Die Jahre dauernden Kämpfe in Ober-Aegypten und im Sudan haben bewiesen, wie nöthig für die moderne Kriegführung die Vorbereitung derartiger Hilfsmittel ist.

Nicht minder lehrreich sind die Kämpfe an der Nordwestgrenze Indiens während des Jahres 1897. Wir sahen vorher, daß der Tschitralfeldzug 1895 zwar siegreich, aber nur zu einem vorläufigen Ende geführt worden war, das man eigentlich nicht aus dem Auge verlieren durfte. Die Nachricht von dem Siege der Türken, des Mohammedanismus über die Griechen, die Christen, wirkte aufreizend auf den religiösen Fanatismus der Stämme in Nordindien und führte wiederum Aufstände herbei, die es nöthig machten, auf vier verschiedenen Kriegsschauplätzen britische Truppen in der Stärke von etwa 70000 Mann zu verwenden. Die Bekämpfung der Afridi- und Orakzaistämme war besonders schwierig, da diese tapferen und schlauen Bergbewohner gern als Söldner im indischen Heere eingestellt wurden. Dadurch waren sie mit den Heereseinrichtungen der Engländer vertraut geworden und, als geschickte Diebe bekannt, hatten sie sich in den britischen Garnisonen aus den Casernen viele Gewehre neuesten Modells gestohlen und bekämpften damit nun ihre Lehrmeister. Auch diese englische Sorglosigkeit versetzt uns in Erstaunen. Sie sollte sich auch bitter rächen. Bei einem Zuge ins Totschithal wurde eine Colonne während ihrer Mittagsrast, wobei die Häuptlinge des

Stammes, um sie zu täuschen, den Engländern Proviant verhandelten, plötzlich von den umliegenden Höhen aus von 1000 Mann beschossen. Zwar gelang es, sich in guter Ordnung zurückzuziehen, doch hatte die Abtheilung starke Verluste. Aehnlich erging es der kleinen Besatzung des Tschakdara-Forts im Sevat-Thal. Die Officiere befanden sich gerade wieder sämmtlich beim Polospiel, als das Fort von starken Massen der Swatis angegriffen und eingeschlossen wurde. Erst das Eingreifen einer britischen Division warf hier den Aufstand nieder. Die Erhebung pflanzte sich von hier weiter nach Süden und Westen fort und brach namentlich heftig im Mohmand-Gebiet beim Khaibar- und Jamond-Paß aus. Hierbei fielen die Forts Ali Majud, Landi Khotal und Saragari in die Hände der Aufständischen. In letzterem Posten kamen von 23 Mann der Besatzung nur 2 mit dem Leben davon. Obwohl der Aufstand hier rasch unterdrückt war, kostete er immerhin der britischen Armee einen Verlust von 14 Officieren und 176 Mann an Todten und 34 Officieren und 550 Mann an Verwundeten. Noch größere Verluste verursachte die Tirah-Expedition (22 Officiere, 226 Mann todt, 47 Officiere und 711 Mann verwundet), zu der allerdings 33980 Streiter aufgeboten wurden, zu denen noch 18000 Mann Nichtcombattanten kamen. Da Tirah vollständig wegelos ist, so mußten Munition, Bagage, Verpflegung, Kranke, Verwundete u. s. w. auf Tragthieren befördert werden. 14000 Maulthiere und 2200 Kameele standen hierzu zur Verfügung. Um die große Hitze zu vermeiden, wurde nur des Nachts marschirt. Die Uebersteigung und Wegnahme der von den Afridis vertheidigten Pässe bot unendliche Schwierigkeiten. Das Dorf Davgai, welches am Tage genommen worden war, mußte beispielsweise des Nachts wieder geräumt werden, weil es unmöglich war, den Truppen Verpflegung und Wasser dahin zu bringen. Beim weiteren Herabsteigen vom Gebirge mußte die Colonne von 20000 Mann ein Mann hinter dem anderen auf einem schmalen Gebirgspfade vorrücken, den Maulthieren mußten die Pioniere und Sappeure erst einen Weg bahnen. Zu großen Schlachten und Gefechten kam es in diesem Feldzuge nicht, sondern die vielfachen einzelnen Vorstöße und Verzettelungen der Brigaden, wobei die Stämme gezüchtigt werden sollten, indem man ihre Wohnstätten zerstörte, verwickelten die britischen Truppen meist nur in sehr verlustreiche Rückzugsgefechte, die unter den schwierigsten und anstrengendsten Verhältnissen stattfanden.

Derartige Unternehmungen, wie sie die englischen Truppen auf den wildesten und unwirthlichsten Kriegsschauplätzen Asiens und Afrikas zu bestehen haben, sind den nur in Europa operirenden Heeren unbekannt und entziehen sich eigentlich unserer Beurtheilung. Denn selbst die Pässe und Engwege der Alpen würden nicht annähernd militärischen Operationen solche Schwierigkeiten bieten. Wenn man alle diese Verhältnisse ruhig, sachlich und ohne Voreingenommenheit betrachtet und sieht, mit welcher Energie, Beharrlichkeit und Zielbewußtheit sie schließlich bewältigt werden, so kann man der englischen Armee nicht die schuldige Hochachtung versagen, und man muß nur bedauern, daß es doch oft nur selbstsüchtige und verwerfliche Ziele und Zwecke sind, denen diese tapferen und vortrefflichen Truppen geopfert werden. Die Kämpfe in fernen Gegenden bilden aber eine beneidenswerthe Schule der Praxis und Kriegserfahrung für die englischen Officiere, und man kann es wohl begreifen und muß ihm Recht geben, wenn der Kriegsminister v. Goßler seine Rede in der Reichstagssitzung vom 19. November 1900 mit der Bemerkung schloß: „Nach meinem militärischen Gefühl ist es ein Glück für die Armee, daß der Ernst des Krieges ihr wieder einmal klar wird.“ —r.

Die sächsische Blindenanstalt.

Unter den Anstalten für Blinde wird seit Langem von Zeit zu Zeit auf die königl. Blindenanstalt in Dresden Bezug genommen, ohne daß über ihr Entstehen, ihre allmälige Entwickelung und ihre mustergiltigen Einrichtungen Näheres genugsam bekannt sein dürfte. Die kürzlich stattgehabte alljährliche Feier des von Olsufieff'schen Stiftungsfestes in der Anstalt bietet erwünschte Veranlassung, im allgemeinen Interesse dem segensreichen Institut etwas näher zu treten.

Wann wurde es in's Leben gerufen? Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts; bis dahin gab es für die armen Blinden keine geregelte Fürsorge. Am 15. Juni 1808 wandte sich ein junger Theologe, Namens Emanuel Gottlieb Flemming, an König Friedrich August, dem man den Beinamen „der Gerechte“ gegeben hat, mit dem Gesuch um Beihilfe zur Gründung einer Blindenanstalt für das Land Sachsen und zu solchem Zwecke um ein Local in einem öffentlichen Gebäude. Ein solches Local zuzusagen, war der König nicht sofort im Stande; dagegen bewilligte er 150 Thaler zur Ermiethung einer Wohnung, und nachdem eine solche gefunden worden war, wurde bereits im folgenden Januar die Anstalt eröffnet. Sehr bald zeigte sich für das menschenfreundliche Unternehmen allseitiges Interesse; Graf Hohenthal überließ der Anstalt unentgeltlich ein Haus mit Garten, es war „am See“ gelegen, und der König übernahm den Unterhalt für drei Blinde, die Person zu 48 Thalern, bei den damals beschränkten Cassenzuständen keine geringe Leistung. Nach und nach wurde aus den Zuwendungen ein regelmäßiger Staatszuschuß. 1814 betrug derselbe 400 Thaler; die Nachwehen der napoleonischen Kriege machten sich aber in immer erschwerenderer Weise fühlbar; auch trug vielleicht Flemming's Erkranken dazu bei, daß sich die Verlegenheiten häuften; es ward endlich so schlimm, daß die für den Unterricht der Blinden nöthigen Werkzeuge verkauft werden mußten. Im Februar 1818 schied der verdienstvolle Schöpfer der Anstalt aus dem Leben, wohl kaum mit der Hoffnung, daß ihr dereinst bessere Tage bescheert sein würden. Aber im Herbst desselben Jahres, das goldene Regierungsjubiläum des alten Königs fiel in den September dieses Jahres, gründete eine Anzahl Herren, unter warmer Antheilnahme des Jubilars, einen „Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Blinder und Augenkranker“, ein Verein, der die Flemming'sche Anstalt vor dem Eingehen behütete. Ein Jahrzehnt später (1828) wurde sie mit einer Blindenanstalt vereinigt, welche Heinrich Schütze auf Schweta nach englischem Muster gegründet hatte; Schulunterricht ging von da an mit anderen Arbeiten Hand in Hand; und endlich wurde das Ganze „Landes-Anstalt“, und zwar im Jahre 1830. Der bisherige Nothbehelf hatte damit ein Ende, und es konnte wenige Jahre darauf (im Jahre 1835) von den blinden Pfleglingen das stattliche, auf der Chemnitzer Straße in einem großen Garten gelegene Gebäude bezogen werden, welches sie noch heute beherbergt.

Die Eingangs dieses Abrisses erwähnte Olsufieff'sche Stiftung datirt aus dem Jahre 1839. Mit Ausnahme des jedesmaligen Anstaltsdirectors, welcher die Festrede hält, vernimmt man bei den, das Andenken jenes russischen Menschenfreundes lebendig erhaltenden Festfeiern nur Blinde. Selbstverständlich haben diese Feiern etwas ungemein Wehmüthiges und Viele der Hörer und Hörerinnen pflegen die Augen zu schließen, um während des warm zum Herzen gehenden Gesanges und der Freude daran nicht unablässig sich mit dem entsetzlichen Mißgeschick beschäftigen zu müssen, dem sie sich gegenüber befinden, oh e helfen zu können. Glücklicher Weise sind vor Allem die Blindgeborenen oder früh Erblindeten nicht so unglücklich, als der Sehende dies anzunehmen pflegt; und wer tiefere Einblicke in das Wesen der besseren Blindenanstalten that — und die Dresdener Anstalt darf hier in erster Reihe genannt werden —, weiß, daß warme Menschenliebe Vieles gut zu machen im Stande ist. Selbstverständlich hat während des nahezu hundertjährigen Bestehens der königlich sächsischen Landes-Blindenanstalt die Wissenschaft der Blinden-Erziehung und -Schulung sich immer weiter entwickelt, hier wie in den zahlreichen Instituten des Auslandes. Wer heute die saubern Modellirarbeiten sieht, die ausgewählten und modellirten geographischen Karten, die geschmackvollen Holzarbeiten, die Flecht-, Schnitz-, Korb- und Nadelarbeiten, dazu die verschiedenartigen Bürsten- und Seilerwaaren, der hat Mühe, zu glauben, daß einzig der Tastsinn die Hand bei diesen schmucken Leistungen unterwies.

Damit schon von früh an dieser wichtigste Sinn des blinden Kindes sich entwickele, erhält von allen Sinnen der Tastsinn die sorgfältigste Entwickelung. So formen schon die Schulkinder die Gegenstände, die sie im eigentlichen Schulunterricht kennen lernen, in Wachs, Thon oder Holz nach und verschaffen sich auf diese Weise ein Bild von ihnen, das sie nicht leicht wieder vergessen. So vorgeübt treten dann die jungen Leute nach ihrer Confirmation in die Werkstätten, in denen ihnen eine gründliche Ausbildung zur Erwerbsfähigkeit zu Theil wird. Für die

männlichen Blinden sind folgende Fertigkeiten vor Allem von Wichtigkeit: Seilmachen, Korbmacherei, Rohrstuhlbeziehen, Clavierstimmen; für die weiblichen: Stickerei, Rohrstuhlbeziehen, Bürstenbinden. Die musikalische Ausbildung wird nur nebenbei betrieben, da vielfache Erfahrungen gezeigt haben, daß die Musik, wenigstens in Sachsen, kein geeigneter Erwerbszweig für Blinde ist. Eingehend unterrichtet werden sie dagegen in den unentbehrlichsten häuslichen Verrichtungen, also im Reinigen der Kleider und des Schuhwerks, die Mädchen insonderheit im Waschen, Scheuern und Fensterputzen. Die anerkannt günstigen Erfolge, welche die Sächsische Landes-Blindenanstalt bei der intellectuellen wie manuellen Ausbildung ihrer Zöglinge aufweist, beruhen, abgesehen von dem Lehrgange, dem der blinde Zögling vom Eintritt in die Anstalt bis zur Entlassung in seiner Entwickelung unterworfen ist, zum großen Theil auf der zweckmäßigen Theilung ihres Coetus nach Alter und Leistungsfähigkeit. Andere Erziehungsgesichtspunkte gelten für die Blinden vom 6. bis zum 11. Lebensjahre, andere für die vom 12. bis 20. Seit 1862 bestand daher in Hubertusburg eine königl. sächsische Blinden-Vorschule; seit 1883 ist dieselbe mit der 1877 zu Moritzburg errichteten Vorschule vereinigt worden; seit 1888 hat die Regierung auch für schwach begabte blinde Kinder in Königswartha eine Schule ins Leben gerufen. Daselbst findet sich ebenfalls seit 1884 ein Asyl für solche Blinde, welche durch Altersschwäche oder Krankheit bedürftig geworden, und für welche die Unterstützungen aus den Fonds für Entlassene nicht ausreichen. Endlich giebt es noch für spät Erblindete männlichen Geschlechts ein Asyl in Moritzburg, und für desgleichen weiblichen Geschlechts ein solches in Königswartha. Mittelpunkt für alle diese staatlichen Anstalten fürsorgender Menschenliebe ist die Blindenanstalt in Dresden.

Durch alle diese Veranstaltungen wurde erreicht, daß alle blinden Kinder aus Sachsens Bevölkerung einen Unterricht genießen gleich dem einer mittleren Volksschule, und daß alle bildungsfähigen Blinden zu einer der erwähnten Erwerbsfähigkeiten gelangen können. Sie nach der Entlassung erwerbsfähig zu erhalten, wird Fürsorge seitens einer Stiftung getroffen, welche im Jahre 1843 durch den hochverdienstlichen damaligen Director der Anstalt Dr. Karl Georgi ins Leben gerufen worden ist. Dieser Stiftung fällt die Aufgabe zu, die Blinden, nachdem sie aus der Anstalt entlassen werden konnten, mit Wäsche, Kleidung, Schuhwerk, Handwerkszeug und Rohmaterial zu versehen und zwar ohne Entgelt; desgleichen ihnen ein geeignetes Unterkommen zu verschaffen, ihnen zu Aufträgen zu verhelfen, sie gegen Uebertheuerungen beim Kaufen des Rohmaterials zu schützen, und überhaupt nach Möglichkeit zu verhindern, daß sie in Müßiggang verfallen oder von ihrer Umgebung ausgebeutet werden. Voraussetzung für diese Liebesleistungen ist allerdings Würdigkeit und Bedürftigkeit der Empfänger derselben. Blinde, welche von dem Sitz der Stiftung entfernt wohnen, werden im Zusammenhang mit der Stiftung von, an jenen Orten wohnenden Menschenfreunden — Geistlichen, Lehrern oder Anderen — überwacht. Auf diese Weise mit der Anstalt immer noch im Zusammenhang, erhalten die entlassenen Blinden im Fall der Bedürftigkeit Unterstützungen, sei es in Geld, Rohmaterial oder Kleidungsstücken, immer auf dem Wege der Vermittelung durch solche Vertrauenspersonen, durch die denn auch wenigstens einmal im Jahr dem Anstaltsdirector Bericht erstattet wird. Durch öftere Reisen des Directors bleibt der letztere überhaupt mit den entlassenen Zöglingen im Zusammenhang. Im vorigen Jahre betrug die Zahl der unter solcher Fürsorge stehenden Blinden 430. Sowohl der Nachfolger Georgi's, Director Reinhard, wie dessen Nachfolger, der verstorbene Director Büttner, sind mit großem Eifer bemüht gewesen, alle Schichten der Bevölkerung, in Nähe und Ferne, für die edlen Zwecke der Stiftung zu interessiren, und unter den Bettlern in Sachsen giebt es keine Blinde mehr. Aber der bedürftigen Blinden bleibt immer noch eine große Zahl und auch diese Zeilen mögen dazu beitragen, dem segensreichen Institut Freunde zu gewinnen.

Robert Waldmüller.

Bücherbesprechungen.

— J. E. Müller, weil. Pfarrer in Mettmann, Abendmahls-Büchlein oder Selbstbetrachtungen für evangelische Communicanten, nebst Anhang. Zum Confirmationstage. Sechsundzwanzigste Auflage. 134 S. 75 ₰. Halle a. S. und Bremen, C. E. Müller's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). — Es freut uns, noch vor der Confirmationszeit ein ebenso schlichtes biblisches wie anfassendes Abendmahls- und Confirmationsbüchlein anzeigen zu dürfen, das, wie die hohe Auflage anzeigt, eine sehr weite Verbreitung gefunden und viel Segen gestiftet hat. Früher bereits von dem Generalsuperintendenten Nieden in der rheinischen Kirche empfohlen, ist es bei seinem neuen Gange von dem Oberhofprediger D. Dryander empfehlend bevorwortet. Derselbe sagt: „Weil ich selbst seit dreißig Jahren das Buch meinen Confirmanden empfohlen und viele Jahre hindurch jedes Kind in den Besitz desselben gesetzt habe, so entspreche ich in einem Gefühl der Dankbarkeit für die Mitarbeit, welche dasselbe mir bei der Vorbereitung der Kinder zum ersten Abendmahlsgange geleistet hat, gern der Bitte des Hrn. Verlegers, ihm bei seinem neuen Ausgange ein Wort mitzugeben." D. K.

— Aus dem tollen Jahr. Eine Erzählung aus 1849 von Hans Blum. Heidelberg, Carl Winter, 1901. VIII, 330 S.; 8°. Preis 5 ℳ. — Bei den Vorarbeiten zu seiner „Deutschen Revolution 1848/49" (Leipzig, Diederichs, 1897) hatte der namentlich seit dem Aufhören seiner Leipziger Rechtsanwaltschaft ungeheuer fleißig schriftstellernde Hans Blum natürlich eine Menge von culturgeschichtlich interessanten Bemerkungen gesammelt, ohne sie sämmtlich ausführlich verwerthen zu können. Es war deshalb kein übler Gedanke von ihm, den bisher brach liegenden Stoff mit dichterischer Freiheit zu einem Gemälde des demokratischen Kleinlebens jener merkwürdigen Brausezeit zu verarbeiten. So ist aus der Verquickung von allerlei Mittheilungen über persönliche Erlebnisse mit den Veröffentlichungen Bamberger's, Förderer's, Häußer's und Anderer über den geschichtlich bezeugten Hergang eine Erzählung entstanden, die in typischer Weise die Ereignisse des tollen Jahres schildert, obwohl sie örtlich auf Rastatt, Baden und die Schweiz beschränkt ist. Sie wird willige Leser finden und sie verdient es auch. Ht.

— Ueber Wahnideen im Völkerleben. Von Dr. M. Friedmann in Mannheim. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von L. Loewenfeld und H. Kurella. Wiesbaden, J. F. Bergmann. VI/VII. Heft. 1901.) — Friedmann theilt die geistigen Epidemien in solche „auf einfach suggestiver Grundlage" und in solche, die von hypnotischen oder ekstatischen Zuständen begleitet werden. Die ersteren sind natürlich viel wichtiger, denn die krankhaften Zustände, von denen die hysterischen Anfälle abhängen, sind nie allgemeine, sondern immer an bestimmte Gruppen von Personen gebunden. Begreiflicherweise ist eine strenge Trennung nicht durchzuführen, das Krankhafte mengt sich in Alles hinein. Die Macht der suggerirenden Idee hängt von der Person, die sie vertritt, und von der Beschaffenheit der Bevölkerung ab. Aberglauben, Steigerung der Reizbarkeit durch Krieg, große Umwälzungen in der Natur, Elend aller Art fördern die Empfänglichkeit. Besonders bemerkenswerth ist das lawinenartige Anschwellen des Glaubens. Wenn man auch den psychologischen Darlegungen Friedmann's und seinen Auffassungen überhaupt nicht in allen Einzelheiten beistimmt, so wird doch Jeder seine anregenden Erörterungen, die sich auf ausgedehnte Literaturstudien gründen, mit Interesse und Nutzen lesen. M.

— Katechismus der angewandten Perspective. Nebst Erläuterungen über Schattenconstruction und Spiegelbilder. Von Max Kleiber, Maler und Professor der königl. Kunstgewerbeschule, Docent der königl. Akademie der bildenden Künste in München. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 145 in den Text gedruckten und 7 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1900. 3 ℳ. — In dem vorliegenden Büchlein wird zunächst das für den zeichnenden Künstler Nothwendige und Wesentliche der Perspective in allgemein verständlicher und gedrängter Form zur Darstellung gebracht. Dabei haben in erster Linie die wichtigen Fundamentalsätze eine eingehende Begründung gefunden, und die Theorie ist sofort durch Anführung geeigneter Beispiele erläutert worden. Die Linienperspective bildet den hauptsächlichsten Inhalt des Buches; die Fundamentalsätze der Schattenperspective finden sich in dem umfangreichen neunten Abschnitt, und über die Wirkung des Tageslichts sowie über die Reflexe und Spiegelbilder geben Beispiele am Schlusse des Buches die nöthigen Aufschlüsse. Die zahlreichen klaren Figuren tragen ganz wesentlich zum Verständniß des Vorgetragenen bei. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 29. Sonnabend, den 9. März, Abends. **1901.**

Charakteristische Provinzen Chinas.*)

China ist keine geographische terra incognita. Es gehört zu den Ländern, die von Alters her Einiges für ihre geographische Erforschung gethan haben, und vor 200 Jahren war es sogar den Chinesen besser bekannt, als viele Theile Europas den Culturmächten daselbst. Damals nahmen die Jesuiten zahlreiche Ortsbestimmungen im Innern vor und gewannen so ein bestimmtes Netz, in das die einzelnen älteren chinesischen Aufnahmen eingezeichnet wurden. D'Aurille stellte hiernach einen Atlas im Maßstabe von 1 : 2000000 her, der die Grundlage aller späteren Darstellungen wurde, der aber nothgedrungener Weise zwei Mängel birgt, einerseits nämlich Fehler der Ortsbestimmungen, andererseits aber dürftige Eintragungen des in China bereits bekannten Materials. In beiden Beziehungen ist Vieles nachgeholt worden. Die Küsten Chinas wurden neu aufgenommen und im Innern wurden Ortsbestimmungen wiederholt und ausgedehnt, wenn auch nur in bescheidenem Maße. Die Chinesen selbst versuchten in dem von den Jesuiten geschaffenen Rahmen ihre eigenen Kenntnisse einzuzeichnen und 1863 wurde von ihnen eine Karte Chinas im Maßstabe 1 : 1000000 in 32 Bänden herausgegeben. Dieses immerhin anerkennenswerthe Werk Tatsingyitungyütu, die „vollständige Generalkarte des Reiches der Tatsing“ entspricht nur dürftig europäischen Anforderungen. Flüsse und Oertlichkeiten sind zwar eingezeichnet, allein die ersteren als breite Bänder und die letzteren nur mit ihren Namen. Ueberhaupt ist unsere Kenntniß von China immer nur zeitweise, förmlich sprunghaft gefördert worden, und in dem Bestreben, die zahlreichen Einzeldaten zu verknüpfen, wurde besonders die kartographische Darstellung des Landes von den jeweilig herrschenden Theorien beeinflußt. Das unregelmäßig entwickelte Flußsystem Tibets erscheint auf älteren Karten als geknüpft an große Seen, von denen allseitig große Wasseradern ausstrahlen. Die unvollkommene chinesische Darstellung und die sagenhaften Berichte scheinen den Ideen von Athanasius Kircher und Riccoli eine Stütze zu gewähren, und als später d'Aurille sein Kartenwerk über China herausgab, verfiel er in den entgegengesetzten Fehler und trennte die einzelnen Flußgebiete durch wasserscheidende Gebirge. Die Mehrzahl der späteren Reisenden war endlich zu wenig vertraut mit der Unterscheidung von Bergland und Gebirge und so ist denn heutigen Tages das orographische Bild in den meisten Atlanten sehr ungenügend. Noch laufen die Gebirgsraupen quer durch das Land, sich fingerförmig zwischen die einzelnen Flußgebiete drängend, während thatsächlich das Relief Chinas ganz anderen Regeln gehorcht. Im eigentlichen China ist nur ein einziges echtes Gebirge zu nennen, das von der Umrahmung des centralasiatischen Plateaus sich nach Osten erstreckt. Dies ist der Tsingtingshan, eine Fortsetzung des Kuenlün, das östliche Glied jenes mächtigen Gebirgssystems, das Centralasien durchquert, früher gewöhnlich Peling genannt. Es ist ein Scheidegebirge ersten Ranges. Zwischen Yangtsekiang und Hoangho gelegen, trennt es Nordchina und Südchina von einander, die in vielen Beziehungen dieselben Gegensätze aufweisen, wie Mittel- und Südeuropa. Und wie das Land nördlich der Alpen wesentlich Schollenland ist, so besteht auch das Gebiet nördlich des Tsingtingshan aus einzelnen Feldern, die gegenseitig mehr oder weniger verschoben sind. Seit den frühesten Jahrhunderten der Geschichte wurde China nach den Naturverhältnissen des Landes, nach dem Lauf der Flüsse und dem Zuge der Gebirge gesondert. Es ist deshalb unrichtig, von Provinzen zu sprechen. Unter den drei ältesten Dynastien wurden die größtentheils von Flüssen oder Canälen umzogenen Kreise Tscheu oder Inseln genannt. Im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hat Tschiuschi das ganze Land in 36 Kian oder Fürstenthümer eingetheilt, über die an die Stelle des früher erblichen Lehnadels Statthalter gesetzt wurden. Unter den Juen oder der Mongolendynastie sind diese Kreise Lu, Wege oder Territorien genannt worden, und erst unter der letzten einheimischen Dynastie, unter den Ming, ist die jetzige Benennung Seng, Inspectionen allgemein in Gebrauch gekommen. Ebenso mannigfachen Veränderungen waren auch selbst die Namen der Städte, Flüsse und Berge unterworfen. Die Mandschu haben während ihrer Herrschaft sowohl die alten Besitzungen der ehemaligen, einheimischen Dynastie der Ming, wie die durch sie selbst hinzugefügten Eroberungen mehrmals auf verschiedene Weise eingetheilt. Nach der neusten administrativen Eintheilung zerfällt das Reich jetzt in 19 Kreise, worin nach altchinesischer Sitte bürgerliche und Kriegsverwaltung völlig getrennt sind, dann in 6 Generalcommandantenschaften, wo ein General (Tsiangkiang) die oberste bürgerliche und Kriegsgewalt in sich vereinigt. Die Städte dieser Kreise sind 1., 2., 3. und 4. Ranges (Fu, ting, tschu, kien). Das herumliegende Land, die Gemeindevorsteher der zahlreichen Dörfer und Weiler, hängen von den Beamten dieser Städte ab und stehen unter deren Aufsicht. Es giebt außerdem Städte und Districte, die von eigenen selbständigen Beamten regiert werden, die unmittelbar unter den höchsten Behörden in der Hauptstadt stehen und deshalb Tschili oder unmittelbare Dependenzen genannt werden.

Wir geben nun im Folgenden nach Richthofen eine Charakteristik einiger Provinzen Chinas. Nördlich vom inneren gelben Meere in der Provinz Schöngking liegt die Wiege der jetzt über China herrschenden mongolischen Kaiserdynastie. Nach Bodenbeschaffenheit, Vegetation, Thierwelt und Bevölkerung steht Schöngking, die südliche Mandschurei, in einem gewissen Gegensatze zum übrigen China, mit welcher sie politisch durch Personalunion verbunden ist. Gegenüber den eingewanderten Chinesen, die Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben, bilden die eingeborenen Mandschu eine ausgeprägte Aristokratie. Sie sind Krieger, die hohen Beamten und Grundbesitzer des Landes. Sie sehen mit Verachtung auf ihre südlichen Stammverwandten herab, obwohl sie ihre Sprache, Sitte und Cultur angenommen haben und sicherlich nach und nach in der stets wachsenden Masse der Einwanderer aufgehen werden. Auch im übrigen chinesischen Reiche nehmen die Mandschu eine eigenthümliche Stellung ein. Auf sie stützt sich auch heute noch die fremde Dynastie. Die 50 — 60 geographische Meilen breiten Niederungen des von Norden her dem inneren gelben Meere zufließenden Lian trennen die regenreiche koreanische Gebirgswelt im Osten von der mongolischen im Westen und zerlegen Schöngking in zwei ziemlich scharf geschiedene Gebiete. Die östlichen Gebirgsgegenden haben durch Wechsel von Wiesen, Gebüsch und Hochwald einen parkartigen Charakter angenommen und eignen sich vortrefflich zur Viehzucht. Zahlreiche Heerden von Schweinen werden von da nach Peking getrieben. Im Lianthale drängt sich die Hauptmasse der Bevölkerung zusammen. Hier verlaufen die meisten Straßen und wichtigsten Verkehrswege nach den nördlich gelegenen Amurländern und hier werden die landschaftlichen Erzeugnisse der Provinz vornehmlich gewonnen. Obwohl Schöngking den übrigen Provinzen Chinas an Fruchtbarkeit nachsteht und nur eine Sommerernte erzielt, so ist es doch wegen der verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung die einzige Provinz des Nordens, die ihre Feldfrüchte in nennenswerthem Maße

*) Zu Grunde gelegt wurde der Arbeit das berühmte Richthofensche Werk über China.

nach Süden ausführt. Zu den wichtigeren Exportartikeln der südlichen Mandschurei gehört auch das in China so seltene Brenn- und Bauholz, obgleich der Pflug der chinesischen Einwanderer die Wälder schon stark gelichtet hat. Der maritime Verkehr ist trotz einer ausgedehnten Küste wegen Mangels an guten Häfen und wegen ungünstiger Lage derselben von geringem Belang, dagegen hat der binnenländische Handel trotz der entsetzlichen, in der Regenzeit unwegsamen Straßen eine erhebliche Bedeutung. Die vornehme mit gewaltigen Mauern umgebene Hauptstadt Mukden im nördlichen Lian-Thale ist ein wichtiges Handelscentrum für den chinesischen Norden. Die nordwestlichen Grenzprovinzen Shensi und Kansu werden durch den Tsingtingshan in zwei ganz ungleich nach Lage und Klima, Bodengestalt und Bevölkerung verschiedene Stücke zerschnitten. Die größeren nördlichen Theile bilden die unmittelbare Fortsetzung von Shansi; es sind lößbedeckte Gebirgsplateauländer mit rauhem Klima, aber fruchtbaren, ergiebigen Böden, insofern sie genügende Niederschläge befruchten. In Kansu herrscht bereits Steppennatur. Die Bevölkerung ist dünn, die Grenzen nach der Mongolei sind unbestimmt. Leider war es Richthofen versagt, die nördlichen Gebirgsländer von Shensi und Kansu zu bereisen; denn damals wüthete dort die mohamedanische Rebellion. Die Ausbreitung des von Westen eingedrungenen Islam hat sich für die chinesischen Grenzprovinzen verhängnißvoll erwiesen. Je mehr sich die Mohamedaner in den Städten ansässig machten und an Reichthum und Einfluß gewannen, desto übermüthiger behandelten sie die chinesische Bevölkerung. Aus kleinen Reibereien entstand nach und nach offene Feindschaft und im Jahre 1860, als die Taipings einen Einfall in Shensi machten, wurden die Mohamedaner offen der Verrätherei bezichtigt. Ueberschreitet man vom Weiflusse ausgehend den bis 12000 Fuß hohen Tsingtingshan, so befindet man sich im südlichen Theile von Shensi und Kansu in einem total verschiedenen Gebirgslande. Kein Löß bedeckt die Gebirge oder füllt die Thäler aus. Immergrüne Gewächse, naturwüchsige, blüthenreiche Sträucher bedecken die Gehänge und die charakteristischen Culturpflanzen der südlichen Gebirgsprovinzen, Thee, Reis, Ingwer, Orangen, Zuckerrohr, werden in den fruchtbaren Alluvialbecken der Flüsse angebaut. Die natürliche Scheidung, welche der Tsingtingshan hervorbringt, ist nicht geringer als die, welche die Alpen verursachen. Aber wie für den Nordeuropäer Italien von jeher das Land der Sehnsucht war, so gilt den Bewohnern des nördlichen Shensi und Kansu die Gegend von Hanshunfu als ein ferngelegenes südliches Paradies. Der Nordfuß des Tsingtingshan wird vom Weiho begleitet, und in dem Lößthale dieses aus dem fernen Westen dem Hoangho zufließenden Nebenarmes befindet sich die älteste Wiege der chinesischen Cultur, die hochberühmte ehemalige Hauptstadt Hsinganfu mitten in fruchtbaren Weizen-, Baumwollen-, Mohn- und Tabakfeldern. Hier war der Mittelpunkt, von welchem die Cultur des gesammten äußersten Ostens ihren Ursprung genommen hat, hier der Sitz der kaiserlichen Macht durch Jahrtausende. Von hier gingen die Eroberungen in Centralasien aus, hier war der Brennpunkt im Verkehrsleben eines halben Continents; denn in Hsinganfu trafen die Straßen aus allen Theilen des Ostens mit den Verkehrswegen aus den unermeßlichen Steppenländern und dem fernen Occident zusammen; freilich bewegten sich auf ihnen nicht nur die friedlichen Karawanen der Handelsleute, auch feindliche Schaaren drangen oft genug durch das Weiho-Thal in China ein. Seine politische Bedeutung hat Hsinganfu längst eingebüßt, aber noch immer ist es eine imposante Stadt. Die ausgedehnten Vorstädte vor den Umwallungsmauern wurden von den Mohamedanern zum größten Theile zerstört. Zwischen Ruinen führt die Straße zu den großartigen Stadtthoren. Die Häusermasse erfüllt ein Quadrat von ¾ deutschen Meilen und soll etwa eine Million Menschen beherbergen. Von den 36 Palästen aus der früheren Blüthezeit haben sich nur Trümmer erhalten. Auch der Handel ist stark zurückgegangen. Trotzdem ist Hsinganfu noch heute eine reiche Stadt, in welcher sich die Erzeugnisse vom südlichen, östlichen und nörlichen China mit jenen von Tibet, Pamir und Centralasien kreuzen. Es ist seiner Lage nach die natürliche Metropole von West-China und wird durch keine Macht aus dieser Weltstellung verdrängt werden. Die Provinz Shansi ist gänzlich Gebirgsland. Im Norden geht sie allmälig in die hochgelegenen Steppenländer der Mongolei über. Richthofen's Beschreibung dieser früher wenig bekannten Provinz nimmt einen beträchtlichen Theil des 2. Bandes seines berühmten Werkes ein. Shansi und die im Westen angrenzende Provinz Shensi sind die typischen Lößländer Chinas. Von der Verbreitung dieser fruchtbaren, kieselhaltigen, gelben Erde, deren Entstehung Richthofen im Gegensatze zu der früher herrschenden Meinung der Geologen aus dem Zusammenwirken von Wind und Regen erklärt, wird die Physiognomie dieser Länder, ihre Cultur und Ertragsfähigkeit, Dichtigkeit der Bevölkerung und die Verkehrsverhältnisse wesentlich beeinflußt. Ihm verdanken die Provinzen Shansi und Shensi ihren Ruf als Kornkammern Chinas. Leider hat sich das Klima vermuthlich infolge der Entwaldung verschlechtert. Es folgen jetzt häufig mehrere trockene Jahre aufeinander, in denen nur die künstlich berieselten Felder einen Ertrag liefern und Hunger und Noth die zahlreiche Bevölkerung heimsuchen. Trifft aber dann ein gesegnetes Jahr ein, wo die gesammte Aussaat Ernte bringt, dann schwelgt Alles im Ueberfluß. Die Lebensmittel werden beispiellos billig, weil ein großer Theil derselben wegen schwieriger Verkehrsverhältnisse im Lande selbst verzehrt werden muß. Wenn der Löß die Bewohnbarkeit der westlichen Gebirgsländer im nördlichen China ermöglicht, so beruht Shansis ökonomische Bedeutung in seinem unerschöpflichen Reichthum an Steinkohlen und Eisen. Trotz ungünstiger klimatischer Bedingungen hat Shansi eine sehr zahlreiche Bevölkerung und ist einer der Ursitze der chinesischen Bevölkerung. Unter allen Bewohnern Chinas erreicht der dieser Bevölkerung eigenthümliche Sinn für Zahlen und die daraus entspringende Neigung für finanzielle Unternehmungen bei den Bewohnern der breiten Thäler von Shansi und Shensi ihre höchste Entwickelung. Sie führen die größten Bankgeschäfte, sie beherrschen den Handel durch die Mongolei, Centralasien bis weit hinein nach Kuldscha und Samarkand. Kein Wunder, daß Shansi wenigstens in gewissem Sinne zu den reichsten Provinzen Chinas gehört, indem ungewöhnlich viel Geld im Lande ist. Nächst den beiden Westprovinzen Kansu und Szetschuan sind die Südprovinzen Kuangtung, Kuangsi und Yunnan die ausgedehntesten von den 19 Provinzen Chinas, in welche das eigentliche China getheilt wird. Sie umfassen zusammen etwa 550000 Quadratkilometer oder gegen 20% der Gesammtfläche des ungeheuren Reiches. Die Volkszahl dieser Provinzen entspricht freilich nicht ihrer Flächengröße und ihre Volksdichte ist infolge dessen weit geringer als in den meisten anderen Provinzen des Reiches. Von den 400 Millionen Menschen, die nach Behm und Wagner in dem chinesischen Riesenstaate wohnen, kommen auf Kuangtung nur reichlich 20 Millionen, auf Kuangsi etwa 8 Millionen und auf Yunnan etwa 6 Millionen, auf alle drei Südprovinzen zusammen nur 34 Millionen oder gegen 9%. Yunnan ist sogar die dünnstbevölkerte von allen Provinzen Chinas, dünner bevölkert sogar als das zu einem großen Theile wüstenhafte Kansu. Das ameisenhafte Gewimmel der Küstenstadt Canton an der Mündung des Sikiang, aus der man so gern einen trügerischen Schluß auf das ganze Südchina zieht, steht zu der vollständigen Menschenleere ausgedehnter Striche des Innern in einem scharfen Contraste. Eine andere hervorstechende Eigenthümlichkeit der drei Provinzen ist ihre verhältnißmäßig streng ausgesprochene Abgeschlossenheit von dem übrigen Reiche. Die ganze Südhälfte des eigentlichen Chinas ist viel reicher und bestimmter in sich gegliedert, als man infolge des Mangels aller Meereseinschnitte wohl erwarten sollte, und besonders an den Nordgrenzen der genannten drei Provinzen erheben sich scheidende Gebirgsketten von bedeutender Höhe, welche bewirken, daß der Zusammenhang mit dem Hauptkörper Chinas nur ein verhältnißmäßig loser ist. Wären alle Provinzen Chinas ebenso von der Rumpfmasse des Reiches getrennt wie die genannte südliche Gruppe, so würde man sich den stark ausgeprägten centralistischen Charakter des Reiches schwerlich erklären können. Der ungeheure Tahangschan, der dem Yangtse parallel streicht, macht das centrale China von Yunnan her auf weite Strecken ganz unzugänglich, aber auch die Ketten des Wanthai-Gebirges im Norden von Kuangtung und die Kette des sogenannten Nanling im Norden von Kansi steigen zum Theil zu alpinen Höhen bis 2500 Meter und darüber empor. Abweichend von der sonstigen Regel in Ostasien geht übrigens Hand in Hand mit der geographisch-geologischen Abgliederung der südlichen Randgegend Chinas auch die hydrographische Abgliederung derselben. Das ganze Central- und nördliche China wird in der denkbar entschiedensten Weise durch die gewaltige Stromader des Yangtse, die als Hauptader des ganzen chinesischen Verkehrs- und Culturlebens angesehen werden muß, beherrscht und zusammengehalten. Im Gegensatz zu dem allbeherrschenden Yangtse-Gebiet ist das Sikiang-Gebiet, das die Provinzen Yunnan, Kuangtung

und Kuangsi umfaßt, gewissermaßen eine kleine selbständige Welt für sich. Während das Wasserstraßennetz Nord- und Mittelchinas durch den berühmten Kaisercanal sich leicht künstlich in eine ununterbrochene Verbindung und zu einem gewissermaßen einheitlichen Ganzen bringen ließ, bleiben die Wasserstraßen Südchinas, das durch den Sikiang (Westfluß), Pekiang (Nordfluß) und Tengkiang (Ostfluß) gebildet wird, unverbunden. Daß sich die in allgemeinen Umrissen beschriebene Abgliederung der drei Südprovinzen von dem übrigen China jederzeit auch in dem Cultur- und Menschenleben ausgesprochen hat, ist selbstverständlich. Die Provinzen Yunnan, Kuangtung und Kuangsi haben in dieser Beziehung ein gewisses Sonderleben geführt, einen politischen und wirthschaftlichen Particularismus gepflegt, wie er sonst dem chinesischen Staat durchaus fremd ist. Längst waren die Landschaften des Yantse- und Hoangogebietes von der chinesischen Rasse unterworfen und cultivirt, da waren Yunnan und Kuangsi noch in den Händen der Urbevölkerung und sind es zum großen Theile noch heute. Die von Norden hergekommenen chinesischen Colonisten setzten sich in größerer Zahl nur in ihrer fruchtbaren Thalgegend fest. Auf ihrem Gebirgs- und Plateaurücken hausen noch jetzt die Miaotse, Kathyen ꝛc., ebenso konnten sich hier revolutionäre Bewegungen aller Art, die darauf gerichtet waren, den Zusammenhang und die staatliche Einheit Chinas zu zerstören, am besten entwickeln. Es sei hier nur erwähnt, daß Yunnan zu einem festen Bollwerk des Mohamedanismus wurde, das die Mandschudynastie ernstlich gefährdete. Auch die Bewegung, die unter dem Namen der Taiping-Revolution bekannt ist, nahm in Südchina ihren Ursprung. Nirgends ferner war die Sicherheit der Europäer, die das Innere Chinas bereisten, mehr gefährdet, als im Sikianggebiet. Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— Emma Marshall, Johann Marbeck. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation. Autorisirte Uebersetzung nach der 2. Auflage des Originals von Marie Morgenstern. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins 1900. 158 S. Brosch. 60 ₰. Bibliotheksband 90 ₰, eleg. gebund. 1 ℳ — Wenn uns je und je eine Schrift aus dem Englischen erbaulichen wie erzählenden Inhalts zugekommen ist, deren inneres Uebersetzungsrecht wir stark in Frage ziehen mußten, so sind wir dem rührigen Herborner Colportageverein in diesem Falle von Herzen dankbar, daß er obige Erzählung dem deutschen Lesepublicum zugänglich gemacht hat. Dieselbe ist ebenso volksthümlich und schlicht, wie lebenswahr und herzergreifend geschrieben. Sie versetzt uns in die Schreckenszeit, in der sich unter dem sinnlichen, launenhaften und grausamen Heinrich VIII. die Reformation in England Bahn zu brechen anfing, in die Zeit, in welcher ein William Tyndale, Luther's Anhänger, die Bibel in seine Muttersprache übersetzt und dafür auf Heinrich's Befehl den Märtyrertod erlitten hatte, und in welcher der Organist an St. Georg zu Windsor, Johann Marbeck, nicht nur seine hochberühmten geistlichen Compositionen dichtete, sondern auch zu der vorliegenden englischen Bibel eine Concordanz herstellte, um ihren Gebrauch zu erleichtern. Das Letztere war in den Augen des Lord Bischofs von Winchester Gardiner ein todeswürdiges Verbrechen, so daß er den gelehrten, schrift- und bibelkundigen Organisten sowie drei seiner Freunde, die sich öfters in seinem Hause an geistlicher Musik und Bibellesen erbauten, gefangen nehmen und zum Feuertode verurtheilen ließ. Mit diesen historischen Hergängen ist eine ansprechende, bewegende Erzählung von dem Herzensbündniß der schönen Geistes- und Glaubensverwandten Margarete Pearson mit einem der vier Verurtheilten, dem jungen begabten Bildhauer Paul Filmer, geschickt verbunden. Während der ausschweifende König noch immer die Hochzeit mit seiner neuen Gemahlin Katharine Latimer begeht, gelingt es an einem dieser in Jubel und Rausch verbrachten Tage, ihn zur Freilassung des berühmten Organisten Johann Marbeck zu bewegen. Aber ein Leben sei genug, damit lehnt der König, der an der Hand seiner Gattin zum Mahle schreitet, scherzend jedes weitere Gesuch um Begnadigung der drei Anderen ab. Sie erleiden standhaft und glaubensvoll vor den Mauern des Schlosses Windsor unter dem Glanz der Hochzeitsfackeln den Feuertod. Paul Filmer hatte sich von seiner Braut ein letztes Lächeln der Liebe während seines Sterbens erbeten. Wir empfehlen die Lectüre dieses gediegenen, belehrenden und wahrhaft erhebenden und veredelnden Buches aufs Wärmste. Die Ausstattung des Bandes ist gut, der Preis dabei ein überaus geringer. Besonders möchten wir es in jeder Gemeinde- und Volksbibliothek sehen. D. K.

— A. Grävell, Wohnungsfrage und Wohnungsreform. Heft 1. Die Wohnungsnoth. Eine kritische Untersuchung. Dresden-Blasewitz, Steinkopff & Springer. 1900. 8°. 80 S. — Diese Schrift deckt sich mit dem Standpunkt, den der Centralverband der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands auf seinem Verbandstage in Wiesbaden am 20. August 1898 eingenommen hat. Der Centralverband leugnete nämlich in einer Resolution, daß, „von vereinzelten Fällen abgesehen“, eine Wohnungsnoth in den Städten bestehe. Und ähnlich, wie der 1899er Verbandstag des preußischen Landesverbandes städtischer Haus- und Grundbesitzervereine mit großer Mehrheit die Resolution annahm, daß eine Unterstützung der Baugenossenschaften und Baugesellschaften aus Reichs-, Staats- oder Communalmitteln principiell zu verwerfen sei, fordert der Verfasser den gesammten Mittelstand (S. 79) auf, Front zu machen und die Begünstigung des Baugenossenschaftswesens zu verhindern zu suchen, damit ihm nicht der eigene Lebensfaden abgeschnitten werde. Für ihn giebt es nur eine Lösung der Wohnungsfrage, nämlich „auf dem festen Untergrunde der Privatwirthschaft und der persönlichen Arbeit“, d. h. in gutes Deutsch übertragen, der Verf. tritt dafür ein, daß ausschließlich durch private Hausbesitzer, die bei sicher nicht anstrengender Thätigkeit durch die Verwaltung ihres Besitzes mit hohen Miethen eine weit über den landesüblichen Zinsfuß hinausgehende Verzinsung ihrer Capitalien zu erreichen wissen, der Wohnungsmangel befriedigt werde. Eine derartige Auffassung hat nichts Anziehendes. Sie steht im Gegensatz zu der heute ganz allgemein zugegebenen, von allen Parteien, von den Regierungen, den Communen u. s. w. anerkannten Thatsache einer vorhandenen Wohnungsnoth und sie interpretirt dieselbe in einer Weise, die keiner Kritik Stand hält. Das Schlafstellenwesen sieht der Verf. als „selbstverschuldete übertriebene Benutzung der Wohnungen“ an, die er auf das Motiv der Gewinnsucht der Vermiether zurückführt (S. 43 und S. 67). Gewinnsucht und falsche Sparsamkeit sind nach ihm die Hauptfactoren des Wohnungselendes (S. 43). Bei den gestiegenen Miethpreisen, den hohen Miethen insbesondere für ein- und zweizimmerige Wohnungen, wirft er die Frage auf: „Sind das unerschwingliche Preise für Arbeiter und andere kleine Leute, die pro Tag 3, 4, 5 ℳ verdienen?“ Offenbar hat der Verfasser von einer zahlreichen Classe von Arbeitern, die etwa 1000 ℳ im Jahre oder noch nicht einmal so viel verdienen und 50—60% ihres Einkommens für Wohnung ausgeben müssen, gar nichts gehört. Er verräth den nackten Egoismus des Hausbesitzers, wenn er Seite 65 wörtlich sagt: „Damit ist erwiesen, wie die Baugenossenschaften gerade die gutsituirten, prompt zahlenden Miether den Vermiethern wegkapern (sic!)“ Und er hätte sich es wohl überlegen sollen, ehe er jene Bestrebungen wackerer Patrioten, die darauf bedacht sind, Mittel ausfindig zu machen, um billige Wohnungen herzustellen, verdächtigte. Er bezeichnet sie Seite 35 als eine Finanzspeculation, bei der — unter dem Mantel der Gemeinnützigkeit — einer Anzahl Capitalisten ein höherer Zinsfuß zugängig gemacht werden soll. Verfasser nennt diese Schrift „eine kritische Untersuchung“. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß er seine Kritik zunächst an seinen eigenen Ansichten geübt hätte. Er hätte sie dann selbst als unhaltbare anerkennen müssen. —a.

— Christus und Faust. Gedanken über Religion und Sittlichkeit von Hans Marbach. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. — Hans Marbach erfreut uns selten mit neuen Gaben. Seinem „Mysterium der Kunst“, einer Schrift, von der man jetzt wohl allgemein zugeben wird, daß sie Recht gehabt hat, folgte die Herausgabe der ästhetischen Schriften Konrad Fiedler's und diesen reihen sich die eigenartigen philosophischen Gedanken an, die in dem neuen Werk niedergelegt sind, das uns Anlaß zu dieser Anzeige giebt. Nach einer Charakteristik der griechischen Religion und der Israels, die zeigt, bis zu welchem Punkte beide gelangt sind, so daß sie nicht weiter gehen konnten vermöge der in ihnen liegenden Beschränktheit, geht Marbach auf Christus über, dann auf Paulus und Luther, die Beide, nach des Verfassers Ansicht, das Christenthum, d. h. die Lehre Jesu, in ihrem Sinne auffaßten, der später durch Goethe in seinem Hauptwerk Faust eine Ergänzung finden sollte, dessen Schwerpunkt in der Betonung der That liegt, indem Faust nach einem Leben voll

Irrthümern und Fehlen sich schließlich praktisch bethätigt, wie am Schluß des zweiten Theils des Faust zu lesen ist. Christus und Faust sind ja allerdings zwei Persönlichkeiten, deren Zusammenstellung zuerst auffällt, und es wird Manche geben, die die Gegenüberstellung des reinen Gottes- oder, wie er sich selbst nannte, Menschensohnes mit dem sündigen Sohn der Welt, der in der alten Sage sogar dem Teufel verfällt, zunächst befremdlich finden werden. Aber bei näherem Zusehen ergeben sich doch gewisse Punkte, die eine Vergleichung zulassen, wenigstens in der Darstellung Marbach's. Eine eigenartige Ergänzung findet dadurch die Auffassung des Wesens Goethe's. Goethe wird gemeinhin als der große Heide hingestellt, als Jemand, der dem Christenthum feindlich gegenübergestanden habe, wofür sich auch Belege genug in seinen Werken auffinden lassen. Marbach ist nicht ganz dieser Ansicht. Er giebt zu, daß Goethe in jüngeren Jahren sich zu dem großen Nazarener in einem gewissen Gegensatze befunden, aber ihn später begriffen und sich vor ihm gebeugt habe. Eben wie der Schluß des zweiten Theils des Faust zeigt. Auch das kann man zur Kenntniß nehmen, wie den ganzen Marbach'schen Ideengang überhaupt. Warm berührt noch Eins, das Eintreten für das Christenthum. In einer Zeit, in der dieses die heftigsten Angriffe von Oben und Unten, vom Pöbel und von den Gebildeten und sogenannten Intellectuellen zu ertragen hat, thut es wohl, nicht nur die bedeutende Stellung des Christenthums in der Vergangenheit anerkannt, sondern auch seine Bedeutung für die Zukunft hervorgehoben zu sehen. Ueber das Christenthum wird die Menschheit schwerlich hinauskommen, wie man kaum darüber hinaus gelangen wird, daß Christus die bedeutendste Persönlichkeit in der ganzen Weltgeschichte gewesen ist. So den größten deutschen und neueren Dichter, den alten Heiden und Neuhellenen, den Vertreter einer herrlichen Renaissance in Kunst und Literatur zum Apostel und Jünger des Höchsten gemacht zu sehen, berührt, wie gesagt, angenehm und hat manches für sich. J. R.

— Japanische Dramen. Terakoya und Asagao, übertragen von Prof. Dr. Karl Florenz. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. T. Hasegawa, Tokyo. — Ostasien lenkt seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit des Abendlandes in besonderem Maße auf sich. Das kommt theilweise auch der Literatur von China und Japan zu Gute, von deren reichen Schätzen unsere Gelehrtenwelt mit stetig wachsender Theilnahme Kenntniß nimmt. Und Vieles davon bietet nicht blos der vergleichenden Culturgeschichte Stoff zu anziehenden Studien, sondern ist auch für weitere Kreise bedeutsam. Hat man doch sogar schon versucht, japanische Dramen auf unseren Bühnen einzubürgern, bisher allerdings wohl ohne nachhaltigen Erfolg. Professor Florenz, der sich um die Verdeutschung japanischer Dichtung schon mehrfach verdient gemacht hat und dessen lyrischer Sammelband „Dichtergrüße aus dem Osten" (in demselben Verlage erschienen) bereits in 6. Auflage vorliegt, giebt hier zwei Bruchstücke aus japanischen Dramen. Das erste, betitelt Terakoya oder die Dorfschule, historisches Trauerspiel in einem Act, bezeugt in ergreifender Weise, daß die Mannentreue, die in unserem mittelalterlichen Schriftthume eine so begeisterte Verherrlichung findet, auch in jenem fernen Osten einen Helden zu dem schwersten Opfer befähigt. Das zweite, Asagao oder die Winde, romantisches Schauspiel in einem Act, klingt stark an die ritterlich höfische Dichtung unseres Mittelalters an und feiert die treue Liebe eines Mädchens, dem erst nach vielem Leid die Vereinigung mit seinem Geliebten zu Theil wird. Der freudige Opfertod des Dieners Sekisuke, dessen Blut der vom Weinen erblindeten Asagao das Augenlicht wiedergiebt, erinnert stark an den „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue. Die Eigenart der poetischen Sprache ist in der Uebertragung nach Möglichkeit gewahrt, das fühlt man, auch ohne das Original zu kennen. Von seltsamem Reize ist namentlich in dem zweiten Stücke die merkwürdige Verwendung der Recitative, mit deren Vortrag ein Sänger, ähnlich wie in der antiken Tragödie der Chor, die Handlung begleitet. Ob es den Stücken gelingen wird, sich die Bühne des Westens zu erobern, steht dahin. Wir sollten meinen, mit Terakoya ließe sich der Versuch am ersten wagen; denn es kommen darin so echte Töne einer allgemein menschlichen Empfindung zu Gehör, daß man sich des tiefsten Mitgefühls nicht erwehren kann. Jedenfalls aber werden Literaturfreunde dem Uebersetzer dankbar sein dafür, daß er ihnen die Bekanntschaft mit diesen literarischen Früchten vermittelt, die auf so fernem Culturboden gereift sind. Nicht wenig wird die echt japanische, in Tokyo selbst hergestellte Ausstattung des Buches dazu beitragen, ihm die Aufmerksamkeit zu sichern. Es ist auf Seidenpapier einseitig gedruckt, mit echt japanischen buntfarbigen Bildern geschmückt, statt des Einbandes dient ein loser Carton, der sich mit Elfenbeinstäbchen verschließen läßt. — Dem Deutschen wird mit Recht die Fähigkeit nachgerühmt, den Geisteserzeugnissen fremder Völker in hervorragendem Maße verständnißvoll gerecht zu werden. Man darf daher wohl erwarten, daß es auch diesen japanischen Dramen an der Würdigung nicht fehlen wird, die man der lyrischen und epischen Dichtung Japans bereits hat zu Theil werden lassen. R. B.

— Katechismus der analytischen Geometrie. Von Dr. Max Friedrich. Zweite Auflage, durchgesehen und verbessert von Ernst Riedel. Mit 56 Textabbildungen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1900. — Die analytische Geometrie bedient sich des Hilfsmittels der Algebra, um durch die ihr eigenthümlichen Methoden die Lage und Gestalt räumlicher Gebilde darzustellen. Zur Einführung in die Methoden dieses Wissenszweiges kann dieses kleine Buch, das ja schon seine Feuerprobe bestanden hat, angelegentlich empfohlen werden. Tr.

— Moderne Geheimschriften. Gemeinverständliche Darstellung der gebräuchlichsten und nützlichsten Geheimschriftmethoden mit besonderer Berücksichtigung der Graphologie als Hilfsmittel zur Dechiffrirung, Verbesserung und Neubildung von Geheimschriften. Von Hans Schneickert, Rechtspraktikant, Mitglied der „Deutschen graphologischen Gesellschaft". Preis 3 ℳ. Mannheim, Druck und Verlag der Dr. Haas'schen Druckerei. 1900. — Die Kryptographie, Chiffrir- oder Geheimschreibekunst ist schon in den ältesten Zeiten für die Diplomatie und viele staatliche Behörden in manchen Fällen ein unentbehrliches Mittel der Verständigung gewesen und wird noch heute gepflegt und stetig verbessert. Aber auch andere Kreise gewannen allmälig ein Verständniß für die Vortheile der Geheimschrift, so namentlich der Bankier und der Kaufmann. Weiter aber haben sie auch Gefangene und Verbrecher (Nihilisten) in raffinirtester Weise in ihren gemeingefährlichen Dienst gestellt. Jedenfalls kann man wohl sagen, daß die Geheimschrift, gleichviel ob sie ein Gebilde aus Buchstaben des Alphabets oder Ziffern oder Satzzeichen oder anderen frei erfundenen und vereinbarten Zeichen ist, immer das weiteste Interesse auf sich vereint hat. Trotz der ziemlich umfangreichen Literatur auf diesem Gebiete darf man das neue Werkchen mit Freuden begrüßen, zumal da der Verfasser seine Aufgabe, neben der Darstellung der älteren auch heute noch vielfach angewendeten Geheimschriftsmethoden eine gemeinverständliche Zusammenstellung der bewährtesten Methoden zu geben, die dem Laien einerseits einen Einblick gewähren soll in das interessante Gebiet der Chiffrirkunst, andererseits bei der Wahl und Anwendung einer Geheimschriftsmethode die nöthigen Winke geben soll, geschickt und erfolgreich gelöst hat. Vor anderen Erzeugnissen der einschlägigen Literatur hat das Büchlein die Eigenthümlichkeit voraus, daß es die Kryptographie auch vom graphologischen Standpunkt aus betrachtet und durch feststehende Grundsätze der Graphologie deren Werth für die Entzifferung, Verbesserung und Neubildung von Geheimschriften nachweist. Dadurch darf das Buch Anspruch auf individuellen Werth erheben. Das 96 Seiten Großoctav haltende Werk zerfällt in eine Einleitung, drei Abschnitte und einen Anhang. Der erste Abschnitt behandelt die Geheimschriften mit Hilfe der Buchstaben und Ziffern und die allgemeinen Regeln für deren Anwendung. Nach einander werden hier die Buchstabenchiffrir- die Zahlenchiffrir- und die Punctirmethoden klar erläutert: nicht weniger als 28 verschiedene Methoden. Im zweiten Abschnitt findet der Leser die Geheimschriften mit Hilfe anderer Zeichen und das Verfahren mit sympathetischen Tinten. Die Beziehungen zwischen Kryptographie und Graphologie werden im dritten Abschnitt erörtert und im Anhang bespricht der Verfasser noch die drei neuen Geheimschriftmethoden: den Orthographiechiffre, den Referatchiffre und die Reductionsmethode. Das Schlußwort nimmt Bezug auf die hervorragende Bedeutung der Geheimschrift, der chiffrirten Depesche (sog. Patronenchiffre) und der sonstigen geheimen Verständigungsweisen (Heliograph ꝛc.) namentlich für das Militär in Kriegszeiten. Man darf dem empfehlenswerthen Buche nachrühmen, daß es nicht nur das Verständniß der Geheimschriften sondern auch die praktische Verwendung der Graphologie wesentlich zu fördern geeignet ist. Dr. Feste.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 30. Dienstag, den 12. März, Abends. 1901.

Theater und Schauspieler in Japan.

Von E. M. Köhler, Leipzig.

Die Pariser Weltausstellung, welche ihren Besuchern soviel des „Exotischen“ zu bieten bestrebt war, hat auch die bessere japanische Schauspielkunst vor Europas Augen gebracht. Der große Erfolg, den die Truppe des japanischen Theaters in der Rue de Paris gehabt hat, und das allseitige Lob, das den Mitgliedern der Truppe, besonders aber der ersten Heldin Sadayakko, selbst von unseren Bühnengrößen gespendet worden ist, hat mehrere Schriftleitungen unserer illustrirten Zeitschriften veranlaßt, bildliche Darstellungen davon zu bringen. Gewöhnlich gestattet aber der Raum dieser Blätter nicht, eine ausführliche Schilderung den Bildern beizugeben. Das Interesse weiterer Kreise ist aber für das japanische Theater geweckt und diesem glaube ich entgegenzukommen, wenn ich an dieser Stelle versuche, in den nachstehenden Zeilen die für das Verständniß japanischer Theaterverhältnisse nothwendigen Erläuterungen zu geben.

Das Entstehen des japanischen Theaters geht bis in's 12. Jahrhundert zurück. Vorher, als der Buddhismus in Japan noch ganz im Vordergrunde stand, kannte man nur ceremonielle Maskentänze, die bei größeren buddhistischen Religionsfesten aufgeführt wurden. Erst mit Beginn des Verfalles dieser Religion im Lande entstehen zwei Theater, von denen das eine Sarugaku, das andere Dengaku genannt wurde. Die Aufführungen hatten keinen religiösen Charakter mehr, die Schauspieler behielten jedoch die Masken des Tempeldienstes bei. Das damalige Theater diente zuerst ausschließlich zur Belustigung des niederen Volkes. Bald aber kamen auch Angehörige des Adels und der Kriegerkaste zu den Vorstellungen und seitdem hat sich seit etwa 700 Jahren das japanische Theater ununterbrochen der Gunst aller Classen zu erfreuen gehabt. In einer darauffolgenden Epoche, unter den Tokugawa, nannte man das Theater No. Diejenigen meiner Leser, welche das Palais des Beaux-Arts du Japon im Trocadero besucht haben, müssen dort auch einige Masken von einem frappirenden Aussehen und ferner mit prächtigen Mustern bestickte, kostbare Kostüme gesehen haben. Diese Masken und Kostüme sind von den Schauspielern des No-Theaters getragen worden. Auch die in den verschiedenen Völkermuseen ausgestellten Masken, die meist vom Publicum als „Ritterrüstungen“ angesehen werden, an die sie nebenbei bemerkt auch unbewußt erinnern, sind mehr oder weniger gelungene Nachbildungen der No-Epoche.

Auf diese kurzen, die Vorgeschichte des heutigen japanischen Theaters betreffenden Bemerkungen wollen wir uns beschränken und uns nun zu einem neuen Genre des japanischen Dramas, welches Shibaï genannt wird, wenden. Es ist dies dasjenige Genre, welches auch die oben erwähnte Schauspielerin Sadayakko mit ihrer Truppe in Paris spielte. Die eigentliche Begründerin der Shibaï-Theater ist eine ehemalige Tänzerin eines shintoistischen Tempels, die im Jahre 1603 mit ihrem Gatten nach Kioto, der Residenz des Mikado und einer Blüthestätte aller schönen Künste, kam. Bedeckt mit einem lackirten Hute und mit einem großen Halsschmuck versehen, tanzte sie zur Begleitung einer Flöte und einer Trommel. Ermuthigt durch den großen Beifall, den sie bei den Bewohnern Kiotos fand, ließ sie ein eigenes Theater in der Gionstraße bauen. Von da an trug sie ihre Haare kurz, frisirte sich wie ein Mann, steckte zwei Schwerter in ihren Gürtel und spielte so die Rollen der Ritter. Ihr Gatte Sanjieuro kleidete sich seinerseits als Frau und ein anderer Schauspieler namens Densuke spielte die komischen Rollen. Sie erwarben sich sehr bald einen weiten und guten Ruf im ganzen Lande, der Name Okunikabuki d. h. „Theater der Frau Kuni“ war bald in aller Leute Munde. Ihre großen Erfolge bestimmten auch andere Frauen, die Theatercarrière zu ergreifen. So errichtete unter Anderen eine bekannte galante Frau, Sadoshima Masakichi, ein Theater am Ufer des Flusses Kamo, der Kioto durchfließt. Sie spielte daselbst mit anderen bekannten Schönheiten und feierte wahre Triumphe. Nachdem sie sich nun in der westlichen Hauptstadt des Landes durch ihr Talent hinreichend Ruhm erworben zu haben glaubte, begab sie sich alsbald nach Yeddo, um auch in der Residenz des Shogun, der östlichen Hauptstadt, sich volksthümlich zu machen. Ihre Erfolge bestimmten aufs Neue um so mehr Mädchen und Frauen, sich dem Theater zu widmen. Leider dauerten diese paradiesischen Verhältnisse für die japanischen Schauspielerinnen nicht lange. Bereits im Jahre 1642 verbot der Shogun, der damit die gute Sitte schützen zu müssen glaubte, allen Frauen, weiterhin öffentlich aufzutreten. Seitdem begannen die Schauspieler, welche bis dahin nur eine untergeordnete Bedeutung hatten, ausschließlich die Bühne zu beherrschen. Im Jahre 1665 wagten es Schauspielerinnen wieder öffentlich zu spielen, aber ein erneutes strenges Verbot des Shogun gestattete ihnen fortan für lange Zeit nicht mehr, mit der Macht ihrer Reize auf die Menschen einzuwirken. Erst in der neuesten Zeit sind Schauspielerinnen wieder für die öffentlichen Bühnen zugelassen worden. Die Stadt Kioto, die Heimstätte des Shibaïtheaters, konnte im Jahre 1669 sieben Theater aufweisen. Außerdem gab es noch mehrere in Osaka, dessen Bewohner ebenfalls große Verehrer des Shibaï waren. Die Namen berühmter Darsteller, wie die eines Arashi Sanemon, Yohsi Zawa Ayame und Nakamoura Utaemou, glänzen wie Sterne in der ersten Periode des neuen japanischen Theaters. In Yeddo konnte das Shibaïtheater erst später als in Osaka und Kioto Grund fassen, das erste Theater wurde dort 1624 gebaut. Im Anfange hatte das Shibaï noch sehr viele Aehnlichkeit mit dem No. Man spielte, indem man volksthümliche Gesänge dabei sang, ebenso wie die No-Schauspieler ihre Verse gesungen hatten. 1634 wurde ein großes Theater gebaut, das unter dem Namen Ichimoura-za hauptsächlich durch die Pracht seiner Ausstattung berühmt wurde. Ein begabter Schauspieler, Ukou Genzaemou, spielte dort die Frauenrollen mit weit größerer Vollendung als jener Gatte der ersten Schauspielerin, der oben erwähnten Frau Kuni. Mit ihm beginnt eigentlich erst das Darstellen von Frauenrollen durch Männer in Yeddo. Die Zeit von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts war eine Blüthezeit für alle Zweige der schönen Künste in Japan. Geniale Schauspieler wetteiferten im Ruhme mit großen Malern und Romandichtern. Einer der ersteren, Ichikawa Danjieuro, den man als einen Vorläufer dieser Genroku-Epoche der japanischen Schauspielkunst bezeichnen kann, versuchte zuerst das Schminken seines Gesichtes so auszuführen, daß des Schauspielers Gesichtsausdruck genau dem Charakter der darzustellenden Person entsprach. Sein Erfolg war gut und noch heute dient seine Weise des Schminkens den Schauspielern als Vorbild. Von den berühmten Schauspielern dieser beiden Jahrhunderte sollen nur Nakayama, Denkuro, Iwaï Hanshiro genannt werden, obwohl sich ihre Zahl leicht vervielfachen ließe. Da die Theater meist an die Flußufer gebaut waren, wo sonst nur die Bettler wohnten, nannte man die Schauspieler ehemals wohl auch Kawaramono, „Leute vom Flußufer“ und stellte sie auf eine Stufe mit den Bettlern. Die Theatervorstellungen zu besuchen, galt für Mitglieder des Adels und der Kriegerkaste als eine Schande; gleichwohl übten die Schauspieler einen großen Einfluß auf die Frauen aller Classen aus, denn die Hut- und Kleidermode, selbst die Stoff-

muster richteten sich meist nach dem in dem Shibaï-Theater angegebenen Ton.

Wenden wir uns nun zu den Schauspielern unserer Zeit. Die meisten von ihnen erhalten ihre Ausbildung für das Theater schon von Kindheit auf. So betraten wohlbekannte Künstler, Yawozo und Shucho, die Bühne zum ersten Male schon mit fünf Jahren, Gonjieuro mit elf. Der Sohn eines Schauspielers folgt in der Regel dem Gewerbe und Künstlernamen seines Vaters. Und hat der Künstler keinen eigenen Sohn, so adoptirt er den besten unter seinen Schülern und überträgt auf ihn seinen Künstlernamen als eine große Auszeichnung. So ist der jetzt lebende Schauspieler Danjieuro der neunte, sind Kikugoro und Danzo die siebenten ihres Namens. Nichtschauspieler, die aus ihren Knaben Bühnenkünstler machen wollen, ersuchen zu diesem Behufe einen berühmten Schauspieler, den betreffenden Knaben als seinen Schüler anzunehmen. Das Kind wird von seinem Lehrmeister zunächst erst einer Prüfung unterworfen, um feststellen zu können, ob er auch Talent, Energie und last not least Schönheit genug besitzt, die die Ausübung seines Berufes erfordert. Ist der Knabe einmal als Schüler angenommen, so läßt ihn sein Lehrmeister arbeiten und lehrt ihm, was er selbst weiß und kann; ferner theilt er ihm schon dann Rollen zu, die seinem Alter und Können entsprechen. Nun kommt es zuweilen ja auch vor, daß Männerrollen bereits von Knaben im Alter von 10—14 Jahren gespielt werden. Männer aber, wie die obenerwähnten Danjieuro und Kikugoro, verwerfen ein solches Vorgehen, da sie fürchten, daß hierdurch den Knaben viel von ihrer Natürlichkeit verloren gehe. Unbedeutendere Nebenrollen spielende Schauspieler werden vom Publicum und auch in der Theatersprache Moumanoashi genannt, was wörtlich übersetzt „Pferdefüße" heißen würde. Bei den Darstellungen in früherer Zeit bestieg nämlich der Ritter ein aus starker Pappe angefertigtes Pferd, dessen Vorder- und Hinterfüße von den Beinen je eines Schauspielers, dessen Oberkörper in dem Pferderumpfe verborgen war, gebildet wurden, um eine Beweglichkeit des „Pferdes" zu ermöglichen. Gefeierte und berühmte Künstler belegt man mit dem Titel eines Senryoga Kusha, eines Schauspielers von 1000 Ryo (1 Ryo = 20 ℳ), denn sie erhielten einst eine Gage, die jene Summe ausmachte. 1000 Ryo sind ungefähr gleich 10 000 Yen (der heutige japanische Dollar) oder gleich 20 000 ℳ. Es gehören oft viele Jahre dazu, um es von einem Moumanoashi zu einem Senryoga Kusha zu bringen. Viele Schauspieler bleiben Zeit ihres Lebens „Pferdefüße". Die Stadt Tokio hat heutigen Tages bei Weitem bedeutendere Schauspieler aufzuweisen als Osaka oder Kioto. Die drei volksthümlichsten sind dort Ichikawa Danjieuro (sein eigentlicher Name ist Naritaya), Onoe Kikugoro (Otowaya) und Ichikawa Sadanji (Takashimaya). Hinsichtlich seines Talentes hätte ein vierter, Ichikawa Danzo (Mikawaya) Anspruch darauf, als der Erste von Allen zu gelten. Er ist aber weniger bekannt und weniger beliebt. Danjieuro hat trotz seiner 60 Jahre seine Lebhaftigkeit und körperliche Schmiegsamkeit sich zu erhalten gewußt. Er spielt sehr gut die Heldenrollen und tanzt sehr harmonisch und stets mit gutem Geschmack. Er selbst ist ein sehr intelligenter Mensch und besitzt tiefe Geschichtskenntnisse. Kikugoro ist jetzt 57 Jahre alt und spielt noch gut die Rollen eines Gentleman und tapferen Ritters. Eleganz und Lebhaftigkeit sind die Hauptvorzüge seines Talentes. Er hat das menschliche Leben trefflich studirt. Der Dritte, Sadanji, spielt mit 58 Jahren vortrefflich die Ritterrollen und ist Realist in seiner Darstellung. Er ist ein sehr gebildeter Mensch und hat vor einigen Monaten ein Bühnenstück „Satsukiame-Sorani-Thitokoe" veröffentlicht, das ursprünglich als Feuilleton für den Jiji, eines der bedeutendsten Journale Tokios, geschrieben war. Unter den Schauspielern, die Frauenrollen spielen, sind hervorzuheben: Nakamoura Foukusuke (Frauen und junge Mädchen der guten Gesellschaft), Onoe Eizaburo (junge Mädchen), Bando Shucho (Courtisanen), Sawamoura Gennosuke (romantische Mädchen) und Ichikawa Metora (Bürgerfrauen). Was nun die Schauspielerinnen, die jetzt wieder öffentlich auftreten können, selbst betrifft, so stehen sie den Schauspielern in der Regel weit nach. Zur Zeit giebt es nur eine berühmte Schauspielerin, nämlich Kumehachi, bekannt unter dem Namen Onna Danshu (der weibliche Danjieuro). Sie begann ihre Ausbildung für das Theater im Alter von sieben Jahren und ist eine Schülerin des berühmten Danjieuro. Trotz ihrer 54 Jahre ist sie noch heute eine auffallende Schönheit und spielt mit großer Grazie. Eine andere Schauspielerin Keisho beginnt von sich ebenfalls viel reden zu machen. Die in Paris als Schauspielerin bewunderte Sadayokko spielt mit Gefühl, mit bezaubernder Grazie und hat sicher eine große Zukunft vor sich. Die Berühmtheit, die ihr von der Reclamepresse zugeschrieben wurde, hatte sie aber noch nicht in der Heimath, ja war dort vor ihrer Pariser „Tournée" ziemlich unbekannt.

Wir wenden uns nun zu einer Neuerung der Neuzeit, dem Soshi Shibaï (das Theater der Studenten). Es gehört ebenfalls zu dem Shibaï-Genre und verdankt seine Entstehung einem gewissen Nakae Tokusuke, bekannt als Verfasser eines Dictionnairie universel français-japonais und als Uebersetzer vom Contrat Social des J. J. Rousseau. Unter seiner Aegide gelang es im Jahre 1885 einem jungen Manne, Kadofuji, mit anderen jungen Kräften eine Soshi-Shibaï-Truppe in Tokio zu schaffen. Kawakami Otojiro, der Gatte der Sadayokko, welcher die Ritterrolle in den Pariser Vorstellungen spielte, ist einer der bekanntesten Soshi-Schauspieler. Im Allgemeinen stehen dieselben hinter den berühmten Künstlern des Shibaï zurück, aber es ist ihnen gelungen, das wirkliche alltägliche japanische Leben und besondere Kreise, z. B. Advocaten, Richter, Studenten geschickt nachzuahmen. Ihr Hauptbestreben ist es, für das Theater das Moderne, sowohl hinsichtlich des Inhalts der Stücke, wie Ausstattung der Bühne, aufzunehmen. Im Gegensatz hierzu meiden die Shibaï-Darsteller die Neuerung und trachten das von ihren Vorgängern Ueberlieferte zu erhalten und nachzuahmen. — Die Gagenhöhe der Schauspieler ist sehr verschieden und richtet sich nach dem Talent des Künstlers und seinen Abmachungen mit den Directoren. Z. B. erhielt der berühmte Danjieuro vor einigen Jahren vom Osaka-Theater für eine Spielzeit von 40 Tagen 50 000 Yen = 100 000 ℳ Honorar. In Tokio sind die gebräuchlichen Gagen ungefähr folgende: Ein Künstler ersten Ranges erhält 1500 bis 5000 Yen für eine Spielzeit von 22 Tagen, Künstler zweiten Ranges dagegen nur 800 bis 1200 Yen (1 Yen = 2 ℳ). Die ersteren spielen gewöhnlich 4 Mal, die anderen 6 Mal im Jahre. Die jüngeren Kräfte verehren ihre Lehrmeister mit großer Hingabe. Bei schlechtem Betragen streicht Letzterer den Schüler aus der Liste derselben und verbietet ihm den weiteren Zutritt zu seiner Bühne. Dies ist nicht nur eine große Schande für den Betreffenden, sondern es sind ihm auch fortan alle großen Theater verschlossen und er bleibt unbekannt, so großes Talent er auch für die Bühne haben möge. Nur wenn er im Laufe der Jahre Reue gezeigt hat, kann er durch Mittelspersonen, die seine Besserung bezeugen können, die Verzeihung seines ehemaligen Lehrmeisters erbitten. Er wird dann aufs Neue als Schüler zugelassen und genießt wieder die Ehre, mit seinem Lehrer auf ein und derselben Bühne spielen zu dürfen.

Alle dramatischen Dichtungen lassen sich in zwei Genres eintheilen, in das Jidaïmono und das Sewamono. Das erstere ist ein historisches Schauspiel, in dem der Held ein muthiger und edler Ritter oder ein seinem Herrn bis in den Tod getreuer Samouraï (Krieger) ist, oft jedoch ist auch die Hauptperson eine energische und thatkräftige Gouvernante, die ihren Zögling, einen reichen Erben, davor zu behüten weiß, daß er den Intriguen böser Menschen unterliegt. Die sittliche Pflicht spielt immer eine große Rolle in dieser Art Stücke. Das Sewamono, das zweite Genre, ist dagegen ein Abbild des alltäglichen Lebens. Liebesaffären werden dargestellt, doch auch sie zeigen eine sittliche Tendenz, insoweit Pflichtlehren gegeben werden. Es kommt ja zuweilen vor, daß Stücke in gewissen Theatern gegeben werden, die einen schlechten Einfluß auf das Publicum ausüben könnten, jedoch sind solche Fälle selten. Im großen Ganzen ist vielmehr das japanische Theater die Pflegestätte einer hohen Moral, wo die Liebe dem Pflichtgefühl zu opfern, Muth im Kampfe gegen das Böse und ritterlicher Sinn, der dem Schwachen im Kampfe gegen das Starke beisteht, gelehrt wird. Der Spielplan setzt sich thatsächlich zur größeren Hälfte aus Stücken eines Kawatake Mokuami und eines Taketa Izumo zusammen, welche Beide das wirkliche Leben, aber nur soweit es gut und schön ist, zu zeichnen suchten. Von den andern noch lebenden Dramatikern sind Foukouchi Ochikoshi (Gentchiro) und Tsubouchi Soloyo (Juzo) die berühmtesten und dann kommt Yoda Gakukaï. Foukouchi, der ein großer Historiker ist, war ehemals Director der Nichinichi, einer der größten politischen Zeitungen Japans. Nach einer erfolgreichen politischen Carrière ist er dramatischer Autor geworden. Er schreibt besonders für das Kabouki-Theater. Von den zahlreichen Stücken, die er verfaßt hat, sind besonders zwei, „Kasuganotsubone" und „Sekigahara

Homare nogaika“, von sehr großem Erfolge gewesen. Er hat ferner eine große Anzahl älterer Dramen für die Neuzeit bearbeitet und unter Anderm auch ein Drama geschrieben, das sich an V. Hugo's „Les Misérables“ anlehnt. Tsubouchi, der Zweite in dem oben genannten Dreigestirn der großen Dramatiker, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Dichter wie Foukouchi. Aber da er weniger Verbindung mit der Bühne hatte, ließ er in seinem Hause ein kleines Theater einrichten, wo er seine Dramen mit seinen Freunden, Eltern und Schülern zu spielen suchte. Im Jahre 1885 veröffentlichte er eine Uebersetzung der Werke Shakespeare's unter dem Titel: „Sizarukidan“. Seitdem hat er auch noch andere Uebersetzungen in der Revue Wasedabungaku, deren Herausgeber er ist, erscheinen lassen. Seine Dramen „Kirihitoka“, „Makmokata“ werden von den Literaten Japans sehr hoch geschätzt. Yoda, der Dritte im Bunde, hat die Stücke „Mongaku shoninkuwanjincho“ und „Yoshinoshui meikano homaré“ verfaßt, die mit sehr großem Erfolge von den Soshi-Truppen gegeben worden sind. „Michel Strogoff“ von Jules Verne wird in einer Uebersetzung des Morita Bunzo, eines eifrigen Verehrers V. Hugo's, sehr viel von den Soshi-Schauspielern aufgeführt. „La Dame aux Camélias“ von Alexander Dumas und „Quatre-Vingt-Treize“ von Victor Hugo sind ebenfalls übersetzt und für die heutige japanische Bühne bearbeitet worden. Aber abgesehen von einigen wenigen Stücken sind die Dramen Europas nicht bei den Shibaï-Theatern beliebt und beginnen erst durch die Soshi-Truppen und durch die modernen Gelehrten allmälig eingeführt zu werden.

Zum Schlusse unserer Ausführungen eilend, soll nur noch etwas über die Beschaffenheit des Theaters selbst gesagt sein. Früher befanden sich vor dem Eingange der Theater große Schilder, auf denen Scenen aus dem zur Darstellung kommenden Stücke gemalt waren. Ebenso befand sich rings um das Theater eine Holzgalerie, auf der die „Rüstungen“ der Schauspieler, die diesen von ihren Bewunderern geschenkt worden waren, aufgestellt waren. Diese Gepflogenheiten aus der guten alten Zeit haben sich nur noch bei den kleineren Theatern erhalten. In den Theatern giebt es fast ausschließlich nur Logen und zwar solche des Balcon, Parterre und Parquets, in denen man sich auf Kissen setzt. Wenn man ein Viertel des Logenpreises mehr bezahlt, ist man berechtigt, drei weitere Personen mit hineinzunehmen. In der 3. Galerie giebt es keine Logen, denn diese ist für Leute, die wenig Geld ausgeben können, reservirt. Sonst hat eine Loge immer vier Plätze. Die Billetpreise des Kabuki-Theaters in Tokio während des März 1900 waren: eine Balconloge 7 Yen 30 Sen (ca. 15 ℳ), Parterreloge 6 Yen 30 Sen (ca. 13 ℳ), Parquetloge 2 Yen 95 Sen (6 ℳ), ein Einlaßbillet 60 Sen (1,20 ℳ), ein Platz der 3. Galerie 35 Sen (70 ₰), für ein Kissen mehr 50 Sen (1 ℳ). Eine Eigenthümlichkeit des japanischen Theaters ist eine Art Podium, das von der eigentlichen Bühne beginnend mitten durch das Parterre läuft und so dieses gewissermaßen in zwei Hälften trennt. Dieses Podium ist dazu geschaffen, um der Scene mehr Raum zu geben, und führt den Namen Hanamichi „der Blumenweg“. Im Alterthum warf nämlich das Publicum den Schauspielern der No-Epoche als Zeichen des Beifalls und der Bewunderung Blumen (hana), richtiger gesagt Bouquets von imitirten Blumen, zu. Davon kommt der Name Blumenweg und er hat sich erhalten, obwohl man später Geld oder schöne Kleidungsstücke den Künstlern zuwarf. Das Orchester befindet sich im Hintergrunde der Scene. Außer dem Dialog kommen auch Monologe, wenn auch selten, vor. Sänger, begleitet von dem Samisen (einer dreiseitigen Laute), drücken dann die Gefühle der Person aus, die man darzustellen wünscht. Ehemals verwandte man zur Decoration der Bühne Stoffe oder Matten, auf welche die Landschaft und ebenso die Möbel gemalt waren. Die decorative Kunst hat sich seit den Tokugawa gebessert und gegenwärtig liebt man die Naturtreue im Theater. Richtige Möbel, Bäume, zuweilen sogar kleine Holzhäuser sind auf der Bühne aufgestellt. Dadurch wird die große Länge (15—30 Minuten) der Zwischenpausen bedingt. Jedoch benutzt man auch schon die sogenannten mawari boutaï (Drehbühnen), die in der Regel von drei verschiedenen Scenen, in Form eines Dreiecks, gebildet werden. Nach Schluß der einen Scene erscheint sofort die andere. Auf diese Weise kann die Scene schnell dreimal wechseln. Auch die moderne europäische Verwandlungsscene ist in einigen Theatern eingeführt worden. Um den Regen zu markiren, befestigt man oberhalb der Bühne zahlreiche durchlöcherte Bambusröhren in horizontaler Richtung. Soll es regnen, so wird Wasser in die Röhren gegossen und dies tropft durch die Löcher und ahmt den Regen in mehr oder weniger gelungener Weise nach. Schneefall wird in der Weise dargestellt, daß mit Papierschnitzel gefüllte Körbchen, die oberhalb der Bühne sich befinden, zur gegebenen Zeit an einem Bande hin und hergezogen werden und die Schnitzel im bunten Durcheinander herabfallen. Mond und Sterne markirt man in der Jetztzeit mit Hilfe der Elektricität. In der Regel besteht jeder Spieltag aus zwei Stücken, einem von sieben Acten und einem kürzeren und interessanteren, nur einactigen. Oft geschieht es aber, daß man drei Stücke aufführt, einen Jidaïmono von 4, einen Nakamaku, und einen Sewamono von 3 Acten, um eine größere Abwechslung zu bieten. Der Nakamaku ist eine Art Zwischenspiel, meist ohne Dialog und wird nur durch Gesten dargestellt, während Sänger die Gefühle des Darstellers zum Ausdruck bringen. Die Vorstellungen beginnen 11 Uhr Morgens und enden gegen 8—9 Uhr Abends. Man ist daher gezwungen im Theater zu essen und zu trinken, jedoch machen dies nur Leute der niederen Stände, die sogenannte gute Gesellschaft begiebt sich zu diesem Zwecke in ein nahebeigelegenes chaya (Theehaus). Diese letzten befassen sich mit Allem, was das Interesse der Theaterbesucher erfordert: Verkauf der Billets, Kissen für die Logen und Speise und Trank. Um einen guten Platz zu bekommen, muß man sich stets an eines der chaya wenden und die Leute der besseren Stände bedienen sich stets ihrer Vermittlung. Es kommt oft vor, daß die Mitglieder einer kaufmännischen Gilde einen Schauspieler oder eine Schauspielerin dadurch ehren, daß sie ihm oder ihr bei Gelegenheit einer Vorstellung eine kostbar gestickte Seidenrolle übergeben. Sogar Ausländer haben in dieser Weise hervorragende japanische Künstler geehrt, z. B. im Jahre 1879, wo die im Dienste des Mikado stehenden Europäer die Shintomi-Theatertruppe beschenkten. Dieselbe Truppe empfing u. A. in gleicher Absicht eine rothe Seidenrolle vom General Grant, dem ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, als dieser auf seiner Reise um die Welt auch Japan besuchte. — Doch ich muß nun schließen. Mußte ich doch schon zu lange die Aufmerksamkeit meiner Leser in Anspruch nehmen, wenn ich so ausführlich sein wollte, um ein möglichst klares Bild über die Theaterverhältnisse Japans geben zu können.

Bücherbesprechungen.

— Gerhard A. Wauer, Die Anfänge der Brüderkirche in England. Ein Capitel vom geistigen Austausch Deutschlands und Englands. Inaugural-Dissertation der philosophischen Facultät der Universität Leipzig zur Erlangung der Doctorwürde. 147 S. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1900. — Der junge theologische Verfasser hat mit eingehendem Fleiß einen ihm nahe liegenden Stoff nach bekannten und weniger bekannten englischen Quellen eifrig studirt und bietet uns eine anerkennenswerthe Arbeit, die nicht allein der Brüdergemeinde selber, sondern auch weiteren Kreisen willkommen und werthvoll sein dürfte. D. K.

— Die Urkundenfälschungen des Reichskanzlers Kaspar Schlick nebst Beiträgen zu seinem Leben. Von Alfred Pennrich. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901. X, 86 [?— mein Exemplar ist unvollständig] S.; 8°. Preis: 1,20 ℳ — Kaspar Schlick (Schlik), der Sohn Heinrich Schlick's, eines dem Dorf Ober-Losau (zwischen Oelsnitz und Plauen i. V.) entstammenden Egerer Tuchhändlers und Kaufmanns, und seiner einem Egerer Bürgerhaus angehörigen Frau, ist geboren kurz vor 1400 (1395?), hat nicht studirt, wurde 1416 Schreiber in der Kanzlei König Sigismund's, erhielt am 13. August desselben Jahres für seinen Vater und sich eine Bestätigung und Besserung des Wappens [wahrscheinlich Fälschung], wurde am 4. Januar 1418 unter die familiares des Königs aufgenommen, am 16. Juli 1422 [nicht 1421!] als Edler, Herr zu Neuhaus, in den Freiherrenstand erhoben [Fälschung], erhielt am 13. Juli 1426 für sich und seinen Vater den Reichsschutz verliehen [Fälschung], wurde 1427/28 [nicht 1423!] Protonotar, nahm 1429 vorübergehend die Stellung eines Vicekanzlers ein, wurde im Herbst 1430 zum Vicekanzler ernannt, nachdem er unterm 21. Juli desselben Jahres mit mehreren Lehen belehnt worden war [Fälschung], und erhielt am 21. August 1431 Bassano verliehen [Fälschung; doch heute noch

nennen sich die Herren von Schlick „zu Bassano"], dessen Besitz er sich unterm 31. Mai 1433 bestätigen ließ [Fälschung]. An dem eben erwähnten Tage wurde Kaspar zum Ritter (miles) geschlagen und zum Ersten Kanzler ernannt: das ist der erste Fall in deutschen Landen, daß ein Laie und noch dazu einer von bürgerlicher Herkunft dieses höchste Reichsamt erreichte. Und Schlick hat diesem außergewöhnlichen Falle noch die Krone dadurch aufgesetzt, daß er in diesem höchsten Reichsamte — gleich Bismarck — unter drei Kaisern (Sigismund, Albrecht II., Friedrich III.) verblieben ist. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Am 1. Juni 1433 wurde er zum Lateranensischen Pfalzgrafen ernannt und verschaffte am 13. Juli desselben Jahres seiner Familie eine Wappenerweiterung [Fälschung]. In das folgende Jahr 1434 fallen drei Auszeichnungen: am 1. Mai die dauernde Bestätigung von Bassano [Fälschung], am 1. October die Erhebung seiner Brüder Matthaeus, Nikolaus, Heinrich und Franz in den Freiherrenstand [Fälschung] und am 4. November die Verleihung von Falkenau an Kaspar und Matthaeus [wahrscheinlich Fälschung]. Am 25. Juli 1437 wurde dem Ehepaare Kaspar und Agnes Schlick das Versprechen gegeben, daß die schlesische Herzogin Agnes von Oels-Cosel trotz ihrer Heirath die fürstliche Würde behalten soll [Fälschung]. Unterm 24. August desselben Jahres erreichte Kaspar Schlick von seinem alternden Kaiser sogar die Belehnung mit dem Toggenburg'schen Erbe (Toggenburg, Belfort, Davos, Prätigau); doch hierin ist er nicht glücklich gewesen: der Kanzler mußte unter König Albrecht (1439) seine Rechte an den Grafen Wilhelm von Montfort abtreten. Dafür hatte Schlick bereits am 30. August 1437 ein überaus einträgliches Münzprivileg erhalten [Fälschung aus der Zeit zwischen 1520/28! die Schlick'schen Joachimsthaler Güldengroschen aus dem angehenden 16. Jahrhundert sind die Ahnen unserer Thaler] und ließ sich am 30. October und am 1. November 1437 — also zweimal unmittelbar hintereinander! — zum Grafen von Bassano ernennen [Fälschung]. Die Verschreibung des Landes Wenden [am 7. September 1436 war der Werle-Wendische Zweig des Mecklenburgischen Fürstenhauses ausgestorben] unterm 6. November desselben Jahres führte jedoch ebenso wenig zur Gewinnung einer landesherrlichen Stellung wie die Toggenburgsche Erbschleicherei. Und so ging es fröhlich weiter. Im Winter 1447 auf 1448 aber fiel der allmächtige Kanzler dreier Kaiser in Ungnade, am 13. September 1448 starb ihm die geliebte Gattin; und am 5.(?) Juli 1449 folgte er ihr ins Grab nach. Ein merkwürdiger Lebensgang. Der Staatsmann, der die Heirath der Tochter Sigismund's, Elisabeth, mit Albrecht von Oesterreich zu Stande gebracht, dessen Wahl zum Könige von Ungarn und Böhmen durchgesetzt, die Unterhandlungen mit dem Papste wegen der Kaiserkrönung Sigismund's geführt, in der Hussitenfrage, in den Verhandlungen mit dem Basler Concil, in den Streitigkeiten des Deutschordens mit Polen eine große Rolle gespielt und nach Sigismund's Tode noch zwei Herrschern treu gedient hat — dieser große Staatsmann ein raffinirter Urkundenfälscher (Anfang der 40er Jahre nach P.). Diese namentlich für die noch lebenden Nachkommen Kaspar Schlick's überaus betrübliche Entdeckung — einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Briefadels — verdanken wir nicht etwa blos der vorliegenden Doctordissertation, die einer Anregung des Breslauer Professors Al. Schulte ihren Ursprung verdankt, sondern zufälliger Weise auch einer verabredetermaßen an demselben Tage erschienenen, von jener unabhängigen Wiener Arbeit des Doctors Dworak, die vor Pennrich's Abhandlung den großen Vorzug hat, daß ihr Verfasser Zutritt zum Schlick'schen Familienarchiv erhalten hatte, während diese Gunst dem Breslauer Doctoranden leider versagt geblieben ist. Pennrich hat seine Beweisführung also nur durch innere Gründe stützen können. Ht.

— **Neue Gedichte** von **Otto Oppermann.** E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig 1901. 103 Seiten. Preis 2 M. — Otto Oppermann hat begonnen, sich auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte, besonders der Stadtgeschichte, als scharfer, besonnener und eindringender Forscher bereits einen guten Namen in der gelehrten Welt zu erwerben. Aber außer mit historisch-kritischen Arbeiten ist er auch, nachdem schon vor Jahren ein kleiner Band Gedichte von ihm erschienen, hier und da in Zeitschriften mit Gedichten an die Oeffentlichkeit getreten. Jetzt legt er uns einen Band neuer Gedichte vor, die uns gegenüber dem ersten Bändchen ein bedeutendes Ausreifen seines dichterischen Talentes zeigen. Das Kritisch-Scharfe seiner ganzen Anlage, das uns Oppermann in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt, tritt uns auch in diesen seinen Gedichten entgegen, aber man kann nicht sagen, daß es ungünstig auf seine Lyrik eingewirkt hat. Es sind keine leichten Tändeleien in dem Buche enthalten, sondern jedes Blatt zeugt von dem ernsten Ringen einer Seele, die sich durch Zweifel und Wirrniß hindurchgerungen zu einer festen und geschlossenen Daseinserfassung. Wir theilen seine Weltanschauung nicht, aber wir achten sie wie jeden festen durch ernste innere Kämpfe selbst errungenen Standpunkt. Neben dem Scharf-Verstandesmäßigen seiner Begabung schlummert aber in Oppermann's Brust noch etwas Anderes, eine verhaltene stille Sehnsucht nach einem versunkenen Wunderlande der Phantasie, und dieser Gegensatz seines Inneren, dieser Widerstreit seiner Empfindungen und seines Verstandes gießt einen eigenen Stimmungszauber über seine Gedichte und hüllt seine Poesie in das Gewand stiller Melancholie und Resignation, die uns die Leiden des Dichters und sein ungestilltes Sehnen ahnen lassen. Auch auf die Plastik seiner Darstellung hat die scharfe Beobachtungsweise des Kritikers und die Gewöhnung, den Dingen auf den Grund zu sehen, befruchtend eingewirkt. Seine Bilder aus dem Leben Kölns und seines lebenslustigen und bigotten Völkchens sind wahre Cabinetstücke, Darstellungen des wirklichen Lebens in Holzschnittmanier in ihren scharfen, leicht satirisch gefärbten Strichen und Umrissen. Ich nenne hier nur von dieser Art: „Feiertag am Rhein" und „Frühling in Köln". Wer je in Köln rheinisches Volksleben zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird geradezu betroffen sein, in wie wenigen markigen Strichen hier Kölnisches Volksleben und Straßentreiben, die bigotte Frömmigkeit des echten Kölners, seine breite behagliche Selbstzufriedenheit und seine unbegrenzte Fähigkeit, Feste zu feiern, wo immer sie fallen, skizzirt und zugleich leicht carikirt ist. Und wer je an hellen Frühlingsabenden nach den von goldenem Licht umflossenen grauen Thürmen St. Gereons geschaut hat, der wird sich bezaubert fühlen von der Poesie, die in die letzten beiden schlichten Zeilen des „Frühlings in Köln" hineingebannt ist. Zum Schluß lassen wir dieses Gedicht als Probe folgen, das alles zuletzt Gesagte über Oppermann's Darstellungskunst und Zeichenmanier trefflich illustrirt:

Frühling in Köln.

Lenzsonne fluthend über engen Gassen,
Auf grauen Erkern, steiler Dächer Knauf.
Maiglöckchen in den runden Körben, passen
Den ersten Fremden braune Burschen auf.

Ein stämmiger Fuhrmann, mit der Peitsche klatschend,
Geht selbstbewußt vor seinem Karren her.
Sein Pfeifchen dampft. Im breiten Rinnsal patschend
Und schreiend spielt der Straßenjungen Heer.

Breitmäulige Weiber steh'n umher und gaffen
Und blinzeln blöde in das gold'ne Licht;
Schulkinder grüßen knicksend einen Pfaffen,
Der leise murmelnd seinen Segen spricht.

Drehorgelklang: „Am Rhein, da möcht' ich leben —",
Ein Eisverkäufer schellt mit gellem Ton.
Die Schwärme heimgekehrter Staare schweben
Froh um die Thürme von Sanct Gereon.

Dr. W. **Bruchmüller.**

— Die vom Hauptmann v. **Estorff** in Aussicht gestellte **Kleine Schrift über das Gewehr 98** ist nunmehr bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienen: Zunächst nur beim königl. preußischen Gardecorps und bei den Truppen des ostasiatischen Expeditionscorps in Gebrauch genommen, soll das neue Gewehr Mod. 98 nach und nach bei allen Corps der deutschen Armee eingeführt werden. Neben dem officiellen Leitfaden, betreffend das Gewehr und Seitengewehr 98, erleichtert die Schrift des Hauptmanns v. Estorff dem Manne das Verständniß für die neue Waffe, da zahlreiche (52) in den Text gedruckte Abbildungen veranschaulichend wirken. Der Preis ist ein außergewöhnlich billiger zu 20 ₰. — Ebensowie die eben besprochene Schrift kann auch die **Tafel für den Unterricht über das Gewehr 98** empfohlen werden. Letztere, in Größe 65 × 72 cm zum Preise von 80 ₰ ebenfalls bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienen, veranschaulicht alle Gewehrtheile und die verschiedenen Functionen des Schlosses in großer, deutlicher und farbiger Ausführung. Auf Pappe gezogen, eignet sich die Tafel als Schmuck für die Mannschaftsstuben und Kasernenflure. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 31. Donnerstag, den 14. März, Abends. 1901.

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

V. Porto Alegre und Umgegend.

Porto Alegre ist nicht nur eine der gesündesten Städte, die man sich denken kann — ich maß während eines einwöchentlichen Aufenthaltes nie mehr als 22 und nie weniger als 14 ° C. und von einigen wenigen Monaten abgesehen, die allerdings sehr heiß sein können, herrscht hier überhaupt das ganze Jahr hindurch ein wunderbarer Frühling — nein, Porto Alegre ist, wie man nach dem früher Gesagten bereits errathen wird, auch eine der angenehmsten Städte wenigstens Brasiliens und dies nicht zum geringsten Theile auch wegen des trefflichen Unterkommens, das man daselbst findet. Neben einer Menge kleinerer Gasthäuser giebt es ein französisches und zwei deutsche Hotels. Von den letzteren ist das eine, das „Hotel Becker“ (jetzt „Amos“), dessen Besitzer überhaupt nicht portugiesisch versteht, etwas einfacher und billiger, so zu sagen mehr bürgerlich, wie dort beispielsweise häufig auch deutsche Nationalgerichte, so u. A. Schweinsknochen und Sauerkraut, auf dem Tische erscheinen, weshalb das Haus auch den Sammelpunkt der deutschen Colonisten aus dem Hinterland bildet; das andere, das „Hotel Brasil“, dessen Besitzer noch den Feldzug von 1870 mitmachte, trägt bei auch entsprechend höheren Preisen einen einigermaßen vornehmen Anstrich und darf daher als Rendezvous der besseren Gesellschaft, der deutschen Kaufleute, Beamten u. s. w. betrachtet werden. Es hat zudem die denkbar günstigste Lage, im Brennpunkte des Verkehrs, an der Hauptader des Geschäftslebens, der rua dos Andradas, und zwar an einer Stelle derselben, wo gegenüber die Häuser fehlen und dafür eine schöne Parkanlage sich ausbreitet, so daß ich vom Balkon der Wohnung aus, die ich mir hier gemiethet und in der es, nebenher bemerkt, selbst an einem Pianino, sowie im Schlafcabinet an Moskitonetzen nicht fehlte, direct in die Palmenwedel hineinzublicken vermochte. Im Schatten der letzteren saßen den ganzen Tag über auf Holzbänken allerhand müßige Leute, vornehme weiße Stutzer wie armselige Neger-Proletarier, zugleich hatten unternehmende Stiefelwichser Stühle aufgestellt, auf denen sie diejenigen der Besucher der schönen Anlage, welche nicht nur Zeit, sondern auch Geld hatten, einer Verschönerung ihrer Fußbekleidung unterwarfen. Wie seltsam contrastirte mit diesem kleinen Stillleben zwischen exotischen Gewächsen das wahrhaft großstädtische Getümmel, welches auf dem großen Corso davor von früh bis spät Abends einem Strome gleich vorüberrauschte, Maulthier-Tramways zwischen bäuerlichen Milchwagen aus den Colonien, Reiter auf Pferden und Eseln, Matrosen von den Schiffen und verwegen dreinblickende Gauchos (Viehzüchter) von den „Camps“, den Hochweiden im Innern, Blondhaarige und Wollköpfe — Bilder wie von einem großen Carneval. Selbst wenn es Nacht geworden und der Schwarm sich bis auf Wenige verlaufen hatte, gab es noch interessanten Beobachtungsstoff, etwas, das ich sonst nirgends wieder in Brasilien bemerkte. Es tummelten sich dann zahlreiche Nachtwächter umher, welche auf Pfeifen mit den verschiedensten Tönen, ähnlich wie bei uns vordem die Brezeljungen, buchstäblich ohne Aufhören pfiffen, sodaß es durch die ganze Stadt hin ein förmliches Nachtconcert gab. Wie man mir sagte, signalisirt in dieser Weise jeder der braven Hüter des Gesetzes alle und jegliche von weitem des Weges Kommenden seinem nächsten Collegen schon im Voraus, sodaß ein nächtlicher Wanderer so zu sagen unter Polizeicontrole oder auf einer Art „Schub“ die Straßen passirt, was für die Sicherheit in einem Orte mit so zusammengewürfelter Bevölkerung gewiß von größter Wichtigkeit, für einen harmlosen Nachtwandler dagegen keineswegs sehr angenehm sein dürfte. Auch ich wurde in der Folge in dieser Weise einige Male von der Thüre eines gastlichen Hauses bis ans Hotel heimgepfiffen. Nun, das Lärmmachen gehört einmal mit zur ganzen Art des Brasilianers, wie beispielsweise eben auch in Porto Alegre selbst der kleinste Trupp von Soldaten, wie solche bei Tage ungezählte Male die Straße passirten, oft nur 6—8 Mann, dies nie anders that als unter Vorantritt eines Trompeters, der sein schrill tönendes Instrument mit der Kraft eines Verzweifelten bearbeitete. Auf alle Fälle wird man zugeben, daß ich in meinem Quartier einen höchst unterhaltenden Beobachtungsposten besaß. Zum Glück eröffneten sich dort aber nicht nur treffliche Ausblicke, sondern auch ebensolche Einblicke. Ueberall herrschte deutsche Sauberkeit, in den Wohn- wie in den Speiseräumen, obwohl die Kellner — wie fast allenthalben in Brasilien — Italiener und das Stubenmädchen eine allerdings etwas deutsch redende Negerin war. Auch die Küche übertraf mindestens die meisten ihres Gleichen im weiten Reiche. Ja, Hr. Bahlke, so hieß mein Gastgeber, ließ es sich sogar angelegen sein, mir Specialitäten aus den reichen Natur-Vorrathskammern des Landes auf den Tisch zu stellen. So gab es u. A. einmal Ragout von Gürtelthier, das von den Einheimischen viel gegessen wird. Dabei holte der kleine welsche Kellner, der uns bediente, auch die freilich wenig appetitlich aussehende, grau-schwarze, mit vereinzelten Borsten bewachsene „Schale“ herbei, in welcher das Thier gesteckt hatte, und trat also den Beweis der Wahrheit an. Auch Fische wurden uns reichlich vorgesetzt, welche der Guahyba in Masse beherbergt. Viele derselben zeigten bei größter Zartheit des Fleisches doch wahrhaft riesige Verhältnisse. Einige ähnelten in Gestalt wie Geschmack auffällig unseren Karpfen. An Gemüsen, von denen nicht wenige in Rio Grande do Sul, wie schon früher erwähnt, das ganze Jahr hindurch wachsen, fehlte es hier natürlich gleichfalls nicht, beispielsweise nicht an brennend rothbäckigen Radieschen. Und diese culinarischen Darbietungen erschienen dabei häufig auch in poetischem Gewande. So fanden wir am Sonntag unsere Tafel reizend mit Rosen und Veilchen decorirt. Alles in Allem hatten wir uns lange nicht so außerordentlich wohl gefühlt wie in diesem traulichen Quartier, und es kostete uns jedesmal etwas wie Ueberwindung, wenn wir die Schwelle überschritten zu Kreuz- und Querzügen durch Stadt und Umgegend, die allerdings auch jedesmal lohnten. Architektonisch hervorragende Bauwerke giebt es dort freilich nur in geringer Menge. Recht hübsch ist die dem Ankömmling gleich beim Hafen entgegentretende Markthalle (der „mercato“), ein um einen weiten gepflasterten Raum herumgelegter Loggienbau im italienischen Rundbogenstil, wo mit den aufgespeicherten Naturproducten dem Forscher zugleich eine Mustersammlung dessen geboten wird, was das reiche Land zu erzeugen vermag. Ich sollte hier übrigens auch eine originelle Bekanntschaft machen. Ein Schuhmacher, gebürtig aus Leipzig und trotz seiner vorgerückten Jahre ein lustiger Kauz, sprach mich an, da er merkwürdiger Weise aus meiner äußeren Erscheinung schließen zu dürfen glaubte, daß ich ebenfalls aus der guten Pleißenstadt stamme, welche zu den Deutschen in Porto Alegre, wie es scheint, ein bedeutendes Contingent gestellt hat. Der gute Mann beruhigte sich schließlich, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich seine schöne Vaterstadt wenigstens durch meine Studentenjahre kennen gelernt habe. Unweit der Markthalle, an einem großen belebten Platze, erhebt sich auch der noch nicht ganz zum Abschluß gelangte Prachtbau des neuen Rathhauses, sowie das schon ältere Gebäude der „Alfandega“, des Zollhauses, welches

während meiner Anwesenheit eine Art Wiederbelebung feierte. Aus reiner politischer Chikane war dasselbe vor einigen Jahren plötzlich und ohne weitere Begründung von der Centralregierung geschlossen und das ganze Zollgeschäft nach Rio Grande verlegt worden, eine schwere Schädigung von Porto Alegre und der dortigen großen Geschäfte, wie man begreift. Die Unabhängigkeitsgelüste, die auch hier, ja hier vielleicht am stärksten vorhanden sind, trugen die Schuld daran. Es war eine Art Strafact, an welchem auch der leider sein Deutschthum völlig verleugnende deutsche Abgeordnete von Porto Alegre Haßlocher nichts zu ändern vermochte. Nun war ebenso plötzlich, wie es erlassen worden, das verhängnißvolle Edict wieder aufgehoben. Zur Feier dieses Ereignisses war die ganze betreffende Straße mit zahllosen bunten Fähnchen, darunter auch deutschen, auf's Prächtigste geschmückt, auf langen Gerüsten hatte man Dutzende von Racketen angebracht, die Stunden hindurch ein Geknatter verursachten, als würde die Schlacht von Sedan noch einmal geschlagen, und am Abend gab es sogar eine Illumination und bengalische Beleuchtung, in deren buntem Lichte sich die mächtigen Wipfel der Palmen und Bananen im nahen „passeio publico" wunderbar ausnahmen. Ein Bauwerk Porto Alegres, welches als solches Beachtung verdient und dabei für jeden Deutschen noch besondere Bedeutung haben wird, ist weiter die „Germania", das Clubhaus unserer Landsleute in der fernen Stadt, ein zweistöckiges Palais in vornehmster Renaissance mit Karyatiden, korinthischen Säulen u. dergl., welches elegante Ball- und Spielsäle, Lesehalle u. s. w. enthält. Ich wurde eines Abends dort eingeführt und verlebte einige frohe Stunden unter gemüthlichen Leuten unserer Rasse. Es war zufällig der Tag, an welchem früh der (interimistische) neue deutsche Consul von Rio her im Orte eingetroffen war. Eine Deputation der angesehensten Deutschen, im Frack und Cylinder, hatte ihn am Hafen erwartet. Der Ankömmling erschien aber in hellem Reiseanzug und das (war die erste Enttäuschung. In Ländern mit noch so schwacher Cultur, wie Brasilien eins ist, hält man mehr auf Etikette denn anderwärts und schon in Deutschland hatte mir ein Landeskundiger den guten Rath gegeben: „Wenn Sie in Rio etwas erreichen wollen, so nehmen Sie den feinsten Salonanzug mit, denn man läuft dort bei 40 Grad im Schatten mit Klapphut und im schwarzen Rock herum." Im Laufe des Tages fand man indeß auch noch mehr an dem neuen Vertreter des Deutschen Reiches auszusetzen, er sei ein eckiger unbeholfener Mensch, mache keinerlei Figur und wisse nichts zu reden, mit einem Worte: er verstehe nicht zu repräsentiren. Aeußerungen dieser Art mußte ich damals im Clubhause in Menge anhören. Aber ich für meine Person mochte nichts dazu sagen, obwohl der Eingetroffene in meinem Hotel abgestiegen war. Indeß, möchte ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu betonen, daß man bei der Auswahl der Männer, die man regierungsseitig ins Ausland sendet, recht vorsichtig sein sollte, damit man nicht wieder an die bekannte Geschichte erinnert wird, welche sich zwischen einem deutschen Minister und einem französischen Gesandten abspielte. Der letztere urtheilte abfällig über die deutsche Sprache, indem er u. A. äußerte, dieselbe enthalte viele Worte, die genau dasselbe besagten, ohne daß ein sachlicher Unterschied vorhanden sei, z. B. senden und schicken. „Senden und schicken?" antwortete damals der deutsche Staatsmann dem Franzosen, „oho, da ist doch ein großer Unterschied; Sie, mein Herr, sind beispielsweise ein Gesandter, aber kein geschickter." — Bei der bisherigen kurzen Schilderung der architektonischen Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt von Rio Grande habe ich die kirchlichen Bauwerke noch gar nicht berührt. Dieselben entsprechen aber in der That auch — wie fast überall in Brasilien — nur wenig künstlerischen Anforderungen. Am meisten Beachtung verdient noch die natürlich wieder zweithürmige Hauptkirche (die „matrize"), indeß lediglich wegen ihrer Lage auf dem höchsten Punkte des von der Stadt eingenommenen Landrückens. Von dort genießt man eine geradezu entzückende Aussicht, der Doppelcharakter der Umgebung von Porto Alegre kommt daselbst besonders zur Geltung. Das Auge dringt vorwärts hinein in die mattgrüne Buschwelt, durch welche sich die Silberbänder der vier Ströme des Guahyba-Beckens aus dem geheimnißvoll dem Blicke noch entzogenen Innern herbeischlängeln, um dann, rückwärts, gen Süden gewandt, an der unbewegten, tiefblauen Bucht hängen zu bleiben, um welche, wie früher angedeutet, eine südlich üppige Natur alle Zauber der Gärten der Hesperiden ausgegossen hat. Angesichts der süßen Reize, welche sich in letztgedachter Richtung dem Beschauer verrathen, wird da droben in jedem Fremdling der Wunsch rege werden, doch einmal auch den Fuß in jene lockenden Gefilde zu setzen. Und in der That ist auch nichts leichter als dies. Der Pferdebahnverkehr erscheint in Porto Alegre ganz besonders gut entwickelt. Für die Kleinigkeit von 300 Reis (zur Zeit kaum mehr als 25 Pfennige) wird man meilenweit in die herrliche Landschaft im Süden des Ortes nach den verschiedensten Richtungen hinausgefahren. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einer seltsamen Praxis dieser öffentlichen Fuhrwerke von Porto Alegre gedenken, die auch auf das ganze verlotterte Finanzsystem der brasilianischen Republik Streiflichter fallen läßt. Die Schaffner pflegen nämlich, da ein ungemeiner Mangel an Scheidemünzen herrscht, nicht mit solcher, sondern mit einer Art Bonds herauszugeben, die meist auch in den Läden der Stadt als baare Münze angenommen werden. Die Pferdebahn-Gesellschaft gewinnt dabei auch noch indirect, indem begreiflicher Weise eine große Anzahl jener Bonds nicht wieder zurückkommt. Uebrigens pflegen in Porto Alegre auch ganz einfache Geschäftsleute, wie Bäcker u. dergl., in derselben Weise dem Herrn Finanzminister ins Handwerk zu pfuschen und kleine Werthpapiere eigner Fabrikation in Umlauf zu setzen. Abgesehen von jener seltsamen Eigenmächtigkeit ist jedoch der Betrieb auf den Straßenbahnen von Porto Alegre ein recht guter, es wird flott gefahren und man erreicht unfehlbar sein Ziel, wenn der Wagen nicht — umfällt und man einige Rippen bricht, was durchaus nicht zu den seltenen Vorkommnissen gehört. Der Linien, die für den Fremden in Betracht kommen, sind vor Allem zwei, die eine läuft, nachdem sie die Stadt in großem Bogen umkreist, lange in der Ebene an der erwähnten schönen östlichen Bucht des Guahyba hin, die andere steigt, mit vier kräftigen Mulis bespannt, direct über den steilen Rücken, welchen die innere Stadt einnimmt, und senkt sich erst dann in die Niederung herab, um von da nun ebenfalls, gleich der erstgenannten, tiefer in die grünen Uferberge einzudringen. Beide rollen, sobald sie die letzten Häuser der eigentlichen Stadt verlassen, die berückendsten Bilder auf. Der Boden der Straße ist — wie mehr oder minder durch die ganze weite Provinz — vielfach von Eisenoxydul roth gefärbt wie Blut, so daß dem Passagier im Wagen die Augen schmerzen. Im schroffsten Contrast zu dieser grellen Färbung des Erdreichs schimmern die bald größeren, bald kleineren Villen, die jetzt rechts, dann wieder links vom Wege sowohl näher wie ferner auftauchen, gleich frisch gefallenem Schnee, und das Blattmeer der Gärten, in die sie eingebettet sind, liefert dazu ein Grün, so leuchtend, als sei es eben aus dem Pinsel eines Malers geflossen. Und zwischen diesen Grundfarben drängen sich allenthalben noch andere Nüancen aus dem großen Atelier der Mutter Natur, das tiefe Goldgelb der Orangen, mit denen die breiten Wipfel mancher mächtigen Stämme wie übersät erscheinen, das zarte Mattgelb der Citronen, die oft unmittelbar daneben andere Bäume in gleicher Ueberfülle zieren, die Stufenleiter von blaß Rosa bis zum gesättigtsten Purpurroth, welches die große Familie der Rosen zur Schau trägt, die überall durch die Gitter der Miniaturschlößchen herauswollen, das feine Violett der Orchideen, welche kühn genug sind, in diesem Paradiese selbst noch an den schlanken Schäften der mächtigen Palmen emporzuklettern, welche über das niedrige Dickicht der anderen Gewächse aufragen wie stolze Aristokraten aus einer Volksmenge, das dunkle Blau einer exotischen Veilchenart und unzähliges Andere, das sich noch nennen ließe. Ja, welch eine Fülle der Farbentöne, aber auch der Formen, denn da stehen buschige Lorbeeren wie Pyramiden, düstere Cypressen wie Obelisken, stachelige Cacteen gleich steifen Linealen und unter weit wie mit weichen Armen in die Luft greifenden Bananen wuchern am Boden die bescheideneren Wedel saftiger Farrenkräuter. Wie muß sich da das Auge des Fremdlings drehen und wenden, um all diese Bildchen eines wundersamen Stilllebens in sich aufzunehmen! Indeß auch wenn er es schlösse, würde er noch die Herrlichkeit hier verspüren, denn aller Orten strömt bis in den Wagen, wo wir sitzen, ein wahrhaft berauschender Duft, der die ganze Luft erfüllt, ein Duft feiner und mannigfaltiger als aus einem Parfümerie-Laden, ein Duft, gemischt aus dem Hauche der Millionen von Orangeblüthen und all der vielen anderen edlen Kinder Flora's, die das Erdreich schmücken. Und bei Alledem steht „Winter" im Kalender; welch ein glückliches Land! So schön das aber auch Alles ist, so giebt es doch so zu sagen nur erst einen Vorschmack von dem, was uns weiter drinnen im Lande erwartet. Bereits einige Meilen nordwärts von der Hauptstadt können wir noch viel berauschendere Bilder sehen und das noch dazu im Bereich einer der deutschen Colonien, die kennen zu lernen wir ja doch aus weiter Ferne

gekommen sind. Der Weg dahin ist ein bequemer. Eine Eisenbahn, die bereits vor nunmehr fast 30 Jahren von einer englischen Gesellschaft mit einer Zinsgarantie von beiläufig 7% gebaut wurde, führt dahin. Sie überwindet die nur 43 Kilometer betragende Entfernung in etwa zwei Stunden. Die Einrichtung der Wagen ist ziemlich primitiv, dafür um so bemerkenswerther, was uns unterwegs rechts und links vom Schienenstrang vor Augen tritt. Vielleicht ist deshalb der Fahrpreis auch ziemlich bedeutend, er beträgt für hin und her nicht weniger als 6 Mil 500 Reis pro Person. Wir rollen zunächst einige Zeit an der Ausbuchtung hin, die sich das Guahyba-Becken auch gegen Nordosten leistet. Hier giebt es am Wasser verschiedene industrielle Anlagen, namentlich auch Schiffswerften, auf deren einer ich ein ganz hübsches eisernes Boot bauen sah. Erst bei der Station Navegantes, bis wohin auch noch die Trambahn und die lange Reihe von niedlichen Villen mit tropisch-üppigen Gärten reicht, die in dieser Richtung gleichfalls von der Innenstadt ausstrahlt, zweigt die Linie von der Bai ab, um ins Land hineinzulaufen. Das Erdreich ist jetzt zunächst noch eben und nach Art unserer Wiesen von einer dichten Grasdecke überzogen. Diese letztere zeigt indeß eine ganz seltsame Eigenart. In Form und Gestalt täuschend unseren Heuschobern ähnlich, stehen hier dicht bei einander und so weit das Auge reicht, kleine grau-grüne Hügel zu Hunderten, ja, vielleicht ohne Uebertreibung, zu Tausenden. Es sind dies, wie mir von Deutschen auseinandergesetzt wurde, die in ziemlicher Anzahl mit mir den Wagen theilten, in welchem man charakteristischer Weise überhaupt nur deutsche Laute hörte, Termitenhaufen, und zwar solche von einer kleinen weißen Art der betreffenden Thierchen. Auf die Frage, warum man dieselben im Interesse der schönen Rasenfläche nicht einebne, wurde mir erwidert, daß sie infolge ihrer ganz unglaublich festen Beschaffenheit einem derartigen Beginnen großen Widerstand entgegensetzen würden. Weiterhin wurde das Terrain stark wellig und erschien mit dem überschießend üppigen, durch Schlinggewächse, Luftwurzeln u. dergl. aufs Innigste verflochtenen und verschlungenen Urwald, der für ganz Brasilien vom Amazonas bis zur Lagoa Mirim im fernen Süden so charakteristisch ist, bedeckt. Die hervorragend feuchte Beschaffenheit des Untergrundes bedingte in dieser Gegend indeß eine besonders ausgiebige Entwickelung der herrlichsten Farren, Aroideen u. dergl., über deren fetten Blattmassen vielfach, namentlich auf gehobeneren und trockneren Stellen, bald als einzelne Exemplare, bald in ganzen Gruppen Palmen von der in den gebirgigeren Theilen der Provinz besonders häufigen Art der Koqueiro- oder Jerivapalme (Cocos coronata) ihre Wipfel empor reckten. Leider erschienen diese letzteren, wie man dies überall im Bereich der colonialen Ansiedelungen im Lande wahrzunehmen vermag, vielfach völlig verstümmelt, die stolzen, breiten Kronen gleich einem von unbarmherzigem Scheermesser getroffenen Lockenhaupte zusammengeschnitten bis auf zwei oder drei vereinzelte Wedel, die nun wie betrübt am hohen Stamme abwärts hingen. Die auffällige Erscheinung erklärte sich daraus, daß die Bauern gerade die Blätter dieser Palmengattung gern als Pferdefutter verwenden. Landwirthschaft und Poesie läßt sich leider nicht immer in Einklang bringen, auch in Südamerika nicht. Einen besonders beachtenswerthen Punkt erreichten wir in dieser Wildniß mit der Station Kanoes, 14 Kilometer von Porto Alegre. Hier überblickte man zur Rechten einen weiten, eingefriedigten Plan, auf welchem unzählige schwarze Schweine sich im Kothe tummelten. Dies war die große Schweineschlächterei eines Deutschen, Namens Gräfe, der es durch den Export des in ganz Brasilien sehr begehrten Schweineschmalzes bereits zum vielfachen Millionär gebracht haben soll, wie auch schon das hübsche Schlößchen mit reizendem Park, das er sich an der anderen Seite der Bahn geschaffen, verräth. Nach dem Zeugniß der Landsleute im Coupé verzehrt der strebsame Mann übrigens seinen Reichthum keineswegs selbst, sondern thut viel Gutes und verwendet beträchtliche Summen zu Gunsten gemeinnütziger Zwecke. Eine Augenweide bot allerdings jene Riesenheerde grunzender und schmutzbedeckter Borstenthiere inmitten einer im Uebrigen so herzerhebenden Tropenlandschaft keineswegs, um so weniger, als rings um den großen Pferch wieder die häßlichen schwarzen Aasgeier (portugiesisch Urubú, Cathartes atrates) auf die Abfälle des Messers der Metzger wartend aufgepflanzt saßen, die nun einmal die unvermeidlichen Attribute brasilianischer Landschaftsbilder abgeben. Auch die nächste Station mit Namen Sapucaia brachte mancherlei Bemerkenswerthes. Hier erhob sich im Hintergrund ein rings steil abgeschnittener Berg gleichen Namens, der durch seine auffällige Kegelform etwa an die Sandsteinriesen der sächsischen Schweiz oder an den basaltischen Rauhen Kulm bei Bayreuth erinnerte und bereits in Porto Alegre, ja selbst schon vorher bei der Annäherung an dieses auf dem Guahyba sichtbar gewesen war. Hinter demselben wurde in größerer Entfernung noch eine eindrucksvolle Erhebung in Tafelform wahrnehmbar. Diese, die man das Wahrzeichen der Gegend nennen könnte, lugt sogar noch weiter ins Land hinein, ich sah sie später selbst bei San Jeronymo am Jacuhy-Flusse. „Muckerberg" hat man sie genannt zur Erinnerung an blutige Ereignisse, die sich an ihrem Fuße abspielten. In der deutschen Colonie Sapyranga, unweit von da, hatte im Jahre 1873 ein gewisser Johann Maurer und dessen Frau Jacobine, die sich „die Christussin" nannte, die „Muckersecte", eine communistisch angehauchte, auch die „freie Liebe" auf ihr Banner schreibende religiöse Gemeinschaft begründet, welche rasch gegen 150 Mitglieder, darunter allerdings nur ca. 50 Männer, zählte. In den nahezu täglich abgehaltenen Betstunden wußte die genannte überspannte Frauensperson diese dermaßen zu fanatisiren, daß sie in einer Bartholomäusnacht im August des gedachten Jahres sämmtliche Ungläubige in ihrer Umgebung zu ermorden willens wurden. Glücklicher Weise schlug indeß ein Theil der Schwärmer bereits 2 ganze Monate zuvor los, wobei 12 Bauernhöfe in der Colonie niedergebrannt und alle Bewohner derselben, die sich nicht zu flüchten vermochten, hingeschlachtet wurden, einschließlich der kleinen Kinder in der Wiege, die man vielfach noch schändlich verstümmelte. Das von Porto Alegre hierauf zu Hilfe gerufene Militär sah sich zwei Mal von den wahnwitzigen Sectirern geschlagen, welche die Vortheile, die ihnen die Waldschluchten des gedachten Gebirges boten, trefflich auszunützen verstanden. Erst nachdem auch die deutschen Bauern der Umgegend zu den Waffen gegriffen und mit der Armee gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, gelang es, allerdings zum Theil nur durch Verrath, die Bewegung zu erdrücken. Die Mehrzahl der „Mucker" fand damals den Tod, nur Wenige vermochten zu flüchten, von denen noch heute einige vorhanden sind und im Geheimen ihrem Wahne weiter nachleben sollen. Die traurige Geschichte paßt wenig in den freundlichen Rahmen, den die Landschaft bei der erwähnten Station darstellt. Hier steht u. A. unweit des Bahnhofes einer der ältesten und entwickeltsten „Feigenbäume" (figuora) des Landes, mit dem riesigen Schirm über dem kurzen, dicken Stamme einem kolossalen Pilze nicht unähnlich. Die Wurzeln des ehrwürdigen Burschen heben sich zudem noch so hoch über den Boden empor, daß man unter ihnen wie unter einem Thorbogen durchgehen kann. Sehr zahlreich sind an diesem Punkte, wie auch in der weiteren Umgegend die „japanischen Pflaumenbäume" (Prunus trifol.), die erst vor wenig Jahren aus Italien, wohin sie von Ostasien kamen, hierher verpflanzt wurden und nun mit ihren kleinen, gelben, süßsäuerlichen Früchten bereits eine vielbegehrte Marktwaare liefern. Das liebliche Sapucaia dient endlich wegen seiner stets frischen Luft in der heißesten Jahreszeit den Vornehmen der nahen Hauptstadt sogar als Sommerfrische. Gleichwohl spielt eine noch viel bedeutendere Rolle die nächste Station San Leopoldo, weniger allerdings durch seine landschaftliche Schönheit, denn der Ort liegt in dem breiten, flachen Thale des Rio Sinos, als durch die außerordentlich besuchten und in der That auch trefflichen Erziehungsanstalten, welche hier von den Jesuiten unterhalten werden. Die großartigen Gebäude, in denen diese Schulen untergebracht wurden, sind von der Bahn aus wohl zu erblicken. Von San Leopoldo, das 1825 als deutsche Colonie gegründet wurde und damit die älteste aller brasilianischen Ansiedlungen unserer Rasse darstellt, seit 1864 aber schon Stadt ist, haben wir nur noch 10 Kilometer zurückzulegen, um in eine deutsche Colonie zu gelangen, deren bäuerlicher Charakter noch nicht verwischt ist und welcher daher auch ein längerer Aufenthalt gewidmet sein soll. Der Zug hält, „Novo Hamburgo!" rufen die portugiesischen Schaffner, „Neu-Hamburg" übersetzen unsere Mitreisenden uns das mit einem Ton, der einen gewissen Stolz durchklingen läßt.

Bücherbesprechungen.

— Detlev Zahn, Konventikel und Bibelstunde. Ein Beitrag zur praktischen Theologie. gr. 8. 80 S. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme) 1901. 1,25 ℳ — Der Verfasser bietet mehr als der Titel verheißt; wenigstens setzt er vor seine Schrift ein großes Vorgebäude, ehe er uns in das Innere seines eigentlichen Themas führt. Aber wir sind ihm auch für dieses etwa die Hälfte seines Buches einnehmende Stück praktischer Theologie dankbar und unterlassen nicht, Geistliche auf die aus reicher praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Arbeit geschöpften Ausführungen hinzuweisen. Hier und da würden wir wohl ein Fragezeichen setzen mögen. Bei der Prädestination für Bibelstunden, die der Verfasser sich zuschreibt (dies im guten Sinne, insofern er sie seit seiner Candidatenzeit, über 40 Jahre gehalten hat), nimmt es uns Wunder, daß er nur 15—24 Stunden dafür jährlich in Aussicht nimmt. Auch die vorgeschlagenen 50 Themata und Texte zu Bibelstunden nach Luther's Katechismus, wobei der Dekalog in zehn Grundstoffen maßgebend ist, hat etwas sehr Künstliches und Gezwungenes; der Verfasser scheint das auch selbst gefühlt zu haben, wenn er in seiner Schrift sagt: „Hoffentlich weist man meine Tafel nicht mit dem Vorwurf ab, die ganze Sache sei eine geistreiche Spielerei." Jedenfalls wird der Katechismus zu Gunsten eines einzelnen Stückes in unerträglicher Weise zerstückt und zerrissen. Was über die Conventikel und ihre gegenwärtige Stellung zur Kirche gesagt ist, billigen wir durchaus. Nicht so hoch wie der Verfasser denken wir nach den gemachten Erfahrungen über den wirklichen Werth der Evangelisation. Strohfeuer (wenn es überhaupt zu solchen kommt) helfen nicht nachhaltig. Aber in vielen praktischen Fragen ist die Schrift sehr geeignet, Anregung zu bieten. D. K.

— In der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter) ist auch ein Heft (355) Alphonse Daudet von Dr. Benno Diederich erschienen. Was uns die Feder in die Hand drückte, das Heft anzuzeigen, ist das Bedürfniß der Abwehr gegen die etwas einseitige Auffassung des liebenswürdigen und sonst auch von uns geschätzten Dichters, die nur dessen Vorzüge berührt, seine Grazie, seinen Stil und was man sonst noch als Lichtseiten Daudet'scher Kunst bezeichnen mag. Wenn gesagt wird, Goethe sei der Olympier, Daudet der Apollo, so mag das bis zu einem gewissen Grade richtig sein, aber mit der Hinzufügung, daß Goethe denn doch noch etwas Anderes besitzt, was wir Deutschen in der Kunst brauchen, und was Daudet mangelt, so daß wir Daudet nicht als einen Schriftsteller bezeichnen können, der uns Deutsche zu heben vermag, als ein Vorbild schlechthin. S. 34 wird die Sinnlichkeit Daudet's gerühmt und gesagt: „Er war schön von der zarten, nervösen Schönheit eines arabischen Pferdes mit wallendem Haar und seidenem, in zwei Streifen getheiltem Bart, großen Augen, kleiner Nase und sanftem Mund. Und über all dies ging ein gewisser Glanz von ihm aus, ein Athem zarter Wollust, der die ganze Gestalt mit einer geistigen und sinnlichen Anmuth umgab." Das mag für einen Franzosen, vor Allem für einen Südfranzosen ein Lob sein. Für einen deutschen Autor, besser gesagt, für einen Autor, der uns Deutschen etwas bedeuten soll, würde das keines bedeuten, wenigstens in dieser Ausschließlichkeit nicht, wo die ganze Kehrseite der Medaille fehlt. Wir vermissen in dieser Charakteristik, die Diederich von Daudet giebt, in diesem hübschen Gesammtbild fortwährend den Nachsatz. Das hatte er, das hatte die Natur ihm in verschwenderischer Weise als Gabe zugelegt, müßte es heißen, aber das fehlte ihm. Und nun müßte ein langer, sehr langer Nachsatz folgen, der alles Das aufzählt, was Daudet noch hätte besitzen müssen, um ein in den Augen der Deutschen vollkommener Dichter zu sein. Am meisten sympathisch ist und am nächsten steht uns Daudet immer noch als Humorist. Hier ist der Punkt, wo er uns nicht schädlich sein kann; hier haben wir Fühlung und Berührung mit dem Südfranzosen. Seine Tartaringeschichten in ihrer gutmüthigen Verspottung des Gascogner Wesens mit seinen Aufschneidereien, von denen auch Daudet in seinem Leben nicht freigeblieben ist, haben wir immer mit Vergnügen gelesen. Sonst aber ist ein ausschließliches Lob nicht am Platze. J. R.

— Volks-Universal-Lexikon. Ein Nachschlage- und Belehrungsbuch für alle Fälle und Lagen des täglichen Lebens. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. Berlin W. 57, Verlag von Ulrich Meyer (Mansteinstraße 6). 27 Lieferungen zu je 3—4 Bogen. Die Lieferung 30 ₰, somit das ganze Werk 8 ℳ 10 ₰ ungebunden. — Von diesem Volks-Universal-Lexikon waren bis Anfang November v. J. 22 Lieferungen erschienen, die ich in Nr. 134 der Wissenschaftl. Beilage der L. Z. im Ganzen — freilich nicht bedingungslos — loben und empfehlen konnte. Heute liegen nun Lieferung 23—27, somit der Rest des Ganzen zur Besprechung vor. Die Durchsicht dieser letzten Hefte nöthigt mich leider, das diesem Lexikon gespendete Lob noch erheblich einzuschränken. Was die räumliche Ausdehnung des Werkes betrifft, bieten Redaction und Verlag allerdings noch mehr, als versprochen war. Das Buch sollte weit über 2000 Spalten enthalten und es enthält deren sogar 2592. Das ist gewiß dankenswerth. Umsomehr bedaure ich, dennoch gar Vieles vermißt zu haben, was man in einem Volks-Universal-Lexikon zu suchen berechtigt war, sofern man unter Volk nicht nur dessen untere Schichten, sondern vor Allem auch den gebildeten, nur mit äußeren Glücksgütern theilweise nicht reich bedachten Mittelstand mit versteht. Da fehlt in den letzten Lieferungen u. A. der Dramatiker Silvio Pellico, fehlt die mehrere namhafte Mitglieder aufweisende Familie v. Perfall, der angesehene Historiker Georg Heinrich Pertz, der treffliche Fabeldichter Pfeffel, der Dichter Adolf v. Pichler, die Dichterin Karoline Pichler, der Staatsmann William Pitt der Aeltere, der Dichter François Ponsard, der Archäolog Ludwig Preller, der Historiker Hans Prutz, der bekannte Fürst Hermann v. Pückler-Muskau, die Dichter Friedrich Roeber, Ferdinand Saar und Eduard v. Schenk, der Componist des „Dorfbarbier" Joh. Schenk, der Staatsmann Anton Ritter v. Schmerling, der Historiker Adolf Schmidt, der Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt, die Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, der Dichter Joh. Gabriel Seidl, die Charakterdarsteller Karl Seydelmann und Adolf Sonnenthal, der Maler Prof. Franz Stuck, der dänische Staatsmann Corfiz Graf Ulfeldt (Uhlfeld), Goethe's Jugendfreund Heinrich Leopold Wagner, Richard Wagner's Sohn Siegfried, der wenigstens 2 Zeilen verdient hätte, der Dichter Zacharias Werner, der Maler Anton v. Werner, der Componist Weingartner, der Dichter der „Preciosa" Pius Alexander Wolff, als Schauspieler noch berühmter denn als Poet, der Germanist Friedrich Zarncke, die Tragödin Klara Ziegler, der Kliniker Hugo Wilhelm v. Ziemssen. Und das ist nur eine Auslese von bekannten Namen, die das Volk berechtigt ist, in solchem Nachschlagewerk zu suchen. Auch daß Dichter von der Bedeutung eines Petrarka und Joh. Heinr. Voß mit 3 Zeilen, dessen Namensvetter Richard Voß gar mit 2 Zeilen, ein Componist von Verdi's Rufe mit 4 Zeilen abgethan, daß die Thätigkeit von Saint-Saëns als Operncomponist gar nicht erwähnt wird, obwohl wenigstens „Samson und Dalila" zweifellos ein bedeutendes Werk von ihm ist, ist bedauerlich. Ebenso wird das Volk mit der einen Zeile: „Patti, Adelina, bed. Sängerin, geb. 1843 Madrid" wenig anzufangen wissen; zum mindesten sollte doch hervorgehoben sein, daß die Patti eine Meisterin im Coloraturgesang war. Daß auf Adolf Stöcker 48 Zeilen, auf Schleiermacher, den „berühmtesten protestantischen Prediger und Professor der Neuzeit", nur 11 Zeilen kommen, ist entschieden ein Mißverhältniß. Der Raum von 31 Zeilen für Shakespeare, von 34 Zeilen für Schiller ist allzu knapp bemessen. Auch die kleine und schlechte Copie von Graff's Schillerporträt im Gegensatz zu dem großen Porträt Roon's gereicht dem Buche nicht zur Zierde. Auch sonst sind die letzten Hefte mangelhafter ausgeführt als die früheren. So ist Karl v. Piloti zwischen die Artikel Plumbum und Plüddemann gerathen, der Leipziger Botaniker Wilh. Pfeffer wird Peffer genannt, der englische Humorist Lawrence Sterne findet sich als Lorenz Stern vor. Von Pforta wird gesagt, daß es schon seit 1543 berühmte preußische Landesschule war, während es doch erst 1814 aus sächsischer in preußische Verwaltung überging. Derartige Unebenheiten und Fehler dürften in einem solchen Buche nicht vorkommen. Sonst ist dasselbe eben kein Führer mehr, auf dessen Angaben gerade das Volk sich blind verlassen kann. Mit einiger Vorsicht benutzt, kann indes dieser wenigstens in den meisten Fällen zuverlässige Führer, der sehr viel nützliches Material in leicht verständlicher Form beibringt, trotzdem recht gute Dienste thun und so darf Dennert's Volks-Universal-Lexikon, namentlich was die sorgfältig ausgearbeiteten größeren streng wissenschaftlichen Artikel betrifft, im Großen und Ganzen als ein brauchbares Buch bezeichnet und auch empfohlen werden.

Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 32. Sonnabend, den 16. März, Abends. **1901.**

Tanz, Gesang und Musik bei den Wenden.

Von Ewald Müller.

Der zur Lebensfreudigkeit hinneigende Charakter des wendischen Volksstammes offenbart sich fast bei keiner Gelegenheit so deutlich, wie bei den Tanzbelustigungen. Der Tanz ist eine Leidenschaft der Wenden. Kindtaufe und Hochzeit, Fastnachten und Kirmeß erhalten durch ihn erst die rechte Weihe. Ein für den Tanz freigegebener Sonntag wird von der wendischen Dorfbevölkerung stets mit Freude und Sehnsucht erwartet. Obschon die Tanzlustbarkeit früher in eigens dazu erbauten Lauben und auf Scheunentennen abgehalten wurde und man noch gegenwärtig zu Fastnachten selbst auf der Dorfstraße zu tanzen pflegt, ist doch der Saal oder das große Zimmer des Wirthshauses der eigentliche Ort, wo man tanzt. Gewöhnlich nehmen die Männer und Burschen bei den Spielleuten, die Frauen und Mädchen an der Thür und vor derselben Aufstellung, wenigstens gilt das vielfach von den Mädchen aus Nachbardörfern, die sich auch nicht auf die an den Wänden des Tanzlocales befestigte lange Bank niederzusetzen pflegen. Diese ist eben der bevorzugte Platz der einheimischen Tänzerinnen. Die Burschen fordern, die Mützen oder Hüte auf dem Kopfe, die brennende Cigarre im Munde, die Mädchen entweder durch Winken oder durch Rufen ihres Vornamens zum Tanze auf. Von einer feierlichen Verbeugung ist in der fröhlichen Einfachheit des dörfischen Volkslebens keine Rede. Und wie ausgelassen, ja wild wird getanzt! Herrscht doch allenthalben die Meinung, je höher man beim Tanzen springe, desto besser gerathe der Flachs und das besonders, wenn man sich von einem recht hoch gewachsenen Burschen herumschwingen lasse. Als bester Tänzer wird derjenige angesehen, der am meisten aufstampfen und die Tänzerin am geschicktesten schwenken und drehen kann, wobei er gewöhnlich ein lustiges „Hujhujhujjuchuhu“ erschallen läßt. Wird ihm zu warm, so legt er den Rock ab und schwingt in Hemdsärmeln sein dralles Mädchen im Kreise herum, und zwar so lange, als der Tanz andauert. Kein Tanzstück wird verfehlt; denn die Musik kostet Geld und muß weidlich ausgenützt werden. In buntem Farbengemisch schwirrt die wogende Tänzerschaar durcheinander. Wenn die hübschen, derben Wendinnen mit ihren farbengrellen, kurzen Röcken in den Armen der großen, kräftigen Burschen sich nach den Klängen der einfachen Musik über den Tanzboden fortbewegen, das ist wie das Gewoge eines bunten, ewig wechselnden Meeres, von dem man die Blicke nicht abzuwenden vermag. Freilich sind es heute nur moderne Tänze, welche die Wenden aufführen. Doch weiß man diesen Tänzen durch besondere Bewegungen und Stellungen und durch begleitende Lieder in manchen Ortschaften einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Am Ende der Kindtauffeierlichkeiten und Hochzeiten singt man zur Melodie des Schlußtanzes das allgemein übliche „Gute Nacht, ihr lieben Leute.“ Die Zeit des wendischen Originaltanzes, sorbska reja, welcher der Polonaise und dem Menuett ähnelte und noch vor etwa fünfzig Jahren allgemein üblich war, ist heute vorüber. Das Volk nennt diesen Tanz selbst den wendischen. Er wird auf folgende Weise ausgeführt. Der Vortänzer tritt, sobald die Musik ertönt, mit seiner Tänzerin in die Nähe der Musikanten. Seine Tänzerin stellt sich vor ihn hin und er faßt ihre rechte Hand, hebt sie in die Höhe und behält einen oder ein paar Finger derselben in seiner Hand. Darauf beginnt sie, sich auf ihrem Platze herumzudrehen und setzt diese Drehung mit Anwendung eines eigenthümlichen pas fort, nachdem der Vortänzer ihre Hand losgelassen hat. Sie tanzt nun allein. Nach einiger Zeit umkreist der Tänzer die Tänzerin und drückt durch Mienen und Bewegungen immer heftiger seine Sehnsucht aus, sich mit ihr im Tanze zu vereinen. Er singt, jauchzt, stampft mit den Füßen und bietet alle seine Tanzkünste auf. Sie läßt ihn bald kürzere, bald längere Zeit schmachten, je nachdem es ihr beliebt. Endlich hebt sie die Hand empor, der Bursche umfaßt sie und gemeinschaftlich schwingen sie sich im lustigen Reigen herum. Sobald dies geschieht, holen sich auch die übrigen Burschen ihre Tänzerinnen, wählen sich einen passenden Platz und schwenken sich auf demselben acht Takte lang rechts, acht Takte links und so fort, bis der Vortänzer das Zeichen zu einer gemeinschaftlichen Tour giebt. Die Paare stellen sich einander gegenüber, fassen sich an den Händen an und schassiren so lange acht Takte rechts und acht links, bis der Vortänzer sich mit seiner Tänzerin auf seinem Platze herumdreht, welchem Beispiel nun auch alle Uebrigen folgen. Jetzt wechselt das Herumdrehen und Schassiren so lange, bis die Musik schweigt, welche ab und zu mit Gesang bald von der ganzen Gesellschaft, bald nur von einem einzelnen Sänger begleitet wurde. Dieser Tanz ist heute fast vergessen; nur in der katholischen Oberlausitz und in der Umgegend von Schleise hat sich die Erinnerung daran erhalten. Von längerer Lebensdauer scheinen jedoch die Tanzlieder zu sein, welche noch heute im Bereiche des Spreewaldes gesungen werden. Und so sei denn hiermit im Weiteren des Gesanges der Wenden gedacht, der stets das Ohr des Hörers eigenthümlich berührt. Ist die Zahl der specifisch wendischen Volksgesänge und Lieder auch keine allzu beträchtliche mehr, so sind doch gute deutsche Volkslieder durch Uebersetzung den Wenden vielfach zugänglich gemacht worden. Daher ist der Liederschatz des wendischen Volkes keineswegs als arm zu bezeichnen. Um die Aufsammlung der wendischen Volkslieder haben sich Joh. Ernst Schmaler, H. Jordan, Dr. Mucke, Mich. Hornik, Cerny und Andere besonderes Verdienst erworben. Die wendischen Lieder gruppirt Schmaler in Feldstückchen oder Märsche, Tanzgesänge, Rundgesänge oder Zurathungen, Hochzeitsgesänge und Legenden. In den meisten Texten herrscht eine realistische, oft drastische Schilderung von Leben und Natur vor, andere sind von seltener Gemüthstiefe und Innigkeit. Von alten Heldenliedern hingegen finden sich nur Bruchstücke vor. Zu diesen gewöhnlich wehmüthigen Liedertexten gehören schöne, weiche Melodien, bei denen Molltonarten, nicht selten auch alte Tonarten vorherrschend sind. Besonders charakteristisch ist der unvollkommene musikalische Schluß, der dem Liede eine melancholische Färbung verleiht. Die Pflege des Gesanges im wendischen Dorfe liegt, abgesehen von besonderen Männergesangvereinen, hauptsächlich in den Händen der einer Spinntegesellschaft angehörenden Mädchen. Hier leitet eine Vorsängerin, kantorka genannt, während eines Theils der Spinnabende den Gesang. Ihr Amt, das ein ehrenvolles ist, bleibt ihr bis zu ihrer Verheirathung. Erst dann erfolgt eine neue Wahl. Nicht nur Volkslieder, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten, werden hier geübt; auch kirchliche Gesänge studirt man ein. Liegt es doch den Spinntemädchen ob, an den Sonntagen der Passionszeit und besonders in der Osternacht auf der Dorfstraße und auf Feld und Flur Choräle zu Gehör zu bringen. Auf den Fremden, der Gast in einer Spinnte ist, übt der Vortrag eines echt wendischen Volksliedes stets einen nachhaltigen Eindruck aus. Mag auch das Naturwüchsige und Ursprüngliche in der Bildung der Töne im Anfange dem Ohre nicht sonderlich behagen, so wird man doch bald durch die eigenartige, weich gehaltene Melodie und den fremdsprachlichen Text überrascht werden, so daß man sich schwerlich dem fremd-

artigen Zauber des wendischen Volksgesanges ganz entziehen kann. Als Probe möge folgendes Volkslied hier Platz finden:

Begrabt uns beide
Dort unter der Linde,
Pflanzt auf uns zwei Reben,
Zwei Reben des Weinstocks.

Die Reben, sie wuchsen
Und trugen viel Trauben;
Sie liebten sich beide,
In eines verflochten.

Die bisher üblichen nationalen Musikinstrumente, durch welche die Wenden ihre originelle Volksmusik zu Gehör brachten, sind jetzt fast gänzlich in der Niederlausitz verschwunden. Noch in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts waren vier, bezüglich fünf Instrumente allgemein im Gebrauch: Der Dudelsack, kosol, der große und der kleine, die Geige, husla, ebenfalls die große und die kleine, und die „Tarakawa" oder wendische Pfeife. Der Dudelsack war aus dem Felle eines Ziegenbocks hergestellt, dessen gehörnter Kopf die größere Art des Instrumentes zierte, der kleineren Art jedoch fehlte. Der lederne Sack bildete einen langen Blasebalg, aus welchem zwei Holzröhren hervorragten, von denen die eine, der Clarinette nicht unähnlich, mit neun Löchern und einem Daumenloche, die andere mit einem Stimmer versehen war. Die erstere diente zum Spielen der Melodie; die letztere blies mit dumpfem Gebrumme den eintönigen Baß dazu. Der Spieler nahm den Ledersack unter den linken Arm, den in denselben einmündenden Blasebalg unter den rechten und drückte ihn beständig, wodurch Luft eingepumpt wurde. Dieselbe strömte in die Röhren und erzeugte die eigenthümlich schreienden und brummenden Töne. Die wendische Geige ist höher gebaut als die gewöhnliche Violine; man hält sie deshalb auf der Brust, nicht unter dem Kinn. Sie hat drei gerade schmale Schalllöcher und nur drei Saiten d, a und e, welche an unten angebrachten Wirbeln befestigt sind. Der standhafte Bogen ist von gleicher Länge wie die Geige. Die kleineren, ebenfalls dreisaitigen Geigen sind eine Terz höher gestimmt und haben gleich den großen einen scharfen, schreienden Ton. Die Tarakawa besitzt viel Aehnlichkeit mit der Oboe. Sie hat 13 Löcher, 9 in gerader Linie, 4 seitlich und außerdem 4 Klappen. Ihr Ton, der durch ein dünnes, vorstehendes Rohr erzeugt wird, ist ebenfalls sehr durchdringend und gellend. Auch das Hackebrett, Cymbal, wurde vereinzelt benutzt. Wenn nach den schreienden Klängen dieser Instrumente, von denen keines eine eigentliche Mittelstimme vertrat, die Wenden mit schweren Wasserstiefeln oder gewichtigen Holzpantoffeln, nicht selten bis in die heutige Zeit hinein auch barfuß ihre Tänze begannen, so dröhnte rings der Boden im weiten Umkreise. Die laute Heiterkeit erreichte gewöhnlich ihren Höhepunkt, wenn der Dudelsackbläser ein Solo vortrug, sich mit dem Instrumente auf die Erde warf, sich hin- und herwälzte und dabei die jammervollsten Töne producirte. Je schlimmer die Disharmonien an das Ohr des Wenden schlugen, desto ausgelassener wurde er und ließ es seinerseits an einem gellenden Jauchzer nicht fehlen. Gegenwärtig ist die wendische Kapelle für den Tanz fast durchgängig durch eine Violine, eine Clarinette, ein Horn oder eine Trompete und den Baß, dafür selten durch Tuba oder Helikon besetzt. Bei besonderen Gemeinde- oder Familienfestlichkeiten ist die Anzahl der Instrumente den Vermögensverhältnissen der Veranstalter entsprechend natürlich eine größere. In neuerer Zeit hat sich die Ziehharmonika in vielen Dörfern der Wendei, besonders im Spreewalde, eingebürgert. Sie ersetzt nicht selten die Instrumentalmusik bei kleineren Tanzgelegenheiten und dient auch sonst vielfach zur angenehmen Unterhaltung am Feierabende und bei Kahnfahrten.

Zur Schulreform.*)

Seit einem Menschenalter ist der jetzt 74jährige Verf. dieses Werkes, Director der höheren Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar zu Neuwied a. Rh., auf dem Gebiete der Reformpädagogik thätig, daher Allen wohl bekannt, die sich mit allgemeinen Unterrichtsfragen beschäftigen. — „Die 2. Auflage ist in allen Beziehungen eine nähere Ausführung und eine Ergänzung der ersten" (1885 erschienenen). So lautet die kurze Vorrede. Man wird bei näherer Prüfung des Werkes sich davon überzeugen, daß diese Versicherung zutrifft, daß N. seine Vorschläge von 1885 in allen wesentlichen Stücken aufrecht erhält. Diese Unbeirrbarkeit in dem einmal als richtig Erkannten darf imponiren in einer Zeit, in der auf dem Gebiete des Schulwesens Alles durch einander gährt, so viel auch in praxi hin und her getappt wird. Aussicht auf Erfolg haben aber in dem Wirrsal der sich heutzutage bunt durchkreuzenden Schulreformbestrebungen nur die Vorschläge, die erstens auf genauester Kenntniß des Bestehenden beruhen und zweitens mit den im Gange befindlichen Reformbewegungen enge Fühlung zu halten suchen. Hängt der Erfolg doch ganz wesentlich davon ab, wie viel von dem an sich Wünschenswerthen zur Zeit und überhaupt verwirklicht werden kann.

Nach beiden Seiten lassen sich Einwendungen gegen den verdienten Verf. erheben, so hoch man auch seine Bedeutung als Theoretiker veranschlagen mag. Stände er in einer Stellung, die einen weiten Umblick verstattet, inmitten des höheren Schulwesens, so hätte ihm der Gedanke nicht beikommen können, die beiden alten Sprachen in seinem Reformgymnasium (IIIb—Ia) s. I, S. 116, Alles in Allem, mit nur 18 und 12 Wochenstunden**), die Mathematik, abgesehen vom Rechnen, nur mit 12 Stunden anzusetzen, die Kunstlehre mit je 1 St. von IIIb—Ia zu bedenken; in seinem lateinlosen Unterbaue (I, S. 28) auf den Beginn des Französischen in VI den des Englischen in V folgen zu lassen u. s. w. Fraglich darf auch sein, ob der Verfasser außerhalb Preußens sich genügend umgesehen hat. Da das Probiren über das Studiren und Theoretisiren geht, hätte unbedingt angedeutet werden müssen, daß in verschiedenen Bundesstaaten bereits jetzt Vorschulen nicht bestehen, daß in anderen akademische pädagogische Seminare mit Uebungsschuleinrichtungen vorhanden sind, daß andere, und zwar solche mit höchst entwickelter Industrie, lieber technische Vorbereitungsanstalten als Oberrealschulen errichtet haben und dergl. m. Kaum je nimmt aber der Verfasser auf Außerpreußisches Rücksicht.

Mit modernsten Bestrebungen hat der Verfasser insofern gewaltig Fühlung, als er den für den Markt des Lebens bedeutsamsten Fächern, den naturwissenschaftlichen und den modernen Fremdsprachen, auch in seinem Gymnasiallehrplane den Löwenantheil zuweist, indem er in diesem für die Classen VI—Ia den 30 altclassischen Stunden 50 für Naturkunde, Naturlehre und Geographie, 65 für Französisch und Englisch gegenüberstellt. Dabei verdirbt er es aber im Einzelnen mit allen Parteien. Das Realgymnasium ist ihm eine grundverkehrte Anstalt, deren Beseitigung er verlangt (III, 310); obschon Verfechter des lateinlosen Unterbaus hat er doch nichts gemein mit denen um Dr. Friedr. Lange (s. ebendas.). Altphilologen und Mathematiker stößt er gleichermaßen vor den Kopf; aber auch gegen die neusprachliche Reformbewegung hat er vielerlei einzuwenden. Die Stenographie soll Pflichtfach werden (III, 305), dagegen Zeichnen und Gesang für Gymnasiasten von IIIb aufwärts Wahlfach (I, 116). Dazu bezeichnet er das Gymnasium, weil es die alten Sprachen treibt, als die einzig brauchbare Vorschule der Universität (III, 300) und spricht sich wenig sympathisch, not least, über die Standesbestrebungen der höheren Lehrer aus (III, 244).

Kein Wunder daher, daß der didaktische Einsiedler von Neuwied bis jetzt sonderlichen Anhang nicht gefunden hat. Er wandelt zu sehr seine eignen, mitunter seltsamen Wege. Schade um die Fülle ernster Gedanken, höchst beherzigenswerther Winke, die in seinem Reformwerke aufgespeichert sind! Vieles von dem, was er bietet, möchte beachtet und beherzigt werden. Zum Theil kämpft der alte Herr freilich gegen Windmühlen. Welches heutige preußische Gymnasium möchte z. B. die lateinischen Grundregeln in der didaktisch sträflichen Ausführlichkeit behandeln, die II, 321 mit Recht persiflirt wird? Ein gesunder, frischer Zug geht ohne Zweifel durch die ganze Arbeit. Gegen gelehrtes Specialistenthum und pedantische Gründlichkeit an unrechter Stelle wird allerorten nachdrücklichst geeifert, praktische, anschauliche Behandlung der Lehrstoffe unter äußerster Beschränkung alles todten Gedächtnißkrams durchweg, freilich nicht für alle Fächer mit gleicher Sachkenntniß, anempfohlen. Etwas mehr Beachtung möchten wir daher der 2. Auflage wünschen, als die erste gefunden zu haben scheint, so wenig wir uns mit Nohl als Reformpädagogen auch auf demselben Boden befinden.

Und damit kommen wir zu dem Hauptpunkte, um dessen willen wir auf eine Besprechung dieses Buches in der Tagespresse uns überhaupt eingelassen haben.

*) Clemens Nohl, Lehrbuch der Reformpädagogik für höhere Lehranstalten. Essen (Baedeker) 1901. 8. 3 Bde. 2. Aufl.

**) Nach üblicher Ausdrucksweise Summationen der Stunden, die einem Fache von der ganzen Schule wöchentlich gewidmet werden.

Kein Einsichtiger wird verkennen, daß die Naturwissenschaft mit ihren verschiedenen technologischen Anwendungen das moderne Leben mehr beherrscht und vielseitiger fördert als irgend eine andere Wissenschaft. Ebensowenig wird er der Thatsache sich verschließen können und mögen, daß ein gewisser Grad der Bekanntschaft mit Französisch und Englisch für den gebildeten Deutschen von Jahr zu Jahr unerläßlicher wird. Stellt man sich aber einmal einseitig auf den Standpunkt des Praktischen, so wird man daneben zu der Anerkennung des Satzes gelangen müssen, daß Vielen heutzutage im Kampfe ums Dasein ihre musikalische Schulung, ihre Fertigkeit im Zeichnen oder in der Stenographie großen Vortheil gewährt, und zur Anerkennung des Anderen, daß es nur von den Handelsconjuncturen und Reisemoden abhängt, ob nicht das Italienische für uns Deutsche bald eine Bedeutung gewinnt, die es jetzt noch nicht hat, von neuen bahnbrechenden Erfindungen, ob unser Schulunterricht in Physik und Chemie den praktischen Bedürfnissen der Zukunft voll genügen wird.

Den modernen Utilitariern ist es aber nicht genug, daß Fachschulen aller Art alljährlich entstehen, die den Bedürfnissen der modernen Industrie und Technik sofort Rechnung tragen. Jeder deutsche Jüngling, um nicht zu sagen Knabe, soll von Allem wenigstens „einen Dunst" bekommen, was in unserem vielgestaltigen, unheimlich hastenden modernen Leben eine Rolle spielt.

Jeder gründliche Kopf weiß aber aus eigener schmerzlicher Erfahrung, auf wie beschränktem Gebiete er wirklich verlässiges Wissen besitzt, mit dem er etwas anfangen kann. Wie wenig ist beispielshalber auf die Erinnerungen aus einem noch so guten Physikunterricht Verlaß, wenn diese nicht treulich fortgehegt worden sind! Meist genügen sie kaum dazu, um über Physikalisches obenhin mit reden zu können.

Das sollten die mehr beherzigen, die nicht müde werden, die Aufnahme immer neuer Lehrstoffe in die Unterrichtspläne anzuempfehlen. Wie viel pflegen Oberprimaner noch zu wissen von der zoologischen und botanischen Unterweisung der Unterclassen? Wie ignorant erweisen sie sich häufig auf Gebieten der Geographie, die ihrem Ideenkreise lange entrückt gewesen sind!

Nicht einmal für den Kampf ums Dasein, für das Prosperiren auf dem Markte des Lebens ist es ein Gewinn, wenn man in jugendliche Köpfe im blinden Eifer alle möglichen nützlichen Kenntnisse einpfropft. Ein Beispiel. Rohl will (II, 559) mit Untertertianern die Lehre von der Bewegung und vom Gleichgewicht, mit Obertertianern die vom Schall, vom Lichte und von der Wärme behandelt wissen. Manche werden ihm darob zujubeln. Aber wie trivial muß alles das auf dieser Stufe abgehandelt werden, zumal wenn die Mathematik so wenig vorbaut, wie es nach Rohl's Lehrplänen ihr möglich ist!

Die großen Massen freilich sind völlig befriedigt, wenn alles das, was für nützlich gilt, in den Schullehrplänen irgendwo bedacht ist. Ob es auf der betreffenden Stufe so betrieben werden kann, daß es voll erfaßt und zum bleibenden geistigen Besitz wird, das kümmert sie begreiflicherweise wenig. Um so gewissenhafter, unbeirrt durch das Geschrei des Tages, möchte jeder Pädagog diese Frage erwägen.

Der einsichtige Theil des Publicums aber, dem es um das Beste der heranwachsenden Jugend ernstlich zu thun ist, wird wohl thun, den Schatz pädagogischer Einsicht und Erfahrung, der in den bestehenden Lehrplänen niedergelegt ist, nicht so gering zu veranschlagen, wie es neuerdings wohl geschieht. Redigirt worden sind diese ja am grünen Tische, der Sache nach aber herausgewachsen aus der lebendigen Praxis der Schule unter ausgiebigster Benutzung fachmännischer Gutachten. Man hege doch das Vertrauen zu unserer strebsamen Lehrerschaft, daß sie — mitten im bewegten modernen Leben stehend — auch ohne Anweisung von oben her im Unterrichte das gebührend hervortreten lassen wird, was unserem Geschlechte besonders interessant und nöthig ist. Die Lehrpläne der höheren Schulen sind dehnbar genug, daß ihnen dies möglich ist. Nur verschone man die Schule mit der Zumuthung, daß sie jedem Tagesinteresse zu Liebe — es heiße Handelsverträge, Colonien, Nationalökonomie, Elektrotechnik oder sonstwie — schleunigst ihre wohlerwogenen Lehrgänge umgestalte. Dabei kann doch nur Confusion entstehen, zumal da stets einige Zeit vergehen muß, bis für neue Stoffe auch eine verständige Lehrform gefunden ist.

Dafür, daß die staatlich vorgeschriebenen Lehrpläne nicht veralten und erstarren, ist heutzutage zur Genüge gesorgt. Unablässig wird an ihnen Kritik geübt von allen Seiten und thatsächlich herumgebessert. Nach der Ansicht Vieler freilich nicht rasch, nicht radical genug. Die meisten dieser Tadler stehen aber außerhalb des Schullebens, vermögen daher nicht zu ermessen, wie viel von dem ihnen Einleuchtenden ohne Schädigung anderer Interessen zur Zeit verwirklicht werden kann.

An das Rohl'sche Lehrbuch der Reformpädagogik sind wir so frei gewesen, diese allgemeineren Auslassungen anzuknüpfen, einmal, weil es weniger als andere Veröffentlichungen ähnlicher Art dem Bestehenden gerecht wird, und sodann, weil es gebieterischer als die meisten von diesen die Berücksichtigung von Modernem und Modernstem verlangt. Gern erkennen wir an, daß Rohl's Ausführungen, die sich auf Gymnasium, Oberrealschule und deren gemeinsamen Unterbau, Mädchenbildungsanstalten, Lehrervorbildung, Schulaufsicht und die Methodik der Einzelfächer erstrecken, aus einem Gusse gearbeitet sind, von Anfang bis zu Ende den selbständigen, zielbewußten, muthig vordringenden pädagogischen Denker bekundend. Aber kein einzelner Mann, und sei er der begabteste und kenntnißreichste, kann in der Jetztzeit alle Schuldisciplinen und zugleich die Sonderbedürfnisse und Sonderinteressen der verschiedensten Schulgattungen mit ausreichender Kennerschaft übersehen. Unterläßt er es, diesen Mangel durch fleißigste Benutzung der einschlagenden Fachliteratur auszugleichen, so wird er dem Loose nicht entgehen, Vieles einseitig und schief anzusehen, im Einzelnen sich wohl auch Blößen zu geben. Daß Rohl, besonders bei Ausarbeitung des zweiten Bandes, einzelne Vorarbeiten Anderer benutzt hat, spürt man ja wohl heraus. Sonderlichen Einfluß hat er ihnen aber nicht eingeräumt, wie er sich auch nur ganz selten auf Gewährsleute beruft. Als selbstständiger eigenartiger Pädagog fühlt er das Bedürfniß, über alles Mögliche seine ganz persönlichen Ansichten zu äußern in Durchführung gewisser sein ganzes Werk durchziehender Grundanschauungen. Darin liegt die Stärke des Buches, zugleich aber auch seine Schwäche, welche letztere sich besonders dann fühlbar macht, wenn man die Vorschläge von Rohl überwiegend unter dem Gesichtspunkte der praktischen Durchführbarkeit prüft. —φ—

Sonstige Bücherbesprechungen.

— v. Stendhal-Henry Beyle, Roth und Schwarz (le Rouge et le Noir). Uebertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. 2 Bände. XX, 400 u. 440 S. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler, 1900. — Der Autor, welcher nicht weniger als siebenzig Romanmanuscripte, die in der Bibliothek zu Grénoble schlummern, hinterlassen hat, ist in Frankreich seit 1866 durch Taine's Veröffentlichungen bekannt geworden; für Deutschland gewinnt der vorliegende Roman des französischen Naturalisten, der bereits 1830 das Licht der Welt erblickte, dadurch einen actuellen Werth, daß ihn Friedrich Nietzsche zu seinen Lieblingsbüchern rechnete. In der That haben wir es mit einem Meisterwerke zu thun, das im altmodischen Rahmen einer längstvergessenen Zeit die Heimlichkeiten der großen Leidenschaft mit macchiavellistischer Vollendung schildert. Roth und Schwarz spielt in einer trostlosen Zeit: die Politik steht im Zeichen der Metternichtigkeit. Das Bürgerthum ist gleichsam entmannt, sein höchster Vorwurf ist der gemeine Nutzen. Hie schwarze Reaction, hie rothe Revolution. Von diesem düsteren Hintergrunde heben sich die handelnden Personen mit zwingender Plastik ab. Der Hauptheld, Julian Sorel, ein einfacher Zimmermannssohn von Verrières, schwingt sich durch seine gewaltige Begabung, mit den Mitteln der raffinirten Schulung, die er im jesuitischen Priesterseminar sich angeeignet hat, vom einfachen Hauslehrer zum Cabinetssecretär des steinreichen und allmächtigen Marquis auf. Dem Geier gleich schwebt — frei nach Goethe — sein Genius, der aus Scharfsinn und Verstellungskunst sich zusammensetzt, hoch über dem ihm angeborenen Mittelmaß, bis er durch Ausschweifung und Mord abgrundtief sinkt und von den Assisen zum Tode verurtheilt wird. In einfacher Umgebung würde Julian ein subalterner Schurke geblieben sein; durch das vornehme Milieu wird der Bogen seiner erstaunlichen Anpassungsfähigkeit aufs Höchste gespannt, bis er zerreißt. Die Neigung Nietzsche's für diesen Roman erklärt sich aus der geradezu frappirenden Aehnlichkeit, die er mit der Weltanschauung „Jenseits von Gut und Böse" theilt. Julian Sorel ist der moderne Uebermensch, der das Bedürfniß des Hungers als Trieb, die kalte Miene der Distanz als Mittel, die Knebelung des Gewissens als Ziel seiner Handlungen erwählt. Auf dieser eiskalten Gletscherhöhe steht der Held in unbeobachteten Augenblicken; in der nothwendigen Ent-

wirkung der ihm widrigen Verhältnisse verliert er für uns den großen, bedeutenden Eindruck; er versinkt in den Schwächen und verdienten Aengsten eines verbrecherischen Lebens. Wir heben dies um so schärfer hervor, als in dieser Richtung der Roman zugleich eine Kritik des Uebermenschen, und zwar eine zermalmende und vernichtende enthält. Wir athmen am Ende förmlich auf, daß dieser aus Schlauheit und Gemeinheit zusammengesetzte Napoleonide um einen Kopf kürzer und somit für die menschliche Gesellschaft unschädlich gemacht wird. Die Darstellung grenzt an nicht seltenen Stellen an das Geschmacklose; die kundige Hand des Uebersetzers könnte in weiteren Veröffentlichungen Manches beseitigen bez. verbessern, was heutzutage höchstens in Colportageromanen noch als zulässig gelten kann. Wir heben zur Begründung des Vorwurfs eine Stelle heraus, wo der Held mit der beliebten Leiter bei der Geliebten einsteigt (II, 403): „Als er in der Dunkelheit mit der Hand über den Boden strich, fühlte er etwas Weiches auf seine Hand fallen; es war eine große Locke von Mathilden's Hand, die sie sich abgeschnitten hatte und ihm zuwarf." Grobe Druckfehler wurden vermerkt: I, 380; II, 54; II, 152; II, 437. — Wir dürfen dankbar sein, daß dieser vom psychologischen Standpunkt aus im allerhöchsten Grade fesselnde Lieblingsroman Nietzsche's dem deutschen Publicum zum ersten Male zugänglich gemacht worden ist.
J. J.

— Friedrich Nietzsche's Gesammelte Briefe, erster Band. Herausgegeben von Peter Gast und Dr. Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler, 1900. XVI u. 479 S. — Bei Erwähnung der Thatsache, daß Aristoteles durch seine Briefe in erster Linie berühmt geworden sei, sagt Nietzsche: „Wir anderen Sterblichen haben kein Recht, Briefe zu veröffentlichen, wir wären denn affectirte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen." Um von dem verstorbenen großen Denker das richtige Bild zu gewinnen, werden wir an seinen Briefen nicht vorübergehen dürfen, welche dieselbe Hand mit rührender Sorgfalt gesammelt hat, die uns eine werthvolle Biographie bereits geschenkt hat: die Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. Die Herausgeber der auf vier Bände vorläufig berechneten Sammlung haben die kritische Arbeit verrichtet und Namenregister nebst nothwendigen Anmerkungen geliefert. Wer Nietzsche aus seinen Werken genügend kennt, wird die nothwendige Ergänzung dessen, was zum Menschen Nietzsche gehört und was in gewisser Hinsicht eine Rechtfertigung des Denkers Nietzsche zur Darstellung bringt, mit aufrichtigem Danke hinnehmen. Die 211 Briefe des ersten Bandes, unter denen die Gruppen an seine wirklichen Freunde, Frhrn. v. Gersdorff, Deussen und Carl Fuchs die werthvollsten sind, enthalten geradezu Enthüllungen der intimsten Persönlichkeit. Sie gewinnen dadurch an besonderem Interesse, daß der große Stilist an jede Person in einer Weise schreibt, welche je der Eigenart der inneren Gemeinschaft entspricht, in welcher er zu ihr steht. Le style c'est l'homme: das gilt hier nicht sowohl von dem Schreiber, als von dem Adressaten des Briefes. Wir wollen uns jedoch nicht in allgemeinen Urtheilen ergehen, die doch unter dem Niveau des Gebotenen bleiben müßten. Nur eine Bemerkung sei vorausgeschickt, die ich mit aller Vorsicht der selbständigen Nachprüfung des Lesers unterbreite. Nietzsche war im Grunde eine liebenswürdige Natur: aber an vielen Stellen schimmert eine erschreckende Isolirung seiner geistigen Verfassung von Allem, was die Menschheit glaubt und liebt und haßt, durch das ruhige Gleichmaß der Auseinandersetzung mit Anderen hindurch. Das Anders-sein-wollen ist bis zum erschreckenden Maße gesteigert. Wir sind weit entfernt, die Persönlichkeit des unglücklichen großen Denkers pathologisch aufzufassen; aber unter Erwägung des in einem Briefe mitgetheilten Umstandes, daß der Vater 36 Jahre alt an Gehirnentzündung gestorben ist, halten wir doch die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß der Denker die Grenzen überschritten hat, welche die Natur allenthalben der menschlichen Natur gesetzt hat. Wenn Nietzsche an mehreren Stellen seinen Zarathustra für das größte geistige Geschenk erklärt, das für Jahrtausende der Menschheit gemacht worden ist, so läßt sich hieraus schon ein Schluß ziehen, aus welchen exorbitanten Ueberanstrengungen des Denkens das tiefgründige, melodische Werk gewachsen ist. Wahrhaft tragisch ist die bittere Stimmung der meisten Briefe, welche in einem siechen, mit Höllenstein, Opium und Chinin bis zur Erschöpfung behandelten Leibe ihren zureichenden Grund hat; er sagt einmal: meine Existenz ist eine fürchterliche Last, dazu quälte ihn ein schweres Augenleiden, er trug Brille Nr. 3. — Wir wählen in Folgendem — eine systematische Darstellung des Inhalts uns für die Zeit nach Abschluß des Werkes vorbehaltend — einige Stellen aus, die manchem Leser Weisung geben dürften, die Briefsammlung sich anzuschaffen. Ueber Schopenhauer's Philosophie sagt Nietzsche 1867: „Wir können es nicht beurtheilen, ob der Trost solcher Philosophie auch für die Zeiten tiefer Trauer ausreicht." — Ueber das Heirathen schreibt er an seinen besten Freund einige Bemerkungen, die seine Unterschätzung des Weibes in einem neuen Licht erscheinen lassen, wie folgt: „Ja—a—a—aaber! muß ich Dir doch auch sagen, besonders wenn es auf den Rath hinausläuft, es gebe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du, daß die Weiber zu mir kämen, zur Musterung, ob sie die rechten wären?" (1874.) — „Es ist furchtbar, wie die Männer, an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor, als ob wir bessere Ausgaben hätten, als dem ganzen Ehecapitel unsere Aufmerksamkeit zu schenken." (1875.) — „Geheirathet wird nicht, zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „civilisirte" Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich ein Weib freisinnig genug ist, mir zu folgen." — Ein Brief aus der letzten Zeit vor seiner geistigen Umnachtung, 1888 an Frhrn. v. Seidlitz geschrieben, läßt einen tiefen Blick in die gänzliche Vereinsamung des Genius thun. Es heißt dort u. A.: „Ein Thier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe ... Unter uns gesagt, zu dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, etwas Entscheidendes und Verhängnißvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung ... In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahre stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (darunter ein non plus ultra, den Zarathustra), auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: excentrisch, pathologisch, psychiatrisch. Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe." — Jedenfalls ist der Briefwechsel mit seinen Freunden ein hinreichendes Denkmal, daß es ihm an warmer und echter Freundschaft nicht gemangelt hat. Die Distanz, die zur Vereinsamung entartete, hat er freilich mit geschaffen. Um so dankbarer werden wir es begrüßen, wenn die Briefe über den Kreis der Nietzschegemeinde hinaus einen bedeutenden Menschen Denjenigen näher zu Gemüthe führen, die von seiner Weltanschauung durch eine tiefe Kluft sich geschieden wissen.
J. J.

— Ueber den Traum. Von Dr. Sigm. Freud in Wien. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von L. Loewenfeld und H. Kurrella. Wiesbaden, J. F. Bergmann. VIII. Heft. 1901.) — Der Traum ist nach Freud die verhüllte Erfüllung verdrängter Wünsche, d. h. manche Gedanken, Gefühle, Verlangen werden von der in uns herrschenden Censur nicht in das helle Bewußtsein gelassen, sie werden verdrängt und führen ein geheimes Dasein. Im Schlafe läßt die Strenge der Censur nach, aber trotzdem dürfen die geheimen Gedanken nicht so erscheinen, wie sie sind, sie werden verschoben, verändert, unkenntlich gemacht und nach Dichterart in ein anschauliches Gewand gekleidet. Das ist die Traumarbeit und sie liefert eine phantastische Dichtung, deren Kern die geheimen Gedanken sind. Die Traumdeutung hat die Aufgabe, aus dem comprimirten Gemüse, das sozusagen der Traum darstellt, die geheimen Gedanken, die ihn hervorgerufen haben, herauszufinden. Sie hat so zu verfahren, daß sie sich an die unwillkürlich, kritiklos auftauchenden Vorstellungen hält, die sich beim Erinnern an den Traum einstellen, und sie nach Kräften verfolgt. Freud legt seine neue Anschauung anschaulich dar und unterstützt sie durch Beispiele aus eigener und fremder Erfahrung. Sobald nicht behauptet wird, daß jeder Traum nach Freud's Schema zu beurtheilen sei, darf man wohl dem Verfasser unbedenklich zustimmen.
M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 33. | Dienstag, den 19. März, Abends. | 1901.

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

VI. Reichthum über der Erde und unter der Erde.

Auf allen meinen Reisen in vier Welttheilen genoß ich nie einen so erhebenden Augenblick, als wenn ich unter deutsche Landsleute trat, in deutsche Gesichter blickte, deutsche Laute hörte und deutschen Händedruck empfing, und das Gefühl war besonders stark, wenn diese Landsleute zugleich Landleute waren, denn in diesen letzteren, im deutschen Bauern, prägt sich ja doch nun einmal deutsche Art noch am reinsten aus. In Neu-Hamburg, der ersten deutschen Colonie Brasiliens, welche mein Fuß betrat, vermochte ich dies wieder einmal in Erfahrung zu bringen. Wie angenehm überrascht war ich, als mich schon beim Verlassen des Eisenbahnwagens eine hohe, muskulöse, unverkennbar deutsche Gestalt in der Muttersprache begrüßte. Es war dies der Colonist Heller, welcher wenige Schritte vom Bahnhof einen Gasthof besaß und dem ich bereits telegraphisch angemeldet war. Mein Behagen steigerte sich, als ich darauf in das Haus des freundlichen Mannes eintrat. Hier war Alles zwar ländlich einfach, aber zugleich so sauber, das geräumige Gastzimmer mit dem etwas altmodischen Billard sowohl, wie die schmucklosen weißgetünchten Schlafzimmer mit den Unterlagen von raschelndem Maisstroh — dem gewöhnlichsten Ersatz der Stahlfedermatratzen auf dem platten Lande in Brasilien — und dem groben, jedoch blitzblanken Linnen darüber. Kein Wunder, denn in diesen Räumen schaltete und waltete neben ihrem Gatten die fleißige Hausfrau, eine Deutsche von Geburt, gleich Jenem. Ihr Regiment wurde sichtbar auch im anstoßenden Hofe, wo Knechte und Mägde — zum Theil Farbige — hantirten, wie in den ringsum gebauten Ställen, in denen Rinder blökten und Pferde nebst Maulthieren den Boden mit den Hufen schlugen, und endlich in dem geräumigen Garten dahinter, in welchem Kartoffeln, rothe Rüben, Kraut, Bohnen, Schoten und dergleichen wucherten, während oben darüber dickstämmige Orangenbäume ihre dunkellaubigen Kronen ausbreiteten, aus denen die goldenen Früchte in Menge herauslachten — das Ganze ein echtes Stück aus der fernen deutschen Heimath nur mit einem Hauch des Südens, welcher ihm noch einen besonderen Reiz verlieh. Wir fühlten uns daselbst auch bald ganz wie zu Hause und schlenderten, nachdem wir uns an Speise und Trank erquickt, in der Ansiedlung umher mit jenem Aufathmen des ganzen Menschen, mit welchem man auch bei uns in einem Dorfe weilt, wenn man aus großen, lärmvollen Städten gekommen. Die Station „Neu-Hamburg“ ist eine noch junge und darum verhältnißmäßig kleine deutsche Colonie, erst mit und nach dem Bahnbau entstanden. Kleine, einstöckige Häuschen, weiß getüncht und ziemlich eng aneinander gerückt, bilden nur 2 oder 3 kurze Straßen. Diese füllen ein flaches Thal, welches rings von sanften, grasigen Hügeln eingeschlossen wird. Auf letzteren, den „camps“ (campos) — so nennt man im Lande alle Hochweiden —, tummelt sich das Vieh der Bewohner, die außerdem auf urbar gemachten Flächen auch noch die üblichen Feldfrüchte deutsch-brasilianischer Bauern, Mais, schwarze Bohnen, Mandioka-Wurzel, die das so beliebte „farinha“-Mehl liefert, sowie auch wohl rothen Reis u. a. gewinnen. Einige nähren sich außerdem als biedere Handwerker, Bäcker, Schneider, Schuhmacher, Schmiede u. s. w. Ueberall aber herrschte Ordnung, Fleiß und — Wohlstand. Die Leute befanden sich wohl im fremden Lande, das merkte man an den behäbigen Gestalten, das hörte man selbst aus dem fröhlichen deutschen Gruße heraus, der dem Wanderer allenthalben aus den freundlichen Wohnungen geboten wurde, das bezeugte vor Allem jedoch die Thatsache, die ich später auch anderwärts wieder festzustellen vermochte, daß diese deutsch-brasilianischen Bauern im Unterschied von solchen anderer Nation, namentlich Italienern, die schon deshalb den Luso-Brasilianern nicht angenehm sind, nicht im Mindesten daran denken, mit dem Erworbenen wieder nach der alten Heimath zurückzukehren. „Deutschland einmal wiedersehen, ja, das muß schön sein,“ sagen Alle, „aber dauernd dort bleiben, niemals!“ Ich bemerke dabei gleich, daß anders vielfach die (unansässigen) Deutschen in den Städten des Landes denken. Diese, die schon eine geraume Zeit einen schweren Kampf um's Dasein kämpfen, hört man oft genug äußern, sie würden für's Leben gern wieder „nach drüben“ ziehen, wenn sie nur das Geld zur Ueberfahrt hätten. Den vollen Zauber übte das Dörfchen „Neu-Hamburg“ übrigens erst auf uns aus, als es Nacht geworden. Da wehte eine so frische Luft von den Höhen nieder, da gossen Mond und Sterne einen so sanften Schimmer aus über die schlafenden Häuschen, da lagerte ein so süßer Frieden über dem kleinen Thale, aus dem hier und dort zarte Nebel langsam aufstiegen; nur mitunter dröhnte noch der Hufschlag eines seinen Reiter im Galopp zum trauten Herd tragenden Rosses, nur vereinzelt schlug näher oder ferner noch ein Hund an, sonst feierliche Stille allüberall, wie sie so wohlthuend auch über unsere Dörfer sich ausbreitet, wenn der lichte Tag vergangen. Wir saßen währenddem bei einem guten Schluck im Wirthszimmer beisammen. An der kleinen Sitzung nahm auf Einladung auch ein biederer Bauer des Ortes theil, ein ungeheuerer, vierschrötiger Mensch mit vor Gesundheit strotzendem Gesicht, der einzige Industrielle von Neu-Hamburg; er stellte Schweineschmalz zum Export im Großen her und hielt dazu nicht nur selbst große Schweineheerden, sondern kaufte auch die Waare von den Bauern der Umgegend auf. Dem Mann blühte indeß das Glück nicht nur in seinen Ställen und Höfen, sondern auch innerhalb seiner vier Wände, denn obwohl er und seine Frau noch verhältnißmäßig junge Leute waren, besaß er doch bereits die Kleinigkeit von 12 Kindern. Wenn ich sage „Kleinigkeit“, so bitte ich dies übrigens wörtlich zu nehmen, denn ein Dutzend Sprößlinge sind unter unseren Landsleuten in Rio Grande do Sul in der That noch gar nichts Absonderliches, ich hörte von Familien, die 20 und selbst mehr Köpfe zählten, und bei einem lustigen Beisammensein in Porto Alegre, an dem auch ich betheiligt war, wurde Einer nicht für voll angesehen, weil er nur 9 Nachkommen aufzuweisen hatte. Der Kinderreichthum von jener so gesunden südlichsten Provinz Brasiliens ist in der That sprichwörtlich und dürfte kaum seines Gleichen irgendwo auf der Welt haben. Der deutsche Colonist, um den es sich in obenerwähntem Falle handelte, war übrigens noch ein echter deutscher Bauer von altem Schrot und Korn nicht nur in Bezug auf Gestalt und Arbeitskraft, sondern auch betreffs seiner soliden Lebensweise. Er erzählte uns, daß er sich jeden Tag regelmäßig um 7 Uhr schlafen lege, dafür aber stets bereits vor Sonnenaufgang wieder wach sei, wie er sich denn auch bald entfernte, nachdem er einigen Flaschen Bier den Hals gebrochen. Man sieht, Neu-Hamburg ist ein ganz angenehmer Platz, und doch bildet es gewissermaßen nur den Vorhof zu noch bemerkenswertheren Schöpfungen deutschen Fleißes. Ich wollte wenigstens noch etwas von diesen letzteren sehen. Zu diesem Behufe ritt ich am nächsten Tage bei Morgengrauen in Gesellschaft meines Wirthes, der den Führer machte, davon, beiläufig bemerkt auf einem kräftigen Mulus, der, nach Art seiner

Rasse, zwar nicht wie ein Pferd im Galopp, wohl aber im Trab Hervorragendes leistete. Der gut unterhaltene Weg führte zunächst steil bergan. Es war ein merkwürdiger Morgen, überall lagerten noch dichte Nebel. Bald jedoch fingen diese an, sich zu zertheilen und nun trat jetzt hier, dann dort ein Hain schlanker Palmen, ein runder, grüner Bergkegel, ein vereinzeltes helles Colonistenhäuschen, in dessen kleinen Fenstern sich die aufgehende Sonne spiegelte, oder eine Gruppe von Orangenbäumen mit ihren goldgelben Früchten, von Bananen mit den breiten, jungfräulich zarten, im Morgenwinde wehenden Riesenblättern in den Gesichtskreis. Gleichzeitig öffnete sich wie auf Zauberschlag der Niederblick in zu Füßen liegende lauschige Thäler, in welchen Rinder weideten und Rosse dem jungen Tag entgegen wieherten. Nachdem wir ein halbes Stündchen geritten, tauchte überraschend zur Rechten ein hoher, schlanker gothischer Thurm auf — ein langentbehrter Anblick, nachdem wir fast immer nur die kleinen brasilianischen Doppelthürme zu sehen bekommen. Wir hatten das katholische Gotteshaus der deutschen Colonie „Hamburger Berg" vor uns, einer der ältesten und zugleich größten und blühendsten deutschen Ansiedlungen im ganzen Lande. Bald kamen neben der Kirche auch Dächer und Giebel zum Vorschein, wir genossen im hellen Morgensonnenschein den Anblick eines echten und rechten deutschen Dorfes, zu welchem bekanntlich ein hochragender Kirchthurm gehört, wie die Krone zu einem König. Das unerwartete Bild wirkte wundersam anheimelnd, um nicht zu sagen rührend und wird mir immer unvergeßlich bleiben. Bald darauf kam auch der kaum weniger stattliche Thurm der evangelischen Kirche des mehrere Tausend Einwohner zählenden Ortes zum Vorschein. Dann ritten wir in diesen selbst ein. Er prangte mit sauberen breiten Straßen und nach städtischer Bauart dicht aneinander gerückten Häusern, in denen es auch bereits richtige kaufmännische Geschäfte mit blanken Schauläden sowie — wie könnte es anders sein, wo Deutsche wohnen — Trinkstuben mit allerhand lockenden Feuchtigkeiten gab. Der bäuerliche Charakter der Ansiedlung erschien infolge dessen allerdings fast völlig verwischt, man war versucht, eher an einen hübschen Badeort oder dergl. zu denken. Auf alle Fälle mußte es sich hier, auf freier, weitschauender Höhe, zwischen den reizvollsten Gärten mit den leuchtendsten Tropenblumen, die überall wohlgepflegt hinter den Gebäuden auftauchten und, im Schatten der Palmen und Orangen, die auch hier nicht fehlten, wohl leben lassen, selbst als Rentier, denn ich lernte daselbst sogar einen deutschen Adligen kennen, der aus der großen Welt sich in dieses Buen Retiro zurückgezogen. Wir machten hier übrigens nur kurzen Halt, denn unser Weg war noch weit. Nordwärts sprengten wir wieder aus dem Orte hinaus. Von Neuem führte der Pfad etwas aufwärts, bis wir jenseits der letzten Häuser der Colonie eine kleine Höhe gewannen. Dort wandten wir uns noch einmal im Sattel um. Wie herrlich präsentirte sich jetzt die schöne deutsche Gründung auf ihrem isolirten Hügel mit den zwei aufragenden Kirchthürmen! Dann blickten wir vorwärts, wo ein kaum weniger entzückendes Bild dem Auge begegnete. Ueber einen Hang, der mit dichtem blühenden und duftenden Urwald bekleidet war, sahen wir hinunter in ein langgestrecktes, üppiges Thal, das jenseits von dem sogenannten Königsberg, einer sanften Doppelkuppe, die eine berühmte Fernsicht bis Porto Alegre und auf die Lagoa dos Patos erschließt, geradeaus aber, in der Entfernung von mehreren Meilen, von den dunklen Felsmauern des bereits genannten Muckerberges abgeschlossen wurde. Dies war das sogenannte Campo Bom, zu deutsch: „Gesegnet Feld", ein Name, der nicht, wie dies sonst wohl vorkommt, eine Uebertreibung bedeutete, sondern eher noch viel zu wenig sagend erschien, denn diese breite Mulde mit ihren Rasenflächen, dicht und weich wie grüner Sammt, den dazwischenliegenden Fruchtfeldern, den überall eingestreuten Palmengruppen, der allseitigen Waldumrahmung, der Weltabgeschiedenheit und dem süßen Frieden, welcher über dem Ganzen ausgegossen war, dem tiefblauen Himmel, der sich wie eine ungeheure Glaskuppel oben darüber wölbte, dem funkelnden Sonnenschein, der jeden Grashalm, jedes Blatt, jede der zahllosen Blüthen und Blumen in Tiefe und Höhe glänzen und schillern ließ, muthete in der That an, wie das wiedergefundene Paradies, wie ein Garten, den Gott selbst gepflanzt. Kaum je in meinem langen Reiseleben sah ich so herzergreifende Naturschönheit, selbst in Japan nicht, dem in dieser Hinsicht meiner Ansicht nach sonst der Preis gebührt. Wir hielten auf unserer Höhe lange wie verzaubert, ehe wir weiter ritten. Lange ging es nun bergab und bergauf immer durch den prächtigsten Urwald mit einer ganzen Welt von Parasiten und Lianen, mit Blüthen in luftiger Höhe und im unentwirrbaren Chaos am feuchten Boden, bis wir endlich die Sohle des Thales erreicht hatten. Nun zogen wir in diesem selbst vorwärts, wobei wir wiederholt einzeln gelegene schmucke Häuschen erreichten. Dieselben gehörten zu der im gesegneten Thale weitvertheilten deutschen Colonie, die den gleichen Namen trägt wie jenes: „Campo Bom", Gesegnet Feld. In der That schallte uns denn auch aus manchem dieser niedlichen Hüttchen aus dem Mund Erwachsener wie blondhaariger Kinder ein herrlicher deutscher Gruß entgegen, wie dies auch schon zuvor geschehen war von Seiten zahlreicher Fuhrleute, die Erzeugnisse der Colonie nach der Bahn befördernd auf den freilich furchtbaren Wegen im Urwalde mit ihren Maulthiergespannen an uns vorüberkamen. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht, ein Bauerngehöfte, welches Bekannte meines Gastgebers bewohnten. Dasselbe hatte seinen Platz gefunden mitten im Thale auf einem weiten grünen Wiesenplan, auf welchem seine Rinder, Pferde und Mula's sich tummelten. Eine ganze Allee von Orangenbäumen, mächtig und blätterreich wie unsere Eichen sowie buchstäblich strotzend von den mehr als faustgroßen, goldgelben Früchten, bildeten gewissermaßen das Entree zu dem süßen Tusculum, das, nach allen Seiten von den hohen, sanften Waldbergen umschlossen, von der übrigen Welt abgeschieden lag wie eine Insel. In einem kleinen Weiher, den ein nahe vorbeifließendes klares Gebirgswasser bildete, belustigten sich schnatternde Enten, während unweit davon auf trockenem Erdreich unter den Kronen einiger hochaufgeschossener Palmen Hühner gackerten und grunzende Schweine den Boden durchwühlten. Ein kleiner eingefriedigter Hof, in welchem ein ganz mit Blüthen und zarten, rosafarbenen Knospen überladener Camelienbaum von mehreren Metern Höhe stand, umschloß das eigentliche Wohnhaus, das, so einfach es war, doch ganz freundliche, lichte und saubere Räume enthielt. Hier hauste schon seit Jahrzehnten ein- dereinst aus Deutschland eingewandertes Ehepaar sammt dem einzigen Sohne und dessen junger Frau, sowie dem halben Dutzend kleiner Kinder dieser Beiden, welche Anfangs vor der ungewohnten Erscheinung Fremder schreiend in die Ecken flüchteten, sehr bald aber zuthunlicher wurden. Die Leutchen hatten es, wie sie selbst dankbar gestanden, gut in ihrer Einsamkeit, sie waren nicht reich, aber auch nicht arm, sie nahmen ihr bescheiden Theil Speise aus der Hand der reichen Natur, in deren Schooß sie ihr Lager aufgeschlagen, Geld, schnödes Geld, brauchten sie kaum, verlangten sie auch nicht mit der ungestümen Begier der übrigen Menschheit, es wuchs ihnen nahezu Alles zu, dessen sie bedurften. Das waren einmal Glückliche, so weit es solche auf diesem unvollkommenen Planeten geben kann. Denn ganz frei blieben auch sie nicht vom Leid des Lebens, das sollte ich gerade bei meinem Besuche erkennen. Die Stammmutter, eine freundliche, milde Matrone, lag schon seit 3 Wochen an Influenza darnieder. Es gelang mir, durch einige rationelle Anordnungen ihr einige Linderung zu verschaffen und die endgiltige Heilung, die mittlerweile bereits erfolgt sein dürfte, einzuleiten, wofür mir die unverdorbenen Menschen von Herzen dankbar waren. Geschäftig wollten sie uns verschiedene Genüsse bereiten, mehrere der arglosen Enten sollten für uns ihr Leben lassen, was wir indeß energisch verwehrten, und den letzten Rest in der Cognacflasche — über andere Spirituosen verfügten die einfachen Leute nicht — bemühten sie sich uns aufzunöthigen. Nun, was mich betrifft, so hatte ich keinen anderen Wunsch, als in dem Garten weilen zu dürfen, der sich hinter dem Häuschen ausdehnte. Derselbe entsprach allerdings zunächst auch der nüchternen Prosa, indem die Familie hier ihren Bedarf an Kartoffeln, Kohl, Gurken Radieschen sowie den unvermeidlichen schwarzen Bohnen baute, ohne welche nun einmal selbst der „Teutobrasilianer" nicht glaubt leben zu können. Aber dazwischen welch' ein leuchtendes und duftendes Blumenmeer! Und da gab es nicht nur Kinder des Südens, Granaten mit ihren grellrothen Blüthen u. A., sondern auch jene alten lieben Bekannten, die uns in unseren Dörfern grüßen und die zu jedem echten deutschen Bauerngarten gehören, Feuerlilien, Nelken, Astern, Strohblumen u. dergl. sowie Rosen aller Farben und Gattungen, darunter eine Zwergrose (von den Brasilianern rosa mosquita genannt) mit einer Blume noch nicht so groß wie ein Pfennigstück und Blättchen von dem Umfang des Fingernagels eines Kindes. Das sprach zum Herzen wie ein freundlicher Gruß aus der fernen Heimath. Nicht weniger erfreuten das Auge aber auch hier wieder die herrlichen Orangenbäume. Nirgends auf der Erde sonst sah ich eine solche Ueberfülle der „goldenen Aepfel". Beispielsweise be-

merkte ich ihrer nicht weniger als 12 an einem einzigen dünnen Aestchen und zwar so dicht beisammen hängend, daß sie eine förmliche Traube bildeten. Und wie reich waren diese kostbaren Früchte an dem süßesten Safte. Sie troffen buchstäblich davon und es ging nicht an, sie regelrecht zu zerlegen, wie man es bei uns wohl thut mit ihresgleichen. Trotzdem wurde die edle Gottesgabe, wie ich dies nachmals allenthalben in der fruchtbaren Provinz in Erfahrung brachte, nicht im Geringsten geschätzt. Als ich die guten Leute, unter einem der schwerbeladenen Riesenbäume stehend, fragte, ob ich mir wohl einige Früchte abnehmen dürfe — sie hingen mir buchstäblich in den Mund — sahen sie mich zuerst völlig verständnißlos an, dann aber lachte der Alte, indem er sagte: „Herr, bei uns kriegen das die Schweine und selbst die mögen es nicht." Es gab daneben auch Specialitäten in dieser Obstgattung, u. A. eine sogenannte Pergamotte, eine kleine, indeß sehr aromatische Apfelsine. Der betreffende Baum hatte außerdem noch die Eigenthümlichkeit, daß immer nur die eine Hälfte seiner mächtigen Krone reife Früchte trug, während die andere über und über mit den weißen, einen fast betäubenden Wohlgeruch ausströmenden Blüthen bedeckt war. Alles in Allem wird man es mir glauben, daß es mir nicht leicht wurde, mich von diesem wundersamen Tusculum wieder loszureißen. Als ich mich aber von Neuem in den Sattel schwingen wollte, nahte sich noch ein eisgraues Mütterchen von einem der Nachbarhöfe. Die biedere Frau zählte bereits einige 80 Jahre, behauptete jedoch gleichwohl, daß sie noch Stunden lang zu Pferd zu sitzen vermöge, wie sie denn auch auf meine scherzhafte Frage, ob sie denn überhaupt reiten könne, stolz erwiderte, daß sie wohl öfter und länger auf dem Rücken eines Rosses gewesen, als ich. Diese deutschen Bauersleute in dem schönen, gesunden Südlande, das sie bei seinem Naturreichthume einerseits aller nagenden Sorgen überhebt, andererseits bei seiner noch so geringen Cultur zu einem einfachen Leben zwingt, altern freilich nicht so rasch wie wir „Modernen" und bringen es regelmäßig zu hohen Jahren. Deutsche Bauern, die ein ganzes Jahrhundert zu überschauen vermögen, sind da drunten keine Seltenheit. So konnte ich denn jene lieben Menschen in „Gesegnet Feld" in meinem Innern auch nur glücklich preisen, als ich, einen mächtigen Blumenstrauß, wie ihn kein Kunstgärtner bei uns schöner liefern kann, vor mir auf dem Sattelknopf von ihnen endlich schied. Gleichzeitig aber ergriff mich dabei etwas wie wehmüthiger Schmerz darüber, daß es mir von der Vorsehung nicht beschieden gewesen, ein ähnliches Stillleben zu führen. Am Abend desselben Tages wanderte ich schon wieder beim Schein der elektrischen Bogenlampen durch die lärmvollen Straßen von Porto Alegre. Wenig später war ich auf dem Wege in das Herz des Ländchens, wo mir allerdings noch mehr Idyllen jener Art vor Augen geführt wurden. Gleich beim ersten Schritt, so zu sagen, sollte dies der Fall sein.

Wie bekannt, giebt es flußaufwärts von Porto Alegre im Betrieb befindliche Kohlengruben, also neben Reichthum über der Erde, wie ich ihn eben in den deutschen Colonien bewundern konnte, auch Reichthum unter der Erde. Da es nun meine Absicht war, mir, so gut es in kurzer Zeit gehen wollte, ein umfassendes Bild von Rio Grande do Sul zu verschaffen, so hätte ich gar zu gern auch dahinein einen Einblick gethan. Doch wie dies anfangen, da ich mich über die näheren Verhältnisse jenes südbrasilianischen Bergwerks, beziehentlich über die Bedingungen, unter denen man dort als Fremdling Zulaß erhalten konnte, durchaus in Ungewißheit befand. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Porto Alegre traf daselbst der Betriebsdirector des Kohlenwerkes, auf der Heimkehr von einer Geschäftsreise begriffen, ein und stieg in meinem Hotel ab. Dort kamen wir Abends beim Biere in Berührung mit einander und bei dieser Gelegenheit war der Herr, ein ebenso kenntnißreicher wie freundlicher Deutscher aus Schlesien, so liebenswürdig, mich nicht nur zum Besuch der ihm unterstellten Grube, sondern auch zur Mitbenützung seines Privatdampfers einzuladen. Um die Mittagszeit des folgenden Tages bestiegen wir das kleine, jedoch sehr starke Fahrzeug, das auch eine ganz hübsche, niedliche Cajüte aus dem edlen, aber im Lande sehr viel benützten Lorbeerholz auf seinem Verdeck besaß. Wir überquerten zuerst das weite Guahyba-Becken und lenkten dann in den Jacuhy, den bedeutendsten der in das erstere mündenden Flüsse, ein. Hierbei genossen wir noch einmal einen Blick auf Porto Alegre und dieses Panorama vom Norden aus war fast schöner noch als jenes, welches uns früher die Annäherung von Süden her geboten. Wie ein kleines Seitenstück zu Konstantinopel, der Wunderstadt am Bosporus, stellte sich die südbrasilianische Metropole dar, indem sie mit ihrer dichtgedrängten weißen Häusermasse in ähnlicher Weise wie jene vom Rande stiller, blauer Gewässer den steilen Hang emporstieg, dabei gleichfalls von Kuppeln und Thürmen gekrönt. Darauf eine Wendung und wie eine fata morgana ist das reizvolle Städtebild dem Auge entrückt. Rechts und links nur die flachen, mit niedrigem Gebüsch bedeckten und darum ziemlich eintönigen Flußufer. Allerdings ganz ohne Schmuck sind auch diese nicht. Vereinzelte Palmen strecken da und dort ihr stolzes Haupt aus dem unschönen Gestrüpp empor, das ohne diese Merkmale tropischer Himmelsstriche leicht wie das Buschdickicht an Gewässern der kühleren Zone, beispielsweise an der unteren Donau, erscheinen könnte. Menschliche Niederlassungen gab es in dieser ausgedehnten grünen Wüste an den Gestaden, von einigen verfallenen Hütten und mehreren verlassenen Fabrikgebäuden abgesehen, nirgends, indeß waren an verschiedenen Stellen die Spuren menschlicher Thätigkeit zu erkennen. Beträchtliche Strecken erschienen kahl geschlagen, denn das Material, obwohl durchweg nur Knüppelholz, wird als Brennstoff bis nach Rio Grande hinunter verkauft, nebenbei bemerkt, zu außerordentlich niedrigen Preisen. Leider schreitet infolge dessen, und da Niemand an ein Wiederaufforsten denkt, die Waldverwüstung erschreckend vorwärts. Ein Glück noch, daß man in diesem glücklichen Lande nur die Küchen, nicht auch die Wohnräume zu heizen braucht, sonst würde dieselbe noch schneller vor sich gehen. Boten nach dem oben Gesagten die Ufer des Flusses dem Beschauer nur wenig, so interessirte dafür dieser selbst, der hier ungefähr die Breite des Rheins bei Mainz hat, um so mehr. Personendampfer mit den langen Fensterreihen ihrer Deckcajüten, tief aus dem Innern kommend, schwebten vorüber und sogar einzelne Segler versuchten ihr Heil. So drangen wir vier Stunden vorwärts, bis dann auf dem unvermuthet hoch gewordenen rechten Uferrande ansehnliche Bauwerke sichtbar wurden und sogar Eisenbahn-Lowries sich zeigten. Wir hatten unser Ziel erreicht, was auch der dichte Kohlenstaub bekundete, der weithin das Erdreich bedeckte.

Bücherbesprechungen.

— Warmuth, Kurt, Lic. Dr., Das religiös-ethische Ideal Pascal's. Leipzig, Georg Wigand 1901. 77 S. 1,50 ℳ. — Von Blaise Pascal besitzen wir zwei Schriften, welche den Namen des berühmten Mathematikers über die ganze Welt getragen haben: seine Gedanken über die Religion (Pensées sur la religion) und die Provinzialbriefe (Lettres provinciales). In der ersten Schrift, welche die Vorarbeit zu einer umfassenden Apologie des Christenthums sein sollte, hat der Verfasser in unzusammenhängenden Aphorismen seine Ansichten und Ueberzeugungen über Religion niedergelegt. Drei Grundgedanken treten scharf hervor: 1) die Erbsünde ist eine Thatsache, sie kann aber überwunden werden; 2) der göttliche Heilsplan zweckt mehr auf Veredelung und Besserung des Willens als auf Vervollkommnung der Erkenntniß ab; 3) die ewigen Grundlagen der Kirche ruhen in der Schrift und in dem geistlichen Amte mit seinen segenspendenden Gnaden. Die Provinzialbriefe kämpfen gegen die Gefährlichkeit der damaligen Jesuitenmoral, welche besonders die höheren Stände beherrschte. An der Hand beider Schriften und unter Heranziehung der über sie sich verbreitenden französischen und deutschen Literatur hat es der Lic. Dr. Kurt Warmuth unternommen, das religiös-ethische Ideal Pascal's zu entwerfen. Es ist zweifellos eine dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, und wir verhehlen unsere Freude nicht, daß ihm die Lösung wohl gelungen ist. Obgleich die Schrift nur 77 Seiten enthält, ist doch ein reiches Material verarbeitet, das die Persönlichkeit Pascal's in helles Licht stellt, zumal wenn man erwägt, daß derselbe seine religiös-sittlichen Ideen nicht blos in seinem Geiste bewegt, sondern sie auch ins Leben übertragen und selbst dargelebt hat und mit ihm mehr oder minder der ganze schöne Kreis von Portroyal. Man muß Pascal's Leben, von seiner Schwester Gilberte Perier beschrieben, und den innigen und herzlichen Briefwechsel zwischen Beiden und der anderen Schwester Jacqueline kennen, um das ernste Streben nach Herzensheiligung und nach ungeheuchelter kindlicher Frömmigkeit, die Weltentsagung, die Abtödtung des Fleisches, das Fasten

und Beten der edlen Männer und Frauen von Portroyal voll zu würdigen. Die jansenistische Bewegung, so mystisch-theosophisch sie nach Seiten der Erkenntniß und des Gefühls, und mönchisch-asketisch sie nach Seiten der praktischen Lebensbethätigung erscheint, bleibt trotz der Herabwürdigung eines Voltaire ein schönes Blatt in der Geschichte des Christenthums, auf welchem das Auge des frommen Betrachters immer mit Wohlgefallen ruhen wird. Was die Schrift des Lic. Dr. Warmuth besonders auszeichnet, ist einestheils die große Uebersichtlichkeit und logisch-scharfe Gliederung des Stoffes, anderntheils die belebende und warmherzige Darstellung. Man verspürt es auf jeder Seite, daß der Verfasser durch eingehende, gründliche Studien sich in seinen Gegenstand vertieft und ihn mit innerer Antheilnahme gestaltet hat. Dabei verdient die Objectivität Anerkennung, die in der Beurtheilung waltet. Er besitzt ein offenes Auge auch für das Falsche, Einseitige und Schiefe in Pascal's Auffassung des religiös-sittlichen Christenlebens. Die negative Seite seines Ideals, die sich in der Herabsetzung der Arbeit, des Hauses, der Familie und des Staates ausspricht, tritt in der Darlegung mit derselben Schärfe hervor, wie die positive. Auch die Stellung Pascal's zum Katholicismus und zum Protestantismus wird klar umrissen und mit sorgfältiger Abwägung des Urtheils gekennzeichnet. So rein und hoch Pascal's religiös-sittliche Ideenwelt immerhin war, so lag in ihr doch nicht die Kraft, den Katholicismus zu überwinden, sie nähert sich aber ebensowenig der evangelischen Anschauung des Protestantismus in seiner Lehre von dem rechtfertigenden Glauben an Christum. Wir können die hübsche Arbeit des jungen Theologen, die übrigens dem Leipziger Consistorialrath Prof. D. Dr. Georg Heinrici zugeeignet ist, aufrichtig empfehlen, sie besitzt alle innern und äußeren Merkmale, den Leser zu fesseln und für den Gegenstand zu interessiren.

D. Aug. Wünsche.

— Sächsisches Archiv für bürgerliches Recht und Prozeß. Herausgegeben von G. Hoffmann, Reichsgerichtsrath, und R. v. Sommerlatt und Dr. F. Wulfert, Oberlandesgerichtsräthen. Zehnter Band. Leipzig, Roßberg & Berger. 1900. (Der Band zu 12 Heften 14 ℳ.) — Der vorliegende, bis auf das Register vollständige Band bringt außer der Mittheilung wichtiger und bedeutender Entscheidungen und neben der Besprechung neu erschienener juristischer Werke eine größere Anzahl von Abhandlungen, die sich in der Hauptsache auf das neue Recht beziehen, gewiß im Interesse seiner Leser, die immer noch damit beschäftigt sind, sich in das neue Recht einzuarbeiten und einzuleben. Wieviel Fragen und wieviel Zweifel bei der Handhabung des Rechts auftauchen, dafür ist die reiche Literatur des vergangenen Jahres, sind die vielen Abhandlungen Zeugen. Die Zweifel und Fragen erschweren ja dem praktischen Juristen nicht selten die Arbeit erheblich; aber zumal die Abhandlungen, mag vielleicht auch nicht immer ihrem Endergebniß zugestimmt werden, dienen doch dazu, die Arbeit wieder zu erleichtern, so auch die in der angezeigten Zeitschrift. Von den in Dresden gehaltenen Vorträgen über das neue Recht ist im vorliegenden Bande der des Oberlandesgerichtsraths Dr. Wulfert über das Familienrecht abgedruckt. Mit dem bürgerlichen Gesetzbuche befassen sich die Abhandlungen von J. Breit über die Mehrheit compensabler Forderungen, vom Reichsgerichtsrath Lippmann und von Dr. Kaufmann über das eheliche Güterrecht, von Dr. Feisenberger über die Errungenschaftsgemeinschaft, vom Ass. Du Chesne über den Einfluß des neuen Rechts auf in der Entstehung begriffene Verträge, sowie über den dinglichen Anspruch, und über Schenkung &c. bei Bezahlung fremder Schulden, von Dr. Nußbaum über die Haftung der für einen nicht rechtsfähigen Verein Handelnden, vom Landgerichtspräsident Frey über BGB. §. 1562 und die Zwangsvollstreckung, von Dr. Nagler über die gesammte Hand im Gesellschaftsrechte. Erörterungen aus dem Grundbuchrechte, den Bestimmungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit &c. geben Oberlandesgerichtsrath Raddatz (Ermächtigt die Prozeßvollmacht zur Aufrechnungserklärung &c.?), Rechtsanwalt Reinhard und Oberamtsrichter Frese (über die Vorlesung der Protokollanlagen), Amtsgerichtsrath Dr. Grohmann (ob zur Eintragung der Ausschließung des Hypothekenbriefs die Zustimmung des Gläubigers zu erfordern sei?), Dr. Stübel (die Mängelanzeige im Handelsverkehre), Dr. Kloß, der einen bemerkenswerthen Beitrag zur Herstellung der Theilhypothekenbriefe liefert. Landgerichtspräsident Frey und Amtsrichter Rosenmüller behandeln die für den Rechtsverkehr so wichtigen §§. 866, 867 CPO., deren Tragweite hoffentlich bald durch eine Entscheidung des Reichsgerichts festgestellt werden wird. Dr. Schanze erörtert endlich in mehreren Abhandlungen die Bestimmungen über das Gebrauchsmuster. Konnten auch nicht alle Abhandlungen einzeln aufgeführt werden, so bietet doch das Vorstehende einen Einblick in den reichen Inhalt der für den Praktiker wichtigen Zeitschrift. Außerdem ist vom Ergänzungsbande zu Bd. VIII—X des Archivs, in dem einzelne größere Abhandlungen vereinigt sind, das 6. Heft erschienen, die Vorträge des O.-A.-R. Dr. Frese zur Einführung in die neuen Vorschriften des Reichsrechts und des königl. sächs. Landesrechts über das gerichtliche Beurkundungswesen enthaltend (S. 373—428). Die Vorträge behandeln die Bedeutung und die hauptsächlichsten Fälle der Beurkundungshandlungen, die Zuständigkeit und das Verfahren bei gerichtlichen Beurkundungen einschließlich der Beglaubigungen, der Bestimmungen über Verwahrung der Protokolle &c. Insoweit haben die Vorträge nicht blos für die erste Zeit der Einführung des neuen Rechts, sondern überhaupt und für die fernere Zeit Werth, um dem angehenden Beamten einen Einblick, dem bereits thätigen Beamten einen Ueberblick über diesen Theil des Verfahrens zu gewähren; das Studium der Vorträge kann Referendaren und Gerichtsschreibern insbesondere sehr empfohlen werden. Nur weniges möchte zu bemerken sein, z. B. zu Seite 413, wo gesagt ist, bei Aufnahme eines Protokolls durch den Gerichtsschreiber brauche der Richter lediglich bei Vorlesung, Genehmigung und Unterschreibung des Protokolls gegenwärtig zu sein; der Richter aber hat gerade die Verpflichtung, sich der Verhandlung mit den Betheiligten zu unterziehen, und muß, wenn auch der Gerichtsschreiber nach Besprechung mit den Betheiligten das Protokoll vorbereitet hat, selbst mit den Betheiligten verhandeln, wie der Verf. weiterhin einigermaßen zugiebt. Beizutreten ist der Bemerkung S. 413, daß die beurkundenden Beamten zweckmäßig an der Spitze des Protokolls und zwar am Rande vermerkt werden. Bei den zahlreichen beigegebenen Musterprotokollen ist stets die Perfectsform angewendet. Sie würde angebracht sein, wenn das Protokoll nach Abschluß der Verhandlung abgefaßt wird, während die Präsensform angiebt, daß das Protokoll mit der Verhandlung fortschreitet. Wird aber berücksichtigt, daß die Perfectsform etwas sehr Schleppendes mit sich bringt und, zumal bei längeren Protokollen und bei zu beurkundenden Zwischenfällen, sogar nöthigt, in das erzählende, aufzählende Tempus des Imperfects überzugehen, so dürfte sich die Präsensform, die auch kürzer ist, mehr empfehlen. Daß der Verf. bei der Anerkennung einer Protokollanlage nach ihrem Inhalte die Anlage nach den Mustern nicht mit vorlesen läßt, ist wohl auf seine Ausführungen im Sächs. Archive zurückzuführen; allein die von ihm vertretene Ansicht wird mindestens von den meisten Commentaren nicht getheilt und läßt sich auch mit dem Gesetze nicht vereinigen, der Beamte wird deshalb besser die Anlage mit vorlesen und dies im Protokoll beurkunden, will er anders den Betheiligten Beanstandungen und Kosten ersparen. Die Erklärung, daß Jemand nicht schreiben &c. könne, gehört ins Protokoll, das den Betheiligten und Mitwirkenden vollständig vorzulesen ist (nicht wie z. B. am Schluß von Nr. XI). Durch die vorstehenden Bemerkungen wird aber das Verdienstliche und der Werth der vom Verf. gegebenen Muster nicht beeinträchtigt.

K—d.

— Katechismus der Nivellirkunst von Professor Dr. C. Pietsch. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Mit 61 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1900. — Der Verfasser, der für die Sammlung von Weber's Illustrirten Katechismen auch Hilfsbücher der Feldmeßkunst und der Raumberechnung geliefert hat, behandelt in dem vorliegenden Bändchen nicht nur die Nivellirkunst im engeren Sinn (die Methode des geometrischen Höhenmessens), sondern auch das trigonometrische Höhenmessen mittels der Meßkette und des Theodoliths und das barometrische Höhenmessen. Im ersten Abschnitt werden zunächst die zur Herstellung eines scheinbaren Horizonts nothwendigen Instrumente (Pendel-, Röhrennivellir- und Libelleninstrumente) beschrieben und dann die Methoden und Arbeiten des Nivellirens geschildert. Zahlreiche treffliche Illustrationen ergänzen den durch große Klarheit sich auszeichnenden Text.

Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 34. Donnerstag, den 21. März, Abends. **1901.**

Goethe im hohen Alter.

Man hat schon vor Jahrzehnten häufig die Meinung ausgesprochen, Goethe's Leben liege in so klarer Beleuchtung vor Aller Augen, daß es kaum noch etwas Belangreiches in demselben aufzuhellen gebe. Wie unvollständig unsere Kenntniß von ihm demungeachtet bis jetzt war und aller Wahrscheinlichkeit nach immer bleiben wird, das bringt jeder neue Beitrag aus dem Kreise seiner Zeitgenossen uns zum Bewußtsein. In der That ist es, als solle Goethe selbst, welcher vor Allem gegen den Schluß seines Lebens so wegwerfende Urtheile über die Geschichtswissenschaft und ihre eingeborene Irrthümlichkeit fällte, den Beweis dafür abgeben, daß alle Ueberlieferung nicht im Stande sei, eine Person oder ein Ereigniß völlig treu zur Anschauung zu bringen. Nie früher hat aber ein Menschenbild eine so ins Einzelne gehende Ausführung erfahren, als dasjenige Goethe's. Entworfen durch ihn selbst, ist Zug um Zug bald von dieser Seite bald von jener hinzugefügt worden, und wenn hier gewissermaßen eine Experimentalaufgabe vorliegt, so ist es nur in der Ordnung, daß jeder neue Beitrag zur Lösung des interessanten Problems willkommen geheißen wird. Als solcher werden Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller immer Anspruch auf anerkennende Aufnahme behalten. Die Frage, wie Goethe dazu kam, mit einer ihm so wenig ebenbürtigen Natur so lange und so herzlich zu verkehren, ist oftmals aufgeworfen worden. Der große Altersunterschied erklärte hier aber wohl Vieles. „Ihr jungen Leute," so schätzt der Achtzigjährige einmal den Fünfzigjährigen ein, und allem Anschein nach bewahrte in Wahrheit der Jüngere dem Aelteren, man möchte sagen zu Liebe, eine Frische, Jugendlichkeit, ja Grünheit, welche im 5. Jahrzehnt sonst kaum noch vorzuhalten pflegt. Diese dem Umgang des Greises wünschenswerthen Eigenschaften befähigten den Kanzler v. Müller wie wenige Andere zum Gesellschafter Goethe's. Wenn Hadrian nicht ohne den Komiker Aristomenes auskommen konnte, Caligula nicht ohne den Tragöden Apelles von Askalon, so brauchte Goethe für die verglimmenden Kohlen seines Naturells einen Auflockerer der dichter und immer dichter werdenden Aschendecke, und dieses Amt bekleidete der verständige, gleichmüthige, wohlunterrichtete und dem Greise herzlich zugethane Mann ohne Zweifel auf's Beste.

In einem wenig bekannten Gedicht klagt Goethe:

> Ein alter Mann ist stets ein König Lear!
> Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
> Ist längst vorbeigegangen.
> Was mit und an Dir liebte, litt,
> Hat sich wo anders angehangen;
> Die Jugend ist um ihretwillen hier,
> Es wäre thöricht, zu verlangen,
> Komm, ältle Du mit mir.

Von dieser trüben Stimmung finden wir die Unterhaltungen Goethe's mit dem Kanzler vielfach beherrscht. Doch nimmt sie im Aussprechen zumeist einen derb verdrossenen Zug an und in den allerletzten Jahren wird aus der trüben Stimmung nicht selten eine Verstimmung, welche den Greis wie seiner Zeit völlig abgewendet erscheinen läßt. Freilich hatte Goethe, der große Haushalter mit seiner Zeit, sich des Zeitungslesens völlig entwöhnt. Zuweilen mußte ihm Kanzler v. Müller wohl aus der „Tante", wie schon damals die Vossische hieß, berichten; öfter noch aber betont er, wie viel freier er sich fühle, seit er das leidige Zeitungslesen aufgegeben habe. Seit wann ist er zu dieser Entwöhnung gekommen? Einem modernen Menschen scheint es undenkbar, daß ein solches Abseitsleben Jahre lang gedauert hat. Dennoch sind diese Erwähnungen aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens nur eine Wiederholung früherer Aeußerungen; so schreibt er schon 1808: Seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen jener Epoche aus bekannten Gründen eine erbärmliche Geisteskost boten. Ungefähr aus der nämlichen Zeit wie die letztere Bemerkung stammt auch Goethe's wenig beachtete Aeußerung über das geistige Eigenthum. Der französische Minister Portalis hatte bei Goethe angefragt, ob es mit seiner Bewilligung geschehe, daß ein Kölner Buchhändler ein Werk Goethe's nachdrucke, wozu dann der letztere die Randglosse macht: „So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz.... Wozu sich die guten Deutschen so bald nicht erheben werden." Im Gespräch mit dem Kanzler streift er zwanzig Jahre später den nämlichen Gegenstand und kommt zu der Formel: „Wer keinen Geist hat, glaubt nicht an Geister und somit auch nicht an geistiges Eigenthum." Wenn er nach dieser Seite mit den heutigen Anschauungen im Einklang erscheint, so erbost ihn dagegen in hohem Grade das neue Gesetz des „Sansculottischen" Weimar, welches die Ehe zwischen Christen und Juden gestattet. Er meint, wenn der Superintendent etwas Ehre im Leibe habe, so werde er lieber abtreten, als eine Mischehe dieser Art im Namen der Dreifaltigkeit einsegnen. Das untergrabe die Religion, wie sie im Volke conservirt werden müsse. Ohne Zweifel spricht hier der Frankfurter aus ihm. Auf jene, dem Volke zu erhaltenden Anschauungen kommt er noch einige Male bei anderem Anlasse zurück; so mit Bezug auf die Ehe, die er zwar einmal auf das Streben des Menschen zurückführt, „das Unmögliche zu vereinigen", gleich wie „alle Gesetze Synthesen des Unmöglichen" seien — das Mögliche werde dadurch erreicht — und die er ein anderes Mal an sich als unnatürlich bezeichnet, aber dennoch als ein wichtiges Moment der menschlichen Cultur hoch und heilig gehalten wissen will. Aus dem nämlichen Grunde mag er nichts von dem Erleichtern der Ehescheidungen hören. Die sich nicht vertragen „mögen sich prügeln". Das seien eben auch nur Leiden wie hundert andere. Auch das Duell soll nicht abgeschafft werden. Zwar hat Kanzler v. Müller früher dazwischen treten müssen, als sich Goethe's Sohn ein Duell zugezogen hatte, aber an sich ist das Duell ihm ein schätzenswerthes Bollwerk ritterlicher Gesinnungen.

Wenn diese Aeußerungen Goethe's übrigens im richtigen Lichte betrachtet werden sollen, so darf nicht vergessen werden, daß Widersprechen einen wesentlichen Theil seiner Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller ausmacht. Klagt Goethe doch, mit Meyer könne er fast nicht mehr reden, denn sie seien immer der nämlichen Meinung; und gesteht doch der treuherzige Kanzler oft genug, wie viel Kunst er aufwenden müsse, um den einsilbigen Greis in Zug zu bringen. Nichts lag also dem Kanzler näher, als daß er Goethe gegenüber den Mann des Fortschritts herauskehrte, was dann natürlich Goethe verführen mochte, ihm Widerpart zu halten. So kommen denn Wunderlichkeiten zu Tage, welche Goethe wahrscheinlich in andrer Zeit selbst nach dem Lieblingsausdruck seiner späten mürrischen Zeit für „absurd" erklärt haben würde, z. B. „wer die höchste Gewalt besitzt, hat Recht". Daneben wird sich einräumen lassen, daß ein gut Theil Wahrheit darin ist, wenn Goethe die Menschen en masse für „erbärmlich" erklärt und dadurch die Schärfe rechtfertigt, mit welcher sich Lucrez, Spinoza und andere Philosophen dem Unsinn der Menge gegenüber ausgedrückt hätten. Hiermit stimmt seine weitere Aeußerung: „ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheutere ist, halten muß." Aber auch in Bezug auf manche seiner politischen Anschauungen über bestimmte controverse Fragen hat ihm die Zeit seitdem Recht gegeben. So namentlich über die Existenzunfähigkeit Polens, die er mit Heftig-

keit behauptete, und über das Recht Preußens, bei dem Beutetheilen russischer- und österreichischerseits nicht den philanthropischen Zuschauer abzugeben. Das Wort „kein König kann Wort halten; er muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben“ darf demnächst allerdings nicht aus dem Zusammenhang herausgerissen werden.

Zu dem Glauben an eine Fortdauer über das Grab hinaus bekennt Goethe sich in den Gesprächen mit Müller zu mehreren Malen. „Für neue Aufgaben im Jenseits,“ äußerte er einmal, „ist gesorgt; wir dürfen uns nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben.“ Ein anderes Mal sagt er: „Ein Aufhören des Denkens und Lebens ist einem denkenden Wesen unfaßbar. Insofern trägt Jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich.“ „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln, ist die beste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs.“ Und um noch einmal auf das Universum zu sprechen zu kommen, sagt er: „Und so war ich stets und werde es bleiben, so lange ich lebe, und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir so einige auserſehen, auf denen ich meine Späße noch fort zu treiben gedenke.“ Nicht minder spricht er sich mit Unbedingtheit über den Werth der christlichen Religion aus: „Sie ist die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, weil sie die Wahrheit der natürlichen Religion in sich aufgenommen hat.“ Von Christus sagt er: „Mir bleibt Jesus immer ein bedeutendes, aber problematisches Wesen.“ Und mit Bezug auf sein eignes Christenthum: „Wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte; ich allein vielleicht, ob Ihr mich gleich für einen Heiden haltet.“ Wenig berührt scheint ihn Kotzebue's Tod zu haben. Es sei darin, sagt Goethe, eine poetische nothwendige Folge einer höheren Weltordnung erkennbar. Freilich äußert er sich ein anderes Mal über den Tod und das Sterben überhaupt in völlig fatalistischem Sinne. Nicht um einen Tag könnten die Aerzte das Leben eines Menschen verlängern. Hier sei Alles vorausbestimmt. Wobei dann übrigens die sonderbare Einschränkung hinzukommt: das Leiden lindern, und dafür sorgen, daß die Krankheit uns nicht ganz auf den Hund bringe, das könnten die Aerzte. Solche Stellen gemahnen an Goethe's „Giebt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht betrügen, mehr oder weniger versteckt, so ein Ragout von Wahrheit und von Lügen, das ist die Kocherei, die mir am besten schmeckt.“ Sie berechtigen zu der Annahme, daß Goethe den guten Kanzler zu Zeiten aufs Glatteis zu führen liebte, vielleicht auch durch diesen die einstigen Leser seiner Aufzeichnungen; denn aus einer Aeußerung in Gegenwart Juliens v. Egloffstein geht hervor, daß Goethe recht wohl wußte, wie der Kanzler über seine Gespräche mit ihm Buch führte. Ohne Zweifel hielt er das für ganz in der Ordnung. Daß sein Gesellschafter discret zu sein verstand, war dabei mehr als bloße Voraussetzung. Was Goethe dem Kanzler unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute, das bekommen wir auch in den Unterhaltungen nicht zu hören. So z. B. Goethe's Mittheilungen über sein Verhältniß zu Frl. v. Levetzow. Die Neugier mag sich darüber beklagen, aber auch nur diese. Dagegen wird uns die Art, wie Goethe von dieser Leidenschaft genas, nach Müller's Aufzeichnungen über den Besuch der Frau v. Szymanowska sehr verständlich. Verstimmt und unwirsch war er von der bewußten Badereise heimgekommen. Weimar beengte, bedrückte, verdroß ihn. Sein alter Bekanntenkreis ließ ihn kalt. Selbst der biedere Kanzler bekommt die Frage zu kosten: „Mit wem soll ich ausfahren, ohne Langeweile zu empfinden?“ Die Staël habe einst ganz richtig gesagt, meint er bei einer anderen Gelegenheit, il vous faut de la séduction. Das ihm zu seinem Dasein unentbehrliche „Ewig Weibliche“ hat in Frl. v. Levetzow sich seiner mit Ausschließlichkeit bemächtigt und läßt auch jetzt, nachdem er ihr entsagte, keinen anderen Reiz zu Worte kommen. In diesem Zustande, den Müller als innere Zerrissenheit bezeichnet und gegen welchen der Dichter der Trilogie der Leidenschaft augenscheinlich ohne allen Erfolg kämpft, findet ihn der Besuch der liebenswürdigen Pianistin Frau v. Szymanowska, welcher er einst, ebenfalls bei einer Badekur, huldigte. Sofort ist's, als breche nach langem Regenwetter die Sonne durch die Wolken. Goethe ist wie verwandelt. Allabendlich ist in seinem Hause Concert. Das Spiel seines lieben Gastes entzückt ihn. Man muß Veranstaltungen treffen, daß sie ein öffentliches Concert geben kann. Die Großfürstin selbst muß ihren Flügel dazu herleihen. Der Hof muß sie feiern und feiert sie in der That. Endlich, beim Abschiedsmahle, strömt sein Mund von innigen Worten über; die der Erinnerung geltenden Toaste will er nicht gelten lassen. Eine solche Erscheinung bleibe als Gegenwärtiges, Angeeignetes, Unverlierbares. Und als die schöne Frau ohne Abschied gegangen ist, läßt er sie durch seinen Sohn und den Kanzler noch einmal zurückholen und drückt sie und ihre Schwester mit Thränen an sein Herz. War das eine neue heftige Leidenschaft? Nichts weniger als Das. Schon wenige Monate darauf, als der Kanzler für die nämliche Künstlerin von Goethe den Empfehlungsbrief an Humboldt haben will, kann Goethe sich nicht entschließen, einen solchen zu geben. An den Plutonisten von ihm, den Neptunisten? Nein! Er hilft sich mit einem Scherz über die Zumuthung hinweg. Dennoch würde man Unrecht thun, Goethe deshalb zu schelten. Wenn Goethe inmitten des Schmerzes über den Verlust seiner Lili an Auguste zu Stolberg schreiben konnte: „hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustchen sehen, das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt,“ und wenn er ein andermal ihr schreibt: „könnte ich Dir nur mein gegenwärtig Verhältniß zu mehrern recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen,“ so ist es klar, daß im Grunde das ganze weibliche Geschlecht es ihm beständig angethan hatte und daß dieser seiner lebendigen Sinnlichkeit, seinem Schönheitssinn und seiner productiven Stimmung einzig entsprechende Zustand steter Nahrung bedurfte, wenn ihm wohl sein sollte. Daher der Vers:

„Wenn Dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Bess'res haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.“

Daher sein Bezeichnen der Ehe mit allen ihren Voraussetzungen eines ewigen und ausschließlichen Gefühls als eine Unnatur. Daher auch im Einklang mit seinem bösen Reimlein:

Was willst Du mit den alten Tröpfen?
Es sind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen.

wie au des Kanzlers Buch hervorgeht, die immer wiederholten Versuche Goethe's im hohen Alter, sein Haus nicht das Rendezvous ergrauter Bekannter werden zu lassen („alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen“), sondern Jugendlichem und Anmuthigem dort einen bequemen Tummelplatz zu bieten. Daher einmal seine Aeußerung gegen Julie v. Egloffstein: „Es geht mir schlecht, denn ich bin nicht verliebt, noch ist Jemand in mich verliebt.“

Da es aber immer mißlich bleibt, ein solches Thema trocken prosaisch zu besprechen, so schließe diese Skizze mit jenem weichmüthigen Gedichte „Aussöhnung“ überschrieben, in welchem wir jetzt den Nachklang der schönen Musik-Tage deutlich erkennen, welche ihm Genesung von seiner letzten wirklichen Herzensneigung brachten:

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt,
Beklomm'nes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste Dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!
Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Doppelwerth der Töne und der Thränen.
Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt, und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende,
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe:
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

R. Waldmüller.

Bücherbesprechungen.

— Pfarrer Walther Rost, Schweikershain (Sonderabdruck aus der Neuen Sächsischen Kirchengalerie), nebst zwei Beilagen: „Aus der guten alten Zeit“ und „Aus alten Papieren“. 1 ℳ. Leipzig, Arwed Strauch, 1900. — Nicht wenig Beiträge zu der neuen Kirchengalerie Sachsens, welche nach 60 Jahren in vollständig neuem Gewande erscheint, legen Zeugniß davon ab, daß die Geistlichkeit unseres Landes,

welcher die localchronistischen Beiträge zu dem umfassenden Werke anvertraut sind, in wissenschaftlicher Beziehung und auch in der Richtung der historischen Methode sich auf der Höhe moderner Anforderungen zu halten weiß. Die vorliegende Bearbeitung der Kirchfahrt Schweikershain verdient das Lob fleißiger und sorgfältiger Quellenbenutzung: sie bringt ein Stück sächsischer, an äußeren Wandlungen reicher Geschichte in ansprechender, lebendiger Weise zur Anschauung. Ob der einstige Besitzer von Schweikershain, Kunz v. Kaufungen, wirklich „die bekannteste Persönlichkeit in der sächsischen Geschichte" sei, dürfte billig zu bezweifeln sein. Wenn mit ausführlichem Wort (S. 19/20) die kirchliche Begräbnißstätte eines todtgeborenen Kindleins aus der Familie Berbisdorf Erwähnung findet, so ist das doch wohl überflüssige Treue im Kleinen. Wenn im Anfang die Besiedelungsverhältnisse der Gegend untersucht werden, so dürfte aus redactionellen Gründen darauf hinzuweisen sein, daß allgemeine geschichtliche Einleitungen für je eine Ephorie zweckmäßig sein würden, gegenüber der Möglichkeit, daß jeder Parochus ab ovo anfängt, wenn auch nicht mit der Schöpfung, so doch mit einer Zeit, für welche nur der geschulte Historiker Sicheres oder Wahrscheinliches zu bieten vermag. Wir geben dieses Bedenken, das unserm Urtheil über die gediegene Arbeit keinen Abbruch thun soll, aus wohlerwogenen Gründen für die weitere Ausgestaltung des unter hochgeschätzter redactioneller Leitung stehenden werthvollen Unternehmens zur freundlichen Erwägung an maßgebender Stelle. Die beiden Beilagen sind culturgeschichtliche Miniaturbilder, von denen die urkundliche Mittheilung über eine Stiftung im Kloster Waldheim für das Seelenheil derer v. Kauffungen geschichtliches Interesse beanspruchen darf. J. J.

— Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Erster Band. Friedesinchens Lebenslauf. Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. Vierte bis sechste Auflage. Mit Zeichnungen von L. Burger. Leipzig und Berlin S.W. 46 bei Georg Heinrich Meyer. 1901. 399 Seiten. Preis geheftet 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — Wir kannten Friedesinchens Lebenslauf schon von früher her, und wir müssen gestehen, daß wir diese Geschichte in ihrem neuen Kleide, in der geschmackvollen Ausstattung, die ihr der Zeichner und Verleger gegeben, und nach der Feile, die der Verfasser nochmals an das Werk gelegt, es noch einmal mit gleichbleibendem Vergnügen gelesen haben. Sohnrey's Erstlingswerk, das ist Friedesinchens Lebenslauf, ist, soviel wir von seinen übrigen erzählenden Arbeiten kennen, auch sein bestes geblieben. Ueber den hier genommenen Anlauf ist der Autor später nie wieder hinausgekommen. Sohnrey's Gebiet ist eben die liebevolle Kleinmalerei südhannoverschen bäuerlichen Stilllebens, mit seinen stillen Freuden und Leiden. Die starkknochige, derbe und doch gelegentlich so tiefinnerliche Art seines heimathlichen Bauernschlages kennt Sohnrey von Herzensgrund und weiß sie trefflich zu schildern, am besten in kleinen einzelne Punkte herausgreifenden Geschichten, oder wo es sich um schlicht verlaufende Lebenswege handelt. Wo er sich aber wie im „Bruderhof" einmal über dies ihm von der Natur vorgeschriebene Gebiet der idyllischen Schilderung hinausgewagt und wirklich tragische Conflicte zu schildern versucht hat, da ist Sohnrey verunglückt. Dazu reicht die dichterische Kraft bei Sohnrey eben nicht aus. Dazu fehlt die Darstellungskraft und auch der weitere Blick, der große Conflicte zu umspannen und das Charakteristische und Wichtige daraus hervorzuheben vermag. Dazu haftet, das mag hier noch gesagt sein, Sohnrey auch noch zu viel von dem Schulmeister an, der den wahrhaft schöpferischen Dichtergenius nie voll aufkommen läßt. Dieses Lehrhafte drängt sich ja auch in Friedesinchens Lebenslauf hier und da hervor, aber an dieser Stelle wirkt es eben weniger störend, und deshalb können wir hier Sohnrey's Talent freudige Anerkennung zollen. Sohnrey ist eben kein Rosegger oder Jeremias Gotthelf, ja nicht einmal den Dorfschriftstellern 2. Ranges wird man ihn an die Seite stellen können, auch unter den heutigen Vertretern der Heimathskunst, die ja in dem Verlage von Georg Heinrich Meyer eine liebevolle Pflege erfährt, nimmt er keine hervorragende Stelle ein, einer Helene Vogt, einem Timm Kröger z. B. kann er nicht im Entferntesten das Wasser reichen. Seine Verdienste auf dem dichterischen Gebiet sind vielmehr von übereifrigen Freunden, die ihn als den Verfechter der Interessen des Dorfes auf socialem Gebiet ehrten, stark überschätzt worden. Aber trotzdem soll man sich durch diesen etwas aufdringlichen Lärm übereifriger Freunde — in den freilich leider auch manchmal der Dichter selbst z. B. in seiner Zeitschrift: Das Land mit einstimmt — die Freude an dem Gebotenen nicht verderben lassen. Und an Friedesinchens Lebenslauf kann man seine helle Freude haben, wenn man das Buch auch nicht für ein classisches Meisterwerk unserer Literatur wird ansprechen können. Besonders auf dem Lande und von Freunden des Landvolkes wird es gern gelesen werden. Ihnen sei es daher bestens empfohlen. Dr. W. Bruchmüller.

— Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Erich Michael. Leipzig, Adolf Baum. — Dies Trauerspiel verräth ein ernstes Streben. Titel und schon der Eingangsact gemahnen an Bürger's „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" und Otto Ludwig's „Pfarrrose", ein Eindruck, der durch die Lectüre der weiteren Acte noch verstärkt wird, in denen dieser Conflict zur Ausladung gelangt. Auch an Hebbel's Art erinnert Einiges. Der alte Pfarrer zu Grünhain ist rigoros. Er will seine Gemeinde durch Aufstellung einer Armensünderbank in der Kirche zur Buße zwingen, muß aber an sich und seinem eignen Leibe das Schmerzhafte dieser Handlungsweise erfahren und sehen, daß diese Maßregel auf die ihm zunächst Stehenden, seine Tochter und seinen zukünftigen Schwiegersohn und Amtsnachfolger, die beste Anwendung finden dürfte. Dadurch, daß Hans Reichardt den Fall Gretchen's in außerordentlich mildem Sinne betrachtet und sie trotzdem heimführen will — darüber kann kein Mann hinaus, sagt Hebbel's Secretär — handelt er gar zu weichlich und stößt auf unsern Unglauben. Dadurch, daß Gretchen ihrem ersten Bräutigam, eben dem genannten Hans, über Nacht untreu wird, sich dem Junker Georg hingiebt, geberdet sie sich sehr leichtfertig und verliert unser Interesse und unsere Achtung, wie Junker Georg durch sein freches Hineindrängen in die Rechte Anderer lediglich unsern Abscheu hervorruft. Otto Ludwig, der an dem Bürger'schen Stoffe scheiterte und abgesehen von den ihm eigenthümlichen Reizen sehr grelle Wirkungen hervorbringt, ging psychologisch zu Werke. Wenn unser Verfasser die genannten drei Personen wie geschildert handeln läßt, giebt er Anlaß, daß sich dann weitere gezwungene Handlungsweisen angliedern, etwa so, wie eine einzige falsche That im Leben mit Logik und Nothwendigkeit andre falsche Thaten zur Folge hat, die den Betreffenden nur peinigen können. Dies peinigende Gefühl überträgt sich auch auf den Leser und würde sich auch auf den Zuschauer im Theater übertragen, so sehr man auch in einsichtigen Kreisen geneigt sein wird, den Ernst des Themas anzuerkennen, das etwa darauf hinauslaufen dürfte: Richtet nicht, auf daß ihr nicht auch gerichtet werdet. J. R.

— Deutschlands Seemacht sonst und jetzt, nebst einem Ueberblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker von Georg Wislicenus; erläutert durch 8 farbige Einschaltbilder und 65 Textbilder von dem Marinemaler Willy Stöwer. Zweite Auflage. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. — Als im Jahre 1896 die erste Auflage dieses trefflichen Werkes erschien, konnten wir freimüthig erklären, daß es mit zu den besten Neuerscheinungen unserer jungen aufstrebenden Marineliteratur gehört. Jetzt, da die zweite, neubearbeitete und stark erweiterte Auflage vorliegt, können wir unser Urtheil nur wiederholen. Wislicenus' „Deutschlands Seemacht" in seiner zweiten Auflage ist nach wie vor unter den Werken über die Belehrung der wichtigen Flottenfrage mit an erster Stelle zu nennen. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts, das die Aufmerksamkeit aller aufstrebenden Staaten ganz besonders auf die Seeherrschaft lenkt, kann dieser Band für alle Kreise nur dringend empfohlen werden; jeder Leser, selbst wenn er schon ein gut Theil in die Flottenfrage mit allen Nebenerscheinungen eingedrungen ist, wird das Werk nicht aus der Hand legen, ohne wiederum belehrt worden zu sein, daß der Ausbau der deutschen Kriegsflotte mit zu den vitalsten Fragen gehört, vor die das Deutsche Reich gestellt worden ist oder in richtiger Erkenntniß gestellt werden mußte. Es wäre müßig, hier an dieser Stelle von Neuem auf den Inhalt dieser zweiten Auflage näher einzugehen; die ersten zehntausend des Werkes, die jetzt vergriffen sind, sprechen für sich selbst. Mit große Liebe hat der rührige Verlag sich der Ausstattung angenommen; nicht weniger der vortreffliche Marinemaler Stöwer, zumal in seinen neuen Einschaltbildern von künstlerischem Werth. Gern hätten wir indessen gesehen, wenn einige wenige Illustrationen der ersten Auflage in die zweite nicht aufgenommen wären oder durch neue — bessere — ersetzt worden wären; so vor Allem die Darstellung eines Panzerkanonenboots und übende Küstenpanzerschiffe vor Helgoland, die vom fachmännischen Standpunkte aus nicht einwandfrei erscheinen können. Der Herausgeber als früherer Seeofficier wird uns recht geben. M. B.

— Die Erweiterung unserer Sinne. Akademische Antrittsvorlesung gehalten am 19. Mai 1900 von Otto Wiener, ordentl. Professor der Physik an der Universität Leipzig. Mit Zusätzen und Literaturnachweis. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1900. 1,20 ℳ. — Der Nachfolger des berühmten Physikers Gustav Wiedemann giebt in diesem Schriftchen eine höchst interessante Schilderung der physikalischen Beobachtungsmethoden, die überall da angewandt werden, wo die Beobachtung durch unsere Sinnesorgane ihre Grenze findet. Diese „Erweiterung unserer Sinne“ gilt nicht nur für den Gesichtssinn — hier wird man natürlich zuerst an das Mikroskop denken — sondern für alle Sinnesorgane. Es ist unmöglich, hier auch nur auszugsweise über dieses lehrreiche Schriftchen zu referiren. Es möge hier nur darauf hingewiesen und dasselbe zugleich allen Denen empfohlen werden, die die Fortschritte der Physik mit Interesse verfolgen. Insbesondere werden die Lehrer der Physik aus der fesselnden Darstellung manchen Gewinn für ihren Unterricht finden und dem Verfasser für die literarischen Nachweise dankbar sein.
Tr.

— Katechismus der Planimetrie mit einem Anhang über harmonische Theilung, Potenzlinien und das Berührungsproblem des Apollonius. Von Ernst Riedel. Mit 190 Textabbildungen. (In Originalleinenband 4 ℳ.) Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1900. — In diesem „Katechismus“, der in erster Linie dem Selbstunterricht dienen soll, sind insbesondere die für einen gedeihlichen Fortschritt in der Geometrie wichtigen grundlegenden Begriffe sehr anschaulich und klar entwickelt. Nachdem dies geschehen ist, werden (von §. 5 an) Aufgaben eingeflochten, um die Hand zu üben und den Blick zu schärfen. Später erscheinen dieselben so zahlreich wie kaum in einem Lehrbuch der Planimetrie von gleichem Umfang. Da zu schwierigen Aufgaben kurze Anleitungen gegeben werden, so kann dieser Katechismus ganz besonders denen empfohlen werden, die ihre Kenntnisse in der Planimetrie auffrischen und vertiefen wollen.
Tr.

— Herbstbilder aus Italien und Sicilien von Otto Kaemmel. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1900. Preis geb. 5 ℳ. — Wer aus eigener Anschauung alle die Stätten und Gegenden kennt, die diese Herbstbilder uns vorführen, wird — Referent kann es bestätigen — an denselben seine Freude haben und vergangene Genüsse in der Erinnerung neu durchleben; denn Kaemmel's Skizzen geben das Geschaute wahr und lebensvoll wieder. Es ist Stimmung und Farbe in ihnen. Man nehme nur beispielsweise die anziehende Schilderung: „Ein Tag auf der Via Appia“ oder „Syrakus“ zur Hand. Dabei fehlt diesen Landschaftsschildereien, wie sie der Feder eines Historikers entstammen, auch nicht der geschichtliche Hintergrund. Darin hauptsächlich beruht ihr Reiz, so viel italienischer Bilderbücher — deren künstlerisch weitaus vollendetste noch immer die von Gregorovius bleiben — wir auch besitzen. Doch da jedes Auge in Natur und Dinge etwas Anderes hineinschaut und etwas Anderes heraussieht, soll uns die immer erneute Behandlung des unerschöpflich reichen Stoffes nicht verdrießen. J.—

Δ Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1901. 44. Jahrgang. Herausgegeben vom Königl. Stenograpischen Institut zu Dresden. Leipzig, Commissionsverlag von E. Zehl. — Das mit großer Gewissenhaftigkeit hergestellte Werk, an dessen Bearbeitung durch Ausfüllung übersandter Fragebogen zahlreiche Vertreter der Stenographie nach Gabelsberger's System sich betheiligt haben, bekundet ein weiteres erfreuliches Wachsthum dieser Schule. Nächst den auf actenmäßigen Unterlagen beruhenden Mittheilungen über Förderung der Stenographie durch Behörden und über das Gabelsberger'sche System im Dienste parlamentarischer Versammlungen wird über den Bestand und die Thätigkeit der Vereine der Gabelsberger'schen Schule und über den Privatunterricht Gabelsberger'scher Stenographen berichtet, in einem besonderen Theile das Ergebniß des Unterrichts an Lehr- und Erziehungsanstalten bekannt gegeben, dem sich eine Aufzählung der Verbände der Gabelsberger'schen Schule anschließt, worauf die Ergebnisse der Statistik in übersichtlichen Tabellen und instructiven Erläuterungen folgen. In einem Anhange reihen sich Mittheilungen über den internationalen Stenographenbund, bestehende Stiftungen, Verleihung der Häpedenkmünze an und eine Uebersicht über die Literatur des Gabelsberger'schen Systems und seine Uebertragungen vom October 1899 bis September 1900 bildet den Abschluß. Dem als Taschenkalender verwendbaren, gut ausgestatteten Buche ist ein Kalendarium vorgedruckt. Die Hauptzusammenstellung weist eine Steigerung der Vereinsziffer um 220 auf 1457 einzelne stenographische Körperschaften nach, welchen 55945 oder 3962 mehr stenographiekundige Mitglieder als im vorausgegangenen Zähljahre angehören. In den um 135 auf 1224 vermehrten dem stenographischen Unterrichte erschlossenen Lehranstalten wurden gegen das Vorjahr bei überhaupt 37405 Schülern 4460 solche mehr ausgebildet, in Vereins- und Privatcursen überhaupt 26155 oder 598 Personen mehr, sodaß insgesammt 63560 oder 5058 mehr Personen im letzten Jahre in die Gabelsberger'sche Stenographie eingeführt wurden. Auf das Deutsche Reich entfallen 1320, d. i. gegen die Vorperiode 195 mehr Vereine mit 48165 d. i. um 3485 mehr stenographiekundigen Mitgliedern, um 117 auf 935 gestiegene Lehranstalten mit einer um 4313 auf 26012 erhöhten Schülerzahl, während in Vereins- und Privatcursen bei 21132 für die Stenographie gewonnenen Personen die Zunahme 277 beträgt, sodaß sich hieraus eine Schülerzahl von überhaupt 47144 oder 4590 mehr ergiebt. Das Königreich Sachsen ist an der Gesammtziffer betheiligt mit 228 (+ 21) Vereinen und 10001 (+ 81) stenographiekundigen Mitgliedern, 212 (+ 11) Lehranstalten mit 8139 (+ 921) Schülern, 4199 (+ 171) Theilnehmern an Vereins- und Privatcursen, überhaupt an Anfangscursen mit 12338 (+ 1092) Personen. In dem von den Anhängern der verschiedenen Systeme heiß umworbenen Königreiche Preußen hat mit der Ziffer von 538 die Zahl der Gabelsberger'schen Stenographen-Vereine um 59, die der stenographiekundigen Mitglieder von 13049 um 545, die der Lehranstalten von 169 um 20 mit 3807 (+ 1072) Schülern zugenommen, in Vereins- und Privatcursen nahmen 6818 (+ 581) Personen, überhaupt am Anfangsunterrichte 10625 (+ 491) Interessenten Theil. Die deutschen Lehranstalten, von denen Mittheilungen über Unterricht in Gabelsberger's System vorliegen, zerfallen in: 4 Hochschulen, 158 Gymnasien (71 in Bayern), 35 Realgymnasien, 141 Realschulen (60 in Bayern), 83 Lehrerbildungsanstalten (44 in Bayern), 100 Handels- und Gewerbeschulen (38 in Sachsen), 114 Töchterschulen (84 in Bayern), 87 Fortbildungs- und Fachschulen (26 in Sachsen), 83 Bürger- und Volksschulen (32 in Preußen, 33 in Sachsen), 125 Militärbildungsanstalten (32 in Preußen, 31 in Sachsen). Die Zahl der Schülervereine beträgt 126 mit 3090 Mitgliedern; davon entfallen 76 mit 1389 Mitgliedern auf Preußen, 1630 Schüler gehören anderen Vereinen an. In Vereins- und Privatcursen (Anfangsunterricht) wurden 3273 Schüler (1264 in Preußen) unterrichtet. Die Zahl der Damenvereine beträgt 104 mit 2885 Mitgliedern; 2392 Damen gehören anderen Vereinen an. In Vereins- und Privatcursen wurden 4324 Damen und Mädchen unterrichtet, an 143 Lehranstalten 3970, zusammen 8294 im Anfangsunterricht. Die Zahl der Militärvereine beträgt 44 mit 2901 Mitgliedern, 422 Militärpersonen gehören anderen Vereinen an. An 125 Militärbildungsanstalten wurden 2385 unterrichtet, in Vereinscursen 873, zusammen 3258 Militärpersonen im Anfangsunterricht. Nach Uebertragungen des Systems wurden nachweislich unterrichtet italienisch 1812, böhmisch 2896, ungarisch 4539, schwedisch 103, finnisch 37, dänisch 700, norwegisch 160, englisch 74, bulgarisch 195, kroatisch 442, holländisch 29, slovenisch 28, nach Krieg's Uebertragung französisch 42 Anfänger; von Uebertragungen auf andere Sprachen lagen keine Mittheilungen vor. Der deutsche Stenographenbund Gabelsberger umfaßte am 20. November 1900 insgesammt 1414 Vereine. Der internationale Stenographenverband (System Gabelsberger) zählte Anfang letzten Jahres 251 Mitglieder. Von neuen Literaturerzeugnissen der Schule Gabelsberger's sind 62 Lehrmittel und Lesestoff, 62 Zeitungen verschiedener Art und 64 unter dem Sammelworte „Verschiedenes“, überhaupt also 188 Schriften aufgeführt. Dieses in flüchtigen Umrissen skizzirte Buch, dessen dem königl. stenographischen Institute als Mitglieder angehörige Bearbeiter sich hierdurch ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben haben, sollte nicht nur in jeder Vereinsbibliothek zu finden sein, sondern bei dem jetzigen billigen Bezugspreise auch in der Hand jedes überzeugungstreuen echten Jüngers Gabelsberger's sich befinden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 35. Sonnabend, den 23. März, Abends. **1901.**

Novalis.

Zu seinem 100. Todestage.

Von Julius R. Haarhaus.

Das Wesen der Romantik hat sich in keinem ihrer Apostel so rein verkörpert wie in Novalis; keinem ist es wie ihm geglückt, Poesie und Leben, Religion und Wissenschaft in Einklang mit einander zu bringen. Die Vorzüge und Fehler der ganzen Richtung erscheinen bei Novalis gleichsam verstärkt; eine Geschichte seines kurzen Lebens und Wirkens ist zugleich auch eine Geschichte der romantischen Schule während ihrer eigentlichen Blüthezeit. Wie er der erste unter den Romantikern ist, der die uns heute für die ganze Bewegung so bezeichnend erscheinende Verherrlichung des Mittelalters auf seine Fahne schrieb und für die typische Sehnsucht der Mitstrebenden nach dem Mystischen das Symbol der nachmals so vielgenannten „blauen Blume" erfand, so ist er auch der einzige, der seinen Ueberzeugungen bis zu seinem Tode treu blieb und dem es vorbehalten war, nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern auch noch auf die Nachgeborenen einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Das mag daher kommen, weil seine Art zu leben, zu denken und zu dichten eine Consequenz erkennen läßt, die zu der inneren Zerfahrenheit der übrigen Romantiker in höchst erfreulichem Gegensatze steht, und weil das Ueberzarte, mimosenhaft Empfindliche des Gemüthslebens bei ihm wirklich echt, weil in seiner hinfälligen Natur physisch begründet war. Wesentlich unterstützt wurde er in seiner literarischen Wirksamkeit durch die allgemein gerühmte Lauterkeit seines Charakters und die Reinheit seiner Sitten, Vorzüge, durch die er sich wiederum sehr zu seinem Vortheile von den meisten anderen Romantikern unterscheidet. Er hat nur wenig geschrieben und unter diesem Wenigen ist das Wesentliche als Fragment auf uns gekommen, aber was er geschrieben hat, hat Hand und Fuß, weil sein ganzes Dasein in dem Boden der Wirklichkeit wurzelt und weil sein ungewöhnlich reiches Wissen auf systematisch betriebener Forschung und Beobachtung beruht. Es versteht sich von selbst, daß er mit seiner Neigung zum Mystisch-Phantastischen die Klarheit, die das Lebenselement eines Goethe bildete, scheu floh und sich im Dämmerlichte naturphilosophischer Speculationen unendlich wohler fühlte als in der nüchternen Helligkeit der concreten Wissenschaft, aber sein Beruf als Salinenbeamter führte ihn immer wieder auf den Boden des Realen zurück und verhütete, daß die Entwickelung seines Geistes jene auf das Uebernatürliche gerichtete einseitige Richtung nahm, zu der er von Haus aus neigte. Die Bedeutung der literarischen Production überschätzte er keineswegs. „Die Schriftstellerei ist eine Nebensache", schreibt er einmal an einen Freund, „Sie beurtheilen mich billig nach der Hauptsache, dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin, so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passiren. Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel; ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten, das ist Alles, was ich davon verlange." Ein vortrefflicher Grundsatz, doppelt anerkennenswerth im Munde eines Romantikers! Man versteht, daß die besonneneren unter seinen Zeitgenossen auf einen Jüngling, der die höchsten Anforderungen an sich selbst stellte, die größten Hoffnungen setzten und von ihm geradezu einen heilsamen Einfluß auf den damals in eine Art von „aristokratischem Sansculottismus" versunkenen sächsischen Adel erwarteten. Novalis' Studiengenosse v. Carlowitz, der nachmalige Bundestagsgesandte und Cultusminister, bekennt ihm: „Du bist der einzige mir bekannte Mensch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben könnte — Du allein würdest uns von der Verachtung retten, die wir verdienen. Glaube nicht, daß meine Neigung zu Dir, die weder Dankbarkeit allein veranlaßt, noch das Wort Freundschaft in ihrem Umfang ausdrückt, mich zum Uebertriebenen fortreißt. Ich habe mehr Selbständigkeit als viele von den Andern und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir." Dieses Lob, das ein Mann von klarem Urtheil und anerkannter Bedeutung dem Jugendfreund spendet, giebt zu denken und verliert dadurch, daß die hier ausgesprochenen Hoffnungen durch Novalis' frühen Tod vereitelt worden sind, keineswegs an Werth. Allein es gilt seiner Person und seinem Charakter, weniger seiner literarischen Wirksamkeit, die für uns Spätergeborene doch trotz alledem die wichtigste Seite seines Wesens ausmacht. Und zu welchen Hoffnungen er auch in dieser Hinsicht berechtigte, geht aus der Anerkennung hervor, die ihm kein Geringerer als Goethe zollte, der im Jahre 1806 die „Imperatoren" deutscher Literatur aufzählend bemerkte: „Novalis war noch keiner, aber mit der Zeit hätte er einer werden können." Wie schon gesagt, bei keinem andern der Romantiker sind die Beziehungen zwischen Erlebniß und Schöpfung so nahe und so deutlich erkennbar wie bei Novalis. Seine Biographie ist der Schlüssel zu seinen Werken.

Friedrich v. Hardenberg, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Novalis, wurde geboren am 2. Mai 1772 in Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, auf dem Familiengute seines Vaters, des nachmaligen Salinendirectors Erasmus v. Hardenberg zu Weißenfels. Er war das zweite Kind aus der kinderreichen zweiten Ehe seines Vaters, der, infolge schwerer Schicksalsschläge in hohem Grade religiös geworden, entschieden zu Herrnhutischen Anschauungen hinneigte, und dessen ernste Strenge dem Familienleben ein merkwürdig düsteres Gepräge gab. Friedrich genoß mehrere Jahre hindurch Privatunterricht, verbrachte dann einige Zeit im gastfreien Hause seines Oheims, des Landcomthurs Friedrich Wilhelm v. Hardenberg in Lucklum bei Braunschweig, besuchte ein Jahr lang das Gymnasium zu Eisleben, studirte in Jena, wo er zu den Vertrauten des Schiller'schen Familienkreises gehörte, in Leipzig und Wittenberg Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz und widmete sich seit dem Jahre 1794 in Tennstedt bei Langensalza der praktischen Thätigkeit im Salinenwesen. Hier lernte er die erst zwölfjährige Sophie v. Kühn, die Stieftochter eines Hrn. v. Roggenthin auf dem benachbarten Gute Grüningen, kennen, deren Liebe und früher Tod von entscheidendem Einfluß auf sein Denken und Dichten geworden sind. Im Roggenthin'schen Hause, wo eine heitere Geselligkeit herrschte und wo Mutter und Töchter sich gegenseitig den Preis der Schönheit, Anmuth und Herzensgüte streitig machten, wehte eine andere Luft als in Hardenberg's häuslichem Kreise. Seine am 15. März 1796 erfolgte Verlobung mit dem geliebten Mädchen spornte ihn an, sich den Berufsstudien und -geschäften mit doppeltem Eifer hinzugeben, um sich sobald als möglich eine gesicherte Stellung zu erwerben. Aber der schöne Traum sollte nicht in Erfüllung gehen: kaum 15jährig starb seine Braut am 19. März 1797 nach langem schmerzvollen Leiden. Während der letzten Wochen ihres Lebens hatte es wie eine schwere Wolke auf Novalis' Seele gelegen. Sein Versuch, sich an wissenschaftlichen Studien aufzurichten, war mißglückt, als aber der so lange erwartete Schlag des Schicksals gefallen war, fühlte er sich plötzlich wieder stark. „Du kannst denken, wie es mir in dieser Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt," schreibt er von Tennstedt aus an Fr. Schlegel, „aber dennoch, so viel versichr' ich Dir

heilig, daß es mir ganz klar schon ist, welcher himmlische Zufall ihr Tod gewesen ist — ein Schlüssel zu Allem — ein wunderbar schicklicher Schritt. Nur so konnte so Manches rein gelöst, nur so manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft ist in mir zur Besinnung gekommen. Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt." Aus all' seinen brieflichen Aeußerungen und Bekenntnissen jener Zeit spricht die hingebende Demuth des gläubigen Christen, der in jeder Schicksalsfügung dankbar ein Mittel zu seiner eigenen Läuterung erkennt. In seltsamem Gegensatz mit dieser Auffassung steht Novalis' oft ausgesprochene Absicht, der todten Braut in's Grab zu folgen. Er dachte hierbei nicht nur an Gift, sondern auch an die Möglichkeit, durch den festen Willen zum Sterben seinen Tod herbeizuführen. Aber der Schmerz, mit dem er auf eine krankhaft-phantastische Art zu spielen liebte, übte noch eine andere Wirkung auf ihn aus: er machte ihn zum Dichter. In den Monaten nach Sophiens Tode entstanden die berühmten „Hymnen an die Nacht", Dichtungen in rhythmisch gehobener Prosa und in Versen, in denen er die geheimnißvolle stille Nacht, das Reich der Todten und der Geister, als sein wahres Lebenselement preist. Aber der physische Wille zum Leben erwies sich wider Erwarten stärker als die Sehnsucht nach dem Tode. Bereits im Herbste 1797 konnte er die Bergakademie Freiberg beziehen, um seine Fachkenntnisse zu erweitern. Hier war er der bevorzugte Schüler des genialen Mineralogen und Geologen Abraham Gottlob Werner, des Begründers der modernen Geognosie, dem er in dem „Meister" seines naturphilosophischen Romanfragments „Die Lehrlinge von Sais" ein Denkmal gesetzt hat. Dieses Fragment ist als ein Zeugniß für Novalis' Anschauungen nicht uninteressant, sein selbständiger literarischer Werth ist dagegen gering. Die Verquickung von Wissenschaftlichem mit Religiösem, von Beobachtungsresultaten mit subjectiven Empfindungen läßt bei dem heutigen Leser keine rechte Freude an der Dichtung aufkommen. Man merkt bei der Lectüre allzu sehr, daß uns ein volles Jahrhundert und zwar gerade das Jahrhundert, das uns wissenschaftlich zu denken gelehrt hat, von der Zeit trennt, die ein solches Werk zeitigen konnte. Wie unendlich gesunder und kräftiger in Gedanken und Ausdruck sind dagegen Novalis' Geistliche Lieder, die der Mehrzahl nach um dieselbe Zeit entstanden sind und heute noch als wahre Perlen der evangelischen Gesangbücher gelten dürfen. Diese Lieder sind echte Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne, unvergängliche Früchte tiefinnerlicher Erlebnisse und zugleich Glaubensbekenntnisse eines religiösen Gemüths, das unabhängig von den confessionellen Strömungen der Zeit sich Gott zu nähern bestrebt war. Mit vollem Recht durfte Friedrich Schlegel von Novalis' geistlichen Liedern behaupten: „sie sind das Göttlichste, was er je gemacht hat; sie haben mit nichts Aehnlichkeit als mit den innigsten und tiefsten unter Goethe's früheren kleinen Gedichten." Die strenggläubigen Lutheraner hat es allerdings von jeher befremdet, daß der Dichter von „Wenn alle untreu werden", von „Fern im Osten wird es helle" und von „Wenn ich ihn nur habe" auch Töne zum Lobe Mariens fand: „Ich sehe Dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt", aber man darf nicht übersehen, daß der idealisirend katholische Zug, den wir bei Novalis finden, eine charakteristische Begleiterscheinung der gesammten Romantik war. Das Mittelalter mit seinem Frauendienst galt ihm wie seinen Freunden als die entschwundene goldene Zeit, und selbst in Luther vermochte er nichts Anderes zu sehen als einen Revolutionär, der willkürlich eine neue Religion an Stelle der alten, durch die Zeit geheiligten, gesetzt habe. Novalis hat diesen Gedanken in einem unvollendet gebliebenen Aufsatze „Die Christenheit oder Europa" auszuführen und historisch zu begründen versucht, aber damit nur bewiesen, daß sein Blick für historische Entwickelung von Haus aus nicht klar genug oder durch vorgefaßte Meinungen getrübt war.

Die Zeit einer gesteigerten literarischen Thätigkeit unseres Dichters fällt mit dem Beginne eines zweiten Liebesfrühlings zusammen. Er hatte in Freiburg die Tochter eines Berghauptmanns, Julie v. Charpentier, kennen gelernt und sich 1799 mit ihr verlobt. Der schwärmerischen Hingabe an seine todte Braut, die in seiner Phantasie mehr und mehr zu einer Heiligen geworden war, that die neue Verbindung keinen Abbruch. Aber er wurde durch die Nothwendigkeit, für seine und seiner Julie Zukunft zu sorgen, wieder mehr auf das praktische Leben hingeleitet, zu dem er so leicht jede Beziehung verlor. Er verließ Freiberg und trat als Assessor bei den Salinen zu Weißenfels ein, nicht ohne die bestimmte Zusicherung von der kursächsischen Regierung erhalten zu haben, in kürzester Zeit als Amtshauptmann angestellt zu werden. Schon in Freiberg hatte er mit den Vorarbeiten zu dem großen Romane „Heinrich von Ofterdingen" begonnen, in dem er seine Weltanschauung niederlegen wollte und der auch als Torso, wie er uns vorliegt, geeignet ist, einen Begriff von der poetischen Gestaltungskraft und dem Gedankenreichthum des Autors zu geben. „Heinrich von Ofterdingen" ist unverkennbar durch Goethe's „Wilhelm Meister" beeinflußt worden; hier wie dort wird der Held durch eine Fülle von Situationen hindurch seiner Bestimmung entgegengeführt, die bei Novalis in der Verklärung des Dichters und der durch ihn gelösten Aufgabe, „das goldene Zeitalter der Weltvollendung" herbeizuführen, gipfelt. Natürlich spielt die Erzählung im geliebten Mittelalter, dessen Werthschätzung seitens der Romantiker Novalis originell genug erklärt: „In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unseres Wohnplatzes die an unterirdischen und überirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunstreichen, vielwissenden und begüterten Weltalter eine tiefsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt." Unter der mittelalterlichen Gewandung seiner Romanfiguren erkennen wir den Dichter selber und seine ganze Umgebung wieder; besonders gut ist ihm die Charakteristik Goethe's gelungen, den er als Klingsohr auftreten läßt. Daß sich die Darstellung mehr und mehr in's Märchenhafte verliert, darf man nicht als einen Fehler betrachten; es war von Novalis beabsichtigt, der die Scheidewand zwischen Fabel und Wahrheit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart fallen lassen wollte. Der „Ofterdingen" sollte übrigens das erste Glied einer ganzen Kette von Romanen werden, in der der Dichter „die Lehrjahre einer Nation" darzustellen beabsichtigte. Aber auch von diesem ersten Roman wurde nur die erste Hälfte vollendet: gerade als Novalis den Höhepunkt seines Lebens erreicht zu haben schien, als ihm eine sichere Anstellung, das Glück der Ehe und die Anerkennung weiterer Kreise winkten, nahm ihm der unerbittliche Tod die Feder aus der Hand. Ein schnell fortschreitendes Lungenleiden machte am 25. März 1801 zu Weißenfels seinem hoffnungsvollen Leben ein vorzeitiges Ende.

Wider den Masochismus.

Was ist Masochismus, wird der Leser vielleicht fragen und er hat ein gewisses Recht dazu. Denn in weitere Kreise ist der Begriff und seine Bedeutung noch nicht gedrungen. Was Masochismus bedeutet, wird demjenigen, der noch nichts davon weiß, aber aus Folgendem klar werden, das sich an ein soeben erschienenes Buch anlehnt, das sich betitelt: Sacher-Masoch und der Masochismus. Literarhistorische und culturhistorische Studien. Von Karl Felix v. Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn. Das Titelbild weist eine Sphinx oder ein einer solchen ähnliches Wesen auf, zu dessen Füßen ein anscheinend sterbender Mann sich mit schmerzverzerrten Zügen windet, gefesselt, ihm zur Seite eine Peitsche liegend, mit der er gegeißelt worden ist oder mit der er sich auch selbst gegeißelt haben kann. Bekanntlich spielen bei Sacher-Masoch die brutalen, schönen Weiber, die ihre Liebhaber bis zu Tode peinigen, die schönen Despotinnen voll Wollust und Grausamkeit eine ebenso große Rolle, wie jene Männer, die sie zu ergänzen scheinen, die Männer, die sich zu ihren Füßen winden und die höchste Befriedigung ihrer Begier darin finden, von der Angebeteten mit asiatischer Knute zu Tode gepeitscht zu werden. Etwas mehr Verständniß hat der Leser aus all diesem wohl schon geschöpft, und von Sacher-Masoch hat man wohl eine dunkle Ahnung. Aber man fragt sich vielleicht, ob es nöthig sei, dagegen besonders zu polemisiren. Auch darauf wird das Folgende Antwort geben.

Ungesunde moderne Luft ist es, die uns aus diesem Buch entgegenweht, das eigentlich kein Buch, sondern eine Reihe von lose aneinandergefädelten Abhandlungen und Skizzen ist, die kein System geben, etwa so, wie der geistesverwandte Friedrich Nietzsche

ja auch kein System in seinen Werken gegeben, sondern dies nachzuholen Anderen überlassen hat, die es denn auch gethan haben. Aber trotz der Systemlosigkeit der Ausführungen steckt doch System drin, nämlich, den Leser zu verwirren und zu berücken und ihn davon abzulenken, was bisher seines Lebens Leitstern war. Sacher-Masoch, ein Schriftsteller, dessen Begabung nicht geleugnet werden kann und darf, soll man nicht seinen Freunden Waffen in die Hand drücken, dessen Schilderungen im Einzelnen einen sehr großen Reiz entfalten, war bekanntlich Galizier, vielleicht auch, trotz der Gegenversicherungen Schlichtegroll's, der für eine spanische Abstammung eintritt, Jude und kam aus einer halb orientalischen, halb barbarischen Welt zu uns, ein Fremder, nicht um uns zu verstehen und bei uns zu lernen, sondern mit hebräischer Aufdringlichkeit uns zu seiner Weltanschauung, die er sich bei Ruthenen, Polen, Schlachtizen, Magnaten, elenden Bauern, russischen Kleinbürgern, gedrückten Israeliten gebildet hatte, zu bekehren, ja uns dieselbe aufzudrängen. Der „frumbe teutsche Leser" (S. 18) soll gewandelt werden. Hören wir gleich ein paar Proben. S. 35 heißt es: Im „Don Juan von Kolomea" wagte der Dichter „nichts Geringeres, als die monogamische Ehe anzugreifen und suchte zu beweisen, daß in der Ehe, wie sie heute besteht, Mann und Weib sich betrügen müssen. Nicht aus Mangel an Moral, sondern einer Naturnothwendigkeit folgend. Er stellt auch die Frage, ob Kinder die Gatten vereinten oder trennten, und kam zu dem Schlusse, das Letztere sei der Fall. Sobald das Kind vorhanden, gehört das Weib ihm, und nicht mehr dem Gatten an. Er ist in die zweite Stelle gedrängt, etwas quasi Erledigtes, Ueberflüssiges geworden. Den enttäuschten Mann, der die Geliebte in seinem Weibe verloren, treibt es daher zur Untreue, und das Weib, wiederum durch seine Untreue enttäuscht, wird dem gleichen Naturgesetz folgen oder in die gleiche Sünde verfallen." Wie schief ist das Alles! Hat Sacher-Masoch in seinem Leben, das, auch im Punkte der Weiber, ein Spiegel seiner Schriften war, trübe Erfahrungen gemacht, so hat er jedenfalls nicht die richtigen Folgerungen daraus gezogen. S. 41 stehen folgende Sätze: „Was wäre idealer als Schönheit, Freude, Glück! Aber ich will nichts von idealem Schwindel wissen." „Liebe kann nur dauerhaft sein, wenn ihre Wünsche nie in Erfüllung gehen." „Was liegt in dem Preis der Jungfräulichkeit, der namentlich bei den Germanen so hoch steht, anderes als Lüsternheit und greisenhafter Kitzel?" Verworren und unrein! S. 46 endlich lesen wir: „Merkwürdig, wenn man an all die zerbrochenen, niedergesunkenen deutschen Dichter denkt, an die Kleist, Hölderlin, Nissel, kommt einem der Gedanke, daß das Maß der deutschen Nation voll wird, daß die zwölfte Stunde naht zur Umkehr von all dem Getändel und dem Getriebe der modernen, so arg ungebildeten guten Gesellschaft, die seit einem halben Jahrhundert mit ihren klebrigen Polypenarmen unser einst blühendes Volksthum umklammert hält, zum unabsehbaren Schaden auf allen Gebieten, nicht zuletzt der Kunst, der Literatur." Das ist ein an und für sich ganz richtiger Satz, den man nur unterschreiben kann. Aber was hat Sacher-Masoch, auf den er doch gemünzt ist, mit Männern wie Kleist und Hölderlin, den zerbrochenen, niedergesunkenen deutschen Dichtern, den Helden auf der Walstatt des Lebens, zu schaffen? Nichts. Das sind so einige herausgegriffene Stellen, die wir uns beim Lesen angemerkt hatten, und doch bezeichnend, die wir hier wiedergeben, um den Leser gleich in medias res zu führen. Einen breiten Raum in der Darstellung Schlichtegroll's, die auf eine Verherrlichung, ja ziemlich kritiklose Verhimmelung Sacher-Masoch's hinausläuft, der als einer der Größten in der deutschen Literatur und im deutschen Geistesleben hingestellt wird, als ein Bahnbrecher moderner verwandter Bestrebungen, als Wegweiser für die Zukunft, die mit Allem abrechnen soll, was uns deutsche Vergangenheit heißt und diese lieb und werth gemacht hat, nimmt die Schilderung und Rechtfertigung krankhafter Erscheinungen im Menschen- und Culturleben ein, die in den hysterischen, angefaulten Schriften Sacher-Masoch's eine so große Rolle spielen, Algolagnie und anderes Verwandtes. Grausamkeit und Wollust, das sind die beiden wie siamesische Zwillinge zusammenhängenden Begriffe, die erklärt und vertreten werden. Wir sehen hier antikes Korybantenthum, mittelalterliches Flagellantenthum und moderne krankhafte Verirrungen, die zum Theil im Strafcodex ihre Sühne finden, theils in die Heilanstalt weisen, gleichsam verherrlicht und als Deuter der menschlichen Natur hingestellt, so daß es uns fast vorkommt, als ob alle jene edleren Triebe, die uns seit Kindheit an bewegt haben, falsch, erlogen, unnatürlich und unberechtigt waren. Wir sehen heute die Schattenseiten des classischen Alterthums mit ruhigerem Auge an. Daß dieses neben seinen vielen Lichtseiten auch seine Schattenseiten, ja häßliche Flecken besaß, ist uns heutzutage klar geworden, wo wir dem dünnen Idealismus alter, veralteter Philologen nicht mehr folgen, die im Alterthum nur Heroismus, Vollendung und Schönheit sahen. Das Alterthum hatte auch sein Bedenkliches. Aber wir sehen es als eine naturnothwendige Ergänzung der vielen Lichtseiten an, die es uns gebracht hat, als die Kehrseite der Medaille. Aber wer wird sie beschönigen, entschuldigen, verherrlichen? Das dunkle Mittelalter, das es war, trotz viel schöner zu Herzen gehender Eigenschaften, die wir nicht missen möchten, die wir uns zu erhalten wünschen, hat auch düstere Seiten gehabt, zu denen der Wahn, das menschliche Irren gehört. Das Flagellantenthum war eine der für uns in der Schule Goethe's gebildete Menschen widerwärtigen Erscheinungen, Orgien, an denen die Sinnlichkeit ihren starken Antheil hatte. Aber wir sehen auch diese Erscheinungen als historisch an, entschuldigen sie nicht, sondern betrachten sie als eine Ergänzung des mittelalterlichen beschränkten Wesens. Aber sie gleichfalls plötzlich in das Licht einer gewissen Berechtigung rücken, sie in eine Linie stellen mit den erotischen Verirrungen einer halb asiatischen Despotin, die bald Dirne, bald Semiramis ist, wem fiele das ein, obendrein, wenn man sie als Krone der Entdeckungen bezeichnen will? Und nun gar für moderne Verirrungen des Geschlechtslebens, die wir oben schon angedeutet haben, Sadismus, Masochismus, wie die Namen heißen, eine Lanze einzulegen, fällt uns gar nicht ein. Wir haben viel zu sehr wirkliche Bildung, sind wie gesagt durch die neuere Classicität gegangen, haben von Lessing den Begriff der Wahrheit, von Herder den der Humanität, von Goethe den der Schönheit, von Schiller den der Freiheit gelernt, um uns unter das Joch slavischer, galizischer, hebräischer, faulmoderner Anschauungen zu beugen, die sich gleichzeitig anmaßen, das allein Wahre zu bieten und alles Andere, unsere ganze Vergangenheit, in Staub zu treten. Und all Das geschieht noch, was das Stärkste ist, unter Zuhilfenahme von Namen wie Goethe und verwandter Geister. Was hat Goethe mit Sacher-Masoch zu schaffen, was für eine Verbindung besteht zwischen beiden Männern? Heine, der auch als Schwurzeuge herangezogen wird, wollen wir preisgeben, denn seinem Geiste lag, schon der Stammesverwandtschaft wegen, der specifische Masochismus näher. Aber Goethe? Man schüttelt sich förmlich, hört man so etwas. Auch Kleist, den genialen, unglücklichen Kleist, den Dichter gesünderer Sachen als es die „Penthesilea" war, in diese Genossenschaft gezogen zu sehen, wie es geschieht, schmerzt. Es ist dies auch nur dadurch möglich, daß man krankhafte Verirrungen, wie den Schluß der „Penthesilea", der nicht mehr zu rechtfertigen, sondern nur noch pathologisch zu verstehen ist, in den Kreis der Betrachtung zieht. Ulrich v. Lichtenstein, den Hanswurst unter den mittelalterlichen Minnesängern, wollen wird endlich gern hingeben, denn die „Heldenthaten" dieses Vertreters einer ausgearteten Epoche — Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein, welche Gegensätze! — grenzen schon fast an Verrücktheit. Aber daß man nur das auch als Verrücktheit hinstelle, nicht etwa als etwas Normales, wie Schlichtegroll es zu thun scheint, denn dadurch verrückt sich das ganze Bild und wir hätten es nicht gern, daß aus dem Bild ein Zerrbild würde. Wenn Schlichtegroll schließlich auch noch die bildenden Künste in seinen Bereich zieht und uns Beweise der algolagnistischen Methode auch auf diesem Felde der geistigen Bestrebungen zeigen will, so ficht uns das wenig an. Denn warum sollen nicht auch auf diesem Gebiete sich die Verirrungen kenntlich machen? Aber Verirrung muß als Verirrung gestempelt werden, nur so wird das Weltbild gewahrt. Aus dem Lebensbilde des Schriftstellers Sacher-Masoch mit seinen vielen Fehlern und Irrgängen endlich haben wir keine Nahrung für die Richtigkeit der aufgestellten Theorie ziehen können, denn dieses zeigt uns nur, daß ein begabter Mann, als den wir Sacher-Masoch ausdrücklich noch einmal hinstellen, auch irren und fehlen kann, und daß sein Lebensgang wenig Vorbildliches hat, während der eines Goethe, wenn auch dieser nicht immer frei von Abschweifungen war, wohl als vorbildlich aufgestellt werden kann. Nur der Sentimentalität gelingt es, solche aus Schwächen hervorgegangenen Fehler als etwas hinzustellen, was seine Berechtigung hat. Der Satz: Alles verstehen heißt Alles verzeihen ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber er darf nicht zum

Herold werden, die Schwäche als etwas Selbstverständliches, wohl gar Nachahmenswerthes zu preisen.

Wir wünschen, um das zum Schluß noch einmal zu wiederholen, nicht, daß man uns diese aus Galizien eingetragene, uns fremde Cultur als eine uns passende aufnöthige, zumal sie unserem ganzen Wesen entgegengesetzt ist. Wir legen Verwahrung dagegen ein, sie uns als die Fortsetzung der Cultur eines Goethe und ähnlicher Genien hinzustellen und aufzudrängen, und wünschen, daß unser Volksthum sich seine Eigenart bewahre und sich weiter aus sich selbst heraus entwickele, nicht aber dies Pfropfreis sich aufpflanze zum Schaden des eigenen Charakters. Daß die Gefahr eines solchen Husarenritts nicht so ganz gering ist, beweist die Moderne, als deren geistigen Vater Schlichtegroll den Helden seines Buchs, Sacher-Masoch, bezeichnet. In seiner Zeitschrift „Auf der Höhe" habe und hat er thatsächlich die Grundlage dazu gelegt. Man lese das Programm dieser jetzt verschollenen Monatsschrift. Diese Zeitschrift vertrachte zwar, aber, wie es häufig der Fall ist, der Urheber stirbt, aber die Sache selbst lebt fort. So ist es auch hier gewesen. Aber der Gefahr gegenüber erheben sich auch die Kräfte, die nicht wollen, daß wir selbst — der „frumbe teutsche Leser" trotz dem Hohnlachen der Modernen — untergehen, und diese schätzen wir gleichfalls für stark genug, daß wir meinen, sie werden den Einfall überwinden. Wenigstens wünschen wir das, selbst auf die Gefahr hin, von dem Verfasser des Buchs, das uns willkommenen oder unwillkommenen Anlaß, wir wissen es nicht, gegeben hat, dies zu schreiben, zu den „Pfennigseelen" (S. 137) gerechnet zu werden, als die er Diejenigen bezeichnet, die Sacher-Masoch und verwandte Geister nicht anerkennen, nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Wir verstehen sie sehr wohl, die Sacher-Masoch, Zola u. A., aber wir durchschauen sie und ihr Wollen und setzen dem mit Absicht und ausgesprochenem Willen einen Damm gegenüber, um ihr verderbliches Treiben aufzuhalten.

J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Leitfaden für Zwangsverwalter.** In amtlichem Auftrage verfaßt von Dr. Paul Grützmann, Geh. Justizrath, vortr. Rath. Leipzig, Veit & Comp. 1901 (97 S., Pr. cart. 1,60 ℳ) — Wie bereits früher für das sächsisch-rechtliche Verfahren, ist auch für das neue Zwangsverwaltungsverfahren nach Reichsrecht im amtlichen Auftrage ein Leitfaden für die Zwangsverwalter erschienen, der ebenangezeigte, der um so willkommener sein wird, als das neue Verfahren nicht nur weiter ausgestaltet, sondern auch im Interesse des Verkehrs mit tiefer greifenden Wirkungen versehen worden ist. Handelt nun der Zwangsverwalter zwar neben dem Vollstreckungsgerichte und unter dessen Aufsicht, so muß er doch auch zur Vermeidung eigener Verantwortlichkeit wissen, wie weit er selbständig thätig zu werden, für Geltendmachung von Rechten zu sorgen, das ihm anvertraute Grundstück zu verwalten hat; dazu bemessen sich mitunter seine Befugnisse verschieden, je nachdem der Anspruch, zu dessen Befriedigung die Zwangsverwaltung stattfindet, durch Hypothek rc. am Grundstücke gesichert ist oder nicht. Wie umfangreich und wie verantwortungsvoll die Thätigkeit des Zwangsverwalters ist, ergiebt sich leicht aus dem Studium des Leitfadens, der nicht nur die Richtungen der Thätigkeit angeben, sondern auch das Verhalten des Verwalters, die geeigneten Maßregeln andeuten will unter Hervorheben derjenigen Punkte, wo bis jetzt weder eine gewisse Uebung noch eine feststehende Rechtsprechung vorhanden ist, um in zweifelhaften Fällen eine Richtschnur zu geben, für die der Verfasser nur mit Vorbehalt seine Ansicht kundgiebt, wenn diese Ansicht wohl auch am meisten der Sache zu dienen geeignet erscheint. Im ersten Capitel (Vorbemerkungen) werden kurz die Begriffe, Gläubiger, Schuldner, Beschlagnahme, laufende Beträge und Rückstände erörtert, im zweiten Capitel (Verwalter) Beginn und Ende des Amts, die Haftung, Vergütungsanspruch rc.; das dritte Capitel enthält Darlegungen über den Gegenstand der Verwaltung, während das vierte Capitel die Verwaltung selbst schildert und im fünften Capitel einige besondere Fälle kurz besprochen werden. Ist das Werk zunächst für die bei sächsischen Gerichten bestellten Zwangsverwalter bestimmt, so ist bei der Gleichheit der reichsrechtlichen Bestimmungen der Leitfaden auch für andere Gebiete sehr wohl verwendbar (z. B. für Preußen, Berücksichtigung der Allgemeinen Verfügung); in jedem Falle ist den Verwaltern wie allen Betheiligten in dem Werke ein tüchtiger Rathgeber geboten. K—d.

— **„Frei ist der Bursch."** Roman aus Deutschlands Sturm- und Drangzeit von Karl Wartenburg, mit einem Vorwort von Albert Traeger. Varel i. O., Ad. Allmers, 1901. VIII, 236 S.; 8°. Preis: geheftet 3,50 ℳ — Im Jahre 1899 ist bei Sonnenschein & Co. in London „A short history of free thought ancient and modern" von John M. Robertson erschienen. Wie aus dem anscheinend einfachen Titel hervorgeht, schreibt R. die Geschichte der Oppositionen von Freidenkern gegen die herrschenden Systeme; sehr schön. Was enthält aber sein Buch thatsächlich? Eine kurz gefaßte Geschichte der gesammten Philosophie. Denn Freidenkerthum ist ein Begriff, dessen Inhalt in ewigem Wechsel befindlich ist; aus den positiven Arbeiten der Opponenten haben sich natürlich neue Lehrmeinungen ergeben, die ihrerseits die herrschenden niedergerungen, die Herrschaft selbst errungen und natürlich wieder neue Gegnerschaften hervorgerufen haben. An dieses anmuthige Spiel zwischen Angriff und Vertheidigung, Minderheit und Mehrheit, Verfolgtsein und Genießen wurde ich durch Wartenburg's Erzählung, namentlich durch die programmatischen Geleitsworte erinnert, die ihr der im Freisinn unentwegt verharrende Justizrath und Abgeordnete Albert Traeger freundlicherweise mit auf den Weg gegeben hat. Die Freiheit, die ich meine, sie ist in dem vorliegenden Schwanengesange (W., der „Tribun von Gera", ist schon am 24. April 1889 heimgegangen) nur zu einem gewissen Theil enthalten. Was ist denn Freiheit? Was der Linken einen äußersten, unduldbaren Zwang bedeutet, erscheint Andern durchaus heilsam und nöthig, will man nicht noch Schlimmerem verfallen; lehren das nicht die Schreckensherrschaft der schrankenlosen Revolution, der Parteiterrorismus der die Ketten der Classenherrschaft zerbrechenden Socialdemokratie? Giebt es wirklich so verbohrte Leute, die glauben, daß der französische oder der amerikanische Republicaner freier sei als der unter den Lasten des Militär- oder Polizeistaates ächzende Deutsche? Nein, für „Freiheit" läßt sich keine allgemeinverbindliche Formel aufstellen; die muß Jeder im eigenen Busen tragen; dann hat er sie, und wäre er in Ketten geboren. Unter diesen Voraussetzungen liest sich W.'s Erzählung recht angenehm. Und ich wünsche ihr aufrichtig gerade unter unsern Lesern einen großen Abnehmerkreis, weil Probstheida, Stötteritz, Eutritzsch, Gohlis, das Rosenthal mit Bonorand und Kintschy eine große Rolle in dieser 1848er Geschichte spielen. Hübsch ist auch die Reminiscenz, daß Hoffmann v. Fallersleben ein sehr biegsames Rückgrat als die erste Bedingung für einen Professor der Geschichte ausgiebt — dann werde ich es wohl nie dahin bringen. — Der Druck ist leider miserabel. Ht.

— **Seidenzucht in den Colonien.** Untersuchungen und Anregungen von G. Meinecke und W. v. Bülow. Berlin, Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke). — Bald nach Beginn der deutschen Colonialpolitik hatte man sich schon mit der Frage beschäftigt, ob es nicht möglich sei, wenigstens einen Theil unseres Bedarfs an Rohseide in unseren Colonien zu ziehen. Von dem Gedanken ausgehend, daß eine Seidenzucht in den Colonien nicht ohne staatliche Beihilfe eingerichtet werden könne, hat die Colonialverwaltung Versuche in Ostafrika bei Dar-es-Salaam mit der Cultur des Maulbeerbaumes gemacht, die aber bald wieder aufgegeben wurden. Später gab die Erwerbung von Kiautschou Veranlassung, in dem ostasiatischen Pachtgebiete die Versuche fortzusetzen. Theile des südwestafrikanischen Schutzgebietes sollen nach privaten Versuchen der Cultur des Maulbeerbaumes günstig sein. Auf der zur Samoagruppe gehörigen Insel Savaii hat ein Deutscher, W. v. Bülow, bereits vor einigen Jahren Versuche mit der Seidenraupenzucht gemacht, welche ein recht gutes Resultat ergaben und nur infolge der politischen Wirren aufgegeben werden mußten. In der vorliegenden Schrift wird über jene Versuche eingehend berichtet und dargestellt, welche Aussichten sich für eine Fortsetzung des Unternehmens bieten würden. Die Freunde dieses wichtigen Industriezweiges werden aufgefordert, sich zu einem Seidencomité zu vereinigen, welches die Frage gründlich prüfen und im entscheidenden Moment seine Ansichten an maßgebender Stelle zum Ausdruck zu bringen hätte, damit unter Beihilfe der Regierung die Cultur der Seidenraupe in Samoa wieder eingeführt werden könne. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 36. Dienstag, den 26. März, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

VII. In der Förderschale und im Stellwagen.

Der Punkt, an dem wir auf unserer Dampferfahrt den Jacuhy aufwärts landeten, hieß Xarqueada, was, wie man bereits weiß, Großschlächterei bedeutet. Eine solche hatte vormals hier gestanden und so prosperirt, daß der Besitzer Millionär wurde. Wie Portugiesen oft thun, hatte er dann aber angefangen, in den Tag hinein zu leben, bis er nichts mehr besaß. Nun wohnte er zur Miethe in einem nahe befindlichen kleinen Häuschen. An derselben Stelle stießen wir auch noch auf eine ziemlich großartige Anlage zum Briquettiren von Steinkohlen, die aber ungenügenden Absatzes halber ebenfalls außer Betrieb gesetzt wurde. Mit meinem freundlichen Gastgeber, dem Hrn. Bergwerksdirector, stieg ich die schroffe Uferlehne empor und wurde dann in das Hauptgebäude der erwähnten ehemaligen Dörrfleischfabrik geleitet, das ersterem jetzt zur Wohnung dient. Es waren schöne Räume darin, etwa wie in einem vornehmen Landhause, doch wurde Klage darüber laut, daß die Wände immer und immer wieder Krusten von Salz ansetzten, das sie bei der früheren Bestimmung des Gebäudes nur zu reichlich in sich aufgenommen. Viel Vergnügen bereitete mir das Speisezimmer mit seinem „Familientisch“, der in Wirklichkeit vielmehr der langen Tafel eines Gasthofes ähnelte. Er war indeß für seinen Zweck keineswegs zu groß, denn meinem trefflichen Gastfreund waren nicht weniger als 15 Kinder bescheert gewesen, von denen noch zwölf im Alter von 19 Jahren bis herab zu 4 Monaten sich des Lebens erfreuten. Als nach meinem Eintritt dieses kleine Völkchen im Gänsemarsch anrückte, wollte die lange Reihe thatsächlich kein Ende nehmen und auf ein winziges Menschenkind folgte immer ein noch winzigeres. Da es an diesem Tage zu spät war, um noch die Kohlengrube zu besichtigen, nahm ich die Einladung an, über Nacht in dem gastlichen Hause zu bleiben. Plaudernd saß ich dann noch lange mit dem Hausherrn zusammen, während seine erwachsenen, fleißigen und geschickten Töchter nach ihrer Gewohnheit kunstvolle Handarbeiten machten und dazu verstohlen an dem kleinen Ballon (der „Cuya“) mit dem landesüblichen Maté-Thee sogen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich manches Interessante über Land und Leute. Hr. Spalding hatte unter den ungeordneten und unsicheren Verhältnissen des Landes schon viel zu leiden gehabt. Namentlich war dies der Fall gewesen bei der bereits erwähnten letzten blutigen Revolution. Man wollte ihm damals seine Arbeiter wegnehmen, um sie unter die Kämpfenden einzureihen. Als er dem entgegen trat, kam er in Gefahr, selbst das Leben zu verlieren. Da bewaffnete er die rußigen Fäuste, die sonst nur Hammer und Fäustel führten, und als dann die wilde Soldateska anrückte, wurde sie derartig zurückgewiesen, daß sie das Wiederkommen vergaß. In einem Lande, wie Brasilien, ist unter Umständen selbst der Loyalste gezwungen, sich selbst zu helfen, wie denn dies — um davon gleich hier zu reden — in der gedachten Revolutionszeit auch die deutschen Colonisten thaten. Damals zeigte sich die Stärke dieses letzteren Bevölkerungselementes in hellstem Lichte und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich dasselbe in jener Zeit der ganzen Provinz bemächtigen, dieselbe für immer von dem lusitanischen Elemente hätte losreißen können, wenn diese Deutschen etwas selbstbewußter, etwas kühner und vor Allem unter sich selbst etwas einiger wären, was leider nicht der Fall ist. Welsche Tücke und Hinterlist machten Hrn. Spalding natürlich auch in Friedenszeiten viel zu schaffen. Hierfür nur ein charakteristisches Beispiel. Ein höherer Post- und Telegraphenbeamter in Porto Alegre erfrechte sich, eine Zeit lang alle an die Direction des Bergwerkes gerichteten Briefe und Depeschen zu öffnen und zu lesen, beziehentlich zu unterschlagen. Spalding strengte die Klage gegen ihn an. Während der nun folgenden Verhandlungen schrieb der gewissenlose Beamte einen Brief an den Bergwerksdirector, in welchem er behauptete, mit demselben auf freundschaftlichstem Fuße zu stehen. Diese Zuschrift mußte Spalding vor dem Gerichtshof vorlegen und dieser sprach daraufhin den Beklagten frei, da festgestellt worden sei, daß zwischen ihm und dem Kläger ein intimes Verhältniß bestehe, mithin die bemängelte Verletzung des Briefgeheimnisses nur eine harmlose Neckerei bedeute. Zugleich wurden die Kosten des Verfahrens, die nicht weniger als etwa 1000 ℳ betrugen, dem Geschädigten aufgebürdet. So sieht die Salomonische Weisheit brasilianischer Richter aus und man begreift, wenn dort zu Lande ein Jeder lieber alles Mögliche über sich ergehen läßt, ehe er einen Prozeß anstrengt. Mein gütiger Wirth unterhielt mich übrigens keineswegs nur mit Klageliedern, er theilte mir ebenso viel des Belehrenden mit über Sitten und Gebräuche im Lande. Auch aus diesem großen Capitel nur etwas besonders Merkwürdiges. Wenn einem Brasilianer ein Kind geboren wird, so pflegt er häufig ein großes Gefäß mit Caraz (sprich Kaschás), dem aus Zuckerrohr gewonnenen, anfangs durch einen widerlichen Fuselgeruch abstoßenden, nach langem Lagern jedoch mit dem besten Cognac wetteifernden, billigen einheimischen Schnaps, in die Erde zu graben und darüber einen Baum zu pflanzen. Wenn das betreffende Kind dann nach 20 oder 30 Jahren heirathet, so wird der verborgene Schatz wieder ans Licht gezogen, was oft eine stundenlange saure Arbeit erfordert, da der Baum unterdeß meist sehr groß geworden; von dem so gewonnenen Trunk wird jedem Festtheilnehmer gereicht. Hierbei sei gleich hervorgehoben, daß überhaupt der Familiensinn bei den Brasilianern, wie mehr oder minder bei jedem Volke mit schwacher Cultur, z. B. den Südslaven, sehr ausgebildet ist. So sagte mir der deutsche Consul in Rio Grande und zwar aus eigener Erfahrung, daß, wer eine Brasilianerin heirathe, immer die ganze Sippe mitheirathe, beziehentlich zu versorgen habe. Infolgedessen verursacht die Führung eines Hausstandes dort zu Lande Kosten, wie sie bei uns glücklicher Weise unbekannt sind. Dieselben sind übrigens sogar für rein deutsche Familien infolge des Umstandes, daß in Brasilien nahezu Alles 5 bis 10 mal so theuer ist wie bei uns, sehr beträchtliche. So kommt es, daß selbst bei den hohen Einnahmen, die dort unter Umständen zu erzielen sind, am Schlusse des Jahres nichts übrig ist. „Es wird viel verdient, aber Niemand hat etwas“, hörte ich oft klagen und mehr als einmal wurde mir versichert, daß 20000 ℳ für einen mittleren Haushalt jährlich nicht zu viel sei. Eine besondere Crux, und zwar in noch höherem Grade als bei uns, ist dabei noch die Dienstbotenfrage. Selbst im Fabrikbetrieb sind Leute nur schwer und für hohen Lohn zu haben, wie denn beispielsweise die im Allgemeinen so blühende Tabakindustrie von Bahia zur Zeit ebenfalls infolge von Arbeitermangel darniederliegt. Was den Privathaushalt anlangt, so ist darum der erwähnte große Kindersegen ein wahres Glück, obwohl mir Hr. Spalding versicherte, daß er auf jeden Kopf seiner Familie jährlich etwa 1000 ℳ Ausgabe rechnen müsse. Von allen unvermeidlichen Unkosten scheinen jedoch in ganz Brasilien keine so sehr ins Gewicht zu fallen wie die für ärztliche Hilfe. Operative Eingriffe, selbst solche leichterer Natur, sind unter 500—3000 ℳ nicht zu haben, für einen mehrstündigen Gang aufs Land wer-

den häufig 1000 ℳ und mehr gefordert und es wurden mir Fälle mitgetheilt, wo die mehrwöchentliche Behandlung etwa eines Typhuskranken gegen 20000 ℳ gekostet hatte. Und dabei sind diese brasilianischen Aerzte, die deutschen eingerechnet, in vielen Fällen nicht einmal akademisch gebildet, sondern nur Autodidakten, häufig sogar Charlatane der gefährlichsten Sorte. Einschränkend muß ich zu diesem Capitel über die Kostspieligkeit des Haushalts aber noch bemerken, daß dasselbe im Wesentlichen, wie schon früher angedeutet, vom Städter gilt. Dieser lebt, so zu sagen, von der Hand in den Mund. Der deutsche Colonist, der deutsche Bauer dagegen kommt, wie wir bereits bei Campo Bom sahen, vorwärts, zumal der Werth von Grund und Boden auch in Brasilien unter der Hand steigt. Mein Gewährsmann für alles dies, Hr. Spalding, wußte mir indeß nicht nur Einblicke in sociale Verhältnisse, sondern, ein alter und passionirter Jäger, wie er ist, selbst in das Thierleben zu erschließen. Unter Anderem führte er mir in seinem geräumigen Gemüsegarten ein Vogelpaar von einer vielleicht noch ganz unbekannten Gattung vor. Es waren Thiere von grauer Farbe und etwa so groß wie Truthühner. An den Flügeln besaßen sie einen spornartigen, spitzen Ansatz. Man hatte sie mit noch andern ihres Gleichen jung in Sumpfterrain gefangen. Nun waren sie zahm, liefen wohl jeden Morgen weit in die Wildniß hinaus, kehrten jedoch Abends stets von selbst zurück. Jedoch wenn man Miene machte, sie anzufassen, sträubten sie sich energisch und ließen dabei knurrende Töne hören. Hr. Spalding hatte einmal eines dieser seltsamen Thiere braten lassen, aber bis es dann auf den Tisch kam, war es aufgeblasen wie ein Luftkissen und nicht zu genießen. Sie scheinen aus lauter Häuten zu bestehen. Auch aus der reichen Welt der kleinen Thiere bekam ich viel Bemerkenswerthes zu hören. So hatte Hr. Spalding u. A. den sogenannten Hammerfrosch beobachtet, der im Urwald ein Geräusch wie von Holzmachen oder Blechschneiden hervorzubringen versteht. Spalding hatte sich von diesen Tönen einmal, als er auf der Jagd in die Irre gerathen war, derart täuschen lassen, daß er ihnen nachging, in der Hoffnung, eine Hütte zu finden. Als die Lockrufe endlich auf einen Baum führten, stieg er erbittert ebenfalls da hinauf und erwischte auf der obersten Spitze endlich den kleinen Missethäter eben in Gestalt des erwähnten Batrachyers (hyla faber). Am Ausführlichsten sprach mir Hr. Spalding natürlich über sein Kohlenwerk, das zu sehen ich ja nur gekommen war. Es verdankte seine Entstehung einem Mann, der durch Zufall auf das zu Tage liegende Flötz gestoßen war und dasselbe darauf eine Zeit lang in der primitivsten Weise abgebaut hatte, wobei er das gewonnene Material auf dem Rücken eines Maulesels fortführte. Späterhin hatte die Grube wiederholt ihren Besitzer gewechselt, bis sie in die Hände der meist aus Capitalisten von Rio de Janeiro bestehenden Actiengesellschaft kam, welcher sie auch heute noch gehört. Die Kohle ist eine Steinkohle mit starkem Pechglanz, die zwar etwas schwer zum Glühen kommt, dann aber mit schöner weißer Flamme brennt und das Feuer lange hält. Der Rückstand ist zwar bedeutender als jener von der berühmten englischen Cardiffkohle, die selbst da drunten im fernen Süden Brasiliens noch das Feld behauptet, dafür stellt sie sich aber auch im Preis nicht viel höher als halb so hoch. Demnach sollte man erwarten, daß diese Kohle im Lande, oder doch wenigstens in der Provinz Rio Grande leichten Absatz fände, zumal die Brasilianer sonst alles „Nationale" begünstigen und mit Stolz z. B. von vino nacionale, birra nacionale etc. sprechen. Dem ist jedoch nicht so, was zum Theil wohl in dem Spottpreis des Holzes liegen dürfte, welches durch die bereits gerügte sinnlose Waldverwüstung gewonnen wird. Trotz aller Anstrengungen des rührigen Directors ist der Verbrauch der Kohle sogar in einem derartigen Rückgang begriffen, daß kaum noch 4 % Dividende erzielt werden und etwa zwei Drittel der Arbeiter ihre Entlassung erhalten mußten. Dieselben halten sich zur Zeit zwar, auf Wiederanstellung hoffend, noch in der Nähe auf, werden sich allmälig aber doch verziehen und dann nicht so leicht wieder zu gewinnen sein. Allerdings sind auch die Eigenthümer des Werkes nicht ohne Schuld. Sie wollen die Kuh melken, jedoch nicht füttern. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Kohle in größerer Tiefe besser werden würde. Bis jetzt ist man indeß nur erst bis rund 100 Meter in die Tiefe gegangen. Nur mittels einer Bohrung kam man noch etwas weiter, nämlich bis etwa 160 Meter. Hierbei stieß man übrigens auf Granit und zwar, wie es scheint, in losen Blöcken. Indeß dürften fortgesetzte Bemühungen sehr bald bessere Resultate liefern, da, wie Kohlenfunde an verschiedenen anderen Stellen der Umgegend beweisen, das Kohlenfeld in diesem Theile von Rio Grande do Sul jedenfalls ein sehr ausgedehntes ist. Ich füge noch hinzu, daß die Arbeiter nicht schlecht bezahlt werden. Sie arbeiten in Accord und verdienen dabei im Durchschnitt 3—8 ℳ. Der Nationalität nach sind dieselben Portugiesen, Spanier, Italiener, Polen u. s. w. Deutsche befinden sich unter ihnen nur in geringer Zahl. Die Direction nimmt solche auch nur sehr ungern auf, da sie alsbald, wie Spalding nachdrücklich betonte, mit socialistischen Hetzereien beginnen. So sind unsere Arbeiter bereits im fernsten Auslande discreditirt. Die Mittheilungen über das Werk lauteten nach alledem gewiß nicht sehr günstig, trotzdem war ich begierig, es auch noch aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zumal es das einzige bedeutendere seiner Art in dem bergmännisch überhaupt noch so wenig erschlossenen Brasilien darstellt. Bereits in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages stand der Extrazug, eine kleine Locomotive mit einem einfachen Personenwagen, bereit, der mich und meinen liebenswürdigen Gastgeber an Ort und Stelle bringen sollte. Denn die Grube liegt nicht direct am Flusse, sondern noch rund 20 Kilometer gegen Süden im Binnenlande. Vordem führte der Schienenstrang dahin vom Orte San Jeronymo aus, der einige Meilen weiter stromaufwärts seinen Platz hat und nach welchem auch jetzt noch vielfach das ganze Bergwerk genannt wird. Aus verschiedenen Gründen, namentlich wohl wegen des unter den günstigsten Bedingungen erfolgten Erwerbs der Baulichkeiten der Großschlächterei, wurde der Sitz der Direction später nach dem Platze dieser verlegt. Die Landschaft, die wir, nebenbei bemerkt in einer Stunde, durchfuhren, war nicht schön, wohl aber charakteristisch. Sie gehörte bereits der ungeheuren Prärieniederung an, welche unter dem schon früher mitgetheilten Namen „campanha" die ganze Südhälfte der Provinz, vom Jacuhy bis zur Grenze von Uruguay, einnimmt und die nur noch von einzelnen, inselartig aufragenden kleineren Gebirgsstöcken unterbrochen wird. Baumwuchs fehlte hier gänzlich, nichts wie ein kurzer, indeß dichter und frisch grüner Rasen bedeckte den leicht gewellten Boden. Dazwischen tauchten da und dort kleine Wasserlachen auf. Auf diesen bequemen Weideflächen grasten näher und ferner auch schon die Rinder und Pferde, welche in diesem Landestheile so unvermeidlich sind, wie die Sterne am Himmel. Es sind genau genommen wilde, nur zur Zucht bestimmte Thiere, die sich vollständig selbst überlassen bleiben, abgesehen davon, daß man sie von Zeit zu Zeit einmal zusammentreibt, bezw. mit dem Lasso einfängt, um sie auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen, d. h. namentlich ihnen die Larven von Insecten abzusuchen, die ihnen oft tödtliche Geschwüre verursachen — eine bei dem ungebändigten Charakter der Thiere nicht ungefährliche Arbeit. In unserem Falle lieferten diese Ein- und Zweihufer übrigens ein recht friedvolles Bild, denn dicht neben ihnen trippelten Rebhühner von den beiden im Lande vorkommenden Sorten, einer größeren und einer kleineren, dahin und ebenso ungenirt stolzirten zwischen ihnen hindurch langbeinige Störche, diese wohlbekannten Gesellen, die indeß unter diesem Himmelsstrich statt des schönen rothen nur einen schwarzen Schnabel haben und auch nicht zu klappern vermögen. Die hübsche kleine Idylle erhielt auch einen passenden Abschluß, indem in der Ferne südlich eine mattblaue Gebirgskette, die Serra do herval, sichtbar wurde. Die immerhin an Abwechselung arme Scenerie wurde am Ende unserer Fahrt unterbrochen durch eine Anzahl kleiner, einfacher, mitunter von einem Gemüsegärtchen umgebener Hütten, die sich die Kohlenarbeiter zur Wohnung erbaut haben. In ihnen hausen die zum Theil recht verwildert aussehenden Bursche, meist mit hergelaufenen Frauenspersonen, die kaum civilisirter erscheinen wie jene. Im Hintergrund dieser kleinen Arbeiterstadt erheben sich nun endlich die Baulichkeiten des Bergwerks selbst, Hallen mit verrußten Fenstern und qualmenden Dampf-Schornsteinen darüber. Hier trat uns ein junger, rothwangiger Mann in der anheimelnden Tracht eines Bergbeamten entgegen. Es war der Obersteiger, ein treuherziger Oesterreicher. Er brachte uns Grubenkleider sowie die an langem Eisenstab zu tragenden Grubenlampen. Dann traten wir auf das ziemlich primitive Fördergestelle und versanken mit einem innigen „Glück auf" in die dunkle Tiefe. Die Stollen waren drunten anfangs so hoch, daß selbst ein langer Mann, wie ich, aufrecht zu stehen vermochte. Weiterhin gegen die Arbeitsstellen zu wurden sie jedoch derart niedrig, daß wir nur noch tief gebückt vorwärts zu dringen

vermochten. Da kommt wohl selbst dem Muthigen leicht der Gedanke, wie, wenn jetzt die bröckelnde Kohle, das unsichere Gestein, die uns umgeben, niederstürzten und uns begrüben? So rückten wir vor bis unter den Luftschacht, der eine in der That vorzügliche Ventilation ermöglichte. Dann fuhren wir wieder zum holden Tageslicht empor, infolge der außerordentlichen Wärme, welche in einem solchen Kohlenschachte im Bereich heißer Himmelsstriche naturgemäß herrschen muß, buchstäblich in Schweiß gebadet. Ich hatte aber mein Ziel erreicht und war in Südamerika nicht nur über der Erde, sondern auch unter der Erde gewesen. Meines Bleibens konnte in dem freilich so traulichen Xarqueada also nicht länger sein. Mein nächstes Ziel bildete die noch weiter im Innern gelegene deutsche Colonie Santa Cruz, die hinsichtlich ihrer Kopfzahl wie ihrer Blüthe wohl bedeutendste aller deutschen Ansiedelungen in der ganzen Provinz. Sie muß kennen lernen, wer über jene Pflanzstätten überhaupt ein Urtheil gewinnen will. Zur Ausführung dieses meines Vorhabens mußte ich zunächst wieder auf dem Jacuhy aufwärts fahren. Bereits in den ersten Nachmittagsstunden des eben geschilderten Tages nahm mich der „Boa Vista", ein regelmäßig verkehrender Personendampfer, auf. Er war, seinem Namen entsprechend, „wohl anzusehen", indeß nur von außen, denn hinter den großen Fensterscheiben seines Cajütenaufbaues herrschte der unvermeidliche brasilianische Schmutz, der in Verbindung mit dem gleichfalls selten irgendwo fehlenden Getümmel der ungebändigten brasilianischen Jugend den Aufenthalt wenig angenehm machte. Immerhin bot sich mir auch hier ein interessantes Beobachtungsobject, zwei deutsche Schullehrer aus den Colonien am oberen Taquary. Ich erfuhr von den Herren, die in der That auch wenig wohlgenährt aussahen, daß sie für acht Stunden täglichen Unterrichts nur 60 ℳ monatlichen Gehalt bezögen. Der eine setzte allerdings ganz unverfroren hinzu, daß sie sich für einen derartigen Hungerlohn auch nur sehr mäßig anzustrengen pflegten, und als ich daraufhin fragte, ob sie denn gar keiner Controle unterständen, erhielt ich zur Antwort, daß es wohl etwas wie einen Schulinspector gäbe, daß derselbe sich indeß niemals die Mühe nehme, zu den Lehrern auf's Land zu gehen, sondern daß er dieselben in die Hauptstadt kommen ließe, falls er mit ihnen zu reden wünsche. Was die Landschaft anbelangt, die jetzt an unseren Augen vorüberzog, so herrschte noch immer das eintönige Buschdickicht von vorher. Dies änderte sich erst, als wir nach etwa einer Stunde Fahrens rechts in den Taquary, den bedeutendsten der Nebenflüsse des Jacuhy, einbogen. Das rechte Ufer desselben erschien hoch aufgebaut und dort oben zeigte sich eine Ortschaft, die sich ganz stattlich präsentirte. Es war mein vorläufiges Ziel, das Dorf Marcham Taquary, bei dem die westwärts tief in's Land hinein fahrende Eisenbahn beginnt. Ich kletterte hinauf und war auch so glücklich, dort gleich ein deutsches Hotel zu finden, denn ich konnte an diesem Tage nicht weiter kommen. Dasselbe war allerdings nur ein kleines, armseliges Häuschen; eine knarrende Holztreppe, eng und steil wie eine Hühnersteige, führte zu einer Art Dachstübchen, in welchem wackelige Brettergestelle die Stelle von Betten vertraten. Natürlich durfte man auch an Essen und Trinken keine großen Anforderungen stellen. In letzterer Beziehung mußte man mit einem Biere zufrieden sein, welches gleichfalls ein Deutscher im Orte selbst in einer jener Miniaturbrauereien herstellte, von denen es überall im Lande, wo Deutsche wohnen, wimmelt und die man in Bayern ganz bezeichnend Bierküchen nennt. Es begann eben nun für uns jenes harte, entbehrungsreiche Dasein, welches man „Campleben" getauft hat und das Jedem beschieden ist, der im Inneren der Provinz reist. Die Freundlichkeit und das zuthunliche Wesen von Wirth und Wirthin entschädigten jedoch einigermaßen für alle Mängel der Verpflegung. Ersterer war von Haus aus Zimmermann und stammte aus dem Hunsrück, einem Gebiet, das dem Lande den größten Theil seiner Colonisten geliefert hat und dessen seltsames Idiom sich bei diesen bis heute erhielt. Die Stunden bis zur Dämmerung füllten wir in lohnender Weise mit einem Spaziergange nach der oberen Hälfte des Ortes aus, die auf einer noch erhöhteren Bodenterrasse hinter dem Ortstheil am Flusse ihren Platz gefunden hat. Die neuangelegte Straße da hinauf führte durch einen tieferen Durchbruch und hier war es, wo in einem groben Conglomerate zahllose schöne Achate staken, Vertreter jener Halbedelsteinart, die für Rio Grande do Sul so charakteristisch ist und die noch heute stark zur Ausfuhr gelangt. Als dann die Nacht niedergesunken war, gab es vor der Thüre unseres kleinen Quartiers eine eindrucksvolle Aussicht. Vom Fuße einer alten knorrigen Figuera aus fiel das Auge über die steile Uferböschung hinunter auf den stattlichen, leise rauschenden Fluß, über dessen dunkle Fluthen der große, klare Mond einen silbernen Schimmer ausgoß — ein Bild, welches etwas an den heimathlichen Rhein erinnerte. Am nächsten Tag mußten wir uns, um den Zug nicht zu versäumen, schon frühzeitig erheben. Der stattliche Bahnhof, der sogar elektrische Beleuchtung besaß, lag allerdings in nächster Nähe. Trotzdem wären wir aber fast zu spät gekommen, da die Abfahrt seltsamer Weise nicht fahrplanmäßig 10 Minuten, sondern ganz unmotivirt 20 Minuten vor 5 Uhr erfolgte. Im Uebrigen jedoch erschien der Betrieb zufriedenstellend. Der Fahrpreis war nicht zu hoch, er betrug etwa zehn Pfennige für das Kilometer in erster Classe. Was die Wagen anbelangt, so fand man in diesen Sitze aus einem federnden Rohrgeflecht, deren Lehnen in einer sehr praktischen Weise verstellt, das heißt nach vorn oder hinten gelegt werden konnten, dergestalt, daß man nach Belieben seinen Platz vorwärts oder rückwärts zu nehmen im Stande war. Die ganze Schienenanlage, die sich, nebenbei bemerkt, im Besitz einer belgischen Gesellschaft befindet, im Gegensatz zu den mit viel geringerem Wagenmaterial ausgerüsteten anderen Bahnlinien in der Provinz, die englischen Unternehmern gehören, stellt überhaupt eine bedeutsame Anlage dar, indem ihr Grundgedanke der ist, die ganze Provinz Rio Grande do Sul in der Richtung von Osten nach Westen zu durchschneiden und so eine Verbindung mit dem Uruguay zu gewinnen, der einen leichten Wasserverkehr nach dem Süden, dem La Plata-Gebiet, ermöglicht. Auf diese Weise wäre der noch so wenig entwickelte fernste Westen des Ländchens erschlossen. Vorläufig sind von dieser großen Transitlinie, die im Ganzen etwa 650 km messen würde, nur erst 378 km fertig gestellt, die ich, wie ich schon hier bemerke, in der Folge vollständig befuhr. Bezüglich der Durchführung des Ganzen verlautet indeß zur Zeit noch wenig. Als wir die Wagen dieser Bahnlinie bestiegen, herrschte noch Nacht. Den Beleuchtungsapparat im Innern hatte man, sei es aus Sparsamkeit oder, was bei dem brasilianischen Charakter wahrscheinlicher ist, aus Nachlässigkeit nicht erst in Thätigkeit gesetzt, und so fuhren wir in ägyptischer Finsterniß in das unbekannte Land hinaus, ein Uebelstand, der dadurch nicht angenehmer wurde, daß gleichzeitig empfindliche Kälte herrschte. Passagiere gab es nur wenige, darunter natürlich wieder einige Deutsche. Trotzdem störte uns ein fortwährendes Laufen und Rennen durch den Wagen, verbunden mit dem rücksichtslosesten Thüren-Werfen. Der Lärm ging von halbwüchsigen Burschen, Mulatten oder Vollnegern, aus, welche, und zwar ohne irgend ein amtliches Abzeichen, damit betraut waren, die Bremsen an den Stirnseiten des Waggons zu bedienen. Eine derartige Verwendung unreifen Menschenmaterials zu den verantwortungsreichsten Functionen trifft man in Brasilien häufig. Zum Glück wurde es bald Tag und nun lachte uns mit den ersten Sonnenstrahlen abermals eine Landschaft ins Gesicht, wie man sie eben nur unter jenem, was die Herrlichkeit der Natur anlangt, unvergleichlichen Himmelsstrich zu finden vermag. Der Schienenstrang bewegte sich am linken Ufer des Jacuhy vorwärts durch zumeist ebenes Land. Infolge dessen mußte man hier wieder „Camp", mit dem landesüblichen Ausdruck zu reden, erwarten. Und in der That zogen auch fortwährend Grasflächen, üppig grün übrigens, wie unsere Wiesen im Sommer und belebt durch die nie fehlenden weidenden Viehheerden, am Auge vorüber. Dazwischen traten jedoch ebenso immer und immer wieder größere oder kleinere Stücke des schon wiederholt geschilderten brasilianischen Urwaldes auf, jenes köstlichen Meisterwerks der „Mutter Erde", das, an sich schon ein Schaustück allerersten Ranges, in dieser Gegend von Rio Grande do Sul noch ganz besondere Lichtseiten aufzuweisen hatte. In dem Blättermeere erschienen in überraschender Weise alle Nüancen der grünen Farbe, gleich als ob sie ein Maler gemischt und angeordnet, vertreten, vom grellsten Gelbgrün und dem matten Graugrün bis zum tiefsten Blaugrün oder Schwarzgrün hinab. Indeß auch diese große Mannigfaltigkeit der Farbentöne war der unerschöpflichen brasilianischen Natur noch nicht genug gewesen. Wie anderwärts, hatte sie auch hier wieder bunte Blumensträuße in Gestalt blühender Bäume und Sträucher wie aus einem Füllhorn über und zwischen das grüne Dickicht ausgegossen, indeß an dieser Stelle ebenfalls mit vorher von mir noch nicht angetroffenen Specialitäten. So entzückte jetzt nicht nur die fliederartig zart violette Blüthe des so werthvollen Ipé-Baumes (Tecoma Ipé), sondern auch eine überaus

einblättrige, bei uns häufig in den Zimmern gezogene Akazie mit weithin leuchtender, zinnoberrother Blüthe, sowie ein schlanker Baum mit einer Krone, die stets ganz mit Blumen übersät ist, welche weiß und blau zugleich gefärbt zu sein pflegen, im Lande Jasmin genannt, das Auge. Mit der Station Couto, 78 km von Taquary, wo wir eingestiegen waren, hatte — nach beiläufig dreistündiger Fahrt — die ganze Herrlichkeit leider ein Ende. Wir mußten die Bahn verlassen, da von hier der Weg nach Santa Cruz, unserem Ziele, abzweigte. Draußen stießen wir, nur wenige Schritte von dem Haltepunkte, auf ein armseliges Häuschen, das trotz alledem einen stolzen Namen trug: „Hotel Isenhardt", so getauft nach seinem Besitzer, einem freundlichen Deutschen. Das war der ganze Ort Couto. Unsere Enttäuschung bei diesem Anblick wurde indeß rasch verscheucht durch die erfreuliche Wahrnehmung, daß unweit von diesem Grand Hotel bereits ein allerdings ebenfalls sehr einfacher, jedoch mit vier kräftigen Maulthieren bespannter Planwagen hielt, der die regelmäßige Verbindung nach dem nordwärts noch 39 km entfernten Santa Cruz vermittelte. Unter Benutzung einer kleinen eisernen Treppe, die an den Leiterbaum des Gefährtes angehängt wurde, krochen wir mühsam genug in das Innere der seltsamen Karre, ließen uns auf den in Lederriemen hängenden Sitzen nieder und befahlen unsere Seele dem Himmel, denn man hatte uns schon in Porto Alegre gesagt, daß man nur in halsbrecherischer Weise die schöne deutsche Colonie erreichen könne — per aspera ad astra.

Bücherbesprechungen.

— Otto Graetz, Pastor in Reichthal, Die Confirmation nach ihrer biblischen Begründung, Geschichte und Zukunft. Vortrag beim Stiftungsfeste des Neuen Evang.-Theolog. Studentenvereins in Breslau gehalten. 39 S. Leipzig, Dörffling & Franke. 1901. — Die vorliegende Untersuchung, welche neben ihrer wissenschaftlichen Aufgabe auch die praktischen Gesichtspunkte der Confirmation behandelt, ist eine sehr zeitgemäße. Wir begrüßen den Sonderabdruck derselben aus der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung, weil es durchaus wünschenswerth erscheint, daß die Frage nach der richtigen Auffassung und Form der Confirmation im Fluß bleibt. Der Verfasser sieht in der Confirmation den Abschluß der in der Taufe übernommenen Verpflichtung der Unterweisung und der Aufnahme der Kinder in die äußere Gemeinschaft der Kirche. Die biblische Begründung des in der Zeit des Pietismus eingeführten Confirmandenunterrichts durch den Taufbefehl ist ohne Weiteres zuzugeben, weniger die Begründung des Confirmationsactes selber durch die herbeigezogenen Schriftstellen. Der Werth der Schrift liegt mehr auf den Ausführungen, welche der Titel unter „Geschichte und Zukunft" umfaßt, und besonders auf dem Abschnitt, in welchem der Verfasser über die gegenwärtige Auffassung der Confirmation sich ausspricht. Derselbe ist jedenfalls ein beachtenswerther anregender Beitrag in dieser die kirchliche Gegenwart so sehr beschäftigenden Frage. Je betrübender die Beobachtungen sind, die wir an der confirmirten Jugend, an ihrem unkirchlichen Verhalten und sittlichen Verfall machen müssen, je schmerzlicher die Thatsache ist, daß die kirchliche Erziehung nach der Confirmation keine rechte Handhabe mehr besitzt, und daß alle Versuche, die in Katechismusunterredung und Jugendvereinen gemacht werden, sich nur auf einen kleinen Theil der confirmirten Jugend erstrecken, um so mehr muß die Kirche zusehen, ob Confirmandenunterricht und Confirmation nicht noch eindringlicher zu machen und anders zu gestalten sind. Wenn der Verfasser einen Hauptübelstand darin erblickt, daß Confirmation und Schulentlassung zusammenfallen, was in dem Kinde die Meinung erweckt, es sei fertig und auch aus der kirchlichen Erziehung entlassen, so trifft das doch nicht recht zu, weil wenigstens die meisten Confirmanden-Knaben aus höheren Schulen und Fortbildungsschulen nicht entlassen sind. Noch weniger aber vermögen wir ihm zuzustimmen, wenn er nach dem Muster der katholischen Kirche nicht etwa eine spätere Confirmation, sondern eine frühere an Schulkindern von 10 bis 12 Jahren lebhaft befürwortet. Schon bei den 14- bis 15jährigen Confirmanden vermissen wir so vielfach die sie zu Beichte und Abendmahl berechtigende innere Reife. An den bestehenden Formularen, besonders dem neuen preußischen Confirmationsformular und der Fassung des Gelöbnisses übt der Verfasser eine nicht unberechtigte Kritik. Jedenfalls enthält die Schrift manches Anregende und Beherzigenswerthe. D. K.

— Jungbrunnen, ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von den hervorragendsten deutschen Künstlern. Verlag von Fischer und Franke, Berlin. Jedes Heft kostet einzeln 1 ℳ 20 ₰ — 1 ℳ 50 ₰, im Gesammtbezug 1 ℳ. — Die Sammlung „Jungbrunnen" ist in letzter Zeit wiederholt selbst von der wissenschaftlichen Kritik als ein gesunder und erfreulicher Versuch, altes, zum Theil halb verschollenes nationales Erbgut wieder zu heben, mit Anerkennung begrüßt worden. Auch die derben und dabei doch reizvollen Holzschnitte haben im Ganzen lebhaften Beifall gefunden, wenn auch nicht verschwiegen wird, daß die mitwirkenden Künstler nicht durchaus Gleichwerthiges leisten. Es liegen uns die letzten vier Hefte zur Besprechung vor: Heft 16. Kinderlieder, illustrirt von Erich Kuithan. Heft 17. Goldene Zeit. Der Liebe Lust und Leid in Liedern, mit Bildern von Ernst Liebermann. Heft 18. Rübezahl und das Hirschberger Schneiderlein, ein Märchen von J. K. Aug. Musäus in Bildern von Arpad Schmidhammer. Heft 19. Zwei Märchen von Grimm in Bildern von Max Bernuth: Vom klugen Schneiderlein. Das Gruseln. — Ungewöhnliches Geschick bekundet Erich Kuithan mit seinen stimmungsvollen Bildern zu den lieben alten Kinderliedern. Der Name des Künstlers ist uns bisher noch nicht vorgekommen. Aber wir zweifeln nicht, er wird sich bald genug seinen Platz neben den Lieblingen der deutschen Jugend, Ludwig Richter, Oskar Pletsch, Chr. Votteler, P. Mohn ꝛc. erobern. Jedenfalls führt er sich mit diesem Hefte sehr vielversprechend ein. — Weniger entzückt sind wir von dem folgenden Bändchen. Schon die Auswahl der Liebeslieder konnte geschickter getroffen werden und durfte der Liebe Lust etwas mehr zur Geltung bringen. Auch die Bilder sind uns zum Theil zu groblinig und hausbacken, und andere wieder zu süßlich. Als ein entschiedenes Unrecht empfinden wir es, daß bei den Liedern grundsätzlich die Namen der Dichter nicht genannt werden. Die meisten Käufer dieser Hefte, das darf man ja am Ende annehmen, kennen ihren Goethe, Uhland, Eichendorff, Chamisso, Heine ziemlich genau; aber in allen Fällen möchten wir uns doch nicht dafür verbürgen, daß sie mit Sicherheit jedem Dichter das Seine zuerkennen werden. Und was kann es denn in aller Welt für einen Grund geben, die Namen wegzulassen? — In dem Rübezahl-Hefte betont der Zeichner, Arpad Schmidhammer, mehr die Koboldnatur des schlesischen Berggeistes, seine liebenswürdige Gutmüthigkeit. Ueberhaupt scheint der kecke Humor das eigentliche Stoffgebiet des Künstlers zu sein. Wo er diesem den Zügel schließen lassen kann, da schafft er Scenen von unwiderstehlicher Wirkung. — Das vierte Heft trifft unseres Erachtens den schlicht volksthümlichen Ton der Grimm'schen Märchen ausgezeichnet. Zumal in dem Märchen „Vom Gruseln" kommt die edle Dreistigkeit des Burschen, der das Gruseln lernen möchte, in herzerfrischender Weise zur Darstellung. — Im Ganzen darf man jedenfalls sagen, daß die Sammlung „Jungbrunnen" nicht an letzter Stelle genannt zu werden verdient, wenn von den Bestrebungen die Rede ist, die darauf abzielen, den Sinn für geschmackvolle und künstlerische Gestaltung des Buches wieder zu heben. Besonders betont sei auch die glückliche Wahl des Drucktypus. Mit Vergnügen ruht das Auge auf den kräftigen Lettern und kernigen Buchstabenformen, die etwa die Mitte halten zwischen Antiqua und Fractur. Wir wünschen der Sammlung auch weiterhin guten Erfolg. R. B.

— Tobias Schölly, Samuel Gobat, evangelischer Bischof in Jerusalem. Ein Lebensbild. Basel, Kober C. F. Spittler's Nachf. 1900. 192 S. — Wenige Jahre nach Samuel Gobat's Tode hat uns der Spittler'sche Verlag ein Lebensbild des hervorragenden Missionars und späteren Bischofs geboten, das zum größten Theil den Selbstaufzeichnungen Gobat's entnommen war. Zu einem Neudruck hat sich indessen die Verlagsbuchhandlung nicht entschlossen, vielmehr die Bearbeitung dieser ersten Biographie den Händen des Pfarrer Schölly übertragen, der das vorliegende Material weiter gesichtet und verarbeitet hat. Wir dürfen diese Biographie als einen beachtenswerthen Beitrag zur Missions- und Kirchengeschichte bezeichnen. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 37. Donnerstag, den 28. März, Abends. 1901.

Leipzig als Handelsstadt im Mittelalter.

Von Siegfried Moltke.

Nicht von der Meßstadt Leipzig sollen diese Zeilen handeln; über die großen Völkermärkte ist schon viel geschrieben und gesprochen worden. Ueber die Organisation des Leipziger Eigenhandels wollen diese Ausführungen Einiges verrathen, was bisher kaum in weiteren Kreisen bekannt geworden sein dürfte. Was die spärlich nur an das Tageslicht geförderten Urkunden, welche in unzusammenhängender Reihenfolge veröffentlicht worden sind, zu erzählen vermochten, ist, ebenfalls unzusammenhängend, in die Studirzimmer weniger Forscher gedrungen. Freilich dem Forscher mag solche Kunde genügen, um sich ein einheitliches, ganzes Bild zu schaffen, um so mehr, als für ihn sich wenig Neues zeigt, was ihm nicht schon längst aus anderer Städte und Länder Handelsgeschichte bekannt wäre. Denn es war im Großen und Ganzen in den alten Zeiten wie heute, daß Handel und Wandel wenigstens in den engeren Grenzen der Einzelstaaten nach gleichen Grundsätzen gepflogen wurden.

Wo in Leipzig heute die schönen Promenadenanlagen grünen und blühen oder im winterlichen Schneegewand glitzern und flimmern, da denke sich der Leser die steilen, grauen, sturmfesten Stadtmauern mit den großen Thoren, welche des Abends „fürsichtig“ geschlossen und von den Thorknechten „Eines ehrbaren achtbaren weisen Rathes“ wohlbewacht wurden, auf daß Niemand ungesehen und unbesehen das Innere der Stadt betreten oder verlassen möchte. Und in dieser Aufsicht haben wir denn gleich eine der wichtigsten Einrichtungen des mittelalterlichen Handels. Was der einheimische, der Leipziger Kaufmann von auswärts hereinbrachte, das mußte der Thorwärter sehen oder dieser mußte den Kaufmann zur Waage geleiten lassen, daß es der „Burger“, wie der heimische Händler zum Unterschiede vom fremden oder „Gaste“ hieß, nicht selber ablade und wohl gar, der strengen Vorschrift zuwider, nach Hause brächte, ehe es von den „geswornen ledern“ und „Ballenbindern“ abgeladen, geöffnet, gewogen und von dem Besitzer verzollt war. Und was dem Leipziger Bürger strenges Gebot gewesen, das war dem fremden Händler erst recht Gesetz. Ja diesem war ein etwa beabsichtigter Unterschleif noch schwerer gemacht worden dadurch, daß sein Wirth, bei dem er ein Obdach fand, wie wohl in allen mittelalterlichen Handelsstädten, im Dienste der Stadt als ein Makler stand, der für die Redlichkeit seines Gastes gleichsam Bürge zu sein hatte. Das war eine wichtige Mittelsperson im Handelsverkehre, deren Zeugniß dem Händler oft Schlimmes ersparte. War es Raub und Mord, was dem Kaufmann draußen auf der breiten Heerstraße drohte, in der Stadt waren es die Hunderterlei großen und kleinen Bestimmungen, die streng befolgt sein wollten und dem Händler seinen Beruf zum Theil recht erschwerten. Zum Theil nur, denn all' diese Gesetze brachten nicht nur der Stadtverwaltung und der kaufenden Bürgerschaft Nutzen, sondern auch ihm, der die Waaren ausbot. Zwar das Kaufhaus fehlte in Leipzig noch, in dem in anderen Städten die Waaren auf Güte, Maß und Gewicht geprüft wurden, aber auch unsere Stadt entbehrte dieser Aufsicht nicht, die von Beamten des Rathes oder der Inhaber von Lehnszöllen in den Häusern der Wirthe oder in der großen Frohnspäter Stadtwaage ausgeübt wurde. Zum Kaufhaus reichten die Mittel noch nicht aus und noch im Jahre 1464 sagt jene Rathscommission, welche über diese Angelegenheit zu berathen hatte, daß von ihr „hin und wieder gewogen sei, das Kaufhaus diene nicht viel mehr denn zum Handel außerhalb der Messen, der zur Zeit gering sei, und würde viel Geldes zu stehen kommen. Und was es einbringen würde, stehe auf einem Ungewissen, und was man darin mit dem Kaufmann thun möchte, das könne man in ihren Herbergen auch thun. Gerade diesen würde das Kaufhaus nur Schaden bringen u. s. w. vnde darumbe ist daruff nichts beslossen.“ So beschränkte man sich denn darauf, zu bestimmen, daß der fremde Kaufmann seine Waare erst dem heimischen anzubieten hatte, der mit gleichen Waaren handelte, ehe er mit einem andern „Gaste“ Geschäftsverbindungen anknüpfte. Doch wehe dem Leipziger Händler, der mit dem Fremden einen Pact einging, daß er des letzteren Waare als sein eigenes Gut in die Stadt bringen und daselbst verkaufen wolle, um — selbst dabei Vortheile ziehend — dem Fremden die diesem zukommenden Gebühren zu ersparen. Strenge verbot die Willkür und Polizeiordnung der Stadt dem Bürger die Gesellschaft mit dem Fremden. Erst im Jahre 1464 taucht ein Vorschlag auf, nach welchem solch eine Handelsgesellschaft gestattet sein sollte „vff ein anczal, der helfte eins Drittenteils, mynner adder mehr“. Des Bürgers Antheil soll zollfrei sein, aber das andre soll er „verschlägeschatzen“ nach aller Gebühr.

Wie überall, so spielte der freie offene Markt im Handel noch eine große Rolle. So wie noch vor wenigen Jahren, bevor Leipzig seine schöne große Markthalle hatte, die Höken an den Wochenmärkten ihr Obst, ihre Butter, ihr Grünzeug, ihr Geflügel ausboten am Marktplatz, in der Katharinenstraße u. s. w., ebenso fand im Mittelalter der Kleinhandel, der Kramhandel zum weitaus größten Theile unter freiem Himmel auf dem Marktplatz und in seinen einmündenden Straßen, auch auf dem Neumarkt statt. Buden wurden aufgestellt und am Spätnachmittag, wenn das Vesperglöcklein ertönte und der Marktwisch, ein Strohbündel als Marktzeitzeichen, verschwand, wieder weggerissen. In breiten Gassen, wie auf dem Neumarkt, bildeten sie wohl auch eine Straße für sich, indem sie mitten auf dem Fahrwege Rücken an Rücken aufgestellt wurden. Um die großen Kirchen zu St. Thomä und St. Niklas lagerten sie sich zwischen die hohen Strebepfeiler, hier namentlich Reliquien, Rosenkränze, Wachskerzen und ähnliches heiliges Geräthe bergend und zum Kauf bietend. Später sammelten sich die Kramer am Naschmarkt in den kleineren Läden des Rathhauses und seiner Umgebung oder sie hatten in den Hausfluren ihre kleinen Kammern, wie wir sie auch heute noch z. B. am Eingang zu Auerbach's Hof an der Grimmaischen Straße sehen. Da war Alles bis in's Kleinste hinein geregelt. Dem Großkaufmann oder wie er in Leipzig hieß: dem Lagerherrn war es verboten, Kramwaaren zu verkaufen, wenn er sich nicht in die Innung der Kramer eingekauft hatte. Dem Kramer wieder waren nur ganz bestimmte Waaren zu verhandeln erlaubt, namentlich Fische, Gewürze, Reis, Mandeln, Rosinen, Weine, Oel, ausländische und heimische Stoffe, diese jedoch nur ellenweise, dann Barette, Leinwand u. s. w., Geflügel, Butter, Käse, Eier, Honig und dergl. mehr waren den Höken vorbehalten, die ihre eigene Innung mit eigenen Satzungen bildeten. Auch eine strenge Aufsicht über die einzelnen Händler ward geführt. Die Kramermeister hatten dafür zu sorgen, daß weder die Zugehörigen ihrer Innung, noch andere Händler falsches Maß oder Gewicht gebrauchten, ja ihnen war die Pflicht auferlegt, Zuwiderhandelnde dem Rathe der Stadt zur Aburtheilung namhaft zu machen, die sie daneben noch zu Gunsten der eigenen Innungslade abstrafen konnten. Kein Händler durfte den Käufer seines Nachbarn um alte Schuld mahnen, keiner durfte auch den geringsten Versuch machen, des Nachbarhändlers Kunden an sich zu locken durch Winke, Rufe, Anpreisungen und marktschreierische Reclamen. Gewiß eine segensreiche Einrichtung, die, wenn sie jetzt überhaupt noch durchführbar sein würde, manchen Paragraphen unseres

heutigen Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb überflüssig machen würde. Theilweise erstreckte sich die Aufsichtspflicht über die eine Gattung von Händlern auf Glieder einer anderen. So sollten, wie der „Stad Leipzig allerley Ordnunge“ verrathen, die Goldschmiedemeister auf die Kramer Achtung haben, die gewisse Goldsachen und Silberwaaren feilboten, daß diese auch das vorgeschriebene Feingehalt hatten und nicht etwa geeignet seien, das kaufende, unerfahrene Publicum zu täuschen. Aus diesem Kleinhandel zogen die Kramer den größten Vortheil, denn sie bezogen von jeder Bude eine gewisse Platzsteuer, das Stättegeld, und zwar erhoben sie diese Gebühr nicht von den Angehörigen ihrer eigenen Innung, sondern von den Budenbesitzern, die nicht zu ihrer Körperschaft gehörten. Widersetzlichkeit in groben Worten und Schmähungen wurden streng bestraft, in Thätlichkeiten ausartende Beleidigungen der Aufsichtsführenden konnten neben empfindlichen Geldbußen oder Wachssteuern zu Kirchenlichtern auch den Schluß oder die Einziehung des ganzen Krams des Frevlers zur Folge haben. Offene Laden oder Buden zu halten war ausdrücklich auch den Näherinnen untersagt, d. h. wenn sie etwa Einzelhandel treiben wollten. Sie hatten sich nur von den Einkünften aus ihrer Hände Arbeit zu ernähren und durften keine Stoffe u. dergl. unverarbeitet „vorkewffen, awßmessen vnnd hynwegen, sundern welche netterin den leuten vmb ir lon arbeiten, die mogen wol an eynem offen laden sitzen, den leuten vmb ir lon arbeiten vnnd machen was in bracht wirt, vnnd auch eigne hawbe, zwu oder drey vnnd des gleichen, was sie auf den kauf arbeyten, an iren laden oder fennster hengen“.

Die Waaren, welche uns die alten Urkunden der Archive nennen, verrathen, daß auch in unserer alten Handelsstadt Leipzig ein gewisser Luxus zu Hause gewesen sein mag, dem, wie in allen mittelalterlichen Städten, nicht nur die Herrschaften vom Adel und von der Stadtverwaltung, sondern namentlich auch der Großhandelsstand gehuldigt haben mag. Man begnügte sich nicht nur mit den einheimischen, gewiß recht brauchbaren Erzeugnissen, sondern schon damals war es Sitte oder vielmehr Unsitte, im ausländischen Fabrikat einen besonderen Werth zu erblicken, sich durch seinen Gebrauch „vor der Welt“ ein besonders vornehmes Ansehen zu geben. Die gute feste sächsische Leinwand that es nicht allein, die schwäbische — sie gehörte ja damals für die Sachsen zum „ausländischen“ Fabrikat — und die holländische wurde besonders vorgezogen, sie zierten offenbar den Linnenschrein der tugendsamen Leipziger Bürgersfrau ganz besonders, diese holländische und „vßlendische Schwebische geferbte leywannt“. Die venedische Seife war in den Augen der Herren und Damen jener Epoche trefflicher, als die heimische, das englische Tuch — Gott sei's geklagt: schon damals — und das Brabanter mochte dem ehrbaren Leipziger Spießbürger kostbarer erscheinen und ihn „reicher“ kleiden, als das des sächsischen Gewerbefleißes.

War Leipzig selbst für den deutschen Handel ein wichtiges Bindeglied für Süd und Nord, so war Nürnberg für Leipzig der Vermittler zwischen dem südlichen Auslande und der sächsischen Meßstadt. Das kommt in den meisten der alten Urkunden deutlich zum Ausdruck. Sie fangen fast alle mit den Worten an: „Welch Nuremberger Kouffleute“ u. s. w. Die Nürnberger bringen den welschen Wein, die südländischen Gewürze und kostbaren Stoffe, die Seifen, das Oel, die Rosinen, Mandeln und Früchte, den Reis, ja selbst die Fische, die der Norden erst nach Nürnberg geliefert hat. Und dieses ist leicht erklärlich. Nürnberg stand mit Holland und Hamburg in lebhaftem Handelsverkehr, besonders Hering, Stockfisch u. s. w. bezog diese süddeutsche Stadt in großen Mengen. Die Holländer und Hamburger wiederum bedienten sich der Nürnberger Kaufleute, um ihre Waaren, wiederum meist Fische, im Innern Deutschlands zu vertreiben. Hieraus entwickelte sich ein eigenartiges Handelsbild in der bayerischen Stadt: Die Nürnberger ließen von Holland und Hamburg Leute kommen, welche mit dem Einpacken, Verpacken und mit der nöthigen Behandlung der Fische umgehen konnten. Viele dieser zugezogenen Leute ließen sich in der Folge in Nürnberg häuslich nieder, verheiratheten sich und nährten sich lediglich vom Fischgeschäft. Auch in Leipzig spielte der Fisch, spielten Reis, Mandeln, Rosinen und Gewürze eine große Rolle im Mittelalter. Die vielen kirchlichen Fasten ließen Speisen erfinden in reicher Zahl, welche das kirchlich verbotene Fleisch zu ersetzen hatten. Die Ansicht, daß das Mittelalter nur wenig Abwechselung geboten habe, ist durchaus irrig. Der arme Mann konnte sich damals weit mehr gönnen, als heutzutage. Wie mag es den Arbeiter des zwanzigsten Jahrhunderts wohl „anmuthen“, wenn er liest, daß seinen Berufsgenossen des mittelalterlichen Sachsenlandes eine landesherrliche Verfügung galt, nach welcher den Arbeitern befohlen wurde, sie sollten mit 18 Groschen Wochenlohn und täglich Mittags und Abends mit 4 Speisen: Suppe, zweierlei Fleisch und Gemüse, an Festtagen aber mit fünf Speisen zufrieden sein! Gewiß giebt uns dieses Verbot ein untrügliches Zeichen nicht nur für die Genußsucht, sondern auch für den Umfang des Handels jener Zeit. Und wenn wir erst hören, daß selbst der Aberglauben oder die Quacksalberei dem Handel zu Gute gekommen ist, so können wir uns ein Bild davon machen, wie lebhaft es an den drei Markttagen in den Mauern unserer guten alten Stadt zugegangen ist. So erzählen uns alte Berichte, daß allein die Holländer in der Hälfte eines jeden Jahres mit 2000 kleinen Schiffen über drei und eine halbe Millionen Tonnen Heringe fingen, die dann in alle damals bekannten Länder zum Verkauf gebracht wurden. Nicht der Magen allein erhob Anspruch auf diesen vielbegehrten Bewohner der See. Die Medicin des Volks forderte ihn in beträchtlichen Mengen — auch in Leipzig — für sich. Warum? Nicolaus Tulpins verräth es uns. Er sagt, daß von den Heringen die Krankheiten, so wie von der Sonne die Nebel, „zertrieben“ wurden, daß der medicorum Ernte niemals unfruchtbarer gewesen sei, als wenn die Heringe ankamen. Auf die Fußsohlen gebunden, sollte der Hering das Fieber vertreiben, sein Schmalz den „Grind der Brust“ und den Hundebiß heilen. Als ein bewährtes Heilmittel galt die Heringsseele gegen Harnverstopfung. Den Husten sollte ein Hering vertreiben, den man zur Nacht aß, ohne darauf zu trinken. Spaltete man einen Hering und legte ihn auf die Fußsohlen, so sollte er „vom Haupte die Flüsse“ ziehen, die Wassersucht verzehren und ebenfalls die Fieberhitze mildern. Bei solchen Mengen ist es nur allzu wahrscheinlich, daß auch schlechte Waare, verdorbene, mit unterlief, wenn der Vorrath zur Neige ging; deshalb auch das ausdrückliche Leipziger Verbot, daß man keinen „alden Heringk“, wenn der neue gekommen ist nach Michaelis, in Leipzig kaufen und verkaufen solle. Ein Gebot, das sicher nicht allzu streng beachtet worden ist. Die Ehrlichkeit der Kleinhändler wird aber auch noch durch ein anderes Rathsgebot in kein allzu gutes Licht gesetzt. Der Rath hat beschlossen (1469), „das von keyme kauffmann gefalscht gut vorkaufft ader feyll gehalten werden solle, vnd furauß“ galt diese Mahnung Denen, „die mit saffran ingeber vnd andern wurtzen, die man betriglich machen kont, vmbegehen und zcuhandeln pflegen“. Welches Ansehen Nürnberg als Handelsstadt in Leipzig genossen hat, darf man vielleicht auch daran erkennen, daß sich der Rath von verdächtigem Safran drei Loth geben läßt, den er dann „vff die schaw gein Nuremberg geschickt hat, zu erkennen lassen, wie sie damit bestehen mogen vnd ab es kauffmans gut sei“. Die Marktvoigte oder Marktmeister und die Herren Kramermeister mögen viel zu thun gehabt haben, da ihnen ja die Aufsicht oblag während der Marktstunden am Dienstag, Freitag und Sonnabend. Und wenn ein jeder Händler zunächst auch nur eine Bude, erst später zwei aufstellen durfte, so war gewiß dennoch genug Last und Plage mit diesen Ehrenämtern verbunden. Denn mit diesem Aufsichtsdienst war noch nicht Alles geschehen, wie wir oben schon sahen, auch über die Hausirer hatten sie zu wachen, gerade bei diesen war diese Aufsicht gewiß mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Dabei galt es noch, ein besonderes Augenmerk auf die Großkaufleute, oder Lagerherren, zu haben, die gar oft zu vergessen schienen, daß ihnen der Verkauf im Kleinen, oder wie die Deutschen jetzt sagen: das Detailgeschäft ebenso untersagt war, wie gewissen Handwerkern, z. B. den Schneidern der ellenweise Tuchverkauf. Mit den Gewandschneidern und mit den Nadlern haben dann Leipzigs Kleinhändler ebenso häufig, wie mit den Leinwebern unserer Stadt in Streit und Unfrieden gelegen, und oft kostete es langes kostspieliges Prozessiren, ehe der Rath als oberster Entscheidungsrichter das Urtheil zu Gunsten dieser Vertheidiger ihres Rechtes, der Kramer, gefällt hatte. Dann wurde den Frevlern die verbotene Waare durch des Raths Frohnenboten genommen und ihnen wohl auch noch eine Sonderbuße nebst den Prozeßkosten auferlegt, die Kramer aber freuten sich ihres gerechten Sieges bei gutem Torgauer Bier. Lange währte indessen solche Freude nicht, denn die alten Archivacten des Rathes bergen Klagschriften, welche bekunden, daß in jenen Zeiten die Bestechlichkeit manchen öffentlichen Beamten durchaus nicht fremd gewesen ist. So klagen die Kramer einmal

(im Jahre 1524), wie aus einem Actenstück des Rathsarchivs ersichtlich ist, daß sie trotz aller „Suplicationen" an den Rath nur wenig Hilfe und Rath haben erlangen können. Die abgepfändeten Sachen seien den Uebertretern „hyndter vnnſerm wiſſenn vnnd willen" herausgegeben worden und den Leitern der Innung, den Kramermeiſtern ſelber ſei „nichts dann alleyne houn, Schympff vnnd Spott dar auß wordenn ..., denn ſo ſie am neyſtenn auch beyenander vnnd das ihargeltt vonn denn gewercken eingefordertt, ſo habenn ſich viel der gewercken [Innungsbrüder] des gewerett vnnd geſagtt, dieweil ſie keynne ſonnderliche befreyhung wuſtenn, ſo gedechttenn ſie auch nichtßen mer zur innung zugeben".

Es ſind ſonderbare Einrichtungen und Zuſtände in jenen alten Zeiten geweſen. Bei oberflächlicher Prüfung mögen ſie faſt unverſtändlich erſcheinen. Und doch haben ſie, deren einige in Obigem nur flüchtig ſkizzirt ſind, ſegensreiche Wirkung ausgeübt. Wie hätte Leipzig anders ſich zu ſolch hoher Blüthe emporzuarbeiten vermocht!

Bücherbeſprechungen.

— Aus dem Leben einer evangeliſchen Gemeinde. Von Hermann Dalton. Gütersloh, C. Bertelsmann 1901. 3 ℳ 60 ₰. — Der Verfaſſer, der in ſeinem Ruheſtande mit bewundernswerthem Fleiße in Wort und Schrift weiterarbeitet, hat auf Max Frommel's Antrieb dieſe Schrift wie eine Art Paſtoraltheologie aus den vielen Berichten über das Leben ſeiner St. Petersburger Gemeinde entſtehen laſſen. Dieſe Berichte haben nicht nur die betreffenden Zahlen und Daten enthalten, ſondern zugleich geiſtliche Gaben aller Art, wie ſie aus beſonderer Veranlaſſung jeweilig der Gemeinde nöthig waren. Wir kennen dieſe Berichte nicht; aber trotzdem dürfen wir behaupten, daß es immerhin noch eine recht anſehnliche Arbeit geweſen ſein muß, aus ihrem mannigfaltigen Inhalt, der theilweiſe wörtlich zu benutzen war, die einzelnen Capitel dieſes Buches in guter Ordnung und ohne Wiederholungen hervorgehen zu laſſen. Der Verfaſſer redet auf dieſe Weiſe von Gemeinde, Kirchenrath, Paſtor, Diaconie, Kirche, Kirchenſchule und von ſämmtlichen gottesdienſtlichen Handlungen, und er thut das ſo, daß er für jeden Gegenſtand ſeiner Beſprechung die bibliſche Grundlage und die chriſtliche Entſtehung ſeines Begriffes entwickelt und dann darthut, wie und in wie weit die kirchlichen Verhältniſſe ſeiner Gemeinde dieſem Begriffe entſprochen haben. Dieſe Gemeinde kommt dabei ſehr gut weg, was auch nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn man weiß, daß ſie klein und überſichtlich, an leiſtungsfähigen Gliedern ziemlich reich, in ihrer ſocialen Miſchung ſehr glücklich geartet iſt und, was wohl bei evangeliſchen Gemeinden Rußlands nicht oft vorkommen mag, von der ſtaatlichen Geſetzgebung und Regierung in vielen wichtigen Stücken nicht Hemmung, ſondern Förderung erfährt. Die geſammte Auffaſſung von Kirche und geiſtlichem Amt iſt natürlich die der reformirten Kirche, der Dalton und ſeine Gemeinde angehören. Ihre Vorzüge und ihre Schäden treten überall erkennbar hervor. Als Beiſpiele mögen dienen auf der einen Seite die geſegnete Entwickelung des Aelteſtenamtes mit ſeiner großen Bedeutung für die Sammlung und Bewahrung der Gemeinde, auf der andern Seite die für bibliſches und kirchengeſchichtliches Verſtändniß der Sache geradezu trübſelige Einrichtung der „von der Väter Zeit überkommenen" ſieben Tage, wo allein heiliges Abendmahl gefeiert wird. Was nun die Paſtoraltheologie des Verfaſſers anlangt, ſo trägt ſie, als aus der Praxis hervorgegangen, noch viel deutlicher den Stempel der allein giltigen eigenen Meinung, als die reintheoretiſchen Darſtellungen dieſer Wiſſenſchaft. Bei manchen Punkten kommt darauf ſoviel nicht an; bei einem aber müſſen wir geradezu Widerſpruch erheben um der verhängnißvollen Folgen willen, die ſeine Behandlung nach ſich ziehen könnte. Dalton gilt in der evangeliſchen Kirche für einen treuen, reichgeſegneten Prediger; ſo liegt der Gedanke nahe, man brauche es nur in allen Stücken zu machen, wie er, ſo könne man das auch werden. Nun hat er ſeine Predigt durch Studium und Nachſinnen regelmäßig bis Sonntag früh „abgerundete Geſtalt gewinnen laſſen" und dann erſt zu Papier gebracht, ohne ſich vor dem Halten derſelben dann weiter mit ihr zu beſchäftigen, wozu ja auch keine Zeit geweſen. Der ſo entſtandene Entwurf iſt dann, wenn es nöthig geweſen iſt, hinterher für den Druck niedergeſchrieben worden. Daß dieſe Art der Vorbereitung auf die Predigt als eine grundſätzlich und regelmäßig gehandhabte wohl ſo ziemlich von allen Lehrbüchern der Homiletik, die es giebt, verworfen wird, das hat er doch wiſſen müſſen. Trotzdem wird ſie von ihm mit ziemlichem Aufwand von nachdrücklicher Empfehlung förmlich wie die allein berechtigte hingeſtellt. Da nun eine Dalton'ſche Predigt, wie ſie wirklich gehalten worden iſt, überhaupt nicht vorhanden iſt, und ſeine Verſicherung, daß die nachher gedruckten ſich von den Entwürfen kaum unterſcheiden, natürlich gar nichts beſagen will, ſo iſt kein Homilet in der Lage, ihm nachzuweiſen, wie ſehr ſich die gehaltenen von den nachher aufgeſchriebenen ohne allen und jeden Zweifel unterſchieden haben, theilweiſe vielleicht zu ihrem Vortheil, zumeiſt aber wohl zu bedenklichem Schaden für ihre Wirkung. Daß dieſer Schade durch des Predigers reiche Begabung und warmes Herz vielleicht in der Hauptſache wieder ausgeglichen wurde, worüber nur langjährige Zuhörer ein Urtheil haben können, das giebt ihm doch kein Recht, dieſes rein individuelle und in jeder Beziehung anfechtbare Vorgehen Andern ſo zu empfehlen, wie er es thut. Das könnte ein ſchönes Geſchwätz auf unſern Kanzeln geben, wenn junge Prediger ſich dieſe Regel aus dem Buche entnehmen wollten. Dieſer Widerſpruch iſt nicht der einzige, den wir zu erheben haben, und ſo können wir das Buch unmöglich den jugendlichen Berufsgenoſſen, denen es gewidmet iſt, zur Grundlage ihres Studiums empfehlen. Dagegen wird Jeder, der ſchon weiß, was er will und ſoll, es zu großem Gewinn für ſein Amt leſen und verwerthen. B. K.

— Auf dem Büchermarkte erſchienen folgende kleinere Sachen: In J. J. Weber's Illuſtrirten Katechismen in Leipzig eine Textausgabe der Gewerbeordnung für das Deutſche Reich mit Inhaltsverzeichniß und alphabetiſchem Sachregiſter. Der Text iſt genau, das Regiſter reichhaltig und anſcheinend von einem Sachverſtändigen bearbeitet. Der Preis beträgt 1,20 ℳ — Ferner in dem hieſigen Verlage von Dietrich (Theodor Weicher) ebenfalls eine Textausgabe der Gewerbeordnung und des Reichsgeſetzes betr. die Gewerbegerichte mit Verweiſungen, Inhaltsverzeichniß und einem ausführlichen Sachregiſter von dem Gerichtsaſſeſſor Dr. Roſenthal. Preis 1,80 ℳ. Der Verfaſſer hat verſucht, das Zurechtfinden in dem Geſetz u. A. dadurch zu erleichtern, daß er bei den einzelen Paragraphen deren Inhalt, ſoweit angängig, durch Stichworte wiedergegeben und überdies Verweiſungen insbeſondere auf die Strafbeſtimmungen des Geſetzes angebracht hat. Die Handhabung des Geſetzes erſcheint hierdurch weſentlich vereinfacht zu ſein. — Endlich in Weiske's Buchhandlung in Dresden (Gg. Schmidt) Heft 32 der Vorträge über Geſetzeskunde und Verwaltung, herausgegeben vom Vereine der Finanzbeamten in Dresden: Die Verwaltungsgerichte und die Organiſation der Verwaltungsgerichtspflege im Königreiche Sachſen nach dem Geſetze vom 19. Juli 1900. Die vorliegende Schrift iſt dem Inhalte eines Vortrags des Regierungsaſſeſſors Dr. Keller in Dresden, gehalten vor den Beamten der königl. Amtshauptmannſchaft Dresden-Neuſtadt, mit Erlaubniß dieſes Herrn entnommen. Preis 40 ₰. Die Arbeit kann namentlich den Beamten und Ortsvorſtänden, ſowie Laien zur Orientirung über dieſe ſoeben in Kraft getretene Verwaltungsrechtspflege empfohlen werden. ∞

— Goethe's Fauſt. Entſtehungsgeſchichte und Erklärung von J. Minor. Erſter Band: Der Urfauſt und das Fragment. Zweiter Band: Der erſte Theil. Stuttgart 1901. Cotta'ſche Buchhandlung Nachf. (1. Bd. XIV und 378 S. 2. Bd. 286 S. 8°.) Preis 8 ℳ — Der vorliegende neueſte, in gewiſſem Sinne epochemachende Commentar des erſten Fauſt von Profeſſor Minor in Wien iſt den Philologen des XX. Jahrhunderts gewidmet. Mit dieſem Widmungsblatte verräth der Verfaſſer in lapidarer Kürze Urſprung und Zweck ſeiner Arbeit. Mehr als ſonſtwo auf philoſophiſchem Gebiete iſt nach ſeiner Meinung die Fauſterklärung ein Tummelplatz für „Hypotheſenreiter" geworden. Dies wird man ohne Weiteres zugeben können und weiter auch das, daß in dieſem aufgewirbelten Hypotheſenſtaube der eigentliche Gehalt der Dichtung nahezu unkenntlich geworden iſt. Nach dem Verfaſſer ſoll und muß es nun die Aufgabe des zwanzigſten Jahrhunderts werden, die Fauſtphilologie wieder auf den Boden der Thatſache zu ſtellen. Welches iſt aber dieſer Boden? Der Ausleger darf, ſo meint der Verfaſſer, vor der Aufgabe nicht zurückſchrecken, das, was der Dichter bei der Conception des Werkes innerlich geſchaut, mit eigenen Augen nochmals ſo zu ſchauen, wie es der Schöpfer des Werkes geſchaut

hat, er muß es wagen, sich in die Seele des schaffenden Dichters zu versetzen. Da aber die hierzu nöthige Phantasie sich auf Commando nicht einfinden wird, so empfiehlt der Verfasser oft wiederholtes, lautes, künstlerisches Lesen des betreffenden Kunstobjectes. So wird nach seiner Ansicht der Grundtypus, die allgemeine Situation des Kunstwerks, am leichtesten und besten erfaßt werden. So im Vollbesitze des Totaleindrucks dringt dann der Erklärer schrittweise vor in die Theile hinein bis zur philologischen Kleinarbeit der Wort- und Sacherklärung, die dann, aber auch nur dann, gute Frucht zeitigen wird. Man kann diesen theoretischen Ansichten des Verfassers recht wohl beipflichten, trotzdem aber bezweifeln, ob Werke wie „Hamlet" oder „Faust" von den Anfechtungen der Hypothesenphilologie je verschont bleiben werden. Das ist ja eben das charakteristische Zeichen für die Genialität eines Kunstwerks, daß es sich gewissermaßen von der unmittelbaren Gegenwart loslöst und Ideen kommender Zeiten in sich birgt, die nur die Zeit der Reife erwarten, um ans Tageslicht zu treten und nicht mehr als Hypothesen betrachtet zu werden. — Wie nicht anders zu erwarten, ist der aus solchen Grundanschauungen hervorgegangene Faustcommentar eine mustergiltige Arbeit. Eine umfassende Kenntniß der Faustliteratur und alles dessen, was dazu gehört, verbunden mit einer großen Schärfe und Sicherheit des Urtheils befähigten den Verfasser an die Ausscheidung und Abweisung dessen zu gehen, was in den vorhandenen Faustcommentaren Fremdartiges, Ungoethisches, dem Grundtypus Widersprechendes sich eingenistet hat. Er verfährt dabei ziemlich scharf polemisch, da er aber keine Namen nennt, so wird der Leser, wenn er mit der Faustliteratur nicht sehr vertraut ist, es kaum merken und sich dabei wohlbefinden. Ob aber auch die Angegriffenen? Nun, an Widerspruch von dieser Seite wird es nicht fehlen. Bei dem eigentlich positiven Theile der Arbeit kommen dem Verfasser seine gründlichen Goethestudien, die bereits vielfältige Frucht gezeitigt haben, trefflich zu statten. Mit Vergnügen und reichem Gewinn wird der Leser die Tragödie von der Zueignung an bis zur Kerkerscene an der Hand dieses Commentars verfolgen. Die große Belesenheit des Verfassers, die ihm stets eine reiche Fülle schlagender Parallelstellen und zutreffender Citate an die Hand giebt, verleiht seinen Erläuterungen eine sichere Unterlage. Die Darstellung selbst trägt freilich einen etwas akademischen Charakter an sich, wie das Werk denn aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen ist, und setzt oft zum vollen Verständnisse eine intimere Bekanntschaft mit den Goethestudien voraus, als man dem Durchschnitte der gebildeten Leserwelt zutrauen darf. Was den Gang der Untersuchung anlangt, so befremdet er für den ersten Augenblick etwas. Es kam dem Verfasser darauf an, den Faust in seinem historischen Werdeprozeß dem Leser vorzuführen. Demnach enthält der erste Band nach drei einleitenden Capiteln, die die äußere Entstehungsgeschichte, das Verhältniß des Goethe'schen Faust zur Sage und die zu Grunde liegenden Erlebnisse des Dichters behandeln, den Commentar zu dem erst 1887 in Dresden aufgefundenen „Urfaust"; ihm schließt sich die Erläuterung des Faustfragments (erschienen 1790) mit der „Pactscene", der „Hexenküche" und der Scene „Wald und Höhle" an. Der zweite Band ist dem Ostern 1806 erschienenen „Faust, der Tragödie erster Theil" gewidmet. Zu eingehender Besprechung kommen hier die „Zueignung", die beiden Vorspiele, die Scene „vor dem Thor", „im Studirzimmer", die Walpurgisnacht und der Walpurgisnachtstraum. Unvermeidlich war es bei dieser Anordnung, daß eine Anzahl Scenen — im ganzen sechs — in beiden Bänden erscheinen. Den Lesern, die das Buch nach der Scenenfolge im Faust von 1808 lesen wollen, giebt eine dem 1. Bande vorangedruckte Lesetafel den Ariadnefaden in die Hand. Wer den vollen geistigen Gewinn aus dem Minor'schen Faustcommentar ziehen will, wird sich der zweimaligen Lesung — nach dem historischen Entstehen und nach der Reihenfolge in der Tragödie — nicht entziehen dürfen. Möge das gründliche, originell abgefaßte Werk, das einen Markstein in der Faustliteratur bilden dürfte und alles bisher exegetisch für den „Faust" Geleistete sichtet, zusammenfaßt und an vielen Stellen auch ergänzt, recht viele Freunde finden! An Gegnern wird es ja ohnehin nicht fehlen. Diesem Wunsche sei noch der anderweite angefügt, daß recht bald auch der zweite Faust, nach denselben Grundsätzen erläutert, dem Werke einen vollen Abschluß gebe. H. E. Kellner.

— Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Sitzungsperiode 1899—1900 (September 1899 bis April 1900). Dresden, G. A. Kaufmann's Buchhandlung (Heinze & Hoffmann). 1900. — Die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde bestand, wie berichtet wird, in der abgeschlossenen Sitzungsperiode aus 50 Ehrenmitgliedern, 329 ordentlichen und 106 außerordentlichen Mitgliedern. Abgehalten wurden 24 Sitzungen, in denen 39 Vorträge und 19 Demonstrationen stattfanden. An 6 Vortrags-Themata wurden größere Discussionen angeschlossen. Ueber die Vorträge, Demonstrationen und Discussionen wird kurz referirt, ausführlich wiedergegeben sind die Vorträge von Grenser und Meiners „Weitere Beiträge zur Frage der Verunreinigung des Dresdener Wasserwerkes an der Saloppe durch Hochfluthen der Elbe" sowie der Vortrag von Unruh „Ueber Hysterie im Kindesalter" und von Schmorl „Ueber Abrinvergiftung". Der Bericht legt auch diesmal beredtes Zeugniß ab von dem lebhaften Interesse der Dresdener Aerzte an allen medicinischen Tagesfragen, insbesondere bekundet die rege Betheiligung an den Discussionen, daß der wichtige Zweck der Gesellschaft, die Mitglieder zu wissenschaftlichem Denken anzuregen, in hohem Maße erfüllt wird. **

— Der deutsche Buchhandel an der Jahrhundertwende. Von Friedrich Luckhardt. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt, 1901. 31 S.; 8°. Preis: 50 ₰. — Die Schrift des bekannten Verlagsbuchhändlers L. ist kein geschichtlicher Rückblick, sondern eine durch die Ueberzeugung: es muß etwas geschehen! (das Motto auf dem Titel hätte von F. M. Geidel sauberer gedruckt werden können) hervorgerufene Mahnung an den deutschen Verlagsbuchhandel. Daß der deutsche Sortimentsbuchhandel gegenwärtig eine schwere Krise durchzumachen hat, weiß so ziemlich Jeder; daß aber auch dem stolzen Thurme des organisirten Verlagsbuchhandels Gefahren drohen, dürfte doch nur Eingeweihteren bekannt sein. Das moderne Culturleben mit seinem ins Großartige ausgebildeten Verkehre hat eben auch auf diesem nur noch künstlich conservirten Gebiete neue Erscheinungen gezeitigt, die sich, wie bei anderen Zweigen von Handel und Industrie, unter den Gesammtbegriff „Großbetrieb" bringen lassen. Dafür passen aber natürlich die theilweise ausgefahrenen Geleise und Richtlinien nicht mehr; welches von den großen Verlagshäusern hält sich z. B. noch an den §. 28 der „Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel" gebunden? Da tritt nun Luckhardt auf den Plan und schlägt drei Heilmittel vor: 1) die Begründung einer deutschen Buchhändlerbank in Leipzig, verbunden mit Lagerhäusern, unter gemeinsamer kaufmännischer und buchhändlerischer Leitung, 2) die Einschränkung der bestehenden Baarsortimente (F. Volckmar, K. F. Koehler u. A.) und ihre Umwandlung in Special-Grossogeschäfte und 3) die Begründung einer Centralspedition für den Buchhandel in Leipzig auf Grund des Genossenschaftsprincips unter Uebernahme oder Zusammenlegung aller kleineren Commissionsgeschäfte. Sicher gut gemeint; auch möglich, daß eine Durchführung dieser grundstürzenden Vorschläge dem Ganzen zum Segen gereiche — aber daß der Theorie die Praxis auf dem Fuße folgen werde, glaubt wohl L. selbst nicht. Vielmehr fürchte ich, daß sich im 20. Jahrhundert der jeder Organisation spottende Grundsatz durchringen wird: Das Buch ist eine Waare. Ht.

— Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra an höheren Lehranstalten von Prof. Dr. Ad. Hochheim, weiland königlichem Provinzialschulrath zu Berlin. Heft I. Sechste, ergänzte Auflage, bearbeitet von Dr. Franz Hochheim, Oberlehrer an der Realschule zu Kiel. Berlin 1900. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68/71. — Der vorliegende Leitfaden ist Lehrbuch und Aufgabensammlung zugleich. Die einzelnen Definitionen, Lehrsätze und Regeln sind klar und präcise gefaßt, die Beweise bei aller Strenge dem Verständniß des jugendlichen Alters mit pädagogischem Tacte angepaßt. Die Aufgaben und Uebungen schließen sich den Lehrsätzen und Beweisen unmittelbar an und bieten in ihrer Gesammtheit ein überaus reiches Uebungsmaterial. In der neuen Auflage hat die Anwendung der Arithmetik und Algebra bei Aufgaben des bürgerlichen Lebens besondere Berücksichtigung erfahren. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 38. Sonnabend, den 30. März, Abends. **1901.**

Palmsonntag.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Feier des Palmsonntags als des Tages, an dem der Erlöser unter dem Jubelruf der Menge, die ihre Kleider als Teppiche auf den Weg ausbreitete und ihm Palmen streute, seinen Einzug in Jerusalem hielt, ist uralt und reicht bis in das vierte christliche Jahrhundert zurück (morgenländische Kirche), während sie sich für die römische Kirche erst seit dem achten Jahrhundert nachweisen läßt. Der Ruf, mit dem der Einziehende damals von der begeisterten Volksmenge begrüßt wurde, war der bei derartigen Anlässen in Israel gebräuchliche und begegnet uns bereits in dem berühmten Einzugspsalm zur Weihe des sog. zweiten (Serubabel'schen) Tempels im Jahre 516, wo Luther ihn mit den Worten (vgl. Psalm 118, 25. 26 a.) wiedergiebt: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Denn die Worte, die wir bei den Evangelisten lesen: „Hosiannah dem Sohne David's! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosiannah in der Höhe!" sind nichts als eine etwas erweiterte Wiedergabe dieses Jubelrufes. „Hosiannah" heißt: „Gieb doch Heil!" (hilf) in der Höhe, von wo es auf den Einziehenden herabkommen möge! Uebrigens sagen die Texte nichts davon, daß es gerade Palmzweige waren, die das Volk abhieb und auf den Weg streute; indessen dürften diese sich am besten für diesen Zweck geeignet haben. Mit der Erinnerung an diesen geschichtlichen Vorgang hat sich seit alter Zeit der Gebrauch verknüpft, an diesem Sonntage die sogenannte „Palmenweihe" vorzunehmen und eine „Palmenprocession" zu veranstalten, wie beides noch heute in der römischen Kirche üblich ist. Am Feierlichsten gestaltet sich die Palmenweihe naturgemäß am Mittelpunkt der katholischen Kirche, in der „ewigen Stadt" selbst, wo sie der Papst in eigner Person zu vollziehen pflegt. Früher geschah dies in der Sixtinischen Kapelle. Pius IX. aber verlegte die Handlung, um möglichst Vielen Gelegenheit zu geben, ihr beizuwohnen, in die ungleich geräumigere Peterskirche. Der bekannte Mytholog und Culturhistoriker Mannhardt († 1880) schildert diese Palmenweihe mit folgenden Worten: „Der Papst segnet zuerst zwei große Palmen von 7—8 Fuß Länge, sodann kleinere Palmenzweige von 5—6 Fuß für die Cardinäle ein; sie sind kunstreich geflochten aus Stroh und Schilfblättern und an der Spitze einigen wirklichen Palmblättern, die von auswärts eingesandt wurden; ein kleines Kreuz ist daran gehängt. Der niedere Klerus erhält Olivenzweige und die Menge Oliven- und Lorbeerzweige, ebenfalls mit einem Kreuze behängt. Nach der Weihung küßt ein jeder der Cardinäle die Hand des Papstes und seine ihm dargereichte Palme; die Erzbischöfe nehmen die ihrige mit einem Kuß auf Hand und Fuß des heiligen Vaters auf, die übrigen küssen dabei nur den Pantoffel. Aehnlich geht es bei der Palmenweihe in den Landeskirchen zu." Es liegt auf der Hand, daß je nach der geographischen Lage derselben an die Stelle der wirklichen Palmen andere geeignete Zweige treten müssen. Sind es im Süden Oliven- und Lorbeerzweige, so finden wir im Norden (Wien u. a.) Weidenzweige mit ihren zarten, silbergrauen Kätzchen, ja selbst Stechpalmen u. s. w. zu diesem Zwecke verwendet. Auf diesen Brauch zielt Goethe's launig gehaltenes Gedicht:

„Im Vatikan bedient man sich
Palmsonntags echter Palmen,
Die Cardinäle beugen sich
Und singen echte Psalmen.
Dieselben Psalmen singt man auch,
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg' zu diesem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Zuletzt, will man ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Frommen Lob und Preis
Auch im Geringsten sich zeige."

Die Palmweide ist besonders in deutschen Ländern an die Stelle der echten Palme getreten und selbst in rein protestantischen Gegenden werden mit bunten Bändern geschmückte Weidenzweige am Palmarum auf Märkten feilgehalten und gern gekauft. Sind sie doch das erste untrügliche Zeichen des auch in die Welt der Bäume und Sträucher eingezogenen neuen Lebens. Von ihr erzählt ein Culturhistoriker: „Sie kommt so frühzeitig, daß sie in einigen katholischen Gegenden bereits am Palmsonntage, dem Tage des Einzuges Jesu in Jerusalem, zum Schmuck der Häuser verwendet wird. Auch werden da und dort Palmzweige in feierlicher Weise geweiht und im Umzug den Gläubigen vorangetragen, wobei diese in heiliger Andacht singen:

„David sah im Geist entzücket
Den Messias Jesus Christ,
Sah, wie er das Volk beglücket,
Das ihm treu ergeben ist.
Tochter Zion, streu' ihm Palmen,
Breite deine Kleider hin,
Sing' ihm Lieder, sing' ihm Psalmen,
Der zum Heile Dir erschien."

Auch die Stechpalme (ilex), die in Tirol, der Schweiz u. s. w. einen herrlichen, immergrünen Schmuck der Wälder bildet, findet als Palmenzweig vielfach Verwendung. Sie soll einer sinnigen Legende nach ein Abkömmling jener Palmen sein, deren Zweige das Volk beim Einzuge des Erlösers abhieb. Als aber die wetterwendische Menge an Stelle des begrüßenden „Hosiannah!" ihr verhängnißvolles „Kreuzige!" rief, ward sie umgewandelt, und ihre Blätter erhielten die dornenartigen Stacheln, die an die Dornenkrone des Heilandes erinnern. Uebrigens gehört der Matebaum, dessen Blätter in Südamerika und neuerdings auch vielfach bei uns als Thee Verwendung finden, zur gleichen Gattung (ilex Paraguaiensis). In Spanien trägt die Geistlichkeit Dattelzweige voran, und in Westfalen, den Rheinlanden, Belgien finden wir sogar Buchsbaumbüschel zu gleichem Zwecke verwendet.

Mit der Palmenweihe ist in den meisten katholischen Gegenden eine feierliche Procession verknüpft. Früher war es Sitte, in derselben ein Christusbild mitzuführen, das auf einem lebendigen Esel ritt. Später trat an die Stelle des lebenden Thieres ein künstliches, der sog. „Palmesel". Es war dies eine sinnbildliche Wiederholung des evangelischen Vorganges, der wiederum als Erfüllung einer alttestamentlichen Weissagung (Sach. 9, 9) dasteht. Der alttestamentliche Prophet, der zu den sog. nachexilischen gehört, sieht den ersehnten Messias auf einem Esel seinen Einzug halten, um in poetischer Weise anzudeuten, daß er als Fürst des Friedens seines Amtes walten werde. An jenen Eselsprocessionen betheiligten sich ehedem auch Priester und warfen Blumen und geweihte Zweige auf den Weg. Auch in der orthodoxen Kirche bestand diese Sitte und in Konstantinopel z. B. hielt der Patriarch einst selbst auf dem „Palmesel" seinen Umzug, während der griechische Kaiser nebenher schritt und die Zügel des Thieres hielt, so recht ein Bild der Stellung, die nach jener Auffassung der Staat gegenüber der Kirche einnahm. In Moskau führte man im 17. Jahrh. einen großen, mit verschiedenen Früchten behangenen Baum aus der Himmelfahrtskirche in der Procession auf. Hinter dem Baume, der wohl an den Baum des Lebens im Paradiese, vielleicht auch an die Palmen beim Einzuge Jesu erinnern sollte,

folgten Priester und Laien mit Wachskerzen, Kirchenfahnen, Weihrauchbecken, Heiligenbildern u. s. w.; zuletzt kam der Metropolit auf einem Esel, in der Hand das Evangelienbuch. Der Esel aber wurde vom Czaren selbst geführt, der in der andern Hand einen Palmenzweig trug. Erst Peter der Große, dem die Rolle, welche dem weltlichen Oberhaupte des Staates hier zugewiesen wurde, unwürdig schien, stellte i. J. 1700 die Betheiligung des Monarchen ab und seitdem hat die Sitte, die noch hier und dort fortbesteht, an Glanz und Großartigkeit verloren.

Es konnte nicht fehlen, daß das Volk den geweihten Palmen und deren Ersatzzweigen eine magische Wunderkraft zuschrieb, wie es ja jederzeit gern geneigt ist, den Begriff des Wunderbaren auf alle sichtbaren religiösen Bethätigungen zu übertragen. In Spanien befestigt man Dattelzweige an den Eisengeländern der Balkone, um ein sicheres Mittel gegen Blitzgefahr zu haben. In Belgien, wo gleichfalls eine Palmeselprocession stattfindet, legt man die geweihten Buchsbaumzweige zwischen das Viehfutter, um die Thiere gegen Krankheiten zu schützen. Nach einem Aberglauben, der besonders in Deutschland weit verbreitet ist, sollen die geweihten Zweige die Kraft besitzen, vor Hagel und Blitz zu bewahren, im Geldbeutel die klingende Münze zu vermehren und, in den Acker gesteckt, das Wachsthum und Gedeihen des Getreides zu fördern. In Häusern und Wirthschaftsgebäuden werden am Palmsonntage besonders auf dem Lande gern Palmbüschel, die aus Stechpalmen, Buchsbaum, Weide und Mistel bestehen, aufbewahrt, damit sie als Talisman jedem Haus- und Familienunglück wehren. In Tirol verbindet man mit diesem Gebrauch am Palmsonntage nach der Palmenweihe die Flurweihe. Nach Tische zieht Alt und Jung hinaus auf die Fluren, um einige der Vormittags geweihten Palmen an den Marksteinen zu befestigen und so Flurschäden abzuwenden und den Segen des Himmels für die junge Saat zu erflehen. In Niederbayern schmückt man vielfach die Gräber mit Palmzweigen und gedenkt dabei der Todten, denen in einem besseren Jenseits bereits „des Friedens Palmen wehn". Auch finden hier am Palmsonntage mehrfach Umzüge heiteren Charakters statt, mit theatralischen Vorführungen verbunden, und die volksthümlichen Klänge des „Puerigesanges" erinnern an die Bedeutung des Tages für die Kinderwelt. Eine biblische Begründung freilich dafür, Palmsonntag als Confirmationstag festzusetzen, wie dies in vielen evangelischen Gemeinden Brauch ist, läßt sich nicht erbringen. Zweckmäßigkeitsgründe, wie vor Allem der mit der Schulentlassung verbundene Eintritt der Kinder ins Leben, und die Erwägung, gerade am Gründonnerstage, dem Tage der Einsetzung des heiligen Abendmahles, jene zur ersten Communion in Gemeinschaft mit ihren Angehörigen zu führen, lassen den Palmsonntag als Confirmationstag besonders geeignet erscheinen.

Und dazu kommt noch eins. Der Palmsonntag, der auch „grüner Sonntag", „Blumensonntag" 2c. heißt, ist derjenige Sonntag im Jahre, der als letzter vor dem herrlichen Auferstehungsfeste Frühlingshoffen und Lebensfreude in besonders eindringlicher Sprache predigt. Wenn die Sonne, die ja nun bereits, nachdem die Frühlingstag- und Nachtgleiche vorüber ist, sichtbare Spuren ihrer Kraft hinterläßt, vom lichtblauen Firmamente herabstrahlt auf die knospenden Sträucher und des Lenzes frühe Boten uns ihre ersten duftigen Grüße bringen, während durch das Dunkel der stillen Woche bereits der Osterglocken glückverheißende Kunde leise herüberschallt, dann zieht neue Lebensfreude in jedes Herz ein, und seliges Hoffen schwellt die winterkranke Brust. Ist das nicht eine sinnige Mitgabe für die aus der engen Schul- und Kinderstube ins feindliche Leben hinaustretenden jungen Christen? Sie sind unser Frühling, die Hoffnung, die Freude des Vaterlandes, das mit Stolz auf sie blickt. So ist Palmsonntag in evangelischem Sinne der frohe Tag des Hoffens, wie das Schenkendorf treffend ausspricht („Palmsonntag"):

„Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust!"

P. P.

Die Kämpfe der russischen Truppen in der Mandschurei im Jahre 1900.

Unter diesem Titel ist soeben in der Verlagsbuchhandlung von Zuckschwerdt u. Co. in Leipzig eine Broschüre vom Major z. D. v. C. M. erschienen, welche auf Grund der veröffentlichten Berichte des russischen Generalstabes zusammengestellt ist. Sie bietet einen knappen, guten und interessanten Ueberblick über diese Kämpfe und dürfte zumal jetzt, wo das Mandschurei-Abkommen zwischen Rußland und China die Gemüther bewegt, für die Allgemeinheit von Interesse sein. Wir entnehmen dieser Broschüre folgende Einzelheiten: Nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges durch den Frieden von Schimonoseki am 17. April 1895 hatte bereits Rußland von China einige Vortheile errungen. Durch einen am 8. September 1896 abgeschlossenen Vertrag war der russischen von der chinesischen Regierung die Genehmigung ertheilt worden, eine Eisenbahn durch die Mandschurei zu bauen zur Verbindung der Transbaikalbahn mit der Südussuribahn, zweier Unterabtheilungen der Sibirischen Eisenbahn. Sie ist für Rußland von sehr großer Bedeutung. Der Weg von Wladiwostok, dem Endpunkte der sibirischen Eisenbahn, wird dadurch bedeutend abgekürzt. Ihr Hauptvortheil liegt aber auf politischem Gebiete. Sie wird mit russischem Gelde von russischen Ingenieuren erbaut und wird nach Eröffnung des Betriebes in russischer Verwaltung stehen. Dadurch gewinnt Rußland einen so hohen politischen Einfluß, daß es auch ohne förmliche Besitzergreifung des Landes der Herr der Mandschurei sein wird. Man muß sich hierbei klar werden, um welche wichtigen Interessen es sich handelt, welchen großartigen Machtzuwachs dadurch Rußland in Ostasien erhält, denn die Mandschurei ist annähernd $^{7}/_{4}$ mal größer als Deutschland. Das Deutsche Reich umfaßt rund 540000 qkm, die Mandschurei 942000 qkm. Hierzu kommt noch, daß die „Gesellschaft der chinesischen Ostbahn" außer diesem Bahnbau auch noch die Erlaubniß von der chinesischen Regierung erhalten hat, nicht nur in Verbindung mit der Eisenbahn, sondern auch unabhängig von ihr Kohlenbau zu betreiben, sowie andere Gruben, Industrie- und Handelsunternehmungen zu eröffnen. Es liegt auf der Hand, daß die russische Regierung durch diese Verhältnisse gezwungen war und die unbedingte Pflicht hatte, die Rechte, das Eigenthum ihrer Unterthanen und diese selbst zu schützen. Der Boxeraufstand schien anfangs in der Mandschurei keinen sehr fruchtbaren Boden zu finden. Zwar waren auch hier im Juni einzelne kleine Ruhestörungen bei den Städten Haitschen, Liaojang und Mukden, dem wichtigsten Kohlenbecken, vorgekommen, doch wurden sie bald unterdrückt. Die Russen legten ihnen keine Bedeutung bei, da die chinesischen Behörden und die Gouverneure der drei mandschurischen Provinzen in Mukden, Kirin und Zizihar die bündigsten Versicherungen abgaben, die Ruhe und Sicherheit der Russen und ihrer Eisenbahn aufrecht zu erhalten. Diese Versicherungen sollten jedoch nur die Russen täuschen, um sie in Sorglosigkeit zu wiegen. Am 5. Juli brach der Aufstand überall in hellen Flammen aus, dem sich die von den Gouverneuren zur Unterdrückung der Unruhen mobilisirten Truppen anschlossen, so daß die Russen davon vollständig überrascht wurden. Für Rußland galt es nun in erster Linie, hier in der Mandschurei, wo seine Hauptinteressen lagen, der Empörung Herr zu werden; die Kämpfe in der Provinz Petschili waren für dasselbe nur von nebensächlicher Bedeutung. Zum Schutze der Eisenbahnen bestanden bereits besondere Schutzwachen, welche sich aus Infanteriecompagnien und Kosakensotnien zusammensetzten und zu denen außer russischen auch chinesische Truppen gehörten. Die Schutzwachen hatten ungefähr die Stärke von 8 Compagnien und 19 Sotnien und standen unter dem Befehl des Generalmajors Gerngroß. Als der Aufstand eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Bahnbau eingestellt werden mußte, zogen sich die russischen Schutzwachen und die Ingenieure theils auf russisches Gebiet zurück, theils vereinigten sie sich in Charbin und an den Grenzen des Ussurigebietes. Mit anerkennenswerther Schnelligkeit und Energie schritt man nun sofort seitens Rußlands zur Niederwerfung des Boxeraufstandes, sowohl in der Mandschurei als auch in der Provinz Petschili. Am 21. Juli erfolgte der kaiserliche Befehl, auch die Truppen des Sibirischen Militärbezirks und des Semirjetschenskgebietes zu mobilisiren; auch aus Europa wurden Verstärkungen nach Ostasien gesandt. Ursprünglich sollten die sämmtlichen Operationstruppen in vier Corps getheilt

werden, da aber die Niederwerfung der Chinesen rascher erfolgte, als man glaubte, und die Operationen sich lediglich auf die Unternehmungen einzelner Detachements beschränkten, so sind die Corps als solche nie in Wirksamkeit getreten. Es kam darauf an, möglichst rasch zu handeln. So wurden die Detachements ohne jede Rücksicht auf die Zugehörigkeit der einzelnen Truppentheile zusammengestellt und mit sehr geringen Ausnahmen ward eine Zerreißung der Friedensverbände vermieden. Nach dem Russki Invalid belief sich die Stärke der russischen Feldtruppen in Ostasien einschließlich der Stäbe und Feldverwaltungen im Monat October auf 3900 Officiere und 173000 Mann. Die Verluste betrugen bis zu demselben Zeitpunkt an Todten 23 Officiere und 237 Mann, an Verwundeten 67 Officiere und 1305 Mann. Es würde zu weit führen, den ganzen Verlauf der Kämpfe hier zu beschreiben. Schen, der Gouverneur der Provinz Holmy Kiang, begann den Kampf, indem er einen Theil seiner Truppen zur Einnahme von Blagoweschtschensk am Amur entsendete, um die russische Dampfschifffahrt auf dem Amur zu unterbrechen, den anderen Theil aber zur Besitzergreifung der Eisenbahn von Zizihar nach der Transbaikalgrenze verwendete. Der erste Zusammenstoß zwischen Russen und Chinesen fand am Amur bei der Stadt Aigun statt, der Dampfer „Michail“ wurde von den Chinesen angehalten und auch der Dampfer „Selenga“, der Jenem zu Hilfe kam, erhielt Feuer. Nachdem verschiedene kleine russische Detachements den Schiffsverkehr auf dem Amur wieder freigehalten hatten, gingen von verschiedenen Punkten dieses Stromes aus größere Detachements in echt Moltke'scher Weise auf convergirenden Straßen gegen Süden, über Chailar, Zizihar, Kirin und Omosso vor mit dem gemeinsamen Ziele Mukden, der Hauptstadt der ganzen Mandschurei und dem Hauptheerd der aufständigen Bewegung. Mit Siegeszuversicht trieben diese Truppen die Aufständigen vor sich her. General Rennenkampf, der von Aigun auf Zizihar vorging, nahm den Chinesen im Ganzen 65 Geschütze ab. Diese waren neuester Construction, meist von Krupp oder Maxim. General Orlow stand am 26. Juli in Alagaitui und vereinigte sich, über Chailar vorgehend, nach der Erstürmung des Chinganpasses am 4. September bei Zizihar mit Rennenkampf. In der Provinz Kirin operirten die Detachements der Generale Tschitschagow und Sacharow, Letzteres wurde zunächst mit Dampfern von Chabarowsk am Amur auf dem Sungari, einem Nebenflusse des Amur, stromauf befördert und nahm am 25. Juli die Festung Bajantu ein. Ende September war auch diese Provinz unterworfen. In Mukden war der Aufstand am heftigsten ausgebrochen, hier hatten am 7. Juli die Chinesen einen Angriff auf die russischen Eisenbahnbeamten und Schutzwachen unternommen, diese zogen sich unter tapferster Gegenwehr auf Daschitschao, 166 km nördlich von Port Arthur gelegen, zurück, nach diesem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt war von Port Arthur aus eine Colonne unter dem Obersten Dambrowski vorgeschoben worden und von hier aus wurde auch die Provinz Schongking unterworfen. Die Russen hatten innerhalb zweier Monate einen Landstrich von Rebellen gesäubert, der fast noch einmal so groß als Deutschland ist, und zwar hatten sie es mit verhältnißmäßig geringen Verlusten erreicht. Der Verfasser des Buches spricht zum Schluß seine Ansicht dahin aus, daß die Lehren des süd-afrikanischen Krieges bereits von den Führern der russischen Truppen verwerthet worden seien, Flankenangriffe und Umgehungen seien die Hauptmittel gewesen, mit denen man den Gegner aus seinen Vertheidigungsstellungen zu vertreiben und ihn erst in der Front zu schwächen suchte. Erst wenn dies gelungen war und die Artillerie wirksam vorgearbeitet hatte, führte man den Angriff meist geschickt durch. Auch habe die Cavallerie die feindlichen Stellungen vortrefflich genau erkundet. Einen Vorgeschmack von dem zu erwartenden Mandschurei-Abkommen erhält man, wenn man die nachfolgende Proclamation und Erlasse des Generalleutnants Gribiski liest. „Bewohner der Mandschurei! Bis zur letzten Zeit lebten die Russen und Mandschuren friedlich neben einander. Dieses war besonders für euch vortheilhaft und nützlich. Doch vor einem Monat waret ihr so frech und unvernünftig, einen Ueberfall auf die Stadt Blagoweschtschensk und die Einwohner Rußlands zu unternehmen, wobei Ihr vergaßt, welche ungeheure Macht der große Russische Czar an Ländern, Menschen und Waffen besitzt. Hierfür wurdet ihr schrecklich bestraft. Die Stadt Aigun und die Dörfer am Ufer des Amur, die sich erdreisteten, die Russen zu überfallen, sind niedergebrannt, eure Truppen geschlagen, das Wasser des Amur ist von der Masse mandschurischer Leichen schmutzig geworden. Möge es Niemand von den Bewohnern der Mandschurei wagen, nach den Dörfern zurückzukehren, die sich am Ufer des Amur befanden! Ihr aber, Bewohner derjenigen Städte und Dörfer, die die Waffen gegen uns Russen nicht ergriffen, fürchtet nichts und hört: Die Russen werden bald in allen euren Städten und Dörfern erscheinen. Vernehmet nun ein kräftiges Wort: Schießt nicht auf uns und fügt unseren Truppen und friedlichen Eisenbahnarbeitern keinen Schaden zu. Dann werden auch wir euch mit keinem Finger anrühren und ihr werdet vollkommen ruhig, ebenso wie allezeit früher, auf euren Feldern leben. Sollte sich aber in irgend einem Dorfe Jemand erfrechen, auf einen Russen zu schießen oder ihn zu stechen — dann wehe euch! Ein solches Dorf oder Stadt wird durch Feuer vernichtet und von den Menschen Keiner am Leben belassen werden. Daher wiederhole ich euch noch einmal, verbleibt auf euren Plätzen, lebt ruhig, wie ehedem, arbeitet und handelt! Der Russische Zar liebt die Gehorsamen. Hört nicht auf schlechte Rathschläge. Wer euch zwingt, mit uns Krieg zu führen — das sind eure Feinde, von ihnen habt ihr Elend und Tod zu erwarten. Wehe euch, wenn ihr anders handeln werdet, als wir zu euch reden! Dieses bringe ich zur allgemeinen Kenntniß.“ Eine weitere Verordnung des Militär-Gouverneurs des Amurgebietes vom 12. August lautet im Wesentlichen: „Der General-Gouverneur des Amurgebietes bestimmt, daß der ganze von unseren Truppen besetzte Rayon der Mandschurei von nun an jeglicher Verwaltung der chinesischen Behörden entzogen und vollständig unserer Autorität und unseren Gesetzen unterstellt wird. In Ausführung der erwähnten Anordnung des Obersten Gebietschefs verfüge ich: 1. Das frühere Territorium der Transseja-Mandschuren, dessen Bevölkerung nach dem Tractat von Aigun den chinesischen Behörden unterstand, ebenso wie den von unseren Truppen längs des Amur-Ufer besetzten Rayon des mandschurischen Territoriums erkläre ich als in Verwaltung der russischen Obrigkeit übergegangen. 2. Die Rückkehr der chinesischen Unterthanen, die unser Ufer verlassen haben, nach dem Transseja-Territorium ist verboten. Deren Ländereien werden ausschließlich zu russischen Ansiedelungen bestimmt. 3. Die ehemalige chinesische Stadt Aigun und die Ansiedelung Sachaljan mit dem zu diesen gehörigen Territorium werden zeitweilig der ausschließlichen Verwaltung der Militär-Obrigkeit unterstellt mit dem unbedingten Verbot für alle Privatpersonen, sich in der früheren Stadt Aigun und in Sachaljan sowie in deren Umgegend anzusiedeln. 4. Die frühere Stadt Aigun und die Ansiedelung Sachaljan dürfen nicht wieder aufgebaut werden; von den unversehrt gebliebenen chinesischen Bauten dürfen ausschließlich nur diejenigen stehen bleiben, die als Unterkunft für das Militär und als Lagerräume benöthigt werden können. 5. Mit der Administration des von unseren Truppen besetzten Territoriums am linken Amur-Ufer sowie mit der temporären Verwaltung des Territoriums der Transseja-Mandschuren wird künftig bis zur Uebergabe desselben an eine autochthone russische Bevölkerung der Grenzcommissar des Amur-Gebiets betraut. Er erhält bezüglich der administrativen Polizei-Verwaltung dieser Rayons die Rechte und Pflichten eines Bezirkschefs.“ Das Weitere betrifft Administrativ-Maßnahmen und ist daher von geringerem Interesse. Der deutsche Reichskanzler Graf Bülow hat zwar in seiner Rede in der Reichstagssitzung vom 15. März erklärt, wie es mit dem Mandschurei-Abkommen stehe, wisse er nicht, doch dürfte man wohl nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß sich trotz aller scheinbar entgegenkommenden Versicherungen aus St. Petersburg diese Abmachungen jedenfalls auf die bereits erlassenen Edicte der russischen Militärgouverneure stützen werden. Die Russen sind jedenfalls nicht gewillt, wichtige Zugeständnisse, Vortheile und Interesse, die sie errungen, die ihnen auch theilweise durch frühere Verträge vom Jahre 1896 schon zustanden sind und auf welche sie sich schon erneut durch das in ungefähr 50 Gefechten vergossene Blut ihrer Truppen einen Anspruch erworben haben, den anderen Mächten zu liebe wieder preiszugeben.

—r.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Bismarck im deutschen Liede. Lieder und Gedichte gesammelt und herausgegeben von Dr. Julius Pasig. Mit einem Bilde des Altreichskanzlers. Friedenau-Berlin, Verlag von Wilhelm Wohlthat. 1901. Preis elegant broschirt 1 *M*,

in vornehmem Einband 1,50 ℳ (116 S.) — Das dem Fürsten Herbert Bismarck gewidmete und von demselben aus des Herausgebers Hand freundlichst entgegengenommene Werkchen stellt in chronologischer Reihenfolge, beginnend mit dem Jahre 1849 und mit der Gegenwart abschließend, die hervorragendsten, auf den großen Kanzler bezüglichen Dichtungen vorwiegend lyrischen Charakters zusammen und läßt so ein treffendes und ansprechendes Bild des unvergeßlichen großen Mannes, verklärt vom Zauberscheine der Poesie, im Geiste des Lesers vorüberziehen. Unter den Dichtern finden wir Namen von bestem Klange wie Felix Dahn (S. 26), Theodor Fontane (S. 87), Georg Hesekiel (S. 3), Herm. Pilz (S. 28, 65), Oskar v. Redwitz (S. 9), Ernst Scherenberg (S. 43, 110), Ernst v. Wildenbruch (S. 20, 41), die trefflichsten einschlägigen Gedichte aus dem Kladderadatsch u. A. m. Nun fehlt es zwar nicht an ähnlichen Anthologien. Wir erinnern nur an Paul Grotowsky's umfangreicheres „Der eiserne Kanzler im deutschen Lied" (Verlag von K. Krebs in Gießen) u. a. m. Vorliegendes Buch aber empfiehlt sich, wenn es auch nicht gerade erschöpfend ist, abgesehen von seiner vortrefflichen Auswahl, eben durch seinen mäßigen Umfang und den dadurch bedingten niedrigen Preis, der dessen Anschaffung auch weniger Bemittelten ermöglicht. Da auch die Ausstattung eine feine ist, so wünschen wir dem Büchlein, das bei patriotischen Gedenkfesten, zumal im Jahre der Enthüllung des Bismarckdenkmals in Berlin, gewiß gute Dienste leisten wird, in den Kreisen der Vaterlandsfreunde die weiteste Verbreitung. π

— Coloniales Handels- und Verkehrs-Buch. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke). — Das vorliegende Buch ist durch seinen Inhalt für jeden mit den Colonien in Geschäftsverbindung stehenden Kaufmann als Nachschlagebuch von besonderem Werthe. Es enthält die Postbestimmungen, Zollverordnungen und Zolltarife sämmtlicher deutscher Colonien und Schutzgebiete, ein Verzeichniß der Postanstalten in den Colonien sowie der daselbst thätigen Firmen und Erwerbsgesellschaften, der für den Handel mit den Colonien in Betracht kommenden deutschen Import- und Exporthäuser und der deutschen Fabrikanten für Verarbeitung colonialer Rohstoffe. Ferner sind eine Reihe nützlicher Winke bezüglich der Waarenverpackung für Uebersee, der Handelsgebräuche und sonstige Rathschläge zur Förderung des Absatzes gegeben. Besondere Capitel behandeln die Eisenbahntarife und Vorschriften für die Bahnstrecke Swakopmund—Karibib, die Vorschriften, Fahrpläne, Passagepreise ꝛc. für die Dampferverbindungen, sowie die für den Postaustausch zwischen Deutschland und seinen Colonien getroffenen Einrichtungen. Mehrere statistische Tabellen geben einen Ueberblick über den Gesammthandel der Schutzgebiete und über ihren Waarenaustausch mit dem Mutterlande. f.

— Am Euphrat und Tigris. Reisenotizen aus dem Winter 1897—1898 von Eduard Sachau. Mit 5 Kartenskizzen und 32 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1900. Pr. 3,60 ℳ — Die Erforschung Babyloniens, wo die ersten Wurzeln unserer Cultur wuchsen und wo in den gewaltigen Trümmermassen frühester Culturstätten noch Urkunden verborgen liegen, die auf Jahrtausende, die bisher für alle historische Forschung unerreichbar schienen, helle Schlaglichter werfen, ist in den letzten Jahren seitens der preußischen Regierung kräftig gefördert worden, woran nicht nur die Wissenschaft sondern auch die Allgemeinheit reges Interesse bekundete, da Babylonien als Durchgangsgebiet nach dem Indischen Ocean eine nicht geringe wirthschaftliche Bedeutung für uns erlangt hat. Das vorliegende Buch enthält den Bericht über eine vorbereitende Forschungsreise, der Ende 1898 die eigentliche archäologische Forschungsexpedition unter Dr. Koldewey folgte; sie führte den Reisenden vom Persischen Golfe den Tigris aufwärts nach Bagdad, dann nach den Trümmern von Babylon, den Euphrat abwärts und quer durch Babylonien zurück nach Bagdad, nach Mosul, dem alten Ninive, durch Assyrien nach Aleppo und Alexandrette am Mittelmeer. Da die Reise in erster Linie rein archäologische Zwecke verfolgte, läßt sich der Verfasser in diesem Bericht auf landschaftliche Schilderungen fast gar nicht ein, aber aus den kurzen Notizen über das durchreiste Land und seine Cultur läßt sich auch ein geographisches Bild von dem jetzigen Zustande dieses Landes der Vergangenheit und der Zukunft herausschälen. Sehr erfreulich ist ja dieses Bild nicht; denn überall zeigen sich Spuren der Verwüstung und des Verfalls, zahlreiche Trümmerstätten von oft gewaltiger Ausdehnung bedecken das Land und der Boden, der viele Jahrtausende hindurch eine dichte Bevölkerung ernährt hat, liegt wüst und brach und bringt kaum genügend Futter für die Heerden seiner nomadisirenden Bewohner hervor. Die türkische Regierung macht ja in letzter Zeit lobenswerthe Anstrengungen, durch eine geregelte und geordnete Bewirthschaftung der zahlreichen im Privatbesitz des Sultans befindlichen Staatsdomänen die Cultur des Landes zu heben, aber der Indifferentismus der muhamedanischen Bevölkerung legt diesen Bemühungen gewaltige Hindernisse in den Weg, und erst die Eisenbahn, die einst von Kleinasien her durch Mesopotamien nach Bagdad führen wird und dieses alte Culturcentrum wieder mit der europäischen Cultur verbinden soll, wird wieder bessere Zeiten für das einst blühende Land bringen. Dem Buche sind eine Anzahl Karten und eine Reihe zwar kleiner, aber scharfer Photographien beigegeben, die das Bild des Landes in glücklicher Weise vervollständigen. Dr. F.

— Barth, G. K., Dr. phil., Oberlehrer am königl. sächs. Lehrerseminar Zschopau, früher Oberlehrer am königl. sächs. Lehrerseminar Borna, Ueber die Ursachen mangelhafter Erfolge im Volksschulrechnen. Anregungen und Vorschläge. Zschopau, R. Gensel. 1901. gr. 8. 116 S. — „Arbeit und Kunst ohne Rechnen umsonst!" Dieses Leitwort der letzten Berliner Gewerbeausstellung hebt mit Recht die Wichtigkeit des Rechnens für das praktische Leben hervor. Und doch ertönen immer wieder Klagen über mangelhafte Leistungen auf diesem Gebiete. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich durch seine Arbeit über den Begriff Concentration in der Unterrichtslehre (1895) bekannt gemacht hat, will zur Lösung der Fragen, die auf dem Gebiete des Rechenunterrichts schweben, Anregung geben, namentlich mit Rücksicht darauf, daß dieses Fach auf der Tagesordnung der Lehrervereine nicht gar zu häufig stehe und die methodische Literatur im Vergleich zu der in anderen Fächern fast den Eindruck greisenhafter Ueberlebtheit mache. Was wir an der Schrift besonders schätzen, ist die stete Beziehung auf die in dem Unterrichte zu Tage tretenden Schwierigkeiten und die maßgebenden Vorschriften des Lehrplans, dazu die Frische der Darstellung und die Ermuthigung, die der Verfasser dem Verzagten zu Theil werden läßt mit dem Hinweise darauf, daß, wenn der Lehrer sich nur einmal zwinge und dem einen oder anderen Capitel des Rechenunterrichts gründlich zu Leibe gehe, die Freude am Erfolg über weitere Schwierigkeiten hinweghelfe. Der Stoff ist so eingetheilt, daß zunächst in 4 Punkten von dem Lehrstoffe gehandelt, dann die Bearbeitung desselben im Allgemeinen und Besonderen erörtert, schließlich im letzten Abschnitt die Persönlichkeit des Lehrers besprochen wird. Was der Verfasser hier in knapper Zusammenfassung über die methodische Schulung des Lehrers, den Eifer, die Lebendigkeit, die straffe Disciplin, Selbständigkeit, Begeisterung und die Bedeutung des Fachunterrichts ausführt, enthält eine Reihe werthvoller Winke. Aber auch die anderen Abschnitte bieten reiches, vielseitiges Material. Von Interesse ist z. B. die Zusammenstellung auf S. 9 über die Stundenzahl in verschiedenen, besonders den deutschen Staaten, die Auseinandersetzung über den Werth des schriftlichen Rechnens S. 36 ff., die eine fesselnde Parallele zu den Ausführungen von Karl Heß (Abwege auf dem Gebiete der Rechenmethodik, in den Rheinischen Studien, hgg. v. Bartels) bildet, die Ausführungen über die Wichtigkeit und die Grenzen der Anwendung der Anschauungsmittel S. 48 ff., das katechetische Zerklauben der Aufgaben S. 104 ff. u. s. w. So bietet die Lectüre reiche Anregung, sowie Stoff zur Besprechung in Conferenzen, wie das Büchlein die Erweiterung eines beifällig aufgenommenen Conferenzvortrages ist. Wir schließen mit dem Wunsche des Verfassers: Mag nun die Veröffentlichung des Vortrags wenigstens einigermaßen die Hoffnungen erfüllen, die man auf sie gesetzt hat: noch weitere Kreise zu veranlassen, daß sie den in dem Vortrage niedergelegten Vorschlägen prüfend näher treten, gegebenenfalls diese auch verwirklichen helfen und damit an ihrem Theil dazu beitragen, daß im Vaterlande die Klagen über mangelhafte Erfolge im Volksschulrechnen verstummen! U.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 39. Dienstag, den 2. April, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

VIII. Das Bollwerk des Deutschthums im Innern des Landes.

Unsere Diligencefahrt von dem großen Strange der Uruguayana-Eisenbahn gen Santa Cruz ließ sich zunächst viel besser an als wir gefürchtet. Wir rollten über eine weite, völlig ebene Rasenfläche, welche gerade bei dem Punkte, von dem wir ausgingen, die Thalsohle des Jacuhy-Flusses bildet. Nur einige Male erschienen auch jetzt schon etliche Hindernisse und zwar in Gestalt kleiner Nebenflüsse, die sich quer über die Straße zogen. Unsere damals noch feurigen Mula's nahmen dieselben in Galopp, so daß uns das Wasser bis an die Ohren spritzte. Nach etwa einer halben Stunde gewann die Sache jedoch eine ernstere Gestalt. Es galt nunmehr, eine hohe Bodenschwelle zu überwinden, welche das Jacuhy-Thal nordwärts abschließt. Der an sich bereits ziemlich jähe Anstieg wurde aber noch schlimmer gemacht durch die geradezu grauenhafte Beschaffenheit der lediglich durch den Verkehr im Laufe der Jahre entstandenen Fahrrinne, welche in dieser Gegend die Heerstraße vorstellte. Dieselbe war nicht selten ein tiefer Hohlweg, der sich gleichzeitig so eng darstellte, daß nur für unsere zwei Stangenpferde Raum blieb, während die beiden neben ihnen gehenden Thiere auf dem Rande der Böschung rechts und links balanciren mußten, von wo sie alle Augenblicke herunterrutschten und stürzend und dabei um sich schlagend das ganze Gespann in Verwirrung brachten; anderwärts wieder verschwand die gesammte Wagenspur, der wir nachgehen mußten, in einer kothigen Pfütze von der Ausdehnung eines kleinen Sees, in welcher die wackeren Maulthiere bis an die Knie, der unaufhörlich ächzende und krachende Wagen bis an die Nabe einsank; oder aber es lagen schräg geneigte glatte Felstafeln über die ganze Wegbreite, so daß die Räder der einen Seite des Fahrzeuges wer weiß wie hoch über den andern liefen und der Karren jeden Augenblick umzustürzen drohte. Selbst an solchen Stellen fehlte es nicht, wo der gesammte Straßenkörper weithin derartig mit groben Rollsteinen bedeckt war, daß er einem aufgerissenen Straßenpflaster oder dem Bette eines vertrockneten Gießbaches ähnelte. Ich für meine Person war an ähnlich vorsintfluthliche Wege noch von Sibirien her gewöhnt, das ich einst durchquerte, meine Gattin aber schlug wiederholt die Hände über dem Kopfe zusammen, indem sie ausrief: „Nein, wie kann man nur so wagehalsig sein, auf einer solchen Straße fahren zu wollen!“ Und in der That, wäre nicht das unvergleichliche Ipé-Holz gewesen, aus welchem, wie alle ihres Gleichen im Lande, auch die übrigens auffällig dünnen Radtheile an unserem Wagen hergestellt waren, so würde sicherlich der letztere in Trümmer gegangen sein und — wir vielleicht mit ihm, was in Brasilien, wo noch die allergrößte Mehrzahl der sogenannten Fahrwege von gleicher Beschaffenheit zu sein pflegt, nicht einmal etwas Besonderes hätte heißen können. In der That legte denn auch die einheimische Dame, welche als beiläufig einzige weitere Person den Wagen mit uns theilte, einen wahrhaft heroischen Gleichmuth an den Tag, der oft in ergötzlichster Weise an Galgenhumor streifte. So zupfte sie, als uns wieder bei einer besonders precären Stelle die Haare zu Berge stehen wollten, unseren Fuhrmann, einen deutschen Colonisten, von hinten am Aermel, indem sie äußerte: „Wenn Sie uns umwerfen wollen, so thuen Sie es bitte wenigstens da, wo es recht tiefen Koth giebt! Ich bin so mager und möchte sonst große Schmerzen leiden.“ Die lustige Frau, gleichfalls von deutschem Blute und in Santa Cruz beheimathet, war schon bejahrt und hatte viel erlebt. Sie verbreitete sich auch über andere Dinge, ja über das ganze Leben in Brasilien mit treffendem Sarkasmus. „Hier zu Lande,“ meinte sie beispielsweise, „muß man eine Viehnatur haben, muß essen können, wenn man keinen Hunger, und schlafen, wenn man keinen Schlaf hat.“ Indeß nicht nur diese humoristisch angehauchte Reisegefährtin — sie nannte sich ganz in Widerspruch mit dem Muth, den sie unausgesetzt bewies, Frau Haas —, sondern auch die ewig reiche Natur Brasiliens that das Ihrige, um uns über die Schrecknisse der seltsamen Fahrt hinwegzuhelfen. Rechts und links hatten wir wieder den Urwald, den wir nun schon so oft gesehen und der doch immer von Neuem entzückte, jenes wilde Chaos, das Dämonen wie im Muthwillen aus Ranken und Aesten und Zweigen und Luftwurzeln, den vordringenden Menschen zu foppen, gewebt zu haben schienen und über das sie dann wie zur Versöhnung Blumen und Blüthen streuten. Diese hohen grünen Coulissen zeigten aber auch in dieser Gegend wieder einen Extraschmuck. Eine Einfassung von wilden Ananas, kenntlich an ihren stachelbewehrten langen Blättern und dem einem rosenroth angemalten Tannenzapfen ähnlichen dicken Blüthenkolben, grenzte sie von der Fahrstraße ab. Späterhin wurde diese lebendige Einzäunung vielfach von einem viel stattlicheren Gewächs, von mannshohen, dichtbebuschten Yuccas gebildet, die zu beiden Seiten in unabsehbarer Reihe standen wie Spalier bildende Grenadiere. Die schöne Pflanze, in unseren Warmhäusern sorgfältig gehütet, erschien hier leider vielfach verstümmelt, indem oft die buschigen Kronen, oft auch der ganze Stamm niedergeschlagen waren. In größerer Höhe und wo sich das Terrain neben uns absenkte, gab es zu all den berauschenden Einblicken in die grüne Werkstatt der Natur auch noch kaum weniger schöne Niederblicke in das vorher passirte Thal, dessen breite Mulde der nämliche dichte Urwald ausfüllte wie ein lichtes Meer. Anderthalb Stunden hatten wir uns so buchstäblich aufwärts gekämpft, da blieb plötzlich die ganze Waldwildniß hinter uns zurück. Wir kamen ins Freie heraus und erreichten alsbald ein freundliches Häuschen, vor dessen Thür gesattelte Rosse hielten und aus dessen Innerem Gläserklang erscholl. Es war eine richtige Fuhrmannsschänke, gehalten — wie konnte es auch anders sein — von einem Deutschen. Ein munteres Weib sprang heraus, schüttelte uns wie alten Bekannten die Hände und lud uns zum Einkehren ein. Gern hätten wir der Lockung gefolgt, allein das Ab- und Aufsteigen war bei unserem Marterkasten mit derartigen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir resignirt sitzen blieben und weiter fuhren. Noch galt es, eine kleine, steile Böschung emporzuklimmen, dann traten wir in überraschendster Weise auf einmal in eine ganz neue Welt ein; eine ungeheure, fast ganz ebene, nur mit einer grünen Rasendecke überzogene Fläche lag vor uns, das Hochplateau, der „Camp“. Indeß diese Steppe, groß wie ein Königreich, war nicht, wie jene Benennung glauben machen könnte, reizlos, eintönig. Einen hohen Schmuck gewährte ihr schon ihr Abschluß fern im Norden. Dort zog sich eine gleichfalls endlose Hochgebirgskette hin, die solchen Formenreichthum, eine solche Mannigfaltigkeit von Spitzen und Kämmen, von mächtigen Höckern und tiefen Ausschnitten aufwies, daß ich

mich an den glücklichen Augenblick erinnert fühlte, wo ich als junger Student zum ersten Mal in der Nähe von Linz die Alpen erblickte. Und richtig, da schält sich ja auch bei längerem Hinsehen aus dem feinen Dunst, der noch über dem ganzen mächtigen Naturgebilde schwebt, eine besonders massige, trotzige Bergform, gerade so wie damals, heraus. Aber es ist nicht der alte gute Bekannte, der Traunstein, sondern der steinerne Riese dort nennt sich Butucarahy, der Mont Blanc von Rio Grande do Sul, und die Bergwelt, aus der er aufragt in einsamer Größe, heißt nicht Alpen, sondern es ist die schon wiederholt erwähnte „Serra do Mar“, die im übrigen Brasilien, ihrem Namen entsprechend, die Seeküste begleitet, in Rio Grande do Sul jedoch gleich, nachdem sie die Grenze erreicht, rechtwinklig vom Meer abbiegt und ins Land hinein zieht, in dieser Weise mit dessen Nordgrenze ungefähr parallel streichend, d. h. im Gegensatz zu seiner vorherigen Nord-Süd-Richtung nunmehr ost-westlich laufend. Man begreift ohne Weiteres, daß gerade durch diese ihre außergewöhnliche Erstreckung ins Binnenland hinein die Serra das werden konnte, was sie, wie bereits früher angedeutet, schon heutzutage ist und in Zukunft in noch viel höherem Grade sein wird: die Basis für eine gesunde Colonisation. Die gewaltige Hochebene, die vor uns aufgerollt lag, überraschte in der eben geschilderten Weise aber nicht allein durch ihren großartigen Hintergrund, sondern sie bot auch an sich genug des Interessanten. Nach Hunderten von Stücken zählende Viehheerden sah man auch hier wieder an den verschiedensten Stellen zum Vorschein kommen, oft in solcher Entfernung, daß man die weidenden Thiere für über den Boden verstreute Insecten hätte halten können, dann jedoch auch wieder so nahe, daß man die Rebhühner, welche in dieser Gegend ebenfalls in Menge vorhanden waren und völlig ungenirt mitten zwischen den grasenden Pferden und Rindern umherliefen, deutlich wahrzunehmen vermochte. Selbst an kleinen Häusergruppen fehlte es an manchen Stellen nicht, es waren dies indeß nirgends deutsche Colonien, denn die Gebäude standen stets völlig nackt, ohne die Zierde von Laubkronen, auf der weiten Fläche, der Deutsche dagegen pflanzt in Brasilien überall, wo er sich niederläßt, sofort Bäume an, so hörte ich im Lande dutzende Male aus dem Munde der verschiedensten Leute und ich denke, auf dieses Lob können wir wohl stolz sein. Endlich brachte selbst die Landstraße, auf der wir uns bewegten, bunte Bilder. Merkwürdig, was für ein reger Verkehr in dieser Einöde zur Erscheinung kam, ein Verkehr allerdings von ungewohntem Anstrich. Plumpe, zweiräderige Karren, mit einem Strohdach überdeckt, daß sie anzusehen waren wie wandelnde Häuschen, schoben sich oft in schier endloser Reihe und schon von Weitem sich verrathend durch das Knarren und Aechzen ihrer großen, durchweg hölzernen Räder an uns vorüber. Sie wurden gezogen von nicht selten 10 und mehr langgehörnten starken Stieren, die tiefgebückt paarweis unter schweren, gleichfalls hölzernen Jochen gingen. Daneben ritt der Leiter des Fuhrwerks, meist ein zerlumpter, finster blickender Farbiger, der in der Hand eine viele Meter lange Bambusstange mit scharfer Lanzenspitze trug, mittels welcher er die trägen Wiederkäuer anzutreiben pflegte. So sahen die portugiesischen Lastwagen aus. Jedoch auch an solchen, welche Deutschen gehörten und von solchen gelenkt wurden, fehlte es nicht. Diese besaßen indeß stets vier Räder wie unsere heimischen Bauernwagen und waren durchweg mit 8 Maulthieren bespannt, von denen je vier neben einander gingen. Ein freundlicher Gruß in der geliebten Muttersprache schallte uns von jedem dieser Gefährte entgegen, Frau Haas, unsere Mitreisende, aber wußte uns zu erklären, was diese langen Wagencolonnen zu transportiren hatten. Es handelte sich in fast allen Fällen um Tabak, welcher gerade in Santa Cruz und den vielen zugehörigen Gemeinden in solchen Mengen, wenn auch nur in mittlerer Güte, gebaut wird, daß man die schöne deutsche Niederlassung geradezu die „Tabakcolonie“ taufen konnte. Die so bedeutende Ausfuhr erregte übrigens, wie man sich denken kann, längst schon die Idee der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Couto und Santa Cruz an, die man mit Rücksicht auf die elende Beschaffenheit der jetzigen Fahrstraße ja gewiß doppelt nothwendig nennen muß. Indeß die brasilianische Regierung, die sich schon mit einer ganzen Anzahl von Garantien für Schienenstränge, darunter solchen bis zu 6 und mehr Procent, belastet hat, verweigert in diesem Falle eine ähnliche Vergünstigung und so werden unsere guten deutschen Tabakbauern da draußen wohl noch eine Weile auf bessere Verwerthung ihrer Producte, bezw. auf eine Verbilligung ihrer Bedürfnisse warten müssen.*) Denn, wie man begreift, steht es zur Zeit auch in letzterer Beziehung noch schlimm. So erzählte man mir später in Santa Cruz, daß beispielsweise der Bezug von 30 Kilo Weizenmehl in den „Pikaden“ d. h. in den zum Vorort gehörenden Einzelcolonien, eine Ausgabe von nicht weniger als 3 ℳ 50 ₰ nur für Fracht erfordere und daß in Santa Cruz selbst ein so einfaches Instrument wie etwa eine Fleischhackmaschine, die man bei uns für circa 5 ℳ hat, mindestens auf 40 ℳ zu stehen kommt. Bei dieser Gelegenheit will ich freilich gern eingestehen, daß unsere Fahrt während der langen Stunden, wo sie sich über beregtes Hochplateau, den „Camp“ bewegte, eine verhältnißmäßig leichte, ja angenehme war. Nur da oder dort mußte einmal ein Tümpel umfahren, einem allzu tiefen Loche ausgewichen werden, im Uebrigen rollten wir wie auf einer Scheuntenne dahin. Trotzdem wollte die unermeßliche Fläche kein Ende nehmen, das ersehnte Santa Cruz sich dem neugierigen Auge nicht zeigen. Erst spät tauchte zu unserer Rechten eine dunkle Waldlinie auf, die sich allmälig zu einem ganzen sanften Mittelgebirge auswuchs. Dann wurde da und dort in dem Baumdickicht der Hänge auch aufsteigender Rauch bemerklich, ein Zeichen, daß daselbst Colonisten bei der schweren Arbeit der Ausrodung des Urwaldes und der Urbarmachung des Bodens sich befanden, ja sogar einzelne fertige Häuschen tauchten auf. Das waren alles schon deutsche Ansiedlungen, zur großen Muttergemeinde Santa Cruz gehörig. Indeß noch immer kam das letztere selbst nicht. Das änderte sich erst, als die Hochebene unerwartet zu einer tiefen Mulde sich absenkte, welche ein munteres, von dem Waldgebirge zu unserer Rechten kommendes Bergwässerchen durchfloß. Dies war das sogenannte Steinbachthal, das seine Benennung insofern voll rechtfertigte, als daselbst der Weg wieder in die anfängliche traurige Beschaffenheit zurücksank. Entsetzlich große Steine mit tiefen Wasserlöchern dazwischen bildeten die Fahrbahn. Trotzdem erfreute der lauschige Grund das Auge. Denn hier hatten sich eine ganze Anzahl der nettesten Häuschen mit blitzblanken Fenstern angesiedelt, umgeben von wohlgepflegten Gärtchen, in welchen über einem bunten Blumenteppich hochaufgeschossene Palmen oder dichtbelaubte Orangenbäume, die von goldenen Früchten förmlich strotzten, emporragten. Wir hatten die deutsche Colonie Steinbachthal, eine Art Vorort von Santa Cruz, erreicht. Von da war letzteres selbst nicht mehr fern. Nur noch ein allerdings steiler Anstieg über fortgesetzt halsbrecherisches Geröll, welches höchstens dadurch einen etwas freundlicheren Anstrich gewann, daß es sich zumeist aus schönen bunten Achaten und Opalen zusammensetzte und rechts und links von dem jetzt wieder aufgetretenen Tropenwald eingerahmt wurde, dann hatten wir eine Anhöhe erreicht, von der aus sich eine wunderbar zum Herzen redende Aussicht erschloß. Wir hatten eine Oase des anheimelnden Lebens, eine süßen Frieden athmende Idylle mitten im wilden fremden Lande vor uns. Eine ansehnliche Menge freundlicher Häuser, das Ganze von unverkennbar städtischem Anstrich, wozu mehrere spitze Thürme das Ihrige beitrugen, breitete sich auf grüner Wiesenfläche aus, welche ringsum von sanften Urwaldsbergen wie von schützenden Armen umschlossen wurde. Hinter dieser milderen Umrandung thürmte sich, dem freundlichen Gemälde auch noch einen großartigen Abschluß zu geben, gegen Norden die ferne blaue Serra auf, unter deren zahlreichen Spitzen und Zinnen die majestätische Gestalt des vorerwähnten Butucarahy sich abhob wie ein Vater unter der Menge seiner Kleinen. Santa Cruz, „Heilig Kreuz“, wie schön, daß die reizvollste, blühendste und — deutscheste aller deutschen Niederlassungen in Rio Grande do Sul auch einen so schönen, bedeutungsvollen Namen erhalten hat! Mußte ich doch in jenem weihevollen Augenblicke, wo meine Augen dieselbe zum ersten Mal erblickten, daran denken, was man mir schon überall im Lande versichert hatte, daß hier fast Niemand portugiesisch, sondern Jedermann zumeist nur seine deutsche Muttersprache verstehe, und das nach so viel Jahren Weilens auf fremder Erde, denn Santa Cruz wurde bereits 1849 gegründet, hat also bereits mehr als ein halbes Jahrhundert hinter sich. Unsere freudige Ueberraschung verminderte sich auch nicht, wie dies doch oft zu geschehen pflegt, als wir dann in das Innere des Ortes eintraten. Wir gelangten

*) Eine Concession zur Erbauung der qu. Strecke ist inzwischen wohl ertheilt worden, allein dem Unternehmer fehlt es an dem nöthigen Capital und seine Bemühungen, ein Consortium in Deutschland zur Hergabe desselben zu Stande zu bringen, sind bisher gescheitert. C.

sofort auf die breite Hauptstraße, welche den letzteren in seiner ganzen Länge schnurgerade durchschneidet. In malerischster Weise wird dieselbe durchweg von hohen, breitwipfeligen Palmen gesäumt. Hinter diesen ziehen sich die Reihen der Häuser hin, von denen nicht wenige zwei- und selbst dreistöckig sind und in deren Erdgeschossen auch viele ganz hübsche Schaufenster das Auge anziehen. Besonders werden in dieser Palmenstraße auffallen das stattliche Gebäude des katholischen Vereinshauses, auf das man ziemlich am Eingang stößt, dann der niedliche Palast des Clubs „Union", sowie weit drunten gegen das Ende der Stadt die „Kammer", will sagen das Gebäude der staatlichen und städtischen Verwaltung, auch die villenartig gebaute Freimaurerloge, welche hinter letzterem steht. Indeß so eindrucksvoll auch diese Hauptverkehrsader, dieses „Unter den Linden" oder richtiger gesagt „Unter den Palmen" der kleinen deutschen Metropole sich präsentirt, so ist diese Partie doch keineswegs die einzige Glanzpartie des Ortes. An die Hauptstraße stößt, nahezu in der Mitte der ganzen Häusermasse, ein sehr großer, freier Platz, ein rechtwinkeliges Viereck bildend, an. Er wurde zur Zeit meiner Anwesenheit in eine Art Schmuckplatz verwandelt und zwar in ganz charakteristischer Weise, indem man eine Anzahl wie es schien völlig hoffnungsloser und dürrer Knüppel in das Erdreich pflanzte in der Gewißheit, daß dieselben nach wenig Wochen schon grünende Bäumlein darstellen würden. Die brasilische Natur ist eben über alle Begriffe fruchtbar und darf nicht nach unserm kargen Norden bemessen werden. Konnte doch der Witz entstehen, daß dort selbst Bretter ausschlagen, wenn man sie in den Boden setzt. Nun, zum Mindesten sah ich, um ein Beispiel anzuführen, Eukalypten im Lande, welche erst 6 Jahre alt waren, und doch schon die Stärke von 25jährigen Bäumen in Italien besaßen. Der erwähnte Hauptplatz von Santa Cruz war gleichfalls rings von Häusern eingeschlossen und auch unter ihnen befanden sich solche, welche Bewunderung erregten, so die hübsche, thurmgekrönte katholische Kirche mit dem in überaus gefälligem Renaissancestil errichteten, dreistöckigen Kloster der Franciscanerinnen daneben, das, ansehnlich wie ein Fürstenschloß, mit seinen Dependenzen und Blumengärten fast eine ganze Seite des mächtigen Platzes einnahm. Aehnlich den, wie früher erwähnt, ohne Widerrede mustergiltigen Erziehungsanstalten in São Leopoldo bei Porto Alegre, wird auch in diesem Gebäudecomplex eine höhere Lehranstalt mit Pensionat und zwar für Töchter unterhalten. Durch Einführung bei der Oberin, einer würdigen, weißhaarigen Matrone, gelang es mir, während meines, beiläufig bemerkt, mehrtägigen Aufenthalts in Santa Cruz Einlaß zu erhalten. Wir wurden durch die lichten und luftigen Wohn- und Lehrräume geführt. Allenthalben herrschte daselbst eine Sauberkeit, die im schmutzigen Südlande doppelt überraschen mußte. Die Holzdielen waren beispielsweise so blitzblank, daß man sie ungenirt hätte ablecken können. Die geräumigen Schlafsäle der Zöglinge, die wir darauf sahen, erschienen nicht minder als ein Muster von Ordnung. In kleinen Verschlägen stand je ein blendend weißes Bettchen und daneben hingen unter sauberen Vorhängen die Kleider der Kleinen, alles so wunderbar niedlich und anheimelnd, daß man an das Märchen von dem Heim der Zwerge erinnert wurde, bei denen Schneewittchen einkehrte. Darnach konnten wir Einblick in den Speisesaal nehmen, wo die halbwüchsigen Mädchen unter munterem Geplauder gerade bei der Mahlzeit waren. Sie hatten alle große, duftende Apfelsinen neben sich liegen, aber ihre Gesichter ähnelten mehr Borsdorfer Aepfelchen, so roth und frisch waren sie. Als ich das Alles gesehen, dünkte mir wohlberechtigt der Bibelspruch, der — und zwar in deutscher Sprache, denn Lehrerinnen und Unterricht sind in dieser Musteranstalt ausschließlich deutsch — über der einfachen, jedoch würdig gehaltenen Hauskapelle angebracht war: „siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!" Indeß nicht nur höhere Interessen finden an jenem ausgedehnten Platze von Santa Cruz ihre Vertretung. An wieder einer anderen Seite desselben steht ein zweistöckiges Haus, dem Palmen, die mit nadelbewehrten Kasuarinen abwechseln, in die Fenster schauen. Es trägt in großen, dem Ankömmling schon von Weitem in die Augen stechenden Lettern die Inschrift: „Hotel Hübner". Dort setzte uns unser schmutzbedeckter Stellwagen ab, nachdem wir die Hauptstraße durchfahren hatten. Freundliche deutsche Wirthsleute, von dem unvermeidlichen reichen brasilianischen Kindersegen umfluthet, eilten heraus, uns zu empfangen. Wir fanden nette Zimmer mit ganz guten Betten und einen blumengezierten Speisesaal, in welchem wir bei einer schmackhaften deutschen Hausmannskost nicht zu hungern brauchten. Und das Alles für einen Preis, der nicht nur in dem übertheuren Brasilien auffallen mußte, sondern auch bei uns eine Seltenheit sein würde. Denn wir bezahlten für volle Beköstigung und Logis nicht mehr als 4 ℳ. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch manches Andere in dieser deutschen Colonie merkwürdig billig war; so gab es ein ganz gutes, im Orte, wo sich zwei Brauereien befinden, hergestelltes Bier, von dem die Flasche nur 80 ₰ kostet, und ebenso eine rauchbare, gleichfalls einheimische Cigarre für den im ganzen übrigen Lande unerhörten Preis von 10 ₰ für das Stück. Rechnet man hinzu, daß ich hier ein Klima fand so erfrischend wie etwa in einem Alpenkurort, eine Temperatur, welche regelmäßig früh und Abends bis auf 12° C. fiel und Mittags nicht über 20° hinauskam, daß ferner Groß und Klein, Vornehm und Niedrig im Städtchen sich beeiferte, die seltenen Ankömmlinge aus dem fernen deutschen Mutterlande mit Aufmerksamkeiten zu überschütten, wie wir denn buchstäblich schon bald bei Jedermann bekannt waren, so wird man es begreiflich finden, daß wir uns hier bald wie zu Hause fühlten und nur ungern an die Weiterreise dachten. Wie oft trat da oder dort so ein wackerer Landsmann aus seiner Thür, um mich vertraulich anzusprechen! Und wie Erfreuliches bekam man da auch meist zu hören! „Herr," meinte z. B. einer, „es geht uns Deutschen gut hier und es wird immer noch besser. Die Portugiesen sterben aus und wir ziehen für sie ein. Drüben bei Ihnen sind die Leute arm, hier werden sie bald reich. Senden Sie uns nur Ihre Socialdemokraten her; bei uns werden sie bald die besten Imperialisten!" So war ich versucht, mich in Santa Cruz in ein irdisches Paradies versetzt zu wähnen. Aber wo giebt's dies auf Erden, seitdem das erste verschwunden! Auch über das schöne freundliche Bild dort sollte sich für mich ein düstrer Schatten legen, ein Zwischenfall voll Blut und Grausen mir darthun, daß auch da die irdische Unvollkommenheit herrscht.

Bücherbesprechungen.

— **Katechismuspredigten von D. Friedrich Ahlfeld**, † Pastor zu St. Nicolai in Leipzig. Fünfte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). 1900. 9 Lieferungen, je 1 ℳ. — Darüber kann kein Streit sein, daß diese einst lebhaft begrüßten und dankbar verwendeten Katechismuspredigten heute noch verdienen, gelesen und gebraucht zu werden, und daß es also verdienstlich ist von der Verlagshandlung, sie wesentlich billiger in durchaus unveränderter Gestalt darzubieten. Ueberall, wo das Ethische im Vordergrund steht, ist Ahlfeld mit seiner tiefen Erkenntniß des menschlichen Herzens und der deutschen Volksart und mit seinem bewundernswerthen Fleiß, mit dem er aus allen Zeitaltern der Christenheit das Treffende und Herzbewegende zusammenzusuchen verstanden hat, ein kaum von Jemand wieder erreichter Meister der volksthümlichen Auslegung. Deshalb wird man hauptsächlich für die Erklärung der Gebote und des Vaterunsers trotz der inzwischen außerordentlich bereicherten Literatur seine Predigten noch immer mit Gewinn und Segen heranziehen. Anders steht es freilich mit der Glaubenslehre. Ahlfeld, der lange Zeit im Sachsenlande als ein Hort der „glaubenstreuen" Predigt betrachtet wurde, ist ein systematisch geschulter Theolog nie gewesen und hat in seinem Amtsleben nie Zeit gefunden, ein solcher zu werden. Auf der mit heiligem Ernst gewonnenen Grundlage des lutherischen Bekenntnisses hat er jeder Zeit das Einzelne aufgebaut, wie sein frommes Herz, sein glühender Eifer und seine reiche dichterische Begabung ihm Gedanken zuführten und das ununterbrochene Studium der alten asketischen Werke seine Meditation bereicherte. Daß auf solche Weise bei der fast immer gebotenen Eile der Arbeit sich auch Aussprüche und Wendungen eingefunden haben, deren Inhalt sich aus dem lutherischen Bekenntnisse nicht rechtfertigen ließ, das versteht sich eigentlich von selbst, und viele andere bekenntnißtreue Prediger könnten wohl alle Tage auch erleben, was er erlebt hat, daß übelwollende Gegnerschaft ihm in seinen Predigten so und so viele Abweichungen vom lutherischen Bekenntniß nachwies. Deshalb wird auch der schriftgläubige Leser bei der Benutzung der Predigten für seine Katechismusauslegung Vorsicht anzuwenden und sich hier und da die Frage vorzulegen haben, ob er das eine oder das andere scheinbar besonders

lehrreiche Gleichniß, die eine oder die andere dichterisch schöne Erklärung sich wirklich aneignen dürfe. Aber das sind geringe Dinge gegenüber der packenden Kraft und dem gewinnenden Eifer, womit die alte christliche Wahrheit in ihrer für immer feststehenden biblischen Verkündigung hier dargeboten wird. Und hat Ahlfeld gerade diese Predigten ganz besonders gegen die Schäden und Irrthümer der Zeit gerichtet, in der sie gehalten worden sind (1852—56), so sind dieselben, auch nachdem fast ein halbes Jahrhundert vergangen ist, keineswegs beseitigt. Höchstens in Sachen des staatlichen Lebens wird auch der strengste Bekenner Ahlfeld's Anschauungen nicht mehr Punkt für Punkt gutheißen können, wird aber darin kein Hinderniß finden, sich aus dem Reichthum seiner Gedanken begaben und von dem Feuer seiner christlichen Begeisterung erwärmen zu lassen. B. K.

— Emil Steubner: Ein Mitkämpfer der Boeren über seine Erlebnisse im südafrikanischen Kriege. Verlag von Ambrosius Opitz in Warnsdorf. (Ohne Jahreszahl.) Der Verf., dessen Porträt beigefügt ist — manche werden vielleicht sagen: unnöthigerweise, wir nicht, denn bei persönlichen Erlebnissen interessirt uns meist auch die äußere Gestalt des Helden — hat vor etwa 9 Jahren seinen Heimathsort Oberoderwitz verlassen, s. Z. sowohl in Capstadt wie in Lourenço Marques vergebens Beschäftigung gesucht, dann zwei Jahre hindurch in einem Kupferbergwerke in Südwest-Afrika gearbeitet und später in Transvaal als Kellner u. s. f. mühsam sein Brod verdienen müssen. Von Weihnachten 1895 an schloß er sich den Boeren an und nahm an der Expedition zur Abwehr des Jameson'schen Einfalls Theil. Er schildert dann seine Theilnahme am Kriege, seine Gefangennehmung und schließlich seinen Rücktransport nach Europa. Hoffen wir, daß es dem vielgewanderten sächsischen Landsmann in der Heimath wohl ergehen möge. Außer dem außergewöhnlich billigen Preise — nur 30 ₰ — machen auch die beigefügten überaus netten Porträts boerischer und englischer Führer &c. das Schriftchen sehr empfehlenswerth. —tg—

— R. van der Borght, Handel und Handelspolitik. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1900. XI und 570 S. A. u. d. T.: Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden, begr. von Franckenstein, fortgesetzt von Max v. Heckel. Bd. 16. — Lange Zeit waren die fast gleichzeitig erschienenen Werke: der dritte Band des Roscher'schen Systems und Lexis' eindringende Darstellung des Handels in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie die einzigen volkswirthschaftlichen Würdigungen, die diesem wichtigen Zweige des Erwerbslebens zu Theil geworden waren. Erst beinahe zwei Jahrzehnte nach diesen gab Gustav Cohn seine Nationalökonomie des Handels und Verkehrswesens heraus. Aber ein wenig später bewährte der alte Roscher seine unverwüstliche Lebenskraft, indem die siebente Auflage seiner Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes, nach dem Tode des Verfassers von anderer Hand in erweiterter Gestalt redigirt, das Licht der Welt erblickte und nun erscheint, ein Jahr später, v. d. Borght's Handelspolitik. Alle Bücher und ihre neuen Auflagen, denn auch das Schönberg'sche Handbuch hat es seit 1882 auf vier Auflagen gebracht, sind doch wohl ein erfreuliches Zeichen für das zunehmende Bildungsbedürfniß des Handelsstandes, hängen am Ende in letzter Linie mit dem Aufschwunge, den das kaufmännische Unterrichts- und Bildungswesen in dem letzten Jahrzehnt genommen hat, zusammen. v. d. Borght hatte es gegenüber seinen Vorgängern nicht leicht. Roscher bleibt in seiner weiten Blick bekundenden Gelehrsamkeit unerreicht. Lexis hat wohl in knapper Form die tiefgründigste Beurtheilung des Wesens des Handels und seiner Bedeutung geschrieben. Gustav Cohn zieht durch die Feinheit seiner Ausführungen und durch die Aufdeckung des großen Zusammenhangs, in dem er den Handel bespricht, an. Kurz, alle drei in ihrer Art vorzügliche Werke, die sich untereinander vielfach glücklich ergänzen. Neben ihnen bedeutet v. d. Borght einen eigentlichen Fortschritt nicht, weder in der Systematik, noch in der Vollständigkeit oder in der Neuheit der Gedankengänge. Aber es soll daraus dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden. Immer bleibt es trotzdem ein wackeres Buch, das in Ehren besteht und das sich gewiß ebenfalls bald viele Freunde erwerben wird. Eine gute Sachkenntniß, eine klare verständige Auffassung, eine kluge Beurtheilung machen sich durchgängig vortheilhaft geltend. Das Handbuch gliedert sich in zwei Theile, deren erster den Handel in seiner mannigfachen Erscheinung, der andere die Handelspolitik, d. h. die Gesammtheit der Maßnahmen, mit denen die öffentliche Gewalt eine unmittelbare Einwirkung auf den Handel beabsichtigt, zum Gegenstande hat. Eine beinahe 100 Seiten umfassende, von Dr. Lippert, dem Bibliothekar des königlich preußischen statistischen Bureaus, herrührende Bibliographie des Handels bildet eine höchst dankenswerthe Zugabe, wenn sie, wie der Verfasser selbst bemerkt, auch nicht vollständig hat ausfallen können. Es würde keinen rechten Sinn haben, die einzelnen Capitel, in die die beiden Theile zerfallen, hier aufzuzählen. Wohl aber darf bemerkt werden, daß man nicht vergebens über alle die Fragen, die in neuerer Zeit aufgetaucht sind und leider mit zum Theil großer Voreingenommenheit auf Seiten des Handelsstandes erörtert werden, Belehrung sucht. Waarenhäuser, Consumvereine, Wanderhandel, der unlautere Wettbewerb, das Börsenspiel, überhaupt die Börsengeschäfte — sie werden besprochen und in maßvoller Weise wird Licht und Schatten gleichmäßig hervorgehoben. In Bezug auf die alte Streitfrage, ob der Handel eine „productive" Thätigkeit sei, stellt sich der Verfasser entschieden auf die Seite Derer, die sie bejahen. Sachgüter erzeugt der Handel freilich nicht, aber ihre Werthfähigkeit will er steigern und damit sind alle Voraussetzungen erfüllt, die das obige Urtheil rechtfertigen. Wer Seefische in Berlin consumiren will, für Den haben die Fische, die in der Nordsee schwimmen, noch keinen Werth, sondern nur eine noch nicht ausgelöste Werthfähigkeit. Werden aber die Fische durch den Handel nach Berlin gebracht und hier den Consumenten bereitgehalten, so sind sie an sich für ihn viel mehr geeignet zur Bedürfnißbefriedigung als vorher, haben also eine viel höhere Werthfähigkeit in seinen Augen. Daß der Handel in seiner Bethätigung ganz erheblich von anderen Zweigen der productiven Thätigkeit abweicht, darf nicht irre machen. Sein Ziel ist dasselbe wie bei den übrigen Arten und darauf allein kommt es an. In der Stadt des Buchhandels wird es willkommen sein, daß der Verfasser auch versucht, gerade den Betrieb des Buchhandels in seinen Eigenheiten zu schildern, und ihm ein besonderes, wenn auch nicht sehr umfangreiches Capitel gewidmet hat. v. d. Borght vertritt die Ansicht, daß der Bücherrabatt beseitigt und die Preise dementsprechend niedriger gehalten werden sollten. —s.

— Grundriß des Festungskrieges. Für Officiere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Mit 2 Tafeln in Steindruck. Sondershausen 1901. Fr. Aug. Eupel. — Die in der vorliegenden Schrift dargelegten Grundsätze entsprechen den jetzt wohl in allen Staaten als giltig anerkannten. Nach der Besprechung der Kampfmittel, deren Organisation, der Vorbereitung im Frieden geht Verfasser im III. Theil zum Kampf um die Festung selbst über, mit dem Angriff beginnend, den gegen eine moderne Gürtelfestung zu Grunde legend. Wie bisher fast in allen Lehrbüchern wird auch hier der systematischen Belagerung die Besprechung anderer Angriffsmethoden — Ueberfall, gewaltsamer Angriff, Bombardement — vorausgeschickt, obgleich diese jetzt nur die Ausnahme bilden dürften. Das Hervorheben dieser doch nur bedingungsweise möglichen Angriffsverfahren wird leider immer wieder zu den verhängnißvollen Versuchen verleiten, sich einer intacten Festung mit Gewalt zu bemächtigen. Sehr richtig bemerkt Verfasser S. 142, sich auf den Standpunkt des Vertheidigers stellend: „Man kann sagen, daß gegen einen starken, gut vertheidigten Waffenplatz heutiger Zeit gewaltsame Angriffe kaum je zum Ziele führen werden." Man möchte diesen Satz gleich an den Anfang stellen. Der Belagerungsartillerie weist Verfasser (S. 79) neben der Infanterie nur die vorbereitende und unterstützende Aufgabe zu. Ich glaube, es wird der Artillerie mit der verheerenden Wirkung ihrer Brisanzgeschosse recht oft gelingen, ein Werk in einen Zustand zu versetzen, welcher — wie auch S. 111 angedeutet — den Sturm überflüssig macht. Voraussetzung ist natürlich, daß die Artillerie die entsprechenden Entfernungen wählt und die Infanterie ihr die nöthige Zeit läßt. In analoger Weise behandelt Verfasser sodann die Vertheidigung. In einem kürzeren, dem IV., Theil giebt er einige Gesichtspunkte für Angriff und Vertheidigung von Sperrforts. Ein Anhang enthält schätzenswerthe Angaben über Stärkeverhältnisse und Gliederung der Truppen, Transportmittel, Waffenwirkung u. s. w., auch der fremden Staaten, für das Studium willkommenes „Handwerkszeug", wie Verfasser es nennt, endlich ein Verzeichniß der einschlagenden Literatur, dem das vorliegende Werk nun selbst als werthvoller Zuwachs angereiht werden dürfte. A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 40. Donnerstag, den 4. April, Abends. 1901.

Der erste Winter des 20. Jahrhunderts.

Aus Leserkreisen ist der Wunsch nach Aufklärung über das Auftreten des gegenwärtigen Winters in Deutschland laut geworden. Versuchen wir diesem Wunsche nachzukommen.

Das continentale Europa ist einerseits eingebettet zwischen die tiefen Wintertemperaturen hoher Breiten und die hohen der Mittelmeerländer, anderseits liegt es zwischen dem milden, maritimen Klima des Atlantischen Oceans und dem strengen, excessiven des inneren Rußlands. Eine einfache Ueberlegung, ein Blick auf die Karte lassen für eine solche Lage den **Wind** als Haupt-„Calfactor" erkennen, dem nur bei ruhigem Wetter die von der Stärke der Bewölkung und dem Vorhandensein einer Schneedecke abhängige **Ausstrahlung** helfend, d. h. in den meisten Fällen die Sache verschärfend zur Seite steht. Frage dich also, welchem Gebiete der jeweilig herrschende Wind entstammt, und du wirst bald klar sehen in den Temperaturen, die seinen Weg kennzeichnen. Weht er vom golfstrom-erwärmten Atlantischen Ocean her, so führt er die milde Temperatur und große Feuchtigkeit dieses Gebietes uns zu, entstammt er dem eisigen Osten oder Norden, so haben wir von ihm das Gegentheil zu erwarten. Aber wohl gemerkt, lieber Leser, „frage dich, welchem Gebiete er **entstammt**", lies nicht einfach die Richtung der Windfahne ab und erkläre mechanisch jeden Nordwind für einen kalten und jeden Südwind für einen warmen. Der Wind weht in unseren Breiten bekanntlich in kreisähnlichen, cykloidischen Bahnen, bald **mit** (Anticyklone), bald **gegen** (Cyklone) den Uhrzeiger. Auf jedem Umlaufe wird er der Reihe nach zum Ost-, Süd-, West- und Nordwind. Um klar zu sehen, muß man also wissen, ob er einem Gebiete **hohen** (Anticyklone) oder **tiefen** (Cyklone) Druckes angehört, ob man sich auf der Vorder- oder Rückseite, rechts oder links vom Wirbel befindet. Nur die so wenig gekannten und so oft als überflüssig erklärten Wetterkarten können hier die rechte Belehrung bringen. Sie sind zur Beurtheilung solcher Verhältnisse einfach unerläßlich, und es sollte heutzutage kein größeres Gemeinwesen mehr geben, das nicht für die Befriedigung einer so berechtigten Neugier in irgend welcher Weise Sorge getragen hätte, zumal die Sache für so wenig Geld (8 ℳ p. a.) zu haben ist.

Streng genommen ist die Richtung des Windes nur von der Vertheilung des Luftdrucks abhängig. Er weht stets aus der Anticyklone heraus (von oben nach unten) und nach der Cyklone hin (von unten nach oben). Jene umkreist er in Uhrzeigerrichtung oder rechtläufig, diese in Gegenzeigerrichtung oder rückläufig. Es gilt also immer erst die allgemeine Wetterlage, die Lage der Luftdruckkerne festzustellen, in der jeder Witterungscharakter seine primäre Ursache hat, um von dieser aus einen sicheren Schluß auf den weiteren Verlauf der Witterung machen, in ihr ein erklärendes Moment für diesen Verlauf finden zu können. Nach Teisserenc de Bort ist die Unregelmäßigkeit in der Vertheilung des Luftdrucks durch die ungleichförmige Erwärmung von Land und Wasser bedingt, so daß im Mittel eine gewisse Anzahl großer Cyklonen und Anticyklonen über bestimmten Gegenden der Erde lagern, welche dann den atmosphärischen Kreislauf beherrschen. Van Bebber nennt sie „große Actionscentren der Atmosphäre". In einem normalen Winter sind 3 solcher für Europa wichtige Centren in der Atmosphäre zu unterscheiden: eine Cyklone über dem nordatlantischen Ocean bei Island, eine Anticyklone über Asien (Sibirien) und eine zweite über den Azorischen Inseln. Die Verlagerung dieser Actionscentren sind die Ursachen der verschiedenen Witterungstypen. Auf Grund eingehender Untersuchungen Hoffmeyer's, Teisserenc de Bort's und van Bebber's unterscheidet man seit 1880 für das centrale Europa 5 Wintertypen (A, B, C, D, E), 3 strenge (A = kalt und trocken, B = Strahlungswinter, C = kalt und feucht) und 2 milde (D = mild und feucht, E = mild und weniger feucht). Für den Vorwinter interessiren uns heute die 2 milden, für den Nachwinter die 3 strengen. Der Wintertypus A wird charakterisirt durch die Verschiebung des sibirischen Maximums nach Finland, die Isobaren (Linien gleichen Luftdrucks) laufen in Centraleuropa mit den Meridianen. Die uns als Ost-, Südost- und Südwind zugeführte Luft entstammt dem eisigen Sibirien und ist demgemäß kalt und trocken. Beim Typus B wandert das Azoren-Maximum von Madeira nach Frankreich. In Süddeutschland wehen Ost-, in Norddeutschland West-, in Mitteldeutschland Nordwinde. Es entsteht der mäßig strenge, sonnige, gesunde, von aller Welt begehrte Strahlungswinter, der es bei vorhandener Schneedecke zu recht erheblichen Kältegraden bringen kann. Bleiben drittens die beiden Maxima stationär, aber das oceanische Minimum verlegt sich nach Nordschweden, so zieht sich eine Furche relativ niedrigen Luftdrucks durch Centraleuropa nach dem Mittelmeer, und wir haben Typus C, das Bild eines kalten, schneereichen, feuchten Winters. Doch auch Centraleuropa selbst kann von einem abgeschlossenen Hochdruckgebiete bedeckt sein, gleichviel ob sich das Maximum in A von Finland aus, oder dasjenige in B von Frankreich aus dorthin verlegt hat und man diesen Fall dem Typus A oder B zuzählen will. Die in der Anticyklone stets abwärts fließende Luft kann nur aus höheren Regionen der Atmosphäre stammen, muß trocken und kalt nach allen Richtungen hin radial dem Wirbel entströmen und so die Zufuhr milder oceanischer Luft von Deutschland abschneiden, wodurch der continentale Charakter der Winde ungestört zur Geltung gelangt. Typus D und E endlich haben mit einander große Aehnlichkeit und begünstigen beide den Transport oceanischer Luft nach dem europäischen Continent. Beide sind außerordentlich regnerisch. Das Minimum liegt über den britischen Inseln, das azorische Maximum bei D über Spanien, das sibirische bei E über dem nördlichen Eismeer. Dort laufen in Deutschland die Isobaren mit den Breitenkreisen, hier mit den Meridianen parallel. Schade, daß nicht jeder Typus durch eine Karte veranschaulicht werden kann. Sehen wir nun zu, welche Typen in den einzelnen Monaten des diesjährigen Winters zur Ausbildung und Herrschaft gelangten. Die mittleren Monatsisobaren des November ergeben folgendes Bild: Der tiefe Druck von 754 mm liegt über den britischen Inseln, die 760 Isobare zieht in der Richtung der Meridiane durch Dänemark, während das asiatische Maximum den Nordosten bedeckt. Es ist Typus E und mit ihm mußten wir einen warmen, feuchten November erhalten; denn in breitem Strome setzt sich die hochtemperirte (8°) oceanische Luft gegen die europäischen Küsten in Bewegung und überfluthet den Continent bis weit nach Rußland hinein. Im December hat sich die Depression verschärft (750 mm) und ist weiter nach Nordosten gerückt. Am Fuße der Alpen hat sich dagegen ein mäßiges Hochdruckgebiet (766 mm), über der Poebene eine zweite Depression ausgebildet. Die Isobaren schreiten genau von West nach Ost und geben uns ein schönes Beispiel für Typus D, in dem die warmen, wasserdampfreichen Luftmassen des Atlantischen Oceans landeinwärts bis zum Weißen Meere hinströmen und nur von der südlichen Anticyklone abgewiesen werden. Darum war Memel 4° wärmer als Friedrichshafen, fast ganz Rußland frostfrei und selbst Archangelsk hatte eine Mitteltemperatur von 0,5°. Es war ein ausnehmend warmer December. An dem Tage, an welchem so oft die eiserne Faust eines strengen Decembers gebrochen wird, am heiligen Abend, fielen auch heuer

die Würfel für den Nachwinter. Typus E geht allmälig durch C in A über. Vom 26. December ab streicht eine Depression nach der anderen von England über Dänemark nach den russischen Ostseeprovinzen. Immer stärker saugen die rückläufigen Winde die eisigen Luftmassen des russischen Maximums an, immer weiter dringt letzteres vor und drängt die Depressionen tiefer nach Deutschland, ja zuletzt nach Frankreich ab, bis sich endlich am 2. Januar Typus A voll ausgebildet hat und das sibirische Maximum über dem europäischen Rußland stationär geworden ist. So kam es, daß Deutschland vom 30. December bis zum 18. Januar nicht 1 cbm hochtemperirte oceanische Luft erhielt und überdies die von den Cyklonen gebrachte ausgedehnte, wenn auch die schwache Schneedecke einige Tage Gelegenheit zu intensiver Ausstrahlung bot. Wie mit dem Messer abgeschnitten folgen diesem Lufttransporte die entsprechenden Temperaturen. Bis zum 30. December schlossen alle Winterwochen mit positiven Abweichungen ab, der November mit 1°, 2°, 2°, der December mit 1°, 4°, 4°. Jetzt folgt ein Temperatursturz von 7° und wir müssen vom 30. December bis 6. Januar — 9°, vom 6. bis 13. Januar — 4,5°, vom 13. bis 18. Januar — 5° Temperaturabweichung notiren. Vom 19. Jan. ab zieht sich das russische Maximum weiter nach Asien zurück und das azorische dringt bis Spanien vor. Typus A geht in D über. Der 20tägigen Frostperiode folgt intensives Thauwetter, weil nun wieder die warme (8°), feuchte Nordseeluft in Form stürmischer Winde quer durch Deutschland bis Ungarn weht. Dieser Typus blieb ca. 14 Tage bis zum 5. Februar bestehen. Dann änderte sich die Sachlage. Das azorische Maximum lagert sich über die britischen Inseln, und wir erhalten ein Isobarenbild, das wohl dem Typus B ähnelt, aber doch nicht recht in unser Schema passen will. Obwohl uns unausgesetzt oceanische Luft zugeführt wird, bricht der Winter am 5. Februar von Neuem herein und setzt sich bis zum 24. Februar herzhaft in Deutschland fest. Das klingt paradox, erklärt sich aber bei näherem Zusehen auf einfache Weise. In England haben sich vom 27. bis zum 31. December Schneefälle eingestellt. Die Schneedecke bot beim Auftreten des heranziehenden Maximums eine günstige Gelegenheit zur Abkühlung durch Ausstrahlung und die Temperaturen sanken in 3 Tagen von 10° auf 3°, auf welchem Stande sie bis zum 23. Februar verharrten, da dem Inselreiche durch die Anticyklone nur Luft aus höheren Schichten zugeführt wurde. Die nach Deutschland von dortaus gesandte Luft bleibt daher relativ kalt, wenn auch feucht, sie bringt erneut Niederschläge, stärker als im Januar, und nach diesen Schneefällen kommt das Gesetz der Ausstrahlung zu seinem Rechte. Mit jeder neuen Schneeschicht (11./13. und 17./18.) verschärft sich fühlbar die Kälte. Wir hatten im Februar eine nicht durch Lufttransport, sondern durch locale Ausstrahlung erzeugte und erhaltene Frostperiode und diese Wetterlage hat sich im März wiederholt Wenn wir oben die in diesem Winter herrschenden Temperaturen &c. damit erklärten, daß sie durch den Wind von einer anderen Scholle herbeigetragen worden sind oder durch Ausstrahlung an Ort und Stelle entstanden, so darf nicht verschwiegen werden, daß wir damit die Frage nach den letzten Gründen nicht beantwortet haben. Wir sind nur einen Schritt in der Erkenntniß der Erscheinungen vorgedrungen. Die Gründe für die jüngsten Verlagerungen der großen Actionscentren der Atmosphäre werden nur nach Jahr und Tag, nach dem Eintreffen des umfangreichen Beobachtungsmaterials von den Forschern aufgefunden werden können. Für den Laien kommen sie stets „zu spät“. Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß im vorliegenden Falle die deutsche Seewarte sowohl das Eintreffen der großen Witterungsumschläge, als auch die einzelnen Phasen der Erscheinung rechtzeitig erkannt und prompt prognosticirt hat.

Du fragst weiter, lieber Leser, ob der Golfstrom einen mildernden Einfluß auf unsere mitteleuropäischen Winter ausübt. Gewiß thut er das. Seit etwa 300 Jahren ist diese Thatsache bekannt, seit Mitte des letzten Jahrhunderts, als die Regierung der Vereinigten Staaten mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Strömung begann und wünschenswerthe Details über Breite, Tiefe, Richtung, Geschwindigkeit und Temperatur derselben zu Tage förderte, wird sie von keinem Sachverständigen mehr angezweifelt. Als vollends Altmeister Dove vor 40 Jahren seine classischen Isanomalenkarten (Linien, die Abweichungen der Temperatur von der Mitteltemperatur der Breitenkreise darstellen) entwarf, trat ganz West- und Mitteleuropa als ein thermisch hoch (10—20°) bevorzugtes Gebiet Jedermann klar vor die Augen. Leider galt die Sache hiermit für besiegelt. Man erlahmte in der Durchforschung der Trift; die Zeit war ungünstig für den weiteren Ausbau der Golfstromtheorie. Dove's Erklärung vermittelst des Kampfes von Polar- und Aequatorialstrom konnte unmöglich zum Ziele führen, die neuaufblühende synoptische Meteorologie hatte alle Hände voll im eigenen Hause zu thun, die Regierungen, von Niemand gedrängt, unterließen weitere Nachforschungen und Messungen, und so kam es, daß wir von 1850 bis 1890 in der Erkenntniß dieser Angelegenheit nur wenig vorwärts gekommen sind, trotzdem in dieser Zeit bis zum Ueberdruß viel über den Golfstrom als Wärmequelle Europas geschrieben worden ist. Das Studium dieser Literatur zeigt wieder einmal recht deutlich, wie man sich in Ermangelung thatsächlicher Unterlagen bei schwankenden Vorstellungen von einer Sache mit vagen Hypothesen und Redensarten zu behelfen weiß. Erst das letzte Jahrzehnt hat darin Wandel geschaffen, die Frage von Neuem zu einer wissenschaftlichen Tagesfrage gemacht. Insbesondere sind es die beiden schwedischen Hydrographen Pettersson und Ekmann und der Berliner Meteorologe Meinardus, die sich große Verdienste um die Lösung dieses hydrographisch-meteorologischen Problems erworben haben. Was die genannten Forscher und ihre Helfershelfer in den Fachzeitschriften (Wetter Bd. 14, 15, 16. Met. Zeitschr. Bd. 31, 33, 34. Naturw. Rundschau Bd. 12) über ihre Studien berichtet haben, soll uns als Unterlage zu der folgenden summarischen Darstellung der Sache dienen.

Die Abhängigkeit des Charakters eines mitteleuropäischen Winters vom Golfstrom ist, wie schon oben gesagt wurde, längst bekannt. Aber nur recht langsam hat sich die Erkenntniß Bahn gebrochen, daß die Nähe der warmen Strömung allein nicht genügt, um alle Abweichungen zu erklären, die thatsächlich in jedem einzelnen Winter und in der Folge verschiedener Winter vorkommen. Die Fragen nach der Richtung des Stromes im Winter, nach der Größe des übermittelten Wärmevorrathes, nach der Constanz der Wärmequelle und nach den Nebenumständen, die bei der Ausnutzung des eingebrachten Gutes mit in die Wagschale fallen, erforderten so eingehende hydrographische Beobachtungen, so reife und gesicherte meteorologische Vorstellungen, daß sie eben erst in der allerjüngsten Zeit haben einigermaßen befriedigend beantwortet werden können. Von einem Abschluß der Sache kann zur Zeit überhaupt noch nicht die Rede sein. Durch das Zusammenwirken schwedischer, englischer, norwegischer, dänischer und deutscher Hydrographen sind in den letzten 20 Jahren immer größere Gebiete des Atlantischen Oceans zu verschiedenen Jahreszeiten untersucht worden, und es hat sich gezeigt, wie der Einfluß des Meeres im Winter für Nordeuropa viel größer ist als in einer anderen Jahreszeit. Ein mächtiger Strom warmen (atlantischen) Wassers (über 6°) überquert auch im Winter das nördliche Nordseebecken von NW nach SO, ein anderer Zweig mit hohem Salzgehalt (35 ‰) und noch höherer Temperatur dringt durch den englischen Canal von SW her ein. In der Regel treten diese Flächen warmen Wassers getrennt neben einander auf, zuweilen vereinigen sie sich und bilden dann in der Mitte der Nordsee eine große Fläche warmen Golfwassers, umgeben von dem kalten, salzarmen (baltischen) Küstenwasser. Während nun im Sommer die oberen Schichten des Golfwassers wärmer sind als die unteren, herrscht von November bis März in allen Schichten der 200 m tiefen Wassersäule gleiche Temperatur und zwar im November 9,1°, im März 6,4°, weil die oberen Schichten im Winter ihre Wärme an die Luft abgeben, sich dadurch abkühlen, schwerer werden und untersinken. Die hierdurch bewirkten Convectionsströme gleichen die Temperaturen im Winter unausgesetzt aus und führen der Luft immer neue Wärme zu. Von November bis März giebt jeder qm der Oberfläche der Nordsee an die Luft $200 \times 2.7 \times 1000$ d. i. 540000 Calorien Wärme ab. Diese Wärmemenge ist trotz der geringen Temperaturerniedrigung so enorm, weil eben die Wärmecapacität aller Tiefen, nicht blos die der oberen Schichten wie bei der Ostsee, gleichmäßig zur Ausnutzung kommt. Jede Wärmeeinheit, welche das Wasser an die Luft abgiebt, reicht aus, um die Temperatur von ca. 3000 cbm Luft um 1° zu erhöhen. Dadurch wird erklärlich, daß der Wärmevorrath, den uns der Golfstrom bringt, vollauf genügt, die zur Ausbildung von Cyklonen nöthige Energie zu liefern. In Wirklichkeit ist der Wärmeeffect sogar ein noch größerer, weil wir keine ruhende, sondern eine fließende Nordsee haben. An diese Ueberlegung knüpfen sich unwillkürlich 2 weitere Fragen: Welchen Einfluß übt diese Erwärmung auf die allgemeine Luftcirculation aus? und Was wird geschehen, wenn in irgend einem Winter die oben genannten Temperaturen überschritten oder nicht erreicht

werden? Fassen wir zunächst die erste Frage ins Auge. Die kalte nordische Luft erwärmt sich an dem hochtemperirten Golfstromwasser, lockert sich auf, steigt in die Höhe, erkaltet hierdurch, fließt oben seitlich ab und erzeugt so ein Gebiet niederen Drucks, eine Depression. Daher bilden sich gewöhnlich schon im Herbste über dem Atlantischen Ocean drei ausgeprägte Minima aus, deren Tiefe im Januar am bedeutendsten ist. Das eine liegt vor der Westküste Grönlands, die beiden anderen am Anfange und Ende der Luftdruckfurche, die sich längs des Golfstroms durch den Atlantischen Ocean bis zum Eismeer zieht, alle drei also über Golfstromwarmen. Dieser Druckvertheilung entsprechen über dem Golfstrome und in NW-Europa südwestliche Winde, welche die warme, feuchte Luft tief hinein in den Continent tragen, die Geschwindigkeit und dadurch den Wärmeeffect der Strömung selbst heben und so den mildernden Einfluß verstärken. Alle diese Elemente: Golfstrom, Erwärmung der Luft, Bildung der Depression, Entstehung südlicher Winde, Verstärkung der Strömung 2c. bilden eine in sich geschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen, welche den Bestand der Erscheinung für gewöhnlich auf Monate hinaus sichern. Jede größere Fläche solchen Golfstromwassers hat sonach die Tendenz, Unterlage eines Haupt- oder Theilminimums zu werden: die Nordsee, das Skagerrak, die Ostsee. Durch diese Kette von Theildepressionen ist aber allen atlantischen Cyklonen die Bewegungsrichtung vorgeschrieben. Eine verschiebt sich gegen die andere, im Mittel wandern die meisten längs unserer Küsten und bringen uns durch das dadurch erzeugte Windsystem die milden Winter. Wie aber, wenn einmal der Golfstrom infolge irgend welcher abnormer Verhältnisse im Herbste mit zu hohem oder zu geringem Wärmegehalte unsere Breiten erreicht? Dann wird sich im ersten Falle das atlantische Minimum frühzeitig vertiefen, die südwestlichen Winde anfachen, die Golfströmung verstärken und uns einen abnorm milden Winter oder wenigstens einige milde Monate in demselben bringen. Bei negativer Temperaturabweichung dagegen wird der Golfstrom nicht so weit ins Eismeer vordringen. Im Nordwesten Europas wird sich relativ hoher Luftdruck ausbilden und Winde verursachen, die von Süd nach Nord längs der nordischen Küste streichen, aber die Wärme nicht in das Herz Europas tragen. Wir haben einen continentalen, einen harten Winter. Man wolle hierbei aber zweierlei nicht aus dem Auge verlieren: Erstens, daß der Golfstrom als solcher für uns ganz werthlos wäre, wenn nicht als secundäre Erscheinung die Ausbildung der erwähnten Depressionen über demselben hinzukäme. Es bedarf eines Transports der Meereswärme, wenn sie ihren thermischen Einfluß über die Küsten hinaus ausdehnen soll. Bei ruhiger Luft erstarken im Gegentheil die Wärmegegensätze zwischen Land und Meer und das besonders im Winter wegen der starken nächtlichen Ausströmung. Zweitens, daß Golfstrom und Depressionen weit weniger beachtenswerth wären, wenn Norwegens zurücktretende Küsten dem Golfstrom nicht gestatteten, seine warmen Wasser bis ins Karische Meer zu ergießen. Der warme Kuro-Schio, das Analogon des Golfstroms im Stillen Ocean, bleibt für das westliche Canada wirkungslos, weil die amerikanische Küste nordwestwärts gegen die Beringsstraße streicht und so dem warmen Strome den Eintritt in das amerikanische Eismeer versagt. Dann würden wir in Nordschweden ständig ein winterliches Maximum haben, das von einem uns schädlichen Windsystem umkreist würde, wie heuer im Januar. So stand die Sache etwa Ende 1895. Jetzt unternahm Pettersson einen neuen Vorstoß (vermuthlich nach Vorgang indischer Meteorologen in Bezug auf den Monsun). Er schloß: Wenn die obengenannten Erscheinungen an unserer Westküste in ursächlichem Zusammenhange stehen, dann ist der in einem Winter vom Golfstrom zu erwartende Wärmevorrath schon am Anfange desselben, im November, angedeutet und kann zur Prognosenstellung benutzt werden. Nur schade, daß es bisher an einer ausreichenden Anzahl von Beobachtungsstationen auf dem Oceane fehlte und daß die Resultate der wenigen bestehenden für die Prognose zu spät zugänglich gemacht werden. Man mußte also auf Ersatz sinnen. Nun ist es eine von der Meteorologie längst constatirte Thatsache, daß die atmosphärischen Linien (Isothermen, Isobaren) den hydrographischen (Isothermen, Isohalinen) parallel gehen und beide die Tendenz haben, den Küstencontouren der Nordsee und des Nordmeeres zu folgen. Es erschien also statthaft, für die fehlenden Golfstromtemperaturen des offenen Meeres diejenigen von Küstenstationen und die Lufttemperaturen von Landstationen zu setzen. Die Untersuchung eines 20jährigen Zeitraums (1874—1894) bestätigte die Annahme. Die Temperaturcurven der Meeresoberfläche für December, Januar, Februar, März, April zeigen einen ganz ähnlichen Verlauf; ein gleiches Verhalten zeigen aber auch die Lufttemperaturen im mittleren Schweden. Nun trat Meinardus in die Untersuchung ein und prüfte an einer 35jährigen Periode die Temperaturen von Kopenhagen, Memel, Königsberg, Stettin, Hamburg, Bremen, Aachen, Cassel, Berlin, Erfurt, Leipzig, Breslau 2c. Das Resultat war auch hier ein positives. Schließt man von den November-December-Temperaturen in Christiansund auf diejenigen der ersten drei Monate des folgenden Jahres, so erhält man bei Kopenhagen 91, bei Königsberg 85, bei Berlin 82, bei Bremen 79, bei Leipzig 71 Procent Treffer. Die Wahrscheinlichkeit gleichartigen Verhaltens steigert sich von Januar bis März und vermindert sich mit der Entfernung von der Küste. Die Linien gleicher Trefferprocente gehen in Deutschland unter sich und mit den Breitenkreisen parallel. Eine Linie von Brest über Genf, Wien, Lemberg, St. Petersburg grenzt ein Gebiet ab, in welchem die Uebereinstimmung über 80 Procent beträgt. Dazu kommt noch, daß die wenigen Abweichungen nicht regellos über die untersuchten Jahre vertheilt sind, sondern sich um die Jahre 1856 bis 1863 zusammendrängen. In diesen Jahren widersprachen die Temperaturveränderungen fünfmal den Luftdruckdifferenzen. Mitteleuropa war hier häufig den sonst bestehenden Einflüssen von Nordwesten her entrückt. Meinardus findet die Erklärung hierzu in der Trockenperiode im Sinne Brückner's, die damals ihren Höhepunkt erreichte. Diese neuen Winterprognosen wollen und können nicht das Wetter, sondern nur den allgemeinen Charakter des Winters feststellen. Wenn derselbe sich schon im December kundgiebt durch Abweichen der Wassertemperatur von der normalen oder vorjährigen 2c., so erscheint es möglich, daß man durch aufmerksames Verfolgen des Verhaltens des Meeres beim Anfange des Winters das Eintreffen von strengen oder milden Wintern voraussagen kann. So war beispielsweise heuer der Wärmevorrath im November und December ½° geringer als in den beiden Vorjahren, man hätte also schließen können, der heurige Winter wird strenger werden als seine beiden Vorgänger, trotz des warmen Novembers und Decembers. Dem Gesagten wäre noch so Manches erklärend und ergänzend hinzuzufügen. Doch wir müssen uns kurz fassen, zumal noch zwei weitere Fragen der Beantwortung harren.

Zum Dritten wird gefragt, ob etwa außergewöhnliche Mengen Eis von Norden her vorgedrungen sind und unsern Winter beeinflußt haben. Darauf ist mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Das Treibeis kann bei Beurtheilung einer Winterwitterung überhaupt nicht in Frage kommen, da es nur im Sommer (von Mai bis August, höchstens September) auf offenem Meere anzutreffen ist. Ob oder inwieweit es einen Einfluß auf die Gestaltung unseres Sommers hat, ist durchaus noch nicht klargestellt, wie viel darüber auch in den Tagesblättern zu lesen sein mag, wenn einmal eine kühle, regnerische Periode uns die schöne Jahreszeit verleidet. Es fehlt eben noch an ausreichenden, sicheren Erhebungen über Zahl, Bahnen und Abkühlungswerth dieser Eiskolosse. Gelegentliche Notizen, wie sie sich zerstreut in den Schiffsjournalen vorfinden, können wenig nützen; man müßte Expeditionen aussenden, die, zur rechten Zeit am rechten Orte kreuzend, brauchbare Messungen und Beobachtungen nach dieser Richtung hin anstellten. Dafür wird aber sobald kein Geld zu haben sein.

Nun zu guter Letzt die „kosmischen Einflüsse". Die Ursachen einer Naturerscheinung soll man nicht weiter suchen, als unbedingt nothwendig ist. Im vorliegenden Falle reichen aber die oben angedeuteten tellurischen Einflüsse zur Erklärung völlig aus. Die Temperaturabweichung war gar nicht derart, daß man zu ihrer Erklärung weiter auszuholen hätte. Unter den etwa in Betracht kommenden kosmischen Einflüssen stehen, wie der geneigte Leser richtig meint, die Vorgänge auf der Sonnenoberfläche in erster Linie. Seit 1893 befinden wir uns auf einem aufsteigenden Aste der Sonnenfleckencurve und dürften im letzten Jahre deren Scheitel, das Fleckenmaximum, erreicht haben. Gleichwohl war die Fleckenzahl im letzten Quartal (Oct.-Dec.) sehr gering, nur täglich 5 im Verhältniß zu 11, 27 und 18 in den drei vorhergehenden Jahren. Nun sind auf die hohen Fleckenrelativzahlen 27, 18, 11 im Januar und Februar des folgenden Jahres allerdings positive Temperaturabweichungen von $+3°$, $+3°$, $+1°$ gefolgt. daraus aber folgern zu wollen, daß heuer eine negative von $-4°$ hat naturgemäß folgen müssen, erscheint uns doch zu kühn,

zumal die Sonnenthätigkeit, unbeschadet ihrer 11jährigen Periode, seit 1870 stetig abgenommen hat. Noch viel weniger können wir uns dazu verstehen, das Auftreten des neuen Sternes im Perseus mit dem Auftreten des letzten Winters in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Die sich da oben abspielende große Weltkatastrophe hat mit unseren kleinen Wintersorgen sicher nichts zu schaffen.

Wir fassen zusammen. Der letzte Winter war ein strenger, der strengste seit 1895. Der Temperaturfehlbetrag liegt aber in dem gewöhnlichen Rahmen solcher Abweichungen und kann durch die Lage der Luftdruckkerne vollauf erklärt werden. Die Ursachen für die Lagerung dieser Bewegungscentren können zur Zeit noch nicht übersehen werden. Leiteten die Minima die Bewegung ein, dann darf man mit großer Wahrscheinlichkeit als fernere Ursache der Abweichung die Veränderungen in der Wärmezufuhr des Golfstromes bezeichnen, ging aber der Impuls zur Umlagerung von den Anticyklonen aus, dann dürften die Ursachen im Westen oder Osten des großen asiatisch-europäischen Continents zu suchen sein, über welche zur Zeit nur vage Vermuthungen aufgestellt werden können. Aus Allem läßt sich aber unschwer erkennen, wie vorsichtig man bei Beurtheilung solcher Verhältnisse sein muß, wie viele Factoren hier mitspielen und bei der Beurtheilung gegenseitig abgewogen werden müssen, wie lächerlich seicht das Verfahren so mancher klugen Leute ist, die Witterung Deutschlands einfach aus derjenigen folgern zu wollen, die einige Tage vorher in Bodö oder irgend einem anderen Orte geherrscht hat.

J. B.

Bücherbesprechungen.

— Mit dem uns vorliegenden Hefte 3/4 schließt der erste Jahrgang der **Mühlhäuser Geschichtsblätter**, der mit Unterstützung der Stadt Mühlhausen i. Th. vom Stadtarchivar Prof. Dr. E. **Heydenreich** herausgegebenen Zeitschrift des Mühlhäuser Alterthumsvereins. Mühlhausen, Carl Albrecht, vorm. G. Damm'sche Buchhandlung. 1901. 136 SS. 8°. — Den Inhalt des Heftes bilden eine Reihe „Beiträge zur Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen" des fleißigen Herausgebers, unter denen wir den durch Pläne und Abbildungen veranschaulichten Aufsatz über die Baugeschichte des Rathhauses und die chronikalischen und archivalischen Mittheilungen über den Verlust der städtischen Freiheit im 16. Jahrhundert (besonders die Verhandlungen auf den Reichstagen von 1541 und 1542) sowie aus der Geschichte des 30jährigen Krieges hervorheben, ferner Aufsätze von Buchenau über einen Fund von Mühlhäuser und anderen Bracteaten, von Claes über die Rathsverordnung vom 8. October 1738 wegen Verhütung der Einschleppung der Pest, ein Baubericht des Bauraths Röttscher über den Restaurationsbau der Marienkirche zu Mühlhausen und eine Anzahl kleiner Mittheilungen von Heydenreich, Picard und v. Roquet; darunter beachtenswerthe Notizen über die reichhaltigen Copialbücher des Rathsarchivs, deren Herausgabe Heydenreich vorbereitet, über die „Bürger-Acten" desselben Archivs, über den sogenannten Erfurter Antiquitatum Variloquus. Ungefähr die Hälfte des Hefts nehmen Bücherbesprechungen ein: unseres Erachtens einen zu großen Raum; was sollen in einer Zeitschrift für die Ortsgeschichte Mühlhausens Anzeigen von Werken über allgemeine deutsche Städtegeschichte oder über sächsische Volkskunde? Auch ohne sie bietet die Zeitschrift den Mitgliedern des rührigen Vereins, deren Zahl jetzt schon etwa 400 beträgt, außerordentlich viel für den gewiß bescheidenen Mitgliederbeitrag von 1 ℳ jährlich.

—m—

— **A. Venturi, Storia dell'Arte Italiana.** Vol. I. Dai Primordi dell' Arte Cristiana al Tempo di Giustiniano. Milano, U. Hoepli 1901. — Von A. Venturi, dem ausgezeichneten Professor der Kunstgeschichte an der Universität Rom, der sich auch in deutschen Fachkreisen eines vortrefflichen Rufes erfreut, liegt der I. Band einer Geschichte der italienischen Kunst vor, die in ihrem Gesammtumfang 6 Bände zu ca. 500 Seiten mit je 400—500 Illustrationen umfassen und im Jahre 1903 abgeschlossen sein soll. Diese große Anlage gestattet eine erschöpfende Darstellung des überreichen Materials, das in folgende Abschnitte eingetheilt ist: Bd. I. Anfänge der christlichen Kunst bis zur Zeit Justinian's. Bd. II. Von der Zeit der Longobarden bis zur Einführung eines nationalen Styls (bereits im Druck). Bd. III. Anfang 13. bis Ende 14. Jahrhunderts. Bd. IV. Das Quattrocento (15. Jahrhundert). Bd. V. Das Cinquecento (16. Jahrhundert). Bd. VI. Die Folgezeit bis zur Gegenwart. — Der vorliegende I. Band liefert in der in jeder Hinsicht glänzenden Ausstattung des Verlags U. Hoepli ein kunstwissenschaftliches Werk ersten Ranges. Wo immer man das Buch aufschlägt, fesseln Text und Illustrationen. Die letzteren sind so reichhaltig, daß sie eine fast lückenlose Kette der Entwickelung altchristlicher Kunst auf italienischem Boden darstellen. Da ist nichts Charakteristisches, nichts Nennenswerthes vergessen, sondern mit sachkundigstem Verständniß, mit liebevoller Sorgfalt Alles zusammengetragen, geordnet und erklärt, was geeignet ist, den Gegenstand ins hellste Licht zu stellen. Von den kindlich unbeholfenen, rohen, ersten Zeichen christlicher Kunst, die sich im Dunkel der Katakomben verbargen, bis zu den stolzen, starren Heiligenbildern byzantinischen Stils, die ihren feierlichen Charakter der Strenge des Hofceremoniells zu entlehnen scheinen, von den steinernen Zeugen der ersten Kirchenaltäre und Denkmäler bis zu den bewundernswerthen Werken der Kleinkunst unter den oströmischen Kaisern, Alles ist höchst anschaulich gruppirt und vielfach von neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet worden. Bisher ist die Kirchenkunst meist in der Weise behandelt worden, daß man die ersten beiden Silben mehr betonte als die letzte, gewissermaßen als ob die Kunst nur die Auslegerin kirchlicher Lehren sei, Venturi dagegen findet, daß die christliche Kunst bewußt und unbewußt viele Einflüsse der griechisch-römischen Kunstwelt in sich aufnahm. Das Christenthum entstammt dem Orient, allein die christliche Kunst wurde in Rom geboren. Wie das Alterthum seine Götter durch erhabene Kunstschöpfungen geehrt, so lernte auch der christliche Cultus zuerst in Rom eine allerdings scheue demüthige Verherrlichung seines Glaubens. Da man nicht wagte, dem Höchsten menschliche Züge zu leihen, so begnügte man sich mit Symbolen: der siegverheißenden Palme, dem Pfau, dem Zeichen der Auferstehung, dem Anker, der Taube mit dem Friedenszweig. Dann folgte als Sinnbild des Erlösers der gute Hirte. In dieser Jünglingsgestalt, die ein Lamm auf den Schultern trägt, ist eine Anlehnung an die Hermesstatuen oft deutlich erkennbar. Auf den Sarkophagen, in welchen auch die Christen ihre Todten bestatteten, ließ man z. B. eine Gruppe Amor und Psyche, wie sie ein hergebrachter Schmuck war, als der christlichen Seelenlehre nicht widersprechend gelten, ebenso andere Reliefs, wie etwa das Fest der Weinlese, das, im heidnischen Sinne einen vorzeitigen Tod bedeutend, zu einem christlichen Gleichniß umgedeutet wurde. Als im vierten Jahrhundert das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde, bedurfte es nicht mehr verschämter Anleihen an die antiken Formen, sondern, aus seiner Mißachtung und Verborgenheit hervortretend, begann es, die vorhandenen Kunstformen sich unterthan zu machen, und bald entstand eine neue Aera aus der Verschmelzung heidnischer und christlicher Elemente. Als auf der Grenzscheide stehend, kann man den Constantinsbogen betrachten, der, dem ersten christlichen Kaiser geweiht, in seinen Reliefs noch lauter antike Scenen darstellt. Aus der Verbindung der alten mit der neuen Welt sollte die herrlichste Kunstentfaltung des Abendlandes hervorgehen. Jene großen Schöpfungen eines Pisani und Giotto waren die Früchte eines Baumes, der über ein Jahrtausend lang langsam gewachsen war und dessen Wurzeln in das classische Alterthum hineinreichten, aus diesem noch immer kraftvolle Nahrung ziehend. Alle Ideale der antiken Welt überdauernd, lebte ihr Formgefühl in dem künstlerischen Bewußtsein der folgenden Jahrhunderte weiter, oft dunkel und gehemmt, doch nie ganz ersterbend, bis die Vorläufer der Renaissance der staunenden Mitwelt eine neue Schönheitsbotschaft brachten. Den unscheinbaren Anfängen und leisen Uebergängen dieser allmäligen Entwickelung in ihren fernen Stadien nachzugehen, ist des Verfassers Aufgabe in diesem I. Band gewesen, die er in einer ebenso gründlichen wie fesselnden Weise gelöst hat. Wer sich für altchristliche Kunst interessirt, sich in Rom und mehr noch in Ravenna von ihrem spröden Reiz umstricken ließ, wird in dem schönen Werke Bekanntes und Neues finden. Bei dem lebhaften Sinn, der in Deutschland für italienische Kunst vorhanden, wäre dem stattlichen vielverheißenden Werk eine deutsche Uebersetzung zu wünschen.

Dresden. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 41. Sonnabend, den 6. April, Abends. 1901.

Das Ei, seine Geschichte und Bedeutung.

Culturhistorische Studie von Alfred Hofmann.

Zu den charakteristischsten Ueberbleibseln volksthümlicher Osterbräuche gehören die Ostereier. Daß bei einem Frühlingsfeste das Ei eine Rolle spielt, ist begreiflich genug. Nicht nur, daß es als Symbol des erwachenden Vogellebens recht eigentlich zum Frühling gehört. Es ist eines der sprechendsten Symbole für das aus der Verborgenheit neu aufkeimende Frühlingsleben überhaupt. Steht es doch in heidnischer Götterlehre vielfach am Anfange alles Daseins, so vor Allem im Glauben der Inder. In der indischen Lehre von der Weltschöpfung fällt dem Welten-Ei die große Aufgabe zu, als Ausgangspunkt und Ursprung der ganzen menschlichen Entwickelungsgeschichte zu gelten. „Auf den Wassern schwamm Brahma zuerst als Weltschöpfer, aus den Wassern zog er jenes Wesen, welches der Prototyp der Weltschöpfung wurde, die Wasser schuf er zuerst mit seinen Gedanken, als er das Welt-Ei bildete,“ heißt es in den „Wedas“. Außer den Indern waren es von den Völkern des Alterthums hauptsächlich die Römer, welche das Ei sehr schätzten. Im alten Rom bildeten Eier den ersten Gang bei Mahlzeiten, daher das lateinische Sprichwort „ab ovo ad mala“ (wörtlich übersetzt: „Vom Ei zum Schlechten“, soviel als: „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf“ oder: „Kleine Ursachen, große Wirkungen“). Neben den Eiern wurden nämlich auch noch Schalthiere, Salat u. A. gereicht, um die Eßlust zu erhöhen, weshalb dieser erste Gang „gustus“ oder „gustatio“ (wörtlich: „Kost“, soviel als „Genuß“, „Reizmittel“) genannt wurde. Auch bei Wettspielen zu Ehren der Dioskuren Castor und Pollux galt das Ei als unentbehrlich. Eine römische Sage behauptet, die Dioskuren seien „dem Ei entschlüpft“, Söhne des in einen Schwan verwandelten Jupiter und der Leda, und so bildete man sie auf alten Sculpturen mit eiförmigen Helmen ab. Im Circus Maximus in Rom aber war ein Gestell, ein Säulengerüst, angebracht, auf welchem 7 eiförmig gestaltete Körper (ova) lagen, eine symbolische Beziehung auf die Geburt der Rossebändiger par excellence. Nach jedem, mit Vollendung der für jedes einzelne Pferde-Rennen festgesetzten 7 Umläufe wurde nämlich eines dieser Eier von seinem Postamente herabgenommen, um den Zuschauern die Zahl der geschehenen Umläufe anzuzeigen. Die „Dioskuren-Wettspiele“ fanden stets in den ersten Tagen des April statt. Außerdem sollen noch ganz besondere Eierspiele um diese Zeit, welche mit dem christlichen Osterfeste zusammenfällt, abgehalten worden sein, von denen aber leider Näheres nicht bekannt ist, als nur, daß sie ebenfalls dem Castor und Pollux galten, und daß man im eirunden Kreise nach Eiern um die Wette lief. Bei den alten Griechen wurde das Ei nur zu mantischen Zwecken gebraucht. Man legte ein Ei auf ein Feuer und beobachtete, ob es oben oder an den Seiten schwitze, danach stellten die Wahrsager ihr Prognostikon. Zerplatzte das Ei, so bedeutete es Unheil. Bei den Germanen, unseren Altvordern, war das Ei dem Donar oder Thor, dem Donnergotte, und der Ostara heilig. Ihnen zu Ehren färbte man es roth, denn diese Farbe war beiden Gottheiten geweiht, dem Donar als Farbe des Blitzes und der Ostara als Farbe der Morgenröthe. War doch letztgenannte Göttin eine Personification des Lichts und der aufgehenden Sonne, ja mehr noch, des Frühlings und wiedererwachenden Naturlebens, galt ihr daher doch schon das Ei an sich als Urquell alles Daseins!

Es ist hochinteressant, zu beobachten, wie dieser alte „Eiercult“ zu Ehren der Götter sich bis in die Neuzeit behauptet hat, wenngleich selbstverständlich unter veränderten Verhältnissen und in veränderter Gestalt. Ist es jedoch etwas Anderes, wenn man heutzutage ein „Eiersuchen“ veranstaltet, als wenn man im alten Rom nach Eiern um die Wette lief? Hier, wie dort, dreht sich Alles um das kleine elliptische „Ding“ mit der festen, harten Schale, das als ein so bedeutungsvoller Gegenstand gilt, den man mit hohem Jubel begrüßt, wenn man sich seines Besitzes erfreut, sei es nun, daß man im grünenden Garten „gemüthlich“ die Eier sucht, welche versteckt zwischen Hecken und Gras, in Büschen und Sträuchen „ihrer Erlösung harren“, sei es, daß man im tollen Laufe einander den Vorsprung abzujagen bemüht ist, um das Ei als Siegespreis zu erringen. Und noch deutlicher tritt dies bei dem heute noch üblichen Gebrauche des „Eierwerfens“ oder „Eierlaufens“ in Frankreich, der Schweiz und Tirol (in beiden letzteren Ländern auch „Eierklauben“, von „Klauben“ = Auflesen, Sammeln, so genannt) hervor, wobei zwei junge Burschen thätig sind, von denen der eine in einer gewissen Entfernung auf den Boden gelegte Eier eher in einen Behälter einzusammeln sucht, als der andere ein gestecktes Ziel erreicht und von diesem auf seinen Platz zurückkehrt. Diese Sitte ist ohne Zweifel von einem sehr hohen Alter, da sie auch unter der Kinderwelt Deutschlands und selbst Spaniens bekannt ist, also kein Werk des Zufalls sein kann. Ist es ferner nicht dasselbe, wenn die junge Dorfschöne des heutigen Griechenland das Ei zu Liebesorakeln benützt, als wenn die alten Seher im classischen Hellas das nämliche Ei in gleicher Weise zu benutzen pflegten, um den Königen und Heerführern in Bezug auf ihre Kriegszüge „wahrzusagen“? Und selbst der Cult der Ostara ist noch nicht ganz in deutschen Gauen erloschen, denn ihr war außer dem Ei der Hase heilig, der heutzutage als „wackerer Eierleger“ von der Kinderwelt noch sehr geschätzt wird. Osterhase und Osterei, Beides sind Symbole für die Zeugungskraft der Natur; sie haben mit dem Feste der Auferstehung Christi so wenig zu thun, als der Weihnachtsbaum mit dem seiner Geburt. Und wie die Ostara später einem der schönsten christlichen Feste ihren heidnischen Namen lieh und die christlichen Belehrer diesen duldeten, ebenso haben sie auch gegen die Sitte des Ostereies nichts einzuwenden gehabt, im Gegentheil, sie haben dieselbe gepflegt und zum Mittelpunkte einer christlichen Legende erhoben, so daß der Gebrauch, sich am Osterfeste mit Eiern zu beschenken, ebenso alt ist, wie die christliche Kirche selbst. Nach einer uralten Version soll nämlich Maria Magdalena schon den römischen Kaiser Tiberius mit einem Osterei beschenkt haben und in dieser Ueberlieferung findet die Sitte der Slaven, sich gegenseitig am Osterfeste durch das Geschenk des gefärbten Eies zu erfreuen, ihren Grund. Denn nirgends glaubt man fester an die erwähnte Legende, als bei den Bekennern der griechisch-katholischen Kirche, nirgends ist der Verbrauch an Ostereiern größer als in Rußland, Serbien, Bulgarien und Griechenland. Nicht nur, daß sich die Ostereier im slavischen Osten unter den Dingen befinden, die in der Kirche vom Priester geweiht zu werden pflegen, denn das haben sie mit den Ostereiern in römisch-katholischen Ländern überein, sondern sie werden als Gastgeschenk, als Gabe für die Armen, Bedrängten und Elenden, als Zeichen der Brüderschaft und Schwesterschaft in Christo, als das Höchste, womit man sich gegenseitig beglücken kann, verwendet und betrachtet. Nirgends ist ja die Gastfreundschaft größer, als bei den Völkern des Nordens, wozu auch die Russen gehören, und nicht minder bei den Kleinrussen, wie bei den Südslaven überhaupt steht der Gast in hohem Ansehen, in ebenso hohem Ansehen steht aber auch Blutsbrüder- oder Blutsschwesternschaft und selbst der Arme ist am Osterfeste der Slaven ein Bruder. Kein vornehmer Herr

unterläßt es, mit einem Armen den Gruß „Christus woskress" („Christus ist auferstanden") auszutauschen, sei er nun Russe, Bulgare, Serbe oder sonst irgend ein südslavischer Bekenner der griechisch-katholischen Religion, ja sogar Umarmungen sind bei diesem Gruß nicht selten und so darf auch das Geschenk des Eies seitens Vornehmer an Geringere nicht Wunder nehmen. Man geht in Rußland so weit, das Ei als „Vielliebchen" zu betrachten, es mit Besuchern des Hauses zu theilen und je zur Hälfte zu essen, eine Sitte, welche auch in Polen heimisch ist, woselbst es die Hausfrau als die größte Beleidigung betrachten würde, wollte man das von ihr entgegengebrachte, hartgesottene, zerbröckelte Ei, wovon sie selbst erst ein Stückchen nimmt und dann dem Gaste darreicht, zurückweisen. Noch weiter gehen die Bulgaren, die sogar die Todten mit Ostereiern beschenken und letztere auf die Gräber tragen, damit „die lieben Angehörigen auch etwas zu essen haben". Daß bei so religiösen Völkern die Geistlichkeit nicht leer ausgeht, ist begreiflich. Ueberall erhält der Pope sein Geschenk an Ostereiern und auch die Kirchensänger und die Kirchendiener werden nicht vergessen. Ferner kommt das Osterei in allerlei Segenssprüchen slavischer Völkerschaften vor; so streicht z. B. in Bulgarien die Mutter die Backen der Kinder mit dem Segensspruche: „Mögen sie das ganze Jahr so roth sein, wie dieses Ei!", wenn sie den Kleinen am Gründonnerstage die gefärbten Eier überreicht, und in Serbien wünschen sich zwei Jünglinge oder zwei Mädchen, wenn sie mit einander Blutsbrüder- oder -schwesterschaft geschlossen haben, was am Osterfeste sehr häufig geschieht, so feste Dauer ihrer Freundschaft, wie die Schale des Eies, das sie sich gegenseitig schenken, hinsichtlich ihrer Festigkeit keinen Zweifel läßt. Schließlich spielt das Ei noch außerhalb des Osterfestes seine Rolle, indem z. B. am St. Georgstage (Jurgew Den), dem bedeutendsten Feste der Russen nächst Ostern, das auf den 23. April fällt, die Hirten mit Eiern und Milch beschenkt werden und sich inmitten der Heerde auf dem Felde einen Eierkuchen bereiten, weiterhin am Tage des ersten Frühlingsgewitters, welches die Zeit zur Aussaat angiebt, die russischen Bäuerinnen das Wasser in einen Milcheimer gießen, in welchen sie ein Ei legen, damit die Hühner viel Eier geben.

Jedoch nicht nur bei den Slaven, sondern auch bei anderen christlichen Völkern ist das Osterei von hoher Bedeutung. Sowohl die deutschen, wie die fremdsprachlichen Völkerschaften Oesterreichs, die Ungarn, die Bayern und Franken, die Schwaben und Schweizer, die Franzosen und die übrigen Romanen, überhaupt alle Nationen, die sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, halten es in Ehren und selbst der protestantische Mittel- und Norddeutsche kennt es noch, ja, der schwedische Bauer schätzt es und bis in die norwegischen Schären und Fjords ist es ein gesuchter und beliebter „Artikel". Freilich ist die Art und Weise seiner „Benutzung" verschieden; wie es dem Slaven als allgemeine Liebesgabe gilt, so dem Bajuvaren, dem Steirer, dem Tiroler als Liebeszeichen seines „Schatzes", und der Norddeutsche kennt es nur als Kindergeschenk, als „Hasengeschenk" wie man zu sagen pflegt und in culinarischer Beziehung als Osterspeise. Ueberall aber ist es am Osterfeste zu finden, und Niemand ist vorhanden, der es gern missen möchte. Ostern ohne Eier ist nicht denkbar. Der Bewohner der Städte, vor Allem der Großstädte, ist heutzutage in Bezug auf die Ostereier ebenso verwöhnt, wie in Betreff fast aller Dinge. Die Kunst der Chocoladen- und Zuckerwaarenfabriken, wie diejenige der Attrappen- und Bonbonnièrenfabrikanten ist zu genugsam bekannt, als daß ich hier darüber ausführlich zu reden brauchte, und die Auslagen der Conditoren, wie mancher anderer Gewerbetreibender enthalten bezaubernde Dinge, wenn das Osterfest naht. Die schöne Leserin, die am Gründonnerstag Morgen von irgend eines Verehrers Hand vielleicht eine duftige Blumenspende in irgend einem zarten, aus Papiermaché, Seide oder Porzellan gefertigten eiförmigen Behälter überreicht oder zugesandt erhält, ahnt jedoch wohl nicht, daß auch im fernen Alpenthale, auf den ungarischen Pußten und in den böhmischen Wäldern Gott Amor sein Spiel treibt, wenngleich in umgekehrter Weise. Die Modedame, die schöne Theaterprinzeß oder Balletteuse ist es gewöhnt, die Huldigungen ihrer „Courmacher" in Form aller möglichen Geschenke entgegen zu nehmen und so muß auch das Ei am Osterfeste „seinen Tribut mit dazu beitragen". Das lebensfrische Dirnd'l der Alpen, die heißblütige Dorfschöne Ungarns, die derbe fränkische Bauernmaid verlangen das nicht, sie wollen keine Eier gespendet haben, sondern sie spenden diese an die Burschen, von welchen sie geliebt werden. Ländlich, sittlich! Und merkwürdig, das kleine Ei ist im Stande, mehr zu „reden", als dies Worte vermögen, denn erhält ein Bursche von seiner Liebsten ein oder mehrere Ostereier, so kann er das Mädchen als treu betrachten und darf ihrer Liebe gewiß sein. Es dürfte nun nicht allgemein bekannt sein, daß diese Ostereier nicht nur roth gefärbt werden, sondern in allen möglichen Farben prangen, ja, daß man sie in einzelnen Gegenden mit bunten Mustern, sogar mit Bildern und Sprüchen versieht. Hier und dort hat sich dieser schöne Brauch noch vollständig erhalten und in manchen Dörfern der österreichisch-ungarischen Monarchie leben geübte „Eiermaler", die zu Ostern kunstreich verzierte Eier liefern. Die Zahl dieser Künstler ist aber in rascher Abnahme begriffen; um so mehr verdient eine Sammlung von Ostereiern volle Beachtung, die sich im Museum für österreichische Volkskunde zu Wien befindet. Sie ist einzig in ihrer Art und infolge der bunten Völkerkarte Oesterreichs auch überaus mannigfaltig. Besonders anziehend erscheinen die mährischen Ostereier. In Mähren, namentlich unter der deutschen Bevölkerung bei Iglau, werden gegenwärtig noch solche bemalten Ostereier als hervorragendstes Geschenk betrachtet. Dort giebt das Mädchen dem auserwählten Burschen stets ein Osterei, Jung und Alt beschenkt sich damit, und an Angehörige, die in der Fremde weilen, wird ein schön bemaltes, mit einem Spruche versehenes Ei als Ostergruß aus der Heimath versandt. Darum giebt es hier auch in einzelnen Dörfern kunstfertige Leute, von denen mancher über 1000 Eier zur Osterzeit verziert und mit Sprüchen versieht. Neuerdings hat Franz Paul Piper über diesen Gegenstand eine interessante Abhandlung in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde veröffentlicht und über die Kunst des Eiermalens sehr werthvolle Aufschlüsse gegeben. Die Kunst des Schmückens der Ostereier — berichtet er — ist nicht so einfach, als es sich Mancher vorstellen mag. Mit der Rinde des Apfelbaumes, die er in Wasser kochen läßt, färbt der Künstler zuerst das Ei gelb. Was gelb bleiben soll, das bedeckt er mit einer feinen Wachsschicht und färbt dann das Ei roth, indem er es mit Zwiebelschalen im Wasser kochen läßt. Ist dies geschehen, so wischt er das Wachs wieder weg und hat nun ein gelbrothes Ei. Jetzt greift er zum Rasirmesser oder Griffel und ritzt in die Eierschale seine Zeichnungen ein, die auf dem gelben oder rothen Grunde in reiner Weiße schimmern. So stellt er Menschenfiguren, Thiere und Blumenranken dar. Das Wichtigste an dem Osterei sind aber die Sprüche, die von den Bestellern oft besonders aufgegeben werden und mitunter mehrere Strophen lang sind. In diesen Sprüchen, die frei aus dem vorhandenen Schatze deutscher Sprüche gewählt werden, kommt Verschiedenes zum Ausdruck: Versicherungen der Liebe und Freundschaft, Glückwünsche und auch Scherze. Es werden nicht nur Hühnereier, sondern auch Gänseeier zu diesem Zwecke verwendet, sie sehen ja stattlicher aus und bieten den Vortheil, daß auf ihre Schalen längere Sprüche geritzt werden können. Nicht allein Männer, sondern auch Mädchen und Frauen versuchen sich in der Kunst der Herstellung von solchen Ostereiern. Mehr als 70 mährische Muster sind bekannt, die auf vorwiegend gelbrothem Grunde so geschickt eingeritzte geometrische Figuren, Blätter, Blumen, Ranken, Sterne, Herzen und dergl. darstellen, daß manches dieser Ostereier ein kleines Kunstwerk genannt werden kann. Besonders schön sind die dunkelblauen Ostereier mit Stiefmütterchen, die in der Gegend bei Lundenburg beliebt sind. Das Schmücken der Ostereier ist auch bei den slavischen Volksstämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie gebräuchlich. Bei den Polen pflegen die Frauen hier und dort gewöhnliche Ostereier auszublasen und sie sodann mit farbigem Sammet und allerlei Fäden und Flittern zu bekleben. In Böhmen herrscht das lichtrothe Osterei vor, während die Salzburger Ostereier auf den ersten Blick Gebilden aus Marmor oder jener Masse gleichen, aus der die Parfümeure ihre bunt geäderten Seifenkugeln verfertigen. Erst bei näherer Betrachtung entdeckt man, daß Hühnereier durch äußerst geschickte, sehr zarte, bunte Färbung die Aenderung erhielten. Das Bemalen und sonstige „Herrichten" der Ostereier bildet auf dem Lande, insofern es im Hause für das Haus geschieht, vielfach noch ein Ereigniß und wird hier und dort, zumal in Ungarn, auch mit Volksliedern begleitet. Dabei pflegen die Mädchen insbesondere das dem Auserwählten gewidmete Ei sorgsamst zu behandeln, es mit Herzen, sich schnäbelnden Tauben und ineinander gelegten Händen zu schmücken. Der ruthenische Bursche, der aus der Hand eines Mädchens das mitunter auch

mit Wollfäden schön verzierte Osterei empfängt, kann ihrer Liebe und Treue versichert sein. Dasselbe ist in Kärnten der Fall. Doch muß dort, und zwar im oberen Rosenthale, das Mädchen ihrem Liebsten unbedingt zwei, im Gailthale, wo die Slovenen wohnen, sogar drei rothe, mit Inschriften versehene Ostereier schenken, um ihm hinsichtlich der Festigkeit ihrer Zuneigung jeden Zweifel zu benehmen. In Tirol und Bayern giebt man sich hinsichtlich der Bemalung und Verzierung der Ostereier nicht so viel Mühe. Meist pflegt man sie roth zu färben. In Ober- und Niederbayern dienen diese roth gefärbten Eier hauptsächlich als Gastgeschenke der Mädchen an die Burschen, wenn diese „auf ein Plauderstündchen“ an das Kammerfenster kommen. Auch „legt“ sie der „Hase“ den Bauernkindern ins Nest, während dies im ganzen Herzogthum Sachsen-Meiningen der „Storch“ thun „muß“, und anderwärts gehen Kinder und zuweilen auch erwachsene Burschen „schmackostern“. Diese Sitte des „Auspeitschens“ und „Auslösens durch ein Ei“ ist in ganz Norddeutschland üblich, sie ist jedoch auch in Oesterreich und selbst in Ungarn nicht unbekannt. Sie wird meist am Ostermontage gepflegt, da und dort am Ostersonntage. Haben die Knaben die Mädchen „auskarbatscht“, die jungen Burschen die Dirnen „gesitzt“, so „revanchiren sich“ diese ihrerseits am nächsten Tage. Immer aber muß ein Ei den „Frieden wieder herstellen“. Es finden jedoch an manchen Orten kleine Abweichungen statt, die sämmtlich hier näher zu schildern zu weit führen würde.

Daß ein Gegenstand wie das Ei leicht dem Aberglauben unterliegt, ist wohl nicht verwunderlich, und man könnte ein Buch eigens darüber schreiben. Aus diesem reichen „Mythenschatze“ wollen wir nur Einiges herausgreifen. Von dem Aberglauben der Slaven in Bezug auf das Ei war schon oben die Rede, nächst ihnen huldigen die Bajuvaren am meisten „allem möglichen und unmöglichen tollen Wahne“, mit welchem sie das Ei „umgeben“. Beide Völker sind an Aberglauben sehr reich. Ein Beispiel liefert u. A. das Ei. In ganz Bayern hat die Landbevölkerung die Eier am liebsten, welche an einem Donnerstag gelegt worden sind; sie weisen zurück auf den Gott Donar, dem jener Tag heilig war, und dem, wie schon oben bemerkt, zu Ehren sie auch roth gefärbt wurden. Freilich ist dem Volke die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte längst abhanden gekommen, allein der Brauch vererbt sich von Eltern auf Kinder fortwährend und wohl für alle Zeiten, so lange eine christliche Osterfeier besteht, und mit dem Brauche auch der Aberglaube. Und dieser Aberglaube schreibt den „Gründonnerstagseiern“, die in der Oberpfalz auch „Anlaßeier“ (Anlaß = Antlaß = Lossprechung oder Entlassung öffentlicher Büßer von ihren Vergehungen und Kirchenstrafen und Wiederaufnahme derselben in die Gemeinschaft der Christen, welche gewöhnlich am Gründonnerstage, als Einsetzungstag des heiligen Abendmahls, statthatte) oder „Odlaspfinza- oder -pfinsta-Eier“ („Odlas“, im Dialekt der Oberpfalz für „Antlaß“, „Pfinsta“ = „Pfinstag“ = Donnerstag, als fünfter Tag in der Woche) genannt werden, übernatürliche Kräfte zu. Solche Eier sind in der Henne schon geweiht, ehe sie dieselben nur legt; in der Kirche am Osterfeste vom Priester durch den Segen nochmals geweiht, haben sie doppelte Wirkung und Kraft. Sie helfen dann wider allerlei „Gebreste“, namentlich gegen den „Leibschaden“. Um Hemau herum müssen sie nach der kirchlichen Weihe am Ostertage mitsammt der Schale gegessen werden, damit man sich beim Heben nicht wehe thue. Und was knüpft sich sonst noch für mannigfacher Aberglaube an diese Eier! Sie besitzen „Segen für Haus und Feld“. Nachstehend geben wir einige „Pröbchen“ aus der unendlichen Menge dieser abergläubischen Bräuche: Bei Loching in Niederbayern werden ein rothes Gründonnerstagsei, ein geweihtes Fronleichnamskränzl und geweihtes Salz, alles mit einigen Tropfen Johanniswein begossen, in ein „Päckl“ (Päckchen) zusammengebunden, in die erste Garbe gelegt und, wenn abgedroschen ist, in das Ofenfeuer geworfen. Solches nützt der Frucht. In Bering bei Mosburg in Oberbayern geht am Ostertage jeder Bauer mit seinen Dienstleuten um jeden seiner Aecker, steckt in „ein jedes Eck“ („eine jede Ecke“) des Ackers ein Palmkreuzl („Feldkreuzl“) und legt dazu die Stücke der Schale eines geweihten Eies. Auf diese Weise bleibt die Saat vor Hagelschlag und Unwettern behütet. Auch bei Landshut werden die Schalen der „Antlaßeier“ auf die Felder gestreut. Ein Antlaßei wird in den größten Weizenacker eingegraben und rechts und links davon ein geweihtes „Brandkreuzl“ gesteckt; wer das nicht thut, dem verdirbt Hagelschlag und Brand die Frucht. Bei Thannheim in Niederbayern wird ein „Antlaßei“ in einen Fetzen „Leinwat“ (Leinwand) gewickelt und hierauf an das außen am Hause angenagelte hölzerne Kreuz gehangen, ein anderes wird getheilt, jede Hälfte in Leinwand gewickelt und die eine davon in dem Pferdestall, die andere in dem Kuhstall aufgehangen. Bei Passau werden zwei kleine längliche „Nudeln“ (altbayerischer Ausdruck für „Krapfen“) über's Kreuz gelegt, gebacken, geweiht und nebst einem „Antlaßei“ am „Sunewendtag“ (Johannistag) dem Vieh in den „Barn“ (Futterkrippe) gelegt. Alles dieses nützt dem Vieh außerordentlich und bewahrt es vor jeder Seuche. Auch am Böhmerwalde kennt man das „Antlaßei“, welches man dort „Sódlasöjä“ in der Mehrzahl nennt, was Schmeller in seinem bayrischen Wörterbuch auf die Vermuthung bringt, das „S“ sei vielleicht der Artikel zum Singular. Rank in seinem interessanten Buche über den Böhmerwald, welcher bekanntlich des Verfassers Heimath war, berichtet uns mehrfach davon. Hiermit wollen wir das Capitel über den „Eier-Aberglauben“ schließen und das Ei nach seiner naturwissenschaftlichen, culinarischen und technischen Seite hin betrachten. Natürlich müssen wir uns in Hinblick auf den uns zu Gebote stehenden Raum kurz fassen und können daher nur das Vogelei berücksichtigen.

Das Ei der Vögel enthält stets ungemein viel Nahrungsdotter, der sich vorzugsweise an dem einen Pol des Eies anhäuft und theils weiß, theils gefärbt ist; meist ist er von gelber Farbe und ist mit einem feinen Häutchen, dem Dotterhäutchen, bedeckt. Bei seiner Wanderung aus dem Eierstock durch den oberen Theil des Eileiters erhält das Ei noch mehrere Schichten Eiweiß aufgelagert, das sich von den Drüsen der Eileiterwandung absondert; hierbei bilden sich an den beiden Polen des Eies, weil dieses in Spiralbewegungen den Eileiter passirt, die spiralförmig gewundenen Hagelschnüre. Weiter unten im Eileiter umkleidet sich das Ei dann mit der porösen Kalkschale, welcher von innen die dünne Schalenhaut anliegt. „So wird es gelegt.“ Bei den Schwimmvögeln wird die Eischale noch mit Fett getränkt. Fehlt es in der Nahrung der Vögel an Kalk, so entstehen die weichschaligen Windeier; je mehr kalkhaltige Nahrung die Vögel zu sich nehmen, desto härter und fester werden die Schalen ihrer Eier. Von allen Eiern werden hauptsächlich die Vogeleier als Nahrungsmittel verwerthet, besonders die Eier der Haushühner, Enten, Gänse, Fasanen, Puter und Pfauen, der Kiebitze und Möven. Die nordischen Völker essen im Frühjahr die Eier der Alken, Meerschwalben, Eiderenten und mehrerer anderer Wat- und Sumpfvögel. Von den Negern, Kaffern und Hottentotten werden die Eier des Straußes, von den südamerikanischen Indianern die des Nandu und von den Australiern die des Emu gegessen. Der Werth der Eier als Nahrungsmittel ist oft übertrieben worden. Forschungen haben ergeben, daß erst 14 Hühnereier mit Rücksicht auf die eiweißartigen Körper einem Pfund Rindfleisch gleichkommen. Das wollen jedoch die Vegetarier um keinen Preis zugeben und behaupten, die Eier seien viel nahrhafter, als Fleisch, weshalb man dieses vollständig entbehren könne. In ihrem Fettgehalt stehen die Eier dem Schweinespeck am nächsten. Es ist allbekannt, daß das rohe Ei sehr leicht verdaulich ist, aber an dieser Eigenschaft bedeutend verliert, wenn es hart gekocht wird; auch wird der Nahrungswerth des Eies sehr herabgedrückt, wenn man das Eiweiß nicht mitgenießt. Außer als Nahrungsmittel finden sowohl Eiweiß als Eigelb ausgedehnte Benutzung und Anwendung in der Technik und in den Gewerben; das erstere dient zum Klären trüber Flüssigkeiten; außerdem benutzt man es, mit Kalk gemischt, als Kitt, zum Grundiren bei der Vergoldung und zur Bereitung von Albuminpapier, welch Letzteres in der Photographie verwendet wird; die ausgedehnteste Verwendung findet es jedoch in der Zeugdruckerei, während das Eigelb in der Weißgerberei und zur Bereitung von Eieröl benutzt wird. Dieses Eieröl ist hochgelb, dickflüssig, von angenehmem Geschmack und erstarrt sehr schnell bei niederer Temperatur. Es verleiht dem Haar und der Haut eine so eigenthümliche sammtartige Weichheit, wie kein anderes Fett, weshalb ich es allen meinen Leserinnen, die gern schön sein wollen — und wer möchte das nicht? —, nur empfehlen kann. Auch die aus ihm gewonnene Seife erhält die Haut sehr zart und weiß. Soviel hierüber. — Zu Nutz und Frommen aller Hausfrauen muß ich auch etwas über die Aufbewahrung der Eier sagen, denn von ihr hängt es vielfach ab, ob das Ei gut oder schlecht, für die menschliche Nahrung brauchbar oder nicht ist. Eier, welche aufbewahrt werden sollen, müssen durchaus unbebrütet sein, denn bebrütete Eier verderben

unter allen Umständen sehr schnell und sind nur für die wilden Völker ein „Leckerbissen". Man legt die Eier an kühlen, trockenen Orten, mit reiner Luft, am vortheilhaftesten auf Bretchen, welche mit derart großen quadratischen (nicht runden) Löchern versehen sind, daß die Eier nicht durchfallen. Alle 8 Tage müssen sie dann umgekehrt werden, so daß bald das spitze, bald das stumpfe Ende sich oben befindet. Gute Eier halten sich auf diesen Eierstellagen bei gehörigem Luftzug an einem passenden Ort länger und besser als unter Anwendung der gewöhnlichen Mittel, welche man gebraucht, um die Luft von dem Ei abzuhalten. Gefrorene Eier werden wieder brauchbar, wenn man sie 2—3 Stunden in recht kaltes Wasser legt. Um zu erkennen, ob Eier frisch und gut sind, halte man sie gegen das Licht. Frisch gelegte Eier sind hell durchscheinend und haben nur eine sehr geringe Luftblase an der Spitze. Je größer diese ist, und je trüber die Eier sind, um so schneller werden sie verderben; ganz undurchsichtige Eier sind faul. Bei guten Eiern bemerkt man ferner mit der Zunge leicht an der Spitze eine etwas niedrigere Temperatur als an dem stumpfen Ende; schlechte Eier sind gleichmäßig warm an beiden Enden. Frische Eier sinken im Wasser unter, verdorbene schwimmen auf dem Wasser, welches Kennzeichen noch deutlicher wird, wenn man statt des Wassers eine Salzlösung anwendet, in welcher ganz frische Eier nur sehr langsam untersinken. Den sichersten Aufschluß über die Beschaffenheit eines Eies liefert der Eierspiegel, welcher aus einem allseitig geschlossenen Kasten besteht, in dem ein Spiegel im Winkel von 45° gegen die obere Wand befestigt ist. In der oberen Wand sind kreisrunde Löcher angebracht, in welche man die Eier setzt; die vordere, dem Spiegel zugekehrte Wand des Kastens enthält zwei Oculargläser, in einer den Theaterperspectiven ähnlichen Fassung. Alles Licht muß durch die Eier gehen, fällt auf den Spiegel und wird in das Auge des Beobachters reflectirt, der jede Trübung im Ei beobachten kann. Mit diesem Instrument kann man zu gleicher Zeit viele Eier auf ihre frische Beschaffenheit prüfen. Das Ovoskop besteht aus einer ähnlich hergestellten dunkeln Kammer, gestattet aber, das Ei mittels einer Gasflamme zu durchleuchten.

Was den Preis der Eier betrifft, so sind die schönen Zeiten vorüber, in denen ein Goethe das Milchmädchen im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" singen lassen konnte: „Drei, ihr Herrn, für einen Dreier" und doch mußte selbst Goethe an anderer Stelle bekennen: „Man schlürft die Eier hinunter, läßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen", ein Beweis, daß damals trotz der Wohlfeilheit der Eier nicht alle Menschen sich den Genuß der Eier gönnen konnten. Auch das Sprichwort: „Jedem ein Ei, und dem braven Schweppermann zwei" zeigt an, daß doch Eier zu gewissen Zeiten etwas Seltenes sind, und daß Mancher sich glücklich preisen muß, wenn er ein Ei verspeisen kann. Das erwähnte Sprichwort hat in einer historischen Anekdote seinen Grund, welche, sie mag nun wahr sein wollen oder nicht, uns von einer kritischen Zeit erzählt, in welcher es nicht, wie in der Schlacht von Bosworth, geheißen hat: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd" sondern: „Ein Ei, ein Ei, ein Königreich für ein Ei!" Als nämlich nach der für Friedrich den Schönen von Oesterreich so unglücklichen Schlacht bei Mühldorf unter dem bayrischen Kriegsvolke die Vorräthe knapp geworden waren und nur noch ein Korb Eier zur Vertheilung bereit stand, da sprach Kaiser Ludwig der Bayer: „Gebt Jedem ein Ei, dem tapferen Schweppermann aber zwei!" zur Belohnung für die Heldenthaten, welche der tapfere Kriegshauptmann der Bayern verrichtet hatte. Viel mehr Eier standen jenem holländischen Dorfwirthe zur Verfügung, dessen Gasthaus ein König von England auf einer Reise durch die Niederlande mit seinem Besuche beehrte, der jedoch „aus der Noth eine Tugend machend" einen sehr hohen Preis für die vom Könige verzehrten Eier forderte. Als ihn darob der König erstaunt fragte, ob denn die Eier an diesem Orte so selten seien, erwiderte der biedere Holländer frisch und munter: „Das gerade nicht, aber Könige sind selten." Und doch meldet uns die Geschichte von einem „seltenen Ei", das ein Herrscher sehr hoch schätzte. Als Graf Wilhelm VI. von Henneberg im Jahre 1554 mit dem ehemals kurfürstlichen Hause der Ernestiner und mit Hessen den bekannten Erbvertrag geschlossen hatte, wonach diese Fürsten Anwartschaft auf die hennebergischen Lande hatten, soll der späterhin so unglückliche Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen zu seinem Hofmaler, Lucas Cranach dem Jüngeren, geäußert haben: „Meister, malet mir nur auf meinem Wappen die Henne recht gut, denn sie hat dem Hause Sachsen ein schön' Ei-lein gelegt." Noch „seltener" sind verschiedene „Eier", die dem Gebiet der Sage angehören, und unter diesen ist eines, welches wiederum mit dem Hause der Henneberger „unzertrennlich verbunden ist", wie ein Geschichtschreiber sagt. Weist doch dieses Grafenhaus schon durch seinen Namen auf die „Erzeugerin des Eies" hin! Der bekannte Sagenforscher Ludwig Bechstein erzählt in seinem „Sagenschatz des Frankenlandes" folgende Sage von „Schloß Huhnberg": „Ueber Nüdlingen, zwischen Münnerstadt und dem berühmten Badeorte Kissingen gelegen, ist eine Burgstätte auf einem ziemlichen Hügel sichtbar, welche heute Huhnberg genannt wird, vor Alters aber Henneberg hieß, wie eine Urkunde vom Jahre 1234 deutlich aussagt. Den Namen soll Burg und Berg von einem zahmen oder Haushuhn haben, das zur Zeit, als man die erstere gründen wollte und für dieselbe noch keinen Namen wußte, auf diesen ein Ei gelegt. Zur Unterscheidung des Namens von dem weit früher schon erbauten Stammschlosse Henneberg aber habe man es später nicht Henne-, sondern Huhnberg genannt, und diese Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der ersteren, einer Wildhenne, unterschieden." Kostbarer noch, als dieses Ei, war jenes, welches eine Henne einst in Oberbayern auf einem Ziegelstein „legte" und das mit einem strahlenden Stern gezeichnet war, in dessen Mitte ein gekröntes Frauenhaupt zu sehen war. Der damalige Herr der Burg Taxa (im Landgericht Dachau gelegen), Johann Baptist Hund, hielt dieses „Ereigniß" für einen Fingerzeig von oben, ließ daselbst ein Kirchlein zu Ehren der Muttergottes und zwar in Gestalt eines Sternes bauen und so entstand im Jahre 1618 das Augustinerkloster Mariastern zu Taxa. Abraham a Santa Clara erzählt diese Legende zuerst in dem originellen Werkchen: „Gack, Gack, Gack" (München 1688). Im sogen. „Schenkthurm" bei Würzburg soll sich gar ein Nest mit goldenen Eiern befunden haben und demjenigen, der sich getraue, in der Nacht allein die Eier zu holen, war ein grüner Rock versprochen. In einer Spinnstube in Zell erklärte sich einst ein junges Mädchen zu dem Unternehmen bereit, wenn man ihr einen Ranken schwarzes Brod, einen Wetzstein und einen schwarzen Kater verschaffe. Nachdem sie diese Dinge erhalten, ging sie damit hinauf in den öden Bergthurm, fand dort in einer Raufe das Nest und nahm die Eier heraus. Da rief ein grauer Mann ihr zu: „Hättest Du Deinen rinkenden Rank, Deinen wetzenden Wetz und Deinen schwarzen Kater nicht, so wollt' ich Dir den Hals brechen!" Voll Schrecken lief das Mädchen davon und brachte zwar die Eier nach Zell, wurde aber krank und starb nach kurzer Zeit. Am allerseltensten sind jedoch die „Hahnen-Eier", welche nur „mit Teufels Hilfe gelegt werden". In alter Zeit war es eine weitverbreitete Annahme, daß der Hahn Eier legen könne, und selbst Chronisten haben davon gefabelt. In den Pyrenäen glaubt dies heute noch mancher Hirt. Kaum habe der Hahn indeß die Eier gelegt, so verberge er sie unter dem Mist, und durch diese unreine Wärme ausgebrütet, krieche die Schlange aus dem Ei. Die Schlange gilt in den Pyrenäen als „Tochter des Hahnes" und ist überall der Gegenstand abergläubischer Scheu.

Noch manche Dichtung, noch manche Sage und historische Anekdote erzählt uns vom Ei, welche sämmtlich anzuführen nicht möglich ist. Wer kennt nicht die anmuthige, poesiedurchhauchte Jugenderzählung Christof v. Schmid's „Die Ostereier", wer nicht die packende Novelle „Um ein Ei" von Theodor Pantenius, wer nicht die interessante Fabel vom „Ei des Columbus"? Und wie reizend hat der Meister der deutschen Idylle, J. H. Voß, dessen 150. Geburtstag wir unlängst feierten, das Leben und Treiben der Hühner geschildert. Welch' wunderhübscher Vers ist es, wenn er mahnt:

„Dein geperletes Hühnchen hat schon im Stalle gegackelt,
Eil' und suche das Ei, eh' Dir's abhole der Iltis"
(„Luise" 2, 282).

Wir jedoch wollen, um nicht in den Verdacht „ab ovo" zu gerathen, den schon Wieland so treffend gekennzeichnet hat in den Worten:

„Herein gerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr Märchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beim Ei die Sache an"

unsern Artikel schließen mit dem Wunsche „fröhliche Ostern" an unsere Leser und in der Hoffnung, daß uns Niemand zürnen werde, wenn wir nicht Alles erwähnen konnten, was sich auf das Ei bezieht, denn „besser halb Ei, als eitel Schale".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 42. Dienstag, den 9. April, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

IX. Von den getreuen Landsleuten zu den ungetreuen.

Es war Sonntag. Ich pflegte noch der Ruhe im trauten Hotel Hübner in Santa Cruz; da weckten mich, gerade als das funkelnde Tagesgestirn über die Urwaldsberge emporstieg, seltsame Glockenschläge vom nahen Thurm der katholischen Kirche. Sie schallten so hart und in langen Pausen, ähnlich dem Feuerläuten, das vor Zeiten bei uns üblich war. Auf Befragen erklärten mir meine Wirthsleute die Bedeutung der schauerlichen, klagenden Töne. Es war das Todtenglöcklein, welches seinen Mund aufgethan hatte, und zwar aus ganz besonderer, beweinenswerther Veranlassung. Ein Deutscher, seines Zeichens Schreiner, der es indeß in diesem Beruf durch Fleiß und Geschick bis zum Stuhlfabrikant gebracht hatte, war so thöricht gewesen, obwohl selbst verheirathet und Vater von einem halben Dutzend Kinder, ein Verhältniß mit einer Mulattin anzuknüpfen. Ein junger Bursche, ebenfalls Deutscher, der Sohn eines der angesehensten Geschäftsleute der Stadt, welcher es auf dasselbe Mädchen abgesehen hatte, lauerte ihm, von Eifersucht gequält, mit noch drei Spießgesellen auf und schoß ihn mittelst eines Revolvers in den Unterleib. Der schweren Verwundung war der Unglückliche in der Nacht um 2 Uhr erlegen. Nun sind allerdings Mordthaten, nebenbei bemerkt aus ähnlichen Motiven, vor Allem aus Rachsucht, selten, dagegen in räuberischer Absicht in Brasilien keine Seltenheit. Beispielsweise wurden während meines späteren Aufenthaltes in Santos zwei Menschen umgebracht, ein Soldat im Verlauf einer Rauferei und einer der Kaffeesackträger unseres Dampfers, der, Abends von saurer Arbeit nach Hause zurückkehrend, dort bei der pflichtvergessenen Gattin einen ungebetenen Gast fand, welcher ihm ohne Weiteres eine Kugel mitten in die Brust jagte. Daß aber, wie in dem oben beregten Falle, sogar ein Deutscher an einem Deutschen zum Mörder, also gewissermaßen zum Brudermörder, wurde, war glücklicherweise doch noch nicht oft vorgekommen. Nach brasilianischer Gepflogenheit, die sich aus dem feucht-warmen Charakter des Gebiets erklärt, hätte auch dieser Abgeschiedene bereits nach Verlauf von 24 Stunden zur Erde bestattet werden müssen. Das Begräbniß fand jedoch hier in Wirklichkeit noch eher, Mittags um 12 Uhr, statt, aus dem allerdings etwas frivolen Grunde, weil eine Stunde später das Wettrennen begann, an dem doch alle Welt theilzunehmen wünschte. Bei dieser Gelegenheit will ich anfügen, daß Beerdigungen nicht nur im Norden Brasiliens, wo wir ja einer solchen beiwohnten, sondern auch im Süden, unter Farbigen, wie nicht minder auch unter Weißen und selbst Deutschen wenig Würdiges haben. Frauen erscheinen in hellen Kleidern und mit bunten Sonnenschirmen, Männer gar in weißen Beinkleidern. Vermuthlich denken sie wie jener Schulmeister, der auf die entrüstete Frage seines Pfarrers, wie er zur Leichenfeier seine untersten Extremitäten in der denkbar hellsten Farbe vorführen könne, antwortete: „ach was, wenn nur das Herze schwarz ist!“ In der That erwiderte mir auch einer der Honoratioren von Santa Cruz, als ich mich über solche Weihelosigkeit aufhielt, unter Achselzucken mit einem Witzwort: „ländlich, schändlich“. Am Nachmittag jenes traurigen Tages, bei dem erwähnten Wettrennen, dem auch ich eine Zeit lang anwohnte, sah man freilich die Form viel besser gewahrt. Da gab es hunderte nach neuester europäischer Mode herausgeputzte, namentlich auch gelbe und schwarze Weiber in seidenen Kleidern, wie denn selbst feine Equipagen nicht fehlten. Ueberhaupt ging es bei dieser Schaustellung ganz nach unserer Art her. Es gab außerhalb des Städtchens auf weitem, ebenem Wiesenplan einen richtigen großen, eingefriedigten und mit Sand bestreuten Rennplatz, gab an demselben sogar eine im Halbkreis erbaute und mit Sitzplätzen, sowie einem fliegenden Restaurant versehene zweistöckige Tribüne für Zuschauer und selbst der ominöse Totalisator war nicht vergessen. Die Nummer des Programms, die ich sah, war ein Rennen auf ungesattelten Pferden und ich muß gestehen, die halbwüchsigen, zweckentsprechend spindeldürren Mulatten und Neger, welche die rasenden Thiere ritten, machten ihre Sache thatsächlich so gut wie die besten englischen Jockeys. Deutsche sah man dagegen nicht mit am wilden Wettkampf theilnehmen. Dies war indeß sicher nur zufällig. Denn daß unsere Landsleute da draußen wohl ihre Rosse zu tummeln verstehen, daß sie sogar, weniger vielleicht aus Talent, das wir Deutsche für das Reiten kaum haben, als aus Noth, infolge der zumeist grund- und bodenlosen Wege des Landes, zu einem wahren Reitervolke geworden sind, welches mit seinen Gäulen verwachsen ist, das konnte ich an einem andern Tage wahrnehmen. Es war der 8. September, das Fest „Mariä Geburt“, das, wie bei sämmtlichen Katholiken auf der Erde, so auch bei jenen in den zahlreichen Pikaden bei Santa Cruz, einen großen Feiertag bedeutet. Schon am Vorabende hatten die Zöglinge im „Colleg“, dem früher geschilderten weiblichen Erziehungsinstitut, stundenlang einen herrlichen vierstimmigen Chorgesang unterhalten. Am Morgen des Festtages läuteten alle Glocken der betreffenden Kirche. Indeß sie wurden fast übertönt von dem Hufschlag zahlreicher Rosse, der gleichzeitig hörbar wurde. Schnell war ich aus den Federn und an den Fenstern des Hotels. Siehe, da ritten sie in hellen Haufen heran, die oft meilenweit herbeigekommenen Gläubigen, Große und Kleine, letztere herunter oft bis zu kaum schulpflichtigen Kindern, Männer und Frauen, erstere in hohen Reitstiefeln und mit silbernen Knöpfen an den Jacken, letztere in langen, wallenden Reitkleidern, die in jenen Colonialgebieten bereits seit 20 Jahren in Gebrauch sind. Wer bei uns hätte wohl gedacht, daß einfache deutsche Bauern da draußen in der Fremde so ritterlich aufzutreten vermöchten! Dabei war freilich auch hier vom Erhabenen zum Lächerlichen vielfach nur ein Schritt, denn nicht wenige der biederen Bauernweiber hatten ihre Säuglinge im Arm und hielten zugleich noch den großen Sonnenschirm über sich ausgespannt. Und dabei trabten sie oder galoppirten häufig sogar, diese modernen Amazonen! Ja, es fehlte selbst an solchen nicht, welche auf dem Pferde die Windeln ihrer Pfleglinge auswechselten. Vor dem Gotteshause sprangen alle gewandt ab und eilten in das weit geöffnete Innere. Die schweißbedeckten Thiere blieben wohlerzogen, wie sie in Brasilien alle sind, ruhig, ohne angebunden zu sein, davor stehen. Es waren ihrer bald an tausend, so daß man glauben konnte, einen großen Pferdemarkt vor sich zu haben. Ich trat hinzu, bewunderte die schönen Thiere und die Sättel, die, ebenso wie das Zaumzeug, vorn und hinten reich mit getriebenem Silber geschmückt erschienen. Dann trat auch ich in die dichtgefüllte Kirche, die nüchtern, wie alle ihresgleichen im Lande — der Fußboden war z. B. nur gedielt — heute im Schmuck weißer Lilien prangte. Der Priester sprach das sogenannte große Magnificat und zwar in deutscher Zunge, wie ich denn überhaupt während dieses ganzen Gottesdienstes kein lateinisches Wort hörte; die Menge stimmte andächtig in den Refrain ein. Als beim Schluß Alles wieder ins Freie strömte, begaben sich die Frauen in eine Kaffeeschänke, die Männer in ein Bierhaus, die beide unmittelbar an die Kirche anstießen.

Dann ritten sie in langen Zügen wieder davon. Die muntere Jugend übte dabei zur Kurzweil noch manche kleine Reiterkunststücke. So umkreiste ein junges neckisches Mädchen drei Gefährtinnen in kurzem Galopp, indem sie bald dieser, bald jener mit der Reitpeitsche einen leichten Schlag versetzte, bis diese letzteren sich endlich auch ermannten und in Carrière hinter der fliehenden Losen herjagten, sodaß sich ein wahres Haschemännchen-Spiel entwickelte. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß das Reiten in dieser Gegend überhaupt fast zur ausschließlichen Fortbewegungsart geworden ist. So kam jeden Morgen ein winziger Knabe auf hohem Rosse mit einer Anzahl Blechflaschen rechts und links am Sattel vor unserem Hotel angesprengt. Es war der Milchjunge. Es reitet aber ebenso auch der Briefträger, der Geistliche mit dem Meßner, die Hebamme und die — Leichenwäscherin. Kinder, die man sich noch nicht allein auf dem Pferde zu lassen getraut, setzt man einfach vor oder hinter sich auf den Sattel. Ich war natürlich gespannt, ob der nächste Sonntag protestantische Reiter in ähnlicher Anzahl zu ihrer Kirche im Städtchen herbeiziehen würde. Ich fand vor letzterer dann jedoch nur einige Dutzend harrender Rosse. Dies hatte indeß seinen Grund lediglich darin, daß es in den meisten der Pikaden für die Evangelischen eigene Gotteshäuser giebt. Natürlich begab ich mich trotzdem auch in das Innere jener Kirche. Der Gesang der Gemeinde war leider unglaublich schleppend, dagegen die Predigt des Geistlichen gar nicht übel. Sie hatte zum Text die Bibelstelle, in der es heißt: „Bauet euch zum geistlichen Hause u. s. w.!“ Mit nicht geringem Erstaunen erfuhr ich hinterher, daß der Prediger von Haus aus ein Schreiner, darauf allerdings in Barmen noch weiter gebildet sei. Derartiges scheint in Brasilien sehr oft vorzukommen. So lernte ich in Santa Cruz einen evangelischen Pfarrer kennen, der vier Stunden weit aus seiner Gemeinde in der Urwaldspikaden herbeigeritten kam. Als ich im Laufe des Gesprächs einen lateinischen Brocken einwarf, gestand er kleinlaut, daß er nur ein deutsches Lehrerseminar besucht habe. Er klärte mich auch über die einschlägigen Gehaltsverhältnisse auf, indem er mir sagte, daß er nicht mehr als 2200 Milreis, d. i. zur Zeit etwa 2000 ℳ, baar bezöge, wozu dann nur noch die Nutznießung eines Ackers komme. Trotzdem war der gute Mann stolz auf seine Würde und erklärte auf meine Frage, daß er nicht in den deutschen Schuldienst zurücktreten möge. Mir kam damals der Gedanke, daß es vielleicht ganz gut sein würde, wenn man solche Lehrer, die ihrem Geistlichen grundsätzliche Feindseligkeit entgegenbringen, wie es so vorkommt, in Pfarrämter nach Brasilien steckte. Sie würden dann vielleicht auch bald bekehrt sein. Man sieht, ich hatte bei kurzem Aufenthalt in der großen deutschen Colonie doch Interessantes erlebt. Ich konnte jedoch nicht weggehen, ohne noch eine kleine Excursion gemacht zu haben, nämlich nach den schon erwähnten Pikaden. Ist doch heut zu Tage Santa Cruz, der Ort, nicht eine eigentliche Bauerncolonie mehr. Es war dies, als fleißige deutsche Hände vor Jahrzehnten an diesem Punkte den Urwald lichteten und den Boden bebauten. Nachzügler drangen dann von da aus weiter in das Gebirge hinein, hieben dort Lichtungen, eben die schon erwähnten „Pikaden“, durch das Dickicht und bauten daselbst neue Dörfer, währenddeß die ursprünglichen Bauern in der Muttercolonie Santa Cruz Geschäftsleute und Handwerker wurden, der alte Vorort selbst zur Stadt sich entwickelte. In ähnlicher Weise bilden alle bedeutenderen alten deutschen Colonien in Südbrasilien Brennpunkte, von denen neue bäuerliche Ansiedelungen radialförmig in den Urwald vorgeschoben sind. Bei dem erwähnten Kinderreichthum der dortigen Deutschen geht dieser Ausdehnungsprozeß auch noch immer weiter, obwohl die Neueinwanderung aus dem ursprünglichen Rekrutirungsgebiet Deutschland leider so gut wie versiegt ist. Die alten Centren stoßen, sozusagen, schon Ringe ab, eine gewiß erfreuliche Erscheinung. Das Ziel meines Ausfluges bildete die Pikade Rio Pardinho, die in scharfem Ritte in ein bis zwei Stunden von Santa Cruz aus erreicht werden kann. Meine Führer machten zwei liebenswürdige Landeskundige. Der eine war ein sogenannter Musterreiter. Es sind dies junge Kaufleute, welche für die großen Firmen in den Hauptstädten in die entlegenen Ansiedelungen der Urwälder eindringen und dort bei den Bauern Aufträge auf Waarenlieferungen sammeln. Da das Handwerk naturgemäß nicht ohne Gefahren ist, sind diese Herren wohlbewaffnet mit Revolver und langem Dolchmesser. Sie reiten auf jungen, handfesten Maulthieren, die oft gleichzeitig noch einen ganzen Haushalt für das Leben in der Wildniß zu schleppen haben, tragen lange Stulpstiefel mit ungeheuren Sporen sowie weite Pumphosen über den eigentlichen Beinkleidern. Haben sie so eine Art eigne Uniform, so bilden sie auch eine Art besondere Kaste, wie es denn z. B. in Porto Alegre einen besonderen „Musterreiter-Verein“ giebt. Diese Herren, obwohl sie in Ausübung ihrer Thätigkeit leicht etwas wie Don Quichote-Figuren abgeben, sind trotzdem fast ausnahmslos gutmüthige lustige Gesellen mit starkem Anschließungsbedürfniß. Mein andrer Begleiter war der Arzt des Städtchens, ein gleichfalls noch junger Mann, gebürtig aus Elsterwerda an der Bahn von Berlin nach Dresden. Er schien für gewöhnlich viel beschäftigt zu sein und hatte sogar unweit seines gemüthlichen Wohnhauses, eines villenartigen Baues, eine eigene Frauenklinik errichtet. Trotzdem pflegte er in scherzhaftem Tone zu klagen: „hier in Santa Cruz und Umgegend herrscht eine Gesundheitsepidemie“, wie er sich denn auch zum Zeitvertreib mit praktischen zoologischen Studien abgab. In seinem Hofe traf ich eine ganze Menagerie von den verschiedensten zum Theil sogar wohldressirten brasilianischen Thieren. So fand sich hier ein Tapir, mit dem Scherznamen „Tante“, welcher mit seinem beweglichen Schweinsrüssel aus der Hand fraß. Ihm machte dabei vielfach ein überaus niedliches Zwergreh in drolligster Weise Concurrenz. Dasselbe konnte u. A. auf den Hinterbeinen stehen und wie ein artiges Hündchen „Schöne machen“. Ferner waren da noch ein ziemlich tückischer „Nasenbär“, verschiedene Landschildkröten, welche ihre Wohnung in einem alten Brunnen hatten, u. a. m. Während wir den Ort in seiner ganzen Ausdehnung durchritten, vermochte ich in demselben noch Verschiedenes zu entdecken, was mir bis dahin entgangen war, so eine Eisengießerei, eine Dampfschneidemühle mit modernen Kreissägen, Wagenbauereien u. dergl. Es gab also sogar schon etwas Industrie. Wir gelangten darauf in die Vorberge der Serra und in den Urwald. Welchen bestrickenden Zauber übte derselbe auch jetzt wieder auf uns aus! Wie Guirlanden aus Laubwerk und Blüthen hing es rechts und links von uns aus der Höhe bis zum Boden nieder und schwang sich mitunter selbst noch wie eine Triumphpforte über die ganze oder doch halbe Breite des Weges, so daß wir uns dann vor solcher Ueberfülle tief auf die Hälse unserer Rosse zu bücken genöthigt waren. Endlich rauschte es vor uns wie Wasser; wir kamen heraus an den Rio-Pardinho, einen ansehnlichen Zufluß des Jacuhy, den wir auf einer hübschen eisernen Gitterbrücke überschritten. Damit waren wir in den Bereich der nach dem Gewässer benannten Pikade gelangt, die bis weit in Wald und Gebirge hineinreicht, da die freundlichen Bauernhäuschen weit auseinander stehen. Wir setzten unseren Ritt jedoch nicht fort, sondern kehrten gleich im ersten Hause jenseits des Flusses ein, in dem gleichzeitig neben der Landwirthschaft auch Krämerei betrieben wurde. Durch den mit allerhand Waaren vollgepfropften Laden, in welchem der Sohn des Hauses, ein ganz feiner junger Mann, als Verkäufer thätig war, wurden wir in die anstoßende „gute Stube“ geführt, wo alsbald der Hausvater, ein würdiger Alter, mit seiner Frau und dem Fräulein Tochter erschien. Letztere war im Institut in Santa Cruz erzogen worden und hatte dort eine feinere Bildung erhalten, worauf verschiedene Gemälde von ihrer Hand, die die Wände zierten, und ein gutes Pianino mit den verschiedensten neueren Tonstücken hindeuteten. Das unerläßliche wiederholte Händeschütteln war kaum vorüber, so begann jene überschwengliche Gastfreundschaft, die man auch noch in unseren Dörfern trifft, ihre Thätigkeit. Alles Mögliche und Unmögliche wurde aufgetragen, Wurst, Dörrfleisch, Eier, eingelegte japanische Pflaumen u. s. w., dazu als Getränk Pschorrbier aus Europa und imitirtes Pilsner aus São Paulo, Bordeaux von Frankreich und vinho nacionale aus den Colonien, echter Cognac und Caxaz, der einheimische Zuckerrohrschnaps, dazu endlich noch zu allem Ueberfluß Kaffee und Milch, Butter und Käse. Dabei glänzten die Gesichter der guten Leute vor lauter Freude. Es war für sie doch eine gar zu große Ueberraschung, Menschen aus der fernen deutschen Heimath bei sich zu sehen, an der sie noch mit allen Fasern ihres Herzens hingen, so glücklich und vollbefriedigt sie auch ihrer eigenen Versicherung nach sich in dem Lande fühlten, das ihnen zum neuen Vaterlande geworden. Wir mußten fast Gewalt anwenden, um endlich die Heimkehr nach Santa Cruz zu ermöglichen. Bald darauf schied ich, wie man nunmehr begreifen wird, mit einer gewissen Wehmuth auch von da. Derselbe Stellwagen, der mich gebracht, trug mich zur Eisenbahn zurück. Die Fahrt ließ sich diesmal ungleich leichter an als vorher, da es in der Zwischenzeit nicht geregnet hatte und viele der bösen Tümpel und schlüpferigen Stellen trocken ge-

worden waren. Trotzdem sollte sie uns wiederholt ein einigermaßen aufregendes Schauspiel bieten. Es war ein überaus heftiger Südwind aufgesprungen, der uns in unserem lustigen Gefährt wenig angenehm war, der dafür den Hirten der großen Steppe um so willkommener däuchte, denn sie hatten mit seiner Hilfe häufig, so weit das Auge reichte, das Gras in Flammen gesetzt, damit durch die Asche dann ein frischer Nachwuchs erzielt werde. Infolge dessen wogte der dichte Rauch vielfach gleich Wolkenschwaden auf der weiten Fläche vor uns, anderwärts blickten wir von höheren Punkten auf tiefere Strecken, wo das entfesselte Element gleichfalls in voller Thätigkeit war, wie auf ganze brennende Stätten nieder, oder aber wir rollten selbst durch ein wahres Feuermeer dahin, wenn die gierigen Flammen rechts und links sich bis nahe an den Straßenkörper durchgefressen hatten. Inmitten dieser grotesken Scenerie gab es einmal aber auch eine anheimelnde Idylle. Wir fuhren, am Fuß des früher erwähnten, die Steppe gegen Osten zu begrenzenden Mittelgebirges, an einem Stück Urwald hin, aus welchem gleichfalls Rauchwolken zum Himmel aufstiegen. Als wir näher kamen, entdeckten wir eine elende Bretterhütte, in welcher eine ganze deutsche Familie beim frugalen Mahle hockte. Die Leute hatten sich die Stelle ausgesucht, um sich da anzusiedeln, und benutzten nun an diesem Tage eben auch den herrschenden Orkan, um den in Aussicht genommenen Boden bloß zu legen. So sahen wir unerwartet Colonisten an der Arbeit. Mit den besten Wünschen für ihre schwere Aufgabe fuhren wir weiter. Es ward indeß Abend, ehe wir die Station Couto erreichten. Ein Zug ging an diesem Tage nicht mehr und so mußten wir wohl oder übel dort über Nacht bleiben. Dabei kamen wir noch schlimmer an als früher in Marchem Taquary, denn das Fremdenzimmer im Hotel des biederen Landsmanns Isenhardt besaß nicht einmal ein Fenster, von allem Anderen zu geschweigen. Um so lieber fuhren wir am nächsten Morgen von dannen. Die Reise ging jetzt noch weiter gegen Westen, denn ich wollte versuchen, durch das noch weniger bekannte Hinterland an der argentinischen Grenze hin, und ohne die Lagoa dos Patos wieder zu berühren nach Rio Grande zurückzukehren. Im Bahnwagen trafen noch immer fast nur deutsche Laute mein Ohr. Die Fahrt vermochte indeß auch sonst das Herz zu erquicken. Der Schienenstrang folgte zunächst den Windungen, welche der Jacuhy in dem in jener Gegend stark verengten Thale ausführte. Dabei traten mehrfach schroffe Sandsteinwände bis dicht ans Geleis heran, die in malerischster Weise von leuchtend grünem Moose und mächtig wuchernden Farrenkräutern überzogen waren, während dicht daneben, das schöne Vegetationsbild noch zu vervollkommnen, lange Zöpfe der Bartmoosflechte von hohen Baumriesen niederhingen. Einmal gab es in diesem Defilé auch ein Kunstwerk aus Menschenhand, eine stattliche eiserne Gitterbrücke, welche sich mit dem brennenden Roth ihres Anstrichs gar merkwürdig von dem glänzenden Grün des tropischen Dickichts umher abhob. Als sich die Flußmulde dann von Neuem erweiterte, fehlte es selbst da wieder nicht an den wechselvollsten Beobachtungsobjecten. Rechts wurde der majestätische, gipfelreiche Zug der Serra, den wir zuvor nur erst auf der Hochebene gen Santa Cruz zu wahrgenommen, sichtbar, und zwar, wie ich gleich bemerken will, um dies für den ganzen Tag zu bleiben. Ein weit niedrigerer, aber prächtig bewaldeter und namentlich durch zahlreiche, weithin sichtbare Palmenwipfel ausgezeichneter Mittelgebirgsrücken, der jenem vorgelagert war, diente dazu, den Ausblick nach dieser Richtung hin noch reizvoller zu gestalten. Auf der linken Seite gegen Süden zu trug der Boden, wo nicht Urwaldsparzellen auftraten, welche übrigens von jetzt ab seltener wurden, wie früher schon, wieder den Charakter der leicht gewellten Wiesenfläche mit den zugehörigen Rinder- und Pferdeheerden. In deren Mitte entdeckte das spähende Auge indeß jetzt einen Neuling, einen Vogel von ungewöhnlicher Größe und mit langem Halse, der gravitätisch einherstolzirte. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was aus der seltsamen Erscheinung machen, bis es mir einfiel, daß ich es mit dem südamerikanischen Strauße zu thun hatte, der dort, wie man weiß, in einer größeren und einer etwas kleineren Art vorkommt. Die ungeschlachten Thiere erwiesen sich als wenig scheu, da sie oft dicht am Bahndamm standen, was unbedingt daher zu erklären war, daß man sie im Lande nicht zu schießen pflegt, da man davon Unglück befürchtet. Allerdings sind ja auch die Federn dieser Straußengattung viel geringwerthiger als jene des gleichnamigen afrikanischen Vogels, sonst würde menschliche Habsucht doch wohl den Aberglauben längst überwunden haben. Wir machten uns erst daran, alle Vertreter dieser Spezies eines Riesenvogels, die in unseren Gesichtskreis traten, zu zählen, aber ihre Zahl wuchs schließlich in die Hunderte, so daß wir das Zählen aufgaben. Seltsamerweise wurden dicht neben den Straußen, ja oft mitten zwischen ihnen auch wieder Störche sichtbar, also Repräsentanten einer nordischen, uns so vertrauten Vogelart zusammen mit exotischen Gesellen, die mit den Begriffen von Afrika und der gluthheißen Wüste verbunden sind. Das erste und einzige Mal sah ich in derselben Landschaft zwischen den sonst, wie erwähnt, sich ganz überlassenen Viehmengen auch einmal Menschen, nämlich drei Männer, welche mit Hilfe einer ganzen Meute von Hunden die störrischen Thiere zu irgend einem Zwecke zusammen zu treiben bemüht waren. Ueberhaupt wurde jetzt mehrfach menschliche Thätigkeit erkennbar. Da und dort ackerten fleißige Colonisten zwischen unbestreitbar eben erst verkohlten Urwaldsstämmen, mitunter entdeckte man selbst die von üppigen Fruchtbäumen und Blumen umgebenen netten Häuschen solcher Ansiedler, ja einmal prangte ein orangenbehangener alter Baumriese sogar mitten im Urwaldsdickicht, wohl ein Ueberbleibsel einer wieder eingegangenen Niederlassung. Neben solchen Einzel-Anbauversuchen fehlte es mehrfach auch an größeren Bevölkerungscentren nicht. So erschien gleich bei Anfang der Fahrt auf hohem Uferrand das Städtchen Rio Pardo, besonders ins Auge fallend durch eine der alten Jesuitenanlagen, an denen der Westen der Provinz so reich ist. Eine krenelirte, mit monumentalem Thor versehene Mauer umschloß ein weites Viereck, aus dessen Mitte sich ein ansehnlicher Glockenthurm erhob. Im Uebrigen ist der Ort der langweiligsten einer auf Erden, was freilich nicht verhindern konnte, daß einmal ein Brasilianer hier einen Deutschen fragte, ob es denn in Europa auch so großartige Städte gebe. Einige Stunden später erreichten wir indeß auch eine ansehnlichere Ortschaft. Einen ganzen Hain von Bambusrohr umfahrend, sahen wir plötzlich zur Linken, ganz im Süden aus dem Grün von Bananen- und Orangeplantagen auftauchend, eine Menge weißer Häuser über eine Erhebung des Bodens ausgebreitet, von einem stattlichen Theater wie von einem Capitol überragt. Das war Cachoeira, eine Stadt, die zugleich die löbliche Eigenschaft besaß, unsere Mittagsstation zu bilden. Wider alle Erwartung war das im ganz modern angehauchten Bahnrestaurant schon bereit gestellte Frühstück nicht nur recht genießbar, sondern auch preiswerth. Nun der Herr Restaurateur war ja auch Keiner von der nur im Geldabnehmen etwas leistenden portugiesischen Rasse, sondern, wie sein Antlitz ohne alle Widerrede bewies, ein Landsmann. Aber o weh, er spricht nicht deutsch, wie er mit verlegenem Lächeln gesteht. Ich frage nunmehr in der Landessprache nach seinem Namen. „Müller", lautet die zögernd gegebene Antwort. Da konnte ich mich nicht enthalten, ihm auf die Schulter zu schlagen und zu sagen: „Ja, wenn Sie Müller heißen, da können Sie freilich nicht deutsch verstehen." Leider war der Mann nur ein Vorläufer von Vielen, die, gleich ihm, ihr Deutschthum verleugnen. Der nächste Schritt schon sollte uns in ein wahres irdisches Paradies führen, aber ein Paradies, das geschändet ist durch solchen schnöden Abfall.

Bücherbesprechungen.

— Von C. F. Kober, Spittler's Nachfolger in Basel sind uns zur Anzeige zugegangen: W. Schlatter, Pfarrer in Merishausen, Das Lob Gottes. 32 S. Eine biblische, erbauliche Ausführung, welche die Geschichte des Lobes Gottes auf Erden und dasselbe im persönlichen Christenthum lehrend und anregend behandelt. — E. Rohr, Gut gemacht. Eine Erzählung für Kinder. 31 S. Derselbe, Samstag Nachmittage. Erzählungen für Kinder. 116 S. Derselbe, Wie Peter das Glück fand. Eine Erzählung für Kinder. 45 S. A. Schuckall, Korbflickers Kinder. Eine Erzählung. 86 S. Fast durchweg ansprechende, einfache Geschichten mit moralischer und christlicher Tendenz für das Kinderherz. D. K.

— Die christliche Kleinkinderpflege. Monatsschrift für Kleinkinderlehrerinnen und Freunde der christlichen Kleinkinderschule, sowie für die Erziehung im christlichen Haus. — Vor uns liegt der 8. Jahrgang dieses der christlichen Kleinkinder-Schulsache dienenden Monatsblattes. Im verflossenen Jahre hat es äußerlich insofern eine Veränderung erfahren, als es von der in der pädagogischen Welt bekannten Dresdener Verlagsfirma Bleyl

& Kämmerer übernommen worden ist, was seiner Verbreitung nur förderlich sein kann und auch bereits gewesen ist. Im Uebrigen sind es die alten Ziele, welche „Die Christliche Kleinkinderpflege“ verfolgt, nämlich für die Leitung der Kinderbewahranstalten, sowie für die häusliche Erziehung Rathschläge, Anregung und mancherlei Lehrstoff zu geben. Der Landesverein für Innere Mission im Königreich Sachsen ist nach wie vor der Herausgeber; der Schriftleiter ist Pastor Joh. Hübener in Miltitz bei Meißen. Gern constatiren wir gegenüber der Fröbel'schen Kindergartensache eine recht freundliche Haltung des Blattes, die aus mehreren Stellen sowohl in dem Bericht über den Dresdener Fröbeltag, wie in den Aufsätzen zweier Kindergärtnerinnen hervorgeht. Damit ist dem specifisch christlichen Standpunkt der Kleinkinderschule nichts vergeben. Neben einigen erbaulichen Aufsätzen werden in den einzelnen Nummern Anschauungslectionen, Geschichten zum Erzählen, Gebete, Spiele und Lieder, die dem kindlichen Alter angemessen und im evangelischen und patriotischen Geiste gehalten sind, uns geboten. Dieselben sind theils für das Blatt geschrieben, theils anderen Kinder-Schriften und -Büchern entnommen. Von dem Standpunkte, daß für die Kinder nur das Beste gut genug ist, wünschten wir einigen Liedern noch eine sinnigere Art und gewandtere Form; das gilt besonders von dem Kaisergeburtstags-Gedicht und -gesang. Daneben finden wir Aufsätze und Abhandlungen wie die über „Phantasie“, über „Eigensinn und seine Behandlung“, welche manchen praktischen Wink für die Erziehung geben. Die Berichte über Conferenztage und die Mittheilungen aus den Mutterhäusern bringen den Lehrschwestern mancherlei Nachricht. Für Weihnachten und andere Feste wird den Berufsarbeiterinnen Material zu Declamation, Spiel und kleiner Aufführung gegeben. Auch der leiblichen Pflege ist gedacht und eine praktische Kinderstubeneinrichtung ist vorgeschlagen. Ueber das Nadeln der Lehrerinnen werden Erörterungen in Rede und Entgegnung angestellt. Wir können nur wünschen, daß die Monatsschrift der Kleinkinderpflege nicht blos ein Fachorgan der Kleinkinderlehrerinnen sei, sondern auch den Müttern und ihrer häuslichen Erziehung zu Gute komme. D. K.

— Aus Rußlands Steppen. Christliche Erzählungen von Ernst Schrill. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. — Der Pastor S. Keller, der unter dem Pseudonym Ernst Schrill schreibt, ist ein prächtiger Erzähler. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, ein feines Urtheil, einen offenen Blick und ein sonnig-frommes Gemüth, und was er in seiner Jugendzeit in seiner Heimath Livland und in seinem abwechselungsreichen Seelsorgerleben im Süden Rußlands erlebt und erfahren hat, das versteht er in frischen Schilderungen und in fesselnder Darstellung wiederzugeben. Dabei geht bei ihm der Geistliche niemals mit dem Menschen durch, und wenn auch die Tendenz, Mann und Weib als unbewußte oder bewußte Gottsucher zu zeichnen und dem Leser in ergreifenden Bildern aus der Wirklichkeit die ewige Wahrheit vorzuführen, daß bei Gott allein Erbarmen, Erlösung, Glück und Friede zu finden sei, sich wie ein rother Faden durch diese Erzählungen aus der Steppe zieht, so ergiebt diese Tendenz sich stets als natürliche Folge der inneren Charakterentwickelung der einzelnen Persönlichkeiten und drängt sich niemals störend in der Darstellung vor. Keller ist eben eine dichterisch empfindende Natur durch und durch, und seine Novellen und Erzählungen, die bei aller realistischen Wahrheit den idealen Gedankenflug nirgends vermissen lassen, erzielen deshalb trotz der Einfachheit der Sujets und der Kunstlosigkeit der Diction eine unmittelbare starke Wirkung auf den Leser. Die einzelnen Nummern im vorliegenden Bande: „Wo? Wie? Warum?“, „In der Orru“, „Dieselbe Braut“, „Der Lumpensammler“, „Biblische Geschichten für einfache Leute“, „Der belehrte Bojar“, „Von der Ostsee zum Dnjepr“, „Das Gleichniß vom Säemann“ und „Der Weihnachtsritt in der Steppe“ sind alle ohne Ausnahme wahre Cabinetsstücke ungekünstelter Menschenschilderung, welche durch die vornehme sittliche Weltanschauung, die aus ihnen spricht, nicht nur in ethischer Beziehung, sondern auch rein literarisch auf ein das Gewöhnliche weit überragendes Niveau erhoben werden. Es ist diesen Erzählungen ein großer Leserkreis zu wünschen, umsomehr, als sie gleichzeitig lebenswahre Culturbilder aus den südrussischen Steppen entrollen, die dem deutschen Lesepublicum ja doch meist ein verschlossenes Buch mit 7 Siegeln sind. Br.

— Die Ausbildung der Rekruten der Infanterie im Gelände in Wochenzetteln, von Schulz, Major, aggreg. dem Infanterie-Regiment „Herzog von Holstein“ (Holsteinisches) Nr. 85. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 0,40 ℳ. — Da eine systematische und gute Ausbildung der Rekruten im Gelände die Grundlage für die weitere Gefechtsausbildung in der Compagnie und im größeren Verbande ist, so hat Major Schulz seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Rekrutenausbildung im vorliegenden Schriftchen durch Zusammenstellung in Uebungstagen und Wochenzetteln zum Nutzen der Allgemeinheit veröffentlicht. Das Büchlein wird manchem mit der Rekrutenausbildung beauftragten Officier ein willkommener Rathgeber sein. H. L.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Vierter Jahrgang. 1900/1901. Zweiter Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing [, 1901]. 4°; VIII, IV, 224 S. Der Jahrgang von 12 Heften im Abonnement 24 ℳ; einzelne Hefte zu erhöhten Preisen. — Die Zeitschrift für Bücherfreunde, meine besondere Freundin, die mir von Anfang an mächtig ans Herz gewachsen ist, hat mit dem vorliegenden 2. (Halb-) Band ihren 4. Jahrgang abgeschlossen; und mit neuem Lebensmuthe, neuen Vorsätzen (so sollen in Zukunft die Doppelhefte wegfallen) schreitet sie in ihr fünftes Jahr hinein. Alle Achtung vor dem forschen, hübsch herangewachsenen Mägdelein, das sich je länger je mehr zu putzen versteht! Von der reichen Fülle, die sie auch dies Mal wieder den Bücherliebhabern bescheert hat, möge der folgende Speisezettel eine kleine Ahnung verschaffen. A. Politische und Culturgeschichte. 1) Eine Reihe von 4 Aufsätzen „Zur Geschichte der neueren deutschen Caricatur“ von Georg Hermann in Berlin, eine willkommene Ergänzung zu den früheren Abhandlungen von Wolkan, Fuchs und Brendicke insofern, als hier zum ersten Mal eine umfassende und ganz famos illustrirte Entwickelung der deutschen Caricatur vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis auf die jüngste Gegenwart geboten wird. B. Kunstgeschichte. 2) Dr. Anton Schlossar in Graz: Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger. Auf Grund schönen Stoffs werden die Anfänge Stifter's als Maler und sein freundschaftliches Verhältniß zu den beiden Illustratoren seiner Werke erörtert; einige Entwürfe Stifter's und Bildnisse von ihm werden auch weitere Kreise interessiren. 3) Julius Auffeesser in Berlin: Die Entwickelung der künstlerischen Lithographie in Berlin. C. Literaturgeschichte. 4) F[edor] v. Z[obeltitz]: Ein neues „fünftes“ Buch des Pantagruel? Der Referent, dem diese neue findige Entdeckung des Münchener Antiquars Ludw. Rosenthal, dessen „Missale speciale“ bekanntlich riesiges Aufsehen erregt hat und immer noch Kopfzerbrechen verursacht, vorgelegen hat, möchte sich weder für noch gegen die Verfasserschaft Rabelais' aussprechen. Vergl. auch unter B, Nr. 2. D. Geschichte des Buchdrucks. 5) Archivrath Dr. Arthur Wyß in Frankfurt a. M.: War Gutenberg verheirathet? Nach W. hat der Straßburger Prozeß von 1437 nicht dazu geführt, daß Gutenberg die Ennel zur Iserin Thür ehelichen mußte, sondern hat vielmehr die Scheidung gebracht. 6) Dr. Karl Sudhoff in Hochdahl: Die Herkunft des Straßburger Druckers Joh. Grüninger [Markgröningen im Neckarkreis im Oberamte Ludwigsburg an der Glems]. 7) Otto Ficker in Turin: Der erste Turiner Druck und seine Drucker [Joh. Fabri und Johanninus de Petro, 2 Franzosen, die 1474 ein Breviarium Romanum in Turin gedruckt haben]. E. Buchausstattung und damit zusammenhängende oder verwandte Gebiete: das eigentliche und daher stets am besten bestellte Feld der blaugoldnen Zeitschrift. Hier stoßen wir auf Abhandlungen und Aufsätze von Dr. Jos. Poppelreuter in Köln, (8. Die Sammlung von Buchornamenten im königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin), dem unermüdlichen Walter v. Zur Westen in Berlin (9. Die Buchzeichen, als 1. Stück einer Aufsatzreihe über Moderne Arbeiten der angewandten graphischen Kunst in Deutschland, besser: im deutschen Sprachgebiete), von Dr. Anton Schubert in Prag (10. Einige unreproducirte Inkunabelsignete: 3 Mittheilungen) u. A. m. Hierüber eine Unzahl von Notizen, die sich auf Bücherliebhaberei (Verkauf des Ashburnham-Evangeliars für 200 000 ℳ an einen ungenannten Nichtengländer), selten gewordene Drucke und ähnliche Dinge beziehen. Schließlich sei noch die von Arthur L. Jellinek in Wien höchst zuverlässig zusammengetragene „Rundschau der Presse“ in dem jeweilen zugegebenen „Beiblatte“, das künftig eine Erweiterung erfahren soll, als bequemes und übersichtliches bibliographisches Hilfsmittel gebührend hervorgehoben. Kurz: Zobeltitzens Zeitschrift ist der thatkräftigen Unterstützung aller Gebildeten, die ihre eigene und fremde Büchereien zu schätzen wissen, werth. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 43. | Donnerstag, den 11. April, Abends. | 1901.

Adolf Stern als Lyriker.*)

Von Heinrich Löbner-Danzig.

Adolf Stern als Lyriker. Für Viele vielleicht eine neue Erscheinung. Aber so sind die Deutschen! Wer auf einem Gebiete Hervorragendes leistet, dessen Gesammtwirken wird nicht gleichmäßig beachtet. Wer einmal gebucht ist, soll nur unter seiner Journalnummer gelten; und darunter stand bei Adolf Stern seit Jahrzehnten: Literarhistoriker. Seit einiger Zeit fügte man in Klammern hinzu: Novellist, womöglich mit kleiner Schrift, also für Viele ein Grund, sich das nicht zu merken. Und nun soll der biedere Deutsche gar noch dahinter eintragen: auch Lyriker. Die ganze Registratur kommt in Unordnung. Es ist schwer, dieser immer neu gemachten Erfahrung gegenüber nicht unmuthig zu werden. Im gewöhnlichen Leben läßt man bei der Beförderung in seiner Stellung — Manche schon vorher — neue Karten drucken, in den Kalendern der Fachleute wird kein Lt. d. R., kein R. A. O. IV. hinter dem Namen vergessen; Männer aber, die sich vor den Augen der Nation zu vollen Persönlichkeiten mit reichstem Lebens- und Wirkensinhalt ausgereift haben, gelten nicht als Ganzes, sondern als Theil, als Ausschnittmenschen, mit einem Bruchtheil ihres Wirkens. Was sie selber dazu sagen, ob und wie sie darunter leiden, danach wird wenig oder gar nicht gefragt. Ringt sich ein solcher schließlich doch zur Anerkennung seines ganzen Schaffens hindurch, auch ohne schon den 70sten Geburtstag gefeiert zu haben, zwingt er endlich dem Volke seine volle Werthung ab, wer bringt ihm die Jahre, die Jahrzehnte des Harrens, der Enttäuschung, des Unmuths wieder und wandelt sie ihm in Jahre beglückten Schaffens, das auf Antheil und Zustimmung der Mitlebenden beruht? Alle Frucht braucht Sonne, um süß zu werden. Es gehört viel Seelengröße dazu, um durch lange Verkennung nicht verbittert zu werden, und es ist ein Zeichen vornehmer Naturen, wenn sie da in ihrer Empfindung nicht weiter gehen als bis zu leiser Resignation. Aber ist nicht schon diese Resignation als Grundstimmung eines Dichters wie ein Vorwurf, wenn sie sich mit dadurch erklärt, daß er zur Zeit der Kraft kein rechtes Echo fand? Die Gedichte Stern's zeigen Spuren schwerer Kämpfe, die wir wohl recht deuten, wenn wir sie auf die unverdiente Verkennung beziehen. In den Terzinen „Ines de Castro" (1891) ist es offen ausgesprochen, das schwermüthige Gedicht „Im Hochsommer" läßt es durchklingen:

. . . dreimal wehe dem, der heiß
Sein Land bestellt mit Müh und Schweiß.

Der ohne Rasten früh und spät
Voll frommen Glaubens ausgesät,
Und dem sein Feld, gewartet treu,
Nur Unkraut trägt und wirre Spreu.

Er schaut die Aehren hohl und taub,
Die Halme tiefgebeugt zum Staub —
Sie ernten Garben weit umher —
Sein Blick ist trüb, sein Herz ist schwer. —

Und doch, wenn je volle Aehren zu Garben gebunden wurden, so ist es hier. Aus diesen Gedichten spricht nicht blos ernstes Streben zu uns, sondern hohes Können, und vor Allem ein volles Herz, ein fein und tief empfindendes Gemüth, ein reiner und ein eigner Klang.

Wir haben ja eine große Reihe von lyrischen Talenten von jeher besessen, die die von den Meistern geprägte Form geschickt zu handhaben weiß, Lesefrüchte oder conventionelle Stimmungen und Erlebnisse in herkömmlichen Weisen variirt, ohne zu eigenen Themen durchzudringen. Bildung, Geschmack, Formbeherrschung machen aber den Lyriker nicht. Selbst die Handwerkerpoeten des ausgehenden Mittelalters verlangten eine eigene Weise von dem, den sie zum Meister sprechen sollten. Und diese eigene Weise klingt aus Adolf Stern's Lyrik. Wohl empfindet man in den ersten — zugleich wohl den frühesten — Gedichten Anklänge der Melodie etwa an Geibel; sehr bald aber gewinnt der Dichter seinen eigenen Ton. Seine Lyrik geht vom wirklichen Erlebniß aus, das er ganz mit Empfindung und Stimmung durchdringt. Und es sind hauptsächlich die Momente, die eine Entscheidung in sich bergen, wenn auch dazwischen Ruhepunkte der Empfindung festgehalten werden. Stimmung der Natur und Stimmung des Herzens geben den alten Einklang, dem doch durch eine feine Nuancirung besondere Färbung verliehen wird. Ein tiefer symbolischer Zug geht durch diese Lieder und giebt ihrer Sprache jene reizvolle Doppeldeutigkeit, in welcher das Geheimniß des lyrischen Stils liegt. Liebes- und Lebenserfahrungen sind die Motive und dadurch erhält diese Lyrik ihren festen stofflichen Kern, ihren menschlich wahren Zug. Hinter der schönen Bildlichkeit des Ausdrucks gewahren wir ein in der Tiefe bewegtes Gemüth, eine starke Empfindung, ein Herz, das fordert oder entsagt, das ehrlich ringt und sich selbst nichts verschleiert, dem das Streben nach Harmonie im Leben eingeboren ist und zugleich die Fähigkeit, den gegenwärtigen Moment in seiner ganzen Fülle und Bedeutung auszuleben. Und so blüht in den Liedern eine Reihe von Situationen vor unserem inneren Auge auf, die jede um eines besonderen Reizes willen unsere Phantasie und Empfindung gefangen nehmen. Wohl fesselt uns zuerst der künstlerische Ausdruck, die glückliche Prägung. Aber aus der schönen Blüthe strömt uns etwas entgegen, was die Blume uns besonders werth macht; es ist das Höchste, was der echte Dichter geben kann: sein Herz. Und darin liegt der Hauptreiz dieser Lieder. Das Herzblut des Dichters pulst in ihnen; das Stück Leben, das sie zum Ausdruck bringen, prägt sich uns ebenso unvergeßlich ein wie die Melodie, in der er sein Herz zum Klingen bringt.

Wie der Winter leise schwindet und die Natur sich fast unmerklich zu regen beginnt, keimen die Lenzlieder tief innen im Herzen, sie singen von Glück, das plötzlich zu unvergeßlicher Stunde kommt, aber auch von unruhigem Zweifel: „Gieb ganze Liebe, ganzen Haß, doch nicht das Lächeln zwischen beiden" — das Melusinenlächeln. Und doch wünscht er sich nicht Glück, sondern Kraft, durch Ringen und Hoffen fesselt der Mann das Glück: „Nur aus der Sonne Gluth strömt das unendliche Licht!" Aus, den mehr allgemein gehaltenen Stimmungen der ersten Lieder lösen sich bald concrete Situationen und lebensvolle Gestalten ab und die schönsten Lieder der rein lyrischen Gruppe sind um drei Frauengestalten gerankt, die dem Dichter sein Schicksal schufen. In diesen Liedern liegt für mich der Höhepunkt von Stern's lyrischem Schaffen. Wie ein Vorklang dazu muthet schon „Luisella" an: „In jener Mondnacht warst du mein", „Um mich flattert im Blumenring Blauer Falter ein Heer, — Nur den lieblichsten Schmetterling Ihn erhasch ich nicht mehr." Schon hier erweist sich die Kunst des Dichters, nicht nur seiner Empfindung reinsten Ausdruck zu verleihen, sondern dem Gegenstand derselben Gestalt zu geben. Und mehr noch zeichnet sich in den Gruppen „Jone", „Meta", „Margret" das Bild der Frauen, die solche Empfindungen in ihm erweckten, wie von selbst in unsere Seele ein. Hier werden die tiefsten Herzenstöne angeschlagen, die unser

*) Gedichte von Adolf Stern. Vierte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1900. 316 S.

Herz mit erzittern lassen, und wir erleben mit tiefstem Antheil den Wechsel von Glück und Schmerz, sein Hoffen und Entsagen, wir freuen uns seines Glückes und trauern mit ihm, da er es hingeben muß auf das Geheiß dessen, der unseres Glückes Maß bestimmt. Ernst ist der Grundton auch dieser Liebeslieder. Mag auch das Ueberfluthen des ersten Gefühls die Welt umher vergessen machen, so bricht doch bald die Empfindung durch, daß die Liebe erst das volle Sein giebt, das Beste aus dem Herzen herausläutert und den Menschen unlösbar an das Leben bindet. Nur der ist des Glückes werth, der es zu hüten weiß, der Liebe als Schicksal nimmt und Opfer durch Opfer erwidert. Ich mag aus dem schönen Kranze nicht einzelne Blumen herausnehmen. Das Glück des Besitzes, der Schmerz des Verlierens findet in „Jone" den gleich ergreifenden Ausdruck. „So sicher sah ich nie im Grund Am Hag die Knospen treiben: Dich hält mein Arm, Dich küßt mein Mund, Und Frühling muß es bleiben." „Sie schütten Blumen über mich her — Mir ist die lichteste Gabe, Die duftigste Rose, doch nichts mehr Als Schmuck auf deinem Grabe!" „Aber was ich sah und sann Auf den Wegen — es zerrann! Blumen nur vom Gletscherrand Hielt ich fest in meiner Hand." — Das ist das Leben. Von unerwiderter Leidenschaft reden die Lieder an „Meta". Stürme wogen durch das Herz des Dichters, er ringt bis an die Grenze des Mannesehrgefühles; dazwischen Träume von Glück und jene auch dem gefaßten Manne so wohl anstehende, durch Hingebung schmückende Huldigung: „Nun legt die scheidende Sommernacht Thauperlen dir zu Füßen", bis das Wort vom Verlieren zum Schicksal geworden ist. Den Preis aber gebe ich den Margretliedern. Sie sind gerichtet an des Dichters zweite Gattin, die ihm nach schönen Jahren späten Glückes zu früh durch den Tod entrissen wurde. Wie er mit der Neigung kämpft, wie er zögert und bangt und doch des Glückes im Abendschein in tiefster Seele erschauernd sich freut und alle tiefsten Gedanken eines reichen Innern und alle reinen und starken Empfindungen eines geläuterten Herzens verklärt aus ihrer Seele in die seine zurückströmen; wie die zwei im Vordämmer der Ewigkeit eng gesellt die Höhe des Lebens ersteigen und von da das schöne weltweite Bild in sich fassen und ihnen die Sonne im Sinken immer größer und voller und schöner wird: ich weiß an Echtheit der Empfindung, an Innigkeit und Wahrheit des Ausdrucks, an rein menschlichem Gehalt dem wenig in unserer modernen Lyrik an die Seite zu setzen. Und tief erschüttert stehen wir zuletzt an dem Sarge, der auch dieses letzte Glück mit hinabnimmt in die stumme Tiefe. Setzen sich in den „Tagebuchblättern" diese Klänge zum Theil fort, so werfen doch auch Personen und Ereignisse der Zeit ihren Schein in diese Gruppe „Der Fall von Paris", „An Johannes Brahms", „Dem Fürsten Bismarck beim Eintritt in den Bären zu Jena", das letzte mit seiner bedeutsamen Parallele zwischen Luther und Bismarck. Stern's künstlerische Anschauung finden wir dann in vollerer Ausprägung in den Dichtungen „Zu Festen". Sie hängt mit seiner Lebensanschauung auf's Engste zusammen. Hier wie dort ist ihm nichts Menschliches fremd und sein Sinn vor Allem auf das Echte und Wahre gerichtet, das niemals vom Schönen weit abliegt. Wo sich höchstes Streben zeigt, da ist auch Schönheit, und die Kunst ist aus den übrigen Lebensäußerungen nicht herauszulösen und zu isoliren, ebenso wie die Kunst selbst das ganze Leben umspannt und das wahre Bild desselben zur Anschauung bringt. Die „epischen Dichtungen" geben energisch zusammengefaßte Situationen aus der Geschichte mit weiten Perspectiven und Betonung des rein menschlichen Moments, sie führen uns ein in die Seele von Helden und von Künstlern, die um die höchsten Dinge mit sich und mit der Welt ringen, sie geben Augenblicksbilder, in denen der Lebensgehalt einer weltgeschichtlichen Epoche sich in einem Menschenschicksal wie symbolisch zusammendrängt, und rücken in ihrer feinen Durcharbeitung des Details und glücklichen Verwerthung überraschender, echt menschlicher Motive dicht neben Stern's beste historische Novellen. Die Palme möchte ich zusprechen der „letzten Rose" und von den länger ausgesponnenen der „Friedensweihnacht 1648" und dem herrlichen Renaissancestück „Die Insel der Seligen".

Wie das Lied die ganze Seele aufschließt, wie die Wünschelruthe schwebend in der Hand auf dem Herzen des Dichters nach den Stätten zuckt, wo in der Tiefe die Schätze geborgen ruhen, diese beglückende Empfindung ist mir durch Ad. Stern's Gedichtbuch geworden, und ich möchte gern davon Zeugniß geben, damit auch Anderen das Verlangen komme, sich in stiller Stunde auf die Höhe des Lebens und der Kunst zu schwingen und Zwiesprache zu pflegen mit dem Geist der Wahrheit und Schönheit. An der Sonne des Lebens sind die Früchte gereift, die der Dichter dem Einkehr haltenden Wanderer in goldener Schale reicht. Mögen sie Vielen zur Erquickung werden.*) Dem Dichter aber erfülle sich zum zweiten Male, was er der gesungen, die sein letztes Glück gewesen und die nun den schönsten Antheil daran hat:

„Wie der Sturm schon herbstlich rauscht,
Blatt um Blatt die Farben tauscht,
Kürzer wird der Tage Lauf,
Keimen unsre Blüthen auf.

Und sie glühen, duftgeschwellt,
Wenn das Laub, das rothe fällt,
Holder, leuchtender als je:
Rosen — Rosen tief im Schnee!"

*) Es sei uns vergönnt, hier noch auf die eingehende, liebevolle, von feinstem Verständniß zeugende Studie: „Adolf Stern und seine dichterischen Werke von Richard Stiller (Dresden und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung H. Ehlers), 1901" hinzuweisen, welche den Werdegang und die Persönlichkeit des Dichters durch sorgfältige Analyse seiner Schöpfungen zu erfassen und seine Stellung in der Literatur zu umgrenzen sucht. Er rechnet ihn in die Reihe der Dichter, „in der Gottfried Keller die erste Stelle einnimmt und Storm, Heyse und Riehl stehen". Das ist auch unser Urtheil.

Socialpolitische Schriften.

— Archiv für Sociale Gesetzgebung und Statistik. Zeitschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. XV. Band, 1900. Berlin, Carl Heymann's Verlag. Preis des Bandes zu 6 Heften 12 ℳ. — Der gegenwärtig abgeschlossen vorliegende XV. Band des Archivs für Sociale Gesetzgebung und Statistik, der im Verlauf des Jahres 1900 in Form von drei stattlichen Doppelheften zur Ausgabe gelangte, zeichnet sich wiederum durch seinen gediegenen und lehrreichen Inhalt aus. An größeren Abhandlungen wurden die folgenden veröffentlicht: Eduard Bernstein, Der gegenwärtige Stand der Wohnungsfrage in England; Heinrich Cohn, Das preußische Gesetz, betreffend die Waarenhaussteuer; Philipp Lotmar, Die Tarifverträge zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; Ernst Mischler, Grundzüge einer allgemeinen staatlichen Arbeitsvermittelung in Oesterreich (Vorgeschichte des Gesetzentwurfes, die Vorfrage der legislativen Competenz, der Gedanke einer allgemeinen staatlichen Arbeitsvermittelung im Systeme der Verwaltung, die Grundzüge des Gesetzentwurfs, die Aussichten der Verwirklichung des Gesetzentwurfs); Otto Pringsheim, Landwirthschaftliche Manufactur und elektrische Landwirthschaft; Heinrich Rauchberg, Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reiche vom 14. Juni 1895, 2. Theil (Fortsetzung): Berufsgliederung und sociale Schichtung (die häuslichen Dienstboten, die Familienangehörigen ohne eigenen Hauptberuf, Ueberblick über die sociale Schichtung der gesammten Bevölkerung, der Nebenerwerb, die Stellung der Frauen im Erwerbsleben, Alter und Familienstand der Erwerbsthätigen, das Glaubensbekenntniß der Erwerbsthätigen); Heinrich Rauchberg, Die Landwirthschaft im Deutschen Reiche nach der landwirthschaftlichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895 (Zahl und Fläche der landwirthschaftlichen Betriebe, die Berufsverhältnisse der Betriebsinhaber und die landwirthschaftlichen Nebengewerbe, die Besitzverhältnisse, die Bodenbewässerung, die Nutzviehhaltung, die Verwendung von landwirthschaftlichen Maschinen); M. v. Schulz, Ueber Schiedsverträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer nach dem deutschen Gewerbegerichtsgesetz und der Reichscivilprozeßordnung; Emil Vandervelde, Das Grundeigenthum in Belgien in dem Zeitraum von 1834 bis 1899. — Als Miscellen erschienen folgende kleinere Aufsätze: Emil Hofmann, Die Ergebnisse der schweizerischen Wohnungsenquête; Ernst Lange, Die Statistik der Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung im Deutschen Reiche für das Jahr 1897; Ernst Mischler, Die Gewerbeinspection in Oesterreich im Jahre 1898; Wilhelm Paszkowski, Die Hugo Heimann'sche öffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin; Fritz Winter, Die Heimarbeit in der österreichischen Confectionsindustrie. —

An Acten der socialpolitischen Gesetzgebung wurden besprochen: von Adolph Jansen das dänische Gesetz über das Recht zu Zeugenvernehmungen für gewerbliche Schiedsgerichte; von Ernst Lange das deutsche Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899; von Hermann Mollenbuhr die Novelle zur Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900; von Eduard Bernstein die Lage der Ladengehilfen in England und das Gesetz über die Beschaffung von Sitzgelegenheit für weibliche Ladengehilfen vom 9. August 1899; von Ferdinand Tönnies der preußische Entwurf eines Gesetzes über Zwangserziehung Minderjähriger. — Kritische Referate über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der socialpolitischen Literatur bilden den Abschluß jedes Heftes. — Aus dem Inhalte des vorliegenden Bandes sei als besonders actuell die Abhandlung über das preußische Gesetz betr. die Waarenhaussteuer hervorgehoben. Sie bildet eine erwünschte Ergänzung zu der im 10. Bande des Archivs veröffentlichten Arbeit von K. Thieß, Die Consumvereine und die neueste deutsche Wirthschaftspolitik. Nachdem der Verfasser die Entstehungsgeschichte des Gesetzes und seinen Inhalt richtig als ein Stück „Mittelstandspolitik" charakterisirt hat, versucht er seine voraussichtlichen Folgen zu ergründen. Er kommt zu dem Ergebniß: das große Aufsehen, welches das Gesetz betr. die Waarenhaussteuer erregt habe, sei weniger in seiner praktischen Tragweite als in seiner grundsätzlichen Bedeutung begründet. Die Steuer zu bezahlen dürfte zwar nicht leicht möglich sein, denn sie sei thatsächlich eine Erdrosselungssteuer, wie im Einzelnen nachgewiesen wird. Doch werde das Gesetz trotz des vom Abgeordnetenhause eingefügten §. 7 meist umgangen werden. Beim Consumverein und Versandtgeschäft, bei denen es nicht so sehr auf die Geschäftsräume ankomme, könne man der Steuer leicht ausweichen. Namentlich die Consumvereine würden sich nach Gruppen leicht specialisiren lassen. Da dann die Verwaltung getrennt wäre, sich bald auch eine Differenzirung der Mitglieder ergeben würde, könnte das als eine Umgehung des Gesetzes nicht aufgefaßt werden. Im Gegentheil; der Zweck des Gesetzes wäre erreicht, statt eines Vereines gäbe es nur „Specialgeschäfte". Ganz ohne Mühe könne sich auch das Versandtgeschäft der Steuer entziehen. Es brauche z. B. nur über die preußische Landesgrenze zu gehen. In ungünstigerer Lage sei das eigentliche Waarenhaus, das nicht in dem Maße wie der Consumverein auf die Anhänglichkeit seiner Kunden rechnen könne. Dies werde sich entweder auf eine bestimmte Waarengruppe beschränken müssen, so z. B. den Vortheil der räumlichen Zusammenbringung aller im Haushalt gebrauchten Waaren ausnutzen, oder trotz des Gesetzes die räumliche Vereinigung der verschiedenen Waarengattungen durch geschickte Betriebsorganisation zu ermöglichen suchen. Dies könne z. B. in der Form geschehen, daß eine Gesellschaft oder ein Besitzer nur die Baustelle und Theile davon an eine genügende Anzahl Specialgeschäfte vermiethe; oder daß ein Kaufmann eine Waarengruppe in seinen Geschäftsräumen feilhalte, von denen er Theile gegen feste Miethe an Specialgeschäfte abgebe. Da ferner die Besteuerung der Filialgeschäfte, die auch nur eine Waarengruppe führen, abgelehnt sei, dürfe man sagen, daß das Gesetz irgendwie wesentliche Folgen nicht haben werde. Jedem Kaufmann schade übrigens nur die Concurrenz, die ihm in seiner Branche gemacht werde; nicht auf das multa, sondern das multum, nicht ob ein Concurrent viele Branchen führe, sondern ob er in seiner Branche viel verkaufe, darauf komme es dem Kleinhändler an. Vom Standpunkte der „Mittelstandspolitik" sei daher das einzig Vernünftige die progressive Umsatzsteuer, gleichgiltig, ob der Betrieb in einer oder mehreren Gruppen geführt werde. Habe man freilich so den Großbetrieb vernichtet, so bleibe noch immer die Concurrenz der dem Mittelstande ebenso verderblichen Zwergbetriebe zu beseitigen. Man müsse eine Erdrosselungssteuer auch auf alle neuen Betriebe legen, oder eine Zunftorganisation einführen, mit dem Rechte, die Errichtung neuer Betriebe wegen mangelnden Bedürfnisses zu untersagen. Eine solche Politik, die natürlich eine Abänderung der Gewerbeordnung voraussetze — schon das gegenwärtige Gesetz ist nach des Verfassers Meinung mit dieser unverträglich — sei zwar ebenso verfehlt, wie die Waarenhaussteuer, habe aber vor dieser den Vorzug voraus, ehrlich und wirksam zu sein.

— Archiv für öffentliches Recht. Herausgegeben von Paul Laband, Otto Mayer und Felix Stoerk. XV. Band. Tübingen und Leipzig 1900. Verlag von J. C. B. Mohr. Preis des Bandes 16 ℳ. — Der abgeschlossen vorliegende 15. Band des Archives für öffentliches Recht enthält die folgenden größeren Abhandlungen: L. v. Bar, Neue Principien und Methoden des internationalen Privatrechts; F. Damme, Das Geltungsgebiet der deutschen Patent- und sonstigen gewerblichen Ausschlußrechte; H. v. Frankenberg, Die Doppelversicherung; Karl v. Stengel, Die Haager Friedensconferenz und das Völkerrecht; Hugo Preuß, Die staatliche Bestätigung der Mitglieder städtischer Schuldeputationen nach preußischem Rechte; Walter Frormann, Die zur Zeit suspendirten Vorschriften der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850; Felix Stoerk, Die unbefugte Auswanderung und das deutsche Personenstandsregister; M. Art, Die Rechtsnatur der in Arbeitsordnungen vorgesehenen Strafen; A. Arndt, Ueber deutsches und preußisches Verordnungsrecht. Eine Erwiderung an Hrn. Prof. Dr. G. Anschütz; Dr. Nöldeke, Die Berathung und Verkündung der Entscheidungen im Civilprozeß; L. v. Bar, Das Recht der unterseeischen Kabel im Kriegsfalle; P. Schellhas, Die Terminologie des Rechts; J. Oppenheim, J. de Souter, W. Reiger und L. de Hartog, Die finnische Frage. Ein Gutachten; Otto Mayer, Eisenbahn und Wegerecht an einem Rechtsfalle erörtert; Kurt Perels, Die Zulässigkeit und Bedeutung geheimer Plenarverhandlungen des deutschen Reichstages; Josephus Jitta, Alte und neue Methoden des internationalen Privatrechts; Max Klein, Die Verbürgung der Gegenseitigkeit im Sinne des das Armenrecht betreffenden §. 114 der deutschen Civilprozeßordnung. — An kleineren Aufsätzen sind zu erwähnen: Karl Hülse, Ueberschreiten der wegebaulichen Befugnisse bei Einräumung des Wegebenutzungsrechtes für Straßenbahnbetriebe; Wengler, Die Reform der Unfallversicherungsgesetzgebung und die Praxis. Zahlreiche Kritiken und Referate über die neuesten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes bilden den Schluß jedes der vier Hefte. — Von den in diesem reichhaltigen 15. Bande behandelten Materien dürften weitere Leserkreise besonders zwei interessiren: die von Hrn. v. Stengel behandelte Haager Friedensconferenz und die in einem Collectivgutachten holländischer Gelehrten erörterte finnische Frage. Von diesen zwei Abhandlungen möge noch kurz insbesondere die Rede sein. v. Stengel bespricht zunächst die Entstehung der Haager Friedensconferenz und geht alsdann zu einer Erörterung ihrer Ergebnisse über. Diese seien in Bezug auf die sogenannte Abrüstungsfrage und in Bezug auf die Ausdehnung des Grundsatzes der St. Petersburger Declaration, Verbot der Anwendung inhumaner Kriegsmittel, recht unbedeutend. Viel wichtiger sei das Ergebniß der Arbeiten der Conferenz in Bezug auf die Ziffern 5, 6 und 7 des Murawjew'schen Rundschreibens, da eine Revision des Entwurfes der Brüsseler Declaration vom Jahre 1874 zu Stande kam und der Entwurf einer Convention festgestellt wurde, betreffend die Ausdehnung der Grundsätze der Genfer Convention vom 22. August 1864 auf den Seekrieg. Hinsichtlich der mit der Abrüstungsfrage eng verknüpten Schiedsgerichtsfrage sei es lange Zeit im höchsten Grade zweifelhaft gewesen, ob sich irgend ein positives Ergebniß werde erzielen lassen. Erst nachdem der Gedanke der sogenannten obligatorischen Arbitrage gänzlich aufgegeben war und die ursprünglichen Vorschläge über das ständige Schiedsgericht sehr erhebliche Abänderungen erfahren hatten, sei es gelungen, den Entwurf einer Convention über die friedliche Beilegung völkerrechtlicher Streitigkeiten zu Stande zu bringen, deren nächste praktische Wirkung vielleicht gering, deren grundsätzliche Bedeutung für die künftige Entwickelung jedoch nicht zu unterschätzen sei. Habe hiernach also die Haager Conferenz immerhin beachtenswerthe Resultate gehabt, so sei doch andererseits zweifellos, daß die Hoffnungen gewisser Kreise nicht erfüllt worden seien. Die Aera des ewigen Friedens sei vorläufig noch nicht angebrochen, es bestehe auch wenig Aussicht, daß dieselbe sobald eintreten werde. Im Gegentheil seien die Gegensätze politischer, wirthschaftlicher und nationaler Natur, die gegenwärtig zwischen verschiedenen Staaten nicht blos, sondern auch zwischen verschiedenen Welttheilen bestehen, so groß, daß nicht anzunehmen sei, der Ausgleich dieser Gegensätze werde anders als durch Blut und Eisen erfolgen. Eine nüchterne Betrachtung der Dinge lehre übrigens, daß Kriege, deren schreckliche Seite gewiß von Niemandem verkannt werde, doch auch ihre guten Seiten haben. Sie schaffen Klarheit in den politischen Verhältnissen, indem sie zeigen, was die wahre Kraft eines Volkes oder Staates ist, und den Nimbus, den vielleicht ein Staat ohne innere Berechtigung besitzt, unbarmherzig zerstören. Man wird dem Verfasser in diesen Erwägungen nur beipflichten können. Was endlich die finnische Frage betrifft, so ist es nach Ansicht des oben erwähnten Gelehrten unzweifelhaft, daß Kaiser Alexander I. nach

Finlands Eroberung durch die russischen Waffen im Jahre 1808 und vor Schwedens formeller Abtretung durch den Friedensschluß von Frederikshamn am 5.—17. September 1809 Finland nicht nur seine früheren privatrechtlichen Gesetze, sondern nicht weniger positiv seine politischen Rechte und constitutionellen Einrichtungen gewährt und zugesichert hat. Hierdurch wurden die schwedischen constitutionellen Gesetze vom 21. Aug. 1772 und 3. April 1709 bestätigt, welche Schweden incl. Finland eine beschränkt monarchische Verfassung gewährt und die gesetzgebende Gewalt dem Monarchen in Uebereinstimmung mit den vier Reichsständen übertragen hatten. Die dauernd verbindende Kraft des so geschaffenen thatsächlichen Verhältnisses erfordere zwar keine Unabänderlichkeit, aber die Aenderung könne nur zu Stande kommen in gleicher Weise, wie der heutige Zustand entstand, und den damals gesetzten Regeln entsprechend. Demzufolge werde allerdings ein Vorschlag zur Verfassungsänderung, nachdem er durch die Stände ordentlich untersucht und votirt und vom Großfürsten bestätigt worden sei, an die Stelle des jetzigen Rechtes treten. Sei dies aber noch nicht auf gesetzlichem Wege gelungen, so müßten die bestehenden Staatseinrichtungen anerkannt und ihre Vorschriften pünktlich befolgt werden. Darum sei das Manifest vom 15. II. 1899, welches mehrere vom Kaiser näher zu bezeichnende Angelegenheiten als gemeinschaftliche Interessen dem Bereiche der Verfassung entzieht und eigenmächtig der ausschließlichen Befugniß der kaiserlichen Regierung unterwirft, in offenbarem Widerspruche mit den im Jahre 1809 ausdrücklich Finland gewährten und später wiederholt bestätigten constitutionellen Rechten. — So sehr dieses Gutachten dem allgemeinen Rechtsgefühle entspricht, so wird es doch kaum eine Sinnesänderung der russischen Machthaber bewirken. Ist doch die rücksichtslose Russificirung Finlands nur ein Glied in der Kette russischer nordwestlicher Expansionsbestrebungen, denen höchstens einmal das Schwert Halt gebieten wird.

— Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträge und Versuche. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen 1901. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 466 S. Preis 6,60 ℳ. — Das Wiedererscheinen von Bücher's Entstehung der Volkswirthschaft, nunmehr in 3. Auflage, wird allgemein mit Freude begrüßt werden. Das hervorragende Werk, das unterdessen in's Französische, Englische, Russische und Czechische übersetzt worden ist, bedarf längst keiner Empfehlung mehr. Denn selten ist von einem Buche rein wissenschaftlichen Inhalts, das, man könnte fast sagen, die Fragen der actuellen Tagespolitik vermeidet, so weitreichende Anregung ausgegangen. Der Versuchung, eine Anzahl Lücken, die bei der dem Werke zuletzt gegebenen Gestalt immer noch blieben, durch Zugabe weiterer Vorträge auszufüllen, hat der Verfasser, wie er selbst im Vorworte bemerkt, hauptsächlich aus dem Grunde widerstanden, weil ein größerer Umfang der weiteren Verbreitung des Werkes hinderlich hätte werden müssen. Nur die empfindlichste jener Lücken ist durch Einschiebung eines neuen Vortrages jetzt beseitigt worden, desjenigen über die Wirthschaft der Naturvölker (S. 47—100), der sich von der unter gleichem Titel im 3. Bande des Jahrbuches der Gehestiftung veröffentlichten ausführlicheren Arbeit durch knappere Fassung und mehrere nicht unwesentliche Ergänzungen in den Thatsachen unterscheidet. Außerdem sind sämmtliche bereits früher veröffentlichten Vorträge einer genauen Durchsicht unterworfen worden, die zu sehr zahlreichen kleinen Verbesserungen Veranlassung gab, während im 1., 3., 7. und 8. Vortrage größere Aenderungen vorgenommen werden mußten. Das Buch umfaßt in seiner jetzigen Gestalt die folgenden Abhandlungen: Der wirthschaftliche Urzustand; Die Wirthschaft der Naturvölker; Die Entstehung der Volkswirthschaft; Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwickelung; Der Niedergang des Handwerks; Die Anfänge des Zeitungswesens; Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft; Die Arbeitstheilung; Arbeitsgliederung und sociale Classenbildung; Die inneren Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung. Der Wunsch des Verfassers, daß das Buch auch in seiner neuen Form die alten Freunde befriedigen und neue sich gewinnen möge, wird sicher in Erfüllung gehen.

— Robert Pöhlmann, Geschichte des antiken Communismus und Socialismus. II. Band. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 617 S. Preis 12 ℳ. — Dem im Jahre 1893 erschienenen ersten Bande von Pöhlmann's Geschichte des antiken Communismus und Socialismus ist nach langer Pause soeben der abschließende zweite gefolgt. Jener erste hatte in vier Capiteln (Der Communismus älterer Gesellschaftsstufen; Die individualistische Zersetzung der Gesellschaft und die Reaction der philosophischen Staats- und Gesellschaftstheorie; Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung; Der sociale Weltstaat des Stifters der Stoa) die griechische Entwickelung zur Darstellung gebracht, dieselbe jedoch nicht zu Ende führen können. Der zweite nimmt den verlorenen Faden wieder auf. Ein fünftes Capitel behandelt zunächst die sociale Utopie im Gewande der Dichtung, und zwar in einem 1. Abschnitte das Wunschland in Fabel und Komödie, in einem 2. den Staatsroman (die Atlantis des Plato, Theopomp's „meropisches Land“, Hekatäos' „kimmerische Stadt“, die „heilige Chronik“ des Euhemeros und den Sonnenstaat des Jambulos). Ein sehr umfangreiches sechstes Capitel mit der Ueberschrift „Die sociale Demokratie“ führt das 1. Buch „Hellas“ zu Ende. Der Reihe nach werden der Stadtstaat als Geburtsstätte des Socialismus, der aristokratische Staat und die Anfänge des Capitalismus und Socialismus (Plutokratische Tendenzen im Zeitalter der Adelsherrschaft, das Erwachen der Masse und die Revolutionirung der Gesellschaft, Agrarsocialismus und Agrarreform im 6. Jahrhundert), die staatsbürgerliche Gesellschaft und die volle Ausbildung des Capitalismus (Capital und Arbeit, die Universalherrschaft des Geldes und die zunehmende Differenzirung der Gesellschaft), der Widerspruch zwischen der socialen und der politischen Entwickelung im freien Volksstaate, die Umbildung der politischen zur socialen Demokratie, der demokratische Staatssocialismus und der Umschlag in den radicalen revolutionären Socialismus geschildert, bis die fesselnde Darstellung in der Beschreibung der socialen Revolution und ihrer traurigen Ergebnisse, des Bankerotts der socialen Demokratie und des nationalen Verfalles, ihren Abschluß findet. In einem zweiten Buche wendet sich der Verfasser endlich zu Rom, dessen viel ärmere communistisch-socialistische Entwicklungsgeschichte ebenfalls in sechs, aber vergleichsweise kurzen Capiteln (Die Anfänge des Staates und der agrarische Communismus; Die Entwickelung der capitalistischen Wirthschaftsordnung; Die sociale Bewegung im Lichte herrschender Parteianschauungen; Das Erwachen der Armuth zum socialen Selbstbewußtsein; Die Kritik der Gesellschaft; Demokratischer Socialismus und romantischer Utopismus) vorgeführt wird. Mit Recht betrachtet P. die Entwicklungsgeschichte der socialen Demokratie in Griechenland, die hier zum ersten Male eine erschöpfende Darstellung gefunden habe, als den wichtigsten Theil seines Buches. Handele es sich doch um ein Problem, das in der republicanischen Epoche der antiken Culturmenschheit die Phantasie der Menschen wie die praktische Politik mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch beschäftigt habe, ein sprechender Beweis für das Illusorische jener Anschauungsweise, die in einer so hochbedeutsamen Erscheinung, wie es die sociale Demokratie nun einmal sei, selbst auf dem Boden der modernen Cultur nur etwas „Vorübergehendes“, nur eine Episode zu erblicken vermöge! In wie weit die Darstellung des Verfassers im Einzelnen, insbesondere auch seine Schilderung der sogen. „capitalistischen“ Vorbedingungen der griechischen Socialdemokratie, eingehender Prüfung Stand zu halten vermögen, läßt sich augenblicklich noch nicht übersehen. Unter allen Umständen bleibt seine Untersuchung eine höchst verdienstvolle Arbeit. o—g.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Das vom 1. Januar 1900 ab geltende Grundbuchrecht. (Bearbeitet von Amtsrichter Rosenmüller in Dresden.) Herausgegeben vom Verein der Finanzbeamten zu Dresden. Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft (Gg. Schmidt). (32 S., Pr. 80 ₰.) — Eine gute Uebersicht über das geltende Grundbuchrecht, die, wenn sie auch für Grundbuchführer ꝛc. noch etwas ausführlicher und eingehender sein möchte, doch für solche Kreise, die bei ihrer Amtsthätigkeit wie für die Prüfungen nur die Kenntniß der wichtigeren Theile des Grundbuchrechts bedürfen und sich nicht zu vertiefen brauchen, das Wesentliche in knapper, klarer Darstellung ohne Eingehen auf Einzelheiten giebt. Gerade durch das Vermeiden der Einzelheiten, die für die im Grundbuchwesen Arbeitenden allerdings sehr wissenswerth sein können, aber auch für ihr Verständniß größere Ausführungen beanspruchen, ist die Uebersichtlichkeit gewahrt worden. K—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 44. Sonnabend, den 13. April, Abends. 1901.

Das erste deutsche Bach-Fest.

In den Tagen vom 21.—23. März fand in Berlin das erste deutsche Bach-Fest statt. Seine Vorgeschichte ist bald erzählt. Nachdem im vorigen Jahre die Bach-Gesellschaft sich aufgelöst hatte, weil ihr Ziel, eine kritische Gesammtausgabe der erhaltenen Werke Johann Sebastian Bach's zu veranstalten, erreicht war, gab Professor Kretzschmar, der für den Schlußband der Bach-Ausgabe (Breitkopf & Härtel) einen außerordentlich werthvollen Bericht über die Thätigkeit der Bach-Gesellschaft wie über die ganze Bach-Bewegung verfaßt hatte, die Anregung zur Gründung einer „Neuen Bach-Gesellschaft“. Waren durch ihre Vorgängerin trotz bedeutender Schwierigkeiten Dank der aufopferungsvollen Hingabe einzelner Persönlichkeiten die uns erhaltenen Reste der Werke Bach's vor weiteren Verlusten gesichert und dieser Schatz deutscher Kunst der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden, so sollte von nun an die Aufgabe sein, diese Kunst wieder lebendig zu machen, sie recht nachdrücklich und in vollendeter Wiedergabe zum Volke sprechen zu lassen und Musikern wie Laien den oft schwer zu findenden Weg zu Bach zu zeigen. Kunstkritik und öffentliches Leben werden von der nunmehr begonnenen Thätigkeit der Gesellschaft zwar im Wesentlichen nur bei ihren größeren Veranstaltungen Kunde erhalten, doch sei zur Klarstellung der Verhältnisse betont, daß die Veranstaltung von Bach-Festen gewissermaßen nur die aller zwei Jahre stattfindende Hauptprüfung, eine Art Rechenschaftsbericht gegenüber der großen Welt sein soll. Die innere Thätigkeit der Gesellschaft wird hoffentlich bei den betheiligten Musikern nicht weniger Anklang finden.

Doch nun zu dem Bach-Fest. Ein Examen konnte es diesmal höchstens pro candidatura heißen. Man wollte seine Karte abgeben und in die Reihe der Factoren im deutschen Musikleben aufgenommen sein. Diesem Zwecke entsprach so ziemlich Alles und die Absicht ist erreicht. Wünsche, deren Erfüllung für später offen geblieben ist, werden im Folgenden geäußert werden. Fest war eigentlich kein richtiger Name. Man denkt sich dabei zu sehr Veranstaltungen im Stile von Cassel, vermuthet Rausch und Schein, Putz und Decoration. Zum Glück gab es davon nichts, abgesehen von einigen localen Ovationen. Es waren Arbeitstage, Stunden des Lernens und Prüfens. Es wäre interessant, zu erfahren, welchen Procentsatz zum Besuch das Berliner Concertpublicum stellte und wie die eigentlichen Fachmusiker aus den verschiedenen deutschen Ländern vertreten waren. Denn für diese war ja eigentlich diese dreitägige Reise ins gelobte Land Bachischer Kunstherrlichkeit veranstaltet worden.

Sehr erfreulich war an dem Unternehmen, daß man die Gelegenheit benutzt hatte, aus den reichen Schätzen der in Berlin vorhandenen Sammlungen eine Bach-Ausstellung zusammenzustellen, die von Hrn. Professor Dr. Oskar Fleischer vorbereitet und katalogisirt war. Sie enthielt, in 3 Abtheilungen gegliedert, bildliche Darstellungen Bach's und Bachischer Familienglieder, Instrumente aus der Zeit Bach's, Werke Bach's in Autographen, zeitgenössischen Copien und gleichzeitigen sowie späteren Ausgaben. Der große Vorzug war dabei, daß es sich nicht um Curiositäten und Raritäten handelte, sondern um ein sehr lehrreiches Mittel, die lebendige Anschauung der alten Kunstübung zu fördern. Vor allen Dingen galt dies natürlich von der Instrumentenausstellung, für deren geschickte Anordnung Hrn. Professor Fleischer sicher jeder Besucher sehr dankbar gewesen ist. Gaben doch nicht blos die Notizen in dem von ihm herausgegebenen Führer die nöthigen Anmerkungen über das Alter der einzelnen Instrumente, nein, man hatte obendrein noch auf einer Estrade (die Ausstellung fand im Festsaale des Berliner Rathhauses statt) ein vollständiges Orchester so aufgestellt, wie's um die Mitte des 18. Jahrhunderts üblich war. Da gab's denn die seit Chrysander's Neu-Einrichtung Händel'scher Oratorien von den reactionären Dirigenten und den Verlegern der alten Einrichtungen arg befehdeten vielen Oboen und Fagotte, da waren Cembali und Theorben im Orchester; da sah man gleichzeitig, wie geschickt die Alten im Vertheilen der einzelnen Gruppen auf den Raum des Podiums waren, und bekam das Gefühl dafür, wie man ungefähr zu Werke gehen müsse, wenn man bei Aufführungen Bach'scher Orchestermusik stilgerecht verfahren will.

Stilgerecht sollten ja nun die 3 Festconcerte sein, die ausschließlich Werke von Johann Sebastian Bach in ihren Programmen hatten. Am ersten Abend 5 Kirchencantaten, aufgeführt in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche durch den philharmonischen Chor und das philharmonische Orchester unter Leitung von Professor Siegfried Ochs, am zweiten in der Singakademie Concert der Königlichen Hochschule für Musik (Orgelvorspiel, Motette: „Jesu, meine Freude“, Nr. 1 und 2 der Brandenburgischen Concerte, Arie aus „Phöbus und Pan“, Violin-Clavier-Sonate in A-dur), endlich am letzten Abend Concert der Sing-Akademie in ihrem eigenen Saale (A-dur-Messe, Gloria aus der F-dur-Messe, weltliche Cantate „Der zufriedengestellte Aeolus“ und D-dur-Concert für Clavier, Solo-Violine und Solo-Flöte). Bei der Aufstellung der Programme war im Allgemeinen der Grundsatz maßgebend gewesen, bisher wenig bekannte Werke Bach's vorzuführen und ihn von Seiten zu zeigen, die bisher weiteren Kreisen fremd an ihm waren. Infolgedessen war er als Orgelcomponist so gut wie unberücksichtigt geblieben. Vielleicht könnte aber doch bei einer späteren Gelegenheit, wenn ein guter Bach-Spieler zur Verfügung ist, auch der Orgelmeister, als den ihn nun einmal in erster Linie der Musikfreund kennt, etwas mehr zur Geltung kommen. Ich meine, daß erstens aus der Menge der unbekannten Orgelsachen Einiges gezeigt werden könnte und daß der Nachdruck, den man damit auf dieses Gebiet des Bach-schen Schaffens legte, ruhig tendenziös gedeutet werden dürfte, d. h. in dem Sinne, daß als der Ausgangspunkt der Kunst Bach's und als das Element, das den Stil fast aller seiner Werke beeinflußt hat, die Orgelmusik anzusehen ist. Daß man von einem reinen Vocalstil bei Bach nicht reden darf und daß der unverstanden und unverständig nachgebetete Satz von der Hochblüthe deutscher Gesangsmusik und evangelischer Kirchenmusik, die wir in Bach bewundern sollen, thatsächlich eine musikgeschichtliche und ästhetische Unwahrheit enthält, davon sind leider noch lange nicht genug Musiker überzeugt. Damit also diese Wahrheit immer mehr durchdringt, glaube ich für eine stärkere Berücksichtigung des Orgelcomponisten Bach auf einem späteren Bach-Feste eintreten zu sollen, zumal die Discussion über den Vortrag Bach'scher Orgelwerke noch lange nicht abgeschlossen ist. Auch als Componist für Clavier war Bach absichtlich so gut wie nicht berücksichtigt worden, da unsere Clavierspieler ja zu ihrem und ihrer Zuhörer Segen jetzt viel mehr in öffentlichen Concerten Bach spielen als ehedem. Dafür hatte man aber aus der übrigen Instrumentalmusik von Bach mehrere Proben ausgewählt, die bei den zu Studienzwecken nach Berlin gekommenen Musikern jedenfalls im Mittelpunkte des Interesses standen. Ich werde auf die Fragen und Gedanken, die dabei angeregt wurden, noch zurückkommen und fasse jetzt das wesentliche Ergebniß der einzelnen Aufführungen zusammen, wobei ich weniger die Leistungen zu kritisiren, als vielmehr die erhaltenen Anregungen weiter zu geben beabsichtige.

Unter den 5 Kirchencantaten war die letzte „Nun ist das Heil und die Kraft“ wohl nur gewählt worden, um dem Chor auch eine Parade-Nummer zu verschaffen oder aber um die ungewohnt

breite Temponahme des Dirigenten auch einmal den Männern aus der Fremde zur Begutachtung vorzulegen. Ich bekenne, daß mir der traditionelle feurige Schwung lieber ist. Selbstverständlich ist's eine enorme Leistung, wenn ein Chor dieses Tempo aushält; doch daß der philharmonische Chor unter der Leitung von Professor Ochs einer der glänzendsten deutschen Chöre geworden ist, das hätten wir auch ohnedies mit Freuden anerkannt. Der Dirigent gehört zu den Künstlern, die Bach neben seinem klaren Fugenkopf auch ein Herz gestatten und ihn demgemäß con espressione singen lassen — aber vielleicht waren einige der Nuancen doch etwas zu schön. Und die Choräle! Ja, warum kann nur kein Mensch bei Bach Choräle singen, wie sie der schlicht empfindende, gläubige Mensch singen würde? Man kennt aus vielen Berichten die Klagen über die Verschleppung der Choräle in den Aufführungen der Matthäus-Passion, man jammert und seufzt über die widerlich süßlichen ritardandi und über den Fermaten-Record. „Wer hält sie noch länger als der und der?" — Ich! — Ich! — Ich! rufen die Dirigenten. Aber wenn selbst auf einem deutschen Bach-Feste diese Unsitte mit gemacht wird, dann sind wir doch mit den Erziehungsabsichten arg auf dem Holzwege. Das muß gesagt werden, und ich kann nur herzlichst bitten, daß alle die, die sich hier und an anderen Stellen getroffen fühlen müssen, in dieser Aussprache meiner Bedenken nichts sehen wollen als sachliche Bemerkungen, die die Sache fördern sollen. Es ist heutzutage Mode geworden, entweder vor Begeisterung überzuschäumen und in der Kunstkritik blind über Alles wegzusehen, was recht wohl ein Fragezeichen gestattete, oder aber ohne Begründung gehässig abzusprechen und zu verkleinern. Beides fördert nicht. Aber vorwärts bringen soll doch schließlich Alles, was wir Leute von der Kunst thun, auch wenn wir einmal die Feder zur Hand nehmen.

In der Art und Weise, wie der philharmonische Chor, der a cappella-Chor der königl. Hochschule und viele andere deutsche Chöre die Choräle Bach's in Concert-Aufführungen singen, sind sie von Bach auf keinen Fall gedacht. Und wenn man sie auch mit reichen Schattirungen und Modificationen der Tempi singen muß, um den Gehalt der Dichtung auch in der Musik erschöpfend wiederzugeben, so soll man doch unbedingt an dem Grundzeitmaß des kirchlichen Chorals festhalten. Hielt sich der philharmonische Chor noch immer in einigen Grenzen, so ist's doch gut, mit Rücksicht auf eine sehr weit verbreitete Verirrung in aller Friedlichkeit zur Besinnung zu ermahnen und zu bitten, mit den vielen Locken und Löckchen die ehrwürdige Perrücke und die kernige deutsche Stirn des alten Cantors nicht ganz zuzudecken.

Eine weitere, für die betheiligten Kreise sehr wichtige Principienfrage trat bei der Gelegenheit auch wieder in den Vordergrund, die Frage nach der Verwendung der Bach'schen Cantaten im evangelischen Gottesdienste, für den sie geschrieben sind. Ich kann der Ansicht, die auch Professor Kretzschmar in seinem Programmbuche des Bach-Festes vertritt, nicht beistimmen und halte die Bestrebungen, die den Cantaten Bach's ihren Platz im Gottesdienste zurückgewinnen wollen, für verfehlt. Die Menge von Elementen, die nur aus der Zeitströmung und ihrer Geschmacksrichtung zu begreifen sind, die oft sehr ungeschickten Texte, die stark subjective, die Kammermusik-Stimmung, die in vielen Sätzen der Werke offen zu Tage tritt, dies Alles verträgt sich für mich nicht mit dem Cultus der Kirche. Mir scheint die einzig richtige und dabei bereits in meisterhafter Weise mit bewunderungswürdigem Feingefühl erreichte Lösung dieser Frage die zu sein, welche Freiherr Rochus von Liliencron in seiner Chorordnung für den evangelischen Gottesdienst (Verlag von Bertelsmann in Gütersloh) gegeben hat. Wenn wir die Bach'schen Cantaten in geistlichen Abendmusiken ohne liturgischen Rahmen aufführen, thun wir nach meinem — wie ich gestehe ganz subjectiven — Urtheil ihnen wie der Kirche mehr Gutes, als wenn wir sie in den sonntäglichen Gottesdienst einzwängen. Denn das möchte ich mit als eines der Hauptergebnisse der drei Bach-Concerte für den kritischen Zuhörer bezeichnen: Um Eines kommen wir trotz aller möglichen Gegeneinwände nicht herum. Die zeitliche Abhängigkeit aller Kunst ist selbstverständlich auch bei Bach nicht aus der Welt geschafft, sie ist vielmehr gerade in seinen Vocalwerken infolge der Einflüsse der Texte ziemlich stark. Deshalb ist aber auch zum Genusse dieser Kunst eine geistige Thätigkeit nöthig, die ich Abstrahiren von dem historisch Bedingten nennen möchte, und deshalb ist eine absolut unmittelbare und gleichzeitig erschöpfende Wirkung auf unvorbereitete, aber geistig der Hochcultur unserer Zeit angehörende Menschen ausgeschlossen. Zum wirklichen Erfassen der Künstlernatur Bach's gehört in gewissem Sinne genau so viel oder noch mehr Vorstudium als zum Eindringen in das Kunstwerk Wagner's. Gewiß ist Bach einfach und gewiß hat die Menge des Volks zunächst mehr von Bach. Aber was sie und was selbst viele Musiker von Bach haben, ist doch nur Oberfläche. Das sollte man nicht vergessen, wenn man einer Einführung Bach'scher Cantaten in den evangelischen Gottesdienst das Wort redet. Das zeitlich Bedingte, die Hülle und das Gewand, in dem die allgemein giltigen Kunstwerthe in diesen Cantaten auftreten, deckt so viel zu und verlangt, will man auf den Kern der Sache sehen und den warmen, Leben athmenden Leib auch dieser Kunst fühlen, so gut geschulte Augen, daß man sich nicht der Täuschung hingeben dürfte, der Bach'schen Vocalmusik größeren Stils sei ein sehr breiter, sicherer Boden zu gewinnen.

Viel deutlicher zeigt sich ja dieses Ruhen im Schooße der Vergangenheit bei einem Werke, wie es das Dramma per musica „Der zufriedengestellte Aeolus" ist. Daß einzelne Nummern daraus, wie die erste Arie des Aeolus durch die Vortragskunst von Messchaert, bei den Zuhörern wirklichen Jubel erweckten, beruht darauf, daß in diesen eben das alle Zeiten überdauernde elementare Empfindungsleben außerordentlich stark zum Ausdruck kommt und daß die Leute, die in Bach's Werken weniger heimisch sind, sich freuen, den alten Cantor einmal so lustig zu sehen. Aber das Werk als Ganzes ist doch nur zu erfassen, wenn man's als Document einer überwundenen Geschmacksrichtung, d. h. historisch ansieht. Die Wahl eines solchen Stückes war darum sehr glücklich; denn es wird stets nur da am Platze sein, wo es sich nicht um ein Concert im üblichen Stile, sondern um eine in gutem Sinne akademische Aufführung handelt. Aber dann soll man's auch ganz originaliter geben und auch den Scherz Bach's stehen lassen, der den Vornamen seines gefeierten Professors Müller, August, von den Göttern auf der zweiten, vom Chore auf der ersten Silbe betonen läßt. Singt der aber, wie man's in Berlin that, statt Vivat August sein Vivat Meister, so ist das gegenüber einem Publicum, wie man es bei dem Bach-Feste erwarten durfte, einfach eine Behandlung, wie man sie nur Unmündigen angedeihen läßt, und ebenso läppisch, wie wenn in den Lesebüchern für höhere Töchter aus dem Liebsten der Onkel und aus der Geliebten das Schwesterchen gemacht wird. Solche kleine Züge geben mehr als vieles Andere davon Zeugniß, daß man von dem eigentlichen Zweck, den solche Bach-Aufführungen größeren Stils haben, noch nicht die rechte Vorstellung hat. Die Singakademie, die die Aufführung dieser Cantate übernommen hat, muß, nach früheren Berichten zu urtheilen, unter ihrem neuen Dirigenten, dem bekannten Componisten Georg Schumann, bereits bedeutende Fortschritte gemacht haben. Der Chorklang war in dem allerdings wundervoll akustischen Saale der Singakademie ausgezeichnet. Sehr dankbar mußte man demselben Institut dafür sein, daß es von Bach's vier kleinen Messen (Kyrie und Gloria) die in A-dur ganz und aus der in F-dur den Anfang des Gloria vorführte. Obwohl die einzelnen Sätze dieser Werke meist Umarbeitungen aus Cantatensätzen sind, enthalten sie doch so viel unvergeßliche Musik, daß sie gerade mit dem schlichten, würdigen Messentext weiter bekannt zu werden verdienen. Dabei ist der erste Chor des F-dur-Gloria von so unmittelbarer Wirkung, daß die vorhin geäußerten Bedenken historischer Natur hier fast wegfallen. Mit Tempo und Auffassung dieses Satzes waren allerdings wohl noch verschiedene Zuhörer außer mir nicht einverstanden. Noch größeren Widerspruch mußte freilich die geringe geistige Durchleuchtung der Motette „Jesu, meine Freude" erregen, wenn auch die technische Wiedergabe durch den a cappella-Chor der königl. Hochschule unter Professor Ad. Schulze als sehr gut anerkannt sei. Auch hier erweckte die Besetzung des Chores mit lauter geschulten Stimmen allerhand Gedanken darüber, was sich wohl erreichen ließe, wenn ein gut Theil unserer Sänger und Sängerinnen auf die künstlerische Eitelkeit, Solo singen zu wollen, verzichtete und in einem tüchtigen, aus lauter sorgsam ausgewählten Stimmen bestehenden Chore zum Heile der Kunst wirken wollte. Unsere Massenchöre sind ja so wie so für viele der Bach'schen Werke zu groß. Man sollte solche Fragen wie Stärke der Chorbesetzung auch mit beachten, wenn es sich um Musteraufführungen handelt, wie sie die Bach-Feste doch bieten sollen. Aber unsere Chöre wollen ja gern einander an Fülle und Masse überbieten. So war in der A-dur-

Messe der Chor der Singakademie entschieden viel zu zahlreich; man denke nur daran, daß diese kleinen Messen direct für den Gebrauch eines gar nicht starken Kirchenchores berechnet sind.

War bei den Choraufführungen allzuviel Neues in der Reproductionsweise deshalb nicht zu erwarten, weil auf dem Gebiete bedeutende Kirchenchöre und Gesangvereine bereits aus dem ehemaligen Schlendrian heraus- und zu stilgemäßen Aufführungen übergegangen sind, so war die Spannung gegenüber der Art und Weise, wie man sich mit Bach's gefürchteter Orchestermusik abfinden würde, um so größer. Wenn vorläufig das Resultat nur Anregungen, dankenswerthe zwar, aber eben doch nur Anregungen waren, so lag das an verschiedenen Umständen. In der ersten Linie an der leitenden Hand. Hr. Professor Joachim leitete zwei brandenburgische Concerte, im dritten spielte er Solo-Violine, außerdem spielte er mit Hrn. R. Kahn zusammen eine Sonate für Clavier und Violine. Als Mitglied des Directoriums der Neuen Bach-Gesellschaft hätte Hr. Professor Joachim gewiß mit besonderem Eifer für eine würdige Ausführung dieser Nummern des Festprogramms Sorge tragen müssen. Leider muß aber festgestellt werden, daß weder sein Spiel, noch seine Leitung den Ansprüchen auch nur einigermaßen genügten, mit denen man als Hörer diesen Leistungen gegenüberzutreten berechtigt war. Es wird viele Leute geben, die dies Rütteln an einer in Berlin, wie der ostentativ kritiklose Beifall bei jedem Auftreten des Künstlers bewies, höchst verehrten Autorität wieder für anmaßend erklären. Ich verweise auf das oben Gesagte und füge hinzu, daß nach meiner Meinung der Kunst nur gedient werden kann, wenn man die Persönlichkeit ganz außer Spiel läßt. Das, was Herr Professor Joachim als Dirigent wie als Solist bot, war aber derartig, daß von einer würdigen, der Bedeutung der Sache gerecht werdenden Kunstthat nicht die Rede sein konnte. Und da hilft es nichts, auf die Verdienste eines Künstlers hinzuweisen und Dankbarkeit zu fordern. Sobald die Kunst unter dem Fortwirken eines Künstlers Schaden erleidet, hat einfach die Person zu fallen; das ist in anderen Fällen unwiderleglich erwiesen. Einem Künstler gegenüber giebt's keine Dankbarkeit mehr, sobald er gegen die höheren Interessen der Kunst arbeitet. Und wir haben eine Unmenge ausgezeichneter Geiger, die die Sonaten und vor allen Dingen das gänzlich ohne alle Rücksicht auf die anderen Solisten gespielte Solo in dem Concerte tausend Mal besser und stilvoller gespielt hätten. Auch in der Direction der Bach'schen Concerte war absolut von einer Erfassung des Stiles keine Rede; die einzelnen Stimmen waren nicht gegen einander abgewogen, die Mitwirkung des Cembalos war gänzlich ungenügend und willkürlich. Und gerade hier wollten die Hörer, die zu Studienzwecken gekommen waren, die Lösung schwebender Fragen, hier ein Muster und Vorbild für eigenes Wirken. Wir haben das nicht bekommen und statt dessen eingesehen, daß die Klagen über die unkünstlerische Leitung des obersten deutschen Musikinstituts völlig berechtigt sind. Und ich glaube im Sinne der ernst denkenden Mitglieder der neuen Bach-Gesellschaft zu handeln, wenn ich für zukünftige Feste — das nächste soll wohl in einer deutschen Mittelstadt stattfinden — die Forderung aufstelle, daß die Leitung in den Händen eines Mannes ruht, der mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit an die Lösung der Aufgabe herangeht, sowie daß bei der Wahl der Solisten keine Autoritätsacte vorfallen. Solche Leistungen wie die Geigensoli des Leiters dieser Abtheilung der Festconcerte dürfen nicht wieder vorkommen! Wie ganz anders faßte da Hr. Schumann seinen Clavierpart an, wie fühlte man bei den beiden anderen Dirigenten, auch wo man andere Auffassung als die ihrigen hatte, die geistige Durchdringung des Stoffes und die Absicht, das Beste zu geben, sich einem wirklichen Bach-Stile zu nähern. Daß die Concerte für Orchester trotzdem stark wirkten, war neben dem entzückenden Reiz der Bach'schen Musik vor Allem der Lösung des Problems der Solo-Trompete zu danken. Die Benutzung eines wohl ausdrücklich für den Zweck gebauten Instruments ermöglichte die Ausführung der enorm hoch liegenden Trompetenpartie im leichtesten Piano. Warum aber hatte man für die Chor-Concerte nicht wenigstens den Versuch gemacht, ebenfalls auf neuen oder alten hohen Trompeten oder Instrumenten, wie sie unsere Cavallerie-Capellen haben, die Partien ausführen zu lassen? So war das nichts. Auch die Hörner klangen theilweise zu sehr à la Mode 1900. Noch eine sehr wichtige Frage blieb schließlich offen, die der Verwendung eines Cembalo. In der Bach-Ausstellung im Rathhause war neben den alten Instrumenten eine ausgezeichnete Neuconstruction eines Bach-Flügels von dem Berliner Clavierfabrikanten Wilhelm Hirl zu hören. Der gänzlich abweichende Klang unserer modernen Claviere verpflichtet nach meiner Meinung unbedingt zur Benutzung eines derartigen Instruments und ich begreife nicht, wie man sich die Möglichkeit, die hier so bequem geboten war, entgehen lassen konnte. Es ist selbstverständlich zwecklos und bereits als Lächerlichkeit in der Praxis erwiesen, die alten Instrumente selbst, die außerordentlich gelitten haben, zu benutzen. Auch wir spielen in Concerten nicht auf einem Flügel, der auch nur 5 Jahre gespielt ist! Aber ein ganz nach dem alten System erbautes Instrument, bei dem die Saiten genau so zum Tönen gebracht werden wie früher, bei dem man die alten Registerzüge verwenden kann, warum soll man das nicht wieder für Bach- und Händel-Aufführungen einführen? Es ist auf's Lebhafteste zu bedauern, daß man den Besuchern nicht wenigstens probeweise dieses Instrument auch einmal im Tutti des Orchesters vorgeführt hat.

So blieben denn noch manche Fragen für diesmal unentschieden. Mögen hier spätere Feste nachhelfen.

Das eigentlich Bedeutsamste, das für die Fachleute gewiß alle Trübungen zurücktreten ließ, war jedoch das Programmbuch, das Prof. Kretzschmar für das Fest geschrieben hatte. Diese Leistung, zu der kein einziger deutscher Musiker neben ihm fähig wäre, hat so viel Anregung und Förderung gegeben, daß dringend zu wünschen ist, daß das Heft im Buchhandel bleibt. Von der staunenswerthen Fülle des historischen Materials und der die intimsten Feinheiten der Kunstwerke mit zarter Hand aufdeckenden Analyse der einzelnen Programm-Nummern kann ein Bericht keinen Begriff geben. Es bleibt zu bedauern, daß Verschiedenes, was Kretzschmar mit besonderem Nachdrucke betonte, in den Aufführungen direct ins Gegentheil verkehrt wurde. Jedenfalls wäre da für zukünftige Fälle eine Einigung wünschenswerth. Das Ideal wäre ja, wenn Herr Prof. Kretzschmar nicht blos in dem Buche, sondern auch in der Wirklichkeit der Führer zu den Bach'schen Kunstwerken wäre. Da der große Künstler, dem, so lange er praktisch wirken konnte, nicht ein Zehntel von der Beachtung geschenkt worden ist, die er verdient hätte, aber leider nur noch mit der Feder unser Kunstleben beeinflussen kann, so wäre bei späteren Festen jedenfalls zu wünschen, daß die Dirigenten und Solisten die von ihm gegebenen Andeutungen sich mehr zu Nutze machten, als dies diesmal der Fall war. Denn zu Bach führt nur ein Weg: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr sein Reich nicht sehen. Und diese intim poetische, gläubig hingebende Versenkung in das Wesen der Kunst, das ist's, was sich bei Kretzschmar mit einer so umfassenden historischen Bildung eint. Wenn uns das deutsche Bach-Fest nichts gebracht hätte als diese Schrift Kretzschmar's, so wären wir belohnt genug. So aber hat's uns außerdem gezeigt, wenn auch manchmal nicht hell und rein und festlich genug, daß die Bach'sche Kunst trotz des Tributs, den auch sie wie alles Irdische der Zeit zahlen muß, Werthe birgt, die noch gelten, und daß sie Kraft haben wird, auch die Kinder des neuen Jahrhunderts über ihre Erdensorgen empor zu heben.

Dr. Georg Göhler.

Bücherbesprechungen.

— **Was muß man vom Vormundschaftsrechte wissen?** Nach dem bürgerlichen Gesetzbuch für den praktischen Gebrauch dargestellt von **Max Diefke**. Berlin, Hugo Steinitz' Verlag 1900 (101 S., Preis 1 ℳ) — Das Werk bezweckt, gemeinverständlich das Wissenswertheste aus dem Vormundschaftsrechte (Begründung und Führung der Vormundschaft, Aufsichtsorgane, Beendigung der Vormundschaft) mitzutheilen, sehr oft mit den Worten des Gesetzes selbst. Für einen Ueberblick genügt das Vorgetragene; bei der praktischen Anwendung wird für Einzelheiten wohl auf das Gesetz selbst zurückgegangen werden müssen, dafür giebt das Werk leider keine Verweisungen, die den Gebrauch des BGB. erleichtern, zumal für die weniger Rechtskundigen. Wegen der Vormundschaft über Volljährige und wegen der Pflegschaft beschränkt sich das Werk lediglich auf einen Abdruck des BGB. §§. 1896—1921. K—d.

— **Jesuiten und Jesuitinnen** (La Société du Sacré Coeur). Von **Leopold Karl Goetz** in Bonn. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901. — Der Verfasser ist Professor am altkatholischen Seminar in Bonn und hieraus schon ergiebt sich sein

Standpunkt gegenüber Jesuiten und Jesuitengenossen. Der Zweck der Schrift ist, nachzuweisen, wie nahe der weibliche Orden der Gesellschaft des hl. Herzens Jesu dem Jesuitenorden steht. Daß eine Gesinnungs- und Zielgemeinschaft zwischen beiden vorhanden ist, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten. Andererseits dürfte es überhaupt keine katholische Frauengemeinschaft geben, in welcher die Jesuiten nicht Fuß zu fassen versuchten. Selbst dies würde kaum eines Beweises bedürfen. Im vorliegenden Falle ist vor Allem der unbedingte Gehorsam ins Auge zu fassen, welcher mehr als in anderen Klöstern in diesem Orden herrscht (vgl. S. 23). Im Uebrigen ist das Buch in jener anständigen Form gehalten, wie sie unter gebildeten Leuten ausnahmslos festgehalten werden sollte. —tg—

— Behringer, G., (Freiburg i. B.), Die Gefängnißschule. Ein Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung, den heutigen Stand und die Bedeutung des Schul- und Bildungswesens in Strafanstalten. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1901. gr. 8°. 132 S. 3,60 ℳ. — Während bisher die Gefängnißschule in den Fachzeitschriften und der sonstigen einschlagenden Literatur nur wenig behandelt worden ist, wird hier der erstmalige Versuch einer einheitlichen Darstellung dieser Materie durch einen Mann der Praxis unternommen. Verfasser schildert nach einem kurzen Ueberblick über die Nachrichten aus der früheren Zeit (S. 1—8) die Entwickelung innerhalb des 19. Jahrhunderts (S. 9—101); er behandelt zunächst das Ausland und giebt dann eine Darstellung der Verhältnisse in 8 deutschen Gebieten: Baden, Bayern, Elsaß-Lothringen, in den Hansastädten, Hessen, Preußen, Sachsen und Württemberg. Bezüglich Sachsens ist der „Verwaltungsbericht der IV. Abtheilung des königl. Ministeriums des Innern auf die Jahre 1898 bis 1900, erstattet an Se. Excellenz den Hrn. Staatsminister v. Metzsch vom Geh. Rath Dr. A. v. Bernewitz, Ministerialdirector" (Dresden 1900, gedruckt in der Druckerei der königl. Landesanstalt Waldheim) noch nicht benutzt und auf S. 61 nachzutragen. Es finden sich in dem stattlichen Bande nähere Angaben über den augenblicklichen Stand. Verwiesen sei z. B. auf S. 116: Schulzimmer in Voigtsberg, S. 185: Unterricht an die weiblichen Sträflinge in derselben Anstalt. Von allgemeinem Interesse ist die Bemerkung auf derselben Seite, der im Jahre 1898 gemachte Versuch der Ertheilung von Unterricht an die Insassen der Irrenanstalt zu Waldheim habe so gute Früchte gezeitigt, daß auch in der folgenden Zeit seitens des dortigen Anstaltskatecheten Unterricht im Schreiben, Rechnen und Singen, sowie in den gemeinnützigen Kenntnissen ertheilt worden sei. Zu den Angaben auf S. 4 über die Schulverhältnisse in den sächsischen Anstalten des 18. Jahrhunderts ist zu verweisen auf G. Müller, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der sächsischen Landeskirche II, 212—219, wo namentlich die starke Hervorhebung der Methodik in der Ertheilung des Unterrichts an die Gefangenen von Interesse ist, auch die fleißige und ordentliche Abwartung der eingerichteten Schulstunden besonders zur Pflicht gemacht werden soll. Der letzte Haupttheil des vorliegenden Buches beschäftigt sich (S. 102—132) mit einer eingehenden Würdigung der heutigen Gefängnißschule; Schulpflicht, Unterrichtsstoff, Lehrform, Aufgabe und materielle Stellung des Lehrers, Selbstbeschäftigung und Lectüre der Gefangenen wird hier erörtert und die erhabene und im eminentesten Sinne christliche Thätigkeit, der sich der Gefängnißlehrer widmet, eingehend besprochen. U.

— Neumeister und Häberle: Deutsche Concurrenzen XI, 7 und: Neubauten VI, 11 u. VII, 1. Verlag von Seemann & Co. — Das erste der drei vorliegenden Heftchen beschäftigt sich mit „Bauten in den Formen der Alten" und bringt die besten Arbeiten aus dem „Wettbewerb zu alterthümlichen Wohnhäusern in Hildesheim". Es ist sehr erfreulich, daß im eigensten Interesse diese Stadt sich entschlossen hat, dem Eindringen und Ueberhandnehmen unkünstlerischer Bauten, wie es unsre modernen Gyps- und Cementhäuser mit ihrem Holzcementdache durchweg sind, einen Riegel vorzuschieben. Ob es nöthig ist, gleich so energisch in Bezug auf den Stil vorzugehen, ist zweifelhaft. Die Hauptsache bei Erhaltung alter Städte- und Straßenbilder ist gar nicht der Stil sondern der Maßstab und das Baumaterial, besonders das der Dachdeckung. Aber hoffen wir, daß diese hübsch skizzirten Häuschen so gelungen in die Wirklichkeit übersetzt werden — bis wohin noch ein weiter Weg ist. So anregend diese Concurrenzarbeiten in der anspruchslosen Publikation wirken, so wenig rechtfertigt sich die angekündigte große Publikation. Wenn man die fast 200 Hefte der Concurrenzen und Neubauten durchblättert, oder auch nur einen Theil, wie wenig Entwürfe erscheinen heute noch des Publicirens werth! Und nun gar als großes Tafelwerk? Die Klage: es wird zu viel publicirt, besonders zu viel Minderwerthiges, ist berechtigt und sollte auch den Verlag Seemann u. Co. zu etwas Reserve veranlassen. So ist auch in dem Hefte, das dem heimischen Architekten Wünschmann gewidmet ist, nur ein Theil der Publikation geeignet, anregend zu wirken, so erfreulich auch das Gesammtbild der Thätigkeit dieses Herrn ist. Aber auch ihm ist, wie so vielen Architekten und besonders den Lehrern unter ihnen, das Studium von Schultze-Naumburgs vortrefflichen Aufsätzen: Vom guten und schlechten Bauen u. a. im „Kunstwart" zu empfehlen. Ungleich höher steht die dritte Publikation: 3 kleinere katholische Kirchen des Karlsruher Architekten Schroth. Die Art, wie ein Bau in der Landschaft liegt, und die schlichte Durcharbeitung seines Details sei zum Studium empfohlen. Jetzt schreibt die Firma Seemann & Co. einen Wettbewerb um drei verschiedene Hausfassaden aus. Also: während früher nur werthvolle, durchgearbeitete Bauten veröffentlicht wurden, sodann Hefte erschienen, welche Concurrenzentwürfe brachten, kommen nun umgekehrte Concurrenzen zu Stande, um Hefte erscheinen lassen zu können. Auch ein Zeichen der Zeit! Uebrigens ist die scharfe Zurechtweisung, welche dem Verlage wegen der Bedingungen dieser Concurrenz zu Theil wird, vollauf begründet. —nn.

— Dr. Gustav Schwabe's Augenklinik in Leipzig, Querstraße 12. Bericht über die Jahre 1897, 1898, 1899. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900. — Der Bericht bringt in übersichtlicher Form die Krankenzugänge innerhalb der einzelnen Monate der Berichtsjahre, sodann eine Gesammtübersicht der in den drei Jahren in der Anstalt beobachteten Krankheitsformen. Nicht weniger als 29376 Augenkranke wurden neu in Behandlung genommen. Von größeren Augenoperationen wurden 1895, von kleineren 4718 ausgeführt. Nur bei 1,3% der Patienten war Aufnahme in die Klinik nothwendig. Die Brillenbestimmungen erreichten die Zahl von 14863, die, wie der Verfasser sagt, „bedingt ist durch die rege Industrie Leipzigs und seiner Vororte, ganz besonders aber durch die mit dem Verlagsbuchhandel zusammenhängenden Augen anstrengenden Gewerbe". **

— „Vom Theater um die Jahrhundertwende" betitelt sich ein nicht uninteressantes Buch, das Rudolf Presber zum Verfasser hat (Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1901). Es enthält in zwölf Capiteln eine stattliche Reihe von dramaturgisch-kritischen Plaudereien über die Berliner Bühne und ihre Erstaufführungen, die, im flotten Feuilletonstil geschrieben, allerhand Kunst- und Lebensfragen von actueller Bedeutung freilich nur im Fluge berühren. Der Titel des Buches ist aus der Ueberzeugung des Verfassers entstanden, daß die Theater der Reichshauptstadt „die deutsche Bühne der Gegenwart bedeuten", was — Gott sei dreimal gelobt — immer weniger der Fall ist, seitdem die Bühnen von München, Frankfurt, Leipzig, Dresden ꝛc. ihre eigenen Erstaufführungen haben und nicht mehr so sehr auf die mit Spreewasser getauften Erfolge zu hoffen und zu warten geneigt sind wie früher; das ist schon darum mit Freuden zu begrüßen, weil in keinem anderen deutschen Kunstcentrum der Erfolg eines Bühnenschriftstellers so abhängig ist von Clique und Mode wie gerade in Berlin. Im Uebrigen ist das Buch reich an feinen Bemerkungen über viele unserer augenblicklich am meisten genannten Autoren und ihrer Werke, von denen allerdings mehr als eines längst schon wieder vom Spielplan verschwunden und selbst von den in literarischen Dingen wohl Erfahrenen bereits vergessen ist. Das Urtheil Presber's zeichnet sich dabei durch Ernst und Sachlichkeit aus, sucht sich möglichst frei zu halten von der zwingend suggestiven Macht des äußeren Erfolges und gefällt sich erfreulicher Weise nicht in koketten Geistreicheleien auf Kosten des zu kritisirenden Werkes, die sonst bei den kritischen Linnés Berlins sehr hoch in Gunst stehen. Daß sich Presber trotz eines ziemlich bestimmten und auch eigenen Urtheils hier und da vielleicht doch zu sehr von der herrschenden Strömung treiben läßt, um dem Thema seines Buches ganz in der Weise gerecht werden zu können, wie es wünschenswerth erscheinen muß, wenn man seinen Plaudereien mehr als Gelegenheitswerth zusprechen soll, liegt in der Natur der Sache und braucht dem Autor nicht weiter verübelt zu werden, weil diese Berliner Dramaturgie aus unmittelbar nach den Erstaufführungen für eine Tageszeitung geschriebenen Kritiken entstanden ist. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 45. Dienstag, den 16. April, Abends. **1901.**

Zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Besiedelung Südbrasiliens.

Eine Rundfahrt durch die Provinz Rio Grande do Sul.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

X. Durch den wilden Westen. (Schluß.)

Als wir nach dem ergötzlichen Zwischenfall mit dem Portugiesen Hrn. Müller von Cachoeira wieder im Bahnwagen saßen, nahm die Erhabenheit der Landschaft rasch zu, wie ein anschwellender Accord. Die mächtige „Serra" rückte unversehens näher und näher an den Schienenstrang heran, bis sie bald wie eine Riesenwand unweit vor uns stand, nunmehr, wo sich das vorgelagerte Mittelgebirge verloren hatte, auch von unten bis zu den hohen Gipfeln hinauf mit einem Blicke zu überschauen. Da trat mir denn die wunderbare Eigenschaft der brasilianischen Gebirge von Neuem in überraschendster Weise entgegen, Alles war frisch grün, in der Höhe wie in der Tiefe, auf den äußeren Flanken wie in den Spalten und Schlünden, die sich vielfach in das Innere hineinzogen und in welche jetzt gleichfalls das neugierige Auge einzudringen vermochte; nirgends ein kahler Fleck, ein Stück nackter Erde, das ganze stolze Gebilde vielmehr von der dichtesten Urwalddecke wie mittelst eines einzigen Gusses überkleidet. Indessen wir glitten bald nicht nur am Saume dieser prächtigen Bergwelt hin, sondern, ehe wir noch recht merkten, wie es zugegangen war, staken wir sogar mitten drin, Gipfel und Hänge im Vorblick wie in unserem Rücken, kaum daß gegen Süden noch ein Stück ebeneres und offeneres Land, der Rest der Weide-Steppe, übrig geblieben war. In dieser Weise erreichten wir — es war gegen 2 Uhr Nachmittags — auch wieder eine Ansiedlung, eine Gruppe niedlicher Hüttchen, welche mitten zwischen zart-rosaroth blühenden Pfirsichbäumen, Quittensträuchern mit weißen Blumen, traubenbehangenen Weinstöcken, Feigen, Rosen, Lorbeeren, Thujas, Orangen und Cypressen standen, und dieser kleine lauschige Erdwinkel umschlossen von der gewaltigen „Serra", gleich als sollte so fein Zauber vor der rauhen übrigen Welt gehütet werden — was konnte noch entzückender sein! Ich wenigstens hatte das Gefühl, als ob ich ein Stück potenzirtes Italien vor mir sähe. Und ich sollte auch nicht so ganz Unrecht haben, denn die prächtige Niederlassung war in der That eine Gründung italienischer Auswanderer mit dem einfachen Namen „Colonia". Von diesem Punkte vermochte man bereits nach vorn in eine Art tiefen Kessel hinabzublicken, der allseitig, auch gegen den bisher noch offenen Süden, von Bergen abgeschlossen war, so daß also dort, wie man sagt, die Welt mit Brettern verschlagen schien. In diese Einsenkung fuhr der Zug in langen Schlangenwindungen hinunter. Drunten hielt er vor einem ansehnlichen Stationsgebäude, welches den etwas in die Länge gezogenen Namen trug: Santa Maria da bocca do monte, zu deutsch: „Heilige Maria vom Bergmund", eine Benennung, die, in nüchterne Prosa umgesetzt, etwa so viel wie „Schlüssel zum Gebirge" bedeuten dürfte. Daß dieselbe nicht ganz ungerechtfertigt ist, wird man schon aus unserer bisherigen Schilderung erkannt haben. Zu ihrer weiteren Begründung wollen wir jedoch noch darauf aufmerksam machen, daß in dieser Gegend die Hauptwasserscheide zwischen Jacuhy und Uruguay, also zwischen der Lagoa dos Patos und dem la Plata, zwischen den Gewässern, die nach dem Osten und jenen, die nach dem Westen der Provinz sich ergießen, zu suchen ist, sowie daß an diesem Punkte und zwar gerade dem Bahnhof gegenüber, nach Norden zu, im gigantischen Gebirgswall eine tiefe Lücke — vielleicht die eigentliche bocca do monte — klafft, welche einen verhältnißmäßig leichten Aufstig auf die Hochebene ermöglicht, zu der sich droben die von unten so spitz erscheinende Serra verflacht. Durch diesen Natureinschnitt wurde denn auch die Bahnlinie gelegt, welche, von hier abzweigend, auf das Hochland hinaufklimmt und über Cruz alta bis Passo fundo inmitten des grünen „Camps" führt, wo sie vorläufig endet. Wie bekannt sein dürfte, steht mit dieser in ihrem ersten Theile eine kunstvolle Alpenbahn darstellenden Linie auch die sogenannte Rio-Grande-Nordwestbahn in Verbindung. Dieselbe, deren Bau eine von dem Kaufmann Heinrich Schüler in Porto Alegre ins Leben gerufene deutsche Gesellschaft durchzuführen unternommen hat, wird von der eben erwähnten Gebirgsbahn dort, wo dieselbe, beiläufig bei der Station Tupaceretan, das oberste Camp-Plateau erreicht, abzweigen, um im mächtigen Bogen den fast noch ganz brach liegenden Norden der Provinz zu durchziehen und diesen so für Colonisation und Cultur zu erschließen. Die Trace dieser kühnen Schienenanlage, die berufen sein dürfte, das Deutschthum in Rio Grande do Sul nicht wenig zu stärken, findet sich in der früher erwähnten großen Karte des Dr. Jannasch bereits eingetragen. Daß sie außerdem auch der Stadt Santa Maria da bocca do monte erhöhte Bedeutung verleihen würde, liegt auf der Hand. Dieser Ort hat übrigens seine Stelle nicht drunten in der Tiefe beim Bahnhof, wo man nur einige Häusergruppen findet, sondern auf einer hohen und freien Terrasse gegen Süden. Fast eine halbe Stunde hatte ich dort hinauf steil emporzuklettern. Droben wurde ich indeß auch für meine Mühe, welche durch die warme Nachmittagssonne noch erheblich vergrößert worden war, reichlich entschädigt. Nach Norden zu hatte ich die Serra in wahrhaft überwältigender Größe mir gerade gegenüber. Nur die tiefe Thalspalte zu meinen Füßen, aus welcher der Bahnhof mit seinen qualmenden Locomotiven heraufgrüßte, trennte mich von ihr. Ein Büchsenschuß schien hinüberreichen zu müssen. Trotz des höheren Standpunktes, den ich inne hatte, schien sie noch gewachsen. Wer das schöne Weinstädtchen Neustadt an der Haardt in der bayerischen Rheinpfalz kennen gelernt hat, dessen Augen haben ein Bild gesehen, das dem überaus ähnelt, welches ich dort am Eingang in das brasilianische Santa Maria vor mir hatte. Keine Frage, diese Stadt ist, was ihre Lage anbelangt, weitaus die malerischste im ganzen Lande von Rio Grande do Sul. Indeß auch sonst überrascht sie den Fremdling. Breite gerade Straßen, neue gefällige Gebäude, hübsche, große Schaufenster und zu allem Ueberfluß auch noch elektrische Beleuchtung, was kann man so weit im Innern wohl noch mehr erwarten! Und doch liegt auf dem so stolz da droben thronenden Städtchen, wie bereits angedeutet, ein düstrer Schatten. Viele Deutsche giebt es hier noch, viele unverkennbar deutsche Gesichter fallen uns auf, „das ist Fleisch von unserm Fleisch" möchte man jubeln, „und Bein von unserem Bein"; aber wenn man dann diese Flachsköpfe und Blauaugen in der Muttersprache anredet, erfolgt zumeist nur ein allgemeines Schütteln des Kopfes, mit der Jobsiade zu reden. Man hatte mir davon schon in Porto Alegre gesprochen. Dort ging die Meinung dahin, daß die Deutschen von Santa Maria nicht deutsch reden wollen. Ich behaupte aber, und das läßt die Sache in etwas milderem Lichte erscheinen, daß sie nicht mehr deutsch reden können. Ist dies doch auch erklärlich, und zwar nicht blos aus der bekannten Schwäche des Deutschen, Fremdes nachzuahmen, heraus. Die deutschen Kinder kommen mit portugiesischen zusammen, lernen so spielend deren Idiom und behalten dasselbe als das leichtere und gefälligere auch späterhin bei, bis es allmälig die ausschließliche Herrschaft über ihre Zunge gewonnen hat. Viele Eltern klagten mir gegenüber darüber, daß ihre Sprößlinge, sobald sie nur den Rücken wenden, sofort mit einander portugiesisch reden. Wo-

es an deutschen Schulen fehlt, wo die Kleinen lange portugiesischen Erziehern, Ammen u. dergl. überlassen bleiben müssen, lernen sie in den früheren Jahren sogar überhaupt nur portugiesisch, deutsch dagegen erst später, etwa vom 9. oder 10. Lebensjahre ab, falls es durch Verhältnisse nicht auch dann verhindert wird. So geht es in Santa Maria und allenthalben, wo unsere Landsleute da draußen mit Lusitaniern vermischt wohnen. Die zweite Generation droht uns da unbedingt verloren zu gehen. Und Schulen, Vereine und ähnliche Schutzmaßregeln werden dagegen nicht viel ausrichten. Nur wo, wie in den Colonien, die Deutschen geschlossen wohnen — in Santa Cruz hatten wir das leuchtendste Beispiel davon vor Augen — ist das Deutschthum in Brasilien gesichert und daher sollte unser Volk und unsere Regierung, letztere z. B. durch ihre consularische Vertretung, diesen südbrasilianischen Pflanzstätten unserer Rasse mehr, als bisher geschehen, Sympathie entgegenbringen und sie so moralisch stärken. Wirksamer würde es freilich noch sein, wenn wir im Stande wären, größere Nachschübe von Colonisten aus dem deutschen Mutterlande zu entsenden. Dann würde das Deutschthum in Südbrasilien bald derartig überwiegen, daß wir ein Wort mitreden könnten, wenn — was bei der da drüben herrschenden allseitigen Lotterwirthschaft in Verbindung mit der raschen und unaufhaltsamen Abnahme des lusitanischen Elementes ohne alle Widerrede nur noch eine Frage der Zeit ist — das gegenwärtige brasilianische Staatsgebilde zerfällt und eine Auftheilung des ungeheuren Gebietes seitens der führenden Mächte des Erdballs eintreten wird. Um übrigens dem schönen Städtchen Santa Maria nicht Unrecht zu thun, muß ich zu diesem Capitel noch nachtragen, daß ich daselbst doch wenigstens einen Fall von rührender deutscher Treue wahrnahm. Ein junger Landsmann, mit dem ich zufällig in Berührung gekommen war, bat mich inständigst, doch am Abend der Uebung des Gesangvereins beizuwohnen, den er mit noch einigen Gleichgesinnten zur Pflege deutschen Wesens begründet habe. „Wir wollen nicht vergessen, wer wir sind," setzte er hinzu. Leider vermochte ich der freundlichen Einladung nicht Folge zu leisten, da ich in einem Hotel drunten beim Bahnhof Quartier genommen und eine nächtliche Wanderung von der Höhe da hinab bei der Unsicherheit, die im Lande um solche Zeit zu herrschen pflegt, kaum rathsam erschien. — Daß Santa Maria ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt schon jetzt ist und dies nach Vollendung der erwähnten deutschen Linie noch viel mehr werden dürfte, wurde bereits angedeutet. Es bezeichnet indeß auch allgemein geographisch den wichtigsten Punkt im ganzem Lande Rio Grande do Sul, dessen ungefähres Centrum es auch markirt. Von hier an tritt man thatsächlich in eine Welt ein, die mit der Osthälfte der Provinz wenig mehr gemein hat. Klima, Bevölkerung und Landschaft erscheinen daselbst völlig anders geartet. In ersterer Beziehung fand ich die bisher zumeist ganz angenehme Temperatur durch eine schon mehr afrikanische Gluth verdrängt, und das, obwohl wir uns ja noch mitten im Winter der Südhemisphäre befanden. Was den zweiten Punkt anbelangt, so trat von nun ab die deutsche, ja, von vereinzelten Spaniern, die von der nahen argentinischen Grenze durchsickerten, abgesehen, die europäische Rasse zurück gegen die in Brasilien, wie früher bemerkt, überhaupt so dominirenden Farbigen, welche vielfach in zerstreuten Hütten hausten, die in rohester Weise aus Stangen und getrocknetem Lehm hergestellt und von so minimalen Dimensionen waren, daß man nicht begreifen konnte, wie menschliche Wesen dort überhaupt zu existiren vermochten. Und um endlich noch von der landschaftlichen Scenerie zu reden, so konnte von jetzt ab bis zum Abschluß meiner Rundtour durch die Provinz im Wesentlichen nur noch von der schon früher genannten „campanha" die Rede sein, der Tiefebene mit dem Charakter der Steppe, der oft bis zu dem der Wüste gesteigert erschien. Die Metamorphose war allerdings, wenigstens in letztgedachter Beziehung, keine ganz unvermittelte. Nachdem wir durch eine Lücke im Westrande des beschriebenen tiefen Kessels aus diesem letzteren mit dem Bahnzuge in frühester Morgenstunde wieder hinausgerollt waren, hatten wir den Rücken der Serra noch für lange Stunden zu unserer Rechten, gegen Norden; ja, es gab in deren Bereich, wenn auch in bedeutender Entfernung vom Schienenstrang, selbst noch ansehnliche deutsche Ansiedelungen — ich erwähne z. B. nur die große, wegen ihrer Abgelegenheit freilich wenig besuchte und bekannte Colonie Jaguarn; indeß mehr und mehr rückte die schöne Erhebung zurück, wurde niedriger und niedriger und stand zuletzt nur noch wie eine blasse Dunstwolke am Horizont, bis sie um die Mitte des Tages völlig verschwunden war. Dagegen griff die weite Steppe je länger je mehr von Süden auch nach der entgegengesetzten Seite hinüber, bis sie uns bald nach allen Richtungen hin umgab. Im gleichen Schritt mit dieser Verflachung des Bodens ging eine Abnahme der Spuren menschlichen Daseins. Die Zwischenräume zwischen den Haltepunkten der Bahn wurden immer größer und diese Haltepunkte selbst waren bald nur noch elende Bretterhütten, deren Austreten nicht gehoben wurde durch die daselbst angebrachten Bahnglocken, die in Form und Klangfarbe sich kaum unterschieden von den mißtönenden, blechernen Schellen, welche man in der Schweiz den Kühen anhängt. Einmal kam neben einem dieser seltsamen „Bahnhöfe" allerdings noch ein Bauwerk zum Vorschein, welches die stolze Inschrift „Volksschule" trug, indeß es entsprach in seinem Aeußeren dem wenig, es war kaum viel größer als ein Schilderhaus, umschloß nur einen einzigen Raum und besaß statt der Fenster nichts als 2 Löcher ohne Verglasung. Noch weiterhin schien man von besonderen Stationen überhaupt abgesehen zu haben. Fand sich in der großen Einsamkeit wirklich einmal ein Mensch bei der Bahnlinie ein, der mitfahren wollte, so winkte er einfach und das Dampfroß stand still, wie es in ähnlicher Weise auch mit Passagieren gehalten wurde, welche auszusteigen wünschten — tout comme chez nous — bei unseren vielbewitzelten Klingelbahnen. Dieselbe bequeme Praxis wurde übrigens auch bereits am Tage vorher der „Armee" gegenüber eingehalten. Wir passirten damals eine Art Feldlager mit zahlreichen hölzernen Baracken. Sobald hier eine rothe Fahne ausgehängt ist, muß der Zugführer halten lassen, da alsdann irgend einer der Herren Vaterlandsvertheidiger sich an der Reise betheiligen will. Oede sah es indeß nicht einmal nur draußen, sondern, wie man sich schon wird denken können, auch im Innern des Zuges aus. Die wenigen Mitreisenden der ersten Classe waren schon bald ausgestiegen, wir bildeten fortab daselbst die einzigen Insassen. Vermuthlich hätte es in der anderen Abtheilung nicht viel voller ausgesehen, wären dort nicht eine Anzahl Soldaten transportirt worden. Dieselben machten hier, so tief im Lande drin, einen noch verkommeneren Eindruck, als jene, die wir in den Küstenplätzen zu sehen bekommen hatten. An den Füßen trugen sie defecte Pantoffeln, auf dem Kopfe schmierige Schlapphüte, und auch die übrige Bekleidung hatte von einer Uniform nicht mehr als einige blinde Messingknöpfe. Denkt man sich aus einer derartigen Hülle noch wahre Galgengesichter herausblicken, so wird man begreifen, daß eine solche Reisegesellschaft nicht gerade erhebend wirken konnte. Erst als ein halber Tag dahin war, wehte uns wieder einmal etwas Leben an. Wir fuhren vor dem recht stattlichen Bahnhof von Cacequi (spr. Kasseki) vor, der allerdings, um mich so auszudrücken, „auf Zuwachs" gebaut wurde, denn die Stadt gleichen Namens steht wohl erst auf der Karte, da ich nirgends eine Spur von ihr zu entdecken vermochte, und die Fortsetzung der Linie bis Alegrete, von wo der Schienenweg bis zum schiffbaren Uruguay schon länger in Betrieb ist, dürfte bei der gegenwärtigen ungeheuren Geldknappheit in Brasilien jedenfalls auch noch längere Zeit auf sich warten lassen. Doch giebt es zur Zeit immerhin schon da hinaus eine regelmäßige Verbindung, eine mit 12 bis 18 Maulthieren bespannte Diligence, welche, allerdings bei den entsetzlichen Wegen unter Ach und Krach, in zwei Tagen zum jenseitigen Bahnanschluß führt, wie ebenso auch eine Dampfschiffahrtsgelegenheit auf dem unweit von Cacequi vorbei und nach dem Uruguay fließenden Ibicuhy, die indeß sehr vom Wasserstand abhängig ist. Immerhin ist Cacequi als Bahnort auch gegenwärtig schon von Bedeutung, denn hier zweigt, in spitzem Winkel zur Jacuhy-Bahn, der wir bis dahin folgten, die in ihrem Mittelstück ganz neue große Linie ab, welche über Bagé und Pelotas, den Südwesten des Landes durchschneidend, die Meeresküste bei Rio Grande erreicht. Nicht zum Wenigsten um ihrer Neuheit willen wollte auch ich diese Route einschlagen. Ehe ich indeß wieder in den Waggon kletterte, suchte ich etwas Eßbares zu erwischen. Nach Lage der Verhältnisse trug ich mich dabei nicht mit großen Hoffnungen. Wie freudig überrascht war ich daher, als mir in einem ganz netten Speisesaal ein wirklich gutes und keineswegs theures Mittagsmahl vorgesetzt wurde. Dagegen gab es auch hier wieder zwar verschiedene urdeutsche Gesichter, aber nicht Einen, der auch deutsch hätte antworten können. Mein nächstes Ziel hieß São Gabriel, bis wohin schon seit längerer Zeit Bahnverkehr besteht. Der Zug war jetzt bis auf drei Wagen, einen Gepäckwagen, einen Waggon zweiter und einen solchen erster

Classe, zusammengeschmolzen. Letztgedachten hatte man zu hinterst angehängt und so genoß ich, da die Thüren auf der Stirnseite angebracht waren, freie Aussicht in die Umgebung hinaus. Das hatte zugleich noch den Vortheil, daß ich auf der Plattform etwas Kühlung zu erzielen vermochte, denn es war nachgerade so außerordentlich heiß geworden, daß die Luft zitterte und zahllose Grillen ihr eintöniges Concert in den eigentlichen Tropen unterhielten. Anfangs gab es da und dort noch etwas Wald von freilich dürftiger, struppiger Natur, wie er uns bis dahin noch nicht begegnet war. Bald fand sich solcher aber nur noch in Form langer, dünner Reihen, als sogenannter Galeriewald, an vereinzelt auftretenden Flußläufen, bis er schließlich ganz verschwand. Ebenso war die Fläche ringsum vielfach wohl noch frisch grün, häufig jedoch auch sandig und verbrannt wie die Sahara. Die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, erschien die Menschenleere nunmehr fast als eine absolute und wirkte häufig wahrhaft drückend auf das Gemüth. Wir rollten gleichsam wie durch eine noch unentdeckte Welt und immer wieder legte man sich die Frage vor, was denn eine Eisenbahn in einem solchen Gebiete eigentlich für einen Sinn habe. So ging es endlos lange Stunden fort, schnurgerade und oft auf viele Kilometer weit zu übersehen zogen sich hinter meinem Standort am Ende des kleinen Zuges die blitzenden Schienen im Fluge hin, gleich als ob sie in die Unendlichkeit verliefen — nahezu mein einziges Beobachtungsobject, auf das ich wie traumverloren hinstarrte, bis es endlich doch wieder eine Unterbrechung gab. Die Locomotive begann zu steigen, höher und höher empor. Dabei rollte sich die unermeßliche Steppe wie eine Landkarte immer weiter auf. Schließlich waren wir zuoberst auf der Bodenschwelle, bei der Station „Boa vista“ angekommen. Diese trug ihren Namen „Gute Aussicht“ mit vollstem Rechte. Wir kamen uns daselbst vor wie auf einer Berginsel mitten im Ocean stehend, von welcher aus man nach allen Seiten auf die unermeßliche Wasserfläche hinunterblickt bis dahin, wo dieselbe am fernsten Horizont mit dem Himmel in Eins verschmilzt. So, wie das unendliche Weltmeer, stellte sich jetzt auch von der Höhe unsere Steppe dar, bläulich, duftig, gewissermaßen idealisirt. Ihre unschönen Einzelheiten waren verwischt, man gewahrte nichts mehr von den zahlreichen Thiercadavern, von denen drunten ganze Schaaren der gefräßigen schwarzen Aasgeier aufflatterten, oder von den allenthalben dort umhergestreuten bleichen Knochen und meist noch mit den Hörnern versehenen Schädeln, welche der großen Fläche etwas von dem Charakter eines Kirchhofes verliehen. Es sollte uns bald darnach aber eine fast noch größere Ueberraschung bevorstehen. Die Trace senkte sich auf der andern Seite der Höhe nur wenig. Dann befanden wir uns unversehens in einer nach der langen Nacktheit des Erdreichs doppelt das Herz erquickenden Oase, gebildet aus mächtigen Agaven mit ihren schwertartigen Blättern und den baumartigen Blüthen, mächtigen Fächeraraukarien, einer blau blühenden Robinienart, den unvermeidlichen goldfrüchtigen Orangenbäumen u. a. m. Inmitten dieser Herrlichkeit hielten wir vor dem bereits genannten netten Landstädtchen São Gabriel, in das vom Bahnhof aus sogar elegante Droschken hineinleiteten. Drinnen durfte man allerdings — wie konnte es bei der Lage im Bereich einer wahren Wüste anders sein — nicht viel erwarten. Die schnurgeraden breiten Straßen glichen eine der andern ebenso wie die daran stehenden ebenerdigen Häuschen. Nur ein villenartiges Bauwerk an einer Art Boulevard fiel besonders ins Auge. Es präsentirte sich hoch modern. Ueber dem monumentalen Gartenthor paradirten außerdem noch große bronzene Löwen und Hunde. Ich dachte an einen portugiesischen Nabob als Besitzer, erfuhr indeß zu meiner Verwunderung, daß es ein Deutscher sei, Namens Friedrich, seinem Berufe nach ein Schneider, nebenbei jedoch vielfacher Millionär. Nun die Herren von der Nadel gelten im Allgemeinen nicht für sehr tapfer. Dieser war es aber doch. Als während der letzten Revolution die brasilianische Armee ihre 15000 Rinder und 2000 Pferde weggetrieben hatte, vertauschte er — ein zweiter Marschall Derfflinger — die Elle mit dem Säbel und brachte mit eigner Hand 150 Portugiesen um, bis die Herren am Staatsruder, leicht ins Bockshorn gejagt wie alle Einheimischen, sich herbeiließen, den wüthenden Roland durch eine Entschädigung von 150000 ℳ zu versöhnen. Nicht uninteressant war außer jener Schneiderburg auch noch die Kirche im Orte, ein imposanter Rohziegelbau in gothischem Stile aus der Jesuiten-Epoche, der durch häßliche Einbauten im Innern, hölzerne Pfeiler, hölzerne Spitzbogen und selbst ein hölzernes Tonnengewölbe arg entstellt erschien. Zum ersten Mal in meinem langen Reiseleben sah ich in diesem Gotteshause auch das Weihwasserbecken ausgetrocknet — echt portugiesisch. Im Uebrigen ist von meinem Aufenthalte in dem kleinen Platze nur noch erwähnenswerth die Bekanntschaft eines Deutschen, welche ich in dem italienischen Hotel machte, wo ich eingekehrt war. Der Mann hieß Seidel aus Mittweida in Sachsen, war Viehzüchter in der Umgegend und hatte es zu etwas gebracht. Aus seinen mannigfaltigen Erlebnissen interessirte mich besonders dies, daß er in eigner Person oft auch schon den Lehrer und selbst den Seelsorger gemacht, getauft, begraben ꝛc. hatte — ein Seitenstück zu dem, was ich betreffs der evangelischen Pastorirung Brasiliens bei Santa Cruz mitgetheilt habe. Von São Gabriel aus hätte mir die fernere Reise Schwierigkeiten bereiten können, da die Schienenanlage wohl schon weiter fertig gestellt, jedoch noch nicht dem Betrieb übergeben war. Zum Glück besaß ich jedoch Empfehlungen an den Betriebsingenieur, einen Deutschen, Namens Brenner, der freilich seine Muttersprache ebenfalls fast vergessen hatte. Dieser führte mich bei dem Bauunternehmer, einem Hrn. Ramos, ein, welcher mir in echt portugiesischer Generosität einen Extrazug zur Verfügung stellte. Eines Nachmittags dampfte ich davon. Ein schweres Gewitter war losgebrochen, graue Regendünste legten sich über die „campanha“, die auch jetzt wieder unsere Umgebung bildete, und ließen sie noch trostloser erscheinen als zuvor. Nur zweimal wurde unsere Aufmerksamkeit erregt, einmal durch eine großartige Brücke über den Rio Vaccacahy, deren Eisentheile sämmtlich natürlich wieder „von drüben“ stammten, sowie eine funkelnagelneue Großschlächterei, vor der ungeheure Mengen von Fleisch unter Oeltuch lagerten, um so zu trocknen und doch vor dem Regen geschützt zu sein. Dann wurde es dunkel, indeß währte unsere Fahrt, die wegen der noch so jungen Böschungen nur langsam von statten gehen konnte, noch bis Mitternacht. Dann war Sao Sebastiao erreicht, der Ort, wo die schon länger in Betrieb befindliche, beiläufig englische Strecke ihren Anfang nahm. Da ein Zug erst am andern Morgen abging, mußten wir hier übernachten. Es gab nur zwei Häuser. Das eine nannte sich Hotel. Als wir uns indeß durch ägyptische Finsterniß und tiefen Koth bis zu ihm durchgearbeitet hatten, standen für unseren Zweck nichts als die beiden Betten von Wirth und Wirthin in einem Wellblechschuppen zur Verfügung. Ein Hotel ohne Fremdenbetten — sonderbar! Der nächste Tag führte uns, vorbei an dem bereits recht lebhaften Städtchen Bagé, noch einmal durch die Steppe, aber nur für kurze Zeit. Dann kam eine Landschaft, deren reizvolle Abwechslung ich nach der Karte nicht geahnt hätte. Erst gelangten wir in ein Chaos voll riesiger Felstrümmer, dann trat unvermuthet wieder ein alter Bekannter, der brasilianische Zauberwald, auf, zugleich vertiefte sich unser Weg zu einem richtigen Thale, dessen Ränder sich rechts und links mehr und mehr zu wirklichen Gebirgen auswuchsen. Stundenlang rollte unser Zug in vielfachen Windungen durch diese wilden Defilés, die sich auch noch durch zwei botanische Absonderlichkeiten auszeichneten, eine große Distel mit prächtigen grau-grün gesprenkelten Blättern, sowie Blüthen, welche täuschend denen unserer Kartoffel ähnlich sahen, und eine kaum mehr als mannshohe, überaus zierliche Zwergpalme, welche oft einzeln, oft in ganzen kleinen Hainen stand und in Verein mit den Felsblöcken ringsum häufig die reizvollsten Naturbildchen ergab. Erst kurz vor Pelotas, das wir schon bei Beginn unserer Rundtour passirt, erreichten wir wieder ebenes Terrain. Dasselbe durchschneidend brachte uns noch vor Nachtwerden die Locomotive nach Rio Grande zurück, das wir vier Wochen vorher verlassen hatten.

Bücherbesprechungen.

— Die königlich sächsischen Gesetze und Verordnungen, betreffend die Dissidenten und die religiösen Secten. Mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von Dr. jur. Franz Böhme, Geh. Regierungsrath im Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Leipzig, Roßberg & Berger. 1901. — Bei dem zunehmenden Umfange des religiösen Sectenwesens in unserem engeren Vaterlande wird gewiß von vielen Seiten mit lebhafter Befriedigung der Gedanke des Herausgebers begrüßt werden, die einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen, die nicht nur in dem

sogenannten Dissidentengesetz vom 20. Juni 1870 enthalten sind, sondern sich in vielen einzelnen Gesetzen und Verordnungen zerstreut vorfinden, übersichtlich in einer Handausgabe zu vereinigen. Der ausgezeichnete Ruf, den sich der verdiente Verfasser durch frühere ähnliche Unternehmungen in den betheiligten Kreisen unseres Sachsenlandes erworben hat, bürgt dafür, daß er seine Aufgabe, insbesondere auch hinsichtlich der beigefügten Erläuterungen, die sich auf erschöpfende und umsichtige Benutzung des in den Vorarbeiten der Gesetzgebung und den einschlagenden Entscheidungen der Behörden vorliegenden Materials stützen, auch diesmal in durchaus anerkennenswerther Weise gelöst hat. Das beigefügte Sachregister erleichtert die Benutzung seines Buches und erhöht wesentlich seinen praktischen Werth. *.*

— Dr. Ludwig Pohl, Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage. Leipzig, Verlag von Veit & Comp., 1900. 8°. X und 112 S. — Gegenüber der Frage, die in dieser Broschüre behandelt wird, befindet man sich in einer schwierigen Lage. Man ist nur zu sehr geneigt, die Richtigkeit eines Verbotes der Arbeit von Ehefrauen in Fabriken anzuerkennen, aber mag dasselbe doch nicht befürworten im Hinblick auf die Noth, die in vielen Familien entstehen könnte, wenn die Hausfrau nicht durch ihre Thätigkeit die schmalen Einnahmen des Mannes vergrößern darf. Man sagt sich, daß unzweifelhaft die Beschäftigung verheiratheter Frauen in Fabriken besondere Nachtheile im Gefolge hat und ihre Beseitigung sicher im Interesse des Fortschritts der Gesellschaft liegt. Aber gleichzeitig wird es einem klar, daß zu ihrem Vergnügen 160478 Ehefrauen — so viel waren es im Jahre 1875 — gewiß nicht eine gewerbliche Thätigkeit außerhalb des Hauses aufgenommen hatten, vielmehr gewichtige Gründe — vorzugsweise doch wohl ökonomischer Natur — sie zu diesem Schritte bewogen haben dürften. Und da erscheint es unzweckmäßig, die Gelegenheit, etwas verdienen zu können, ihnen verkümmern zu wollen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist allerdings über das Dilemma herausgekommen. Für ihn ist die Nothwendigkeit der Ausschließung der verheiratheten Frauen aus der Fabrikarbeit außer Zweifel. Indem er die Schäden und Nachtheile der bestehenden Zustände beleuchtet, läßt er sich zugleich angelegen sein, nachzuweisen, daß von einer Härte gegen die Ausgeschlossenen oder ihre Familien nicht die Rede sein könne, die Folgen keinenfalls so ungünstige sein oder sich in dem Umfange einstellen werden, wie nicht selten angenommen wird. Hauptsächlich ist die Schrift gegen die von der Socialdemokratie geltend gemachten Einwendungen betreffend das Verbot der Fabrikarbeit von Ehefrauen gerichtet. Der Socialismus schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er meint, daß ein Verbot ein Ankämpfen gegen den naturgemäßen Gang der ökonomischen Entwickelung bedeute, oder in ihm eine Prämie auf das Concubinat sieht. Auch der letzte Grund der ablehnenden Haltung der Socialdemokratie, daß nämlich die heutige ökonomische Unselbständigkeit der Frau als eine besondere Form der Unterdrückung und Abhängigkeit anzusehen ist, die beseitigt werden muß, und die damit im Zusammenhange stehende Beurtheilung der Ehe ist sicher völlig verkehrt und verwerflich. Man kann es dem Verf. nur Dank wissen, daß er mit sittlichem Ernst und scharfer Logik die Fadenscheinigkeit dieser Einwände bewiesen und dem socialistischen Widersacher gegen dies gut gemeinte Verbot den Schleier vom Gesicht gerissen hat. Wohl nicht ganz so gut ist ihm die Beweisführung im Hinblick auf den drohenden Ausfall an Einnahmen, die Möglichkeit der Verdrängung der Ausgeschlossenen in die Hausindustrie, die Schädigung gewisser Zweige der Großindustrie geglückt. Da bleiben, wenn man auch gern anerkennen wird, daß viel Vortreffliches und Beherzigenswerthes gesagt wird, doch noch manche Bedenken bestehen. Daß wirklich z. B. in der Mehrzahl der Fälle die Ehefrauen die Fabrik nur aufsuchen, um ihre und ihrer Familie Anstands- oder auch Luxusbedürfnisse zu befriedigen, klingt nicht sehr glaublich und kann aus den vorliegenden Erfahrungen noch nicht als völlig erwiesen angesehen werden. Verhält es sich wirklich so, daß die Ehefrauen sich nur deshalb zu der Fabrikarbeit bereit fänden, um sich besser zu kleiden, um die Wohnung eleganter einzurichten, um Ersparnisse für das Alter zu machen oder mit ihrem Manne und ihren Kindern sich Vergnügungen oder Ausflüge an Feiertagen gönnen zu können, so wäre ein Verbot, trotz der Achtbarkeit dieser Motive, sicher am Platze. Wie dem nun sein mag, in jedem Falle bleibt die vorliegende Untersuchung ein verdienstliches Werk. Sie bietet neue Anregung, über das Problem nachzudenken, und es wäre sehr zu wünschen, daß die wohlmeinenden Vorschläge des Verfassers sich verwirklichen ließen. Besonders bemerkenswerth sind die Auseinandersetzungen über die schädlichen Folgen der Fabrikarbeit von Ehefrauen, die nicht genug allen Gleichgiltigen zur Beachtung empfohlen werden können. Und auch darin hat der Verfasser sehr Recht, wenn er empfiehlt, die auf das Haus zu beschränkende Arbeiterfrau besser als bisher auf die in ihrer Häuslichkeit ihrer harrenden Aufgaben vorzubereiten. Nur glaube ich nicht, daß durch die Stellung als Dienstbote das erreicht werden kann. Im Haushalt der besser gestellten Familie werde die künftige Arbeiterfrau sich wenig von dem aneignen, was sie später zur Führung ihrer eigenen Wirthschaft braucht. —a.

— A. Padovan, Figli della Gloria. U. Hoepli, Milano 1901. — Es ist nicht leicht, dem Autor dieses Werkes gerecht zu werden: Er verfügt jedenfalls über eine umfassende Belesenheit, eine große Gewandtheit des Ausdruckes und einen Enthusiasmus, der seinem Werk fast den Charakter eines persönlichen Bekenntnisses giebt. Er selbst sagt uns, daß, als er diese Seiten schrieb, sein Herz durch ein junges großes Lebensglück ganz ausgefüllt war, und ein Abglanz davon hat das Buch überstrahlt, wie der Autor sinnig bemerkt: so bewahrt das Hochzeitskleid noch im Schrein den Duft der Blumen, die es einst zierten. In den „Kindern des Ruhms“ beabsichtigt der Verfasser wohl durch eine Darstellung der menschlichen Geistesentwickelung eine Definition des Genies zu geben. Zu diesem Zwecke studirt er die charakteristischen Merkmale im geistigen Schaffen des Dichters, des Musikers, des Künstlers, des Philosophen, des Erfinders, des Weltentdeckers, des Feldherrn und des Religionsstifters. Wer in die geheimnißvolle Werkstatt dieser Gottbegnadeten unter den Sterblichen eindringen will, muß es mit einem Schauer frommer Ehrfurcht, lauterer Bewunderung thun, — über diese Züge, sowie über einen feinsinnigen Geist verfügt Padovan, so findet er viel Anregendes und Geistreiches zu sagen und trotz der Begeisterung, die seinen Stil beherrscht, erkennt man in Allem eine ehrliche Ueberzeugung und keine leere Phrasen. Die „Kinder des Ruhms“ theilen sich in Künstlernaturen und Gelehrte. Die spontane Eindrucksfähigkeit ist die Haupteigenschaft des künstlerischen Genies, die Beobachtungsgabe die des wissenschaftlichen Genies. Zuweilen, doch selten trifft man beide Richtungen vereint, das sind dann Universalgenies, wie Leonardo da Vinci und Goethe. Unter den Dichtern räumt Padovan Dante den hervorragendsten Platz ein, unter den Musikern Beethoven, unter den darstellenden Künstlern Michelangelo. Die Erfinder sind durch Galilei vertreten, die Entdecker durch Columbus und Nansen, die Religionsstifter durch Budda, die Feldherren durch berühmte Eroberer des Alterthums bis zu den großen Strategen der Neuzeit wie Friedrich der Große, Napoleon und Moltke. Alle diese Helden des Gedankens oder der That lassen verschiedene Saiten unserer Eindrucksfähigkeit in uns erklingen; mit ihnen wandelt man auf den Höhen der Menschheit, läßt deren unsterbliches Theil auf sich wirken. In dem Schlußcapitel: Was ist das Genie? kommt Padovan zu der Antwort: Das Genie ist ein physiologischer Zustand, der aus einer höchstentwickelten, die gewöhnlichen Grenzen überschreitenden nervösen Sensibilität hervorgeht. Wie aus einer erhöhten Muskelkraft der Athlet entsteht, so erzeugt die gesteigerte Entwickelung des Nervensystems die höhere geistige Kraft, das Genie. Der Gipfelpunkt dieser Empfindlichkeit der Nerven bringt in der Berührung mit der Außenwelt jene wunderbaren Schöpfungen hervor, die das Genie kennzeichnen. Die Anomalien, welche hierbei beobachtet werden, sind nicht die nothwendigen Ursachen, sondern die nicht nothwendigen Folgen des Genies. Mit dieser Behauptung tritt der Verfasser in offenen Gegensatz zu der lombrosischen Schule, die bekanntlich in dem Genie eine Degeneration des menschlichen Geistes sieht. In der That fehlt es nicht an Beispielen, um die krankhafte Seite dieser Theorie zu widerlegen. Der Optimismus, mit welchem das Werk geschrieben, giebt ihm durchweg eine lichte, daseinsfrohe Färbung, die nicht seinen geringsten Reiz ausmacht, wenngleich sich der Autor in der Vorrede ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er über der Begeisterung, mit der er an seine Aufgabe herangetreten, die strenge kritische Untersuchung vernachlässigt habe.

Dresden. G. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 46. Donnerstag, den 18. April, Abends. **1901.**

Die Vorzeit Sachsens.

Von Paul Benndorf.

Zur Zeit des ersten Erscheinens des Menschen in Europa, das in die Diluvialzeit[1]) fällt, ist das nördliche Deutschland bis zum Mittelgebirge noch unbewohnt. Erst als die Eiszeit — auch paläolithische Periode genannt — vorüber ist, die Gletschermassen nach dem hohen Norden durch Abschmelzung zurückweichen und dadurch und infolge veränderter Witterungsverhältnisse sich eine Vegetation auf der mehr erwärmten Erdoberfläche entfaltet, werden auch für den Menschen jene Länderstriche bewohnbar und culturfähig. Wie noch heute unsere Forschungsreisenden im dunkeln Erdtheile die Wasserläufe und Flußthäler als Eingangswege benutzen, so thaten es auch die ersten Ansiedler, als sie unser Land betraten. Wir finden ihre Wanderspuren im Elbthal bis nach Riesa hinab, an der Saale und weißen Elster entlang von Süden her; ebenso zeigen im östlichen Sachsen Funde aus der Steinzeit begangene Pfade der Urbewohner. Auf das Diluvium folgte das Alluvium oder die neolithische Periode, und in diese Zeit fällt das Auftreten einer seßhaften Bevölkerung Sachsens. Steinzeit heißt dieses Zeitalter darum, weil die Geräthschaften der Menschen zumeist aus Stein hergestellt sind. In der Diluvialperiode treffen wir noch äußerst rohe Formen der Werkzeuge, während der Alluvialmensch bereits bei Bearbeitung seiner Geräthschaften aus Stein einen gewissen Kunstsinn verräth, indem er durch Schliff und Politur die Form gefälliger zu gestalten versucht. So geben uns diese mannigfaltig gestalteten Geräthe Kunde von Menschen und ihrer Cultur, welche vor mehr als 3000 Jahren unser Heimathland bevölkerten. Der Boden gab ihnen in seinen Bestandtheilen die einfachsten Instrumente in die Hand, diesen selbst zu cultiviren. Flache, durch das Wasser abgeschliffene, zungenförmige Geschiebe werden in der Hand des Menschen zu Beil und Axt, zu Messer und Lanzen- oder Pfeilspitze. Vermittels eines harten Holzstabes oder einer Geweihspitze gelingt eine Durchbohrung des Steingebildes, das aus Hornblendeschiefer, Kiesel oder Serpentin besteht; und derselbe Holzstab kann als Axtstiel dienen. Der Feuerstein liefert Pfeilspitzen und meißelartige Werkzeuge.

In welcher Gegend wurden solche Gegenstände gefunden? Vorzüglich ist es der Nordwesten unseres Landes und das untere Elbthal, wo zufällig bei landwirthschaftlichen Arbeiten oder, in neuerer Zeit, durch wissenschaftlich geleitete Ausgrabungen Funde bezeichneter Art gemacht werden. Ausgeschlossen davon sind Erzgebirge und Elbsandsteingebirge, da diese Gegenden lange Zeit der menschlichen Besiedelung aus geologischen Gründen verschlossen blieben. Zweierlei Fundstätten sind für die Erforschung der Cultur der Urbewohner von Wichtigkeit. Einmal geben Gräber, das andere Mal Ansiedelungsplätze (Feuerstätten) einen gewissen Aufschluß darüber. Was fand man an diesen Stellen? In neolithischen Grabstätten wurden theils Knochenreste, beziehungsweise menschliche Skelette, und aus Thon gefertigte Gefäße, Steinwerkzeuge und Schmucksachen aus Thonperlen oder Thierzähnen zu Tage gefördert. Bislang ist Sachsen arm an solchen Gräbern[2]), jedoch weisen die benachbarten Länder: Provinz Sachsen, Thüringen und Böhmen Grabfunde auf, woraus sich erkennen läßt, daß die Leichen nicht verbrannt worden sind. Man bestattete die Verstorbenen in sogenannten Urnen, das sind große, oft bauchige Thonkrüge mit Deckeln, und gab ihnen Steingeräthe, z. B. Hämmer, und Thonperlen mit in die letzte Ruhestätte. Dieselbe befindet sich in unserem Lande immer unter und nicht über der Erde, wie ähnliche Gräber sich als sogenannte „Hünenbetten“[3]) im Norden Deutschlands erhalten haben. Es sind oberirdische Grabkammern, die aus mächtigen Steinblöcken gebaut wurden. Neben den Amphoren[4]) finden sich becherähnliche Gefäße mit schlankem Halse, sowie topf- oder kannenförmige Krüge. Viele dieser Erzeugnisse der keramischen Industrie der Vorzeit zeigen Verzierungen, die durch einen Schnurenabdruck auf der Außenseite des Gefäßes hervorgerufen worden sind, weshalb man von Schnurkeramik spricht, im Gegensatz zur Bandkeramik, deren Erzeugnisse in den Ansiedelungsplätzen aufgefunden wurden. Die Gefäßscherben der letzten Art (in Unmasse noch vorhanden) zeigen halbkugelige Näpfe, Becher und Schalen mit oder ohne Fußgestell und warzenähnlichen Ansätzen an Stelle der Henkel. Das charakteristische Merkmal ist die band- oder strichähnliche Ornamentirung. Alle Geräthe sind mit der Hand hergestellt. In den Herdgruben finden sich ferner auch verschiedene Werkzeuge, z. B. Steinbeile, Steinmeißel, Schleifsteine, Sägen aus Feuerstein, Steinmesser, Haken aus Hirschgeweih — als primitivste Art des Pfluges —, Mahlsteine zum Zerreiben der Körnerfrucht (Hülsenfrüchte scheinen noch nicht gebaut worden zu sein), Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein. Daneben trifft man auf vorerwähnte Schmuckgegenstände, als Thonperlen, durchbohrte Thonscheiben und walzenförmige Thonstücke. Eigenthümlich sind auch gebrannte Thonklumpen, auf welchen sich Abdrücke von Gezweig befinden. Sie beweisen, daß der neolithische Mensch seine Behausung aus Zweigen flocht und dieses Flechtwerk mit Lehm bewarf. Nach A. Götze[5]) ist die Schnurkeramik älter als die Bandkeramik. Erstere ist im nördlichen Sachsen, letztere über die Gegend zwischen Riesa und Pirna, sowie südlich von Leipzig und im Nordwesten verbreitet. Die Schnurkeramik Sachsens lehnt sich an die Thüringens an, die Bandkeramik zeigt viel Verwandtes mit böhmischer und thüringer Töpferei. Man schließt aus dem Gesagten, daß die ersten Ansiedler aus Thüringen kamen und sich über das nördliche Sachsen bis zur Lausitz verbreiteten, während spätere neolithische Einwanderer von Böhmen ins Elbthal hinab gelangten. Neben diesen keramischen Funden interessiren uns auch die aufgedeckten Reste der Mahlzeiten unserer Vorfahren, als Knochen vom Hirsch, Reh und Wildschwein, vom Pferde und von dem Rind, sowie von verschiedenen Vögeln und Fischen. Sie geben Zeugniß von den Hauptbeschäftigungen der Menschen in der Steinzeit, nämlich der Jagd, der Viehzucht und Fischerei.

Nach der Steinzeit spricht man von einem Bronzezeitalter[6]), das gewöhnlich als ein Zeitraum von 1000 Jahren aufgefaßt wird. Nach Sachsen kommt die Bronze als Handelsartikel von Süden und Südosten Europas, und mag die Bronzezeit in Sachsen etwa 800 Jahre vor der christlichen Zeit begonnen haben. Wieder sind es zunächst Gräberfunde, die uns mit den die Steinwerkzeuge nach und nach verdrängenden Bronzegeräthen bekannt machen, und dann sogenannte Massenfunde. Hier sind vielleicht die Gegenstände willkürlich in den Erdboden gelegt und später aus irgendwelchen Gründen vom Besitzer nicht wieder gehoben worden. Es lassen sich wiederum ältere und jüngere Erzeugnisse der Bronzecultur unterscheiden. Jene enthalten mehr Kupfer[7])

---

[1]) d. i. die Zeit der Eisschmelze.

[2]) Skelettgrabfund bei Zwenkau.

[3]) Hüne oder Heune (mittelhochdeutsch Hiune) von Hunne, bed. Riese oder auch Heide.

[4]) Amphore = Aschenkrug.

[5]) A. Götze: Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale. Jena 1891.

[6]) Bronze = eine Verbindung von Kupfer und Zinn.

[7]) Eine sogen. Kupferzeit hatten Ungarn und Skandinavien.

als Zinn und haben andere Formen als diese. Man merkt bei den älteren noch viel Aehnlichkeit mit den Steingeräthschaften; so giebt es bronzene Flachbeile und Lanzenspitzen, auch dreieckige Dolchklingen wurden aufgefunden. Doch vor Allem treten Schmuckgegenstände, wie Armringe, Armspiralen, offene Halsringe mit umgebogenen Enden auf. Die der jüngeren Bronzezeit zugehörigen Gegenstände sind vervollkommnet. Wir sehen sogenannte Celte (Flachbeile) mit Ansätzen zur Anbringung eines Holzschaftes, Hohlcelte mit Vertiefung und einer Oese, Sichelmesser mit Nietlöchern oder Zapfen, Schwerter und Meißel, Nadeln mit Kopf, schraubenartige Stäbe und sogen. Fibeln, d. s. spiralförmige, aus einem Stück gefertigte Doppelringe, die an einer mit doppeltem Querstab versehenen Nadel balanciren. Rohe Bronze, Barren und Gußkuchen finden sich ebenfalls vor.[8]

Bei Betrachtung der Gräberfelder als Fundstätten keramischer Erzeugnisse und der beschriebenen Metallgegenstände ergeben sich zwei Hauptgruppen. Sie liegen zeitlich auseinander: die ältere Gruppe von Gräberfeldern enthält sogenannte Buckelurnen, d. s. bauchige Gefäße mit 4 bis 6 aus der Wandung herausgedrückten oder aufgeklebten, brustähnlichen Buckeln, die als Verzierung Spitzen tragen. In ihnen finden sich Bronzegegenstände als Beigabe zur Asche der verbrannten Leichen. Erz- und Elbsandsteingebirge ausgenommen, sind sie in ganz Sachsen, vorzüglich in der Großenhainer und Radeburger Gegend vorhanden. Die jüngere Gruppe zeigt mehr gerundetes Profil, und die Gefäße enthalten neben bronzenen auch eiserne Beigaben. Fundorte sind im Osten Sachsens, vorzüglich in der Bautzener Gegend, vorhanden. Mit ihrer Anfertigung beginnt die sogen. Eisenzeit. Während Fundstätten der Steinzeit nur vereinzelt vorkommen, sind die Urnenfelder der Bronze- und Eisenzeit massenhaft vorhanden. Daraus wird geschlossen, daß in dem Zeitalter der Bronze eine ausgedehnte Besiedelung des Landes stattgefunden haben muß. Die Einwanderer kamen von Osten und Norden. Sogenannte Herdstellen aus jener Zeit sind indeß äußerst selten. Es werden als Fundorte für Gefäßtrümmer und Bruchstücke bronzener Werkzeuge, Mahlsteine, Webstuhlgewichte, Thierknochen und gezeichneten Lehmbewurf das Elbthal bei Dresden, die Umgegend von Zwenkau und der Pfaffenstein im Elbsandsteingebirge genannt. So ist bei Dresden eine Ansiedelung, die aus etwa 100 Herdstellen bestanden hat, aufgefunden worden, ein Beweis dafür, daß man es hier mit dem Anfange eines Gemeinwesens oder Dorfes zu thun hat.

Ueberblicken wir nun die Entwickelung der Cultur unserer Vorfahren seit der Steinzeit, so kommen wir zu folgendem Ergebniß[9]: „Während die ersten Einwanderer unser Land als Jäger ohne festen Wohnsitz durchstreiften, ist die Bevölkerung in der Bronzezeit zu einer seßhaften geworden und hat sich zu größeren Gemeinschaften vereinigt. Dies beweisen einestheils die an einzelnen Orten in größerer Zahl vereinigten Wohnstätten, anderentheils lassen sich die oft ausgedehnten und längere Zeit hindurch benutzten Gräberfelder nur in der Weise erklären, daß die damals weniger dicht als heute zusammengedrängte Bevölkerung geraume Zeit an einem Orte wohnte. Der Bau ihrer Wohnung ist derselbe geblieben; ihre Lebensweise und ihre Beschäftigungen haben sich nur wenig geändert; neben Fischfang und Jagd wird jetzt in ausgedehnterem Maße Ackerbau und Viehzucht getrieben. Die in den Ansiedelungen und Gräbern gefundenen thönernen Webstuhlgewichte lassen auf eine verbreitete Kenntniß der Weberei schließen, die Töpferei ist zu hoher Blüthe gelangt. Als neue Kunstfertigkeit ist die Metallgießerei hinzugekommen. Größere Waffen und Schmucksachen verrathen einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung. Kunstvoller Waffen bediente sich der Reichere, mit glänzenden Ringen und Nadeln aus Bronze und Eisen schmückte er Körper und Gewand, während sich der Aermere mit einer Halskette aus Thierzähnen oder Perlen aus Bronze, Bernstein oder Thon begnügte."

Die Anlage gemeinschaftlicher Grabstätten, die Sorgfalt, mit der man die Todtenurnen beisetzte, die gewöhnliche Bedeckung derselben mit durchlochter Thonscheibe läßt auf den Verstorbenen erwiesene Verehrung, sowie an eine gedachte dauernde Verbindung des Verblichenen mit der Nachwelt schließen. Darum sind diesen heidnischen Völkern religiöse Vorstellungen nicht abzusprechen. Die Aschenreste in den Urnen aus der Bronze- und Eisenzeit geben freilich keinerlei Aufschluß über den Typus des Volkes; dagegen können wir einen gewissen Anhalt für die Volkszugehörigkeit aus den Beigaben in den Grabstätten finden. Sie stimmen mehr oder minder in Stil und Form mit den Gegenständen überein, die man in jenen Gegenden gefunden hat, wo erwiesenermaßen zu jener Zeit Germanen seßhaft waren. Darum ist die Annahme berechtigt, daß auch in der Bronze- und Eisenzeit ein germanischer Volksstamm unser Vaterland Sachsen bewohnte.[10]

Wenn wir ferner die Zeit 400 Jahre vor Christi Geburt noch einer kurzen Betrachtung unterwerfen, so darf Folgendes nicht unerwähnt bleiben. Im Elbthal bis zur Grenze des Gebirges, sowie im Osten und Westen des Landes wurden Urnen mit Beigefäßen, bronzenen und eisernen Schmucksachen als Fibeln und Gürtelverschlüsse, Spiralringe aus Draht und hohle Armspangen aus Bronzeblech, endlich eiserne Gliederketten, Glasperlen, eiserne Messer, thönerne Löffel und Quirle gefunden. Die Thongefäße zeichnen sich durch die feinere Masse und eine gewisse braune oder schwarze Färbung aus. Der Form nach ähneln sie unseren Suppenterrinen. Manche tragen um Hals oder Bauch reifenförmige Wülste; ebenso kommen Tassen mit Henkel und Becher vor. Die Beigefäße sind starkwandige Näpfchen und Schalen. Als Verzierung dienen die genannten Thonreifen und eingeritzte Zickzacklinien, sowie Reihen gegeneinander laufender Striche. Man fand nun dieselbe Gefäßart und gleichen Inhalt an bronzenen und eisernen Beigaben am Neuenburger See in der Schweiz bei der Pfahlbaustation La Tène, woraus man schließt, daß jene sächsischen Funde von den Kelten stammen, die zu jener Zeit von Frankreich und der Schweiz aus ihre Waaren nach Sachsen absetzten. Dies ist in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt geschehen. Man nennt diese Zeit die La Tène-Periode, doch hat dieselbe auf die Cultur der Bevölkerung unseres Landes wenig Einfluß gehabt. Ebenso wenig wurde das sächsische Land von der nun folgenden römischen Cultur beeinflußt; aus Gräberfunden lassen sich wenigstens Beziehungen zum römischen Reiche nur äußerst spärlich nachweisen. Während die südlich und westlich gelegenen Länder zu Anfang unserer Zeitrechnung harte Kämpfe mit dem eindringenden römischen Feinde zu bestehen haben, bleibt Sachsen davon unberührt. Nicht einmal ein Austausch von Erzeugnissen römischer und germanischer Cultur scheint für unser Land stattgefunden zu haben. Selten werden Urnen, sowie Beigaben römischen Ursprungs, wie Münzen, eiserne Lanzenspitzen oder Fibeln, in Sachsen gefunden.

Wenn es uns nicht bekannt geworden ist, welche Nationalitäten in der Stein- und Bronzezeit unsere Heimath bevölkerten, so ist doch erforscht worden, daß sich zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. an der Unterelbe bis zur Havel und unteren Oder Westgermanen seßhaft machten,[11] die von Jütland kamen. In vorhistorischer Zeit theilten sich diese in drei große durch Cultus und Blutsverwandtschaft verbundene Völkerschaften: die Ingävonen, die an der Ostsee, die Istävonen, die später am Rheine, und die Hermionen, die in Mitteldeutschland seßhaft wurden. In späterer Zeit haben sich diese Volksverbände aufgelöst, aber ihre Namen erhielten sich traditionell weiter. Von den Hermionen sonderten sich die Sueven, und von diesen wieder die Semnonen ab. Zu ihnen rechnet man die späteren Markomanen (d. s. Grenzleute, an der mittleren Elbe), die Quaden (d. s. „die Schlimmen", in Mähren und im westl. Ungarn bis zur Donau) und die Hermunduren. Dieser uns interessirende Stamm, der das Gebiet zwischen Elbe, Harz, Thüringer Wald und Erzgebirge inne hatte hat sich wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem Heereszuge der Kimbern und Teutonen gebildet. Cäsar erwähnt die Hermunduren unter dem Gesammtnamen der Sueven bei Schilderung des Kriegszuges gegen den Germanenfürsten Ariovist (vor 58 v. Chr.)[12]. So finden wir um das Jahr 60 v. Chr. die germanischen Völkerstämme folgendermaßen vertheilt: Im Stromgebiete der Elbe bis zur Schwarzen Elster die Hermunduren. Im Süden bildet das Erzgebirge (Sudeti Montes), im Westen die Ausläufer des Thüringer Waldes (Semana Silva), im Norden der Harz (Melibocus Mons), im Osten die Schwarze Elster (Alistra) die Grenze ihres Landes. Im Stromgebiete der Mittel-

[8]) Gußfund von Weißig b. Großenhain. Grabfund bei Gautzsch: 2 große Urnen mit kleinen Gefäßen, Thierknochen und Bronzekuchen.

[9]) J. V. Deichmüller: Sachsens vorgeschichtliche Zeit in R. Wuttke's „Sächsische Volkskunde", 2. Aufl. 1901. S. 43, 44.

[10]) Vergl. auch Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl. II, S. 758.

[11]) Roderich v. Erckert: Wanderungen und Siedelungen der germ. Stämme in Mitteleuropa. Berlin 1901; Kte. III.

[12]) De bell. gall. IV, 3.

Weser wohnen die Cherusker, westlich der Fulda die Chatten, im oberen Maingebiete bis zur Raab die Markomanen, Böhmen ist unbewohnt, denn die Bojen sind um 80 v. Chr. nach Gallien und südlich der Donau gezogen; im Osten der Spree, also im Odergebiete sind Burgunden und Vandalen seßhaft.[13]) Wir haben es demnach in unserem Vaterlande in der Vorzeit mit dem germanischen Stamme der Hermunduren zu thun. Ueber die Hermunduren, die als seßhaft in unserem Sachsenlande zum letzten Male im Jahre 58 n. Chr. genannt werden, berichtet Tacitus Folgendes: „Sie sind den Römern treu ergeben und darum das einzige Volk der Germanen, das nicht nur am Ufer, sondern auch im Innern, ja sogar in der glänzendsten Colonie der Provinz Rätien (Augsburg) Handelsverkehr treibt. Ueberall und ohne Geleitsmann kommen sie herüber, und während wir den übrigen Stämmen nur unsere Waffen und Lager zeigen, haben wir diesen auch ohne ihr Begehren unsere Landsitze geöffnet. Im Lande der Hermunduren entspringt die Elbe[14]), ehemals ein berühmter und vielgenannter Fluß, jetzt kennt man ihn nur noch von Hörensagen." Infolge der großen Völkerbewegung, die man Völkerwanderung nennt, haben auch die Hermunduren ihre Wohnsitze verlassen. Im Jahre 270 finden sie sich an der Donau bei Regensburg, während vorher schon Semnonen, die als Juthungen genannt werden, mit Hermunduren zwischen Main und Donau den Bund der Alamannen bilden. Wahrscheinlich zogen die Semnonen durch Westsachsen, das Vogtland und über den Frankenwald; das würde die Richtung der Landstraße von Leipzig nach Nürnberg, die im Mittelalter entsteht, bezeichnen. Denselben Weg waren auch schon die Markomanen gegangen. Ebenso folgten hier die Burgundionen nach, welche östlich von der Oder saßen. Erwähnt werden noch die silingischen Vandalen und Lugier aus Schlesien und der Lausitz, die am oberen Main erscheinen. Zuletzt kamen auf dieser Völkerstraße die Warnen oder Weriner, die in späterer Zeit dem Stamme der Thüringer angehören. Sie setzten sich in den Niederungen zwischen Mulde, Elster und Saale eine Zeit lang fest. Im Westen grenzten die von Norden (Jütland) eingewanderten Angeln an die Weriner. Aus der Verbindung beider Völkerschaften, welchen die Reste der zurückgebliebenen Hermunduren sich unterwarfen, entstand das Volk der Thüringer.[15]) Sie müssen jedoch gegen Ende des 6. Jahrhunderts den eindringenden Avaren weichen und sich über die Saale nach Westen zu zurückziehen, und gleich darauf erscheinen slavische Stämme, die das Land östlich der Saale in Besitz nehmen. Dies geschieht um die Mitte des 6. Jahrhunderts, wo auf ähnliche Weise die Czechen Böhmen einnehmen. Thüringen aber ist seit 534 unter der Herrschaft der Franken, eines germanischen Volksstamms, und somit erscheinen die Slaven jenen tributpflichtig gewesen zu sein. Mitte des 7. Jahrhunderts ändert sich dieses Verhältniß, indem der Stamm der Sorben, die Sachsen besetzt hielten, sich den Czechen anschließt. Welches war die Ursache dieser germanischen Völkerbewegung? Sie ist wohl zum großen Theil auf wirthschaftlichem Gebiete zu suchen. Die das Land nur in rohester Weise cultivirenden Germanen mußten bei stetiger Vermehrung sich neue Wohnplätze aufsuchen und waren darum zur Auswanderung in noch wenig bevölkerte Länderstriche gezwungen. Natürlich blieb ein gewisser Theil des Volkes im angestammten Lande zurück, der nun wieder genügend Raum für den Anbau seiner Nahrung hatte. So ist auch anzunehmen, daß die Slaven, die zu Anfang des 7. Jahrhunderts nach der früheren Heimath der Hermunduren, d. i. unser Sachsenland, vordringen, noch einen gewissen Theil germanischer Bevölkerung antreffen, der sich mit ihnen vermischt. Dafür zeugt der verslavisirte Name Slezane, d. i. das germanische Silingi, Bezeichnung für die Bewohner Schlesiens.[16])

Wir deuteten im Vorhergesagten den Gang der germanischen Auswanderung und die Besitznahme des Landes zwischen Elbe und Saale durch die aus dem Gebiete der oberen Weichsel und Oder kommenden Slaven an. Es ist der Stamm der Sorbenwenden, welcher für einige Jahrhunderte das Land Sachsen in Besitz nimmt. Dieses Volk, das unserm Heimathslande den Namen Sorabia giebt, hat, ähnlich wie die Urbevölkerung, zahlreiche Spuren seiner Cultur hinterlassen. Vor Allem zeugen von der ehemaligen Besiedelung unserer Heimath ihre Gräber mit den darin befindlichen Thongefäßen und Beigaben, ebenso aber gelten als Hauptfundorte wendischer Alterthümer ihre Ansiedelungen und Burgwälle, auch Schweden- oder Heidenschanzen genannt, die sich vor Allem im östlichen Sachsen in großer Menge vorfinden.[17]) Während die aufgefundenen Geräthschaften, welche meist aus Knochen, Hirschhorn oder Holz verfertigt wurden (eiserne Geräthe sind sehr selten), ziemlich roh und mangelhaft erscheinen, zeigt sich in der Herstellung keramischer Geräthe eine bemerkenswerthe Vervollkommnung; denn der Sorbe kennt schon die Anwendung der Drehscheibe bei der Töpferei. Die entweder als Beigaben neben den Urnen oder als Ueberreste auf den Wohnplätzen und Wällen unter den Gefäßscherben gefundenen Werkzeuge sind Pfriemen, eiserne Messer, Nähnadeln und eine Art Falzbeine aus Knochen; ferner Hacken und Hämmer aus Hirschgeweih, Mahlsteine, thönerne Spinnwirtel, Bogen und Pfeile mit knöchernen Spitzen. An Schmuckgegenständen sind vorhanden eiserne und bronzene Ringe, geschlossen oder offen, auch Silberringe, sogen. Schläfenringe, Thierzähne und Thonperlen. Den verstorbenen Kindern gab man als deren Spielzeug Thonrädchen und Thierfiguren mit in die Urne. Das wendische Thongefäß unterscheidet sich von dem technischen Erzeugniß der Urbewohner unseres Landes wesentlich durch die fast durchaus übliche Form des abgestumpften Kegels. Darauf ruht ein schmaler eingeschnürter Hals mit umgeschlagenem Rande. Henkel oder warzenförmige Ansätze fehlen. Die Gefäßwandung ist rauh und zeigt zahlreiche Strich-, Punkt- und Wellenlinienmuster, wie denn die Wellenlinien ein charakteristisches Zeichen (sogen. „Burgwallornament") der slavischen Urne ist. Auch sind die Gefäße scharf gebrannt und haben einen Klang. Auf dem Gefäßboden hat der Töpfer manchmal sein Zeichen in Form sich kreuzender erhabener Linien oder Vertiefungen angebracht. Das Silber kennen die Sorbenwenden ebenfalls neben dem Eisen. Doch sind silberne Münzen und Schmucksachen (sogen. arabische Hacksilberfunde) aus fernen Ländern eingeführt worden und gehören einer spätslavischen Zeit an. Es wurden vereinzelt in der Lausitz gefunden: Halsringe aus Silberdraht, Ohrringe mit Anhängseln und kleinen Ketten, sowie große mit Knöpfchen oder Kügelchen besetzte Perlen. Diese Gegenstände mögen gleich den Münzen dem Oriente entstammen und durch Araber über Rußland und Ostdeutschland zu den Sorben gekommen sein. Da diese Metallgegenstände fast immer verletzt sind und in Stückchen aufgefunden werden, die jedenfalls willkürlich getheilt wurden, so nimmt man mit Recht an, daß der Silberschmuck die Stelle als Kleingeld beim Waarenankauf vertrat. Das Silber geht nach Gewicht und danach bestimmt sich der Tauschwerth.

Aus den Gräberfunden läßt sich noch Folgendes erkennen: Die Slaven beerdigten die Leichen in tiefe Gruben und gaben ihnen Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, wie Glasperlen, Schläfenringe, kleine eiserne Messer und Thongefäße mit. Diese Sitte hat sich bis in die frühchristliche Zeit erhalten.[18]) Die sogenannten Burgwälle sind aus Erde oder Steinen erbaute ringförmige Wälle, die auf freien Höhen oder Bergvorsprüngen angelegt wurden. In der Ebene findet man sie an sumpfigen Niederungen. Sie haben entweder als Schanzen und Asyle in Kriegszeiten gedient, oder sind Cultusstätten, wo einst die Götzenaltäre sich befanden.

Faßt man die Ergebnisse aus den Funden und der Anlage der Fundstätten zusammen, so ergiebt sich Folgendes: Im Anfange der Einwanderung slavischer Stämme erstanden unter den Ansiedlern einzelne Wohnsitze, bestehend aus Lehmhütten, welche mit einem Erdwalle umgeben wurden oder in deren Nähe sich eine Schanze befand. Die Sorben trieben gleich der Urbewohnerschaft Viehzucht, Jagd, Fischfang und Ackerbau. Das Feld wurde mit sehr einfachen Werkzeugen aus Hirschhorn oder Holz bestellt und Weizen und Hirse darauf erbaut. Die Knochenreste vom Pferd, Rind, Schwein, von der Ziege und dem Schafe legen Zeugniß von einer erweiterten Viehzucht ab. Hund, Katze und Geflügel sind bereits als Hausthiere vorhanden. Der Sorbe erlegte mit Pfeil und Bogen den Hirsch, das Reh, den Hasen, den Fuchs und Raubwild. Die Keramik ist ausgebildeter als in

---

[13]) Roderich v. Erckert: Wanderungen 2c. Kte. V.

[14]) Germania, Capitel 41. — Tacitus meint wahrscheinlich die thüringische Saale, da die Elbe in Böhmen, dem Markomanenlande, entspringt. Die Quelle wurde erst Ende des 2. Jahrh. bekannt.

[15]) Ludwig Schmidt: Die german. Bewohner Sachsens vor der Slavenzeit in R. Wuttke's Sächs. Volkskde. 2. Aufl. 1901. S. 59.

[16]) Derselbe, S. 60.

[17]) Gegend von Bautzen und Löbau.

[18]) Die Christengräber bei Sobrigau (Dresden). F. Theile, Dresden, 1891.

früherer Zeit, ebenso die Weberei, was thönerne Webstuhlgewichte und Wirtel andeuten. Dagegen wird Eisen oder Bronze wenig oder gar nicht bearbeitet. Auch Verkehr und Handel haben sich entwickelt, das beweisen die Funde von fremden Silbermünzen und kleinen Silberstücken. Durch Ueberlieferung erfahren wir noch Manches von den Sorbenwenden. Sie gehörten dem westlichen Zweige der slavischen Völkerfamilie an und zerfielen in die Lužičanen [19]) und Milčanen rechts der Elbe und in kleinere Stämme links dieses Stromes. Hier wohnten die Daleminzier oder Glomacen [20]), die Kolodicier und die Siusler, welche im 9. Jahrhundert genannt werden. [21]) Im 8. Jahrhundert ist auch Ober- und Unterfranken von Slaven bewohnt, und noch im 11. Jahrhundert trifft man bei Bamberg auf slavische Dorfsiedelungen. Ebenso haben sich die Slaven weit im Westen unseres Landes über die Unstrut und Helme und den Thüringer Wald verbreitet. Erst Ende des 8. Jahrhunderts thut Karl der Große dem weiteren Vordringen Einhalt, und es zieht sich die Grenze in jener Zeit zwischen Deutschen und Wenden an der Elbe, dem Böhmer Wald und der Saale hin. Im Norden geht sie rechts der Elbe an der Steckenitz bis zur Trave, über Plön an der Schwentine bis zur Kieler Bucht. [21]) Die sorbischen Ansiedler im Westen dieser Grenzlinie mußten dem Frankenkönige Gehorsam leisten, der sie als Fremde unter die Stifter und Herren vertheilte oder als Kronbauern abgabepflichtig machte. Im Osten sind die Slaven freier gestellt. Obgleich sie durch kriegerische Einfälle der Deutschen von diesen bei der Wahl ihrer Fürsten abhängig sind, auch dann und wann Tribut zahlen und Heeresfolge leisten müssen, so läßt man sie doch bei der Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten unbehelligt.

Wie bei den Kelten und Germanen die Blutsverwandtschaft die Grundlage der wirthschaftlichen, socialen und staatlichen Ausgestaltung des Lebens bildete, so auch bei den Sorbenwenden. [22]) Aus den Familien erwachsen die Geschlechter und der Volksstamm. Derselbe nimmt Besitz von Ländereien als Gesammteigenthum. Es findet, wie bei den Germanen früher beschrieben, ein Besitzwechsel des Acker- und Weidelandes statt innerhalb des Stammeigenthums, je nach dem Bedürfniß des Anbaues der Feldfrüchte. Sondereigenthum knüpft sich erst später an den festen Wohnsitz der Familien und wird bedingt durch die Vermehrung und Abgliederung in den einzelnen Sippen oder Verwandtschaften. In späterer Zeit entstehen demnach Einzelhöfe und aus diesen Weiler und Dörfer. [23]) Aus den Halbnomaden, die ursprünglich eine wilde Grasfeldwirthschaft trieben, den Boden flüchtig aufackerten und nach einigen Ernteerträgen der Berasung wieder überließen, entwickelten sich Dorfansäßige. Dabei gewinnt naturgemäß der Ackerbau und die Viehzucht. Zeit zur Jagd und Fischfang bleibt dem Landbebauer wenig mehr übrig. Daß die Bewohner im 9. Jahrh. vom Ertrage ihrer Aecker vollkommen abhängig waren und ohne weiteres ihre Wohnsitze nicht verlassen konnten, um weiter ihr Leben zu fristen, erhellt schon daraus, daß im Jahre 851 die vordringenden Deutschen die weiter westlich wohnenden Sorben durch Vernichtung ihrer Saaten und Feldfrüchte unterwarfen. Auch Bienenzucht wurde getrieben, ein weiterer Beweis für die Seßhaftigkeit der Wenden. Honig und Wachs bilden im 10. Jahrhundert einen Handelsartikel der Sorben. Acker- und Jagdgeräthe waren noch sehr einfach. Der alte wendische Pflug war ein hölzerner Hakenpflug ohne Eisenspitze, der sich nicht für steinigen oder wurzeldurchwachsenen Boden eignete und die Erdscholle nicht wenden konnte. Deshalb mußte ein Anbau gewisser Feldfrüchte von selbst wegbleiben. Oft waren die Bedürfnisse auch sehr bescheiden. Ein Absatzgebiet nach außen hin gab es noch nicht, und der sorbische Bauer begnügte sich in seiner engen Interessensphäre mit dem Geringsten, was das leicht geritzte Feld ihm an Getreide und Gemüse bot. Doch baute man schon unsere vier einheimischen Getreidearten; man mähte mit der Sichel und drosch die Aehren unter freiem Himmel aus. Die Körner wurden dann auf Handmühlen zerquetscht. [24]) Auch baute man Hülsenfrüchte, Rüben, Hopfen, Hanf und Flachs, doch wenig Obst, und der Weinstock soll den Sorben noch unbekannt gewesen sein. Die Gemeinwesen (Supanien) standen unter Häuptlingen und Aeltesten, welche miteinander über die Angelegenheiten des Gaues beriethen, dazu traten selbständige Freibauern als Beisitzer. Eine wirthschaftliche Arbeitstheilung zwischen besitzenden und besitzlosen Classen gab es nicht. Ein solches Verhältniß entsteht erst in späterer Zeit, als Kriegsgefangene und fremde Schützlinge in's Land eintreten, die zum Dienst verpflichtet wurden. Doch kommt es nicht wie bei den benachbarten Czechen und Polen zur Ausbildung eines Landadels. Zur Zeit der Karolinger treten dann und wann Oberhäuptlinge an die Spitze der Volksverbände, aber sie sind nur vom Volke gewählt und von den Deutschen bestätigt. Darum giebt es bei den Sorben noch keine abhängige Gefolgschaft oder sogenannte Unfreie und auch kein umfassendes Staatsganze.

Aus den noch heute in unserem Vaterlande üblichen örtlichen Bezeichnungen, die uns in wendischer Sprache entgegentreten, erlangen wir Aufschluß über die Verbreitung und dauernde Ansiedelung, sowie die Erwerbsverhältnisse der vorzeitlichen Bevölkerung Sachsens. Doch muß hierbei von vornherein Folgendes in Berücksichtigung gezogen werden. Die nachfolgenden deutschen Ansiedler haben, ähnlich wie in unserer Zeit die Colonisten in der neuen Welt und in Afrika, oft Bezeichnungen für ihre Niederlassungen dem Sprachschatze der Urbevölkerung entlehnt. Heinrich I. selbst nennt die von ihm an der Elbe angelegte Burg mit einem slavischen Namen, nämlich Misni, Meißen, nach einem Flüßchen, das dort vorüberfloß. [25]) Ferner erhielten zur Zeit deutscher Herrschaft Ortschaften durch wendische Hörige, die die Rodungen der Wälder vornahmen, ihre Namen; flüchtige Sorben, Einwanderer aus Böhmen, die ins Erzgebirge gelangten, als sich der Erzbau in späterer Zeit erschloß, oder ihrer Religion wegen Verfolgte können ebenfalls als Gründer und Benenner von Ansiedelungen und Orten mit slavischen Namen hier herbeigezogen werden. Läßt sich dagegen nachweisen, daß die Ortsbezeichnungen entweder von wendischen Personennamen oder von einer bestimmten Familie, beziehungsweise Sippe abgeleitet sind, oder sich aus den charakteristischen Merkmalen des Anlageplatzes ergeben, in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Pflanzen- und Thierwelt, so ist sicher eine ursorbische Gründung vorhanden gewesen. Gemeinhin werden die wortbildenden Endungen au, a, itz und witz als Wörter für Ortsbezeichnungen slavischen Ursprungs hingestellt. Die topographischen Bedingungen für Gründung von sorbischen Dörfern springen recht in die Augen, wenn man die Lage derselben heute noch berücksichtigt. Befinden sich solche Ansiedelungen in der Nähe eines Flusses, eines befahrenen Weges, eines größeren befestigten Ortes, so zeigt dies des öfteren der Name an, z. B. Gosa, Coswig, Kaitz von chyzu die Fischerhütte; Oschatz, Aussig, Ossig von osěku der Verhau, Nossen von nosa die Bergnase; Döbeln von dobli der Tapfere; Dresden, das auch als Ueberfahrtsort gedeutet wird; Schandau von žanda der Herumtreiber. Ebenso ist die Bodenbeschaffenheit in Betracht zu ziehen, z. B. in den Namen Borna, Barneck, Börnitz, Börnchen von bruno = Lehm; Penig von pjenk = Wurzelstock; Zschopau von sapač das Wasserrauschen. Pleiße ist Sumpffluß, von pleso, Bobritzsch von bobr der Biber; Elster von olža d. i. Erlenfluß, daher die Erlenorte: Oelsnitz und Oelzschau u. a. m. Auch gewerbliche Thätigkeit verleiht Ortschaften die Bezeichnung, so Crossen von krosno der Webstuhl; Plauen von plan das Flößen; auch Kunern von konari der Pferdehirt ist hier zu erwähnen; Pillnitz soll von piła die Sägemühle stammen, Barut von bruti die Bienenbeute.

Mit der Eroberung des Landes Sorabia und der Niederwerfung der Wenden durch Heinrich I. im Jahre 928 geht eine Besiedelung Sachsens durch die Deutschen Hand in Hand. Damit schließt die Vorzeit Sachsens und wir betrachten von da an unser Vaterland von rein geschichtlichem Standpunkte aus.

[19]) Sprich ž wie ein weiches sch, č wie tsch.

[20]) Lommatzsch.

[21]) E. O. Schulze: Die sorbische Besiedelung des Landes. R. Wuttke, Sächs. Volkskunde. 2. Aufl. 1901.

[22]) Derselbe.

[23]) Villulae und viculae in den Quellen genannt. Sie zeigen die sogen. Rundlingsform. In der Mitte ist ein Teich, nach nur einer Seite ist ein leicht abschließbarer Zugang.

[24]) žornov = Mühlstein. Danach sollen Orte wie Sörnzig, Sornzig, Sornitz ihre Namen haben. K. Sturmhoefel, Illustr. Gesch. der Sächs. Lande. Bd. I, S. 18.

[25]) Deutsche Gründungen mit slavisirter Benennung sind unter Anderen: Albertitz, Berntitz, Pislowitz, Rampitz, Kumschütz, Conradiz (E. O. Schulze: Die sorbische Besiedelung des Landes).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 47. Sonnabend, den 20. April, Abends. **1901.**

Universitäten und Studenten in Rußland.

Von Theodor Hermann Lange. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Ueber die Zustände an den russischen Hochschulen ist man in Deutschland meist schlecht oder mindestens sehr mangelhaft unterrichtet und man bringt den akademischen Verhältnissen im Czarenreiche gewöhnlich nur dann Interesse entgegen, wenn wie unlängst gewaltige Studentenunruhen die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. In Rußland giebt es zehn Universitäten. Aber keine dieser Hochschulen kann auf ein hohes Alter zurückblicken. Die älteste ist die Moskauer Universität, welche im Jahre 1755 von der Kaiserin Elisabeth Petrowna (1741—1762) begründet wurde, die jüngste die Universität in Tomsk (Sibirien), welche seit zwölf Jahren besteht. Die meisten Universitäten wurden erst im 19. Jahrhundert ins Leben gerufen. Die Eintheilung in drei oder vier Facultäten (Jura, Medicin, Philosophie bezw. Theologie) ist in Rußland unbekannt. Eine philosophische Facultät giebt es nicht, aber eine juristische, medicinische, philologische, mathematische, naturwissenschaftliche und theologische Facultät. Durchweg sind aber für die Theologen besondere Akademien (Priesterseminare) errichtet, welche mit der eigentlichen Universität in keiner Verbindung stehen. Auch haben viele Universitäten nicht sämmtliche Facultäten. So hat die Universität Odessa keine medicinische Facultät, Tomsk nur eine medicinische und juristische. Die St. Petersburger Universität hat keine eigentliche medicinische Facultät. Dafür giebt es aber in St. Petersburg eine eigene medicinische Akademie ꝛc. Ebenso sind für die russischen Universitäten keine einheitlichen Aufnahmebestimmungen vorhanden. Obschon zahlreiche Mädchengymnasien vorhanden sind, deren Schülerinnen nach abgelegter Reifeprüfung das Recht zum Universitätsbesuch haben, so sind doch gegenwärtig in Rußland den Abiturientinnen von Mädchengymnasien alle Universitäten mit einer Ausnahme verschlossen. Früher wurden an der medicinischen Akademie der Universität St. Petersburg, ebenso in Moskau, junge Mädchen, welche das Abiturientenexamen bestanden hatten, zu den medicinischen Vorlesungen zugelassen. Dabei sei bemerkt, daß die russischen Studentinnen, welche von den Mädchengymnasien kommen, durchweg sehr fleißige, strebsame und fast ausnahmslos streng moralische junge Damen sind. Sogenannten Hörern (Hospitanten) sowie Ausländern kann nur infolge besonderer Erlaubniß des Ministers für Volksaufklärung der Zutritt zu den Vorlesungen gestattet werden. Die Rectoren haben in dieser Hinsicht niemals das entscheidende Wort zu sprechen. Was sonst noch die Aufnahmebestimmungen anbelangt, so bestehen hinsichtlich der Immatriculation von jüdischen Studenten an sämmtlichen Universitäten ganz besondere Vorschriften. An der St. Petersburger Universität werden durchschnittlich nur fünf Procent jüdischer Studenten zugelassen, im Technischen Institut in St. Petersburg nur ein Procent Juden und in der Ingenieurschule (für Brücken- und Eisenbahnbau) gar keine Juden. In Odessa, Warschau und Tomsk werden augenblicklich zehn Procent Juden zugelassen, aber auch nur solche, welche mindestens mit der Note 4 („ziemlich gut“) vom Gymnasium kommen. Hin und wieder wird aber doch der Procentsatz der bei den Universitäten zulässigen jüdischen Studenten überschritten und zwar, wenn deren Angehörige persönlich bei dem Minister in St. Petersburg vorstellig werden. Dazu genügt allerdings nicht eine einzige Audienz, sondern die Bittsteller müssen sich Monate hindurch jede Woche beim Minister melden lassen. Ich reiste einmal aus Litthauen nach Warschau und fuhr auf der Eisenbahn mit einem aus St. Petersburg zurückkehrenden jüdischen Rentier zusammen, der seinen Sohn Jura studiren lassen wollte. Der junge Mann konnte trotz eines guten Abiturientenzeugnisses nirgends immatriculirt werden, da die Zahl der jüdischen Studirenden nicht überschritten werden sollte. Sechs Monate hindurch erschien der Vater in St. Petersburg bei allen öffentlichen Sprechstunden des Ministers — die russischen Minister müssen jede Woche öffentliche Sprechstunden abhalten, bei denen keinem russischen Staatsangehörigen, auch nicht dem ärmsten, der Zutritt verweigert werden darf — und schließlich wurde der junge Mann immatriculirt. Ein mir bekannter Rittergutsbesitzer bei Warschau, der früher in Sibirien als „Verschickter“ gelebt hatte, wollte zwei Söhne studiren lassen. Sie wurden weder in Warschau noch an einer anderen Universität immatriculirt. Da bestach der Vater, wie er mir selbst einmal gestand, einen Ministerialsecretär mit 1000 Rubeln. Daraufhin wurden die jungen Leute in Moskau immatriculirt. Dieser Fall dürfte übrigens nicht vereinzelt dastehen.

An den russischen Hochschulen giebt es keine Semester, sondern nur Jahrescurse, wofür in allen Facultäten und an allen Universitäten je 100 Rubel Collegiengelder zu zahlen sind. Für die Immatriculation hat man nur 25 Kopeken (52 ₰) zu entrichten. Juristen, Philologen, Mathematiker und Naturwissenschaftler haben je vier Jahrescurse zu absolviren, also vier Jahre zu studiren. Mediciner jedoch müssen 5½ Jahre studiren. Bei Schluß jedes Jahrescurses finden Prüfungen statt. Länger als 2 Jahre wird kein Student in einem Curse geduldet. Hat er die Prüfung bei Jahresschluß dann nicht bestanden, so erfolgt seine Verweisung von der Universität. Jeder Cursus hat seine bestimmten Vorlesungen, an diesen muß der Student Theil nehmen. Eine Wahl hinsichtlich der Vorlesungen, wie beispielsweise in Deutschland, Oesterreich u. s. w., giebt es auf den russischen Universitäten nicht. Natürlich kann ein Student auch ganz ruhig einmal ein paar Collegien „schwänzen“, danach fragt Niemand. Er kann auch eine Viertel- oder halbe Stunde zu spät ins Colleg kommen, deswegen wird er nicht zur Rede gestellt. Die Hauptsache ist, daß er bei Jahresschluß die Prüfung besteht. Vereinzelt kommen auch hier Bestechungen vor, wie sie an manchen Gymnasien leider nichts Seltenes sind, wo die Väter die Aufnahme ihrer Söhne von den Gymnasialdirectoren um 300—500 Rubel erkaufen müssen. Juristen und Philologen, welche der russischen Staatskirche angehören, erhalten nach bestandener Prüfung sofort Staatsanstellungen, Katholiken und Protestanten seltener, Juden niemals. Es vergeht immer eine Reihe von Jahren, ehe man Israeliten staatliche Stellungen giebt und dann auch nur in Ausnahmefällen. In St. Petersburg werden Katholiken, Protestanten und Juden immer noch am ehesten angestellt. Auch bilden an der St. Petersburger Universität die katholischen und protestantischen Lehrkräfte zusammen mit einigen Juden die kleinere Hälfte des Lehrkörpers, während die weitaus größere aus echten Russen besteht. An der Warschauer Universität giebt es mehrere katholische und protestantische Professoren, aber keine jüdischen.

Die russischen Studenten müssen, sobald sie das Universitätsgebäude betreten, in Uniform erscheinen. Auf der Straße zeigen sie sich gelegentlich auch in Civil. Bei feierlichen Anlässen kommt zu der Uniform noch der Degen. Die Universitätsprofessoren sind ebenfalls an ihrer Kleidung kenntlich, einem dunkelblauen Frack mit gelben Knöpfen, auf denen der russische Adler angebracht ist. In corpore erscheinen die Studenten niemals auf der Straße oder im Universitätsgebäude. Rotten sie sich einmal zusammen, so werden sie gewöhnlich sehr rasch durch Kosaken mit der Kugelpeitsche auseinander getrieben, sofort relegirt und der

Polizei oder den Gerichten zur Bestrafung überwiesen. Meist erfolgen die studentischen Zusammenrottungen, um gegen mißliebige Professoren und Rectoren zu demonstriren. Die Universitätsrectoren werden von der Regierung ernannt und bekleiden das Rectorat oft viele Jahre hintereinander, bis sie entweder in eine höhere Stellung berufen oder pensionirt werden. Ein Verkehr zwischen Studenten und Professoren findet außerhalb der Hörsäle kaum statt. Zu den Bällen und Festlichkeiten in der Familie der Professoren werden die Studenten, abgesehen von den Söhnen eines Ministers, eines höheren Officiers u. s. w., nicht geladen. Für gewöhnliche Sterbliche, vor Allem für arme Studenten, sind die russischen Professoren ganz unzugänglich. Oeffentliche Studentenversammlungen, Commerse und dergl., welche von Universitätsprofessoren besucht werden könnten, sind in Rußland verboten.

Die großen Sommerferien währen an den russischen Hochschulen vom 15. Juni bis 15. August, die Oster- und Weihnachtsferien je drei Wochen. Das fröhliche, heitere und oft ausgelassene studentische Leben, wie in Deutschland, Wien u. s. w., ist in Rußland gänzlich unbekannt. Verbindungen oder Vereine zu wissenschaftlichen oder geselligen Zwecken sind nicht gestattet. Dafür giebt es desto mehr geheime Verbindungen mit ausgesprochen politischem Charakter. Die früher in Dorpat nach Art der deutschen Verbindungen bestehenden Studentenvereine sind von der Regierung größtentheils aufgehoben worden, theilweise haben sie sich selbst aufgelöst. Dafür herrscht aber in den geheimen studentischen Cirkeln und Vereinen ein desto regeres Leben. Man treibt darin mit Vorliebe Politik, natürlich nicht regierungsfreundliche, man beschäftigt sich vor Allem mit der socialen Frage und socialen Problemen oder mit socialistischen und nihilistischen Principien. Natürlich spürt die Polizei diesen geheimen Cirkeln eifrig nach und von Zeit zu Zeit gelingt es ihr auch, die Mitglieder einer solchen Vereinigung zu verhaften. Eine akademische Gerichtsbarkeit giebt es in Rußland nicht und somit auch keinen „Carcer". Die einzige Strafe, welche die Universität verhängen kann, ist die Relegation. Nur Polizei und Gerichte verurtheilen die politisch oder sonstwie compromittirten Studenten und zwar entweder zu Gefängniß, Zwangsarbeit oder Verbannung nach Sibirien.

Im Allgemeinen sind die russischen Studenten arme Teufel. Die wenigen reichen Söhne von hohen und höheren Beamten, höheren Officieren, Großindustriellen u. s. w. verschwinden in der Masse vollständig. In St. Petersburg und Moskau bestreiten viele Studenten alle ihre Ausgaben mit 20 Rubeln (44 ℳ) monatlich. Ein Student in Tomsk schrieb mir einmal, daß dort zahlreiche Studenten für die volle Pension monatlich nur 15 Rubel (etwa 32 ℳ) zahlen, Heizung und Beleuchtung einbegriffen. Die wohlhabenden Studenten in Tomsk zahlen etwa 30—35 Rubel für die Pension. In dem in Tomsk erscheinenden Sibirski Wjestnik finden sich öfters Anzeigen, worin Studenten sich zur Ertheilung von Privatunterricht, zur Buchführung bei Kaufleuten, zu Uebersetzungen u. s. w. anbieten. In Tomsk gehen Studenten mit Erlaubniß ihrer Professoren bis zu neun Monaten in „Condition", d. h. sie nehmen für diese Zeit Stellung als Hauslehrer an und arbeiten für sich weiter. Nur ein bis zwei Monate vor den Prüfungen müssen sie pünktlich wieder eintreffen. Natürlich ertheilen auch zahlreiche Studenten an Gymnasiasten oder sonstige Schüler Unterricht. Viele Studenten leben fast ausschließlich von privaten und staatlichen Stipendien, welche besonders die Moskauer Universität in großer Anzahl zu vergeben hat. Die staatlichen Stipendien erhalten fast ausschließlich Nationalrussen. Die Universitätsgebäude ähneln im Aeußern wie im Innern den deutschen und österreichischen. Die Hörsäle sind meist amphitheatralisch gebaut. Kneipgelage, Mensuren oder noble Passionen sind den russischen Studenten ganz unbekannt. Studentenduelle sind sehr selten. In Warschau kommen sie beispielsweise niemals vor, vereinzelt noch in St. Petersburg und Moskau, wo es Studenten vom Militäradel giebt, d. h. Officierssöhne. Fechtunterricht können die Studenten nehmen, aber es lernen verhältnißmäßig wenige „pauken" und gute „Schläger" giebt es noch weniger. Die Militärverhältnisse der russischen Studenten sind ganz eigenartige. Das Institut der Einjährig-Freiwilligen giebt es in Rußland nicht. Der active Dienst beträgt bei den Landtruppen fünf bis sechs Jahre. Ein junger Mann, welcher eine Universität absolvirt hat, befindet sich jedoch nur sechs Monate im activen Dienste. Hat er sich gut geführt, so wird er nach drei Monaten Officier, je nach Wunsch in der Linie oder Reserve, aber nicht in der Garde. Gymnasialabiturienten dienen ebenfalls nur sechs Monate activ.

Im Ganzen und Großen geht es in den Auditorien der russischen Universitäten nicht viel anders, als in den oberen Classen der Gymnasien zu, nur mit dem Unterschiede, daß die Professoren die Studenten bereits als Erwachsene behandeln und daß der einzelne Student, wenn er schließlich einige Tage „bummeln" will, auch ruhig aus den Vorlesungen wegbleiben kann, ohne sich, wie schon erwähnt, entschuldigen zu müssen. Die Meisten indeß arbeiten angestrengt Tag und Nacht, um die Prüfungen beim Jahrescursus bestehen zu können. Der Grundzug im Wesen des russischen Studenten ist ein ernster, verschlossener, der sich bei manchen Individuen bis zur Askese und zum Fanatismus steigert. Die eine Hälfte „büffelt" ununterbrochen, nur um so rasch wie möglich die Examina hinter sich zu haben und eine Staatsanstellung zu erlangen, meist ein sehr bescheidenes, aber sicheres Brodplätzchen, die andere Hälfte der Studenten huldigt revolutionären Tendenzen. Sorge und Noth sind aber bei den Meisten die ständigen Begleiter, nicht blos durch die akademischen Jahre, sondern oft noch lange im bürgerlichen Leben. Nur Wenigen lacht die Sonne des Erfolges und des Glückes und nur zu Viele finden in den Gewölben irgend einer Citadelle, zwischen den feuchten Mauern eines niedrigen Gefängnisses, auf den Schneefeldern oder gar in den Bergwerken Sibiriens einen frühen Tod. Aber Keinem von all' den ehemaligen russischen Studenten, gleichviel, ob sie es später zum berühmten Professor, zum Geheimrath, zum Gouverneur oder gar zum Minister gebracht haben, oder ob sie nur einfache Beamte, Aerzte, Lehrer u. s. w. geworden sind, erscheinen in seinem Alter die akademischen Jahre in rosiger Verklärung. Es giebt in Rußland keine sorglosen „Füchse", keine „flotten Burschen", überhaupt keine „Burschenherrlichkeit". Ein Jeder ist froh, wenn die Universitätsjahre vorüber sind und er in das bürgerliche Leben hinübertreten kann. Es wird zwar auf den russischen Universitäten vielerlei gelehrt und fleißig gearbeitet — wozu schon die jährlichen Cursexamina zwingen —, aber selbstlose Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, für alle edlen und idealen Bestrebungen vermögen die russischen Universitätsprofessoren nur ganz vereinzelt in die Herzen ihrer Hörer zu legen. Die russische Regierung will keine charakterfesten und denkenden Männer heranbilden, welche später neben ihrem eigentlichen Berufe auch den öffentlichen Dienst für die Gemeinde und die Nation als ihre Lebensaufgabe betrachten, sondern nur Beamte, Richter, Lehrer u. s. w. im russisch-orthodoxen Sinne erziehen lassen, getreue Diener und folgsame Werkzeuge der absoluten Monarchie. Nur in diesem Geiste werden die russischen Hochschulen geleitet.

Zugvögel des Aprils.

Die Hauptperiode des Frühjahrszuges der Vögel fällt in den Monat der zunehmenden Sonnenwärme, den April. Es sind hier im Ganzen diejenigen Arten berücksichtigt worden, deren Vorkommen als Sommerbrutvögel für die Umgegend von Leipzig sicher feststeht. Eigentliche Hauptstraßen für den Vogelzug sind im Gebiete nicht vorhanden, da bei vorherrschendem Flachlande auch größere Flüsse und Ströme fehlen. Die Beobachtung muß sich daher während der Zugzeit auf solche, den großen Zugstraßen über Gebirge und Gewässer ähnliche Oertlichkeiten beschränken, welche den wandernden Schaaren Unterschlupf und Schutz zu gewähren vermögen. Hier ist es vor Allem das Flußgebiet der Elster und ihrer Nebenflüsse, welches in Frage kommt. Entlang diesen Thalauen formirt sich die Hauptmasse der wandernden Zugvögel und zerstreut sich von da über das Gebiet oder reist weiter. Dem Charakter der Gegend entsprechend sind auch die Vogelarten fast sämmtlich Vertreter der großen Ordnung der Singvögel. Der erste Ankömmling im April pflegt der graue Steinschmätzer (Saxicola oenanthe L.) zu sein, welcher in kleineren nicht geschlossenen Schaaren wandert. Er ist Bewohner unserer ödesten Plätze, z. B. steiniger Felder, der Steinlager auf den Chausseen, Rodeplätze der Wälder u. dergl. Unter den im Süden verfolgten Vogelarten steht er mit obenan. Der

Steinschmätzer versteht es, seinen öden Aufenthalt durch sein behendes Wesen und einen ganz hübschen Gesang anmuthig zu beleben, und sollte allerwärts recht eifrig geschützt werden. Je nach dem Stande der sich vollziehenden Belaubung unserer Gehölze und Wälder erscheinen im Laufe dieses Monats von edlen Singvögeln: der Gartenrothschwanz (Erithacus phoenicurus L.), das Blaukehlchen (E. cyaneculus W.), die Nachtigall (E. luscinia L.), Fitis- und Waldlaubvogel (Phylloscopus trochilus L. und sibilator B.), Zaun-, Dorn- und schwarzköpfige Grasmücke (Sylvia curruca L., cinerea Lath. und atricapilla L.). Für unsere Gegend zählen alle genannten Arten zu den gewöhnlichen Brutvögeln mit Ausnahme des Blaukehlchens, welches nur an den Uferstrecken der Elster und Luppe einzeln vorkommt. Die meisten dieser Sänger benutzen die Nachtzeit zum Zuge und begrüßen schon am Tage ihrer Ankunft die Heimath mit schmelzenden Jubeltönen. In größeren Zügen kehren auch unsere Bachstelzen zurück, der im März erscheinenden weißen Bachstelze folgt jetzt die gelbe oder Kuhstelze (Budytes flavus L.), eine ausgesprochene Bewohnerin des Niederlandes. Fette Wiesengründe und ausgedehnte Weideplätze sind hier ihr liebster Aufenthalt. Im Allgemeinen zeigt sie sich nirgends so gewöhnlich wie ihre weißgraue Schwester, fällt auch in ihrem gelben und gelbgrünen Kleide an ihren ähnlich gefärbten Standörtern nicht so auf wie jene. Haben letztere noch Gräben oder unversiegbare Lachen aufzuweisen, so darf man sicher sein, diesen hübschen Vogel anzutreffen. Den Charakter einer Landschaft mit ausprägen zu helfen ist eine andere Singvogelgattung in hohem Grade berufen, die Pieper oder Spitzlerche (Anthus). Vor nunmehr 100 Jahren stellte der berühmte Ornithologe J. M. Bechstein die Kennzeichen dieser Gattung in folgender Beschreibung fest: „Diese Vögel werden gewöhnlich zu den Lerchen gezählt, allein sie sind ihnen nur wegen der Farbe ähnlich; denn außerdem haben sie einen pfriemen- fast walzenförmigen Schnabel, der wie bei den Bachstelzen an der Spitze des Oberkiefers ausgeschnitten ist. Der Leib ist weit schlanker. Sie bewegen den Schwanz wie eine Bachstelze. Sie nähren sich in der Freiheit blos von Insecten und fressen keine Sämereien. Auf den Flügeln haben sie zwei helle Bänder; die Kehle ist hell und ungetüpfelt und über die Augen läuft ein heller Streif. Sie baden sich nicht wie die Lerchen im Sande, sondern im Wasser. Alle haben eine ängstlich piepende Lockstimme. Sie machen ein schickliches Bindeglied zwischen den Bachstelzen und den Lerchen. Ich nenne die Gattung Pieper (Anthus)." Für unsere Gegend kommt in erster Linie der Baumpieper (A. trivialis L.) in Betracht, ein reizender Sänger, der Niederwald und Schonungen bevorzugt. Auch der Girlitz (Serinus hortulanus Koch), ein zum Finkengeschlecht gehöriges gelbgrünes Vögelchen, erscheint zu Anfang des Aprils wieder bei uns; größere Gärten, Parkanlagen, Friedhöfe, lichte Waldstellen sind seine liebsten Plätze. Hier ertönt nach erfolgter Ankunft unermüdlich die schwirrende Strophe des Männchens. Die bisher angeführten Arten sind gesanglich durchweg mehr oder minder begabt; ihnen reihen sich solche an, deren Bedeutung im Reiche der Natur mehr durch ihr behendes Wesen als durch stimmliche Leistungen hervortritt. Hierher gehören die Fliegenfänger und Schwalben. Von ersterer Gattung trifft gegen Ende des Monats bei wärmerer Temperatur der schwarzköpfige oder Trauer-Fliegenfänger (Muscicapa atricapilla L.) ein, ein reizend gezeichnetes Vögelchen, welches in unserer so laubholzreichen Gegend ziemlich häufig ist. Der Trauer-Fliegenfänger ist von sehr lebhaftem Naturell; er hat, abweichend von den verwandten Arten, auch die Gewohnheit, von den Baumstämmen Insecten abzulesen. Bekannter und allgemein geliebt ist die Rauchschwalbe (Hirundo rustica L.), welche zuerst von den drei heimischen Arten wiederkehrt. In der Regel sind die im ersten und zweiten Dritttheil des Monats erscheinenden einzelnen Schwalben nur als Vorboten für die Hauptmasse anzusehen; letztere trifft vor dem 25. wohl niemals ein. Die Schwalbe, insbesondere unsere Rauchschwalbe, galt von Alters her als Segen bringende Bewohnerin unserer Scheuern und Ställe. Wer kennt nicht diesen reizenden Vogel mit der glänzend blauschwarzen Oberseite und dem röthlich-weißen Unterleibe, während das lebhafte Rostroth der Kehle besonders scharf sich abzeichnet? Wer möchte nicht Schutz und Obdach gewähren diesen friedlichen Frühlingsverkündern, nachdem sie zurückgekehrt sind auf weitem Wege über Meere und Ströme, Berge und Thäler? Auch einige zu anderen Ordnungen gehörige Vögel zählen zu den Wanderern unseres Monats, z. B. Wendehals (Jynx torquilla L.) und Kuckuck (Cuculus canorus L.). Ersterer ist ein ebenso schneller wie possierlicher Geselle; um die Mitte des Aprils kann man sicher darauf rechnen, den ununterbrochen weinerlich klingenden Lockruf des Vogels an seinen Lieblingsstellen, weitläufigen Gärten, Friedhöfen oder Laubwäldern geringeren Umfanges, zu vernehmen. Bekannt und als Frühlingsverkünder geschätzt ist der Kuckuck, speciell für unsere nähere Umgebung ein sehr häufiger Brutvogel. Möchte sein Ruf wieder recht bald ertönen im zart sprossenden Grün unserer Haine und Wälder!

C. Krezschmar.

Bücherbesprechungen.

— Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft. Von Dr. O. Altenburg, Director des königl. evangel. Gymnasiums zu Glogau. Berlin, Reuther & Reichard. — Das Buch giebt entschieden mehr als der Titel verspricht. Das ist ein Lob, aber doch auch zugleich ein leiser Vorwurf. Vergleichen wir als Beweis einzelne Capitel. Da heißt es: Die freie Persönlichkeit; das Individuum und die Gemeinschaft; Cultur, Culturgüter und Culturübel. Wo bleibt hier das eigentliche Thema? Doch sei dem wie ihm wolle. Der Verfasser verbindet eine reiche Belesenheit sowohl in der Bibel, wie in den Schriften des classischen Alterthums mit der Gabe, das rechte Citat zur rechten Zeit zu finden. Darin erinnert er uns in mancher Beziehung an den volkswirthschaftlichen Altmeister Wilhelm Roscher. Auch in der religiösen Ueberzeugungssicherheit, welche die Grundlage der Schrift bildet, stimmt er mit diesem überein. Der rothe Faden ist aber, wie es sich für einen rechten Pädagogen geziemt, die Aufgabe der Schule und die Stellung des Lehrers zu ihr, sowie zur Erziehung überhaupt, wobei, dem Charakter der Schrift entsprechend, mehr die sittliche Aufgabe als das Lehrziel betont wird. Ein Theil des Buches beschäftigt sich speciell mit dem Arbeitsfelde Jesu und der Apostel. Diese Parallelen dienen aber zugleich dazu, die deutsche Eigenart und die Aufgaben unserer Zeit im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Den reichen Inhalt der Schrift zu erschöpfen, sind wir im Rahmen dieser kurzen Besprechung nicht im Stande. Ohne Genuß und Nutzen wird Niemand das Buch aus der Hand legen. —tg—

— Monumenta Germaniae et Italiae typographica. Deutsche und italienische Inkunabeln in getreuen Nachbildungen, herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei. Auswahl und Text von K. Burger, Bibliothekar des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Lieferung 1—6 (= Tafel 1—150). Berlin, Reichsdruckerei; Leipzig, in Commission bei Otto Harrassowitz; 1892 (1 und 2), 1893 (3 und 4), 1896 (5) und 1900 (6). 2°. Preis der Lieferung: 20 ℳ. — Von dem Werth und der Kostbarkeit des Burger'schen Unternehmens ohne das Hilfsmittel der Illustration ein erschöpfendes Bild zu geben, ist schwer. Doch darf ich annehmen, daß unsere Leser von folgenden Werken das eine oder das andere kennen oder doch wenigstens einmal in Händen gehabt und durchblättert haben: Druckschriften des 15. bis 18. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen, herausgegeben von der Reichsdruckerei; J. W. Holtrop's Documens typographiques des Pays-Bas au XVe siècle; H. N. Humphreys' Masterpieces of the early printers and engravers, W. A. Copinger's Incunabula biblica [lat.; 1450—1500]; (R. Garnett's) Facsimiles from early printed books in the British Museum, denen man noch Richard Muther's Deutsche Bücher-Illustration der Gothik und Frührenaissance 1460—1530 und W. L. Schreiber's Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur métal au XVe siècle anschließen dürfte. Zu diesen die Geschichte des Buchdrucks illustrirenden Werken bilden die Monumenta typographica eine Ergänzung. Aber was für eine Ergänzung! Zwei große Vorzüge sind ihr eigen. Der erste ist die namentlich gegenüber von Holtrop (1864) und Humphreys (1870) auch dem Ungeübtesten sofort auffallende Fortgeschrittenheit der Reproductionstechnik. Die Wiedergaben der Reichsdruckerei liegen in so vollendeter Nachbildung vor, daß sie Blatt für Blatt mit einem Stempel gekennzeichnet werden müssen, um arglose Liebhaber vor böswilligen Täuschungen zu behüten. Der zweite Vorzug ist die schöne Reichhaltigkeit, die nach Fertigstellung des Ganzen — es sind noch weitere 6 Lieferungen geplant — annähernde Vollständigkeit

verbürgt. Vor der Hand sind innerhalb jeder einzelnen Lieferung die Tafeln nach den Anfangsbuchstaben der Provenienz der betreffenden Druckprobe geordnet; es wird sich also empfehlen, der Schlußlieferung außer dem Begleittext ein Verzeichniß der Tafeln nach der inneren Entwickelungsgeschichte des Buchdrucks und seiner Typen beizugeben. Um wenigstens einen Begriff von dem bisher Geleisteten zu verschaffen, will ich kurz die Blätter verzeichnen, an deren Typen sich das Auge des Bücherfreundes besonders erquicken kann; freilich wird einer solchen Auswahl stets der Charakter subjectiven Gefallens eigen sein. A. Aus Mainz. 1) Gutenberg: 42zeilige Bibel (vor 1453); 2) Ablaßbrief von 1455; 3) Fust und Schöffer: Rationale von 1459; 4) Catholicon von 1460; 5) Joh. Numeister: Meditationes Turrecrematas von 1479. B. Aus Bamberg. 6) Albr. Pfister: Der Edelstein von 1460; 7) Joh. Sensenschmid: Missale Benedictinum von 1481; 8) Ayrer und Bernecker: Wem der geprant wein nutz sey oder schad, von 1493. C. Aus Subiaco. 9) Sweynheym und Pannartz: Cicero De oratore (vor Oct. 1465). D. Aus Augsburg. 10) Günther Zainer: Einblattkalender von 1471; 11) Joh. Blaubirer: Buch der Tugent von 1486; 12) Erh. Ratdolt: Schriftprobe aus demselben Jahre (sehr interessant!). E. Aus Straßburg. 13) Heinr. Eggestin: Gratian von 1471; 14) Ad. Rusch: Latein. Bibel mit Glossar (und schöner Initiale; vor 1480); 15) Friedr. Dumbach: Missale von 1497. F. Aus Rom. 16) Die schon unter Subiaco genannte Druckfirma Sweynheym und Pannartz: Bibelglossen von 1472 (wundervolle Antiqua!). G. Aus Merseburg. 17) Lucas Brandis: Probe von 1473. H. Aus Nürnberg. 18) Der schon unter Bamberg (Nr. 7) genannte Sensenschmid zusammen mit Andr. Frisner: Justinian von 1475; 19) Jeorius Stüchs (Gg. Stuchs): Salzburger Missale von 1492; 20) Ant. Koberger: Titel zu Hartman Schedel's „Weltgeschichte" von 1493. J. Aus Erfurt. 21) Druckerei des Klosters auf dem Petersberge: Lectionar von 1479. K. Aus Leipzig. 22) Marcus Brandis (vgl. Nr. 17): Glosse zur Offenbarung Johannis, von 1481; 21) Derselbe: Regimen sanitatis von 1484; 24) Konr. Kachelofen (genauer Leipzig und Freiberg): Meißner Missale von 1495. L. Aus Urach. 25) Konr. F(e)yner: Plenar von 1481. M. Aus Florenz. 26) Nicholo di Lorenzo: Dante von 1481; 27) Demetrius Mediolan (Cretensis): Homer von 1488. N. Aus Rostock. 28) Brüder vom gemeinsamen Leben: Sermonen des Bernardus von 1481. O. Aus Basel. 29) Kolligker und Meister: Cistercienser-Breviar von 1484. P. Aus Köln. 30) Joh. Koelhoff: Boethius von 1488. Q. Aus Eichstädt. 31) Mich. Reyser: Obsequiale von 1488. R. Aus Zinna. 32) Klosterdruckerei: Psalterium von 1492/96. S. Aus Messina. 33) Wilh. Schonberger: Dictys Cretensis von 1498 (ein gutes Muster altitalienischer Formenklarheit). Alles classische Vorbilder, woran man das „Flächenbild"-Problem studiren und ästhetisch befriedigende Methoden der Raum-Ausfüllung und -Beherrschung kennen lernen kann. Ht.

— Rudyard Kipling, Mancherlei neue Geschichten. Novellen. Autorisirte Uebersetzung von Leopold Lindau. Berlin W, F. Fondane & Co. 1900. — Kipling ist ein englischer Modeschriftsteller geworden; jedenfalls wird er von sehr vielen Seiten als eine literarische Größe verherrlicht. Meistens spielen seine Geschichten in anderen Welttheilen, und es liegt nahe, Vergleiche zwischen ihm und deutschen Schriftstellern anzustellen, die ebenfalls exotische Novellen und Romane geschrieben haben, vor Allem mit Gerstäcker, der wie Kipling viele eigene Abenteuer geschildert hat und überhaupt nicht blos ein beschaulicher Reisender war, sondern tüchtig mit zugegriffen hat zu Meer und Land. Kipling aber unterscheidet sich von Gerstäcker dadurch, daß seine Erzählungen nicht blos das exotische Colorit haben, sondern dabei meistens einen barocken Inhalt, viel Seltsames und Ungeheuerliches, und daß auch die Darstellungsweise keine glatte ist, sondern eine sehr sprungweise und abgerissene: Vieles ist ohne Kenntniß des Seewesens und seiner technischen Ausdrücke gar nicht zu verstehen. Doch daran ist ja das deutsche Lesepublicum gewöhnt, das seinerzeit die Schriften eines Marryat verschlungen, obschon die Vorbildung eines Marineschülers dazu gehörte, um alle Schilderungen nautischer Vorgänge zu verstehen. Das deutsche Publicum hat eben einen Straußenmagen in Bezug auf seine Lectüre und das Unverdaulichste ist ihm gerade recht. Aus dem Vorwort erfahren wir freilich, daß Kipling nicht nur ein durchaus eigenartiger Schriftsteller ist, sondern in England sowohl wie in Amerika — „und vielleicht nicht mit Unrecht" — als der größte jetzt lebende Dichter bezeichnet wird. Da kann man nur sagen: habeant sibi! Wie die Engländer und Amerikaner darüber denken, das ist ihre Sache; wir Deutschen werden uns einen, wenn auch noch so lebendigen Erzähler merkwürdiger Vorgänge meist aus andern Welttheilen nicht als einen großen Dichter aufoctroyiren lassen. Merkwürdig sind diese Geschichten allerdings. Gleich die erste „Im Walde", die in Britisch-Indien spielt, macht uns mit einem Wolfmenschen bekannt, den eine Wölfin gesäugt und der die Thiere des Waldes commandirt. Er wird zum Regierungsbeamten, zum Waldhüter ernannt; in der That, einen zweiten solchen Waldhüter giebt es in Indien nicht; er ist mit allen Thieren des Waldes verwandt, wie der Oberwaldhüter Indiens von Birma bis Bombay ihm nachsagt. Die zweite Geschichte: „Eine Verkehrsstörung" spielt in der Floresstraße. Der Held ist ein halbverrückter Leuchtthurmwächter, der lange weiße Streifen im Meere sieht, wie auf einer Tapete, die nicht ordentlich angeklebt ist, und da er meinte, daß diese Streifen von den vorüberziehenden Dampfern kommen, so suchte er in jeder Weise den Verkehr in der Meeresstraße zu hemmen, zuletzt durch Bojen, die er mit einem anderen Meeresansiedler zusammenlegte. Eine Art von Seelenstörung ist der Anlaß dieses Thuns. Doch die Ausführung gehört ganz der Marinetechnik an. Eine ebenso sonderbare Geschichte ist der Elephantenritt in „Mylord der Elephant". In den Bereich der Seelenwanderung, in einen etwas mysteriösen Bereich, gehört „Die beste Geschichte der Welt". Eine andere Wundermär erzählt die Geschichte „Eine Thatsache", deren Heldin die berühmte Seeschlange ist. „Die verschollene Legion" führt uns aus dem Bereiche des Meeres in die Felsenpässe von Afghanistan. „Jephson und das Reich" ist ein Hoheslied auf den englischen Imperialismus, während der authentische Bericht über das Leben und Thun der Bodalia Gerodsfoot uns in die engsten Gassen und Winkel Londons führt und die Thätigkeit der verschiedenen Missionen beleuchtet. Diese mancherlei neuen Geschichten entrollen uns einen orbis pictus aus allen Zonen, mit besonderer Vorliebe für das Abenteuerliche und Bizarre. Auch die Darstellungsweise des gewandten Erzählers ist auf diesen Ton gestimmt; er sucht uns durch immer neue Ueberraschungen zu überrumpeln. Der Dialog aber ist überall im volksthümlichen Ton gehalten, der auch im Original die kecke Dialektfärbung nicht verschmäht. Die vielsprachigen Reiche Albions geben dazu manchen kräftigen Pinselstrich her. R. v. G.

— Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend. VII. Jahrbuch für 1898—1900. Bd. II. Heft 2. Annaberg, Commissionsverlag der Graser'schen Buchhandlung (Richard Liesche). 1901. 8°. — Bernhard Wolf giebt in seinem Aufsatze „Die Bemühungen der Stahlberger um die Erlangung der Stadtgerechtigkeit" einen interessanten Beitrag zur Geschichte des sächs. Städtewesens im 17. Jahrhundert. Zu den zahlreichen Ortschaften, deren Entstehung durch die Unterdrückung des Protestantismus in Böhmen veranlaßt wurde, gehört das bald nach 1627 gegründete Stahlberg dicht bei Weipert, jetzt mit Bärenstein zu einer politischen Gemeinde vereinigt. Obwohl es kaum 21 Einwohner zählte, hat es doch, nachdem der Versuch ein eignes Brauhaus zu erlangen an dem Widerstande der benachbarten Städte (Annaberg, Schlettau, Wiesenthal) und Dörfer gescheitert war, 1679 allen Ernstes den Kurfürsten um Verleihung der Stadtgerechtigkeit und erneuerte dies Gesuch 1691; Erfolg hatte es freilich damit nicht. Die Ausführungen des Verfassers über die Bannmeile und die Schankgerechtsame der Städte verdienen allgemeine Beachtung. — Auf Grund des ältesten „Rathshandbuchs" der Stadt Annaberg (1505—1528) sowie zahlreicher anderer Documente des dortigen Rathsarchivs, die leider in den Zunftladen der Innungen nur wenig Ergänzungen finden, behandelt Emil Finck „Die Versorgung einer Stadt mit Fleisch und Brod vor 400 Jahren"; er entrollt ein inhaltreiches Bild der ältesten Geschichte des Fleischer- und des Bäckerhandwerks und theilt die ältesten Innungsordnungen und sonstigen Rathssatzungen über Fleisch- und Brodverkauf dem Wortlaut nach mit. — Den übrigen Inhalt des Heftes bilden Mittheilungen aus der Geschichte des Vereins und ausführliche Berichte über die gehaltenen Vorträge.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 48. Dienstag, den 23. April, Abends. 1901.

Moltke.

Ein Erinnerungsblatt zum 24. April.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel durchflog vor 10 Jahren die Kunde von dem Ableben des großen deutschen Helden die Reichshauptstadt, ganz Deutschland, ja die Welt! Wenn Moltke's Leben ein vornehmes, schönes, reich gesegnetes war, denn es war voll Mühe und Arbeit gewesen, so war auch sein Tod edel und schreckenlos, fast so schön wie der Soldatentod auf dem Schlachtfelde. Am 3. April 1891 hatte er noch den Kaiser nach Kiel begleitet, eine Reihe von Festlichkeiten mitgemacht und am 18. April saß er zum letzten Mal seinem Kaiser an der Hoftafel gegenüber, sich lebhaft am Gespräch betheiligend. Am 24. April hatte er am Vormittag noch seinen Pflichten im Herrenhause obgelegen, hatte an der Abstimmung theilgenommen und war dann zu Fuß nach Hause zurückgekehrt. Mittags speiste er mit gutem Appetit, las dann die Zeitungen und trank Abends im Kreise der Seinen den Thee. Noch einmal und zum letzten Male siegte er glänzend am Whisttisch, erhob sich dann, um sich in das anstoßende Musikzimmer zu begeben, wo musicirt werden sollte. „Während des Vortrages eines Clavierstückes stand er auf und ging mit leisen Schritten, wie um das Spiel nicht zu stören, in ein Nebenzimmer. Als Major v. Moltke, sein Neffe und Adjutant, sich mit seiner Gemahlin bald darauf ebenfalls in das Zimmer begab, fand er ihn mit vornübergebeugtem Oberkörper auf einem Stuhle sitzend und offenbar sehr unwohl. Bald darauf verlor er die Besinnung. Schnell trug man den Sterbenden in sein Schlafgemach und legte ihn auf das Bett. Hier verschied er wenige Minuten nachher, ohne Todeskampf, das brechende Auge nach der Wand des Zimmers gerichtet, wo, von Palmen umgeben, das Bild seiner verstorbenen Gattin hing. Um 9 Uhr 45 Min. Abends hatte sein Herz zu schlagen aufgehört." So schildert uns einer seiner Schüler seine Sterbestunde. Als die Nachricht von seinem Hinscheiden Se. Majestät den Kaiser ereilte, welcher, nachdem er an der Geburtstagsfeier unseres Königs Albert in Dresden theilgenommen hatte, nach Thüringen zur Auerhahnjagd gereist war, antwortete der Kaiser dem Major v. Moltke: „Ich habe eine Armee verloren und kann es nicht fassen." Er kehrte sofort nach Berlin zurück und begab sich tief ergriffen an die Todtenbahre seines und seiner Väter treuesten Dieners. Ganz Deutschland trauerte mit seinem Kaiser um diesen Helden, diesen Lehrer und Bildner der Armee. Auch Deutschlands größter Sohn vergoß eine Thräne der Wehmuth um ihn, den Mitarbeiter, Berather, Mitstreiter und Helfer in großer, ernster Zeit. In seinen Gedanken und Erinnerungen hat Bismarck auch Moltke ein schönes Gedenkblatt der Kameradschaft gewidmet, indem er auf ihr Verhältniß hinweist und ihn treffend zeichnet: „Wie lebhaft sein Bedürfniß war, seine militärisch-strategische Neigung und Befähigung praktisch zu bethätigen, habe ich nicht nur bei dieser Gelegenheit (die Emser Depesche ist gemeint), sondern auch in den Tagen vor dem Ausbruche des böhmischen Krieges beobachtet. In beiden Fällen fand ich einen militärischen Mitarbeiter im Dienste des Königs abweichend von seiner sonstigen trockenen und schweigsamen Gewohnheit heiter, belebt, ich kann sagen, lustig. In der Juninacht 1866, in der ich ihn zu mir eingeladen hatte, um mich zu vergewissern, ob der Ausbruch des Heeres nicht um 24 Stunden verfrüht werden könnte, bejahte er die Frage und war durch die Beschleunigung des Kampfes angenehm erregt. In beiden Fällen war mir, gegenüber der erklärlichen und berechtigten Abneigung an maßgebender Stelle, seine Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von mir für nothwendig erkannten Politik ein starker Beistand."

Was wir an Moltke besessen, was wir an ihm verloren haben, ist uns erst kürzlich anläßlich der Gedenkfeier seines hundertsten Geburtstages klar geworden. Von beredtem Munde sind seine Verdienste überall gepriesen, von den berufensten Federn ist versucht worden, seine Persönlichkeit zu schildern, sein Werden zu erklären, seinen Einfluß auf Armee und Volk in das hellste Licht zu stellen. Immer und immer wieder bietet das arbeitsvolle, thatenreiche, köstliche Leben eine ungetrübte, scheinbar unversiegbare Quelle, aus der Belehrung und Forschung schöpfen. Ja wahrhaftig, wenn man die Bände seiner bisher veröffentlichten Schriften durchblättert, wenn man seine Briefe an die Seinen nachliest, seine Reden im Parlament durchforscht, überall, auf allen Blättern sprühen uns Lichtfunken seines erhabenen Geistes entgegen, seiner abgeklärten Weltanschauung, seines klaren Verstandes, der geschärft und geschult war durch unendlichen Fleiß, scharfe Beobachtungsgabe und umfassende Bildung. Alles dies spricht sich namentlich in seinem schlichten, unübertrefflichen Stil, in seinen klaren, wohlüberlegten Reichstagsreden aus. Moltke gehörte 24 Jahre dem Reichstage an, er hat aber, trotzdem er nur wenige Sitzungen versäumte und meist auch nur dann, wenn ihn Dienstgeschäfte fern hielten, nur 41 Mal das Wort ergriffen; manche Session verging, ohne daß er überhaupt gesprochen hätte. Aber wenn er sprach, so war es ein Ereigniß. Alles strömte in den Saal, drängte sich an seinen Platz heran, um keines seiner Worte zu verlieren, denn er konnte wohl den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, nur über solche Dinge gesprochen zu haben, die er vollauf beherrschte. W. Bigge sagt: „Seine Reden waren stets klar und wohl überlegt. Aus den uns erhaltenen Entwürfen, die wie alle seine Niederschriften zahlreiche Kürzungen und Aenderungen aufweisen, geht hervor, wie sorgfältig er sich jedesmal vorbereitete. Sein Vortrag war leicht und fließend, seine Redeweise einfach und schlicht, ohne jede Phrase, aber was er sagte, war streng sachlich und machte auch bei den gegnerischen Parteien Eindruck. Niemals enthielten seine Reden Angriffe auf Personen oder scharfe Worte, auch in ihnen spiegelte sich seine vornehme, selbstlose Denkart wieder." Seine Reden waren meist kurz, aber um so inhaltstiefer, ausschlaggebend, von bleibender Bedeutung und Werth, ja selbst seine letzte Rede am 16. März 1891, wenige Wochen vor seinem Tode, über Einführung der Einheitszeit war sogar humorgewürzt. Selbstverständlich waren es vornehmlich militärische Fragen, zu denen er das Wort ergriff, die großen Heeresorganisationen, Bewilligung von Mitteln für Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee, der Landesvertheidigung, Erhöhung der Wehrfähigkeit der Nation, Ausbau der Eisenbahnen lagen ihm besonders am Herzen. Was Moltke als Reichstagsabgeordneter geleistet hatte, das faßte Präsident v. Levetzow in der Mittheilung zusammen, die er dem Reichstage im April 1891 vom Ableben des greisen Feldmarschalls machte: „Sie wissen, mit welcher Gewissenhaftigkeit er unseren Verhandlungen folgte, und wohl kaum habe ich das Haus so aufmerksam gesehen, als dann, wenn der Feldmarschall das Wort ergriff .... Ich kann es nicht unternehmen, von dieser Stelle aus zu rühmen, was der Heimgegangene für Kaiser und Reich gewesen ist. Er machte niemals Wesens davon, und wohl niemals hat so viel Bescheidenheit zu so viel bewunderten Erfolgen sich gesellt. Die Geschichte unseres Landes und die Weltgeschichte wird es mit goldenen Lettern verzeichnen, und unsere Nachkommen werden stolz sein auf diesen Landsmann, wie wir stolz sind, ihn persönlich gekannt, ihn

als unser Mitglied unter uns gehabt zu haben. Ein Mann, ein Held, ein gelehrter Denker, aber auch zugleich das Vorbild menschlicher und bürgerlicher Tugenden ist von uns gegangen. Seine Werke folgen ihm nach, sein Andenken, zu dessen Ehren Sie sich erhoben haben, sei gesegnet und bleibe ewiglich!"

Ja ewig gesegnet bleibe es namentlich für die Armee. Moltke ist das Vorbild eines echten Officiers, wie er leben und streben soll; schlicht und einfach, nicht prunksüchtig, eitel und streberhaft in des Wortes unangenehmer Bedeutung, sondern ringend nach dem Höchsten und Edelsten; nicht einseitig und engherzig, sondern voll Interessen für alle Richtungen des menschlichen Sinnens und Fühlens. Wie Goethe, so trachtete auch Moltke nach der harmonischen Durchbildung seines Geistes und Gemüthes, er liebte Literatur, Dichtung, Kunst, er zeichnete selbst viel, trieb Musik, war gottesfürchtig und gläubig, von vornehmer und selbstloser Denkart. Aber Alles, was wir bisher an ihm gepriesen haben, leuchtete mehr im Verborgenen, hell dagegen über das ganze Erdenrund strahlt das glänzende Licht seines Feldherrnthums. Wohl hatte Preußen in seinem großen König einen Feldherrn von Gottes Gnaden besessen, der durch seine Kriegskunst, seine Zähigkeit und sein Genie sich seiner Feinde ringsum erwehrt hatte; wohl hatte der große, rücksichtslose corsische Eroberer das Jahrhundert mit seinem Feldherrnruhm beherrscht und das Große, das Heldenhafte und Tragische beider Heroen lag offen zu Tage; aber anderer Art, ja vielleicht erhabener ist die stille Größe des Feldherrn Moltke, der mit seiner Schlichtheit und Bescheidenheit doch beharrlich, zielbewußt, still und geheim die Feldzugspläne schmiedete und ohne sie seinem königlichen Herrn aufzudrängen, doch verstand, ihn allein durch einfache Klarlegung seiner Gründe stets für seine Vorschläge zu gewinnen. Dies entsprach seinem Charakter und seiner Stellung, in letzterer sorgte er unablässig für die glückliche, sachgemäße Durchführung seiner Pläne, für deren weiteres Gelingen durch die Schärfe seines Geistes, und mit Hilfe der Schärfe der deutschen Schwerter wurde es glänzend erreicht.

Es ist neuerdings vielfach versucht worden, dem Feldherrnthum Moltke's ganz neue Gesichtspunkte abzugewinnen und darzulegen, daß seine Strategie wesentlich von der seiner großen Vorgänger abgewichen sei. Man hat abstracte Lehrsätze aufgestellt und Schlagwörter verwendet, wie das Bekannteste vom „Getrennt-Marschiren und Vereint-Schlagen", ja man hat gewissermaßen versucht, seine Lehren in ein gewisses System einzuschachteln, ein Schema zu schaffen, doch beruht darauf weder das Wesen seiner großen, beispiellosen Erfolge, noch ist es etwas ganz Neues, Unerhörtes, was seine Kriegführung auszeichnet, sondern es ist die folgerichtige Ausnutzung seiner Studien, die Erkenntniß und Verwerthung der modernen Hilfsmittel, die nothwendige Weiterentwickelung der Lehren seiner geistreichen Vorgänger auf diesem Gebiete, eines Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz u. A., die Dienstbarmachung der erweiterten Straßennetze, des Eisenbahnsystems, der Telegraphie und auch eine Folge des Anwachsens der Heeresmassen, nicht zum Mindesten auch ein Zusammenwirken von schöpferischen, thatkräftigen, genialen Männern, die ein Heer geschult hatten, welches die sichere Handhabe bot, dieses „System der Aushilfen" auch anzuwenden und glücklich durchzuführen. So gehört auch etwas zum großen Feldherrn, was Keiner sich erringen oder erstreben kann, was aber Moltke besaß: Glück. Er hat stets gesiegt! Das höchste Interesse nimmt daher auch die Entwickelung und Entfaltung seiner militärischen Persönlichkeit in Anspruch. Es lag daher auch für viele Schriftsteller ein besonderer Reiz darin, im Einzelnen zu verfolgen und zu erweisen, wie der so reiche und vielgestaltete Lebensgang Moltke's im Grunde doch nur auf den einen Endzweck angelegt war, daß seine angeborenen, militärischen Eigenschaften und Fähigkeiten entwickelt würden und so der große Soldat und Heerführer erstand. Max Jähns hat noch kurz vor seinem Tode als letztes Werk seiner fleißigen Feder ein Lebensbild Moltke's verfaßt; Oberst Bigge, einem Schüler Moltke's, ist dies vielleicht in der vollendetsten Weise gelungen; v. Schlichting wird in seinen „Taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart" Moltke's Feldherrnthum in umfassender Weise gerecht und erst kürzlich hat C. v. B.-K. in einer Studie: „Moltke als Feldherr" ihn uns wieder in seiner Größe zu schildern versucht. Der letztgenannte anonyme Verfasser behauptet, indem er Moltke in Gegensatz zu Friedrich und Napoleon stellt, Moltke habe sich nicht wie Jene viel und gern über das Kriegshandwerk, über Politik und Krieg geäußert und jene hätten Schriften hinterlassen, in denen sich eine Fülle von Urtheilen über den Krieg, die Bausteine zu einer Lehre desselben, fänden. Sie hätten der Mit- und Nachwelt bereitwillig die Mittel zur Beurtheilung ihrer Auffassung vom Kriege und damit ihres Feldherrnthums geboten. Nichts davon sei bei Moltke zu bemerken. Diese Auffassung können wir nicht theilen, auch im Uebrigen möchten wir den Ausführungen dieser Studie vielfach widersprechen. So müssen wir namentlich dem entgegentreten, daß Moltke sich bis zu seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee mit militärwissenschaftlichen Arbeiten so gut wie gar nicht befaßt habe und es wunderbar sei, wie schnell er sich in der Strategie zurecht gefunden habe. Allerdings hatte er bis dahin keine derartigen Arbeiten veröffentlicht, aber das ist doch nicht das Bestimmende, sondern das Insichaufnehmen, das Verarbeiten in seinem empfänglichen Geist und spätere Umsetzen in Thaten ist das Entscheidende und Große an Moltke. Seine Studien in der Geländekunde waren doch ausschließlich darauf gerichtet, das Gelände den Absichten der Kriegführung dienstbar zu machen, nicht umgekehrt, sich vom Gelände beeinflussen zu lassen, wie die Oesterreicher und Franzosen es thaten. Während der langen Jahre des Vorbereitungsdienstes im Generalstabe waren doch an Moltke die mannigfaltigsten Aufgaben herangetreten, auch hatte ihm bereits vordem sein Aufenthalt in der Türkei Gelegenheit geboten, den wirklichen Krieg kennen zu lernen und in einflußreicher, berathender Stellung am syrischen Kriege theilzunehmen. Dadurch war ihm die festeste Grundlage geschaffen, seine Theorien vom Kriege in der Stille aufzubauen, zu läutern, wie es seine Art war, und immer von Neuem daran zu bessern und zu feilen, bis er sie in entscheidender Stunde in vollendeter Weise umsetzen durfte im Dienste des Vaterlandes zur siegverheißenden That. Oberst Bigge hat nachgewiesen, daß man nicht allein aus Moltke's „Briefen aus der Türkei", sondern auch aus dem ungedruckten Schriftwechsel der drei ins türkische Heer commandirten preußischen Generalstabsofficiere erkennt, welche Fülle von gediegenem Wissen und klarer Erkenntniß in Betreff der Grundlagen kriegerischer Erfolge allen Dreien innewohnte, wie aber namentlich Moltke, obschon der Jüngste, doch derjenige gewesen ist, von dem die meiste Anregung ausging. „In noch höherem Grade, als die Verstandesseite treten jedoch bei dem Verhalten Moltke's in dieser Zeit die Vorzüge seines Charakters hervor und gerade diese sind es, die uns in ihm den zukünftigen Feldherrn ahnen lassen." Es sind die für einen Heerführer unbedingt nöthigen Eigenschaften, die hier bei Moltke bestechend hervortreten: Entschlossenheit, Kühnheit des Entschlusses, Beharrlichkeit, Kaltblütigkeit. Die schwere Zeit, die Moltke in den Jahren 1838 bis 1839 durchgemacht hat, dürfen wir, sagt Bigge, als einen Prüfstein ansehen, an dem das Schicksal seinen Werth als Soldat und Mensch gemessen und für voll befunden hat. Diese ernste, einflußreiche Zeit hatte ihn mächtig gereift und gefördert. Als Chef des Generalstabes des IV. Armeecorps hatte Moltke wiederum vielfach Gelegenheit, bei der Mobilmachung im Jahre 1851 seine theoretischen und praktischen Kenntnisse zu bereichern. Mit dieser Mobilmachung hatte man üble Erfahrungen gemacht. Wie man aber stets aus Fehlern lernen kann und soll, so sind auch diese herben Lehren für die preußische Armee nutzbringend gewesen, sie wurden der Anstoß zu jenen grundlegenden Aenderungen auf politischem und militärischem Gebiete, die fünfzehn Jahre später unter König Wilhelm I. das Königreich Preußen zu einer europäischen Großmacht erhoben. Auch die beiden Jahre im Hofdienst, als Begleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die vielfach mit Reisen ausgefüllt sind, waren für seine geistige Entwickelung fruchtbringend. Ein so scharfer Beobachter wie Moltke, von so weltmännischer Bildung, konnte seine Wissenschaft von Ländern und Völkern, sein Urtheil über politische Verhältnisse und Zustände, seine Menschenkenntniß dadurch nur bereichern und für den zukünftigen höheren Truppenführer konnte auch diese Zeit vortheilhaft, ja nothwendig sein. Seine Berufung zum Chef des Großen Generalstabes im Jahre 1857 ist der wichtigste Wendepunkt seines Lebens und zugleich ein epochemachendes Ereigniß für Preußen und ganz Deutschland geworden. Was er hier geleistet, liegt offen und klar vor aller Welt und steht mit unauslöschbaren Lettern auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet und ist niedergelegt in den Veröffentlichungen seiner militärischen Werke durch die Abtheilung für Kriegsgeschichte des Großen Generalstabes. Zunächst widmete er sich der Aufgabe der Ausbildung seiner Officiere in ihren Berufsgeschäften, wie sie schon von seinen Vorgängern v. Krausenecк und v. Reyher gehandhabt worden war, wobei er auch dieselben

Mittel wie jene anwendete, nämlich: Uebungsreisen, taktische Aufgaben und kriegsgeschichtliche Arbeiten. „In jedem der einfachen, ungekünstelten und durchsichtigen Sätze, die aus seinem Munde kamen, sprach sich das abgeklärte Denken eines an den höchsten Fragen der Kriegskunst geschulten Geistes aus. Wohl Wenige gingen von dannen, die er nicht überzeugt und die nicht eine Bereicherung ihres Wissens oder Urtheils mit sich genommen hätten." Bei der in den nächsten Jahren nach dem Regierungsantritt König Wilhelm's I. unternommenen Durchführung der Umbildung und Vermehrung der preußischen Armee war natürlich auch der Chef des Generalstabes zur Mitwirkung berufen. Glückverheißend war damals schon der Umstand, daß Roon und Moltke, die beide fast die gleiche militärische Ausbildung genossen hatten, in allen Fragen und Grundsätzen der Heereseinrichtung durchaus übereinstimmten. Eine weise Selbstbeschränkung, die in seinem abgeklärten Charakter ihren Grund hatte, übte er, indem es ihm vollständig fern lag, einen politischen Einfluß ausüben zu wollen, wozu er in seiner Stellung leicht im Stande gewesen wäre. So reifte die still und fleißig gestreute Saat, begünstigt von der Sonne des Glückes, einer reichen Ernte entgegen. Das Schicksal hatte Moltke vor eine schwere Aufgabe gestellt, aber er war gerüstet, gewaffnet und wohl vorbereitet.

Die Feldzüge 1864, 1866 und 1870/71 haben bewiesen, daß er eine Schule von Führern und deren Gehilfen herangebildet, die, auf welchen Platz sie auch immer gestellt wurden, das eine Ziel stets im Auge hatten, die ihnen vom Chef des Generalstabes gewährte Selbständigkeit zur Selbstthätigkeit auszunutzen, um im Rahmen des strategischen Grundgedankens zu handeln und planmäßig zusammen zu wirken. Bestimmte Befehle ertheilte er nur selten, er gab meist Directiven, zeigte seinen Unterführern meist nur das Ziel und überließ ihnen die Wahl der Mittel, um es zu erreichen. „Der Oberfeldherr," sagt v. Schlichting, „ist gegenwärtig beim Gebrauch des Gefechts viel mehr auf die Entschlüsse seiner Theilführungen angewiesen, als in napoleonischer Operationsweise, er bedarf des Vertrauens zu ihrer Einsicht und darum muß sie geweckt und erzogen werden. Auch Napoleon I. hatte seine Armee stets in allen Theilen selbst geleitet und selbständige Befehlshaber nur auf entlegenen Kriegsschauplätzen eingesetzt, aber er hatte es nicht verstanden, sie an Selbständigkeit und Selbstthätigkeit zu gewöhnen. Dies sehen wir oft, namentlich wo es sich um eine Ausnutzung des Sieges durch Verfolgung handelt, wie z. B. 1809 und 1813, er selbst ist stets die treibende Kraft, wo er fehlt, da unterbleibt die Ausbeutung der Erfolge, wie durch Lefèbre in Tirol, durch Ney in Rußland. Aber diese Selbstthätigkeit der deutschen Führer pflanzte sich auch nach unten fort, wir sahen die Truppen mit einer Kühnheit, Sicherheit und Kampfesfreudigkeit vorstürmen, die weniger bedächtigen Gegnern gegenüber vielleicht gefahrvoll geworden wäre. Während auf Seiten der Gegner Jedermann vor einer Verantwortung ängstlich zurückweicht, sehen wir auf deutscher Seite eine Entschlußfreudigkeit, die, weil sie aus dem Gefühl der Ueberlegenheit entspringt, auch die Ueberlegenheit verbürgt." Mit so geschulten Unterführern war schon etwas zu wagen. Wer wagt, gewinnt und Moltke gewann. Nicht zum Mindesten erreichte er aber diese großartigen Ergebnisse durch eine Art Befehlsgebung, wie sie nicht knapper und durchsichtiger erfolgen konnte, sodaß sie vorbildlich geworden ist und Schule gemacht hat. Es ist das Verdienst der neuesten kriegsgeschichtlichen Forschung und Veröffentlichung z. B. von Seiten v. Lettow-Vorbeck's, Kunz u. A., die Befehle der beiderseitigen Heerführer gegenübergestellt zu haben, um den Unterschied recht deutlich vor Augen zu führen. Moltke verstand es, wie kein Feldherr vor ihm, in wenigen klaren und kurzen Sätzen dasjenige hervorzuheben, was das Wesentliche des zu ertheilenden Auftrages bildete, vermied es dagegen geradezu ängstlich, Einzelheiten oder gar solche Dinge vorzuschreiben, deren Ausführung nicht außer allem Zweifel war. Für die Befehlsgebung nutzte er die Telegraphie im weitesten Umfange aus, wodurch es möglich wurde, oft räumlich weit getrennte Heerestheile nach einheitlichem Willen spielend zu lenken, womit die Schwierigkeiten, welche die Raumausdehnung bereitete, ausgeglichen wurden. Die modernen Massenheere fordern an sich gebieterisch größere Raumausdehnung und diese ist wiederum nur darum zulässig, weil die gesteigerte Cultur in ihrem Netz von Kunststraßen die nöthige Zahl von Bewegungsmitteln anbietet. Deshalb konnten und mußten diese Heere in Armeen gegliedert werden, dies bot den Vortheil, die Kräfte besser im Raum zu vertheilen, das erweiterte Straßennetz auszunutzen und vor Allem sich der Bahnen zu bedienen für den Aufmarsch der Armeen vor Beginn der Operationen, für die schnellere Herstellung der Verbindungen mit der Heimath während des Krieges, um die Verpflegung solcher Massen zu erleichtern, den Nachschub zu regeln. Dies ist namentlich ein Hauptverdienst des Feldmarschalls und stets ein umfassendes Gebiet seiner Studien gewesen. Auf den Vergleich der beiden Gegner im Jahre 1866 ist schon anderwärts vielfach hingewiesen worden. Moltke gliedert das preußische Heer in drei Armeen; Benedek befehligt seine Armeecorps einheitlich, verweist sogar eine Cavalleriedivision und drei Armeecorps auf eine Straße in unmittelbarer Folge! In der Kunst, die getrennten Glieder zur Schlacht zu vereinen, ist Moltke ein Meister gewesen; er lenkte die Armeen spielend nach seinem Willen zur schließlich einheitlichen Handlung, zum wirksamsten Angriff in der Schlacht und zwar durch Verbindung des Frontalangriffs einer oder zweier Armeen mit dem Flankenangriff der anderen Armee, so bei Königgrätz, bei St. Privat, bei Sedan sogar mit doppelter Umfassung. Moltke's gründliche kriegsgeschichtliche Studien hatten ihn zu der Erkenntniß geführt, daß schon im Jahre 1813 das napoleonische Heer zu groß und damit zu schwerfällig geworden war, um sich mit der nöthigen Schnelligkeit von einem zum anderen Gegner wenden zu können und ihn taktisch entscheidend abzuthun vor dem möglichen Eingriff des Ersteren.

Wie der Feldmarschall immer maßvoll und besonnen war, so liebte er auch keine Künsteleien, das Einfache, das Natürlichste war ihm das Ansprechendste. Daraus folgert wiederum seine Begabung, sich in eine veränderte Kriegslage, wie nach Châlons, sofort hineinzufinden. „Diejenige Eigenschaft der Moltke'schen Kriegführung aber, die am bemerkenswerthesten hervortritt, ist der Geist der Kühnheit und Entschlossenheit, der nur eine Aufgabe kennt: die Offensive, sowohl strategisch wie taktisch. Daß diese Form der Kriegführung die stärkere und daher immer anzuwenden sei, wo es irgend möglich, war bei Moltke zu einem unerschütterlichen Grundsatze geworden. Alle drei Kriege, die er geleitet, hat er mit einem Angriffe begonnen und auch im zweiten Theile des Feldzuges 1870/71, wo sich die deutschen Armeen im freien Felde strategisch in der Vertheidigung befanden, wurde diese doch im offensiven Sinne durchgeführt." „Moltke scheute dabei auch für die eigenen Truppen kein Opfer oder Wagniß, wenn es galt, einen großen Erfolg zu erringen, ja seine Unternehmungen waren oft so kühn, daß sie eben deswegen Tadel gefunden haben." Sein einfacher auf das praktische, auf das natürliche Wesen der Dinge gerichteter Sinn verlieh ihm die Fähigkeiten, so Großes zu leisten. So forderte er auch vom Soldaten und in erster Linie vom Feldherrn die Gabe, bei ruhiger, sachlicher Beurtheilung der Lage nach den einfachsten Gesetzen der Marschtechnik und der Waffenwirkung zweckentsprechend zu handeln und sich nicht von den theoretischen Spitzfindigkeiten oder vom Schema und der Form beherrschen zu lassen.

Möge dieser Geist, den wir in classischer Größe im Feldmarschall Graf Moltke bewundern, „der Geist des ruhigen Wägens und entschlossenen Wagens" fortleben in der deutschen Armee und auch im Volke zum Heil und Segen unseres schönen, theuren, deutschen Vaterlandes! —r.

Bücherbesprechungen.

— Schaefer, Rathgeber in Einkommensteuersachen. Leipzig, Roßberg & Berger. 7. Auflage. — Das lediglich für den praktischen Gebrauch des Publicums berechnete Heftchen erscheint hier nach der Revision unseres staatlichen Einkommensteuergesetzes in neuer und nach den Aenderungen des Gesetzes berichtigter Auflage. Daß der Verfasser der Zweckbestimmung des Buches in der glücklichsten Weise durch die ganze Gruppirung des Stoffes, durch die im Anhange beigegebenen Beispiele und durch ein ziemlich ausführliches Sachregister gerecht zu werden verstanden hat, beweist wohl am besten der Erfolg d. h. die Zahl der nöthig gewordenen Auflagen. L.-W.

— Der Palatin. Seine Geschichte und seine Ruinen von Eberhard Graf[en] Haugwitz. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Chr. Hülsen. Rom, Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg), 1901. XIV, 182 S.; 8°. Preis: 6 ℳ. — Angesichts des vorliegenden, überaus tüchtigen, leider nur etwas

zu theuren (Druckbogen: 50 ₰!) Palatinführers fällt einem zunächst zweierlei ein: erstens die Vorzüglichkeit des Deutschthums im italienischen Verlagsbuchhandel, zweitens die Fortgeschrittenheit des Reisehandbuchs überhaupt; für beides bietet des Grafen Haugwitz „Palatin“ einen vortrefflichen Beleg. Von der Ansicht ausgehend, daß der Besucher Roms sein Studium mit dem Berge beginnen solle, wo sich die Geburt der ewigen Stadt zugetragen haben soll, wo sich die herrlichen Paläste der römischen Kaiser erhoben haben, hat Haugwitz dem Palatin und seinen vielfach noch nicht endgiltig enträthselten Resten aus ältesten und alten Zeiten seine Aufmerksamkeit zugewandt. Da seit dem Erscheinen von Visconti und Lanciani's „Guida del Palatino“ 28 Jahre regen Forschens und theilweise überraschender Ergebnisse vergangen sind, kommt seine mühsame Arbeit entschieden einem von Freunden ernsten Genießens lebhaft empfundenen Bedürfniß entgegen. Wohlthuend berührt dabei die Bescheidenheit, womit sich der Verfasser in fast allen schwierigen Fragen der zuverlässigen Führung seines genialen Lehrers Christian Hülsen anvertraut hat: „ich habe nach Möglichkeit zusammengetragen“, so charakterisirt der Verfasser seine Leistung, „was Andere bisher durch viele Arbeit in Erfahrung brachten — im Besondern die Ergebnisse der Forschungen von Chr. Hülsen und R. Lanciani in den letzten Jahren“. Ein Muster dieser immerhin entsagungsvollen Berichterstattung ist z. B. das über den Tempel der Magna Mater (Kybele) Gesagte. Die Aufzeichnungen sollen aber, weil die gelehrte Thätigkeit gerade jetzt Roms älteste Verhältnisse zum Gegenstand emsigsten Studiums gemacht hat, durchaus nicht als „abgeschlossen“ gelten; und vermöge seiner entschiedenen Begabung ist Haugwitz von vornherein dazu berufen, in seinem Buche, das sicherlich rasch beliebt werden wird, von Zeit zu Zeit in neuen Auflagen den jeweilig jüngsten und letzten Stand der Wissenschaft niederzulegen. Auf S. X ist der Name Bädeker falsch gedruckt. Im Verzeichnisse der Schriftsteller finde ich die inconsequente Anordnung der altrömischen Vor-, Haupt- und Zunamen sehr störend, oder man hätte hinter Martial, Ovid, Plautus, Plinius u. s. w. wenigstens Kommata setzen sollen. Die beigegebenen und eingedruckten Aetzungen könnten theilweise schärfer sein, gerade weil sie mit Geschmack und Verständniß ausgewählt sind. Ht.

— Im Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart erscheinen Erzählungen namhafter Dichter mit Illustrationen, in farbigem Umschlag. Heinrich Hübner hat die „Dorfcoquette“ von Friedrich Spielhagen illustrirt, deren Heldin ein gefallsüchtiges, von der Gutsherrin ins Haus genommenes Dorfkind ist. Mit einem Vagabonden, Conrad Krüger, verlobt, einem düsteren, aber braven Menschen, der im Dienste des Gutsherrn sich tüchtig bewährt und zum Verwalter aufsteigt, läßt sie sich von einem jungen Adeligen, der nach dem Tode des Gutsbesitzers die Wirthschaft leitet, zu einem Liebeshandel verführen, den der grimme Conrad Krüger belauscht. Eine Dorfhexe räth ihm ein Zaubermittel, die Liebe des Mädchens wieder zu gewinnen; man muß ihm die Ohren stutzen mit einem Messer, das noch kein Thier getödtet hat. Krüger folgt diesem Rath und verstümmelt die Ohren des Mädchens, als er sie bei einem Rendezvous überrascht hat. Dann ergreift er die Flucht — die Dorfcoquette ist untröstlich über den Verlust ihrer Schönheit. Am Schluß kehrt Krüger als einarmiger Invalide aus der dänischen Gefangenschaft zurück und die Beiden werden ein glückliches Paar. Der Dorfaberglaube giebt der flott erzählten Geschichte ein Ingredienz, dessen Würze vielen vielleicht zu pikant erscheinen dürfte. Die Illustrationen Hübner's geben glaubwürdige Bilder des coquetten Mädchens und ihres düsteren Bräutigams in den verschiedenen Situationen. — In gleicher Ausstattung erscheint „Ein königliches Weib“ und andere Geschichten von Ernst v. Wolzogen. Die Illustrationen rühren von F. v. Reznicek her; sie athmen wie die Geschichten meist fröhliche Carnevalsluft; nur das „Firmtüchel“ ist ernst und rührend in Wort und Bild. Der Ueberbrettl-Humor Wolzogen's hat etwas Uebermüthiges und wählt bisweilen Stoffe von einer Keckheit, welche die Maskenfreiheit rechtfertigen mag. Die ergötzlichste Geschichte ist wohl „Die lieben Brüder“. R. v. G.

— Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts von Theodor v. Socnosky. Stuttgart 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Ein neuer Blüthenkranz, der sich den Anthologien der Elise Polko, Rudolf v. Gottschall's und ähnlichen Sammlungen anschließt. Die Dichter sind hier nicht, wie dies meistens geschieht, nach Stoffgebieten geordnet, auch nicht alphabetisch, was uns allerdings als die äußerlichste Anordnung erscheint, sondern chronologisch und ist dabei entscheidend ihr Geburtsjahr und daneben das Jahr ihres ersten Auftretens in der Oeffentlichkeit, weil sonst ja auch die hervorragendsten Classiker des vorigen Jahrhunderts, die in das neunzehnte hineinragen, Berücksichtigung verlangen könnten. Eine andere wesentliche Beschränkung ist diejenige auf die kurzathmige Lyrik, besonders auf das Lied. Sehr selten findet sich eine Ballade und ebenso selten ein der Gedankenpoesie angehöriges Gedicht. Würde z. B. Schiller mit in die Sammlung aufgenommen — er würde für seine Hauptgedichte gar keinen Platz darin finden. Trotz einzelner Abweichungen, die besonders dem schönen Gedicht Dingelstedt's: „Ein Roman“ zugute kommen, macht die Sammlung mehr den Eindruck eines Liederalbums, aber eines geschmackvoll ausgewählten. Unsere anerkannten talentvollen Dichter fehlen nicht darin; doch der Herausgeber einer Sammlung muß sich die Frage vorlegen, inwieweit er ein andeutendes Bild der literaturgeschichtlichen Entwickelung geben oder nur dasjenige bringen will, was vor einem geläuterten Kunsturtheil Stand hält. Der Verfasser macht offenbar der sogenannten Moderne große Zugeständnisse; er ist darauf bedacht, auch, wo es den jüngeren und jüngsten Autoren gilt, eine möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Dabei läuft aber Vieles mit unter, was gegen den Eindruck des Harmonischen und Schönen, den eine solche Sammlung hervorbringen soll, verstößt und mehr als ein literarisches Curiosum betrachtet werden kann. Man sollte doch diese literarischen Separatistengemeinden und Separatistenblätter, in denen die jungen Dichter und Kritiker sich gegenseitig beweihräuchern, ruhig für sich bestehen lassen und ihre Versuche nicht hinübernehmen in Sammlungen, welche Allgemeingiltigkeit und nationale Bedeutung beanspruchen. So erscheint Otto Erich Hartleben mit zwei kleinen Gedichten, welche wie verwässerter Heine gemahnen. Auch die Hackbrettlyrik von Arno Holz, eine der trostlosesten Verirrungen unserer neuesten Versmacherei, ist vertreten:

Vergeben.
Vergeben? Ich? — Dir?
Längst!
Ich that's noch eh' ich's wußte.
Aber vergessen? vergessen? Ach wenn ich's könnte!
Oft
mitten im hellsten Sonnenschein
wenn ich fröhlich bin und an nichts denke,
plötzlich
da
grau hockt es vor mir
wie eine Kröte
Und alles, alles scheint mir wie schales Spiel
und trostlos
das ganze Leben
Und ich bin traurig. — Traurig über Dich und mich.

Bald werden einzelne Wörter als ganze Verszeilen ausgesponnen und bald ist eine einzelne Verszeile ein endloser Bandwurm. Aehnlich zerhackt sind die Gedichte von Johannes Schlaf, wenn uns auch da gerade keine Kröte über den Weg gelaufen kommt. Bei Dauthendy hören wir „singende Düfte“ und „Stimmen des Schweigens“. Doerman bekennt, daß er Alles liebt, was seltsam und krank ist und er sich nur glücklich fühlt im Arme verkäuflicher Liebe — das sind Marotten pathologischer Art. Und wenn so die Allerjüngsten auf der Bildfläche erscheinen, so fehlen doch wieder diejenigen Dichter, welche jüngst bei der Revolution der Literatur ihre Trompetentöne hinausschmetterten, die beiden Gebrüder Hart, Georg Bleibtreu, Wilhelm Walloth, die bessere Gedichte gemacht haben als der jüngste Nachwuchs. Doch es ist immerhin schwer, eine annähernde Vollständigkeit zu erreichen; wir meinen nur, daß geradezu Verfehltes hätte ausgeschlossen werden müssen und wenn es noch so modern und noch so sehr Mode sei. Von älteren Dichtern vermissen wir Wilhelm Jordan und Adolf Wilbrandt. Der Gesammteindruck der Sammlung ist, daß die Dichter aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts diejenigen der zweiten durch tiefgreifende Eigenart und hinreißenden Schwung überragen. Mit Recht sind auch Dichter wie Heine, Lenau und Platen durch zahlreiche Proben ihrer Sangesweise vertreten; das gilt auch von Körner, Fontane, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, obschon dieselben nicht gleiche Bedeutung in Anspruch nehmen können. Die äußere Ausstattung des Buches ist geschmackvoll, es ist eine lyrische Hauspostille, die man in vielen Kreisen gern zur Hand haben wird. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 49. Donnerstag, den 25. April, Abends. 1901.

Leid? Lied?

Zur Textkritik des Goethe'schen Faust.

Mit Bedauern werden Viele empfunden haben, daß eine so prächtige Dichtung wie „Die Zueignung“ zu Goethe's Faust in der dritten Strophe durch einen Zweifel über den Wortlaut verkümmert wird, indem nicht feststeht, ob in der fünften Zeile „Leid“ oder „Lied“ zu lesen sei. Die Sophien-Ausgabe von Goethe's Werken Band XIV, S. 254 lautet zwar ganz absprechend, indem darin die Lesart „Lied“ in der Quartausgabe von Goethe's Werken als „Schlimmbesserung Riemers“ bezeichnet wird, womit er „bei Lebzeiten des Dichters nicht habe durchdringen können“. Es wird also ein Widerspruch Goethe's gegen „Lied“ vorausgesetzt. Worauf diese Behauptung beruht, ist nicht erfindlich. Am Schlusse von Goethe's Tagebuch von 1809 steht von Riemer's Hand: Druckfehler meiner Werke in der Cottaischen Ausgabe. 1. Band (Spatium nicht ausgefüllt) 2. Band. (Spatium nicht ausgefüllt). 3. Band. [1]) S. 83 Z. 2 von unten: was magst du statt was machst du? [2]) S. 95 Z. 7 8 von oben: Cecile und Cecielen st. Cecilie, Cecilien. [3]) S. 142 Z. 3 von unten: Halstuch lies Handtuch. [4]) S. 191 Z. 1 von oben: habe lies hatte. [5]) S. 348 Z. 8 von oben: jedem lies jenem. 4. Band (Spatium nicht ausgefüllt). 5. Band. [6]) S. 355 L. 8 von unten: ich brauche lies: ich brauchte. [7]) S. 356 L. 4 wie gern ich diesen lies: wie gern ich dich diesen. 6. Band. [8]) S. 7 Linie 8 Gottergeb'nen lies: Gottgegeb'nen. [9]) S. 63 vor der ersten Linie fehlt der Name Arkas. 7. Band (Spatium nicht ausgefüllt). 8. Band. [10]) S. 5 Z. 21 Leid lies: Lied. [11]) S. 206 Z. 8 Brokto lies Prokto und so auch in der Folge. [12]) S. 113 Z. 1 von unten: dich zu verjüngen statt doch z. v. 9. Band. [13]) S. 382 Z. 16 erster lies: ernster. 10. Band (Spatium nicht ausgefüllt). 11. Band (Spatium nicht ausgefüllt). 12. Band (Spatium nicht ausgefüllt) *). Ueber allem Zweifel steht, daß es sich hier nicht um Werke Riemer's handelt, was unwiderleglich daraus hervorgeht, daß die angeführten Stellen sich in der 12- — später 13- — bändigen Ausgabe von Goethe's Werken finden, abgesehen davon, daß die 13. Berichtigung von Goethe's Hand geschrieben ist; wir haben es also mit Berichtigungen von Goethe selbst zu thun, obwohl sie von Riemer als Dictat niedergeschrieben sind. Das Unterlassen der Aenderung von „Leid“ in „Lied“ in den späteren Ausgaben hat also einen anderen Grund als das Nichteingehen Goethe's auf einen Vorschlag Riemer's. Bekanntlich behandelte Goethe die Correctur seiner Werke sehr oberflächlich. Statt mehrerer Beweise für diese bekannte Thatsache möge die Bezugnahme auf die späteren Ausgaben der „Leiden des jungen Werther“ genügen, wobei er Himburg's Nachdruck zu Grunde legte und darnach stellenweise Unsinn stehen ließ. Was nun vorstehenden Vormerk von Berichtigungen anlangt, so ist es so gut wie gewiß, daß sie ganz vergessen worden sind; denn nicht nur die 10. ist unberücksichtigt geblieben, sondern auch die 3., 6., 8., 12. und 13., obschon dadurch in mehreren Fällen der Text geradezu sinnlos erscheint. Die Ausstellungen 1 und 4 waren grundlos, da die Fehler sich im Drucke nicht finden. Nun ist aber in der Sophien-Ausgabe XIV, 254 letzte Zeile auch behauptet, daß in einigen Exemplaren der zu Goethe's Lebzeiten erschienenen Einzelausgaben des „Faust“ bereits Lied gedruckt gewesen, aber „für ein Versehen zu halten“ sei. Diese letztere Annahme kann nicht widerlegt werden, da sie nicht begründet und ebensowohl die Vermuthung zulässig ist, daß die von Goethe beabsichtigte Berichtigung in „Lied“ während des Druckes der Buchhandlung bekannt geworden ist. Nach alledem kann von der Gewißheit einer „Schlimmbesserung“ seiten Riemer's nicht die Rede sein, vielmehr entspricht richtigen Auslegungsgrundsätzen die Folgerung, daß Riemer nicht gewagt haben würde, die Aenderung von „Leid“ in „Lied“ in einem Dictat Goethe's vorzunehmen, wenn er nicht dessen Zustimmung sicher gewesen wäre. Allenfalls kann den Gegengründen soweit Beachtung eingeräumt werden, daß man daraus die Ermächtigung ableitet, zu erörtern, ob „Leid“ oder aber „Lied“ der Fassung der „Zueignung“ gemäßer ist. In seiner Faustausgabe spricht v. Loeper — der allerdings die Berichtigungen im Tagebuch von 1809 noch nicht kannte — mit Rücksicht auf die bei Goethe's Lebzeiten erschienenen Drucke sich entschieden für „Leid“ aus. Er sagt: „„Leid“ setzt den V. 13 fort: „Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage“ Freud und Leid hier und in V. 23. Vergl. Gedichte 1, 14: Was ich litt und was ich lebte sind hier Blumen nur im Strauß. Die Lesart „Lied“ verwandelt den prägnanten, inhaltvollen Ausdruck in einen indifferenten und schafft durch die Wiederholung in V. 23 eine unleidliche Kakophonie.“ Um vom Ende anzufangen, so würde Goethe nach v. Loeper's Meinung sich mehrerer Kakophonien in der „Zueignung“ schuldig gemacht haben, denn „fühlt“ in Zeile 7 folgt dem „fühl ich“ in Zeile 4 und „Liebe“ in Zeile 12 dem „liebe“ in Zeile 10. Nicht zu gedenken, daß „fühlt“ in Zeile 30 noch einmal vorkommt, und abgesehen von dem nicht so nahe sich wiederholenden: „verklungen“ (neben „Wiederklang“) in 2. und 3., tönen in 3. und 4., Herz in 1., 3. und 4. Strophe. v. Loeper irrt aber, wenn er die Zeile 5 der 3. Strophe auf die Zeile 5 der 2. Strophe bezieht, da doch „Lied“ zu der Stelle in derselben, der 3. Strophe, in Beziehung steht:

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang.“

Ueberdies würde es eine Goethe nicht zuzutrauende Geschmacklosigkeit sein, das „Leid“ „ertönen“, sowie es mit „Beifall“ begrüßen zu lassen. Endlich entgeht v. Loeper die Gegenüberstellung des ehemals dem jetzt zerstobenen Gedränge ertönenden und des nunmehr vor dem stillen Geisterreiche lispelnden Liedes. Er nahm also nur wahr, was seiner vorgefaßten Meinung günstig schien, und übersah, was ihn widerlegte. Wenn demnach die in fast allen neueren Ausgaben bereits aufgenommene Aenderung von „Leid“ in „Lied“ sowohl in Goethe's Sinne erfolgt als auch aus dem Sinne der Dichtung sich ergebend anzusehen ist, so kommen wir zu dem Schluß, daß Goethe sein „Lied“ nicht sein „Leid“, wenn auch zum Leidwesen der Sophien-Ausgabe, der unbekannten Menge ertönen läßt. W. Frh. v. Biedermann.

*) Vorstehende Stellen finden sich in der Taschenausgabe letzter Hand: [1]) Bd. 19 S. 220 Z. 2. [2]) Bd. 19 S. 233 Z. 7 8. [3]) Bd. 19 S. 280 Z. 17. [4]) Bd. 19 S. 327 Z. 8 v. unten. [5]) ?. [6]) Bd. 10 S. 173 Z. 9 v. unten. [7]) Bd. 10 S. 174 Z. 5. [8]) Bd. 9 S. 7 Z. 13. [9]) Bd. 9 S. 66 Z. 7. [10]) Bd. 12 S. 5 Z. 21. [11]) Bd. 12 S. 216 Z. 11. [12]) Bd. 12 S. 120 Z. 3. [13]) Bd. 13 S. 204 Z. 16.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1901. Für das Jahr 1899 hatte die historisch-nationalökonomische Section der Gesellschaft eine Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte gewünscht. Darauf war eine mit dem Motto Dies diem docet bezeichnete Bewerbungsschrift eingegangen, die zwar ein willkommenes Gegenstück zu der früher

gekrönten Arbeit von Ziebarth bot, aber nicht vollendet war und darum den Preis nicht erhalten konnte. Die Gesellschaft hält es aber sowohl in Anerkennung der in der Schrift bekundeten Gründlichkeit und Sorgfalt der Arbeitsweise, wie im Interesse der Verwerthung der gemachten umfassenden Vorarbeiten für wünschenswerth, daß der Verfasser seine Darstellung zu vollem Abschluß bringe, und hat, da ihm dies innerhalb der ihm persönlich bis Ende des Jahres 1900 bewilligten Frist nicht möglich gewesen ist, ihm nochmals eine Frist bis zum 1. December 1901 gewährt. Auf die für das Jahr 1900 gestellte Preisfrage der historisch-nationalökonomischen Section ist eine Bewerbungsarbeit nicht eingegangen. Dagegen lag der Gesellschaft auf die für das Jahr 1900 erlassene botanische Preisfrage der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section „Es wird eine eingehende Studie über die Ursachen gewünscht, welche die Richtung der Seitenachsen des Sproß- und Wurzelsystems bedingen und herbeiführen" eine Bewerbungsarbeit unter dem Kennwort Quod potui feci vor. Sie ergab sich indeß nur als eine Studie, in der wohl einzelne brauchbare Einzelthatsachen gefunden wurden, die aber doch der gestellten Aufgabe nicht genügte. Es konnte ihr somit der Preis nicht ertheilt werden. — Für die Jahre 1901 bis 1904 sind von der Gesellschaft die folgenden Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section. 1) Für das Jahr 1901. Die Gesellschaft wünscht ein westnordisches Namenbuch, welches in knappster Form das in der Literatur wie in den Urkunden bis zum Jahre 1300 vorkommende Material von norwegischen und isländischen Personennamen verzeichnet und kritisch sichtet. Auf thunlichst genaue Scheidung gleichnamiger Persönlichkeiten ist dabei besonderes Gewicht zu legen. Die Orthographie der Namen ist in so weit zu normalisiren, als sie die Aussprache der Namen selbst nicht berührt. Preis 1000 ℳ — 2) Für das Jahr 1902. Die Gesellschaft wünscht eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Culturgeschichtschreibung von Herder bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt einschließlich. Es wird dabei gewünscht, daß vor Allem der innere Gang der Entwicklung dargestellt werde. Dazu sind die jeweils in den Vordergrund tretenden Ziele klar zu beleuchten und besondere Sorgfalt auf die Darlegung der für die Erreichung dieser Ziele in Dienst gestellten Methoden zu verwenden. Ferner ist es die Aufgabe, den Zusammenhang der Ziele und Methoden mit der allgemeinen geistigen Entwicklung, insbesondere der Entwicklung der Psychologie, der Ethik und der Sociologie, nachzuweisen. Preis 1000 Mark. — 3) Für das Jahr 1903. Die Gesellschaft wünscht eine Ausgabe der polabischen Sprachdenkmäler mit Grammatik und alphabetisch geordnetem Wörterbuch. Die Denkmäler sind zum Theil herausgegeben von Pfuhl im Časopis Maoicy serbskeje XVI (1863) und XVII (1864), bedürfen aber einer genaueren und vollständigeren Bearbeitung. Die neue Ausgabe soll zunächst die Handschriften der einzelnen Glossare und sonstigen Quellen, oder wo von Anfang an nur Drucke vorhanden sind, diese in getreuem Abdruck wiedergeben. Die Orthographie jeder einzelnen Quelle ist sorgfältig zu untersuchen, damit der Lautwerth des Geschriebenen festgestellt und eine normalisirte Schreibung, die im Wörterbuch anzuwenden ist, gewonnen werde. Dabei ist die Frage zu behandeln, ob und wie weit in den Quellen localdialektische Unterschiede hervortreten. Die Grammatik ist seit Schleicher's „Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache" (1871) nicht wieder zusammenfassend bearbeitet worden. Schleicher's Werk beruht auch nicht auf den Originalhandschriften, sondern auf dem handschriftlichen von Jugler 1809 daraus zusammengestellten „Vollständigen Lüneburgisch-wendischen Wörterbuch" (auf der Göttinger Universitätsbibliothek). Die Grammatik, für die im Allgemeinen die normalisirte Schreibung anzuwenden ist, soll vor Allem die thatsächlichen Verhältnisse der Sprache feststellen, ohne etwas hineinzutragen, was die Ueberlieferung nicht ergiebt. Da aber bei der Beschaffenheit der Ueberlieferung die Beurtheilung des Polabischen ohne Berücksichtigung der nächstverwandten slavischen Dialekte nicht wohl möglich ist, hat der Bearbeiter in erster Linie das Kassubische und das Polnische heranzuziehen, wo eine Vergleichung erforderlich oder erwünscht ist. Bei den einzelnen in normalisirter Schreibung gegebenen Wörtern des Wörterbuchs ist auf alle Stellen der Texte zu verweisen, an denen das betreffende Wort vorkommt. Wünschenswerth wäre als Anhang eine Sammlung und sprachliche Bearbeitung der Orts- und Flurnamen des Gebietes, aus dem die polabischen Aufzeichnungen stammen. Dabei müßte auch die ältere urkundliche Form der Namen, falls sie zu finden ist, berücksichtigt werden. Doch stellt die Gesellschaft in Bezug auf diesen Anhang keine bestimmte Forderung. Preis 1000 Mark. — 4) Für das Jahr 1904. Bei der großen Bedeutung, welche der öffentliche Credit für die politische und wirthschaftliche Entwicklung der modernen Völker in Anspruch nehmen darf, erscheint es der Gesellschaft wünschenswerth, daß die Entstehung und Ausbildung des öffentlichen Credits von seinem ersten Austreten in den mittelalterlichen Städten bis zu seiner heutigen Ausgestaltung im Zusammenhang untersucht werde. Um jedoch die Aufgabe in den Grenzen des Erreichbaren zu halten, hält sie es für richtig, zunächst nur die morphologische Seite ins Auge zu fassen, in der Annahme, daß die Untersuchung der wechselnden Creditformen von selbst auf den inneren Zusammenhang ihrer Entwicklung einerseits mit der Ausbildung des modernen Staates, andererseits mit der Entstehung und Entwicklung der privatcapitalistischen Wirthschaftsweise führen werde. Die Gesellschaft wünscht also eine Darstellung der Formen des öffentlichen Credits in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zum XIX. Jahrhundert. Sie geht dabei von der Auffassung aus, daß ebensowohl eine allgemeine Behandlung für die europäischen Culturvölker als eine specielle Untersuchung für einen der europäischen Großstaaten der Aufgabe entsprechen würde. Preis 1000 ℳ

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section. 1) Für das Jahr 1901 schlägt die Gesellschaft als Preisaufgabe vor: die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte zu vervollkommnen. Die Theorie der quadratischen Differentialformen, welche von Riemann angebahnt und namentlich von Christoffel und Lipschitz weitergeführt worden ist, hat durch neuere Untersuchungen in der Geometrie, der Dynamik und der Theorie der Transformationsgruppen eine erhebliche Bedeutung gewonnen, und jeder Fortschritt in jener Theorie würde auch hier einen Gewinn bedeuten. Indem die Gesellschaft wünscht, daß die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte vervollständigt werde, lenkt sie die Aufmerksamkeit der Bewerber besonders auf die durch Lie's Forschungen angeregte Frage nach der Natur und den Eigenschaften der Formen, welche continuirliche Gruppen von Transformationen gestatten. Für den Specialfall $n = 3$ hat neuerdings Bianchi[1]) werthvolle Beiträge geliefert; es ist zu hoffen, daß die Darstellung der Kriterien für die Zugehörigkeit einer gegebenen Form zu einem bestimmten Typus in invarianter Form gelingen, und daß das Studium der in den betreffenden Räumen herrschenden Geometrien sich als lohnend erweisen werde. Preis 1000 ℳ — 2) Für das Jahr 1902. Daß die von C. Neumann seit 1870 angewandte Methode des arithmetischen Mittels einen sehr hohen Grad von Allgemeinheit besitze, dafür sprechen sowohl die mannigfaltigen Arbeiten Neumann's (Abh. der K. S. Ges. der Wiss. XIII S. 707), wie auch die tiefgehenden Betrachtungen Poincaré's (Acta math. XX p. 59). Gleichzeitig aber geht aus der Gesammtheit dieser Untersuchungen hervor, daß noch manche schwierige Punkte der weiteren Aufklärung bedürftig sind. Es erscheint daher wichtig, wenigstens die erforderlichen Vorarbeiten zu unternehmen, um von den eigentlichen Grundzügen dieses Gebietes eine völlig klare Vorstellung zu gewinnen und namentlich die genannte Poincaré'sche Abhandlung in ihrer ganzen Tragweite zu verwerthen, vielleicht deren Resultate weiter zu verallgemeinern. Vor Allem aber entsteht die Aufgabe, den Poincaré'schen Darlegungen eine größere Einfachheit und Durchsichtigkeit und womöglich auch einen höheren Grad von Strenge zu verleihen. Ohne unter den hier angedeuteten Richtungen eine vor der andern besonders bevorzugen zu wollen, spricht die Gesellschaft den Wunsch aus, daß die in der Abhandlung von Poincaré „La méthode de Neumann et le problème de Dirichlet" 1896, enthaltenen Untersuchungen nach irgend welcher Seite hin wesentlich vervollkommnet werden möchten. Preis 1000 ℳ — 3) Für das Jahr 1903. Die wichtige Entdeckung der lichtelektrischen Ströme durch Edmond Becquerel ist durch neuere Untersuchungen unserem Verständniß zwar näher gerückt, aber die experimentellen Ergebnisse widersprechen sich zum Theil derart, daß selbst über die Abhängigkeit der elektromotorischen Kräfte von der Lichtstärke nichts genügend Sicheres feststeht. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die ver-

[1]) Memorie della Società Italiana delle Scienze, Ser. IIIa T. XI, 1897.

schiedenen Farben bisweilen entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen und daß bei den von Becquerel benutzten dünnen Schichten zugleich an verschiedenen Stellen elektromotorische Kräfte auftreten können. Die Abhängigkeit dieser elektromotorischen Kräfte von der Farbe und die Bedingungen, unter denen die lichtelektrischen Ströme überhaupt möglich sind, ihr Zusammenhang mit der Photographie und mit den neuerdings von Hertz und Hallwachs gefundenen lichtelektrischen Wirkungen bieten für experimentelle Untersuchungen ein weites Feld. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: Es sollen eingehende und einwandfreie experimentelle Untersuchungen angestellt werden, die einen wesentlichen Beitrag zur Feststellung der Gesetze der lichtelektrischen Ströme liefern. Preis 1000 ℳ. — 4) Für das Jahr 1904 wünscht die Gesellschaft: Kritische Erörterungen über die bisherigen Versuche, die Vorgänge bei der chemischen Differenzirung der Gesteinsmagmen zu erklären, sowie weitere Untersuchungen, welche geeignet sind, unter Berücksichtigung der natürlichen Vorkommnisse die manchfachen auf diesem Gebiete noch offenstehenden Fragen ihrer Lösung näher zu führen. Preis 1000 ℳ. — Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen einseitig geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den derz. Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1901 Geheimer Hofrath Professor Dr. Justus Hermann Lipsius, Leipzig, Weststraße 89, Erdgeschoß) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England.

Das Thema, das unter obigem Titel der Legationsrath im königl. sächsischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Hans v. Nostitz, in einem vortrefflichen lehrreichen Buche[1]) behandelt, ist in der deutschen Literatur schon wiederholt erörtert. Der feinsinnige, leider früh verstorbene Professor Adolf Held in Berlin widmete ihm im Jahre 1881 seine „Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands" und Professor Schulze-Gaevernitz hat im Jahre 1890 seine Kräfte in dem zweibändigen Werke „Zum socialen Frieden" ebenfalls an ihm versucht. Der Schwerpunkt in Held's anziehenden Ausführungen liegt in seinen Betrachtungen über die englische Philosophie. Er zeigt uns, wie der individualistische Radicalismus eines Locke, eines Bentham, eines Mill u. s. w. allmälig einer anderen Auffassung Platz macht; wie man in England zwar nicht zu einer idealen Weltanschauung gelangt, aber sich doch der Nothwendigkeit einer socialen Reform nicht verschließt, weil man die Gefahren rechtzeitig erkennt, die bei einer sich selbst überlassenen Entwickelung der Gesellschaft drohen. In der Darstellung der historisch gewordenen Zustände ist Held weniger glücklich gewesen. Bei der Lectüre von Schulze-Gaevernitz wiederum kann man sich des Eindrucks, als ob es sich um eine Tendenzschrift handele, nicht ganz erwehren. Im Banne Brentano'scher Ideen über die Vorzüglichkeit englischer Einrichtungen sieht er den socialen Frieden in Großbritannien schon verwirklicht oder doch nahe bevorstehend. Er sieht, mit offenbar nicht genügend selbständiger Kritik, nur das, was in den englischen Arbeiterorganisationen und -zuständen wirklich bemerkenswerth und einzigartig ist, und vergißt ganz die daneben sich zeigenden Erscheinungen, durch die man zu einer anderen Beurtheilung veranlaßt wird, als er sie vorträgt. Auch den Einfluß Carlyle's, den er geradezu zu einem großen Reformator macht, der die Umwandlung zu dem socialen Verständniß der englischen Bevölkerung veranlaßt habe, hat er zweifellos überschätzt.

[1]) Jena. 1900. 8°. XXIII und 808 S. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Dem gegenüber erscheint die Art, wie v. Nostitz die sociale Entwickelung Englands schildert, in sehr günstigem Lichte. In vornehmer, ruhiger, sachlicher Haltung und mit denkbarster Objectivität verfaßt, wird ein sehr bedeutendes Buch geboten, das dazu bestimmt ist, das Verständniß für das, was England zur Lösung der Arbeiterfrage gethan hat, auf dem Continent in wirklich zutreffender Weise zu verbreiten. Zum Theil aus den Quellen erster Hand schöpfend, den zahlreichen Parlamentsschriften und Blaubüchern, zum Theil auf die sehr umfangreiche englische und deutsche Literatur sich stützend, insbesondere auf die Ausarbeitungen Brentano'scher Schüler, verliert der Verfasser doch nirgendswo seine Selbständigkeit. Seine besonnene Art, die Dinge anzuschauen, läßt ihn sich von vorgekommenen Uebertreibungen seiner Vorgänger ebenso fern halten, als sie ihn davor bewahrt, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und nun die Zustände mit mißgünstigem Auge zu beurtheilen. Stilistisch nicht ganz glücklich sind die etwas häufigen längeren wörtlichen Citate und vielleicht hätte unbeschadet der Wirkung die gesammte Darstellung weniger weitläufig gehalten sein dürfen. Denn schließlich wirkt Nostitz's Buch nicht durch überraschende Mittheilung von neuen Einzelheiten. Selbst die neuesten Erscheinungen auf socialpolitischem Gebiete: die Collectivverträge oder Allianzen, jene merkwürdigen Abmachungen zwischen Unternehmern und Gewerkvereinen der Arbeiter, die der Verfasser S. 604 u. ff. charakterisirt, haben schon in der deutschen Literatur Berücksichtigung erfahren. Der große Werth der Nostitz'schen Arbeit liegt vielmehr nach der kritisch zusammenfassenden Seite. Es ist ein vollständiger Cursus der socialpolitischen Geschichte Englands, der uns vorgetragen wird. Er beginnt mit lebendigen und klaren Auseinandersetzungen des Verfassungsrechtes und gelangt durch eine zutreffende Würdigung des höchst eigenthümlichen englischen Bildungswesens zu seinem eigentlichen Thema: den Arbeiterzuständen. Die Arbeitergenossenschaften, der gesetzliche Arbeiterschutz, das Arbeitsverhältniß, d. h. Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsstreitigkeiten, erfahren nach einander gründliche Behandlung. Den Beschluß macht die Wohnungs- und Arbeitslosenfrage, von denen die erstere ja auch wieder über die Arbeiterclasse hinausgreift. Es sind die Uebel der städtischen Wohnungsnoth, die der Verfasser mit Geschick, mitunter an sehr drastischen und ergreifenden Beispielen, vorzuführen weiß. Endlich zieht Hans v. Nostitz in zusammenfassenden Bemerkungen selbst das Facit aus seinen auf breitester Basis aufgebauten Studien.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, von einem so starken Buche eine gedrängte Inhaltsangabe geben zu sollen. Gerade, wenn man das versuchen wollte, würde man allgemein Bekanntes darbieten müssen und der Reiz, den das Buch ausübt, die ihm besonderen Vorzüge würden schlecht dabei wegkommen. Nur auf den Gedankengang, auf den Geist der Unparteilichkeit, der das Werk vortheilhaft auszeichnet, sei hier kurz hingewiesen. Der Verfasser betont den Fortschritt, den England in materieller, ideeller und socialpolitischer Beziehung gemacht hat. Der Lohn ist seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts durchgängig um 50 bis 100 Procent gestiegen. Die Lebensführung der Massen hat sich gehoben, daher der beträchtliche Rückgang der Sterblichkeit. Auf ideellem Gebiete sind die Fortschritte statistisch nicht so in die Augen fallend. Immer unterliegt es keinem Zweifel, daß der so lange vernachlässigte Elementarunterricht in den letzten Jahrzehnten verbessert und ausgestaltet worden ist und an die Stelle der gröbsten sinnlichen Genüsse, die noch um die Mitte des Jahrhunderts die einzigen des Arbeiterstandes waren, edlere getreten sind. Wie es mit der Trunksucht steht, scheint allerdings zweifelhaft. In socialer Hinsicht endlich ist durch die annähernde Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes dem Arbeiter die Gleichberechtigung als Staats- und Gemeindebürger zu theil geworden und neben der formellen Anerkennung der Gleichberechtigung in wirthschaftlicher Beziehung ist er auf dem Wege, ihre volle thatsächliche Anerkennung zu erringen. Das Arbeitsverhältniß im gewerblichen Leben ist nicht mehr das zwischen Herrschaft und Gesinde, und wenn früher Arbeiter als Friedensrichter einfach undenkbar gewesen wären, so ist nichts bezeichnender für die veränderte Anschauung, als daß Lord Rosebery bei Reform des Wahlrechts den Vorschlag machen konnte, Peers auch aus dem Arbeiterstande zu entnehmen.

Aber zu all diesem sind wichtige Einschränkungen zu machen. Die Schweißaustreiberei (sweating system) wuchert noch immer, in den Wohnungsverhältnissen ist tiefes Elend vorhanden, die Einkommensvertheilung ist keine günstige. Noch der parlamentarische Ausschuß von 1899, der eingesetzt war, um die Lage

der würdigen und bedürftigen bejahrten Armen zu untersuchen, konnte erklären, daß die Fälle nur zu häufig sind, in denen alte Leute am Ende eines langen und verdienstlichen Lebens ohne eigene Schuld sich vor die Wahl zwischen dem Armenhause oder unzureichender Unterstützung außerhalb desselben gestellt sehen.

So ist das Aufsteigen des Arbeiterstandes unverkennbar. Die Entwickelung ist sogar viel günstiger gewesen, als man vorausgesehen und gesagt hat. Die Marx'sche Theorie von der Verelendung der Massen erweist sich an dem Beispiel Englands als durchaus verkehrt. Der Genossenschaftsgedanke hat sich außerordentlich fruchtbringend erwiesen. Auch die oberen Stände haben ihre Hilfe nicht versagt. Aber in dem letzten Punkte, sowie in dem, was die Regierungsform gewesen ist, liegen offenbar die Schwächen der englischen Entwickelung. Die Durchführung der Selbstverwaltung läßt sehr oft nicht weniger als Alles zu wünschen übrig und thatsächlich sind die parlamentarische Regierung sowie die Selbstverwaltung von dem Vorwurfe, eine Classenherrschaft zu sein, nicht ganz zu reinigen. Die Gentry, d. h. in weiterem Sinne, die Vermögenden, hat eine Regierung im eigenen Interesse und unter Nichtbeachtung der berechtigten Interessen anderer Stände geführt. Entschuldigend und erklärend fügt der Verf. selbst hinzu, daß nach der Schwäche der menschlichen Naturen die parlamentarische Regierung besonders leicht in Classenherrschaft ausartet, weil ihr mit dem kraftvollen Königthume auch die Stelle fehlt, die über den Parteien steht und als ausgleichende Gerechtigkeit im Volksleben walten kann. Nur ein sociales Königthum erlangt in Wahrheit Königsamt und Königsehre. Das Glück eines solchen socialen Königthums hat aber England nicht.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß auch das englische Volk die Lösung der socialen Frage nicht gefunden hat. Wie es der Verfasser treffend an einer Stelle ausführt: „So oft man den Stein der Weisen angepriesen hat und gefunden zu haben glaubte, was die socialen Verhältnisse mit einem Male von Grund aus bessern und befriedigend gestalten sollte: allgemeines Wahlrecht, Bildung, Cooperativgenossenschaften und Gewerkvereine, Gewinnbetheiligung, gleitende Scala, Schieds- und Einigungsverfahren — das goldene Thor ist nicht aufgesprungen!" Die Gefahr aber, die England droht, ist die einer Classenherrschaft der Massen, die gerade so wie die Classenherrschaft der Aristoplutokratie in dem Maße unsittlich sein würde, als sie es an der Anerkennung der Rechte und Interessen der nicht mit der Hand arbeitenden Kreise der Bevölkerung fehlen ließe.

Es scheint uns, daß diese Schlußfolgerungen des Verfassers beachtenswerth sind und viel Wahrheit enthalten. Sie warnen vor einer Ueberschätzung des englischen Wesens. Es wäre durchaus wünschenswerth, daß sie allgemeine Anerkennung fänden. Etwas von jenem Nationalstolze, den der Engländer in so hohem Maße hat, der mit Hohn und Empörung Jeden zurückweist, der ihm fremde Völker oder Länder als mustergiltig hinstellen wollte, sollte auch den Deutschen beseelen und unwillkürlich schließt sich hieran der weitere Wunsch, demnächst eine ähnliche Darstellung der Entwicklung der deutschen Arbeiterwelt und ihrer Bestrebungen zu erhalten. Frankreich hat ein mustergiltiges Werk in Levasseur's Historie des classes ouvrières, das kürzlich in neuer Auflage ausgegeben wurde. Englands Arbeiterstand hat mehr als einen hervorragenden Geschichtsschreiber gefunden. Nur die deutschen Verhältnisse harren noch einer Schilderung, die in Anbetracht unserer Versicherungsgesetzgebung sowie nicht zuletzt des Vorgehens vieler humaner Arbeitgeber ebenfalls eine glänzende, uns zur Ehre gereichende werden könnte. Der Mann, der das Aufsteigen des englischen Arbeiterstandes so vorurtheilsfrei und trefflich charakterisirt hat, wäre sicher in mehr als gewöhnlichem Grade geeignet, uns zu zeigen, daß der deutsche Arbeiterstand nicht zurückgeblieben ist —a.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— **Schurtz, Heinrich, Urgeschichte der Cultur.** Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Kartenbeilage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. — Zum ersten Mal wird hier versucht, eine die gesammten Culturanfänge umfassende Darstellung zu geben, die keinen Zweig des Culturlebens gegenüber den andern vernachlässigt. Der Verfasser hat sein Thema in fünf große Capitel zerlegt: Die Grundlagen der Cultur — Die Gesellschaft — Die Wirthschaft — Die materielle Cultur — Die geistige Cultur. Im ersten Capitel erörtert er die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse, von denen die Cultur abhängig ist, sucht sodann den Begriff des Culturfortschrittes festzustellen und legt, nachdem er die Scheidung der Naturvölker von den Culturvölkern begründet hat, die Ursachen des Rückschrittes und des Unterganges eines Volkes dar. In dem zweiten der Gesellschaft gewidmeten Capitel verweilt er eingehend bei den Anfängen der Gesellschaft, bespricht sodann die socialen Schichten, die Anfänge des Staates und streift freilich nur kurz „Sitte und Brauch". Die Aufgaben und Anfänge der menschlichen Wirthschaft, die Wirthschaftsformen, die Culturpflanzen und Hausthiere, Gewerbe und Handel werden im dritten Capitel besprochen. Von den beiden letzten Abschnitten behandelt der eine die Benutzung und Beherrschung der Naturkräfte und Naturstoffe, die Technik, Waffen, Werkzeuge und Geräthe, Schmuck und Kleidung, Bauwerke und Verkehrsmittel, während in dem andern die Elemente der geistigen Cultur: die Sprache, die Kunst, die Religion, die Rechtspflege und die Anfänge der Wissenschaft zum Gegenstand der Untersuchung gemacht sind. Wohl selten hat ein Autor sich ein so umfangreiches Gebiet ausgewählt, dessen geographische Grenzen noch dazu den ganzen Erdkreis umfassen. Wir haben ihm vor Allem dafür dankbar zu sein, daß er die Fülle der Sonderarbeiten ethnographischer Forschung unter Gesichtspunkte einordnete, die einerseits allgemeiner Art sind, andererseits sich mit solchen anderer Wissenszweige, so der Wirthschaftsgeschichte, der Rechtswissenschaft, der Kunstgeschichte u. s. w. berühren und zum Theil decken. Und dieses Verdienst wird auch dadurch nicht verkleinert, daß man in manchen Einzelheiten anderer Ansicht sein kann als der Verfasser; so wird z. B. wohl kaum ein Kunsthistoriker sich finden, der dem von Schurtz angeführten Citat aus einer Arbeit von Flinders Petrie beistimmen wird, daß nämlich ein gewisser Zusammenhang bestehe zwischen den Ornamenten, wie wir sie an keltischen Arbeiten aus der La Tènezeit oder bei irischen Schnitzereien finden, und den Formen mittelalterlicher Eisenarbeiten und dem Flamboyantstil der französischen und englischen Gothik, oder daß die C-Curven spätkeltischer Bronzen und Schnitzereien mit dem ähnlichen Ornament im Stile Ludwig's XIV. irgendwie in Zusammenhang gebracht werden dürfen. Wenn auch mit Recht der Verfasser zu Gunsten einer glatten Darstellung im Text von Anmerkungen abgesehen hat, so wäre es doch wünschenswerth gewesen, wenn, ähnlich wie bei Wörmann's Geschichte der Kunst, am Schluß der Autor ein Verzeichniß der benutzten Literatur angefügt hätte. Gerade bei der in so viele Einzelarbeiten verstreuten ethnographischen Forschung ist ein solcher Hinweis doppelt nützlich. S.-M.

— **Praktisches Französisches Uebungsbuch für Handelsschulen von Dr. Gieschen und Dr. Barthe,** Oberlehrern am Realgymnasium zu Harburg. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard. 1900. — Das vorliegende Uebungsbuch dient einem speciellen Zweck, es werden darin die französischen Sprachformen an Beispielen eingeübt, und zwar an solchen Beispielen, die dem Gebiet der französischen Handelscorrespondenz angehören. Es ist hier also ein Schulbuch geboten, das den künftigen Lebensberuf der Schüler berücksichtigt. Zum Unterricht in der französischen Handelscorrespondenz ist das Buch ein für diese Zwecke sehr brauchbares Hilfsmittel, indem es zur Anwendung der erforderlichen Phraseologie durch Uebungsbeispiele anleitet. Vielleicht hätte in der Formlehre der Gebrauch der Präpositionen noch mehr berücksichtigt werden können z. B. vor dem Infinitiv der Verben, wenn diese als Compléments anderer Zeitwörter gebraucht werden. Die auf die grammatischen Uebungen folgenden Sprechübungen sind ebenfalls meist commerciellen Inhalts und zum Schluß enthält das Buch mehrere Handelsbriefe, auch ist noch ein Wörterbuch beigegeben. W—k.

— **Obst- und Gemüsebau im Hausgarten,** mit einem Anhange: **Der Hausgarten als Ziergarten.** Anleitung durch zweckmäßige Düngung, Bodenbearbeitung, Sortenwahl, Pflanzenbehandlung auf kleinem Raume hohe Erträge zu erzielen. Von B. L. Kühn-Rixdorf. Mit 54 Abbildungen. Preis 1,50 ℳ. Verlag von B. L. Kühn-Rixdorf-Berlin, Hohenzollernplatz 6. — Demjenigen, welcher bescheidene Ansprüche an ein derartiges Buch stellt, wird das vorliegende Werkchen wohl genügen. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 50. Sonnabend, den 27. April, Abends. 1901.

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geheimrath Professor Dr. Windisch, hielt folgende Ansprache: „Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ist abermals am 23. April zu einer Festsitzung vereinigt, um den Geburtstag ihres hohen Protectors, Seiner Majestät des Königs, zu feiern. Es erweist sich nicht als Zufall oder als ein bloßer Act conventioneller Devotion, daß von den zwei öffentlichen Sitzungen unserer Gesellschaft die eine dem großen Gelehrten Leibniz, der in Deutschland den Akademiegedanken zur fruchtbaren Entwickelung gebracht hat, die andere aber dem König geweiht ist. Denn überall stehen die Akademien, was ihre Gründung und ihre Pflege anlangt, in nahen Beziehungen zu den Fürsten des Landes. Auch das Institut de France, die größte und älteste der heute bestehenden Vereinigungen dieser Art, hat diese Geschichte und erst vor Kurzem noch verdankte es, unter der Republik, eine großartige Schenkung einem Herzog aus dem alten königlichen Hause Frankreichs. Die stille Forschung der Gelehrten und die Gelehrten selbst, die ihr obliegen, unter ihre besondere Obhut zu nehmen, ist den Königen als eine besonders königliche Aufgabe erschienen. Dafür gebührt ihnen um so mehr unser Dank, als im Volk, auch in den Kreisen der Gebildeten nicht überall ein gleiches Verständniß für unsere Bestrebungen vorhanden ist. Man sollte nirgends vergessen, daß auch die glänzend in die Augen fallenden Leistungen der modernen Technik, von deren Bedeutung für Volk und Staat wir Alle durchdrungen sind, zu einem großen Theil auf der in stiller Forschung gewonnenen Erkenntniß von Gelehrten der Art beruht, wie sie an den Universitäten und in den Akademien vereinigt sind. Es entspricht nur der Wahrheit, und wir legen einen Werth darauf, daß unsere Gesellschaft den Namen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften führt. Für ein mit nicht allzu großen Machtmitteln ausgestattetes, fast ätherisch zu nennendes Gebilde liegt darin eine bedeutsame, für die Dauer berechnete Sanctionirung seines Bestehens. Aber dem Danke des Verstandes, den wir den Königen Sachsens und ihren Ministern schulden, fügen wir freiwillig die Dankbarkeit des Herzens und die persönliche Antheilnahme hinzu, die wir so gern Seiner Majestät dem König Albert an Allerhöchstseinem Geburtstage zum Ausdruck bringen. Im verflossenen Jahre Seines Lebens haben Ihm schwierige Verhältnisse wiederholt Gelegenheit gegeben, von einem hohen Standpunkte aus Seine wahrhaft landesväterliche Gesinnung zu bethätigen. Mit inniger Theilnahme gedenken wir des jähen Todes, der Seine Königliche Hoheit den Prinzen Albert der Königlichen Familie und dem Lande entrissen hat. Mit banger Sorge haben uns eine Zeit lang die Nachrichten über das Befinden des Königs selbst erfüllt. Wir haben bewundert, mit welcher seltenen Treue Er den Pflichten Seines hohen Amtes auch bei weniger gutem Befinden nachgekommen ist. Um so größer ist unsere aufrichtige Freude darüber, daß in der letzten Zeit und für den heutigen Tag günstige Nachrichten über Seiner Majestät Befinden veröffentlicht werden konnten. Und unsere Freude wird gesteigert dadurch, daß gerade in dieser Stunde unserer Festsitzung Seine Majestät der Kaiser zur Beglückwünschung bei dem deutschen Bundesfürsten weilt, der sich im Kriege und im Frieden um die neue Ordnung der Dinge in Deutschland die größten Verdienste erworben hat. Wir eröffnen diese Festsitzung mit dem treu gemeinten Segenswunsche: Gott nehme König Albert in Seinen gnädigen Schutz!"

Hr. Geheimrath Professor Dr. Sohm sprach hierauf über sermo regis in der Lex Salica. Der Ausdruck bezeichnet den Königsfrieden. Das mittere extra sermonem regis ist die Friedloslegung. Wie ist der Ausdruck zu erklären? Man meint, daß in der Zusage des allgemeinen Rechtsschutzes, die wahrscheinlich mit der Erhebung zum Königthum sich verband, der Grund für die Gleichsetzung von sermo regis und Königsfriede zu suchen sei. Das extra sermonem mittere bedeutet jedoch offenbar den Ausschluß nicht von einem vergangenen, den Frieden versprechenden, sondern von einem gegenwärtigen, den Frieden befehlenden Wort, von einem Frieden, der gegenwärtig vom König durch das Wort gewährt wird. Die Erklärung wird dadurch zu finden sein, daß nach der germanischen Auffassung (Tacitus, Germ. c. 12: pars multae regi exsolvitur) der König der Vertreter des ganzen Volkes ist. Er hat das Wort in des Volkes Namen und darum das gebietende, Frieden gebietende Wort. Mit sermo ist bannus sprachlich gleichbedeutend. Die Banngewalt (Befehlsgewalt, imperium) ist der Inhalt der altgermanischen Königsgewalt.

Hr. Professor Dr. Meister sprach über den Dialect der lacedämonischen Periöken und Heloten. Man ist bisher der Ansicht gewesen, daß die Periöken und Heloten denselben Dialect gesprochen hätten wie die Spartaner. Aber diese Annahme kann sich weder auf eine antike Tradition noch auf die vorhandenen Dialectdenkmäler stützen. Scheiden wir aus der Masse der lakonischen Inschriften einerseits die unzweifelhaft spartanischen und andererseits die unzweifelhaft periökischen aus mit Hinzunahme der Inschriften der von den Spartanern zu Heloten gemachten, später durch Epaminondas befreiten Bevölkerung Messeniens, und vergleichen wir den Dialect der spartanischen mit dem der periökisch-messenischen Gruppe, so ergeben sich principielle Unterschiede. Vor Allem zeigt es sich, daß die Spartaner, also die als Eroberer in die Landschaft eingedrungenen Dorier, seit ältester Zeit das zwischenvokalische Sigma verhaucht haben, und da sich diese Eigenthümlichkeit auch im altargivischen Dialecte zeigt, so dürfen wir sie als eine beiden dorischen Stämmen gemeinsame in die Zeit der sogenannten dorischen Wanderung hinaufdatiren. Der Dialect aber der Periöken und Heloten weiß nichts von ihr, ebenso wenig der Dialect der von Lacedämon aus gegründeten Stadt Tarent und der von Tarent aus gegründeten Stadt Herakleia. Tarent ist nach der Ueberlieferung zwar von Lacedämoniern, aber nicht von echten Spartanern, sondern von illegitimen Söhnen von Spartanerinnen oder, nach anderer Fassung der Gründungssage, von Helotensöhnen, in Wahrheit jedenfalls zur Hauptsache von Periöken und Heloten gegründet worden, wie Sparta stets seine auswärtigen Unternehmungen durch Periöken und Heloten ausführen ließ, und niemals zur Verringerung der an sich schon geringen Zahl seiner Vollbürger, wohl aber oft zur Decimirung der sehr zahlreichen und gefährlichen unterworfenen Bevölkerung Anlaß hatte. Auch stimmt der Dialect von Tarent und Herakleia in allen wesentlichen Punkten mit dem der Periöken und Messenier überein. Die Periöken und Heloten sind aber der antiken Tradition nach Achäer, und die sprachlichen Thatsachen dienen zur Bestätigung dieser Tradition. Denn die periökisch-messenischen und tarentinisch-herakleischen Inschriften zeigen in allen Hauptsachen denselben Dialect wie die Inschriften der achäischen Colonien Unteritaliens und der Landschaften Achaia im Peloponnes und in Thessalien, sowie, mit einigen Abweichungen, die der nordwestgriechischen Landschaften. Wir haben also in dem Dialect der von den Spartanern unterworfenen Bevölkerung von Lakonien und Messenien thatsächlich einen achäischen Dialect und in der alten Bevölkerung der Landschaften thatsächlich einen Zweig des im Epos gefeierten achäischen Volkes zu erkennen, eine Erkenntniß, die ebenso für die vorhistorische Geschichte Griechenlands wie für die griechische Dialectologie von Bedeutung ist.

Gefiederte Freunde der Land- und Forstwirthschaft.*)

III. Unsere Spechte. Wer im Frühling den schönen deutschen Wald durchschreitet, von wonnigen Gedanken erhoben beim Anblick der wieder erwachenden Natur, dem dringen die lustigen Weisen unserer Singvögel gar sehr zu Herzen. Nicht minder richtet dann der sinnende Beobachter sein Augenmerk auf diejenigen Vögel, welche dem vollstimmigen Waldconcerte gleichsam die Grundlage geben. Da sind unsere wilden Tauben, deren Gutturaltöne sich mit dem Sange und Zwitschern der Kleinvögel so harmonisch vereinigen; da ist Freund Kukuk mit dem neckischen Zauberrufe und der blendend schöne Pirol mit seinem lauten Pfingstliede. Durchdringend tönt vom klaren Aether hernieder der helle Schrei des kreisenden Thurmfalken. Neben allen diesen gefiederten Gesellen verdient aber um diese Zeit, wie auch zu Anfang des Laubfalls in unseren Wäldern, namentlich eine große und artenreiche Vogelgattung recht warme und treue Beobachtung. Die Spechte sind's, die ewig rührigen Arbeiter des Waldes, welche den wichtigen Beruf haben, durch Vertilgung holzfeindlicher Insecten unsere Bäume vor zeitigem Absterben zu schützen. Das weithin vernehmbare Hämmern der Baumspechte und der lachende Lockruf der Grünspechte vollenden im Frühling gewissermaßen das große Waldconcert, während zur Herbstzeit, wo nur noch tageweise wandernde Schaaren von Singvögeln größere Aufführungen zum Besten geben, diese eigenartige Musik Vorrecht erhält. In der Neuzeit sind die Spechte von wissenschaftlicher Seite zwar wiederholt angegriffen und verdammt worden, weil — wie diese Beobachter feststellten — sie ebenso gesunde wie kernfaule Bäume beim Suchen ihrer Nahrung bearbeiteten. Die Mehrzahl der Beobachter nimmt sie aber in Schutz und wohl mit Recht. Ehe ein abfälliges Urtheil gegen gewisse Thiere endgiltig gefällt werden kann, muß auch die Wagschale für den von ihnen angerichteten Schaden erst nach Erlangung nur durchaus sicherer und allgemeiner Nachweise sich gesenkt haben. Alle Fälle, in denen Spechte nachweislich als Baumschädiger auftraten, stehen einzeln da im Vergleich zu dem allgemeinen Nutzen der ganzen Gattung.

Der Specht nimmt in Dichtung, Sage und Volksmund eine bevorzugte Stelle ein; schon deshalb wäre es eine Missethat, ihn zu verdammen, der überall nur einzeln auftritt und in den deutschen Wald so fröhliches Leben bringt! Dem lateinischen Beinamen des Schwarzspechtes, Picus Martius, welcher als Urtypus der Gattung gelten darf, liegt eine altrömische Sage zu Grunde, nach welcher er ein dem Kriegsgott Mars geheiligter Vogel ist. Auf Grund einer anderen Sage wurden diesem Vogel bis in die Zeit des Mittelalters zauberische Kräfte zugeschrieben. Bei den alten Laurentern wird Picus für einen Sohn Saturn's angesehen und tritt als gewaltiger Kriegsmann auf. Dieser Picus war ebenso schön als tapfer, so daß alle Nymphen für ihn erglühten. Er schenkte aber seine Neigung allein der schönen Nymphe Canens (der Singenden), die, wie Orpheus, der ganzen Natur durch ihr holdes Lied Bann anzulegen vermochte. Einst, während sie sang, ritt Picus auf die Jagd in den tiefen Forst. Dort erblickte ihn die Zauberin Circe und suchte ihn, von Liebe entbrannt, zur Untreue zu verleiten. Doch vergebens; er widersteht und stößt die Verführerin zurück. Sie aber murmelt zornig unheimliche Beschwörungsformeln und verwandelt den Jüngling in einen Specht, der nun einsam und voll Wuth die Rinden der Bäume zerhackt. Julius Wolff thut in seiner Waidmannsmär „Der wilde Jäger“ in dem wunderbar lieblichen Liede Waldtraut's dieses Vogels Erwähnung, welcher diesem Waldkinde ein Kraut von Liebe erzeugender Wirkung verschaffen soll:

„Schwarzspecht, mit deinen Gaben
Schaff' mir das Kraut heran
Und zeig' mir auch den Knaben,
Dem ich es schenken kann.“

Aus Prof. Liebe's authentischer Feder folge noch nachstehende schöne Stelle**) über den Nimbus, von welchem das Treiben des größten unserer Spechte umwoben ist: „Noch lebhaft erinnere ich mich an verschiedene Erzählungen, die in meiner Jugendzeit über diesen größten unserer Spechte im Umlauf waren: er war der mit der kleinen Welt der »Holzmännel und Holzweibel« vertraute Geselle, der den Sonntagskindern durch sein Kichern anzeigte, welchen Bekannten demnächst der Tod abholen werde; die Spähne, welche er bei Anlage seiner Baumlöcher heraushieb, brachten besonderes Glück, wenn man sie auf dem Herd verbrannte, und vermochte ihr Rauch sogar den »Drachen« herbeizuziehen; mit »der Kugel geschossen« lieferte er den schneidigen Burschen unter den jungen Forstläufern seinen feuerrothen Kopfschmuck, damit diese ihre Büchse sicher und sich kugelfest machen könnten. Auf welche Weise diese Manipulation ausgeführt wurde, habe ich nie erfahren können. Sicher ist, daß so manche Hohlkrähe*) dem Aberglauben erlag. Sind gegenwärtig auch die Märchen verschollen, welche sich um den prächtigen Waldeinsiedler einst woben, und hat auch jener Aberglaube gegenwärtig wohl keine Jünger mehr unter dem unteren Forstpersonal, so glaubt der Bewohner unserer oberländischen Bergwälder doch heute noch mit Zuversicht an baldiges schweres Regenwetter, wenn des Abends die Hohlkrähe ruft, und gilt sie noch heute für einen etwas unheimlichen Vogel. Der gebildete Forstmann aber freut sich des prächtigen eigenartigen Thieres und lauscht gern seinen den Wald wunderbar belebenden Tönen, mag er seinen langgezogenen pfeifenden Ruf an den Berglehnen weithin ertönen lassen, oder in größerer Nähe durch sicherndes Kichern die Anwesenheit des Grünrocks verrathen. Der Schwarzspecht war auch in früheren Zeiten keine sehr häufige Erscheinung; er beanspruchte auch früher, wo es noch weit mehr alte anbrüchige Bäume in den Wäldern gab, ein verhältnißmäßig großes Revier für sich und seine Familie, und ist darum eben seltener als die anderen Spechtarten. Da seine Stimme sehr durchdringend und darum weithin hörbar ist, fällt seine Vereinzelung nicht sehr auf. Bei einiger Aufmerksamkeit ist es aber leicht, die einzelnen Paare in einem größeren Gau zu bestätigen und ihre ungefähren Wohngebiete auf der Karte zu verzeichnen.“ Viel trägt zur Bestärkung solcher Sagen der scheue Charakter des Schwarzspechtes bei; selten gelingt es dem Beobachter, auf längere Zeit seinem Treiben zuzuschauen. Am Besten ist dies noch im Spätsommer und Frühherbste möglich, wenn man sich in Hochwälder begiebt, welche von Stangenhölzern und Schlagfächern unterbrochen sind. Derartige Districte mit alten überständigen Bäumen besuchen die Schwarzspechte nach beendigter Brutzeit vorzugsweise in Begleitung der Jungen, vielleicht um diesen Gelegenheit zu bieten, auf weitere Strecken sich im Fluge zu üben. Ich gedenke noch mit Wonne eines Spätsommertages, an dem ich auf einer einsamen Gebirgshalde des Lausitzer Gebirges erstmalig mehrere dieser herrlichen Spechte aus größerer Nähe beobachten konnte. Der Schwarzspecht hat ungefähr die Größe der Saatkrähe und ein einförmig schwarzes Gefieder; beim Männchen zeigt die ganze Kopffläche, beim Weibchen nur der Hinterkopf eine brennend carmoisinrothe Färbung. Als Aufenthalt sagen ihm nur große, zusammenhängende Waldungen zu. Für die weitere Umgegend von Leipzig sind bisher das Oberholz bei Liebertwolkwitz, der Treswald bei Machern und der herrliche Stadtwald bei Grimma als Standorte des Schwarzspechtes zu nennen; an letztgenanntem Orte beobachtete ich am 4. Juni v. J. ein Stück. Seine Verbreitung erstreckt sich über den größten Theil Europas und Asiens; im Allgemeinen ist er in den nördlichen Ländern dieser Erdtheile häufiger als im Süden vertreten.

Eine durchweg bekanntere Erscheinung erblicken wir in dem großen Buntspecht (Dendrocopus major), einem Vogel von etwas über Staargröße, welcher von den einheimischen Arten wohl am weitesten verbreitet ist und bei geringeren Ansprüchen an seinen Brutort jedes einigermaßen zusammenhängende Gehölz, sei es aus Laub- oder Nadelbäumen gebildet, dem Flachlande oder Gebirge angehörig, bewohnt. Er führt seinen Namen in der That; schwarz, weiß und ein herrliches Carminroth an Kopf und After kennzeichnen sein Gefieder schon von Weitem. Im Ganzen zeigt sich unser Buntspecht nicht so scheu als der Schwarzspecht beim Nahen des menschlichen Trittes; doch muß er immerhin als ein vorsichtiger und auf sein Wohl bedachter Egoist gelten. Besuchen wir ihn einmal in seinem Heim. Die Sonnenwende ist vorüber und einer jener schönen Tage angebrochen, an denen der Lenz noch mit dem Sommer zu wetteifern scheint in Blüthenpracht und Vogelsang. Wir befinden uns in einem herrlichen Fichtenhochwalde der Berge. Nicht

*) I., II. vergl. Wiss. Beil. d. Leipz. Zeitung, 1900, Nr. 38.
**) Vergl. Ornith. Monatsschr. d. deut. Ver. z. Sch. der Vogelw. 1892. S. 211.

*) Thüringer Volksname des Schwarzspechtes.

das wuchernde Kraut unserer Vaccineen überzieht hier den Waldboden, sondern jahrelang lagernder Nadelabfall schuf eine weiche, elastische Decke, hier und da würzigem Waldgrase Raum zur Bildung von Matten darbietend. Auf einer solchen rasten wir und lauschen dem uns umgebenden Thierleben. Die Morgensonne leuchtet durch das dichte Geäst und spiegelt sich wieder in einem krystallhellen Bächlein; Libellen in stahlblauem Gewande schweben hier und da am Wasser; eine Ricke kehrt mit ihren zwei Sprößlingen von der Morgenäsung heim in das bergende Dickicht und eilt an uns in jähen Sprüngen vorüber. Vor Allem fesselt wieder der Sang aus Hunderten von Vogelkehlen. Der Finkenschlag überwiegt, dazwischen erschallt in Absätzen das feurige Drossellied, unterbrochen von der weichen ernsten Strophe des Rothkehlchens. Nun aber berühren von ungefähr eigenartige Töne unser Ohr. Sie dauern mit kurzer Unterbrechung an und es däucht uns, als müßte ein Kobold durch Bearbeitung der Aeste den lauten, schnurrenden Klang hervorbringen. Bei näherer Beobachtung entdecken wir aber einen Buntspecht, wie er auf einen trockenen Seitenast in schnellem Tempo loshämmert und so der Urheber dieses in der ornithologischen Fachsprache „Trommeln" genannten Geräusches wird. Der große Bunt- und Rothspecht, wie sein populärer Name lautet, ist im Ganzen nicht so selten geworden, wie die anderen Glieder seines Geschlechtes; er verstand es, sich den veränderten Culturverhältnissen der Neuzeit besser anzupassen. Professor Liebe, der unvergleichliche und unvergeßliche Beobachter deutschen Vogellebens, sagt hierüber*): „Er nistet bei uns mit Vorliebe in Fichten, und im Norden des Gebietes, wo es noch gemischte Gehölze giebt, in Aspen, nimmt aber auch innen morsche Apfel-, Birnen-, Roßkastanienbäume, Linden, Weiden, Eichen und Buchen an, die letzteren beiden jedoch selten. Wird ihm sein Wald weggeschlagen, so bezieht er die nächste beste Obstbaumallee, wenn sie nur alt genug ist und anderweitige Baumgruppen in der Nähe hat, oder er läßt sich auch in Obstgärten dicht neben den Gehöften nieder. Einmal habe ich ihn sogar in einer aus Stämmen aufgeblockten, verlassenen und verfallenen Lohmühle nisten sehen. Er wohnt mitten in großen ununterbrochenen Walddistricten und in den Obstgärten solcher Dörfer, die stundenweit von Wald und Gehölz entfernt liegen; er zieht Nadelwald vor, siedelt sich aber auch ohne weiteren Anstand in gemischtem Wald an, worin nur einzelne Fichten oder Kiefern stehen, und er nimmt unter Umständen auch einmal für die Brutzeit mit Laubwald und Obstplantagen vorlieb. So wird der Buntspecht auch fernerhin sich auf gleicher Höhe der Häufigkeit erhalten." In unserer Leipziger Gegend ist dieser Specht ein gewöhnlicher Bewohner der lichten Auwälder und kommt bei einiger Aufmerksamkeit dem Beobachter wohl auf jedem Ausfluge zu Gesicht. Der Nutzen des Buntspechtes im Haushalte der Natur ist ein großer und wurde in neuerer Zeit von einsichtsvollen Forstleuten vielfach in Betracht gezogen. Als Beleg hierfür sei ein Artikel des Hrn. Forstmeisters Loos**) im Auszuge angeführt: „Noch bewunderungswürdiger und bedeutungsvoller ist die Thätigkeit des großen Buntspechtes gewesen. Besonders Beachtenswerthes hat dieses Thier in der Vertilgung der älteren Larven des vieräugigen Borkenkäfers (Polygraphus polygraphus, Lin.) geleistet. Der genannte Specht wurde beim Bearbeiten der mit diesen Larven besetzten Stämme wiederholt beobachtet. Auf dem Spremberger Revier wurden 22 Fichten von 9 bis 30 cm Brusthöhendurchmesser mit Larven des vorgenannten Käfers bald sehr stark, bald weniger stark besetzt vom Specht hauptsächlich während der Monate December, Januar und Februar in verschieden hohem Grade entrindet. Unter den einzelnen Rindentheilchen, welche an den Stämmen zurückgeblieben waren, zeigten sich noch lebende Larven. Diese von der Rinde zum größten Theil entblößten Bäume, welche im Monat März zumeist ihre Nadeln bereits verloren hatten, zum kleinen Theil aber auch noch eine völlig grüne Krone besaßen, befanden sich in kleineren Gruppen — ganz ausnahmsweise einzeln — von 2 bis 8 Stück über das ganze Revier hin vertheilt. Die Vertilgung der Borkenkäferlarven durch den Buntspecht ist also keine radicale gewesen, trotzdem ist sie aber von hohem praktischen Werth. Wichtiger noch als die Larvenvertilgung ist hierbei Folgendes: Wenn man bedenkt, wie leicht bei einer Bestandsrevision ein Dürrling voller Borkenkäferlarven übersehen, wie schwer aber ein mit grüner Krone versehener Stamm dicht mit Borkenkäferlarven besetzt als befallen erkannt wird, so ist es von höchster Bedeutung, daß der große Buntspecht diese Borkenkäferfichten in auffälliger Weise durch das Entrinden gekennzeichnet hat. Hierdurch ist der Forstmann in die Lage versetzt, nicht nur die Vertilgung der an den über Winter gekennzeichneten Bäumen vom Buntspecht zurückgelassenen, älteren Larven rechtzeitig zu bewirken, sondern auch zu rechter Zeit anderweite wirksame Maßregeln gegen das Insect, welches gleichzeitig auch als ganz junge Larve auftritt und in diesem Stadium der Entwickelung vom Specht weniger verfolgt wird, anzuwenden. Die hohe Bedeutung der Arbeit des großen Buntspechtes ergiebt sich aus nachfolgender, auf einigen Untersuchungen basirender Schätzung. Die gesammte Mantelfläche der vorerwähnten 22 Fichten beträgt ca. 90 qm und diese theilweise sehr stark, theilweise weniger stark von Larven besetzte Rinde dürfte Hunderttausende dieser Larven geborgen haben, eine Anzahl, welche in den folgenden Jahren zur furchtbaren Macht hätte anwachsen können, wenn der Specht nicht in großer Deutlichkeit auf die drohende Gefahr hingewiesen hätte, welcher nunmehr entsprechend begegnet werden kann. Ferner ist der große Buntspecht arbeitend an alten Lärchen, welche zahlreich Larven eines Bockkäfers enthalten haben, wiederholt von mir beobachtet worden. Der aus den Larven zu züchtende Käfer wird ein Bestimmen der Art ermöglichen. Der große Buntspecht hat durch theilweises Entrinden der Lärchen behufs Vertilgung der Käferlarven auch in diesem Falle deutlich die befallenen Bäume gekennzeichnet und weist den Forstmann auf die seinen Beständen drohende Gefahr hin, was noch von höherer Bedeutung ist als seine gleichfalls nicht zu unterschätzende, aber doch nicht gründliche Vertilgung der Larvenmassen."

Im Allgemeinen ähneln dem großen Buntspecht hinsichtlich Aussehens und Lebensweise die kleineren Arten, der mittlere und kleine Buntspecht (D. medius et minor), kurzweg Mittel- und Kleinspecht benannt. Beide Arten bevorzugen Laub- und Mischwald; für unsere Leipziger Gegend, welche diese Bedingungen erfüllt, gehören sie zu den gewöhnlichen Brutvögeln. Von fern läßt sich der Mittelspecht von seinem größeren Vetter schwer unterscheiden, dagegen ist sein und des Kleinspechtes Ruf ein anderer, da beide das charakteristische „kik" fünf- bis sechsmal wiederholen, während der große Buntspecht diesen Ruf stets abgebrochen hören läßt. Im Herbst und Winter streichen beide Arten, oft als Anführer der Meisenschaaren, durch Gärten und Haine und kommen alsdann dem Beobachter auf den laubentblößten Bäumen eher einmal deutlich zu Gesicht.

In Körperbau und Lebensweise ähnelt den bisher besprochenen Arten eine andere Gruppe, die Erdspechte, welche den geschlossenen Wald möglichst meiden und Laubhölzer den Coniferen vorziehen. Diese Gruppe ist in Europa durch zwei Arten vertreten, den Grün- und Grauspecht (Picus viridis L. et viridicanus W.). Beide Arten tragen ein lichtgrünes Gefieder mit voller oder partieller carmoisinrother Kopffärbung; durch ihre Größe, ihren oft über freie Strecken gehenden Flug, sowie ihren lauten Lockruf fallen sie mehr auf als die Buntspechte. Wohl überall kommt der Grünspecht vor; denn an Laubholz und Baumanlagen weiteren Umfanges herrscht nirgends Mangel. Die Lieblingsnahrung des Grünspechtes besteht aus Ameisen und mancherlei anderen zu ebener Erde wohnenden Insecten, weshalb seine Thätigkeit mehr als die der Baumspechte sich auf den Erdboden erstreckt. Nach den Berichten unserer ornithologischen Autoritäten stellt er namentlich folgenden Insecten nach: Ameisen und deren Puppen von verschiedenen Arten, z. B. gelbe (Formica rubra), braune (F. fusca), schwarze (F. nigra) und rothe Holzameise (F. rufa), Goldkäfer (Cetonia aurata). Die nähere Beobachtung des Grünspechtes ist bei seiner Scheu nicht jederzeit und nicht allerorten möglich. Dagegen läßt sich sein locales Vorkommen leicht feststellen, da sein lauter Ruf nur zu bald seine Anwesenheit kenntlich macht. Im Allgemeinen bildet lichter Eichenwald seinen liebsten Aufenthalt, mag derselbe in ganzen Beständen oder zerstreuten Gruppen auftreten. Für unsere Leipziger Gegend kann der Grünspecht wohl als häufigster Specht gelten; schon das Rosenthal beherbergt den schönen Vogel in vielen Paaren; ebenso zählen ihn die daran grenzenden städtischen Waldungen und diejenigen der Elsteraue zu den gewöhnlichen Brutvögeln. Weit seltener ist der Grauspecht in Deutschland vertreten; denn er fehlt manchen Landstrichen gänzlich und bevorzugt im Allgemeinen die Laubhölzer ausgedehnter Thäler. In der näheren

*) Vergl. „Die Brutvögel Ostthüringens und ihr Bestand." Gera 1878. S. 61.

**) Vergl. Ornith. Monatsschr. d. Deut. Ver. z. Sch. d. Vogelw. 1893. S. 174 ff.

Umgebung unserer Stadt konnte ich ihn bisher nur als Brutvogel des Leutzscher Holzes mit Sicherheit constatiren. Da die Wirksamkeit beider Grünspechte (Grün- und Grauspecht) für unsere Forstwirthschaft als eine vorwiegend nützliche nachgewiesen ist, so sollte ihnen überall rationelle Schonung zu Theil werden.

C. Krezschmar.

Bücherbesprechungen.

— **Zur Verwendung der Feldhaubitzen im Feld- und Positionskriege.** Für Officiere aller Waffen von **E. v. Hoffbauer**, General der Artillerie z. D. und Chef des Posenschen Feldartillerie-Regiments Nr. 20. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Vorstehende Schrift ergänzt in mancher Beziehung das im Sommer v. J. erschienene Werk des Verfassers „Entwickelung des Massengebrauchs der Feldartillerie und des Schießens in größeren Artillerieverbänden", nachdem die Feldtruppen nunmehr neben der leichten Feldhaubitze (10,5 cm) der Feldartillerie auch die schwere (15 cm) der Fußartillerie führen. Die letztere hatte bekanntlich bereits Gelegenheit, sich im Kriege — bei der Wegnahme der Peitang-Forts am 20. September v. J. — glänzend zu bewähren. Auf die eigentliche technische Seite der Frage geht Verfasser nicht ein, er hält es aber nunmehr an der Zeit, die Frage des Gebrauchs der beiden Gattungen zu erörtern, wobei er vor Allem Bedacht nimmt auf die höheren Truppenführer, welche berufen sind im Kriege sowohl wie bei Uebungen, über die Verwendung der Feldhaubitzen zu entscheiden. Nach einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der Haubitz-Frage seit der Einführung der gezogenen Geschütze bringt die Schrift einen eingehenden Vergleich beider Geschützgattungen in Bezug auf Wirkung, Feuerstellung, Beweglichkeit u. s. w. Der Feldartillerie wird es nicht erspart bleiben, manche Hilfsmittel bei der Bedienung von der Fußartillerie anzunehmen und auszubilden, welche die Eigenart des Geschützes bei der Verwendung gegen schwierige Ziele und aus verdeckten Stellungen erfordert. Capitel II bringt die eigentliche Studie, wie beide Geschützgattungen in Zukunft, sowohl im Bewegungs- wie im Positionskriege, zu verwenden sein werden. Verfasser will durch dieselbe zu weiterem Nachdenken anregen, da er die hier berührte Frage für endgiltig abgeschlossen noch nicht erachtet.

A. B.

— **Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit** von **Carl Barthel**. Zehnte Auflage, neubearbeitet und fortgeführt von **Max Forberg**. Sechste Lieferung. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1900. — Wir haben die früheren Lieferungen dieses verdienstlichen Werkes, welches, wenn auch mit Betonung der religiösen Richtung, doch nicht vom einseitigen Parteistandpunkte aus die literarischen Erzeugnisse unbefangen würdigt, bereits bald nach ihrem Erscheinen besprochen. Die sechste, vorletzte Lieferung behandelt die Volksschriftsteller und Dialektdichter, mit besonderer Vorliebe Fritz Reuter, Klaus Groth und Peter Rosegger, vielleicht etwas zu flüchtig Anzengruber und Ganghofer. Von den epischen Dichtern ist offenbar Julius Wolff, der in einigen neuen Literaturgeschichten, wie derjenigen von Richard M. Meyer, sehr schlecht wegkommt, sein Liebling: er wird eingehender behandelt als Wilhelm Jordan und Robert Hamerling: „Zwei große Talente, die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, mit ihren Leistungen Aufmerksamkeit erzwangen, aber doch nicht die Gnadengabe freudiger Unmittelbarkeit hatten. Sie wirkten absichtlich und gemacht." Darüber sind jedenfalls die Meinungen getheilt. In dieser Lieferung beginnt auch die Besprechung der Modernen mit allgemeinen Bemerkungen, die durchaus treffend sind, und mit näherem Eingehen auf Karl Bleibtreu's „Revolution der Literatur" und die scharfen Urtheile desselben über die bekannten Dichter und Schriftsteller der letzten zwanzig Jahre. Die letzte Lieferung wird nun eine Charakteristik der jüngstdeutschen Autoren bringen.

R. v. G.

— **Dichter und Darsteller.** Herausgegeben von Dr. **Rudolf Lothar**. Sechster Band. **L. N. Tolstoi** von **Eugen Zabel**. 1901. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. — Eugel Zabel ist ein gründlicher Kenner der neuen russischen Literatur; er hat einige Werke derselben unserer Bühne angeeignet und einen interessanten Essay über Turgenjew veröffentlicht. Diesem Essay schließt sich das vorliegende Charakterbild Leo Tolstoi's ebenbürtig an. Klarheit der Darstellung, die sich von aller Ueberschwänglichkeit freihält, eine unbefangene kritische Würdigung sind Vorzüge dieser Schrift. „Zwischen einem literarischen Genie", heißt es in der Vorrede, „und einem wunderlichen Heiligen schwankt die Stellung, die man dem Grafen im Urtheil der großen Masse einräumen möchte. Um so weniger erscheint es überflüssig nachzuweisen, welcher Zusammenhang zwischen dem Leben und Schaffen dieses Autors besteht, wie Beides sich auseinander erklärt und demselben Gesetz der Entwickelung unterworfen ist." Der Lebensgang Tolstoi's selbst wird uns in aller Kürze geschildert. Die Studien in Kasan und St. Petersburg, die Ausschweifungen in jeder Hinsicht, denen er sich in dem russischen Babel hingab, seine Thätigkeit als Officier im Kaukasus und bei der Vertheidigung von Sebastopol, sein Familienleben und seine langjährige Idylle in Jasnaja Poljana — das Alles wird uns in kurzen frappanten Zügen vorgeführt. Was die Jugendzeit des Dichters betrifft, so verweist Zabel auf das interessante, leider unvollendete Werk von Raphael Loewenfeld: Leo Tolstoi. Sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. (Erster Theil, 1892.) Für das Charaktergemälde des Dichters, das von Zabel mit breiteren Strichen ausgeführt ist, giebt er ebenfalls Quellen an, vor Allem die Aufzeichnungen der Frau Anna Seuron, die sechs Jahre lang im Tolstoi'schen Hause gelebt hat. Zabel selbst hat das kleine Werk, zu dessen Abfassung er selbst Frau Seuron veranlaßt hatte, mit einer Einleitung herausgegeben; er rühmt ihm nach, daß darin der wahre Charakter Tolstoi's interessanter beleuchtet würde, als es bis dahin von irgend einer anderen Seite geschehen sei. Die Verehrung des Dichters und Menschen, die Anerkennung seiner originellen Persönlichkeit klingen überall als Grundton durch. Aber Frau Seuron scheut sich auch nicht, die vielen Widersprüche aufzudecken, in die sich Graf Tolstoi nothwendig verwickeln mußte, um am Abend seines Lebens neue Theorien durchzuführen, gegen die in seiner Jugend Niemand mehr verstoßen hatte als gerade er. Die Verfasserin schüttet dabei auch reiches Material kleiner Beobachtungen aus, die bis an die Grenze der Indiscretion gehen. Ein Gegenstück zu dieser Schrift ist diejenige von Sergejenko: Wie Tolstoi lebt und arbeitet. Sergejenko ist ein glühender Bewunderer des russischen Dichters und sieht in seinem Leben und seinen Arbeiten eine festgeschlossene unangreifbare Persönlichkeit. Zabel hat diese Quellen, ihre anekdotischen Angaben, ihre oft treffenden Bemerkungen benutzt und so sein Charakerbild ergänzt, das durchaus nicht einseitig beleuchtet ist, er hat den biographischen Stoff kritisch gesichtet. Tolstoi, der Vegetarianer der strikten Observanz, der es selbst verschmäht, seine Hafergrütze mit Milch zu essen, weil die Milch thierischer Herkunft ist, Tolstoi, der Bauer, der in der Landestracht hinter dem Pfluge hergeht, in seinem Zimmer sich mit mechanischen Arbeiten beschäftigt, der Reformator, der mit apostolischem Eifer für seine neuen sehr zur Askese sich neigenden Theorien auftritt, von Menschen- und Nächstenliebe beseelt, für das Volkswohl, für das Wohl der Menschheit zu wirken sucht, der Moralphilosoph, der nicht blos die sinnliche Liebe, sondern auch die Ehe verurtheilt, weil diese auf ihr beruht — das ist das glaubwürdige Gesammtbild eines originellen Mannes, der aber selbst eingesteht, daß er kein Heiliger sei, daß er dem Gott der Wahrheit dienen wolle, aber beständig strauchle. Ein noch größerer Vorzug der Zabel'schen Schrift ist die verständnißvolle Würdigung der Werke Tolstoi's. Von den ersten kaukasischen Erzählungen, unter denen den „Kosaken" der Preis gebührt, bis zu der letzten vielbesprochenen Erzählung „Auferstehung" werden alle Romane und Novellen Tolstoi's, vor Allem das russische Nationalepos von 1812 „Krieg und Frieden" und der Ehebruchsroman „Anna Karenina" mit seinen St. Petersburger und Moskauer Sittenschilderungen, eingehend analysirt, sodaß der Leser ein vollständiges Bild dieser Werke und damit auch des Dichters gewinnt. Auch die „Kreutzersonate", auf die eine nicht allzugünstige kritische Beleuchtung fällt, eine jedenfalls überschätzte Novelle, wird eingehend besprochen. Ein größerer Abschnitt ist dem Dramatiker Tolstoi gewidmet. Hier hätten wir indeß zur „Macht der Finsterniß" doch einige kritische Glossen gewünscht. Das Werk ist ein beachtenswerthes Culturgemälde, aber die brutale Roheit des milieu und die criminalistisch-sensationelle Handlung stellen es als Dichtung keineswegs auf jenen hohen Standpunkt, den die Jünger der internationalen Moderne für dasselbe in Anspruch nehmen.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 51. Dienstag, den 30. April, Abends. **1901.**

Die älteren kirchlichen Bauten Dresdens.*)

Auf Grund meiner Kenntniß aller bisher erschienenen Hefte dieses großen Sammelwerkes und gestützt auf die sorgfältigste Prüfung dieses 21. Heftes stehe ich nicht an, dasselbe für die bedeutendste Leistung unter allen bisher erschienenen Abtheilungen zu erklären. Nur wenig trägt zu diesem Urtheil der Umstand bei, daß das in Dresden und Leipzig dem Verfasser zufließende Material relativ das reichhaltigste war. Das Hauptverdienst bleibt unzweifelhaft Hrn. Professor Dr. Gurlitt gewahrt, welcher sich mit großer Selbstverleugnung in das hier vorgeschriebene Schema der Auswahl, Gruppirung und Kritik des Stoffes hineingearbeitet hat. Schon in stilistischer Hinsicht versteht Gurlitt Klippen zu umschiffen, an denen sein Vorgänger zu scheitern pflegte; aber auch in der Beurtheilung ist er theils vorsichtiger, theils glücklicher als jener. Das verdient um so mehr Anerkennung, als Gurlitt seiner persönlichen Richtung und Neigung nach der „Urväter Hausrath“ schwerlich sympathisch gegenübersteht. Als Mitarbeiter standen ihm zur Seite: Frhr. v. Zedtwitz für Heraldik, Oberstleutnant v. Mansberg für Inschriften, Regierungsrath Dr. Ermisch für ältere Handschriften und Urkunden, Dr. Erich Hänel für Inventarisation der Kirchhöfe. Diese gegenseitige Ergänzung von Sachverständigen der einzelnen Gebiete verleiht dem Ganzen den Rang eines kunstgeschichtlichen Quellenwerkes. Auch die bildnerische Ausstattung dieses Heftes müssen wir rühmend anerkennen, denn es ist auch nach dieser Seite hin ein bemerkenswerther Fortschritt zu verzeichnen. Hat doch auch der Rath der Stadt Dresden zur Illustrirung der Inventarisation eine namhafte Summe bewilligt. Die dem Text beigegebenen bildnerischen Darstellungen beruhen meist auf eigenen Zeichnungen und Ausmessungen, dann auch auf Plänen, welche in den Dresdener Sammlungen noch vorhanden sind. In erster Linie ist hier zu nennen die während der Bearbeitung dieses Heftes von Gurlitt zusammengebrachte Sammlung für Baukunst in der königl. technischen Hochschule. Auch in der Sammlung des Königs Friedrich August II., im königl. Hauptstaatsarchiv, im königl. Hofmarschallamt, in der königl. öffentlichen Bibliothek, im Rathsmuseum &c. finden sich zahlreiche, auf Dresden bezügliche Pläne und Risse. Hr. Dr. Ermisch hat vieles Neue aus den Acten des Rathsarchivs und des königl. Hauptstaatsarchivs beigebracht. Endlich hat Zeichnungen nach photographischen Aufnahmen Architekt Hans Gerlach, und unter dessen Leitung Photograph Krümmelberger gemacht. Einzelne Zeichnungen rühren her von den Architekten Franz Hartmann und Arthur Fritzsche.

Wenn ich nun dazu übergehe, aus dem fast überreichen, im 21. Heft bewältigten Material Einzelnes auszuwählen, so kann selbstverständlich jede solche Heraushebung sich von dem Mangel nicht frei machen, welcher jeder Subjectivität anhaftet. Es kann sich hier nur darum handeln, einem weiten Leserkreis einige Proben darzubieten. Beginnen wir demnach mit der **Kreuzkirche.**

Die mittelalterliche Kreuzkirche scheint gleichzeitig mit der deutschen Stadt Dresden gegründet zu sein, also mit ihren Anfängen in die Zeit um 1200 zurückzureichen. Die Pfarrkirche aber von Dresden war während des Mittelalters stets die Frauenkirche; und diese erhob sich vor den Mauern der Stadt, während die Kreuzkirche innerhalb des ummauerten Stadttheils lag. Die Frauenkirche gehörte dem älteren wendischen Dorfe an, die Kreuzkirche hingegen der diesem Dorfe angefügten germanischen Ansiedelung, welche den Brückenkopf für die Elbbrücke bildete. Im 13. und 14. Jahrhundert wurde in der Kirche eine Verehrung des Heiligen Kreuzes eingerichtet, wenigstens finden wir die Kreuzverehrung in Dresden seit 1299 urkundlich erwähnt. Sie scheint zusammenzuhängen mit dem sogenannten „Schwarzen Herrgott von Dresden“, d. h. einem Crucifix, welches um 1280 auf der Elbe angeschwommen kam. Nach anderen Quellen soll 1234 ein Stück des Kreuzes Christi in der Kirche bewahrt worden sein. Im königl. Alterthumsmuseum befindet sich ein kleines Broncekreuz, wahrscheinlich ein Wallfahrtskreuzchen, nach Eye zurückzuführen auf ein älteres Vorbild aus dem 11. bis Anfang des 12. Jahrhunderts. Als Merkwürdigkeit des mittelalterlichen Baues führen wir an, daß an der Nordseite des Chors ähnlich wie in Zerbst die Darstellung einer Sau angebracht ist, an deren Zitzen Juden saugen. Ferner war als Stadtwahrzeichen an einem äußeren Pfeiler das sogenannte „Garstige Ding“ angebracht: eine Frau mit hohem Kopfputz, mit der sich ein Hund zu schaffen macht. Das Geld zum Bau der Kirche wurde theilweise auch dadurch zusammengebracht, daß verschiedene Personen in weitem Umkreise „bitten“ gingen. Ein Meister Conrad Swabe ist Werkmeister der Kirche zum heiligen Kreuz gewesen. Am 16. Juli 1497 erhielt er 436 Gulden 16 Groschen 2 Pfennige. (1 Gulden rheinisch war sein Wochenlohn „so er beim Bau ist; wo er aber nicht da ist, so gebe man ihm ½ Gulden“. Also schon damals gab es „Anwesenheitsgelder“.) 1528/29 entstanden die jetzt im Stadtmuseum befindlichen Gemälde, genannt „Die zehn Gebote“. Das erste Gebot ist auf folgende Weise malerisch dargestellt: links befindet sich Gottvater, die Taube und der schmerzensreiche Christus, von drei Männern angebetet; rechts auf einer Säule Merkur mit dem Stabe und der Mondsichel, gleichfalls von drei Männern angebetet. Das dritte Gebot zeigt, wie kirchlich die Männer damals gewesen sein müssen: ein Geistlicher predigt 8 Männern und 2 Frauen. Das 9. Gebot (Du sollst keines Anderen Weib begehren!) wird folgendermaßen illustrirt: In einer Straße bringen 3 junge Männer ein Ständchen; oben sehen aus einem Fenster ein Mann und seine Frau herab! Die dem Lukas Cranach nahestehenden Gemälde zeigen unverkennbar das Bestreben, Lichtwirkungen festzuhalten (besonders im 7. Gebot). Die Formen sind diejenigen der Renaissance. Ungefähr um 1570 entstand ein neuer Hauptaltar an der Stelle eines Marienbildes, welches seit 1517 dort sich befunden hatte. Nach dem Brande von 1760 wurde er in die Annenkirche versetzt. Bemerkenswerth ist das Antependium des Altartisches, ein Relief von 89 cm Höhe und 221 cm Breite. Es stellt das Opfer des Osterlammes dar. 11 Juden mit Stäben in den Händen befinden sich an einem Tisch in lebhafter Bewegung. Diesem Passahmahl entspricht im Mittelfeld darüber ein Relief des Abendmahls von 155 cm Höhe und 225 cm Breite. In einer Architektur sitzt Christus mit den Aposteln; auf dem Tische befindet sich das Lamm, Brod und Kelch, in den Ecken Weinkannen. Die außerordentliche Bewegung unter den Gestalten deutet darauf hin, daß Christus das Wort „Einer unter euch wird mich verrathen“ soeben gesprochen hat. Auffallend ist die Herausarbeitung des Kopf- und Barthaares bei allen diesen Männern. Gurlitt beklagt mit Recht, daß dieses große Werk durch Oelfarbenanstrich beeinträchtigt ist. Er weist hin auf die zierlich durchgebildete Architektur, besonders die feine Behandlung der Säulen, auf das Rankenwerk im Fries, auf die Verwandt-

*) Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Unter Mitwirkung des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins herausgegeben vom königl. sächsischen Ministerium des Innern. 21. Heft. Stadt Dresden. (1. Theil), bearbeitet von Cornelius Gurlitt. Dresden. In Commission bei C. C. Meinhold u. Söhne. 1900.

schaft mit dem Schloßkapellenthor. Die jetzige Aufstellung in der Annenkirche sei sehr ungünstig, weil dort der Altar ganz gegen das Licht stehe. Am 28. Juli 1579 schlug der Oberzeugmeister Paul Buchner vor, vier halbe Schlangen auf dem Kreuzthurm aufzustellen. Diese kamen denn auch in den Raum über der Glockenstube. Man wählte Geschütze, die in Gotha erobert worden waren. Durch diese Geschütze ward der Zweck und die architektonische Haltung des Thurmbaues erläutert: er war ein Theil der Stadtbefestigung und wirkte als solcher auch bei der Belagerung von 1760. Von 1760 bis 1800 fand ein Neubau der Kirche statt, dessen Kosten 462378 Thaler betrugen. Die Plangestaltung zeigte den Einfluß der Frauenkirche und große Verwandtschaft mit der Annenkirche. Das Gewölbe wurde in verputztem Schalwerk gebildet, und so der Grund zur späteren Zerstörung des Baues durch Brand gegeben. 1897 verbrannte auch das Altarbild der Kreuzkirche, welches vom Professor Johann Eleazar Zeisig, genannt Schenau, 1788—92 gemalt worden war. Es stellte die Kreuzigung des Herrn dar. Gurlitt drückt sich sehr milde aus, wenn er sagt: ein stark ausgeprägtes Schönheitsgefühl beherrschte das Bild. Wir würden es akademisch glatt und kalt nennen; die Gestalten waren von einem so weichlich-süßlichen Liebreiz, in der Art des damaligen Classicismus, daß sie wohl ein vortrefflich gestelltes „lebendes Bild“ ergaben, nicht aber ein evangelisches Cultusgemälde.

An zweiter Stelle giebt Gurlitt eine gründliche Baugeschichte der Frauenkirche. Interessant ist aus dem mittelalterlichen Bau derselben eine Statue der heiligen Anna; dieselbe hält ihre Tochter Maria auf dem linken, ihren Enkel Jesus auf dem rechten Arme. Der kleine Jesus macht mit der rechten Hand die übliche Bewegung des Segnens, während die Maria ihm bittend die Hände entgegenstreckt. (Jetzt als Nr. 418 in der Sammlung des königl. Alterthumsvereins zu Dresden.) Hierbei ist der Gipfel der Naivetät, daß die kleine Maria doch schon sehr langes Haar hat. Was nun die neue Frauenkirche anlangt, so wollte deren berühmter Baumeister Georg Bähr († 1738) von vornherein eine Centralanlage schaffen, in welcher Kanzel, Taufstein, Altar und Orgel hintereinander angeordnet werden sollten. Erst nach und nach kam Bähr dahin, den Mittelraum kreisrund zu gestalten (1726). Er hatte damals die Absicht, den Bau der Kuppel in Stein vorzubereiten. Der Chorraum wurde durch eine Brüstung von dem niedriger liegenden Erdgeschoß des Rundsaales getrennt. In der Mitte legte sich die später als Lesepult verwendete Kanzel vor; diese Aufstellung war Bähr's eigenste Erfindung. Der Aufbau des Altars enthält in der Mitte ein großes Hochrelief: Christus in Gethsemane knieend, welchem ein Engel den Kelch darbringt; weiterhin Petrus und Johannes schlafend, im Hintergrunde Judas mit den Häschern eintretend. In dieser Arbeit spricht sich jene Richtung aus, welche damals, von Algardi's malerischen Reliefs ausgehend, ganz Europa beherrschte.

Die Kuppel der Kirche rühmt Gurlitt als ein Werk kluger architektonischer Berechnung. Auf den durch die Arkaden des Mittelraumes gebildeten Kreis legt sich ein Tambour von ansehnlicher Höhe, welcher in einem Gesims seinen Ausdruck erhält. Unter dem Gesims ist ein zweiter Mauerkranz in Form eines Anlaufs gelegt, welcher die Last der Kuppel auf die äußeren Umfassungsmauern strebebogenartig überträgt. Ueber den Pfeilern des Mittelraums stehen mächtige Gurte, welche die Kuppellaterne tragen. Um das Auge der unteren Kuppel ist eine Rundbogenarkade beabsichtigt gewesen, welche Raum für Kirchgänger bieten sollte. Man war gewöhnt, daß der Kirchboden von Leuten besucht wurde, welche durch die Decke hindurch Antheil nahmen am Gottesdienste. Wir haben aus dem Jahre 1722 eine Nachricht, daß der Chor gewölbt und der Kirchboden geschlossen wäre, „wohin sonst stets viel Volks zur Anhörung der Predigt gegangen“ (Goldnes Zeitalter der Kanzelredner!). Den Schluß bildete Schmid's Laterne. Bähr hatte eine solche mit schlankem durchbrochenem Helm gewünscht, wodurch die Kuppel zum Thurm geworden wäre. Schmid hingegen bildete eine kurze Haube, welche nicht in die Gesammtlinie des Baues paßt. Wir erwähnen nun noch einige bemerkenswerthe Grabdenkmäler, welche zum Kirchhof der Frauenkirche gehörten. Noch erhalten sind die Reste eines Denkmals für Melchior Trost (1559), welche sich jetzt im Stadtmuseum befinden. Es sind drei bemalte und vergoldete Karyatiden in Sandstein. Weiblich bekleidete Figuren halten einen Wappenschild vor sich, auf dem Kopfe tragen sie ein ionisches Capitäl. Diese Figuren waren anscheinend vollständig bemalt, das in sorgfältig behandelten Locken herabfließende Haar vergoldet. Die Gewänder liegen in eigenthümlichen Falten an den Körpern, der Ausdruck der Köpfe hat noch viel von jenem der spätgothischen Schnitzwerke. Beachtenswerth ist ferner ein Denkmal des Hans v. Dehn-Rothfelser († 1561), zweifellos das Werk eines deutschen Meisters (jetzt in der Kirche zu Leuben bei Dresden). Ferner ein Denkmal des Günther v. Bünau († 1562). Die Umrahmung war von Holz, das mittlere Relief von Alabaster. Zu beiden Seiten des Gekreuzigten kniet Bünau und dessen Familie; hinter ihm steht der Tod als Gerippe, in den Händen eine Sanduhr und eine Reiterpistole, mit welcher er den Bünau in den Rücken schießt. Neben der Wittwe sieht man einen pfeilschwingenden Teufel, welcher dem offenen Höllenrachen entstiegen sein soll. Ueber dem Gekreuzigten schwebt der triumphirende Christus inmitten eines Engelchors: in der Rechten hält er die Siegesfahne, mit der Linken führt er an langen vergoldeten Ketten Tod, Teufel und Schlange mit sich. Das leider sehr beschädigte Werk gehört hinsichtlich der sorgfältigen Ausführung und hinsichtlich der Auffassung zu den vollendetsten der Renaissance. Ebenso gehört zu ihnen ein Denkmal des Melchior Hauffe († 1572); es steht jetzt in drei Theilen an der Nordwand des alten Annenfriedhofs. Zu nennen ist noch ein Denkmal des Besitzers der Dresdner Papiermühle, Hieronymus Schaffhirt († 1578). Dasselbe ist eine Reliefplatte aus Papiermasse und war früher bemalt: das Werk stellt die Kreuzigung Christi und der Schächer dar, darunter viele Reiter, Kriegsknechte, Priester ꝛc. Erhalten ist auch noch ein Rest aus der ehemaligen Stiftskirche: Elisa, betend vor einem Feuer in einer Landschaft, während Elias im feurigen Wagen gen Himmel fährt. Ferner eine Sandsteinplatte mit einem Relief, die Kreuzigung Christi darstellend, eine der reichsten Compositionen dieser Art in Dresden, ein Werk des Sebastian Walther.

Weiter giebt Gurlitt eine ausführliche Darstellung der Franciscaner- oder Sophienkirche und ihrer Geschichte. Er weist nach, daß der Altar der Busmannkapelle nicht aus der Schloßkapelle, sondern aus der Klosterkirche stammt. Gurlitt nimmt an, daß dieser Altar mit seinem sogen. „Heiligen Grab“ demjenigen zu Schwäbisch Gmünd (um 1410) nahe verwandt sei. Den Leichnam Christi erklärt er für eine der edelsten Schöpfungen deutscher Plastik. Die Brustwunde zeigt auch Spuren von rother Farbe, die Backen waren einst schwarz gefärbt, der ganze Ausdruck ist ein stark realistischer. Im Hintergrunde sieht man drei Frauen mit Salbenbüchsen; der Schmerz derselben ist erkennbar am Herabgehen der Mundwinkel, im Kräuseln der Augenbrauen und an Stirnfalten. Dieses „Heilige Grab“ kam in die Sammlung des Alterthumsvereins und wurde bei dieser Gelegenheit angestrichen. Der Hauptaltar der Sophienkirche wurde 1606 von Nosseni gefertigt und ist ganz aus farbigem Marmor aufgebaut. Bemerkenswerth ist ein darauf befindliches Relief mit dem Abendmahl: der Herr sitzt in einem Säulensaal mit den Aposteln an einem auffallend bunten Tisch. Von den Seiten her bringen Diener (!) Speise und Trank, im Hintergrunde erblickt man Kuppeln und Pyramiden, an der Decke Ampeln. Während die Apostel in lebhaftem Gespräch begriffen sind, neigt sich Johannes vor Christus. Die malerisch gehaltene Perspective legt den Vergleich mit den Arbeiten des Giovanni da Bologna nahe. In der Busmannkapelle ist jetzt das Grabmal des Bildhauers Juan Maria Nosseni († 1620) aufgestellt. Vor einer Flachnische steht ein Christus in der Dornenkrone, 165 cm hoch. Der Gesichtsausdruck ist schmerzvoll, doch ohne Verzerrung. Zur Rechten sieht man die knieende Gestalt des Nosseni; sie ist so meisterhaft behandelt, daß sie wahrscheinlich von diesem selbst herrührt. Auf der andern Seite stehen die drei Frauen des Meisters. Das Denkmal entstand 1616. Auch hier wieder beschreibt Gurlitt eine Reihe von Grabdenkmälern, welche culturgeschichtlich hochinteressant sind. Die ältesten Grabsteine der Kirche reichten bis 1400 zurück. So wird z. B. erwähnt ein Grabstein des 1472 gestorbenen großen Vorkämpfers der Reformation Gregor v. Heimburg. Auf einem Grabmal des Karl v. Osterhausen († 1606) fällt auf, daß der Gekreuzigte sich abhebt von Wolken. Ganz besondere Erwähnung verdient ein Alabasterrelief, welches Christi Grablegung darstellt (jetzt in der nördlichen Sacristei in den Altar eingelassen). Die realistische Auffassung, die Perspective eines Vorder-, Mittel- und Hintergrundes, die leidenschaftliche Bewegung aller Gestalten sind merkwürdig. Außerdem befindet sich auch jetzt im Stadtmuseum ein meisterhaftes Relief von Bronce, welches gleichfalls die Grablegung darstellt. Gurlitt nimmt an, daß diese mit größtem

Formverständniß gebildete Arbeit etwa um 1620 aus der Schule des Nosseni hervorgegangen sei. Weiter ist noch zu nennen ein meisterhaftes Werk, welches den Kampf von Tod und Teufel darstellt (etwa 1620). Anscheinend kämpfen Beide um eine weibliche Figur im Hintergrund; der Teufel ist gebildet mit Bockshörnern, Bart und fetter Brust; er ist auf den Rücken gestürzt, da der Tod ihm ein Bein fortgerissen hat. Der Tod ist als Knochenmann gebildet. Ich gebe anheim, ob wir hier vielleicht ein Bild aus einem „Todtentanz“ vor uns haben, denn es ist nicht recht einzusehen, warum die beiden Freunde Tod und Teufel sich selbst gegenseitig bekämpfen sollten; denkbarer ist es, daß sie gemeinsam Jemanden überfallen. Wohl ein Werk von Sebastian Walther ist ein Relief in Alabaster, welches die Kreuzigung darstellt (jetzt in der Nordsacristei). Nach Gurlitt ist es eine ausgezeichnete Arbeit von vornehmster und sorgfältigster Durchführung und reichster Charakteristik der Gestalten. Ein Denkmal des Andreas v. Schönberg († 1688) zeigt zwischen zwei Bündeln aufrecht stehender Lanzen eine Menge von Kanonen, Panzer, Trommeln, Kugeln, Schild, welche durch Ketten zusammengehalten werden. In der Mitte ein Löwe, darüber eine Siegesgöttin.

Sehr eingehend handelt Gurlitt über die Schloßkapelle, welche in ihrer ganzen Anlage unmittelbar auf diejenige im Schloß zu Torgau zurückgeht. Aehnliche Bauten kommen vor in den Schlössern von Freiberg, Augustusburg, Schmalkalden und Stettin. Berühmt ist in der Kunstgeschichte das Thor dieser Kapelle als eine der herrlichsten Schöpfungen der Renaissance. Gurlitt thut hier u. A. die Aeußerung, daß in der Mitte der Attika ein Hochrelief mit der Auferstehung Christi sich befinde, und sagt von letzterem, daß er dem geöffneten Sarge entsteige. Ich vermag nur einen Engel zu sehen, welcher auf dem Rande des geöffneten Grabes sitzt. Schwerlich hat jemals ein christlicher Künstler den Act der Auferstehung selbst darzustellen gewagt; auch weiß das Neue Testament nichts von einem Sarge. Auch ist es mir fraglich, ob, wie Gurlitt annimmt, in der Mitte der Bogenstellung der eisernen Thür „Christus und die Ehebrecherin“ dargestellt sind, oder nicht vielmehr Magdalena, dem Herrn die Füße salbend. Letztere dürfte doch wohl besser in das Ganze sich einfügen. Der ältere Altar befindet sich jetzt in der Schloßkapelle zu Torgau. Die dargestellten biblischen Scenen sind folgende: Unten das Abendmahl, in der Mitte die Geburt Christi und die Kreuzigung, darüber der Bethlehemitische Kindermord und die Segnung der Kinder. Oben der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese. Ganz oben Gottvater und der vor ihm kniende Christus. Hervorzuheben ist auch der neue Altar aus dem Jahre 1662. Sein Hauptschmuck sind die verschiedenen Marmorarten, unter welchen die vier Säulenschäfte aus einem Block von grünem Marmor gehauen sind, den Herzog Albrecht 1476 aus dem heiligen Lande mitbrachte. Jenem Fürsten war dieser Block als ein Rest des Tempels von Jerusalem geschenkt worden. Mit dem Uebertritt des Kurfürsten Friedrich August I. zur katholischen Kirche verwaiste die Kapelle. Der Gottesdienst für die katholische Hofgemeinde wurde dort noch bis 1737 gehalten, wo der König beschloß, den betreffenden Schloßflügel zu Wohnräumen einzurichten. Der Hofgottesdienst wurde dann in die Sophienkirche verlegt. Die protestantische Hofgeistlichkeit trug mindestens bis in diese Zeit Alba (das weißleinene Meßgewand) und Casula (den über den Kopf gezogenen Chorrock). Erwähnung verdienen noch ein wunderbar schöner Abendmahlskelch aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, eine ausgezeichnete Hostienbüchse, welche als ein Werk des berühmten Nürnberger Meisters Flötner angesehen werden darf, eine Gießkanne aus der Zeit um 1610, eine solche von 1638, eine Taufkanne aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, ein Hausaltar von J. A. Thelot ꝛc.

Aus der Geschichte der Dreikönigskirche würdigt Gurlitt zunächst den mittleren Theil des Altarschreins, welchen er zurückführt auf Hans Eifiländer, den damals am meisten beschäftigten Künstler (16. Jahrhundert). Jetzt befindet sich der Schrein in der Sammlung des Alterthumsvereins. Im Jahre 1514 beginnt ein umfassender Umbau der Kirche, als dessen Leiter Meister Hans der Schwabe genannt wird. Im Gewölbe des Chors sah man die Wappen der Herzöge von Sachsen, Burggrafen von Dohna, weil diese einen Geleitzoll an der Brücke zu erheben hatten. Hervorzuheben ist ein Denkmal, welches der 1677 verstorbenen Frau Dorothea Stubing gesetzt worden ist. Der berühmte Bildhauer Walther hat es aus einem Stück englischen Alabasters gefertigt, welches hundert Thaler gekostet hatte. Die junge Frau ist betend dargestellt, aber in prachtvoller Gewandung und Schmuck, mit hochgebautem Lockenhaar, von welchem nach hinten ein Schleier herabfällt. Am 26. October 1731 befahl der König die Errichtung einer neuen Kirche. Zuvor wurde eine Interimskirche für 3542 Thaler errichtet, etwa 2000 Hörer konnten den Geistlichen auf der Kanzel gleich gut sehen und hören. Am 1. Mai 1732 wurde der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt, deren Pläne von dem berühmten Pöppelmann herrührten. 1734 wurde Bähr der eigentliche Leiter des Baues. Die Kirche ist ein Rechteck von rund 68 zu 30 m. In dieses stellt sich an der Westseite der etwa 12 m im Quadrat messende Thurm. Vor diesem baut sich eine hohe Nische auf, in welcher der Altar steht. Die Centralanlage ist trotz der Längsentwickelung kräftig gewahrt. Im Innern ist der Altar bemerkenswerth: Zwei korinthische Säulen an den Enden, zwei übereck gestellte zu Seiten einer Nische. Darüber ein stark verkröpftes Gesims. Auf den Giebeltheilen und in der Achse sitzen drei Engel, welche ein Spruchband halten; ganz oben befindet sich ein Stern mit riesigen Strahlen. In der Nische sind die klugen und die thörichten Jungfrauen vor Christus dargestellt. Die thörichten machen Geberden der höchsten Verzweiflung. In der Kirche befindet sich ein Gemälde auf Holz in Oel, die Kreuzabnahme darstellend. Dazu gehört auch eine Beweinung Christi. Die aus der Schule des Michel Wohlgemut hervorgegangenen Bilder sind wenig durchgebildet in der Einzelbehandlung.

Die Bartholomäuskapelle stand in der Nähe des jetzigen Freiberger Platzes. Der Bau erfuhr seit 1408 mehrfache Umgestaltungen; in dem Zustande, welchen die Kirche durch den Bau von 1519—20 erhielt, blieb sie im Wesentlichen erhalten bis zu ihrem Abbruch (1839). Wir haben eine Nachricht, daß 1479 Meister Matiß das Bild des heiligen Bartholomäus malte; da er für diese Arbeit nur 12 Groschen erhielt, so wird es wohl eine Statue gewesen sein. Ein Neubau von 1519—20 kostete „14 Schock Groschen“. Von dem in Eichenholz geschnitzten Chorgestühl haben sich vier Sitze erhalten. Im Jahre 1519 wurden dem Tischler Hans Willkomm für ein Gestühl (jetzt im Stadtmuseum) 1 Schock 14 Groschen gezahlt. Erhalten ist auch noch die hölzerne Statue eines auferstandenen Christus, von dessen Kopfe dünne Strahlen ausgehen (jetzt im Alterthumsverein). Im Jahre 1552 wurde das Heilige Grab aus der Bußmannkapelle hierher versetzt, gleichzeitig wohl auch der Altarschrein. Die Kanzel war aus Holz und mit Papier beklebt. Zunächst wurde die ganze Kanzel mit einer Art von Tapete verklebt, welche in Holzschnitt bedruckt in brauner Farbe die Maserung des Holzes nachahmte. Solche Tapeten werden in den gleichzeitigen Acten Papierflasern genannt. Außerdem wurden Holzschnitte auf die Flasern geklebt, und zwar: auf die vordere Seite ein Passionswappen, mit einem beigedruckten Gedicht (von 1569); auf der rechten Seite ein segnender Christus, der (nach Max Lehrs) noch Schongauer'schen Einfluß zeigt; auf der linken Seite ein Calvarienberg, niederländisch, etwa um 1520—30, mit der Unterschrift: Sint dat Lam Gods, toveld der Weoldts Souden ɔphen nemt. Darüber die Bildnisse des Churfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen und Luther's in runden Rahmen. Diese Kanzel sieht Gurlitt als ein Werk des Hans Willkomm an. Dieser „belegte“ auch die Große Stube des Schlosses Annaburg bei Torgau 1573 mit „papiren Flasern“; ebendasselbe that er an den Decken des Schlosses Freudenstein in Freiberg. Gurlitt sah noch vor 20 Jahren in Annaburg in einem Gange des Schlosses solche Tapeten, welche Intarsien im Stile des Peter Flötner nachahmten. (Die Kanzel befindet sich jetzt im Stadtmuseum.) 1663 brachte der Bildschnitzer Georg Lessigk an den Brüstungen der Empore biblische Geschichtsbilder an, welche aber nicht mehr erhalten sind. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Die für die Kosten der Rechtsanwälte geltenden Bestimmungen der königl. sächs. Kostenordnung vom 22. Juni 1900 einschl. der ihr einverleibten Vorschriften der Gebührenordnung für Rechtsanwälte, übersichtlich zusammengestellt von Dr. William Altschul, Rechtsanwalt. Dresden, C. Weiske's Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft (Gg. Schmidt). 1901. (11 S.) — Das Schriftchen stellt reichs-

und landesgesetzliche Bestimmungen zusammen, wie sie etwa eine Uebersicht geben können, und will durch den Abdruck der angezogenen reichsgesetzlichen Vorschriften eine besondere Einsicht anderer Bücher ersparen. Irgendwelche Erläuterungen sind nicht beigegeben. K—d.

— **Das böhmische Bergrecht des Mittelalters auf Grundlage des Bergrechts von Iglau.** Von Prof. Dr. Adolf Zycha. Berlin, Franz Vahlen. 2 Bde. 20 ℳ. — Das mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien herausgegebene Werk behandelt im ersten Bande eingehend die Geschichte des Iglauer Bergrechts und die böhmische Bergwerksverfassung im Mittelalter, während der zweite Band eine Sammlung der Iglauer Bergrechtsquellen enthält. Das Bergrecht von Iglau hat zweifellos nicht blos für das deutsche Bergrecht, sondern für die Entwickelung des Bergrechts der gesammten Culturwelt eine hervorragende Bedeutung und es wird daher eine grundlegende Behandlung dieser Materie von vornherein auf ein besonderes Interesse rechnen können. Ganz besonderes Interesse hat aber von jeher die Frage nach dem Zusammenhange des Iglauer mit dem Freiberger Bergrecht beansprucht. Die neuere Literatur hat, wie Zycha selbst anführt, allseits das Freiberger Recht als das Stammrecht angesehen und angenommen, daß erst Freiberger Bergleute ihr heimisches Recht nach Iglau verpflanzt haben. Zycha versucht den Nachweis zu führen, daß das Freiberger Recht zum Stammrecht zu stempeln nicht blos eine unbewiesene Vermuthung, sondern auch unwahrscheinlich ist, und daß man über das Verhältniß von Freiberg zu Iglau nicht mehr behaupten kann, als daß der Ausbau beider Bergrechte auf der nämlichen, aus den Alpenländern stammenden Grundlage erfolgt ist. Zycha selbst ist geneigt, das dem bisher allgemein angenommenen entgegengesetzte Verhältniß, d. h. die Abstammung des Freiberger von dem Iglauer Bergrecht für das Wahrscheinlichere zu halten. Inwieweit diese Ansichten Zycha's die Zustimmung der Fachleute finden werden, muß abgewartet werden, jedenfalls sind sie nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Was den zweiten Band betrifft, der das Urkundenmaterial enthält, so bietet er zwar zum größten Theile nur Reinigung und formelle Bearbeitung des bereits in Druck vorhandenen und nur zum kleineren Theile Veröffentlichung neuen Materials, da aber selbst das erstere nur mangelhaft oder schwer zugänglich ist, so wird gerade der zweite Band Vielen sehr willkommen sein. Druck und sonstige Ausstattung des Werkes sind vorzüglich. Die übermäßig häufige Anwendung gänzlich unnöthiger Fremdwörter möchte ich jedoch nicht ungerügt lassen. Sätze wie: „Die bereits vorhandenen Editionen, welche den größten Theil des publicirten Materials umfassen", oder „Der bekanntlich höchst stationäre Charakter der Berggewohnheiten", „Die Eximierung von der Provinzialjurisdiction" ꝛc. sind zum Mindesten unschön und bei dem heute doch wohl allgemein geschärfteren Gefühl für Sprachreinheit sehr störend. St.

— **Aus der fortificatorischen Vergangenheit von Paris.** Für Officiere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Mit 4 Tafeln in Steindruck. Berlin 1901. Richard Schröder. — Vorliegende Studie giebt eine recht lebendige Schilderung des Werdens und Wachsens von Paris und seiner damit im innigen Zusammenhang stehenden Befestigungen. Von altersher ließen sich die jeweiligen Machthaber die Pflege derselben sehr angelegen sein. Erst von Mitte des 17. Jahrhunderts ab, als Frankreich dem Gipfel seiner Macht zustrebte, begann man die Stadt zu entfestigen. In den Jahren 1814 und 1815 mußte Frankreich diese Entfestigung seiner Hauptstadt schwer büßen. Seitdem beschäftigt man sich von Neuem mit dem Gedanken, Paris zu befestigen, und vornehmlich auf Betreiben von Thiers entstand im Anfang der 40er Jahre die großartige Festung Paris, welche im Kriege 1870/71 die deutschen Heere 5½ Monate vor ihren Mauern festhielt. Welche Kritik man auch an der damaligen Belagerung von Paris ausüben mag, thatsächlich sind die hier gemachten Erfahrungen grundlegend gewesen für die jetzigen Anschauungen, wie eine große moderne Festung anzugreifen oder zu vertheidigen sei. Nach dem Kriege wollte man Befestigungen schaffen, welche in Zukunft eine Einschließung sowohl, wie ein Bombardement unmöglich machen sollten. So entstand der gewaltige Waffenplatz, dessen weit hinausgeschobene Forts einen Umfang von 130 Kilometern erreichen und einen Flächenraum von ca. 20 Quadratmeilen umschließen. Die Ansichten, ob es überhaupt je nothwendig werden wird, diese Riesenfestung zu belagern, und wie dann hierbei zu verfahren sei, sind nach wie vor getheilt. Bereits vor längeren Jahren hatte Referent Gelegenheit, eine Studie über diesen Gegenstand vor einem competenten Kreise zum Vortrag zu bringen. Die damals geäußerten Ansichten decken sich auch jetzt noch mit denen der vorliegenden Schrift: Eine Belagerung von Paris kann recht wohl nothwendig werden, um endgiltig den Frieden zu erzwingen; eine vollständige Einschließung erscheint unausführbar; durch Detachements kann man aber die Lebensadern auf allen Seiten recht fühlbar unterbinden; durch einen überlegenen Artillerieangriff wird man gleichzeitig in den Fortsgürtel eine Lücke zu reißen und so dem Kern sich zu nähern suchen. A. B.

— **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** 14. Auflage. Neue revidirte Jubiläums-Ausgabe. 1. Band. A—Athelm. Mit 71 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 25 Karten und Plänen und 104 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden 12 ℳ. — Die 14. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon erschien in den Jahren 1895—96 als Jubiläums-Ausgabe, die einzelnen Bände in Zwischenräumen von etwa 2 Monaten, wie das bei dem Erscheinen derartiger encyklopädischer Werke üblich ist. Diese allmälige Herausgabe der einzelnen Bände hat, worauf ich schon wiederholt hingewiesen, nur den einen großen Nachtheil, daß die ersten Bände zum guten Theil beim Herauskommen der letzten bereits veraltet sind. Diesem Uebelstande versuchte der Brockhaus'sche Verlag dann dadurch gründlich abzuhelfen, daß er zu Weihnachten 1898 auf einmal sämmtliche 17 Bände der 14. Auflage gemeinsam in einer revidirten Jubiläums-Ausgabe auf den Büchermarkt warf. So freudig ich damals diesen Plan im Princip begrüßte, konnte ich es doch nicht unterlassen, auch auf die Schattenseite seiner Ausführung hinzuweisen, und mußte betonen, daß zur befriedigenden Bewältigung einer solchen Riesenaufgabe die Heranziehung einer noch viel größeren Mitarbeiter- und Setzerschaar nöthig sein würde, als der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung zur Verfügung stand und irgend einer Verlagsbuchhandlung wohl je zur Verfügung stehen wird; und das Unternehmen beschäftigt schon jetzt nicht weniger als 499 Fachmitarbeiter! Wie berechtigt meine Bedenken und Zweifel betreffs der Möglichkeit, diese Riesenaufgabe so zu bewältigen, wie es dem Herausgeber selber wünschenswerth sein mußte, gewesen sind, beweist am besten die Thatsache, daß der Brockhaus'sche Verlag bis auf Weiteres auf eine etwaige Wiederholung des an sich ja dankenswerthen Experimentes verzichtet und die jetzige neue revidirte Jubiläums-Ausgabe der 14. Auflage wieder bandweise nach und nach erscheinen läßt, derart, daß der zweite Band am 15. Mai herauskommt und die weiteren 15 Bände in zweimonatigen Zwischenräumen nachfolgen und zuletzt noch ein Supplementband mit allen nöthigen Ergänzungen und Zusätzen herausgegeben wird. Der Herausgeber ist also in dieser Beziehung zu seinem alten System zurückgekehrt, und unter den nun einmal bestehenden Verhältnissen mit Recht. Wir werden uns daher auch weiterhin mit der Thatsache abfinden müssen, daß beim Erscheinen des 17. Bandes der 1. Band schon erheblich veraltet ist, welchem Uebelstande indeß der Supplementband bestmöglichst abhelfen wird. Die vielgerühmten Vorzüge von Brockhaus' Conversations-Lexikon, die denkbar größte Zuverlässigkeit und Allgemeinverständlichkeit, die planmäßige Bearbeitung und Raumvertheilung, die staunenswerthe Reichhaltigkeit und ernste Wissenschaftlichkeit, der klare große Druck des Textes und die ebenso große Reichhaltigkeit, geschickte Anordnung und musterhafte Ausführung der Abbildungen finden sich auch in dem 1. Bande der neuen revidirten Jubiläums-Ausgabe vor, aus dem alles Veraltete ausgeschieden und durch Neues ersetzt worden ist, sodaß auch dieser Band wiederum auf der Höhe der Zeit steht und hohes Lob verdient. Was die Abbildungen betrifft, so gebührt namentlich den verschiedenen Chromotafeln, wie afrikanische, amerikanische und asiatische Völkertypen, altägyptische Malerei, alexandrinische und altchristliche Kunst, Alpenpflanzen und Aphrodite von Melos, rückhaltlose Anerkennung. Auch der Einband hat ein von dem früheren abweichendes, sehr ansprechendes Gewand erhalten, das den stattlichen 1. Band des Conversations-Lexikons gut kleidet, mattgrüne Leinwand, mit schwarzem dauerhaftem Lederrücken, und so kann ich, wenn von dem einen Bande auf das Ganze geschlossen werden darf, Brockhaus' Conversations-Lexikon auch in dieser seiner neuesten Ausgabe aufs Wärmste den weitesten Kreisen empfehlen.

Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 52. Donnerstag, den 2. Mai, Abends. 1901.

Die älteren kirchlichen Bauten Dresdens.

(Schluß.)

Die Jakobskirche und das Jakobshospital. Herzog Georg begann 1536 den Bau des Spitals auf seine Kosten und übergab diesem die Einkünfte des Cölestinerklosters auf dem Königstein, welches infolge der Luther'schen Lehre verlassen worden war. Dort hatte sich ein Hospital für die Sankt Jakob besuchenden Pilger befunden, welches nunmehr dem Heiligen geweiht wurde. In der Kirche befanden sich drei Holzschnitzfiguren: eine Anna Selbdritt, Johannes der Täufer und Jakobus der Aeltere. Diese drei Statuen sind jetzt mit weißer Oelfarbe überstrichen und dadurch entwerthet. (Königl. Alterthumsverein.) Nach Gurlitt gehörten sie aber zu den edelsten Erzeugnissen der Dresdner Spätgothik; der Ausdruck, besonders des Jakobus, stehe demjenigen der Freiberger Werke nahe. Das Spital und die Kirche wurden 1857 abgebrochen.

Die Annenkirche empfing 1578 ihren Namen von derjenigen Churfürstin, welche unter dem Namen „Mutter Anna" bekannt ist. 1769 wurde der Neubau der Kirche eingeweiht. Ueber den Thoren sind geschweifte Verdachungen angebracht, deren eine (an der Südwestseite) das Stadtwappen, deren andere (an der Südost- und Nordwestseite) zwei Reliefs in einer Kartusche enthalten: „die christliche Lehre" und „den christlichen Glauben" darstellend. Als christliche Lehre erscheint hier ein Weib, welches mit der rechten Hand in ein offenes Buch weist, worin steht: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang". Die linke Hand zeigt auf eine Sonne, in deren Strahlen ein Kind seine Kerze ansteckt. „Der christliche Glaube" wird gleichfalls durch ein Weib symbolisirt, welches sitzend das Kreuz im Arme hält und mit der Rechten auf ein offenes Buch zeigt, worin Römer 10, 7 zu lesen ist: (Der Glaube kommt aus der Predigt). An die verputzte Decke malte der Theatermaler Johann Benjamin Müller, der letzte Vertreter der Barockkunst in Sachsen, eine Verklärung Christi, welche jetzt dringend der Wiederherstellung bedarf. Die Kirche faßt bis zu 4000 Menschen, wovon etwa 240 Personen auf den „Himmel" entfallen, d. h. das vierte Emporgeschoß. Die Kirche leidet sehr unter der Zerrissenheit des Lichtes. Aus dem Altargeräth derselben ist hervorzuheben eine Kanne, deren Deckel eine Münze enthält. Darauf steht ein Kelch, aus dem ein Lorbeerzweig hervorwächst. Auf dem Deckel sind auch die drei Nägel Christi eingravirt. Auf der Bodenfläche findet sich ein allegorisches Wappen mit dem Herzen und den stigmatisirten Körpertheilen Christi, die Marterwerkzeuge und das Kreuz. Auch der Annenfriedhof liefert mit seinen Grabdenkmälern einen Beitrag zur Culturgeschichte. So enthält z. B. das Grabmal eines Unbekannten aus dem Jahre 1740 eine große Reliefplatte, welche mit einer aus Schädeln, Schlangen, Blumen ꝛc. gebildeten Guirlande umgeben ist. Im Relief selbst erhebt sich ein Gerippe aus einem mit Bibelsprüchen versehenen Sarge und reicht ein gespaltenes, geflügeltes Herz nach links oben, wo zwei Hände sich aus Wolken herunterstrecken. Zu den merkwürdigsten Gebilden aber zählt das Grabmal einer Unbekannten (von 1770). Eine weibliche geflügelte (!) Gestalt ist nur mit Hemd, Leibchen (!!) und einem großen Tuch bekleidet, und legt die rechte Hand auf eine große Kartusche. Oben erscheint das Zeichen der Dreieinigkeit in einer Strahlenglorie. Ein anderes Grabmal zeigt einen Felsunterbau und einen Obelisken mit zwei Kartuschen. Darunter zwei verbundene Herzen, über welche zwei Hände eine Krone halten. Ferner aus dem Jahre 1793: Auf einem Felsunterbau ein großer Baumstamm, Eiche mit Astenden und Knorren, daran drei mit Laub gezierte Medaillons hängen. Aus dem Jahre 1797: Eine von Pilastern eingefaßte, mit Rosetten gezierte Platte, darauf eine bekränzte Urne mit kleinem Medaillon. Neben dieser sitzt eine trauernde weibliche Gestalt, deren rechtes Bein vorn herunterhängt. Sie zieht mit der Rechten das Kopftuch vor und drückt mit der Linken ein Tuch vor die Augen. Aus dem Jahre 1810: Ein Jüngling weist zwei rechts stehende, mit Schleiern versehene Frauen auf eine hinten aufgehende Sonne (Relief). 1571 wurde ein neuer Friedhof vor dem Pirnaischen Thor angelegt und 1575 eine Kirche auf ihm eingeweiht. Zu ihr gehörte ein Denkmal des Bildhauers Melchior Barthel († 1672), welches sich jetzt in dem Hofe des Hauses Johannisstraße Nr. 12 befindet. Gurlitt bezeichnet es als hervorragend wichtig für die Geschichte der Bildnerei in Dresden, er wünscht deshalb dringend die Ueberführung desselben in ein Museum. Hervorzuheben ist noch ein Denkmal des berühmten Baumeisters Georg Bähr († 1738): ein korinthisches Capitäl und andere architektonische Glieder liegen zu Füßen einer weiblichen Figur, welche auf einem gegliederten Sockel sitzt. Die Grabschrift befindet sich auf einer großen Kartusche; die letzte Strophe der ersteren lautet: „Nehmt, Liebste, Gott zum Mann (!) und Vater an, in dessen Treu Niemand verderben kann." Interessant ist das Denkmal eines gewissen Voigt († 1793) vom Eliaskirchhof in classicistischen Formen. Auf dem Unterbau liegen vorn Buch, Feder und Tintenfaß. Links erblickt man die sitzende Gestalt des Mercur, rechts den Saturn mit goldenen Flügeln, Sense und Schädel. Beide halten große Tafeln mit Inschriften. Mehrere vorzüglich erfundene und ausgeführte Gitter in Schmiedearbeit (von 1726 ꝛc.) hebt Gurlitt auch hervor. Ein ganz merkwürdiges Denkmal ist das der Gattin des Bildhauers Kirchner († 1732): Die nackte Gestalt des Saturn erhebt in der Rechten eine geflügelte Sanduhr und blickt zu ihr auf; im linken Arm hält er ein Medaillon mit dem lebendig behandelten Porträtrelief eines vornehmen Herrn. Zwischen seinen Beinen liegt ein Putto, welcher nach oben zeigt, vor ihm Bildhauerwerkzeug, hinter ihm am Boden die Büste eines bärtigen, bereits halbverwesten Greises!! Das Grabdenkmal eines Christian Walther († 1745) erzählt von einem für damalige Zeiten ganz merkwürdigen Lebenslauf. Der am 20. December 1707 zu Soldin (in der Neumark) geborene Chr. W. studirte in Schönfließ, Königsberg, Halle und Stargard, wurde dann Missionar in Ostindien, lebte als Pastor an der deutschen Kirche in Christianshafen und starb zu Dresden am 29. April 1745.

Die katholische Hofkirche. Im ersten Obergeschoß des Nordflügels des churfürstlichen Schlosses (zwischen dem Georgenschloß und dem Thurm) wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine bescheidene Kapelle eingerichtet, und zwar in dem Raume östlich von dem jetzigen Uebergang zur Hofkirche. Dieser Raum blieb Kapelle bis nach 1873. Die erste katholische Hof- und Pfarrkirche wurde eingerichtet in dem hinter dem Schloß gelegenen früheren Komödienhaus. Seitdem 1696/97 ein neues Opernhaus errichtet worden war, stand dieses Haus leer; seit 1707 aber wurde es für seinen neuen Zweck umgebaut und am 5. April 1708 als Kirche geweiht. Mit der Fertigstellung der neuen katholischen Hofkirche wurde der Bau 1751 wieder verlassen. Aus jener älteren Kirche ist zu erwähnen eine 1712 von Balthaser Permoser in Holz geschnitzte Kanzel; die Brüstung derselben ist noch jetzt in der katholischen Hofkirche befindlich, der Schalldeckel ist als Königskrone gebildet. Nach Ermisch blieb 1712 das Werk noch unvollendet; das gerade nicht sehr geschmackvolle Werk wurde „dem katholischen königlichen Bildhauer" mit hundert Thalern bezahlt. Am 18. September 1738 wurden Mittel zum Bau der jetzigen Kirche angewiesen,

und als Leiter des Baues Gaetano Chiaveri bestellt. Die Ausführung des reichen plastischen Schmuckes wurde dem Bildhauer Matielli übertragen, welcher die Capitäle und Ornamente nach Chiaveri's Zeichnungen modellirte. Die etwa 50 cm hohen Modelle in gebranntem Thon hat man beim Grundgraben des Semper'schen Hoftheaters gefunden. Anfang 1749 verließ Chiaveri endgiltig Dresden; doch wurden seine Pläne in allen wesentlichen Stücken von seinen Nachfolgern festgehalten. Am 29. Juni (3. Juli?) erfolgte die Einweihung, obgleich der Chor noch unvollendet war, am 30. Juli die Einweihung der Seitenaltäre. Die Gesammtkosten wurden bis Ende 1754 mit 825 362 Thalern berechnet. Die äußere Gestaltung der Kirche wird beherrscht von dem hoch emporragenden Thurm und dem über dem Hauptschiff sich erhebenden Obergeschoß. Die um das Hauptschiff sich legenden Räume (die Seitenschiffe, die Kapellen und die Sacristei) sind in einem niederen Geschoß äußerlich zusammengefaßt. Jedes Geschoß ist durch eine bestimmte Säulenordnung charakterisirt und bekrönt von einer Balustrade, sowie Reihen von Bildsäulen. Die Stellung der Kirche zum Schloß war bedingt durch die Festungswerke. Man mußte vollständig auf die Orientirung (Richtung nach Osten) verzichten und den Hauptaltar nach Südwesten legen. Der Thurm und die Eingänge liegen an der östlichen Schmalseite. Der Bau ist ein längliches Rechteck, das an den Ecken abgeschrägt ist und an den Schmalseiten durch eine doppelt geschwungene Linie begrenzt wird. Das untere Geschoß wurde durch eine Composita-Ordnung gegliedert. Zur Steigerung der Wirkung sind die Pilaster vielfach vor Paare von halben Pilastern gelegt. In den Intercolumnien der Langseiten finden sich in zwei Geschossen Fenster. Eigenthümlich in beiden ist die Linienführung. Die Fenster sind im Palladio-System über zwei Paaren von Säulen geordnet. Im Thurm treten an Stelle der Pilaster Halbsäulen. Der ganze Bau ist in Sandstein ausgeführt: der untere Theil in weißem, der obere in gelbem. Die Bearbeitung, besonders in den größeren Flächen, ist derb, das Ornament spärlich, die Stilbehandlung ist die römische Architektur aus der Zeit des Carlo Fontana. Auf die Plangestaltung hatte die Kapelle von Versailles Einfluß. Der Thurm geht in seiner Formgebung auf St. Agnese in Piazza Navone in Rom zurück. Im Grundriß oval, entwickelt er sich nach oben derartig, daß der Grundriß des obersten Theiles kreisrund wird. Dem von Bernini in seinen Thürmen von St. Peter gegebenen Beispiele folgend, ist der Bau in Säulenordnungen aufgelöst. Hier erheben sich drei solche über dem Untergeschoß. Im zweiten Geschoß umstehen zehn Säulen den ovalen Kernbau, im dritten sind es acht Säulen. Der Statuenschmuck des Thurmes vertritt den einheitlichen Gedanken: hier stehen die Evangelisten, die Apostel und die Cardinaltugenden. Die Statuen der ganzen Kirche bilden einen förmlichen Wald, dessen Reichthum aufzuzählen wir uns versagen müssen. Gurlitt hat hier die ungeheuere Arbeit einer sorgfältigen Beschreibung geleistet. Den Kern des Baues bildet ein länglicher, an den Schmalseiten im Halbkreis abgerundeter Saal von 18 : 52 m Länge und 52 m Höhe. Diesen umgiebt ein Umgang von 3 m lichter Breite. Nur die Säulen und Postamente neben dem Hauptaltar sind in Stuckmarmor ausgeführt. Die übrigen Bautheile und Flächen sind weiß, das Gewölbe ist unbemalt. Ueberhaupt erinnert das Innere an die Weißheit und Nüchternheit des classicistischen Stiles; die im Innern äußerst spärliche Malerei entspricht nicht der architektonischen und plastischen Bedeutung des ganzen Gebäudes. Einigermaßen entschädigen die Seitenaltäre mit ihrem Farbenschmuck; streng genommen aber müßte das Hauptschiff darüber hinaus eine Steigerung entfalten. Von dem berühmten Altarbild erzählt Gurlitt, daß es von Rafael Mengs seit 1752 in Rom gemalt, dann von ihm mit nach Madrid genommen wurde und über Cadix und Hamburg 1765 nach Dresden kam; Gurlitt führt aus einer Beurtheilung dieses Gemäldes (von Casanova?) folgende Stelle an: „Man sieht die Geschwindigkeit, mit welcher der Flug des Gewandes sich in den Lüften bewegt, welches zur Erde niederfällt, woraus der Beschauer erkennt, daß es schwerer ist, als der Leib des Erlösers.“ Hat Gurlitt diese Stelle abdrucken lassen, um zu beweisen, daß der Stil und die ästhetische Urtheilsfähigkeit des Verfassers auf gleich niedriger Stufe stehen? Abgesehen davon, daß das Gewand auf diesem Bilde nicht herunterfällt, hätten wir sicher ein Zeugniß aus der Zeit der Apostel, wenn dieser Vorgang sich wirklich so zugetragen hätte. Dagegen schließe ich mich dem Urtheile Gurlitt's über die Kanzel vollständig an: „Der Aufbau ist schwer verständlich, die Formen sehr verwirrt.“ Das Orgelwerk wurde von dem berühmten Silbermann für 20000 Thaler ausgeführt. Die Beschreibung der einzelnen Seitenkapellen würde mich hier zu weit führen. Erwähnen muß ich aber die Statue Johannes des Täufers in der Taufkapelle, weil sie mit außerordentlichem Geschick aus weißem Marmor herausgehauen ist. Sie soll eine Arbeit des Johann Lorenz Bernini sein († 1680). Die Ausführung mag dafür sprechen; ob aber Bernini selbst den Johannes redend mit weit geöffnetem Munde und an den Fingern Gründe abzählend modellirt hat, erscheint mir denn doch zweifelhaft. Vielleicht liegt hier eine ähnliche „Umtaufung“ vor, wie bei der heiligen Magdalena (Nordwestschiff), welche von Franz Baratta, dem Schüler Bernini's, herrührt. Diese ist ursprünglich gedacht als eine Lucretia, welche den Dolch in derselben rechten Hand zückte, in welcher sie jetzt ein Kreuz trägt. In der Gruft befindet sich eine überlebensgroße Statue in geflecktem braunrothem Marmor: Christus am Schandpfahl. Es mag ja sein, vom rein künstlerisch-technischen Standpunkte aus, daß „das Werk ein hervorragendes Erzeugniß (wohl des Balthasar Permoser von 1721) ist, von außerordentlicher Feinheit in der Beobachtung der Muskulatur und kraftvollem Barockempfinden“ (sic!). Aber höher als dieser Gesichtspunkt steht denn doch der ästhetisch-religiöse. Die Malerei mag immerhin innerhalb einer belebten Scene und einer ganzen Scenenfolge dieses Motiv darstellen; die Plastik aber hat weder eine Veranlassung noch ein Recht, den Erlöser in dieser Lage als Einzelfigur darzustellen. Man gönne doch den Todten da unten eine ungestörte Ruhe, und bringe diese Statue in einem Museum unter, falls sie — das Licht des Tages verträgt. Außerordentlich reich ist das Altargeräth der katholischen Hofkirche. Gurlitt bezeichnet ein Crucifix in schwarzem Holz mit Silberbeschlag als eine meisterhafte Barockarbeit. Am Sockel befindet sich der Todtenkopf in Silber und ein getriebenes silbernes Relief mit der Anbetung der Schlange (soll wohl heißen: „Erhöhung der Schlange“). Auf dem Kreuzesstamm befinden sich getriebene Blumen mit gelben Edelsteinen, die Kreuzarme tragen reichen Silberbelag, Christus einen vergoldeten Schurz. (Um 1700.) Ein mit höchster Meisterschaft ausgeführter Kelch ist ein Werk des berühmten Augsburger Goldschmieds Christian Drentwett († 1737); die Treibarbeit aber rührt wahrscheinlich her von dem Goldschmied J. A. Thelot († 1734). Durch bloße Beschreibung läßt sich kein Bild von einer derartigen Arbeit geben; doch wollen wir anführen, daß dieser Kelch 304 mm hoch ist, der Fuß 203 mm. Auf dem Fußrande erblickt man Engelsköpfe, auf der bauchigen Ausschweifung des Fußes 3 meisterhaft feine Reliefs. Von derselben reichen Arbeit und von erstaunlich mannigfaltiger Bildung sind noch 3 andere Meßkelche, ein Teller, 2 Kännchen, eine prunkvolle Monstranz, 6 prachtvolle silberne Candelaber (à 8000 Thaler), ein Crucifix, dessen Sockel allein 3½ Centner wiegen und 294 Pfund Silber enthalten soll. Crucifix und Leuchter zusammen sollen 84000 Thaler gekostet haben. Zu diesen heiligen Gefäßen gehört noch ein Pacificale, welches in der Mitte einen Glasbehälter aufweist; in demselben befindet sich ein Krystallkreuz mit einem Splitter des heiligen Kreuzes. Unter den Denkmälern des katholischen Friedhofes ist hervorzuheben das des berühmten Bildhauers Balthasar Permoser. Es ist das eine aus mächtigen Sandsteinblöcken herausgehauene Sandsteingruppe, an welcher auffällt, daß über das Haupt des Erlösers ein faltiges Tuch herniederfällt, und daß der zum Herrn emporblickende Johannes ein Buch hält. Die Grabinschrift ist ihrem poetischen Werthe nach nicht Wasser, sondern Spülicht.

Die Friedrichstädter Kirche. Die Friedrichstadt wurde 1724 als besondere Gemeinde von derjenigen der Annenkirche abgezweigt; 1730 wurde die Kirche der neuen Gemeinde eingeweiht, deren Entwurf wahrscheinlich von M. D. Pöppelmann stammt. Wenigstens zeigt der Grundriß sehr viel Verwandtschaft mit dem von Pöppelmann für die Dreikönigskirche gelieferten. Das Aeußere läßt die vorsichtige Beschränkung als auffallend erscheinen, welche sich der Meister des Zwinger beim Bau einer Landkirche auferlegt hat. Der Taufstein dieser Kirche ist so edel entworfen, daß seine Formen wahrscheinlich auch dem genialen Pöppelmann zuzuschreiben sind. Der Altar stammt wohl aus der Annenkirche und weiter zurück aus der Frauenkirche. Aus der modernen Umgestaltung des Altars von 1882 stammt das Gemälde, welches die früher hier stehende Kanzlei ersetzt hat. Das Oelgemälde auf Leinwand zeigt Christum in Gethsemane; es ist ein Werk von feiner eigenartiger Stimmung, in meisterlich behandelten Tönen, wohl ein Werk des Malers Pöppelmann. Von dem inneren

Neustädter Friedhof ist ein Denkmal hervorzuheben: auf einer einfachen Platte erhebt sich ein obeliskartiger Pfeiler, auf welchem eine Vase mit Blattpflanzen steht. Rechts ein großflügeliger Saturn, links eine weibliche Gestalt mit Buch, Feder und Tintenfaß; Briefe liegen auf dem Schooß (!), das Haupt ist in die linke Hand gestützt (jetzt im Museum des Alterthumsvereins). Fast komisch wirkt ein Denkmal des J. Möhler († 1770), worauf gleichfalls ein großflügeliger Saturn paradirt. Auf dem Postament kniet aber noch eine weinende Gestalt, welche mit der linken Hand ein Tuch vor das Gesicht drückt, und mit der rechten auf ihrer rechten Schulter einen Putto trägt. Dieser weist mit der einen Hand gen Himmel, während er mit der anderen eine offene Rolle hält. Die Rückseite des Ganzen ist mit dichten Wolken bedeckt. Am Denkmal des Obristen Chr. E. v. Reitzenstein († 1746) paradiren Mars und Minerva; die Inschrift aber ist so hochpoetisch, daß sie verdient, hier wiedergegeben zu werden: „Vor Dich, o Sterblicher! kann dieser Leichenstein, Du denkst vielleicht nicht dran, ein stummer Lehrer sein, wie unvermerkt erscheint uns unsre letzte Stunde. Thut es das Fieber nicht, so thut es eine Wunde. Was hilft Commandostab, der Adel und die Orden? Der alles dieses trug, ist doch zu Asche worden."

Aus dem Josephinenstift ist hervorzuheben ein Crucifix von hohem künstlerischen Werth. Der etwa 30 cm hohe Körper Christi ist von Elfenbein. Der Kopf ist frei erhoben, jeder Fuß hat einen Nagel, die Locken sind fein durchgebildet, die Muskulatur anatomisch richtig. — Die Synagoge beschreibt Gurlitt genau hinsichtlich ihres Kunstbesitzes; das Gebäude selbst ist 1838 von Gottfried Semper erbaut. Endlich ist noch zu nennen ein in der Diaconissenanstalt befindlicher Abendmahlskelch. Der Fuß desselben stammt nämlich von einem Leuchter, dieser läuft in drei Blätter aus, auf denen je ein Engel in hemdartigem verziertem Gewand mit langen, offenen Aermeln sitzt. Jeder Engel hält mit beiden Händen ein Buch auf seinen Knien. Der ganze Fuß ruht auf drei Köpfen eines fischartigen Ungeheuers. Dieser untere Theil stammt dem Stile nach aus dem frühen Mittelalter; vielleicht ist er aber auch spätere byzantinische Arbeit. Der Kelch kam als Geschenk eines Fräulein de Russey in den Besitz der Diaconissenanstalt.

Am Schluß dieses Artikels erneuere ich eine schon früher angedeutete Bitte: Die betheiligten Kreise möchten erwägen, ob nicht der kunstgeschichtliche Reinertrag des ganzen, großen, nunmehr seinem Abschluß entgegengehenden Sammelwerkes aus demselben herauszuziehen wäre. Allerdings wäre das keine leichte, aber vielleicht dankbare Arbeit; der Ertrag derselben könnte der „Sächsischen Geschichte" einverleibt werden, welche bekanntlich zu den überfülltesten Collegien an der Leipziger Universität gehört.

—g.

Bücherbesprechungen.

— Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Von Professor W. Soltau, Oberlehrer am Gymnasium zu Zabern i. Els. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A. G. 1900. 75 ₰. — Die alte, vielbesprochene Frage, die der Titel nennt, wird hier auf Grund der neuesten Forschungen neu untersucht und beantwortet. Wir können den Beweisgründen, die der Verfasser ins Feld führt, nicht allenthalben Beweiskraft zuerkennen, am allerwenigsten der wunderlichen Behauptung, Christus könne die bekannten Worte zu Petrus (Matth. 16, 18 ff.) nicht an der Stelle, in dem Zusammenhang und in der Allgemeinheit gesprochen haben, weil die anderen Evangelien sie nicht enthalten, weil die Apostelgeschichte keinen Vorrang des Petrus kenne (!) und weil die Mahnungen zur Unterordnung in der Liebe damit im Widerspruche ständen. Aber der Verfasser weist sehr genau nach, worauf es bei der ganzen Frage ankommt, und giebt eine ausführliche Zusammenstellung aller der Gründe, die von katholischer Seite für den Primat des Petrus geltend gemacht werden. Wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er der katholischen Kirche sagt, sie könne ja getrost versichern, daß sie ohne den Glauben ihrer Glieder an des Petrus und seiner Nachfolger göttliche Einsetzung nicht bestehen könne, sie solle aber darauf verzichten, diesen Glauben auf eine geschichtliche Beweisführung gründen zu wollen. B. K.

— Commentar zur Civilprozeßordnung in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 nebst dem Einführungsgesetz dazu von Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Prof. der Rechte. Achte, neubearbeitete Auflage. München, 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. (Erste Lieferung Bog. 1—23 §§. 1—256; Preis 7,20 ℳ. Der Gesammtpreis soll etwa 26 ℳ betragen.) — Eine achte Auflage ist für ein rechtswissenschaftliches Werk ein Ereigniß, das besonderer Hervorhebung bedarf. Gewiß hat zum Erscheinen der achten Auflage die im Jahre 1898 erfolgte und am 1. Januar 1900 in Kraft getretene Abänderung der Civilprozeßordnung beigetragen, die schon der Paragraphenzahlen wegen, dann aber auch sachlich eine Umarbeitung mehr oder weniger nöthig machte; der Verfasser hat sich hierdurch aber nicht zu übermäßiger Eile drängen lassen, sondern in richtiger Weise abgewartet, wie sich die neuen Bestimmungen in der Ausführung gestalten und bewähren. Das Erscheinen der achten Auflage ist jedoch weit mehr dem inneren Werthe des Commentars zuzuschreiben, dem Umstande, daß das Werk sich in der Praxis so gut bewährt hat. Der Verfasser hat neben der wissenschaftlichen Erläuterung des Gesetzes die Bedürfnisse der Praxis, die sich bei einer Prozeßordnung besonders geltend machen, voll berücksichtigt und beides wohl vereinigt. Neben wissenschaftlicher Vertiefung in die grundlegenden Sätze verzeichnet der Verfasser die einschlagende Literatur und bedeutendere Rechtssprüche, giebt von beidem nach Bedarf den wesentlichen Inhalt wieder und weiß daraus für die Praxis geeignete Leitsätze zu entwickeln; er vermeidet aber, den Commentar lediglich als Nachschlagebuch für Abhandlungen und Entscheidungen zu gestalten. Daß die neuen Bestimmungen ausreichend erläutert sind, ist selbstverständlich; aber auch zu den stehen gebliebenen Bestimmungen sind die Anmerkungen den neuen Gesetzen und dem neuen Rechte entsprechend umgearbeitet, unter Umständen gekürzt (vgl. Anm. zu den §§. 14, 29) worden. (Bei §. 22 ist der Inhalt der Anm. 2 zur Anm. 1 gezogen und deshalb Nr. 2 ausgefallen.) Ueberall ist die Sorgfalt und Gründlichkeit des Verfassers zu spüren; so z. B. S. 360 fg. in den Ausführungen über die Feststellungsklage. S. 137 in Anm 4 zu §. 80 C.-P.-O. stellt der Verfasser die Beglaubigungen der Reichsconsuln den notariellen gleich, d. h. doch wohl auch der Form nach. So wünschenswerth vom praktischen Standpunkte aus dies auch ist, so ist den Reichsconsuln doch nicht gestattet in der Form des Reichsgesetzes vom 17. Mai 1898, §. 183 zu beglaubigen, sondern sie müssen nach §. 17 des Consulatsgesetzes beurkunden; §. 16 des Consulatsgesetzes handelt von Beurkundungen, und trifft die Beglaubigungen nicht, §. 14 aber hat eine andere Art von Beglaubigungen zum Gegenstande. S. 140 nimmt der Verfasser wohl mit Recht an, daß der Prozeßbevollmächtigte ohne besondere Vollmacht aufrechnen kann. S. 287 in Anm. 1 zu §. 212 fordert der Verf., daß der Gerichtsdiener oder Postbote bei der Zustellung von Amtswegen den Vermerk über den Tag der Zustellung auf dem Briefumschlage unterschreibe; er hat dies für die Praxis richtig herausgefühlt, wenn es auch nicht in den Ausführungsbestimmungen vorgeschrieben ist; ein Vermerk ohne Unterschrift läßt ja einen wesentlichen Bestandtheil missen, um zu beurtheilen, ob die Angaben von Bedeutung sind, ob sie von einer zuständigen öffentlichen Person bewirkt sind oder nicht. Das Gesetz steht ihm ja gewissermaßen zur Seite, zumal wenn der ähnliche Wortlaut des §. 213 beachtet wird. Hat der Commentar in seiner früheren Gestalt volle Anerkennung in Wissenschaft und Praxis gefunden, so wird solche ihm, wie nach der vorliegenden Lieferung anzunehmen, auch für die neue Bearbeitung nicht versagt werden können. K—d.

— Declaration und Reclamation in Einkommensteuersachen. Ein Leitfaden zur Anfertigung richtiger Declarationen und wirksamer Reclamationen von einem Vorsitzenden der Einschätzungscommission. (4. Auflage.) Dresden, Verlag und Druck von C. Heinrich. — Wir glauben in der Annahme nicht fehlzugehen, daß der Verfasser des Schriftchens nicht blos Vorsitzender einer Einschätzungscommission, sondern ein berufsmäßiger Steuerbeamter ist, denn die ganze Schrift zeugt von einer vollständigen Beherrschung des Stoffes und auch die Wahl der angeführten erläuternden Beispiele läßt auf das Gleiche schließen. Dieselbe ist mit unleugbarem Geschick abgefaßt und kann mit Fug und Recht Allen, die nach einer Anleitung in diesen Dingen verlangen, als recht brauchbar empfohlen werden. Aus der Stellung des Verfassers meinen wir aber auch die Erinnerungen herleiten zu müssen, die wir gegen das Schriftchen zu ziehen haben, denn es sind fast durchgehends Dinge, die zwar der Steuerbeamte als selbstverständlich betrachtet, die aber doch dem Laien Zweifel bereiten bez. ihn zu Verstößen führen können: So

hätte z. B. der Verfasser auf S. 4 u. E. wohlgethan, darauf hinzuweisen, daß die schätzungsweise Einstellung des Einkommens in eine Declaration immer eine pflichtmäßige und wohlüberlegte sein müsse, denn wir möchten dem Declaranten bei einer solchen Declaration, deren Unangemessenheit und Leichtfertigkeit klar zu Tage tritt, keine absolute Straflosigkeit gewährleisten. Auf S. 5, Abs. 2 am Ende dürfte es sich empfehlen, zu bemerken, daß auch diese Fristverlängerungsgesuche bei der Bez.-Steuer-Einnahme anzubringen sind. Bei dem weitverbreiteten Irrthume, daß auch Gemeindegrundsteuern abzugsfähig seien, hätte auf S. 9 es sicher nichts geschadet, wenn dieser Irrthum betont und ausdrücklich richtig gestellt worden wäre. Auf S. 17 Zeile 3 und 4 hätte der Vollständigkeit halber auch noch das „Areal“ Platz finden sollen. Auf S. 27 würde der Verfasser manche Zweifel behoben haben, wenn er die im Gegensatze zu unserem früheren Rechte durch das Bürgerliche Gesetzbuch geschaffene Möglichkeit des Abschlusses eines ehelichen Gütervertrages auch nach Eingehung der Ehe hätte einfließen lassen, und ebenso würde er manchen „Reisenden“ und „jungen Mann“ beruhigt und aufgeklärt haben, wenn er S. 30 und 31 die „Tagegelder“ und „Reisespesen“ in den Kreis der Besprechung gezogen hätte. Unter den „Haushaltungskosten“ und „Steuern“ ꝛc. auf S. 35 wäre es vielleicht gut gewesen, auf die Bemerkungen über die Lotterieeinsätze S. 7 nochmals zu verweisen, und S. 40 möchte sich bei dem Capitel des „Vertrauensausschusses“ ein Fingerzeig empfehlen, an welche Stelle sich der Reclamant zum Zwecke der Orientirung zu wenden hat. Weshalb der Verfasser den für Vereine, jur. Personen ꝛc. so überaus wichtigen §. 4 des Eink.-St.-Gesetzes unbesprochen gelassen hat, entzieht sich unserer Kenntniß. Wir können nur vermuthen, daß er auf die dort behandelten Steuerpflichtigen sein Schriftchen überhaupt nicht berechnet hat. Sollte diese Vermuthung zutreffen, so möchten wir ihm aber doch empfehlen, bei einer neuen Auflage diese Lücke noch auszufüllen. Dadurch würde unbedingt das Schriftchen gewinnen und er könnte auch auf den Dank der hier Betheiligten rechnen. L.-W.

— **Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Ploen.** Theil 8. Von Dr. Otto Zacharias. Stuttgart, Erwin Naegele, 1901. 130 S. 8 ℳ. — Wenn dem Hefte diesmal keine Tafeln beigegeben sind, so befriedigt der Inhalt doch nach verschiedenen Seiten hin. Eine längere Abhandlung von Knörrich über die Ernährungsbedingungen einiger für die Fischproduction wichtiger Mikroorganismen des Süßwassers sucht durch rationelle Experimente, die von allgemeinem biologischen Interesse sind, der schwierigen Frage näher zu treten, ob die directe Fütterung der Fische von größerem Vortheil ist, oder ob man auf indirectem Wege erst die Erzeugung einer reichlichen Menge niederer Lebewesen fördern soll. Durch Reinculturen wird erwiesen, daß niedere Algen vorhandene günstig wirkende organische Nährstoffe nur dann in vollem Maße für sich ausnutzen können, wenn gleichzeitig hinreichende Mengen der unbedingt nothwendigen mineralischen Nährstoffe vorhanden sind. Ferner wird gezeigt, daß die Kleinkrebse, die wichtigste Fischnahrung, von Algen allein leben können, daß sie aber vielseitig genug sind, um auch von organischem Detritus, ja von gelösten organischen Substanzen sich zu ernähren. Wie gewöhnlich, stellt sich die Frage bei genauerem Zusehen verwickelter dar, als der Laie wohl meint. Und die exacte Beantwortung, mit der hier ein guter Anfang gemacht ist, wird noch viele Arbeit erfordern. — Ein früherer Leipziger, Max Voigt, fand bei den zierlichsten unserer planktonischen Diatomeen, den zu Sternchen verbundenen Asterionellen und Tabellarien, ein bisher vermißtes Schwebmittel, das bei marinen Protozoen viel verwendet wird, eine zarte, als Fallschirm wirkende Gallerthaut. — Die übrigen Arbeiten betreffen die Feststellung ganzer Mikrofaunen und Mikrofloren. Hartwig bringt die Anzahl der in der Provinz Brandenburg vorkommenden freilebenden Spaltfußkrebschen auf mehr als vierzig. Lemmermann hat sich die Algen zweier charakteristischer Localitäten zum Vorwurf genommen, eines Moortümpels und des Saaler Boddens, also eines Brackwassergebietes. Wenn auch die consequente Verfolgung des Gegenstandes durch mindestens ein Jahr noch nicht abgeschlossen ist, so ergiebt sich doch schon für das Brackwasser mancher sehr bezeichnende Zug, das Fehlen so verbreiteter Formen wie Volvox, das Fehlen von Ceratinen, von vielen Diatomeen, z. B. der erwähnten Asterionellen, dafür das Austreten und Vorwiegen anderer Gattungen, sodaß für diese Flora des schwach salzigen Wassers ein neuer Terminus „Hyphalmyro-Plankton“ angezeigt erscheint. Wieder ein früherer Leipziger, Dr. Marsson, hat sich die Untersuchung einer Anzahl von brandenburgischen Gewässern zur Aufgabe gemacht und bringt zunächst ausführliche und sorgfältige Sammellisten des Planktons von fünf Seen, zu denen der biologische Theil noch zu erwarten ist. Zacharias endlich giebt Listen von pommerschen Seen. Viele Arbeit auf dem noch jungen Gebiet. Srth.

— **Kunz (Major a. D.), Der Feldzug der Ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870/71. Zweiter Band: Die Ereignisse im Januar 1871.** Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit drei Kartenbeilagen in Steindruck. Geheftet 5,50 ℳ, gebunden 7 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Den ersten Band dieses vortrefflichen, lehrreichen Werkes hatten wir in Nr. 153 der Wissenschaftl. Beilage vom 22. December 1900 besprochen und dort auf die allgemeinen Vorzüge der Kunz'schen Schriften hingewiesen. Während der 1. Band die kriegerischen Ereignisse im Norden und Nordwesten Frankreichs bis zum Jahresschluß 1870 schilderte, beginnt der 2. Band mit der Erzählung und Betrachtung des Gefechts bei Sapignies am 2. Januar und der Schlacht von Bapaume am 3. Januar 1871. General v. Manteuffel hatte seine Armee in zwei Gruppen getheilt, eine davon kämpfte bei Amiens, die andere bei Rouen und gleichzeitig hatte er mit sehr unzureichenden artilleristischen Mitteln die Belagerung der Festung Péronne begonnen. Am 8. Januar übernahm General v. Goeben den Oberbefehl über die I. deutsche Armee und mit einem Male machte sich eine tief einschneidende Veränderung in der Kriegführung geltend. Das Glück wollte es allerdings, daß am 10. Januar bereits Péronne fiel, wodurch sich die Lage gewaltig zu Gunsten der Deutschen änderte. Es gehörte aber trotzdem ein so gottbegnadeter Feldherr dazu, um die Verhältnisse sofort so klar zu erfassen, so zielbewußt, sicher und geschickt zu handeln, um die auf 200 km auseinandergezogenen 57 Bataillone, 67 Escadrons und 209 Geschütze, die Goeben zur Verfügung standen, am entscheidenden Punkte zusammenzuziehen und einzusetzen. Dem früheren Oberbefehlshaber der I. deutschen Armee war es in der ganzen Zeit von Mitte November bis zum 8. Januar nicht geglückt, gegen die französische Nord-Armee einen entscheidenden Schlag auszuführen; unter Goeben's Führung genügten 11 Tage, um dieser Armee so wuchtige Niederlagen beizubringen, daß sie sich nicht wieder erholen konnte, auch wenn der Waffenstillstand nicht so wie so die kriegerischen Ereignisse im Norden und Nordwesten beendet hätte. Wie dies Goeben gelang, welche Maßnahmen die beiderseitigen Feldherren trafen und von den Unterführern ausgeführt, von den Truppen befolgt wurden, schildert uns der gewissenhafte und begabte Verfasser in höchst anschaulicher, klarer und doch auch gedrängter Weise. Das Fesselndste, Interessanteste und Lehrreichste dabei sind aber seine höchst eingehenden und treffenden Betrachtungen am Schluß der einzelnen Gefechte und die Rückblicke über den ganzen Feldzug der I. Armee im Norden. Möchten doch recht viele Kameraden, nicht blos die jüngeren, sondern namentlich auch die höheren Führer diese freimüthigen und doch maßvollen Beurtheilungen der Führung 1870—71 lesen, besonders aber die Cavalleristen und zukünftigen Reiterführer auch an diesem Buche lernen, denn Kunz zeigt uns hier sicher und bestimmt, daß die Reiterei, trotz der Vervollkommnung der Feuerwaffen, auch in Zukunft noch immer Gelegenheit haben dürfte, schöne Lorbeeren auf den Schlachtfeldern einzuheimsen, wenn nur der Augenblick erfaßt wird und die erforderliche Schneid vorhanden ist. Auch für die Allgemeinheit bietet die Schrift eine wichtige Lehre: „Noch immer spukt in manchen Köpfen eine gewisse Schwärmerei für Milizheere; selbst unzweifelhaft patriotisch denkende Männer sind mitunter von dieser Krankheit befallen. Möchten doch diese Männer die Geschichte des Feldzuges im Norden Frankreichs recht sorgfältig studiren; es giebt kein besseres Mittel, sich über den ungeheuren Werth tüchtig ausgebildeter Officiere und Unterofficiere und Mannschaften aufzuklären. Nur die sehr zahlreichen und vorzüglichen Stämme haben die Nordarmee zu ihren sehr anzuerkennenden Leistungen befähigt, und keineswegs hat die Begeisterung für die Republik dies gethan.“ — Auch diesem Heft sind wiederum 80 taktische Aufgaben beigefügt. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 53. Sonnabend, den 4. Mai, Abends. **1901.**

Die Wohnungen der Randsachsen.

Ein Beitrag zur Sächsischen Volkskunde.*)

Wenn man an der sächsisch-altenburgischen Grenze dahinwandelt, etwa von Borna bis in die Gegend von Crimmitschau, und die sächsischen Dörfer betrachtet, die man berührt, so findet man slavische und deutsche Siedelungen. Selbst wenn man den Namen eines solchen Dorfes nicht kennt, so läßt sich doch aus der Anlage der Häuser ein Schluß auf den Ursprung des betreffenden Dorfes ziehen. Bei den sorbischen Gründungen finden wir die Häuser und Bauerngüter eng an einander gebaut in Hufeisenform, um den Dorfteich herum, die Giebel der Wohnhäuser der Straße oder dem Dorfteiche zugekehrt. Bei den Dörfern deutschen Ursprungs dagegen sehen wir, daß die Gehöfte weit auseinander liegen, zwischen ihnen die ausgedehntn Gras- und Obstgärten, vor jedem einzelnen das durch Stacket eingefriedigte Blumen- und Gemüsegärtchen „der Kleenegahrten". Das Feld eines jeden Gutes zieht sich in langen breiten Streifen vom Gehöfte aus bis zur Flurgrenze hin. Freilich aber muß gesagt werden, daß besonders in industriereichen Gegenden, wie bei Crimmitschau und Meerane, die deutschen wie die slavischen Dörfer durch viele Neubauten ein sehr veränbertes Gesicht erhalten haben. Während man die slavischen Ansiedelungen regelmäßig in Thälern, resp. Thalkesseln findet, erblickt man die deutschen bald im Thale, bald an den Hügel sich anlehnend, bald auf demselben erbaut. Fast jedes Dorf der Randsachsen hat seine Kirche. Viele derselben sind als Tochter- oder Schwesterkirche („Filiale") der Haupt- oder Mutterkirche („Mater") angegliedert, so daß mancher Randsachsenpastor des Sonntags zwei oder drei Kirchen mit Predigten zu versorgen hat. Die meisten Kirchen der Randsachsen sind einander sehr ähnlich. Ihr Thurm, der gewöhnlich auf der Ostseite der Kirche, selten als „Dachreiter" auftritt, ist wie das Kirchdach mit Schiefer gedeckt. Das Innere ist meist sehr einfach, der Altarplatz nicht selten durch „Gestühle" verbaut. Unter den ehemaligen Klöstern der Randsachsen heben wir dasjenige heraus, dessen Hauptgebäude bis in die Neuzeit noch sehr gut erhalten ist, das Cisterziensernonnenkloster zu Frankenhausen. Hohe, graue, massive Steinmauern bilden seine Wände. Der nach der Straße zugewendete steinerne Giebel zeigt reiche Verzierungen im romanischen Baustil, die niedrigen Fenster sind mit starken Eisengittern versehen, das graue Ziegeldach ist in seiner östlichen Ecke mit einem kleinen rundbedachten schiefergedeckten Thürmchen gekrönt, dessen Glöcklein ehemals die frommen Schwestern zur hora rief. So steht es da als „ein Denkmal früherer Zeit". Das starke Thor mit seinem festen runden Schutz- und Trutzthurm war noch vor etlichen Jahrzehnten zu sehen, ist aber jetzt verschwunden. Treten wir von der Hofseite ein in das alte Klostergebäude, so kommen wir in das Souterrain. Dieses besteht aus zwei Hauptabtheilungen. Der eine Theil, mit schlichtem Tonnengewölbe versehen, diente vermuthlich einst den Nonnen als Keller; der andere, größere, cryptenähnliche, mit elegantem gekehltem, auf starken Säulen ruhendem Gewölbe war vielleicht dem Gottesdienste geweiht. Im erhöhten Parterre erblicken wir einen ziemlich langen Corridor. Dieser hat nach dem Hofe zu mehrere gothische Fenster, an welchen sich je 2 steinerne Bänke befinden, wie man sie ähnlich in alten Ritterburgen zuweilen noch sieht. Verschiedene Thüren führen aus diesem Raum je in ein Zimmer. Das erste, geräumige heißt „die Gerichtsstube". Hier wurde einst Gericht gehalten über Verbrecher und ungehorsame Unterthanen. Sämmtliche Zimmer des erhöhten Parterre sind höchst einfach: die Wände sind weiß getüncht, die Decke ist aus Balken und Brettern hergestellt. Die Nonnen hatten wahrscheinlich hier ihre Küche und ihr Refectorium (Speisesaal). Wenn wir eine Treppe höher steigen, so kommen wir in einen Raum, dessen Fußboden gebildet wird von hydraulischem Kalkguß, ähnlich unserem Cementguß, in welchem kleine Steinbröckchen, Ziegelstückchen und Kalk zu einer bunten, glatten, harten Masse vereinigt sind. Die Balken dieses Raumes sind weiß getüncht. Hier befanden sich einst die Zellen der Nonnen. Noch vor etlichen Jahren sah man einige derselben gut erhalten. Die bretternen Wände waren weiß getüncht. Unter ihnen war eine kleine sehr enge Zelle mit eisernem Gitterfenster, die wahrscheinlich einst ungehorsamen Nonnen als Gefängniß dienen mußte. Rechtwinkelig an das Kloster stößt ein langes Wirthschaftsgebäude, durch welches ein schmaler Gang bis in die Kirche führt. Nicht weit davon finden wir das alte niedrige Kellerhaus. Durch eine kleine gothische Pforte tritt man ein in einen Keller von beträchtlicher Länge. Dieser verengt sich weiter hinten zu einem schmalen Gange, der in ein tiefer liegendes rundes Gewölbe mündet, ähnlich dem „Burgverließ" in alten Schlössern. Das Kloster wurde im Frühjahr 1292 (siehe Frost, Illustrirte Chronik. Crimmitschau 1900, S. 87) von Grünberg nach Frankenhausen verlegt unter dem Propst Heinrich und der Aebtissin Christina. Obwohl dieses Kloster nach unseren heutigen Begriffen reiche Einkünfte hatte aus Ländereien, der Gerichtsbarkeit, Zinsen, Frohndiensten, aus der Kirche zu Zschernitzsch u. s. w., so schenkte ihm dennoch der Bischof Heinrich von Naumburg die Einkünfte aus der Parochialkirche zu Grünberg mit Ausnahme derjenigen, die dem Pleban (Pfarrer) verbleiben sollten, und begründete die Schenkung mit folgenden Worten (lateinisch geschrieben): „weil das Kloster der Cisterzienser-Nonnen in Frankenhausen mitten in einer verderbten und verkehrten Nation gelegen ist und unaufhörlich durch die Angriffe, Räubereien und Plünderungen der ringsum wohnenden Bösewichter belästigt wird und die anderen Besitzungen und Einkünfte desselben so gering und dürftig sind, daß die Nonnen desselben Klosters gezwungen sind, mit ihren eigenen Händen zu arbeiten, um sich den täglichen Lebensunterhalt und die Kleidung zu erwerben, deshalb vernachlässigten sie daselbst öfters die nöthigen Pflichten und andern gelobten Werke ihres Berufs". Im Jahre 1410 brannte das Kloster ab und wurde in demselben Jahre wieder aufgebaut. Denjenigen, die den Bau förderten, wurden vom Bischof Gerhard in Naumburg „Indulgenzen" ertheilt. Als in der Reformationszeit der frische Windhauch des lauteren Evangeliums, das die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jesum Christum verkündigte, die Gegend der Randsachsen durchwehte, da fielen auch hier wie Kartenhäuser die Klöster, die auf dem Grunde menschlicher Werkgerechtigkeit erbaut waren; auch das Frankenhauser Nonnenkloster ward nach und nach leer. Die Nonnen verheiratheten sich theils, theils wurden sie mit einer lebenslänglichen Rente abgefunden. Die letzte Nonne Euphemie von der Pforten heirathete 1528 den damaligen Pfarrer von Neukirchen. Das Klostergut wurde ein kurfürstliches Kammergut, dessen erster Verwalter der letzte Prior des Klosters war: Nicol v. Kitscher. Später wurde es ein „Rittergut". Als solches besteht es auch heute noch. Das ehemalige Wohnhaus der Nonnen ist jetzt Wirthschafts- und Stallgebäude des Rittergutes Frankenhausen.

Die Pfarren der Randsachsen gleichen äußerlich den Bauernhöfen, nur etwa an den Fenstergardinen kann man sie erkennen. Diese Pfarren sind Güter, welche die Pfarrherren früher selbst bewirthschafteten; die Feldarbeiten wurden ihnen als Frohndienst von den Gemeindegliedern verrichtet. Greifen wir auch hier zu

*) Vergl. „Die Randsachsen" in Nr. 116 der Wiss. Beilage vom 27. Sept. 1900.

näherer Betrachtung eine Pfarre heraus und zwar die zu Grünberg! Sie liegt wie eine kleine Festung rings von Mauern umgeben auf einem Hügel. Um die Gebäude herum, welche sämmtlich mit Ziegeln (früher Schindeln) gedeckt sind, breiten sich die „Pfarrgärten“ aus, die Obst- und Beerenplantagen, Blumen- und Gemüsebeete enthalten. Nahen wir uns von Norden, so kommen wir an den großen steinernen Thorweg, den ein hohes, hölzernes Thor verschließt. Ueber demselben lesen wir in Stein gehauen die Worte: „Sit nomen Domini benedictum (Der Name des Herrn sei gelobt)! 1734.“ Ueber der kleinen daneben befindlichen Pforte sehen wir ebenfalls in Stein gehauen: „Alles mit Gott.“ Treten wir in den Hof ein, so erblicken wir zur Linken das neuerbaute, im Jahre 1893 errichtete Wirthschaftsgebäude mit den Stallungen für Pferde, Kühe, Schweine und Hühner, mit dem Waschhaus, dem Keller, etlichen Kammern und der Confirmandenstube. In dieser wird der Vorbereitungsunterricht für die Confirmation, „die Pfarrstunde“ mit den Confirmanden abgehalten. Sie ist weiß getüncht, mit Bänken und Subsellien und der Inventar-Pfarrbibliothek, die große in Schweinsleder gebundene Folianten enthält, ausgestattet. Ziemlich rechtwinkelig zum Wirthschaftsgebäude steht die uralte Scheune mit dem Wagenschuppen und der Dreschtenne. Weiter kommen wir an das Wohnhaus, das fast rechtwinkelig zur Scheune steht. Das Alter desselben läßt sich nicht nachweisen. Die letzte größere Reparatur erhielt es im Jahre 1732 für den Preis von 64 Alte Schock (à 20 Groschen) 3 Gr. 8 Pf. „weil Pastor loci seiner Tochter Hochzeit ausrichtet — weil Alles höchst baufällig.“ Auf einer Steinplatte über der Hausthür lesen wir die Worte: „Ora et labora (Bete und arbeite)!“ Durch eine uralte zweiflügelige mit Holzschnitzerei (Handarbeit!) versehene Hausthür treten wir ein in die sehr geräumige Hausflur. Die Wände derselben sind mit pompejanischem Roth gefärbt. In goldgelber Schrift lesen wir beim Eintreten der Hausthür gegenüber: „Friede sei mit Euch!“, über der Wohnstube: „Grüß Gott! Tritt ein!“, über den Porträts der Fürsten: „Fürchtet Gott! Ehret den König!“, über der Thür zur Studirstube: „Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit!“ und über dem Ausgange zu den Schlafräumen: „Herr, bleibe bei uns!“ Neben der Thür zur Studirstube finden wir den riesigen zweithürigen, fast bis zur Decke reichenden Archivschrank, der außer den Pfarramts- und Kirchenvorstandsacten, Chroniken ꝛc. die Kirchenbücher enthält, die — in vereinzelten Nachrichten — bis zum Jahre 1557 zurückreichen. Die sehr große Studirstube ist zugleich Amtsstube und dient dem seelsorgerischen und geschäftlichen Verkehr zwischen Pfarrer und Gemeindegliedern. Ihre Wände sind hellgrün getüncht. Außer einem uralten Inventartisch, etlichen Stühlen und einem Sopha erblicken wir hier Stehpult, Schreibtisch, Bücherschränke, Musikinstrumente und Waffen. Zur Ausschmückung dient ein aus Holz gearbeitetes Cruzifix, ferner unter Glas und Rahmen: Sprüche („Befiehl dem Herrn deine Wege!“ „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ „Ein Gebet Luther's“), die Bilder von Luther und Melanchthon, Photographien von Commilitonen aus der Studentenzeit. Der Studirstube gegenüber liegt die geräumige, tapezierte Wohnstube. Außerdem finden wir noch im Parterre die Vorküche mit Backofeneingang und Kessel, dem gewaltig großen, roh gearbeiteten Inventar, Küchentisch, Topfbrett und der Küchenbank, ferner die Kochstube mit dem breiten Kachelofen und das Speisegewölbe mit der Inventar-puwerzje (Regal). In der 1. Etage befindet sich der geräumige Vorsaal, die „gute Stube“ nebst anstoßender Gastkammer, die Kinderstube, die Mägdekammer und die Schlafräume. Steigen wir noch eine Treppe höher, so kommen wir in den Dachraum (Spitzboden), der zur Aufbewahrung von Brennholz dient. Unter dem Wohnhause finden wir zu ebener Erde eingehend einen Keller; auch führt ein unterirdischer ausgemauerter Gang unter dem Pfarrhofe und dem Wirthschaftsgebäude hinweg in das nahe Gehölz. Der Gang ist jetzt vollständig mit Erde verschüttet. Man stieß auf ihn beim Graben des Kellers im neuen Wirthschaftsgebäude. — Fast in jedem größeren Dorfe der Randsachsen finden wir eine Schule mit einem oder mehreren Lehrern. Diese Schulen sind fast durchgängig neue, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstandene, massive, zweistöckige Gebäude, nach allen Anforderungen der Neuzeit ausgeführt und deshalb einander sehr ähnlich. Wir wählen zur eingehenden Beschreibung die Schule zu Heiersdorf. Sie liegt etwa in der Mitte des Dorfes auf einer Anhöhe unweit der Kirche, ist entstanden im Jahre 1890 und besteht aus Haupt- und Nebengebäude, welch letzteres Waschhaus, Stall und Vorrathsräume enthält. Vor dem Hauptgebäude, dem „Schulhouse“ nach Süden zu befindet sich der Spiel- und Turnplatz. Der kleine Hof ist abgeschlossen im Norden durch das niedrige Nebengebäude, im Süden durch das Hauptgebäude, im Uebrigen durch Holzstacket. Nach Westen zu schließt sich dem Gehöfte an der wohlgepflegte mit Holzstacket umgebene Garten, in welchem Blumen, Gemüse, Beeren, Obst und Gras erbaut werden und das niedliche Bienenhaus, sowie das lustige Gartenhaus seinen Platz hat. Treten wir nun in das Schulhaus ein! In dem erhöhten Parterre, unter welchem sich ein sehr geräumiger Keller ausbreitet, finden wir die Schulstube, deren hohe Fenster das Sonnenlicht über die linke Schulter der an Lykroth'schen Subsellien sitzenden Schulkinder fallen lassen. Vor den Augen der Schüler steht das erhöhte Katheder und die schwarze Wandtafel. Als Wandschmuck erblicken wir das Bild des Königs. Anstoßend an die Schulstube sehen wir das Lehrmittelzimmer mit dem Archivschrank, mehreren Wandkarten, physikalischen, mathematischen und geographischen Geräthen ꝛc. und die Garderobe mit den Kleiderrechen, in welcher die Kinder „ablegen“. In der ersten Etage befindet sich die Lehrerwohnung, die aus 2 Stuben, der Küche und mehreren Kammern besteht. Auch der Bodenraum ist zu Kammern ausgenutzt. Das Haus ist mit Schiefer gedeckt, mit einer Uhr und helltönender Glocke versehen und über der Hausthür geschmückt mit den Worten: „Christus spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

Nachdem wir nun die mehr oder weniger öffentlichen Gebäude der Randsachsen betrachtet haben, wenden wir uns zu ihren Privatwohnungen. Die Bauernhöfe sind meist quadratförmig angelegt. Dem Wohnhause gegenüber erblickt man vielfach die Scheuer, nicht aber überall! (Gegen John, „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze“ in „Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde“. Bd. II. 1900. 1. Heft, S. 15.) In den meisten Fällen sind noch zwei Wirthschaftsgebäude vorhanden, durch welche der Hof geschlossen wird, in dessen Mitte sich die Düngerstätte, gewöhnlich auch der Brunnen mit einfacher hölzerner Pumpe befindet. Die etwaigen Lücken zwischen den einzelnen Gebäuden sind in der Regel ausgefüllt durch Mauerwerk oder Stacket aus Holz resp. Eisen oder durch einen Plankenzaun. Ein hoher steinerner gewölbter Thorweg mit großem Thor dient der Einfahrt mit dem Wagen, daneben ein kleiner mit kleinem Thor ist für die Fußgänger erbaut. Die alten Thore sind aus Holz, die neuen oft aus Eisen gearbeitet. Die alten festungsähnlichen Thorwege sind in der Neuzeit vielfach verdrängt worden durch einfache, starke Pfeiler, an denen die Thore angebracht sind. Das Besitzthum des Randsachsenhäuslers besteht fast immer aus einem größeren und kleineren Gebäude, dem Wohnhaus und dem „Schuppen“, welch letzterer zum Aufbewahren von Feuerungsmaterial und Streustroh dient. Im Schuppen befindet sich meist auch der Stall für „den Schwein“ oder „die Sau“. Selbst der „klänste Hausgenieße“ (ärmste Hausgenosse — Aftermiether) hat, wenn irgend möglich, „seinen Schwein“. Oefter findet man hier auch die „Zeegen“ (Ziegen), die den berühmten „Altenburger Ziegenkäse“ liefern. Neben dem Schuppen sieht man die Düngerstätte. Die Wohnungen der Randsachsen sind meist zweistöckig. Eine bauliche Eigenthümlichkeit findet man hier oft in den „Frontspießen“, erkerähnlichen Anbauten mit Giebel in der Front eines Gebäudes. Da die Randsachsen im vorigen Jahrhundert viel Wald ausgerodet und dadurch viel Feld und Wiese gewonnen haben, ist ihnen der Raum in den Gebäuden zu enge geworden. Man mußte „anbauen“. Weil dieses nun durch einfache Verlängerung der Front oft unthunlich, zuweilen sehr unbequem war, setzte man den „Frontspieß“ an, so daß das betreffende Haus nun 3 Giebel und die Grundform eines Kreuzes mit 3 Balken hat. Fangen wir nun bei der Betrachtung der Gebäude von unten an! Die Keller der Randsachsen lassen sich in 4 Arten eintheilen: 1) Ausgemauerte Löcher. Dieselben trifft man — in der Neuzeit freilich selten genug — in der Wohnstube unter den Dielen an. Sie sind 2—3 Ellen tief, ca. 1½ Ellen lang und 1 Elle breit. Ein Holzdeckel verschließt diesen „Keller“, der dem „klänen Manne“ zur Aufbewahrung seiner Kartoffeln dient, in den man entweder „neihuppe“ oder auf einer Leiter hineinsteigen muß. 2) Gewölbte Höhlen. Man geht zur ebenen Erde hinein und gelangt zuerst in einen schmalen ausgemauerten Gang, darnach in das eigentliche Kellergewölbe, dessen Steine meist nicht „verputzt“ sind. 3) Felsenkeller: Das sind Höhlen, in den Felsen gehauen und mit einer Thür verwahrt. 4) Stufenkeller. Diese

sind mit Fall- oder gewöhnlicher Thür verschlossen; eine Anzahl steinener Stufen, mehr oder weniger geschickt gearbeitet, führen in den geräumigen Kellerraum, dessen gewölbte Decke, wie auch die Wände gewöhnlich mit Kalk oder Cement „verputzt" sind. In mancher Bauernwirthschaft finden wir 4 oder noch mehr Keller: Milchkeller, Kartoffelkeller ꝛc. Betrachten wir nun das alte echte Bauernhaus (Wohnhaus) der Randsachsen! Auf niedriger Grundmauer erhebt sich bis unter das Dach der Holzbau (Säulenwerk, resp. Fachwerk), von Außen mit Lehm verdeckt und geglättet, zuweilen mit Kalk, zuweilen sogar nur mit Lehm verputzt, so daß das ganze Gebäude die gelbe Farbe des Lehms bis unter das Dach zeigt. Letzteres ist mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt, nur ganz ausnahmsweise noch mit Stroh oder Schindeln. An den Giebeln, die der Straße zugekehrt sind, finden wir zuweilen bauliche Verzierungen. Die Balken, gewöhnlich dunkel gefärbt, sind bald verarbeitet zu romanischen Rundbogen, ruhend auf je 2 Säulen, bald zur Form eines X mit geraden oder gebogenen Linien zusammengestellt. Wir treten durch die geräumige Hausflur im Parterre ein in die Wohnstube. Dieselbe beansprucht die ganze Breite des Hauses, sodaß sie von 3 Seiten ihr Licht erhält durch ziemlich kleine Fenster, an welchen gewöhnlich äußere (selten innere, sogenannte „Schiebe-") Läden angebracht sind. Die neuen Bauernhäuser dagegen haben große Fenster ohne Läden. In der echten alten Bauernstube sieht man nichts von Kalk oder Tünche oder Tapete, sondern alle 4 Wände, sowie Decke und der größte Theil des Fußbodens bestehen aus Holz („gebiehlte" = gebohlte Stuben). Die Wände werden dadurch hergestellt, daß man auf der niederen Grundmauer starke Holzbohlen wagerecht aufeinanderlegt und ineinander einfügt. An der Decke erblickt man die Balken, quer über denselben Bretter aneinandergearbeitet, glatt gehobelt und gekehlt. An der Decke ist zuweilen eine Inschrift angebracht, öfter, aber nicht immer (gegen John: „Von Sachsens Bauern" ꝛc. S. 14) der Name des Bauherrn und Baumeisters und die Jahreszahl der Erbauung. Der Fußboden besteht größtentheils aus einfachen Holzdielen, nur von der Thürschwelle an ist etwa der vierte Theil desselben mit Steinplatten bedeckt. Hier stand einst der riesige Kachelofen, der sich von der Stubenthür an bis ziemlich zur Außenwand hin erstreckte. Daran angefügt fand man die „Blasen", große, kupferne oder eiserne kesselähnliche Behälter, in denen man Wasser erhitzte. Der Ofen hatte ein großes „Ofenloch", in welchem nur Holz gefeuert wurde, da hinein schob man vermittels einer langen Ofengabel die Töpfe, welche das zu kochende Wasser, Gemüse, Fleisch ꝛc. bargen. Den Raum zwischen dem Theil des Ofens, an welchem die „Blasen" angebracht waren, und der Außenwand nannte man die „Blasenstube", den äußersten Winkel desselben „die Hölle" (= Höhle = das Hohle). In der neueren Zeit hat bei den Randsachsen wohl fast überall der eiserne Ofen mit seiner Kochmaschine den alten Kachelofen verdrängt, und man feuert Torf und Kohlen, ähnlich wie in den Städten. Auch werden die echten Bauernstuben immer seltener; wenigstens überstreicht man Wände und Decke oft mit Farbe oder Firniß, um der schwierigen Arbeit des Scheuerns (namentlich bei der Decke) überhoben zu sein. In vielen Bauernhäusern hat man die Wohnstube durch eine Scheidewand in 2 ungleiche Theile getheilt, sodaß neben der großen eine kleine Stube entstanden ist, die als Empfangszimmer für den „Besuch" benutzt wird. Oefter wurde die „kläne Stobe" ermöglicht durch den „Frontspieß"; in den allermeisten neueren (steinernen) Häusern ist sie von vornherein angelegt. Doch auch hier findet man zuweilen die Steinwände und die Decke mit Holz getäfelt, sodaß diese Stuben den „gebiehlten" ähnlich sind. Achten wir nun auf „den Hausrath" (Möbel) in der Stube! Wir erblicken da den großen quadratförmigen Tisch mit starkem, kreuzförmigem oder schräg zusammengearbeitetem Untergestell, an welchem 12 Personen Platz zum Essen haben. Meist sehen wir hier noch einen modernen „Ausziehtisch", zuweilen noch einen dritten, einfach gearbeiteten Handwerkertisch für Schneider und Schneiderinnen. An den Wänden der Bauernstube sind rings herum Bänke ohne Lehnen befestigt, auch sieht man am Ofen öfter die „Ofenbank"; daneben hat man noch bewegliche Holzbänke mit Lehnen, deren Sitzbrett zugleich der Deckel eines Kastens ist, in welchem Kleidungsstücke ꝛc. aufbewahrt werden. Ferner sehen wir hier Holzstühle einfachster Art. In das starke Sitzbrett sind 4 Löcher schräg eingebohrt und in diese die 4 kunstlosen Beine eingekeilt. Die Rücklehne besteht ebenfalls aus einem starken, rundgesägten Brette, das in das Sitzbrett schräg eingekeilt ist. Solche Stühle stammen aus dem 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Neuere Holzstühle etwa aus dem letzten Drittheil des 19. Jahrhunderts haben ein dünneres Sitzbrett und unter demselben ein Gestell mit vier glattgearbeiteten etwas geschweiften Beinen. Die Lehne ist viereckig, bestehend aus mehreren Holzstücken. Ihre Farbe ist meist rothbraun. Außer den Holzstühlen trifft man bei den Randsachsen auch moderne Rohrstühle an. In manchen Bauernstuben sehen wir noch den alten mit Leder überzogenen Großvaterstuhl, „in dem der alte Auszügler die meisten Stunden seines Lebensabends verbringt". An einer Wand der Wohnstube steht das „Kanapee" — auch in der kleinen Stube, die immer mit wenigen, modernen Möbeln ausgestattet ist, findet man gewöhnlich ein solches. Das Holzwerk desselben ist gelb oder dunkelroth angestrichen, entweder mit Lederpolster oder mit Kattunüberzug versehen, der letztere wird angeknöpft. Der alte „Seeger" (= Seiger = Zeiger, nämlich Zeit-An-Zeiger), die große Wanduhr, mit ihrem „Seegerhause", dem bretternen Gehäuse, das von dem Fußboden fast bis zur Decke der Stube reicht und Perpendickel nebst Gewichtsschnuren birgt, ist nur noch selten zu sehen, meist hat ihn der moderne Regulator verdrängt. Weiter sehen wir in vielen Bauernstuben einen kleinen Wandschrank zum Aufbewahren von Büchern ꝛc. Die aus dem 18. Jahrh. stammenden sind bunt bemalt, die aus späterer Zeit meist rothbraun angestrichen; wir sehen auch hier den Glasschrank, dessen Holz gelb oder braun gefärbt ist und der zum Aufbewahren von Porzellan (Kaffeetassen, Teller, Nippsachen) dient. In mancher Bauernstube finden wir auch noch in einer Nische der Wand nicht weit vom Eingang das aus alter Zeit stammende Schüsselbrett. Nicht weit vom Ofen steht die Käsebank. Doch wird diese in neuerer Zeit vielfach in die Küche verwiesen. Die Käsebank ist ein großer länglicher viereckiger Kasten, ähnlich einem tafelförmigen Clavier. Ihr Inneres ist mit Zink oder Blech ausgeschlagen. Hier reifen in Käsenäpfen ihrer Vollendung entgegen die sogenannten Altenburger Ziegenkäse, die freilich nicht selten luci a non lucendo genannt werden können, da sie weder aus dem Altenburgischen stammen, noch von Ziegenmilch bereitet werden. Auch die „Quale" (das weißleinene Handtuch) und der Spiegel fehlen nicht. Letzterer ist oft besteckt mit Einladungs- und Gratulationskarten und Briefen. Daher die Redensart: „Nich häng'r'n (hinter den) Spiegel stecke". Als Wandschmuck finden wir bei den Randsachsen öfter Bilder aus der heiligen Geschichte, patriotische Bilder (den König, den Kaiser), bunte Soldatenbilder, darstellend den Sohn des Hauses oder einen Verwandten mit der Unterschrift: „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit", ferner Photographien der Familienglieder, Freunde und Verwandten, „Haussegen", „Leichenbilder", Anerkennungsurkunden, Ehrendiplome, von verschiedenen Vereinen und Ausstellungen herrührend, oft auch den Spruch: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird weiter helfen!" Neben der Wohnstube sehen wir die Küche, in der sich oft die Heizungsvorrichtung für den Ofen der Wohnstube, der Kessel mit seinem Feuerherd, die Sommermaschine und der Eingang zum Backofen befinden. Letzterer ist in den älteren Häusern als äußerer Anbau vorhanden, in den neueren aber eingebaut. Außer Küchenbank, Tisch und Topfbrett sehen wir hier oft die Käsebank, die Waschwanne und das Butterfaß. Aus der Küche kommen wir in das Speisegewölbe, deren es in manchen Bauernhäusern 2 oder 3 neben einander giebt. Hier finden wir die „puworzje" (= Regal). Viele Wohnhäuser der Randsachsen enthalten im Parterre keine weiteren Räume. Wenn wir bei Wuttke (Sächsische Volkskunde, Dresden 1900, S. 415) lesen: „An der Hausflur den Wohnräumen gegenüber liegt der Kuhstall, sowohl von der Hausflur, als auch vom Hofe aus durch eine Thür zugänglich" — und bei John („Von Sachsens Bauern" ꝛc. S. 14): „Links von der Hausflur, aber immer noch unter dem Dach des Wohnhauses ist der Kuhstall mit anstoßendem Grashause": so ist dieses durchaus nicht überall bei den Randsachsen zutreffend. In der Crimmitschauer Gegend ist es nur Ausnahme, wenn der Kuh- oder Pferdestall sich im Wohnhause mit befindet. Steigen wir nun die hölzerne Treppe (in den neueren Bauernhäusern ist sie steinern) hinauf, so gelangen wir in einen geräumigen Vorsaal, welcher hinsichtlich seiner Größe der Hausflur entspricht. Von hier aus führen Thüren in die Schlafkammern der Familie, die Gastkammer und Vorrathskammern (in den neueren Häusern auch in die „feine Stobe" (= gute Stube). Sehen wir uns nun den „Hausrath" in den Kammern an, den die Braut „zen Kammerwohn" (= zum Kammerwagen = Ausstattung) mitbekommen hat! Die Betten der Randsachsen sind sehr breit,

so daß sich eine Person nach allen 4 Himmelsrichtungen hin bequem ausstrecken kann. Man nennt sie „zweemannsche“ (zweimännische). Die Bettüberzüge sind meist roth und weiß karrirt, die älteren aus dem 18. Jahrh. stammenden blau gefärbt und mit weißen Blümchen übersäet; ganz weiße findet man nur ausnahmsweise. Bettstellen aus dem 18. Jahrh. finden wir in Menge vor, etliche dürften noch älter sein. Sie haben bunte Farben. Auf himmelblauen Feldern sind rothe, gelbe, weiße, dunkelblaue Blumen, grüne Blätter und bunte Bänder, zuweilen auch Landschaften und Porträts gemalt. Am Kopf- und Fußende des Bettgestelles sehen wir oft recht sinnige Verse: „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ!“ „Wenn ich mich lege nieder, so weckt mein Jesus mich am Morgen wieder.“ „Durch Dein Engel die Wacht bestell', daß uns der böse Feind nicht fäll'!“ „Gottes Güt' und Treu ist alle Morgen neu!“ „Ein Weib, das Gott den Herren liebt und sich selbst in der Tugend übt, ist viel mehr Lobs und liebenswerth, als alle Perlen auf der Erd!“ An einem „Himmelbett“ aus dem Jahre 1793 fand Verfasser auf dem Kopfbrett 2 Engelsfiguren gemalt, die eine grüne Ranke halten, darin liest man:

„Ein Herz, das Jesum faßt,
Geduld und Glauben übt,
Wird von Asmodi (Tobias 3, 8)
Im Ehestand nicht betrübt.“

Freilich sieht man zuweilen auch an Bettstellen Verse von solcher Derbheit und Naivetät, daß man sie nicht gut zum schriftlichen Ausdruck bringen kann. Oefter finden wir an alten Bettstellen Namen und Jahreszahl. Aehnlich bemalt wie die Bettstellen sind die Kleiderschränke aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Nur daß bei ersteren die Hauptfarbe himmelblau, bei letzteren roth ist. Auch an den Schränken giebt es nebst Namenszug und Jahreszahl oft hübsche Sinnsprüche, z. B.: „Wenn wir Nahrung nnd Kleidung haben, so lassen wir uns begnügen“ (1783). „Licht ist dein Kleid, das du anhast, du breitest den Himmel aus wie einen Teppich!“ Psalm 104, 2 (1731). „Es ist kein schöner Kleid als Ehre, Treu' und Redlichkeit.“ Die „Lade“ oder „Truhe“ ist ein einfacher Holzkasten, ca. 2 m lang, ¾ m breit und ebenso hoch. Die aus dem 18. Jahrh. stammenden Laden (1770, 1738 ꝛc.) sind ähnlich bemalt wie die beschriebenen Bettstellen und Kleiderschränke (himmelblaue Felder mit bunten Blumen), die aus dem 17. Jahrh. (1693, 1691 ꝛc.) sind zum Theil sehr groß und ebenfalls mit bunten und zwar sehr großen Blumen bemalt. Ihre Hauptfarbe ist dunkelblau. An ihnen entdecken wir Verzierungen in erhabener Holzarbeit. Auch Kleiderschränke aus dem 17. Jahrh. finden sich vereinzelt bei den Randsachsen vor. Die sind ähnlich gemalt und verziert wie die Laden, und gleich diesen aus tadellosem Holz gearbeitet. An den Laden liest man nicht Sprüche, sondern nur den Namen des Besitzers und die Jahreszahl der Verfertigung. Bettstellen, Schränke, Laden, Commoden aus der Zeit von ca. 1830—1870 sind einfach gearbeitet und meist gelb oder dunkelroth gestrichen. Dagegen haben die Möbel aus der Zeit von 1870—1900 gewöhnlich die dunkelbraune Farbe der Nußbaumimitation. In neuerer Zeit vertreten Holzkoffer mit „abgerundetem“ Deckel und dunkelbrauner Farbe vielfach die Laden. Steigen wir nun noch eine hölzerne Treppe höher, so finden wir den Bodenraum, „Oberboden“, „Spitzboden“, wo das Getreide aufgeschüttet liegt. In einer Ecke desselben sehen wir auch das gänzlich außer Gebrauch gesetzte, früher viel gebrauchte Spinnrad.

Die alten Bauernhäuser mit ihren hölzernen Stuben und Fachwerk verschwinden bei den Randsachsen immer mehr und machen massiven Steinbauten Platz. Die Seiten- oder Wirthschaftsgebäude betrachtend, finden wir gewöhnlich in dem einen den Pferdestall, Reservestall und sonstige Wirthschaftsräume, in dem anderen oft den Kuhstall mit den Schweineställen und der „Graskammer“. Ueber dem Kuhstall sind die Schlafkammern der Mägde, über dem Pferdestall die der Knechte. Oft entdeckt man in einem Wirthschaftsgebäude im 1. Stockwerk einen hölzernen Laubengang, der sich wie ein Corridor unter dem schützenden Dache längs der Front des Gebäudes im Innern des Hofes hinzieht, von dem aus verschiedene Thüren in je eine Kammer führen. Die Scheuer steht, wie schon angedeutet, oft dem Wohnhause gegenüber und ist zuweilen verbunden mit dem Schuppen, resp. der Wagenremise. Ihr Hauptbandwerkszeug, der Dreschflegel (Flegel = Flägel = Flügel) wird immer mehr verdrängt durch die Göpeldreschmaschine. Die älteren aus Fachwerk erbauten Scheuern sind nicht selten mit hölzernen (bretternen) Giebeln und Flügelthoren versehen, während die neueren meist steinerne Bauten sind und „Schiebethore“ haben. Vor dem Wohnhause nach der Dorfstraße zu gelegen erblicken wir gewöhnlich ein wohlgepflegtes, mit Stacket eingefriedigtes Gärtchen („Klänegahrten“), das herrliche Rosen, weiße Lilien, stolze Tulpen, bescheidene Veilchen, zarte Nelken, buntfarbige Aurikel und dunkelgrüne Blattgewächse gar lieblich zieren. An Gemüse erbaut die Randsachsenhausfrau hier: den feinschmeckenden Salat, die thränenzwingende Zwiebel, die saftige Gurke, den fetten Kohl, den lanzenförmigen Spinat, die krause Petersilie, die süße Möhre, die würzige Erdbeere, die bewehrte Stachelbeere und die purpurne Johannisbeere. Theils an den Thorwegen, theils an den Häusern der Randsachsen erblicken wir oft Inschriften. Zuweilen in Goldschrift, zuweilen in schwarzer Farbe sehen wir die Namensbuchstaben oder den vollständigen Namen des Besitzers und die Jahreszahl der Erbauung. Bald finden wir kleine historische Notizen, z. B.: Durch Blitz verbrannte dieses Gebäude am 20. Juni 1895 und wurde bis zum 15. August wieder aufgebaut. Besitzer: (folgt der Name); bald macht der Bauherr über das Geldausgeben seine Bemerkungen:

„Bauen ist eine schöne Lust
Hätt' ich das aber zuerst gewußt,
Das es so viel Geld gekost,
Wär mir vergangen alle meine Lust. 1761.“

„Durch der Gewerke Fleiß und Müh'
Steht dieses Gebäude nun auch hier.
Den Gewerken geht es nur über die Hände,
Dem Bauherrn aber über das Geld;
Wenn ihm aber nur der Bau gefällt. 1797.“

Bald kämpft man gegen die „Neider“ (Kritiker):

„Ich köre mich an nigts,
Ich laß die Leute kliegeln,
Wer will den Jederman
Das lohse Maul verigeln
Mann kan nicht bösser thun
Als das mann darzu lacht,
So haben sich die narrn
Vergebens Müh gemacht. 1764.“

„Die Neider mögen spotten, lachen,
Der Herr wird sie zu Schanden machen. 1797.“

Treues Bekenntniß zu Gott spricht sich in folgenden Worten aus:

„Wohl dem, der auf den Felsen baut
Und dabei seinem Gott vertraut,
Da mögen Sturm und Wetter gehn,
Der Bau bleibt unbeweglich stehn. 1797.“

Gott die Ehre giebt folgender Spruch: „Soli Deo gloria. 1797.“

Fürbitte enthalten die Worte: „Alle die hier ein und ausgehen für und für, behüte treuer Gott für aller Noth.“

Mit Joachim Magdeburg bekennt den christlichen Glauben dieser Vers:

„Wer Gott vertraut
Hat wohlgebaut
Im Himmel und auf Erden!
Wer sich verläßt
Auf Jesum Christ,
Dem muß der Himmel werden.“

Von tief innerlicher Frömmigkeit zeugt folgende Inschrift: „יהוה (Jehovah). Der Herr führt seine Heiligen wunderlich. Kennst Du mich? Ps. 4, V. 4.“ Eine bei den Randsachsen beliebte Hausinschrift ist diese: „Wir bauen alle fest und sind nur fremde gest. Wo wir wollen ewig seyn da bauen wir gar wenig drein. 1799.“

Wir wollen hoffen, daß die Randsachsen über ihren interessanten irdischen Bauten die „Behausung von Gott erbauet“ nicht vergessen. (Vergl. Frost, Illustrirte Chronik, Crimmitschau 1900, S. 50 ff.) G. A. Frost.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 54. Dienstag, den 7. Mai, Abends. 1901.

Die Vogelwelt in den sächsischen Teichrevieren und ihre Abnahme.

Von Robert Berge, Zwickau.

Schon ein Blick auf die Karte bestätigt, daß der Schwerpunkt der Teichwirthschaft Sachsens nicht in den rauhen Lagen der südlichen Gebirge, sondern in den nördlichen milderen Niederungen belegen ist, der größte Theil der Teichanlagen demnach unter dem Einflusse klimatischer Verhältnisse steht, welche dem Pflanzen- und Thierleben eine günstige Sommerperiode zur Entwickelung darbieten. Wenn im Frühjahr die Gewässer der Berge noch im Eisschmuck funkeln und der Schnee den Schoß der Erde verschließt, erwacht im Niederlande bereits das Leben und lockt zahlreiche zurückkehrende Zugvögel an. Früh und üppig keimt hier die Pflanzenwelt hervor und schafft den gefiederten Ansiedlern rechtzeitig gesicherte Brutwinkel, wogegen den Gewässern des Gebirges eine verhältnißmäßig spät emporsprossende, gewöhnlich kurzwüchsige Flora aus Riedgräsern, Binsen, Schachtelhalmen u. s. w. zu eigen ist. Die Vertreter der unteren Thierwelt: Insecten, Schnecken, Gewürm wuchern in den tieferen Lagen ebenfalls reicher auf und spenden ihre Nahrungsquellen im Frühlinge eher und im Spätjahre länger, sodaß die Niederungsteiche infolge der bevorzugten natürlichen Bedingungen einen erheblichen Vogelreichthum beherbergen. Das Interesse an dieser eigenartigen Vogelwelt bewegt sich indessen vielfach in den Grenzen enger Räumlichkeiten und tritt öfters kaum über die nächsten Bevölkerungskreise nennenswerth hinaus, da jene Reviere meist abgeschieden und von den Verkehrslinien fern liegen, während denjenigen Vögeln, deren Verbreitung sich überall hin ausdehnt und bis in die Verkehrscentren reicht, wie namentlich den Singvögeln, allgemeine Aufmerksamkeit zu theil wird. Das Wassergeflügel dieser Landschaften befindet sich jedoch auch in Sachsen unter dem Zeichen eines fortschreitenden Hinschwindens, so daß verschiedene Arten schon ausgerottet, andere im Aussterben begriffen sind. Die Ursachen hiervon scheinen nur theilweise in Entziehung der Aufenthaltsvoraussetzungen durch veränderte Culturzustände zu liegen, müssen zum anderen Theil aber der directen Verfolgung von Menschenhand auf die Rechnung geschrieben werden. Die eigentliche Jagd scheint an dem letzteren Umstand nur in gewissen Beziehungen betheiligt zu sein, insbesondere insofern es sich um Vernichtung von Raubvögeln handelt. Nachdrücklicher wirkt die Wahrnehmung der Fischereiinteressen, welche durch das Emporschnellen der Fischpreise in neuerer Zeit selbstverständlich energischer betrieben wird als jemals. Da jede Ausrottung eine Lücke in den Zusammenhang der Natur und ihre Harmonie schlägt, so darf man sich jedenfalls berechtigt fühlen, die Frage aufzuwerfen, inwieweit, ohne gleich zum Aeußersten zu schreiten, eine bloße Niederhaltung der für schädlich gehaltenen Vogelarten genügen könnte, umsomehr, als bekanntlich die Ergebnisse des umsichtigen Ornithologen mit den Anschauungen der Fischzüchter nicht selten in Widerspruch gerathen. Es dürfte sich nach alledem empfehlen, der in Rede stehenden Vogelwelt eine Besprechung zu schenken und die schwebenden Fragen einer Erörterung zu unterziehen. Eine Heerschau über die in unsern Teichländereien brütenden Vögel zeigt, daß sie allen bei uns einheimischen Ordnungen angehören. Besonders typisch sind aus der Reihe der Singvögel die Rohrsänger und Rohrammer, von den Sitzfüßlern Blaurache und Wiedehopf, unter den Raubvögeln, außer den auch anderwärts vorkommenden, die Rohrweihe und der Fischadler, sowie zahlreiche Sumpf- und Schwimmvögel aus den Ordnungen der Schreit- und Laufvögel, Zahnschnäbler, Seeflieger und Taucher.

Was zunächst die Rohrsänger anbelangt, so finden sich bei uns von den Acrocephalen oder eigentlichen Rohrsängern die Rohrdrossel, der Teich-, Schilf- und Sumpfrohrsänger, und von den sogenannten Heuschreckensängern oder Locustellen Locustella naevia, eine Art, deren eigenthümlicher, schwirrender Gesang dem bekannten Zirpen unserer großen grünen Laubheuschrecke fast täuschend gleicht und nur von einem geübten Ohre unterschieden werden kann, sodaß der Name Heuschreckensänger sehr bezeichnend gewählt erscheint. Die Rohrsänger, kleine, schlanke, den Grasmücken ähnliche Vögel mit brauner Oberseite und weißlichem Unterkörper, abgerundetem Schwanze und spitz zulaufendem Kopfe, sind dem Aufenthalte an Sumpf und Wasser oder mindestens feuchten Orten vortrefflich angepaßt. Unruhig Rohr, Gesträuch oder anderes Pflanzengewirr durcheilend, schnappen sie zahllose Wasserinsecten, Mücken, Schnaken, Fliegen, Libellen, Hafte, kleine Schmetterlinge, Käferchen, Blattläuse u. s. w., nebst Larven, Puppen und Eiern hinweg, im Spätsommer auch Beeren, die an ihren Aufenthaltsplätzen reifen. Der Gesang der einzelnen Arten ist verschiedenartig: bei den schlechteren Sängern herrschen knarrende Töne vor, welche an Froschlaute erinnern, während andere wohlklingende Flötenlaute vortragen, die sich bei dem Sumpfrohrsänger (Acrocephalus palustris) zu den herrlichsten Melodien erheben, welche wir überhaupt in unseren Gegenden hören. Dieser unermüdliche Vogel stimmt seine Weisen, in die er übermüthig auch andere Vogelstimmen einflicht, selbst in der Stille der Nacht an, auf Hunderte von Schritten vernehmlich, durch Kraft und Schönheit fast mit der Nachtigall wetteifernd, und wenn die Klänge, begleitet von dem leichten Rauschen der Rohrmassen und dem plätschernden Spiel der Wellen, durch den lauen Frühlingswind zum Ohre geführt werden, welcher für Naturreize offene Sinn vermöchte sich ihrem Zauber zu entziehen? Im Rohr oder Gesträuch verbergen die Rohrsänger ihr Nest und flechten es in einiger Höhe über dem Erdboden oder Wasserspiegel als leichte, schaukelnde Wiege kunstvoll zwischen die Halme ein. Von dem Menschen haben diese harmlosen Geschöpfe nichts zu befürchten, zumal sie auch die Gefangenschaft nur schwer aushalten und ihr Fang mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, ihr Vorkommen hängt somit allein von den natürlichen Bedingungen ab. Dies letztere bezieht sich auch auf den Rohrammer oder Rohrsperling, der sowohl in Größe und Färbung, wie durch einzelne Stimmlaute mit dem Sperling eine gewisse Aehnlichkeit hat. Das Hähnchen, bei dem sich von dem Braun der oberen Körperseite, durch einen weißen Nackenring getrennt, der schwarze Kopf mit einem weißen Seitenbande, und von der weißen Bauchseite die schwarze Kehle keck abhebt, kann für einen hübschen Vogel gelten. Auch er belebt Rohr, Schilf und Ufergebüsch durch sein munteres Wesen und die einfachen, aber nicht unangenehmen Lieder, außer Kerbthieren auch allerhand Sämereien, besonders von Wassergewächsen verzehrend. Zahlreiche Rauch-, Mehl- und stellenweise auch Uferschwalben, Thurmsegler, Bachstelzen- und Pieperarten, Grasmücken, Laubsänger, Fliegenfänger, Pirole und andere zieht der unerschöpfliche Insectenreichthum zur Ansiedlung herbei. Die Verminderung der Schwalben, über die man neuerdings so viel schreibt, dürfte in diesen dünnbevölkerten und insectenreichen Landstrichen kaum zu spüren sein. Von der Stadt- oder Mehlschwalbe (Chelidonaria urbica) ist von verschiedenen Seiten behauptet worden, daß ihr Verschwinden aus den Städten mit der neueren massiven Bauart der Häuser zu erklären sei, indem ihre schweren, bis auf eine kleine Einflugsöffnung ringsum geschlossenen und vorwiegend an der Außenseite der Gebäude dicht unter dem Dache angeklebten Nester an den glatten Wänden nicht mehr hafteten. Man kann jedoch, z. B. in der Lausitz, nahe bei Teichen, wo es von Insectenschaaren wimmelt, an steinernen, neuen Gebäuden, die für die Befestigung keine besonderen Stütz-

punkte bieten, die Nester vielfältig und zuweilen in großer Menge hängen sehen. Die Mehlschwalben müssen demnach im Stande sein, auch derartige Dachsimse zu benutzen, und thun es, sobald reichliche Vorräthe an Kerbthieren dazu einladen. Der Rückgang der Schwalben scheint demnach mehr auf eine Magenfrage zurückzuführen zu sein. Die Anhäufung der verschiedensten Singvogelarten in diesen Gegenden lockt viel Kuckucke an, welche die willkommene Gelegenheit, ihre Eier unterzubringen, sehr bald entdecken, und nicht leicht wird man die interessanten Brutschmarotzer anderswo zahlreicher bemerken. Die Staare, deren Vermehrung bei uns in's Ungeheure gestiegen ist, betrachten die Rohrdickichte als sichere Nachtquartiere und fallen vom Sommer bis zum Abzuge im Herbste an manchen Orten allabendlich in rauschenden Wolken ein. Wo sich, wie häufig, Waldungen mit alten Beständen in der Nähe ausdehnen, bilden die Reviere ein Dorado der Spechte und ihres Gefolges an Höhlenbrütern, welche gern die gemeißelten Löcher in Besitz nehmen: der verschiedenen Arten Meisen, der Spechtmeise, des Baumläufers, Wendehalses, Gartenrothschwanzes, Trauerfliegenfängers, der Dohle, des Thurmfalken, mehrerer Eulen, der kleinen Holz- oder Hohltaube, des Wiedehopfes, der Blauracke ꝛc. Daß man außerdem, neben dem allbekannten Rucksen der Ringeltauben, die eigenthümliche schnurrende Balzstrophe der Turteltaube vernehmen kann, welche sich zugleich in anmuthigen Flugspielen producirt, bringt die Gunst der natürlichen Bedingungen ebenfalls mit sich. Von den genannten Vögeln erscheinen zwei in ihrem Vorkommen bedroht: der Wiedehopf und die Blauracke oder Mandelkrähe, beide höchst nützliche Insectenfresser, dazu originelle, schöngefärbte Vogeltypen. Man trifft innerhalb Sachsens die Blauracke ausschließlich und den Wiedehopf noch am meisten in dem nördlichen Theil der Lausitz an, während sie aus verschiedenen Gegenden, wo sie früher als nistend angegeben wurden, verschwunden sind. Die Blauracke, welche durch ihr prachtvolles, blaugrün, blau, zimmtbraun und schwarz erstrahlendes Gefieder, ihr lebhaftes Wesen und die häufigen, theils ihr eigenthümlichen, wie ein rauhes „Rack" klingenden, theils den Krähen- und Elsterstimmen ähnlichen Rufe sich bemerkbar macht, ist in ihren Brutlöchern sehr beschränkt, da sie nicht ins Innere der Wälder geht, sondern nur die an den Rändern oder in lichten Gehölzen und Ufergebüschen gelegenen Höhlen bezieht. Werden die Nistbäume, in der Lausitz alte Eichen oder Kiefern, gefällt, so ist sie zum Auswandern genöthigt. Der Wiedehopf, etwas kleiner als die Blauracke und ungefähr von Amselgröße, dessen langer, sanft gebogener Schnabel und hoher Federbusch auf dem Kopfe ihn abenteuerlich ausstatten, führt ein stilleres Dasein. Als „Kuckucksküster", wie ihn die Bevölkerung nennt, trifft er im Frühjahr vor dem Kuckuck ein, und sein Ruf „Hup-hup" könnte diesem fast abgelernt erscheinen, aber von den zwei, mitunter auch drei Huphup-Tönen wird der letzte nicht tiefer, wie beim Kuckuck, sondern in gleicher Höhe mit dem ersten vorgetragen, und wie es ihm hiernach an Modulation fehlt, so ist seine Stimme auch weniger rein und klangvoll und schlägt ein etwas hastigeres Tempo ein, sodaß Duette zwischen beiden, welche man im Frühlinge nicht selten zu hören bekommt, entschieden zu Ungunsten des Wiedehopfes ausfallen. Für die Seltenheit von Blauracke und Wiedehopf brauchen nicht directe Nachstellungen verantwortlich gemacht zu werden, ihre außerordentliche Menschenscheu und die Entziehung der Nistgelegenheit durch Beseitigen alter, höhlenreicher Bäume genügen schon zur Erklärung. Letzterem Uebelstande läßt sich durch Anbringung von Nistkästen begegnen, diese Vögel an den Menschen und die Cultur zu gewöhnen, dürfte jedoch für unsere Gegenden aussichtslos sein. In Griechenland allerdings bauen sich die Blauracken, wo es ihnen an anderer Gelegenheit fehlt, selbst unter den Dächern von Landhäusern an, und der Wiedehopf macht sich inmitten der Dörfer und Städte Nordafrikas, alle Scheu abstreifend, seßhaft, weil der Schmutz und Unrath, welcher dort in allen Winkeln herumliegt, von zahllosen ihm zur Nahrung dienenden Maden, Fliegen und Käfern durchwühlt wird und die Bewohner ihn gern dulden. Der Eisvogel, im System gleich Blauracke und Wiedehopf zu den Sitzfüßlern gezählt, verzehrt freilich neben anderen Wasserthierchen auch kleine Fische, doch tritt er so vereinzelt auf, daß er wirklichen Schaden nicht anrichten kann, und man sollte ihn seiner Farbenpracht wegen nicht, wie es öfters zu geschehen pflegt, erlegen, sondern gerade schonen.

Was die Raubvögel betrifft, so waren für die Teichreviere besonders der Fischadler (Pandion haliaëtus) und die Sumpf- oder Rohrweihe (Circus aeruginosus) charakteristisch. Ersterer, auch unter dem Namen Karpfenheber und Entenstößer bekannt, ist ein stattlicher Vogel mit graublauen, rauhbeschuppten Füßen, ohne die bei anderen Raubvogelarten vorhandenen Federhosen, brauner Ober- und weißer Unterseite und weißem Kopf, an dem jederseits ein dunkles Band nach hinten verläuft. Es gewährt einen wunderbaren Eindruck, wenn er, seine langen, schmalen Flügel ausgestreckt, über den Gewässern kreist, rüttelnd stehen bleibt und, die Flügel an den Körper gezogen, plötzlich in die Fluth nach einem Fische herniederfährt, so daß das Wasser über ihm zusammenspritzt. Hat er sich wieder emporgearbeitet, so sieht man, unrettbar verloren, die Beute in den Krallen hängen, wenn er nicht, was oft vorkommt, einen Fehlstoß gethan hat. Der Schaden, den er verursacht, ist nicht gering, Fische bis zu mehreren Pfund trägt er noch davon, und es werden verschiedene Fälle berichtet, daß zu starke Karpfen, in die er sich verkrallte, ihn unter das Wasser rissen, dadurch ertränkten und seine Füße noch im Rücken trugen, als sie gefangen wurden. Vom Nützlichkeitsstandpunkte aus läßt sich sein Thun somit nicht vertheidigen, obwohl es beklagt werden kann, daß auch die letzten Reste dieses schönen Räubers bei uns wahrscheinlich der Vernichtung anheimgefallen sind. Das Verzeichniß der Vögel Sachsens von Meyer u. Helm, 1892, enthält die Angabe: „Nur noch in der Lausitz vereinzelt Brutvogel." So sehr ich mich aber in den letzten Jahren bemüht habe, daselbst einen Horst ausfindig zu machen, um einen Nachweis für sein Nisten zu erlangen, alle Nachforschungen führten zu negativen Ergebnissen, so daß diejenigen Exemplare, welche noch fischend über den Teichen gesehen werden, vermuthlich von ausländischen Gebieten stammen dürften. Die Rohrweihe, ein Raubvogel von schlanker Gestalt, brauner Hautfarbe und weißlichem Kopf, dessen vorderer Theil eulenartig, obschon schwächer, ein Federschleier säumt, nimmt, wenn sie schwimmenden Fluges schwankend und schaukelnd dahinschwebt oder in das Rohr einfällt, um ein Opfer zu erhaschen, den Blick gefangen, richtet aber ebenfalls nicht unerhebliche Verheerungen an. Wenn man in ihrem Magen auch Insecten, Mäuse, Frösche u. s. w. findet, so verschont sie gelegentlich weder junge Hasen, noch an die Oberfläche kommende Fische und ist als Nestplünderer für Wasser- und Feldgeflügel furchtbar. Fast unaufhörlich streift sie auf der Jagd nach Eiern, Jungen und den Alten der kleineren Arten durch die Flur und bekundet dabei eine ungewöhnliche Freßbegierde. Da sie ihre Beute auf der Stelle zu verspeisen pflegt, so erblickt man an Plätzen, wo sie öfters gehaust hat, zertrümmerte, ausgetrunkene Eischalen und Reste von Jungen und Alten, die auf den Nestern umherliegen, als Zeugen ihrer Thätigkeit. Auch ihr scheint daher bei uns das Todesurtheil gesprochen, man sieht sie nur vereinzelt noch nisten, und wenn ein Beobachter 1893 ihr Vorkommen bei Königswartha, nördlich von Bautzen, als gemein bezeichnet (VII.—X. Jahresbericht der Ornithologischen Beobachtungsstationen im Königreich Sachsen, 1896), so trifft das nicht mehr zu, da sie auch dort äußerst spärlich geworden ist. Schade aber wäre es trotz alledem, wenn sie in unseren Gegenden ganz aus der Reihe der Lebenden gestrichen würde, zumal man ihr auch mildernde Umstände zubilligen muß. Denn viele Vögel, denen sie nachstellt, sind theils wirthschaftlich nur von geringer Bedeutung, wie Teichhühnchen, Bläßhühner, Rallen, Regenpfeifer, Wasserläufer, theils als Fischesser mehr oder weniger selbst nicht ohne allen Makel.

Von den beiden Storcharten ist der schwarze (Ciconia nigra), der im 18. Jahrhundert allgemein als in den Wäldern Sachsens horstend angegeben wird und noch 1851 unweit Bautzen in einem Paare brütete, bei uns ausgerottet, da er Jagd und Fischerei empfindlich schädigte, und auch als Durchzugsvogel erscheint er nur wenig mehr. Hingegen bewohnt sein weißer Vetter (Ciconia alba) noch verschiedene, hauptsächlich östlich von der Elbe gelegene Bezirke, insbesondere die Lausitz und die Umgebung von Großenhain. Man findet daselbst in vielen Dörfern ein oder mehrere Nester, gewöhnlich auf Dachfirsten, und die schönen, stolzen Vögel gereichen diesen Landstrichen zu großem Schmuck. „Der in der Jägerwelt mit mehr oder weniger großem Rechte höchst übel beleumundete Storch," sagt Regierungsrath Professor Dr. Rörig in den „Magenuntersuchungen land- und forstwirthschaftlich wichtiger Vögel", Berlin 1900, „vergilt den Schutz, den ihm der Bauer vielfach und gern gewährt, diesem durch Vertilgen von allerlei schädlichem Gewürm, wird aber zweifellos das bewohnte Nest

eines Erdbrüters, ein Volk ganz junger Rebhühner oder auch Junghasen, auf welche er bei seinen Streifereien stößt, nicht unbehelligt lassen.“ In den Magen von 45 untersuchten weißen Störchen fanden sich Eireste 1 mal, Fischreste 3 mal, stark verdautes Fleisch, vielleicht von einem Junghasen, 1 mal, namentlich jedoch Mäuse, Wasserratten, Maulwürfe, Eidechsen, Frösche, Salamander, Egel, Regenwürmer, Drahtwürmer, Schnecken, Insecten, Land- und Wasserpflanzen. „Durch das Vertilgen von Raupen und Schneckenlarven,“ bemerkt Rörig weiter, „werden die Störche sehr nützlich; wenn sie aber auf Feld und Wiese dieser Beschäftigung nachgehen, wird der in der Ferne beobachtende Jäger leider oft meinen, sie auf der Suche nach jungem Wilde ertappt zu haben, ein Irrthum, den sie dann mit dem Leben bezahlen müssen.“ Mit vollkommener Berechtigung gewährleistet ihnen das Gesetz Schonzeit, und bei dem Wohlwollen der Bevölkerung und den stellenweise günstigen natürlichen Verhältnissen steht ihr Aussterben für Sachsen in absehbarer Zeit wohl kaum zu besorgen. Anders verhält es sich mit den Reiherarten, denen gesetzlicher Schutz verweigert ist. Der Fischreiher (Ardea cinerea) brütet in Sachsen zur Zeit nicht mehr, seine Ausrottung als Nistvogel fällt in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die letzten vereinzelten Horste fand man bis 1894 auf Wermsdorfer Revier, nachdem bereits seit 1888 eine auf der Insel des Horstsees bei Hubertusburg befindliche Colonie verschwunden war. Der den Grenzen Sachsens gegenwärtig am nächsten gelegene Reiherstand scheint derjenige bei Weißkollm östlich von Hoyerswerda (preuß. Oberlausitz) zu sein, wo ich Anfang Juni 1899 14 Nester, welche mit theilweise fast flüggen Jungen besetzt waren, auf hohen und meistens sehr alten Kiefern zählte, deren Durchmesser am Erdboden bis über 0,5 m betrug. Als Strich- und Zugvogel sieht man den Fischreiher indessen noch regelmäßig und nicht selten zu Schaaren angesammelt an den Gewässern. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß er da, wo er Siedelungen besitzt oder auch nur den Fischfang einige Zeit ungehindert ausübt, außerordentlichen Schaden stiftet. Ob aber das Niederknallen des geächteten, unser Gebiet nur als Fremdling besuchenden und trotz aller Verfehlungen hochinteressanten Vogels, durch Prämien gefördert, in dem bisherigen Umfange geboten ist, möchte zu bezweifeln sein. Oft dürfte es sicherlich die nämlichen Dienste verrichten, wenn er durch Verscheuchen den Laufpaß erhielte. Die Rohrdommel (Botaurus stellaris), fast eulenartig gefärbt, schmutzig gelb mit schwarzer Zeichnung, und bedeutend kleiner als der Fischreiher, ist ein Nachtvogel und würde, da sie sich bei Tage meist im Rohr und Schilf verborgen hält, nur wenig bemerkt werden, wenn sie nicht durch weithin schallende Balzlaute die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es ist ein mächtiges, tiefes Gebrüll, das eher von einem Ochsen herzustammen scheint, als von einem Vogel: „ü—prumb“, wobei der Vorschlag „ü“ durch Einziehen, der Hauptton „prumb“ durch Ausstoßen der Luft hervorgebracht und das Ganze gewöhnlich vier- bis sechsmal wiederholt wird. Das seltsame, lichtscheue Geschöpf, weit weniger schädlich als der Fischreiher, da zur Befriedigung seines entsprechend geringeren Nahrungsbedarfs neben Fischen alles andere Gethier seines Jagdgebietes, kleine Säuger, Reptilien, Lurche, Mollusken, Würmer, Insecten, dienen muß, ist ebenfalls in Abnahme begriffen, in den westlichen Landestheilen anscheinend schon ausgestorben und auch in der Lausitz nicht mehr häufig. Ein herrschaftlicher Jäger erzählte, daß er in einem Sommer 11 Rohrdommeln gegen Schußgeld abgeliefert habe. Derartig behandelte Reviere werden allerdings bald „rohrdommelrein“ sein, zumal, da die Paare ohnehin in weiten Abständen von einander und daher nur zerstreut brüten. Weniger selten ist stellenweise der Zwergreiher oder die kleine Rohrdommel (Ardetta minuta), mit ungefähr taubengroßem Körper und gelbbraunem Gefieder, von welchem sich beim Männchen Oberkopf, ein großes Rückenschild und der Schwanz schwarz, bei dem Weibchen aber nur braun abzeichnen. Obschon dieser harmlose, hübsche Reiher gleichfalls ein meist nächtliches Dasein führt, nimmt man ihn auch am Tage wahr, wenn er in tiefem Fluge über das Rohr dahinstreicht oder seine dumpfen Balzlaute eintönig aus dichtem Versteck hervordringen läßt. Wiewohl er sich, außer durch Insecten, Gewürm, kleine Frösche u. s. w., auch von Fischbrut ernährt, erscheint er wegen seiner Kleinheit wirthschaftlich ohne Belang, ist Verfolgungen kaum ausgesetzt und wird in der Regel nur gelegentlich mit geschossen. Zu den auffallendsten und häufigsten Charaktervögeln größerer, mit höheren Wasserpflanzen umkränzter Teiche gehören die Bläßen oder schwarzen Wasserhühner (Fulica atra), die sich durch ihre Lebendigkeit, ihr Geschrei, ihre Streitsucht dem Ankommenden schon verrathen, ehe sie sichtbar werden. Sie befreien ihre Umgebung von zahlreichen Kerbthieren nebst deren Larven, Muscheln, Schnecken, Würmern und tragen durch Verzehren grüner Pflanzentheile und Mengen von Samen zur Hemmung einer schädlichen Ueberwucherung der Gewässer durch niedere Wasserpflanzen bei. Unter Umständen können sie durch Wegfangen von Fischbrut oder Fortbeißen der Enten etwas unangenehm werden, doch zeigt ihre allgemeine Verbreitung, daß sie sich ausreichender Duldung erfreuen. Versteckter lebt das ein wenig kleinere, durchaus unschädliche grünfüßige Teichhühnchen (Gallinula chloropus), welches auch unbedeutende Teiche besiedelt. Zierlicher als die Bläße, mit rothem Schnabel und ebensolcher Stirnplatte, trägt es den kurzen Schwanz beim Schwimmen gewöhnlich keck aufwärts, sodaß das Weiß auf der Unterseite desselben weithin glänzt, und nickt bei jedem Ruderstoße hühnerartig mit dem Kopfe, was auch das Bläßhuhn thut, wie beide gleichfalls theils der Nahrung halber, theils um sich bei Gefahr in Sicherheit zu bringen, mit einer Sprungbewegung häufig tauchen. Aus der Familie der Rallen, zu der die beiden vorgenannten Arten gerechnet werden, bewohnen noch die Wasserralle (Rallus aquaticus), das getüpfelte und das kleine Sumpfhuhn (Ortygometra porzana und parva) unsere Teichumgebungen, doch halten sich dieselben so versteckt, daß sie sich wenig bemerkbar machen und in ihrer Verbreitung kaum genau festzustellen sind. Alle drei sind als völlig unschädlich anzusprechen, nützen vielmehr durch Insectenvertilgung. Von den Wasserläufern nisten der Rothschenkel (Totanus calidris) und der Bruchwasserläufer (Totanus glareola) stellenweise in unseren niederländischen Teichländereien, langschnäbelige Sumpfvögel von schnepfenähnlichem Aussehen und großer Behendigkeit, die in unbeschreibliche Aufregung versetzt werden, wenn man in die Nähe ihrer Brutplätze kommt, mit lautem, klagendem Geschrei ängstlich umherfliegen und sich erst beruhigen, nachdem man sich entfernt hat. Auch durch ihre hohen, silberreinen Pfeiftöne, welche sie singvogelartig oft zu längeren, flötenden Trillern vereinigen, erregen sie Beachtung, haben aber als ebenso anmuthige, wie nützliche Geschöpfe ein volles Anrecht auf Schutz. In auffallendem Zurückweichen befindet sich der allbekannte Kiebitz, dessen berühmte Eier dem großen Kanzler so werth und theuer waren. Trockenlegungen von Grundstücken und die bessere Ausnützung des Bodens verdrängen ihn leider, er verträgt die moderne Cultur nicht. Weit mehr noch ist dies der Fall bei einem anderen, gleich dem Kiebitz zu den Regenpfeifern zählenden Vogel, dem Triel (Oedicnemus scolopax). Größer als jener, von lerchenfarbigem Gefieder, mit kurzem Schnabel, großen, eulenartigen, gelben Augen und langen, gelben Beinen, bewohnt er eigentlich Flächen von wüstenhaftem Charakter, wo aus lockerem, tiefem Sande oder steinigem Boden vereinzelte Grasbüschel und lückenhaft stehende Kiefern emporwachsen. Indeß liebt er Wasser in der Nähe und lebt daher auf Haiden, welche an größere Teiche grenzen, z. B. in der nördlichen Lausitz, doch scheint er in Sachsen nur noch an wenigen Stellen zu brüten, während er auf dem Zuge häufiger beobachtet wird. Ueberaus scheu halten sich die Triele, von der Bevölkerung auch große Brachvögel genannt, am Tage sehr verborgen, wenn aber die Dämmerung eingebrochen ist, erschallen ihre Stimmen, theils unreine, kreischende Laute, theils weithin gellende Pfiffe. Sie antworten sich gegenseitig und erscheinen hierauf niedrigen raschen Fluges, um sich an die Futterplätze und zur Tränke zu begeben, geheimnißvoll im Dunkel verschwindend, und nur die Rufe verrathen, wohin sie sich gewandt haben. Insecten, Würmer, Schnecken, Mäuse, Frösche u. dergl. bilden ihre Nahrung, Schaden verursachen sie nicht. „Reminiscere auf Schnepfensuche geh“; Oculi, da kommen sie; Lätare, das ist das Wahre; Judica, sind sie auch noch da; Palmarum, trallarum; Quasimodo geniti, halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!“ Wer kennt nicht diesen fröhlichen altdeutschen Weidmannsspruch über die Schnepfensonntage? Wer wüßte aber auch nicht, daß die Waldschnepfe in Sachsen ein Wild geworden ist, welches dem Schützen nicht allzu oft mehr vor den Lauf kommt, so daß der andere Spruch oft passender erscheinen will: Oculi, sind sie nicht hie; Lätare, nicht einmal rare; Judica, noch keine da; Palmarum, trallarum. Ihre Heimstätten sind feuchte Waldungen, und man hat sie auch noch in neuerer Zeit an verschiedenen Stellen in Sachsen nistend angetroffen. Weiter verbreitet ist die Bekassine, welche als „Himmelsziege“ bei ihren Balzflügen im Frühlinge aus hoher Luft

ihre meckernden Strophen erklingen läßt und dem Jäger, der sie auf's Korn nimmt, mit raschen Schwingen zu entfliehen sucht, wobei ihre ängstlichen Aetsch ätsch-Rufe fast wie eine Verhöhnung herauskommen. Doch ist auch dieser „Langschnabel" vielfach der Entwässerung und der stärkeren Besiedelung gewichen.

Von eigentlichen Schwimmvögeln halten sich Enten, Taucher, Möven und Seeschwalben bei uns auf, die ersteren am zahlreichsten. Neun verschiedene Entenarten nisten auf den sächsischen Gewässern, darunter am häufigsten die Stock- oder Wildente, dann die Löffel- und Schnatterente, Krick- und Schnärr- oder Knäckente. Sie sind sogenannte Schwimmenten, welche nur selten tauchen, desto häufiger aber gründeln, d. h. den Kopf tief unter Wasser stecken und den Hinterleib nach oben kehren, um Futter heraufzuholen, während im Gegensatz dazu die Tauchenten mit voraufgehendem Sprunge ins Wasser niederfahren. Von letzteren sieht man auf allen größeren Teichen, sobald sie mit Wasserpflanzen bestanden sind, sehr zahlreich die Tafelente, außerdem die Moorente, seltner Reiher- und Schellente. Die Schellente (Fuligula clangula) nistet nur in der Lausitz, allgemein Bergente genannt, und bezieht gern die Baumhöhlen der Schwarzspechte. Nicht den gleichen Schutz, mit welchem man im Interesse der Jagd die Enten auszeichnet, erfahren die Taucher. Von den vier Arten, die bei uns heimisch sind, erreicht der Kron- oder Haubentaucher (Colymbus cristatus) die Körpergröße einer Stockente. Wenn er in stolzer und ruhiger Haltung, wie sie nur noch der Schwan zur Schau trägt, mit aufgerichtetem Halse, den Kopf durch ein zweizipfliges, schwarzes Federbarett geschmückt und von einem breiten, rostbraunen, schwarz eingefaßten Kragen umschlossen, den spitzigen, rothen Schnabel nach vorn gestreckt, in eng anliegende, atlasglänzende Befiederung gehüllt, auf dem glatten Wasserspiegel dahingleitet, bietet er einen ungewöhnlich reizvollen Anblick und erscheint als hervorragende Zierde unserer Gewässer. Kleiner ist der Rothhalstaucher (Colymbus griseigena), ähnlich geschmückt, nur weniger schön und von geringerer Vorsicht, daher auch leichter zu schießen als sein größerer Verwandter. Man muß erstaunen, über welche kräftigen Stimmmittel er verfügt, wenn er zur Frühlingszeit seine Balzrufe erhebt. Dieselben sind freilich nichts weniger als melodisch und gleichen oft täuschend dem lauten Geschrei eines Schweines, geeignet, einem unkundigen, einsamen Wanderer, namentlich des Nachts, Furcht und Schrecken einzuflößen. Der Schwarzhalstaucher (Colymbus nigricollis) und der äußerst verborgen lebende Zwergtaucher (Colymbus minor), welcher an Größe die Wachtel nicht viel überragt, vervollständigen diese Gruppe. Neben Insecten, Gewürm, Fröschen, Pflanzentheilen u. s. w. verzehren die Taucher allerdings kleine Fische und sind daher Verfolgungen preisgegeben, doch ist ihr Schaden erwiesenermaßen nicht so beträchtlich, eine Ausrottung zu rechtfertigen, auf die es in manchen Revieren abgesehen zu sein scheint, so daß sie hier nur die Scheu vor dem Menschen und ihre Meisterschaft im Tauchen Nachstellungen zu entrücken vermag. Colonienweise brütet die Lachmöve (Larus ridibundus), einer der verbreitetsten Charaktervögel der Teichlandschaften, der, im Gegensatz zu den vorigen, mehr die Wasserflächen und Pflanzendickichte belebenden Arten, im Verein mit der Seeschwalbe die Luft bevölkert. Beide sind vortreffliche Flieger von schöner Gestalt mit prachtvollem weißen Gefieder und unnachahmlicher Anmuth und Grazie in den Bewegungen. Die Lachmöve ist an dem kaffeebraunen Kopf sofort kenntlich. Von den Seeschwalben, die sich schon durch ihren gegabelten Schwanz kennzeichnen, brüten in Sachsen die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo), an Körperumfang ungefähr einer Turteltaube gleichend, im Flug aber viel größer aussehend, die kleine Zwergseeschwalbe (Sterna minuta) und die dunkelfarbige schwarze Seeschwalbe (Hydrochelidon nigra). Die Lachmöven sind dem Landmann außerordentlich nützlich, denn Insecten aller Art, Würmer, Schnecken, selbst Mäuse vertilgen sie mit unersättlicher Gefräßigkeit und folgen sogar dem Pfluge, um alles bloßgelegte Gezieser aufzunehmen. Viel Insecten fressen auch die Seeschwalben. Was die Fischräubereien betrifft, welche beiden Vogelarten von Interessenten zuweilen hoch angerechnet werden, so ist zu berücksichtigen, daß sie vermöge ihrer Organisation verhindert sind, tiefer ins Wasser zu dringen und nur Oberflächenfische, namentlich den wirthschaftlich ziemlich gleichgiltigen Ukelei oder Weißfisch erlangen. Da sie auch nur kleine Stücke bewältigen können, so beschränkt sich ihre Schädlichkeit auf ein sehr niedriges Maß und die Forderung einer Schonzeit verstößt durchaus nicht gegen die ökonomischen Grundsätze. Das Wegnehmen ihrer Eier, die bekanntlich sehr wohlschmeckend sind, sollte daher keineswegs bis zur Verdrängung geschehen, sondern man könnte sich mit den ersten begnügen, damit die Vögel noch im Stande wären, ein Gelege aufzubringen und nicht durch zu eigensüchtiges Vorgehen des Menschen vertrieben würden. Während der Zugperioden stellen sich in den Teichrevieren eine Masse Wandervögel ein, um Rast zu halten und den Hunger zu stillen, erfüllen die Gegend mit neuen fesselnden Bildern und belohnen die Studien des Forschers, wie die Jagdlust des Waidmanns.

Da das Bestehen der ganzen Natur auf gegenseitige Harmonie der verschiedenen Theile begründet ist, so finden sich nirgends Zustände, welche der von dem Menschen in die natürlichen Verhältnisse hineingepflanzten Cultur in jeder Hinsicht förderlich wären. Infolge dessen decken sich auch in der Thierwelt niemals die Lebensäußerungen und Thätigkeiten im Einzelnen mit dem, was wir von unserm egoistischen Standpunkte aus als Nutzen oder Schaden bezeichnen, denn die Thiere sind in erster Linie nicht um unsertwillen, sondern ihrer selbst wegen da, ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit wird deshalb stets von relativem Belang sein. So sehen wir auch die Vögel durch ihre Lebensweise und insbesondere ihre Ernährung an der Aufrechterhaltung des biologischen Gleichgewichts unter den Lebewesen ihrer Aufenthaltsorte theilnehmen, unbekümmert darum, ob sie unsere wirthschaftlichen Interessenkreise stören. Die Insectenfresser unter ihnen unterscheiden nicht zwischen nützlichen und schädlichen Kerfen, die Körnerfresser nicht zwischen den Samen des Unkrauts und der Culturgewächse, Beerenfresser machen nicht Halt vor den Früchten der Reben, der angebauten Beerensträucher, der Kirsche, und Raubvögel beschränken den Nahrungsbedarf demgemäß auch keineswegs auf ihre uns schädlichen Mitgeschöpfe. Um nicht ungerecht vorzugehen, müssen wir Schaden und Nutzen genau abwägen, aber nicht nach vereinzelten, zufälligen Wahrnehmungen oder einseitig gefaßten Darstellungen: das gesammte Leben des Vogels muß die Richtschnur liefern. Bei den meisten hier in Betracht zu ziehenden Vögeln ist in Abrechnung zu bringen, daß sie der Feld-, Garten-, Obst- und Forstwirthschaft nichts zufügen. Der Specht, welcher die gefährlichen Waldverderber vernichtet, zerhackt dabei die Bäume, der Sperling, der in die Weizenfelder einbricht, verwüstet durch das Niederknicken der Halme weit mehr, als mit dem Herauspicken der Körner, die Schwalbe selbst, welche ihre Nester an die Häuser heftet, wird durch Kothlagerungen lästig. Von derartigen nachtheiligen oder unerfreulichen Nebenumständen kann in Sümpfen oder Gewässern ebenfalls nicht die Rede sein. Es würde im Antlitze der mit urwüchsiger, rücksichtsloser Kraft gestaltenden und schaffenden Natur und des frischen, gesunden Volksempfindens gewiß ebenso sonderbar, wie verfehlt erscheinen, mit Mitteln sentimentaler Gefühlsüberschwänglichkeit, wie sie sich bisweilen in Thierschutzbestrebungen breit macht, eingreifen zu wollen. Aber das ästhetische Gewissen darf angerufen werden, um eine der eigenartigsten Zierden unseres schönen Landes, den lebensvollen Vogelreichthum unserer Teichgebiete, durch Schonung, beziehentlich Hege der gefährdeten Arten in ihrer Fülle möglichst zu bewahren und auf die späteren Geschlechter zu vererben, gleich wie Anstalten getroffen und Opfer aufgewendet werden, um Denkmale von historischem oder künstlerischem Werthe vor der Zerstörung zu schützen und der Zukunft zu erhalten. Da im Wesentlichen Staat und Großgrundbesitz als Eigenthümer jener Complexe in Frage kommen, so dürften sich die Schwierigkeiten vermindern, welche sich aufthürmen könnten, und einer günstigen Erledigung dieser in gewissem Sinne vaterländischen Angelegenheit werden bei gutem Willen keine unübersteiglichen Hindernisse den Weg sperren.

Bücherbesprechung.

— Spartanerjünglinge. Eine Cadettengeschichte in Briefen von Paul v. Szczepánski. Leipzig, Verlag von Georg Wigand, Preis 2 ℳ. — Es ist wirklich ein ganz reizendes Buch und nur ein Dichter vermag mit so greifbarer Gestaltungsgabe das Charakteristische des Cadettenlebens wiederzugeben, sodaß jeder Einzelne, der des Königs Rock im Cadettencorps getragen, glaubt, Selbsterlebtes zu lesen. Man wolle aus dem Titel nicht schließen, daß die Novelle nur Denen Freude bereitet, die militärischen Kreisen nahe stehen, sie ist für Jedermann des Lesens und des Besitzes werth; sie ist ein Werk, das die weiteste Verbreitung verdient. Jeder, der das Buch liest, wird, gleichviel ob alt oder jung, einen wahren Genuß davon haben. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 55. Donnerstag, den 9. Mai, Abends. **1901.**

Friedensgrüße aus dem großen Jahre.

Zum 30jähr. Gedenktage des Frankfurter Friedens.

Von **Paul Pasig** (Ilmenau). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nun laßt durch's Land die Friedensglocken schallen
Vom Rhein zum Belt in feierlichem Chor!
Nun laßt noch einmal die Geschütze knallen,
Des Krieges Lebewohl in's trunk'ne Ohr!
Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt' im Wind ein bunter Tulpenflor!
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden!

Das war die Losung, die vor nunmehr dreißig Jahren, als die Kunde vom endgiltigen Abschlusse des Friedens im Gasthofe „zum Schwan" in Frankfurt a. M. die deutschen Gaue durchbrauste, Aller Thun und Denken beherrschte, und der Dichter (Karl Gerok) hatte gewiß den rechten Ton angeschlagen mit der Aufforderung, noch einmal wie in den unvergeßlichen Tagen, da Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft unsere Herzen höher schlagen ließ vor Dank und Freude, in gleicher Weise das Ende des heißen Ringens zu feiern. Aber warum das? fragt vielleicht der eine und andere der geneigten Leser. Standen wir denn nicht als unbestrittene Sieger machtvoll da, und hätten wir nicht den Kampf noch Monate, ja, Jahre lang mit den gleichen, vielleicht noch günstigeren Aussichten weiter führen können? Letzteres gewiß nicht, denn unser Ziel, Sicherstellung des Vaterlandes und Sühnung der uns zugefügten Schmach, war erreicht, dazu noch ein Siegespreis errungen, so herrlich, wie ihn das kühnste Hoffen unseres Volkes kaum zu träumen gewagt hatte: die Kaiserkrone. Dann aber bleibt jeder Krieg, auch der siegreichste, nach unseres Moltke erprobtem Ausspruche, ein nationales Unglück. So war denn auch bei uns das Friedensbedürfniß ein lebhaftes und ihm entsprechend die Freude über den endlichen Abschluß des Friedens. Daß aber der Friede im Bunde mit dem Frühlinge nach einem so überaus harten Winter seinen Einzug bei uns hielt, das gab der Feier noch eine besondere Weihe, die unsere Dichter wohl zu würdigen wußten. Waren doch die ersten Märztage, die uns nach Annahme der Friedenspräliminarien den Einzug der Truppen in Paris gebracht hatten (1. März), zugleich die ersten wirklichen Frühlingstage nach einem Winter, der noch Mitte Februar das Thermometer auf 20° Kälte sinken ließ und der mit dem diesjährigen eine große Aehnlichkeit hatte. Nun war's endlich Frühling geworden! Daher konnte Oswald Marbach („Frieden und Frühling") singen:

Frühling schwebt vom Himmel nieder,
Sonnenhell wird Winters Nacht,
Dufterfüllt ist sein Gefieder,
Frieden hat er mitgebracht!

So kam es, daß manchem Dichter die aus fernem Süden heimkehrenden gefiederten Sänger Frühlings- und Friedensboten zugleich waren, u. A. Karl Bölsche:

O Frühlingsboten, Friedensboten,
Nun stimmt mit euren sanften Tönen
Die Herzen, die zu brechen drohten,
Zu mildem, menschlichem Versöhnen!

Ja singt Versöhnung auf den Grüften
Der Tapfern, die dem Schwert erlegen,
Und jauchzt den Siegern aus den Lüften
Der Heimath frohen Gruß entgegen!

Frankfurt als Stadt des definitiven Friedenschlusses wurde auch mehrfach im Liede verherrlicht. Uns fällt da ein scherzhaftes Liedchen des fruchtbaren Leipziger Sängers Müller von der Werra ein, beginnend:

Zu Frankfurt, das merke,
Im Hotel zum Schwan
Ward Friede geschlossen
Mit Frankreichs — Elan ...

Eine unverbürgte Legende berichtete, Bismarck habe sich nach Abschluß der Friedensformalitäten mit Jules Favre zu Mumm begeben, der ihn, nachdem er das wichtige Ereigniß aus so berufenem Munde erfahren, als „Friedensengel" begrüßte. Dort wurde bei einer Flasche perlenden Schaumweines das erste Friedensfest gefeiert:

Da greift zum Pokale,	Der Friede von Frankfurt
Gefüllet mit Wein,	Mög' für und mit ihm
Fürst Bismarck: Heil Friede!	Den Frieden auch bringen,
Heil Frankfurt am Main!	Ja, Frieden sublim!

Alldeutschland begeistert
Stimmt ein nun sogleich:
Heil Stätte des Friedens,
Heil Kaiser und Reich!

Zwei Gefühle waren es, die in den besten der damaligen Friedenslieder zu beredtem Ausdruck kamen. Vor Allem heißer inniger Dank gegen den himmlischen Schlachtenlenker und alle Die, welche er sich zu seinen Werkzeugen erkoren, sei es, daß sie siegreich aus dem Kampfe heimkehrten, sei es, daß sie draußen in Feindesland ihr frühes Grab fanden. Diese ernste Saite erklang vornehmlich am kirchlichen Friedensfeste, das überall im deutschen Vaterlande am 18. Juni gefeiert wurde. Am Weihevollsten erklang Eduard Kauffer's „Gebet zur Friedensfeier", das diesem Gedanken in der feierlichen Stanze Ausdruck gab:

Laßt uns die Herzen im Gebet erheben!
O Gott, wir danken Dir, wir preisen Dich!
Der gnädiglich uns Sieg auf Sieg gegeben,
Du gabst uns auch den Frieden gnädiglich.
Der Lippe Stammeln und der Seele Beben
Naht deinem Thron als heilig Opfer sich.
Daß uns des Feindes List und Trug nicht schade,
Bleib' ferner auch bei uns mit deiner Gnade.

Der Gefallenen aber gedenkt Gottschall's ergreifendes Ostergedicht, das die Gedanken von geistiger und natürlicher Auferstehung in überaus wirkungsvoller Weise verknüpft und am Friedensfeste daran erinnert, Kränze dankbarer Erinnerung auf die Gräber der Todten niederzulegen. Todt sind sie nur äußerlich:

Doch in unsern Herzen feiern
Sie ein ewig Osterfest.
Nimmer wird so theure Saat
In der Zeiten Sturm verwehn,
Und mit jeder großen That
Werden neu sie auferstehn,
Und an ihren Leichensteinen
Wird der Dank der Enkel weinen.

Dann aber richteten sich die theilnehmenden Blicke unserer Dichter auf die Hinterbliebenen, denen der blutige Krieg vielleicht die schwersten Opfer auferlegt hatte. Für sie wendet sich die fromme Bitte an das Vaterherz droben (E. Kauffer):

Du gabst den Frieden — gieb ihn auch den wunden,
Todwunden Herzen, die gebeugt von Leid!
O Herr, laß alle Trauernden gesunden
Im Frühlingswehn der neuen großen Zeit!
Du bist der beste Arzt zu allen Stunden,
Der von dem hoffnungslosen Schmerz befreit;
Nur müssen wir uns ganz dir anbefehlen —
O richt' empor die Häupter und die Seelen!

Das andere Gefühl, die andere Saite, die in jenen Friedenshymnen erklang, galt der Zukunft: frohe Hoffnung auf das Gedeihen des neuen Reiches, fromme Wünsche und heilige Gelübde für unseres Volkes geistige, sittliche und materielle Erneuerung und Wiedergeburt! Nie vielleicht wieder seit jenen denkwürdigen Tagen, da des Höchsten Hand so sichtbar unseres Vaterlandes Geschicke zu dessen Heile gelenkt, waren diese Wünsche und Gelübde aufrichtiger, inniger, zuversichtlicher, und es gewährt heute nach dreißig segensreichen Friedensjahren einen tiefen Einblick in die Seele unseres Volkes, in der edeln Form dichterischer Ergüsse sich dieselben zu vergegenwärtigen. Da singt u. A. G. Heusinger (Festgruß):

O Tag des Friedens, Tag der vollen Freude,
Du hebst das Herz empor zu dem Gedanken,
Daß der da droben nie verläßt hienieden
Das deutsche Volk, das ihm vertraut ohn' Wanken!
Gieb, Gott, dem wackern Volk der deutschen Eichen,
Daß nie die Sterne seines Ruhms erbleichen!
Laß, Gott, das edle Volk der deutschen Gauen
Die Zukunft nur in Friedenswerken schauen!

C. O. Müller in seinem „Friedensgruß" weist eindringlich auf die Tugenden hin, die allein im Stande sind, eine gedeihliche Weiterentwickelung unseres Vaterlandes zu verbürgen. Es sind jene alten, deren Schwinden seit grauen Zeiten auch den Niedergang der Nationen herbeiführte. Darum erfleht der Dichter vom wiederkehrenden Frieden:

Laß von Geschlechte zu Geschlecht
Germanias Volk durch Treu und Recht,
Durch Eintracht stark, durch Tugend rein,
Der Völker leuchtend Vorbild sein!

Aehnlich der bekannte Aesthetiker Moritz Carriere in seinem gedankenreichen „Trinkspruch am Friedensfeste", dessen Wünsche für die Zukunft des Reiches in den Versen gipfeln:

Gedankenfreiheit, selbstbewußter Wille,
Im Drang der Welt, das gottergeben stille
Gemüth und himmelwärts der Seele Schwung;
Der Sitte Reinheit in des Hauses Kreise,
Der Liebe Glück; bei saurer Arbeit Schweiße
Für's Schöne freudige Begeisterung!

Selbst die Deutschen im Auslande, die leider nur allzu leicht den Zusammenhang mit dem Vaterlande verlieren und sich fremden Sitten, ja fremder Sprache und Denkart anbequemen, fühlten sich damals eins mit den Brüdern im Reiche, und manch stimmungsvoller poetischer Festgruß gab beredtes Zeugniß von der innigen Harmonie beider. Aus der Schweiz („Siegeslied der Deutschen in der Fremde") erklang der Gruß (Adolf Calmberg):

Deutschland soll in Frieden blühen,
Friede seinem Länderkranz!
Deutsche Freiheit soll ergühen
Aus der deutschen Siege Glanz!

und von den Tiroler Bergen herab erscholl das feierliche Gelübde:

Wenngleich auf unsern Bergen hoch
Kein Feuer darf das Fest verkünden,
Die Flamme wird drum besser noch
In unsern Herzen sich entzünden.
Wir stehn zu dir, fest, unverwandt,
Und werfen über Berg und Grenze
Dir, großes, deutsches Vaterland,
Zu Füßen unsre Lorbeerkränze!

Am originellsten wohl begingen Dresdens Akademiker das Friedensfest. Sie veranstalteten auf dem Feldschlößchen einen Festcommers, zu dem der neuerstandene Kaiser Friedrich Barbarossa seine Getreuen einlud. Diese Einladung, in classischem Mittelhochdeutsch verfaßt, hatte folgenden Wortlaut:

Wol uf, ir werden degene, nicht ist mêr slâfens zit;
wol uf, ich wil herverten durch tiuschiu lande wit.
der keiser ist erstanden, ez zweic der wafen schal,
du, tiutschez volc, du hêrez, din name si geprîset überal!
Sus wil ich schiere kêren ze Dreseno, miner stat,
durch eine hovereise: darnâch sô ist min rât,
so wil ich hôchgeziten mit den gesellen min
in miner burc, der vesten, sô man geheizzet daz Feldslözzelin.
Darzuo sit Ir geladen, Ir ritter ûzerkorn,
darzuo sult Ir mir helfen, o recke hochgeborn,
daz wellet nicht versmachen, sô haltet mit mir rast
im niuwen riche des frides, des Friederiches Barbarossa gast!

Das führt uns zu den Friedensgrüßen jener Zeit, die eine humoristische Färbung hatten. Daß der echte deutsche Humor, der „mit der Thräne im Auge lächelt", auch bei solch ernster Feier wie dem Friedensfeste am Platze war, dürfte Niemand bezweifeln. Ist er es doch in vielen Fällen, welcher der Festfreude — und die Freude soll doch den Grundton solcher Feier angeben — erst das rechte Relief zu geben vermag. Köstlich erklang Hermann Grieben's Buchdruckerlied „Wir waren auch dabei." Wie treffend weiß der Dichter die Verdienste der Presse während des Krieges zu würdigen:

Haben wir nicht Tage, Wochen,
Monde lang den ganzen Kampf
Brav gesetzt, formirt, umbrochen
Und im Sturm gedruckt mit Dampf?

Stramm und tapfer auf dem Posten
Standen wir zu jeder Zeit,
Ließen unser Blei nicht rosten,
Waren immer schußbereit.
Rückten aus mit Schiff und blanken
Winkelhaken zum Gefecht
Und vertraten ohne Wanken
Deutschen Ruhm und deutsches Recht.

Das waren gewiß schätzenswerthe Verdienste, die Jeder unter uns, die wir den großen Krieg miterlebten, zu würdigen weiß. Mit welcher Hast, mit welcher Spannung griffen wir zu den „Extrablättern", die uns das „Neueste" meldeten, auch wenn sie, wie während der langen Belagerung von Paris, weiter nichts zu melden wußten, als das stereotype, lakonische: „Vor Paris nichts Neues. Podbielski." Für diese Verdienste der Presse nun begehrt der Dichter nach Friedensschluß den gebührenden Lohn. Und welchen? Wie Graf Bismarck zum Lohne für die Seinigen in den Fürstenstand erhoben wurde, wünschen die „Typografen" in den „Typofürstenstand" emporzurücken. Was heißt das?

Gieb ein leuchtendes Exempel:
Mach' uns reichsunmittelbar,
Daß von Vor-Censur und Stempel
Frei wir werden ganz und gar.
Denn wir dürften nicht nach Kronen,
Orden oder sonsterlei:
Willst du unsern Dienst belohnen,
Mach' uns erst die Presse frei!

Ein biederer Schuhmachermeister in Karlsruhe aber, den offenbar die Lorbeeren seines ehemaligen Nürnberger Collegen nicht ruhen ließen, kam zu der Ueberzeugung, daß uns, die der Schuh so lange gedrückt, nun erst der rechte Stiefel angepaßt worden sei, „wie wir noch keinen trugen":

Er ist die Frucht der tapfern That
Von vielen schweren Stunden:
Ein kaiserlicher Meister hat
Den rechten Leist gefunden.

Daß neben dem greisen Kaiser Wilhelm I. auch des genialen Reichsbaumeisters, Fürsten Bismarck, im Liede dankbar gedacht wurde, ist selbstverständlich. Konnte doch der große Kanzler mit stolzer Befriedigung auf den Abschluß des gewaltigen Werkes blicken, dem er sein langes, an Erfolgen so reiches Leben gewidmet hatte, und das als leuchtendes Denkmal, dauerhafter denn Erz, all die übrigen, dem großen Kanzler errichteten Ehrenmäler überragt. Es ist daher ein glücklicher Gedanke gewesen, gerade am Gedenktage des Frankfurter Friedens das Nationaldenkmal, welches das dankbare deutsche Volk seinem „Reichsbaumeister" in des neuerstandenen Reiches Hauptstadt zum Gedächtnisse errichtet hat, weihen zu wollen. Wollte man diesem Denkmale eine ebenso knappe wie treffende Inschrift geben, so könnten es die Verse sein, die bei den Einzugsfeierlichkeiten in Berlin an der Akademie der Künste des großen Kanzlers Ruhm verkündeten:

Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit; Meister, du löstest dein Wort!

Und mit den im Jahre 1871 zur Friedensfeier in Smyrna versammelten Deutschen grüßt heute des großen Kanzlers Manen das dankbare Vaterland:

Begeistert tönt dein Name und brausend hallt der Ruf:
Hoch, hoch der große Meister, der uns so Großes schuf!

Bücherbesprechungen.

— Unter dem Titel: 25 Jahre Conferenzarbeit hat P. em. Auerswald, früher in Ponickau, jetzt in Laußnitz, einen Rückblick auf die Geschichte der Chemnitzer Conferenz veröffentlicht, der bei Wallmann in Leipzig zum Preise von 50 ₰ erschienen ist. Klar und übersichtlich wird in diesem Büchlein die Entstehung und weitere Geschichte der am 8. Februar 1876 gegründeten, aus geographischen Gründen meist in Chemnitz, dem Eisenbahnmittelpunkte Sachsens, tagenden Conferenz von Geistlichen und Laien bewußt evangelisch-lutherischen Bekenntnisses geschildert. Veranlaßt durch den infolge der Einführung des Civilstandsgesetzes befürchteten, wenn auch nicht in dem erwarteten Maße eingetretenen Abfall weiter Kreise von der Kirche und ihren Ordnungen hat die Conferenz bei ihrem Entstehen nachdrücklich die Pflicht betont, an den Verächtern der kirchlichen Ordnungen Zucht (besonders Abendmahlszucht) zu üben; sie hat ferner in den ersten Jahren ihres Bestehens gegen protestantenvereinliche Irrlehre entschiedenes Zeugniß abgelegt und dadurch Ende der 70er Jahre viele ernste Glieder der Landeskirche vor dem Uebertritt zu den Missouriern bewahrt. Bereits 1878 hat sie als ihr Pflegekind den „ev.-luth. Gotteskasten" zur Unterstützung der lutherischen Diaspora in katholischen, reformirten und unirten Ländern adoptirt und dadurch der praktischen Liebesarbeit der Lutheraner ein weites, gesegnetes Feld geschaffen. Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre hat sie zur Agende und zum Gesangbuch in arbeitsreichen Versammlungen schätzenswerthe Beiträge geliefert. Sodann hat sie in den 80er und 90er Jahren aufbauend im Sinne der lutherischen Bekenntnißkirche gewirkt und gegen eingerissene kräftige Irrthümer (maßlose Bibelkritik, Bestreitung des Apostolicums) entschiedenes Zeugniß abgelegt, auch zu wichtigen kirchlichen Zeitfragen (Wünsche der Kirche für Heranbildung ihrer Diener, Pflege christlicher Gemeinschaft unter den Geistlichen, rechte Gemeinschaftspflege innerhalb der Gemeinde und in der Landeskirche) Stellung genommen. Besonders verdient gemacht haben sich um die Conferenz außer den Vortragenden die Vorsitzenden P. Dr. Zehme von Briesnitz († 1897) und Sup. Kaiser von Radeberg (seit 1893). Ersterem ist bei seinem Rücktritt von der Leitung der Conferenz die besondere Anerkennung des Landesconsistoriums ausgesprochen worden „für die beharrliche Treue, mit welcher er als Leiter der Conferenz zu unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche gestanden und das Wohl derselben zu fördern bestrebt gewesen ist". Wir empfehlen das lesenswerthe Schriftchen aufs Angelegentlichste. H. S.

— Apologetische Vorträge über die Heilswahrheiten des Christenthums im Winter 1867 zu Leipzig gehalten von D. Chr. Ernst Luthardt. Siebente durchgesehene Auflage. Leipzig, Dörffling und Franke 1901. 4 ℳ — Dem ersten und dem dritten Bande seiner Apologie des Christenthums in Vorträgen läßt der greise, aber unermüdliche Theolog nun auch diesen zweiten in wohlfeiler Ausgabe folgen. Und es handelt sich keineswegs blos um einen Abdruck. Vielmehr hat eine bemerkenswerthe Weiterbearbeitung in dem Theile des Buches stattgefunden, dem wir eine Bedeutung beimessen, wie er sie in den meisten anderen Büchern nicht besitzt, in den Anmerkungen. Da ist nicht nur die Literatur überall vervollständigt, sondern auch jede in Betracht kommende neue Anschauung gewürdigt worden. Leider konnte, wie es wohl nicht anders möglich war, Harnack's Wesen des Christenthums eben nur noch genannt werden, wir hätten gern einen kräftigen Spruch darüber vernommen von dem Altmeister, der einst an den letzten Kämpfen mit dem alten Rationalismus noch Theil genommen hat. Wollen wir uns nun nicht auf die bloße Meldung von dem Erscheinen dieser Auflage beschränken, und sie würde für viele Leser dieses Blattes genügen, auch was die Nachricht von der neuen Bearbeitung anlangt, die sich für sie von selber versteht, so lange der Verfasser noch denken und noch schreiben kann, so können wir uns diejenigen Leser vergegenwärtigen, die für das Buch etwa neu zu gewinnen wären. Und ihrer giebt es in dem jüngeren Geschlecht ganz gewiß eine große Anzahl. Es sind seit dem ersten Erscheinen dieser Vorträge eine solche Menge ähnlicher Werke erschienen, der ganze Zug der Zeit geht so sehr nach einer anderen Seite hin, daß heutzutage wohl mancher Christ sich lehrend und lernend mit den Heilswahrheiten des Christenthums beschäftigt, ohne von diesem werthvollen Beitrag zu ihrem Verständniß Kenntniß zu erlangen. Und doch entgeht ihm damit ein ganz wesentliches Stück für die Vervollständigung seiner Anschauung auch für den Fall, daß er nicht auf den Standpunkt des Verfassers herübergezogen wird. Es läßt sich keine bessere Correctur denken für allerlei Einseitigkeiten der verschiedenen theologischen Systeme in ihrer schädlichen Wirkung auf theologisches Denken und Lehren, als ein lernbegieriges Sichversenken in diese Luthardt'sche Darstellung der großen Hauptthatsachen des christlichen Glaubens, die im Wesentlichen auf der altlutherischen Dogmatik beruht, aber alle möglichen Momente der Aufklärung und Bereicherung in sich aufnimmt und verarbeitet. Und gerade die rhetorische Kraft dieser Vorträge bei all der bekannten markigen Einfachheit des Verfassers wird ihres Eindrucks nicht verfehlen, um so weniger, als es sich hier überall nicht um theologische Spitzfindigkeiten, sondern nur um die großen Hauptsachen der christlichen Heilslehre handelt. Trotzdem bieten die Anmerkungen einen reichen Stoff für die Erledigung einzelner wichtiger Fragen in einem Maße, daß wir kaum irgend ein Buch zu nennen wüßten, wo die hierher gehörigen wichtigsten Aussprüche der Dichter und Denker in solcher Fülle bei solcher Trefflichkeit der Auswahl zu finden wären. Es sollte kein Theologe sein Studium vollenden, kein Religionslehrer sein Schuljahr neu beginnen, ohne sein religiöses Denken durch diese überall folgerichtigen und klaren Ausführungen hindurch geleitet zu haben; und dieser Vorgang wird eine sich stetig steigernde Freude bereiten. B. K.

— Aus dem Quell der Wahrheit und dem Meer der Liebe. Von Wilhelm Baur, weil. Dr. theol., Generalsuperintendenten der Rheinprovinz. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1901. 6 ℳ — Es ist der bekannte Verfasser des Buches vom deutschen evangelischen Pfarrhaus, der hier nach seinem Tode noch zum Leser redet. Man darf den Ausdruck in diesem Falle mit noch größerem Rechte brauchen, als sonst wohl geschieht; denn den Inhalt des Buches bilden zumeist Vorträge, in denen einst der Redner das Ohr des Zuhörers gesucht hat, oder Neujahrsansprachen, die zwar sofort in Druck erschienen sind, aber doch sich der Provinzial-Geistlichkeit und der Gesammtgemeinde der Provinz, an die sich der oberste Geistliche im Wesentlichen wandte, nicht wie etwas Gedrucktes, sondern gewissermaßen wie etwas Gesprochenes gegenüber stellen sollten. Es ist der Ton des erweckenden und erwärmenden Aufrufes, wie der brüderlich herzlichen Ermahnung, die uns hier allenthalben entgegenklingt, wie aus Predigten oder Conferenzansprachen. Deshalb ist es jedenfalls ein verdienstliches Unternehmen, daß die Wittwe des Heimgegangenen diese einzelnen Kundgebungen eines pastoralen Geistes und Herzens aus ihrer Verstreuung in Einzeldrucken und in Zeitschriften gerettet und zu einem greifbaren Ganzen zusammengestellt hat. So hat sie auch zuvor schon in zwei vorangegangenen Bänden mit den biographischen, wie mit den patriotisch-geschichtlichen und mit den literarhistorischen Aufsätzen des Verstorbenen gethan. Neben die erwähnten Neujahrsworte, in denen die Bedürfnisse und Nöthe des kirchlichen Lebens jeweilig ihre gebührende Berücksichtigung finden und zu denen sich eine Passionsansprache über die Theologie des Kreuzes gesellt, stellen sich drei Vorträge und etliche Aufsätze. Sie behandeln Wichern und die innere Mission, wahre und falsche Parität, die evangelische Freiheit des Protestantismus, das Auftreten Pearsall Smith's in Berlin, christliche Erweckungen und die Magdalenensache. Alles, was Baur geschrieben hat, beruht auf fleißigem Studium und setzt den betreffenden Gegenstand in deutliche Beleuchtung. Was das Auftreten Smith's in Berlin anlangt, so hat er sich im Verein mit fast allen Berliner Geistlichen über die Nothwendigkeit, die biblische Berechtigung und den Werth dieser Masseneinwirkung gründlich getäuscht, und er würde wohl zehn Jahre später über die ganze Sache sich anders geäußert haben, wenn sich die Gelegenheit dazu gefunden hätte. Natürlich behält seine unter dem augenblicklichen Eindruck geschriebene Darstellung trotzdem ihre Bedeutung, so gut wie seine scharf ausgeprägte Auffassung von der Parität der Bekenntnisse, die natürlich weder den Beifall der Ultramontanen, noch den der Staatsmänner finden konnte. Die Sammlung bietet reichen Stoff für die Geschichte der kirchlichen Entwickelung in den letzten zwei Jahrzehnten. B. K.

— Wie wird man Staatsbeamter u. s. w.? Vollständige Darstellung des Studiums, der Prüfungen, Laufbahn, Kosten und Gehaltsverhältnisse in allen einschlägigen Berufen von H. Keiter, 3. Auflage, völlig umgearbeitet von Dr. A. Grunenberg, Essen-Ruhr 1901, Verlag von Fredebeul & Koenen — Preis 2,60 ℳ bez. gebdn. 3 ℳ —, sowie Wo und wie erlangt man die Doctorwürde? Nach amtlichen

Quellen in Auszügen bearbeitet von Dr. Richard Lampe, Berlin, SW. Hugo Steinitz Verlag, 1901 — Preis 1 ℳ — sind zwei ihrer Anlage und ihrem Zwecke nach ähnliche Werke, von welchen das erste bereits zwei Auflagen erlebt hat, ein Beweis seiner Brauchbarkeit, die auch der jetzt vorliegenden Auflage um so weniger fehlen wird, als dieselbe wesentlich vermehrt und in ihrer neuen Bearbeitung erheblich verbessert worden ist. Das andere Buch enthält die Zusammenstellung der Vorschriften, die die einzelnen Facultäten der verschiedenen Universitäten über die Doctorpromotion erlassen haben, wenn auch nur auszugsweise. Indessen ist das Wissenswerthe zweckmäßig berücksichtigt. Beide Werke dürfen Interessenten wohl empfohlen werden. ∞

— Carl Bleibtreu: Belfort, die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier. Mit Illustrationen von Ch. Speyer. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. — Wie in seinen früher erschienenen Schlachtenschilderungen von Wörth, Gravelotte, Sedan, Paris, Orleans bietet Verfasser im vorliegenden, neuesten Werke eine hochinteressante, werthvolle Schilderung der Kämpfe um Belfort. Mit größter Unparteilichkeit und Forschungstreue stellt Bleibtreu die Leistungen der Deutschen, die namenlosen Leiden der französischen Armee in's rechte Licht und scharfe Streiflichter fallen auf Garibaldi und Bourbaki. Mit erschütterndem Ernste und gewohnter plastischer Kraft entrollt er das Panorama der Belfort-Schlachten und des Zusammenbruches bei Pontarlier, ein echtes, rechtes, wahres Schlachtenbild. Mit bekannter Künstlerschaft hat Speyer als Illustrator seine schwierige Aufgabe gelöst. —ff.

— W. Liebenow's Specialkarte von Mittel-Europa und Liebenow-Ravenstein's Special-Radfahrerkarte von Mitteleuropa in 164 Blatt. Neue Ausgabe. 3. und 4. Lieferung. — Die dritte Lieferung umfaßt folgende 8 Blätter in beiden Ausgaben: 10 Tondern, 11 Sonderburg, 21 Kiel, 22 Rostock, 33 Hamburg, 34 Schwerin, 45 Lüneburg, 46 Wittenberge, und die vierte Lieferung: 20 Tönning, 31 Emden, 32 Wilhelmshaven, 43 Groningen, 44 Bremen, 56 Zwolle, 57 Minden und 59 Magdeburg. Mit Ausnahme von Blatt Hannover ist in beiden Neu-Ausgaben die ganze nordwestdeutsche Ebene vollendet. — Jetzt, wo an den schönen Frühjahrstagen der Radfahrsport wieder aufs eifrigste betrieben wird, ergreife ich die Gelegenheit, etwas Weiteres über die Radfahrkarte von Liebenow-Ravenstein mitzutheilen. Mehr oder minder ist in Fachkreisen bekannt, daß diese Radfahrerkarte aus dem großen Concurrenz-Ausschreiben des Deutschen Radfahrerbundes als Siegerin hervorgegangen ist. Mit 12 gegen nur 2 Stimmen, die auf eine seither vielfach übliche Karte fielen, wurde die Ravenstein'sche Radfahrerkarte als beste aller eingereichten Proben in engster Concurrenz zur einzigen officiellen Karte des gesammten Deutschen Radfahrerbundes gewählt. Nicht weniger wie 300 000 Karten im doppelten Formate der Liebenow-Ravenstein'schen Special-Radfahrerkarte wird der Deutsche Radfahrerbund in den nächsten 3 Jahren an seine Mitglieder gratis vertheilen. Jeden gebildeten Radfahrer sollte diese Kartenvertheilung und die enormen Verkehrserleichterungen, die der Deutsche Radfahrerbund ständig seinen Mitgliedern verschafft, zum Beitritt veranlassen. Wir erinnern z. B. nur an die freie Passage der Zollgrenzen unserer Nachbarländer. 6 Doppelsectionen schenkt der Deutsche Radfahrbund jedem seiner Mitglieder, 76 andere können dieselben je nach Bedarf einzeln von der Bundesverwaltung beziehen oder auch im Abonnement für nur 20 ℳ. Daß in der Radfahrer-Ausgabe die Landstraßen roth sind, sowie Entfernungen bis auf $^1/_{10}$ km genau eingetragen wurden, gereicht dieser Ausgabe im höchsten Grade zum Vortheile und zur Uebersichtlichkeit. Ja, es ist z. B. jedem Fuhrwerksbesitzer die Möglichkeit geboten, an der Hand dieser Karten sein Personal zu controliren und genaue Dispositionen zu treffen. Die politische Ausgabe hat dagegen statt der rothen Straßen rothen Druck für administrative Grenzen; das Gebirge erscheint ebenfalls braun, der Wald grün. Charakteristisch ist bei diesen Lieferungen, die die deutsche Nordwestecke umfassen, die feine Detail-Ausarbeitung des Flachlandgebietes in Bezug auf Haide, Sumpf, Moor, Wiese, Entwässerungsnetz und Dämme. In seinem Terrainstich heben sich besonders gut die Ausläufer des Teutoburger Waldes und des Wiehe-Gebirges hervor. Der Geograph vermißt hier den Ausdruck „Osning“ und „Wesergebirge“. Auch muß es nicht Dümmer See heißen, sondern nur „Dümmer“, denn dies heißt schon „tiefes Meer“; also ist See überflüssig. Doch sind dies Fehler, die sich mit größter Hartnäckigkeit von einer kartographischen Generation auf die andere vererben. Infolge des augenfälligen Waldcolorits tritt die Vertheilung des Waldes in der vorliegenden Lieferung besonders eigenthümlich hervor. Während die der Küste zunächst gelegenen Blätter keinen oder kaum nennenswerthen Waldbestand haben, hat Blatt Minden und Magdeburg noch ganz beträchtliche Waldflächen. Auf letzterem Blatte aber ist deutlich zu sehen, wie ungünstig die Nähe der Großstadt auf die Erhaltung des Waldes einwirkt. Die sauber gravirten und scharf gedruckten Kärtchen können bestens empfohlen werden; die Karten sind einzeln in allen Buchhandlungen zu haben. Eo.

— Schmidt u. Günther's Weltbibliothek. Heft III: Napoleon auf St. Helena, mit 97 Illustrationen und Heft IV Vesuv und Pompeji, mit 55 Illustrationen. à Heft 32 Seiten 4°. Preis 30 Pfennige. Leipzig, Schmidt u. Günther. — Dies Unternehmen „Weltbibliothek“ soll in Serien von je 12 Heften zwanglos erscheinen. Wir haben auf dasselbe bereits im vergangenen Jahre aufmerksam gemacht. Für den geringen Preis ist alles Mögliche geboten. Das dritte Heft, das Napoleonsheft, ist besonders interessant, da es außer den bekannten Napoleonsporträts auch manche weniger bekannte Bilder und seltener gesehene Caricaturen der Kaiserzeit bringt. In kräftigem, wirkungsvollem Holzschnitt stellen sich die Landschaftsbilder des vierten Heftes dar. Die Verlagshandlung, die durch ihre reichillustrirten Verlagswerke bekannt ist, bietet hier den Interessenten illustrirte Werke ohne Text. Letzterer wird einigermaßen ersetzt durch die genauen und oft beschreibenden Unterschriften. Das Unternehmen will Jedem die Gelegenheit geben, sich mit Leichtigkeit ohne nennenswerthe Ausgabe eine reichillustrirte Bibliothek aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie und Culturgeschichte zu erwerben. Eo.

— A. Schwarzenberg, Lateinisches Lese- und Uebungsbuch. C. Secunda. Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache von Prof. Dr. Th. Vogel und Dr. A. Schwarzenberg. Theil II. Leipzig, 1900. B. G. Teubner. V und 208 S. 8°. — Der vorliegende Theil des Hilfsbuchs ist durchaus seinem Zweck entsprechend gearbeitet. Die gebotenen Beispiele bringen die einzuübenden Regeln zu klarem Verständniß. Da sich dieselbe Ausdrucksweise häufig wiederholt, erkennt der Schüler ohne Schwierigkeit die anzuwendende Vorschrift und wird dadurch vor zahlreichen Fehlern bewahrt. Bei Darbietung des neuen Stoffes wird überall auf Wiederholung des schon Gelernten Rücksicht genommen. So wird das Buch für Realgymnasien und Reformschulen sehr wohl verwendbar sein, und auch humanistische Gymnasien werden es mit Vortheil benutzen, wenn einmal der Stand einer Classe höhere Forderungen zu erheben verbietet. Da ferner der deutsche Ausdruck billigen Ansprüchen genügt, die Anlage des Buches durchaus praktisch und die Ausstattung vorzüglich ist, darf demselben bester Erfolg in Aussicht gestellt werden.

Wurzen. H. Steuding.

— Handbuch der deutschen Actien-Gesellschaften. Jahrbuch der deutschen Börsen. Ausgabe 1900/1901. II. Band. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G., 1901. (CXX und 1422 S. Preis geb. 20 ℳ) — Mit gewohnter Pünktlichkeit ist der neue Band des so schnell unentbehrlich gewordenen Handbuchs erschienen und mit gewohnter Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Wie man aller Orten den bekannten, dem Auge vertraut gewordenen „Brockhaus“, „Baedeker“, „Kürschner“ u. s. w. begegnet, so sieht man jetzt überall die in der kurzen Reihe von fünf Auflagen zu einem wahren Volksbuch (natürlich nur in gewissem Sinne) gewordenen rothen Bände. Und würde es, wie in seinen ersten Auflagen, noch den Namen seines Begründers führen, so würde gewiß längst schon das Handbuch allgemein „der Schumann“ heißen, wie man z. B. von einem „Börner“ spricht. Das ist ein gutes Zeichen für die Brauchbarkeit des Werkes und es bedarf keines besonderen Lobes. Für den Statistiker will ich nur einige Zahlen nennen, die ihm ein Bild von dem Stand unserer deutschen Actiengesellschaften geben. Dieser II. Band behandelt mit dem I. Bande zusammen nicht weniger als 5500 deutsche Actiengesellschaften. Der neue, vorliegende Band bringt 122 Neugründungen des zweiten Halbjahrs 1900 mit einem Gesammt-Actiencapital von 132 562 050 ℳ, wogegen in der ersten Hälfte desselben Jahres 152 Gesellschaften mit 197 412 200 ℳ errichtet wurden. In Summa wurden im Jahre 1900 also 274 Gesellschaften mit zusammen 329 974 250 ℳ Actiencapital gegründet, wogegen 1899 464 Gesellschaften mit zusammen 644 622 300 ℳ Actiencapital gegründet wurden. „Zahlen sind Mächte.“ Das treffliche Auskunftsbuch kann Jedermann, der irgend mit Actien und Actiengesellschaften zu thun hat, wärmstens empfohlen werden. —sm—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 56. Sonnabend, den 11. Mai, Abends. **1901.**

Die Meteorologie um die Wende des Jahrhunderts.

Aus den Verhandlungen der 9. Versammlung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft zu Stuttgart, vom 1. bis 3. April 1901.

Von Dr. Friedrich Klengel.

Die diesjährige Versammlung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, welche an den ersten 3 Tagen des April in Stuttgart stattfand, nahm in jeder Beziehung einen überaus befriedigenden, ja äußerlich betrachtet, geradezu glänzenden Verlauf. Uebertraf doch die Aufnahme, welche die Mitglieder in der schönen Residenzstadt Württembergs fanden, alle früheren Erfahrungen bei Weitem. Es war das erste Mal seit Bestehen der Gesellschaft, daß ihr die hohe Ehre zu Theil wurde, ein gekröntes Haupt in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen. Se. Majestät König Wilhelm II. von Württemberg wohnte aber nicht nur der Eröffnungssitzung bei, sondern bekundete auch noch in anderer Weise sein allerhöchstes Interesse an den Berathungen des Congresses, nämlich durch einen huldvollen Empfang der anwesenden Mitglieder der Gesellschaft auf Schloß Wilhelma. Wir können nicht umhin, hier hervorzuheben, daß diesem Act der Leutseligkeit von allerhöchster Seite eine weit über das Persönliche hinausgehende Bedeutung beizumessen ist und daß der Herrscher Württembergs durch diese Ehrung wesentlich dazu beigetragen haben dürfte, der meteorologischen Sache zu einer allgemeineren Würdigung und Anerkennung, als ihr bisher von mancher Seite entgegengebracht wurde, zu verhelfen. Zu der Stuttgarter Versammlung waren die hervorragendsten Meteorologen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus den benachbarten Staaten, aus Frankreich, Oesterreich-Ungarn und aus der Schweiz erschienen, wie v. Bezold, Hellmann, Kremser (Berlin), Erk (München), Hergesell (Straßburg), Bergholz (Bremen), Pernter (Wien), v. Konkoly (Budapest), Billwiller (Zürich), Teisserenc de Bort (Paris) u. A. m. Fast sämmtliche deutsche meteorologischen Centralstellen oder Institute waren durch ihre Directoren oder einen Delegirten vertreten. Dem äußeren Glanze der diesjährigen Versammlung entsprach nun der wissenschaftliche Inhalt der Berathungen vollkommen. War doch der Tagung ein so vielseitiges und reichhaltiges Programm zu Grunde gelegt wie selten zuvor und es dürfte wohl kaum eine wichtigere Frage der Witterungskunde geben, die nicht in den Vorträgen oder Debatten gestreift worden wäre.

Aus der Fülle des dargebotenen Stoffes, über welchen ja schon verschiedentlich in der Tagespresse in gedrängter Form berichtet worden ist, greifen wir an dieser Stelle ein Thema heraus, welches zu Beginn eines neuen, großen Zeitabschnittes wohl mit Recht ein allgemeineres Interesse beansprucht, das Thema „Die Meteorologie um die Wende des 19. Jahrhunderts“. Der berühmte Meteorolog Geheimrath v. Bezold aus Berlin, Vorsitzender der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, war es, der in der Eröffnungssitzung diesen Gegenstand in längerer, meisterhafter Rede behandelte, und seine Ausführungen sind im Wesentlichen der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt worden. Um den gegenwärtigen Standpunkt der meteorologischen Wissenschaft richtig würdigen zu können, muß man den Blick in die Vergangenheit zurücklenken und sich die einzelnen Phasen vergegenwärtigen, welche die Witterungskunde in ihrer Entwickelung durchlaufen mußte. Sieht man von vereinzelten, meteorologischen Beobachtungen ab, wie sie bereits am Ausgang des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts einzelne größere Orte Deutschlands*) anstellten, so wurde eine wohldurchgeführte Organisation meteorologischer Beobachtungen erstmalig im Jahre 1780 von Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz durch die Begründung der berühmten Mannheimer Meteorologischen Gesellschaft, der Societas Meteorologica Palatina, geschaffen. Das Beobachtungsnetz dieser Gesellschaft umfaßte 34 Stationen, von denen 7 in Kurbayern gelegen waren. Im gleichen Jahre ließ der Kurfürst Karl Theodor auch durch die Münchener Akademie der Wissenschaften den Plan für ein dichteres Netz von Stationen in Kurbayern und der oberen Pfalz ausarbeiten. Das Jahr 1780 ist demnach als das Geburtsjahr der Meteorologie als Wissenschaft zu bezeichnen. Leider ging schon nach wenigen Jahren das so erfolgreich begonnene Unternehmen, dem die klimatologische Landesforschung Bayerns ihre erste Grundlage verdankt, in den politischen Stürmen der folgenden Zeit unter. Eine Neubelebung erfuhr die junge Wissenschaft im Anfang des 19. Jahrhunderts durch den universellen Geist eines der berühmtesten Forscher aller Zeiten, durch den Geist Alexander v. Humboldt's. Wie kein Anderer hat Humboldt auf seinen zahlreichen Reisen ein geradezu unermeßliches Material auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften angehäuft und durch Anwendung seiner vergleichenden Beobachtungsmethode in streng wissenschaftlicher Form gesichtet und verarbeitet. Er war es, der zuerst den durchschnittlichen Witterungscharakter eines Ortes für einen längeren Zeitraum festzustellen suchte, er war es, der die Orte gleicher Temperatur durch Linien verband und dadurch das System der Isothermen schuf. Humboldt ist somit als der Begründer unserer modernen Klimatologie**) anzusehen. In der von ihm angegebenen Richtung bewegte sich Jahrzehnte lang die gesammte meteorologische Forschung der damaligen Zeit, deren bekannteste Vertreter Leopold v. Buch, Kämtz und Dove waren. Man kann wohl sagen, daß bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus unsere gesammte Meteorologie sich nur auf die Klimalehre erstreckte, die wir heutzutage als einen Zweig der meteorologischen Wissenschaft anzusehen gewohnt sind. Aus der Klimatologie ist also unsere eigentliche Witterungskunde hervorgegangen. In andere Bahnen wurde die Forschung erst gelenkt durch die allgemeine Einführung einer technischen Erfindung von weltbewegender Bedeutung, durch die Telegraphie. Nachdem bereits 1850 und 1852 eine ganze Anzahl Staaten Europas sich zur Bildung von Telegraphenvereinen zusammengeschlossen hatten, fand 1865 der erste internationale Telegraphencongreß zu Paris statt, auf welchem namentlich auch die Verwendbarkeit des Telegraphen für die Wissenschaft zu Meldungen über Wind und Wetter erörtert wurde. Der Aufschwung, den die Wetterkunde durch Benutzung des neuen Hilfsmittels nahm, war ein ganz hervorragender, ja man könnte richtiger von einem völligen Umschwung reden. Mittelst des Telegraphen war es möglich, über das Wetter zu einer bestimmten Tagesstunde von zahlreichen, weit entlegenen, über den ganzen Continent verbreiteten Orten, den Wetterstationen, genauen Aufschluß zu erhalten, man gewann dadurch gewissermaßen Augenblicksbilder eines gegebenen atmosphärischen Zustandes. Die vergleichende Betrachtung der gleichzeitigen Wettermeldungen, die sogenannte „synoptische“ Methode bildete von diesem Zeitpunkt an den Kern der meteorologischen Forschung. Ihren deutlichsten Ausdruck findet die neue Methode in den täglichen, synoptischen Wetterkarten, deren Ausgabe die übersichtliche Dar-

*) Z. B. Nürnberg seit 1695, Regensburg seit 1717, München seit 1735 &c.

**) Humboldt's Definition des Wortes Klima lautete: Der Ausdruck Klima bezeichnet in seinem allgemeinsten Sinne alle Veränderungen in der Atmosphäre, die unsere Organe merklich afficiren. Kosmos I, S. 340.

stellung der Witterungsverhältnisse zu bestimmter Tagesstunde und die Ableitung der Prognose für den folgenden Tag ist. Als ein Factum von hoher wissenschaftlicher Bedeutung möge aus dieser Zeit noch die Gründung der deutschen Seewarte im Jahre 1868*) angeführt werden als desjenigen Institutes, welches die praktische oder ausübende Witterungskunde ohne Zweifel im größten Maßstabe betreibt. Um diese Zeit begann auch die staatliche Fürsorge für die neue Wissenschaft, der man eine praktische Bedeutung für die Zukunft nicht absprechen konnte, sich zu regen, da in verschiedenen Einzelstaaten (Sachsen, Bayern, Schweiz, Italien 2c.) mit der Organisation eines Stationsnetzes und eines regelmäßigen Beobachtungsdienstes unter staatlicher Aufsicht begonnen wurde. So gewichtig aber auch diese Fortschritte in der Entwickelung sein mochten, Eines fehlte der Wetterlehre noch fast vollkommen, nämlich die Ergründung des inneren Zusammenhanges der Vorgänge im Luftmeere und besonders die Feststellung der Beziehungen zwischen den großen Luftwirbeln und der allgemeinen atmosphärischen Circulation. Denn auch in den nächsten Jahrzehnten, nach Mitte des Jahrhunderts, betrachtete man es noch als Hauptaufgabe, die Beobachtungen statistisch zu sammeln und zu verarbeiten. Die Meteorologie war und blieb somit eine beschreibende Wissenschaft. Erst der jüngsten Vergangenheit, den letzten Jahrzehnten, verdanken wir auch in dieser Hinsicht einen wesentlichen Umschwung, der allerdings hauptsächlich auf die großen Fortschritte in unserer physikalischen Erkenntniß zurückzuführen ist. Seitdem es gelungen ist, gewisse physikalische Gesetze auf die Vorgänge und Bewegungsprozesse im Luftmeer anzuwenden, hat die Meteorologie aufgehört, eine rein beschreibende Wissenschaft zu sein und ist zu einer erklärenden geworden. Zwar sind auch früher, schon vor Mitte des Jahrhunderts Versuche gemacht worden, die Frage nach dem physikalischen Zusammenhang aller meteorologischen Elemente zu lösen, man denke nur an das groß angelegte Dove'sche System, welches die allgemeine Luftcirculation lediglich aus dem thermischen Gegensatz zwischen den niederen und höheren Breiten zu erklären suchte. Aber erst die gewaltigen Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmelehre, die Entwickelung der mechanischen Wärmetheorie einerseits sowie die Ableitung der Gesetze über die Mechanik und Dynamik der gasförmigen Körper andererseits vermochten auch in der theoretischen Witterungskunde eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Durch die Anwendung der Gesetze der mechanischen Wärmetheorie auf die Vorgänge in der Atmosphäre gelangte man zu dem Verständniß des völlig abweichenden Verhaltens der auf- und absteigenden Luftströme. Während aber das Studium dieser Fragen mit Hilfe der mechanischen Wärmetheorie sich noch verhältnißmäßig einfach gestaltete, bot die Enträthselung der Bewegungen im Luftmeere mit Hilfe der Dynamik eine der schwierigsten Aufgaben für den Forscher, die es überhaupt giebt. Sind wir nun zwar auch auf diesem Gebiete in der letzten Zeit um ein bedeutendes Stück fortgeschritten, so harren doch noch zahlreiche, sehr verwickelte Probleme, die in gleicher Weise mathematischen Scharfsinn wie Kenntniß der statistischen Thatsachen erfordern, ihrer Aufklärung und Lösung. Insbesondere wird man das Hauptaugenmerk zu richten haben auf die Feststellung der Beziehungen zwischen den cyclonalen und anticyclonalen Bewegungen und der allgemeinen Circulation der Atmosphäre. In diesem Stadium der Forschung befinden wir uns gegenwärtig, zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Wenn nun, wie eben angedeutet, aus den letzten Jahren bereits bedeutsame Erfolge auch in der dynamischen Meteorologie zu verzeichnen waren, so verdankt man dieselben in der Hauptsache der allgemeinen Anwendung einer neuen Beobachtungsmethode, durch welche wir werthvolle Aufschlüsse über die meteorologischen Vorgänge in den höheren und höchsten Luftschichten erhalten haben, durch die wissenschaftliche Aëronautik. Wir Deutschen haben ganz besonderen Grund, dieser Thatsache mit Freude und Stolz zu gedenken. Denn deutsche Energie und deutscher Forschergeist waren es, die auch auf diesem Felde Hervorragendes geleistet, ja man kann sagen, die Führung übernommen haben. Wohl wurden auch schon früher wissenschaftliche Ballonfahrten unternommen, es braucht dabei nur an den berühmten englischen Forscher Glaisher erinnert zu werden, doch konnten alle diese früheren Versuche keine wissenschaftlich brauchbaren Resultate liefern, da man keine geeigneten Beobachtungsinstrumente besaß. Erst nachdem es dem berühmten Meteorologen Aßmann in Berlin gelungen war, in dem Aspirationsthermometer und -psychrometer Apparate zu erfinden, welche völlig einwandsfreie Beobachtungen lieferten, nahm die Aëronautik innerhalb des letzten Jahrzehntes einen ungeahnten Aufschwung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Reichen, Frankreich, Rußland, Oesterreich-Ungarn. Einen mächtigen Förderer fanden die wissenschaftlichen Ballonfahrten in dem deutschen Kaiser, und seiner thatkräftigen Unterstützung ist es wohl nicht zum Wenigsten zu danken, daß uns seit Kurzem ein wahres Riesenwerk über die Ergebnisse aller von Berlin aus unternommenen Luftfahrten während des letzten Jahrzehnts vorliegt*), ein würdiges Denkmal deutschen Fleißes, deutscher Thatkraft und Gelehrsamkeit. Die Erfolge der Berliner Aëronauten erregten naturgemäß schon sehr bald das größte Aufsehen und so entstand bereits im Jahre 1896 auf dem Meteorologencongreß zu Paris die Idee, die Methode der Ballonbeobachtungen zu verallgemeinern, indem man gleichzeitige Auffahrten von verschiedenen Orten aus und nach vorher vereinbartem Plane veranstalten wollte. Zur weiteren Verfolgung und zur Ausführung dieses Vorschlags wurde eine internationale Commission eingesetzt, welche mit geradezu erstaunlicher Schnelligkeit ein völliges Uebereinstimmen der verschiedenen Staaten und Nationen erzielte. Bereits im November desselben Jahres wurde die erste dieser internationalen Ballonfahrten zu Stande gebracht, an welcher sich Frankreich, Preußen, Bayern, Rußland und die Reichslande betheiligten. Seit dieser Zeit finden in regelmäßigen Zwischenräumen solche Auffahrten statt; neuerdings hat man dafür jeden ersten Donnerstag eines Monats festgesetzt und es nehmen regelmäßig daran Theil die Städte Paris, Straßburg, München, Wien, Berlin, Warschau und St. Petersburg, während einige weitere Orte wie Pest und Bukarest ihre Mitwirkung für die nächste Zeit in sichere Aussicht gestellt haben.**) Ergänzt werden diese so ungemein wichtigen gemeinsamen Ballonfahrten noch durch die Verwendung von Flugdrachen, welche nach dem energischen Vorgehen der Amerikaner auch in Europa mehr und mehr in Aufnahme kommen. Namentlich ist es der französische Forscher Teisserenc de Bort, welcher in der Vervollkommnung der Drachenmethode auf seinem Observatorium zu Trappes bei Paris in neuester Zeit ganz Hervorragendes geleistet hat. Die Untersuchungen mittels des Ballons und des Drachen bilden heutzutage einen wichtigen oder richtiger gesagt den wichtigsten Bestandtheil der meteorologischen Forschung, sie charakterisiren geradezu die Phase der Entwickelung, an welcher die Wissenschaft an der Schwelle des neuen Jahrhunderts angelangt ist. Die höheren Schichten des Luftmeeres sind es, auf die in der Gegenwart sich die gesammte Aufmerksamkeit des Meteorologen concentrirt, und die Vorgänge in diesen der wissenschaftlichen Erkenntniß auf physikalischer Grundlage zu erschließen ist als die vornehmste Aufgabe der modernen Wetterkunde anzusehen, die sich allmälig mehr und mehr zu einer Physik der Atmosphäre entwickeln wird.***)

*) Die Seewarte wurde 1868 als Privatinstitut von W. v. Freeden gegründet und am 9. Jan. 1875 in eine Reichsanstalt verwandelt.

*) Wissenschaftliche Luftfahrten, ausgeführt vom Deutschen Verein zur Förderung der Luftschifffahrt in Berlin. Herausgegeben von R. Aßmann und A. Berson. 3 Bände, Preis 100 M. Braunschweig, 1900, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn.

**) Was die zu diesen internationalen Fahrten verwendeten Ballons anbetrifft, so benutzt man außer den gewöhnlichen bemannten Ballon seit einiger Zeit auch sehr vielfach unbemannte, mit selbstthätigen Registrirapparaten ausgestattete kleinere Ballons, sogenannte ballons-sondes, deren Auffindung man dem Zufall überläßt. Von diesen Registrirballons wurden zeitweise ganz außerordentliche Höhen (nahezu 20 000 m) erreicht. Als tiefste bisher in der freien Atmosphäre durch einen solchen Ballon ermittelte Temperatur wurden 72° verzeichnet und zwar in 11 600 m Höhe, wie Hr. Teisserenc de Bort in der Stuttgarter Versammlung mittheilen konnte.

***) Zur Ergänzung des Vorstehenden mögen hier noch einige kurze Mittheilungen über den Vortrag des Prof. Hergesell, des Vorsitzenden der internationalen aëronautischen Commission, über den gegenwärtigen Stand und die Erfolge der wissenschaftlichen Luftschifffahrt Platz finden. Wir entnehmen daraus, daß entgegen den bisherigen Voraussetzungen oder Vermuthungen die Temperatur auch in sehr großen Höhen (bis 15 000 m) während der einzelnen Jahreszeiten sich nicht constant erhält, sondern noch erheblichen Schwankungen unterliegt. Aber auch nach der Oertlichkeit treten im gleichen Niveau noch starke Abweichungen auf, sodaß beispielsweise in der sehr beträchtlichen Höhe von 10 km über St. Petersburg eine um 10° höhere Temperatur herrschen kann, als gleichzeitig 10 km über Paris. Zu erklären ist das dadurch, daß der Einfluß der Cyclonen und Anticyclonen außer-

Bücherbesprechungen.

— Arthur Pfungst, Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrath Theodor Schultze). Bibliographische Skizze. Zweite vermehrte Auflage. Mit Bildniß. 51 S. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff) in Stuttgart. 75 ₰. — Wenn Schopenhauer eine buddhistische Mission in Europa gewollt hat und immer wieder der Hoffnung Ausdruck gab, daß die aus Asien stammenden Völker japhetischen Sprachstammes auch die heimathlichen Religionen wieder erhalten und so von langem Irrthum zur Wahrheit gelangen werden, so fehlt es allerdings in unserer Zeit nicht an Aposteln, welche dem Buddhismus auf Kosten des Christenthums den Weg bereiten wollen. Zwar hat ein vor Kurzem (1898) verstorbener Jünger dieser Richtung, Theodor Schultze, bei seiner in sich zurückgezogenen Natur und nach seinen eigenen Auslassungen nicht gerade als buddhistischer Missionar wirken wollen, aber doch in seinen Schriften Propaganda für seine Anschauung machen helfen und der christlichen Lehre entgegen gearbeitet. Der Verfasser bietet uns hier aus dem Leben und den Schriften Schultze's einen Abriß, der in der Absicht geschrieben ist, auf die letzteren hinzuweisen. Der Verfasser hofft, mit seiner Skizze nicht nur der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen, sondern auch die Augen der Politiker besonders insofern auf Schultze's Bücher zu lenken, als heute die Bedeutung der christlichen Mission auch bei diesen der Schätzung mehr als sonst ausgesetzt ist. Vom Standpunkt des christlichen Glaubens können wir die buddhistische Lebens- und Weltanschauung und ihre Vertreter nur als Objecte, nicht aber als Subjecte der Mission ansehen. D. K.

— Gustav Benz, Pfarrer, Ein Stück eigen Land. Betrachtungen über das Eine, was noth thut. Neue Folge. 241 S. Basel, Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt. Geb. 2,40 ℳ. Mit Goldschnitt 3 ℳ. — Der Titel dieser christlichen Betrachtungen muthet uns eigen an. Man würde eher eine Erzählung dahinter vermuthen. Der Verfasser erklärt und rechtfertigt ihn in seinem ersten Aufsatz. Wie das Schiefe und Ungesunde in unseren heutigen Verhältnissen von Vielen darauf zurückgeführt werde, daß Wenige auf einer eigenen Scholle Landes leben und wirken können, so sei der Satz auch in geistiger und besonders geistlicher Beziehung zutreffend: die Ansicht und der Glaube Anderer lebt zu sehr in den Menschen und ist zu wenig ihr eigener Besitz. Wie der Titel, werden in den vorliegenden Ausführungen die Dinge des natürlichen Lebens dem Verfasser vielfach Anlaß und Gleichniß zu seinen geistlichen Wahrheiten, die er anschaulich und eindringlich verkündigt. Etwas fremdartig ist für uns die Aufschrift der vierten Betrachtung: „Die Aufmachung", womit Aufputz, Redeschmuck ꝛc. gemeint ist. Daß das Buch der reformirten Kirche entstammt, tritt nur an wenigen Stellen hervor. Obgleich den Aufsätzen keine Schriftworte zu Grunde liegen, ruhen sie doch treu auf biblischem Grunde. Wenn die Verlagshandlung in ihrer Anzeige das Buch als in hervorragendem Maße zum Confirmationsgeschenk geeignet empfiehlt, so würden wir es unseren meist noch sehr jugendlichen Confirmanden weniger zu geistlichem Genuß und Stärkung des Glaubens anbieten, weil der Ton mehrfach zu hoch ist. So z. B. wenn bei Besprechung des heiligen Abendmahls von dem in unserem protestantischen Volke nur schwach entwickelten Sinn für das Symbolische geredet wird oder wenn an anderer Stelle von der tendenziösen Ausbeutung vorschneller Schlüsse die Rede ist. Wir brauchen für unsere Neuconfirmirten eine noch schlichtere Art der Darstellung. Im Uebrigen dürfen auch wir auf das Buch durchaus empfehlend hinweisen. D. K.

— Hans Oskar Kausch (Pastor, Missionsinspector), Wort und Geist. Theologische Meditationen über ausgewählte Stellen des Neuen Testamentes. Friedenau-Berlin, Buchhandlung der Goßnerschen Mission. 1901. VIII und 488 S. gr. 8. Preis 7,50, geb. 9 ℳ. — „Weit davon entfernt, andere Arbeiten auf dem exegetisch-theologischen Gebiete in Undankbarkeit zu unterschätzen, hat sich doch der Verfasser die christliche und im Besonderen evangelisch-theologische Freiheit nehmen wollen, mit den heiligen Autoren so viel als möglich unter vier Augen zu verkehren." Deshalb verweist er nur ganz selten auf andere Ausleger, wählt auch solche nach eigenem Geschmack zum Verweisen aus: zur sinnigen Versenkung in die Gedankenwelt des Neuen Testaments möge wohl ein einziger Führer genügen. Doch sei er selbst durchaus bestrebt gewesen, die volle Tragweite der neutestamentlichen Aussagen zur Geltung zu bringen, und zwar in einer Weise, die den Vorwurf „dogmatischer Befangenheit" nicht scheue, nämlich im Sinne eines Bekenntnisses, daß „das ganze Neue Testament ein einziges vom Munde Christi geflossenes Wort" sei und als solches „uns Christi Geist vermittele". Die siebzig mehr oder weniger umfangreichen und gelehrten Aufsätze, welche das freigebig ausgestattete Buch enthält, athmen hiernach eine wohlthuende, vornehm liebenswürdige Ruhe: fern von aller nervösen Aufregung und auch, außer gelegentlichen Beziehungen, Tadelsworten und Abweisungen, von der mächtigen Fragebewegung, welche die gegenwärtige Theologie durchzieht, stehen sie mit ihren umständlichen Ausführungen im Ganzen auf dem Boden der Bibelfreudigkeit etwa des 17. Jahrhunderts, womit Art und Größe und — Grenze ihrer Bedeutung angedeutet sein dürfte. Der Leser (nur an theologisch gebildete denkt der Verfasser) wird überall heilsame Anregung im Einzelnen und Schärfung seines Gewissens in der Richtung auf ehrfurchtsvolle Betrachtung der heiligen Schrift empfangen. So eingehende Aufsätze wie der 13. über Math. 28, 18 (Auslegung des Taufbekenntnisses) und 18. über Mark. 14, 22 f. (das Mahl des Herrn) und 38. über Apg. 1, 1 f. (Eingang und Ausgang der Apostelgeschichte) verdienen überdies als charaktervolle Zusammenfassung überlieferungsmäßiger Lehrweise auch bei sonstiger gelehrter Auslegung berücksichtigt zu werden. Und vollends wo die Erfahrung des Missionsleiters merklich einwirkt, wird man den ernsten Bemühungen des Verfassers ernstes Gehörtwerden wünschen müssen. Leider hat er nur eben selbst seinem Einflusse eine scharfe Grenze gezogen, die angesichts des gegenwärtigen Standes der Theologie schwerlich vollberechtigt und deren Festsetzung gewiß nicht einfach gut „kirchlich" ist. Denn daß die gesammte geschichtlich-psychologische Betrachtungsweise, die mit dem Namen der „biblischen Theologie" oder „Religionsgeschichte" bezeichnet zu werden pflegt, vom Geiste Christi verlassen sei, wie der Verfasser mehr noch bei seiner Arbeit im Ganzen (vgl. aber S. 173 ff.) voraussetzt als er es ausspricht, dies ist doch nur eine subjective, ohne Zweifel lediglich durch den Bildungsgang des Verfassers bedingte Annahme. Wer dieselbe nicht theilen kann, wird auf Schritt und Tritt, und zwar gerade im Hinblick auf des ehrwürdigen Verfassers eigene Absicht, bedauern müssen, daß eine Fülle anregender Gesichtspunkte bei solcher Betrachtung, entgegen der geschichtlichen Meinung des heutigen Schriftstellers, links liegen bleibt, ja hier und da durch entschieden Unzulängliches verbaut und abgeschnitten bleibt, so daß man doch in Zweifel sein darf, ob auch nur bei solchen „Spaziergängen" ein einziger Führer genüge. Auch für die Arbeit in der Mission wird die Kirche der Gegenwart eine Vertiefung ihrer Verkündigung und Unterweisung um des Gewissens willen je länger je ernstlicher ins Auge fassen dürfen und müssen und dabei den Geist der oft angeführten Reformatoren sicherlich nicht wider sich haben. G. Schnedermann.

— Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht herausgegeben von Dr. Emil Friedberg, Geh. Rath und ord. Prof. der Rechte in Leipzig, und Dr. Emil Sehling, ord. Prof der Rechte in Erlangen. 3. Folge der von Dove begründeten Zeitschrift für Kirchenrecht. Bd. X. Preis pro Band (3 Hefte) 12 ℳ, pro Heft 5 ℳ. — Der vorliegende Band enthält an Abhandlungen: K. Rieder, Die Krisis des landesherrlichen Kirchen-

---

ordentlich weit in verticaler Richtung reicht. Bei der Fahrt am 13. Mai 1897 konnte man die Wirkung des bekannten Kälterückfalles im Mai zur Zeit der sog. Eisheiligen bis in die höchsten Regionen hinauf verfolgen, während auf einer der letzten Fahrten, derjenigen vom 10. Januar dieses Jahres, die Wirksamkeit einer Anticyclone von seltener Intensität untersucht werden konnte. Die Erscheinung der Temperaturumkehr trat dabei in solchem Maße hervor, wie wohl noch nie vorher. So herrschte in Przemysl (Galizien) bei der Abfahrt -22°, in 1300 m Höhe $+3{,}3^{\circ}$ und in 3000 m $-7{,}7^{\circ}$ C. Am Schlusse seiner sehr werthvollen Mittheilungen erörterte Professor Hergesell, wie ungemein wichtig es sei, für eine bestimmte Region, z. B. 2000 m, fortlaufende Aufzeichnungen aller meteorologischen Elemente aus den verschiedensten Theilen unseres Witterungsgebietes zu erhalten, so daß man im Stande sei, ebenso wie bisher an der Erdoberfläche Wetterkarten für dieses Höhenniveau zu construiren. Als ideales Ziel der Aëronautik im Dienste der Meteorologie sind demnach tägliche internationale Ballonfahrten anzusehen. Sind wir auch von diesem Ziel der Kosten wegen noch weit entfernt, so würde nach Hergesell die Durchführung dieser Idee probeweise für kurze Zeit, sagen wir für 14 Tage, doch schon von größter wissenschaftlicher Bedeutung sein. Bis zur Verwirklichung dieser letzten Idee ist eine möglichst ausgiebige Verwendung des Drachen, namentlich von Hochstationen aus, sehr zu empfehlen.

regiments in Preußen 1848—50 und ihre kirchenrechtliche Bedeutung; Th. Braun, Städtisches Kirchenregiment in Stralsund; Lüttgert, Die Verzeihung im Ehescheidungsrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs; E. Keller, Untersuchungen über die Indices Sacri Palatii Lateranensis; W. Diehl, Zur Entstehungsgeschichte der Religions-Reverse (ein Beitrag aus der historischen Kirchengeschichte); Th. Woltersdorf, Einige Competenzfragen zur preußischen Gemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873; Hansult, Zur Lehre vom Patronat (eine kritisch-historische Studie des Rechts in Hessen); J. Gierke, Darf bei Capitelwahlen hinsichtlich der Feststellung der absoluten Majorität der contemptus mit in Anschlag gebracht werden? Fr. Brandileone, Die „Subarrhatio cum anulo“ (ein Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Eheschließungsrechts); Lohmann, Die Staatsgenehmigung zur Errichtung von Kirchengebäuden in Preußen; außerdem an sogenannten Miscellen: v. Bötticher, Erwiderung auf die Berichtigung Bd. IX, Heft 3, S. 415 betr. Abschaffung des Sachsenrechts; W. Ch. Francke, Von Bezirkssynoden und Kirchenvorstehern nach hannoverschem Recht; Nitze, Religiöse resp. kirchliche Vereine und Versammlungen und Lustbarkeitssteuer bei kirchlicher Vereinsthätigkeit. Außerdem bringt jedes Heft eine Literatur-Uebersicht und eine Mittheilung von Actenstücken unter folgenden Rubriken: Päpstliche Actenstücke und Sprüche römischer Behörden; Gerichtssprüche; Staatliche Gesetze und Actenstücke betr. die katholische Kirche sowie die katholische und evangelische Kirche gemeinsam; Evangelische Kirchengesetze; Beides wie bisher aus der Feder des Herausgebers Dr. E. Friedberg. ***

— Ein ästhetischer Commentar zu Homer's Ilias von Eduard Kammer. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit einem Lichtdruckbilde. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1901. (8°. XII und 346 S.) Preis 4 ℳ. — Ein so recht aus den Bestrebungen und Bedürfnissen der Neuzeit heraus geborenes Buch! Als der Verfasser diese ästhetischen Untersuchungen und Betrachtungen über Homer's Ilias vor nunmehr einem Dutzend von Jahren den deutschen Gymnasiallehrern und Gymnasialschülern, sowie allen Freunden des classischen Alterthums vorlegte, fand der Sturmlauf auf das humanistische Gymnasium auf der ganzen Linie statt und Abschaffung des Griechischen, Ueberbürdung und andere Schlagworte ertönten im wirren Durcheinander. Damals kam es dem Verfasser darauf an, die Ur-Ilias „aus dem Schutte der Ueberlieferung“ hervorzuziehen und so den Schülern das Beste aus der altehrwürdigen Dichtung in geschlossener Folge zu bieten. Die von ihm bereits vorliegenden gründlichen Untersuchungen über Homer's Sprachgebrauch befähigten ihn ganz besonders zur Lösung einer so schwierigen Aufgabe, wie es die Ausgrabung der Urform der Dichtung ist. Wenn jetzt die Anschauungen über die Behandlung der Ilias auf Gymnasien sich geklärt und befestigt haben, so darf Kammer's Commentar, der jetzt unter voller Aufrechterhaltung der ursprünglichen Tendenz in einer sehr lesenswerthen Neubearbeitung erscheint, gewiß das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, vielfach anregend gewirkt zu haben. Es ist ja gewiß richtig, daß auf dem vom Verfasser betretenen Wege ästhetischer Untersuchung man zur Feststellung der objectiven Wahrheit mit mathematischer Gewißheit nicht gelangt, wenn aber die auf diesem Wege gefundenen Ergebnisse in so überraschender Weise mit den Ergebnissen der sprachlichen Untersuchungen in Einklang stehen, wenn ferner das nach Ausscheidung der muthmaßlichen Ein- und Zudichtungen Uebrigbleibende uns so ganz klare, in sich übereinstimmende Cultur- und Sittenbilder entrollt, so wird man einer solchen Vereinigung ästhetischer, philologischer und folkloristischer Betrachtungsweise Beweiskraft nicht absprechen dürfen, und selbst principielle Gegner werden zugeben müssen, daß eine Ur-Ilias, wie sie S. 1—38 vorgelegt wird, ein einheitliches, planmäßig aufgebautes Kunstwerk darstellt, das als solches wohl geeignet sein möchte, Primanern begreiflich zu machen, was edle Einfachheit, Wahrheit und Schönheit in der Dichtung eigentlich besagen wollen. Der Abschnitt von S. 39 bis S. 101 entwirft in interessanter und fesselnder Weise das Bild vom Cultur- und Geistesleben des alten homerischen Zeitalters, der übrige Theil des Buches ist dann der Durchprüfung der einzelnen Gesänge und der Aufdeckung der Ein- und Zudichtungen gewidmet. — So darf die Neubearbeitung des Kammer'schen Iliascommentars Gymnasiallehrern wie Laien wärmstens empfohlen werden. Das vom Verf. citirte Goethewort aus den „Sprüchen in Prosa“, wo den Homerischen Gesängen nachgerühmt wird, daß sie den modernen Menschen „wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien vermöchten, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren“ auf ihn gelegt hat, gilt noch heute und möchte ganz besonders von einer Iliaslesung nach diesem Commentar gelten, an dem Goethe ganz gewiß seine Freude gehabt haben würde.

Prof. Dr. H. E. Kellner.

— Auf deutschem Boden in Afrika. Ernste und heitere Erlebnisse von Paul Kollmann, königl. sächs. Hauptmann, früher Officier der kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Berlin, Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde. Mit einer Karte und Register. 383 Seiten. — In diesem seinen Buche giebt der Verfasser fußend auf seinen seiner Zeit gemachten Tagebuchaufzeichnungen ein lebendiges und anziehend gezeichnetes Bild von seinen Erlebnissen während seines Aufenthaltes von 1895—1897 in Deutsch-Ostafrika. Der Verfasser schildert besonders seinen Hin- und Rückmarsch von der Küste nach dem Inneren, sowie seinen Aufenthalt am Victoriasee auf den Stationen Bukoba und Muanza. Diese Aufzeichnungen sind wohl im Stande, für unsere colonialen Bestrebungen neue Freunde zu erwerben. Unser Besitz erscheint hier als ein in seinem größten Theile nicht nur landschaftlich schönes, sondern auch furchtbares und entwickelungsfähiges Gebiet, das an vielen Stellen auch europäischen Ansiedlern einen gesunden Platz zu dauernder Ansiedelung gewähren kann. Die Schilderungen des Landes, der Freuden und der nicht kleinen Leiden eines Marsches durch diese weiten Gebiete, der Eingeborenen, ihres Lebens, Treibens, ihrer Sitten und ihres Charakters sowie des Verkehrs mit ihnen im Guten und Bösen bieten uns ein überaus anschauliches und lebendiges Bild, dessen durch die Art der Darstellung bedingte persönliche Färbung den Reiz der Lectüre nur erhöht, während sein Allgemeinwerth dadurch durchaus nicht beeinträchtigt sein dürfte.

W. B.

— H. Meurer, Pauli sextani liber. Editio altera. Weimar 1900. H. Böhlau's Nachf. IV und 172 S. 8°. — Pauli sextani liber erscheint hier in verjüngter Gestalt; die Schwierigkeiten sind zwar verringert und die an sich recht interessante Erzählung vereinfacht, doch ist es auch so kaum möglich, das Werkchen als Hilfsbuch beim lateinischen Anfangsunterricht in der Sexta zu gebrauchen. Nimmt doch die Erklärung und dergl. 97 Seiten in Anspruch, während sich der Text mit 74 begnügt. Dagegen kann das Büchlein in der Quinta und Quarta hie und da, wenn man den Schülern einmal etwas Besonderes bieten will, zum Extemporiren, von fleißigen Knaben auch wohl zur häuslichen Durcharbeitung benutzt werden.

Wurzen. H. Steuding.

— Wirthschaftsgeschichtliche Untersuchungen von Theo Sommerlad. I. Heft: Zur Würdigung neuester rechtsgeschichtlicher Kritik. Abwehr und Antwort an Herrn Ulrich Stutz in Freiburg i. Br. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig. 83 Seiten. 8°. Preis 1 ℳ. — Wir haben seiner Zeit das Werk des Verfassers: „Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. Bd. 1“, um dessen Kritik durch den Freiburger Professor Stutz es sich in den vorliegenden Blättern handelt, an dieser Stelle gleichfalls besprochen und scheinen dabei etwas glimpflicher mit dem Herrn Verfasser umgegangen zu sein als der Freiburger Professor, soweit sich dessen Beurtheilung aus dem Inhalt der gegenwärtigen Schrift erkennen läßt. Wir beabsichtigen aber nicht, auf die Epikritik des Hrn. Sommerlad nunmehr unsererseits wieder eine Hyperkritik zu setzen, sondern wollen uns mit der vorstehenden Anzeige seiner neuesten Publication begnügen. Nur eine Bemerkung möchten wir noch hinzusetzen. Hr. Sommerlad hat seiner Apologie das Wort Martin Luther's aus dem Jahre 1530: „Was ist's denn nu, daß man so tobet und wüthet, ketzert und brennet, so die Sache im Grunde selber klärlich daliegt?“ als Motto vorangesetzt. Soll etwa damit die Bedeutung seiner kirchengeschichtlichen Entdeckungen auf gleiche Höhe mit Luther's reformatorischer Thätigkeit gehoben und das Auftreten der Kritik gegen Sommerlad's Werk auf dieselbe Stufe gestellt werden wie dasjenige der Gegner der Reformation? Uns erscheint die Wahl dieses Mottos mindestens etwas geschmacklos. ***

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 57. Dienstag, den 14. Mai, Abends. 1901.

Aus dem Stammbuch eines alten Kreuzschülers.

In dem Besitz des Hrn. Hofraths Dr. Lochner in L.-Thonberg befindet sich ein Exemplar von Martin Agricola's Musica instrumentalis. Es ist die zweite Ausgabe, Wittenberg 1542; die erste war 1529 erschienen. Beide Ausgaben hat Georg Rhau in Wittenberg gedruckt, der ehemalige Leipziger Thomascantor. Leider fehlt dem Lochner'schen Exemplar das Titelblatt. Dafür hat es aber eine hübsche handschriftliche Zugabe: ein früherer Besitzer hat sich einige Lagen Schreibpapier an das Buch anheften lassen (im Ganzen 28 oder 32 Blatt, von denen noch 25 erhalten sind, die übrigen sind herausgerissen) und hat diese von 1573 bis 1575 als Stammbuch benutzt. Dieser Besitzer aber war damals Kreuzschüler in Dresden, wahrscheinlich Alumnus. Viele Einzeichnungen tragen außer dem Datum die Angabe: Dresdae, und in vielen wird der Besitzer nicht blos als amicus oder sodalis, als concivis, conterraneus oder popularis, sondern auch als condiscipulus, commilito, ejusdem musae aemulus bezeichnet. Es kann also kein Zweifel sein, daß die castra musarum, wo das Büchlein von Hand zu Hand gegangen ist, die Dresdner Kreuzschule war, die übrigens damals (1571 bis 1581) unter Zörler's Rectorat stand.

Der Name des ursprünglichen Besitzers dieses Stammbuches ist in den meisten Einträgen, ebenso wie die Namen einiger von denen, die sich eingetragen haben (Megander = Großmann, Faber = Schmied, Molitor = Müller), latinisirt: von allen seinen Freunden wird er Joannes Colostrius genannt. Nun würde aber aus diesem Namen schwerlich Jemand errathen, wie er wirklich geheißen hat, wenn ihn nicht wenigstens einer seiner Mitschüler am Schlusse des Buches mit seinem deutschen Namen genannt hätte: er hieß Johann Schmand und war aus Naumburg. Schmand oder Schmant, aus dem Böhmischen stammend, bedeutet, wie Jeder weiß, der einmal ein böhmisches Bad besucht hat (ebenso wie Schmetten), den Rahm oder die Sahne, also das Beste, was von der Milch abgeschöpft wird. Colostra aber, ein lateinisches Wort, bedeutet die erste Milch in den Brüsten der Mutterthiere nach der Geburt. Diese erste Milch scheint, wie aus einem Xenion des Martial hervorgeht, von den Römern als Delicatesse betrachtet worden zu sein. Bei Plautus, im Pönulus, wird das Wort ein paar Mal neben andern Wörtern als Liebkosung für ein Mädchen gebraucht: mea colostra! (du meine Milch!) Bei Plautus wird wohl auch der junge Schmand das Wort kennen gelernt haben, das er dann zu dem volltönenden Namen Colostrius benutzte, wenn es ihm nicht aus der Unterrichts- oder Umgangssprache der Schule zugeflogen ist, die sich schon seit der Humanistenzeit auf den Gebrauch recht seltner und entlegner Synonymen für die alltäglichsten Dinge etwas zu Gute that.

Die Stammbücher der Jugend sind sich in gewisser Beziehung wohl immer gleich geblieben. Wie sie heutzutage, wo sie fast nur noch in den untern Classen der höhern Mädchenschulen ein kümmerliches Dasein fristen, mit Distichen von Goethe und Schiller, Sprüchen von Rückert und Geibel und außerdem mit jenen „Stammbuchversen“ schlechthin gefüllt werden, die immer aus einem Stammbuch ins andere wandern und den eisernen Bestand bilden, so füllten die Jungen einer Lateinschule des 16. Jahrhunderts die ihrigen vor allen Dingen mit Stellen aus griechischen und römischen Dichtern und Schriftstellern an. In dem vorliegenden begegnen uns am häufigsten Homer, Terenz, Cicero und Ovid. Doch finden sich daneben auch Hesiod und Theognis, die griechischen Tragiker und Menander, Virgil und Horaz, Juvenal und Martial, Plato, Seneca und Quintilian. Dazu kommen die Bibel, die Kirchenväter, die Humanisten und die Reformatoren und endlich eine Anzahl namenloser lateinischer und deutscher Sprüche. Daß die Jungen das alles aus dem Umkreise ihrer Lectüre geschöpft haben sollten, ist ganz undenkbar; sie schöpften sicherlich aus Sammlungen, aus Schulbüchern, denen solche Sprüche anhangsweise zum Auswendiglernen beigegeben waren, und, wie die heutige Jugend auch, aus andern Stammbüchern. Daß sie aber keinen Mangel an Stoff hatten, geht schon daraus hervor, daß sich die wenigsten mit einem einzigen Spruche begnügt haben. Viele haben eine ganze Seite, manche zwei Seiten voll Sprüche geschrieben. Alles, was Sentenzenform zu haben schien, war willkommen, und wenn es das Horazische Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit oder das Homerische Οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα gewesen wäre. Die Folge davon war, daß auch noch in andern Beziehungen die Jugendstammbücher jener Zeit den heutigen glichen, nämlich in ihrem ganz unjugendlichen, altklugen Wesen. Oder wäre es nicht lächerlich, wenn Jungen von sechzehn, siebzehn Jahren einander allerlei sententiöse Lebensweisheit, Gesundheits-, Klugheits- und Sittenregeln, Ermahnungen zu frommem Lebenswandel, Warnungen vor der Sünde, Klagen über die Mühsal oder über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Lebens, Mahnungen an Tod, Ewigkeit und jüngstes Gericht und Trostgedanken über den Tod zurufen? Zum Glück sind doch auch einige darunter, denen der Schalk im Nacken sitzt, die die Sache nicht ernst und feierlich nehmen, sondern ihrem theuern Colostrius zur Erinnerung lieber ein lustiges Sprüchlein, ja selbst allerhand tolles Zeug hinschreiben.

Im Folgenden gebe ich eine kleine Auslese, auf die Gefahr hin, daß denen, die dergleichen sammeln, das Meiste schon anderswoher bekannt sein sollte. Eröffnet wird das Stammbuch durch einen lateinischen Spruch, der Luther zugeschrieben und zugleich in deutscher Uebersetzung beigefügt ist:

Si dominus dederit cibum, ede,
Si jejunium, patere,
Si honores, accipe,
Si damnum, ferto,
Si conjecerit te in carcerem, sustine,
Si dejecerit te, noli curare.

Wo dir Gott giebt zu essen viel,
Bisweilen auch das Widerspiel,
Iß, wenn du hast, fast, wenn du mußt,
Mit Danksung dasselbige nimm an,
Wilt du sein ein rechter christlicher Mann.
Wo das Unglück platzt zu dir ein,
Solt du darum nicht kleinmüthig sein.
Wann dich Gott zu einem Herren wählt,
Folge du nach, wo er dich hinstellt.
Wirft er dich ab, und wirst elend,
Acht's nicht, Unglück nimmt auch ein End.

Der nächste, der sich eingeschrieben hat, hat dem Besitzer ein Merksprüchlein gespendet, wieder zugleich lateinisch und deutsch, über die Anzahl der Knochen, Zähne und Adern im menschlichen Körper:

Ossibus ex denis bis centiesque novenis
Constat homo, denis bis dentibus et duodenis
Ex trecentenis decies sex quinque venis —

Der Mensch, der hat an ihm im Groß und Klein
Zweihundert und noch neunzehn Gebein
Und der Zähne wohl zweiunddreißig,
Dreihundert Adern fünfundsechzig.

Von ernsten Sprüchen in lateinischer Sprache führe ich noch an:

Noli peccare, deus videt
Angelus astat,
Diabolus accusat,
Mors minatur,
Inferi cruciant.
Est hominum status per florem significatus,
Ut flos cito perit, sic homo pulvis erit.

Adolescens.
Dic, venerande senex, humanum vivere quid sit.
Senex.
Principium vitae labor est, labor exitus ingens
Et medium labor est — vivere quis cupiat?

Multa rogare, rogata tenere, retenta docere
Haec tria discipulum faciunt superare magistrum.

Derlei Mahnungen aus Jungenmund mögen dem Besitzer des Stammbuchs in spätern Jahren selber lächerlich erschienen sein. Von Einem, der einen Spruch über den geizigen Reichen eingeschrieben hatte:

O dives, dives, non omni tempore vives,
Cur januam claudis, si vocem pauperum audis?

und vielleicht später selber zu Wohlstand gekommen war, hat er darunter geschrieben: „Damals war er noch ein Studierknecht". Auf den Lebensgenuß dagegen beziehen sich folgende Sprüche:

Inter prandendum sit saepe parumque bibendum.

Ut vites poenam, de potibus incipe coenam.

Ex magna coena stomacho fit maxima poena;
Ut sis nocte levis, sit tibi coena brevis.

Si bona vina cupis, quinque F laudantur in illis:
Fortia, formosa, fragrantia*), frigida, frisca.**)

Von folgender Warnung vor der Liebe wird Camerarius als Verfasser angegeben:

Do tibi consilium: mulieris despice visum!
Post visum risus, post risum venis ad usum,
Post usum tactum, post tactum venis ad actum,
Post actum factum, post factum poenitet actum.

Unter den deutschen Einträgen fehlt es nicht an einfachen Sprichwörtern, wie: Ehe wieg's, dann wag's — oder: Nicht verzag, Glück kommt alle Tag. Daneben stehen auch hier ernste Sprüche wie:

Ach Gott, wie sehre,
Trachten wir nach Gut und Ehre,
Und wenn wirs erwerben,
So legen wir uns nieder und sterben.

Kirchen gehen säumet nicht,
Almosen geben armut nicht,
Unrecht Gut faselt***) nicht,
Falsche Zungen vergiften nicht.

*) flagrantia?
**) Aus dem Deutschen frisch latinisirt?
***) faseln — gedeihen.

Schäle keinen Baum,
Sage keinen Traum,
Bech*) kein Brod,
So hilft dir Gott aus aller Noth.

Dazwischen kommen aber auch lustige Verse. Ein Schelm, der zwei Seiten für sich in Anspruch genommen hat, hat sie mit folgenden übermüthigen und immer übermüthiger werdenden Zeilen gefüllt:

In Gottes Namen fahren wir,
Zerbricht das Schiff, so baden wir.
Es sitzt mancher in der Schulen,
O wäre er bei seinem Buhlen,
Er nähm sie in die Arm,
Wäre ihm kalt, ihm würde bald warm.
Affen essen gerne Läuse,
Katzen essen gerne Mäuse,
Hasen essen gerne Kohl
Dem jung Mädlein thut das Herz wohl
Scribere cum penna docuit me pulchra puella.
Ei wie so süße, wie Semmel und Nüsse,
Ach du liebe Wiedewiedewa,
Im grünen Wald mach Pfifferling.

Ein Anderer warnt mit Juvenal, als ob er wer weiß was für Lebenserfahrungen gemacht hätte:

Intolerabilius nihil est quam femina dives.
Wenn sie dir ein Liedlein singt
Von dem Gut, das sie dir bringt,
So klingt es dir in deinen Ohren also,
Daß du dein Tage nimmer werdest froh.

Gegen das Ende des Buches hat noch einmal Einer einen Vers, der Luther zugeschrieben wird, eingetragen, wiederum lateinisch und deutsch; es heißt, daß Luther einst damit auf der Reise seinem Reisegefährten Dr. Jonas ein Trinkglas gewidmet habe:

Dat vitrum vitro Ionae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.
Dem alten Herrn Dr. Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas.
Das lehret sie alle beide fein,
Wie sie gebrechliche Gläser sein.

Ganz am Schlusse findet sich noch ein vereinzelter Eintrag aus dem Jahre 1592:

Barthel Pflugk bin ich genannt,
All mein Thun und Fürhaben steht in Gottes Hand.
Schön wär ich gern, das bin ich nicht,
Fromm bin ich, aber das hilft mich nicht,
Geld hülfe mich, das hab ich nicht,
Doch bin ich von Gott verlassen nicht.

Kenner unsrer Volkspoesie werden diesen Versen, wie auch Manchem von dem oben Angeführten sicherlich schon anderwärts begegnet sein. Das Gespräch zwischen dem adolescens und dem senex z. B. findet sich ganz ähnlich auch in Luther's Tischreden.

Leipzig. G. W.

*) bechen — herumstreuen, verkrümeln.

Bücherbesprechungen.

— H. Meltzer, Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Hamburg, 1900. Verlag und Druck A.-G. (vormals J. F. Richter). 44 S. 8°. — In anmuthiger Form erzählt Verfasser zunächst von den Vorstellungen, welche auf niederer Culturstufe stehende Völker von Wesen und Sitz der menschlichen Seele, sowie von ihrem Fortleben nach dem Tode hegen. Er schildert die Begehungen des Seelencultes mit ihren Menschenopfern, um dann in Anlehnung an E. Rohde's Psyche nachzuweisen, daß sich auch bei den Griechen Reste dieses uralten Glaubens und der aus ihm entwickelten Bräuche bis in die classische Zeit hinein und über diese hinaus erhalten haben. Homer erscheint hierbei nicht als Vertreter der ältesten Anschauungen, doch finden sich auch bei ihm noch manche Reste und Ueberlebsel derselben. Es folgt nun die ausführlichere Darstellung der später im griechischen Volke lebendigen Vorstellungen über Todesgottheiten, gespenstische Schreckgestalten marenhaften oder vampyristischen Gepräges, sowie über die Ahnenseelencult genießenden Heroen und den Seelencult überhaupt. Diese Glaubensform wird im 8. Jahrhundert durch die von Thrakien gekommene Religion des Dionysos, der aber mehr, als Verfasser annimmt, von Anfang an als berauschender Weingott aufzufassen ist, in großen Kreisen des Volkes verdrängt. Bei den übrigen blieben die alten Formen, mehr oder weniger umgedeutet, herrschend, bis zuletzt alle zusammen in materialistischen Unglauben versanken.

Wurzen. H. Steuding.

— Kirche, Staat und Gesellschaft am Ausgange des Mittelalters. Von William Fischer. (= Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Fünfzehnte Serie. Heft 357.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), 1901. 52 S.; 8°. Preis: 90 ₰. — Der Verfasser des vorliegenden Heftes, Prof. Dr. William Fischer in Plauen i. V., hat damit ein Buch geschaffen, dessen Gedankengang nicht nur von einer echt protestantischen Gesinnung, sondern auch von einem tiefen Verständnisse der ganzen geistigen Entwickelung der europäischen Völker beredt zeugt. Wie Keulenschläge sausen die einzelnen Sätze — fast der gesammte Inhalt besteht nur aus Haupt-

sätzen — auf den Denkapparat des Lesers nieder; die Schrift ist deshalb mit gutem Gewissen nur gereiften Leuten zu empfehlen, die ihre Kenntnisse über die mittelalterliche Cultur einmal nachprüfend auffrischen wollen: sie werden entschieden gefördert werden. Die Knappheit des Ausdrucks bringt es mit sich, daß es ein Leichtes wäre, herausgerissene Sätze zu glossiren (z. B. „Petrarca war der erste moderne Mensch" — nicht Giordano Bruno? Oder: „Die Humanisten geißelten das lüderliche Leben der Geistlichkeit" — um es für sich selbst in Anspruch zu nehmen); darauf will ich verzichten. Aber hie und da fehlt der Straffheit noch die nöthige Feile. So (S. 32): „Das deutsche Fürstenthum beugte sich unter dem (den?) Krummstab; denn die Niederlage des Königthums stärkte ihre (seine!) Gewalt. Sie wählten" u. s. w. . . „und es wählten nicht mehr die großen Vasallen der einzelnen Stämme (unklar), sondern nach dem Vorbilde des Cardinalcollegiums (!) nur noch sieben bevorrechtigte Fürsten. Und die drei geistlichen Kurfürsten waren die Kanzler der drei Reiche Deutschland, Italien, Burgund. Das kennzeichnet zur Genüge den Einfluß Roms." Das ist doch direct irreführend. Der Verfasser liebt eben die Gegensätze, die Contraste, und das verleitet ihn manchmal zu Uebertreibungen (Venedig 1177!). Trotzdem ist auch in solchen Fällen gar nicht zu leugnen, daß hinter einer solchen, vielleicht nicht ganz unbeabsichtigten Entgleisung Nachdenken steckt; und das söhnt einen nicht nur sofort wieder aus, sondern bewirkt auch, daß man schließlich das Heft mit Befriedigung und Dank zuklappt. Ht.

— R. Krauel, kaiserl. Gesandter z. D.: Prinz Heinrich von Preußen in Paris während der Jahre 1784 und 1788 bis 1789. Nach ungedruckten archivalischen Quellen. Mit einem Bildniß. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1901. 72 SS. 8°. — Mit dem Prinzen Heinrich, dem als Feldherr wie als Staatsmann gleich hochbegabten Bruder Friedrich's des Großen, hat sich die Forschung neuerdings vielfach beschäftigt. Schon darum kann das vorliegende Schriftchen, das aus bisher so gut wie unbenutzten Quellen — vor Allem den Briefen des Prinzen an den König und an seinen jüngeren Bruder Ferdinand und den Berichten des preußischen Gesandten in Paris, v. d. Goltz — geschöpft ist, auf allgemeines Interesse rechnen; es fügt dem Charakterbilde des Prinzen, dessen Aehnlichkeit mit seinem königlichen Bruder die Einleitung hervorhebt, eine Reihe neuer Züge hinzu und beleuchtet zugleich die gesellschaftlichen und politischen Zustände, die in der französischen Hauptstadt in den letzten Jahren vor Ausbruch der Revolution herrschten. Prinz Heinrich, der noch mehr als sein königlicher Bruder für französisches Wesen und französische Bildung begeistert und dessen politische Lieblingsidee enger Anschluß Preußens an Frankreich war, stand bereits im 59. Lebensjahre, als sein lange gehegter Wunsch, Paris kennen zu lernen, in Erfüllung ging. Im Juni 1784 trat er unter dem Namen eines Grafen v. Oels eine längere Reise durch die Schweiz nach Frankreich an, traf — auf besonders dringende Einladung des französischen Gesandten in Berlin Grafen d'Esterno — am 17. August in Paris ein und hielt sich dort fast drei Monate auf. Vom Versailler Hofe, wo damals der österreichische Einfluß vorherrschte, und überhaupt von den officiellen Kreisen hielt er sich fern; dagegen lernte er die künstlerischen und wissenschaftlichen Kreise von Paris gründlich kennen und genoß mit empfänglichem Sinne Alles, was die glänzende Stadt an seinerer Geselligkeit bot. Paris aber brachte dem Bruder des großen Preußenkönigs die wärmsten Sympathien entgegen; „der Graf von Oels war bald eine bekannte Figur in Paris, eine gefeierte Erscheinung in den aristokratischen Salons der Weltstadt". Von besonderem Interesse ist auch die damalige politische Thätigkeit des Prinzen, die sich aus seiner Correspondenz mit dem Könige ergiebt; sie blieb übrigens erfolglos, da der König, der gern die Ansichten des talentvollen Bruders hörte, doch ihm im Ganzen nur wenig Einfluß auf sein Handeln einräumte. — Eine zweite Reise nach Paris unternahm Prinz Heinrich im Jahre 1788. Seit dem Tode Friedrich's des Großen war seine Stellung in Berlin nicht angenehmer geworden; König Friedrich Wilhelm II. erwies ihm nicht die Rücksichten, auf die er Anspruch zu haben meinte; er hat darum wohl daran gedacht, seinen Aufenthalt dauernd in Frankreich zu nehmen. Nur mit Mühe erlangte er die Genehmigung zu einer zweiten Reise nach Paris, wo er sich vom 1. Nov. 1788 bis 21. März 1789 aufhielt und wiederum viele öffentliche und private Huldigungen erfuhr; um die auswärtige Politik kümmerte er sich diesmal weniger als früher, die hochinteressanten inneren Zustände kurz vor Ausbruch der Revolution beurtheilt er in sehr optimistischem Sinne. In die letzte Woche seines Aufenthalts fällt das großes Aufsehen erregende Erscheinen von Mirabeau's geheimer Geschichte des Berliner Hofes, in der ihm selbst übel mitgespielt war; wir kennen den Eindruck, den das Buch auf ihn machte, aus den Briefen an seinen Bruder Ferdinand, unserer einzigen Quelle für den zweiten Pariser Aufenthalt. —m—

— Aus dem Sonnenflimmern. Novellen und Erzählungen von Wanda v. Bartels. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Eduard Avenarius, 1900. Preis 2 ℳ. — Wer jemals an einem stillen Sommertage in dem warmen Dünensande gelegen, in das zitternde Sonnenflimmern geschaut, dem leisen Flüstern in den harten Rispen des Strandhafers, dem gellen Schrei der Möven gelauscht, den herben Duft des Tangs eingesogen hat, wer die hellleuchtenden Schaumkronen der Wellen, die muthigen Rosse Poseidon's, in ihrem munteren Spiele beobachtet oder gar zugesehen hat, wenn die sturmgepeitschten Wogen ihre weißen Leiber wild emporreckten, als wollten sie den zuckenden Blitzen nachfolgen in das blauschwarze Gewölk, und wie sie dann brüllend und vom rollenden Donner umtobt zurücksanken und an der Brandung zerschellten, an dem werden die Skizzen dieses Buches einen dankbaren Leser finden. Wanda v. Bartels kennt das Meer mit all seinem wundersamen Zauber und liebt es, und auch den ernsthaften, einsilbigen, aber kraftvollen und eigenartigen Menschenschlag der Wasserkante, dem der tägliche Verkehr mit dem trügerischen Element das Gepräge gegeben hat, weiß sie uns nahe zu bringen durch warme Töne theilnehmender Schilderung. Oft genügen ein paar Seiten, vor uns ein lebenvolles Bild aufsteigen zu lassen, scharf, deutlich, klar umrissen, nur wenige der Erzählungen sind etwas breiter ausgeführt. Allen gemeinsam aber ist die unverfälschte Echtheit der Stimmung, die Jeden in ihren Bann zieht, dessen Seele empfänglich ist für die geheimnißvolle Poesie der nimmer rastenden See. Der bittere Ernst des Lebens steht im Vordergrunde, der harte Kampf ums liebe Brod, den die holländischen Häringsfischer Jahr aus Jahr ein zu führen haben, bildet den Hintergrund der meisten Geschichten, der lichteren Bilder sind nur wenige, die uns die Schriftstellerin zeichnet. Auch die drei letzten Stücke, die einen anderen Schauplatz haben und auch in ihrem Inhalte nicht ganz zu den übrigen passen, zumal die beiden historischen Studien, die den Schluß des Buches bilden, die düstere Grundstimmung halten sie fest. Wer zu behaglichem Zeitvertreib ein vergnügliches Buch lesen will, der nehme dieses lieber nicht. Wer aber die Wahrheit im Gewande der Poesie liebt, selbst da, wo sie mit erschütternder Tragik uns an das Herz greift, der wird dieser Erzählerin mit Spannung und Aufmerksamkeit zuhören von Anfang bis zu Ende. R. B.

— Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg. Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, G. m. b. H. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ. — Das ist die richtige Familienblatt-Geschichte, wie sie sein muß. Viel Handlung, stark bewegt und kräftig sich entwickelnd, Aufregung und Rührung, von keinem zu wenig und in dem gehörigen Mischungsverhältniß, klare und nicht mißzuverstehende Charaktere, dabei die löbliche Tendenz, eines ehrbaren Hauses Glück und stillen Frieden und den Segen erfüllter Pflicht in hellem Glanze erstrahlen zu lassen und die Hohlheit vieler geselliger Freuden, besonders aber die Schändlichkeit von Trunk und Spiel vor Augen zu rücken — für solche Kost wird ein Schriftsteller immer zahlreiche und eifrige Liebhaber finden. Man sollte auch meiner Ansicht nach das Verdienst Derjenigen, die diese Gattung von Romanen fabriciren und von denen W. Heimburg eine der fleißigsten ist, nicht allzu gering anschlagen. Wie die Verhältnisse liegen und voraussichtlich noch lange liegen werden, ist der Kreis Derer, die einen Roman als literarisches Kunstwerk zu betrachten und zu genießen verstehen, nicht sehr groß, und es ist unumgänglich nothwendig, das Lesebedürfniß auch Derer zu befriedigen, die Nichts weiter wollen, als daß ihnen ein Stück Leben vorgeführt wird in festen Strichen und lebhaften Farben und in der Beleuchtung, die ihrem sittlichen Empfinden zusagt. Darauf nun versteht sich die W. Heimburg ausgezeichnet. Und daß wir es nur gestehen: Obwohl wir das Recept zu ihren Romanen nachgerade kennen, verfolgen wir doch immer mit einem gewissen Vergnügen, in welcher Weise und mit welchem Erfolge sie die alten bekannten Gestalten wieder aufzuputzen und damit als neu vorzugeben sich bemüht. Am besten ist ihr das bei dem vorliegenden Romane offenbar geglückt bei der

Mutter Baldauf. An der muß Jedermann seine Freude haben, wer einen klaren Kopf und ein warmes Herz zu schätzen weiß. Ihre Söhne, der liebenswürdige Schwerenöther und spätere Lüderjan einerseits und der trockene Biedermann und schüchterne Liebhaber andererseits, zeigen die Schablone schon deutlicher. Auch die aus niederen Kreisen stammende und durch schlaue Ausnutzung ihrer leiblichen Vorzüge sich in die „Gesellschaft“ einschmuggelnde Kokette ist nicht neu, so wenig wie der „praktische“ Arzt, dem die Verhältnisse nun einmal den Luxus einer Liebesheirath nicht gestatten und der aus dieser Einsicht rechtzeitig die nöthige Folgerung zieht, d. h. ein reiches Gänschen heimführt. Gar zu engelhaft und darum nicht recht glaubhaft ist die eigentliche Heldin der Geschichte Eva Ahrens. Geschickte Mache verräth dagegen wieder die Art, wie der Krieg von 1866 als Hintergrund benutzt und zur Vermittelung der Lösung herangezogen wird. Daß durch das Streben, die Spannung nicht erlahmen zu lassen, die Handlung hier und da etwas unnatürlich wird, besonders gegen den Schluß, soll nicht verschwiegen sein. Der Roman wird aber gleichwohl sein Publicum finden. Selbst Viele, die ihn schon in Wochenportionen in der Gartenlaube gelesen haben, werden die Gelegenheit mit Begierde ergreifen, ihn noch einmal in einem Zuge zu lesen und sich noch einmal durch die bewegten Schicksale des Hauses Baldauf zu schmerzlicher Theilnahme rühren zu lassen. R. B.

— Gabriele d'Annunzio, Feuer. Aut. Uebersetzung von M. Gagliardi. München, Albert Langen 1900. — Ein Buch, geeignet, Aufsehen zu erregen wie wenige! Zunächst der Name des Verfassers, der in der Literatur seines Landes eine Sonderstellung einnimmt und auch für literarische Feinschmecker anderer Nationen von starker Zugkraft ist. Ihrer subjectiven Natur nach enthalten fast alle seine Romane persönliche Bekenntnisse, Bekenntnisse, die vom künstlerischen und allgemein ästhetischen Standpunkte aus außerordentlich fesselnd sind und die der Verfasser mit allem Glanz einer farbenprächtigen, bilderreichen Sprache umkleidet. Durchsichtiger noch als sonst tritt in „Feuer“ des Dichters Gestalt hervor, denn er spricht hier ganz unverhüllt von seinen Werken, wie Città morta, sowie von seinem Ehrgeiz, Italien eine Nationalkunst zu schenken, die Wagner's großem Musikwerk an Bedeutung gleichkommen soll. Und neben der Verherrlichung dieser Idee und seiner selbst als Helden derselben steht die Gestalt einer großen Tragödin, in welcher unschwer Eleonora Duse zu erkennen ist. Das Liebesverhältniß der Beiden ist zwar in schonungsloser Weise preisgegeben, doch erhält es durch den Schönheitscultus, in dem sich die zwei Künstlernaturen begegnen, eine höhere Weihe. Wie rauschende Harfenklänge fluthet es durch das Werk, gesprungene Saiten aber klingen leise mit: die Schwermuth der großen Künstlerin, die nach heißen Kämpfen sich entschließt, dem Geliebten zu entsagen, um seiner Aufgabe willen. Die seelischen Vorgänge zwischen zwei Naturen, die zur Elite des Geistes zählen — d'Annunzio schwebt als Ideal Nietzsche's, Uebermensch vor —, verleihen dem Buche ein seltenes psychologisches Interesse. Nächst den glänzenden Schilderungen, den geistsprühenden Debatten, Allegorien offenbart sich des Verfassers Kunst am Meisten in der Charakteristik der Foscarina, die in ihrer äußerst feinen Ausführung den Helden Stelio Effrena ganz allmälig verdunkelt. Wer eine fortlaufende Handlung in dem Buche sucht, wird enttäuscht sein, es ist eigentlich nur ein Zwiegespräch, in dem bald leidenschaftliche Sinnlichkeit, bald müde Resignation den Grundton abgeben. Mit nie versagender Meisterschaft schildert d'Annunzio den Stimmungszauber Venedigs, eine Gondelfahrt bei Sonnenuntergang, einen Herbstnachmittag im verödeten Park des Schlosses Strà, einen Tag im Vorfrühling auf der fernen kleinen Kapuziner-Insel San Francesco. Mit glühenden Farben und tiefer Symbolik, die an einen Tizian und einen Giorgione mahnen, malt der decadenteste moderne Schriftsteller Italiens den sinnbestrickenden Reiz der Dogenstadt und ihrer eigenartigen Umgebungen. In seiner verträumten Stille, seiner selbst im Verfall noch gebieterischen Schönheit stimmt dieser Ort wie kein anderer als Hintergrund zu einem in heißer Gluth hinwelkenden Liebesidyll. Die Uebersetzung von M. Gagliardi könnte nicht vollendeter sein, sie wird allen Nuancen des oft recht subtilen Originals mit sicherem Sprachgefühl gerecht und kommt der Eigenart von d'Annunzio's Stil so nah wie möglich.

Dresden. Locella.

— Von den Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde ist soeben das 5. Heft des II. Bandes erschienen. Außer Vereinsnachrichten und Mittheilungen aus der Verwaltung des Museums enthält das Heft die Fortsetzung der Sammlung von Curt Müller „Aus dem Reichthum der Volkssprache“: Scherzantworten, sprichwörtliche Redensarten über Dummheit und Klugheit, tolles Leben und Treiben, bildliche Wendungen zur Bezeichnung des Sterbens; gerade von den letzteren sind viele als Ausdrücke einer unbewußten Volkspoesie von hohem Interesse. Zu dem von Dr. Vogel mitgetheilten Kaufvertrage vom Jahre 1817 betr. Johann Carl Gottlob Vogel's Zweihufengut in Rudelsdorf dürften sich leicht zahlreiche Parallelen auffinden lassen. Die Literatur der erzgebirgischen Weihnachtsspiele bereichert E. Giersner durch Mittheilung eines Königspiels aus Löwenhain, das Verwandtschaft mit einem im 24. Heft der Mittheilungen des Königl. Sächs. Alterthumsvereins veröffentlichten Weihnachtsspiele aus Thalheim zeigt. Kleinere Beiträge haben C. Pfau (Eine Landesverweisung in Rochlitz 1712), Fr. Bernh. Störzner (Die räthselhafte Holzfigur im Rathskeller zu Pulsnitz), Otto Herrmann (Volksthümliches in den Gebräuchen und der Sprache der Südlausitz), E. Wilke (Inschriften an altem Hausgeräth und Gegenständen — aus dem Bergmann'schen Freigut zu Falken bei Waldenburg), H. Stumme (Zur Melodie der Hütejungen-Verschen) und Th. Seelig (Ueber die Form der Tragkörbe) beigesteuert. — Zugleich mit dem Heft hat der Vorstand den Jahresbericht des Vereins auf das Jahr 1900 und das Mitgliederverzeichniß veröffentlicht. Auf ersteren, der ein erfreuliches Fortschreiten des Vereins zeigt, sind wir bereits in unserem Bericht über die letzte Vorstandssitzung, in welcher er genehmigt wurde, kurz eingegangen. —m—

— Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft im Format von 45 : 30 cm mit ca. 24 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes 1 ℳ. Vereinigte Kunstanstalten, Act.-Ges. München 1901. I. Heft. — Unter dem Titel „Alpine Majestäten und ihr Gefolge“ ist vor Kurzem ein Sammelwerk begonnen worden, das in den Kreisen der Freunde des Hochgebirges ungetheilte Freude und Bewunderung hervorrufen wird. In künstlerisch vollendeter Darstellung soll in monatlich erscheinenden Heften zu dem mäßigen Preise von 1 ℳ für jedes Heft eine vollständige bildliche Schilderung der Hochgebirgswelt geboten werden. Das erste uns vorliegende Heft enthält 24 sehr fein ausgeführte Ansichten von erhabenen Gebirgsbildern, die ein beredtes Zeugniß dafür ablegen, bis zu welcher Vollendung heutzutage die Technik des Kunstbuchdrucks gelangt ist. Es sind 10 Ansichten aus der Schweiz (Zwillinge und Breithorn vom Gorner-Grat aus; Monte Rosa vom Gorner-Grat aus; Fiescher Gletscher; Inner-Arosa mit der Kirche; Rosenlaui-Gletscher mit Wellhorn und Wetterhorn; Wengen mit Jungfrau und Breithorn; Pilatus, Aussicht gegen die Titlis-Gruppe; Schwyz mit den Mythen; Berneroberländer Berge vom Pilatus aus; Grimsel-Hospiz mit Nägelisgrätli) und 14 aus Tirol (Schaubachhütte mit dem Ortler; Ortler mit der Berglhütte; Ausblick von der Stilfser-Jochstraße auf den Madatsch-Ferner; Pasterzenabsturz mit dem Großglockner; Dresdner Hütte mit Schaufelspitze; Prager Hütte am Großvenediger Schlernhaus mit der Rosengartengruppe; Dorf Seiß mit dem Schlern; San Martino di Castrozza; Tschaminthal; Monte Cristallo-Gletscher und Piz Popena; Ampezzostraße mit Col Rossa; Grödner-Joch-Hospiz mit Sellagruppe; die Fünffingerspitze von Norden). Einzelne dieser Bilder erzielen eine ganz erstaunliche plastische Wirkung. Neben den Alpen von Ost und West sollen alle anderen Hochgebirge der Erde in Bilderreigen wiedergegeben werden, und man will insbesondere auch darauf bedacht sein, Ersterst eigungen und touristische Erfolge zu veranschaulichen. Zur Durchführung ihrer schönen Aufgabe steht der Verlagshandlung eine große Menge photographischer Originalaufnahmen zur Verfügung; wo aber die Photographie nicht ausreicht, das Charakteristische einer Landschaft wiederzugeben, ist die Mitarbeiterschaft der namhaftesten Künstler gesichert. Das groß angelegte Werk soll die Freunde der Hochgebirgswelt vorbereiten auf die zu erschauenden Herrlichkeiten und soll ihnen nach beendeter Bergfahrt eine Quelle schöner Erinnerungen sein. Allen Gebirgsfreunden sei das neue Unternehmen hiermit angelegentlichst empfohlen.

C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 58. Mittwoch, den 15. Mai, Abends. **1901.**

Ein Sonntag auf Korfu.

Aus dem Briefe eines Seecadetten.

Golden steigt die Sonne am Horizont herauf, da trägt uns unser Schiff nach vierzehntägiger Fahrt und nach siebentägigem harten schweren Wetter durch die ruhigen blauen Fluthen des Mittelmeeres unserem nächsten Hafen, der Insel Korfu, zu. Schon haben sich einige liebe Gäste eingefunden, die freudig singend die so erwünschte Nähe des Landes uns ankündigen, vielleicht sind es auch kleine Heimathsgenossen, die sich freuen, als erste ihre lieben Landsleute begrüßen zu können. Noch ist nichts von der Küste zu sehen, da, gegen Mittag, erblicken wir die blauen, fast noch in den Wolken ruhenden Berge der herrlichen Insel. Immer deutlicher treten ihre gewaltigen Umrisse hervor, schon können wir das auf einem vorspringenden Bergkegel erbaute Castell erkennen, da werden wir aus unserm stummen Staunen herausgerissen durch das Commando: „Salutmannschaften an die Geschütze!“ Und schon ertönen die einundzwanzig Schüsse zu Ehren der griechischen Landesflagge, die gleichzeitig am Großtopp geheißt ist, donnernd rufen uns die Berge den Willkommensgruß zurück; da blitzt es auch vom griechischen Castell auf, einige Secunden später hören wir auch den ersten Erwiderungssalutschuß, unter dem wir nun mit „langsamer Fahrt“ in den großen Hafen einlaufen.

Korfu, das alte Kerkyra, wem fällt nicht die bedeutende Rolle ein, die dieser Hafen schon im Alterthume gespielt? Hier lagen schon vor langen Jahrhunderten hundertzwanzig athenische Trieren während des peloponnesischen Kriegs, hier spielte sich ein Stück Weltgeschichte ab, hier hatte Odysseus — doch ich will nicht vorgreifen. Am Gestade hatte sich schon eine große Menschenmenge eingefunden, die uns, wie wir aus ihren freudigen winkenden Gesten erfahen, mit großer Sympathie begrüßte. „Klar bei Backbordanker“, „Boje über Bord“, „Fallen Anker“, „Balschieren aus“, „Fier Fallrepp“, so ertönt es rasch hintereinander und da liegen wir nun vor Anker. Schon drei Minuten später ist der deutsche Consul an Bord, hinter ihm in zwei Säcken wohlverstaut die Schiffspost aus der Heimath. Voller Spannung sieht Alles ihrer Austheilung entgegen, dann wird es auf einige Minuten still, ein Jeder — denn es ist wohl Keiner, der nicht Nachricht nach dieser langen Zeit erhalten — sitzt in einer Ecke, in die Briefe und Karten seiner Lieben daheim versunken, ihnen so nah und doch so fern. Ganz allmälig schwindet auch dies Heimwehgefühl und die Freude tritt wieder unumschränkt in ihre Rechte. „Um vier Uhr Urlaub“, da heißt es denn nun sich schleunigst klar machen; in zwanzig Minuten erscheinen wir schon am Oberdeck in unsern weißen Tropenuniformen und fünf Minuten später trägt uns die Barkasse von der Dampfpinaß geschleppt schon der Anlegestelle zu. Da stehen wir nun und denken nach, wohin wir uns wenden sollen. Doch wir fragten nicht, wie Odysseus einst vor Jahrtausenden hier die Nausikaa gefragt: „In welch Land der Menschen bin ich hier gekommen?“ sondern kurz entschlossen wanderten wir der Stadt zu. Am Gestade entlang schlendern wir dahin, angestaunt von den schwarzen Augen der Griechen, hübsche scharfgeschnittene Gesichter, Augen und Haare schwarz wie die Nacht. Wunderhübsch und kleidsam ist ihre Nationaltracht, die Männer in kurzen Hosen, in der bunten Weste und kurzen Jacke, dem weiten Schlapphut; die Frauen in den fußfreien farbigen meist hellblauen Röcken, den ärmellosen blumengestickten Miedern und dem tiaramäßigen weißen Kopfputz. So sind wir nun an den freundlichen Häusern mit den grünen Fensterladen entlang bis zum Obstmarkt gekommen und weiden unsere Augen hier an dem Anblick der prachtvollsten leckersten Südfrüchte. Da preisen uns die braunen Kerle die schönsten Apfelsinen an, hier stehen Körbe voller Feigen, dort Bananen, rothbäckige Aepfel, Citronen &c. Eine luftige große Markthalle ist natürlich auch hier vorhanden, wie sollte die auch nur in dem kleinsten südländischen Neste fehlen? Daneben eine schöne Fischhalle, aber der liebliche Geruch, der dieser entströmte, ließ uns schleunigst die nächste Bergstraße hinaufeilen. So einen rechten Begriff von Pflasterung scheinen die Griechen noch nicht zu haben. Da stehen wir nun vor dem Castell und staunen den einzelnen vor diesem befindlichem Thorflügel an, auf dem der venetianische Löwe steht. Das Thor stammt aus der Blüthezeit der Lagunenrepublik, ein letztes Zeugniß der stolzen Stadt, die hier lange, lange als Herrscherin gewaltet. Durch Thorbögen, über Wälle und Mauern klettern wir und betrachten mit Bewunderung die Befestigungen, die seiner Zeit Venedig hier angelegt. Aber zerfallen, zersprungen und zerrissen sind diese Befestigungen, vernachlässigt und gegen die neuen Geschütze kaum widerstandsfähig. Ueberall steigen Ziegen und Schafe herum und öfter hört man die Scherzrufe der Kameraden: „Da die Schafe der Phäaken“ „die Ziegen des Alkinoos“. Doch nun macht sich auch der Magen wieder einmal bemerkbar, auch er will gern einmal etwas Genußreiches für sich allein haben. Wir treten in das nächste *Καφηνειον*. Einfache Holzstühle und kleine Schemel werden uns eifrig herbeigeschleppt, bald lassen wir uns den duftenden Kaffee und Kuchen munden. Aber wir wissen, der Wein ist billig, spottbillig und wir sind ja auch keine Temperenzler, wie wir es in Dartmouth sein mußten. Prächtig schmeckt uns dieser süßliche Trunk und mit Vergnügen bezahlen wir für die bauchige Flasche eine Drachme, fünfzig Pfennig. Von hier aus fahren wir nach Canine, von wo man eine prachtvolle Aussicht hat; es ist eine lange Wagenreihe, immer fünf in einem Gefährt. Bei schönstem Wetter geht's frohgemuth durch die Stadt hinaus in den wundervollen Olivenhain, vorbei an den lockenden Obstgärten mit ihren gelben Apfelsinen und stachlichen Kakteen. Da läuft uns ein Kerl nach mit einem mächtigen Apfelsinenzweige voller prachtvoller Früchte. „Stopp“ schreien wir und wenige Augenblicke darauf fahren wir, das um eine halbe Drachme Erworbene hoch schwingend, weiter. Nach einer Stunde sind wir am Ziele. Da liegt das ruhige blaue Meer umfaßt von den gewaltigen Bergen, die Sonne in ihrer strahlenden Heiterkeit, um uns die prachtvollen Oliven. Dort unten scheidet sich links eine kleine Insel mit hochragenden Pinien und stummer großartiger Ruhe, das Modell zu Böcklin's „Todteninsel“. Eilig klettern wir den steilen Berg hinab, auf der langen zerklüfteten Steinmole nach dem im Vordergrunde rechts liegenden kleinen Inselchen hin. Das kleine so entstellend häßlich bebaute Eiland, das vor der Mündung des hyllaischen Sees neben jener herrlichen kleinen „Pontikonisi“ Todten- oder Odysseusinsel genannten liegt, welche man für das versteinerte Schiff der Phäaken hält, kann nichts Anderes sein als das Waschhaus der schönen Tochter des Alkinoos. Hier wusch sie mit ihren Gespielinnen und Mägden, hier am Gestade traf sie Odysseus beim fröhlichen Spiel, hier fand der so lange umherirrende König die ersehnte Hilfe. Jetzt dient dies schiefe Häuschen mit seinem schiefen Dächelchen fünf Nonnen als Wohnsitz. Eine der Schwestern stand kräftiglich Holz hackend am Ufer, als wir an ihrem Waschküchencomplex vorübergingen, um uns von hier nach der cypressenbestandenen Todteninsel rudern zu lassen. Ruhig, fast andächtig glitten wir in unserem Kahn über die azurblauen Fluthen dahin, andächtig stiegen wir die Stufen zur Plattform hinan. Unter uns sahen wir in dem von drei Meter hohen Pharaocacteen eingefaßten Gärtchen einen hochgewachsenen hageren Mönch in langem, fadenscheinigem, schwarzem Gewande einsam sein Kartoffel-

beet behäufeln. Nach jedem Spatenstich ruhte er erschöpft eine Weile aus. Er bemerkte uns nicht, das Meeresrauschen hatte unsere Tritte übertönt. Wir riefen ihn auch nicht von seiner Arbeit, sondern genossen erst des feierlichen Ausblicks auf das Meer in vollkommener Stille. Wie wir auch das kuppelbedeckte Kapellchen des heiligen Simon besichtigen wollten, saß auf der Schwelle eine große schwarze Katze, die uns spinnend begrüßte, als einzige Hausgenossin des Einsiedlers von Pontikonisi, deren Königin sie also mit Fug und Recht war. Nur fürcht' ich, dehnt sie ihre Herrschaft auch auf die Vögel aus, denn kein Abendlied stieg aus den Cypressen und Lorbeeren empor, welche die Einsiedelei beschatten. Indeß trat ihr ernster Gebieter durch den weißen Thorbogen. Er selbst glich in diesem Augenblick einer düsteren wandelnden Cypresse, nur nicht so unerschüttert und stolz, wie jene troß aller Stürme bleibt. Demüthig begrüßte er uns, schöpfte in seinem blankgescheuerten Eimer Wasser aus der Cisterne und bot uns zu trinken an. Dann ließ er sich müde neben uns nieder. „Wie lange wohnt Ihr hier?" fragten wir den Alten. „Zwanzig Jahre." „Zwanzig Jahre hier allein und die ganze Zeit wohnte Niemand bei Euch?" „Niemand, außer Gott." Wir gingen mit ihm in seine Zelle, die mit Ziegelsteinen gepflastert und auffallend reinlich gekehrt war. Sein ärmliches Bett war sorglich zugedeckt. An den Wänden hingen die für sein Leben nöthigsten Arbeitsgeräthe. Er zeigte uns Alles, aber ohne jede Freudigkeit, als sei er selbst durchdrungen von der Armseligkeit und Nutzlosigkeit seines Lebens, das er sich sicherlich nicht freiwillig gestaltet hatte, sondern das ihm von der Kirche aufgezwungen war. Als wir durch die ruhige See zurückfuhren, sahen wir den Einsiedler wie einen Schatten über das weiße Geländer gelehnt uns nachblicken. Er schaute unserem Kahne nach, wie er über die Wellen glitt, deren schäumendes Branden vom Leben spricht, das an seiner Klippe abprallen soll. Ob er uns beneidete? Stumm und dumpf wie Einer, für den das Leben ohne Lust, der Tod ohne Schrecken, sah er herab. Auf dem Berge harren unserer die Wagen, die uns wieder in die Stadt zurücktragen. Nach der andern Seite hinaus trägt uns das Gefährt nach dem Achilleion, dem prachtvollsten Bau Korfus. Zwischen den hohen Bergen hin, durch die steilen Olivenhaine, an den ärmlichen Häuschen mit ihren Osterien vorbei geht die Fahrt den steilen Bergweg hinan. Manchmal sind wir gezwungen auszusteigen, um den kleinen Pferdchen das Hinaufziehen des doch ziemlich schwerfällig gebauten Wagens zu erleichtern. Schon fahren wir eine Stunde, da an einer Biegung ist vor uns die wunderbarste Aussicht. Hoch auf dem Berge umgeben von Palmen, Cypressen, Pinien und Oliven liegt das weiße Schloß in majestätischer Ruhe, von dem dunkeln Hintergrund sich imposant abhebend. Immer steiler wird der Weg, immer näher kommen wir dem prächtigen Bau. An einer Dorfschenke, die schon auf tausend Meter nach Knoblauch, dem beliebtesten griechischen Parfum, riecht, halten die Wagen; wir müssen den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen. Nach kurzer Rast schreiten wir auf dem ausgezeichnet gepflasterten Wege dem breiten Schloßportal zu, durch kunstvoll gearbeitete eiserne Parkthore, dem Schlosse, das seine hohe Besitzerin, die Kaiserin von Oesterreich, nur sechs Mal aufgesucht hat. Bildwerk auf Bildwerk häufte sie hier und als endlich Alles fertig, kam sie nicht mehr nach Korfu. Doch so erhaben der Name Achilleion auch klingt, so vermochte er doch nicht einen recht unkünstlerischen Wirrwarr von Marmorskulpturen von der schönen Schloßgalerie und seiner mit Recht so berühmten Terrasse fernzuhalten. Die einzelnen Kunstgegenstände haben so wenig aufeinander Bezug wie der sterbende Achill und Heine. Als wir uns dem Schlosse näherten, mußten wir an vier zierlichweichlichen Marmorstatuen vorüber, Diana, Aphrodite, Hermes und Apoll; indeß wir die Marmorstufen hinaufschritten, erschraken wir fast, zwei Bacchanten tanzen uns entgegen, zwei kaffeebraunlackirte Gipskörper, an denen die Weinlaubkränze und das Feigenblatt grasgrün angestrichen sind. Wir traten in die sehr schön gebaute Säulenhalle, deren Wände mit bunten Fresken, Bildern aus der altgriechischen Geschichte, bedeckt sind und geschmückt durch Marmorbüsten, welche die Koryphäen Griechenlands nach den Originalen des Vatikans und des Museums zu Neapel darstellen. Bewundernd schreiten wir die Halle auf und nieder, da blickt uns durch das Fenster des Treppenhauses ein Gemälde entgegen, der triumphirende Achill, Hektor's Leiche schleifend. Im Vordergrund Achill („treibend schwang er die Geißel und rasch hinflogen die Rosse") den Helm des Besiegten in der Rechten schwingend, hinter ihm Menelaos auf dem Gespann mit den weißen Rossen, zwei wuchtige Lanzen in seiner Hand. Außerhalb der Säulenhalle bilden die neun Musen eine Marmorgruppe von wunderbarer Schönheit. Jetzt treten wir auf die Terrasse hinaus, durch prächtige Palmen zwischen den mächtigen Erzgestalten der bekannten Gladiatoren gelangen wir zu Herter's sterbendem Achill. Unwillkürlich erinnert uns diese Gestalt an die des Laokoon, der schmerzlich geöffnete Mund, die fieberhaft geschwollenen Adern und Muskeln zeigen, welches Leid der große Held tragen muß. Und in eine Landschaft blickt er hinunter, die selbst dem größten Helden das Sterben bitter machen muß, eine Landschaft, die so strahlend heiter ist, daß man über ihr des sterbenden Achill vergißt und wieder und wieder auf seine göttliche Meeresmutter hinabschaut, welche dies eigentlich der Nausikaa geweihte Ufer so zärtlich umschmeichelt, als suche sie hier ihres Sohnes Grabmal. Jenseits des Meeres erheben sich die dalmatinischen und albanischen Berge, zwischen ihnen ist ein türkisches Dorf fast zum Greifen nah. Sanft rundet sich der Höhenkranz der Inselberge, unzählige blühende Flecken sind in ihn hineingeflochten. Das ganze grüne Eiland ist gegliedert und belebt durch zahllose tiefe Meereseinschnitte, die alle so blau und glänzend sind, wie der lachende antike Hafen zu unsern Füßen. Gewaltsam müssen wir uns losreißen von dieser Landschaft, es gab noch viel des Sehenswerthen. Auf gewundenen Parkwegen zwischen hohen Palmen dahin schlagen wir den Weg nach dem Heine-Denkmal ein. In einem tempelartigen Bau sitzt der Dichter im Marmorsessel, seine müden halbgeschlossenen Augen sehen nicht auf das lächelnde Meer zu Füßen des Abhangs, sie blicken auf das Blatt der herabhängenden Hand, auf sein Lied „Was willst du einsame Thräne?" Hier saß Elisabeth von Oesterreich oft lange Stunden, Ruhe und Frieden suchend, deren die arme Mutter so sehr bedurfte. Ein Denkmal, von Oliven umgeben, eine zersplitterte Säule mit dem Medaillon des Kronprinzen Rudolph erinnert an den furchtbaren Schlag, der so viele glänzende Hoffnungen zerstört hat. Schweigend betreten wir das Schloß und gehen durch die verödeten Gemächer, die in pompejanischer Weise ausgemalt sind, die reizend dahinschwebenden Decken- und Wandfigürchen, die hohen Spiegel, die antiken Wandlampen, die schönen eisernen Treppengeländer mit ihren mannigfachen Mustern sind das letzte Zeugniß der königlichen Pracht. In der Hauskapelle stehen rothsammtne Betstühle, große künstliche Blumensträuße in hohen Vasen auf silbergestickter Altardecke vor einem Madonnenbilde „Stella del mare". Nach kurzer Rast bei caffè alla turca in dem malerisch unter den Bäumen des Schloßweges gelegenen kleinen Gasthaus geht's weiter an Olivenhainen, Obstgärten, gewaltigen Cacteen, Pinien und Cypressen vorbei nach Paläokastrizza. Wir passiren ein Brücklein, das über ein kleines Flüßchen führt. Wer ahnte wohl, daß dies der „Fluß" der Nausikaa wäre? Einsam liegt die Gegend, leise rauschen die Oliven, in ihrer Flüstersprache erzählend von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Immer steiler werden die felsigen Bergwege, zu beiden Seiten erheben sich in majestätischer Höhe die gewaltigen zerklüfteten Bergriesen, die zwischen sich eine herrliche Aussicht auf das schäumende Meer darbieten. Endlich sind wir am Ziel, hoch auf dem Gipfel des Berges erhebt sich ein großes Kloster. Freundlich begrüßen uns die Mönche, die in ihrer schwarzen Tracht und hohen Mützen, den wohlgepflegten langen schwarzen Locken und Vollbärten gut ausschauen. Sie zeigen uns ihre nicht gerade luxuriös eingerichteten Kammern. Eine einfache hölzerne Bettpritsche säuberlich belegt mit einer Wolldecke, ein Holztisch, ein Stuhl, eine irdene Waschkanne, ein paar Heiligenbilder an der Wand, das ist die Ausstattung. Bunt und farbenschillernd aber ist ihre Kapelle, vor der von einer steinernen Säulenhalle aus eine prachtvolle Aussicht auf die Felsen und das unendliche Meer sich darbietet. Die Mönche sind gastfreundlich. Auf einfachen Holztischen erscheinen die dampfenden Würstchen, Rührei, Kartoffeln ergänzen das Mahl, daneben erscheinen in hohen Thonkrügen verschiedene Weinsorten, die der Klosterkeller gespendet. Die Mönche selbst sitzen in unserer lustigen Reihe und lassen sich wohl schmecken, vor Allem die Cigarren und den Cacao. Vorzüglich schmunzelnd saugen sie an den rauchenden Stengeln und trinken uns ernsthaft mit unserm Cacao zu. Doch nun ist es spät geworden, wir müssen von den Gastfreien scheiden. Wir nehmen von ihnen herzlichen Abschied, dann klettern wir in die Wagen und zurück geht's wieder an Bord. Wie lang noch und wir verlassen Korfu, das Land der Phäaken und fahren weiter — weiter nach Jaffa! A. P.

Bücherbesprechungen.

— **Albrecht Wirth, Volksthum und Weltmacht in der Geschichte.** München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1901. VII, 236 S.; gr. 8°. Preis: 4,50 ℳ — Albrecht Wirth in Frankfurt a. M. (wenn er sich nicht gerade auf einer seiner zahlreichen und ausgedehnten Reisen befindet) gehört zu den Wenigen, die nicht nur über ein ausgebreitetes Wissen und eine langjährige Erfahrung verfügen, sondern auch die Fähigkeit haben, diese Vorzüge praktisch zu verwerthen. Mit klarem Blick immer auf's Ganze! das ist sein Leitstern; bei solchem Streben wird man wohl hie und da leicht einen Fehltritt thun — in die Höhe führt der Weg doch. Mit frohem Wagemuthe rückt er den schwierigsten Fragen, die das politische und das Culturleben der Gegenwart an uns stellt, zu Leibe. Und geschickt versteht er es, sich zur rechten Zeit intensiv in ein Sondergebiet zu vertiefen, wenn ihm der mit unverkennbarer Vorliebe von ihm geübte extensive Arbeitsbetrieb wissenschaftliche Gefahren anzudrohen scheint. Einmal lockt ihn das Wachsthum der Vereinigten Staaten, dann widmet er sich südafrikanischen Studien, und schnell wendet er sich über den Antheil, den China an der Weltgeschichte gehabt hat und noch hat, hinüber zu der größeren Aufgabe, die gesammte Menschheitsentwicklung in einer Nuß zu bieten. Dabei verliert er sich niemals in jene verblassenden Universalräume, worin man vor hundert Jahren so gern uferlos umherplätscherte; immer bleibt Wirth, ohne deshalb in die unangenehmen Uebertreibungen gewisser Schreier im Alldeutschen Verbande zu verfallen, ein Deutscher, der die vielfach verschlungenen internationalen Beziehungen und Fäden nur im Hinblick auf ihren innern Werth, auf den Nutzen entwirrt, den unser Vaterland davon haben soll. Insofern berührt sich sein Arbeiten und namentlich das vorliegende Buch sehr eng mit dem, was Houston S. Chamberlain in seinen berühmten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ erstrebt und erreicht hat; es ist durchaus kein Zufall, daß beide Werke in einem und demselben Verlag erschienen sind. Insofern berührt es sich auch mit Erscheinungen wie „Romanenthum und Germanenwelt“ von G. Marina, der vor einer Zertheilung der vom Germanenthum und Romanenthum gleichmäßig getragenen westeuropäischen Cultur warnt, oder wie die kritischen Betrachtungen über „Das Deutschthum und sein öffentliches Recht“ von L. Trampe, der den Individualismus als deutschesten Grundsatz verherrlicht, oder endlich wie „Das deutsche Volksthum“ von Hans Meyer u. s. w. Der führende Gedanke bei Wirth ist der entwickelnde; aus dem mesopotamisch-ägyptischen Zeitalter (bis etwa 1300 v. Chr.) heraus geleitet er uns durch die classische Zeit (bis 224 n. Chr.) und die der Doppelbildungen (vgl. die graphische Darstellung auf S. 84; bis 1350 n. Chr.) hindurch zur oceanischen Zeit (1250 bis 1900), deren Beginn über den Schluß des dritten Zeitalters um etwa hundert Jahre zurückgreift. Die Anfänge eines „richtigen“, das heißt geschlossenen, innerlichen Volksthums fallen in den vierten Zeitabschnitt: gegen Ende des 14. Jahrhunderts läßt sich an den verschiedensten Punkten der bewohnten Erde das Aufkommen eines Volksbewußtseins feststellen. In der Gegenwart sind die mit großer werbender Kraft ausgestatteten Bünde (All-Angelsachsenthum, All-Slaventhum, All-Deutschthum und All-Romanenthum) und die Glaubensbünde (Pan-Islamismus, Pan-Buddhismus und Zionismus) als greifbare Formeln gesteigerten Volksthums und gesteigerter Gegensätze entstanden. Wie sich das Alles allmälig in organischem Wachsen entfaltet, das an der Hand der Wirth'schen Darstellung kennen zu lernen, muß Jeden fesseln, der über die treibenden Kräfte der modernen Cultur und Politik einmal ernstlich nachgedacht hat. — Auf S. 25 muß es in der Anmerkung III (statt IV) heißen. Dem Verlage zum Schlusse meine unverhohlene Anerkennung des beigelegten Waschzettels, des würdigsten und angemessensten Begleitschreibens, das ich je gesehen habe; es ist mir thatsächlich schwer gefallen, über Wirth's Buch etwas Anderes zu sagen, als darin vorgeschlagen stand. Ht.

— **Das Pañcatantram (textus ornatior).** Eine altindische Märchensammlung zum ersten Male übersetzt von **Richard Schmidt.** Leipzig, Lotusverlag. Erste Lieferung. Preis broschirt 4 ℳ (128 S.) — Die Sammlung altindischer Märchen, die unter dem Namen „Fünfbuch“ (pañcatantra) in der Weltliteratur bekannt ist, hat seit den Zeiten des alten Eberhard Grafen von Württemberg, der sie aus dem Lateinischen übersetzen ließ, bis zum heutigen Tage, wo sie von berufenen Uebersetzern aus dem Sanskritoriginale weitesten Kreisen zugänglich gemacht worden sind, eifrige und dankbare Leser namentlich bei den Deutschen gefunden. Der reizend naive und drollige Humor dieser Thierfabeln, dem auch eine tüchtige Dosis von Satire beigemengt ist, wird auf humorvolle Menschen — und das sind wir Deutsche ja — stets Eindruck machen. Die Art und Weise, wie die Sammlung angelegt ist — es ist die dem Oriente eigenthümliche, aus „Tausend und Eine Nacht“ männiglich bekannte Form der Rahmenerzählungen und Einlagen — hat zur Folge gehabt, daß die Texte bei dem Weltgange des Werkes vom Orient zum Occident außerordentlich verschieden geworden sind, so verschieden, daß man fast sagen kann: „Soviel Textrecensionen als Handschriften“. Mit dem vorliegenden Hefte macht Richard Schmidt den Anfang damit, die umfänglichste dieser Textrecensionen in deutscher Uebersetzung wiederzugeben, während dieser „textus ornatior“ selbst demnächst von Prof. Laumann herausgegeben werden wird. Soweit aus dem ersten Hefte zu ersehen, sind die Texterweiterungen doppelter Art, erstens eine reichere Ausführung der bereits bekannten, zweitens aber auch die Einführung neuer, bisher unbekannter Erzählungen. Was die Schmidt'sche Uebersetzung anlangt so kann man natürlich, so lange das Original nicht im Drucke vorliegt, ein endgiltiges Urtheil über sie nicht fällen. Soviel geht aber aus diesem ersten Hefte hervor, daß der Uebersetzer sich größter philologischer Treue und Akribie befleißigt und der originelle Ton des Originals überall ans Ohr schlägt. Die bereits vorhandenen Uebersetzungen von Benfey und Fritze, die kürzeren Recensionen folgen, werden daneben immer noch ihren Werth behalten, den folkloristischen Studien aber bietet das reiche hinzukommende Märchenmaterial der neuen Uebersetzung hochbedeutenden und interessanten Stoff, für dessen Darbietung die Wissenschaft dem Uebersetzer zu lebhaftem Danke verpflichtet ist. Wir kommen auf diese Arbeit jedenfalls noch zurück. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— **„Auf den Spuren des Genius“.** Eine Dichtung aus Italien und dem Orient von **Adolf Teichert.** Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie. — Dem Autor, seines Zeichens Gymnasialoberlehrer in Küstrin, war 1898 das Glück einer längeren Reise nach den Mittelmeerländern beschieden. Er hat auf seinen Fahrten viel gesehen, von dem er bisher nur durch der Bücher trockene Weisheit Kunde empfangen hatte, und seinem mit mannigfachem Wissen reich beschwerten Geiste entsprang die Dichtung „Auf den Spuren des Genius“. Im Vorwort verkündet Teichert zunächst urbi et orbi, daß er von keinem Geringeren als Byron's „Childe Harold“ die Anregung zu seinem dichterischen Schaffen empfangen habe, um a tempo eine scharfe Polemik gegen die Blasirtheit und Decadence des Byron'schen Helden loszulassen, dem gegenüber er sich der Welt als „Childe Harold des Optimismus“ bestens recommandirt. Obwohl wir nun der Ueberzeugung sind, daß der classische Childe Harold, der seinem Dichter über Nacht dauernden Ruhm erwarb und ihm die Werthschätzung Goethe's einbrachte, ganz gewiß nicht den grimmen Ansturm seines pädagogischen Rivalen zu fürchten hat, so verdient doch diese — milde gesagt — Anmaßung einige Worte kritischer Abfertigung. Hätte uns Teichert nur mit einem „gestanzten“ Reisebericht nebst den obligaten classischen Reminiscenzen, Landschafts- und Kunstpanegyriken beglückt, so könnte man das Werk als harmloses Product glücklicher Ferien- und Mußestunden bei Seite legen, wie man es auch der kindlichen Pietät des Autors zu Gute rechnen muß, wenn er seinen Lesern den Bericht über eine durch den Tod seiner Mutter bedingte Reiseunterbrechung sammt der Todtenklage nicht vorenthält. Daß er sich aber unterfängt, auf Vergil's und Dante's Pfaden uns eine Höllenwanderung zuzumuthen, ist eine Versündigung an dem Genius der Dichtung; daß er weiter nun gar als enragirter Vegetarier „sie, die zuerst des Thieres Fleisch genossen“ im dritten Höllenschlund einsperrt, daß er der staunenden Mitwelt auf Elysiums Gefilden neben Sokrates, Jesus (!), Luther und Rousseau auch — seine Großmutter vorstellt, bedeutet thatsächlich den Gipfel der Naivetät, neben dem uns seine Friedenspredigten Suttner'scher Observanz auf allen Schlachtfeldern des Alterthums, die tendenziöse Betonung seines demokratischen Standpunktes gegenüber den antiken Tyrannen und manches Andere mehr kaum noch befremden kann. Formell läßt sich an dem Werke wenig beanstanden, da die Verse sich bei aller dichterischer Nichtigkeit einer gewissen Glätte und Flüssigkeit erfreuen. Ueber das Schlußversprechen Teichert's, uns später auch noch von ägyptischen und syrischen Reisen Kunde zu

geben, können wir nach dieser italienischen Kostprobe nur mit recht gemischten Gefühlen quittiren. A.

— Jungbrunnen. Ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von hervorragenden deutschen Künstlern. Berlin W., Verlag von Fischer u. Franke. — Von dieser wiederholt schon empfehlend von uns genannten Sammlung sind wieder zwei neue Bändchen erschienen. (Preis im Gesammtbezug je 1 ℳ, im Einzelnen das Heft 1 ℳ 50 ₰.) Das erste führt den Titel: „Aus der Jugendzeit“. Deutsche Volkslieder in Bildern von Arpad Schmidhammer. Nicht überall will es uns gelingen, den Bahnen, die des Künstlers Phantasie einschlägt, zu folgen. Lebensvoll und von jugendlich kecker Frische sind die Bilder alle, das ist kein Zweifel, aber einzelne, z. B. die zu dem Studentenliede „Si tacuisses“ (Es waren mal drei Gesellen, Die thäten sich was erzählen) sind doch zu sehr Caricatur. Auch zu dem bekannten Verschen „Kein Feuer, keine Kohle“ hätten wir uns eine andere bildliche Erläuterung gewünscht, als diese sonderbare Icarusgestalt mit der qualmenden Pechpfanne im Hintergrunde. Die Zierleisten sind zum Theil sehr merkwürdig, z. B. der eingeschirrte Bär und die purzelbaumschlagenden Hasen. Andere Bilder sind aber auch wieder anmuthend und reizvoll, so die Spinnstube (zu dem Volksliede: „Wenn alle Brünnlein fließen“). — Bedeutend besser trifft das folgende Heft unseren Geschmack: Heimatherde. Der Heimath Lob in Liedern mit Bildern von Ernst Liebermann. Dieser Zeichner hat offenbar eine tiefe Empfindung, das hat er schon mit einzelnen Bildern des früher erschienenen Heftes „Goldene Zeit“ bewiesen. Mit Recht betont er in dem vorliegenden Bändchen vorzugsweise die Landschaft, wie das ja auch der Titel „Heimatherde“ nahe legte. Die Auswahl der Gedichte bevorzugt die Romantiker: Lenau, Eichendorff, dann Uhland und Hoffmann v. Fallersleben, dessen „Deutschland, Deutschland über Alles“ wir ungern vermissen. Daneben erscheinen Lieder von K. F. Meyer, Geibel, Rudolf Baumbach, Viktor v. Scheffel, Hermann Lingg und sogar ein Lied, und zwar ein sehr schönes, von Otto Ludwig. Mit Freuden begrüßen wir es, daß diesmal zumeist die Dichternamen beigesetzt sind. Warum ist es nicht überall geschehen? Daß das etwas süßliche Lied „Nach der Heimath möcht' ich wieder“ von Carl Beils ist, dürfte der Erwähnung um so mehr werth sein, da dieser als Dichter sonst kaum sehr bekannt ist. Die Fassung des Sennen-Abschieds: „Von meinem Bergli muß i scheide“ ist in einem so merkwürdigen Gemisch von Mundart und Schriftdeutsch gehalten, daß man das Lied kaum wieder erkennt. Wir haben den Eindruck, als dürfe der philologischen Seite der Redaction des „Jungbrunnens“ etwas mehr Sorgfalt zugewandt werden. Wir hatten auch zu manchem der früheren Hefte Ausstellungen zu machen, die sich in derselben Richtung bewegten. R. B.

— Standes- und Berufspflichten des deutschen Officiers. Für angehende und jüngere Officiere des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes bearbeitet von C. Schaible, königl. preuß. Oberst a. D. 5. Auflage. Berlin, Verlag von R. Eisenschmidt. Im Officiers-Verein. — Für die Vortrefflichkeit dieses wirklich guten Buches spricht die Thatsache, daß es innerhalb zehn Jahren seine 5. Auflage erlebt. Oberst Schaible hat sich nicht nur durch dieses für unsere militärische Jugend äußerst nützliche und werthvolle Buch bekannt gemacht, sondern auch durch jene sehr geschickt zusammengestellte Sammlung geistreicher und weiser Aussprüche führender Geister, welche er unter dem Titel „Bleibende Werthe“ vor drei Jahren herausgegeben hat. Der junge Officier des stehenden Heeres und auch des Beurlaubtenstandes wird in dem vorliegenden Werk einen wirklich gediegenen, fachlichen und richtigen Wegweiser und Rathgeber für seine militärische Laufbahn finden, den älteren Kameraden kann es für Lehrzwecke dringend empfohlen werden. Wenn wir trotz der anerkannten Brauchbarkeit dieses Buches uns einige kleine Ausstellungen gestatten, so ist dies nur dem Gefühl entsprungen, dies ausgezeichnete Buch noch zu verbessern. Im Abschnitt über besondere Ehrenpflichten hätten wir gewünscht, das Wort „Cavalierspflichten“ durch eine andere Bezeichnung ersetzt zu sehen. Dies Wort paßt nicht mehr in unsere moderne Zeit. Die modernen „Cavaliere“ kann man nicht gerade als Vorbilder empfehlen. Im Capitel „Studium des Officiers“ konnten noch einige Hinweise gegeben werden, welche Werke, welche Schriftsteller der junge Officier zuerst lesen soll; namentlich in der Taktik, Kriegsgeschichte und Waffenlehre konnten ihm einige Werke genannt werden. —r.

— Jahrbuch des Kgl. sächs. met. Institutes 1898. Jahrgang XVI. I. Abtheilung. Herausgegeben vom Director Prof. Dr. P. Schreiber. Chemnitz 1900. 77 Seiten. — Das neue Jahrbuch entspricht genau seinen Vorgängern. Die vorliegende I. Abtheilung enthält 1) die Resultate der täglichen Beobachtungen von 11 Stationen 2. Ordnung, den sogenannten Correspondenzstationen Dresden 115 m, Leipzig 117 m, Bautzen 211 m, Colditz 220 m, Zittau 258 m, Chemnitz 310 m, Freiberg 389 m, Schneeberg 435 m, Altenberg 751 m, Reitzenhain 772 m und Fichtelberg 1213 m und 2) die Monats- und Jahresresultate für dieselben Stationen in der bequemen „internationalen Form“. Während wir hier also einen „alten Bekannten“ vor uns haben, über welchen weiter zu berichten überflüssig erscheint, gereicht es uns zum Vergnügen, der Aufmerksamkeit des Lesers eine ganz eigenartige Publication desselben Verfassers zu empfehlen:

Orientierende Untersuchungen über die meteorologisch-hydrographischen Verhältnisse und die Wirkungsweise von Stauanlagen im Gebiete der Weißeritz während der Jahre 1894—1897 von Prof. Dr. P. Schreiber. Abhandlungen des k. s. m. Inst. Heft 5. 45 F.-Seiten, mit 1 Tafel. Chemnitz 1901. — Die Errichtung von Stauanlagen in Gebieten von Gebirgsflüssen, die eine geregelte für Industrie und Landwirthschaft schadlose Vertheilung der unregelmäßig fallenden Niederschläge bezwecken, ist jetzt an der Tagesordnung; auch im Gebiete der beiden Mulden sind solche geplant. Weil aber derartige tiefgehende Eingriffe in die orographischen und hydrographischen Verhältnisse eines Flußlaufes zu Conflicten aller Art mit der anwohnenden Bevölkerung führen können, ist es von Wichtigkeit, vorher die thatsächlichen Verhältnisse so eingehend als möglich zu untersuchen, um schon im Voraus Richtlinien für später sich nothwendig machende Entscheidungen zu gewinnen, und der Verein der „Weißeritz-Interessenten“ hat offenbar klug gehandelt, hier gleich vor die rechte Schmiede zu gehen und die Direction des met. Inst. zu ersuchen, die betreffenden Erhebungen anzustellen. Die Resultate dieser Erhebungen füllen das vorliegende Heft, welches eine sichtliche Bereicherung der bis dato spärlichen Literatur über Thalsperren ist. Nachdem der Verfasser uns einleitend mit den Vorrichtungen zur Bestimmung der Wasserführung der Weißeritz bekannt gemacht hat, entwickelt er den Begriff der „Abflußhöhe“ (s), den er an Stelle der sonst üblichen Abflußmenge (Q) aus methodischen Gründen einführt, um darauf in Abschnitt 3 und 4 zur Lösung seiner 1. Aufgabe überzugehen: Bestimmung der „mittleren secundlichen Abflußmengen und Abflußhöhen“ während der Monate, Jahreszeiten und Jahre in der Zeit von 1894 bis 1897 für die einzelnen 7 Pegelbezirke: Oberpöbel, Bärenburg, Naundorf, Coßmannsdorf (r. W.), Lehnmühle, Coßmannsdorf (w. W.) und Felsenkeller (vereinigte W.)“. Hierbei blieb aber der Verfasser nicht stehen. Er betrachtete es als seine 2. Aufgabe, Erörterungen darüber anzustellen, in welchen Beziehungen die in den einzelnen Theilen des Flusses dahinströmenden Wassermengen zu den Niederschlägen, der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, der Mächtigkeit der Schneedecke und den Frosterscheinungen stehen. Es werden daher im 5. Abschnitt aus den Seehöhen und den in früheren Werken des Verfassers entwickelten klimatischen Grundgleichungen die normalen Temperaturen, Feuchtigkeitswerthe und Niederschlagshöhen der einzelnen Pegelgebiete bestimmt, hiermit in Abschnitt 6—9 die thatsächlichen verglichen und in Abschnitt 10 und 11 Verdunstungserscheinungen und Veränderungen im Wassergehalte des Erdbodens erörtert. Nun erst geht der Verfasser zum Haupttheile seiner Untersuchung, zur Darlegung der Wirkungsweise der Sperren über. Zufluß-, Arbeits-, Ueberfallwasser und Reservate werden vom einfachen Wehr bis zur 8fachen Sperre gegenseitig abgewogen, um hierdurch einen Ueberblick über den Wirthschaftseffect der verschiedenen Fassungsräume solcher Anlagen zu gewinnen. Anfangs wird der Stoff dem Leser spröde und unverdaulich vorkommen, sobald er sich aber in den Gedankenkreis des Verfassers hineingearbeitet hat, wird er den Darlegungen gern und mit steigendem Interesse folgen. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 59. Sonnabend, den 18. Mai, Abends. 1901.

Sachsens Artillerie vor fünfzig Jahren.

Von O. B.

Nach den Bestimmungen der Kriegsverfassung des vormaligen „Deutschen Bundes“ hatte die königl. sächs. Armee die erste Division des neunten Bundes-Armeecorps zu bilden. Die zweite stellte Kurhessen, Nassau, Luxemburg und Limburg. Die sächs. Infanterie formirte zwei Brigaden, jede zu einem Linien-Infanterie-Regiment, sowie einer Halbbrigade leichter Infanterie (Schützen und Jäger), im Ganzen 15 Bataillone. Außerdem bestand noch bis zum Jahre 1848 die durch ihre rothen Röcke und Bärmützen weithin bekannte Garde-Division (zwei Compagnien), ausschließlich zur Bewachung der königl. Schlösser bestimmt. Die Cavallerie wurde in drei Regimentern, jedes sechs Escadrons stark, aufgestellt. Die Artillerie war formirt in ein Fußartillerie-Regiment, welches in sogenannte Brigaden (drei bis vier Compagnien) eingetheilt wurde und in Summa zehn Compagnien zählte, sowie eine Brigade reitender Artillerie von zwei Compagnien. Das Fußartillerie-Regiment garnisonirte in Dresden und hatte einen Friedensstand von ungefähr 800 Mann, die Brigade reitender Artillerie einen solchen von 150 Mann und 108 Reitpferden. Ihr Standquartier war seit dem Jahre 1832 Radeberg. Bei Bemessung dieser Etats war von der Annahme ausgegangen worden, daß Sachsen im Kriegsfalle drei Fußbatterien (eine 12pfündige und zwei 6pfündige) sowie eine reitende Batterie zu stellen habe. Der Mannschaftsbestand einer Compagnie hätte zwar nicht ganz zur Besetzung einer mobilen Batterie ausgereicht, die Erfüllung wäre dann von anderen Compagnien gegeben worden. Außerdem war die Formirung von Munitionscolonnen und eines Belagerungsparks im Auge zu behalten. Der dann noch verbleibende Rest von Officieren und Mannschaften der Fußartillerie sowie der reitenden Compagnie hätte als Stamm für die Ersatztruppe gedient. Das Fußregiment und die reitende Brigade führten die gemeinsame Bezeichnung „Artillerie-Corps“ und standen unter den Befehlen eines Generalmajors. Demselben war auch die „Trainbrigade“ — mit einem Etat von einem Stabsofficier als Commandeur, 188 Mann und 102 Pferden — unterstellt. Die nächst höhere Behörde war das Generalcommando der Armee.

Zu dem Artillerie-Corps wurden noch folgende Anstalten gerechnet, welche den directen Befehlen des Kriegsministeriums untergeben waren: a) Das Hauptzeughaus mit einem Zeughauptmann (Oberst), vier Oberzeugwärtern (Stabsofficiere und Hauptleute) und gegen 40 Unterbeamten; b) das Feuerwerks-Laboratorium und die Pulvermühle unter Commando eines Oberfeuerwerksmeisters (Stabsofficier) mit einem etatmäßigen Personal von 10 Mann; c) die 62 Mann starke Handwerker-Compagnie. Das Geschütz-Material bestand in Dresden aus zwölf- und sechspfündigen Kanonen, sowie aus acht- und siebeneinhalbpfündigen Haubitzen*) für den Felddienst, ferner aus Mörsern verschiedenen Kalibers für den Belagerungsdienst. Auf der Festung Königstein befanden sich als Armirung einundzwanzigpfündige und achtzehnpfündige Kanonen, sowie solche kleineren Kalibers, außerdem Haubitzen und Mörser mannigfacher Art. Besondere Erwähnung verdienen hier die Depressionsgeschütze, welche einen beinah senkrechten Schuß aus der Höhe in die Tiefe gestatten. Die Fußartillerie wurde in der Bedienung sämmtlicher hier aufgeführten Geschütze ausgebildet. Alljährlich fanden, in der Regel von Anfang August bis Mitte September, auf dem großen Platze am „Letzten Heller“ Uebungen im Scharfschießen statt. Zu denselben wurde auch die reitende Artillerie auf einige Wochen herangezogen, doch blieb bei derselben die Ausbildung auf die Bedienung gewisser Geschützclassen beschränkt. Den Compagnien der Fußartillerie war außerdem dadurch, daß die Besatzung des Königsteins nicht dauernd blieb, sondern in gewissen Perioden wechselte, hinreichend Gelegenheit geboten, die Handhabung der dort befindlichen Geschütze und sonstige Zweige des Festungsdienstes kennen zu lernen. Die Geschütze waren sämmtlich glatte Vorderlader mit Bronzerohren und ihre Leistungen in Bezug auf Tragweite und Treffsähigkeit können nicht in Vergleich mit denen der jetzigen gezogenen Hinterlader gebracht werden, jedoch entsprachen sie den damaligen Ansorderungen in hohem Maße. Erwähnt sei hier, daß der Shrapnelschuß erst mit Beginn der fünfziger Jahre in Gebrauch kam und daß die Anwendung von scharfgeladenen Granaten völlig ausgeschlossen war. Dieselben waren nur mit einer schwachen Ausladung versehen. Außer im Schießen wurde das Fußartillerie-Regiment auch im Batteriebau und in der Herstellung der erforderlichen Verkleidungsmaterialien: Faschinen, Schanzkörben, Hürden &c. und im Legen von Bettungen, Aufstellung von Pulvermagazinen u. dergl. geübt. Außer diesen „Praktischen Uebungen“, wie die officielle Bezeichnung der Schießperiode lautete, wurde der theoretische Unterricht namentlich in den Wintermonaten an die Unterofficiere und Mannschaften höchst eifrig betrieben. Sowohl Lehrer als auch Schüler bestrebten sich mit rühmlichem Fleiße, die zuweilen etwas hochgesteckten Ziele zu erreichen. Die Officiere hatten durchgängig eine gründliche theoretische Vorbildung erhalten und aus ihrer Mitte wurden die Besten zu Lehrern auserlesen. Die Ergänzung erfolgte früher durch die Artillerieschule und als dieses Institut aufgelöst und mit dem Cadetten-Corps unter dem Namen Militär-Bildungs-Anstalt vereinigt worden war, aus der sogenannten Artillerie-Section. Zur Heranbildung von tüchtigen Lehrern aus den Unterofficierskreisen und zur Vorbereitung auf die Laufbahn als Oberfeuerwerker, Artilleriebeamter &c. bestand die Regimentsschule. Bei dem starken Abgang von älteren Officieren in den Jahren 1848 und 1849 und der darauf folgenden Erhöhung der Etats fehlte es an erforderlichem Nachwuchs und deshalb wurden auch junge Leute, die eine entsprechende Bildung auf anderen Anstalten genossen hatten, als Portepéejunker oder sonstige Officiersaspiranten bei der Artillerie angenommen. Ausnahmsweise avancirten auch Unterofficiere, welche sich durch besondere dienstliche Kenntnisse oder durch Tapferkeit vor dem Feinde ausgezeichnet hatten, ohne Weiteres zu Officieren. Die rein artilleristische Ausbildung ließ unter diesen Verhältnissen nichts zu wünschen übrig, aber höchst mangelhaft genügte sie den für eine wirkliche Feldartillerie höchst wichtigen Forderungen der Manövrirfähigkeit. Dieser Mangel hatte seinen Grund in folgenden Einrichtungen: Das Bespannungswesen war vollständig von dem Artilleriedienst getrennt und lag in den Händen des Trains, einer Truppe, welche an sich vorzüglich ausgebildet war und im Fahren und Reiten ganz Hervorragendes leistete, aber leider blieben diese Dienstzweige den meisten Officieren der Fußartillerie lange Jahre ziemlich unbekannt. Wenige waren gute Reiter, die geschützführenden Unterofficiere marschirten zu Fuß vor den Pferden u. A. m., Einrichtungen, welche genügten, so lange fast nur im Schritt manövrirt und ganz ausnahmsweise auf kurze Strecken getrabt wurde. Wenn die Fußcompagnien als bespannte Batterien exerciren sollten, stellte der Train die erforderlichen Zugpferde sowie die Reitpferde für die Artillerieofficiere. Der Etat desselben war aber so schwach bemessen, daß es nur möglich war, zwei

*) Kanonen wurden nach dem Gewichte der eisernen Vollkugeln, Haubitzen und Mörser nach dem der steinernen benannt.

Fußbatterien und eine reitende Batterie, im Ganzen 18 bespannte Geschütze für die Manöver aufzustellen. Einer Einrichtung, welche die Ausbildung einer tüchtigen Feldartillerie wesentlich beeinträchtigte, muß hier noch gedacht werden. Man konnte sich an maßgebenden Stellen nicht von der Ansicht trennen, daß die Artilleristen mit Gewehr auszubilden und zum Garnison-Wachdienst heranzuziehen seien. Es wurde damit viel Zeit vergeudet, welche die Truppe hätte besser verwerthen können. Erst nachdem der Rekrut drei Monate mit Gewehrgriffen und geschlossenem Infanterie-Exerciren verbracht hatte, wurde er an das Geschütz geführt und sollte in zwei Monaten alles Das lernen, was er für die Schießübungen brauchte. Für den Garnison-Wachdienst waren außer den erforderlichen Unterofficieren täglich gegen 50 Artilleristen nothwendig, welche mit alten, nicht mehr felddienstfähigen Bajonett-Gewehren — Seitengewehr und Patronentasche am gelben Kreuzlederzeug — die Wachen am Neustädter Markt, im Zeughof, an den Pulver-Magazinen und auf der Pulvermühle bezogen. Erst im Sommer 1849 hörte der Garnison-Wachdienst bei der Artillerie auf und gleichzeitig das Gewehr-Exerciren.

Schon das verhängnißvolle Jahr 1848 brachte der Artillerie wichtige Veränderungen. Zur Dämpfung von Unruhen in den thüringischen Staaten wurden 6000 Mann sächsischer Truppen mobil gemacht und denselben 2 Batterien beigegeben. Bei dieser Gelegenheit fand eine starke Vermehrung des bisherigen Trains statt. Zur Bespannung der Geschütze und der zugehörigen Munitionswagen wurde ein besonderer Artillerie-Train formirt, wogegen der Commissariats-Train die sonstigen Fuhrwerke der Armee (Proviant-, Gepäck-, Kranken- u. a. Wagen) zu fahren hatte. Schon damals war die Rede von einer vollständigen Verschmelzung der Artilleriegespanne mit den künftig aufzustellenden Batterien, es wurden auch vielfach geeignete Artillerieofficiere zur Erlernung des Reit- und Fahrdienstes befehligt, jedoch kam es selbst im Frühjahr 1849, wo anderweite 6000 Mann für den Krieg in Schleswig mobil gemacht wurden, nicht zur Durchführung des Projectes. Erst nachdem der neue und energische Kriegsminister General Rabenhorst, früherer Artillerist, zur Oberleitung der Armee gelangte, traten weitere Veränderungen ein. Die Infanterie wurde von 15 auf 20 Bataillone gebracht, die Cavallerie von 3 auf 4 Regimenter, jedes 5 Escadrons stark. Die bisherigen Artilleriecompagnien erhielten die Bezeichnung Batterien mit einem festen Friedensstand von Reit- und Zugpferden. Die Ausbildung der Bespannungsmannschaften (Fahr-Kanoniere) wurde nunmehr den Batterien übertragen. Die Geschützführer waren fortan beritten und außerdem bestrebte man sich, die Bedienungsmannschaften nicht mehr zu Fuß hinter dem Geschütz folgen zu lassen, sondern auf demselben zu transportiren. Das damalige Lafettensystem gestattete nur, einen Theil derselben fortzubringen, und infolge dessen wurden einige Kanoniere auf die Zug-Handpferde gesetzt oder selbständig beritten gemacht. Schon im Sommer 1850 wurde eine der sogenannten halbberittenen Batterien formirt, der im Herbst eine zweite folgte. Die Durchführung dieser Maßregeln war für die damalige Fußartillerie, bei ihren, zum Theil schon älteren, des Reitens ungewohnten Officieren und Unterofficieren, keine leichte Aufgabe, aber sie wurde in überraschend kurzer Zeit glänzend gelöst und als im November 1850, wegen drohender kriegerischer Verwickelungen zwischen Nord- und Süddeutschland, die Mobilmachung der ganzen Armee befohlen wurde, stand die gesammte Artillerie nach wenig Wochen in überraschender Stärke und vorzüglicher Ausrüstung zum Kampfe bereit. Es waren im Ganzen drei Divisionen aufgestellt. Eine Division der Avantgarde — 6 Bataillone, 5 Escadrons — hatte die Aufgabe, die Röderübergänge von Großenhain bis Radeberg möglichst lange zu halten. Ihr wurden die beiden halbberittenen Batterien zugetheilt. Eine Division des Gros — 10 Bataillone, 5 Escadrons — lag auf beiden Ufern der Elbe bei Lommatzsch, Meißen und in der Umgebung von Dresden. Die zugehörige Artillerie bildeten zwei sechspfündige Fußbatterien. Eine Division der Reserve — 4 Bataillone, 10 Escadrons — cantonnirte südlich von Dresden, an den Straßen nach Dippoldiswalde und Pirna. Dieser Division waren beigegeben: eine sechspfündige Fußbatterie, zwei zwölfpfündige Fußbatterien und zwei sechspfündige reitende Batterien. Die aufgeführten Batterien zählten in Summa 60 bespannte Geschütze, unter denen sich auch eine Anzahl kurzer Haubitzen befand. Außerdem waren noch formirt zwei Munitions-Colonnen, ein Artillerie-Hauptpark, verschiedene marschfertige Depots und ein Detachement als Artillerie-Besatzung der Festung Königstein. Die Gesammtstärke der Artillerie betrug 2277 Mann und 2334 Pferde. Am 11. December 1850 wurde Dresden ein großes militärisches Schauspiel geboten. Die Truppen des Gros und der Reserve waren zu einer Revue vor dem König Friedrich August concentrirt worden. 14 Infanterie-Bataillone, 15 Escadrons, 5 Fuß- und 2 reitende Batterien, eine Munitions-Colonne, ein Pionier-Park u. A. m. sammelten sich in den Straßen der Pirnaischen und der See-Vorstadt und zogen dann von Vormittags 11 Uhr an in zweistündigem Parademarsch durch die Moritzstraße über den Neumarkt durch die Augustusstraße ꝛc. Se. Majestät hielt an der Frauenkirche und äußerte wiederholt seine Allerhöchste Zufriedenheit mit der guten Haltung und der vorzüglichen kriegsmäßigen Ausrüstung der Truppen. Am 13. December besichtigte der König bei Pirna den großen Artillerie-Park, eine Munitions-Colonne und deren Bedeckungs-Truppen. Hierauf begab er sich nach der Festung Königstein zur Kenntnißnahme der stattgefundenen Armirung. Drei Tage später erfolgte eine Revue der Avantgarden-Division bei Moritzburg. Die Befürchtung, daß dieser militärischen Rundreise des Königs nun bald ernste, kriegerische Ereignisse folgen würden, sollte sich nicht erfüllen. Man dachte in Wien und Berlin bereits daran, den drohenden Conflict auf dem Wege der Unterhandlungen zu beenden. Noch vor Weihnachten kam der Befehl, die sächsische Armee wieder auf den Friedensfuß zu setzen. Dies geschah bei der Infanterie, den Jägern, den Pionieren und anderen Fußtruppen sehr rasch, doch bezüglich der Cavallerie und Artillerie erschien es rathsam, für den Fall, daß es im nächsten Frühjahr doch noch zum Kampfe kommen könne, eine große Anzahl Pferde über den Friedensetat beizubehalten. Die Folge war, daß die Mehrzahl der Batterien, wegen Mangels an Stallungen in den Garnisonen Dresden und Radeberg, außerhalb Quartiere bezog. Die Städte Leipzig, Mügeln bei Oschatz, Lommatzsch, Radeburg, Dippoldiswalde, Pirna erhielten bis auf Weiteres Artillerie. Erst im April 1852 war das gesammte Fuß-Regiment wieder in Dresden vereinigt, doch behielt dasselbe noch lange Zeit einen höheren, den gewöhnlichen Friedensetat überschreitenden Bestand an Pferden, weil der Dienst von bisher nur zwei halbberittenen Batterien auch bei allen übrigen eingeführt werden sollte. Da man außerdem die Wirkung des Geschützfeuers durch häufigere Verwendung größerer Kaliber steigern und dabei doch auch nicht an der bisherigen Manövrirfähigkeit einbüßen wollte, wurden die ziemlich schwerfälligen, langen Zwölfpfünder alter Construction mit 8 Pferden bespannt. Nach Einführung einer kürzeren, zwölfpfündigen, sogenannten Granatkanone, durch die Annahme eines zweckmäßigeren und dauerhafteren Lafettensystems (mit eisernen Wänden) und einer veränderten Construction der Munitionswagen wurde der Transport der gesammten Bedienungsmannschaften wesentlich vereinfacht. Die berittenen Kanoniere kamen in Wegfall und die bisherigen Fußbatterien verwandelten sich nach und nach in fahrende. Von großer Wichtigkeit war die Annahme der gezogenen Hinterladegeschütze mit Gußstahlrohren, doch betrachtete man in artilleristischen Kreisen (und nicht nur in Sachsen, sondern auch in anderen Armeen) lange Zeit diese Neuerung mit großen Zweifeln und schweren Bedenken gegen ihre Kriegstüchtigkeit und wollte sie gewissermaßen nur als Versuch gelten lassen. Bei der Mobilmachung der sächsischen Artillerie im Jahre 1866 war nur die eine Hälfte der fahrenden Batterien mit gezogenen Hinterladern ausgerüstet, die andere Hälfte, so wie die reitenden Batterien hatten noch glatte zwölfpfündige Vorderlader mit Bronce-Rohren.

Nach dem Eintritt der sächsischen Armee in das Heer des Norddeutschen Bundes als 12. Armee-Corps erhielt das bisherige Artillerie-Corps den Namen 12. Artillerie-Brigade und wurde als solche in ein Feld-Artillerie-Regiment zu 14 fahrenden und 2 reitenden Batterien und in ein Festungs-Artillerie-Regiment verwandelt. Das letztere hatte als ersten Stamm nur das Artillerie-Detachement der Festung Königstein. Dasselbe wurde zunächst in zwei Festungs-Compagnien verwandelt, aus denen dann vier entstanden ꝛc., bis sich endlich im Laufe der Jahre das jetzt in Metz stehende Sächsische Fuß-Artillerie-Regiment No. 12 hieraus entwickelte. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich waren bereits sämmtliche neuaufgestellte Feldbatterien mit gezogenen Geschützen ausgerüstet und nahmen so an dem Feldzuge theil. Es folgten nach einigen Monaten noch drei Reservebatterien und im Lande verblieben drei Batterien (einschließlich einer reitenden,

als Ersatztruppe. Sachsen hatte somit 1870 bereits 22 Batterien mit 132 bespannten Feldgeschützen. Die Artillerie ist seit dieser Zeit noch weiter vermehrt worden und nach zuverlässigen Mittheilungen wird sie mit Ende des neuen Jahres das Zwölffache diejenigen Geschützezahl ins Feld stellen können, welche früher die Kriegsverfassung des Deutschen Bundes forderte.

Bopp-Stiftung.

Zum 16. Mai als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung hat die königlich preußische Akademie der Wissenschaften von dem zur Disposition stehenden Ertrage von 1900 die erste Rate (900 ℳ) dem Professor Dr. C. Cappeller in Jena zur Fortsetzung seiner Studien auf dem Gebiete der indischen Philologie und die zweite Rate (450 ℳ) dem Privatdocenten an der Berliner Universität Dr. G. Huth zur Unterstützung seiner Arbeiten über indische Inschriften zuerkannt. Die Bopp-Stiftung, gegründet am 16. Mai 1866, zur Feier der 50. Wiederkehr des Tages, von welchem das von Friedrich Windischmann geschriebene Vorwort zu Franz Bopp's Conjugations-System der, kurz gesagt, indo-germanischen Sprachen datirt, ist bestimmt zur Förderung und Unterstützung der beiden durch Bopp ins Leben gerufenen Disciplinen: der vergleichenden Grammatik nämlich auf der einen und der Sanskrit-Studien auf der anderen Seite. Sie steht unter dem Schutz und der Verwaltung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, welche zu diesem Zweck aller vier Jahre eine vorberathende Commission erneunt, die aus 5 Mitgliedern besteht, von denen 3 der Akademie selbst angehören müssen (z. B. sind dies die Professoren Johannes Schmidt, R. Meinhold und A. Weber), während 2 außerhalb der Akademie stehen können (z. B. sind dies die Professoren Brückner und Geldner). Bewerbungen sind bis zum 31. Januar jedes Jahres an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin einzusenden. Doch ist die Entscheidung an die eingegangenen Bewerbungen nicht gebunden.

Bücherbesprechungen.

— Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1901. Herausgeg. von P. Joh. Schneider in Elberfeld (des Amtskalenders für evangelische Geistliche 2. Theil). Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 495 S. — 3,50 ℳ, geb. 4,50 ℳ — Zahlen reden, sie können uns die interessantesten Aufschlüsse geben, sie können uns zu dankbarer Freude stimmen, aber auch Buße predigen, an Versäumnisse erinnern und zu vermehrter Aufmerksamkeit und Kraftentfaltung anspornen. Solche Gedanken kommen einem, wenn man das Kirchliche Jahrbuch nicht blos durchblättert, sondern aufmerksam studirt. Es ist das keine mühsame Arbeit, sondern ein eigenartiger Genuß, sich von erfahrenen Fachmännern durch alle Gebiete des kirchlichen Lebens führen zu lassen und zur Orientirung über brennende Zeitfragen wirklich actenkundiges Material zu gewinnen. Daß bei einer solchen umfassenden Arbeit dem prüfenden Blick einzelne Mängel und Lücken auffallen, darf nicht Wunder nehmen. Ich möchte, wie im Vorjahr, wieder den Wunsch aussprechen, daß unsere sächsischen Verhältnisse vollständiger berücksichtigt werden möchten, das gilt z. B. von dem höheren Schulwesen und von der Todtenschau. Die Anordnung der Capitel ist dieselbe wie im Vorjahr; eins ist neu hinzugekommen: die Kirchlich-sociale Chronik, verfaßt vom Generalsecretär der freien kirchlich-socialen Conferenz Lic. Mumm. Besonderes Interesse werden im Capitel Heidenmission die Ausführungen über die Wirkung des südafrikanischen Krieges und der chinesischen Wirren erwecken, im Capitel Ausländische Evangelisation der Bericht über die Los-von-Rombewegung in Oesterreich und den romanischen Ländern. Actuelle kirchliche Tagesfragen behandeln die Capitel VII (Innerkirchliche Evangelisation rectius Gemeinschaftsbewegung) und Capitel IX (Kirchlich-sociale Chronik). Mag man, wie der Herausgeber selbst, auch nicht allen Ausführungen in diesen Capiteln zustimmen, man muß den Verfassern doch Dank und Anerkennung zollen für ihre nüchterne sachliche Art, die eine Orientirung über die wichtigen Gebiete ermöglicht. Beim Abschnitt „Vereine“ möchte künftig die Arbeit des Gustav Adolfvereines etwas eingehender gewürdigt werden. Die 5 Seiten, in denen er abgethan wird, stehen in keinem Verhältniß zu dem so ausführlichen Bericht über Juden und Judenmission. Bei einzelnen weniger allgemein bekannten Vereinen wäre zu Anfang des Berichts eine kurze Angabe der Vereinsziele erwünscht. In der kirchlichen Statistik konnte ich nur die sächsischen Zahlen nachprüfen. Dabei habe ich freilich mehrere Ungenauigkeiten entdeckt, die nicht blos Druckfehler sind. Die Confirmandenzahl für 1897 zeigt denselben Fehler wie das Jahrbuch von 1900: 73757 Confirmanden statt 72757. — Falsch sind auch die Angaben S. 258: „in Sachsen ist die Zahl der Parochien im Jahre 1898 um 21 gestiegen (!), und zwar von 1002 auf 1023, die Zahl der geistlichen Stellen beträgt 1412 gegenüber 1336 im Jahre 1897“. Die Statistik des Consistoriums für 1898 weiß nur von 1 neuen Parochie und von einer Zunahme der geistlichen Stellen um 12. Auch die Behauptung: „gottesdienstliche Stätten waren in Sachsen 1898 1595 vorhanden (gegen 1544 im Vorjahre), darunter 997 Hauptkirchen“ stimmt nicht zu der amtlichen Statistik. Diese zählt nur 29 neue gottesdienstliche Stätten mehr, die Betsäle inbegriffen. Die Differenz erklärt sich übrigens rasch, wenn man das Handbuch der Kirchenstatistik für Sachsen nach dem Stand vom 1. Januar 1900 nachschlägt. Am 1. Januar 1900, also nicht am Schluß von 1898, zählte man in Sachsen 1412 Geistliche, 1023 Parochien, 1595 gottesdienstliche Stätten, darunter 997 Hauptkirchen. Die Zahlen für 1897 sind ebenfalls nach dem Stand vom 1. Januar 1897 angegeben. — Ich halte dafür, daß derartige Flüchtigkeiten mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber den anderen Zahlen erfüllen können. Es wäre deshalb eine peinlichere Nachprüfung der Zahlen für die kommenden Jahrgänge zu wünschen. J. N.

— Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Erster Band: 1848—1851. XVI, 440 S. Zweiter Band: 1851—1854. XII, 489 S. Groß 8°. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1901. — Daß die vorliegende Veröffentlichung so lange, wie die Staatsurkunden aus jener Zeit noch nicht zugänglich gemacht sein werden, zu den Quellenpublicationen ersten Ranges gezählt werden muß, leidet keinen Zweifel. Der schriftliche Nachlaß des Lieblingsministers Friedrich Wilhelm's IV. birgt eine überaus werthvolle Sammlung der gesammten Privatcorrespondenz, durch deren Herausgabe sich der kaiserl. Geh. Regierungsrath Dr. jur. Heinrich Edler Ritter v. Poschinger ein weiteres Verdienst um die Erkenntniß des von ihm bereits durch das vierbändige Werk „Preußen im Bundestag 1851—1859“ aufgehellten Zeitalters erworben hat. Aus den beiden ersten Bänden der Manteuffel'schen Denkwürdigkeiten lernen wir vor Allem dreierlei genauer kennen: erstens durch viele kleine Züge und Einzelheiten das Wesen und Denken des Königs selbst und das seines Bruders Wilhelm, zweitens alles das, was mit „Olmütz“ zusammenhängt, und drittens das Werden Bismarck's. Die erste Förderung unserer geschichtlichen Kenntnisse besteht, wenn ich's kurz fassen soll (es ließen sich über dies Füllhorn interessanten Stoffs mit Leichtigkeit mächtige Aufsätze schreiben), darin, daß das Bild, das wir von dem königl. Brüderpaare schon im Kopfe haben, in zahlreichen Linien und Conturen verstärkt und vertieft wird; namentlich von Friedrich Wilhelm IV. erhalten wir den nachhaltigen Eindruck, daß er in den schweren November-Tagen des Jahres 1850, wo sich das Schicksal Preußens für ein Jahrzehnt entschied, nicht die Autorität vertreten, sondern der Majorität das Feld überlassen hat: eine Haltung, durch die in gewisser Hinsicht das Königthum preisgegeben worden ist. Fürsten sind Menschen, vom Weib geboren, und kehren um zu ihrem Staub: diese Wahrheit finden wir in dem Verhalten Friedrich Wilhelm's IV. oft, zu oft erhärtet. Die zweite Förderung darf man darin erblicken, daß Otto v. Manteuffel in bedeutend besserem Licht erscheint, als die bisherigen Geschichtsdarstellungen ahnen lassen. Das Wort vom „Ministerium der rettenden That“ könnte man nunmehr, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, auch auf die Jahre nach 1848, selbst auf den Gang nach Olmütz ausdehnen; jedenfalls gewinnt Manteuffel sehr, wenn ich auch in seiner Verherrlichung nicht so weit gehen kann, wie Poschinger. Die dritte Förderung endlich sehe ich darin, daß das Ueberraschende in Bismarck's Werdegang an Unbegründetheit verliert; noch mehr, als aus den oben gelegentlich erwähnten Bundestagsacten, erkennen wir, daß auch bei unserm großen Kanzler zwischen 1847 und 1862 im Grunde kein sprunghaftes Wechseln der Ansichten, sondern eine folgerichtige stetige Entwicklung vorliegt. Und wenn

das der Fall ist, so gereicht auch dies dem damaligen leitenden Minister zur Entschuldigung. Neben diesen Hauptergebnissen läßt sich aus dem Buche natürlich noch eine ganze Menge von weniger Wichtigem, aber doch recht Interessantem schöpfen. So erfahren wir fesselnde Einzelheiten über die letzten Tage des Ministers Friedrich Wilhelm Grafen v. Brandenburg, des nur um drei Jahre älteren Oheims von König Friedrich Wilhelm IV. und des Schwagers von Kaiser Nikolaus; so werden wir erinnert an die Gehässigkeiten, womit man den Unionsmann Jos. Maria v. Radowitz verfolgte (vgl. die Anm. zu S. 300), dessen Scheitern an der Mobilmachung übrigens starke Aehnlichkeiten mit dem Scheiden des älteren Pitt anläßlich des Bourbonischen Familienpacts aufweist: beide Male kann der Stein des Anstoßes auch vom Nachfolger nicht beseitigt werden. Ferner: Kreuzzeitung (und Presse überhaupt), Polizei (v. Hinckeldey), Orthodoxie und Herrenhaus (Dänemark, Napoleon III. und die Orientalische Frage) — kurz eine Fülle von Thatsachen, Erlebnissen und Beobachtungen, die aus der frischen Unmittelbarkeit von Briefen und briefartigen Aufzeichnungen heraus auf sich wirken zu lassen jedem Geschichtsfreunde hohen Genuß verbürgt. Auf den Schlußband (oder die Schlußbände) darf man deshalb mit Recht sehr gespannt sein. Ht.

— Napoleon I. und Eugenie Desirée Clary Bernadotte. Von M. v. Kaisenberg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther 1901. — Das vorliegende über 400 Seiten starke Buch paßt völlig in den Rahmen der neueren Napoleon-Literatur, nur daß der romanhafte Theil darin einen etwas breiteren Raum einnimmt. Die Darstellung ist gewandt und der Stil fließend. Einen gewissen Mangel der Schrift erblicken wir darin, daß man nicht recht weiß, wer eigentlich die Hauptperson sein soll, ob Napoleon selbst oder Desirée oder ihr Mann, Bernadotte, der spätere König von Schweden. Diese Frage drängt sich um so mehr auf, weil außer Napoleon auch Josephine und andere Persönlichkeiten ihres Kreises zeitweise in den Vordergrund treten. Manche werden dies indeß vielleicht gerade als einen Vorzug empfinden. Zahlreiche interessante Bilder sind als werthvolle Zugabe zu betrachten. —tg—

— Moltke als Feldherr. Eine Studie von C. v. B.-K. Berlin 1901. Militär-Verlag R. Felix. — Diese Studie tritt sowohl im Vorwort als im 1. Absatz des Inhalts ziemlich anspruchsvoll auf, alle bisherigen Arbeiten und Charakterbilder über den großen Feldherrn hätten sein eigentliches Wesen noch nicht recht erfaßt. Wir können doch nicht annehmen, daß der Verfasser die neuesten Werke über Moltke von Max Jähns, Oberst Bigge, Schmidt u. A. nicht kenne. Wir haben besonders in ersteren beiden Werken mehr und Charakteristischeres gefunden, als diese Studie uns bietet; namentlich ist in Bigge's Werk das „Werden" des Feldherrn geradezu mustergiltig geschildert. Wir verkennen nicht, daß diese Studie geistreich geschrieben ist, wir haben sie aber doch enttäuscht aus der Hand gelegt. Weder Raum noch Bedeutung der kleinen Schrift gestatten uns, verschiedenen recht anfechtbaren Ansichten des Verfassers entgegenzutreten. —r.

— Spießbürger. Von Karl Larsen. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Illustrationen von Frants Henningsen. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München, 1901. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ — Mathilde Mann ist eine sehr fleißige Uebersetzerin. So verdanken wir ihr die Bekanntschaft mit den werthvollen Schöpfungen des Dänen Sophus Bauditz: Chronik des Garnisonstädtchens, Wildmoorprinzeß u. A. Ob sie für die Uebertragung der Spießbürger von Larsen, die sie uns hier darbietet, viel Dank ernten wird, bezweifeln wir. Zwar ist der Verfasser unstreitig ein scharfblickender Beobachter. Seine Gestalten haben Fleisch und Bein. Nur ist das, was er von ihrem Leben zu erzählen weiß, gar zu alltäglich und wird kaum die Theilnahme der Leser zu wecken vermögen. Auch das bescheidenste kleinbürgerliche Dasein kann seine Poesie haben, das ist unbestritten. Man braucht nur an Heinrich Seidel und seinen Lebrecht Hühnchen zu denken. Aber an dem Inhalte dieses Buches haben wir vergeblich nach poetischen Reizen ausgespäht. Wir vermögen deshalb auch nicht einzusehen, weshalb solche Hervorbringungen aus dem Auslande zu uns verpflanzt werden. Leichtfertige und sittlich verwahrloste Gesellen, wie dieser Windbeutel von Reiseonkel Kristian Redsted einer ist, sind leider auch in Deutschland keine Seltenheit, brave und vertrauensielige Hausfrauen aber wie seine „Oesse" oder Frau Jörgensen und Biedermänner wie der Buchhalter Brodersen glücklicher Weise erst recht nicht. Fortschritt der Handlung, Spannung, Höhepunkt, Lösung — all das sind ja bekanntlich für die Modernen längst überwundene Begriffe. Auch Larsen ist, wie es scheint, über das alte Vorurtheil erhaben, erst der künstlerische Aufbau gebe einem Romane den literarischen Werth. Von einem Plan in der Anordnung, einer wohlüberlegten Gruppirung oder besonnenen Gliederung ist keine Spur zu entdecken, die Geschichte trottet einfach so hin und versickert zuletzt im Sande wie ein Bach in der Wüste. Hat uns demnach das Buch sehr wenig zu fesseln vermocht, so muß es auf andere Naturen offenbar anders wirken. Sonst könnte man wenigstens die liebevolle Sorgfalt nicht begreifen, die Frants Henningsen auf die Zeichnungen verwandt hat, mit denen er die Geschichte ausstattet. Uns erscheinen die Illustrationen an künstlerischem Werthe dem Buche selbst weit überlegen. Einzelne Blättchen erinnern in der Schärfe der charakteristischen Linienführung fast an Daniel Chodowiecki. R. B.

— Praktische Gemüsegärtnerei von Johannes Böttner, Chefredacteur des Praktischen Rathgebers im Obst- und Gartenbau. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 302 Abbildungen. Preis gebunden 3,50 ℳ Verlag von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. d. Oder. — Wir kennen kein Werk gleicher Art und zu gleichem Preise, das so viel Vortreffliches an Text und Abbildungen bietet, wie Böttner's Praktische Gemüsegärtnerei. In demselben gelangt zunächst alles Allgemein-Wissenswerthe über die physikalische Beschaffenheit des Gemüseculturbodens und dessen mechanische Verbesserungen durch Ent- und Bewässerungen, durch Rigolen, Grobschollern, Umgraben, Behacken, durch Zuführungen natürlicher und künstlicher Dünger, über die brauchbarsten Arbeitsgeräthe, über Allgemein- und Sonder-Einrichtungen von Gemüsegärten, über das Säen, Pflanzen, Verpflanzen, die Pflege, Vermehrung der Gemüse, über Fernhaltung thierischer wie pflanzlicher Gemüsefeinde, über Ueberwinterung, Verkauf und Verwerthung der Garten- und Feldgemüse zu eingehendster, bestverständlicher und zur Nutzanwendung in der Praxis brauchbarster textlicher, wie illustrativer Darstellung. Sodann wird in gleich vollendeter Weise die Cultur aller der vielen wichtigsten, volkswirthschaftlich werthvollsten Wurzel-, Kraut- und Fruchtgemüse geschildert und insgesammt auf 352 Druckseiten alles das mit der bei Böttner rühmlichst bekannten Meisterschaft besprochen, was der Gemüsezüchter wissen und können muß. Dr. E. S. Zürn.

— Rathgeber für Stellungsuchende und Musterbewerbungsschreiben oder „Wie jeder junge Kaufmann sicher Stellung findet" von Joh. Rud. Gutheil, Bücherrevisor. Verlag von J. R. Gutheil, Berlin. Preis 85 ₰. Dieses Schriftchen ist jungen Kaufleuten, ob in Stellung oder nicht, recht sehr zu empfehlen, sowohl wegen der verschiedenen Formulare zu Bewerbungsschreiben, als auch ganz besonders wegen der in zehn vorausgeschickten Briefen ertheilten Rathschläge für Alles, was ein junger Mann zu lernen und zu beobachten hat, wenn er eine gute Stelle zu erlangen wünscht. Nicht unbeachtet sollten die Winke bleiben, die der Verfasser für das Verhalten bei persönlicher Vorstellung giebt. Mancher junge Kaufmann würde nicht Wochen und sogar Monate lang stellenlos bleiben und in die bitterste Noth gerathen, wenn er die Mitgliedschaft eines der daselbst genannten kaufmännischen Vereine erworben hätte, statt sein Geld für erfolglose Zeitungsinserate auszugeben. — Die doppelte (ital.) Buchführung und das gesammte Abschlußwesen. Methode Gutheil. II. Cursus. 4. Aufl. 1901. Ueber diese Auflage gilt das bereits in Nr. 143 der Wissenschaftlichen Beilage (im vorigen Jahre) über die 2. Auflage derselben Schrift Gesagte. Hn.

— Anleitung zur Ziegenzucht und Ziegenhaltung mit Berücksichtigung der Schweizer Ziegen. Von Felix Hilpert, Landwirthschaftslehrer in Arendsee (Altm.). Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 12 Textabbildungen. Berlin 1901, Verlagsbuchhandlung Paul Parey. Preis 75 ₰. 25 Exemplare 15 ℳ, 50 Exemplare 27 ℳ 50 ₰. — Eine sehr nette, kleine Schrift, welche über Rassen, Haltung, Pflege, Fütterung, Zucht, Nutzverwendung, Krankheitsheilung der Hausziege befriedigende Auskunft giebt und ebenso reich wie reizend illustrirt ist. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 60. Dienstag, den 21. Mai, Abends. **1901.**

Auf der nördlichsten Eisenbahn der Welt.

Von Paul Benndorf. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Stockholm, dem „nordischen Genf“ am reizvollen Mälarsee, beschloß ich, über Upsala nach Boden in Lappland zu reisen und mich darauf mit der Eisenbahn soweit nach Norden zu begeben, als es möglich sein würde. Die letzte Schiene zu der Eisenbahn, welche bei Boden die noch unvollendete Bahnlinie Luleå — Victoriahavn in Norwegen trifft, wurde am 6. December 1893 gelegt und die Eröffnung fand am 2. August 1894 statt. Die andere von Luleå am Bottnischen Meerbusen ausgehende Eisenbahnlinie kann sich die nördlichste Bahn der Erde nennen; sie ist zur Zeit für den Personenverkehr bis zu dem 204 km entfernten Gellivare eröffnet, sendet von hier aus eine 5 km lange Nebenbahn nach den Eisenerzgruben Malmbergets und wird von Lastzügen noch 100 km weiter bis Luossavare befahren. Die Eröffnung der Gesammtlinie, welche eine Länge von 485 km haben wird, ist für 1903 geplant. Dann ist der Bottnische Meerbusen mit dem Atlantischen Ocean, beziehungsweise dem Eismeer verbunden, und man wird in einem Tage die gewaltigen Urwälder, Moränen und malerischen Gebirgszüge des hohen Nordens durchqueren können. Wo vor ein paar Jahrzehnten noch das Rennthier friedlich das karge Moos abnagte und der Lappe sein Zelt aufschlug, da erschallt jetzt der dichte Föhrenwald von der Axt des Ansiedlers, und schnaubend durcheilt das die Cultur vermittelnde Dampfroß die endlosen Urwälder mit ihren Sümpfen, Seen und kahlen Gebirgshöhen. Ueber hohe Dämme, die entwässerten Moorboden decken, über breite Ströme, welche nach kurzem Laufe dem Bottnischen Meere sich vermählen und eine zahllose Menge Holzstämme auf ihren Rücken mit sich führen, geht die Fahrt. Nichts weiter erblickt das Auge, als Birken- und Föhrendichte, umwaldete, lang sich erstreckende Wasserflächen und hier und da einmal einige Blockhäuser, sobald der Bahnzug Halt macht. Was lockte den civilisirten Menschen in diese Wildniß, welche die meiste Zeit des Jahres von einer dichten Schnee- und Eisdecke eingehüllt wird, zwei Monate das Sonnenlicht vermissen läßt und nur von Anfang Juni bis Ende August einen Frühling hat? Bereits seit 300 Jahren ist der Erzreichthum Nordschwedens bekannt; aber die Schwierigkeit des Transportes hielt Interessenten von einer Ausbeute ab. Am Anfange des 19. Jahrhunderts begann eine solche durch den Frhrn. v. Hermelin und seit den sechziger Jahren versuchten englische Unternehmer aus den Erzlagern Gewinn zu schöpfen. Sie kamen indeß nicht auf ihre Kosten. Tausende von Rennthieren waren nöthig, um eine Last zum Meere und auf die den Export besorgenden Dampfer zu bringen, welche heutzutage ein einziger Bahnzug mit sich führt. Eine Bahn aber in englischen Händen ließ der schwedische Staat nicht zu, vielmehr übernahm er 1891 durch Kauf alle Rechte der Fremden und fing dann an, für geeignete Transport- und Verkehrswege Sorge zu tragen. Die Engländer zogen mit Verlust ab und überließen den Landeskindern Arbeit und Verdienst.

Die Fahrt nach den im Norden von Boden gelegenen Eisenerzgruben und Eisenbergen ist insofern interessant und für den civilisirten, im Culturlande groß gewordenen Menschen neu, als man dabei ein Land betritt, das noch im Urzustande daliegt, noch unerforschte Gegenden zeigt und das Nomadenvolk der Lappen beherbergt. In der Mittagsstunde stieg ich in Boden in den „gemischten Zug“, der mich in etwa drei Stunden nach Gellivare bringen sollte. Dieser Ort war noch vor einem Jahrzehnt die nördlichste Station, ist aber nun durch Luossavare überholt. Die Gegend behält das ursprüngliche Ansehen; bei den Ansiedelungen der Bahnhaltestellen ist hie und da ein Stück Wald urbar gemacht worden. Aber im August vorigen Jahres war bei Boden der Hafer bereits erfroren. Im Sommer bleibt bei Gellivare die Sonne bis 10. Juli um Mitternacht sichtbar, d. h. von dem nahen, 823 m über dem Meeresspiegel liegenden Dundret aus gesehen. Hinter der Station Murjek wird der Polarkreis überschritten. Der Zug hält gleich darauf in Polcirkeln (134 km von Luleå). Die Eisenbahnverwaltung hat zu beiden Seiten der Strecke an dem betreffenden Punkte große firmaähnliche Tafeln anbringen lassen, welche in Riesenlettern das Wort „Polcirkeln“ zeigen. Daneben fließt ein Entwässerungsgraben. Nun sind wir in der kalten Zone. Im Stationsgebäude werden Ansichtspostkarten vom ersten Zuge, der den Polarkreis passirte, verkauft. Die braunen Sumpfflachen zu beiden Seiten des Schienenweges, begrenzt von oft niedergebranntem oder verkümmertem Föhrenwalde, die dann und wann erscheinenden kahlen Höhenzüge und verstreuten Felsblöcke, die spiegelnden Seen, umrahmt von Geröll und Zwergkiefern, dazu die kühle Luft und der fahle Abendsonnenschein, der sich erst nach 10 Uhr verliert, ohne daß Nacht eintritt, machen auf den Reisenden den Eindruck, als befände er sich im Hochgebirge und nicht nur wenige hundert Meter über dem Meeresspiegel. Da wird links ein kahler Höhenzug sichtbar, der den dichten Urwald überragt; es ist der Dundret, und wir nähern uns unserm ersten Ziele: Gellivare. Wir überfahren auf einer Eisenbrücke den Väsaraelf, ein Abfluß des Väsarajärvi (Hammersee), an dessen Ufern die zerstreut liegenden Blockhäuser des Ortes zu sehen sind. Im nahen Hotel erquickten mich Rennthierbraten, Lachs und frisches Bier. Dann wurde, da der Tag um 7 Uhr noch lange nicht zu Ende ging, ein Spaziergang durch die Ansiedelung unternommen und später der Dundret bestiegen. Gellivare ist in kurzer Zeit der bedeutendste Ort Lapplands geworden. Es hat ein Post- und Telegraphenamt, ein Bankgeschäft und eine Buchhandlung. Die meist roth angestrichenen Holzhäuser, welche inmitten der Fichten und Birken liegen und nur theilweise sich zu Straßen aneinander reihen, werden von Bahnarbeitern, Baubeamten, Handwerkern und Holzfällern bewohnt. Die viereckige Holzkirche ist, etwas hoch gelegen, weithin sichtbar. Die Bevölkerung ist größtentheils schwedischer Abkunft. Fremde finden sehr schwer eine Heimstätte hier. Außer dem Krämer, der sein Geschäft am Orte hält, bringt der weit herkommende Hausirer Gebrauchsartikel in die Colonie. Von großem Vortheil ist es, daß keine Branntweinschänken gelitten werden; auch das Hotel darf nicht über die Straße Alkohol verkaufen. Den besten Ueberblick auf den Ort, den See und die Umgegend gewinnen wir, wenn wir den Dundret besteigen, der 380 m höher als der See liegt. Er ist 5 km vom Orte entfernt. Seit Eröffnung der Bahnlinie wird dieser Aussichtspunkt für die Mitternachtssonne, welche vom 24. Juni bis 10. Juli zu sehen ist, dem südlich gelegenen Avasaxa bei Haparanda von den Nordlandreisenden vorgezogen. Der Weg führte mich an einem alten Gotteshause, der „Lappenkapelle“, vorbei, die noch vor kurzer Zeit das Heiligthum der Rennthierzüchter, Hirten und Fischer bildete. Jetzt verfällt dieser altersgraue Holzbau. Die Glocken sind vom abseitsstehenden Thurme genommen und auf dem kleinen Kirchhofe neigen sich die vermorschten Holzkreuze über eingesunkene Gräber. Hochstämmige Birken rauschen im Winde. Könnten sie reden, so würden sie vielleicht von jenen Zeiten erzählen, da ein gottbegeisterter Apostel auch in diese Einsamkeit drang und den heidnischen Wald- und Rennthierlappen das Evangelium lehrte und predigte. Das ist noch nicht allzu lange

her; 1742 kam der Missionar Högström und wurde Apostel von Gellivare. Rüstig schritt ich in der zehnten Abendstunde im hellen Sonnenlichte bergauf durch Moor und Urwalddickicht. Vermoderte Baumstämme und Steingeröll, Riesel und Moräste schnitten mir oft den Pfad ab, daß ich einen Umweg machen mußte. Kurz vor dem Ziele, das durch eine Holzbaude bezeichnet wird, breiteten sich vielfach zerklüftete mächtige Steinblöcke aus, die Auf- und Abstieg gefährden. Hier finden sich einstige Gletscherspalten; der Schliff ist deutlich zu erkennen. Da geht nach 10 Uhr die Sonne zur Rüste. Hinter hohen Schneebergen verbirgt sie ihre glühende Scheibe. Aber das weite Thal ist noch tageshell erleuchtet; es kommt in dieser Jahreszeit noch keine Nacht. Seht, wie sich der nicht verschwindende rothgoldene Wolkenstreifen ganz nach Norden hinzieht! Da ist die Bergspitze erreicht! Im kleinen Unterkunftshause läßt es sich bequem ausruhen und zur Nacht speisen. Draußen heult ein kalter Schneewind um das luftige Bretterhaus. Um Mitternacht entfesselt er seine größte Gewalt. Aber der frischgebraute Morgenkaffee nebst ausgezeichnetem Backwerk läßt uns das Heulen und den Schneeschauer mitten im Hochsommer vergessen. Draußen ist nach wie vor heller Tag. Wir wandern nun zurück, nachdem wir die Rundsicht genossen haben. Eine Metalltafel auf einem Steinpostament giebt Auskunft über die Gegend. Im Süden beginnt ein höherer Bergzug, der sich nach Westen herumzieht und nördlich im beschneiten Gebirgsstock des Ahnetjällo verläuft. Gerade westlich liegt verborgen im Nebel der Sulitjelma. Vor uns begrenzt das Thal im Norden der Malmberg mit seinen ergiebigen Erzgruben. Deutlich ist die Bahnlinie zu unterscheiden, die dahin von Gellivare aus führt, dessen Häuser und Hütten handbreitnahe den See umkränzen. Nach Osten hin erstreckt sich unabsehbarer Urwald, hie und da unterbrochen durch die dunkelblaue Fläche eines Sees, nirgends eine Ansiedelung, ein rauchender Schornstein, eine Hütte, wie wir es aus den Alpen gewöhnt sind. Unsere Wangen glühen vom eisigen Hauche des Nordwestwindes; die erstarrten Hände vermögen kaum mehr den Fernstecher zu halten. Hinab in's schützende Thal, das wir vor Sonnenaufgang noch zu erreichen gedenken! Etwas über eine Stunde sind wir unterwegs, da blitzt es schon wieder im Nordosten auf. Der goldgesäumte Wolkenstreifen gewinnt mehr und mehr an Glanz. Als ich mich ½2 Uhr Morgens zur Ruhe begebe, leuchtet mir die Königin des Tages in's Fenster, sodaß ich den lichtdichten Vorhang behend herabziehe.

Früh 7 Uhr stand der Arbeiterzug bereit, mit dem ich die Weiterreise nach Luossavare antreten wollte. Die 100 km werden von dem Lastzuge in 5 Stunden bei achtmaligem Halten zurückgelegt. Dem Hammersee, lappisch „Vädtjerjaure“ genannt, folgt gleich der an der Strecke gelegene „Siäkaträsk“ mit der Haltestelle gleichen Namens. Hier befindet sich eine große Schneidemühle mit einzelnen Blockhäusern. 25 km weiter liegt die Ansiedelung Laduavara. Dann folgen Gältje (34 km), Homojo (45 km), Falläsen (58 km). Wir überfahren auf einer Holzbrücke den breiten Kaitumelf. Lappen drängen sich an den Zug und betteln um Tabak. Bei 78 km folgt Haukivoma, dann Kalixfoß (85 km) am Kalixelf und endlich Kiruna (100 km). 4 km weiter liegt unser Ziel. Zwei Bergzüge fallen hier in's Auge, die dicht herantreten. Im Südwesten erhebt sich der vollkommen kahle Eisenberg Kirunavara (auch Kiërunavara geschrieben) in bräunlicher Färbung, die durch die Oxydation des Erzes hervorgerufen ist, und im Norden erscheint der wenig niederere Luossavara, der sich im Luossajärvi (Lachssee), einem dunkelblauen, fischreichen See, spiegelt. Vor zwei Jahren erstand hier ein Ort, der vielleicht mit dem Goldsucherdorfe Klondyke in Amerika betreffs der einsamen Lage zwischen Felsen und Urwald Aehnlichkeit hat. Wir befinden uns hier auf dem 68° nördl. Breite und zwischen dem 20° und 21° östl. Länge von Greenwich. Keine Karte, kein Reisehandbuch nennt noch diese neue Ansiedelung fleißiger Menschen, die sich hier ein bescheidenes Heim neben Sumpf und Moor gründeten. Aber Luossavare hat gewiß eine Zukunft. Die reichsten Erzberge sind in seiner nächsten Nähe und äußerst geschickt gruppiren sich die Holzhäuser um den Fuß des Lachsberges und an die Ufer des Sees. Von hier aus findet die Hauptausfuhr des begehrten Eisenerzes statt. Der immer mehr wachsende Ort hat ein Post- und Telegraphenamt, ein Krankenhaus, das sehr wohnlich eingerichtet ist, verschiedene „Buden“, welche die hübsche Firma: „Rum för Resande, Servering af Kaffe, Läskedryker“ zeigen, und bald wird auch das Bahnhofsgebäude fertig gestellt sein. Rüstig, selbst im Winter, wird an der Strecke gebaut. Im Sommer 1900 waren bereits 11 km Bahngleis über den Ort hinaus gelegt. Bei dauerndem Tageslicht förderte man 1 km täglich Schienenauslegung. 60 km von Luossavare wird die Grenze von Norwegen bei Torneträsk erreicht. Dann sind es noch 120 km bis zur Küste. Bei dem Bahnbau wurden im südlichen Districte 2200 Arbeiter, im nördlichen 900 verwendet. Ich hatte Gelegenheit, die Leute auf der Fahrt näher kennen zu lernen, und spreche an dieser Stelle meine Hochachtung vor ihnen und meine Anerkennung ihrer Tugenden gern aus. Es sind — auch die Frauen eingeschlossen — tüchtige, nüchterne Kraftgestalten, die hier geworben worden sind, nicht durchsetzt mit fremden Elementen, sondern nur Landeskinder und Norweger. Der geringste Mann ist höflich, reinlich und fleißig. Im Güterwagen, wo man mir bereitwilligst ein Plätzchen einräumte, kam es nie zu lauter Unterhaltung; kein Schimpfwort fiel, keine öde „Aufzieherei“, kein Läppischthun, Witzereißen oder andere Unsitte machten sich bemerkbar. Der Ton war mehr ernst, doch ungezwungen. Niemand berührte sich untereinander und stritt sich um den Platz. Den mitreisenden Frauen und Mädchen hatte man die besten Plätze eingeräumt. Keine Branntweinflasche machte die Runde, und Niemand spie im Wagen aus oder verletzte durch Schnaufen und unfläthiges Räuspern, wie man es leider fast jeden Tag bei uns zu Lande in den Eisenbahnwagen der Arbeiterzüge bemerken kann. Allerdings sollen die besten schwedischen und norwegischen Arbeiter gewonnen worden sein. Ein Jeder konnte gut lesen und schreiben; ich machte die Probe öfters und Jeder wußte auch zu lesen. Auch von der neuen Heimath hat der Ansiedler genügende Kenntnisse, und den 60 km entfernten, nördlich gelegenen, mit einer großen Schneehaube gekrönten Kebnekaisse nannte mir ein Erzarbeiter, der mich nach dem Kirunavara begleitete. Die niedere Moosbeere, welche das Moorland dicht besetzt und ihm ein prächtiges Muster verleiht, nennt man Hejrtren. Der Arbeitslohn ist nicht niedrig. Man bezahlt je nach den Leistungen dem Einzelnen 2½ bis 10 Kronen täglich. Auch im Winter wird weiter gearbeitet und vom letzten Drittel des November an, da die Sonne für 2 Monate verschwindet, leuchtet dem Tagewerke das herrliche Nordlicht. Die Lebensmittelpreise sind nicht theuer zu nennen, wenn man bedenkt, daß fast alle Producte für den Haushalt und die Küche erst weit her von Süden kommen, wie z. B. die Kartoffeln aus Stockholm. 8000 Lappen sollen als Nomaden das weite Land bevölkern; sie kommen, sobald der Boden vom Froste erstarrt ist, mit ihren Rennthierheerden in die Ansiedelungen. Dann entwickelt sich ein reges Tauschgeschäft, und die bunte Tracht der Urbewohner der Lappmarken kommt zu ihrem Vorrecht. Die Zahl der Colonisten muß auf über 10 000 geschätzt werden. Ich hatte Gelegenheit, die „Kata“, d. i. das Zelt einer Rennthierlappenfamilie betreten zu dürfen. Unter den kernigen Gestalten der Ansiedler verschwindet die kleine Körperform des Lappen noch mehr, da derselbe an sich schon geringeres Maß aufweist als andere Bewohner Skandinaviens. In geknickter Körperhaltung, bekleidet mit einem faltigen, schlafrockähnlichen Gewande von grauer Farbe, mit rothem oder blauem Kragen und ebensolchen Aufschlägen, den Kopf mit einer Schildmütze bedeckt (bei dem Weibe an deren Stelle eine Kappe), so stellte sich mir das wunderliche Paar vor. Das breite gelbe Gesicht mit den geschlitzten, fast immer entzündeten Augen, die eine Folge des Herdrauches sind, dem großen Munde und den hervortretenden Backenknochen, muß ungemein häßlich genannt werden. Doch ist der Charakter dieser Leute ein guter, wenn man von der angeborenen Trägheit und Feigheit absieht. Leider ist das Laster des Trunkes nicht im Abnehmen begriffen und die geistige Begabung muß naturgemäß darunter leiden. Jagd und Fischerei ist die Hauptbeschäftigung dieses Völkchens, wiewohl Wald- und Fischerlappen, im Gegensatze zu den Rennthierlappen, auch Holzfällerei und Flößerei betreiben. Das Winterzelt besteht aus einem konischen Stangengerüst, das mit Rennthierfellen überkleidet wird und einen kleinen Eingang frei läßt. Außen sind über der Bekleidung ebenfalls starke Stangen angebracht. Das Innere ist sehr einfach eingerichtet. An den Seiten sind die Lagerstätten der Bewohner, aus Moos und Fellen bestehend, und etwa eine Truhe zu bemerken. In der Mitte schwelt das Feuer, dessen Rauch durch die unbedeckte Zeltspitze Abzug findet. Lange kann man als Luftfreund in dieser eigenthümlichen Nomadenwohnung freilich nicht verweilen. Mann und Frau rauchten gemüthlich aus kleinen Holzpfeifen und ließen sich durch den unerwarteten Besuch keineswegs aus ihrer beschaulichen Ruhe bringen. Für billiges Geld

erhandelte ich einige kleine Geweihe, auch konnte ich eine hübsche photographische Aufnahme von Zelt und Eigenthümern machen.

Der weitere Zweck meiner Reise, die in Luossavara von Stockholm aus bereits 1420 km betrug, war die Besichtigung des kegelförmigen Erzberges Kirunavara (800 m). Ein oft von Knüppeldämmen unterbrochener Weg führt westlich des Ortes nach den Brüchen; denn hier wird noch billiger Tagebau getrieben. Aehnlich wie in einem Steinbruche kleben hier die Arbeiter an den Felswänden, nur durch ein dünnes Seil von oben gehalten, und lösen mit Meißel und Stemmeisen die kostbare Ausbeute. Krachend fahren das schwere Gestein und der Staub zu Boden und beides wird dann in eisernen Karren, die auf Schienen laufen, weiter befördert zum Ladeplatze oder zu einer Erzhalde, die dann nach Bedarf abgebaut wird. Wir betrachten ein solches Stück Eisenerz von 52 ccm Inhalt. Es wiegt gerade 250 g. Das Erz ist bedeutend gehaltreicher als anderswo auf der Welt; es hat einen Eisengehalt von 65—71%, während deutsches Erz kaum 40% erreicht. Durch intensive Bohrungen hat man den Cubikinhalt des ganzen oberirdischen Gebirgsstockes berechnet und erhielt die ungeheure Summe von 250 Millionen Tonnen Eisenerz für den Kirunavara und 15 Millionen Tonnen für den Luossavara; es bleibt aber noch eine Schätzung für den unterirdischen Bau des Bergzuges übrig, die man mit dreimal mehr angiebt. Wenn auf der ganzen Erde etwa 70 Millionen Tonnen Erz jährlich hervorgebracht werden, so könnten diese Lager die Welt 15 Jahre lang versorgen. Die jährliche Ausbeute beträgt 1 200 000 Tonnen. Einen hübschen Ausblick gestattete die Höhe, wo wir uns befanden. Am Fuße liegt der mit einzelnen flachen Inseln besetzte Luossajärvi; gegenüber grüßt der Luossavara herüber, an dessen Fuße die bunten Colonistenhäuser liegen und gleich Rubinen aus dem Grün der Birken, Fichten und Kiefern herausblicken. Das weite, weite Land aber zwischen den dunklen Waldflächen sieht schmutziggelb aus. Am Horizont erscheinen schneebedeckte Berge, deren Gletscher in bläulichem Lichte erglänzen. Dort hausen noch Wolf und Bär, Elch und Rennthier. Ehe ich von dem eigenartigen Ansiedlungsplatze Abschied nahm, besuchte ich ein Volkskaffeehaus, das von außen seinen Beruf nicht verrieth. Die Holzwände verschwinden im Innern durch die Tapete und den Bilderschmuck. Der Fußboden ist gut gedielt und mit einem Anstrich versehen. Die Fensteröffnungen sind für Doppelfenster eingerichtet. In der Mitte des Raumes steht die als Büffet dienende Haupttafel, überdeckt mit einem feinen Linnen. Nicht nur Kaffee bekommt man hier, sondern auch Fleisch, Aufschnitt, Fische, Butter und Käse, allerlei Gebäck und Limonade. Die Speisen stehen auf Näpfen zum Wegnehmen bereit, doch nicht portionsweise, sondern, wie es in Schweden und Norddeutschland üblich ist, in ungetheilter Menge. Der Preis wird nach Einnahme der Mahlzeit berechnet. Die knusprigen Brodkuchen, ein Nationalgebäck, werde ich nicht leicht vergessen. Dieses, dem englischen Tost gleiche, omelettähnliche Roggenmehlgebäck schmeckt sehr gut und wird überall à discrétion verabreicht.

Mit dem Abendzuge kehrte ich nach Gellivare zurück, um am nächsten Morgen das Erzgebiet von Malmberget einer Besichtigung zu unterziehen. Was von der Besiedelungsform über Gellivare und Luossavare gesagt worden ist, gilt auch für diesen seit etwa 15 Jahren bestehenden Ort. Erst waren hier die Engländer thätig, dann übernahm 1891 die schwedische Actiengesellschaft „Gellivare-Malmfält" die ergiebigen Gruben, die ein Erzlager von 245 000 Quadratmeter aufweisen, welches zur Zeit 850 000 Tonnen Erz ergiebt. In 12 Gruben, oberund unterirdisch, arbeiten 1500 Arbeiter. Der Eisengehalt beträgt 67% und 0,04 bis 3% Phosphor, welcher nach der von Thomas Gilchrist zuerst angewendeten, sogen. basischen Methode ausgeschieden wird. Das Quergestein ist Gneis und Quarz. Auf der „Hertigen-Grufva" begann ich meine Studien. Niemand hinderte mich beim Herumgehen, Betrachten, Prüfen des Gesteins. Jeder Weg und Steig steht dem Fremden ohne Entgelt hier offen. Freundlich lud mich ein Ingenieur ein, mit ihm die 120 Meter tiefe Erzgrube zu befahren, nachdem ich den Tagbau, der dem in Kirunavare ähnlich ist, angesehen hatte. Ich sagte freudig zu, und bald versenkte uns der Fahrstuhl binnen 4 Minuten in die grausige Tiefe. Emsig wurde in den breiten, sehr schlüpfrigen Stollen gearbeitet. Hilfsbereit schleppte man eine Leiter herbei, als es mir nicht sogleich gelang, über eine Erzhalde zu klettern. Sorglich hütete mein Führer meine Schritte, die von einer Oellampe controlirt wurden. Da glänzten und gleißten die Felswände! Da flimmerte auf dem Boden der dichte Erzstaub und dumpf tönte der Schlag der Spitzhacke aus dem Stollenwinkel. Man meinte im Reiche der Gnomen zu wandeln. Der ganze Stollen ist hier 200 Meter lang und 30 Meter breit. Nun ging es flott aufwärts, und die warme Mittagssonne that dem ans Dunkel gewöhnten Auge zuerst recht weh. Eine Bezahlung wurde auch für diese Führung nicht verlangt und über das ungewohnte Trinkgeld war der behilfliche Arbeiter etwas erstaunt. Das beim Tagbau gewonnene Erz wird durch eine Seilbahn von unten nach oben auf die Erzhalde geschafft.

Denselben Tag noch fuhr ich nach Luleå, dem Hauptausfuhrorte für das Eisenerz. Wieder wurde der Polarkreis überschritten, Postkarten abgeschickt, der „Graben" studirt und in Boden umgestiegen. 6 Uhr Abends kam ich am Ziele an. Was bei dem Reichthume an Eisenerz in den bereisten Gegenden auffallen müßte, wäre das Fehlen von Eisenschmelzhütten. Der Mangel erklärt sich aus dem hohen Preise der Steinkohle, die hier nirgends angetroffen wird. Man heizt naturgemäß mit Holz, das billig und in Menge vorhanden ist, so daß Schweden und Finland die ganze Welt mit Bau- und Heizmaterial versorgen und Rhedereien eigene Holztransportschiffe halten, die man in großer Zahl auf der Ostsee antrifft. Man hat aber den Plan im Auge, das Eisen als Rohmaterial in den Districten selbst später zu gewinnen und Hütten anzulegen, wenigstens in den Küstenstädten. In Luleå wies mich zunächst der Bahnhofsinspector zurecht und machte mich mit dem Fahrplane der Finlanddampfer bekannt, den ich bislang nirgends hatte erfahren können, da mein nächstes Reiseziel Gamla-Karleby in Finland war. Die in letzter Zeit durch die 1888 fertiggestellte Anlage der beschriebenen Eisenbahnlinie mehr bekannt gewordene Hauptstadt der Provinz Norrbotten hat durch den Erztransport auch an Bedeutung für den Handel gewonnen. Hier wird das Eisenerz in die großen Dampfer geladen, die es in alle Welt führen. Ehe ich mir die Umladestelle ansah, nahm ich die Stadt in Augenschein. Sie liegt am Ausflusse des Luleelf, der sich gleich unserer Elbe schlauchartig an der Mündung verbreitert, auf einer Halbinsel. Der Hafen ist nur 7 Monate eisfrei, hat aber eine so große Tiefe, daß die größten Schiffe hier ankern können und dicht bis an das Quai, d. h. unmittelbar an die Stadt, anlaufen. Das Stadtrecht verlieh dem so günstig gelegenen Orte bereits der König Gustav Adolf 1631. Im Jahre 1887 legte eine gewaltige Feuersbrunst ganze Straßen dieser aus lauter Holzhäusern bestehenden Stadt in Asche; doch sieht man heute keine Spur mehr von dem Unglück; vielmehr hat man den Ort schöner und regelmäßiger aufgebaut. Die Straßen liegen im rechten Winkel um einen Markt, auf dem die in gemischt-gothischem Stile aus rothen Backsteinen erbaute Kirche steht. Hier befinden sich auch die größeren Verkaufsläden, die besseren Restaurants und Cafés. An letzteren ist kein Mangel. Doch fehlen glücklicherweise wieder die Branntweinläden, für die Fruchtsafthandlungen eintreten. Eisen- und Kurzwaarenhandlungen, Bankgeschäfte, Kaufhäuser für Schiffsartikel, in denen auch Colonialwaaren und getrocknetes und gepöleltes Rennthierfleisch verkauft wird, Schnittwaarenläden, Juwelier- und Goldarbeitergeschäfte reihen sich in den zwei Hauptstraßen, die vom Markte aus nach dem Bahnhofe führen, einander an. Im Westen der Stadt hat man einen hübschen Park angelegt. Freilich muß sich diese Promenade auf die Kiefer, Birke, Esche und den Holunderstrauch beschränken. Eine Bürgerschule und ein Gymnasium sorgen für die Geistesbildung der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Jugend. Zur Zeit wird die Zahl der Einwohner auf 4000 angegeben. Die Schulverhältnisse haben sich im Laufe der Zeit gebessert. Der Anfangsgehalt eines Lehrers an der Volksschule beträgt 1500 Kronen und steigt bis 2250 Kronen bei 30 Pflichtstunden in der Woche. Die höchste Zifferzahl einer Classe beträgt fünfzig Schüler. Der Unterrichtscursus dauert 6 Jahre; vom 9. bis zum 13. Jahre sind die Kinder schulpflichtig. Nach dem 4. Schuljahre in der Bürgerschule kann bei genügenden Vorkenntnissen das Gymnasium bezogen werden, das ebenfalls einen 6jährigen Besuch vorschreibt. Die Ferien sind zusammengelegt und dauern die drei Sommermonate hindurch, wie es in ganz Schweden üblich ist. Nach der Eintönigkeit der durchreisten Gegend von Gellivara her macht es einen wohlthuenden Eindruck auf den deutschen Binnenländer, wenn er der angebauten Umgegend Luleås einen kurzen Besuch abstattet. Rings um den Ort, beziehungsweise nach der Landseite zu, hat man den Gemüsebau nicht vernachlässigt. Was sich in der kurzen Spanne des nordischen

Sommers irgend erbauen läßt, pflegt man hier an geschützten Orten, ob Alles zur Reife gelangt, hängt von dem frühen oder späten Eintritt des Winters ab. Aber die kleinen Beete auf den urbargemachten Landstrichen erfreuen doch durch den bunten Wechsel der Feldfrüchte das Auge. Hier und da stehen Kartoffelsträucher, eine hier gut bezahlte Frucht; auch einzelne Kernobstbäume kommen vor, daneben Wiesenland, das mit der Unmasse großer und kleiner erratischer Blöcke im Kampfe liegt. Im Großen und Ganzen behauptet der Fichten- und Kiefernwald mit Preißelbeergesträuch sein Landrecht. Außerhalb des Weichbildes der Stadt liegen vereinzelt Holzhütten und stillvoller errichtete Landhäuser im Dickicht des Föhrenwaldes, den die Wellen des Lulemeerbusens umspülen. Durch ungepflasterte Straßen, die selbst den üblichen Fußsteig vermissen lassen, begab ich mich vom Hotel (Stadshotel im W.) aus nach dem Verladeplatze für das Eisenerz, einem Theil des Hafens, zu dem die Schienenstränge gelangen. Hier werden die gefüllten eisernen Lowries auf ein in die See gebautes Gerüst geschoben, eine Riesenrampe, und auf einfache Weise durch Umkippen in die darunter stehenden Transportschiffe entleert; der schwere Inhalt ergießt sich mit Donnergepolter über eine schiefe Ebene in den Riesenbauch der Fahrzeuge. In der Nähe befinden sich die Gebäude der chemischen „Erzveredelungsanstalt", woselbst aus dem Erz durch elektromagnetisches Verfahren der Apatit gewonnen wird, der wegen seines Gehaltes an Phosphorsäure und Kali ein geschätztes Düngemittel abgiebt. Ein neueres Gebäude am Passagierhafen ist das Elektricitätswerk, das die Stadt mit elektrischem Licht versorgt. Anfang August betrug die mittlere Temperatur 6—7° R. in den Vormittagsstunden und stieg nicht über 12° R., so daß mein Stubennachbar sich's am warmen Ofen wohl sein ließ. Betreffs der Sprachverhältnisse im äußersten Norden Schwedens sei darauf hingewiesen, daß der Fremde, welcher der schwedischen Sprache nicht mächtig ist, sich mit Englisch verständigen kann, da dies die Sprache der Seeleute und Kaufleute ist. Der Handelsjude ist als Dolmetscher nicht zu verachten; er befleißigt sich neben der deutschen Sprache auch des Finnischen und Russischen; jedoch nimmt er hier noch nicht die Stellung eines Commissionärs ein, wie es oft in Rußland der Fall ist. Die Bevölkerung Nordschwedens besteht außer den Staatsangehörigen aus Lappen und Finnen; die Bewohner sind gegen Fremde sehr zuvorkommend und höflich.

Hochbefriedigt wird der Reisende ein Land verlassen, das an landschaftlicher Schönheit durchaus nicht arm ist, dessen Bevölkerung gute Sitte und Anstand zu wahren weiß und sich durch Treue und Redlichkeit im Handel und Gewerbsleben auszeichnet, ein Volk, welches oft eine rauhe Außenseite und kerniges Wesen zeigt, aber reich ist an Gemüth und Begeisterung für die edelsten Güter des Lebens kund zu geben weiß.

Bücherbesprechungen.

— **Essays von Franz Xaver Krauß.** Zweite Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901. — Der vorliegende Band ist die Fortsetzung einer im Jahre 1896 erschienenen Sammlung von Essays, die zum großen Theile den Lesern der Deutschen Rundschau bereits bekannt sind, die es aber wohl verdienen, die kurzlebige Existenz in einer Zeitschrift mit dauerhafterer Fassung in einen Sammelband zu vertauschen. Franz Xaver Krauß, der hochangesehene Kenner auf dem Gebiete der katholischen Kirchengeschichte und christlichen Kunst, der Verfasser des bedeutendsten Werkes über Dante, das seit Jahren in Deutschland erschienen, spendet hier eine Reihe biographischer Skizzen, die ebenso lebendig wie feinfühlig die Eigenart hervorragender Persönlichkeiten unserer Zeit spiegeln. Sind sie auch sämmtlich in den letzten Jahrzehnten aus dem Leben geschieden, so gehören sie ihrem Einfluß nach doch noch der Gegenwart an. In allen Beziehungen versteht es der Verfasser den einzelnen Erscheinungen gerecht zu werden und sie mit dem Besten, was ihnen zu eigen, darzustellen. Am nächsten stehen ihm solche Persönlichkeiten, die im kirchlichen Leben wurzeln oder enge Fühlung mit diesem haben, sich dabei eine freie Geistesrichtung bewahrend. So Antonio Stoppani, der, dem geistlichen Stande angehörig, ein eifriger Naturforscher war; sein hochpoetisches Werk Il Bel Paese, ein Stück italienischer Heimathskunde, ist ungemein verbreitet, in seinem Exemeron und anderen Schriften strebte er eine Verschmelzung des Dogmas mit der modernen Wissenschaft an, weshalb er viele Verfolgungen seitens der Curie zu ertragen hatte. Mit inniger Begeisterung spricht F. X. Krauß von Rosmini, dem größten Philosophen Italiens im 19. Jahrhundert, der zugleich ein treuer Anhänger des Papstthums war, der hochgesinnte Schöpfer des „Istituto della Carità"; seine Dantestudien werden hier einer Besprechung unterzogen. In engem Zusammenhang mit Rosmini steht Manzoni, dessen berühmten Roman „Promessi Sposi" Krauß den historisch-poetischen Commentar zu der „Morale Cattolica" desselben Autors nennt. Ein anderes Capitel ist dem Fürsten Gino Capponi, dem „letzten Florentiner" gewidmet, der nach Mediceer Art der wissenschaftlichen, besonders historischen Forschung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen kräftigen Anstoß gab. Unseren Tagen näher steht die weltmännische Erscheinung des Cardinals Hohenlohe, der im Verein mit dem frühverstorbenen Cardinal Galimberti der einzige aufrichtige Freund war, den Deutschland unter den Trägern des Purpurs zählte; der kleine Hof, den er in der nun verödeten Villa d'Este hielt, mahnt an die Fürstenhöfe einzelner Renaissance-Cardinäle. Noch einem anderen Deutschen, der in Rom Heimathsrechte erwarb, F. Gregorovius, sind einige Seiten gewidmet. Ein längerer Aufsatz, der ein merkwürdiges Stück Culturgeschichte enthält, beschäftigt sich mit der historischen Entwickelung des Anno Santo. Alle Dantefreunde werden mit Interesse eine vergleichende Studie über Francesca da Rimini's berühmte Worte in Dante's Inferno V, 121—123 lesen. Mit eingehendem Verständniß sind die großartigen Sammlungen im Schloß Chantilly behandelt, das Werk des kunstsinnigen Herzogs von Aumale. Ein anderer Aufsatz enthält eine Besprechung der neuesten Biographie der Frau v. Staël von Lady Blennerhassett. Mit warmer Verehrung ist ein kurzes Lebensbild des ultramontanen Abgeordneten August Reichensperger gezeichnet; auch ein Vertreter eines idealen Katholicismus war er, wie F. X. Krauß, ebenfalls durch sein kunsthistorisches Wirken bekannt, wenn auch Beide nicht stets von gleichen Gesichtspunkten ausgingen. Fast mit allen Namen, die uns aus dem interessanten Bande entgegentreten, ist der Verfasser in persönliche Berührung gekommen, das giebt seinen Bemerkungen den Reiz des Unmittelbaren, der eigenen Beobachtung und Empfindung, und so sind es keine dürren Blätter, sondern frische Blumen, die hier mit pietätvoller Hand auf Gräbern niedergelegt werden.

Dresden. Baron Locella.

— **Das große Schweigen** und andere Novellen von **Paul Robran.** Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ — Neun Novellen sind in dem Bande vereinigt. Die meisten begnügen sich, mit flüchtigen Strichen ein Genrebild, in der Regel rührsamer Art, zu zeichnen, nur einige versuchen darüber hinaus zu gehen. In einzelnen der Bilder (Nummer 1, 3, 7) berührt sich der Verfasser mit den gewerbsmäßigen Schilderern des Großstadtelends, wenn er auch nicht gerade die Ausmalung des Krassen zur Hauptsache macht. Sowohl Nr. 3 als Nr. 7 verzichten übrigens auf die Durchführung und schließen mit einem Fragezeichen. Mehrfach tritt die nicht eben löbliche Tendenz hervor, das Eheleben in grauer Alltagsbeleuchtung zu zeigen und in Gegensatz zu bringen zu dem festlichen Farbenrausch der Verliebtheit und zu dem verführerischen Reize eines lockeren Flirts. Im Ganzen hat man den Eindruck, daß der Verfasser etwas mühsam nach Stoffen sucht, umherprobirt und an dem einen oder anderen Problem seine Kraft übt, ohne noch recht in die Tiefe zu steigen und mit seiner Darstellung den Leser zu packen und festzuhalten. Wo er danach strebt, geheimnißvollere Herzensvorgänge zu entschleiern, wie in der zweiten Geschichte: „Herbst im Frühling" und in der vorletzten: „Schönheit", da fehlt es nicht an starken Unwahrscheinlichkeiten. Die Gestalt der Janthe in der letztgenannten Erzählung ist nach unserem Gefühl nichts als eine Verzerrung, und daß ein so verständiges und gesundes Mädchen wie die Hanna Wenzel ihr Herz an solch' einen blasirten Schwächling hängen könnte wie den Allmer, das bemüht sich der Verfasser vergeblich uns einzureden. Wer es mit der poetischen Wahrheit nicht zu genau nimmt, dem mögen diese Novellen genügen. An dichterischem Werthe gehören sie zu jener heutzutage im Uebermaß erzeugten Gattung, von der 12 auf das Dutzend gehen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 ₰, für auswärts mit 1 M. 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 61. Donnerstag, den 23. Mai, Abends. 1901.

Therese Huber.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

Um eines Menschen Biographie zu schreiben, dazu gehört ein gut Theil ausdauernder Begeisterung; eine Art Fanatismus aber ist erforderlich, wo es sich um die Rettung einer Persönlichkeit handelt, deren Werth durch eine Reihe kategorischer Urtheile bedeutender Zeitgenossen ein für alle Male geprägt scheint. In dieser Situation sehen wir eine Frau, deren Wirksamkeit ein Jahrhundert zurückliegt und mit den großen Namen der classischen Literaturepoche mannigfach verknüpft ist. Derjenige, auf dessen sittliches Urtheil der Deutsche heute noch am meisten zu halten pflegt, Friedrich Schiller, hat über diese Frau harte Worte gesprochen, ihre Lebensverhältnisse als „ekelhaft“ empfunden und so der Geschichte um vierundzwanzig Jahre vorgegriffen, denn Therese Huber starb erst 1829, sie hatte also Zeit genug, jenes Urtheil Lügen zu strafen und gut zu machen, was sie vielleicht in der That gefehlt hatte. Von Therese Huber's „Wirksamkeit“ im Großen läßt sich nicht sprechen; die zahlreichen Bändchen Romane und Novellen, die sie zum Theil unter ihres zweiten Gatten Namen veröffentlichte, haben nur eine vorübergehende Bedeutung gehabt; am werthvollsten erscheint ihre Feder noch als Vermittlerin fremder, besonders englischer Literaturwerke durch Uebersetzungen. Die Biographie und der von ihr veröffentlichte Briefwechsel ihres ersten Mannes Georg Forster ist ein bleibendes Werk durch jenes Mannes Bedeutung. Acht Jahre leitete Therese die Redaction des Morgenblattes, aber des Verlegers Cotta Selbstherrlichkeit ließ eine Ausbreitung ihrer Individualität nicht aufkommen; anonym, wie ihre Stellung an diesem für jene Zeit bedeutenden Blatte war, ist auch ihre ganze redactionelle Thätigkeit geblieben, keine journalistische Reform irgend welcher Art ist mit ihrem Namen verknüpft. Sie war die Mutter des in der Literaturgeschichte und der Nationalökonomie bekannten Gelehrten Victor Aimé Huber; auch dies ist ein Verdienst. Was von den Zeitgenossen mit ihr in engerer freundschaftlicher Beziehung stand, sind durchweg dii minorum gentium. So erscheint sie in ihrem Zeitalter gleichsam als die Anführerin eines Parterres tüchtiger Leute und in dieser Umgebung gelang es ihr, sich zu einer Persönlichkeit emporzuarbeiten. Dabei ist sie eine Frau von einer wechselvollen Vergangenheit; ihre Schicksale haben ein starkes psychologisches Interesse, nichts Menschliches war ihr fremd. An diesem Punkte setzt der Biograph am günstigsten ein, um die Theilnahme für ein Frauenleben zu erwecken, dessen Schilderung in jedem Falle lehrreich ist.

Von diesem Gesichtspunkt ist auch der Berliner Literarhistoriker Ludwig Geiger ausgegangen, der nach mehrjähriger Vorbereitung eine ausführliche, über 400 Seiten starke Biographie Therese Huber's im Cotta'schen Verlag herausgegeben hat. Glückliche Funde von zahlreichem Briefmaterial haben wohl hauptsächlich dieses Buch veranlaßt und es zu einem Umfang anschwellen lassen, den die objective Bedeutung jener Frau kaum rechtfertigt. Für die Zeitgeschichte bietet auch ihr eigenes Leben wenig bedeutende Thatsachen; nur an Meinungen ist es ungemein reich, die gewiß einen starken Geist verrathen, aber durchweg mit Vorsicht aufzunehmen sind, da eine Reihe von wenig erfreulichen Eigenschaften, die ihr Biograph nicht verschweigt, wenn er sie auch nur zum Schluß in einer kurzen Uebersicht mit den rechten Namen nennt, nämlich Freude am Klatsch, Verkleinerungssucht, eine starke Dosis Frivolität und Mangel an Pietät, ihren meist brieflichen Urtheilen eine sehr subjective Färbung giebt. Das Milieu, aus dem Therese Huber herausgewachsen, wartet gleichsam nur darauf, von einem naturalistischen Dichter künstlerisch erklärt zu werden. Ihr Vater war der Philologe und Alterthumsforscher Chr. G. Heyne in Göttingen, ein in seiner Wissenschaft bedeutender Mann, der aber nur durch eisernen Fleiß, durch unermüdliche gelehrte Frohnarbeit mit den Bedürfnissen seines Hauses gleichen Schritt halten konnte. Sein Beruf mußte ihm dazu Ersatz bieten für das, was er als Mensch entbehrte, denn seine Ehe war eine tief unglückliche, seine Lebensgefährtin eine Frau von zahlreichen sittlichen Mängeln. In Schmutz, Unordnung und Sittenlosigkeit wurden die Kinder auferzogen und nur der Umstand, daß zwischen Therese und ihrer Mutter sich früh eine persönliche Gereiztheit entwickelte, trennte ihre beiden Lebenssphären so früh, daß die eine nicht durch die andere angesteckt wurde. Schon aus Trotz entwickelte sich bei dem kleinen Mädchen frühzeitig eine Kritik an den Handlungen seiner Mutter, aus Trotz wurde es das, was seine Mutter nicht war, ordentlich und sittlich; indem es aus früh entwickelter Abneigung den Einfluß der Mutter von sich stieß, erzog sich von selbst in ihm ein Haß gegen das Schlechte, sobald der Mutter und der übrigen bevorzugten Geschwister Beispiel es lehrte. Ihre Zuflucht war des Vaters Studirzimmer, in seiner Bibliothek war sie bald heimisch und wenn auch bei des Gelehrten Arbeitsüberladung an einen regelrechten Unterricht nicht zu denken war, so flogen dem Kinde doch früh eine Fülle von Einzelheiten des Wissens zu, aus der sich mit der Zeit eine etwas bunte, aber doch vielseitige Bildung zusammensetzte. Sie las und schrieb schon mit vier Jahren, mit sechs verfaßte sie Briefe und Aufsätze, sie lebte als noch nicht zehnjähriges Kind in der Lectüre hauptsächlich englischer Romane. Die Erziehung des Gemüthes ließ natürlich unter diesen Verhältnissen viel zu wünschen übrig: die Stellung gegenüber der Mutter mußte die Liebenswürdigkeit des jungen Herzens ersticken, in Bitterkeit und Trotz verwandeln; Besucher des Hauses fanden auch das Kind launenhaft, mürrisch und heftig, bis zum dreizehnten Jahre, erinnerte Therese sich selbst, hatte Niemand sie klug oder anziehend gefunden, zwar lebhaft aber vorlaut. So war es noch ein Glück zu nennen, daß die Mutter früh starb und eine junge Stiefmutter, die eine Schwester der Dreizehnjährigen hätte sein können, in die letzten Jahre der Kindheit ein wenig Sonne brachte, die wenigstens zum Theil zum Aufthauen brachte, was sich in der jungen Brust früh verhärtet hatte. Aber das Bewußtsein des Besondern, die Abneigung gegen Frauen und die Herbheit im Urtheil, eine Spürkraft für die Schwächen des Nebenmenschen bildeten doch das bedenkliche Erbe der freudlosen Kindheit. Ein kurzer Aufenthalt in einer französischen Pension zu Hannover beeinflußte ihren Bildungsgang wenig. Wieder in der Heimath, setzte sich ihr Lerntrieb auf eigene Weise durch und versuchte sich besonders an der Geschichtswissenschaft, die immer ihr Lieblingsstudium bildete. Altclassische Literatur langweilte sie, die modernen Erscheinungen der Literatur, Siegwart, Werther, Götz, vermied sie. Im Uebrigen war ihre Lectüre wahllos, von keiner elterlichen Vorsicht behütet; doch ein natürlicher Instinct, ein frühreifes weibliches Tactgefühl verhinderte die Gefahr, die solche Freiheit dem jungen Mädchen drohte. So wurde sie die gelehrte Tochter ihres Vaters, sie schrieb Kritiken über Bücher und corrigirte Aufsatzhefte der Schüler, die sich in des Gelehrten Hause einfanden, das mit der steigenden Berühmtheit Heyne's eine Centralstelle für alle möglichen Wissenschaften wurde, Collegen und Durchreisende fanden sich ein, und in dieser gelehrten Atmosphäre galt Therese als eine Mitwisserin, die für Alles Interesse und Theilnahme besaß, ohne jedoch als junger Blau-

strumpf ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen. Der fast ausschließlich männliche Verkehr mit Studenten und Gelehrten mußte im Laufe der Jahre das Weib in Therese wecken. Ueber ihre ersten Jugendstürme wissen wir nichts mehr, als daß auch sie ihnen nicht entgangen ist. Der Vater, herrisch wie seine Tochter, hatte aber schon früh ihre Zukunft bestimmt; daß sie die Frau eines Gelehrten werde, war selbstverständlich. Die Wahl des Vaters wurde durch eine persönliche enthusiastische Vorliebe bestimmt und fiel auf Georg Forster, den Naturforscher und vielseitigen Schriftsteller, der damals, vom Nimbus des Weltumseglers umstrahlt, auf der Höhe seines Ruhmes stand. Von Cassel hatte er einen Ruf nach Wilna erhalten, und bei einem Besuch in Göttingen 1784 erfolgte seine Verlobung mit der Tochter des Göttinger Professors. Zwei grundverschiedene Charaktere kamen hier zusammen. Forster, bedeutend als Gelehrter und Schriftsteller, war ein unverbesserlicher Optimist, sorglos in seinen materiellen Lebensverhältnissen, ohne Menschenkenntniß jedem Eindruck zugänglich. Die vielumworbene, etwas absonderliche Tochter des berühmten Gelehrten schien ihm das Ideal einer Ehefrau, schnell im Entschluß ergriff er die dargebotene Hand. An Liebe stellte er keine großen Ansprüche; das überließ er wohl sorglos der Zukunft, die sehr dunkel und ziellos vor ihm lag. Therese liebte ihn nicht, seine Werbung schmeichelte ihr aber, sie sehnte sich nach einer Versorgung, die die Last des Vaters verminderte. So willigte sie ein, um so eher, als ihre bräutlichen Verpflichtungen vorläufig auf einen sehr kühlen Briefwechsel beschränkt waren. Aber dieser Zustand hatte doch ihr weibliches Empfinden aufgeregt; sie war nicht mehr so fühllos gegen Eindrücke der nächsten Nähe. Im Hause des Vaters verkehrten einige Männer, die sie jetzt mit anderen Augen zu betrachten begann. Doch ehrte sie Forster's Ansprüche und einmal flüchtete sie vor sich selbst durch eine Reise. Einer aber wurde ihr dennoch gefährlich. Die Theatergeschichte kennt ihn als den Verfasser der ersten Biographie des großen Tragöden F. L. Schröder. Das blieb seine einzige Leistung, trotz der großen Versprechungen, die er zu machen schien; Goethe und Schiller schätzten ihn, seine „schrankenlose Individualität" erregte überall Interesse, wurde besonders den Frauen gefährlich, über die sein bedenklicher Grundsatz lautete: „daß er sich nie habe entschließen können, um einer Einzelnen willen dem ganzen Geschlechte treulos zu werden". Er hieß F. L. W. Meyer, war weder hervorragend intelligent, noch sittlich hochstehend. Zwischen ihm und Therese entwickelte sich ein Verhältniß, das aus der Stimmung der Siegwart- und Wertherepoche zu erklären ist und durch Forster's plötzliche Rückkehr keineswegs ein Hinderniß erfuhr. Im Gegentheil, er spielte mit in dieser Empfindsamkeitskomödie und nur die schnell erfolgende Hochzeit (4. September 1785) entriß Therese diesem heiklen Verhältnisse. Die Reise nach Wilna, ihrem neuen Wohnort, führte über Weimar, wo sie wie schon 1783 mit Goethe, Herder, Wieland freundschaftlich verkehrt hatte, über Berlin und Warschau. Erst ließ sich Alles gut an, obgleich Forster nur widerwillig Docent war und seiner wirren materiellen Lage wegen literarisch übermäßig produciren mußte; Therese begann an seiner Arbeit theilzunehmen, sie hielt das Hauswesen in guter Ordnung, und wenn auch kein aufjubelndes Glück, so empfand sie doch Zufriedenheit, die durch die Geburt einer Tochter noch vermehrt wurde. So kam sie über die Einsamkeit ihrer Stellung in dem fremden Lande glücklich hinweg; die polnische Wirthschaft des Adels stieß sie ab, und anderer Verkehr bot sich kaum. Eine peinliche Form aber nahm ihr eheliches Verhältniß an, als Forster zwei Jahre später nach Göttingen zurückkehrte, um eine andere Anstellung zu gewinnen. In unklugem Edelmuth hatte er seiner Frau seine völlig ruinirte finanzielle Lage verschwiegen; diese Kluft zwischen ihnen hielt er auch später mit Fleiß offen, ebenso wie er in seiner unglaublichen Haltlosigkeit den Verkehr Theresens mit Meyer, der von Wilna aus brieflich geführt worden, begünstigte. Den drohenden Bruch verhinderte vorerst noch Forster's Anstellung als Bibliothekar in Mainz. Die neue Umgebung mit ihrer reizvollen Natur, viele Besuche Durchreisender wie Goethe's (1792), Alexander v. Humbold's, der Forster's Schüler und Bewunderer wurde, ein ausgedehnter Freundeskreis und gelegentliche Reisen nach Düsseldorf zu Jacobi brachten heilsame Abwechselung, soweit nicht Mutterpflichten und zahlreiche Krankheiten der ganzen Familie — von drei in Mainz geborenen Kindern starben zwei, auch der einzige Sohn Forster's — Therese an das Haus fesselten. Mit A. v. Humboldt machte Forster in jenen Jahren die Reise an den Niederrhein, die in den „Ansichten" beschrieben ist. Seine Verhältnisse aber besserten sich nicht, die Opfer des alten Heyne konnten auch nur die Katastrophe hinausschieben, und völlig verwirrt wurde die Situation, als sich Forster der französischen Revolution in die Arme warf und für sie in Mainz zu wirken begann. Wenn Therese, selbst Demokratin, ihn hierin auch wohl nicht noch anfeuerte — denn sie hatte zu wenig Theil an dem, was ihn geistig beschäftigte —, so wirkte sie diesem gefährlichen Beginnen auch nicht entgegen, vielleicht gerade weil sie von der Gefahr eine völlige Veränderung ihrer Lage erhoffte. Denn schon 1788 war ein Mann in ihr Leben getreten, den sie nach kurzer Zeit liebte und der ihrem Leben eine neue Richtung geben sollte. Forster konnte darüber nicht im Unklaren sein, dennoch schloß er, wie einst mit Meyer, mit diesem neuen Nebenbuhler ein inniges Freundschaftsverhältniß; seit 1790 wohnte L. F. Huber, so hieß Theresens zweiter Gatte, gemeinsamer Arbeiten wegen in Forster's eigenem Hause, und es war wohl nicht unverständliche Verblendung, sondern Absicht, wenn Forster Alles darauf anlegte, die Existenz seiner Frau von seinem wirren Schicksal loszulösen und sie dem Freunde zuzuführen. Als die Franzosen in Mainz einrückten, flüchtete Therese auf Forster's Wunsch nach Straßburg und von da nach Neuchâtel und kehrte nicht mehr zu ihrem Gatten zurück, den am 12. Jan. 1794 in Paris ein plötzlicher Tod ereilte, nachdem er bei einer persönlichen Zusammenkunft Therese feierlich Huber übergeben hatte. Die peinliche Empfindung dieser Situation wird noch vermehrt durch seine bei diesem Act ausgesprochene Absicht, später bei dem neuen Ehepaar zu wohnen. — Es war in der That Liebe, was Huber mit Therese verband. Auch er war nicht frei, als er sie kennen lernte, er war verlobt mit der Schwägerin Körner's, des Freundes Schiller's, und die Lösung dieses Verlöbnisses hat Huber's Andenken in diesem Kreise und die von Körner und Schiller über ihn gefällten harten Urtheile beeinflußt. Theresens wegen gab Huber eine kleine Beamtenstelle auf, um als freier Schriftsteller zu leben, er, der weder ein großes Talent, noch irgend eine Sicherheit für die Zukunft besaß. Schwere Jahre des Kampfes begannen, beide waren so gut wie mittellos, mit ihren Verwandten und Freunden zerfallen, Theresens Wohnungseinrichtung war bei der Belagerung von Mainz verloren gegangen, von der Schweiz aus war die Verwerthung schriftstellerischer Arbeit in Deutschland sehr erschwert. Die Noth zwang auch Theresen die Feder in die Hand, zum ersten Male producirte sie Belletristisches, Huber überarbeitete es und zwölf Jahre ging Alles unter seinem Namen. Bis 1798 setzten sie so durch gemeinsame Arbeit ihre Existenz durch. Ihr häusliches Zusammensein hatte erst nach Huber's Tode mit ihrer Hochzeit am 10. April 1794 begonnen und in Neuchâtel sowohl wie in dem Dorfe Bôle, wohin sie später zogen, errangen sie bald eine hochgeachtete Stellung, Therese vor Allem ward durch ihre Mildthätigkeit, ihre Armen- und Krankenpflege der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Ihre Lage besserte sich wesentlich, als Huber 1798 von Cotta nach Stuttgart berufen wurde zur Mitarbeit an der „Neuesten Weltkunde" und, als diese einging, als Redacteur der Allgemeinen Zeitung, mit der er 1803 auch nach Ulm übersiedelte, wo er außerdem noch das Amt eines bayerischen Landesdirectionsrathes übernahm. In Stuttgart war auch der Sohn Victor Aimé geboren worden: eine Tochter aus der Ehe mit Forster verheirathete sich; Huber versöhnte sich nach langer Entzweiung auch mit Theresens Vater, und so schien endlich nach schwerem Ringen Glück und Friede eingekehrt, da machte der Tod des Gatten am 24. December 1804 Allem ein Ende. Die nächsten zwölf Jahre lebte sie meist auf dem Gute ihres Schwiegersohnes in Günzburg, theils auf Reisen, die sie nach der Schweiz, Holland und nach ihrer Heimath führten. Mannigfache Schicksale mit ihren Kindern, besonders die an Katastrophen reiche Heirath einer Tochter mit Emil v. Herder, ließen sie nicht zur Ruhe kommen; sie hatte Huber in einer Biographie ein Denkmal gesetzt, vielfache literarische Thätigkeit und Verkehr mit literarischen Freunden Usteri, Böttiger, Reinhold, Jacobi, Uexküll, Frau v. Staël befriedigten sie nicht; ihre Stellung im Hause ihrer verheiratheten Tochter führte bei ihrer Herrschsucht oft zu peinlichen Reibereien; ruhe- und rastlos sehnte sie sich nach einem Wirkungskreise, der ihre starke Arbeitsfähigkeit erschöpfen könnte. Sie schwankte noch zwischen Erzieherin und Schriftstellerin. Ihr Vater starb 1812; sein Testament bewies ihr, daß der alte Groll gegen Huber's Frau noch nicht gewichen. Die Schwere der Zeit, die zahlreichen Kriegssteuern, die Erziehungskosten ihres Sohnes zwangen zu einer erwerbenden Thätigkeit. Sie siedelte daher

1816 nach Stuttgart über und Cotta gewann sie zur Leitung seines Morgenblattes. Acht Jahre blieb sie in dieser durch keinen Contract gesicherten, durch des launischen Verlegers Unduldsamkeit wenig erfreulichen Stellung; ihr Name wurde nicht genannt. Ein Mißverständniß führte ihre plötzliche Entlassung herbei, fünf Jahre lebte sie noch ziemlich vereinsamt, zuletzt mit einer unverheiratheten Tochter zusammen, in Augsburg, wo sie am 15. Juni 1829 starb. Schon ihres Mannes Stellung in Stuttgart und Ulm mußte sie mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten zusammenführen; als Redacteurin des Morgenblattes vor Allem trat sie in einen Kreis bekannter Namen; wo eine persönliche Begegnung fehlt, tritt der literarische Eindruck an ihre Stelle, und über Beide geben uns zahlreiche Briefe Theresens den wünschenswerthen Aufschluß. Matthisson, J. H. Voß, Maler Müller, Jacobi, der französische Philosoph Constant, Frau v. Staël, Minister Wangenheim, Rückert, Uhland, Just. Kerner, Schwab, Charlotte v. Schiller, Jean Paul, Varnhagen, Börne — um nur die Bedeutendsten zu nennen — treten uns hier entgegen, meist in einer Beleuchtung, die alle Conturen schärfer als gewöhnlich hervortreten läßt. Theresens Urtheile, so fesselnd in der Form, haben meist nur einen zweifelhaften Werth. Die persönliche Gereiztheit beeinflußte sie sehr stark, das Verbitterte ihres Wesens, die Neigung zu Klatsch und der Stich ins Frivole beschränken sie fast nur auf die nachtheiligen Seiten der von ihr geschilderten Charaktere. Der Tadel bereitet ihr sichtliches Behagen, ihre bedeutende Gabe zu Witz und Ironie kann sich hier völlig ausgeben. Den Briefen gegenüber wären ihre Kritiken zu beachten; auf diese hat jedoch Geiger verzichtet. Die Zusammenstellung an sich ist aber interessant; sie giebt uns ein ungemein übersichtliches Bild dessen, was die ersten zwei Jahrzehnte an Lesestoff das deutsche Publicum beherrschte. Statistiken, wie sie selbst (S. 323) eine giebt, sollten als Hilfsmittel für den Literarhistoriker, von einem geschickten Buchhändler etwa, in größerem Maßstabe angelegt werden. Wie ihr Zeitalter, wurzelt Therese Huber hauptsächlich in der englischen Literatur, der sie manche Uebersetzungsarbeit widmete. Für Goethe hatte sie Anerkennung, ihr Urtheil über Schiller ist von Huber aus persönlich beeinflußt. Auch Grillparzer schätzte sie, was damals eine Kühnheit war gegenüber dem allgemeinen Urtheil. Für Platen, Heine hatte sie noch keinen Maßstab. Was sie von Hauff's „Mann im Monde“ berichtet, ist durch Menzel's Denkwürdigkeiten längst bekannt: Geiger hätte das wissen können; nur war Menzel es, der Hauff veranlaßte, seinen wohlgemeinten Roman à la Clauren durch wenige Striche in eine Satire zu verwandeln. Die tüchtigsten Worte findet Therese über Historiker; Geschichte blieb allezeit ihre Liebhaberei. Von ihrer Romanschriftstellerei hielt sie selbst nicht viel und ihre Colleginnen dieses Fachs verachtete sie. Bezeichnend für den Ernst ihres Geistes sind die Worte, die sie einmal an Emil v. Herder, ihren Schwiegersohn, schrieb: „Zähle die Tage nach neuen Ideen ab, die Du erwirbst, nach neuen Bildern, die Du auffassest, nach neuer Annäherung besessener Begriffe, neuer Ueberzeugung, was das Beste ist, und strenger Gewohnheit, zur Erreichung des Besten jeden Gedanken abzuzwecken, und suche überhaupt einen Zweck deutlich zu wollen und zu dessen Erlangung Alles zu thun; wenn wir das thäten, so fügte sich mehr Stein zu Stein zu einem festen Gebäude.“ Viele der schärfsten Urtheile Theresens, so das über Rückert, sind dictirt von ihrer politischen Stellung. Sie war Demokratin, französisch-revolutionäre Atmosphäre hatte sie viele Jahre hindurch, und dabei die glücklichsten in der Schweiz, geathmet, Huber war halber Franzose. Für die deutschnationale Bewegung der Freiheitskriege, den „Studentendespotismus“ wie sie sagte, fehlte ihr jedes Verständniß, besonders gereizt war sie gegen Preußen; Bayern, wo sie selbst einen Halt gefunden, war ihr sympathischer. Napoleon verehrte sie als genialen Menschen. Geiger vermeidet jede Kritik an ihren politischen Aeußerungen; er feiert ihre kosmopolitische Anschauung, das mag hingehen. Therese aber auf dem Titelblatt dieses Buches zu einer „deutschen Frau“ par excellence zu erheben, scheint mir doch ein arges Mißverständniß.

Bücherbesprechungen.

— **Das Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit** vom 17. Mai 1898. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister von **Heinrich Schneider**, Ministerialrath. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Zweite umgearbeitete Auflage. (339 S., Pr. geb. 2,50 *M.*) — Die bekannte Schneider'sche Ausgabe des Reichsgesetzes erscheint hier in einer nicht nur umgearbeiteten, sondern auch in den Anmerkungen weiter ausgestalteten Auflage, das für den Handgebrauch erforderliche Material enthaltend; insbesondere sind die von den größeren Bundesstaaten erlassenen Ausführungsbestimmungen wenigstens angezogen. Nur einige Bemerkungen zum X. Abschnitt seien gemacht. Wenn in Anm. 1 zu §. 174 gesagt ist, daß die Betheiligten, die unterschrieben hatten, sich auch noch vor Abschluß des Protokolls entfernen könnten, so folgt wohl eher aus der Ausnahmebestimmung des §. 181, daß sie in anderen Fällen bis zum Schlusse der Verhandlung, d. h. bis zum Abschlusse der Beurkundung anwesend sein sollen; dann kann auch die Bemerkung in Anm. 3 zu §. 174 wegen nachträglicher Unterzeichnung durch den Notar nicht zutreffen. Der Schlußsatz der Anm. 4 zu §. 174 soll sich wohl nur auf die in §. 174 vorgeschriebene Gegenwart beziehen, da im Uebrigen §. 176 Nr. 2 die Bezeichnung der mitwirkenden Personen im Protokolle fordert. Den Ausführungen in Anm. 4 zu §. 182 über Siegel (Trockensiegel, Farbdruck- und Einschlagstempel) kann gegenüber der bestimmten Vorschrift des Gesetzes, das an anderen Orten der Ausdrücke Siegel und Stempel sich bedient (§. 183 Abs. 2), kaum beigetreten werden. Zu der Anm. 4 a. E. zu §. 183 erwähnten Entscheidung des OLG. Dresden fehlt die Angabe, wo solche zu finden ist, um die Mittheilung auf ihre Richtigkeit prüfen zu können. Im Ganzen genommen ist aber die Ausgabe eine wohlgelungene und als ihren Zwecken voll entsprechend zu empfehlen. K—d.

— **Bausteine zur Preußischen Geschichte**, herausgegeben unter Mitwirkung von Oberbibliothekar Dr. Altmann, Oberlehrer Dr. van Nissen, Professor Dr. h. c. Th. Preuß, Professor Dr. Rühl, Professor Richard Schmidt, Maxim. Schulze, Privatdocent Dr. Th. Sommerlad, Archivrath Dr. Winter u. A. von Dr. Maximilian **Blumenthal**, königlicher (so!) Bibliothekar in Berlin. 1. Jahrgang, Heft 1: **Die Convention von Tauroggen** von Dr. Maxim. Blumenthal, königl. Bibliothekar. Berlin, Richard Schröder (vorm. Ed. Döring's Erben), 1901. 56 S.; 8°. Preis: 1,75 *M.* — Als erstes Heft des neuen Blumenthal-Schröder'schen Unternehmens, das dem Gelehrten Gelegenheit geben soll, die Ergebnisse eigner oder fremder Forschung, soweit sie neu und interessant sind, einem größeren Leserkreise zu unterbreiten, eines Unternehmens, das zwar nach der Versicherung des Verlegers jede Richtung und jede Meinung zu Worte kommen lassen will, voraussichtlich aber sich bald zu einem Anti-Droysen ausgestalten dürfte, ist des Herausgebers Abhandlung über die preußisch-russische Convention vom 30. December 1812 ohne Zweifel geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich habe die Schrift mit sehr gemischten Gefühlen gelesen; möglich, daß Andere mehr Zustimmung dafür übrig haben. Blumenthal versucht nämlich nichts Geringeres, als den weltgeschichtlichen Entschluß, der, in der Poscherun'schen Mühle schriftlich niedergelegt, den Anfang vom Ende Napoleon's I. bedeutet, nach seinem Hauptverdienste der Initiative York's zu entwinden, um es dem Könige Friedrich Wilhelm III. und dem vergötterten Hardenberg (S. 13 und 46: „bewundernswürdig“, S. 48: „unvergleichlich“) zuzuweisen; und er ist von der Richtigkeit seiner mit anerkennenswerthem Geschicke gemachten Beweisführung so überzeugt, daß dadurch die Forschung über das folgenschwere Ereigniß „zum Abschlusse gebracht“ sei. Aber mit welchen Mitteln ist das überraschende Ergebniß erzielt worden! Die Zusammenkunft York's mit dem russischen General v. Essen (24. Sept. 1812) wird zu einer Staatsaction aufgebauscht, das Abschiedsgesuch dagegen vom 30. November als unwichtig behandelt. Mit Behagen werden Schön's gehässige Aeußerungen über York wiedergegeben, wird die Seydlitz'sche Familientradition als geschichtliches Zeugniß verwerthet u. s. w. Die Grundlagen aber des ganzen schwankenden Gebäudes bilden: 1) die famose „Entdeckung“ der Wrangel'schen Erzählung aus dem J. 1838 (1 von dem mündlichen Auftrage des Königs an den General v. Grawert, den Vorgänger York's, im August 1812) durch Friedr. Thimme und 2) die Scharnweber'sche Denkschrift vom 20. December 1812, die ja als Erzeugniß der grauen Theorie unbedingt hochachtbar erscheinen mag, von der es aber zur entschlossenen That eines auf die eigene

Verantwortung gestellten Soldaten ein gewaltiger Schritt war; und dieser Schritt ist einzig und allein von dem braven York gethan worden. Ihm bleibe die Ehre. Ht.

— Aus der gewandten Feder des durch seine vortrefflichen Werke, König Albert, Königin Carola, Prinz Georg u. a. m., wohlbekannten Oberst z. D. Georg v. Schimpff, Kämmerers Sr. Majestät des Königs, ist soeben bei Carl Höckner's Nachfolger in Dresden ein neues Werk erschienen: Das XII. Corps im Kriege 1870/71. I. St. Privat la Montagne. 3 ℳ. — Der Hr. Verfasser widmet die Schilderung einer großen und glorreichen Zeit seinen jüngeren Kameraden. Er erzählt die Thätigkeit des XII. Corps, unter Anlehnung an das Generalstabswerk, in einfacher, nicht kritischer Weise, auf Grund eigener Anschauungen und von Mittheilungen, bez. Tagebüchern, welche, unter dem Eindrucke des Selbsterlebten während oder bald nach Beendigung des Krieges niedergeschrieben oder veröffentlicht, ihm zur Verfügung standen. Oberst v. Schimpff, welcher während des Feldzuges im Generalcommando und später im Generalstabe, sowie in verschiedenen bevorzugten Stellungen war, hatte namentlich während seines Commandos im großen Generalstabe in Berlin Gelegenheit, den maßgebenden Persönlichkeiten und auch denjenigen näher zu treten, welche bei der Bearbeitung des Generalstabswerkes betheiligt waren. Durch wiederholten und eingehenden Gedankenaustausch mit denselben war er in der Lage, sich eine abgeklärte Ansicht über die Kriegsereignisse zu bilden. Sachlich in der Behandlung des Stoffes, freimüthig in seinem Urtheile und ohne Schönfärberei, giebt Verfasser in dem jetzt erschienenen Heft I ein lebenstreues und wahres Bild der Ereignisse vom Ausbruche des Krieges bis zum Schluß der Schlacht am 18. August. Den daran betheiligt gewesenen alten Soldaten frischt das Werk unvergeßliche Errinnerungen auf, dem jüngeren Geschlecht aber führt es deutlich vor Augen, wie es im Kriege, auf Märschen, im Biwak und in der Schlacht wirklich zugegangen, und welch hervorragender Antheil am Siegestage von St. Privat dem Führer und den Truppen des XII. Armeecorps zuzuschreiben ist. Wenn der Verfasser am Schlusse seines Vorworts bescheiden ausspricht, daß von dem Inhalt des Buches recht wenig von ihm selbst stamme und er nur versucht habe, den vereinzelten Stoff zu einem Ganzen zusammenzustellen, so können wir dem nur hinzufügen, daß letzteres dem Obersten v. Schimpff vortrefflich und in einer höchst fesselnden Weise gelungen ist. Wir haben das Buch mit wahrem Genuß gelesen, können es alten und jungen Kameraden angelegentlichst empfehlen und hoffen auf baldiges Erscheinen der Fortsetzung. H. L.

— Kampf und Spiele. Der Gesammelten Gedichte erster Band von Detlev von Liliencron. Zweite, veränderte Auflage. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig. Sämmtliche Werke von Detlev v. Liliencon. Siebenter Band. — Detlev v. Liliencron trat als gereifte, in sich gefestete Persönlichkeit in die Literatur ein und ist seiner Individualität, wie sie sich in seinen ersten Gedichten kundthat, bis heute treu geblieben. Von äußerlich abgegrenzten Entwickelungsstadien in seinem dichterischen Schaffen ist daher wenig zu bemerken. Nur hat die unausgesetzte Arbeit, die er auf das eindringende Studium seiner Individualität und die damit verbundene immer kräftigere und klarere Herausbildung derselben verwandte, ihn zu immer bewußterem und vertiefterem Auffassen seines innersten Wesens geführt. Nie hat sich bei ihm wie bei so vielen Anderen, die erst nach und nach zu der Erkenntniß der Eigenart ihrer Begabung kamen, ein Schwanken in der Wahl seiner Stoffe gezeigt. Mit frischem, keckem Muthe und seiner selbst gewissem Sicherheitsgefühl hat er in Allem, was er gedichtet hat, nur den Ausdruck seiner kraftvollen, männlichen Persönlichkeit gegeben. Im Sturmeswehen der Leidenschaft hat er sich oft „jenseits von Gut und Böse“ gestellt, doch empfindet er trotz aller Unbekümmertheit um die Folgen seiner Handlungsweise auch das Walten der sittlichen Mächte, wenn er an die Leiden denkt, die die Bethätigung seiner „Herrenmoral“ über deren Opfer gebracht hat, und obgleich dies nur vorübergehende Stimmungen sind, die er sich bald wieder weglacht und wegtrinkt, so beweist doch die krampfhafte Anstrengung, die er dazu nöthig hat, wie tief nichtsdestoweniger das sittliche Gefühl, das Bedürfniß nach „Selbstzucht“, wie er es einmal nennt, in ihm gegründet ist.

Paul Seliger, Leipzig-Gautzsch.

— 49. Schulbericht. Zugleich Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen und Feierlichkeiten der Marienberger Volks- und Fortbildungsschulen Ostern 1901. Beilagen: 1) Grundlagen zur Aufstellung eines Lehrplanes für den Rechenunterricht u. s. w. 2) Rechnen (Lehrplan für den Rechenunterricht). 3) Lehrmittelverzeichniß. Herausgegeben von G. A. Schmieder, Schuldirector. Chemnitz, Druck von J. C. F. Pickenhahn u. Sohn. 1901. 181 SS. 8°. — In Nr. 38 unserer Wissenschaftlichen Beilage haben wir auf die Wichtigkeit des Rechenunterrichts hingewiesen. Im vorliegenden Jahresberichte wird wieder ein werthvoller Beitrag geboten, der auf genauer Kenntniß der modernen Literatur beruht. So ist das auf der neuesten psychologischen Forschung aufgebaute Buch von Lay, Führer durch den ersten Rechenunterricht (Karlsruhe, Nemnich 1898) sorgfältig benutzt, auch dessen Rechenmaschine empfohlen. Im 1. Theile werden die Grundlagen zur Aufstellung eines Lehrplans für den Rechenunterricht mit Berücksichtigung der Reformbestrebungen auf diesem Gebiete behandelt. In 8 Abschnitte zerfällt die Darstellung. Sie handeln von den täglichen Uebungen, den Lehrgängen und Rechenbüchern, dem Kopf- oder Zahlenrechnen, dem Tafel- oder Ziffernrechnen, den Rechenvortheilen (österr. Methode), dem Rechnen mit Decimalzahlen, der Bruchrechnung auf der Unter-, Mittel- und Oberstufe und schließlich der Stundenzahl, dem Stunden- und Stoffplan. Eine Reihe trefflicher und auch für den erfahrenen Lehrer fesselnder und fördernder Winke findet sich in den einzelnen Abschnitten. Nur ein Beispiel sei erwähnt. S. 5 wird mit Recht die Nothwendigkeit hervorgehoben, die neu aufgenommenen Kinder in den ersten Tagen einer Prüfung daraufhin zu unterziehen, inwieweit sie bereits Zahlenvorstellungen besitzen. Immer giebt es Kinder, die sich als besonders schwach zeigen und die ganze Schulzeit hindurch schlechte Rechner bleiben. Nur durch besondere Sorgfalt ist es möglich, sie zu fördern. Damit muß aber gleich in den ersten Tagen begonnen werden. Ueberläßt man die Entdeckung dem Zufall, so ist meistens schon viel versäumt und darum eben ist die geforderte Prüfung nöthig. — Der zweite Theil, der den Lehrplan für das Rechnen für die einzelnen 8 Classen enthält, bietet zuerst 12 Leitsätze und darauf den Stoffplan, dem eine praktische Uebersicht vorausgeschickt ist. Für jedes Schuljahr werden dann eingehend behandelt: A. der Stoff, B. die Anschauungsmittel, C. Münzen, Maße und Gewichte, D. tägliche Uebungen und E. Lehrgänge. Eine eingehende Besprechung dieser Ausführungen würde uns zu weit führen, gehört vielmehr in die Fachzeitschriften. — Aus dem übrigen Inhalte des Jahresberichts sei zunächst das Lehrmittelverzeichniß hervorgehoben, das nicht weniger als 60 enggedruckte Seiten umfaßt. Mit Freuden sieht man, welche Fülle von Anschauungsmitteln einer erzgebirgischen Volksschule für den Unterricht zur Verfügung steht. Von Interesse ist in dem Schulberichte weiter die Mittheilung über die Höhe des Schulgeldes in der im Jahre 1900 errichteten Selecta. Ihre Schüler sind gleichzeitig Schüler der ersten Bürgerschule. Es ist den Eltern freigestellt, an welchen Fächern sie ihre Kinder theilnehmen lassen wollen. Das Schulgeld richtet sich nach der Anzahl der belegten Fächer und wird als procentualer Zuschlag zu dem Schulgeld für die 1. Bürgerschüle, das sich wiederum nach dem Einkommen der Erziehungspflichtigen richtet, erhoben. So werden für Französisch, Englisch, Realien und Geometrie 130%, für Latein, Französisch, Realien und Geometrie 160% berechnet. Angenommen, es hat Jemand den höchsten Schulgeldsatz, 40 ℳ, für sein Kind zu bezahlen, so würde er, wenn er es in der Selecta an Latein, Französisch, Realien und Geometrie theilnehmen läßt, einen Zuschlag von 160% = 64 ℳ zu entrichten haben. Bezahlt Jemand aber den niedrigsten Schulgeldsatz (9 ℳ), so würde in dem gleichen Falle nur 14,40 ℳ zu bezahlen sein. Für diesen Schulgeldzuschlag erhält das betr. Kind ein Jahr lang wöchentlich 5 Stunden Unterricht in Latein, 4 Stunden in Französisch, 2 Stunden in Deutsch, 2 Stunden in Rechnen, 1 Stunde in Geometrie, zusammen also 14 Stunden; das macht für jede einzelne Stunde, das Jahr zu 40 Schulwochen gerechnet, noch nicht 3 ₰ und für den ersten Fall reichlich 11 ₰. — Mit Wehmuth liest man Seite 164 f. den Bericht über den Besuch, den Se. königl. Hoheit Prinz Albert von Sachsen, „der gute Prinz“, bei Gelegenheit der Weihe des Denkmals Heinrich des Frommen, wenige Wochen vor seinem jähen Tode, der Stadt Marienberg und auch der Centralschule abstattete. ü.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 62. Sonnabend, den 25. Mai, Abends. **1901.**

Das Pfingstlied.

Von Paul Pasig (Ilmenau). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wie die übrigen hohen Feste, so erfreut sich auch das Pfingstfest, dessen kirchliche Feier erst seit Ende des 4. Jahrhunderts nachweisbar ist, eingehender Berücksichtigung durch die Liederdichtung. Nach Lage der Sache waren es zuerst lateinische Hymnen, die zum Preise des Festes und seiner Heilsthatsachen d. h. der Sendung des heiligen Geistes erklangen und die Gnadenwirkungen des Letzteren, die Heiligung, zum Gegenstande hatten. Als das älteste dieser Lieder dürfte „Veni creator spiritus“ gelten, das einige dem heiligen Ambrosius, Bischof von Mailand und Verfasser anderer bekannter Hymnen („Veni redemtor gentium“, „O lux beata trinitas“ u. a.), † 367, andere Karl dem Großen († 814) zuschreiben, während Wackernagel das Lied in die Zeit des 8. Jahrhunderts versetzt. Es finden sich schon frühzeitig deutsche Uebersetzungen desselben. Die älteste ist diejenige des Benediktinermönches Hermann von Salzburg, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte und zu den wenigen Geistlichen gehörte, die schon damals für den deutschen Kirchengesang thätig waren, indem er lateinische Hymnen und Sequenzen in die Muttersprache übersetzte. Hierzu war er vom Erzbischof Pilgrim von Salzburg aufgefordert worden, der ihn auch, um es nicht an thatkräftiger Ermunterung fehlen zu lassen, mit einer Ritterpfründe belehnte. Unterstützt wurde der Dichter in seinen Uebersetzungen von einem Laienpriester Namens Martin. Wie weit indessen der Antheil desselben an den Arbeiten Hermann's sich erstreckte, läßt sich z. B. ebensowenig nachweisen wie die Aufnahme, welche diese Uebersetzungen in den Kirchen fanden. Denn die Sprache jener Zeit ist überaus roh und unbeholfen und erreicht nicht im Entferntesten die schlichte Größe und Erhabenheit des lateinischen Originals. Immerhin sind diese Uebertragungen wichtig als die ersten schüchternen Versuche, unserer Muttersprache auch im kirchlichen Gebrauch zu ihrem Rechte zu verhelfen, ein Schritt, der mit der Ueberlieferung vollständig brechen mußte und bekanntlich erst durch Luther gelang. Aus dem 12 (oder 13.) Jahrh. stammt eine ähnliche Uebersetzung („Komm, Schöpfer, heiliger Geist“). Am bekanntesten jedoch ist die Uebertragung des Liedes durch unseren Reformator geworden, die sich bereits im Erfurter „Enchiridion“ (1524) findet und sich nur oberflächlich an den lateinischen Text anschließt mit Ausnahme des Lobpreises der siebenten Strophe, der von Luther frei hinzugefügt wurde. Um den Fortschritt von der Uebersetzung des Salzburger Mönches bis zur Uebertragung Luther's und damit zugleich die Vorzüge dieser letzteren in ein helles Licht zu rücken, sei es gestattet, die ersten Strophen beider Bearbeitungen neben einander zu stellen. Bei Hermann beginnt der Hymnus:

„Kum, senfter trost, heiliger geist,
sid du unser aller vatter heist,
din siben goben in uns volleist,
die du nun sprüchenlichen seist:
gib götlich wisheit, als du wol weist,
gib reht verstantniß aller meist,
die lieb und sel behaltend.
Gib uns in lyden dinen rat,
gib güetikeit für übel tat,
gib kunst, die sich nit feychen lat,
gib kraft, die sünde widerstat,
gib götlich vorcht fruo und spat:
wann wer der siben gaben nit enhat,
des mag gelük nit walten.“ . . .

Nach Luther:

„Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist,
Besuch das Herz der Menschen dein;
Mit Gnaden sie füll, wie du weißt,
Daß dein Geschöpf soll vor dir sein.

Denn du bist der Tröster genannt,
Des Allerhöchsten Gabe teur;
Ein geistlich Salb an uns gewandt,
Ein lebend Brunn, Lieb und Feur.“

Man sieht auf den ersten Blick, wie wenig sich der Reformator an den Wortlaut des Urtextes kehrte, sondern wie er bestrebt war, vor Allem dem Inhalte und zwar im evangelischen Sinne gerecht zu werden. Auch Johann Scheffler (Angelus Silesius), † 1677, übersetzte das Lied: „Komm, heil'ger Geist, o Schöpfer du, Sprich deinen armen Seelen zu, Erfüll' mit Gnaden, süßer Gast, Die Brust, die du geschaffen hast.“ Eine ähnliche Beobachtung machen wir bei Luther's Uebersetzung des dem König Robert II. von Frankreich, auch der Fromme genannt, † 1031 zu Melun, nach Text und Melodie zugeschriebenen lateinischen Hymnus: „Veni sancte spiritus“, von dem Luther sagt: „Lied und Melodie sind vom heiligen Geist.“ Eine deutsche Uebertragung fand sich schon vor Luther: „Komm, heiliger Geist, erfüll' die Herzen deiner Gläubigen und entzünd' in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe, der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast in Einigkeit des Glaubens. Halleluja, Halleluja!“ Luther erweiterte diese erste Strophe, gab ihr in Reim und Rhythmus erst wirkliche dichterische Gestalt und setzte noch zwei andere Strophen hinzu, vielleicht nach einer damals vorhandenen deutschen Umdichtung, die in katholische Gesangbücher überging. Nun erklingt der Hymnus (vgl. obige Uebersetzung), Str. 1, im Luthertexte:

„Komm, heiliger Geist, Herre Gott!
Erfüll' mit deiner Gnade Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn,
Dein brünstig' Lieb' entzünd' in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glanz
Zu dem Glauben versammelt hast
Das Volk, aus aller Welt Zungen.
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Halleluja, Halleluja!“ u. s. w.

Das Lied befindet sich ebenfalls bereits im Erfurter „Enchiridion“ vom Jahre 1524.

Das älteste deutsche Pfingstlied, das nach Wackernagel's Zeugniß bereits Mitte des 13. Jahrh. nachweisbar ist, dürfte „Nun bitten wir den heiligen Geist“ sein. Diese (erste) Strophe wurde vom Volke an Stelle des erweiterten Kyrie eleison in deutscher Sprache gesungen, der erste Schritt zur Betheiligung der Gemeinde am Kirchengesange in ihrer Muttersprache. Luther, der dem Liede für den liturgischen Gebrauch die Stelle nach Verlesung der Epistel zuwies, dichtete noch drei Strophen zur ursprünglichen ersten hinzu, vielleicht mit Anklängen an eine damals vorhandene, uns jetzt unbekannte Umdichtung, und so befindet sich das erweiterte Lied bereits im Walther'schen Gesangbuche vom Jahre 1524. Im Tone dieses Liedes erklingt auch Nicolaus Hermann's, Cantors in Joachimsthal, † 1561, „Als nun erfüllet war die Zeit“, im Allgemeinen eine freie Wiedergabe der Pfingstbegebenheit nach Apg. 2 mit Fürbitten für die christliche Gemeinde an den heil. Geist.

Die Pfingstlieder des 17. Jahrh. tragen unverkennbar den Stempel ihrer Zeit: festwurzelnd im schriftgemäßen Bekenntnisse, suchen sie in freierer Weise die Pfingstthatsache für die Gemeinde und das Leben des einzelnen Christen anzuwenden und fruchtbar zu machen. Als unübertroffener Meister steht hier Paul Gerhardt, † 1676, da, dessen gewaltige Pfingstlieder als Muster ihrer Art gelten müssen. Es sind die drei bekannten: „O, du allersüß'ste Freude“, „Gott Vater, sende deinen Geist“ und vor Allem „Zeuch ein zu deinen Thoren“. Das letztere, dessen Ein-

gang das Weimarische Gesangbuch in übel angebrachter Rücksichtnahme auf den modernen Sprachgebrauch in „Zieh' ein zu deinen Thoren" abändert, ist wohl auch in Bezug auf seine Strophenzahl (16, im sächs. Landesgesangbuche nur 13) das universellste aller Pfingstlieder und athmet pfingstliche Frische, gepaart mit kühner Glaubenskraft und froher Zuversicht wie kein anderes. Es befindet sich mit dem erstgenannten bereits in der Sammlung vom Jahre 1653, während das Lied „Gott Vater, sende deinen Geist" erst in der Ausgabe vom Jahre 1656 erscheint. Der Paul Gerhardt'sche Geist waltet auch in den Liedern seiner bedeutendsten Zeitgenossen, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß keiner von ihnen den vorbildlichen Meister sowohl an Kraft und Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens als an Schönheit der dichterischen Form erreicht. Unter diesen nennen wir den Rechtsanwalt Heinrich Held in Guhrau (um 1650): „Komm, o komm, du Geist des Lebens, wahrer Gott von Ewigkeit", ferner Michael Schirmer, Conrector am grauen Kloster in Berlin, † 1673, dessen inniges „O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein" wohl zu den bekanntesten und nicht blos am Feste des Geistes gesungenen Pfingstliedern gehört, endlich Joachim Neander, den geistgesalbten Sänger der reformirten Kirche, † 1680 als Prediger in Bremen, dessen:

„Komm, o komm, du Geist des Lebens,
Wahrer Gott von Ewigkeit,
Deine Kraft sei nicht vergebens,
Sie erfüll' uns jederzeit;
So wird Geist und Licht und Schein
In den dunkeln Herzen sein"

ein herrliches Zeugniß evangelischer Glaubensfreude ist.

Wesentlich auf einen anderen Ton gestimmt sind, wie die Kirchenlieder überhaupt, so besonders die Pfingstlieder des 18. Jahrhunderts, das im Zeichen des Rationalismus stand. Zwar fehlt es auch ihm nicht an glaubensmuthigen Bekennern, deren fromme Gesänge sich getrost den besten Erzeugnissen der geistlichen Liederdichtung an die Seite stellen können und in deren Pfingsthymnen selbst etwas vom Wehen des heiligen Geistes zu spüren ist. Wir rechnen zu ihnen in erster Linie den geweihten Sänger Benjamin Schmolck, Pastor in Schweidnitz, † 1737, der überhaupt zu den erlesensten Dichtern unserer Kirche gehört. Aber die Concession an den Geist einer neuen Zeit erkennen wir darin, daß er es, im Gegensatz zu den Liederdichtern des 16. und 17. Jahrhunderts, nicht verschmäht, eingedenk der Wahrheit, daß „alles Vergängliche ein Gleichniß" ist, und in richtiger Erkenntniß, daß im Reiche der Natur sich symbolisch das Reich der Gnade widerspiegelt, die pfingstlichen Naturerscheinungen in den Kreis seiner erbaulichen Betrachtungen zu ziehen. So hebt sein bekanntes Pfingstlied an:

„Schmückt das Fest mit Maien,
Lasset Blumen streuen,
Zündet Opfer an!"

und in Strophe 3 erfleht er brennende „Zungen" zu feurigem Bekenntnisse, in Strophe 4 „goldenen Himmelssegen", dessen Segen das weite Kirchenfeld zu hundertfältigem Fruchtbringen benetzen möge — gewiß eine äußerst glückliche und zumal am Pfingstfeste besonders naheliegende Natursymbolik! Auch Moritz Kramer, † 1702 als Pfarrer in Marne in Süderdithmarschen, knüpft an solche Naturerscheinung an:

„Gott, gieb einen milden Regen,
Denn mein Herz ist dürr wie Sand,
Vater, gieb vom Himmel Segen,
Tränke du dein durst'ges Land."

Auf diesem Grunde einer christlichen Natursymbolik bauten die Pfingstdichter der neueren und neuesten Zeit weiter fort, dabei auch zugleich der Bedeutung des Festes als des Stiftungstages der Kirche und der daraus sich ergebenden Missionspflichten ihrer Glieder gedenkend. So singt Victor v. Strauß († 1899):

„Komm, Geist, der Christi Kirch' erbaut,
Der auch der Gottheit Tiefen schaut,
Komm, größter Zeuge jener Worte,
Die nicht bezwingt der Hölle Pforte" u. s. w.

Julius Sturm († 1896) und Karl Gerok († 1890) aber wissen in vollendeter Form natürliches und geistliches Pfingsten in harmonischen Einklang zu bringen und damit eine Periode freierer Naturbetrachtung zu eröffnen, die ebenso mit Erfolg gegen verflachenden Rationalismus und pantheistische Naturvergötterung sich wendet, wie sie zugleich dem warmen Empfinden des gerade um diese Zeit andachtsvoller denn je der Naturoffenbarung seines Schöpfers lauschenden Christenherzens gebührend Rechnung trägt. So singt Sturm nun:

„Des Frühlings Geist hat sich ergossen
Und schmückt den Hain mit jungem Grün
Und läßt die Saaten fröhlich sprossen
Und bunte Blumen duftend blühn.

Das ist ein Jubeln und ein Singen,
Als wär' der Himmel aufgethan,
Und könnte nichts den Lenz bezwingen
Und nie ein Winter wieder nahn" . . .

um durch die im pfingstlichen Brautschmucke prangende Schöpfung sich zu der frommen Bitte erheben zu lassen:

„Wir aber sollten still die Hände
Und flehn, wie uns dein Wort verheißt:
Erbarme dich, o Herr, und sende
Aus heil'gen Höh'n uns deinen Geist!

Laß spüren uns sein mächt'ges Wehen,
Von seinen Flammen uns durchglühn,
Daß unsre Herzen auferstehen
Und dir zum Wohlgefallen blühn" . . .

Karl Gerok aber knüpft an die natürlichen Begleiterscheinungen des Kommens des Geistes an, um wehmüthig des Frühlings der Kirche zu gedenken und sehnsuchtsvoll eines neuen Pfingstfestes zu harren:

„Wie feierlich hat es gewittert
Zu Pfingsten so früh schon am Tag;
Wie haben die Berge gezittert
Des Donners elektrischem Schlag;
Wie strömte so gnädig der Regen
Hernieder zur durftigen Flur,
Wie dampfet von himmlischem Segen
Ringsum die erquickte Natur!"

Nachdem der Dichter in weihevollen Versen den Frühlingsgarten der ersten christlichen Gemeinschaft geschildert:

„Da blühte die Liebe als Rose
Dem König der Liebe zum Preis,
Die Demuth als Veilchen im Moose,
Die Keuschheit wie Lilien weiß,
Da sproßte in purpurnen Nelken,
Voll würziger, brennender Gluth,
Zu Kränzen, die nimmer verwelken,
Der Märtyrer heiliges Blut"

entringt sich seinem Herzen die brünstige Bitte um Wiederkehr solch seliger Pfingstenzeit für den erstorbenen, schmachtenden Garten der Kirche. Spitta († 1859) endlich in seinem Pfingstliede „O komm, du Geist der Wahrheit" richtet seine Blicke am Stiftungstage der Kirche auf die weiten Gebiete, wo noch kein Pfingstfest gefeiert wird, und seine Pfingstbitte wird zum Missionsgebet im Sinne der zweiten Bitte:

„O heil'ger Geist, bereite
Ein Pfingstfest nah' und fern,
Mit deiner Kraft begleite
Das Zeugniß von dem Herrn!
O öffne du die Herzen
Der Welt und uns den Mund,
Daß wir in Freud' und Schmerzen
Das Heil ihr machen kund."

Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß selbst unsere patriotischen Dichter neuester Zeit, die ein „deutsches Osterfest" besangen und dem neuerstandenen Reiche ihre Hymnen weihten, auch ein „deutsches Pfingstfest" als Fest innerer Erneuerung und geistiger Wiedergeburt feierten, vor Allem Albert Träger, dessen Pfingstwunsch in die Worte ausklingt:

„Was treu und edel, wahr und rein,
Verbünde sich dem deutschen Namen!
Vernichtet sei der Feinde Spott
In Ewigkeit! Das walte Gott
Am Fest der deutschen Pfingsten! Amen."

So hat, was Vielseitigkeit der dichterischen Verwerthung pfingstlicher Grundgedanken anbetrifft, die neuere und neueste Zeit zweifellos einen Vorzug vor den vergangenen Jahrhunderten, während diese wieder in der Betonung und erbaulichen Nutzanwendung der Heilsthatsachen dieses Festes die Neuzeit bei Weitem übertreffen. Der Grundton aber, auf den alle Pfingstlieder ohne Unterschied gestimmt sind, klingt wider in der bekannten Strophe aus Joh. Falk's, † 1826 in Weimar, Festliede:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister!
Freue, freue dich, o Christenheit!"

Bücherbesprechungen.

— Sonntags-Zeitung für Deutschlands Frauen. Druck und Verlag von W. Vobach & Co., Berlin und Leipzig. Preis des gesammten Jahrgangs, 52 Hefte, 10 ℳ 40 ₰, des einzelnen Heftes 20 ₰. — Zahlreich sind die Blätter, die sich die Aufgabe gestellt haben, der deutschen Hausfrau mit Rath und That an die Hand zu gehen und ihr bei der Erfüllung ihrer vielgestaltigen Pflichten Hilfe und Beistand zu leisten. Viele von ihnen machen den Anzug und was damit zusammenhängt, zur Hauptsache. Niemand wird sich darüber wundern, der weiß, welche Wichtigkeit in jedem Haushaltplane der Frage zukommt: Womit werden wir uns und unsere Kindlein kleiden? Nächstdem wird gebührender Werth auf die Frage der Ernährung gelegt. Auch das nicht ohne guten Grund; denn schon Homer kennt die bedeutsame Rolle, die der unselige Magen im Menschenleben spielt, und sagt: Giebt es doch Frecheres nichts in der Welt als den bellenden Magen, Der auch den Kummer- und Leidbeschwerten mit lästiger Mahnung Nöthiget, seiner zu denken. Doch wird neben der leiblichen Nahrung und Nothdurft auch der Kost für Geist und Herz nicht vergessen, und manche sinnige Betrachtung, manche herzbewegende Erzählung, manch stimmungsvolles Gedicht bietet für ein ruhiges Stündchen treffliche Unterhaltung. Eine sehr glückliche Vereinigung von Nützlichem und Angenehmem, Hauswirthschaftlichem und Geistbildendem stellt das Blatt dar, von dem uns kürzlich eine Anzahl Probenummern zugingen: Die Sonntagszeitung für Deutschlands Frauen. Die Schriftleitung dieser Wochenschrift hat es unverkennbar darauf abgesehen, keines der leiblichen und geistigen Bedürfnisse zu kurz kommen zu lassen. Das mag man u. A. daraus erkennen, daß nicht weniger als sieben verschiedene Beilagen sich um das Hauptblatt gruppiren: 1) Kunstbläter moderner Meister, 2) Romanbibliothek, 3) Mutter und Kind, 4) Die Kochschule, 5) Modenzeitung für's deutsche Haus, 6) Album praktischer Handarbeiten, 7) Kinder-Mode, 8) Schnittmuster. Wir haben mit lebhafter Freude von dem reichen und gutgewählten Inhalte und namentlich auch von dem anmuthigen Bilderschmucke dieser Nummern Kenntniß genommen. Um wenigstens einige Einzelheiten zu erwähnen, weisen wir hin auf die gehaltvollen Plaudereien von Margarete v. Hochfeld unter der Ueberschrift „Sonntagsgedanken", ferner auf den statistischen Aufsatz von Klaußmann über die Frau im Post- und Eisenbahndienst (in Nr. 28); sehr fesselnd ist auch die Zusammenstellung dessen, was aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch für die Frau wissenswerth ist, von Dr. jur. Albert Haabert. Für die Sorgfalt der Auswahl des poetischen Stoffes zeugen die Namen der Dichter, die wir hier lesen: Conr. Ferd. Meyer, Hans Hoffmann, Carl Busse. Selbst die Abtheilung für die Kochkunst beschränkt sich nicht auf die Mittheilung von Recepten und Küchenzetteln, sondern giebt in zusammenhängenden Aufsätzen wie „Werth und Nutzen des Gemüses" und ähnlichen werthvolle Belehrung. So erweckt das Blatt denn durchweg den Eindruck, daß es seine Aufgabe mit großem Ernste erfaßt und mit entschiedenem Geschicke löst. R. B.

— Gesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 (Fassung vom 20. Mai 1898) nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und den Ausführungsvorschriften der größeren Bundesstaaten. Textausgabe mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Sachregister von Wilhelm Henle, Ministerialrath. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. (XXVI und 370 S. Pr. geb. 2,80 ℳ) — Was das Werk enthält, besagt der angegebene Titel; von den königl. sächs. Bestimmungen sind mit abgedruckt das Gesetz vom 18. Juni 1900 und die Ausführungsverordnung dazu vom 19. Juni 1900 und S. XX weitere Bestimmungen erwähnt; für Sachsen-Altenburg und die Fürstenthümer Reuß sind die Bestimmungen lediglich erwähnt (S. XXIII, XXV); ebenso sind in den Anmerkungen einzelne landesgesetzliche Bestimmungen verzeichnet. Gegenüber der ersten Auflage ist, auch abgesehen von dem durchgängig neubearbeiteten Anhange, die Vermehrung bedeutend. Neben den aus den Gesetzesmaterialien entnommenen Bemerkungen sind dabei vorzugsweise die eigenen Erläuterungen des Verfassers berücksichtigt, die den Sinn, den Zusammenhang und die Tragweite der Vorschriften darlegen, die Anwendung des Gesetzes befördern und weiter anregen wollen; sind sie auch nicht zu einem förmlichen Commentar angewachsen, so bieten sie doch für den Handgebrauch, für den ersten raschen Ueberblick Alles, was gewünscht werden kann, und sind deshalb dem Studirenden wie dem beschäftigten Praktiker zu empfehlen. K—d.

Das magistratualische oder Dorftestament. Hilfsbuch für Gemeinde- und Gutsvorsteher bei Errichtung von Nothtestamenten, nebst der ministeriellen Anweisung vom 23. Juni 1900. Von C. Kurtz, Amtsgerichtsrath. Berlin und Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1901. (Preis geb. 80 ₰, in Partien billiger.) — Der sprachwidrige (magistratualische!) und nicht zutreffende Haupttitel fällt hoffentlich bei einer künftigen Auflage. Das Werk will bei den in besonderen Fällen durch das bürgerliche Gesetzbuch zugelassenen außerordentlichen Testamentsformen (Errichtung vor Gemeinde- oder Gutsvorstehern oder nur vor Zeugen) den Betheiligten eine kurze Uebersicht über ihre Pflichten, über das, was zu beobachten ist, geben und zwar neben einem Abdruck der preußischen Anweisung vom 23. Juni 1900 unter Stichworten in alphabetischer Form. Dies ist der Theil des Werkes, der auch für weitere Kreise von Werth ist, umsomehr als gegen die Ausführungen meist keine Bedenken zu erheben sind (nur S. 30, 53, 54 gehören die von Blinden, Tauben abzugebenden Erklärungen in den vorzulesenden Theil des Protokolls; daß der Gemeindevorsteher ꝛc., wie S. 31 angegeben, den Dolmetscher vereiden könne, ist nur preußische Bestimmung); die Beobachtung der Ausführungen wird die Abfassung ungenügender ꝛc. Testamente, wenn nicht ausschließen, so doch beschränken. K—d.

— In der Prima. Novelle von Friedrich Arndt. Braunschweig und Leipzig, Verlag von Richard Sattler. Preis 1 ℳ 50 ₰. — „Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dies geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, laß er darüber wie verblendet ist und das Fehlerhafte daran nicht einsieht." Diese Worte Goethe's können zur Erklärung dafür dienen, was den Verfasser getrieben hat, diese Erinnerungen an seine Primanerzeit aufzuzeichnen. Obgleich die blöde Jugendeselei der Schülerliebschaften einen breiten Raum darin einnimmt, sind sie im Ganzen doch harmlos und mögen bei gleichgestimmten Seelen dankbare Aufnahme finden. Der kraftvoll ernste Schluß, in den die Kriegsereignisse des Jahres 1870 hereinklingen, söhnt uns aus mit einzelnem weniger Erfreulichen an der Erzählung. Daß der Verfasser, wie das Vorwort andeutet, ein Gymnasiallehrer sein sollte, hat aus mehr als einem Grunde geringe Wahrscheinlichkeit. R. B.

— Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Von J. Pünjer und H. Heine. Hannover. Berlin 1901. Verlag von C. Meyer (Gustav Prior). — Lehr- und Lernbuch nennen die Verfasser ihre vorliegende Bearbeitung, was sehr beachtenswerth ist, denn das Schulbuch, das für den Schüler bestimmt ist, soll recht eigentlich ein Lernbuch sein. Der Lehr- und Lernstoff wird nun hier auf drei Jahre vertheilt. Der erste Jahrescurs giebt an der Hand nahe liegenden Anschauungsmaterials die wichtigsten grammatischen Unterlagen nebst französischen Sprechübungen. Für den zweiten und dritten Jahrescursus werden in erzählender Form die verschiedenen Geschäftsthätigkeiten eines Handelshauses dargestellt, womit die im kaufmännischen Leben vorkommenden wichtigen Begebenheiten, Einrichtungen und Correspondenzen verknüpft sind. Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee, zwei strebsame junge Kaufleute durch alle Phasen ihres kaufmännischen Berufes zu begleiten und dadurch die Schüler mitten in die wirklichen Handelsverhältnisse hineinzuführen, interessant ist und ganz geeignet, Lust und Liebe zur Sache zu erwecken. Die methodischen Grundsätze, nach welchen das Buch bearbeitet ist, sind ganz vernünftig, denn es wird zuerst Anschauung, dann Fixirung derselben bis zum klaren Bewußtsein und drittens Anwendung und Einübung verlangt. Den Schluß bildet eine übersichtliche grammatische Zusammenstellung. Die Grammatik muß natürlich immer zum Verständniß und zur Befestigung der durch Lectüre erworbenen Sprachkenntniß dienen. Schade, daß eine ganze Liste von Irrthümern vorhanden, bei Schulbüchern kann in Correctur und Revision nicht genug geschehen. Aber das schmälert nicht den thatsächlichen Werth des Buches, welches wir nach sorgfältiger Prüfung als ein für Handelsschulen recht zweckmäßiges Lehrmittel bestens empfehlen können. W—k.

— Schriften der Vereine vom Rothen Kreuz. Herausgegeben von Oberstabsarzt Dr. Pannwitz. Berlin, C. Heymann's Verlag. 1. Heft: Geschichte der Genfer Con-

vention. Im Auftrage des Central-Comités vom Rothen Kreuz bearbeitet von Landgerichtsrath J. Meyer. Preis 1 M. — An Stelle eines geplanten „Handbuches vom Rothen Kreuz" hat sich das Central-Comité vom Rothen Kreuz entschlossen, Einzelschriften herauszugeben, ein Entschluß, der nur mit Freuden begrüßt werden kann. Besonders deswegen, weil manches wichtige Capitel von allgemeinerer Bedeutung in dieser Form weitere Verbreitung finden und dadurch den segensreichen Bestrebungen der Vereine vom Rothen Kreuz ein günstigerer Vorschub geleistet werden dürfte, als wenn ein mehr oder minder dickleibiges Handbuch zur Ausgabe gelangen würde. Ein guter Anfang ist mit dem vorliegenden ersten Heft gemacht, in welchem Landgerichtsrath J. Meyer in ganz vortrefflicher Weise die historische Entwickelung des Kriegsrechts und der Krankenflege im Kriege schildert, ausgehend von den schon im Alterthume hervorgetretenen Bestrebungen, die Greuel des Krieges zu mildern. In anschaulicher Weise werden dem Leser darin die Schwierigkeiten vor Augen geführt, die in der ganzen langen Entwickelungs-Periode zu überwinden waren, bis diese humanitären Bestrebungen im Jahre 1864 zum Abschluß der Genfer Convention führten, womit endlich ein allgemein bindendes positives Völkerrecht zum Schutze der Verwundeten im Kriege geschaffen war. Eine weitere Etappe war erreicht mit der im Jahre 1899 auf der Haager Friedensconferenz beschlossenen Ausdehnung der Genfer Convention auf den Seekrieg. Die Schrift zeichnet sich vor anderen ähnlichen Inhalts besonders dadurch vortheilhaft aus, daß die in den jeweiligen Conferenzen getroffenen Bestimmungen dem Wortlaute nach wiedergegeben sind. Ein weiterer Vorzug ist die reichliche Angabe der einschlägigen Literatur. Dem Werkchen, das bestens empfohlen werden kann, ist die weiteste Verbreitung auch außerhalb des Rothen Kreuzes zu wünschen. —t.

— R. Huster und H. Kretzschmar, Bürgerschullehrer zu Plauen i. V., Das Rechnen im Haushalte. Aufgaben und Merksätze für Hauswirthschaftskunde und Rechnen in Mädchen-Fortbildungsschulen und Mädchen-Oberclassen der Volksschulen. 2. Auflage. Plauen i. V., Verlag von A. Kell, 1901. 54 SS. gr. 8. 30 ₰. — Die Stadt Plauen i. V. ist einer der wenigen Orte Sachsens, die von §. 14 des Volksschulgesetzes Gebrauch gemacht und eine obligatorische Fortbildungsschule für Mädchen begründet haben. Für den Unterricht in diesen Classen war das vorliegende Heft entstanden, hat aber bei seinem Erscheinen auch sonst weite Verbreitung gefunden und eine günstige Beurtheilung erfahren, auch zahlreichen Lehrern von Mädchenschulen Winke und Anregungen zu einer praktischen Gestaltung des Rechenunterrichts in höheren Mädchenclassen geboten. Die neue Auflage will weiteren Kreisen dadurch entgegenkommen, daß viele Aufgaben, die früher nur örtliches Gepräge trugen, allgemeiner gefaßt wurden, daß ferner der Preis heruntergesetzt wurde, was freilich den Wegfall zahlreicher Aufgaben der 1. Auflage veranlaßte. Dafür wurde das umfangreiche Gebiet der Unterstützungscassen einem 2. Hefte zugewiesen, das demnächst in demselben Verlage erscheinen wird. Werthvoll ist die Beibehaltung der Tafel über den Nährwerth der wichtigeren Nahrungsmittel, ferner der nach Angaben verschiedener Professoren zusammengestellten Tabellen, sowie der von Aerzten entworfenen Speisezettel. — Die Verlagsbuchhandlung hat dem Hefte eine gute Ausstattung zu theil werden lassen. ft.

— Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirthschaftsverkehrs. Von Arthur Dix. Jena, Verlag von Gustav Fischer. — Für den internationalen Güterumsatz bildet heute das Meer mehr als je zuvor den wichtigsten Verbindungsweg. Auf dem Meere sind die Hochstraßen des Weltverkehrs, als deren bedeutendste wir zur Zeit die Linien von der Nordsee und dem Aermelcanal nach Nordamerika, demnächst nach Mittel- und Südamerika, durch das Mittelmeer nach Indien und Ostasien betrachten dürfen. Das deutsche Volk wird, zumal bei seinem starken Wachsthum, mit zwingender Nothwendigkeit auf diese Hochstraßen getrieben. Sein Antheil am Weltwirthschaftsverkehr hat während der letzten Jahrzehnte eine so kräftige Steigerung erfahren, daß Deutschland heute den zweiten Platz unter den Welthandelsmächten einnimmt. Diese Entwickelung und die daraus für die Zukunft sich ergebenden Fragen und Aussichten sucht der Verfasser des vorliegenden Werkes im Einzelnen zu beleuchten, indem er auf die Fortschritte der deutschen Rhederei und des deutschen Schiffbaues, auf den Gang und die Ziele unserer Schifffahrtspolitik, auf unseren Handelsverkehr mit den wichtigsten Weltmärkten und auf den Hauptwegen des Weltverkehrs, auf den Ausbau neuer Welthandelsstraßen u. s. w. des Näheren eingeht. Der gesammte Welthandel ist gegenwärtig auf etwa 75 Milliarden Mark zu schätzen. Englands Antheil betrug im Jahre 1900 über 16 Milliarden, der deutsche Außenhandel beläuft sich auf über 10 Milliarden. Mehr als vier Fünftel des gesammten Welthandels entfallen auf den Seehandel; von dem Außenhandel Deutschlands gehen rund 70% über den Seeweg. Als besonders günstig für die Zukunft unseres Seehandels betrachtet der Verfasser die geographische Lage des Deutschen Reichs. „Die natürlichen Bedingungen," so führt er aus, „sind für die Mündungen der deutschen Ströme die günstigsten in ganz Europa, und es ist schließlich nur eine Frage des starken, einigen Schutzes, ob und wann sie die ihnen zukommende Rolle erobern und sich vielleicht über England hinweg emporschwingen werden. Rein geographisch steht nichts der Erwartung im Wege, daß Deutschland dereinst zur ersten Handelsmacht der Welt werden könnte und daß der deutsche Seehandel unter dem starken Schutze einer mächtigen deutschen Flotte sich nicht nur im gleichen Tempo wie bisher, sondern sogar in noch höherem Maße entwickeln und die erste Stufe unter den Handelsmächten des Weltmeeres erklimmen könnte." Hamburg ist durch die Elbmündung, welche die Hauptader von dem Herzen Europas zu den nach allen Richtungen sich verzweigenden Hochstraßen des Weltverkehrs bildet, der zweite Seehafen Europas geworden; es folgt unmittelbar auf London, das 1898 einen Verkehr von 11000 Schiffen mit 9 Millionen Registertonnen hatte, während Hamburgs Verkehr auf 8000 Schiffe mit 7 Millionen Tonnen sich belief. Während man vor vierzig Jahren in England noch über unsere Schifffahrt spottete und uns wohl die Fähigkeit, den Boden zu pflügen, nicht aber die, das Weltmeer zu durchfurchen, zugestand, lesen wir heute in einem englischen Blatte, der Shipping Gazette: „Da hilft kein Verstecken der Thatsache, daß der Wettbewerb der deutschen Schifffahrtslinien mit den englischen Linien von Jahr zu Jahr schärfer wird. Ob es sich um Australien, China oder den Orient handelt, um das Cap, Südafrika oder um die Ueberfahrt, von der man in Zukunft als von der nordatlantischen Fähre sprechen wird, das concurrirende Auftreten deutscher Dampfer drängt sich immer mehr der Beachtung der Reisenden und der Rheder auf. Deutsche Schiffer verladen und fahren viel von dem, was wir früher besorgten, und Güter, die nach London unter britischer Flagge zu kommen pflegten, um von dort nach den deutschen Häfen übergeführt zu werden, gehen jetzt oft direct nach deutschen Häfen unter der Flagge des deutschen Vaterlandes. Thatsächlich drohen sich die Frachtschifffahrtsverhältnisse sogar zu unserem Nachtheil gänzlich umzudrehen, indem Güter für London zuerst nach deutschen Häfen gehen, um von dort nach der Themse gebracht zu werden." Von besonderem Interesse sind die Ansichten, welche der Verfasser über den Inland- und Auslandmarkt entwickelt, wenn auch vielleicht gerade hier seine Ausführungen auf eine allzu große Berücksichtigung des Auslandmarktes hinauslaufen und in der wohl nicht ganz zutreffenden Auffassung gipfeln, daß jede mit Hilfe des Exports bewirkte Productionssteigerung von selbst eine wesentliche Erweiterung des Inlandmarktes zur Folge habe: „Wären die verhältnißmäßig hohen Exportziffern nicht vorhanden, hätte Deutschland nicht seinen hohen Antheil an dem Verkehr auf den Hochstraßen des Welthandels, so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß dann auch die Ziffern des inländischen Consums ganz erheblich geringer wären. . . . . . Wenn man sich die Rolle der Milliarde in der modernen Volkswirthschaft recht vergegenwärtigt, und das richtige Augenmaß für die Umsätze in den großen wirthschaftlichen Unternehmungen gewinnt, dann kann man ermessen, zu welcher Höhe das Wirthschaftsleben im Reiche heute aufgestiegen ist — einer Höhe, die nur möglich geworden ist durch das Hineinwachsen in den großen Weltwirthschaftsverkehr, durch die Benutzung und Gewinnung der Hilfskräfte und Rohstoffe fremder Länder und durch die Eroberung eines weiten auswärtigen Marktes für die überschüssigen Erzeugnisse der deutschen Volkswirthschaft." Diese Ausführungen, die ohne Zweifel dem Gesammtbilde unseres Wirthschaftslebens entsprechen, dürften im Einzelnen doch wohl nicht immer zutreffen; denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Interessen mancher Exportindustrie zuweilen in einem gewissen Gegensatze zu den berechtigten Ansprüchen anderer inländischer Gewerbszweige stehen und daß der mit der Massenerzeugung sich befassende, vorzugsweise für den Export arbeitende Großbetrieb den mittleren und kleinen Gewerbetreibenden mehr und mehr den Mitbewerb und das Fortkommen erschwert. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 63. Dienstag, den 28. Mai, Abends. 1901.

Der Drache im Dienste der meteorologischen Wissenschaft.

Von Dr. Friedrich Klengel.

Während der letzten zwei Jahrzehnte hat sich in der Meteorologie die Erkenntnis mehr und mehr Bahn gebrochen, daß zum vollen Verständniß der atmosphärischen Bewegungen nicht sowohl Beobachtungen an der Erdoberfläche als vielmehr solche in größerer Höhe erforderlich sind, daß man also vom Boden unseres Luftmeeres in verticaler Richtung forschend vordringen müsse. Diesem wissenschaftlichen Bedürfnisse hat man bis vor Kurzem auf zwei verschiedenen Wegen zu genügen gesucht, durch Errichtung von Bergobservatorien und durch Ballonfahrten und zweifellos sind die hierdurch gewonnenen Resultate für Theorie und Praxis bereits von größter Bedeutung geworden. Gleichwohl haften beiden Hilfsmitteln der Wissenschaft noch verschiedene Fehler und Mängel an, die der unermüdlich vorwärts dringende Geist des Menschen zu beseitigen trachtet. Auch die beste, völlig isolirte Gebirgsstation liefert nämlich keine ganz einwandfreien Beobachtungen, insofern als sich noch immer der Einfluß der Erdoberflache auf die zunächst liegenden Luftschichten geltend machen wird; auch die beste Gipfelstation klebt gewissermaßen noch an der Scholle. Von diesem Uebelstande sind die Beobachtungen mittelst des Luftballons vollständig befreit. Die intensive Sonnenstrahlung, welcher die Instrumente an der Gondel ausgesetzt sind, läßt sich durch Einführung geeigneter Vorkehrungen und Instrumente, beispielsweise für die Temperatur durch Verwendung des Aßmann'schen Aspirationsthermometers, wirkungslos machen. Die aeronautischen Beobachtungen erscheinen demnach als das vollkommenste aller meteorologischen Hilfsmittel, besonders, wenn man noch bedenkt, in welch' gewaltige Höhen die Registrirapparate bereits durch den Luftballon getragen worden sind.*) In voller Würdigung dieser Thatsache beschloß der internationale Meteorologencongreß zu Paris im Jahre 1897, System in die Ballonforschungen zu bringen, um die Resultate noch besser ausnutzen zu können. Es wurde nämlich eine internationale Commission für wissenschaftliche Luftschifffahrt geschaffen, welche die Aufgabe hatte, gleichzeitige Ballonfahrten, von möglichst vielen Stellen der Erdoberfläche aus, ins Leben zu rufen. Diese Aufgabe wurde mit großer Energie durchgeführt. Unter Betheiligung einer größeren Anzahl meteorologischer Centralstellen Europas, unter denen wir Berlin, Paris, St. Petersburg, Warschau, München, Straßburg und Wien hervorheben wollen, erzielte man bereits eine stattliche Reihe solcher „Simultanfahrten" theils mit bemannten Ballons, theils mit unbemannten, sogenannten Registrirballons (auch Ballons-sondes genannt) und ein reiches Material an Beobachtungen aus allen Schichten der Atmosphäre bis über das Niveau von 15000 Meter hinaus hat sich innerhalb weniger Jahre infolge dieser Bemühungen angesammelt.**) Indeß auch die Ballonbeobachtungen haben einen Nachtheil und zwar einen recht erheblichen, fühlbaren. Sie sind nämlich noch sehr kostspielig, ja so kostspielig, daß sie nur von sehr reich ausgestatteten und unterstützten Instituten oder Vereinen selbständig ausgeführt werden können, oder von solchen, welche in enger Beziehung zu der militärischen Luftschifferabtheilung ihres Landes stehen, wie das u. A. in München, Straßburg und Wien der Fall ist. Aus diesem Grunde hat die meteorologische Forschung sich in neuester Zeit eines eigenartigen Hilfsmittels bemächtigt, von dem man sich ohne Uebertreibung die glänzendsten Resultate versprechen darf. Es ist dies der Drache.

Der Gedanke, den Drachen zu wissenschaftlichen Beobachtungen zu verwenden, ist keineswegs neu. Bereits vor 1½ Jahrhunderten, im Jahre 1749, bedienten sich A. Wilson und Th. Melville in Schottland eines großen Drachen, um durch ihn ein Minimumthermometer bis in die Wolkenregion zu befördern. Dieser Erstlingsversuch fand in der Zukunft zahlreiche Nachahmungen, besonders in England und Amerika. Die Beobachtungen erstreckten sich indeß in der Hauptsache auf Temperatur und atmosphärische Elektricität. Im Jahre 1832 verwendete der amerikanische Meteorolog Espy zum ersten Male statt der Halteleine einen Metallfaden und erzielte dadurch eine bedeutende Höhe von 1100 m. Wesentlich gefördert wurden diese Unternehmungen durch die Gründung des Franklin-Drachen-Clubs zu Philadelphia im darauffolgenden Jahre. Indeß dauerte es doch noch geraume Zeit, fast ein halbes Jahrhundert, bis man diese Methode der Beobachtung erweiterte und vervollkommnete. Im Jahre 1883 bediente sich E. Douglas Archibald in England zum ersten Male eines Drachen, um Messungen der Windgeschwindigkeit vorzunehmen und speciell die Zunahme der Windstärke mit wachsender Höhe zu untersuchen. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1885, wurden die Drachenversuche auch in das Arbeitsprogramm des Blue Hill-Observatoriums bei Boston aufgenommen und durch die Meteorologen A. Eddy und Helm Clayton, vor Allem aber auch durch den äußerst thatkräftigen Director des Observatoriums, A. Lawrence Rotch bis zu einer bewunderungswürdigen Stufe der Entwickelung gebracht. Gelang es doch bereits 1894 mit Hilfe von 5 zusammengekoppelten Drachen, einen Thermo-Barograph (System Richard) 436 m in die Luft zu heben, und von dieser Zeit an reiht sich bei den unermüdlichen, praktischen Amerikanern ein Erfolg an den anderen. 1896 erreichten die Drachen von Blue Hill eine Höhe von 2843 m, 1899 stiegen sie bis 3800 m und im Sommer des vergangenen Jahres gelang es vollends, sie bis zu der enormen Höhe von 4600 m emporzusenden. Diese glänzenden Erfolge erregten naturgemäß in meteorologischen Fachkreisen das größte Aufsehen und mußten zu eifriger Nachahmung anspornen. Das obenerwähnte aeronautische Comité richtete 1896 an alle meteorologischen Centralstellen das Ersuchen, den so überaus wichtigen Drachenexperimenten von Rotch die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Im folgenden Jahre betheiligte sich bereits Frankreich an diesen Versuchen und zwar war es der berühmte Meteorologe L. Teisserenc de Bort, der in seinem „Observatorium der dynamischen Meteorologie" auf der Hochebene von Trappes bei Paris die Drachenmethode in großem Stile einführte. Diesem Beispiele schlossen sich Deutschland und Oesterreich in den letzten beiden Jahren an. In Deutschland zeichnet sich besonders das preußische meteorologische Institut durch energisches zielbewußtes Vorgehen in dieser Frage aus, da in dem 1899 gegründeten, aeronautischen Observatorium auf dem Tegeler Schießplatz bei Berlin unter Professor Aßmann's Leitung Drachenversuche im großen Maßstabe angestellt werden. Auch seitens der bayerischen Centralstelle in München sind die Vorbereitungen für diese Art der Beobachtungen bereits getroffen worden und im Laufe dieses Jahres wird man auch dort damit beginnen.

Wie sieht nun ein solcher wissenschaftlicher Drache aus, der berufen ist, in der meteorologischen Forschung eine so hervor-

*) Der Registrirballon „Cirrus" erreichte eine Höhe von 22000 m.

**) Eine eingehende und zusammenfassende Bearbeitung dieser Ballonbeobachtungen dürfte wohl in dem großen dreibändigen Werk von Aßmann und Berson zu erwarten sein, dessen Erscheinen für die nächste Zeit angekündigt ist.

ragende Rolle zu spielen? Wir wollen im Folgenden versuchen, seinen Bau und seine wesentlichsten Bestandtheile kurz zu schildern. Man unterscheidet in der Hauptsache zwei typische Formen von Drachen, welche nach ihren Erfindern Eddy und Hargrave benannt werden.*) Der erstere Typus, System Eddy, auch „malayischer" Drache genannt, ähnelt in der Gestalt dem bekannten Kinderspielzeug, unterscheidet sich jedoch von diesem durch seine Größenverhältnisse sowie durch das Fehlen des Schwanzes. Man giebt diesem Drachen eine Länge von mindestens 1½ m und baut auch noch solche von ca. 3 m Länge. Sein Gestell besteht aus zwei annähernd gleichlangen Stäben aus leichtem, aber festem Holz, welche sich rechtwinkelig dergestalt einander kreuzen müssen, daß der horizontale Stab halbirt, der verticale dagegen im Verhältniß 9 : 40 getheilt wird. Die 4 Enden dieses Kreuzes werden alsdann durch möglichst straffgespannte Schnur miteinander verbunden, worauf der Drache seine Bekleidung erhält. Man wählt dazu einen leichten, aber festen Baumwollstoff, der zum Schutz gegen Regen oder sonstige atmosphärische Feuchtigkeit mit Paraffin getränkt ist. Schließlich empfiehlt es sich noch, den horizontalen Stab etwas nach hinten zu biegen und in dieser Lage durch eine besondere Schnur gespannt zu erhalten. Die ursprünglich ebene Fläche des Drachen wird dadurch in zwei dachförmig, in stumpfem Winkel gegeneinander geneigte Flächen zerlegt. Ein solcher Drache wiegt bei 2½ m Länge ca. ¼ kg, bei 2¾ m Länge 1,8 kg. Im ersteren Falle beträgt seine Oberfläche 1,1 qm, in letzterem 3,3 qm. Der malayische Drache besitzt indeß bei allen Vorzügen der Einfachheit und der geringen Herstellungskosten einen beträchtlichen Nachtheil. Er vermag nämlich dem gewaltigen Winddruck der höheren Luftregionen, infolge seiner Bauart, nicht genügend Widerstand entgegenzusetzen, er verliert leicht die Façon und kann alsdann nicht mehr steigen. Da alle hierauf Bedacht nehmenden Verbesserungen des Systems diesen Uebelstand seither noch nicht zu beseitigen vermochten, so bedient man sich gegenwärtig fast ausschließlich des von Hargrave erfundenen Drachen, den man auch zweckmäßig als „Kasten-Drachen" bezeichnen kann. Ein solcher Drache hat die Form und das Aussehen eines Kastens ohne Boden und Deckel, bei welchem die Seitenflächen in der Mitte rings herum bandförmig unterbrochen sind. Sein Gestell besteht aus 4 leichten Holzstäben von etwa 1½ m Länge, welche durch Querstücke rechtwinkelig miteinander verbunden werden, sodaß das Gerippe eines Kastens oder mathematisch ausgedrückt eines geraden Parallelepipeds mit rechteckiger Basis entsteht. Wählt man, wie schon gesagt, als Höhe 1½ m, so muß die Breite ebenfalls ca. 1½ m, die Tiefe dagegen 0,5 bis 0,6 m betragen. Außerordentlich wichtig ist es nun, das Gestell durch seinen Stahldraht, mit welchem man die Enden aller Stäbe und Stäbchen straff verbindet, steif und widerstandsfähig zu machen. Diese Maßregel schützt den Drachen in ausgezeichneter Weise gegen alle Formveränderungen, die bei dem Eddy-Drachen sich so störend bemerkbar machen. Hierauf erhält nun der Drache seine Bekleidung, das Gestell wird nämlich im oberen und unteren Theile ringsum mit einem 40 bis 45 cm breiten Streifen aus Baumwollstoff bespannt, der mittlere Theil ebenso wie Boden und Deckel des Kastens bleiben gänzlich offen. Gefesselt wird der Drache in seinem oberen Drittel, an seinen beiden seitlichen Eckstäben oder auch nur in der Mitte durch 2 feste Schnüre. Er steigt bei genügend starkem Winde sehr leicht aus der Hand und ohne Schwankungen. Die Art der Fesselung im oberen Drittel bedingt, daß der Drache sich vorn über neigt und sich ungefähr in einem Winkel von 30° gegen die Horizontale einstellt. Auf diese Weise wird die obere Hälfte oder „Zelle" zur vorderen, die untere zur hinteren Zelle und übernimmt in dieser Lage die Steuerung des Drachen. Als Steuerflächen dienen ebenfalls noch die Seitenflächen. Der Hargrave-Drache besitzt, wie schon gesagt, den Vorzug großer Widerstandsfähigkeit, auch gegen starken Winddruck; sein Nachtheil besteht darin, daß man auf seinen Bau in allen Einzelheiten eine geradezu peinliche Sorgfalt verwenden muß, denn es genügen schon die geringsten, kaum bemerkbaren Verbiegungen oder Formveränderungen, um seine Haltung im Winde zu beeinflussen und ihn zu Seitensprüngen oder sogar einem gelegentlichen Kopfsturz zu veranlassen. Es ist daher nothwendig, die guten oder schlechten Eigenschaften jedes einzelnen Exemplars vor dem Gebrauch durch Versuche festzustellen.

Um die Tragkraft eines Drachen zu beurtheilen, stellt man nach Rotch folgende Erwägung an: Als wirksame Tragfläche eines Hargrave-Drachen ist seine gesammte Stoffoberfläche ausschließlich der Seitenflächen anzusehen. Angenommen der Druck eines Windes von mittlerer Stärke (10 m pro Secunde) betrage 5 kg auf jeden Quadratmeter Drachenfläche, so ist die Hälfte des Zuges als Horizontal-Componente abzurechnen, es bleibt demnach eine Tragkraft von 2,5 kg pro Quadratmeter übrig. Ein Drache von 3 Quadratmeter Tragfläche würde demnach bei dieser Windstärke 7,5 kg heben. Hiervon ist jedoch das Eigengewicht des Drachen von 2,1 kg abzuziehen, es verbleibt demnach eine Tragkraft von 5,4 kg. Diese Tragkraft muß aber zum größten Theil dazu dienen, um das Gewicht der erforderlichen Leine zu tragen, und nur ein Theil der Kraft kann seinen eigentlichen Zweck, wissenschaftliche Instrumente emporzuheben, erfüllen. Faßt man nochmals die Hauptpunkte zusammen: Ein Drache von 3 Quadratmeter Oberfläche muß bei mittlerer Windstärke einen Zug oder Druck von 15 kg aushalten, während er dabei nur 5,4 kg Tragkraft entwickelt. Hieraus geht sehr deutlich hervor, daß bei allen Drachenexperimenten die Beschaffung der geeigneten Halteleine die größte Schwierigkeit bieten wird und deshalb auch die meiste Sorgfalt erfordert. Sie muß einerseits möglichst fest und andererseits möglichst leicht sein, wenn man beabsichtigt, eine größere Höhe zu erzielen. Beiden Bedingungen genügt auch die beste Flachs- oder Hanfschnur nur unvollkommen. Die Wissenschaft bedient sich deshalb heutzutage ausschließlich eines dünnen Stahldrahtes von 0,7—0,9 mm Durchmesser und zwar des sogenannten „Claviersaitendrahtes". Dieser vereint geringstes Gewicht mit größter Festigkeit und spiegelglatter Oberfläche, wie man aus folgender kleinen Uebersicht (nach Rotch) erkennt:

	Durchmesser mm	Gewicht pro 100 m	Belastungsgrenze
Geflochtene Angelschnur aus Flachs	3,0	0,75 kg	63,5 kg
Kabelschnur	1,5	0,29 kg	22,7 kg
Blockleine	2,1	0,46 kg	40,8 kg
Claviersaitendraht	0,7	0,34 kg	93,0 kg
"	0,8	0,42 kg	135 kg

Hieraus ergiebt sich, daß Draht viermal so dünn, halb so schwer und doppelt so fest ist als die beste Schnur. Um eine Höhe von 4000 m zu erreichen, braucht man eine Leine von ca. 10 000 m Länge. Eine solche aus Flachsschnur würde nun das bedeutende Gewicht von 75 kg besitzen, während der Stahldraht von 0,8 mm nur 42 kg wiegen würde und dabei rund den doppelten Winddruck aushalten könnte, ohne zu reißen. Da nun, wie oben gezeigt wurde, ein mittelgroßer Drache bei einer mittleren Windgeschwindigkeit von 10 m pro Secunde nur etwa 5 kg zu tragen vermag, so erkennt man, daß es nur durch Verbindung einer ganzen Anzahl von Drachen gelingen kann, größere Höhen zu erzielen. Man verfährt dabei in der Weise, daß man zunächst einen größeren Drachen emporsendet und diesem, sobald er sicher zieht, oder der Leine den Registrirapparat anhängt. Als Registrirapparat verwendet man einen sehr leichten „Meteorograph", welcher fortdauernd Aufzeichnungen für Temperatur, Feuchtigkeit, Luftdruck und Windstärke liefert. Als Material für einen solchen Apparat nimmt man Aluminium, so daß sein Gewicht nicht viel über 1 kg beträgt. Alsdann läßt man den Drachen soweit steigen, als er bei der herrschenden Windstärke Draht zu tragen vermag; hat man Draht von entsprechender Länge abgelassen, so wird ein zweiter Drache an einer 20—30 m langen Leine an dem Kabel befestigt und soweit emporgelassen, als er seiner Größe entsprechend Draht zu heben vermag. Es folgt dann in entsprechenden Abständen ein dritter, ein vierter u. s. w. Man kann auf diese Weise sechs und mehr Drachen an einander koppeln und gemeinsam arbeiten lassen. Die Hauptsache ist dabei, daß durch den immer weiter verstärkten Zug die Zugfestigkeit des Drahtes nicht überschritten wird. Diese Gefahr tritt bei größeren Höhen oft überraschend schnell hervor, wenn die obersten Drachen plötzlich in eine Region sehr starker Luftbewegung gelangen. Bei allen Drachenversuchen in großem Stile, die sich über eine ganze Anzahl Stunden erstrecken, geschieht das Ablassen des Drahtes selbstverständlich nicht aus der Hand, sondern man bedient sich einer Winde, die durch einen Gas- oder Elektromotor von mehreren Pferdekräften getrieben wird. Ein in sinnreicher Weise mit dieser Winde verbundener „Dynamograph" giebt gleichzeitig den Zug, den der Draht in jedem Moment durch den Winddruck erleidet, graphisch in Kilogrammen an, sodaß die Gefahr des Reißens des Drahtes an diesem Apparate im Voraus erkannt wird. Eine solche Kabelwinde

*) Wir entnehmen die folgenden Angaben den Darstellungen von Aßmann im Wetter 1900, Heft 7 und 8 sowie von Vincent: L'emploi des cerfs-volants en météorologie (Annuaire de l'observatoire royal de Belgique 1900, p. 334 ff.

kostet beiläufig die Kleinigkeit von 4000 ℳ und wiegt ca 20 Centner. Auf der Trommel dieser Winde können 12 000 m Stahldraht Aufnahme finden. Diese Summe erscheint nun außerordentlich hoch und die Drachenversuche verlieren dadurch den Vorzug der Billigkeit. Indeß handelt es sich hier um eine einmalige größere Ausgabe, die in absehbarer Zeit nicht wiederkehrt, während beispielsweise jede wissenschaftliche Ballonfahrt allein mehrere Hundert Mark nur an Gas kostet. Wie schon angedeutet, braucht ein Drache, um eine größere verticale Höhe zu erreichen, ein viel längeres Kabel, als dieser Höhe entspricht. Es liegt dies daran, daß ein Drache selten eine größere Winkelhöhe als 45°, meist aber nur 30° und noch weniger erreicht. Durch Rechnung läßt sich nun feststellen, wie sich bei einem bestimmten Winkel die Verticalhöhe zur Drahtlänge verhält. Bei 45° beträgt sie $^{7}/_{10}$ der Drahtlänge, bei 30° die Hälfte, bei 25° nur noch $^{2}/_{5}$ und bei 20° $^{1}/_{3}$ des Kabels. Mit 5000 m Draht erreicht man daher bei 45° Winkelhöhe eine Verticalhöhe von 3500 m, bei 30° eine solche von 2500 m, bei 25° eine solche von 2000 m und bei 20° eine solche von 1670 m. Bei größeren Drahtlängen gehen die Winkel infolge des Drahtgewichts häufig unter 25° herab, sodaß man in Blue Hill wie in Trappes zur Erreichung einer Höhe von 4300 m ein Kabel von ca. 11 000 m Länge brauchte. Das Gewicht dieses Kabels betrug 46 kg, zu deren Hebung der doppelte Zug = 92 kg erforderlich war. Bei einem Wind von mittlerer Stärke (10 m pro Secunde) würde diese Arbeit von 21 Quadratmeter Drachenfläche, also einer ganzen Anzahl von Drachen geleistet werden. Der Winddruck würde alsdann einen Gesammtzug von 105 kg ausüben. Eine nur geringe Zunahme der Windstärke würde in diesem Falle den Zug derart steigern, daß die Grenze der Zugfestigkeit des Drahtes (135 kg) überschritten würde. Die unvermeidliche Folge davon wäre das Reißen des Kabels. Die vor Kurzem in Nordamerika, in Frankreich wie auch in Preußen erzielten Maximalhöhen von 4300 bis 4600 m sind in Anbetracht der Beziehungen zwischen Winddruck, Drachenfläche und Bruchfestigkeit des Kabels als äußerst günstige und wohl kaum zu übertreffende Resultate zu bezeichnen, Resultate, die nur in Ausnahmefällen, bei sehr gleichmäßiger Luftbewegung in sämmtlichen Höhenschichten erreicht werden können.*) Für gewöhnlich wird man sich mit bedeutend geringeren Höhen, etwa von 2—3000 m, begnügen müssen. Aber auch in diesem Falle ist der Drache dazu ausersehen, der meteorologischen Forschung ausgezeichnete Dienste zu leisten. Sind doch gerade die untersten, dem Erdboden am nächsten liegenden Luftschichten den meisten Schwankungen ausgesetzt, da sich in ihnen verwiegend die cyklonalen und anticyklonalen Bewegungen der Atmosphäre geltend machen. Die Erforschung der Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse dieser unteren Schichten ist daher in erster Linie Aufgabe des Drachen. Mittelst des Drachen würde man genau ermitteln können, nach welchem Gesetz beispielsweise die tägliche Schwankung der Temperatur abnimmt, man würde dadurch gewissermaßen eine Controle der Temperaturangaben der Bergobservatorien erhalten und gleichzeitig erkennen, wie weit hinauf die sogenannte Convection, das Aufsteigen kleinster Lufttheilchen infolge der Sonnenstrahlung in der freien Atmosphäre reicht. Nächstdem würden die Beobachtungen über Windrichtung und Windstärke in Betracht kommen. Windrichtung und Windstärke wechseln bekanntlich in den verschiedenen Höhenschichten oft sehr bedeutend und der Drache ist hier ausersehen, durch Angaben über die Luftbewegungen in 1000—2000 m Höhe auch der Witterungsprognose gute Dienste zu leisten. Endlich wird man vermittelst des Drachen die schon vor langen Jahren begonnenen Versuche, das Verhalten der Luftelektricität zu studiren, fortsetzen können. Die bisher durch die Drachenmethode gewonnenen Beobachtungen sind noch nicht im Zusammenhang verarbeitet und veröffentlicht worden, doch gestatten die wenigen uns vorliegenden Resultate des aeronautischen Observatoriums bei Berlin sehr günstige Schlüsse für die Zukunft. In Oesterreich trägt man sich mit der kühnen Idee, Drachenversuche von der höchsten Alpen-Wetterwarte, dem Sonnblick (3100 m) aus zu unternehmen. Von so hoher Basis aus scheint es alsdann nicht schwierig, ein 4. und ein 5. Höhenkilometer zu erreichen. Man wird daher diesen Versuchen ebenso wie den von der Centralstelle Bayerns geplanten mit großer Spannung entgegen sehen. Lebhaft zu wünschen wäre es, wenn auch Sachsen sich dem energischen Vorgehen des süddeutschen Bundesstaates baldigst anschließen würde. Umsomehr ist das zu erwarten, als dem sächsischen Institut bisher die Theilnahme an den so überaus wichtigen, simultanen Ballonfahrten aus verschiedenen Gründen versagt war. Bedenkt man ferner, daß die bayrische Centralstelle nur über ca. 38 000 ℳ Jahresetat (incl. Unterhaltungskosten der Wetterwarte auf der Zugspitze) verfügt, das sächsische meteorologische Institut in Chemnitz dagegen über einen Etat von ca. 46 000 ℳ pro Jahr, so kann die materielle Frage bei uns wohl kaum einen Hinderungsgrund bilden. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, der Drachenmethode auch in unserem Lande Eingang und Würdigung zu verschaffen.

*) In Blue Hill verwendet man neuerdings Hargrave'sche Drachen mit gekrümmten Oberflächen und bedient sich außerdem eines „elastischen" Bügels als Fesselung, wodurch die Gefahr des Zerreißens verringert, außerdem eine viel größere Winkelhöhe (39°) und damit verbunden eine wesentliche Ersparniß an Kabeldraht erzielt wird. Auf die neueste Verbesserung des „Drachenballons" können wir hier nicht näher eingehen.

Bücherbesprechungen.

— Hoppenstedt (Hauptmann), Taktik und Truppenführung in Beispielen. Für den Truppendienst und zur Vorbereitung für Prüfungen, Uebungsritte und Winterarbeiten. I. Theil: Formale Taktik. Mit 3 Karten, 8 Skizzen im Text und einer Formationstafel. 4,50 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Die Eigenart des heutigen Gefechtes stellt sowohl an die höhere Führung wie auch an den Truppenführer niederen Grades so wesentlich andere Anforderungen, wie ehedem, daß eine Vertiefung der Führer-Ausbildung auf Grund kriegsgeschichtlicher Grundlage durchaus geboten und nothwendig ist. Unsere ganze Ausbildungsart auf dem Exercirplatz und im Gelände ist deshalb schon eine andere geworden. Die Auftragstaktik ist vorherrschend und bedingt für Auftraggeber wie für Auftragempfänger eine eingehendere Vorbereitung und Schulung, um wahrscheinliche Annahmen zu erdenken, der Wirklichkeit entsprechende Gefechtslagen herbeizuführen und sie in richtiger, d. h. auch für die Truppe lehrreicher Weise zu lösen. Die applicatorische Lehrmethode ist dazu ein geeignetes Hilfs- und Vorbereitungsmittel. Das vorliegende Buch trägt diesem Bedürfniß in sehr sachgemäßer Weise Rechnung. Der Verfasser hat sich die Schlacht von Vionville zum Ausgangspunkt oder als Grundlage für seine Beispiele ausgewählt und man muß uneingeschränkt anerkennen, daß es ihm mit überraschendem Geschick gelungen ist, eine kaum glaubhafte Menge von Aufgaben an die Kämpfe der 5. Division am 16. August 1870 anzuknüpfen. Wir finden allein 107 Aufgaben über die Taktik der Infanterie, dazu kommen noch zwei Abschnitte über Taktik der Cavallerie und der Artillerie, bei denen die Belehrung in anderer Art angeordnet, auch für die Taktik der Artillerie ein neues kriegsgeschichtliches Beispiel, die Schlacht von Gravelotte, gewählt ist, so daß eine wohlthuende Abwechselung in der Lehrmethode erzielt worden ist. Bei den Lösungen ist in ausgiebigster Weise auf die einschlagenden Punkte des Ex.-Reglts., der Feldd.-Ordg. und der Schieß-Vorschrift hingewiesen. Es ist begreiflich, daß dabei hie und da etwas viel Theorie untergeschlüpft ist, thut aber dem Ganzen durchaus keinen Eintrag. Wir weisen auf Aufgabe 6 hin. Hier muß man doch annehmen, daß eine derartige Aufgabe — Geländebeurtheilung — auch für den Gebrauch in der Praxis, auf dem Schießplatz, im Gelände, auf dem Gefechtsfeld bestimmt ist und nicht nur am grünen Tisch gelöst werden soll. Ob sich nun im Drange des Gefechtes irgend ein Zugführer fragen wird, ob er seinen Schützenzug so eingenistet hat, daß die feindlichen Geschosse „nach den Flughöhentabellen der Schießvorschrift" über ihn hinwegfliegen werden, bezweifeln wir. Der letzte Absatz der Lösung spricht übrigens selbst einen ähnlichen Zweifel aus. Die in der Aufgabe 6 erwähnte Kuppe 1015 suchten wir vergeblich auf dem Gefechtsplan. Dieses höchst lehrreiche Buch kann als sehr nutzbringend allen jungen und auch älteren Kameraden warm empfohlen werden. —r.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber Dr. Josef Ettlinger. Berlin, Verlag von F. Fontane & Co. Vierteljahrspreis 3 ℳ — Sich durch eigene Lectüre stets über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur, der Literaturgeschichte, der Kunst und der hierher gehörigen Nachbargebiete auf dem Laufenden zu erhalten, dürfte heute bei der Fülle des gebotenen Stoffes schon für Den unmöglich sein, den keine andere Berufsarbeit von der

intensiven Beschäftigung mit der schönen Literatur abhält, wieviel mehr noch für denjenigen Literaturfreund, dem andere Berufsgeschäfte nur die Mußestunden zu der Beschäftigung mit der Literatur übrig lassen. Trotzdem einen gewissen Ueberblick über die Literatur des In- und Auslandes auch den Vielbeschäftigten zu gewähren, hat Das literarische Echo unternommen und sich in dieser seiner Führerrolle bisher auch durch eine übersichtliche, umfassende und unparteiische Berichterstattung und Bewerthung durchaus bewährt. In größeren Aufsätzen behandelt Das literarische Echo zunächst einzelne bedeutende Neuerscheinungen oder Gruppen von solchen Werken, sowie anderweitige die Literaturwelt berührende Fragen, sodann wird in kritischen Essays eine Würdigung bedeutenderer lebender Schriftsteller gegeben, wobei meist in derselben Nummer der Behandelte selbst mit einer autobiographischen Skizze und mit einer Probe aus seinen Werken zu Worte kommt. An diese größeren Aufsätze schließt sich ein Echo der Zeitungen, in denen die wichtigeren, das Gebiet der schönen Literatur ꝛc. berührenden Artikel der Tagespresse kurz verzeichnet und womöglich auch kurz skizzirt werden. Ein Echo der Zeitschriften giebt die Inhaltsangaben der bedeutenderen Zeitschriften Deutschlands und Oesterreichs, ein Echo des Auslandes und ein Echo der Bühnen geben in Literatur- und Theaterbriefen ein Bild von der Lage der Literatur des Auslandes und den Aufführungen an den verschiedenen bedeutenderen Bühnen. Daran schließen sich kürzere Besprechungen einzelner neuer Werke, Mittheilungen über Personalien ꝛc. und ein „Büchermarkt", in dem nach Rubriken geordnet die Titel sämmtlicher Neuerscheinungen aufgeführt werden. Um das Bild, welches man schon nach dieser Schilderung sich von dem Reichthum und der Vielgestaltigkeit des Inhalts machen kann, noch mehr zu veranschaulichen, führen wir nachstehend noch kurz die größeren Aufsätze namentlich an, die seit dem Anfange dieses Jahres im Literarischen Echo erschienen sind: Erstes Januarheft: Für Ludwig Pfau von Joh. Proelß, Ein Dichter des Proletariats (Maxim Gorjki) von Georg Polonsky, Neues zur Culturgeschichte von Dr. Georg Steinhausen, Jahrbücher für das deutsche Haus von Walther Wolff, Philosophisches von Prof. Th. Achelis, Ein Schildbürgerepos von Rich. Weitbrecht. Zweites Januarheft: Buchdramen von Wolfgang Kirchbach, Zwei Dichtungen von Gerhart Hauptmann (Der Nachtzug und Die Selbstmörder), Goetheschriften von Rich. M. Meyer, Merlindichtungen von Wilh. Holzamer, Shakespeare-Literatur, Brettl-Lieder, Das Ueberbrettl von Ernst v. Wolzogen. Erstes Februarheft: Aus dem Engeren, Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen XI. Oldenburg-Bremen von Franziskus Hähnel, Im Spiegel, Autobiographische Skizzen V. Gabriele Reuter, Gedichte von Hermann Allmers, Wald von Nicolaus Krauß, Aesthetisches von Prof. Dr. Arthur Drews, Ein neuer Sienkiewicz von Josef Flach, Neue Frauencharaktere. Zweites Februarheft: Literaturvergleichung von Louis P. Betz, Aus dem Engeren, Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen XI. Oldenburg-Bremen (Schluß) von Franziskus Hähnel, Aus der Werkstätte der Shakespearegesellschaft von Prof. Dr. Alois Brandt, Per Hallström, von Ernst Brausewetter, Der Falke, von Per Hallström autorisirte Uebersetzung von Francis Maro. Erstes Märzheft: Wildenbruch als Dramatiker von S. Lublinski, Bismarck's Briefe von Frida Freiin v. Bülow, Neue religiöse Schriften von Walther Wolff, Wilhelm Hertz von Harry Maync, Dranmor von Alfred Beetschen, Aus Schwaben von Rudolf Krauß, Aus dem Elsaß von Albert Geiger, Aus Luxemburg von Tony Keller. Zweites Märzheft: Dichter und Staat von Fritz Lienhard, Literatur und Universität von Dr. Hans Daffis, Iwan Wasoff von Georg Adam, Neue holländische Literatur von Dr. Paul Raché, Spruchweisheit von Eduard Beetz, Aus der historischen Literatur von Dr. Hans F. Helmolt. Erstes Aprilheft: Aus dem Engeren, Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen XII. Die österreichische Provinzliteratur von Hugo Greinz, Marie Eugenie delle Grazie von Hans Benzmann, Im Spiegel VI. M. E. delle Grazie, Aus Deutsch-Böhmen von Adolf Hauffen, Ein neues Susanna-Drama von Alex. v. Weilen, Auswanderer, Novelle von Emil Ertl. Zweites Aprilheft: Ueber Anthologien von Carl Busse, Aus der russischen Belletristik von Dr. Georg Polonsky, Der Begründer des Essais von Th. Achelis, Gottsched als Erzieher von Max v. Waldberg, Neue Napoleonliteratur, Zwei Bücher von Hansjakob von Alfred Bock, Frühling von Arno Holz. Erstes Maiheft: Die Königstragödie von Leo Berg, Carl Hauptmann von Bruno Wille, Literarische Randglossen von Ernst Ziel, Deutsch-Französisches. Zweites Maiheft: Die Mode im Buchtitel von Dr.. Rudolf Fürst, Goetheschriften von Rich. M. Meyer, Weltrich's Schiller-Biographie von Hugo Falkenheim, Novalis in neuer Darstellung von Dr. Franz Schultz, Elisabeth Möhring von Carl Strecker, Weißer Mohn, Novelle von E. Heydemann-Möhring. W. B.

— Der Spielmann. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgeber: Ernst Wachler in Berlin. Verlag von Fischer & Franke, Berlin. Preis vierteljährlich 2 ℳ, die einzelne Nummer 80 ₰. — Wenn der rührige Kunstverlag von Fischer & Franke in Berlin mit seinem „Jungbrunnen" das gute Alte in neuer reizvoller Form auf den Büchermarkt der Gegenwart bringt, so verfolgt er mit dem „Spielmann" den gewiß eben so löblichen Zweck, auf das gute Neue moderner Lyrik durch die Mittheilung werthvoller und bezeichnender Proben aufmerksam zu machen. Jedes Heft ist geschmückt mit einem Titelbilde, und daran schließen sich in bunter Reihe eine stattliche Anzahl von Dichtungen. Aus dem zweiten Hefte (Februar 1901) verdienen besondere Beachtung die markigen Balladen des Freiherrn Börries v. Münchhausen und der begeisterte poetische Nachruf auf Arnold Böcklin von Emil Sulger. Im Uebrigen finden sich neben schon anerkannten Namen wie dem greisen Marschendichter Hermann Allmers, Fritz Lienhard, Frida Schanz, Richard Zoozmann und Anderen auch verschiedene neu aufstrebende Talente. In dem dritten Hefte ist die mundartliche Dichtung mit einigen guten Mustern (schlesisch, plattdeutsch, deutschböhmisch, oberbayrisch) vertreten. Der Gedanke, der die Verlagsbuchhandlung bei diesem Unternehmen leitete, hat offenbar bereits Beifall gefunden, das ersieht man u. A. aus dem umfänglichen Briefwechsel zwischen der Redaction und Einsendern poetischer Beiträge, der die Seiten des Umschlags füllt. Die aparte Ausstattung der Hefte bedarf bei diesem Verlage kaum der Erwähnung. Der „Spielmann" sei allen Denen bestens empfohlen, die für die lyrischen Stimmen der Gegenwart ein offenes Ohr und ein warmes Herz haben. R. B.

— Burckhardt, Ferdinand, Dr., K. S. Schulrat und Seminardirector in Löbau, Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie. 4. Auflage. Löbau i. S., J. G. Walde 1901. 317 S. gr. 8. Brosch. 3,50 ℳ, geb. 4,20 ℳ. — Von sachkundiger Seite ist neuerdings mehrfach die allgemeine Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik in den höheren Schulen gefordert und dabei die methodische Bedeutung dieses Faches betont worden. Letztere tritt auch in dem vorliegenden Buche hervor, das schnell weite Verbreitung gefunden hat. Die klare und fesselnde Darstellung, die Weite des Blicks des Verfassers, die glückliche Heraushebung der Hauptpunkte aus der immer mehr anschwellenden Fülle der Forschung, die treffliche Auswahl der verschiedenartigsten Beispiele hat es zu einem gern gebrauchten Hilfsmittel in den Lehrerbildungsanstalten gemacht, ihm aber auch sonst einen großen Leserkreis verschafft. Auch die 4. Auflage zeigt wesentliche Verbesserungen. Die Anordnung des Stoffes ist im Allgemeinen dieselbe geblieben; nur am Schlusse der Darstellung des Vorstellungslebens ist S. 184—186 ein Rückblick eingeschoben, der knapp in 4 Abschnitten Empfindung und Anschauung, das Vorstellen, die Denkformen und das Selbstbewußtsein zusammenfaßt. Auch der Umfang des Buches ist wenig geändert; die Seitenzahl ist nur um 4 gestiegen. Allerdings ist durch eine schärfere Zusammenziehung gewisser Ausführungen, z. B. des Gefühlslebens, sowie durch praktische Zusammenschiebungen der Zeilen, namentlich in den Ueberschriften, viel Raum für neu aufgenommenen Stoff gewonnen worden. Völlig neue Gestalt hat §. 1 über die physiologische Grundlage erhalten, wo 1) von den Nervencentren und 2) von den Nervenfunctionen gehandelt wird. In §. 2 über die Entstehung und das Wesen der Empfindung ist ein 5. Abschnitt über die Sinnesempfindungen und die Körperempfindungen, sowie über die physiologische Psychologie und die experimentelle Methode angeschoben, in §. 3 bei Besprechung der Stärke der Empfindung das Weber-Fechner'sche oder psychophysische Gesetz wesentlich genauer dargestellt worden. Auch sonst ist es von Interesse, die bessernde Hand zu verfolgen, die emsig bemüht gewesen ist, in sorgsamster Kleinarbeit die Form immer mehr auszufeilen und den Inhalt schärfer zu fassen, um das Buch zu einem immer praktischeren Führer in das jetzt so viel umkämpfte Gebiet der Psychologie zu machen. — Die Verlagsbuchhandlung hat auch diesmal der äußeren Ausstattung des Buches anerkennenswerthe Sorgfalt zu Theil werden lassen. U.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 64. Donnerstag, den 30. Mai, Abends. 1901.

Amerikanische Aerzte.

Von Theodor Hermann Lange. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, mit den verschiedensten Vertretern der Heilkunde in der neuen Welt zusammen zu kommen. Ich lernte an den großen und guten Universitäten, den besseren Akademien und besonders an den theilweise vorzüglichen Hospitälern im Osten hervorragende Mediciner und eine Reihe außerordentlich geschickter Chirurgen kennen. Dagegen konnte ich im Westen, Südwesten und an den verschiedenen Plätzen längs der Küste des stillen Weltmeeres häufig das charlatanmäßige Treiben ganz unwissender Aerzte, gefährlicher Quacksalber, das possenhafte Thun und Treiben sogenannter Wander-Aerzte, ferner die seltsamen Curen der „irregulären Doctoren“ u. s. w. sattsam und nach allen möglichen Richtungen hin beobachten, obschon ich natürlich auch in diesen Gegenden zahlreiche, sehr tüchtige Aerzte kennen lernte. Außerdem machte ich noch die Bekanntschaft zweier Negerärzte, einiger Medicinmänner der Indianer und diejenige von Lipotai in San Francisco, eines hochgebildeten und trefflichen, aber vor einigen Jahren verstorbenen chinesischen Arztes, der sogar öfters von der weißen Bevölkerung der „Stadt am goldenen Thore“ zu Rathe gezogen wurde. In Amerika ist die Heilkunde Geschäft, nochmals Geschäft und nur Geschäft, das vor Allem mit einem großen Anzeigeaufwand, mit allen Mitteln der Reclame und, wenn es irgend angeht, mit nicht unbeträchtlichen Capitalien betrieben wird und auch betrieben werden muß, wenn es sich bezahlt machen soll. Natürlich giebt es auch unter den amerikanischen Aerzten Tausende von armen Teufeln, welche nur aus der Hand in den Mund leben. Auf den Eisenbahnstationen, an den Straßenecken, an den Giebeln hoher Gebäude, an den Bretterwänden von Neubauten prangen die großen Reclamen der amerikanischen Aerzte in fetten, weithin sichtbaren Buchstaben. Außerdem lassen in Amerika nicht nur Kleiderhändler, Speisewirthe, Besitzer von Café-Chantants u. s. w. ihre Geschäftskarten an den Straßenecken den Passanten in die Hände drücken, sondern auch viele amerikanische Aerzte bedienen sich dieses selben marktschreierischen Mittels, um bekannt zu werden. Im Westen habe ich es sogar öfters erlebt, daß Aerzte in den Stunden des größten Straßenverkehrs durch Arbeitter breite und in grellen Farben gehaltene Anzeigetafeln in den Straßen auf und ab tragen ließen. Auf diesen Tafeln empfahlen dann die Aerzte ihre „billigen, schnellen und schmerzlosen Curen“ in den hochtönendsten Phrasen. Da die amerikanischen Aerzte vor Allem Geschäftsleute sind, so darf es uns nicht überraschen, wenn manche nach Art der Kaufleute förmliche Schaufenster mit der üblichen Einrichtung und Ausstattung vor ihren Wohnungen oder „Offices“ haben. So sah ich in Montana in dem Schaufenster eines Arztes zunächst dessen große Photographie. Unter dem Bilde lagen eine Anzahl chirurgischer Instrumente, wenn auch nicht gerade geschmackvoll angeordnet. Ferner befanden sich auf einem Pappdeckel aufgeklebt und unter Glas und Rahmen eine Reihe Zeitungsausschnitte. Diese Notizen enthielten Berichte über außerordentlich günstig verlaufene Curen und Operationen des unternehmenden Heilkünstlers. Andere Photographien stellten Patienten vor und nach der Cur, vor und nach der Operation u. s. w. dar. Die Abbildungen vor der Behandlung zeigten leidende Personen mit schwächlichem oder ganz gebrochenem Körper. Die Photographien von Personen nach der Behandlung veranschaulichten blühende und kraftstrotzende Gestalten. Ferner lagen in einer eleganten Mappe die Dankschreiben von Hunderten glücklich geheilter Personen. Besonders die Wander-Aerzte im Westen, welche vier Wochen in dieser, vier Wochen in jener Stadt prakticiren, führen derartige Ausstattungsstücke mit sich, die sie dann im Schaufenster ihrer „Office“ ausstellen. Uebrigens lassen auch in den großen Städten des Ostens viele tüchtige Aerzte ihre Photographien in den Schaufenstern der Buch- und Musikalienhandlungen oft wochenlang aushängen, gerade so wie dies bei uns die Sängerinnen und Schauspielerinnen thun, sobald sie auf einer Kunstreihe sich befinden. Die Zeitungs-Anzeigen der amerikanischen Aerzte sind natürlich im blühendsten Reclame-Stil gehalten. Da liest man beispielsweise: „No Cure — No Pay“ (keine Heilung — keine Bezahlung). Ein anderer Arzt setzt in die Zeitung: „Wisset, daß wir für jeden Fall, den wir annehmen und nicht vollständig curiren können, 500 Dollars Cassa bezahlen. Gelder hinterlegt bei der Columbian-Bank in C.“ Ein Specialist in New-York verbreitet regelmäßig: „Dr. F. hat die ausgebreitetste Praxis irgend eines Arztes in Amerika. Ueber 12000 Fälle werden jährlich behandelt.“ In einer Chicagoer Zeitung las ich während meines Besuches der „Königin des Westens“: „Die vereinigten internationalen Aerzte und Wundärzte Dr. N., Dr. C. und Dr. B. — Vereinigungen von Aerzten kommen öfters in Amerika vor — werden alle gewöhnlichen Krankheiten für 3 Dollars den Monat behandeln. Ihre große Praxis ermöglicht ihnen dieses freigebige Anerbieten. Sofern ein Fall unheilbar ist, wird es dem Patienten sofort frei herausgesagt.“ Ein Chicagoer Arzt erließ im vorigen Sommer folgendes Inserat: „Dr. C. G., seit 1864 etablirt. Im letzten Jahre 3423 Patienten angenommen, 2565 vollständig curirt, 185 als unheilbar entlassen. . Der Rest noch in Behandlung.“ In einer Zeitung von St. Louis las ich unter Verkaufsanzeigen auch die folgende: „Ein alter Arzt, der jährlich 2800 bis 3000 Patienten behandelt, verkauft seine Praxis billig an einen jungen Mediciner.“ Sehr häufig befindet sich oberhalb der ärztlichen Zeitungs-Anzeige auch noch das Bildniß des Heilkünstlers. Aerzte, welche Fettsucht heilen, veröffentlichen in ihren Zeitungs-Ankündigungen gewöhnlich die Bilder der Kranken vor und nach der Cur. Da erblickt man auf der einen Seite einen förmlichen Fettklumpen und auf der andern eine kräftige, gesunde und ebenmäßige Gestalt. In den Neuengland-Staaten las ich oft folgende Anzeige: „Dr. A. billiger als alle Concurrenten. Keine Vorausbezahlung. Honorar nur nach erfolgter Heilung. Familien besonders billig behandelt. Abonnements für Einzelne wie für Familien jederzeit auf drei bis zwölf Monate.“ Im Westen ließ einmal ein Arzt bei seiner „Etablirung“ eine Musikbande vor seiner „Office“ spielen, gerade so wie es die amerikanischen Bierwirthe zu thun pflegen, sobald sie einen Biersalon eröffnen. Viele Aerzte versenden übrigens ganz nach Art der Kaufleute die Prospecte ihrer Heilmethode, ihre Preisverzeichnisse u. s. w. in vielen Tausenden von Exemplaren durch das ganze Land. Ein chinesischer Arzt Professor Gee-Wo-Chan, kündigt unter der Ueberschrift „Evolution of medicine“ in mehrspaltigen Anzeigen seine „unübertrefflichen Curen“ an und nennt sich stolz The King of Chinese Medicines. Natürlich befindet sich auch sein Brustbild in der Anzeige. Die amerikanischen Zahnärzte rücken in derselben marktschreierischen Weise wie die eigentlichen Physicians ein. Unter oder über den Anzeigen von Zahnärzten befinden sich gleichfalls die Bilder der Zahnkünstler, die Abbildungen einzelner Zähne, ganzer Gebisse, Zahnleidender mit geschwollenen und verbundenen Backen und dann wieder Abbildungen lachender und heiterer Personen. Letztere sollen Patienten nach der Behandlung vorstellen. Thierärzte, die selbstverständlich auch viel Geld für Zeitungsempfehlungen ausgeben, haben durchweg einen schönen

Hundekopf zur Seite ihrer Anzeigen. Verschiedene Thierärzte kündigen sich als Specialisten für Hunde, für Pferde u. s. w. an und oft mit der Bemerkung: „Referenzen stehen zu Diensten". Die ärztlichen Honorare sind fast durchweg hoch. Doch lassen die meisten Aerzte mit sich handeln. Den amerikanischen Plutokraten werden natürlich, besonders für Operationen, außergewöhnlich hohe Honorare abgefordert. Dabei kommt es oft zu Prozessen, wenn der Arzt in der letzten Stunde seine Forderung nicht um 50 bis 75% ermäßigt. So weigerte sich vor mehreren Jahren der bekannte „Bonanzakönig" Mackay in San Francisco, eine ihm übermittelte ärztliche Honorarforderung von 12500 Dollars zu bezahlen, weil sie ihm zu hoch sei. Ein „Crank" hatte Mackay angeschossen und die beiden Aerzte, welche die Kugel aus dem Rücken herausschnitten, verlangten für diese Operation die genannte Summe. Es kam zum Prozeß und Mackay zahlte schließlich, aber erst nachdem die Aerzte ihre Forderung wesentlich ermäßigt hatten. Entgegenkommender war ein Chicagoer Millionär. Derselbe hielt sich im vergangenen Jahre in Los Angeles auf und ließ sich dort von einem Chicagoer Specialisten operiren. Dafür forderte der Operateur 25000 Dollars und erhielt sie auch. Die Reise nach Los Angeles (Californien) und der Aufenthalt daselbst hatten dem Arzt nur eine Woche Zeit und Alles in Allem etwa 500 Dollars gekostet. In den neuen Ansiedelungen im Westen müssen allerdings verschiedene Aerzte an Stelle von Baargeld oder Bankanweisungen hin und wieder alles Mögliche annehmen. Kaufleute bezahlen anstatt mit baarem Gelde mit Kaffee, Thee, Zucker u. s. w., Fleischer mit Schinken, Wurst u. dergl., mit Wein, Liqueuren und Cigarren. Schlimmer noch ist das Feilschen zwischen Arzt und Patient. Erkrankt beispielsweise ein Amerikaner an Gelenk-Rheumatismus oder einer andern langwierigen Krankheit, so läuft nicht selten seine Frau oder ein Familien-Mitglied von Arzt zu Arzt und fragt nach dem Gesammt-Honorar, das jeder Mediciner für die Behandlung fordern würde. Oft schließt auch die Familie mit dem Arzte folgenden Vertrag: Befreit der Arzt den Kranken von seinem Leiden in sechs Monaten, so erhält er 40 Dollars; heilt er ihn aber schon in drei oder vier Monaten, so werden 80 Dollars Honorar gezahlt, bleibt die Cur erfolglos, so zahlt man ein sehr geringes oder gar kein Honorar. Uebrigens verabreichen oft amerikanische Aerzte ihren Patienten die Arzneien selbst. Manche Apotheken lassen, nebenbei bemerkt, Alles zu wünschen übrig. Außer pharmaceutischen Artikeln werden nämlich in amerikanischen Apotheken unter Anderm auch Cigaretten, Cigarren, Streichhölzer, Kämme, Bürsten, Notizbücher, Schreibmaterialien u. s. w. verkauft. Im Allgemeinen liebt es der Patient in Amerika und besonders der Neger möglichst viel Medicin zu schlucken. Negergräber im Süden der Union sind bisweilen mit denjenigen Medicinflaschen eingefaßt, welche der Verstorbene während der Krankheit, die seinem Tode vorausging, ausgetrunken hat. Der Kirchhofsbesucher schließt dann aus der Zahl der Flaschen auf die Länge des Leidens. Amerikanische Aerzte führen nicht selten bei ihrem Krankenbesuch in einer schwarzen Ledertasche die verschiedenen chirurgischen Instrumente bei sich. Aerzte, welche auch Nachts Krankenbesuche abstatten, haben öfters vor ihren „Offices" rothe Laternen brennen oder an ihrer Thüre ein Schild mit Phosphor-Buchstaben, die in der Dunkelheit leuchten. Manche amerikanische Aerzte wohnen vor der Stadt und fahren früh oder Nachmittags nur zu den Sprechstunden in ihre „Offices". Andere amerikanische Aerzte lassen sich nur brieflich befragen oder wenigstens nur ausnahmsweise mündlich. Zum Lobe der amerikanischen Aerzte muß ich hervorheben, daß sie durchweg vorzügliche chirurgische Instrumente haben und auch außerordentlich geschickte Operateure sind. Europäische Aerzte beziehen oft Instrumente aus Amerika, gerade wie ja auch die Apparate europäischer Zahnärzte vielfach aus Amerika stammen. Ebenso sind die Kliniken und Hospitäler in den amerikanischen Großstädten vielfach sehr lobenswerthe Anstalten. Die Ausbildung der amerikanischen Aerzte weicht sehr von derjenigen der jungen Mediciner in Europa ab. Das medicinische Studium an den verschiedenen Universitäten, Akademien und Fachschulen in Amerika währt auch vier bis fünf Jahre, aber sonderliche Vorkenntnisse werden bei der Aufnahme in eine solche Anstalt gewöhnlich nicht verlangt. Einige wenige Universitäten fordern allerdings eine umfassende allgemeine Bildung, wozu die Kenntniß der griechischen Sprache nicht gerechnet wird. An einigen medicinischen Akademien wird nicht einmal eine gewisse Kenntniß des Lateinischen bei der Aufnahme verlangt. Da bei den Amerikanern Zeit Geld ist, so sind neuerdings einige Hochschulen begründet worden, auf denen die Studenten schon nach einem Cursus von 3 oder 2½ Jahren das Doctor-Diplom und die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erwerben können. Infolge dessen kennt man an solchen Hochschulen keine Ferien. Viele amerikanische Studenten der Medicin besuchen übrigens auch für einige Semester europäische Universitäten. Früher war es in Amerika nichts Seltenes, daß junge Leute, die sich dem ärztlichen Studium widmen wollten, zunächst bei einem erfahrenen Arzte „in die Lehre traten" und dann bei demselben auch als Gehilfen „arbeiteten". Mit dem bei dieser Thätigkeit verdienten Capital besuchten sie dann noch einige Jahre eine medicinische Hochschule und bestanden ihre Prüfungen. Als ich einmal in einem deutschen Verein Nord-Michigans einen Vortrag hielt, war der Vorsitzende des Vereins ein gesuchter Arzt, der sich früher seinen Lebensunterhalt als Cigarrenarbeiter verdient hatte. Der strebsame junge Mann hatte sich im Laufe der Jahre als solcher ein kleines Capital erspart, dann noch im Alter von 33 Jahren angefangen, Medicin zu studiren, und später alle Prüfungen gut bestanden. Auch in New-York sind zwei Aerzte thätig, die früher Arbeiter waren. Auf der anderen Seite giebt es in Amerika „Universitäten", an denen man sich den medicinischen Doctortitel kaufen kann, oder die, wie der Amerikaner scherzweise sagt, demjenigen Studenten, welcher einer solchen alma mater bei seinem Abgange die neueste Auflage eines Conversations-Lexikons oder ein sonstiges encyklopädisches Werk für ihre Bibliothek schenkt, als Gegengeschenk ein Doctor-Diplom verehren. Medicinische Doctor-Diplome sind in Amerika nicht einmal theuer. Der seinerzeit vielgenannte französische „Finanzmann" Cornelius Herz soll ein solches schon für 200 Dollars erstanden und dann ohne alle medicinischen Vorkenntnisse flott darauf los curirt haben. Meist suchen ältere Aerzte, die ein ruhigeres Leben führen, ihre ausgedehnte Praxis aber nicht ganz aufgeben wollen, einen jungen Arzt als Theilhaber. Auch Capitalisten vereinigen sich mit jungen unvermögenden Aerzten. In Amerika schmeckt eben Alles nach Dollars und nach „Business". Hin und wieder kommt es vor, daß ein amerikanischer Arzt eine geprüfte Aerztin heirathet und sich mit ihr geschäftlich verbindet. Die Frau ist dann gewöhnlich Specialistin für Frauen- und Kinderkrankheiten. Uebrigens ist die Zahl der weiblichen Aerzte in Amerika nicht so groß, wie man in Europa häufig annimmt. Für junge Damen, welche in Amerika Medicin studiren, giebt es eine Reihe von Fachschulen, an denen ausschließlich Studentinnen eingeschrieben werden. An andern medicinischen Akademien werden zu gleicher Zeit Studenten und Studentinnen zugelassen. Dann giebt es aber auch wieder in Amerika verschiedene Universitäten und Akademien, an denen, gerade wie in Europa, Studentinnen nicht aufgenommen werden. An zwei amerikanischen Universitäten, an denen bis zum vorigen Jahre Studenten und Studentinnen zusammen studirten, setzten es die Studenten durch kleine Revolten plötzlich durch, daß den Damen das ärztliche Studium untersagt wurde. Daß übrigens die amerikanischen Aerzte oft nicht auf Rosen gebettet sind, erhellt aus folgender Anzeige, die ich in amerikanischen Zeitungen fand: „Gesucht ein handfester Arzt für eine Privat-Irrenheilanstalt in Texas." In manchen amerikanischen Enthaltsamkeitsstaaten ist für Freunde geistiger Getränke, die in solchen Staaten bekanntlich streng verboten sind, der Arzt eine sehr wichtige Persönlichkeit. Er hat nämlich das Recht, Weine, Liqueure und Biere als Arzneimittel zu verschreiben. Daß infolge dessen die Männerwelt in solchen Temperenzstaaten viel „medicinirt", darf nicht Wunder nehmen. In einer kleinen Stadt von Kansas traf ich in den achtziger Jahren einen biederen Deutschen, der seinen Rheumatismus im Einverständniß mit dem Arzte durch den täglichen Genuß von vier Flaschen Lagerbier zu heben suchte. Als ich nach mehrmonatlicher Abwesenheit wieder in dieselbe Stadt kam, heilte der Mann sein Gliederreißen noch immer und verschmitzt lächelnd meinte er, die Medicin sei zwar gut, aber sie wirke nur langsam, und da müsse er sie wohl bis zu seinem Lebensende nehmen. Andere Patienten in Enthaltsamkeitsstaaten „curiren" mit dem täglichen Genusse von Cognac und sonstigen Liqueuren Hühneraugen, das Ergrauen der Kopfhaare, Augenleiden u. s. w. Sehr viel Geld verdienen amerikanische Aerzte mit der Einrichtung von Trinkerasylen. So ist ein Dr. Keely in Dwight in Illinois durch seine sogenannte Goldcur binnen wenigen Jahren mehrfacher Millionär geworden. Dr. Keely heilt ausschließlich scheinbar unverbesserliche Trinker. Während der Columbischen Weltausstellung 1893 fand sogar in Chicago

ein Congreß von „Keely-Graduirten" statt, d. h. auf gut Deutsch von Personen, die als anscheinend unverbesserliche Gewohnheitssäufer schließlich doch nach der Keely'schen Methode geheilt worden waren. Wenn auch in Amerika der Concurrenzneid unter den Aerzten eine Höhe erreicht hat, die man hier vielfach nicht versteht, so giebt es doch eine ganze Reihe von Einrichtungen, in denen Hunderte und Tausende von Aerzten sich zu gemeinsamem Wirken auf wissenschaftlichem und gesundheitlichem Gebiete zusammenfinden. So tagte vor einigen Jahren, während ich zufällig in Milwaukee (Wisconsin) weilte, daselbst die „American Medical Association". Ueber 2000 Aerzte aus allen Theilen der Union nahmen an dieser Versammlung Theil, und eine ganze Reihe wissenschaftlicher Fragen fand auf jenem Congresse eine ernste und eingehende Erörterung. Zum Schlusse sei noch der Sonderbarkeit halber erwähnt, daß Aerzte öfters von ungeheilten Patienten vor amerikanischen Gerichten auf Schadenersatz verklagt und gar nicht selten verurtheilt werden. So wurde vor einigen Jahren ein Dr. Walter G. Allport in Chicago von einem irischen Dienstmädchen Namens Mary Griffin auf 20000 Dollars Schadenersatz verklagt, weil der Beschuldigte das Hüftleiden der Klägerin falsch behandelt hatte. Den Ausgang dieses Prozesses habe ich nicht erfahren, weil ich Chicago inzwischen wieder verlassen hatte. In Neuw-York erhielten aber vor mehreren Jahren zwei Arbeiter je 1000 Dollars Schadenersatz zugesprochen, weil sie von ihren Aerzten nachweislich falsch behandelt worden waren.

Bücherbesprechungen.

— Vorträge über das Bürgerliche Gesetzbuch. Sonderabdruck aus dem Sächsischen Archive für bürgerliches Recht und Prozeß. Leipzig, Roßberg & Berger, Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften 1901. (582 S., Pr. 10 ℳ) — Die Vorträge waren in Dresden zur Einführung in das neue Recht gehalten und dann im Sächsischen Archive für bürgerliches Recht und Prozeß veröffentlicht worden. Sie umfassen so ziemlich alle Theile des bürgerlichen Gesetzbuches, wie sich aus dem Inhalte ergiebt. Es behandelten Landgerichtspräsident Dr. Müller das Einführungsgesetz, Geh. Justizrath Dr. Börner den Allgemeinen Theil, Geh. Justizrath Dr. Grützmann das Grundbuch, die Sicherung von Forderungen durch Grundstücke, die Wirkungen des Besitzes, Landgerichtspräsident Frey die juristischen Personen mit Ausschluß der Stiftungen, Geh. Justizrath Dr. Otto das Recht der Schuldverhältnisse, die ungerechtfertigte Bereicherung und die unerlaubten Handlungen (Abschnitt 1—6, 7 Titel 24, 25), Oberjustizrath Tränkner einzelne Schuldverhältnisse (Abschnitt 7 Titel 1—23), Geh. Rath Rüger Theile des Erbrechts und Oberlandesgerichtsrath Dr. Wulfert einzelne Theile des Familienrechts. War es auch der nächste Zweck der Vorträge, in das neue Recht einzuführen und einen Ueberblick zu bieten, so geben doch die Vorträge ein Mehreres und Bleibendes, wie es nicht allein dem angehenden Juristen, sondern auch dem Praktiker von Werth und Nutzen ist. Sie enthalten mitunter größere Ausführungen über einzelne Theile des Rechts, wie sie von den Vortragenden einem juristisch gebildeten Zuhörerkreise gegenüber erfolgen konnten. Vorzugsweise sind denn solche Theile des Rechts behandelt, die, weil mehr oder minder auf neuen Grundsätzen beruhend, erst durch das Studium vollständig erfaßt und zu eignen gemacht werden müssen. Die Sammlung wird deshalb solchen dienen, die nach den Umständen darauf angewiesen sind, für sich allein zu arbeiten, oder nur in einem kleinen Kreise von Berufsgenossen Anregung finden, weil hier die leichtere Form des Vortrags eher anspricht, als die der streng systematischen Darstellung. Durch den Sonderabdruck sind die Vorträge ihnen leichter zugängig gemacht worden. K—d.

— Das Reichsgesetz, betr. die Gewerbegerichte, vom 29. Juli 1890 liegt uns in einer neuen Erläuterungsausgabe vor, welche der Bürgermeister und Vorsitzende des Gewerbegerichts in Liegnitz Kurt Fredrich im Gesetzverlage von Schulze & Co., Berlin-Groß-Lichterfelde, als 22. Band der Brandis'schen Gesetzsammlung veranstaltet hat. Wenn der im Uebrigen sorgfältig gearbeitete Commentar auch lediglich vom preußischen Rechtsprechungsstandpunkte ausgeht, so erscheint er uns doch schon deshalb recht werthvoll, weil er der erste seiner Art ist, soviel uns bekannt, der nach der Umänderung der Civilprozeßordnung und nach Inkrafttreten des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs entstanden ist. Wir glauben daher diese Ausgabe, deren Preis gebunden auf 1,20 ℳ gestellt ist, wohl empfehlen zu können. ∞

— Die an sich, wie es nach dem Charakter der deutschen Reichsgewerbeordnung nicht anders sein kann, schon besonders umfangreiche Fachliteratur dieses Gegenstands hat einen beachtenswerthen Zuwachs durch Dr. R. Beyendorff in Staßfurt erhalten, welcher sich der Aufgabe unterzogen hat, die Geschichte der Reichsgewerbeordnung zur Einführung in das deutsche Gewerberecht für Beamte, Studirende und Industrielle zu bearbeiten. Das 89 Seiten umfassende Heft ist im Verlage von C. L. Hirschfeld in Leipzig zum Preise von 2,20 ℳ kürzlich erschienen. Wir messen der entschieden fleißigen und aus sachkundiger Feder geflossenen Arbeit in erster Linie historisches Interesse bei, können uns aber mit dem Verfasser in Bezug auf die damit verbundenen propädeutischen Ziele nicht völlig einverstanden erklären, wenn er meint, daß sein Werk Juristen, Verwaltungsbeamten, Industriellen und Gewerbeaufsichtsbeamten eine rechts- und wirthschaftsgeschichtliche Einführung in das Gewerberecht bieten solle, die ihnen die Anwendung der Gewerbeordnung in der Praxis wesentlich erleichtern werde. Ganz abgesehen davon, daß wir auch in den Beamten der Verwaltungsbehörden, soweit sie nicht Kanzleibeamte sind, Juristen sehen und nur den wohl auch vom Verfasser in seiner Einleitung gewollten Unterschied zwischen Juristen der Gerichts- und Verwaltungsbehörden kennen, sind wir der Meinung, daß die Handhabung der Gewerbeordnung von irgend einer Seite in der Hauptsache abhängig ist von der Beurtheilung des praktischen Falls, und daß daher in den Einzelfällen die rechts- und wirthschaftsgeschichtliche Entwickelung wenn überhaupt, dann nur verhältnißmäßig selten von Bedeutung ist. Insoweit glauben wir also nicht, daß Verfasser Etwas geschaffen hat, was für Diejenigen, an die er vornehmlich gedacht hat, ein Bedürfniß bietet. Aber die Durchsicht seiner Arbeit hat uns allerdings gezeigt, daß ihr Inhalt hervorragendes historisches Interesse im Allgemeinen erweckt, wie wir schon Eingangs erwähnten, und daß die Beschäftigung mit der vorliegenden Arbeit insoweit allerdings Jedem empfohlen werden kann, der sich über die geschichtliche Entwickelung unseres deutschen Gewerberechts, eines noch recht flüssigen Stoffes, sachgemäß und in unterhaltender Form unterrichten will. ∞

— Erweiterung der Berufsbildung des deutschen Officiers von Ernst Thümmel, Hauptmann und Adjutant der 85. Infanterie-Brigade. Berlin 1901. Richard Schröder (vorm. Ed. Döring's Erben). — Der Verfasser dieser kleinen Studie hat uns dieselbe durch Brief und Karte angekündigt als eine Arbeit, „die voraussichtlich das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch nehmen wird". Wir wollen den Herrn Hauptmann nicht ganz aus seinem Himmel stürzen, deshalb gern das rege Interesse desselben für die gute Sache anerkennen, können uns aber für seinen Vorschlag von Militärakademien für sämmtliche Officiere nicht begeistern. Der Herr Verfasser ist ja nicht der Erste, der darüber nachgedacht hat und derartige Vorschläge macht; man hat auch schon früher ähnliche Versuche angestellt; man hat anderwärts, wie z. B. in Oesterreich, die Weiterbildung durch Ablegung von Examina bis einschließlich zum Stabsofficier zu gewährleisten gesucht; aber das Lernen und Wissen thut es nicht allein. Auch hier gilt das Wort: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum." Oder wie General J. v. Verdy du Vernois in dem Vorwort zu seinen Studien über Truppenführung sagt, dessen Lectüre wir dem Herrn Verfasser empfehlen, da er es scheinbar bei seinen Studien überschlagen hat: „Der Krieg — wie jede Kunst — erlernt sich nicht auf rationalistischem, sondern nur auf empirischem Wege; um etwas Ordentliches zu leisten, bedarf man auf diesem Gebiete vor Allem der Routine." Diese lernt man aber nicht auf Akademien. Die Güter dieser Erde sind nun einmal verschieden vertheilt. Viele sind berufen, Wenige nur auserwählt! Für die Auserwählten genügt unsere Kriegsakademie. Die jetzige Natur des Kampfes erfordert die Fähigkeit, klare, verständige Entschlüsse zu fassen, diese Entschlüsse auch Anderen klar und deutlich mitzutheilen, die Truppe zur Erreichung dieser Absichten dirigiren zu können und die Charaktereigenschaften eines Führers zu erlangen und zu besitzen. Dies läßt sich auch im praktischen Leben und durch Selbststudium erreichen. Der Herr Verfasser ist gewiß lange der Front entrückt, sonst müßte er wissen, daß man auch bei der Truppe jetzt in ausgedehnter Weise das Interesse der Officiere an theoretischen Studien zu wecken sucht

und die Commandeure es sich sehr angelegen sein lassen, die Ausbildung des militärischen Verständnisses ihrer Officiere zu heben. —r.

— Buchholz, Charakterbilder aus Amerika. Dritte Auflage, durchgesehen und verbessert von Prof. Dr. R. Schoener. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1901. Preis 1,20 ℳ. — Die vorliegenden kleinen Charakterbilder erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. In Schule und Haus greift man gern auf sie zurück. Die gesammte Sammlung umfaßt 10 Bändchen, deren achtes die Charakterbilder aus Amerika sind. Vier Skizzen zeichnen Amerika im Allgemeinen; 16 Bilder veranschaulichen wichtige Momente aus der Geographie Südamerikas; 7 Bilder beziehen sich auf Mittelamerika und Westindien; 26 Bilder führen ein in das Land und Leben Nordamerikas. Viele Charakterbilder sind recht anschaulich und klar geschrieben, so besonders die, die einzelne Dinge näher beleuchten, wie z. B. die Llanos, die Salpeterwüste Atakama, die Schwamminbustrie auf den Bahamas, die Baumwolle, Neuyork u. a. m. Andere dieser kleinen Aufsätze lassen indes auch zu wünschen übrig, so der über den Niagarafall; wie dessen lebendige Kraft zu so vielen industriellen Unternehmungen gebraucht wird, davon vernehmen wir kein Wort. Von Californien und Klondyke ist Nichts berichtet, ebenso Nichts von dem großen vulkanischen Heerd Centralamerikas. Als ein Fehler ist geradezu die Lücke zu empfinden, daß in Südamerika nicht ein Charakterbild den deutschen Ansiedelungen Südbrasiliens gewidmet ist. Es.

— Historische Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Sybel). Herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 50. (der ganzen Reihe 86.) Band. 2. und 3. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg. 1901. — Auch die beiden neuesten Hefte der Histor. Zeitschrift bieten dem Geschichtsfreunde wie dem Fachmann reiche und vielseitige Anregung. Die umfangreiche Abhandlung von H. Gelzer über das Verhältniß von Staat und Kirche in Byzanz führt uns in ein wenig bekanntes Gebiet. Auf Grund eingehender Quellenuntersuchungen enthält sie in großen Umrissen einen Ueberblick über die Stellung der oströmischen Kaiser zur Kirche von der Zeit Konstantin's des Großen bis ins 11. Jahrhundert hinein. Das Uebergewicht der Kaiser, die für sich von vornherein zugleich priesterliche Eigenschaften in Anspruch nahmen, wurde durch die Synode von Chalkedon (451) wesentlich bestärkt und behauptete sich trotz der Angriffe einzelner bedeutender Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit gegenüber der weltlichen Macht, wie des h. Maximos, des Patriarchen Makarios von Antiochia, des Theodorus Studita und trotz vorübergehenden Anschlusses an Ost-Rom; seit dem Ende des 9. Jahrhunderts ist das Oberaufsichtsrecht der Kaiser unbestritten, auf kirchenrechtlichem Gebiete sind nur die Kaiser schöpferisch thätig. Die Behandlung der Dissidenten läßt erkennen, wie Reichsangehörigkeit und Glauben als identisch gelten. Wenn der Verfasser am Schlusse darauf hinweist, wie das russische Reich in politisch-kirchlicher Hinsicht als Abbild von Neu-Rom erscheint, so ist dies von besonderem Interesse. Karl Wenck „Französische Werbungen um die deutsche Königskrone zur Zeit Philipp's des Schönen und Clemens V." knüpft an ein kürzlich von J. Schwabe veröffentlichtes Schriftstück von 1313, in dem er eine Gesandtschaftsinstruction für den von König Philipp von Frankreich an Papst Clemens V. geschickten Peter Barrière erkennt, Bemerkungen über die Bemühungen Philipp's um die deutsche Königskrone 1308 und 1313/14 und die zweideutige Rolle, die Papst Clemens dabei gespielt hat, sowie einige Nachweise über die Persönlichkeit Barrière's an. Eine geistreiche Skizze von G. Dehio „Ueber den Einfluß der französischen auf die deutsche Kunst im 13. Jahrhundert" — ursprünglich ein für den vorjährigen Pariser Congrès d'histoire comparée bestimmter Vortrag — faßt die Ergebnisse langjähriger Forschungen zusammen; der französische Ursprung der gothischen Baukunst wird anerkannt, ihre Verbreitung als einer der merkwürdigsten Beweise für die Tiefe und Stärke des Gemeingefühls der occidentalischen Völker bezeichnet. Zumeist sind es wohl deutsche Meister und Werkleute gewesen, die in Frankreich arbeiteten und den neuen Stil, den sie hier kennen lernten, nach Deutschland übertrugen. Er beeinflußte zunächst nur äußerlich die hergebrachten romanischen Bauformen; dann zeigt sich auch in der Construction französischer Einfluß, wobei bestimmte Bauten (Kathedralen in Laon und Soissons) maßgebend waren, und schließlich erfüllen sich die aus Frankreich übernommenen Formen mit individuellem Geiste. Erst nach vollzogener Reception trat eine Assimilation, eine Verdeutschung des Stils ein. Aehnliche Beobachtungen werden hinsichtlich der Plastik gemacht. Auf die außerordentlich inhaltreiche Studie von Otto Hintze „Der österreichische und der preußische Beamtenstaat im 17. und 18. Jahrhundert", die an der Hand der neuerdings erschienenen Arbeiten von Luschin v. Ebengreuth, Alfons Huber und Adolf Bachmann über österreichische Reichsgeschichte die Entwickelung der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse Oesterreichs seit dem 16. Jahrhundert verfolgt und lehrreiche Parallelen zu der in vieler Hinsicht wesentlich abweichenden gleichen Entwickelung in Preußen zieht, können wir nicht näher eingehen, wenn wir die uns gezogenen Grenzen nicht überschreiten wollen. Als Miscellen veröffentlicht Ludwig Geiger einen Brief der Wittwe des Göttinger Philologen Chr. G. Heyne vom 3. und 4. Sept. 1814, der interessante Mittheilungen über Gneisenau enthält, und Th. Schiemann eine Reihe von Briefen des Frhrn. Peter v. Meyendorff, der 1835—1850 als russischer Gesandter in Berlin lebte, an seine Brüder; sie stammen meist aus den Jahren 1848—1850 und enthalten beachtenswerthe Urtheile über die damaligen Zeitereignisse. — Beide Hefte schließen mit Literaturberichten, Notizen und Nachrichten. —m—

— Der Türmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Preis vierteljährl. (3 Hefte) 4 ℳ. — Man braucht nicht mit Allem, was der Türmer zu sagen weiß, einverstanden zu sein —, eine solche vollständige Uebereinstimmung wird sich gerade einem so selbständigen Charakter, wie ihn der Türmer verräth, gegenüber schwerlich erzielen lassen —, um anerkennen zu müssen, daß der Türmer zu den beachtenswerthesten Erscheinungen in unserer Zeitschriftenliteratur gehört. Sein unerschrockener Freimuth in der Behandlung unserer öffentlichen Fragen, sein unverrückbares Festhalten an einem das ganze Thun und Handeln bestimmenden lebendigen positiven Christenthum, sein keineswegs engherziges aber bestimmtes Eintreten für eine ideale Weltanschauung überhaupt gegenüber dem Materialismus unserer Tage und nicht zuletzt die durchaus subjectiv gefärbte Art des ganzen sich Gebens, die überall, auch in den Beiträgen der Mitarbeiter, die Persönlichkeit des Herausgebers deutlich erkennen läßt, fesseln das Interesse und lassen auch das als beachtenswerth erscheinen, worin man nicht der Ansicht des Türmers zu folgen geneigt ist. Die schwächste Seite des Türmers scheint dem Referenten, um das hier gleich auszusprechen, in der Behandlung politischer Tagesfragen zu liegen. Auf diesem Gebiet denkt der Türmer unserer Ansicht nach zu sehr mit dem Herzen und räumt dem kühl abwägenden Verstande eine gar zu kleine Nebenrolle ein, um uns seiner Führung anvertrauen zu können, aber anregend wirken die hier ausgesprochenen Gedanken trotzdem und der offene ehrliche Freimuth, mit dem hier gekämpft wird, ist, auch wenn er zuweilen daneben haut, allein etwas werth in einer Zeit, die so arm ist an Charakteren. Der Türmer ist ein solcher. — Aus dem Inhalt der letzten beiden Hefte seien hier anschließend noch einige der größeren Beiträge genannt: Zunächst die fesselnde Erzählung von A. Rantzau „Feuer", sodann ein paar kleinere Skizzen „Kreuzigung" von Johannes Kruse, „Der fremde Mann", eine Legende aus unseren Tagen von Paul Quensel und „Neue Guckkastenbildchen" von Carl Bechstein. Von den kleineren lyrischen Beiträgen wäre in erster Linie zu nennen Rudolf Presbers „Erinnerung", von größeren Prosaaufsätzen sodann noch aus dem Aprilheft „Gustav Theodor Fechner" von Willy Pastor, „China gegen Europa" von E. v. Hesse-Wartegg, „Graf Gobineaus Rassenwert" von Carl Berger und „Franz Liszt und die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein" von Karl Storck, aus dem Maiheft: „Die menschliche Seele in den Upanishads" von Dr. Max Dreßler, „Mirabeau als französischer Geheimagent in Berlin" von Dr. Hermann Rösemeier ꝛc. Eine „Offene Halle", ein „Tagebuch des Türmers", ein Briefkasten und Abtheilungen für Kritik dienen zur Erörterung von Tagesfragen, der Besprechung von Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, sowie der offenen Aussprache verschiedener Meinungen aus dem Leserkreise heraus. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 65. | Sonnabend, den 1. Juni, Abends. | 1901.

Roß und Reiter im Spiegel der Sprache.

Von Ernst Haupt.

Unser edelstes Hausthier, das Pferd, hat einen ganz merkwürdigen Namen. Das Wort Pferd kommt von dem spätlateinischen paraveredus, und dieses ist zusammengesetzt aus dem griechischen Worte para neben und veredus Courierpferd; veredus stammt von keltisch reda der Wagen: also eigentlich das Extrapostpferd, das dritte Pferd neben dem des Couriers und des Postillons. Roß, angelsächsisch hors, englisch horse, erweckt in uns die Erinnerung an Horsa und Hengist, die sagenhaften Helden, welche die angelsächsische Herrschaft in Britannien begründet haben, und ist mit dem lateinischen cursus der Lauf verwandt. Nach andrer Ansicht kommt Roß von rüsten, bedeutet also Streitroß, während Pferd das Reitpferd der Damen ist. Zelter hat seinen Namen von zelt d. i. der leichte Schritt. Gaul fassen Manche als Lehnwort aus dem lateinischen caballus, daher Cavallerie, Cavalier u. s. w. Einem geschenkten Gaul sieht man bekanntlich nicht ins Maul; man erkennt ja das Alter der Pferde an den Zähnen. Vielleicht stammt daher auch die Redensart: Jemandem auf den Zahn fühlen. Klepper kommt von klappern d. i. mit den Hufen aufschlagen. Von Mähre kommt Marschall, eigentlich Pferdeknecht, und Marstall. Stall kommt von stehen und bedeutet Stelle; auch Stuhl gehört hierher, ferner Stute d. i. Bestand an Zuchtpferden. Von Stute kommt Gestüt und Stuttgart. Fohlen und Füllen ist das lateinische pullus, also ganz allgemein: das junge Thier. Ein Pferd mit weißgelblichem Haar nennen wir Isabelle nach der spanischen Prinzessin Isabella, der Tochter Philipp's II., der Regentin der Niederlande. Schimmel ist ein Pferd von der Farbe des Schimmels auf dem Brode; verwandt ist schimmern und scheinen. Rappe ist dasselbe Wort wie Rabe; ebenso verhält sich Knappe zu Knabe. Hierher gehört auch berappen d. i. bezahlen mit Münzen, auf welchen ein Rappe oder ein Rabe abgebildet war; ferner die Redensart: auf Schusters Rappen reiten, d. h. auf den schwarzen Rossen, die der Schuster anfertigt, also in Schuhen oder Stiefeln zu Fuße gehen. Um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, haben wir das höflichere Wort Steckenpferd. Der Ausdruck ist von dem beliebten Kinderspielzeug auf kleine Liebhabereien und Lieblingsneigungen Erwachsener übertragen und hat häufig den Nebenbegriff des Kindischen. Das Paradepferd ist zunächst ein zum Paradeaufzug dienendes Pferd, dann überhaupt ein Pracht- oder Prunkpferd, mit dem man Staat machen will. Uebertragen sagt man z. B. ein Schauspieler reitet sein Paradepferd, wenn er diejenige Rolle giebt, in der er sich ganz besonders auszeichnet. Hierher gehört auch die Redensart: sich aufs hohe Pferd setzen, d. i. sich hochmüthig spreizen, stolz thun. Denn unwillkürlich giebt das Gefühl, hoch zu Rosse zu sitzen, dem Reiter einen gewissen Stolz. Zu vergleichen ist der Ausdruck hochtrabend und hochfahrend. Pferdearbeit ist übermenschliche Arbeit, denn das Pferd übertrifft den Menschen an Ausdauer und Kraft. Daher mißt die Mechanik nach Pferdekräften. Das Wort gehört zu den sogenannten Volkssuperlativen, die gern mit Thiernamen gebildet werden wie: Bärenkälte, Wolfshunger, Sauglück, saugrob, fuchswild, hundemüde, spinnefeind. So spricht man auch von einer Pferdekur, wenn ein Arzt übermäßig starke Medicin verordnet, wie sie wohl für eine Pferdenatur, aber nicht für den zarteren Menschen sich eignet. Die Roßkastanie hat ihren Namen auch davon, daß sie als Pferdefutter dient. Wenn das Pferd seine Arbeit vor dem Wagen oder vor dem Pfluge gethan hat, so wird es ausgespannt und in den Stall geführt. Daher ist das Ausspannen ein Bild vom Niederlegen der Arbeit; wir sagen z. B.: „Wenn das noch lange so fortgeht, muß ich ausspannen." Natürlich darf man die Pferde nicht hinter den Wagen oder den Pflug vor die Pferde spannen oder gar das Pferd beim Schwanze aufzäumen — alles Ausdrücke für: eine Sache verkehrt anfangen. Ein Pferd ist fromm, wenn es ruhig und gehorsam ist; militärfromm, wenn es beim Trommelschlag, bei Gewehrfeuer und Kanonendonner nicht erschrickt. Fromm ist ursprünglich tüchtig, tapfer; es ist vielleicht verwandt mit dem lateinischen primus der erste und dem deutschen Frau und Fron (d. i. Herr) in Frondienst, Fronfeste, Fronleichnam u. s. w. Ein zorniges oder eigensinniges Pferd bäumt sich, d. h. es richtet sich baumgerade empor, hebt die Vorderfüße und stellt sich auf die Hinterbeine. Das wird scherzhaft von dem vierbeinigen Pferd auf den Menschen übertragen in dem Sinne: sich zur Wehr setzen, sich stemmen, sich sträuben, sich weigern. Hierher gehört auch die Redensart: der Hafer sticht ihn, d. h. das gute Leben macht ihn übermüthig. Denn das gut genährte Pferd, das wenig zu verrichten hat, wird oft unwillig und unbändig, schlägt aus und geht mit dem Reiter oder mit dem Wagen durch. Das wird übertragen zu: flüchtig werden, die Flucht ergreifen. So erzählt man: der Cassirer ist mit der Casse durchgegangen u. ä. Wir reden ferner von ausgelassen sein; darin mag ein Vergleich liegen mit den Füllen, die aus dem Stalle „herausgelassen" werden und sich nun auf der Wiese tummeln. Ausgelassen sein ist also soviel als: sich ungebundener Fröhlichkeit hingeben; doch ist die Beziehung zu jungen Pferden nicht gerade zwingend. Schließlich ist zu erwähnen: über den Strang schlagen, d. h. in ausgelassener Freude zu weit gehen, wie ein muthwilliges Pferd, das ausschlägt, nämlich aus dem Geschirr herausschlägt und dabei mit den Beinen über den Strang schlägt, an dem es ziehen soll. Die Redensart: wenn alle Stränge reißen, heißt: wenn Alles fehlschlägt, im äußersten Nothfalle. Man denkt dabei an einen mit mehreren Pferden bespannten Wagen. Alle Stränge anziehen, heißt: alle Kraft aufbieten und an einem Strang ziehen, nach demselben Ziele streben, derselben Gesinnung sein. Vom Lenken der Pferde kommt die Redensart, Jemanden im Zaume halten, kurz halten, zügeln, so daß er keine großen Sprünge machen kann. Das Gegenstück ist mit verhängtem Zügel, d. h. im schnellsten Lauf; denn verhängen bedeutet nicht blos: durch ein vorgehängtes Tuch oder dergleichen etwas verbergen, zum Beispiel ein Bild, sondern auch: machen, daß etwas hängt, ist also der Gegensatz zum straffen Anziehen. Die Zügel schießen lassen gebrauchen wir besonders von denen, die ihrem Eigenwillen, ihren Leidenschaften freien Lauf lassen, also ein zügelloses Leben führen. Gestiefelt und gespornt, auch substantivisch mit Stiefeln und mit Sporen, d. h. vollständig gerüstet und gewappnet gebrauchen wir für vollständig angekleidet. Spornstreichs bedeutet schleunigst, eigentlich: indem man sein Pferd mit den Sporen antreibt. Ein junger Heißsporn ist ursprünglich ein ritterlicher Jüngling, der sein Pferd zu hitzig anspornt, also ein Hitzkopf. Wir verdanken das Wort Schlegel's Uebersetzung zu Shakespeare's „Heinrich IV.", wo Henry Percy den Beinamen Hotspur führt, den Schlegel mit „Heißsporn" wiedergab. Sich die Sporen verdienen sagt man von einem, der sich zum ersten Male durch eine rühmliche That ausgezeichnet hat. Beim Ritterschlag wurden nämlich dem jungen Helden goldene Sporen als Abzeichen der Ritterwürde feierlich angeschnallt. Das alte Wort für Steigbügel ist Stegreif. Aus dem Stegreif bedeutet also: ohne vom Pferde abzusteigen, ohne sich erst lange zu besinnen, unvorbereitet. Dem entspricht im Lateinischen ex tempore, daher extemporiren

und Extemporale. Das Gegenstück dazu haben wir in dem Zeitwort sich vorbereiten und in dem Eigenschaftsworte bereit, das sich mit beritten deckt. Hierher gehört auch gut beschlagen, das sich ursprünglich auf den Huf des Pferdes bezieht, ferner sich satteln. Wir gebrauchen sich satteln wie sich rüsten, sich wappnen, sich fertig machen und fühlen das Pronomen sich als Accusativ, es ist aber eigentlich Dativ. Wer in den Krieg ziehen oder doch eine Reise antreten will, sattelt sich, d. h. für sich sein Roß. Wer gesattelt hat, ist gesattelt, und wenn er ein tüchtiger Reiter ist, sitzt er fest im Sattel, ist sattelfest und in allen Sätteln gerecht, d. h. gerichtet. Umsatteln bedeutet den Beruf wechseln, eigentlich in einen andern Sattel steigen. Von reiten kommt hineinreiten oder in die Tinte reiten. Die schwarze Tinte ist das Bild des Unheils, daher auch: in der Tinte stecken. Ferner: auf einer Sache, auf einem Princip herumreiten. Der Reiter ist der Herr, das Pferd muß ihm gehorchen; daher die Frage: Reitet dich denn der Teufel? Reiter und Ritter war ursprünglich dasselbe. Verschiedene dem Ritterleben entstammende Redensarten sind schon erwähnt worden. Denn gerade dem Ritterleben verdanken wir den schönsten Bilderschmuck unserer Sprache. Die ganze Pracht und Herrlichkeit des Ritterthums lebt da vor unsern staunenden Augen wieder auf. Wir sehen, wie die Ritter einander den Fehdehandschuh hinwerfen und wie der Gegner den Fehdehandschuh aufhebt. Das geschah sehr feierlich und umständlich. Daher noch heute die Redensart viel Aufhebens von etwas machen. Wir sehen ferner, wie die Ritter sich in die Schranken fordern, und in die Schranken treten, einander die Spitze bieten und miteinander eine Lanze brechen, wie sie einander Stand halten und Stich halten, oder einander aus dem Sattel heben und in den Sand setzen, wie der eine den andern aussticht und wie er im Kampfe besteht, während sein Gegner unterliegt. Und wir selber stehen mittendrin in Fehde und Turnier, wenn wir für einen Freund eintreten oder für ihn einstehen, ihn vertreten, seine Sache mit stichhaltigen Gründen verfechten, ihm die Stange halten, eine Lanze für ihn einlegen, ihm auf die Sprünge helfen, ihn nicht im Stich lassen, sondern ihm beistehen gegen seine Widersacher, mögen sie nun mit offenem oder mit geschlossenem Visier kämpfen. Die Angriffswaffen der Ritter waren Speer und Schwert. Das kurze Schwert hieß sahs, davon der Name Sachsen. Von dem scharf geschliffenen Schwert kommt der Ausdruck Schneide haben und schneidig. Der Speer hieß Ger; daher Germanen d. i. Speermänner und viele männliche und weibliche Eigennamen wie Gertrud d. i. die Speerkämpferin, Gerhard d. i. stark mit dem Speer, Rüdiger d. i. berühmt durch den Speer. Vom Schießen mit dem Speer stammt: treffen, treffend, trefflich, triftig und Treffer; ferner fehlen, Fehler, weitgefehlt! fehlgeschossen! daneben schießen und über das Ziel hinausschießen. Zur Abwehr der feindlichen Geschosse diente der Schild. Dieser wurde mit allerhand Bildern bemalt, aus denen sich nach und nach die Ritterwappen entwickelt haben. Auf diese Abzeichen bezieht sich der Ausdruck etwas im Schilde führen, jetzt soviel wie etwas beabsichtigen, meist mit dem Beigeschmack des Heimlichen und Bösen. Unser Wort schildern für lebhaft beschreiben heißt also ursprünglich: den Schild bemalen. Die Redensart: Jemanden auf den Schild heben beruht auf der altgermanischen Sitte, den erwählten Herzog, d. i. den Heerführer, der dem Heere voranzog, auf den Schild zu heben, um ihn so allem Volke zu zeigen. Denn Volk ist stets Kriegsvolk. Von der gemeinsamen Heerfahrt hat der Gefährte seinen Namen. Kamerad dagegen ist von Kammer und Geselle von Saal gebildet worden, bedeutet also: wer mit einem Andern in derselben Kammer oder in demselben Saale sich befindet. Compagnie und Compagnon hängt zusammen mit Cumpan, das aus dem lateinischen cum mit und panis Brod entstanden ist. Es deckt sich also mit Genosse, denn unter Genossen versteht man ursprünglich die, welche dasselbe Brod genießen, d. h. bei demselben Herrn in Diensten stehen. Das Gesinde aber ist eigentlich die Kriegsgefolgschaft. Kriegen bedeutet nicht blos Krieg führen, sonden auch etwas bekommen. Denn der Sieger nahm dem überwundenen Gegner seine Kleider und seine Waffen. Von dem Raube der Kleider kommt das französische Wort Robe, von der Wegnahme der Rüstung Entrüstung und entrüstet. Wunderbarer Weise ist entrüstet fast dasselbe wie in Harnisch. Wer den Harnisch anhat, ist bereit zu kämpfen, daher bedeutet in Harnisch bringen so viel als zornig machen und in Harnisch gerathen so viel als zornig werden. Vorüber sind die Zeiten der Fehden und der Turniere, die Zeiten des Ritterthums und des Faustrechts, da Roß und Reiter eisengerüstet hinauszogen zu Krieg und Sieg: aber noch heute vernehmen wir einen hellen Klang aus jener kampfesfrohen Zeit in dem herrlichen Bilderschmuck unsrer Muttersprache.

Eckermann als Bearbeiter von Goethe's Faust.

Was ist es nur, das uns immer wieder zum Faust zurückzieht, diesem Werk, das nach Gottfr. Keller's Ausspruch alle Deutschen elektrisirt? Liegt da vor uns ein hübsch, alterthümlich ausgestattetes Büchlein, das uns aufs Neue in den Bann der Fausttragödie hineinzaubert und uns wiederum die Frage erörtern läßt, wie der zweite Theil dieses gewaltigen Werkes für die Bühne endgiltig gewonnen werden kann, was bisher trotz aller Anstrengungen noch nicht geschehen ist. Das Büchlein betitelt sich: Goethe's Faust am Hofe des Kaisers. In drei Acten für die Bühne eingerichtet von Johann Peter Eckermann. Aus Eckermann's Nachlaß herausgegeben von Friedrich Tewes. Berlin, Georg Reimer. 2,40 ℳ.

Wie bekannt, hat man neuerdings begonnen, darauf zu verzichten, den ganzen zweiten Theil des Faust an einem Abend aufzuführen. So hat Paul Lindau den letzten Act für sich allein dargestellt unter dem Titel: Faust's Tod. Dieses Verfahren erhält durch die vorliegende Bearbeitung Eckermann's eine unerwartete Rechtfertigung. Eckermann will den zweiten Theil sogar in drei Theile theilen, also eine Trilogie daraus machen, deren erster Theil Faust am Hofe des Kaisers — das vorliegende Büchlein — darstellt, der zweite die Helenahandlung, der dritte Faust's Tod, entsprechend Lindau's Vorgehen. Eckermann sagt: „Den flüchtigen Gedanken, den ganzen zweiten Theil des Faust in einem Abend zu geben und danach zurechtzuschneiden, muß man als einen unschuldigen Wahn aufgeben. Vielmehr ist der Faust, wenn man ihn nicht sündlicher Weise verstümmeln und sich an dem größten Meisterwerke der Nation ganz unverzeihlich versündigen will, als Trilogie zu behandeln . . . Sonst weiß ich kein Mittel. Es entspringen aus dieser Abtheilung unendliche Vortheile, welche zu entwickeln ins Weite führen würde und ich übergehen darf. . . Bei diesem Entschluß wollen wir festhalten, auf anderem Wege kommen wir zu nichts Gescheutem, sondern verwickeln uns in lauter Unmöglichkeiten.“ Man wird der hier aufgestellten Ansicht beipflichten können und die Aufführungen des ganzen zweiten Theils an einem Abende, bei denen es zu Vergewaltigungen kommen mußte, haben den Beweis der Wahrheit erbracht. Interessant wäre, zu erfahren, ob das Vorgehen Eckermann's auf seinem eigenen Entschluß beruht oder ob etwa Goethe, dessen täglicher Besucher ja Eckermann war, die Anregung dazu gegeben hat. Im Allgemeinen ist Goethe wohl kein Freund der Aufführung seines Riesenwerkes gewesen, für die der Faust ja gar nicht geschrieben worden ist. Es wäre aber wohl möglich, daß der Altmeister, gedrängt von etwa an ihn herantretenden Wünschen nach einer Aufführung, sich doch schließlich zustimmend geäußert habe, indem er von zwei Uebeln das kleinere wählte. Doch ist uns darüber nichts bekannt. Es ist wohl oft, z. B. von Vischer in seinem dritten Theile des Faust getadelt worden, daß Faust im zweiten Theile so leichten Kaufs von seiner großen Schuld wegkomme.

Hat man ein Weib so scheußlich cujonirt,
Wird man durch Elfensang nicht absolvirt

sagt Vischer. Man hat hier sogar eine sittliche Schwäche des großen Dichters herausgefunden. Wir gestehen, daß sich diese Anklage nicht ganz von der Hand weisen läßt. Bei der Lectüre dieses Eckermann'schen Büchleins aber ist uns Dasjenige eingefallen, was man etwa als Vertheidigung zu Gunsten des Beschuldigten anführen könnte. Goethe hat sich selbst darüber ausgesprochen und sagt: „Es ist, als wäre Alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Faust's ganze Seele erschüttern mußten, so konnte ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's gethan, völlig zu paralysiren und als vernichtet zu betrachten und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hierbei eine Zuflucht zu wohlthätigen mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist Alles Mitleid und das

tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschen Richtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser, in Sünde Versunkener ist, ob er heilig ob er böse, jammert sie der Unglücksmann, und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts Höheres im Sinne, als ihn durch einen kräftigen, tiefen Schlummer die Greuel der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen. Erst badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth." So milde urtheilt der Dichter selbst über den Helden seines Gedichts. Können wir uns dem ganz verschließen? Doch zurück zu Eckermann's Bühnenbearbeitung! Vielleicht hilft uns gerade diese Goethe'sche Betrachtung das nun Folgende besser genießen. Nach den Elfengesängen und Faust's Monolog: Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig hat Eckermann ein Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles eingeschoben, das auf die Kaiserscene hinüberleiten soll und anhebt: Mephistopheles (herankommend, umherspürend): Was wäre nun des strengen Herrn Belieben? Faust: Du hast Dich lang umhergetrieben. Eckermann geht von dem Gedanken aus, daß das Publicum den an sich schönen eben genannten Monolog Faust's mit seiner Bilderpracht vom Wassersturz doch nicht recht verstehen werde und daß diesem mangelnden Verständniß dadurch abgeholfen werden könnte, daß man es dem Zuschauer näher legt, was Faust eigentlich nach der Erschütterung fühlt und wozu er sich aufrafft. Dies geschieht durch den genannten Dialog Faust's und Mephisto's, der sich in einiger Breite dahingießt und sich bezeichnender Weise in goethisirender Sprechweise bewegt, wie man schon aus der oben angeführten Probe erkennt, ein Zeichen dafür, wie der tägliche Umgang mit dem Altmeister Denken und Sinnen beeinflussen konnte. Die Bedenken Eckermann's gegen den Faustmonolog oder vielmehr die Bedenken, die er betreffs der Fähigkeit der Zuhörer zu verstehen hegte, kann man wohl gelten lassen. Uns wenigstens hat es im Theater oft geschienen, als ob das Publicum nicht recht hinhörte, weil ihm der Monolog nicht so leicht liegt nach der verständlicheren Ausdrucksweise und dem müheloseren Genuß des ersten Theils. Der Stoff theilt sich in drei Acte. Der erste reicht vom Erwachen Faust's auf dem Blumenlager bis zu den Versen:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein.
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Dieser Act trifft also die Vorbereitungen zu dem Maskenfest. Der zweite giebt als Mittelact in schöner Breite das Maskenfest selbst, das bisher bei den Aufführungen immer zu kurz kam, ja aus Oekonomie zu kurz kommen mußte. Der dritte bringt die Ausgabe des Papiergeldes und die Beschwörung des Paris und der Helena und endet mit der Explosion und Mephistopheles' Worten:

Da habt ihr's nun! mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

Damit schließt dann der Abend ab. Es leuchtet ein, daß sich aus dieser Methode, den zweiten Theil des Faust nochmals zu theilen, viele Vortheile ergeben. Wir sehen ein Ganzes vor uns, das, weil es bisher mit mehreren anderen ganzen Theilen zu einem zweiten Theile der Tragödie zusammengekoppelt war, für sich zu keiner Sonderwirkung kommen konnte, da eine Wirkung die andere aufhob. Durch diese Methode gelangt auch der Maskenzug zur besonderen Entfaltung, ja, man kann sagen, so kommt er überhaupt erst zu seinem Recht. Die vielen geistvollen Einzelheiten, die hübschen Verse und Sentenzen, die entzücken, werden so erst dem Ohre vernehmbar, das immer wieder neue Feinheiten und Aussprüche der Lebensweisheit entdeckt, an denen Goethe, namentlich der alte, so reich war. Goethe liebte bekanntlich, vielleicht von seiner italienischen Reise und seiner Vorliebe für das Land, wo die Citronen blühn, her, diese Mummereien besonders, in deren Verkleidung sich Manches sagen läßt, was sich sonst nicht so ohne Weiteres sagen läßt, und die manche Freiheit gestatten, die sonst nicht gestattet ist. Er hat vielfach für solche Umzüge, bei denen auch das Auge durch das Kostüm und das Ohr durch die Musik zu wohlthuender Thätigkeit kommt, Pläne entworfen und Verse geschrieben. Dieser Mummenschanz hier, bei dem der Kaiser als Plutus auftritt und Schätze austheilt, Mephisto als Geizhals Avaritia einschränkend wirkt, der Knabe Lenker den Euphorion vorahnen läßt, gehört mit zum Reizvollsten und Bedeutendsten der Art. Bisher kam, wie gesagt, dieser Theil nicht zu seinem vollen Recht. In der Kürzung, in der Hast der Handlung, die zu einem ziemlich entfernten Ende drängen mußte, wurden die niedlichen Sachen beschnitten, wie mit einer strengen Gärtnerscheere, zu Boden getreten, wie zarte Blümchen. So aber wuchern sie lustig empor, die dabei doch maßvoll und ordnungsliebend sind, artig, trotz aller genialen Unart, daß sie sich dem Ganzen, wenn es richtig erfaßt und als ein Ganzes gelassen wird, wohl einfügen und keine übermäßigen Ansprüche erheben. Diese hübschen Kinder verdienen ja auch nichts Anderes als Berücksichtigung. Denn kann man etwas Zierlicheres und Treffenderes sagen als z. B. die Verse:

Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt.

Goethe, der seltene Frauenkenner, zeigt sich in dieser Beleuchtung der Wechselbeziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, wie sie in dem Mummenschanz zu Tage treten, von seiner glänzendsten Seite. Wir setzen dabei voraus, daß die Einzelheiten dieses herrlichen Maskenzugs auch auf der Bühne zur vollen Wirkung kommen, was wir aber nicht bezweifeln, da sie ja nur dazu da sind, die dramatische Handlung zu treiben, die durch sie keineswegs unterbrochen wird. Und man thut dem Publicum Unrecht, daß man ihm unterlegt, es habe für das rein poetische Wort auf der Bühne kein Verständniß, keine Aufnahmefähigkeit mehr. Das dichterische Wort ist zwar neuerdings, wo die bloße Handlung in ihrer brutalsten Form ja vielfach alles Andere zurückgedrängt hat, mehrfach schnöde um sein Recht gekommen. Verloren hat es dies jedoch nicht. Man macht in Betreff der fast als verschollen betrachteten Wirkung des dichterischen Wortes oft seine eigenthümliche, erfreuliche Erfahrung, vorausgesetzt, daß das Publicum danach ist, d. h. nicht etwa ganz, was leider jetzt vielfach der Fall ist, verkommen und keiner edleren Begierde mehr fähig. Sein Herz ist in den Koth getreten, wie der Ausspruch eines Alten lautet, den Goethe als Motto über die erste Fassung seines Götz von Berlichingen setzte. Nein, noch nicht Aller Herz ist so etwas nachzusagen. Doch wir kommen ganz von unserem Thema ab. Also der zweite Act stellt in behaglicher Breite, wie sie dem Werk geziemt und ein behäbigeres Publicum voraussetzt, den ganzen Maskenzug mit seinen vielen entzückenden Einzelheiten dar und kommt auch so zu voller Wirkung und Entfaltung der Kräfte. Daß dabei, was gute Besetzung anbelangt, zierliche und zweckentsprechende Kostümirung, Eingreifen der Musik, das Möglichste geleistet werden muß, ist selbstverständlich. Eckermann hat in seinen Bemerkungen zum Text, die zum Theil sehr eingehend sind, sich in diesem Sinne ausgesprochen. Sie beziehen sich zwar vielfach auf die Weimarer Bühne und ihre Vertreter, auf der dieser „Faust am Hofe des Kaisers" zwei Mal in den fünfziger Jahren aufgeführt worden ist, können jedoch auch einem Regisseur von heute von Nutzen sein. Einseitigkeiten der Bühnenanschauung, die sich unter dem Einfluß der Weimarer Theaterschule und ihrer Schauspielkunst, die sich ja vorwiegend nach einer gewissen Richtung hin entwickelte, dem Schönheitsbedürfniß bis zum Conventionellen, Aeußerlichen und hier und da Unwahren huldigte, solchen Einseitigkeiten könnte leicht abgeholfen und vorgebeugt werden.

Fassen wir das Gesagte noch einmal zusammen, so finden wir, daß wir hier ein bühnenpraktisches Vorgehen vor uns haben, das unsere Beachtung verdient. Dadurch, daß uns nur ein Theil des zweiten Theiles der Tragödie Faust vor Augen geführt wird, sind wir in die Lage gesetzt, diesen für sich allein zu genießen, ohne uns um das noch Folgende zu kümmern. Das Wirken Faust's am Kaiserhofe stellt sich uns als eine Einheit dar. Auch im dritten Acte kommen, eben weil die Aufmerksamkeit des Zuhörers eine ungetheilte ist, alle jene kleinen Feinheiten mehr zu ihrem Rechte, die insbesondere dieser Abschnitt des Faust enthält, die Wechselgespräche zwischen den Rittern und Schönen bei der Erscheinung des antiken Gespenstes und Anderes mehr. Wenn schließlich Faust durch eine Explosion am Boden liegt, so ist das zwar kein befriedigender Abschluß des Ganzen, aber es ist doch ein Abschluß. Man hat das Gefühl, daß das Treiben des Zauberers an der Kaiserpfalz sein Ende erreicht hat und daß für ihn eine neue Epoche seines Lebens beginnt, auf die wir gespannt sein können. Diese ist die Helenaepisode, die zu behandeln die Aufgabe eines weiteren Theiles sein würde, dem dann als Schluß der schon oben charakterisirte Tod Faust's etwa in der Bearbeitung Lindau's zu folgen hätte. So allein wird das Problem zu lösen sein, wie man dem zweiten Theil des Faust zu Leibe gehen soll, um ihn auf der Bühne zu

bewältigen, und es ist immerhin von Interesse, zu sehen, daß die Bemühungen schließlich an die Vergangenheit anknüpfen, an eine Zeit und einen Mann, der dem Altmeister noch persönlich nahe gestanden hat. Sache des Publicums wird es dann sein, auch seinerseits dazu beizutragen, daß der von der Bühne herabsprechende Faust auch in der Zuhörerschaft jenen Widerhall finde, der nöthig ist, um ein Kunstwerk dauernd zur Geltung zu bringen. J. R.

Bücherbesprechungen.

— Centralblatt für freiwillige Gerichtsbarkeit und Notariat. Herausgegeben von Dr. Adolf Lobe, Landgerichtsrath. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. Jahrg. 1 (26 Hefte, Pr. 15 ℳ). — In wenig Tagen wird der erste Jahrgang vollendet vorliegen. War durch das Bürgerliche Gesetzbuch und seine Nebengesetze, insbesondere durch die Grundbuchordnung und das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit eine Gemeinsamkeit des Rechts, wenn auch nicht völlig hergestellt, so doch soweit angebahnt, daß die noch vorhandenen Abweichungen und Gegensätze in den einzelnen deutschen Staaten im Laufe der Zeit sich ausgleichen werden, falls der Verkehr und das Interesse der Betheiligten solches fordert, so muß dem Erlasse der Gesetze, soll der Zweck möglichst erreicht werden, eine gleichmäßige Anwendung der Gesetzesbestimmungen nachfolgen. So leicht und natürlich dies zu sein scheint, so schwer ist es in der Wirklichkeit, da bei der Auslegung der Gesetzesvorschriften die persönliche Anschauung, die Gewohnheiten einzelner Gegenden und Anderes mitwirken und zu mehr oder weniger entgegengesetzten Ergebnissen führen. Hier muß dahin gestrebt werden, doch zu gemeinsamen Grundsätzen zu gelangen. Die Reichsgesetze selbst haben dazu ihr Theil beigetragen, wenn sie in der freiwilligen Grichtsbarkeit und in Grundbuchsachen die Entscheidung über die weitere Beschwerde, sofern ein Oberlandesgericht von der Entscheidung eines anderen 2c. abweichen will, dem Reichsgerichte zuweisen. Dem Zwecke dienen ferner die im Reichsjustizamte erfolgende Zusammenstellung von Entscheidungen und mehrere Zeitschriften, wie z. B. das Sächsische Archiv für Bürgerliches Recht und Prozeß, das Abhandlungen und Entscheidungen über Theile der freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Grundbuchrechts mit enthält. Die angezeigte Zeitschrift, das Centralblatt, will sich aber lediglich mit diesen Rechtstheilen befassen und zwar nicht nur durch Abhandlungen, sondern auch durch die Mittheilung von Entscheidungen sowohl der Oberbehörden wie der unteren Instanzen. Gerade dies ist von Bedeutung. Wie lange dauert es oft, ehe eine wichtige Frage bei den oberen Beschwerdegerichten zur Entscheidung kommen kann, während sie in den unteren Instanzen längst schon, vielleicht sehr abweichende Beantwortungen gefunden hat; werden diese Entscheidungen veröffentlicht, so wird sich aus der Erörterung der streitigen Fragen doch bald eine feststehende, den Bedürfnissen des Verkehrs entsprechende Praxis herausbilden, die der Gemeinsamkeit des Rechts wirksam dient. Und in dieser Richtung hat die Zeitschrift schon jetzt manchen Nutzen gebracht, selbst durch Mittheilung von Entscheidungen, die in ihrer Begründung nicht ganz zweifelsfrei waren, aber grade deshalb zum Nachdenken aufforderten. Es sei dabei auf die regelmäßige Uebersicht über die Rechtsprechung und die den einzelnen Mittheilungen beigegebenen kurzen kritischen Bemerkungen hingewiesen. Neben diesen wird die einschlagende Literatur verzeichnet und zum Theil besprochen, und endlich eine Uebersicht über die Gesetzgebung in den einzelnen Staaten gegeben. Durch die Reichhaltigkeit des Gebotenen bei der Beschränkung des Rechtsgebiets, das behandelt wird, hat die Zeitschrift schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens sich eine achtungswerthe Stellung erobert, die sie wohl verdient; sie hat sich Beamten, Notaren und Rechtsanwälten, die mit den Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und mit dem Grundbuchrechte zu thun haben und aus der Zeitschrift Belehrung schöpften, recht brauchbar erwiesen. Mag aber der Zeitschrift neben der Anerkennung auch die erforderliche Unterstützung mehr und mehr zu Theil werden, so daß sie ihre Ziele voll erreichen kann. K—d.

— W. Kobelt, Die Verbreitung der Thierwelt. In 12 Lieferungen à 3 Bogen, mit mindestens 8 Chromotafeln und vielen schwarzen Illustrationen. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz, 1901. à Lieferung 1,50 ℳ — Es existirt schlechterdings keine abgeschlossene moderne deutsche Zoogeographie, Studien genug, Aufsätze und Abhandlungen über einzelne Thiergruppen, Karten u. s. w., aber nichts Umfassendes, Zusammenhängendes, höchstens Uebersetzungen; alle diese Arbeiten aber, die, soweit sie etwas Allgemeines bieten wollten, nur auf verhältnißmäßig wenige Classen gegründet waren, gingen auf die fundamentalen Eintheilungen von Sclater und Wallace zurück und blieben damit auf dem Standpunkte stehen, der bereits vor einem Menschenalter erreicht war. Da kamen in den letzten Jahren Kobelt's Zoogeographische Studien, von denen bis jetzt zwei Bände vorliegen. Sie brachten eine wesentliche Vertiefung und fanden in den Fachkreisen entsprechenden Anklang. Dadurch daß die Untersuchung viel mehr als bisher ins Einzelne ging und namentlich bei den Landschnecken womöglich die einzelnen Arten berücksichtigte, unter sorgfältiger Bezugnahme auf die Ergebnisse der verschiedensten Monographien, ergab sich eine von der herkömmlichen Eintheilung vielfach abweichende und weit reichere Gliederung der geographischen Faunengebiete, es zeigte sich, daß jede Thiergruppe über die übliche Annahme hinaus ihrem eigenen Verbreitungsgesetze folgt, auf Grund ihrer Geschichte; die Zoogeographie verquickt sich mit der Geologie zu einer fesselnden Combination. Das, was jene Studien in streng wissenschaftlicher Darstellung den gelehrten Kreisen überzeugend erläuterten, das findet jetzt in allgemein verständlicher Form seine breitere, lichtvolle Ausführung. Der Plan des nach den beiden vorliegenden Lieferungen vortrefflichen Werkes schließt sich an die bekannten Bände von Koken, Lampert, Keller über die Paläontologie, das Leben des Süßwassers und des Meeres, die in demselben Verlage erschienen, würdig an. Zu bemerken ist nur, daß der Titel eigentlich etwas enger gefaßt sein sollte; denn es handelt sich vorwiegend um die arktische Fauna, mit Anschluß der Nachbargebiete Hinterindien, Sahara, Südamerika. In dieser Beschränkung liegt, wie mir scheint, eine besondere Stärke, insofern als der Autor mit viel größerer Sicherheit auftreten kann, als in den weniger untersuchten Erdstrichen. Das Interesse wird gesteigert. Die Illustrationen sind nicht schlecht, wenn auch August Specht noch zu arbeiten hat, um die Meisterschaft seines Vaters zu erwerben. Leider ist, wie die Zeitungen meldeten, Kobelt's Anwesen in Schwanheim neulich durch das Griesheimer Unglück stark in Mitleidenschaft gezogen. Hoffen wir, daß dadurch die Fortführung des Werkes nicht aufgehalten werde und daß eine recht freundliche Aufnahme von Seiten des Publicums den Autor zu baldigem, erneutem Schaffen anrege! Srth.

— Drei Jahre als Kaufmann im Hinterlande Cameruns von Ludwig Reinhard. Leipziger Publicationsbureau von Reinhardt Mancke. — Der Verfasser hat mehrere Jahre als Kaufmann in Camerun gelebt und theilt nun seine Erlebnisse, seine von Land und Leuten und insbesondere von den dortigen Handelsverhältnissen gewonnenen Kenntnisse mit. Eine Reihe von Illustrationen dienen dazu, seine Schilderungen anschaulicher zu machen. Das Werkchen giebt interessante Aufschlüsse über die Art des innerafrikanischen Handelsbetriebs, über Handelskarawanen, die wichtigsten Handelsartikel und Tauschmittel, die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen u. s. w. und wird daher für Jeden, der nach den westafrikanischen Colonien gehen will, eine interessante Lectüre bieten. Zum Schlusse hebt der Verfasser, hervor, daß Camerun im Vergleich zu unseren übrigen Colonien etwas stiefmütterlich vom Mutterlande behandelt werde, obwohl es bezüglich des Handels mehr leiste als die anderen Colonien. In der That weist Camerun unter allen unseren Schutzgebieten den bedeutendsten Ausfuhrhandel, insbesondere den bedeutendsten Absatz nach Deutschland, auf, wobei Gummi, Palmkerne, Palmöl, Elfenbein, Cacao und Ebenholz als die wichtigsten Ausfuhrartikel figuriren. Der Reichszuschuß ist für Camerun viel geringer als für Ostafrika, Südwestafrika und Kiautschou. Nach des Verfassers Meinung würde die Colonie bedeutend an Werth gewinnen, wenn wir uns wirklich im Besitz derselben befänden; zur Zeit besäßen wir sie nur dem Namen nach, nur die Küstenstriche ständen unter dem sichtlichen Einflusse unserer Regierung. Um zu erreichen, daß wir wirklich Herren des Landes werden, bedürfe es vor Allem einer bedeutend stärkeren Schutztruppe als derjenigen, welche wir jetzt in Camerun besitzen. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 66. Dienstag, den 4. Juni, Abends. 1901.

Kloster Seußlitz.

Von Dr. Paul Markus.

Etwa in der Mitte zwischen Meißen und Riesa, Großenhain und Lommatzsch, da wo am anmuthigen Elbufer jetzt das Schloß Seußlitz steht, blühte während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters eines der bedeutenderen Klöster des Landes, das Jungfrauenkloster Seußlitz, gegründet von Heinrich dem Erlauchten 1268, aufgehoben durch Heinrich den Frommen 1541. Vorher hatte an derselben Stelle ein reicher Edelsitz gestanden. Ein Otto v. Suselitz tritt z. B. 1205 unter den Zeugen der Stiftungsurkunde des Meißner Afraklosters auf; er wird da als Meißner Burgmanne und als Nobilis bezeichnet, gehörte also nach damaligen Begriffen schon dem höheren Adelsstande an. 1226 wurde die Burg Seußlitz durch Ludwig von Thüringen, den Gemahl der heiligen Elisabeth und Vormund Heinrich des Erlauchten, gebrochen; die Edlen von Seußlitz hatten sich im Verein mit anderen Rittern der Gegend widersetzlich gezeigt und mußten mit dem Verlust des Stammschlosses büßen. Sie verstreuten sich nun; 1311 finden wir einen derselben als Dresdner Rathsherrn; seitdem sind sie verschollen. Auf der Trümmerstätte der vernichteten Burg aber erbaute sich dann Heinrich der Erlauchte selbst ein Schloß, in welchem er sogar öfter Hof hielt, bevor er 1266 Dresden zu seiner Residenz erwählte. Eine ganze Reihe von Urkunden aus den Sommern von 1256 bis 1265 sind von Seußlitz datirt. Uebrigens muß der Ort damals größer als heute gewesen sein, da er bereits im 13. Jahrhundert und auch noch 1536 als Städtlein bezeichnet wird. Schon 1255 beabsichtigte das Kloster Altzella, dem das Pfarrlehen in Seußlitz zustand, daselbst ein Mannskloster für Cistercienser zu errichten. Wir besitzen noch die Bulle des Papstes Alexander IV., worin dieser gestattet, die reiche Kirche zu Seußlitz, da sie für den Unterhalt mehrerer Mönche genügende Einkünfte besitze, zu dem erwähnten Zwecke zu verwenden, sobald eine Erledigung des Pfarramtes eintrete. Doch geschah diese Neugründung hernach (1268) nicht in Seußlitz, sondern in Neuzella, während im gleichen Jahre der Markgraf Heinrich der Erlauchte seinen Seußlitzer Sommersitz zu einem Klarissinnenkloster bestimmte. Die Klarissinnen folgten der Regel des heiligen Franz von Assisi; das Seußlitzer Kloster gehörte also demselben Orden der Franziskaner an, wie das 11 Jahre früher gleichfalls von Heinrich dem Erlauchten gestiftete Kloster der Barfüßer Bettelmönche, auf dessen Grund und Boden sich heute die Meißner Realschule erhebt. Allerdings war für die Frauenklöster die Strenge der Ordensregel wesentlich gemildert worden; man lebte darin keineswegs wie die heilige Klara, nach der diese Klöster den Namen trugen, die zwei Tage in der Woche gar nichts genoß, jahrelang auf bloßer Erde schlief mit einem Reisigbündel als Kopfkissen und barfuß die Wallfahrt nach Jerusalem machte. Auf deutschem Boden entstand ein Klarissinnenkloster zuerst in Prag, wo Agnes, die Tochter des böhmischen Königs Primislaus, 1234 den Purpur ablegte, von ihrem Erbtheil ein Kloster stiftete und mit einer Anzahl der vornehmsten Damen das Ordenskleid nahm. In diesem Kloster ward auch die gleichnamige Nichte der Stifterin, die Tochter des Königs Wenzel I. von Böhmen, erzogen, die dann die zweite Gemahlin Heinrich's des Erlauchten wurde. Gewiß hat sie ihrem Jugendaufenthalt bis zu ihrem Tode ein dankbares Andenken bewahrt; denn kaum hatte sie (1267) die Augen geschlossen, so gründete ihr Gatte zu ihrem Gedächtniß das St. Klaren-Kloster zu Seußlitz. Nach erheblichen Umbauten war vier Jahre später Alles zum Einzug der Nonnen fertig. Nach 1429, wo die Hussiten mit Sengen, Brennen, Rauben, Plündern und Morden furchtbar im Kloster hausten, und nach einer späteren verheerenden Feuersbrunst machten sich Neubauten nöthig. Heute ist fast keine Spur mehr von den Gebäuden erhalten, mit einziger Ausnahme der Kirche.

Ueber das Leben in diesem Kloster nur einige Andeutungen. Die Ordenstracht bestand aus einer grauen, mit einem Stricke gegürteten Kutte, einem weißen Skapulier, das sich baschlickartig, nur das Gesicht freilassend, um Kopf und Oberkörper schmiegte, und dem schwarzen Weihel, einer Art Schleier, der vom Scheitel über Nacken und Schultern herabfiel. Die Mahlzeiten waren reichlich und gut, wie man es im Mittelalter liebte, nur wurden sie sehr schweigsam eingenommen. Die einzige Unterhaltung bildeten erbauliche Vorlesungen. Von Abends 9 bis früh 9 Uhr durfte überhaupt kein profanes Wort gesprochen und keine profane Arbeit angerührt werden. Früh 2 Uhr begann die erste Andacht, der im Laufe des Tages noch sechs andere nachfolgten, ganz abgesehen von den zahlreichen Seelgedächtnissen, die theils den verstorbenen Nonnen, theils den abgeschiedenen Wohlthätern des Klosters gewidmet waren. Die Clausur war die strengste; sogar die Kirche war in Nonnenkirche und Laienkirche getheilt. Man unterschied drei Classen von Schwestern: Religiosen, die ein ewig bindendes Gelübde abgelegt hatten; Votiven oder Eingesegnete, die das Gelübde gewissermaßen nur auf Widerruf leisteten, wie namentlich junge Mädchen, die im Kloster erzogen wurden; endlich Laienschwestern, die sich zu niederen Dienstleistungen verpflichtet hatten und die groben Arbeiten verrichteten. Allwöchentlich trat der Convent, die Versammlung der Schwestern, zusammen, um sich theils mit Personalfragen — Vergebung der Aemter, Aufnahme einer neuen Schwester u. dgl. —, theils mit wichtigeren Vermögensfragen — Verkauf oder Ankauf von Klostergrundstücken u. dgl. — zu befassen. Die laufenden Geschäfte besorgte die Aebtissin in Verbindung mit ihrer Stellvertreterin, Vikaria oder auch Priorin genannt, unter dem Beirath der acht ältesten und bewährtesten Schwestern, der sogenannten Discreten. Da die Nonnen weder die priesterlichen Functionen ausüben, noch — mit Ausnahme der Laienschwestern — selbst die Clausur verlassen durften, so bestand außerhalb der Clausur noch ein kleiner Minoritenconvent, d. h. ein dem Frauenkloster dienstbares Kloster von Barfüßermönchen; es waren theils Ordenspriester, theils Laienbrüder, mit einem Gardian an der Spitze, der die Aebtissin persönlich nach außen hin zu vertreten hatte. Als der Besitz des Klosters allmälig anschwoll und die Last der Geschäfte immer mehr wuchs, traten dem Gardian noch ein Procurator oder Provisor und ein Advocatus oder Vogt, beides Ordensbrüder, zur Seite; eine ganze Schaar von Verwaltern, Schössern und sonstigen Beamten kam hinzu, von denen nur drei hervorgehoben seien: ein Spittelmeister zu Dresden als Verweser des dem Kloster gehörigen Maternihospitals, ein Mühlmeister in Leipzig als Verweser des ebenfalls dem Kloster zuständigen Neudörfchens und der Barfußmühle und ein Vogt zu Schrebitz.

Schon die Stiftungsurkunde beschenkte das Kloster mit 17 Dörfern, aus denen ihm reichliche Einkünfte zuflossen. Doch war dies nur ein bescheidener Anfang. Ein halbes Jahrhundert lang häuften sich förmlich die Gnadenbriefe der Landesfürsten und der Kaiser, der Bischöfe und Päpste, worin das Kloster in Schutz genommen und mit Schenkungen und Privilegien überschüttet wurde. König Adolf von Nassau ermächtigte es, so viele unmittelbare Reichslehen zu erwerben, bis der Ertrag derselben 100 Mark Silbers ausmache, für jene Zeit eine hohe Summe. Friedrich der Freidige löste

den Klosterbesitz von der Gewalt der Amtmänner zu Meißen und zu Hain los, sodaß das Kloster einen ganz selbständigen Verwaltungskörper bildete, der unmittelbar dem Magister curiae unterstellt war. Friedrich der Ernsthafte befreite das Kloster fast gänzlich von jedweder Steuer und Kriegsleistung, sodaß es politisch beinahe unabhängig wurde. Die Päpste dispensirten das Kloster von allen Zehnten an den Bischof, ja vom Peterspfennig, und entzogen es sogar der Amtsgewalt der Legaten. Diese Klöster bildeten einen eigenen Staat im Staate und eine besondere Hierarchie in der Kirche. Andere Päpste ermächtigten das Kloster, in alle Erbrechte seiner Insassen einzutreten, und dehnten die Bequemlichkeiten und Vortheile des Votivenstandes auf sämmtliche Nonnen aus, sodaß es jeder von ihnen freistand, bei passender Gelegenheit das Kloster zu verlassen und sich zu verheirathen. In den uns noch vorliegenden Urkunden und Nachrichten kommen über 80 Namen von Ortschaften vor, wo das Kloster begütert war, von Dresden bis Eisenach und bis Halle, von dessen Salzwerken es einen Zins von jährlich 12 Mark Silbers bezog. Es besaß die Dörfer Seußlitz, Neuseußlitz, Merschwitz, Löbsal, Joze (ein jetzt verschwundenes Fischerdorf zwischen Diera und der Elbe), Kmehlen, Stauda, Reinersdorf, zeitweise Freitelsdorf und Göllitzsch bei Torgau; ferner Gohlis bei Cossebaude, Altlommatzsch, Bahra, Zehren, Zscheilitz, Striegnitz, Dösitz, Mohlis, Tronitz, die Hälfte von Ganzig, Ostrau (das jedoch 1530 veräußert wurde, weil man anders die Türkensteuer nicht aufbringen konnte), vor Allem aber Schrebitz mit noch 11 umliegenden Dorfschaften (Däbritz, Gallschütz, Wolsdorf, Göldnitz, Görlitz, Groß- und Klein-Döhlen, Gaschütz, Sömnitz, Graumnitz und Strölla), die mit ihm zu einer besonderen Vogtei vereinigt waren; es besaß bis 1503 das schon erwähnte Neudörfchen nebst der Barfußmühle vor Leipzig, sowie bis 1329 das ansehnliche Ueberschüsse abwerfende Maternihospital zu Dresden; es besaß die Rittergüter und Vorwerke zu Radewitz, Baßlitz, Wistaude, Merschwitz, Niedermuschütz und werthvolle Güter in Obermuschütz; es besaß die Pfarrlehen zu Seußlitz, Striesen, Reinersdorf, Oschatz, auch das der Frauenkirche zu Dresden, das jedoch 1316 gegen das Zehrener ausgetauscht wurde; es bezog aus 60 Ortschaften an Naturalgefällen jährlich gegen 1000 Hühner, über 6000 Eier, über 800 Scheffel Getreide und an Geldzinsen außerdem mehr als 20000 Groschen, die damals mindestens dieselbe Kaufkraft besaßen wie heute 25000 ℳ. Dazu kam die eigene Oekonomie des Klosters: Weinberge, Hopfengärten, große Felder, die über 80 Scheffel Saatgut erforderten, Wiesen, die 100 Fuder Heu lieferten, 5 Teiche, eine Schäferei mit 500 Schafen, 38 Rinder, 36 Schweine, 12 Pferde; zahlreiche Frohnden, die dem Kloster zu leisten waren, verbilligten die Bewirthschaftung. Von einem Bettelkloster konnte man unter so bewandten Umständen nicht sprechen. Seußlitz war fast ein kleines Fürstenthum geworden. Nicht wenig trug dazu bei, daß es wesentlich ein Adelskloster und (Anfangs wenigstens) geradezu das Familienkloster des wettinischen Fürstenhauses war.

Gleich unter den ersten Nonnen finden wir die Herzogin Gertrud von Oesterreich. Selten ist eine Frau schwerer geprüft worden. Kaiser Friedrich II. hatte um sie geworben, aber sie trug Bedenken, einem Gebannten die Hand zu reichen. Dreimal in kurzer Zeit hat sie sich verheirathet. Ihre beiden ersten Gatten, König Wladislaus von Böhmen und Graf Hermann von Baden, wurden ihr rasch durch den Tod entrissen; ihr dritter Gemahl, ein roher russischer Herzog Romanus, verstieß sie. Aber der größte Schmerz wartete ihrer noch. Ihr einziger Sohn, Friedrich von Baden, verließ sie, um mit dem letzten Hohenstaufen Konradin sein Haupt auf dem Blutgerüste von Neapel zu verlieren. Da suchte die Tiefgebeugte Trost und Frieden im Kloster Seußlitz, wo sie (wahrscheinlich 1288) hochbetagt starb. Schon diese Gertrud war dem Markgrafenhause nahe verwandt. 1345 wurde in zartem Alter, von ihrer Amme begleitet, Anna, und 1350 Beatrix, beides Schwestern Friedrich's des Strengen, im Kloster eingesegnet. Letztere übernahm nach dem Rücktritt der Burggräfin Katharina von Dohna 1364 das Amt der Aebtissin und hat es mehr als ein Menschenalter geführt. Unter ihrem Regiment trat eine Schwester des späteren Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg ins Kloster ein. Ein Jahrhundert später stand aufs neue eine Prinzessin aus wettinischem Geblüte, Herzogin Margaretha, an der Spitze des Klosters; sie war eine Tochter Friedrich's des Sanftmüthigen. Eine Schwester dieses Fürsten, Katharina, die etwa 1430 eingesegnet worden war, hatte das Kloster dann wieder verlassen und sich mit einem Sohne Friedrich's I. von Brandenburg vermählt. Die Kirche zu Seußlitz — vordem Klosterkirche — enthält auch die Grabstätten einiger Wettiner. 1285 wurde Markgraf Dietrich der Weise, ein Sohn Heinrich's des Erlauchten, darin begraben. 1288 starb der Stifter des Klosters selbst und es war immer ein Hauptwunsch des Klosters gewesen, daß er seine letzte Ruhestätte in Seußlitz finde. Die „Brüder" von Seußlitz, d. h. die dem Frauenkloster beigegebenen Minoriten, zeigten denn auch eine Urkunde vor, wonach der Fürst ihre Kirche zu seinem Begräbniß erwählt hätte, und forderten Erfüllung dieser Zusage. Die Angehörigen des Verstorbenen wußten davon nichts. Es wurde eine genaue Untersuchung angestellt, die ein verblüffendes Resultat ergab. Die landesfürstlichen geschworenen Notare versicherten, daß sie wegen des Begräbnisses nie eine Urkunde ausgefertigt hätten, daß überhaupt Niemand gewagt habe, mit dem Markgrafen je darüber zu sprechen; wenn ein solches Schriftstück dennoch vorhanden sei, so könne es nur daher rühren, daß die Brüder in Seußlitz in ihren geheimen und häuslichen Geschäften öfter des Markgrafen Siegel zur Benutzung erhalten und diese Gunst mißbraucht hätten. Natürlich hatte der Täuschungsversuch einen der Absicht genau entgegengesetzten Erfolg. Außer dem Sohne Dietrich's des Weisen, Friedrich Tutta, der 1291 auf Schloß Hirschstein (angeblich auf Anstiften des in einer Fehde von ihm besiegten Bischofs Witego von Meißen an vergifteten Kirschen) starb, und außer Elisabeth, der dritten Gemahlin Heinrich's des Erlauchten, wurden fortan nur diejenigen Wettiner Prinzessinnen in Seußlitz begraben, welche als Nonnen dort starben.

Seußlitz war, wie man sieht, ein vornehmes Stift, eine standesgemäße Versorgung für Töchter adeliger Familien. An idealem Inhalt freilich verlor das Klosterleben mehr und mehr. Wie vertrug es sich mit der Ordensregel, daß einzelne Markgräfinnen einen förmlichen Hofstaat von mehreren Edelfräulein mit ins Kloster brachten, daß ihnen daselbst beträchtliche Renten zu ganz persönlichem Genuß zu Gebote standen, daß ihnen jährlich ein Fuder Wein ins Kloster geliefert wurde? Solche Zustände halfen die Katastrophe des 16. Jahrhunderts herbeiführen. Ohne Idealismus werden selbst die milderen Formen des klösterlichen Lebens zum lästigen Zwang und bald nach Luther's Auftreten entliefen auch in Seußlitz mehrere Nonnen. Herzog Georg der Bärtige schrieb am 4. Juni 1523 an seine Söhne: wie er vernommen, hätten sich etliche böse Leute hören lassen, daß sie ein Schiff mit Klosterjungfrauen aus dem Lande zu Meißen wegführen wollten; er befahl, fleißig auf die Klöster zum Heiligen Kreuz, zu Seußlitz und zu Riesa zu achten. Obwohl ein Gegner Luther's, verhehlte sich der Herzog nicht die Nothwendigkeit einer Reform. Wiederholt erschien er selbst in Seußlitz mit dem Bischof von Meißen; aber wenn er auch äußerlich Wandel zu schaffen suchte, an dem herrschenden Geiste konnte er nichts ändern. 1526 sandte er den Meißner Domherrn Münch und die Amtmänner von Meißen und von Radeburg. Sie sollten erstens auf strenge Durchführung der vom Herzog gewünschten Reformen dringen; ferner sollten sie einen Ausschlupf durch eine Milchkammer oder einen ähnlichen Raum, durch welchen die Nonnen — so sagte man — in die Nachbarschaft entwischen und auch andere Leute aus und ein könnten, ausfindig machen und ihn trotz aller Vorwendungen wohl verwahren; endlich sollten sie, da das Kloster finanziell sehr übel verwaltet schien, von der Aebtissin und den Beamten Rechenschaft fordern, etwaige Mängel rügen und für Fehlendes Ersatz verlangen. Auf Georg den Bärtigen folgte 1539 sein Bruder Heinrich der Fromme, ein entschiedener Anhänger der Reformation; drei Monate nach seinem Regierungsantritt begann bereits die erste Kirchenvisitation im Meißnerlande. Am 19. und 20. August fand sie in Seußlitz statt; Abends 6 Uhr kam die Commission an, Mittags 1 Uhr reiste sie schon weiter. Bei so kurz bemessener Zeit konnte nur ein sehr summarisches Verfahren stattfinden: Aufnahme des Besitzstandes, Abschaffung der Messen, Beschränkung des Klostergottesdienstes auf rein private Andachten, Aufforderuug zur baldigen Ablegung des Ordenskleides, Verbot neuer Aufnahmen. An den vollen Ernst der Lage glaubte man im Kloster erst, als Sonntag den 20. Juni 1540 eine zweite Visitation erfolgte; ein herzoglicher Erlaß hatte zu unweigerlichem Gehorsam aufgefordert. Außer der Aebtissin Barbara v. Haugwitz und der Priorin Katharina v. Grauswitz waren damals noch 14 adelige und 2 bürgerliche Chorjungfrauen, sowie 3 (bürgerliche) Laienschwestern vorhanden. Sie waren zum Theil schon 40 Jahre im Kloster, einige seit ihrem 4. oder 6. Lebensjahre. Die Meisten trugen nicht mehr das Ordenskleid. Auf die Frage

jedoch, ob sie das Kloster zu verlassen wünschten, antwortete nur Eine mit einem entschiedenen Ja; die Anderen gaben unbestimmte Antworten; eine sagte offen, was ihre Colleginnen wahrscheinlich auch meinten: „wenn die Versorgung fernerhin geringe werden sollte, werde sie sich wohl herausbegeben, sonsten wäre sie es nicht bedacht.“ Der Schluß des Protokolls lautet: Diesen allen ist zum Abschied gegeben worden, sich eingezogen und der Aebtissin gehorsamlich zu halten, ohne ihr Vorwissen nicht aus dem Kloster zu gehen, wiewohl ihnen unverboten sein soll, ihre Freundschaft zu besuchen, dieselbe auch zu sich zu lassen ... Sie sollen mit genugsamer Speise versehen werden, zum Fasten unverstricket sein; welche aber zum Fasten geneigt, soll's ihr nicht verwehrt sein. Dieser Visitation folgte dann bald die Auflösung des Klosters. Am 28. Februar 1541 erhielt die Aebtissin vom Herzog die schriftliche Erlaubniß, das Kloster zu verlassen. Sie dankte dafür, legte aber feierliche Verwahrung ein gegen den Schluß des landesherrlichen Schreibens, wo es geheißen hatte: wenn sich herausstellen sollte, daß sie etwas aus dem Kloster gewendet, was ihr nicht gebühre, so solle ihr das an der jährlichen Pension abgezogen werden. Sie erklärte, ein ehrliches und uneigennütziges Regiment geführt zu haben, und bat, daß eine Vorweisung des Klosters vor dem Dresdner oder Meißner Amtmann stattfinden möge, damit ihr nicht Dinge zugemessen würden, welche sich nach ihrem Abschied aus dem Kloster ereignen möchten. Sie blieb im Kloster, bis Anfang Juli die Sequestratoren eintrafen. Diese hatten Auftrag, die Urkunden, Kleinodien und Siegel an sich zu nehmen; die Verwaltung aber, die, solange noch 20 Nonnen zu versorgen waren, keine allzugroßen Ueberschüsse abzuwerfen versprach, sollten sie vorläufig der Aebtissin gegen eine Art Pachtsumme überlassen. Kurze Zeit war thatsächlich die gewesene Aebtissin Pächterin und sozusagen Pensionsinhaberin des Klosters; nach den Beschlüssen des Landtages von 1542 jedoch wurde für jede Nonne (zwei fehlten bereits) eine jährliche Pension an Geld ausgesetzt. Sie betrug für die Aebtissin 200 Gulden, für die Priorin 50, für die anderen meist 40 oder 30, für einige nur 20 oder 10 Gulden. Von dem Besitze des Stiftes wurde ein großer Theil, so namentlich das Kloster selbst und die Rittergüter, verkauft; der Rest wurde dem Procuraturamte oder, wie die ganze Vogtei Schrebitz, der Landesschule zu Meißen zugewiesen.

Zum Schluß sei noch eines merkwürdigen Memorials gedacht, von dem uns Johann Friedrich Grundmann in einem seiner Collectaneenhefte eine Abschrift aufbewahrt hat. Danach hätten die Seußlitzer Nonnen, als sie ihre Vertreibung vor Augen sahen, bedeutende Schätze in der Mauer eines geheimen Kellergewölbes verborgen: Silberwerk im Werthe von 5 Tonnen Gold, dazu einen Diamanten von seltener Größe in einer Goldfassung mit noch 200 kleineren Diamanten. Als Merkmal sei im Hintergrund des Gewölbes ein großer eiserner Nagel mit vergoldeter Kuppe eingeschlagen; doch solle man nicht hinter dem Quader suchen, in dem der Nagel stecke, sondern hinter dem rechts daneben befindlichen Steine. „Können wir wieder hereinkommen,“ so heißt es gegen Ende des Schriftstückes, „und der Landesfürst wird unserer Religion, so wollen wir ihm den Diamanten verehren. Die Ketzer werden ja nicht ewig darinnen bleiben können. Und wer es nun kriegen wird, der streite ja wider die Ketzer, daß sie nicht so einwurzeln.“ Von einer Hebung dieses angeblichen Klosterschatzes ist bis jetzt nichts bekannt geworden.

Bücherbesprechungen.

— **Konkursordnung für das Deutsche Reich nebst den Einführungsgesetzen, den konkursrechtlichen Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes und dem Anfechtungsgesetze.** Erläutert von Dr. Julius Petersen und Dr. Georg Kleinfeller. Vierte Auflage auf Grund der Reichsgesetze vom 17. Mai 1898 und der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 20. Mai 1898 bearbeitet von Dr. Georg Kleinfeller, Prof. Lahr, Moritz Schauenburg, 1901. — Mit dem eben erschienenen zweiten Halbband liegt der angezeigte Commentar nunmehr vollständig vor. Wie schon bei der Anzeige des ersten Halbbandes erwähnt wurde, hatte RGRath Dr. Petersen, durch seine Berufsthätigkeit und seine Arbeit an einem Commentar zur Civilprozeßordnung behindert, dem Prof. Dr. Kleinfeller die Neubearbeitung des Commentars vollständig überlassen, die durch die Abänderung der Reichsgesetze nöthig geworden war. Dabei waren das B.-G.-B. wie die sonstigen einschlagenden Gesetze, die neueren Entscheidungen und die durch das neue Recht betroffenen älteren Entscheidungen, die gesammte sonstige, ziemlich reiche Literatur zu berücksichtigen. Der Verfasser hat nun durch theilweise Kürzungen und Beschränkungen in den Literaturangaben (nur eine Belegstelle für Entscheidungen) Raum für größere Erläuterungen und eine sorgfältige Verwerthung der Rechtsprechung und Literatur gewonnen, die an Gründlichkeit, Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit alle Ansprüche erfüllt. Die einschlagenden Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes, sowie das Anfechtungsgesetz sind in gleicher Weise erläutert. Ist der Commentar dem theoretischen Juristen von Werth, so wird er dem praktischen Juristen noch von größerem Nutzen sein, da sich der Verfasser, ohne sich in allzu geringe Einzelheiten zu verlieren, doch bestrebt hat, auf die praktische Anwendung der Gesetze Rücksicht zu nehmen und leitende Gesichtspunkte dafür zu entwickeln. K—d.

— **Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr.** Erster Theil. Dritte Auflage. Preis 7,50 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Der geniale Verfasser des vorliegenden Werkes wurde von einem grausamen Geschick im besten Mannesalter, auf der Höhe seines Schaffens in Ostasien dahingerafft. Nach Beendigung einer Expedition nach Kalgan erlag er auf dem Rückmarsch nach Peking in seinem mangelhaft geheizten Zimmer in Huai-lai einer Kohlenoxydgasvergiftung. „Die Stärke seines Charakters und der Reichthum seiner Gaben machten ihn wohl befähigt, den Besitz des großen Namens zu rechtfertigen.“ Diese Worte, die ihm der Chef des Generalstabes der Armee nach seinem Tode widmete, wird man voll und ganz bestätigt finden, wenn man das vorliegende geistreiche Werk über den großen Corsen liest. Graf Yorck hat es in selten geschickter Weise verstanden, den Leser zu fesseln, ihm sofort in kurzen Zügen die Hauptergebnisse der geschichtlichen Vorgänge zu vergegenwärtigen, ihn nicht durch Einzelheiten in der Darstellung abzulenken, sondern ihn nur auf das Werden und Wachsen des großen Feldherrn klar hinzuweisen. In knapper, packender, vollendeter Sprache führt er uns das Charakterbild seines Helden vor, indem er sein Handeln und die Grundsätze seiner Operationen an eigenen Aussprüchen Napoleon's erläutert, die theils seinen Berichten an das Directorium, Briefen an seine Generale, den Memoiren und Niederschriften Bonaparte's oder den Erinnerungen der Mad. de Rémusat u. a. entnommen sind. Wir können in dem ersten Bande die Entwickelung des Feldherrn von der Jugend bis zum Höhepunkt seines Feldherrnthums verfolgen. Der Verfasser zeigt uns, wie die Thatkraft und Entschlossenheit Bonaparte's ihn sofort über alle seine Mitbewerber um die Herrschaft erhebt, wie er rasch und siegesgewiß 1796/97 in Italien auftritt und den Feldzug durch eine bisher in der Geschichte beispiellose, energische, unaufhaltsame Verfolgung des Feindes zu Ende führt, dann sein Genie und sein Glück in Aegypten und Syrien erprobt, bis ihm an der Wende des Jahrhunderts die reife Frucht der Herrschaft über Frankreich in den Schoß fällt. „Wie er als Staatsmann die Herrschaft gebrauchte — schreibt der Verfasser — ist nicht hier zu entwickeln. Nur kurz sei eines gesagt. Sein Feldherrnthum habe ich als das höchste der neueren Zeit hingestellt, auch Friedrich muß hierin ihm weichen. Anders aber sein Wirken als Herrscher. Friedrich's Eroberungen waren Erwerbungen, die bald mit dem Leben seines Volkes verschmolzen, diesem ein Mehr an Kraft gaben, es weiter ausdehnungs- und entwickelungsfähig machten. Napoleon's Eroberungen blieben äußerliche Einverleibungen, die keine neuen Kraftquellen erschlossen, sondern immer neuen Kraftaufwand zu ihrer Bewahrung erforderten.“ Im Weiteren wird die Feldherrnlaufbahn in fein psychologischer Weise bis zur Schlacht von Friedland entwickelt: „Die Hochfluth des militärischen Genies im Kaiser beginnt zu stehen und jenes Wellenspiel zu zeigen, welches zwar noch nicht die Ebbe und noch der größten Kraftäußerungen fähig, aber doch auch nicht mehr die steigende und anschwellende Fluth ist.“ Das nunmehr in 3. Auflage erschienene Buch hat seit seiner ersten Ausgabe (1884) durch seine anerkannte Vortrefflichkeit — es erhob den Verfasser sofort in die erste Reihe der Militärschriftsteller — sich selbst überall die Wege geebnet; demnach bedarf es eigentlich kaum einer Empfehlung; das jüngere Geschlecht sei aber erneut auf die hervorragenden Schriften des so früh dahingeschiedenen, begabten Officiers hingewiesen. —r.

— Dr. **Ernst Horneffer, Vorträge über Nietzsche.** 2. Aufl., Göttingen, Franz Wunder, 1901. VIII u. 122 S.

2 *M.* — Ueberaus klar und allgemein verständlich, aber einseitig geschrieben, so daß das kritische Urtheil in ungemessenem Enthusiasmus untergeht. „Nur Zeiger sind wir erst und Weiser, nicht Jünger und Ausleger." Insonderheit ist es bedauerlich, daß die vollständige Verkennung der evangelischen Moral als Weltbejahung vom Meister auf die Schüler forterbt. Luther's Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen war auch eine Umwerthung aller Werthe, indem sie die mittelalterliche Herrenmoral, die falsche Knechtschaft aufhob, und die Freiheit eines Christenmenschen, die wahre Herrenmoral jauchzend grüßte. Wir behaupten, daß die völlige Unkenntniß des inneren Kernes unserer evangelischen Weltanschauung dem Meister des Jenseits von Gut und Böse überaus verhängnißvoll geworden ist. J. J.

— Lehnert's Handbuch für den Truppenführer. Für Feldgebrauch, Felddienst, Herbstübungen, Uebungsritte, Kriegsspiel, taktische Arbeiten, Unterricht u. s. w. Zwanzigste, erweiterte, völlig umgearbeitete Auflage. *M.* 1,75. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Das jetzt in 20. Auflage wieder erschienene Handbuch von Lehnert bietet gegen früher eine völlige Neubearbeitung des Stoffes nach Gliederung, Inhalt und Umfang. Hierbei ist auf Andeutung allgemeiner Grundsätze der Truppenführung durch kurze Hinweise und auf reichhaltige Beispiele für Befehlsertheilung besonderer Werth gelegt worden. Die Befehle sollen lediglich als Beispiele, nicht als bindende Muster gelten. Das Lehnert'sche Buch, in der Armee schon seit Langem rühmlich bekannt, wird in seiner Neubearbeitung mehr als je sich den Officieren in den Fragen auf dem Gebiete der Truppenführung als willkommener und zuverlässiger Rathgeber bewähren. H. L.

— Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Dr. Julius Sahr, Professor am königl. Cadettenkorps zu Dresden. (Sammlung Göschen Nr. 25.) Preis gebunden 80 ₰. — Wem das Auge noch nicht geöffnet, der Sinn noch nicht erschlossen ist für die Schönheit des deutschen Volksliedes, an diesem Bändchen kann er seinen eigenartigen und wundersamen Zauber erkennen lernen. Eine knappe und klare Einleitung belehrt in außerordentlich einleuchtender Sprache über die allgemeinen Fragen: Begriff und Wesen des Volksliedes, seine Metrik, seinen Inhalt, Geschichte seiner Entwickelung. Die Auswahl bekundet volle Vertrautheit mit dem schier unerschöpflichen Reichthume deutscher Volkslieder. Ueberall greift der Herausgeber mit sicherer Hand gerade die werthvollsten und für ihre Gattung bezeichnendsten Stücke heraus. Die Erklärungen sind in jeder Weise, in philologischen ebenso wie in historischen und ästhetischen Fragen zuverlässig, sie geben nicht zu viel und nicht zu wenig. Alles aber ist getragen von einer Wärme der Empfindung, die überzeugend wirkt, weil sie echt ist. Niemand würde sich herzlicher gefreut haben über dieses vortreffliche Büchlein, als Rudolf Hildebrand, wenn er noch lebte. Denn es ist ganz und gar Hildebrand'scher Geist und Hildebrand'sche Art, die sich zeigt in diesem sinnigen Eindringen in das Empfinden des Kreises, in dem ein Lied entstanden und zuerst gesungen sein mag. Natürlich versäumt Sahr auch nicht, an zahlreichen Stellen seiner Anmerkungen sich ausdrücklich zu Meister Hildebrand zu bekennen. Zumal den von Berlit herausgegebenen „Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes aus Hildebrand's Vorlesungen" (Leipzig, Teubner, 1900) verdankt er viel und gesteht es freudig zu. So ist das Buch ein ebenso erfreuliches testimonium pietatis wie specimen doctrinae, sicherlich eine der werthvollsten Nummern in der wohlbekannten und durch die Handlichkeit ihrer Bände beliebten Göschen'schen Sammlung. Besonderen Dank verdient die Beigabe von fünfzehn der schönsten Volksmelodien; schade nur, daß ihrer nicht mehr sind! R. B.

— Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neu bearbeitet von 37 Ornithologen, herausgegeben von Dr. Carl Hennicke in Gera. Verlag von Fr. Eugen Koehler in Gera-Untermhaus. II. Bd. 340 S. in Folio und 30 Chromotafeln. — Ein neuer Band von dem ausgezeichneten und durch die niedrige Preisstellung leicht zugänglichen Prachtwerk. Er wendet sich diesmal nicht an besondere Interessenten, sondern an den Naturfreund schlechthin, denn der Inhalt betrifft ebenso anziehende, als zum Theil schwer unterscheidbare und doch häufige Vögel in unserer Umgebung, die Grasmücke, die Timalien, d. h. Wasserstaar und Zaunkönig, die Meisen und Baumläufer. Die Meisen hat Prazak, alle übrigen R. Blasius bearbeitet, beziehentlich die Angaben des alten Naumann'schen Werkes bis auf die neueste Zeit ergänzt und weiter geführt. Unter den Malern hat der treffliche Keulemans die meisten Beiträge geliefert, von Leipzigern A. Goering und A. Reichert, der bei der Kleinheit und hohen Aehnlichkeit der vielen Thiere die ganze Exactheit seines Griffels und Pinsels nöthig hatte, — wahrlich keine leichte Aufgabe. Es sind wohl nicht allzu viele Liebhaber, die sich rühmen können, alle die verschiedenen Grasmücken, die Laub-, Hecken- und Rohrsänger, Spottvögel und dergleichen genügend unterscheiden zu können; und doch handelt sich's um Vögel, die zum Frühjahrsconcert und zur allgemeinen Belebung von Garten, Baum und Strauch unendlich viel beitragen; aber viele ähneln einander sehr und halten sich zwischen dem Laubwerk versteckt. Ein reiches Capitel, leichter zu übersehen, bilden die Meisen mit dem zarten Gefieder und den anmuthigen Farben, von denen leider die interessantesten Gestalten, Bart- und Beutelmeise, zugleich mit den größeren Rohrbeständen in unserem Vaterlande immer seltener werden; zu ihnen gehören unsere kleinsten und zartesten Vögelchen, die reizenden Goldhähnchen, die gleichwohl der Winterkälte trotzen, Vögelchen, von denen nicht weniger als 1100 (!) nöthig wären, um das Gewicht des vorliegenden Bandes, 5½ Pfund, zu erreichen. Die höchste Eigenart wird wohl erlangt von dem Wasserstaar, vom Zaunkönig, von dem in unseren Wäldern so häufigen Kleiber und von dem wundervollen Alpenmauerläufer, der wie ein bunter Schmetterling an den Felswänden des Hochgebirges klebt und als höchste Seltenheit gelegentlich auch unsere sächsische Schweiz zum Aufenthalte wählt. Und zu all diesem Interessanten sei schließlich noch der erfreulichen Thatsache gedacht, daß diese sämmtlichen Vögel durch Insectenvertilgung sich ganz besonders nützlich machen. Der einzige ernstliche Verlust, den sie verursachen, besteht in den Paar Fischchen, die gelegentlich wohl der Wasserschwätzer, der muntere Gebirgsvogel, stiehlt! Srth.

— W. Marshall, Katechismus der Zoologie. 2. Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1901. XI u. 612 S. 297 Textfiguren. In Leinen geb. 7,50 *M.* — Die erste Auflage, ein dünnes Bändchen, war von Giebel bearbeitet, die zweite ist unter Marshall's Hand zu einem kräftigen Band angeschwollen. Man wird nicht leicht zwei stärkere Gegensätze unter den zoologischen Autoren finden; Giebel, der in Deutschland der energischste Vertreter der alten Schule war, und Marshall, den wir als einen begeisterten Anhänger der neuen, von England herübergekommenen Richtung zur Genüge kennen. Gleichwohl ist diesmal der Unterschied nicht so bedeutend, als man aus den Namen schließen sollte. Selbstverständlich hat sich Marshall in Bezug auf die Systematik und auf die allgemeine Zoologie, wie sie in der Einleitung eine kurze Ueberſicht über die mikroskopische und makroskopische Anatomie und die Biologie bietet, auf den modernen Standpunkt gestellt, aber er hat alles Theoretisiren vermieden und sich auf das rein Thatsächliche beschränkt, was Vielen willkommen sein wird, denn es blieb auf diese Weise eben mehr Raum für eine Fülle des positiven Materiales. Auch mag bemerkt werden, daß aus gleicher Rücksicht alles Paläontologische ausgeschlossen wurde. So ist eine an anatomischem und entwickelungsgeschichtlichem Detail verhältnißmäßig reiche Zoologie entstanden. Der Autor geht, wie es der strengen Wissenschaft zukommt, in aufsteigender Richtung vor und behandelt zunächst das Unterreich der Urthiere, dann die Metazoën. Diese werden in acht Kreise eingetheilt, Coelenteraten, Echinodermen, an diese anschließend die Enteropneusten, die Würmer in dem alten, weiten Umfange, als Platoden, Nemathelminthen und Anneliden, mit Anschluß der Rotatorien, Bryozoën und Brachiopoden, wobei die Dicyomiden und Orthonectiden als degenerirte Saugwürmer eingeschlossen werden, die Arthropoden, Mollusken, Tunicaten und Vertebraten, letztere in Acrania (Amphioxus) und Cranioten gegliedert, die Cranioten in Ichthyopsiden und Sauropsiden rc., also ganz modern. Die Mollusken sind etwas weniger modern behandelt, insofern als zwar die Solenogastres die erste Classe darstellen, die Chitonen aber von ihnen getrennt und den Schnecken oder Cephalophoren zugerechnet werden. Auch die weitere Eintheilung der letzteren entspricht nicht ganz der jüngeren Auffassung. Doch kommt darauf nicht eben viel an. Vor dem Gebrauch des Buches möchte ich empfehlen, die Capitelüberschriften nach dem Inhaltsverzeichniß auf S. V—XI zu corrigiren, da verschiedene Lapsus durchgegangen sind. So stehen hier die Amphibien richtig als Wirbelthierclasse, im Text aber als Unterclasse der Fische u. dgl. m. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 67. Donnerstag, den 6. Juni, Abends. 1901.

Zu Paul Gerhardt's 225. Todestage.

„Das, was mich singend macht, ist,
was im Himmel ist." Gerhardt.

Wer so recht den frommen, gottergebenen Sinn einer echten Christenseele kennen lernen will, der muß den Meister des evangelischen Kirchenliedes gelesen haben, und das ist Paul Gerhardt, der vor neun Vierteljahrhunderten nach einem kämpfereichen Leben zu seinem so innig und liebeheiß besungenen Heiland zurückgekehrt ist, dessen reine Lehre den Weltkreis überwunden. Ein unendlicher Trost, eine begeisterungsvolle Ermuthigung und eine wahrhaft kindlich-rührende Liebe zum Heiland liegt in Gerhardt's geistlichen Liedern. Luther, der Gewaltige, ist der eigentliche Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes. Er hat jedoch nur 37 geistliche Lieder gedichtet, die sich freilich durch große Kraft, hohen Muth und innige Siegesfreudigkeit auszeichnen, in Sprache und Ausdruck aber bei Weitem nicht an Gerhardt heranreichen. Dagegen übertrifft dieser den großen Reformator an Wärme, Innigkeit und gläubiger Hingabe der Seele an Gott und keines anderen Dichters Lieder sind so tief ins Volk gedrungen, wie die geistlichen Lieder Gerhardt's, so daß Gervinus von ihm sagen durfte: „Er ist ganz ein Volksmann und Volksdichter." Gilt Luther mit Recht als der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes, so gebührt Gerhardt der Ruhm eines Neubegründers desselben, denn Luther's Gesänge geriethen in den trostlosen Wirren der Religionskriege so ziemlich in Vergessenheit; auch erreichten seine Nachahmer den großen Meister nicht an Geist und Glaubensfrische, sie kamen ihm nur in der Sprache gleich und thatsächlich sind ihre Lieder größtentheils hart und roh im Ausdruck, nüchtern und nichtssagend im Inhalt, so daß das Kirchenlied nach und nach zur unpoetischen Reimerei herabsank. Es verfiel in einen Todesschlaf, aus dem es Paul Gerhardt wieder erweckt und zum sonnigen Gipfel poetischer Vollendung erhoben hat. Unter den Liederdichtern des 17. Jahrhunderts hatte Gerhardt nur zwei Rivalen, die ernst genommen werden müssen: Paul Fleming, den Meister des weltlichen Liedes, und Johannes Scheffler, genannt Angelius Silesius, der das Kirchenlied im katholischen Geiste pflegte und auf diesem Gebiete auch Bedeutendes geleistet hatte. Von der mystischen Frömmelei und Weltverachtung Scheffler's ist bei Gerhardt keine Spur zu finden; jener arbeitet mit den Mitteln der Schwärmerei und Phantasie und hat nur das Bestreben, in Jesu aufzugehen, mit ihm eins zu werden. Gerhardt's Lieder aber umspannen einen großen Gedankenkreis, beherrschen eine weite Stoffwelt. Für alle Feste der christlichen Kirche findet er ein inniges, bis ins tiefste Gemüth sprechendes Lied, für die einzelnen Tages- und Jahreszeiten stehen ihm Töne von überwältigender Wirkung zu Gebote und die Natur in ihrer Verschmelzung mit Gott hat er wie kein Zweiter seines Zeitalters besungen. Sein unvergleichliches „Sommerlied" kann noch heute als ein Muster dienen, wie tief der Poet die Natur zu erfassen und wie zart und innig er dieselbe im Liede zu preisen hat. Und was bei Gerhardt's Liedern die Hauptsache ist, was sie dem Volke so werth gemacht hat, das ist ihre frische Volksthümlichkeit. Den Volkston hat kein Dichter des 17. Jahrhunderts so gut getroffen, wie Gerhardt, und nur ihm hatte er es zu verdanken, daß fast alle seine Lieder kurz nach ihrem Entstehen Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden und in die Gesangbücher der evangelischen Kirche übergegangen sind. Welches wahre, gläubige und echt deutsche Gemüth hätte auch Weisen widerstehen können wie: „Auf, auf mein Herz mit Freuden", „Nun laßt uns geh'n und treten", „Nun ruhen alle Wälder", „O Welt, sieh hier dein Leben", „Wach auf, mein Herz, und singe", „Ich singe dir mit Herz und Mund", „Warum sollt' ich mich denn grämen", „Wie soll ich dich empfangen", „Zeuch ein zu deinen Thoren", „Befiehl du deine Wege", „Fröhlich soll mein Herze springen", „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'", „O Haupt voll Blut und Wunden", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen", „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", „Lobet den Herren", „Wer selig stirbt, stirbt nicht" u. s. w. Was die Form der Gerhardt'schen Lieder anbelangt, so steht er auch in dieser Hinsicht unerreicht unter den Dichtern seines Zeitalters da. In Sprache, Ausdruck, Wohllaut und Rhythmus hat er die höchste Vollendung erreicht, denn unermüdlich war er bestrebt, Verbesserungen an seinen Gedichten vorzunehmen, wie aus seinem hinterlassenen Handexemplare ersichtlich ist, das immer wieder neue Verbesserungen aufweist. Deshalb hat seine Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, Geschraubtes und Gemachtes, sondern sie ist einfach, klar, natürlich und durchaus volksthümlich. Von der breiten, lehrhaften Darstellung Opitzens ist ihm nichts eigen; wie Paul Fleming befleißigte er sich der möglichsten Kürze und Deutlichkeit und wenn auch viele seiner Lieder ziemlich umfangreich sind, so ist das nur eine natürliche Folge seines blühenden Gedankenreichthums, der eine breitere Darstellung verlangt. Man findet auch thatsächlich in jeder Strophe einen neuen Gedanken, der sich harmonisch an den Grundgedanken reiht. Als Stoffquelle dienten Gerhardt vorzugsweise die Psalmen und die einzelnen Kirchenfeste, dann Luther's Lieder, mitunter auch die Mystiker, ein spanisches Lied, die alten lateinischen Kirchenliederdichter und die bibelreimenden Meistersinger. Jede Festzeit des Kirchenjahres, der Morgen und der Abend regte ihn zum Singen an und zum Preise des Sommers hat er sein Sommerlied gedichtet, das wohl ewig dauern wird. Man sieht nach Gerok's Ausspruch in diesem Liede gleichsam das reifende Aehrenfeld im Winde wogen und hört die Lerche in den blauen Lüften jubiliren. Und so darf es uns nicht wundern, daß Gerhardt mit seinen Liedern die Herzen seiner Zeitgenossen und seiner Kirchengemeinde im Sturm erobert; sie fehlten und fehlen noch heute in keinem Gesangbuche und wurden die Grundlage einer ganzen Kirchenlieder-Literatur, indem eine stattliche Anzahl von Dichtern in Gerhardt's Fußstapfen trat und in des Meisters Weise dem Höchsten ihre Loblieder sang. Sowohl das 17. als auch das 18. Jahrhundert zeugte eine große Zahl von Nachahmern Gerhardt's, worunter wir nur einige namentlich anführen wollen: Joh. Franck, Rist, Neumark, Neander, Homburg, Simon Dach, Henriette v. Brandenburg u. s. w., und selbst der große Rückert fühlte sich gereizt, in Gerhardt's Tone geistliche Lieder zu schreiben, wie aus dem Liede „Dein König kommt in niedern Hüllen" zu ersehen ist. Doch fehlt es in Gerhardt's Gedichten durchaus nicht auch an Fehlern und Mängeln, wie ja selbstverständlich nicht Alles, was ein Dichter schafft, von gleicher Vollendung sein kann. Paul Gerhardt hat nicht weniger als 125 geistliche Lieder gedichtet, und wenn da mitunter nicht Alles Gold ist, so ist das sicher kein Zeichen seiner Schwäche. Wir begegnen in seinen Liedern hier und da mancher Härte des Ausdrucks, bisweilen auch veralteten Formen und selbst unschönen Bildern und Figuren, wie z. B. in dem Liede: „Herr, ich will ja gerne bleiben wie ich bin, dein armer Hund!", mit dem er seine Selbsterniedrigung ausdrücken wollte, doch ist dieses Lied eigentlich nur eine Uebersetzung aus dem Lateinischen. Die große Mehrzahl seiner Lieder sind jedoch eitel Gold, so daß vor dessen Glanze die wenigen Schatten nicht bestehen können. Gerhardt's Lieder erschienen zuerst auf fliegenden Blättern und in verschiedenen Gesangbüchern seiner Zeit. Schon 1648 gab sein Freund Johann Crüger ein solches Gesangbuch unter dem Titel Praxis pietatis melica heraus, welches 18 Lieder von Gerhardt enthielt, darunter „Wach auf, mein Herz, und singe" und „Nun ruhen alle Wälder". 1653 erschien auf Befehl der Kurfürstin

Luise Henriette ein „Berliner Gesangbuch", das bereits 38 Gerhardt'sche Lieder enthielt, darunter neu: „Wie soll ich dich empfangen", „Zeuch ein zu deinen Thoren", „Ich singe dir mit Herz und Mund" u. a. 1656 erschien eine 2. Ausgabe des Crüger'schen Gesangbuches, das 47 neue Lieder von Gerhardt enthielt, darunter: „Befiehl du deine Wege", „Geh' aus, mein Herz, und singe", „O Haupt voll Blut und Wunden" u. s. w. 1661 erschien eine 3. Ausgabe dieses Gesangbuches, welches abermals 5 neue Lieder von Gerhardt aufwies. Die erste Gesammtausgabe veranstaltete Joh. Georg Ebeling in den Jahren 1666 und 1667 unter dem Titel: „Pauli Gerhardi Geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern" in 10 Folioheften mit neuen sechsstimmigen Melodien, die drei Auflagen erlebte. Weitere Ausgaben folgten in den Jahren 1700, 1707, 1717 und 1723, und dann trat ein Stillstand ein bis zum Jahre 1821, wo eine neue Ausgabe in Wittenberg das Licht der Welt erblickte. Heute bietet die Reclam'sche Universalbibliothek eine gediegene Ausgabe Gerhardt's mit einer gründlichen Einleitung von Fr. v. Schmidt, und wir empfehlen dieselbe jedem deutschen Manne, jeder deutschen Frau aufs Angelegentlichste.

Paul Gerhardt wurde am 12. März 1607 in Gräfenhainichen als Sohn des dortigen, geachteten Bürgermeisters geboren und verlor seinen Vater frühzeitig. Von 1622 bis 1627 besuchte er die Fürstenschule in Grimma, von wo er die Universität Wittenberg bezog, um Theologie zu studiren. Der Theologe Paul Röber, „ganz und gar ein Mann der Bibel und zugleich ein Liebhaber des Gesanges", gehörte zu seinen Lehrern, und ihm verdankte er auch die Anregung zu poetischem Schaffen. Nach absolvirtem Universitätsstudium war unser Dichter an verschiedenen Orten als Hauslehrer thätig, bis er in gleicher Eigenschaft in die Familie des Advocaten Barthold in Berlin kam, wo er volle acht Jahre bis in sein 44. Lebensjahr blieb und auch seine zukünftige Gattin fand. Seine schönsten geistlichen Lieder hat er in diesem Familienkreise gesungen. Im Jahre 1651 erhielt er auf die warme Empfehlung des geistlichen Ministeriums in Berlin die Probstei in Mittenwalde. Das Empfehlungsschreiben hatte folgenden, dem Dichter zur Ehre gereichenden Wortlaut: „Wir tragen Hrn. Paul Gerhardt, S. S. Theol. Cand. bester Maßen zu solchem Amte an, in der Versicherung, daß man in diesem wohlgemeinten Vorschlag der christlichen Gemeinde eine solche Person fürhalte, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehrfriedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens sei, daher auch bei Hohen und Niedrigen unsres Orts lieb und werth gehalten, und von uns aller Zeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohl verdient gemacht hat." Nun, da er nach langem Warten endlich eine Stelle gefunden hatte, heirathete er die Tochter Barthold's, Anna Maria, deren schöne Tugenden ihn zu dem herrlichen Liede begeisterten: „Ein Weib, das Gott den Herren liebt". Sechs Jahre lebte er im reinsten Familienglück in Mittenwalde, bis er einem Rufe nach Berlin folgte, wo ihm an der St. Nicolaikirche die Stelle eines Diaconus verliehen wurde. Und hier war er in seinem Elemente. Mit der größten Hingabe an sein Amt und mit reichem Segen wirkte er als hochverehrter und best geliebter Prediger an dieser Kirche und viele schöne Lieder dictirte ihm Zufriedenheit mit sich und der Welt in die Feder. Im Jahre 1666 erschien die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder und in demselben Jahre verlor er auch seinen Posten, indem er es nicht übers Herz bringen konnte, einen kurfürstlichen Revers zu unterschreiben, demzufolge den lutherischen und reformirten Pastoren die Verpflichtung auferlegt wurde, sich nicht mehr von den Kanzeln herab zu befehden und zu beschimpfen. Gerhardt war streng lutherisch gesinnt und erblickte in der freien Redeweise die erste Pflicht eines Mannes, weshalb er die Unterschrift verweigerte und demzufolge seines Postens verlustig wurde. Hunderte anderer Geistlichen unterschrieben, so daß der den Ehefrauen der Pfarrherren in den Mund gelegte Volkswitz ein geflügeltes Wort wurde: „Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt, auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!" Gerhardt büßte seine stramme Mannhaftigkeit mit seinem Amte. Seine ihm in seltener Liebe ergebene Gemeinde hing auch jetzt treu an ihm und unterstützte ihn in freigebiger Weise, so daß er nicht Noth leiden mußte. Die Bürger und Gewerke Berlins wandten sich an den Kurfürsten, ihrem geliebten Prediger die Unterschrift zu erlassen, was der große Kurfürst auch that; doch Gerhardt war zu sehr Mann, als daß er von dieser seltenen Gnade Gebrauch gemacht hätte. Er schrieb an den Magistrat: „Mein Gewissen will mir darüber voller Unruh' und Schrecken werden; was aber mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Greuel und zieht nicht den Segen, sondern den Fluch nach sich, womit aber weder meiner Gemeine, noch mir würde gerathen sein." Und an den Kurfürsten selbst schrieb er: „Sollte ich mich denn nun in dasjenige, dessen ich mich hiebevor aus höchst dringender Noth entzogen, aufs Neue wieder einlassen, würde ich mir selbst höchst schädlich sein, und eben die Wunde, die ich vorher mit so großer Herzensangst von mir abzuwenden gesucht, nur, so zu reden, mit eigenen Händen in meine Seele schlagen. Ich kann nicht anders finden, ats daß ich, wo ich so wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden würde." Daraufhin blieb seine Entlassung aufrecht; Gerhardt sang nach dem muthig bestandenen Kampfe das Trostlied: „Ich danke dir mit Freuden". Im Herbst 1668 folgte er einem Rufe als Archidiaconus nach Lübben, wohin er im folgenden Jahre übersiedelte, nachdem er noch kurz vorher seine Gattin durch den Tod verloren. Sieben Jahre wirkte er, geprüft von Leiden und Schwermuth, in Lübben, bis er am 7. Juni 1676 in seinem 70. Lebensjahre mit den Worten der 8. Strophe seines Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen" starb. In der Kirche zu Lübben ist er verewigt worden durch sein lebensgroßes Bild mit der Inschrift: „Theologus in cribro satanae versatus" (Ein Gottesgelehrter, im Siebe des Satans gerüttelt). Kurz vor seinem Tode setzte er für seinen 14jährigen Sohn folgendes, den Grundgedanken seines Liedes: „Ich bin ein Gast auf Erden" entwickelndes Testament auf, das für den Charakter unseres Dichters bezeichnend ist: „Die heilige Theologiam studire auf reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten, und hüte dich ja vor Synkretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu. In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes. Insonderheit: 1) thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen; 2) außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du dann, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die 10 Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast; 3) der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rathe frommer, getreuer und verständiger Leute; 4) thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat, und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat; 5) den Geiz fleuch als die Hölle; laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und mit gutem Gewissen erworben hast, ob's gleich nicht allzuviel ist; bescheert dir aber der liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle. Summa: Bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt abscheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen."

Joh. Peter.

Bücherbesprechungen.

— Monatsschrift für kirchliche Praxis, herausgegeben von Professor D. O. Baumgarten in Kiel. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1901. Jährlich 6 ℳ. — Diese Monatsschrift, die als „Neue Folge der Zeitschrift für praktische Theologie" ins Leben tritt, zeichnet sich für das Auge des Lesers vor anderen ihres Gleichen zunächst dadurch aus, daß sie theilweise in Fractur und theilweise in Antiqua gedruckt ist und ihre Seiten bald spaltet und bald nicht. Ueber diesen wechselnden Zustand besteht im Schooße der Redaction gewiß ein bestimmtes Gesetz; aber die zwei Nummern, die uns vorliegen, bieten uns nicht die Möglichkeit, über die Paragraphen desselben ins Klare zu kommen. Erst nach längerer Zeit wird sich feststellen lassen, ob dieses Gesetz etwa gar nur den einen Para-

graphen hat: Suche bei schriftstellerischen Unternehmungen auch äußerlich etwas Auffallendes zu leisten! Ebenso unmöglich scheint es zu sein, nach dem Inhalt von zwei Nummern Ziel und Bedeutung einer Zeitschrift deutlich zu erkennen. Aber die Redaction kommt uns in dieser schwierigen Lage einigermaßen entgegen, indem sie schon im ersten Hefte einem Hrn. Vollmer das Wort ertheilt, ohne zu seiner Aeußerung irgendwie Stellung zu nehmen. Der Genannte wünscht eine neue biblische Geschichte und giebt hier drei Proben, wie er sie sich wünscht. Hier erscheint auch die Pfingstgeschichte in einer Fassung, von der hinterher noch besonders festgestellt wird, daß das Wunder aus ihr beseitigt sei. Nun ist Niemandem zu verwehren, der Pfingstgeschichte dichterisch eine neue Form zu geben, wie man zu allen Zeiten auch andere biblische Erzählungen in Verse gebracht hat, wobei selbstverständlich Aenderungen der ursprünglichen Gestalt unvermeidlich waren. Aber um eine Dichtung handelt es sich hier gar nicht, sondern um eine nach Gutdünken wesentlich geänderte biblische Geschichte, die beim Unterricht verwendet werden soll. Da nun alle christlichen Kirchen ihre Entstehung auf das in der Bibel berichtete Pfingstwunder zurückführen, so ist es ein Unding, der Jugend diese Geschichte mitzutheilen, nicht wie sie geschehen ist, sondern wie Jemand in Hamburg sie sich zusammenphantasirt hat. Ehe das möglich wäre, müßte erst eine völlig neue Kirche gegründet werden, die auf wirkliche geschichtliche Zusammenhänge ganz verzichtete und, um doch etwas Derartiges zu haben, sich eine Geschichte ihres Werdens aus freier Phantasie nachträglich construirte. Soll nun die Aufnahme dieses Beitrages in das erste Heft bedeuten, daß die Redaction einer kirchlichen Praxis dienen will in einer Kirche, die noch gar nicht besteht, oder soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß auch diese Zeitschrift, wie manche andere heut zu Tage, sich als Sprechsaal für alle möglichen und unmöglichen Meinungen aufthun will, denen gegenüber von einem Standpunkt des Herausgebers nicht weiter die Rede ist? Wir sind darüber nicht ins Klare gekommen. B. K.

— **Aus meinem Leben.** Erinnerungen und Erfahrungen von **Fritz Fliedner**, Pastor in Madrid. 3. Auflage. Berlin 1901. Martin Warneck. 4 M., geb. 5 M. — Von dem Buche des vor Kurzem verstorbenen Verfassers ist neuerdings in allerlei Zeitungen und Zeitschriften so viel geschrieben worden, daß unter unseren Lesern kaum noch einer zu finden sein wird, dem eine Anzeige desselben nicht schon vor die Augen gekommen wäre. So trifft die unserige wohl verspätet ein, da wir das Buch doch pflichtgemäß erst lesen mußten, ehe wir darüber zu urtheilen vermochten. Das Urtheil ist glücklicher Weise in diesem Falle schnell und sicher zu gewinnen und das unserige weicht nur in einem einzigen Punkte von den anderen ab, die zu unserer Kenntniß gelangt sind. Vorwerfen kann man dem Buche, was seine Anlage und Durchführung anlangt, daß es an der wünschenswerthen Ordnung fehlt, daß es überhaupt nicht die Geschichte eines Lebens darstellt, sondern eine geist- und gemüthvolle Plauderei über ein Leben im losen Anschluß an die Aufeinanderfolge der einzelnen Erlebnisse und Erfahrungen. Da das jedoch der Verfasser schon selbst zugegeben hat mit seiner Aussage, daß er mitten aus der Arbeit heraus Bilder mit flüchtigen Strichen gezeichnet habe, so wäre nur noch die Frage zu beantworten, ob man sein eignes Leben auf solche Art beschreiben dürfe, und wer sollte sie verneinen wollen, wenn das so anregend, mit so viel gesundem Witz und Humor geschieht? An einzelnen Stellen ist allerdings die Grenze beinahe überschritten, die von der literarischen Sitte für ernsthafte Schriftstellerei gezogen wird. Es werden gelegentlich uralte Anekdoten da, wo es irgend passen will, mit einer so behaglichen Breite erzählt, als ob sie der lesenden Menschheit eben zum ersten Male kund gethan würden. Aber an manche von ihnen hat man sich um ihrer lehrreichen Spitze willen doch auch gern wieder einmal erinnern lassen, weil man sie wirklich nicht mehr gegenwärtig hatte. Kurz, der Verfasser hat durch seine Mittheilungen zweifellos einer beträchtlichen Lesergemeinde in der deutschen Christenheit eine große Freude gemacht, hat durch seine christliche Beurtheilung von allerlei Vorkommnissen, die an Funke's Art erinnert, gewiß manchen guten Samen ausgestreut und hat auch der Kirchengeschichte einen Dienst geleistet durch die eingehende Schilderung des amtlichen und häuslichen Lebens, das sein berühmter Vater zum Segen Vieler geführt hat. Anders, als andere Beurtheiler, müssen wir uns natürlich zu der wunderlichen Auffassung stellen, die der Verfasser von dem Unterschiede der Confessionen sich gebildet hat. Wenn man in Kaiserswerth den Lutherischen und den Heidelberger Katechismus neben einander gelernt und gebraucht hat, so beweist das nur, daß Vater Fliedner thatsächlich ein Lutheraner war und blieb, ohne Anlaß zu finden, die Bekenntnißfrage irgendwie zu betonen gegenüber jenen Reformirten, die, wie die meisten ihrer Art in Deutschland, in der eigentlichen Lehre längst auch lutherisch geworden waren. Ein solch friedlicher Zustand, gegen dessen Bestehen wir nicht das Mindeste einzuwenden haben, wo er möglich ist, schafft aber doch die Thatsache nicht aus der Welt, daß zwischen Lutherthum und echtem Calvinismus und vor allen Dingen dessen zahllosen sectirerischen Ausläufern eine Kluft gähnt, die noch manchen schweren Kampf in der Christenheit herbeiführen wird und die dadurch nicht beseitigt wird, daß Jemand sich hoch oben eine lustige Brücke baut, auf der er vergnüglich herüber und hinüber spaziert. B. K.

— **Kirchliche Nachrichten.** Monatliche Beigabe zum Tageblatt. Redigirt von Pfarrer **B. Albrecht** in Hohenstein-Ernstthal. — Von diesen Kirchlichen Nachrichten liegt ein Jahrgang vor uns. Wenn wir hier von ihnen reden, so geschieht es nicht unter den herkömmlichen Voraussetzungen, daß die Leser dadurch einen Antrieb empfangen sollen, ein literarisches Erzeugniß sich zu verschaffen, oder aber sich davor zu hüten. Diese Nachrichten werden vielmehr der städtischen Zeitung von dem Herausgeber gratis beigefügt; wer sie haben will, muß sie sich von diesem erbitten oder muß die ganze Zeitung halten. Es handelt sich also nicht sowohl darum, diese Blätter zu empfehlen, obwohl sie empfehlenswerth genug sind, als vielmehr das Verfahren des Herausgebers als ein überaus löbliches im Lande bekannt zu geben. Er hat sich eine Gelegenheit gesucht, mit seiner Gemeinde zu reden, auch außerhalb der Kirche, und hat sie gefunden. Der Verleger läßt sich das gern gefallen, daß seine Zeitung eine Monatsbeilage empfängt, deren Herstellung ihm keine Mühe und nur geringe Kosten verursacht. Der Pfarrer aber hat die Möglichkeit, seinen Gemeindegliedern Manches zu sagen, was sich auf der Kanzel nicht sagen läßt, und an Manchen heranzukommen, der ihm sonst aus dem Wege geht. Ist das nicht nachahmenswerth? Der Inhalt der Blätter unterscheidet sich nicht wesentlich von dem unserer guten Sonntagsblätter; aber da sie nur monatlich kommen, bedeuten sie kaum eine schädliche Concurrenz für diese und nur so ist die Möglichkeit vorhanden, auch örtliche kirchliche Angelegenheiten eingehend zu besprechen. Es sollte doch jeder Geistliche, der in ähnlicher Lage ist, sich die Frage vorlegen, ob er nicht irgendwie für sich und sein Amt etwas Aehnliches schaffen könnte. B. K.

— Dr. **Rudolf Eisler, Das Bewußtsein der Außenwelt.** Grundlegung zu einer Erkenntnißtheorie. Leipzig 1901. Dürr'sche Buchhandlung. 2 M. — Der fleißige und fruchtbare Herausgeber des neuesten Wörterbuchs der philosophischen Ausdrücke und Begriffe will in seiner neuesten Schrift zur Klarstellung des Grundproblems aller Erkenntnißtheorie, der Beziehung zwischen Vorstellung und Gegenstand, beitragen. Zu diesem Zwecke stellt er zunächst die psychologische Seite des Wahrnehmungsvorgangs dar und kommt zu dem Ergebniß, daß Object der Sinneswahrnehmung nicht subjective Zustände des Ichs, sondern Dinge und deren Qualitäten und Veränderungen seien. (S. 9.) Eisler bekennt sich also, wie auch schon im Vorwort geschieht, zum Positivismus. Was uns nun aber von den Dingen unmittelbar gegeben ist, die Widerstandsäußerung gegen das wahrnehmende Subject, wird als Ausfluß eines Gegenichs aufgefaßt, dem gleich der primären Ichheit Einheit, Selbstständigkeit und Unabhangigkeit vindicirt wird. (S. 21 fg.) „Das Ich schaut sich geradezu in das Object hinein" (S. 39), ein Vorgang, den Eisler in Nachfolge von Avenarius als Introjection bezeichnet. — Die Merkmale der Ichheit, Einheit und Identität, Substantialität und Causalität, müssen nach solcher Erklärung der Dingheit auch in dieser enthalten sein: eine sehr durchsichtige Darlegung seiner Auffassung genannter Kategorien schließt Eisler an dieser Stelle an. Ueber die transcendenten Factoren läßt sich nur sagen, daß sie existiren, und daß ihre allgemeine Beschaffenheit etwas unserem Innensein Analoges ist (S. 49). Eine durch den Verstand berichtigte naive Weltanschauung macht sehr wohl die Existenz objectiver Wahrnehmungsinhalte begreiflich (S. 50). Da sich Eisler mit diesen Meinungen in Widerspruch zur idealistischen Auffassung der Außenwelt setzt, muß er Stellung nehmen zur Kant'schen Kategorienlehre, auf welche sich der erkenntnißtheoretische Idealismus beruft. Hier zeigt der Verfasser nun, wie er aus Kant's

nicht immer eindeutigen Sätzen auch für seinen Standpunkt Gründe anführen kann. Und ein berechtigter Hinweis auf das Fehlen einer ausgebildeten Psychologie bei Kant ist's, wenn Eisler (S. 62) erklärt: „Kant hat zu sehr die ausgebildeten Kategorialbegriffe der Reflexion im Auge; so entgeht ihm die Thatsache, daß die Kategorien ursprünglich in einem durchaus concreten, erlebbaren Verhalten begründet sind." — Man braucht Eisler's Standpunkt keineswegs zu theilen, um sich an der analytischen Schärfe seiner Auseinandersetzungen zu freuen; reichliche Anmerkungen mit umfangreichen Literaturnachweisen helfen in seiner Schrift auch gegnerischen Theorien zum Worte. Erwähnt sei schließlich, daß die äußere Ausstattung des Buches, wenn man vom Druckfehlerreichthum absieht, eine überaus gefällige ist.

Fr. Grimm.

— Kaiser Ludwig der Bayer. Ein Lebensbild, entworfen von Dr. Alphons Steinberger, königl. Gymnasialprofessor. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping), 1901. XI, 212 S.; Klein-8°. Preis: broschirt 2 ℳ. — In den meisten Geschichtsleitfäden kommt Ludwig IV. der Bayer insofern einigermaßen schlecht weg, als für seinen durch die Minoriten unterstützten Kampf gegen die Anmaßungen der unter französischem Einflusse stehenden Kurie zu Avignon wenig Verständniß vorhanden zu sein pflegt. Diesem Mangel abzuhelfen, hat sich Steinberger vorgenommen. An sich ein verdienstvoller Vorsatz; doch daß er durchaus gelungen sei, kann ich nicht ganz behaupten. Steinberger hat seinen Helden zu sehr als Helden behandelt; er malt Alles hell in hell: der reine pleinair, kein Schatten, nur Licht, Alles herrlich und schön. So findet der Verf. selbst das Streben nach Vermehrung der Hausmacht, das ja den Wittelsbacher nicht allein charakterisirt, bei andern deutschen Herrschern des ausgehenden Mittelalters aber gewöhnlich nicht als Vorzug hingestellt wird, bei Ludwig gut; mindestens tadelt er die Uebervortheilung Johann's von Böhmen nicht (S. 101). Anderseits ermannt sich St. nicht zu kraftvollen Worten, wo er, ohne der Geschichte Gewalt anzuthun, den König mehr hätte loben dürfen; ich meine Stücke wie z. B. die Erzählung von der Absetzung Johann's XXII. Hier merkt man deutlich die Vorsicht („modice, modice", sagt der Herr Superintendent in Wolzogen's köstlicher „Gloria-Hose") heraus, womit man im katholischen Bayern derlei heikle Themen zu behandeln genöthigt ist. Denn das Buch ist ja nicht für Große geschrieben, sondern für Jünglinge und erwachsene Mädchen; blumenreich und gefühlvoll ist die durch mancherlei Zusätze liebevoll ausgeschmückte Darstellung, so blumenreich, daß sie hier und da direct ins Banale verfällt (so S. 101, 122, 172: um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen; um sich einer üblichen Redensart zu bedienen; wenn es erlaubt ist, sich hier einer banalen [sic!] Redensart zu bedienen) — was gerade in einer für die Jugend bestimmten Schrift peinlichst hätte vermieden werden sollen. Ob man Avignon, einen der Mittelpunkte der provenzalischen Frührenaissance, eine obscure Rhônestadt (S. 125) nennen darf, möchte ich auch dahingestellt sein lassen. Schon Klemens V., der 1314 gestorben ist, hat sich auf hohem, den Strom überragendem Felsen dort eine geräumige Wohnung eingerichtet und der zwei Jahrzehnte später gewählte Benedict XII. hat 1336 den Neubau des gewaltigen Palastes nach den Plänen von Pierre Obrier beginnen lassen. Was ich aber dem Allen gegenüber nicht verschweigen mag: ein großer Vorzug ist dem Buch auf jeden Fall eigen, der eines lebhaften Deutschgefühls; ich verweise hierfür nur auf den Abschnitt (XIX) über den Curverein zu Rhens. Darum verbleibt als Endergebniß der Lectüre der auf sehr gewissenhafter Verarbeitung der gesammten einschlägigen Literatur beruhenden Monographie ein überwiegend günstiger Eindruck, und das Buch verdient auch außerhalb Bayerns eine angemessene Verbreitung!

Ht.

— Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Von Frobenius, Oberstleutnant a. D. Fünftes Heft. II. Artillerie-Angriff. Abtheilung A: Beschießung (Bombardement). 2. Die Beschießung von Verdun und Toul mit französischen schweren Geschützen. Mit 3 Plänen in Steindruck. Berlin 1901. E. S. Mittler u. Sohn. — Die Beschießungen von Toul und Verdun mit schweren französischen Geschützen bieten weitere Belege für die Geringschätzung, welche man von deutscher Seite im Anfange des Krieges 1870/71 den kleinen Festungen entgegenbrachte. Die wiederholten mißglückten Versuche, sich dieser Festungen mit den Mitteln des Feldheeres allein zu bemächtigen, führten endlich zur Erkenntniß, daß man nur durch eine Beschießung aus schweren Geschützen dieselben zur Capitulation veranlassen könne, besonders nachdem die Wegnahme von Toul immer dringender erschien. Statt aber hierzu preußische Belagerungsgeschütze zu verwenden, die man recht wohl in gar nicht so langer Zeit aus Mainz hätte heranziehen können, kam man auf den seltsamen Gedanken, französische Geschütze zu gebrauchen, weil man glaubte, dieselben schneller zur Hand zu haben. Die Fußartillerie hat sich später in den eroberten Festungen mit dem französischen Material vollständig vertraut gemacht und längere Jahre hat die Artillerie in den Reichslanden mit diesen Geschützen in den Schießübungen schießen müssen. Damals war es aber doch ein sehr gewagtes Experiment, unserer Artillerie ohne jede Vorbereitung ein Material in die Hand zu geben, welches von dem preußischen in ballistischen Leistungen, Handhabung, Lafettirung u. s. w. gänzlich verschieden war, und das einer Festung gegenüber, deren Artillerie dasselbe Geschütz als ihr eigenes führte. Verfasser sagt S. 69 sehr richtig: „Was würde wohl der Infanterist dazu sagen, wenn man ihm am Morgen des Schlachttages sein Gewehr nähme und eines von ganz abweichender Construction und anderen ballistischen Eigenschaften in die Hand gäbe!" Wie bekannt, mißlang der Versuch vor Toul gänzlich, aber nicht genug der empfangenen Lehre wiederholte man denselben vor Verdun, obgleich man vollauf Zeit gehabt hätte, preußisches Material heranzuziehen. In eine sehr schwierige Lage wurden hier die leitenden Artillerie-Commandeure gebracht, sie erkannten recht wohl das Unzureichende der vorhandenen Mittel, aber von allen Seiten her, besonders der ungeduldig gewordenen Einschließungs-Infanterie (s. S. 54) fand ein solches Drängen statt, daß man nicht allzusehr mit ihnen rechten soll, wenn sie sich schließlich zu der verfrühten Feuereröffnung bestimmen ließen. Der unglückliche Verlauf der Beschießung und deren Folgen sind bekannt. Aber gerade die vor beiden Festungen erlittenen Mißerfolge und die auf beiden Seiten begangenen Fehler sind ganz besonders lehrreich, und zwar für alle Waffen, und kann daher das Studium auch des vorliegenden Heftes des nun schon rühmlichst bekannten Werkes nur warm empfohlen werden.

A. B.

— Leben und Treiben an Bord Sr. Majestät Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffe. Schilderungen nach photographischen Momentaufnahmen von Marinepfarrer R. Schneider. J. F. Lehmann's Verlag, München. — Das vorliegende Werkchen ist gerade zur rechten Zeit erschienen; fällt es doch zusammen mit dem Eintritt des drittältesten Kaisersohnes, des Prinzen Adalbert, in die Marine. Unsere seelustige Jugend wird an dem Buch ihre helle Freude haben, da die flott geschriebenen Schilderungen des Kriegsschiffslebens mit seinen Freuden und Leiden wahrhaft und packend vor dem Leser entrollt werden und — was noch mehr sagen will — von einem Kenner der thatsächlichen Verhältnisse, der an Bord unserer Schulschiffe zu Hause ist. Gerade auch die so überaus geschickt aufgenommenen Momentaufnahmen sind dem Text in vortrefflichster Weise eingefügt und beleben so auch den belehrenden Theil des Buches. Wer für unsere Flotte ein Interesse oder einen Verwandten, Freund auf ihr „schwimmen" hat, sollte nicht verfehlen, dieses Werkchen seiner Bibliothek einzuverleiben; man glaubt sich beim Lesen mitten in den Kreis unserer „blauen Jungen" versetzt, man exercirt mit ihnen in der Takelung, am Geschütz, man segelt mit ihnen im Passat, man erlebt mit ihnen Orkan und besucht mit ihnen die herrlichen Hafenplätze Madeiras, der Azoren oder Westindiens. Das Buch dürfte so manchen jungen Helden unserer Flotte zuführen; und darum war es recht zweckmäßig, wenn der Herr Verfasser seinem Werkchen einen Anhang beifügte, welcher genau die Officier- und Unterofficierlaufbahnen der kaiserlichen Marine beschreibt, und wie sich diese nach dem Eintritt als Seekadett und Schiffsjunge entwickeln. Ueber kleine Ausstände kann auch eine scharfe Kritik freundlich hinwegsehen. In der Marine giebt es keinen „königlichen" sondern nur einen „kaiserlichen" Dienst; an dem Titelbild haben wir an der Uniform des zukünftigen Admirals etwas auszusetzen; entweder gehört sie einem Seekadetten oder Fähnrich zur See.

M. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *ℌ*, für auswärts mit 1 *M* 64 *ℌ* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *ℌ*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 68. Sonnabend, den 8. Juni, Abends. **1901.**

Rudolf von Habsburg und die Wettiner.

Von Wilh. Laurin.

Als unter Heinrich dem Erlauchten nicht nur das Pleißenland an das Haus Meißen kam, sondern auch Thüringen damit vereinigt wurde, waren, abgesehen von Brene und Wettin, die ehemaligen Besitzungen Conrad's des Großen im markgräflichen Hause Meißen in angesehener Macht wieder vereinigt. Kein Wunder, daß das Haus Meißen in erster Linie nach dem Interregnum die Augen Rudolf's auf sich lenkte, dessen Hauptbestreben es sein mußte, die dem Reiche während des Interregnums geschmälerten und entzogenen Güter wieder zurückzugewinnen. In der Einziehung der Grafschaft Brene sieht Ritter[1]) „den ersten Streich, den Oesterreich dem Hause Meißen spielte“. Es sollte dies nicht der letzte bleiben. Auf das thüringische Vicariat brauchen wir uns hierbei nicht zum Beweise zu berufen, das Rudolf kurz nach seinem Regierungsantritt seinem Schwiegersohn, dem Kurfürsten zu Sachsen und dem Herzog von Braunschweig und nach dessen Tode dem Markgrafen von Brantenburg auftrug. Rudolf hat diese fremde Beihilfe nach dem Interregnum nothwendig gehabt. Welche Mühe es kostete, die Ordnung wieder herzustellen, ersieht man daraus, daß er 1290, als er nach Erfurt kam, nicht weniger als 29 aus dem Stegreife lebende Ritter zu Ilmenau hinrichten und 66 Raubschlösser zerstören ließ.[2]) Hielten sich doch diese adeligen Räuber ganze Armeen, mit denen sie plündernd in die benachbarten Länder einfielen. Deutlicher zeigte der Kaiser durch Inanspruchnahme des Pleißenlandes seine Absicht, der wettinischen Macht eine Grenze setzen zu wollen. Setzte er doch 1289 seinen Schwiegersohn Wenzel zum Reichsvicar „durch Meißen, das Osterland und Pleißenland“[3]) und gab ihm damit zum Nachfolger der meißnischen Fürsten ein gewisses Oberrecht und Gewalt über Meißen. Um dieselbe Zeit erwies sich seine Abneigung gegen das Meißnische Haus dadurch, daß er ihm die Pfalzgrafschaft Sachsen entzog und seinem Eidam Albrecht II. zu Sachsen gab. Diese Pfalzgrafschaft hatte sonst ihre eigenen Herren aus dem Hause Gosseck, kam von diesen an die Grafen v. Sommerschenburg und nach deren Ableben unter Friedrich Barbarossa an das landgräfliche Haus Thüringen. Als Heinrich der Erlauchte von Friedrich II. die Anwartschaft auf Thüringen erhielt, wurde er zugleich mit dieser Pfalzgrafschaft belehnt,[4]) die er bei Lebzeiten mit Thüringen an Albrecht den Entarteten abtrat. Von diesem erhielt sie Friedrich der Freidige. Erst nach Heinrich's Tode (1288) zog Rudolf die Pfalz ein. Daß er die Erblichkeit derselben sollte in Zweifel gezogen haben, ist ebenso wenig wahrscheinlich, wie etwa die Annahme, die meißnischen Fürsten hätten einen Fehler dabei begangen und das Lehen zu suchen unterlassen. In diesem Falle hätte Rudolf den Schein des Rechtes für sich. Dann aber würden die Wettiner ihre Ansprüche an dieselbe, da sie selbst Schuld an ihrem Verluste gewesen wären, nicht durch Beibehaltung des Titels documentirt haben. Am Glaublichsten scheint es, daß damals, als Friedrich Barbarossa die Grafschaft an Thüringen gab, auch der Kurfürst von Sachsen[5]) Ansprüche auf dieselbe gemacht habe, weil er aber zu ohnmächtig war, diese mit Gewalt durchzusetzen, erst sein Enkel Albrecht II. dieselben zu der Zeit erneuerte, als er Schwiegersohn des Kaisers geworden war. Albrecht der Entartete, sonst wenig um die Erhaltung seiner Länder besorgt, widersetzte sich in diesem Falle doch, und da er wider die kaiserliche Uebermacht nichts ausrichten konnte, gaben er und seine Erben dadurch ihre rechtmäßige Forderung an dieses entzogene Lehen zu erkennen, daß sie, wie erwähnt, den Titel beibehielten. Sollte der Tausch seine Richtigkeit haben, den Wenzel von Böhmen mit dem Markgrafen „Friedrich von Dresden“ über dessen Lausitzische und Meißnische Güter einleitet, so gehört er ebenfalls unter die Versuche Kaiser Rudolf's, das Haus Meißen zu schwächen, zumal er von Rudolf gleich nach dem Abschlusse bestätigt und Wenzel mit diesen Gütern belehnt wurde, ohne die Einwilligung des Meißnischen Gesammthauses abzuwarten, ohne dessen Einwilligung damals kein derartiger Vertrag giltig sein konnte. Jedoch dieser vorgegebene Tausch ist selbst manchem Zweifel unterworfen worden und der kaiserliche Lehnbrief ebenfalls als untergeschoben bezeichnet. Echt erachtet die drei einschlägigen Urkunden[6]) Pelzel (Geschichte der Böhmen),[7]) bei dem es heißt: „Der Kaiser Rudolf ernannte unsern König zu seinem Reichsvikar in Meißen, und der Markgraf Friedrich von Meißen und der Lausitz trug seine Länder Wenzeln und dessen Nachkommen, den Königen von Böhmen, zu Lehen auf und verband sich, ihn für seinen Oberherrn zu erkennen.“ Und ferner: „Der König Wenzel ließ im Anfang des folgenden Jahres von dem Markgrafen Friedrich von Meißen eine Verschreibung ausstellen, und die beiden Markgrafthümer Meißen und Lausitz an die Krone Böhmens aufs Neue übertragen.“ Fast scheint es, als wolle der böhmische Geschichtschreiber den vorgegebenen Tausch in eine blose oblationem feudorum verwandeln. Am augenfälligsten treten die Gesinnungen Kaiser Rudolf's gegen das Haus Meißen auf dem Reichstag zu Erfurt zu Tage. Der Kaiser kam Ende des Jahres 1289 (in crastino Luciae) nach Erfurt und verweilte daselbst fast ein ganzes Jahr (bis omnium Sanctorum). Der Reichstag war ganz besonders zahlreich besucht und wer von den Fürsten nicht selbst erscheinen konnte, hatte seine Abgesandten dahin geschickt. Von den Erschienenen hatten Albrecht der Entartete und seine Söhne Friedrich und Diezmann, sowie Friedrich von Landsberg und Otto von Brene die wenigste Ursache, sich der kaiserlichen Gnade zu rühmen. Denn abgesehen davon, daß der Kaiser das Pleißenland auf diesem Reichstage aufs Neue in Anspruch nahm und „die Prinzen um Altenburg ernstlich heischte, die Losung auf eine benannte Zeit aufzukündigen“ (Rothe), wie Eingangs erwähnt wurde, entzog er ihnen auch die Grafschaft Brene, die einzuziehen er gar kein Recht hatte. War sie doch von alter Zeit an wettinischer Besitz gewesen. Conrad der Große hatte Brene mit Camburg von seinem Vetter Dietrich von Brene geerbt und sie bei der Theilung seiner Länder seinem jüngsten Sohne Friedrich gegeben. Von dessen Nachkommen war nur noch Graf Otto am Leben und dieser starb, in der Blüthe seiner Jugend, auf gedachtem Reichstage. Mochte man nun die Grafschaft Brene als Eigenthum oder — was sie nicht war — als Reichslehen ansehen, jedenfalls mußte sie an die Agnaten zurückfallen. Wider

---

[1]) Aelteste Meißn. Geschichte. §. III. S. 244. — Gundling's Diskours über die Reichshistorie S. 675.

[2]) Chron. S. Petri Erf. ad a. 1290. Vgl. das merkwürdige Beispiel in Doeringii Contin. Engelh. To. III. Menk. p. 23. („Marchiones per unum latronem Bernt Roer tantam passi sunt resistentiam, ut cum isdem esset eorundem vasallus, contra eos tamen exercitum nongentorum equitum duxerat“ etc.)

[3]) Vergl. Der Kampf um das Pleißenland. Wissensch. Beilage d. Lpzg. Z. Nr. 11 1900.

[4]) Urkunde in Wideburgii Antiquit. Marchion. Misnisi P. II §. 3. p. 33.

[5]) Ritter's älteste Meißn. Gesch. §. 101. S. 298 f.

[6]) Siehe Hofmanni Script. Rer. Lusatic. To. IV. dipl. XIX. p. 179.

[7]) I. Th. 3. Aufl. S. 151 beim Jahre 1289 f.

Erwarten erklärte Rudolf Brene für ein völlig offenes Lehen, das er an sich zog und, statt den Wettinern, seinem Enkel Rudolf von Sachsen gab. Er konnte dies um so leichter, als Albrecht der Entartete alles Ansehen verloren hatte. Aus eigennützigen Absichten begünstigte man ihn auf diesem Reichstage gegen seine Söhne, die, nachdem ihr Vater seine Einwilligung gegeben hatte, keinen Widerspruch weiter erheben konnten. Friedrich Tutta's Widerspruch aber verhallte wegen dessen Jugend ungehört. Brene blieb bei Sachsen und kam erst nach erlangter Kurwürde an das Haus Meißen zurück.

Die Römerbauten auf Capri.

Schon manche antike Ruinenstätte hat begeisternd auf Dichter und Künstler gewirkt, sie zum Schaffen angeregt und in ihnen die Lust geweckt, Bilder aus der Vergangenheit unserem Empfinden näher zu rücken, entschwundene Herrlichkeiten uns wieder vor Augen zu zaubern. So ist es mit Pompeji gegangen, so neuerdings auch mit dem kleinen Felseneiland Capri, dessen Schönheit unendlich oft beschrieben worden ist, ohne daß man es aber versucht hat, „die gewaltigen Bauten, die sich einst mit dieser Schönheit verbanden zu gegenseitiger Verherrlichung, bildlich darzustellen, obgleich es für einen Maler nahe liegen mußte, diese Felsschroffen mit phantastischen Schlössern zu schmücken, mochten sie nun echt sein oder nicht“. Jetzt hat es ein Architekt *) gewagt, derselbe, dem wir die schönen Reconstructionen Pompejis verdanken, das vor Augen zu führen, was so Mancher, versunken in die Reste einstiger Schönheit, mit geistigem Auge sah oder zu sehen wünschte; und man muß dem Verfasser dankbar sein, daß er diesen „Ritt ins romantische Land“ unternommen, diese „Feiertagsarbeit“ geleistet hat, die geboren ist aus der sonnigen Festtagsstimmung, die das ganze Jahr hindurch, selbst beim Brausen der Stürme, auf diesem glücklichen Eiland herrscht. Alles Thatsächliche ist zu Rathe gezogen und aus dem Studium römischer Baukunst heraus ein Bild geschaffen, das sich zu den einstigen wirklichen Palästen ungefähr verhält, wie ein historischer Roman zur wirklichen Historie. Weiter war auch vom Autor nichts beabsichtigt. Aber auch die Wissenschaft ist durch Weichardt's Buch nicht zu kurz gekommen. Alle, die über Capri bisher geschrieben haben, nehmen an, daß die Villen und Schlösser, welche die Insel einst schmückten, vom Kaiser Tiberius erbaut wären, ohne daß man genügende Beweise dafür hätte. „Im Gegentheil, man darf überzeugt sein, daß alle oder doch der größte Theil der Villen am Meer und auf halber Inselhöhe von Augustus erbaut wurden, und daß sein Nachfolger Tiberius diese nur übernahm und benutzte“, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß er sie theilweise für seine Zwecke umbaute oder vergrößerte. Dieser Satz Weichardt's dürfte zu Recht bestehen.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der unscheinbaren, von den Alten Capreae genannten Insel. Wer da zuerst gehaust hat, wissen wir nicht. Hervorzuheben wäre, daß Reste aus neolithischer Zeit, Steinwaffen und Thongeräthe, 1882 in der Grotta delle Felci an der Südküste entdeckt worden sind, und daß zur Zeit des Augustus, wie dessen Biograph Sueton berichtet, „gewaltige Glieder von riesenhaften Thieren“ gefunden wurden, die man „Gebeine der Giganten und Waffen der Heroen“ nannte, Worte, die wohl auf antediluvianische Knochen und Steingeräthe deuten, die aber zugleich zeigen, wie wenig die Alten von dieser Vorzeit wußten und wissen konnten. Schon in früher Zeit setzten sich Griechen auf Capri fest. Die Sage erzählt, daß Teleboer aus Akarnanien und von den Jonischen Inseln vor dem Trojanischen Krieg dorthin gekommen seien, und Vergil feiert einen mythischen König Telon und dessen Sohn Oibalos. Die Besiedelung von Capri hat den Weg gebahnt für die weitere Colonisation des Westens. Denn von hier aus erwuchs auf dem Boden Neapels die erste hellenische Colonie des Festlands. Die Insel selbst blieb später immer unbedeutend. Sie kam, wir wissen nicht wann, aber jedenfalls vor dem Jahre 326, in den Besitz der Neapolitaner, die sie bis zur Zeit des Augustus behielten. Als dieser Kaiser einst den Strand Capris betrat, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe, und das erfreute ihn so, daß er die Insel gegen das größere und fruchtbarere Ischia von den Neapolitanern eintauschte. Seitdem war Capri kaiserliche Domäne, blieb ein Lieblingsaufenthalt des Augustus und wir haben ausdrückliche Zeugnisse, daß er hier Bauten errichtete und sie mit Gärten, Terrassen und Parkanlagen schmückte. Dann kommt die sogenannte Glanzzeit Capris, die Regierung des Tiberius, der die letzten zehn Jahre seines Lebens fast ständig hier weilte. Er soll 12 Villen erbaut haben, die nach den 12 höchsten Göttern benannt waren, und die größte darunter soll die villa Jovis, die Juppitervilla, gewesen sein. Man hat sich dafür auf eine Aeußerung des Tacitus berufen, die frühzeitig mit einer Notiz Sueton's combinirt wurde. Dieser erzählt, der Kaiser habe nach der Unterdrückung der Sejanischen Verschwörung 9 Monate die Juppitervilla nicht verlassen (villa quae vocatur Jovis), und da es bei Tacitus heißt, Tiberius habe sich auf der Insel „mit den Namen und Massen von 12 Villen“ festgesetzt, so lag der Schluß nahe, daß auch die übrigen 11 Villen nach Göttern benannt waren. Man mag die gesuchte Wendung des Tacitus erklären wie man will, sie besagt auf keinen Fall, daß Tiberius die 12 Villen gebaut habe. Und was sonst noch von der Bauthätigkeit dieses Fürsten berichtet wird, stimmt auch nicht zu jener Annahme. Er war äußerst sparsam, baute wenig und nur, was nothwendig oder eine Ehrensache für ihn war. „Als Fürst,“ berichtet Sueton, „errichtete er weder Prachtbauten — denn die einzigen, die er unternommen, den Augustustempel und die Wiederherstellung des Pompejustheaters, hinterließ er nach so vielen Jahren unvollendet —, noch veranstaltete er irgend ein Schauspiel.“ Auch Adolf Stahr in seinem „Tiberius“ hebt das ausdrücklich hervor, widerspricht sich aber, wenn er an einer anderen Stelle in dem Banne der landläufigen Ansicht von den 12 Villen spricht, „welche der Kaiser an verschiedenen, durch Aussicht und gesunde Lage am meisten begünstigten Punkten sich nach und nach errichten ließ“. Nun hätte aber Weichardt noch einen Schritt weiter gehen können, wenn er an der auffälligen Bezeichnung „Villa des Juppiter“ Anstoß genommen hätte. Wie sollte der Kaiser dazu gekommen sein, nicht nur eine, sondern gar 12 Villen nach Göttern zu benennen, er, dem nach dem Zeugniß seines Biographen zwar Blitz und Donner große Angst einflößten, der sich aber im Uebrigen aus den Göttern und der Religion nichts machte, weil er der Astrologie ergeben und überzeugt war, daß Alles vom Fatum bestimmt werde. Jene verführerische Combination der Tacitus- und Suetonstelle fällt ganz in sich zusammen, wenn man bedenkt, daß jene Villa gar nicht „Villa des Juppiter“, sondern „Villa der Jo“ hieß (villa Ionis, nicht villa Jovis), denn so lautet die Lesart in den maßgebenden Suetonhandschriften und sie ist beizubehalten. Ein einziger Buchstabe hat also diese ganze Verwirrung angerichtet. Wie die Villa — nach Weichardt's Reconstruction ein prächtiges Schloß — zu dem Namen der Jo gekommen ist, können wir natürlich nicht wissen, nur vermuthen, und der Spielraum der Phantasie ist groß. Sie kann z. B. ein Gemälde enthalten haben, das einen Zug aus dem Mythus der Jo darstellte, möglicherweise das Gemälde eines berühmten Künstlers; denn wir wissen, daß Tiberius an dergleichen großen Gefallen fand. Es cursirten darüber allerhand Geschichten und eine besonders charakteristische erwähnt Sueton. Es war dem Kaiser einst ein berühmtes Gemälde des Parrhasios vermacht worden, das eine nicht unbedenkliche Scene aus dem Mythus der Atalante und des Meleager darstellte. Falls der Kaiser an dem Gegenstand Anstoß nähme, sollte er statt des Bildes eine Million Sesterzien erhalten. Es gefiel ihm aber so gut, daß er das Geld ausschlug und das Bild sogar in seinem Schlafgemach anbringen ließ, vermuthlich ebenfalls in einer Villa auf Capri. Die Alterthümer Capris blieben lange Zeit unbeachtet. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts begannen systematische Ausgrabungen, aber weil die Insulaner den Boden brauchten, wurde das Meiste wieder zugeschüttet. Es gab im Alterthum zwei Städtchen auf Capri, die im Allgemeinen den beiden heutigen Orten Capri und Anacapri entsprochen haben dürften; nur lag das alte Capreae näher an der Marina. Diese alte Stadt wurde verlassen, weil sie den Angriffen der Seeräuber zu sehr ausgesetzt war. Es

*) Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt (Leipzig 1900). Vor Kurzem ist eine französische Bearbeitung erschienen mit dem gleichen prächtigen Bilderschmuck und einigen textlichen Verbesserungen.

mußte die Archäologen natürlich reizen, die zwölf Villen des Tiberius nachzuweisen, und da vielfach bedeutende Substructionen gefunden wurden, lag es nahe, an solchen Orten kaiserliche Bauten zu vermuthen. Die besterhaltenen Reste, weil einsam und unzugänglich, sind auf der Ostspitze der Insel bei S. Maria del Soccorso. Hier stand zweifellos ein größeres Gebäude, nach ziemlich allgemeiner Annahme die sog. Juppitervilla; die Capresen nennen die Ruinenstätte schlechtweg Villa di Timberio. Die anderen 11 Villen sucht man bei Aiano, Palazzo a mare, Truglio alla Marina (diese drei in der Valle della Marina), Castiglione, S. Michele (hier könnte mit gleichem Recht die Villa Ionis angesetzt werden), la Certosa, le Camerelle (diese vier südlich und östlich von der modernen Stadt Capri), Capodimonte, Monticello, Fondo di Timberino, Damecuta (diese auf Anacapri). Die Reconstructionen, die uns Weichardt im Bilde vorführt, betreffen nur drei Paläste: ein Schloß des Augustus an der heutigen Punta Tragara, eine Augusteische Palastanlage an der Stelle des Klosters Certosa und das Schloß des Tiberius bei S. Maria del Soccorso, für dessen Reconstruction die sicherste Unterlage gegeben ist. Rühren alle diese Bauten in Wirklichkeit von Augustus her, dann darf bei dem Versuch einer Reconstruction eine Notiz seines Biographen nicht unberücksichtigt bleiben, das Capitel, in welchem von dem bescheidenen Lebenshaushalt des Kaisers die Rede ist. „Große und prächtige Paläste konnte er nicht leiden. Das von seiner Enkelin Julia mit verschwenderischer Pracht erbaute Landhaus ließ er sogar bis auf den Grund niederreißen und seine eigenen, so mäßig sie auch waren, schmückte er nicht mit Statuen und Gemälden, sondern mit Terrassen und Baumpflanzungen und mit Alterthümern und Raritäten aus, wie z. B. auf Capri die Sammlungen von Riesenknochen ungeheuerer Land- und Seethiere sich befinden, welche man Gigantengebeine und Heroenwaffen nennt." Mit dem Tode des Tiberius verschwindet die Insel aus der Geschichte, aber wir brauchen deshalb nicht anzunehmen, daß sie von den späteren Kaisern gemieden wurde. Die Erinnerung an die angebliche „Schreckensherrschaft" des Tiberius auf Capri dürfte trotz der abschreckenden Schilderung des Tacitus auf die alten Römer nicht so gewirkt haben, wie sie noch heute bei den Insulanern fortlebt und sich sentimentalen Besuchern mittheilt, die auf Schritt und Tritt die „Tigerspuren" des römischen Despoten zu sehen glauben, oder denen vom Festlande aus die Insel wie ein antiker, von schlangenhaarigen Eumeniden geschmückter Sarkophag erscheint, in dem Tiberius ruht. Aus dem Alterthum haben wir, von einigen gelegentlichen Erwähnungen abgesehen, nur noch die eine Nachricht über Capri, daß Kaiser Commodus im Jahr 182 seine Schwester Lucilla und seine Gattin Crispina dorthin verbannte. Auch aus den wenigen auf Capri gefundenen Inschriften läßt sich nicht viel Neues erschließen, aber wir sehen aus ihnen, daß das griechische Wesen hier bis in die Kaiserzeit fortgedauert hat, denn die in griechischer Sprache abgefaßten überwiegen. „Und noch heute zeigt der edle Schnitt der Gesichter, die herrlichen Gestalten der Bewohner, daß hier, wenn irgendwo, hellenisches Blut unvermischt sich erhalten hat." Im Mittelalter und in der neueren Zeit machte die Insel manche politischen Wandlungen durch. Sie kam in den Besitz der Republik Amalfi, der Normannen, Hohenstaufen, Anjous u. s. w. Während der Napoleonischen Kriege wurde sie von den Engländern erobert und stark befestigt, aber im October 1808 durch einen kühnen Handstreich der Franzosen unter Lamarque wiedergenommen. Alle diese Ereignisse scheinen spurlos an den Bewohnern vorübergegangen zu sein. Nur das Andenken an den Kaiser „Timberio" ist lebendig geblieben, an seine (in der alten Literatur viel zu übertrieben geschilderten) Ausschweifungen und Grausamkeiten. Und so hat sich auch die Sage seiner schattenhaften Erscheinung bemächtigt. Tief im Berg unter den Ruinen seines Schlosses soll der Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitzen, er selbst von Erz, mit diamantnen Augen. „Wie bei der deutschen Barbarossasage erwartet man, daß Tiber einst geharnischt hervorsteigen, kaiserliche Pracht wieder die Insel erfüllen und der ärmste Fischer an seinen Reichthümern Theil haben werde in einem goldenen über der Insel emporsteigenden Zeitalter." m.

Bücherbesprechungen.

— **Die kirchenpolitischen Aufgaben des lutherischen Protestantismus mit besonderer Beziehung auf die sächsische evangelisch-lutherische Landeskirche.** Vortrag, gehalten vor der Sächsischen Kirchlichen Conferenz zu Chemnitz von Dr. **Ernst Katzer**, Pastor primarius zu Löbau i. S. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1900. 40 ₰. — Unter Kirchenpolitik will der Verfasser hier verstanden wissen die Thätigkeit zur Ausgestaltung der Kirche als socialer Organismus, wie sie seither in der lutherischen Kirche nicht in erforderlichem Maße entfaltet worden sei. Um das Versäumte nachzuholen, fordert der Verfasser eine von unten auf durchgeführte Synodalverfassung in Verbindung mit consistorialem Regiment, das aber vom Staate völlig losgetrennt sein muß. Doch warnt er selbst vor jeder Uebereilung bei dem Streben nach diesem Ziele und bescheidet sich mit der Herbeiführung einiger kirchlicher Verfassungsänderungen, die zunächst den Weg bahnen sollen. Seine ganz besonderen Wünsche hat er dagegen in Sachen der oberlausitzer Kirche, deren Verfassung nach seiner Meinung unter besonderen Mängeln leidet. Es würde viel zu weit führen, auf diese Einzelheiten einzugehen; und nur so würde es sich ziemen, ein Urtheil über diese Ansichten zu fällen. B. K.

— **Die zehn Gebote des Moses in moderner Beleuchtung.** Von **Georg Schneider**, Prediger in Mannheim. Frankfurt a. M. 1901. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. — Der Verfasser ist Prediger an einer freireligiösen Gemeinde, vor welcher er Vorträge über die zehn Gebote gehalten hat. Er verspricht, auch über die übrigen Hauptstücke christlicher Lehre sich in ähnlicher Weise hören zu lassen, welche Wohlthat er der Menschheit lieber ersparen sollte. Denn er ist noch nicht einmal für seinen eigenen Standpunkt Mann genug, um ihn gehörig zu vertreten. Nach seiner Versicherung hat er studirt, auch manches Buch gelesen, aber verstanden hat er davon nicht allzuviel. Wir finden häufig eine Verwendung von Bibelsprüchen, die den Verdacht nahe legt, daß der Verfasser nicht im Stande ist, sie in griechischem Text zu lesen oder doch die betreffenden Ausdrücke in ihrem richtigen Sinne zu erfassen. Das scheint uns doch unerläßlich zu sein, wenn Jemand über die Auffassung, die Jesus und seine Apostel vom mosaischen Gesetz gehabt haben, in solcher Weise mitreden will. Dazu kann es nicht genügen, daß man einige Katechismus-Auslegungen vornimmt, sich an ein paar religionsphilosophische Schriften heranmacht und sich Broschüren zulegt, in denen junge Theologen ihr Licht leuchten lassen. Hätte der Verfasser sich die Zeit genommen, die ganze Sache so zu studiren, wie sie das beanspruchen kann, so würde auch ihm mindestens die Erkenntniß gekommen sein, daß das, was er moderne Beleuchtung nennt, nichts Anderes ist als eine oberflächliche Auffassung, wie sie von Gegnern des Christenthums schon in den ersten christlichen Jahrhunderten und seitdem vielfach vertreten worden ist. Er würde auch gemerkt haben, daß das schon längst mit weit mehr geistiger Kraft und Schärfe geschehen ist, als ihm zur Verfügung steht. Auf Grund solcher Studien würde er solche Vorträge vielleicht schon gar nicht gehalten, jedenfalls aber das Bedürfniß unterdrückt haben, seine „moderne Beleuchtung" so ernster Dinge einer kritischen Beleuchtung durch Andere auszusetzen, denen die rührende Unbefangenheit begeisterter Zuhörer abgeht. B. K.

— **Jahrbuch der Sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1901.** XIV. Jahrgang. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Der im vorigen Jahre begonnene Aufsatz über die Missionsgedanken und die Offenbarung Johannis ist nun vollendet worden. Der Verfasser hat bei vorsichtig abwägender Auslegung des schwierigen Buches eine klare Uebersicht über die Gesichtspunkte gewonnen, die in den Weissagungsbildern für die geschichtliche Entwickelung der Kirche, ihre Ausbreitung und ihren zeitlichen Abschluß aufgestellt sind. Die Chronik der Missionsereignisse hat auch für dieses Jahr der thätige Schriftführer in einer Weise geschrieben, daß der Leser auf verhältnißmäßig knappem Raume die wesentliche Bedeutung alles Geschehenen zu erkennen vermag. Ein Vortrag von Professor Kunze über die Polemik gegen das Christenthum in den ersten Jahrhunderten der Kirche hat mit Recht Aufnahme gefunden, weil es für den Vertreter der christlichen Wahrheit, als welcher sich der Missionsfreund wie der Missionar zu fühlen hat, eine ebenso nöthige wie tröstliche Erkenntniß ist, daß all' der Widerspruch gegen jene, im Grunde genommen, immer derselben Quelle entflossen ist, im zweiten so gut wie im zwanzigsten Jahrhundert. Die ausführlichen Einzelberichte, die das Jahrbuch diesmal enthält, befassen sich mit dem Verhältniß von Mission und Schule in Südindien, mit der Gründung der Wakambamission in Ostafrika, mit der neuen Leipziger Missions-

station in Nord-Pare, deren Lage nach Möglichkeit durch beigegebene Karte bestimmt ist, und mit Stand und Aussichten der Mission in China. Ein ansehnlicher homiletischer Beitrag stellt die Mission in das Licht des Vaterunsers und bringt so Altes und Neues zusammen für die Verwerthung desselben in der Missionspredigt. Als Beitrag zur Arbeit für die Judenmission erscheint ein Aufsatz über den inneren und äußeren Zustand des galizischen Judenthums. Die übrigen Beiträge bieten die unentbehrlichen statistischen und literarischen Nachweise, alle sorgfältig und theilweise mit großer Mühe nach dem neuesten Stand der Dinge bearbeitet. B. K.

— Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Dritter Band: 1854—1882. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1901. XII, 407 S.; groß 8°. Preis 10 ℳ — Für das Allgemeine darf ich, um mich nicht zu wiederholen, auf meine Anzeige der beiden ersten Bände (Wissensch. Beil. Nr. 59 vom 18. Mai, S. 235 f.) verweisen. Gleichzeitig möchte ich nicht verfehlen, zu betonen, daß mir die Schärfe, womit der sonst von mir sehr verehrte Breslauer Geschichtsprofessor Georg Kaufmann im Literar. Centralbl. (52, Nr. XIV/XV, Sp. 563—66) die Herausgeberthätigkeit Poschinger's am 1. Bande kritisirt hat, nicht ganz gerechtfertigt erscheint. Sicherlich hat Poschinger in der Weißwaschung Manteuffel's des Guten zu viel gethan; aber deshalb bleiben doch die zahlreich von ihm beigebrachten und verarbeiteten actenmäßigen Zeugnisse, an deren Hand Jeder die verbindenden Begleitworte controliren kann, eine Geschichtsquelle ersten Ranges so lange, wie uns Besseres nicht zur Verfügung steht. — Reich ist auch der vorliegende 3. Band an interessanten Einzelheiten aus den letzten Jahren König Friedrich Wilhelm's IV. und den ersten Tagen des Regenten, seines Bruders Wilhelm; so werden durch die edle Form, womit 3. bis 7. November 1858 der Regent dem Ministerium Manteuffel den Abschied gab, und die vornehme Art, womit dieser angenommen wurde (Manteuffel lehnte es bescheidener Vermögensverhältnisse wegen ab, gegraft zu werden u. s. w.), sicherlich alle Leser angenehm berührt werden. Doch auch aus der späteren Zeit stoßen wir auf briefliche Aeußerungen, die auf die politische Denkweise des „Mannes von Olmütz" günstige Lichter werfen; hierfür sei u. A. auf den Brief hingewiesen, den M. unterm 23. August 1870 an Bismarck gerichtet hat: darin schlägt er vor, beim Friedensschlusse Elsaß und Lothringen von Frankreich zu verlangen, diese Gebiete aber nicht zu vertheilen, sondern als Reichslande (völkerrechtlich allerdings als neutrale Gebiete) verwalten zu lassen. Ht.

— Ernstes und Heiteres aus dem Burenlande und Kriege in Südafrika von H. Lygke, Pastor em. 5. Auflage. Berlin, Ulrich Meyer. — Das ziemlich umfangreiche, hübsch ausgestattete und mit zahlreichen Bildern versehene Buch enthält allerhand interessante und, wie schon der Titel besagt, z. Th. auch erheiternde Schilderungen aus dem Buren-Lande und -Kriege. Die Eigenschaft des Hrn. Verfassers als Geistlicher tritt kaum anders, als in dem Capitel hervor, welches der Heidenmission gewidmet ist, und bei der allgemeinen Wichtigkeit der letzteren hätte dasselbe schließlich auch von einem Laien der Bearbeitung für besonders werth gehalten werden können. Alles dies und der billige Preis (1 ℳ 20 ₰) macht das Erscheinen mehrfacher Auflagen erklärlich. —tg—

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. Jahrg. IV (1901). Heft 1 u. 2. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. — Die neuesten Hefte der dem Fachmann längst unentbehrlich gewordenen Zeitschrift enthalten zu der neuerdings auffällig in den Hintergrund tretenden Geschichte des Mittelalters, abgesehen von der kleinen paläographisch-kritischen Untersuchung H. K. Schilling's über eine den Gandersheimer Stiftsbesitz betreffende angebliche Urkunde Heinrich's II. von 1107, deren Ergebniß man durchaus beipflichten wird, nur einen größeren Aufsatz von K. Hampe „Beiträge zur Geschichte Kaiser Friedrich's II." Auf Grund von Briefen einer vom Verfasser in der Pariser Nationalbibliothek aufgefundenen Formelsammlung untersucht Hampe die Geschichte der ersten Vermählung Friedrich's und die Entstehung seines Conflicts mit Otto IV. und kommt gegenüber Winkelmann u. A. zu neuen Ergebnissen; die sorgfältige Arbeit vertieft sich freilich zu sehr ins Einzelne, als daß wir an dieser Stelle näher darauf eingehen könnten. Alfred Götze behandelt in einem recht ansprechenden Aufsatz die Artikel der Bauern 1525, die ein überaus wichtiges und immer noch nicht genügend benutztes Material zur Kenntniß der inneren Geschichte des Bauernkriegs darbieten; er geht insbesondere auf die Entstehung der am weitesten verbreiteten bekannten zwölf Artikel, ihre Beziehungen zu älteren ähnlichen Aufzeichnungen, von denen sie sich besonders durch die Hervorhebung des religiösen Moments neben dem wirthschaftlichen unterscheiden, und ihr Verhältniß zu der Eingabe der Memminger Bauern vom 24. Februar 1525 ein. Eine Abhandlung von Erich Brandenburg „Zur Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments im albertinischen Sachsen" knüpft an die Schrift von Emil Sehling über die Kirchengesetzgebung unter Moritz von Sachsen und Georg von Anhalt an, gegen die er bei aller Anerkennung ihrer Verdienste den Einwand erhebt, daß die Quellen des Dresdner Hauptstaatsarchivs nicht ausreichend benutzt worden seien und daß der geschichtliche Zusammenhang der fraglichen Gesetzgebung nicht klar genug zum Ausdruck gelange. Brandenburg, der das Dresdner Material durch seine Arbeiten über Herzog Moritz genau kennen gelernt hat und anhangsweise eine Reihe für das Verständniß des Zusammenhangs wichtiger Schriftstücke veröffentlicht, giebt einen lehrreichen Ueberblick über die drei sich bekämpfenden Systeme des vom Fürsten Georg vertretenen Episkopalprincips, des Gemeindeprincips, das die Theologen, und des Territorialprincips, das die landesherrlichen Räthe verfochten, und weist nach, wie das letztere, das Territorialprincip, schließlich siegte, „weil das Territorium eine wohlorganisirte Macht war, die evangelische Kirche aber eine solche zu werden verschmäht hatte und wenigstens nach lutherischer Anschauung auch verschmähen mußte". So hat sich im albertinischen Sachsen ein landesherrliches Kirchenregiment ausgebildet; die Fürsten haben, nachdem die Errichtung evangelischer Bisthümer in ihren Gebieten gescheitert war, die bischöflichen Befugnisse zum größten Theil an sich genommen. Vorwiegend culturgeschichtlichen Inhalts sind die „Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Hofes zur Zeit des Kurfürsten Friedrich IV.", die Eduard Otto nach dem reichhaltigen Thesaurus picturarum des Dr. Markus zum Lamb (in der Darmstädter Hofbibliothek) giebt; sie werfen bezeichnende Schlaglichter auf das Leben und Treiben an einem fürstlichen Hofe auf der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. In die neuere Zeit führt uns ein hochinteressanter Brief des Generals Grafen v. Bennigsen an den General v. Fock über die Ermordung Kaiser Paul's I. von Rußland, den Theodor Schiemann veröffentlicht; man muß danach lebhaft bedauern, daß von den 7 Bänden Memoiren, die Bennigsen hinterlassen hat, bis jetzt nur wenige Bruchstücke veröffentlicht worden sind. Endlich mag noch kurz auf die Bemerkungen von Hans v. Zwiedineck über den österreichischen Staatsmann Johann v. Wessenberg hingewiesen werden; sie beziehen sich namentlich auf Arneth's Werk über den Genannten und weisen auf die reichen Quellen hin, die sich noch in Wessenberg's Nachlaß und in anderen österreichischen Familienarchiven über die Thätigkeit Wessenberg's finden. — Zahlreiche und theilweise recht gediegene Kritiken schließen sich in beiden Heften an die Abhandlungen und setzen sich in den „Nachrichten und Notizen" fort; die Grenze zwischen dieser letzten Abtheilung und der eigentlich kritischen verwischt sich übrigens mit jedem Hefte mehr, man erkennt oft nicht den Grund, warum eine Besprechung hier und nicht dort aufgenommen worden ist. Vielen wird die Neuerung willkommen sein, daß die „Nachrichten und Notizen" von jetzt an in zwei Theilen erscheinen, von denen der erste dem Vierteljahrsheft beigegeben wird, der zweite im Umfang von 1½ Bogen 6 Wochen später erscheint; es wird dadurch erreicht, daß die Leser erheblich schneller als bisher erfahren, was auf geschichtlichem Gebiete vorgeht. Aus dem reichen Inhalt der „Nachrichten und Notizen" greifen wir den ansprechenden Nachruf G. v. Below's an Bernhard Erdmannsdörfer heraus. Von mangelhafter Sachkenntniß zeugt eine Notiz von B. Hilliger (S. 152), die einen Vorwurf gegen die sächsische Staatsverwaltung enthält, daß bei der Vernichtung von alten Acten nicht mit der nöthigen Umsicht verfahren werde — während jeder Fachmann weiß, daß gerade in Sachsen mustergiltige und vielfach als Vorbild gewählte Bestimmungen darüber existiren und auch befolgt werden. Ich behalte mir vor, darauf bei anderer Gelegenheit zurückzukommen, und möchte hier nur auf die Aufsätze über diesen Gegenstand hinweisen, die ich vor mehr als zwanzig Jahren an dieser Stelle (Wissenschaftl. Beilage 1879, Nr. 20 u. 21, wieder abgedruckt im Correspondenzblatt der deutschen Archive III, 196 ff., 227 ff.) veröffentlicht habe. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 69. Dienstag, den 11. Juni, Abends. 1901.

Ueber Westindien nach Mexico.

Von Heinrich Lemcke. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Fesselnd gestaltet sich eine Reise nach Mexico, jenem herrlichen Lande, das durch Jahrhunderte, von seiner Entdeckung bis auf den heutigen Tag, wie ein Talisman fremde Unternehmungslust angezogen, das Ziel vieler Naturforscher, darunter vor Allem Alexander v. Humboldt's, deren Erwartungen es noch weit übertroffen, geblieben ist, und das heute noch durch seinen Reichthum, seine besonderen Eigenthümlichkeiten und für den Europäer kaum erschlossenen Geheimnisse eine überreiche Fülle des Hochinteressanten bietet. Obgleich die Hamburg-Amerika-Linie bereits seit dem Jahre 1870 eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung über Westindien mit Mexico unterhält, so ziehen es doch die meisten Mexicoreisenden und selbst die in Mexico ansässigen Deutschen der Zeitersparniß halber vor, über Neuyork mit der Eisenbahn nach oder von Mexico zu fahren, welche Strecke von Deutschland aus nur 14 Tage beansprucht, während sie über Westindien nach Vera Cruz, am Golf von Mexico, 31 bis 35 Tage beträgt. Zu Beginn dieses Jahres hat jedoch die Hamburg-Amerika-Linie die Einführung einer directen Hamburg-Mexico-Linie beschlossen und bereits drei Passagierdampfer dafür in Bau gegeben. Da mir darum zu thun war, gerade diese letztere Strecke kennen zu lernen, nahm ich mit meiner Frau an einem Septembertage Passage auf dem Dampfer „Syria“, Capitän Heydorn, der Hamburg-Amerika-Linie, der über Grimsby, Havre und Westindien nach Vera Cruz fahren sollte.

Die „Syria“, welche erst vor einem Jahre auf einer Hamburger Werft erbaut worden ist, war, wenn auch nicht mit dem verschwenderischen Luxus moderner Schnelldampfer ausgestattet, dennoch ein vorzüglicher Passagierdampfer. Derselbe hatte geräumige, luftige Cabinen, einen freundlichen Salon, ein behagliches Rauch- und Gesellschaftszimmer, ein langes und breites Promenadendeck, Badezimmer, elektrische Beleuchtung, Kühlräume, Eismaschinen u. s. w. Die Pferdekräfte des 105 m langen, 13,32 m breiten und 7,88 m tiefen Dampfers mit einem Brutto-Tonnengehalt von 3607 betrugen allerdings nur 1700, so daß seine Fahrgeschwindigkeit kaum 12 Seemeilen für die Stunde erreichte. Nur wenige Mitpassagiere trafen wir auf dem Dampfer. Diese waren ein deutscher Kaufmann und Frau aus Ponce, Puerto Rico, ein anderer deutscher Kaufmann aus Jérémie, Haiti, eine dänische Dame mit zwei Kindern und ihrer Schwester, die zu ihrem Manne nach Westindien reisen wollte, zwei deutsche Lehrerinnen, sowie ein Goldschmied, ein Pianomacher mit Frau und zwei Kindern und ein Kaufmann, Schweizer, die nach Mexico reisten. Pünktlich zur festgesetzten Zeit setzte sich unsere „Syria“ in Bewegung und dampfte langsam die Elbe hinunter, um dann bei orkanartigem Sturm durch die Nordsee ihren Curs nach Grimsby zu nehmen, wo wir infolge des Sturmes mit bedeutender Verspätung anlangten. Die englische Hafenstadt Grimsby bietet dem Fremden wenig Interessantes, ausgenommen der großartige Fischmarkt, von dem aus ganz London täglich mit frischen Seefischen, Hummern, Krebsen &c. versehen wird. Die Fischer liefern jeden Morgen in Grimsby ihre Fänge ab und wenige Stunden später bringen Extrazüge diese Fische nach London. Nachdem die „Syria“ in Grimsby ihre Kohlenvorräthe eingenommen, denn nur zu diesem Zweck war unser Schiff hier angelaufen, ging die Fahrt nach Havre, der größten und schönsten Seestadt Frankreichs, weiter. Hier sollte unser Dampfer noch weitere Passagiere und Fracht mitnehmen und wir fanden vollauf Zeit, in den zwei Tagen, die unser Schiff in Havre liegen blieb, uns die großartigen Dockanlagen des dortigen Hafens, die Kaufmannsgüter und Waaren aus aller Herren Ländern aufweisen, sowie die Stadt selber mit ihrer schönen Umgebung näher anzusehen. Havre zählt ungefähr 120000 Einwohner. Diese Stadt bewältigt ein Viertel des Gesammthandels von Frankreich. Unter den zahlreichen Schiffen, die in den Hafencanälen und Bassins liegen, zu dem fünf Schleusen vom Meere aus führen, bemerkten wir auch zwei andere Dampfer (Westindienfahrer) der Hamburg-Amerika-Linie, deren Capitäne unserer „Syria“ einen Besuch machten. In Havre bekamen wir noch einen deutschen Kaufmann und einen reichen Kreolen, Kaffeehändler, mit Tochter und drei anderen Damen, sowie zwei Neger, aus Haiti, die auf Kosten ihrer Regierung in Paris Medicin studirten, an Bord. Morgens 7 Uhr verkündete das dumpfe, mächtige Ertönen der Schiffssirene das Abfahrtssignal. Der Anker ward gelichtet, die letzten Seile, welche die „Syria“ noch an der Quaimauer fesselten, gelöst; mächtig zitterte der Rumpf des Dampfers von den ersten Umdrehungen der Schiffswelle und Schiffsschraube, dann glitt die „Syria“ langsam durch die Schleusen des Hafencanals dem offenen Meere zu. Fast alle Passagiere standen auf Deck und ließen das schöne Hafenbild Havres an sich vorüberziehen. Thränenden Auges blickten auch Manche dem europäischen Festlande nach, von dem man, vielleicht auf Nimmerwiedersehn, jetzt Abschied nahm.

Die Entfernung zwischen Havre und St. Thomas, dem nächsten Anlegeplatz auf unserer Mexico-Reise, beträgt bei dem Curse unseres Dampfers 3680 Seemeilen (1 Seemeile gleich 1,852 km). Dieser Theil des Atlantischen Oceans ist kein solch schlimmer Geselle als der nördliche Theil desselben auf dem Neuyorker Curse mit seinen Winter-Orkanen, Eisbergen und häufigen Nebeln. Selten erblickt man auch hier ein Segel oder einen Dampfer. Eigentliche Stürme von Bedeutung kommen nur bis zu den Azoren, dem 38. Breitengrade und zwar besonders bei der Bay von Biscaya vor, und da es inzwischen October geworden, sollten wir denn auch bis zu den Azoren noch sehr stürmisches, kaltes und trübes Wetter zu bestehen haben. Schon einige Tage später, nachdem wir Havre verlassen, war zwischen uns Passagieren, trotz des Sprachengemisches und der verschiedenartigen Nationalitäten, ein freundschaftliches Verhältniß angebahnt, als ob wir zu einer großen Familie gehörten, bei welcher unser sehr gemüthlicher, vortrefflicher Capitän den Hausherrn machte und der junge Schiffsarzt aus Mangel an Patienten den „maître de plaisir“ spielte. Von den Azoren, die wir bei trübem stürmischem Wetter passirten, bekamen wir nichts zu Gesicht; nicht einmal der, um diese Jahreszeit mit Schnee bedeckte Pic de Pico, den wir in nächster Nähe passirten, war zu erblicken. Am 12. October setzte endlich Tropenwetter ein, so daß wir Passagiere unsere Winterkleidung wechseln und Sommergarderobe anlegen mußten. Am 15. October passirten wir den Wendekreis des Krebses, in der Seemannssprache „Flensburger-Linie“ genannt, unter 23 Gr. 28 Min. nördl. Breite, und von da ab wurde es eine ausnehmend herrliche Fahrt. Obgleich Mitte October, lag doch auf dem Ocean goldwarme Sonne und spiegelte in tausend Lichtsäulen aus den langgestreckten, leise murmelnden Wogen heraus, über die unsere „Syria“ westwärts dahinzog; nichts als Himmel und Ocean ringsum! Welche Pracht in dieser ruhelosen Ruhe des Oceans! Wie ein ungeheurer funkelnder Schild aus blankem Metall, in dem die Strahlen der lichten Sonne sich flimmernd brechen, um mit einem Blinken und einem Glanz zurückgeworfen zu werden, der den Augen weh thun kann, liegt der Ocean rings um uns. Unendlich kleine Wellen kräuseln die Oberfläche des schimmernden Kreises und geben ihm perlmutterähnlichen Schein. Und nun eine lange Strecke, die sieht aus, als wär's reines, gewalztes und geglättetes Silber und dahinter das tiefblaue tadellose Rund des Horizonts, scharf sich abhebend von dem licht-

blauen Himmel! Und dann der Abend! Wenn die Sonne niedergeht und mit tiefgoldigem Glanze den Himmel malt und über dem Golde rosiger Purpur sich breitet und sie selbst hinabsinkt ins Meer, eine prächtige, feuerglühende Kugel! Man sieht hinaus auf den Ocean, wie er all die Herrlichkeiten widerspiegelt: das tiefe Blau, das weinfarbige Roth, das zitternde Gold, hier in grünen Streifen, dort wie in violetten Wolken, hier eine lange Linie, wie eingelegt, aus blinkendem Stahl, dort ein breiter Bogen im Wasser auftauchend wie mattes Silber. Dunkler werden die Farben, bräunlicher der Schein, der ins Wasser fällt; nun geht sie unter, die große Sonne, und die stille Nacht breitet ihre Schleier über die unendliche Ferne. Oben leuchtet es auf am dunklen Firmament: hier ein Stern und dort ein Stern, in freundlichem Licht, und von unten grüßt ihn sein Spiegelbild im Wasser. Und dann kommt der Mond mit silbernem Licht und baut eine schimmernde, flimmernde Brücke vom Himmel über das Meer. Wie Gottesfrieden liegt's über dem Wasser. Unter uns der tiefe Abgrund, über uns die Liebe Gottes. Wundersam feierliche Stunden, die ein jeder Oceanreisende durchlebt, der ein empfängliches Gemüth für die stillen Freuden hat, welche das Meer uns bietet! Die Pracht solch tropischen Nachthimmels auf dem Ocean ist wahrhaft imposant. Ich verschmähte denn auch sehr häufig die schwüle Cabine und lag Nachts auf einem Segeltuch-Gestell (catre) auf dem Oberdeck, über mich die unendliche Welt der Sterne, von einem Glanze, wie wir Nordländer ihn nicht kennen, hier Stunden wahrhaft geistigen Genusses durchlebend.

Am Morgen des vierzehnten Tages unserer Abfahrt von Havre wurden wir durch das Sichtbarwerden der Insel Sombrero mit ihrem Leuchtthurm überrascht und bald darauf näherten wir uns den zwischen den großen und kleinen Antillen gelegenen Jungfrauen-Inseln, die, schon von Columbus entdeckt, wegen ihrer großen Zahl „die Inseln der 11000 Jungfrauen" genannt wurden. Es war ein fesselndes Panorama, das sich da unsern Blicken entrollte, in dem Maße sich verändernd und stets neue, reizend schöne Ansichten bietend, in welchem wir die Inseln umfuhren. Der Gesammtanblick der Inseln stellt sich als ein malerisches Gebirgsland von ziemlichen Höhen dar, das an vielen Stellen steil aus dem Meere heraufsteigt und dessen Wände von Abgründen und tiefen Schluchten weit hinauf zerrissen sind, während sein stark gegliederter Fuß bald zahlreiche kleine, halbversteckte Bayen bildet, bald von den schiefen Ebenen schmaler Küstensäume umschlossen wird, die inmitten des herrlichsten Grüns tropischer Vegetation kleine Ortschaften bergen. Die Höhen der Inseln bedecken theilweise Waldungen, welche mit großen Strecken grauen zerklüfteten Gesteins abwechseln, die, auf den vulcanischen Charakter der Inseln deutend, nicht die geringste Spur von Vegetation aufzuweisen scheinen. Angesichts der fesselnden wechselnden Inselgruppen vergeht uns die Zeit recht schnell und bald haben wir den Hafen von St. Thomas in Sicht, der mit vollem Rechte als einer der schönsten Meereshäfen der Welt gilt. St. Thomas, zu Dänemark gehörend, ist eine der Jungfrauen-Inseln und besitzt einen Flächenraum von 620 qkm mit etwa 7500 Einwohnern. Seiner Lage wegen war es in alter Zeit der Mittelpunkt des Schmuggel- und Sklavenhandels der großen und kleinen Antillen, heutzutage ist es der Punkt, an dem die Dampferlinien von Europa nach Centralamerika sich schneiden, von wo der Telegraph die glückliche Ankunft der Schiffe meldet und wo die Post von allen Inseln zusammenfließt. St. Thomas ist ein internationaler Platz. Alle Sprachen werden dort gesprochen bis auf den ursprünglichen kreolischen Dialekt, von dem nur noch eine umfangreiche religiöse Literatur zeugt. Der Hafen, der officiell den Namen „Charlotte Amalia" trägt, ist ausgezeichnet nach allen Seiten geschützt. Die Hamburg-Amerika-Linie hat hier ihren eigenen Anlegepier mit Speichern und Kohlenlager. Die Stadt selbst ist amphitheatralisch an und auf drei Hügeln gebaut, hübsche saubere Landhäuser in hellem Farbenanstrich blicken überall aus frischem Grün über die Stadt hinweg. Vom höchsten Punkt der Insel (474 m) erblickt man nach der einen Seite das Caraibische Meer, nach der anderen den Atlantischen Ocean und ringsum ein Gewimmel von grauen, braunen und grünbewachsenen Inseln, an deren weit vorgeschobenen Riffen sich die gewaltigen Wellen der beiden Oceane schäumend brechen. Kaum hatte unser Dampfer im Hafen Anker geworfen, als sich auf dem etwa eine halbe Seemeile entfernten Ufer eine seltsame Bewegung bemerkbar macht: ein Hin- und Herrennen zahlreicher Gestalten. Bald stieß eine Anzahl von Booten aller Größen vom Gestade, die unser Schiff zum Ziele auserſehen zu haben schienen und sich mit großer Hast und Eile auf dem spiegelglatten Wasser fortbewegten. Bald waren wir von ihnen umringt und große Massen der köstlichsten Früchte, wie sie nur die Tropen hervorbringen, sorgsam geordnete Haufen Bananen, Orangen, Cocosnüsse, Melonen, Ananas u. s. w. leuchteten uns verführerisch aus den Tiefen der Boote entgegen. Diese wurden von stämmigen Negern geführt, denen ihre zerlumpte Garderobe: weiße Leinenhosen und breitkrämpige zerknitterte Strohhüte, wenig Sorge zu machen schien. Im Hintergrunde eines jeden dieser Fahrzeuge spreizte sich eine dunkle Schöne in vollem Staate, wie ihn eben ihr Geschmack zusammenzustellen vermochte, Alles voll schreiender Farben, vom bunten turbanartig gewundenen Kopftuch bis zu den vertretenen und zerrissenen Stiefeln, wozu das schwarze unschöne Gesicht mit den blitzenden Augen und den beim Lachen zum Vorschein kommenden blendend weißen Zähnen seltsam paßte. Eine sehr lebhafte Unterhaltung zwischen den Schiffsleuten, Passagieren und den Negerinnen begann, die mit überraschender Zungenfertigkeit und in einem kaum verständlichen englischen Kauderwelsch ihre Waaren anpriesen. Da nahten sich wieder andere Boote, in denen eine Menge halbwüchsiger Negerjungen saßen. Einige waren mit Rudern beschäftigt, während die anderen in Adam's Sommercostüm auf den Bänken standen, mit den Armen in der Luft herumfuchtelten und die Passagiere in einem entsetzlichen Englisch-Deutsch anschrieen: „Du, Weißer, smiet money int water!" (Du, Weißer, wirf Geld ins Wasser!) Im Umsehen wimmelte es förmlich um den Dampfer herum, und jetzt begannen die Tauchkünste, die bewunderungswürdigen Schwimmleistungen, die Jedem bekannt sind, der Mexico über Westindien besuchte. Vom Schiff flogen kleine Geldstücke in das Wasser, blitzschnell die schwarzbraunen Jungen aus ihren Booten hinterher. In der krystallklaren, blauen Fluth sah man deutlich die schnellen Bewegungen der dunklen Leiber, tiefer, immer tiefer, bis der glückliche Finder endlich nach oben kam. Zwar war er erschöpft bis aufs äußerste, aber er hielt doch mit glücklichem Grinsen das wohlverdiente Geldstück zwischen den Zähnen und war bereit, gleich wieder von Neuem sich in die Fluth zu stürzen, ungeachtet der zahlreichen Haifische, welche das Schiff umkreisen. Die Negerbevölkerung von St. Thomas ist arm, bitter arm und verdient bei schwerer Arbeit kaum das Nöthigste zum Lebensunterhalt. Man kann sich eines tiefen Mitleides für sie nicht erwehren, wenn man ihre gebückten und gekrümmten Gestalten hier sieht, wie sie Tag ein, Tag aus die schweren Kohlenlasten auf die Schiffe schleppen, ungeschützt gegen die stechende Tropensonne und von dem sie beaufsichtigenden Unternehmer dann und wann noch mit Stockhieben bedacht. Nur ein kärgliches Mahl, meist aus Reis und Seefischen bestehend, wartet ihrer nach gethaner schwerer Arbeit. Selbst die kleinsten Negerkinder müssen schon mitverdienen helfen, sei es auch nur, indem sie den fremden weißen Passagieren Muscheln und allerlei armseligen Kram aufschwatzen oder nach Geldstücken ins Wasser tauchen. Wenngleich die dänische Regierung durch billigen Eingangszoll von nur 3% auf die in St. Thomas eingeführten Waaren den Handel dort zu beleben sucht, so ist dennoch an ein Wiederaufblühen desselben auf jener Insel nicht mehr zu denken, aus welchem Grunde denn auch Dänemark gegenwärtig, wie das Gerücht meint, gern St. Thomas an die Vereinigten Staaten von Amerika verkaufen möchte. An den beiden Tagen, die unsere „Syria" im Hafen von St. Thomas lag, waren noch drei andere Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die „Hungaria", „Norderney" und „Flandria" dort eingetroffen, von denen unser Schiff Waaren in Umladung empfing oder an dieselben abgab, ein Beweis, welch' große Thätigkeit diese Hamburger Weltlinie auch in diesem Theile der Erde entfaltet. Wir Passagiere fanden vollauf Gelegenheit, die Stadt St. Thomas mit den es umgebenden parkähnlichen Besitzungen wohlhabender Bürger eingehend zu besichtigen sowie am Vorabend unserer Abfahrt von dort eine von dem Schiffspersonal der „Norderney" an Bord ihres Schiffes improvisirte Abendunterhaltung von unserem Dampfer aus in nächster Nähe mit ansehen zu können. Wie haben wir da staunen müssen ob der ganz vorzüglichen musikalischen, declamatorischen und komischen Kräfte unter solcher Schiffsmannschaft, die sich in eigenartigster Weise auf dem Weltmeer die Zeit zu vertreiben weiß.

Bei prachtvollem Mondschein fuhr unser Dampfer am 19. Oct. Abends nach San Juan, der Hauptstadt von Puerto Rico, weiter, wo wir am nächsten Morgen 6 Uhr früh anlangten. Die Stadt, mit bedeutenden Festungsanlagen versehen, liegt auf

der Anhöhe einer Landzunge und weist einen lebhaften Handel auf. Obgleich die Amerikaner sie erst kurze Zeit einverleibt hatten, waren diese doch schon sehr mißliebig dort geworden und die einheimische Bevölkerung besaß wenig Sympathie für das Yankeethum. Da das gelbe Fieber und die schwarzen Blattern kurz vor unserer Ankunft in San Juan wütheten, machten wir der Stadt nur einen flüchtigen Besuch und waren froh, daß wegen der dort herrschenden großen Hitze unser Dampfer schon 5 Uhr Abends nach Mayaquez, auf derselben Insel gelegen, weiter fuhr. Ein heftiges Gewitter überraschte uns auf dieser Fahrt. Mayaquez erreichten wir am darauffolgenden Morgen 6½ Uhr. Die 20000 Einwohner zählende Stadt liegt hübsch an der Küste und ist von Cocospalmenhainen und Gebirgszügen umgeben. Die Haupt-Exportartikel sind Kaffee und Hölzer. Eingeborene kamen in Booten mit Früchten, Schildkrötenschalen, Liqueuren, Cigarren, lebenden Truthühnern und Ferkeln an unsern Dampfer und boten solche zum Kauf an. Nachdem hier etliche Passagiere und Fracht gelandet worden, ging es 5 Uhr Abends nach Ponce, Puerto Rico, weiter. Die Lage dieser Stadt ähnelt der von Mayaquez, doch ist die Umgegend von Ponce reicher und auch die Stadt selber gewerbthätiger als letztere. In der Ebene gewahren wir viele Zuckerpflanzungen mit Fabrikanlagen, während in den höher gelegenen Regionen Kaffeepflanzungen sich befinden. Auch Tabak wird hier viel angebaut. Der Haupthandel Ponces liegt in den Händen der deutschen Firma Fritze, Lund & Co. Ein Drugstore (Apothekergeschäft) wird ebenfalls von einem Deutschen Namens Büßler, Sohn eines Berliner Professors, gehalten und auch ein deutscher Arzt, Dr. Vogel, hat sich an diesem Platze niedergelassen. In der Bay von Ponce wimmelte es von Haifischen, die wir vom Schiffe aus mit bloßen Augen ganz deutlich beobachten konnten. Auch hier verließen uns wieder einige liebgewonnene Mitpassagiere und dann ging es Nachmittags 4 Uhr nach Cap Haiti weiter. Auf dieser Fahrt passirten wir San Domingo, einst die Heimath der Seeräuber (Piraten). Tags darauf in der Frühe näherten wir uns Cap Haiti. Die Einfahrt ist sehr gefährlich, da sie äußerst schmal und von Riffen und starken Brandungen umgeben wird. Cap Haiti selbst, das den Export von Farbhölzern, Kaffee, Cacao und Häuten betreibt, ist ein elendes Nest. Die Häuser und Festungswerke, sowie die Leuchtfeuer-Vorrichtungen sehen sämmtlich verwahrlost aus. Zwei deutsche Firmen: Schütt und Fischer & Vogt sind auch hier die Hauptvertreter des Handels. Da unser Dampfer von dem fieberdurchseuchten San Juan auf Puerto Rico kam, so wollte der Quarantänearzt in Cap Haiti unser Schiff mitsammt Passagieren in Quarantäne legen und es bedurfte erst langer Demonstrationen seitens unseres Capitäns und des dortigen Agenten der Hamburg-Amerika-Linie, sowie des Opferns eines größeren Geldbetrages, ehe der Arzt Schiff und Passagiere freigab. Bei heftigem Regen und hoher See fuhren wir Nachmittags von Cap Haiti weiter. Es gab eine schreckliche Nacht, denn der Sturm war heftiger geworden und unser Schiff schwankte derart, daß die meisten Passagiere wieder seekrank wurden. Am nächsten Morgen erreichten wir Gunaevas, wo die 6 Creolen, die wir als Passagiere an Bord hatten, gelandet wurden. Hier kam auch der Consul des Deutschen Reiches, der gleichzeitig als Agent der Hamburg-Amerika-Linie in Gunaevas fungirt, mit einer Dampf-Barkasse an unser Schiff, um die Passagiere abzuholen. Dann ging es weiter und bei Sanct Marc durch einen 5 Seemeilen breiten Canal nach Port au Prince, der Hauptstadt der Negerrepublik Haiti, wo wir Nachmittags eintrafen.

Haiti gehört zu den großen Antillen-Inseln, deren es über 100 giebt. Es sind dieses Trümmer des central-amerikanischen Festlandes, das infolge vulcanischer Umwälzungen ins Meer gesunken ist. Port au Prince liegt im innersten Winkel einer an der Westküste von Haiti tief einschneidenden Bucht mit reicher Küstenentwickelung. Mehrere verfallene Forts stammen aus der Zeit von dem Unabhängigkeitskriege her, den die Eingeborenen, damals Sklaven, gegen die französische Herrschaft auf der Insel mit Erfolg unternahmen. Die Stadt hat meist niedrige Häuser und liegt in einer fruchtbaren Ebene, die von Hügeln, die mit Landhäusern und Dörfern umgeben sind, umrahmt ist. Turgeau und Pétionville sind die Sammelplätze der feinen Welt, wohin sich die Wohlhabenden, besonders die europäischen Kaufleute und Diplomaten nach des Tages großer Hitze begeben, um der ungesunden Nachtluft in Port au Prince zu entgehen. Der Weg führt an üppigen Gärten entlang und bietet reizvolle Ausblicke. Das Dorf Kinscof, 1350 Meter hoch oberhalb der Stadt gelegen, versorgt Port au Prince mit europäischen Gemüsen, die hier vortrefflich gedeihen. Die Insel ist außerordentlich reich an edlen Holzarten, besonders Mahagoni und Farbhölzern, die einen bedeutenden Exportartikel bilden. Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle und Tabak gedeihen ebenfalls, wie denn überhaupt die Vegetation außerordentlich reich ist. Größere wilde Säugethiere giebt es hier nicht, doch ist die Thierwelt vertreten durch viele Arten von Vögeln und Insecten, und in den Seen und Flüssen finden sich Alligatoren, im Meere viele Seekrebse und Schildkröten. Die Bevölkerung besteht aus etwa 5000 Weißen und ungefähr 1 Million Eingeborenen, Nachkommen der früheren Negersklaven und Mulatten. Die französische Sprache ist die herrschende. Die gegenwärtigen politischen und finanziellen Verhältnisse Haitis sind die denkbar ungünstigsten. Haitianisches Papiergeld hat nur 33 Procent Werth und Kupfermünzen werden wegen ihres mangelnden Umlaufs mit 10 Procent Agio verkauft. Das Militär ist lumpenhaft gekleidet, und da es selten seine Löhnung regelmäßig ausbezahlt erhält, geht es betteln. Der jetzige Präsident Sam, der seit vier Jahren an der Spitze der Regierung in Haiti steht, ist ein Vollblutneger. Immerwährende Revolutionen, welche bezwecken, die jeweilig am Ruder befindliche Regierung zu stürzen, lassen das Land jedoch niemals zur Ruhe kommen. So sehr man mit Hinblick auf die Rechte der Menschheit die Aufhebung der Sklaverei als einen hervorragenden Humanitätsact betrachten muß, so sehr muß man bedauern, daß derselbe und die an Stelle der abgeschafften Sklaverei getretenen Einrichtungen den Charakter des Negers, wie es auch Haiti deutlich beweist, wenig über das Niveau seiner berüchtigten Mittelmäßigkeit zu erheben vermochten. Es ist leider eine Thatsache, daß der Neger im Allgemeinen wenig bildungsfähig ist, ja dort, wo er sich selbst überlassen bleibt oder gar volle Selbständigkeit erlangt, durch seine natürlichen schlimmen Anlagen gesellschaftliche Zustände hervorruft, die ebensowohl durch Roheit und Zügellosigkeit als an Lächerlichkeit streifende Ausschreitungen auffallen. Die Jahrhunderte lange Sklaverei seiner Väter und der Umstand, daß sich diese immer ungleich talentvoller in der Nachahmung europäischer Unsitten als Sitten gezeigt, mag allerdings nicht wenig dazu beigetragen haben, den Neger Westindiens noch mehr geistig und moralisch herunter zu drücken. Wenigstens steht ein Theil seiner im ursprünglichen Vaterlande zurückgebliebenen sich frei entwickelnden Brüder auf einer ungleich höheren Stufe, als beispielsweise die freien Neger Haitis, die hier als die herrschende Rasse auftreten, nachdem sie Ende vorigen Jahrhunderts gewaltsam und unter unerhörten Grausamkeiten das Sklavenjoch abgeschüttelt hatten. Wohin ist es heut zu Tage hier gekommen? Wenige Jahrzehnte beispielloser Mißwirthschaft haben genügt, auf dieser bedeutenden Insel, die sich durch ihre Naturschätze, ihren Handel und Industrie vor allen übrigen Inseln Westindiens auszeichnete und mit Recht den Namen „die Perle der Antillen“ erwarb, den Wohlstand auf lange Jahre hinaus zu zerstören und in jeder Hinsicht verlotterte Zustände herbeizuführen, wie sie die Geschichte nicht kennt. Der rohe, nur durch seine schlimmen Ausschreitungen glänzende Nigger ruht hier als zerlumpter Bettler inmitten von Schätzen, die er wegen seiner Faulheit nicht zu heben vermag, mit dem zufrieden, was ihm die überschwänglich reiche Natur mitleidig zuwirft. Seine nach dem Muster freier europäischer Staaten entworfenen Einrichtungen bleiben immer ein Spiel seiner Launen, und die Art und Weise, wie die für Menschen anderen Schlages gemachten Gesetze gehandhabt werden, erregen nur die Heiterkeit unbetheiligter Beobachter. Grausamkeit, Roheit, Unehrlichkeit, ungeheurer Leichtsinn, eine hochgradige Abneigung vor jeglicher Arbeit sind die Grundzüge des Charakters des Negers Westindiens, die mehr oder minder scharf hervortreten, je nachdem die Verhältnisse und Einrichtungen beschaffen sind, unter welchen er lebt. Dabei ist er leidenschaftlich dem Trunke ergeben und, sobald sich ihm die Möglichkeit dazu bietet, verschwenderisch und prunksüchtig, wobei er einen solchen Mangel an Geschmack zeigt, daß er sehr bald die Grenze des Lächerlichen erreicht. Was das sittliche Gefühl anbelangt, so scheint es dem Neger gänzlich abhanden gekommen zu sein. Arbeitsamer und bildungsfähiger ist der Mulatte, ohne jedoch im besonderen Maße der schlimmen Anlagen seines Halbbruders zu entbehren.

Als unser Dampfer auf der Rhede vor Port au Prince Anker geworfen, kamen sogleich Händler mit Korallen, Muscheln, ausgestopften Haifischen und fliegenden Fischen sowie Früchten in Booten auf unser Schiff zugerudert, um ihre Waaren uns Passagieren feilzubieten. Auch die vorherrschenden Deutschen der

Stadt, mit dem Hrn. Anton Jägerhuber, Chef der Firma Keitel & Co., welche gleichsam als Finanzministerium der Haitianischen Regierung fungirt, und Hrn. Tippenhauer von der Nationalbank Haitis an der Spitze, ließen es sich nicht nehmen, zur Begrüßung auf unser Schiff zu kommen, denn so ein Ankunftstag eines Hamburger Postdampfers ist immer ein Freudentag für die Deutschen in Port au Prince, sei es wegen Nachrichten und Briefe aus der lieben Heimath oder auch nur, weil man ein Stündchen im Eßsalon des Dampfers bei einem frugalen deutschen Mahle und deutschem Gerstensaft, direct vom Faß, in lustiger Gesellschaft unter deutschen Landsleuten zubringen kann. Und es währte denn auch nicht lange, da luden gedeckte Tafeln mit vielerlei Leckerbissen, zu denen auf besonderen Wunsch der besuchenden Herren auch „Pellkartoffeln und Matjes-Hering" gehörten, versehen, zum Imbiß ein, bei dem es selbstverständlich auch an einem kühlen Trunke Münchener Bieres nicht fehlte. Bei dieser Gelegenheit ward ich auch mit dem Hrn. Tippenhauer bekannt, der schon lange Jahre auf Haiti lebt und ein sehr interessantes illustrirtes Werk über jenes Land im Verlage von F. Brockhaus & Co. in Leipzig herausgab.

Die „Syria" blieb bis zum nächsten Morgen vor Port au Prince liegen, und Passagiere benutzten diese Zeit, um sich an's Land rudern zu lassen und die Stadt und Umgebung zu besichtigen. Auf der Weiterfahrt nach Mexico mußte unser Schiff noch in Jérémie auf Haiti einen deutschen Kaufmann an Land setzen lassen. Hier trafen wir durch einen glücklichen Zufall den Dampfer „Norderney" der gleichen Linie wieder, der uns noch Briefe überbrachte. Als wir Jérémie verließen, und unser Dampfer nunmehr seinen directen Curs nach Mexico nahm, änderte sich mit einem Male das bisherige schöne ruhige Wetter und in der kommenden Nacht brach ein heftiger Sturm los, der am nächsten Tage in einen Orkan überging. Unser Capitän mußte deshalb von der Südküste Cubas, der wir entlang fuhren, abhalten und das Schiff seinen Curs nach Jamaica nehmen lassen. Riesige Regenströme ergossen sich über unser Schiff, dessen Fahrgeschwindigkeit nur noch zwei Meilen in der Stunde ergab. Zahlreiche Wasservögel, wie Seemöven, Reiher u. s. w., flüchteten sich des Orkans halber auf unseren Dampfer und fielen fast todt auf Deck nieder. Wir Passagiere brachten die armen Vögel ins Rauchzimmer, das bald darauf sich in eine Vogel-Volière verwandelte. Manche dieser Vögel waren von besonderer Schönheit, jedoch scheiterte das Ausstopfen und Präpariren derselben an dem Fehlen von Arsenik, zu dessen Hergabe unser junger Schiffsdoctor nicht zu bewegen war. Den nächstfolgenden Tag legte sich der Orkan, es war aber immer noch schlechtes Wetter bei hoher See und einer drückenden Schwüle. Auch am nächsten Tage war die Dünung des Meeres noch so groß, daß unser Dampfer auf den Wellen förmlich tanzte. In der darauf folgenden Nacht passirten wir den Leuchtthurm von San Antonio im Canal von Yukatan, der durch sein gefährliches Wasser bei den Seeleuten in schlimmem Rufe steht. Die milchige, lichtgrüne Farbe des Wassers zeigt auf die geringe Tiefe desselben. Nunmehr ging die Fahrt den Banks von Campeche entlang im Golf von Mexico direct auf Vera Cruz zu. Der wegen seiner Nordstürme (norther) in dieser Jahreszeit so sehr berüchtigte Meerbusen von Mexico sollte auch diesmal seinem Rufe nicht untreu bleiben, denn kaum befanden wir uns in seinem Fahrwasser, als ein fürchterlicher Norther unser Schiff erfaßte, der es mit solcher Gewalt immer von der einen zur anderen Seite warf, daß man glauben sollte, es würde sich nicht wieder aufrichten können und müsse ins Meer versinken. Es war unmöglich, sich an Bord auf den Beinen halten zu können, man mußte sich anklammern, wo man nur einen Haltepunkt finden konnte. Alles, was sozusagen nicht niet- und nagelfest war, wurde zertrümmert und in den Cabinen, der Pantry, dem Eßsalon und im Rauchzimmer lag Alles bunt durcheinander, Kinder und Frauen schrien und selbst die muthigsten Männer zeigten bange Gesichter. Glücklicherweise war die „Syria" ein neues, durchaus seetüchtiges, vortreffliches Fahrzeug, das der Gewalt des Sturmes vollauf Trotz zu bieten vermochte, denn sonst würde es uns sicherlich schlecht ergangen sein, da selbst am folgenden Tage der Sturm noch nicht abnahm, vielmehr mit ungeschwächter Kraft viele Tage wüthete, so daß, als wir schon Vera Cruz in der Ferne erblickten, unser Capitän keine Möglichkeit fand, in diesen Hafen einzulaufen, da wegen des mit dem Sturme verbundenen hohen Seeganges, der sich schäumend haushoch an dem Hafendamm brach, kein Lootse sich hinauswagen konnte, um unser Schiff in den Hafen zu steuern, und ebenfalls unser pflichtgetreuer Capitän das Wagniß nicht übernehmen wollte, selber die Einfahrt in den Hafen zu erzwingen, um dabei vielleicht das ganze Schiff mit seinen Passagieren und der Fracht auf's Spiel zu setzen. Drei Tage lang mußte die „Syria" in dem Sturme vor Vera Cruz kreuzen, bis endlich am 41. Tage unserer Abfahrt von Hamburg, es war ein Sonntag, der Sturm nachließ und ein Lootsenfahrzeug uns entgegenfuhr, um uns in den sicheren Hafen zu bringen.

Da lag es nun vor uns, das herrliche Land, langsam am Horizonte heraufsteigend, in langer, gegliederter Linie unabsehbar sich nach Nord und Süd erstreckend, während der sandige Dünenvordergrund sich auffallend von dem frischen Grün des Hintergrundes abhebt. Ein Panorama voll gewaltiger Scenerie, wo waldige Hügel sich übereinander thürmen, in weiter Ferne von der tiefblauen Linie mächtiger Berge überragt, und über dem Ganzen, scharf vom Himmel sich abhebend, sind die Conturen eines Riesenkegels sichtbar, der, unerreicht, kühn sein schneeiges Haupt über dem Chaos der Berge erhebt. Es ist der Pic von Orizaba, ein 5400 Meter hoher Vulcan, und die östlichen Abdachungen des Tafellandes Anahuac, sowie die nackten weißen Gestade vor uns bilden die Küste von Vera Cruz. Während diese und die Schaumkronen der sie umtosenden Brandung im vollen Lichte der Sonne glitzern, erscheint das Grün der fernen Wälder von milderem Lichte überströmt, das auf ihren weiten Flächen bald lichte, bald dunkle Tinten hervorzaubert, während der schneebedeckte Kegel des Vulcans Orizaba in rosigem Alpenglühen herüberleuchtet. Wahrlich ein bezauberndes Gemälde! Was Vera Cruz anbelangt, so ist sie weder eine hübsche noch interessante Stadt. Sie ist jedoch der bedeutendste Meereshafen Mexicos, und man sieht hier Schiffe aus aller Herren Ländern. Durch die ausgedehnten imposanten Hafenbauten, welche die mexicanische Regierung hier ausführen ließ und die Vera Cruz zu einem äußerst geschützten Meereshafen umgestaltet haben, wird ihr der Ruf als Seehandelsmetropole Mexicos auch in der Zukunft gesichert bleiben. Vera Cruz ist die Stätte, wo einst der kühne Eroberer Cortez landete und von dort aus seinen Heerzug nach dem Innern Mexicos antrat; von hier aus hat auch der unglückliche Kaiser Maximilian mit seiner Gattin Charlotte den Krönungszug nach der Hauptstadt Mexico unternommen. Viele Revolutionen hat Vera Cruz miterleben müssen. Heute ist die Stadt ein Port des Friedens, der seine Dienste der culturellen Entwicklung des Landes gewidmet hat. Als unser Dampfer an einem der neuen Hafenquais anlegte, gewahrten wir am Quai viele der in Vera Cruz ansässigen Deutschen, denen es, wie allen Landsleuten in ausländischen Hafenplätzen, stets eine besondere Freude bereitet, ein ankommendes deutsches Schiff aus der fernen Heimath zu begrüßen. Die in Vera Cruz herrschende tropische Hitze verursacht es, daß Passagiere, die hier landen, nicht länger als nothwendig in dieser Stadt bleiben, und so verließen auch wir bereits am nächsten Tage Vera Cruz, um nach der 7300 Fuß hoch gelegenen Hauptstadt Mexico zu fahren. Wir wählten hierzu die Interoceanische Eisenbahn, welche neben größtem Comfort (Pullmann-Parlor-Buffet- und Schlafwagen) auch die interessanteste Strecke nach der Hauptstadt ist. Die Fahrt geht durch die tropische, subtropische und gemäßigte Zone, von den Palmen des Südens bis zu den Tannenwäldern des Nordens und gewährt eine Fülle der herrlichsten Landschaftsbilder, die namentlich in der subtropischen Gegend von Jalapa und Coatepec von wahrhaft paradiesischer Schönheit sind. Von der Hauptstadt, die malerisch schön in dem viel besungenen Thale von Mexico gelegen ist, machten wir dann ausgedehnte Reisen durch die weiten Gebiete der großartigen und doch so reizenden Wildniß dieses Landes. Der originelle Charakter des Landes und seiner Bewohner, worunter sich 40 Procent Indianer befinden, machen Mexico zu einem sehr begehrenswerthen Ziele von Weltreisenden.

So viel ist sicher, wer ein warmes Herz für die Natur besitzt, wer Sinn hat für ihre reichen Gaben und Verständniß für alle die Herrlichkeiten, die sie ebenso im Kleinen wie im Großen offenbart, dem wird Mexico, und wenn er es nur einmal gesehen, für sein ganzes Leben unvergeßlich bleiben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 70. Donnerstag, den 13. Juni, Abends. 1901.

Ein zoologischer Angriff auf die Descendenztheorie.

Von Prof. H. Simroth.

Die Errungenschaften des Darwinismus, Kampf ums Dasein, Anpassung, Abstammungslehre, sind in den letzten Jahrzehnten so sehr zum Gemeingut zum Mindesten der Gebildeten geworden, die historisch-genetische Methode der Biologie hat so sehr alle übrigen Wissenschaften durchsetzt, daß die vereinzelten Angriffe, von denen in Wahrheit kaum ein einziger dem System an die Wurzel geht, am besten innerhalb der strengeren Fachwissenschaften ihre Erledigung finden, ohne daß die weitere Oeffentlichkeit davon Notiz nimmt und zu nehmen braucht. Ganz anders steht es mit dem soeben erschienenen Buch,*) das, von einem berufenen Vertreter der Zoologie verfaßt, der Descendenztheorie mit großer Energie zu Leibe geht. Da zu befürchten ist, daß die Gegner moderner Bestrebungen es vielfach zu nutzen suchen werden als vollgiltigen Beweis für ihre Anschauungen, vermuthlich mit reichlicher Uebertreibung, so scheint es angebracht, den Inhalt und die Schlußfolgerungen, über die man vom rein wissenschaftlichen Standpunkte leicht zur Tagesordnung übergehen würde, etwas näher zu zergliedern, zumal sich der Verfasser an ein aus allen Facultäten gemischtes Publicum gewandt hat.

Haeckel's Thätigkeit ist bekannt. Ein Forscher von ungewöhnlicher geistiger Energie, dabei in hohem Maße gleichzeitig philosophisch und künstlerisch beanlagt, hat er mit eiserner Arbeitskraft auf der einen Seite streng zoologisch-wissenschaftliche Werke geschaffen, die ein wahrhaft riesiges Material beschreibend und sichtend bewältigten, wie es dem Durchschnittsgelehrten allein schon über den Kopf gewachsen sein würde; auf der anderen Seite hat er in mehr popularisirender, umfangreicher Schriftstellerei die von Darwin und Wallace gegebenen neuen Anregungen und Grundlagen mit kühner Speculation bis zu ihren letzten Consequenzen verfolgt und ist dadurch zum Herold der neuen Richtung geworden, welcher eine große Zahl begeisterter Jünger dem biologischen Studium zugeführt und auf verwandte Wissenschaftszweige befruchtend eingewirkt hat. Daß er dabei vielfach in souveräner Kühnheit über das Ziel hinausgeschossen hat, daß er zum Mindesten seine Folgerungen auf viele noch dunkle Gebiete ausgedehnt hat, daß er mit der Heftigkeit eines Parteiführers in der Polemik die üblichen Grenzen mehr als einmal überschritten hat, wird kein Einsichtiger leugnen. In einer Rede, die ihn an einem Jubiläumstage feierte, drückte es ein wissenschaftlicher Freund mit launigem Humor durch die Bemerkung aus, Haeckel's Hemmungscentren seien nicht immer in richtiger Ordnung gewesen.

Dem sei wie ihm wolle, man mag sich zu den Schlußfolgerungen im Einzelnen stellen wie man will, man mag die Blutsverwandtschaft der Organismen auf engere Gruppen beschränken oder in logischer Folge bis in die Zeiten des Urgebirges zurückdatiren, dessen krystallinische Umwandlung alle Formen der eingeschlossenen Versteinerungen verwischt und damit die Wurzeln aller pflanzlichen und thierischen Typen vorläufig bis zur Unkenntlichkeit ausgelöscht hat, — auf jeden Fall bleibt die Thatsache zu Recht bestehen, daß die Entwickelungslehre in der Descendenztheorie alle vorhergehende philosophische Speculation von einem Alp befreit und der ganzen modernen Forschung ihren Stempel aufgedrückt hat. Seitdem Kant, der nüchterne Philosoph, seine Naturgeschichte des Himmels schrieb, so daß das Kant-Laplace'sche System bis zum heutigen Tage die Entwickelungslehre auf das Himmelsgewölbe übertrug und die Grundlage schuf für das Verständniß der Welträthsel, seitdem war es eine nothwendige Folge für unser Denkvermögen, das Entwickelungsgesetz auch auf die letzte und feinste Ausarbeitung unseres Planeten in der Organismenwelt zu übertragen, zumal Paläontologie und Anatomie mit Sicherheit darauf hinwiesen. Alle hervorragenden Köpfe haben unter diesem Eindruck gestanden und nach der Lösung gerungen, bis endlich die Descendenztheorie den Schlüssel dazu bot. Man muß sich diesen Prozeß in seinen großen Zügen immer wieder vor Augen halten, bevor man sich in die Prüfung der Einzelheiten einläßt.

Wie stellt sich nun Fleischmann dazu? Philosophen werden gelegentlich citirt, Schelling, Hegel, auch wohl ein alter Grieche, lediglich in der Absicht, die Sucht der Entwickelungstheoretiker, in ihren Ideen schon bei den ältesten Denkern historischen Anschluß zu suchen, engherzig zu geißeln. Dann werden alte Polemiken aus der früheren Zeit des Darwinismus ausgegraben, über die in der Wissenschaft längst Gras gewachsen ist, und dann wird mit den allerprimitivsten Mitteln, soweit sie einem juristischen oder philologischen, naturwissenschaftlich gänzlich ungebildeten Studenten plausibel zu machen sind, gegen eine Anzahl descendenztheoretischer Schlüsse zu Felde gezogen, kaum in der abgeklärten Form moderner wissenschaftlicher Controverse, wozu sich genug Gelegenheit geboten hätte, als vielmehr von einem einseitig beschränkten und vielfach überwundenen Standpunkte aus. An Stelle der Controverse, die bei knappem Raume und knapper Zeit die Gründe und Gegengründe der Streiter prägnant entwickelt und zusammenfaßt, werden in scheinbarer Objectivität lange Citate wörtlich ausgeschnitten und vorgetragen, die, aus ihrem Zusammenhange gerissen, dem Uneingeweihten ein völlig falsches Bild vortäuschen, denn sie enthalten nicht die positive, nothwendigerweise viel längere Seite der Deductionen, sondern nur die beschränkten Stellen, an denen sich Zweifel und Unsicherheit kundgeben. Wer weiter nichts von den betreffenden Schriften kennen lernt, muß zu dem ganz schiefen Schluß kommen, daß unsere besten Autoren weiter Nichts zu Tage gefördert hätten, als Hirngespinnste, die in der Luft schweben.

Die thatsächlichen Erörterungen beginnen mit einer groben Auseinandersetzung der thierischen Baupläne — ein Cuvier redivivus, hundert Jahre zurück. Da kommen die Wirbelthiere, die Insecten, die Krebse, die Gliederwürmer, die strahligen Typen in der stärksten Gegensätzlichkeit ihrer Grundzüge. Und dann die einfache Frage: Können Sie sich vorstellen, daß einer dieser Baustile in den anderen überginge? Mir ist es unmöglich. Ihnen doch wohl auch? Das ist der uralte Standpunkt vor der Entwickelungstheorie, als die Wissenschaft genug damit zu thun hatte, überhaupt erst die sichtenden Grundlagen zu schaffen. Alle verknüpfenden Thatsachen, die inzwischen gewonnen worden sind und die zur Erschütterung dieser Anschauung geführt haben, werden einfach unterschlagen; die Thatsache, daß z. B. die strahligen Thiere so gut wie alle in der Ontogenie aus bilateral gebauten Larven entstehen, daß viele von ihnen im Alter wieder dem zweiseitigsymmetrischen Bau zustreben. Warum wird hier nicht gleich gesagt, was hierher gehört hätte, was aber in ganz anderer Verknüpfung erst S. 116 zu einem neuen Scheinbeweise verwandt wird und wörtlich so lautet: „Unser etwas tiefer eindringendes Studium der sonderbaren Säugethiergruppe hat eben

*) Die Descendenztheorie. Gemeinverständliche Vorlesungen über den Auf- und Niedergang einer naturwissenschaftlichen Hypothese, gehalten vor Studirenden aller Facultäten von Dr. Albert Fleischmann, o. ö. Professor der Zoologie und vergl. Anatomie in Erlangen. Mit 124 Textabbildungen. Leipzig, Verlag von Arthur Georgi. 1901. VI und 274 S. 6 M

einen Uebelstand aller menschlichen Systeme empfinden lassen, welcher dem Fachmann wohl bekannt ist, hingegen dem Laien weniger zum Bewußtsein kommt. Das ist die Unmöglichkeit, scharfe Grenzen zwischen den kleinen oder großen systematischen Gruppen zu ziehen." Das Gesperrte ist in der That im Text gesperrt gedruckt. Dieser Gedanke, an die Trennung der Typen angereiht, hätte die Schlußfolgerungen in den Augen der Laienzuhörer energischer hinweggeblasen, als es ein Fachmann selbst zu thun sich getrauen würde.

Allerdings ist die Ableitung auch nicht ganz so; die erwähnte Frage wird nicht gleich angereiht an die Typen; sie taucht immer wieder auf, nachdem an einzelnen Beispielen die Schwierigkeit des phylogenetischen Beweises, nach des Autors Ansicht die Unmöglichkeit erbracht ist. Die Beispiele sind selbstverständlich so gewählt, daß sie möglichst drastisch wirken. Theils gehen sie zurück auf Formen, die in der That mit ihren Wurzeln bis in Zeiten hinaufreichen, die wirklich den paläontologischen Beweis unmöglich machen, da nichts mehr erhalten ist, bis ins Urgebirge, so die Mollusken, theils nehmen sie Versteinerungen zum Vorwurf, die eine zeitlang, als die Descendenztheorie in den Kinderschuhen stak, bereits für vollkommene, sichere Entwickelungsreihen genommen wurden, während die Auffassung allmälig dahin geht, daß eine solche Reihe in Anbetracht aller zu berücksichtigenden Factoren bisher nothwendigerweise noch einzelne Lücken offen läßt. Alles, was etwa auch den vorsichtigsten Theoretiker zur Anerkennung noch jetzt fortdauernder Artbildung drängt, wird unterdrückt. „Wenn überhaupt eine Umbildung der Organismen stattgefunden hat, so geschah sie in grauer Urzeit; kein Zoologe war im Stande, den Prozeß selbst zu beobachten, die Zwischenglieder zu sammeln und für ein modernes Museum zu conserviren. Der Kampf ums Dasein" (— wie hat sich die Darwin'sche Floskel hineindrängen können?*)) „Elementarereignisse und geologische Katastrophen haben ihre Spuren vertilgt."

Doch ein paar Beispiele mögen im Einzelnen mehr sagen! Die Archaeopteryx lithographica soll keine neue Zwischenform zwischen Vogel und Reptil sein und nicht dazu beitragen, die Entstehung des Vogelkörpers zu erklären, einfach eine neue Vogelform. Von den Zähnen und Fingern ganz abgesehen, wir erhalten eben einen neuen Vogel mit langem zweiseitig befiederten Schwanz gegenüber den lebenden mit kurzem Fächerschwanz. Ein Zoologe, der dies Beispiel gegen die Umbildung verwerthet, der nicht im Stande ist, daraus auf eine allmälige Verkürzung des Schwanzes zu schließen, trotzdem er aus der Erfahrung an recenten Thieren mindestens hundert**) Beispiele vor Augen hat, hat schwerlich das Recht, mit allgemeinen, kritischen Schlüssen vor ein breites Publicum zu treten. — Ein anderer Fall. Die Thatsache, daß in der Wirbelthierentwickelung, auch bei Landthieren, immer seitliche Aussackungen des Schlundes auftreten, die kein Forscher bis jetzt anders als Reste von Kiemenspalten im Wasser lebender Vorfahren zu deuten wagt, ist für Fleischmann weiter nichts, als eine Thatsache, die in ihrem Bauplan liegt. Versuch einer Erklärung: Null, Unsinn. Nun steht's folgendermaßen: Fast alle Zoologen haben daraus den Schluß gezogen, daß Fische die Vorfahren waren. Ich selbst habe aus anderen Gründen die abweichende Ansicht vertreten, daß die Wirbelthiere ursprünglich aus Wirbellosen auf dem Lande entstanden und nicht im Wasser, daß die Fische vielmehr durch nachträgliche Rückwanderung gebildet wurden. Mir würde also nichts willkommener sein, als die Fleischmann'sche Argumentation. Ich gestehe, daß ich bis jetzt trotz alledem mich nicht dazu verstehen kann, ihm beizupflichten, sondern mich zu dem Schlusse gezwungen sehe, die Kiemenspalten, wenn nicht von Fischen, doch von irgend welchen wirbellosen Vorfahren abzuleiten. Jene bequemere Anschauung, die mit leichtem Herzen über das unbequeme Organ hinweggeht, würde ich für unverantwortlich leichtsinnig halten.

Die Kiemen geben weiteren Anlaß zur Kritik. Fleischmann weist darauf hin, daß die Kiemen der Kaulquappen äußere Hautanhängsel sind, bei den Fischen aber an den Wänden der Kiemenspalten sitzen. Folglich haben beide nichts mit einander zu thun. Er unterdrückt die Thatsache, daß bei alterthümlichen Fischen, nämlich Haifischembryonen, ganz ähnliche äußere Kiemen vorhanden sind, wie bei den Kaulquappen, und so mehrfach.

Nur ein Fall sei noch angeführt, der der Monotremen, des Schnabelthieres und des Ameisenigels, der eierlegenden Säuger also. Wenn auch kein Verständiger sie irgendwie als directe Zwischenformen zwischen Säugern und niederen Vertebraten, etwa Reptilien, ansieht, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie einer solchen alterthümlichen Form in vieler Hinsicht näher stehen, als alle übrigen Mammalien. Für Fleischmann sind es einfach Säuger, so gut wie die andern; und wenn ihr Blut eine niedrigere Wärme hat als das der übrigen, etwa 20°, so wird doch auch dieser Factor so gedeutet; es sollen eben Säuger sein, d. h. Thiere mit einer gleichmäßigen, wenn auch niedrigeren Körpertemperatur, homöotherm im Gegensatz zu den pölöothermen niederen Formen. Dabei wird die besonders wichtige Thatsache nicht erwähnt, die von dem Einen von Beiden festgestellt ist. Seine Körperwärme ist 20° bei einer Lufttemperatur von 29°, sie ist am kalten Morgen niedriger als am Mittag, und steigt während der Brutperiode auf 34°. Hier liegt eine Fälschung der Thatsachen vor, so stark, wie je eine von Descendenztheoretikern begangen, selbstverständlich, wie wir annehmen müssen, unbeabsichtigt.

Bei der Erörterung des Beispiels, das früher viel discutirt wurde und die miocänen Schnecken von Steinheim betrifft, wird einfach die Unmöglichkeit eines Beweises behauptet, deshalb, weil man den Schneckenhäusern nichts von einer näheren Verwandtschaft überhaupt ansehen könnte. Ganz abgesehen davon, daß der einseitige Fall, wo ein Zoologe sich etwas voreilig auf eine raffinirte paläontologische Frage mit zweifelhaftem Erfolge einließ, herangezogen wird, während das viel bessere Beispiel der Paludinen, von einem Specialgeologen in einem ihm vertrauten Gebiete studirt, zurückgewiesen wird, ganz abgesehen davon wäre hier die beste Gelegenheit gewesen, zu zeigen, in welcher Richtung sich die descendenztheoretischen Studien verschoben und vertieft haben. Auf der einen Seite ist das Studium des Schneckenhauses außerordentlich viel weiter gebracht worden, sodaß nicht mehr allein die grobe äußere Form, sondern die feinsten Structuren namentlich der Anfangsgewinde maßgebend erscheinen, — andererseits sind gerade auf diesem Gebiete lückenlose Ketten der Artumbildung in moderner Zeit, nicht in grauer Urzeit, gegeben worden, die Keiner zurückweisen kann. Es sei nur erinnert an die Thatsachen, daß in Celebes wie in Japan Art an Art sich geographisch aneinanderschließt, sodaß die räumlich am weitesten entfernten auch morphologisch am verschiedensten sind. Oder wenn Fleischmann meint, daß in diesen fernen Gebieten eine kritische Nachprüfung zu schwierig und deshalb diese Fälle zurückzuweisen seien, so mag er sich nach Unteritalien und Sicilien wenden, wo Kobelt ganz parallele Ketten feststellte. Hier ist die beste Gelegenheit, das Problem auch nach jeder Hinsicht anatomisch zu prüfen und zu erweitern, was sehr wünschenswerth wäre.

Fleischmann unterdrückt aber Alles, was von neueren Bestrebungen aufgeboten wird, um den Werdegang der organischen Schöpfung näher verstehen zu lernen, was aber für das breitere Publicum in erster Linie nothwendig war, um ihm ein Urtheil über den modernen Standpunkt der Descendenztheorie zu ermöglichen, die ganze große Literatur über die Vererbungsfrage, die Lehre von den rudimentären Organen, alle die physiologisch-biologischen Experimente, welche den verändernden Einfluß der äußeren Reize auf den Thierkörper allmälig klar zu legen sich bemühen, das ganze Convergenzproblem, welches die morphologische Annäherung von Thieren aus verschiedenen Gruppen behandelt, die Anpassungsfrage, die Entwickelungsmechanik, die Zoogeographie in ihren feineren Zügen, die Studien der gegenseitigen wirthschaftlichen Abhängigkeit (Plankton u. A.), die Lehre von der regressiven Metamorphose der Schmarotzer, im Gegensatz zu einer nach Naturphilosophie schmeckenden fortlaufenden Vervollkommnung, und was Alles aufgeboten werden mag, um uns einen tieferen Einblick in die Umwandlung der lebenden Formen und damit ein gegründetes Urtheil über die fossilen zu gestatten. Ueberall Vertiefung, überall das Streben nach besserem, klarem Ver-

---

*) Wer Fleischmann's Buch durchblättert, wird ohne Weiteres eine große Summe von Begriffen und Namen finden, die er der modernen Lehre, und im Speciellen Haeckel entlehnt hat. Er mag sich beispielsweise gegen die Gleichheit und Verwandtschaft der Gastrulae wehren, die Bezeichnung stammt von Haeckel, und seine Anwendung von Seiten Fleischmann's beweist, daß er die Aehnlichkeit der betreffenden Entwickelungszustände, gegen die er sich wendet, zugiebt, — die sich übrigens von selbst verstand. Aehnlich an vielen Stellen.

**) Die Zahl hat insofern Bedeutung, als Fleischmann gelegentlich von 100, ja von 1000 Fragen spricht, die dem Descendenztheoretiker in jedem einzelnen Falle sich entgegenwerfen würden. Er beschränkt sich indeß gewöhnlich auf einige ganz wenige.

ständniß. Er mochte Recht haben, eine Anzahl einzelner Fälle, die sich in oberflächlich-populärer Literatur noch fortschleppen, zu bekämpfen und auf ihre Ausmerzung zu dringen, so wie es viele Forscher, die er fälschlich zu seinen Parteigängern zählt, für passend erachten, er durfte aber nicht auf Grund solcher Oberflächlichkeit über eine Theorie den Stab brechen wollen, ohne den ganzen modernen Standpunkt aufzurollen, auf keinen Fall vor einem urtheilslosen Publicum. Er mag auch Recht haben mit der Voraussage, daß sich die nächsten Jahrzehnte nicht gerade allzu viel mit der Descendenztheorie beschäftigen werden, aber nicht deshalb, weil deren Grundlagen erschüttert wären, sondern weil der Einblick in den einzelnen Vorgang zu viel Arbeitskraft beansprucht. Schließlich wird Alles wieder auf das eine große Ziel, die Genesis der organischen Schöpfung, hindrängen, trotz jedem öden Ignorabimus, so gut wie etwa die Kant-Laplace'sche Theorie nicht allein die Astronomen des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigte, sondern etwa die Spectralanalyse, die schließlich wieder auf die glänzende Bestätigung jener Hypothese hinauslief, indem sie die stoffliche Zusammengehörigkeit der Gestirne bewies, die vorher nur geahnt werden konnte.

So unglücklich aber Fleischmann mit seiner zoologischen Argumentation ist, so ist er's auch mit seinen weiterhergeholten Vergleichen. Jeder Vergleich hinkt, aber die Fleischmann's meistens so, daß sie viel besser für das Gegentheil in's Feld zu führen wären. Da sollen die thierischen Baustile sich so wenig begründen lassen, wie etwa Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten von Gebäuden auf einen gemeinsamen Grund zurückgingen und eine causale Analyse erlaubten. Als ob nicht ein guter Architekt und Kunsthistoriker für jede Einzelheit eines Bauwerks angeben könnte, welcher Epoche und welcher Nation es entstammt, wann und unter welchen Umständen die Verquickung erfolgte u. s. w.! Da soll die Frage nach der thierischen Individualität und ihren Ursachen so müßig sein, als etwa die Frage nach den Ursachen der geistigen Individualität eines Menschen. Als ob nicht jeder wahre Biograph zuerst nach diesen Ursachen forschte! Da wird als Ideal der Geschichtsforschung die volle lebendige Schilderung einer frühen Vergangenheit hingestellt, als wenn sie gegenwärtig wäre, im Gegensatz zu der zoologisch-paläontologischen Forschung, die über Vorgänge nichts aussagen könnte, bei denen kein Mensch zugegen war. Als ob nicht die historische Forschung frei von einseitiger Actenbenutzung, durch Combination aller nur möglichen feineren Winke ein solches Bild zusammenbrächte, das nothwendigerweise niemals die volle Wahrheit treffen kann und um so ungenauer werden muß, je weiter die Thatsachen zurückliegen, genau wie bei der Zoologie!

Ein Punkt bedarf noch der Hindeutung. Haeckel hat auf eine frühere, kürzere verwandte Auslassung Fleischmann's hin die Vermuthung ausgesprochen, daß sie mit der Atmosphäre des bayrischen Klericalismus zusammenhängen möge. Fleischmann wehrt sich energisch dagegen sowie gegen die Auffassung, als wenn Haeckel's descendenztheoretischer Standpunkt irgend etwas mit Liberalismus zu thun hätte. Haeckel habe geschrieben, um die Welt als Parteiführer zu seiner privaten Ansicht zu bekehren. Wer Haeckel's Werke kennt, weiß, daß ihn nur wissenschaftliche Ueberzeugung und Energie leiten konnten, anfangs einer Welt voll Widersachern gegenüber. In Bezug auf den anderen Punkt aber muß die Frage aufgeworfen werden: Sind jemals Anhänger der alten Richtung ihrer Ueberzeugung wegen verbrannt worden oder die der neuen? — Nebenbei mag noch auf ein Paar unbedeutende Lapsus hingewiesen sein: Eine Katze hat 4 Eck- und 12 Schneidezähne, nicht 6. Der öfters citirte Tübinger Geologe hieß nicht Queenstedt, sondern Quenstedt. — Die Verlagshandlung hat es an ganz vortrefflicher Ausstattung nicht fehlen lassen.*)

*) Wir bemerken ausdrücklich, daß wir mit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes keine Stellung zum Darwinismus nehmen wollen.
Red. d. L. Z.

Bücherbesprechungen.

— **Altes und Neues aus der Geschichte der Lutherkirche.** Festschrift zur Erinnerung an die Weihe der im Jahre 1900 erneuerten Lutherkirche. Der Gemeinde dargeboten von Theodor Weißflog, Pastor. Plauen i. V., A. Kell's Buchhandlung. — Das Alte, das hier geboten wird, ist die Geschichte der Planung, Erbauung, Einweihung und mehrmaligen Erneuerung, das Neue die Geschichte der letzten Wiederherstellung der Kirche. Mit großem Fleiße ist aus den Acten Alles beigebracht, was aus dieser Geschichte für die Bürger der Stadt und für die der Kirche seit einigen Jahren zugewiesenen Parochianen bedeutsam und lehrreich ist. Aber das Alles ist auch für solche Leute, die nicht in Plauen wohnen, von einem gewissen Interesse; denn die Geschichte der Kirche ist zugleich ein Ausschnitt aus der Geschichte unseres armen Volkes, das in langem Kriegselend Wohlstand und Kraft eingebüßt hatte und sich nur mühsam zu neuem gemeinnützigen Thun aufraffen konnte. Es fehlen auch nicht die Beweise von edlem Bürgersinn und christlicher Opferfreudigkeit. Ausgestattet ist die Festschrift mit einer ganzen Reihe von Abbildungen der Kirche und ihres Inneren aus den verschiedenen Perioden ihres Bestehens. Gleichzeitig sind in demselben Verlage erschienen die Reden, die beim Weihegottesdienste am 17. Februar 1901 gehalten worden sind, nämlich die Weiherede des Superintendenten Lieschke, die Ansprache des Oberconsistorialrathes Lotichius und die Festpredigt des Pfarrers. Der Reinertrag von beiden Schriften soll für ein Lutherstandbild vor der Kirche verwendet werden. B. K.

— **Der Katholicismus als Princip des Rückschritts.** Von Citramontanus. Frankfurt a. M. 1901. Neuer Frankfurter Verlag. — Das ist eine jener Schriften, wie sie zu Hunderten schon geschrieben worden sind. Ein Katholik, der nicht ultramontan sein will, aber auch keine Lust verspürt, die katholische Kirche zu verlassen, die bis zum letzten Caplan herunter eben ultramontan ist, noch viel weniger aber Gefallen findet an der protestantischen Orthodoxie, häuft alle die längst bekannten Vorwürfe gegen jene Kirche aufeinander, fügt einige neuere statistische Nachweise hinzu, die natürlich alle schon in den Zeitungen gestanden haben, und fordert nun, um das Vaterland zu retten, zum Kampf auf gegen alle Kirchen, so wie sie jetzt bestehen. Und was wird denn nachher, wenn dieser Kampf siegreich durchgeführt sein wird? Gar keine Kirche? Das scheint er nicht zu wollen, da er ja einstweilen noch Katholik geblieben ist. Oder eine im Gegensatz zu dem evangelischen Bekenntniß ganz neu construirte freisinnige, oder wie sonst zu neunende Kirche? Welche Macht wird diese Kirche zusammenhalten, wie wird sie wirksam werden? Was der Verfasser in grimmigem Spott am Schlusse sagt, die Geschichte sei dazu da, daß man nichts aus ihr lerne, das möchten wir alles Ernstes ihm selber zu bedenken geben. B. K.

— **Katalog der Sammlungen des Historischen Museums der Völkerschlacht und [der] Zeit Napoleon[s] I. zu Leipzig im Gasthaus Napoleonstein,** in unmittelbarer Nähe des Denkmals Napoleonstein, des Denksteins der Monarchen vom 19. Oct. 1813 und dem in [sol] Bau begriffenen Völkerschlacht-Nationaldenkmal, Haltestelle der großen Leipziger Straßenbahn. Telephon Nr. 3884. Leipzig, Museumsverlag 1901. 171 S. (und 5 S. Ankündigungen); 8°. — Der vorliegende Katalog ist ein beredtes Zeugniß für die Richtigkeit der Beobachtung, daß es auch in unserer hastenden Gegenwart noch möglich ist, in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine lediglich aus idealen Gesichtspunkten hervorgegangene, keine geschäftlichen Hintergedanken hegende Unternehmung zu raschem Erfolge zu führen. Was Hr. J. M. B. — der Begründer und Leiter des Museums am Napoleonstein hat, leider, darum gebeten, von einer öffentlichen Nennung seines Namens abzusehen — seit 1891, wo er seine Sammlungen im ersten Stockwerke des Gasthauses zum ersten Male gezeigt hat, zu ihrer Ausgestaltung gethan und geleistet hat, steht wirklich einzig da; es würde mich freuen, wenn beim Lesen dieser Zeilen so mancher Sachse — den Ausländern braucht es nicht erst gesagt zu werden: die kommen schon von selber — in seinem Innern sich der Pflicht bewußt würde, einmal nach der Marienhöhe hinauszupilgern oder zu fahren, um sich von der Berechtigung meiner lobenden Anerkennung durch Augenschein zu überzeugen. Das über 11358 Nummern Rechenschaft ablegende Verzeichniß zerfällt in 10 Unterabtheilungen (und einen Nachtrag, der die letzten Erwerbungen aufführt). An Autogrammen und historischen Documenten besitzt das Museum 1450 Stücke, an handschriftlichen Urkunden 800, an Waffen 250, an Militäreffecten 150, an Kopfbedeckungen und Uniformen 100, an Orden, Denkmünzen und Münzen 600, an Reliquien, Büsten, Standbildern, Masken u. s. w. 700, an Bildergalerien und militärischen Prachtwerken 1500, an Dingen zur Uniformkunde 1200,

an Einblattdrucken 650 und an Büchern 3800 Stück (rund). — Unbedeutende Setzfehler (903 Landerdale statt Lauderdale; 1304 Handjerg statt Handjery, u. a.) werden sich zwar nicht die meisten Leser, aber die verständigen Benutzer des Katalogs leicht selbst verbessern. Ht.

— Wirthschaftliche Colonialpolitik. III. Von Gustav Meinecke. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke). 1901. — In einer Reihe von Schriften hat der bekannte Colonialpolitiker G. Meinecke bereits seine Ansichten, wie die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit unserer Colonien zu heben sei, niedergelegt. Auch das vorliegende Heft III seiner Schriften „Wirthschaftliche Colonialpolitik" soll diesem Zwecke dienen. Es enthält vier Aufsätze: Die Nothwendigkeit einer Vertretung des Capitals — Zur wirthschaftlichen Ausbeutung unserer Colonien — Kaffeebau in Ost-Usambara — Major a. D. v. François und die Bodenreformer, in denen auf mancherlei Verkehrtheiten der bisherigen Colonialverwaltung hingewiesen wird und positive Vorschläge zur besseren wirthschaftlichen Ausnutzung der Colonien, insbesondere zur Hebung des Plantagenbaues, gemacht werden. Um das bestehende Mißverhältniß zwischen dem Reichszuschuß und den Einnahmen der Colonien wenigstens etwas zu mildern, will der Verfasser Einrichtungen getroffen haben, welche die Zufuhr vieler Millionen für productive Arbeiten ermöglichen. Zu diesem Behufe empfiehlt er die Einrichtung eines Colonialamts, in dem die Culturabtheilung nicht eine bescheidene Rolle spielt, sondern an der Spitze steht. „Die Bildung einer solchen Culturabtheilung ist die erste Vorbedingung, wenn das Capital wieder Vertrauen zu colonialen Unternehmungen fassen soll." Einrichtungen wie die Colonialschule zu Witzenhausen, in der man jüngere Leute für den Plantagenberuf erziehen will, hält er für unpraktisch und verfehlt. Außerdem tadelt er, daß bisher alle Untersuchungen nach etwa vorhandenen Vorbedingungen für die wirthschaftliche Ausnutzung unserer Colonien fast ausschließlich vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus und von Vertretern der Wissenschaft ausgeführt worden seien, also von Leuten, „welche immer ganz genau wissen, wie es sein, aber nicht, wie es gemacht werden muß". Gegenüber dem von der Deutschen Colonialgesellschaft bei der Reichsregierung gestellten Antrag auf Gewährung von Zollerleichterungen für die Einfuhr von Colonialerzeugnissen wird in der Broschüre hervorgehoben, daß es zunächst auf die Erhöhung der Productionsfähigkeit der Plantagenwirthschaft ankomme, diese hänge aber einzig und allein von der Frage der Beschaffung von Arbeitskräften ab, keineswegs aber von einer geringfügigen Erhöhung der Preise für die Erzeugnisse, wie sie durch die beantragte Zollbefreiung günstigen Falles herbeigeführt werden könnte. f.

— Prof. Dr. P. Schreiber, Das Klima des Königreiches Sachsen. Heft VI. Die phänologischen Beobachtungen der Jahre 1864—97 und die Ernteerträge in Sachsen in ihrer Abhängigkeit von den Witterungsverhältnissen. Bearbeitet von Dr. Grohmann. Chemnitz 1901. 88 Seiten. — Das 6. Klimaheft zerfällt dem Titel gemäß in zwei Theile, der erste Theil enthält eine Zusammenstellung aller in einem Zeitraume von 32 Jahren (1884 und 1885 wurde nicht beobachtet) in Sachsen angestellten phänologischen Beobachtungen, der zweite eine Uebersicht der Witterung (Niederschlag, Temperatur und Bewölkung) und der Ernteerträge in den einzelnen Amts- und Kreishauptmannschaften für die Zeit von 1886 bis 1897. Es ist ein sehr beachtenswerthes Stück Arbeit, das dieser amtlichen Publication zu Grunde liegt. Phänologische Beobachtungen sind in Sachsen gleich von vornherein (1864) mit in das meteorologische Arbeitsprogramm aufgenommen worden; sie haben sich aber mit den Wandlungen des Institutes immer mehr erweitert, so daß drei Gruppen zu unterscheiden sind. Von 1864—83 standen sie nur im Dienste der Landwirthschaft, da von neun Stationen (Zwenkau, Hubertusburg, Hinterhermsdorf, Grillenburg, Freiberg, Rehefeld, Georgengrün, Reitzenhain und Oberwiesenthal) nur an Feldpflanzen (Erbse, Wicke, Hafer, Roggen, Weizen, Gerste, Raps) beobachtet wurde. Von 1886—90 traten zu obigen noch die Beobachtungen an Sträuchern, am Beerenobst, an den Obst-, Nadel- und Laubbäumen hinzu. Und 1891 nahm man auch noch Wiesen- und Futterpflanzen in das Arbeitsprogramm auf. Aus den 9 Beobachtungsstellen sind im Laufe der Jahre für die Feldpflanzen 81, für die Wiesenpflanzen 65, für die Obstarten 254, für die Waldbäume 38 geworden. Während man einige der Resultate des ersten Theils schon in den Jahrbüchern des Institutes zu Gesicht bekommen hat, sind die Daten des zweiten Theils ganz neu und eigenartig und dürften wohl des Interesses vieler Leser sicher sein. Da die Ernteerträge unstreitig in erster Linie von der Güte des Bodens und dem Klima des betreffenden Landstriches abhängen, hat der Verf. die sächsischen Amtshauptmannschaften in Rücksicht auf diese beiden Factoren in 3 Gruppen getheilt. Die 1. Gruppe mit sehr günstigem Klima (Vegetationsdauer über 170 Tage, Sommertemperatur über 16½°) und gutem Boden umfaßt Dresden-A., Meißen, Borna, Leipzig, Grimma, Oschatz und Döbeln, die 2. Gruppe mit günstigem bis sehr günstigem Klima (Vegetationsdauer über 160 Tage, Sommertemperatur über 15,5°) und mittlerem Boden: Bautzen, Löbau, Zittau, Kamenz, Großenhain, Dresden-N., Pirna, Rochlitz, Plauen, Zwickau, Glauchau, Chemnitz, die 3. Gruppe mit weniger günstigem bis günstigem Klima und geringerem Boden: Dippoldiswalde, Freiberg, Flöha, Oelsnitz, Annaberg, Schwarzenberg, Marienberg, Auerbach. Obenan steht also die Dresden-Meißner Gegend, die Mitte hält die Amtshauptmannschaft Rochlitz und den Schluß bilden natürlich die Gebirgslandschaften: Schwarzenberg, Marienberg, Oelsnitz. Wie stark die Entwickelungsdauer der Getreidearten und die Ernteerträge selbst in unserem kleinen Lande schwanken, mögen folgende zwei Zusammenstellungen lehren.

1) Dauer zwischen Aussaat und Reife.

bei	im Mittel	im günstigsten Falle	im ungünstigsten Falle
Winter-Roggen .	288—262 Tage (74)	259 Tage	364 Tage
Sommer-Roggen	108—153 „ (45)	79 „	189 „
Weizen . . .	303—331 „ (28)	265 „	339 „
Hafer	114—148 „ (34)	90 „	167 „

2) Erträge in Doppelcentnern pro ha.

	Meißen	Rochlitz	Oelsnitz
Weizen . . .	22,1	15,8	11,3
Roggen . . .	15,0	14,9	10,5
Hafer	20,8	16,1	11,9
Kartoffeln . .	131,8	100,4	88,1
Kraut	158,3	221,6	99,3
Heu	40,2	36,9	19,4

Der Ertrag in Gruppe III sinkt sonach fast auf die Hälfte desjenigen der besten Lagen Sachsens. Was insbesondere den Einfluß des Wetters auf die Ernteerträge betrifft, läßt sich derselbe in folgende Sätze kurz zusammenfassen: 1) Das Wintergetreide bedarf des Niederschlags lange nicht in so hohem Grade als das Sommergetreide. 2) Beide bedürfen zu Maximalerträgen hoher Temperatur. 3) Beim Sommergetreide spielt die Hauptrolle eine hohe Frühjahrstemperatur, beim Wintergetreide eine solche zur Zeit der Reife. 4) Reichlicher Niederschlag und tiefe Temperatur wirken gleich schädlich auf alle Erträge ein. 5) Trockene, warme Jahre dagegen beeinträchtigen nur die Erträge des Sommergetreides und der Hülsenfrüchte. 6) Die Kartoffel ist empfindlicher gegen Nässe als gegen Trockenheit, während von Kraut und Rüben gerade das Umgekehrte gilt. 7) Die Kartoffel liebt die Wärme im Sommer, die Rübe im Herbste. 8) Die Erträge von Klee und Heu hängen in erster Linie vom Niederschlag und erst in zweiter von der Wärme ab. 9) Ein merklicher Einfluß der Beleuchtung konnte vom Verf. nicht constatirt werden. J. B.

— Der bekannte J. C. Lobe'sche Katechismus der Musik im Verlage von J. J. Weber zu Leipzig erscheint soeben in siebenundzwanzigster Auflage, gewiß eine stattliche Ziffer, welche beweist, welchen ungemeinen Absatz das allen Lehrern und Lernenden der Musik, sowie den Concert- und Opernbesuchern äußerst nützliche Buch findet. In Originalleinenband kostet das Büchlein nur 1,50 ℳ. C. D.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 71. Sonnabend, den 15. Juni, Abends. **1901.**

Staatsminister Dr. Johann Paul Frhr. v. Falkenstein.

Zu seinem 100jährigen Geburtstage.

Schon einmal ist in diesem Blatt die hervorragende Bedeutung dieses Mannes für Staat, Kirche und Schule unsers Sachsenlandes gewürdigt worden, vgl. Leipziger Zeitung 1880 Wissenschaftliche Beilage Nr. 98. Damals trat seine ehrwürdige Gestalt vorwiegend in der Beleuchtung einer seltenen Vertrauensstellung, welche sein geliebter König Johann zu ihm eingenommen hatte, den Lesern entgegen, heute möge das nun abgeschlossene Lebensbild dieses so verdienstvollen Mannes vor uns aufleben zu dankbarer Erinnerung. Obwohl einem, bis ins 13. Jahrhundert zurückzuverfolgenden thüringisch-fränkischen Adelsgeschlechte entstammend, ward er doch nicht in glänzendem Hause geboren; ja trübe Schatten umschwebten seinen Lebensanfang. Vater und Mutter trennten sich nicht lange nach der am 15. Juni 1801 zu Pegau erfolgten Geburt ihres Sohnes. Der Vater, welcher als Adjutant im Dienst des kursächs. Carabinier-Regiments durch einen Sturz vom Pferde verunglückte und sein Regiment verlassen mußte, wendete sich nach Schleusingen im Kreise Erfurt, die Mutter, eine Tochter des Amtmanns Tischer in Lützen, zog mit Sohn und Töchtern nach Weißenfels. Erst als 17jähriger Jüngling hat der Sohn seinen Vater persönlich kennen gelernt. Möglich, daß der Ernst des Lebens von Anfang an so sehr das Gemüth einnahm, daß dieses nie auf Glanz und Lebensfreuden gerichtet war; um so mehr war der hochbegabte Geist verlangend nach entsprechender Nahrung und der Sinn von Jugend auf zu Energie des Willens geneigt. Noch im 4. Lebensjahre hatten den jungen v. Falkenstein liebe Verwandte, der Kreisamtmann Just von Tennstädt und dessen Gattin, eine Hofpredigerstochter aus Dresden, die kinderlos waren, mit nach Thüringen genommen, um an ihm Elternstelle zu vertreten. Und nicht nur der Pflegemutter rühmliche Eigenschaften, ihre seltene Bildung und Gemüthsinnigkeit, sondern auch die ausgezeichnete Art des Pflegevaters boten dem empfänglichen Knaben die natürlichste Lebensluft, wofür er zeitlebens dankbar geblieben ist. Frühe zeigte sich in ihm der Geist der Selbständigkeit, er ließ sich nicht von Jedermann liebkosen, gab sich aber dem hin, der ihn interessirte; so ließ er sich 1806 von zwei Husaren-Rittmeistern im Schlitten mit fortfahren, ohne Erlaubniß der Pflegemutter und ohne schützende Hülle. Nicht nur eigensinnig, auch heftig war er. Wegen eines Verweises biß er die Tante Just in die Hand und, des Nachts an Schlafen bei Licht gewöhnt, schrie er einmal das ganze Haus wach: Keine Lampe da! als es um ihn dunkel war. Alle Erlebnisse im Just'schen Hause hafteten in seinem Gedächtniß, auch die Ereignisse zur Zeit der Schlacht bei Jena, sowie die Personen, die damals mit nach Tennstädt kamen. Den ersten Unterricht gab ihm die Pflegemutter in Lesen, Schreiben und Religion, der Pflegevater in Latein; im 10. Lebensjahr erhielt er einen Hauslehrer, von 1814 aber bis 1819 ward die altsächsische Klosterschule zu Roßleben, welche gleich den Fürstenschulen zu Pforta, Grimma, Meißen durch die Pflege classischer Studien ausgezeichnet war, seine Bildungsstätte, von der er als primus omnium schied und der er im Alter Worte theuerster Erinnerung gewidmet. Die Ferienzeiten verlebte er gern im Just'schen Haus zu Tennstädt. Welches Ansehen der geistreiche Kreis- und Rentamtmann Just, später Regierungsrath in Erfurt, damals genoß, geht daraus hervor, daß Goethe, welcher im Jahre 1816 vom 23. Juli bis 10. September in Tennstädt weilte, um die dortigen Schwefelquellen zu gebrauchen, täglich mit Just verkehrte und häufig Mittags bei ihm speiste. Auch Paul v. Falkenstein begleitete Goethe gewöhnlich auf dessen Spaziergängen und ward von ihm auf die Merkwürdigkeiten der Gegend aufmerksam gemacht. Zu jener Zeit verkehrte mit Goethe in Tennstädt auch der als lyrischer Dichter an die Oeffentlichkeit getretene Friedrich Krug v. Nidda aus Gatterstädt († 1843), aus dessen Haus ein späterer Schwiegersohn des Frhrn. v. Falkenstein hervorging. In guter Erinnerung ist unter vielen anderen angesehenen und hochgestellten Männern dem späteren Staatsmann v. Falkenstein auch der Tennstädter Salinen-Director Frhr. v. Hardenberg geblieben, dessen Sohn Friedrich v. Hardenberg, der bekannte Dichter Novalis († 25. März 1801), bei dem Just'schen Ehepaar wie ein Sohn vom Hause galt. Mit Novalis' Bruder Anton, der katholisch wurde, hatte v. Falkenstein intimen Verkehr, wiewohl er wegen seines Religionswechsels schon damals innerlich Partei gegen den Katholicismus nahm. Von Michaelis 1819 bis März 1822 währte die fleißig der Rechtswissenschaft und Philologie gewidmete Studienzeit in Leipzig, die mit einem glänzend bestandenen Examen abschloß. Sein Streben ging zunächst nicht nach der praktischen Lebenslaufbahn, sondern nach der eines Universitätslehrers. Er habilitirte sich in Leipzig und widmete sich auch, nachdem er 1824 als Nachfolger des Hrn. v. Langenn zum Oberhofgerichtsrath ernannt worden war, gern seinen Vorlesungen, insbesondere über das römische Recht, wozu noch erfolgreiche literarische Arbeiten kamen. Lächeln überkommt Einen, wenn man heute liest, daß die Besoldung als Oberhofgerichtsrath nur 198 Thaler betrug, wodurch ein Erwerb aus Nebenbeschäftigungen zur Pflicht ward. Immerhin galt der in so jungen Jahren schon so Hochgestellte als ein vom Glück sehr bevorzugter Mann. Viele angesehene Häuser Leipzigs öffneten sich ihm und er ward in Gesellschaften gezogen, wo man eigentlich nur gereifte und erfahrene Männer zu sehen gewohnt war. Immer bekannter ward v. Falkenstein's Name, wie dies auch daraus zu erkennen ist, daß 1827 zu gleicher Zeit zwei Rufe aus Dresden an ihn ergingen, und zwar vom Appellationsgericht durch dessen Vicepräsidenten und von der Landesregierung durch den Kanzler Frhrn. v. Werther. Die Entscheidung ward ihm schwer und erst auf den Rath seines väterlichen Freundes Bürgermeisters Dr. Sickel entschloß er sich, als Hof- und Justizrath ins Collegium der Landesregierung einzutreten. Und nun beginnt die aus seinem reichen Wissen und unermüdlicher Arbeitskraft, unterstützt von Talent und Beredtsamkeit, fließende Wirksamkeit im Großen für Staat und Städte, für Kirche und Schule. Doch noch ehe er das liebgewonnene Leipzig verließ, war es ihm vergönnt gewesen, im Hause des Leipziger Patriziers Kaufmanns Ferdinand Gruner dessen Tochter Constanze näher zu treten, mit der er dann von Dresden aus Verlobung und am 21. Juni 1829 einen glücklichen, bis zum Abendglanz der goldenen Hochzeit umleuchteten Ehebund schließen durfte. Dieser Ehe entstammten 6 Kinder, 5 Töchter und ein Sohn, welch letzterer im 6. Lebensjahre zum tiefsten Schmerz der Eltern, da er ihnen körperlich wie geistig zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien, verstarb; auch zwei Töchter starben im 1. Lebensjahre. Am Leben befinden sich noch: 1) Lina Dorothea Constanze Krug v. Nidda, geb. Freiin v. Falkenstein, Wittwe des als Generalleutnant und königl. Generaladjutant am 7. Januar 1880 verstorbenen Carl Krug v. Nidda, jetzige Schloßherrin der Rittergüter Frohburg in Sachsen und Gersdorf in Schlesien, Inhaberin des Sidonienordens; 2) Laura Johanna Constanze v. Lüttichau geb. F. v. F., Wittwe des Majors Hannibal v. Lüttichau auf Schloß Bärenstein; 3) Margarethe Pauline Constanze Gräfin Wedel geb. F. v. F., Gattin des großherzogl. oldenburg. Oberstallmeisters a. D. und Kammerherrn Graf Clemens Wedel, Besitzers des Rittergutes Großzschocher bei Leipzig.

Frhr. v. Falkenstein ward nicht nur im Collegium der Landesregierung mit dem Vortrag der schwierigsten Sachen betraut, nein auch zur Erledigung von wichtigen Aufgaben in und außer dem Lande wurde er als königl. Commissar entsandt. So als revolutionäre Strömungen Wünsche zu Tage förderten, welche Veranlassung wurden zur Aufrichtung der Landesverfassung und später zu einer neuen Städteordnung, empfing 1830 v. Falkenstein die Mission, das aufgeregte Großenhain zu beruhigen, was seiner Weisheit, Umsicht und Entschiedenheit gelang. Er stand nicht nur an der Wiege der neuen Städteordnung 1832, sondern es lag ihm als königl. Commissar auch ob die Durchführung des Werkes in den Städten Grimma, Borna, Döbeln, Roßwein, Bischofswerda, vor Allem in Dresden selbst, wo er die Stadtrathswahl leitete, den Rath und die Stadtverordneten einwies und das Regulativ für die Armenversorgungsbehörde vorbereitete. Deß zum Dank machte ihn die Stadt Dresden zum 1. Ehrenbürger. Im Jahre zuvor, 1831, als die Cholera von der Unterelbe her sich der Landesgrenze zu nähern drohte, ward er nach Prag zur Erkundung des Standes der Krankheit, nach Reitzenhain im Süden, sowie nach Lützschena im Norden zur Anordnung von Contumazeinrichtungen entsandt. In jenes Jahr fiel auch die 200jährige Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Breitenfeld vom 7. September 1631, worüber v. Falkenstein eine Gedächtnißschrift aus dem Umstande verfaßte, weil das Rittergut Breitenfeld damals der Gruner'schen Familie gehörte. Das Verbleiben in der Stadt Dresden, die ihm nun auch lieb geworden war, währte zunächst nur bis 1835; schon hatte er sich der Ungewißheit, versetzt zu werden, in welcher sich mehrere seiner Collegen wegen der Einführung der veränderten Organisation der obern Justiz- und Verwaltungsbehörden fühlten, deshalb enthoben geglaubt, weil ihm der Minister des Innern die Ernennung zum Geh. Regierungsrath in diesem Ministerium angezeigt hatte. Allein vom 1. Mai 1835 ab hatte nun seine Wirksamkeit als Kreisdirector und Regierungsbevollmächtigter in Leipzig zu beginnen.

Wohin v. Falkenstein gestellt ward, gab es auch ein Neues zu pflügen, galt es neue Einrichtungen zu treffen, neue Bahnen zu eröffnen. Da mußten manche Vorurtheile bekämpft, manche Abneigungen ertragen, manche Schwierigkeiten überwunden werden, aber sein erhabener Geist drang in Kraft und Würde, mit Entschiedenheit und doch mit Wohlwollen allenthalben zum Ziel. Das neue Amt der Kreisdirection, in das er eintrat, betrachtete sogar der Leipziger Stadtrath Anfangs mit Mißtrauen und vermeinte, es gehe darauf hinaus, das Ansehen der städtischen Behörden zu untergraben, erst allmälig kam es zu einem erträglichen Verkehrsverhältniß, aber schließlich zu einem so freundlichen, wie es nicht besser zu wünschen war. Thatsächlich ward die durch ihn verwaltete Leipziger Kreisdirection das Muster für die anderen Kreisdirectionen des Landes. In jene Zeit fielen die überaus umständlichen Berathungen und Verhandlungen für den Bau der Leipzig—Dresdner Eisenbahn. Unsägliche Schwierigkeiten boten sich dar, aber des Kreisdirectors nachdrucksvolle Thätigkeit gab überall Wendung, Förderung, Lösung. In der Denkschrift zum 25jährigen Jubiläum dieser Eisenbahn vom 8. April 1864 S. 87 heißt es: „Dem Eisenbahn-Comité hatte Hof- und Justizrath v. Langenn in förderlichster Weise zur Seite gestanden. Ihm folgte der Kreisdirector Dr. v. Falkenstein, dessen Bemühungen und Theilnahme an dem Gedeihen des Unternehmens fort und fort die lauteste Anerkennung verdient. Er wohnte in wichtigen Fragen den Conferenzen persönlich bei und seine Ansichten und Rathschläge wurden stets in der eingehendsten Weise gegeben." Aber nicht blos innerhalb der Comités der Eisenbahn-Compagnie handelte es sich um schwierige Auseinandersetzungen, sondern nach oben wie nach unten, gegenüber dem Ministerium wie dem Publicum. Jetzt schaut Mancher auf der Leipziger Promenade das Harkort-Denkmal an und hat keine Ahnung, welche Aufgaben auch dieser Hauptgründer neben vielen anderen Leipziger Patriziern für den ersten Bahnbau Leipzig—Dresden geleistet hat. Welche Mühe bereitete die Sicherstellung der Baumittel, die Feststellung der Bahnlinie und das Expropriationsgeschäft! Was für lächerliche Ansichten und übertriebene Ansprüche mögen da untergelaufen sein, wenn z. B. ein Windmüller klagte wegen entzogenen Windes, oder ein anderer Windmüller Entschädigung forderte, weil durch den Bahneinschnitt der benachbarte Wassermüller, welcher sonst im Sommer kein Wasser hatte, nun ausreichend Wasser zum Mahlen bekommen habe, so daß dem Windmüller für den Sommer das Mahlmonopol entginge und außerdem die Bauern nach Entäußerung von Grund und Boden weniger Getreide erbauen würden (siehe Seite 39 jener Denkschrift). Falkenstein hatte übrigens nach seinem weitschauenden Blick dem Ministerium gegenüber sich für den Bau auf Staatskosten ausgesprochen, wie er das auch später bei dem Bau der Linie Leipzig—Hof erstrebte, leider auch da vergeblich, ja, als diese letztere Linie bis zum Punkte der Göltzschthalüberbrückung geführt war und die Mittel der bauenden Gesellschaft nicht weiter reichten, sodaß der Staat doch den Weiterbau übernehmen mußte, wurden ungerechte bittere Vorwürfe gegen den damaligen Minister Falkenstein gerichtet, die unterblieben wären, wenn der Staat den Bau selbst begonnen hätte. Der erste Bahnbau aber, womit Sachsen vielen anderen Ländern voranging, wurde bei der Eröffnung im Jahre 1839 von der ganzen Bevölkerung als ein überaus großes Ereigniß bejubelt und der königl. Commissar v. Falkenstein wußte es durch den machtvollen Schwung begeisternder Rede würdig auszuzeichnen (S. 77 ff. a. a. O.). Welche Freude Falkenstein selbst an diesem Werke haben durfte, besagt die Ehre, die ihm die Leipzig—Dresdner Eisenbahncompagnie bei seinem Fortzug als *Minister* des Innern nach Dresden erwies. S. 123 a. a. O. *lesen wir:* Um der Anerkennung seiner Verdienste um die Compagnie Ausdruck zu geben, geleiteten ihn Directoren und Gesellschaftsausschuß mittels besonderen Extrazugs am 30. August 1844 nach Dresden.

Neben den Geschäften, durch welche es galt, in Stadt und Land der Kreisdirection die neue Justiz- und Verwaltungs-Organisation heimisch und den Leuten lieb zu machen, war dem Kreisdirector auch die Aufgabe gestellt, das Schulwesen nach dem trefflichen Schulgesetz vom Jahre 1835 zu reorganisiren. v. Falkenstein bereiste den Leipziger Kreis mit dem trefflichen Kirchen- und Schulrathe Dr. Meißner zur Revision der Schulen, und beide Männer fanden vielerorts Mangel an anständigen Schulhäusern und tüchtig gebildeten Lehrern. Wie in den Gerichts- und städtischen Verwaltungen, so war auch im Schulwesen vielfach ein patriarchalisches Verhältniß wahrzunehmen, das neben manchem Guten doch mehr Schattenseiten zeigte. Aber nicht radical, sondern in Weisheit und Milde mit Hilfe der durch die Städte- und Landgemeindeordnungen, sowie das genannte Schulgesetz dargebotenen Mittel ward reorganisirt, wie hätte man auch sonst das Vertrauen der Gemeinden gewinnen können. Nicht nur Falkenstein in seinen späteren Jahren, sondern auch unser jetzt lebendes Geschlecht muß noch sagen: Die Hebung des Schulwesens war damals gewiß schwieriger als zur Zeit des neueren Schulgesetzes 1873, wenn man bedenkt, auf welch' niedriger *Stufe* das Elementarschulwesen damals stand und man zur Verbesserung der Schulen nicht Hunderttausende zu verausgaben hatte. Auch heute noch darf bei aller Anerkennung, die Falkenstein im Alter dem weiter verbesserten Schulwesen zollt, sein Wort gelten (vrgl. Petzholdt, v. Falkenstein, S. 61): „Es ist mir sehr fraglich, ob die Kinder durch alles das, was ihnen jetzt in der Schule geboten wird, zumal das religiöse Element mehr zur Seite geschoben ist, besser werden und ob sie nicht so Manches erlernen müssen, was sie späterhin nicht brauchen können." Beherzigenswerth sind gleicherweise seine Mahnungen, bei Schulbauten nicht über die Grenzen der Zweckmäßigkeit hinauszugehen, nicht zu kostspielig, sondern in Beachtung der Gemeindemittel mehr zum Nutzen zu bauen. Wenn schon Falkenstein darüber klagt, wie bald und oft man vergaß, welche bedeutende Schwierigkeiten mit der Einführung besserer Zustände vermöge des 1835er Schulgesetzes verbunden waren, wie kann man sich wundern, wenn heute gar kein Verständniß für die damaligen Grundlegungsarbeiten vorhanden ist und man dasselbe auch durch ein die Vergangenheit nur streifendes Lebensbild, wie das vorliegende, nicht zu erzeugen vermag! Wahr aber bleibt: Fortbauen ist leichter, als gründen! Darum neue Ehre den Gründern wie gerechte Anerkennung den Weiterführern von der dankbaren Gegenwart! Es ist wohlthuend, zu lesen, wenn der Schulreformator Falkenstein mit Genugthuung bekennen kann, daß seine Bemühungen um das Volksschulwesen in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit günstigem Erfolge belohnt gewesen seien, und ohne daß es nothwendig gewesen, die Schule von der Kirche zu trennen und den Gemeinden irgendwie drückende Lasten aufzuerlegen. Auch möchte nicht unerwähnt bleiben, daß infolge persönlichen Eingreifens durch den Kreisdirector und seine Räthe ein solch Band zwischen Behörde und Gemeinden geknüpft ward, daß schließlich fast keine Woche verging, in der nicht einzelne Personen sowohl als Deputationen vertrauensvoll zu Falkenstein kamen, um sich mündlich guten Rath zu erbitten.

Für die Volksschule schlug sein Herz, die Hochschule war sein Herzblatt, wie letzteres der spätere Oberhofprediger Meier an Falkenstein's Sarge zu Dresden und am Begräbnißtag der Leipziger Universitätsrector Zarncke in Frohburg bezeugten. Falkenstein hatte Verständniß für das Modern-Reale, aber das Classisch-Ideale war seine Welt wie König Johann's, des Fürsten unter den Gelehrten, der in letzter Zeit in Briefen seinen treuen Minister: Lieber Freund anredete. Dieser, der einst selbst Universitätslehrer gewesen war, kannte ihre Bedürfnisse und sorgte für ihr Blühen aufs beste. Leipzig stand beim Ministerium damals im Geruch des Liberalismus, so kam selbst Falkenstein, der doch im besten Sinne für Recht und Freiheit eintrat, in den Verdacht eines Liberalen. Als er sich der vom überstrengen hannöverschen König im Jahre 1837 wegen Protestes gegen dessen Aufhebung der Landesverfassung sofort entlassenen sieben Göttinger Professoren mit annahm, zu welchen auch die berühmten Gebrüder Grimm und Weber gehörten, und ihm wegen der Berufung des mitentlassenen bedeutenden Rechtsprofessors Albrecht, der alsdann Jahrzehnte hindurch eine leuchtende Zierde auch der Leipziger Universität gewesen ist, ein Fackelzug gebracht worden war, erhielt er infolge Verdächtigungen und Anfeindungen eine ernste Rüge, über welche er später mit Ironie bemerkte: ich glaube die einzige, die ich überhaupt im langen Laufe meines öffentlichen Wirkens erhalten habe. Ihm eignete ein tiefer Kennerblick für Personen und Umstände. Als Regierungsbevollmächtigter bei der Universität war er auch Vorsitzender der königl. Prüfungscommission für Theologen. Als solcher hielt er eines Tages, durch das Außerordentliche des Falles veranlaßt, sofort eine lateinische Anrede an die versammelten Studenten in glänzendem Latein (s. A. Kunze, „Die Leitung der sächsischen Landeskirche &c.“, 1870, S. 5). Bei seinem Abschied von Leipzig 1844 ernannte ihn die Universität zum Doctor philosophiae und zum Doctor juris honoris causa und die Stadt Leipzig ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht.

Der nunmehrige Minister des Innern fand bald ein seiner Staatsweisheit und seinem Organisationstalent entsprechendes weites Feld der Thätigkeit. Zu der Fülle gewöhnlicher Geschäfte gesellten sich außerordentliche, wie sie die Zeitumstände boten. Mühe und doch auch Sorge machten ihm der große Brand in Plauen 1844, die furchtbare Wassercalamität 1845, die Grenzregulirung mit Oesterreich in der Oberlausitz, die als besonders dankenswerthe Errungenschaft des 19. Jahrhunderts zu preisenden Ablösungen verschiedener Art, wie Decem und Frohnen, die Zusammenlegungsgesetze und Anderes. Bei der großen Theuerung 1846/47 wählte Falkenstein nicht die Maßregeln wie im Theuerungsjahre 1816/17, sondern entgegengesetzte, und doch mit so ausgezeichnetem Erfolg, daß der große Nationalökonom Wilhelm Roscher (in seiner Schrift: Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik, 3. Ausgabe, 1852, S. 128) urtheilte: Der Theuerung von 1846/47 gegenüber ist das Verfahren der königl. sächs. Regierung, unter Leitung des damaligen Ministers v. Falkenstein, ein glänzendes, für alle ähnlichen Verhältnisse nachahmungswürdiges Muster gewesen. Damals überreichte der König dem Minister zur Anerkennung seiner erfolgreichen Bemühungen eigenhändig das Comthurkreuz seines Civil-Verdienst-Ordens. Es ist erhebend, zu verfolgen, wie gut und schnell Falkenstein durch Verbindung mit den rechten Männern zum Ziel kam: so beim Auftrag seiner Regierung, mit dem Königreich Bayern über die Fortsetzung der Eisenbahnlinie Leipzig—Hof zu verhandeln — als er mit den beiden Ministern in München nicht recht vorwärts kam, reiste er flugs zum König Ludwig im Bad Brückenau und erlangte bald die königliche Zusage —, ferner bei den Arbeiten über die Maß- und Gewichtssystems-Gesetzgebung holte er sich den einsichtigen und geschickten Professor Dr. Weinlig aus Erlangen, erst zur Verwunderung Vieler, dann aber doch zu allgemeiner Befriedigung. In aller Freude an seinem Thun und am Gelingen desselben war dem groß- und edeldenkenden, aber auch tief fühlenden Staatsmanne der schwerste Kummer nicht erspart, war's doch die Zeit der unruhigen Volkserhebung, als 1845 zu Leipzig das Attentat gegen Prinz Johann erfolgte, welchen Falkenstein gar nicht nach Leipzig, das er besser kannte, gelassen hätte, wenn er eher von dem Vorhaben gewußt, und als 1848 die Revolution ausbrach, gegen die er andere Maßregeln ergriffen hätte, wenn ihm die Entscheidung allein zugestanden hätte; aber weil er wohl einerseits mit dem Gang der Sache nicht einverstanden sein konnte und andererseits als der jetzt Bestgehaßte aus dem Wege gehen wollte, verließ er seine hohe Stellung tiefbetrübt und unter den Thränen seines Königs. Doch schon 1850 rief dieser ihn zurück aus dem Privatleben, während dessen Falkenstein literarisch thätig gewesen war, und betraute ihn mit dem Präsidium des Landesconsistoriums. Denn die politischen Wogen waren zur Ruhe und das Ministerium Beust zu Festigkeit gekommen. Nach 3 Jahren aber — 1853 — stellte ihn König Friedrich August an die Spitze des Cultus-Ministeriums, und in dieser Stellung vermochte der Erhobene für Wissenschaft und Kunst, für Kirche und Schule am segensreichsten zu wirken. Jetzt brachte er die Universität empor durch Berufungen und Einrichtungen, daß die Zahl der Studirenden zu einer früher kaum glaublichen Höhe heranwuchs und der Rector bei seinem Nachruf nicht nur das gute Einvernehmen rühmte, in welches der Verewigte die Leipziger Bürgerschaft mit der Hochschule versetzte, sondern auch, daß er die Universität zur einzigen Rivalin der ersten Universität des Deutschen Reiches gemacht habe, während dieselbe vor Falkenstein im Kreise ihrer Schwesteranstalten weit zurückgestanden. Und mit folgenden Schlußworten legte der Rector den Lorbeerkranz nieder: „Es ist die letzte Gabe des Dankes, die wir Dir bieten können, aber sie sei ein Symbol des heiligen Gelöbnisses, daß Dein Name und Dein Ruhm unter uns lebendig bleiben sollen immerdar, und daß wir das, was Du für uns gethan hast und was Du an uns gethan hast, an dem Ganzen, wie an dem Einzelnen, daß wir das nie und nimmer vergessen wollen, nie und nimmer!“

Nur zur Vollständigkeit des Lebensbildes gehört es, hier nicht unerwähnt zu lassen, wie jene Hingabe Falkenstein's an die Landesuniversität von König Johann, seinem Geistesverwandten, stets und voll getheilt und gestützt ward. Es bedarf nur des Hinweises auf das von Falkenstein veranlaßte und von Professor Friedrich Bülau verfaßte Werk „Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen Besuch der Universität Leipzig am 4., 5. u. 6. August 1857“ und auf den in den Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Band VII 1879, S. 265 ff. abgedruckten, am 24. Febr. 1874 in der königl. Gesellschaft selbst von Falkenstein gehaltenen Vortrag „Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen in seinem Verhältnisse zu Wissenschaft und Kunst“, um Falkenstein's Verdienste, die Weise seines Wesens und den Werth seines Wirkens auch hier belegt zu finden. Es hieße „Eulen nach Athen tragen“, lange dabei zu verweilen, wie erhaben und innig das Verhältniß zwischen König Johann und Minister v. Falkenstein gewesen ist, und es wird auch von Denen, die diesen von Person kleinen, aber an Geist und Würden großen Mann nicht persönlich gekannt haben, nunmehr empfunden werden, welch ein Schmerz seine Seele durchzog, als im Unglücksjahre 1866 der König des Sachsenvolkes, das bei Erinnerung an frühere Ruhmeszeit auch Kaiserthum und Kaiserkrone erträumen durfte, statt in dem vom damaligen Rechte und der Gewissenstreue auferlegten Mitkampf gegen die preußisch-deutschen Brüder zu siegen, als Unterlegener das Land zu verlassen hatte, und welches Glück nach überwundener schwerer Zeit die Rückkehr des Königs bereitete. Wirklich tief rührte den Minister v. Falkenstein, welcher während jenes Interregnums als Vorsitzender einer besonderen Landescommission die Regierung weitergeführt hatte, der Empfang seines Königs und die königlichen Worte, die derselbe bei Ueberreichung des Ordens der Rautenkrone an seinen Minister richtete: „Haben Sie Dank für Ihre treue Umsicht und Ihr muthiges Ausharren; ich gebe Ihnen mit meinem Dank und als Zeichen desselben das Beste, was ich habe.“ Und vielleicht mit nie größerer Begeisterung feierte Falkenstein am 12. December 1866, als am Geburtstag des Landesfürsten, König Johann als den Wahrhaftigen. Woher aber eine solche Harmonie zwischen dem Fürsten katholischer Confession und dem bekenntnißtreuen Vertreter des ev.-luth. Kirchenregimentes im Lande? Daher, weil König Johann die größte Gerechtigkeit auch gegen die protestantische Landeskirche walten ließ. Und so konnte auch der Cultusminister unsere Kirche ungehemmt leiten und fördern. Es ist Falkenstein's Verdienst, bereits seit 1860 den Landständen gegenüber durch den Entwurf einer verbesserten Kirchenverfassung die Kirche zu größerer Selbständigkeit und Freiheit zu führen versucht zu haben (siehe A. Kunze, Die Leitung der sächsischen Landeskirche u. s. w., 1870, S. 22 ff.). Dieser Entwurf ward abgelehnt, aber nicht die Sache, die er anbahnte. Und so ward Falkenstein's weiteres Verdienst die für unsere Landeskirche noch giltige Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom Jahre 1868,

welche er ihr gegeben hat. Das ganze Land in den Kirchenvorständen der Kirchgemeinden wie in den Synodalen weiß, wie sich diese Ordnung als mustergiltig bewährt hat. Mit Genugthuung muß es uns erfüllen, wenn anderer Länder Kirchenglieder darüber lesen, wie einmüthig die fleißige sächsische Landessynode in diesem Jahre berathen und beschlossen hat. Frhrn. v. Falkenstein war es, als Ministerpräsidenten, was er seit 1866 bis 1871 war, vergönnt, die 1. Landessynode zu eröffnen nach Wunsch seines Königs. Diesen aber bat sein betagter Diener bald, in richtiger Selbsterkenntniß und damit er den passenden Zeitpunkt, aus dem Amte zu scheiden, nicht übergehe, um seine Entlassung. Mit Wehmuth entließ ihn der König vom Dienst als Cultus-Minister und Ministerpräsident, hielt ihn aber noch fest als Ordenskanzler und Minister des königlichen Hauses, was derselbe auch noch unter König Albert gern geblieben ist, bis am 14. Januar 1882 ein sanfter Tod dem treuen Diener von fünf Königen den noch arbeitsreichen Lebensabend schloß. Wie er allezeit ein gewissenhafter Vertreter seiner Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung gewesen ist, so hat er zuletzt auch noch dem christlichen Leben auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit erkennbaren Ausdruck zu geben gesucht. Von den Idealen der Humanität war er von Jugend auf und durch alle seine Lebensstellungen erfüllt, durch ihn ward 1846 die erste Staatsanstalt für Idioten zu Hubertusburg gegründet, und als Greis stellte er sich die Aufgabe, die verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine Dresdens in organischen Zusammenhang miteinander zubringen. Auch seine ihm am 23. Juni 1886 im Tode nachgefolgte theuere Gemahlin theilte im Leben seine Gesinnung gegen die Nothleidenden. Durch sie ward in Frohburg die Kinderbewahranstalt, die später nach ihrem Vornamen „Constanzenstift" genannt ward, gegründet. Auch diese Stadt, dessen Rittergut 1853 durch Erbe an die Frau Staatsminister überging und dann in den Besitz des Hrn. Staatsministers, der ihm den Charakter des Fideicommisses gab, konnte sich nicht versagen, seinem hohen Kirchenpatron auch das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. „Hat er doch" — wie Pfarrer Gersdorf von Frohburg, dessen Vater durch Wissenschaft und Stellung der selige Minister einst freundschaftlich nahe stand, am 18. Januar 1882 bei der feierlichen Beisetzung Sr. Excellenz in der Gedächtnißrede hervorgehoben hat — „für die Wohlfahrt unserer Stadt stets das wärmste Interesse gehabt, und dasselbe kräftig bezeugt, auch seine Liebe zu ihr noch dadurch bekundet, daß er seine Ruhestätte in unserer Mitte finden wollte." Dem hohen Entschlafenen war es versagt, einen männlichen Erben seines Namens zu hinterlassen, aber Enkel in den höchsten Lebensstellungen und hoffnungsvolle Urenkel hat ihm Gottes Güte geschenkt. Auf ihnen Allen ruhe der Segen des großen Ahnen! „Er lebe auch fort in der dankbaren Erinnerung der lieben Seinen," wie dies Superintendent D. Michel von Großzschocher, der sowohl als früherer Pfarrer von Greifenhain unter dem Patronat Frohburg stand als auch durch seine jetzige Gemeinde in Beziehung zu der hohen Familie geblieben ist, in seiner damaligen Trauerrede angewünscht hat. Damals ehrte auch die Stadt Leipzig durch den Mund des Oberbürgermeisters Dr. Georgi ihren dahingeschiedenen Ehrenbürger. Die Stadt Frohburg will den 100. Geburtstag ihres großen Ehrenbürgers würdig und doch schlicht feiern, ganz in seinem Sinne, der wohl ein feines Verständniß für wahres Verdienst und dessen Anerkennung hatte, aber selbst nicht nach Ehren trachtete. Seinen Namen will Frohburg im Gedächtniß der Bürger festhalten, indem es eine neue Straße nicht weit von des Ministers Begräbnißstätte und nahe dem König-Albert-Platz, welche an der neu zu erbauenden Schule vorüberführen wird, fortan nach des Gefeierten Namen zu benennen beschlossen hat. An dem 50. Erinnerungstage seiner Immatriculation auf der Leipziger Universität, am 2. Juni 1869 stellte diese seine Marmorbüste in der Aula auf, hier haben wir sein Lebensbild mit Worten aufgerichtet. Sein Bild und sein Name bleibe in Segen. Aber Gott, der ihm einen großen Namen gemacht in der Geschichte unseres Landes, wird ihm auch einen Namen in der Ewigkeit gegeben haben. Der Verewigte liebte sehr die geistlichen Lieder seiner Kirche, er ließ sie fleißig seine eigenen Kinder lernen; darum schließen wir mit dem Vers eines der besten Dichter:

Schreib meinen Nam aufs beste
Ins Buch des Lebens ein,
Bind meine Seele feste
Ins Lebensbündelein
Der, die im Himmel grünen
Und vor Dir leben frei;
So will ich ewig rühmen,
Daß treu Dein Herze sei.

Frohburg. Vogel, P.

Bücherbesprechungen.

— Handbuch des Grundbuchrechts, enthaltend die auf das materielle und formelle Grundbuchrecht sich beziehenden Gesetze, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen mit Anmerkungen, für die Praxis zusammengestellt von den Amtsgerichtsräthen Brachvogel und Frydrychowitz, Grundbuchrichtern. Berlin 1901. Franz Vahlen. (509 S., Pr. 8 ℳ, geb. 9,50 ℳ) — Das Werk bietet eine Zusammenstellung der Bestimmungen des B.G.B. nicht nur aus dem Sachenrechte, sondern auch aus den anderen Theilen (z. B. über die Form der Verträge, über eheliche Güterrechte, über die Befugnisse ꝛc. der Vormünder, über Erbengemeinschaft, Nacherbeinsetzung, Vermächtnißerwerb, Testamentsvollstrecker), ferner des Einführungsgesetzes dazu, soweit es einschlägt, der einschlägigen Bestimmungen der C.P.O., der Konkursordnung, des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiw. Gerichtsbarkeit, sowie die Grundbuchordnung, daneben die dazu gehörigen preußischen Ausführungsbestimmungen und einige sonstige preußische Gesetze; es geht also ziemlich weit, ohne doch über die Interessen der Praxis hinauszugehen. Das gleiche Maß halten die beigegebenen Anmerkungen inne, die die für die Praxis, für die Anwendung des Gesetzes wesentlichen Gesichtspunkte kurz hervorheben und einzelne Anweisungen geben, wie dem Gesetze am einfachsten entsprochen werden könne, aber von jeder weiteren Begründung und Ausführung absehen. Für das Reichsrecht ist damit ein für die erste Anwendung völlig genügender kurzer Commentar geboten. Falls eine weitere Vertiefung in einzelne Fragen nöthig ist, werden Verweisungen auf größere, ausführlichere Werke und auf Zeitschriften geboten. Ungeachtet dessen, daß das Werk zunächst für preußische Verhältnisse bestimmt ist, wird das Buch auch in weiteren Kreisen nützen und Beachtung verdienen. K—d.

— Fünf Bücher deutscher Hausalterthümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch von Moriz Heyne. Zweiter Band: Das deutsche Nahrungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Mit 75 Abbildungen im Text. Leipzig, S. Hirzel, 1901. Groß-8°; VIII, 408 S. Preis 12 ℳ — Ueber den Grundplan des Ganzen habe ich bei der Besprechung des ersten Bandes (Wohnungswesen) bereits das Nöthigste gesagt; man wolle hierfür also Wiss. Beil. Nr. 122 vom 19. October 1899 (S. 512) vergleichen. Der vorliegende Band gliedert sich in zwei Hauptabschnitte: Erzeugung und Bereitung (der Nahrung), von denen jener wieder in 8 (Ackerland; Bestellung, Säen und Ernten; Hausland und Garten; Weinbau; Wiese und Wald; Viehzucht, Bienen; Hund und Katze; Jagd und Fischfang), dieser in 5 Paragraphen (Mahlen und Backen; Fleischverwerthung, Eier; Milchwirthschaft; Pflanzenkost; gegohrene Getränke) zerfällt. Das schwierigste Thema ist selbstverständlich die Beantwortung der im ersten Paragraphen erörterten Fragen gewesen, obwohl einige Grundbegriffe bereits im 1. Bande geklärt worden waren. Für Mark und Straße erlaube ich mir im Hinblick auf ein paar dort gestreifte, nicht unwichtige Einzelheiten den Verf. auf S. 235—264 des Histor. Jahrbuchs, Bd. 17 (1896) aufmerksam zu machen; und wer das in §. 3 öfters erwähnte Capitulare de villis in deutscher Uebersetzung mühelos genießen will, möge den 4. Jahrgang der Sohnrey'schen Zeitschrift Das Land, Nr. 16 vom 15. Mai 1896, S. 241 ff. aufschlagen. Schließlich will ich nicht unterlassen, auf die Artikel Ackerbau, Biene, Bier, Bohne, Brod, Butter, Erbse, Falke, Fisch, Fleisch, Futterkräuter, Garten, Hopfen, Hülsenfrüchte, Hund, Jagd, Karpfen, Käse, Katze, Lachs, Linse, Mahlen, Milch, Obstbau, Obstwein, Rind, Salz, Schaf, Viehzucht, Wald, Wein u. ähnl. in O. Schrader's großartigem Reallexicon der indogermanischen Alterthumskunde (Straßburg, Trübner, 1901) ausdrücklich hinzuweisen. Heyne und Schrader ergänzen sich vielfach in überraschender Weise; dieser zum Nachschlagen, jener zum Nachlesen. Ut.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 72. Dienstag, den 18. Juni, Abends. 1901.

Das Bildniß bei den altdeutschen Meistern bis auf Dürer.*)

Wir finden in neuester Zeit mehrfach auf dem Gebiete der Kunstforschung Männer thätig, welche sich dieses Fach eigentlich nicht als ihren Lebensberuf erwählt haben, sondern durch die Liebe zur Kunst dazu geführt werden. Die scharfe Beobachtung, rasche Auffassungsgabe und das Eindringen in die Individualität des Einzelnen, welches jetzt der Officier bei der neueren Ausbildungsweise des Soldaten besitzen muß, mag es begreiflich erscheinen lassen, daß auch Officiere sich jetzt vielfach auf dieses Feld der Beobachtung und Forschung begeben und in diesen Friedenskampf der Meinungen über die Kunstwerke eingreifen. Generalleutnant z. D. v. Janson veröffentlicht im 4. Heft der Zeitschrift für bildende Kunst, XII. Jhrg. eine Studie über „deutsche Präraphaeliten" des Klosters Beuron bei Sigmaringen und auch das unter obengenanntem Titel erschienene Werk, auf welches wir hinweisen möchten, hat ein ehemaliger Officier verfaßt, der schon vordem auf literarischem Gebiete vielfach genannt wurde. Oberstleutnant z. D. Dr. Alfred Lehmann hatte fast 30 Jahre dem Vaterlande seine Dienste im Heere gewidmet, im Feldzug 1870/71 sich durch Tapferkeit ausgezeichnet — er erhielt das Eiserne Kreuz und die silberne Heinrichs-Medaille —, nach seinem Ausscheiden aus der activen Armee aber hatte er sich nicht der Ruhe hingegeben, sondern dem Studium der Kunstgeschichte gewidmet und sich für seine Doctordissertation an der Universität Heidelberg das obengenannte Thema erwählt. Durch ferneres Studium und wiederholtes Betrachten der Kunstwerke an Ort und Stelle auf seinen Reisen im Interesse des Buches hat er es noch weiter ausgestaltet und durch Vermittelung und vortreffliche Ausstattung durch den Hiersemann'schen Verlag nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben. Wie uns Burckhardt in seinen 1898 zu Basel erschienenen Beiträgen zur Kunstgeschichte in Italien eine geschichtliche Entwickelung des Porträts in der Malerei jenseits der Alpen entwickelt hat, so versucht es Dr. A. Lehmann, dies in dem vorliegenden Werke für die deutsche Kunst bis auf Albrecht Dürer festzustellen. Eine Geschichte des deutschen Bildnisses besaßen wir bisher noch nicht. Es war ein schwieriges, aber um so lohnenderes, fesselndes und interessantes Beginnen. Wenn bei uns in Deutschland die Forschung hierbei auf so vielfache größere Schwierigkeiten, oft auf unübersteigbare Schranken stößt, so muß man auch hierin wiederum den Vortheil der Italiener anerkennen, daß sie einen Vasari besessen haben, der zwar oft ungenau, deshalb vielfach geschmäht, aber im Großen und Ganzen doch einen nicht zu unterschätzenden Anhalt für das Studium der Kunstgeschichte in Italien geboten hat. Wie anders in Deutschland! Hier fließen die Quellen der Ueberlieferung sehr spärlich, die politischen und kirchlichen Wirren mit ihren Folgen, als Bilderstürmern, Volksaufständen im Land und den Städten, haben so unendlich viel zerstört und die Kriegswirren Manches weggeschleppt. In Sachsen braucht man nur an die Geschichte des Altarwerkes Lucas Cranach's des Ae. in der St. Wolfgangskirche zu Schneeberg zu erinnern. Um so verdienstvoller ist es, sich an dieses Thema heranzuwagen und mitzuarbeiten an der Ebenung der Wege zum Ziele des richtigen und wahren Erkennens der Entwickelung unserer heimischen Kunst. Ist der zu bestellende Boden anfangs etwas hart, grobkörnig, rauh und stellenweise unfruchtbar, so wird doch mit der Zeit aus dieser Culturarbeit eine Pflanzstätte für die Liebe zur heimischen Kunst erstehen und sie fördern. Dann wird auch Vielen der unter der scheinbar rauhen Schale verborgene gute, edle Kern wohlschmeckender werden, manche angeregte Frage wird weitergefördert werden und die Kunstforscher veranlassen, den einmal begonueuen Faden weiter zu spinnen. Es sind 10 Jahre verflossen, daß Janitschek seine großangelegte Geschichte der deutschen Malerei herausgab, seitdem hat Henry Thode sein Werk über die Malerschulen von Nürnberg veröffentlicht (1891), Kraus 1897 seine Geschichte der christlichen Kunst und manch Anderer ist diesen Spuren gefolgt, immer neue Aufschlüsse, Entdeckungen und Ueberraschungen bringen uns die neuesten Publicationen.

Das vorliegende Thema hat in unserer Zeit, wo Realismus, Naturalismus, Impressionismus und wie man die Richtungen der modernen Malerei sonst noch nennen mag, herrschen, die doch alle nach unverfälschter Wiedergabe der Wirklichkeit streben, um so mehr Bedeutung, nicht nur für Forscher, Kunstgelehrte, Sammler und Künstlerschaft, sondern auch für die große Menge der Gebildeten, die nur ein wenig Interesse für die Kunst empfinden, weil der Verfasser gleich in der Einleitung darauf hinweist und es sehr geschickt und folgerichtig weiterführt, daß „der bei aller Lust am Fabuliren den Völkern germanischer Abstammung tief eingewurzelte Wirklichkeitssinn in der deutschen Malerei als das Bestreben zum Ausdruck kommt, allen Dingen der Erscheinungswelt ihr wesenseigenes Gepräge zu geben: der Landschaft, dem Innenraum und demjenigen Objecte, das aller Dinge Maß ist, dem Menschen — Individualisirung und Charakterisirung ist die treibende Grund- und Urkraft der deutschen malenden Kunst." Der Verfasser geht dann davon aus, wie sich in den frühesten Tagen und den ersten Spuren der Schilderkunst die naiv und verhältnißmäßig treu nachgebildeten Männer- und später auch Frauentypen der antiken Prachthandschriften finden und bereits einen Anflug von deutschem Wesen bekunden im Gegensatz zu den meist römischen Formen der antiken Vorbilder. Lassen wir den Verfasser selbst reden: „So wandelt sich der runde Römerkopf in ein zartes Oval, und auf germanisches Vorbild deutet das gewellte Haar, der kleine und zierliche Mund, dessen Unterlippe oft stark hervorgehoben wird, die langgezogene Nase und die großen runden Augen. Aber nur langsam und nicht mit gleichmäßig zunehmender Kraft wachsen Beobachtung und Wiedergabe der Wirklichkeit. Auf dem eingeschränkten »düsteren Pfaffenschauplatz des medii aevi« konnte das Auge des Künstlers nicht weltsichtig werden; um es weit und hell zu öffnen, bedurfte es des gewaltigen Umschwunges aller wirthschaftlichen, socialen und politischen Verhältnisse, wie er mit dem Ausgange des Mittelalters hereinbrach. Nun erst erscheinen im Buch und auf der Malertafel, Anfangs noch schüchtern, dann mit immer größerer Sicherheit, Landschaft, Innenraum und Menschen in ihrer ästhetischen Realität, so wie sie durch das Medium der deutschen Künstlerseele erschaut und von ihr nachempfunden wird, und nun beginnt auch die eigentliche Geschichte des Porträts." In dieser vortrefflich geschriebenen Einleitung fragt der Verfasser dann weiter: „Warum währte gerade in Deutschland fast zwei Jahrhunderte lang der fremde Götzendienst, wo Schönheit und Pathos romanischer Formen- und Farbengebung erstrebt und doch nicht im Entferntesten erreicht wurde, wo der angeborene Sinn für Lebenswahrheit und Charakteristik in tiefen Schlaf versunken schien und wo schließlich das in seiner Wirkung so verheerende Beispiel Michelangelo's und noch mehr das seiner Nachfolger in romanischen und flämischen Landen mit ihrer aufgebauschten, aber innerlich hohlen Rhetorik die letzten Reste einer ruhigen und sachlichen Wirklichkeitsdarstellung

*) Das Bildniß bei den altdeutschen Meistern bis auf Dürer von Alfred Lehmann, mit 72 Abbildungen. Verlag von Karl W. Hiersemann. Leipzig 1900. — Preis ℳ 16,—.

erstickte?“ An diese Frage schließt sich eine Betrachtung über den Einfluß des „Mönchsgezänkes“ und der Kirchenreformation, sowie ein Vorwurf gegen „eine tendenziös-katholische Geschichtsschreibung“, die wohl in der Hauptsache auf Jansen's viel geschmähtes aber um so mehr gelesenes Geschichtswerk: Deutsche Geschichte am Ausgange des Mittelalters zielt, der wir nicht beistimmen möchten. Jede Geschichtsschreibung ist in gewissem Sinne tendenziös oder wenigstens subjectiv; haben sich die Gemüther seit so und so viel Jahrhunderten in ihren Ansichten nicht einigen können, so werden sie es auch jetzt nicht thun. Die große Bewegung am Ausgange des Mittelalters nahm, wie der Verfasser für Deutschland in gewissem Sinne sehr richtig gekennzeichnet hat, diesseits der Alpen, der Tiefe des deutschen Gemüthes entsprechend, eben einen ganz anderen Verlauf als in Italien. Diese Gegensätze hat Lübke mustergiltig und unerreicht in seiner Geschichte der Malerei in Italien geschildert, er vertritt die Ansicht, daß jenseits der Alpen diese Bewegung der Geister in einem Aufblühen der Künste gipfelte, wie sie seit den Zeiten des Phidias nicht wieder erlebt worden war, in Deutschland hingegen in der Kirchenreformation ausklang mit all ihren gewaltigen Errungenschaften und ihren schrecklichen Nachwirkungen, den kriegerischen Wirren und der politischen Ohnmacht der Kaiser. Durch diese politischen Wirren mit ihren Verheerungen und Zerstörungen wurde der fortlaufende Faden der Cultur zerrissen. Was dieses ungestörte Fortschreiten der Cultur bedeuten will, konnte man voriges Jahr beim Besuch von Paris, namentlich beim Betrachten der retrospectiven Ausstellung erkennen, Frankreich hat kein dreißigjähriger Krieg verwüstet, seine Kunstschätze haben nicht die schwedischen Glaubenshelden fortgeschleppt und ihr Nationalmuseum und ihre Schlösser damit bereichert. Auch in Helmolt's Weltgeschichte Band 7 wird Dr. Armin Tille dieser Anschauung gerecht. Doch zurück zu unserem Werk, das uns an der Hand der Kunstwerke weiter führt und uns zeigt, wie sich die schlichten Bestrebungen der Handwerksmeister in ihrem Ringen nach Naturwahrheit zur Künstlerschaft entwickeln, wie das Bildniß dann zunächst als Donatoren-, Stifter-Bildniß auftritt, allmälig sich zur getreuen Wirklichkeitsdarstellung ausgestaltet und trotz der Störungen im 16. und 17. Jahrhundert durch Fleiß und Streben der malenden, deutschen Künstler mit siegender Gewalt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neu erblüht in Chodowiecki, Anton Graff, Vogel und die deutsche Malkunst sich zur weiteren Blüthe entfaltet; Alfred Rethel, Moriz v. Schwind, Menzel, Hans Thoma und Klinger, die der deutschen Art gerecht geworden sind, seien hier zu nennen. Und trotzdem vermißt Dr. Lehmann Bildnisse, welche der Geistesgröße eines Luther, Goethe und Bismarck gerecht werden. Wir fragen aber: wo bleiben Cranach's und Lenbach's Bildnisse? Auch die beiden Porträts von Goethe von Stieler's und Tischbein's Hand in der Zarncke'schen Sammlung können wohl in ihrer Art befriedigen. Man muß beim Bildniß doch beachten, in welchem Lebensalter es den Dargestellten wiedergiebt, sonst wird der Verfasser mit seinem begehrten und berechtigten Wirklichkeitssinn selbst in Zwiespalt kommen. Dann entsteht der Idealkopf, wie ihn sich die Goetheschwärmer und die Bismarckvergötterer vorstellen.

Wenn wir noch auf Einzelheiten des fesselnden Buches eingehen, so möchten wir hervorheben, daß Dr. Lehmann dem deutschen Künstler im Vergleich zum Italiener ein sinnigeres Betrachten der Natur zuspricht, er weist dem Einfluß des deutschen Waldes ein weites Feld in der Befruchtung der künstlerischen Phantasie zu und hebt ganz besonders das „Naheleben“ in den Bildern der deutschen Maler hervor. Hier konnte er den genannten Künstlern wenigstens noch einen zugesellen: Ludwig Richter. Doch möchten wir einwenden, die Italiener des Quattrocento würdigt er nicht genügend. Auch in Italien finden wir den Natursinn sich schon frühzeitig während des Mittelalters entwickeln, in Dante's Dichtungen klingen schon die ersten Spuren an, bei Petrarca, „dem Vater der Renaissance“, spielt die Betrachtung der Natur eine gewaltige Rolle und wie liebevoll behandeln die Maler der umbrischen Schule den „Kleinkram“ der Landschaft, wovon man sich in der mit so viel Verständniß und Liebe zusammengestellten Pinakothek zu Perugia überzeugen kann. Als die deutschen Meister noch lange ihren Goldgrund anwendeten, begegnen wir im Süden bereits den landschaftlichen Fernen, z. B. im Campo Santo zu Pisa im Triumph des Todes und der Geschichte Hiob's, noch früher in Florenz, selbst Giotto's Fresken in Assisi, und in der Arenakapelle zu Padua zeigen landschaftliche Hintergründe. Fra Angelico wendet sie an und auch Masaccio 1422 in der Kapelle Brancazzi in Carmine zu Florenz. Vasari rühmt von Alesso Baldorinetto (1427—1499), er habe Flüsse, Brücken, Steine, Gräser, Früchte, Städte, Straßen u. s. w. nach der Natur gemalt, so daß man in seinen Bildern „die Halme und Knoten im Stroh und die Wurzeln des Epheus zählen konnte“.

Dr. Lehmann sagt: „Jedes Kunstschaffen beginnt mit Typenbildung“ und begründet sehr interessant diesen Ausspruch, entwickelt dann ebenso fesselnd, wie sich der Typus schließlich zur Darstellung der Individualität weiter entwickelt. Der Verfasser erörtert dann die weitere Frage, inwieweit die deutschen Künstler auf nationalem Boden gestanden haben, oder ob sie italienische oder niederländische Einflüsse haben auf sich einwirken lassen. Wie die gewaltige Bewegung der Geister am Ausgang des Mittelalters in Italien viel früher, über ein Jahrhundert eher sich bemerkbar machte als nördlich der Alpen, so wirkte auch die Gründung der Hochschule zu Bologna (1088), zumal als ihr 1158 Kaiser Friedrich Barbarossa die Privilegien ertheilte, befruchtend auf die anderen Länder, denn bald lockte sie über 10000 Studenten aller Nationen nach diesem Musensitz. Durch die Römerzüge der Kaiser, durch die Handelsverbindungen der Hansa fand fortgesetzt ein reger Verkehr und Austausch mit Ober-Italien statt. Es steht fest, daß im 13. Jahrhundert der germanische Norden seinen Einfluß auf Ober-Italien geltend machte. Das Rückströmen der in Bologna, Padua, Pavia gebildeten jungen Leute befruchtete nun wieder den geistigen Culturboden des Nordens. Ich erinnere auch an die vielen Grabdenkmäler Deutscher in den Kreuzgängen von Sta. Croce zu Florenz. Sollte bei dem Rückströmen der Gelehrten nach Deutschland der Ruhm der Werke der Maler Italiens und ihrer Schaffensfreude nicht nach Deutschland gedrungen sein und die Handwerksmeister nicht angelockt haben, auch gen Süden zu wandern, um die Werke eines Giotto zu bewundern, der am frühesten in Italien es verstanden hatte, an der Hand der durch die im innersten Seelenleben wurzelnde Auffassung der durch und durch nationalen italienischen Kunstlehre Dante's den starren Byzantinismus in der Malerei zu überwinden? Es ist nun ein durchaus nationales Verdienst all dieser Handwerksmeister und der späteren Künstler, daß sie die im Auslande empfangenen Eindrücke im deutschen Sinne verwertheten. Wörmann sagt: „Nur die deutschen Künstler, die mit deutschen Augen gesehen, mit deutschem Gemüth empfunden haben, besitzen das Herz des deutschen Volkes.“ Es ist mir durchaus nicht zweifelhaft, daß das Votivbild aus Raudnitz (S. 61) unter italienischem Einfluß entstanden ist. Dafür spricht schon der verwelschte Name des Künstlers Theodoricus, sodann erinnern die Engel, welche den Teppich halten, und die kleingemusterten Gewänder an die musivische Darstellungsart der Schule von Venedig, etwa des Antonio da Murano. Auf diesem Votivbild sind die knieenden Figuren Karl's IV. und seines Sohnes Wenzel zu sehen. Nur wissen wir, daß Karl die humanistische Bewegung in Deutschland zuerst begünstigte, Italiener an seinen Hof zog, Cola di Rienzi in Prag empfing und mit Petrarca in enger geistiger Beziehung stand. Wie die süddeutschen Maler unter italienischem Einfluß geschaffen haben, so standen die Kölner Maler mit zwingender Gewalt im Banne der ihrer Heimath nach ihnen zugänglicheren flämischen Kunst. In des größten Meisters der Kölner Schule, Stephan Lochner's, herrlichstem Werke, dem sogenannten Dombilde, sind unschwer die Einwirkungen des Genter Altars zu erkennen, dessen Heiligenfiguren und Donatoren schon durchaus das Gepräge der Wirklichkeit tragen. Nun will aber der Verfasser (S. 72) erst dem Meister des Marienlebens in seinen Werken das Verdienst zusprechen, zuerst die eigentliche Entwickelung zum Porträt erreicht zu haben. Die Hauptwirksamkeit dieses Künstlers wird ungefähr nur zehn Jahre später als Lochner angenommen. Der Letztere ist aber unstreitig der Bedeutendste von all' den Kölner Künstlern. Sollte er nicht auch das Mittel angewendet haben, porträtähnliche Figuren auf seine Tafeln zu stellen? Das Können war ihm eigen. Das Kölner Dombild hatte der Rath für die Kapelle im Rathhause bestellt, es stand bis zum Jahre 1810 auf der nämlichen Stelle. Hier sah es noch 1520 Albrecht Dürer (siehe M. Thausing und Janitschek). Erst 1810 wurde es nach dem Dom übertragen. Sollten die anbetenden Weisen aus dem Morgenlande keine Porträts sein? Gewiß ließen sich die Stifter des Bildes, die reichen Patricier Kölns, deren Namen uns zwar unbekannt sind, nicht entgehen, auch

hierin ihrer Eitelkeit zu fröhnen. Es lassen sich auch geschichtliche Wahrscheinlichkeitsgründe anführen. Bedenkt man, daß Jan van Eyck's, des Schöpfers des Genter Altars, Hauptstärke bereits in der Porträtmalerei lag und er vom Jahre 1422 in die Dienste des Herzogs Johann von Bayern, Grafen von Luxemburg, Brabant und Holland, trat und bis zu des Herzogs Tode 1424 im Haag verblieb, so kann man annehmen, daß durch des Herzogs Beziehungen zu seinem Heimathlande auch das Streben und der Sinn für Porträtähnlichkeit nach den deutschen Landen gedrungen ist, namentlich rheinaufwärts nach Köln. Ueber die Heimath des Malers Hans Multscher ist in jüngster Zeit Klarheit geschaffen, es hat sich erwiesen, daß er sowohl den sogenannten Kargaltar im Ulmer Münster als auch den Sterzinger Altar geschnitzt und gemalt hat. Das Berliner Museum hat kürzlich erst einige Tafelbilder Multscher's vom Jahre 1437 von Julius Wernher geschenkt erhalten, die genau bezeichnet sind. Sie stammen aus englischem Privatbesitz (vergl. Zeitschrift für bildende Kunst IX S. 220 und Kunstchronik 1899/1900 Nr. 31 S. 492). Auch bei Multscher bemerkt man, wie Janitschek und Vischer schon vermuthen, unbedingt italienische Einflüsse, nicht niederdeutsche. Das eingeschaltete Bild der schlafenden Jünger vom Sterzinger Altar erinnert ganz unzweifelhaft an die Arenabilder Giotto's (vergl. auch Kunstchronik vom Jahre 1901 Nr. 11 vom 3. Januar, Graf Pückler denkt an Pisanella).

Für unsere engere Heimath hat die Schrift einen besonderen Werth, weil sie auch das Meißner Dombild in ihre Betrachtung zieht, welches „in Sachsen mit Recht als ein kostbarer Schatz“ bewahrt wird. Der ausführende Künstler ist unbekannt. Einige haben an Herlin, andere an Hugo van der Goes gedacht. Thode's Annahme, der Domaltar zu Meißen sei von Albrecht Dürer gemalt, und zwar sei es ein Jugendwerk und kurz nach seiner ersten italienischen Reise 1494 oder 1495 entstanden, scheint auch uns nicht unberechtigt zu sein. Die Anordnung der Personen, deren Anzahl und die Architektur auf dem Bilde erinnern an Dürer's Anbetung in Florenz in den Uffizien. Die Zeichnung der Architektur findet sich ähnlich auch auf dem Kupferstich Dürer's „Ruhe auf der Flucht“ oder „Weihnachten“ genannt. „In Meißen sieht man in dem ehrwürdigen, bartlosen, recht wohlgenährten Greis mit dem spärlichen Haar den Fürstbischof Sigmund von Würzburg, Herzog zu Sachsen.“ Lehmann erkennt im Kopf der Maria den herben und strengen Typus der Maria im Jugendwerk Dürer's in Dresden, im Wittenberger Altar wieder. Stilistisch ähnelt es auch einem gleichen Vorwurf im Berliner Museum von der Hand eines Schülers von Dürer, des Hans v. Kulmbach. Beide Bilder haben Manches gemeinsam, die Bewegung des Christkindes, den knieenden Casper im Hermelinmantel, die Architektur. „Bis auf neue documentarische Enthüllungen muß der Meister des Meißner Dombildes aber, um ein Wort Justi's zu gebrauchen, im Limbus der Namenlosen verbleiben.“ Ueber den Meister D. Pfenning haben sich auch die Ansichten neuerdings geklärt, vergl. Dr. Graf v. Pückler-Limpurg's Aufsatz in Nr. 11 der Kunstchronik vom 3. Jan. 1901. Auch von der Unterschrift des Wohlgemuth'schen Bildes in der Marienkirche zu Zwickau finden sich andere Lesarten, vergl. Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen von Steche XII S. 105.

Zwei Bildnisse werden neuerdings unserem größten deutschen Künstler, Dürer, zugewiesen, die uns Lehmann in Abbildungen vorführt, S. 178 das Bildniß des Hans Tucher in Weimar und S. 189 ein angebliches Selbstbildniß Dürer's im Besitze des Großherzogs von Hessen. Im ersteren Bild des Hans Tucher, bezeichnet 1499, spricht Zeichnung, Haltung, Ausführung des Haares und Pelzwerkes für Dürer. Auch die Zeichnung der Tapete ist leicht als Dürer's Art zu erkennen. Sie erinnert an einzelne Arabesken in den Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilian's, sodann an das Blattwerk vom Knoten von 1507, oder an die Tapete mit der Familie des Waldteufels, auch an das Blatt: Brustbild Kaiser Maximilian's, Damastmuster des Mantels (vgl. Hirth, Formenschatz der Renaissance Blatt 2, 18, 19, 29 und 296 u. A.). Da das Bild die Jahreszahl 1499 trägt, so könnte es Dürer unter dem Einfluß von Jacopo di Barbari gemalt haben. Wir wissen, daß Jacob Walch, gen. Jacopo di Barbari, bis gegen 1500 in Venedig thätig war, von da ab bis 1504 in Nürnberg; nun hat Ivan Lermolieff in seinem Werk Die Galerien zu München und Dresden ein Bildniß eines jungen Mannes von der Hand des Jacopo di Barbari (?) veröffentlicht, welches sich in Wien befindet und eine ähnliche Anordnung wie das des Hans Tucher zeigt. Nur ist die gemusterte Gardine weiter herübergezogen. Das zweite angeblich Dürer'sche Porträt spricht für sich selbst. Es erinnert lebhaft in der Gesichtsbildung an das Selbstbildniß Dürer's bei Dr. Felix in Leipzig, nur 10—12 Jahre älter, demnach könnte das hessische Bild in die Zeit des zweiten Aufenthaltes Dürer's in Venedig zu setzen sein. Die Landschaft spricht für norditalienische Einflüsse; das Schloß im Hintergrund erinnert an Südtiroler Burgen, vergl. auch die Zeichnung in der Albertina (Thanning S. 89) und „der heiligen Antonius vor der Stadt“. — Der Verfasser behauptet S. 200, daß Christus mit der Dornenkrone erst von der Mitte des 15. Jahrhunderts an dargestellt worden sei. Dies ist wohl nicht stichhaltig. Wir kennen manche frühere Beispiele, z. B. der Crucifixus an den Triumphkreuzen in Wechselburg und Freiberg trägt die Dornenkrone. Auch findet man sie auf der Zeichnung auf einer kleinen Glocke in Panitzsch bei Leipzig, gegossen vor 1400, ferner auf der Kreuzabnahme Roger van der Weyden's um 1440 u. A.

Wie uns das vortreffliche Werk so vielfache Anregung zu Untersuchungen geboten hat, so dürfte es auch noch Manche zu weiterer Forschung fesseln und anspornen, die Wissenschaft über unsere heimische Kunst gewiß aber noch weiterhin fördern helfen. Die gediegene und tadellose Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werk hat zu Theil werden lassen, sei noch namentlich hervorgehoben. —r.

Bücherbesprechungen.

— Richard Krätzschmar, Lic. Dr., Privatdocent in Marburg, Prophet und Seher im alten Israel. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, 23.) Tübingen und Leipzig, Mohr (Siebeck). V und 32 S. gr. 8°. Preis 75 ₰. — Ein 1897 in der Marburger Aula gehaltener, seitdem überarbeiteter Vortrag, welcher als anregender Beitrag zur Veranschaulichung der neueren Anschauung von der alttestamentlichen Religionsgeschichte empfohlen zu werden verdient. Der (jüngst u. W. zum Professor ernannte) Verfasser steht ganz auf dem Boden dieser Anschauung, welche die veraltete Vorstellung einer von Anfang an mit den gleichen Gedanken durchzogenen (weil wörtlich von Gott sozusagen dictirten) heiligen Schrift Alten Testaments mit Recht durch die Ueberzeugung von einer allmälig sich entwickelnden, bis zum Christenthum fortschreitenden Religionserkenntniß Israels ersetzt, — mit der heilsamen Beifügung, daß dies nichts weniger als darwinistisch-evolutionistisch gemeint sei, sondern dem Glauben an ein heiliges und gutes Walten Gottes in der Geschichte Israels erst „seine volle Würdigung“ verschaffe. Der besondere Gegenstand der Darstellung ist die Unterscheidung zwischen 1) den alten, volksthümlich-kanaanitischen, ekstatischen, unter Umständen rasenden „Nebiim“, die als israelitische für Jahve eiferten (1. Sam. 10f.; 1. Kön. 19, 10), ohne von ihm eine hohe Vorstellung zu haben, sodann 2) den „Sehern“ nach Art Samuel's, welche, wohl ursprünglich Priester, persönlichere Begabung ähnlich den Nebiim bei größerer Anspruchslosigkeit hatten und diese ablösten (1. Sam. 9, 9), und endlich 3) den Schriftpropheten nach dem Vorgang des Amos im 8. Jahrhundert, in denen sich jene beiden Linien vereinigten und vermöge eines neuen, großen und tiefen Gottesbegriffs verklärten. Gewiß eine durch geschichtliche Durchsichtigkeit sich empfehlende Annahme, bei der man jedoch noch fraglich finden kann, ob sie der durch die alttestamentlichen Schriften bezeugten, von anderen Gelehrten festgehaltenen, der christlichen Gemeinde bisher werthvoll gewesenen religionsgeschichtlichen Bedeutung des Mose gerecht werde.

G. Schnedermann.

— Deutsche Concurrenzen. Nr. 139. Evangelische Kirche für Leipzig. Preis 1,80 ℳ. — Das Heftchen bringt 11 ausgesuchte Entwürfe in guter Wiedergabe, eine hübsche Erinnerung an den Wettbewerb um die Kirche der Leipziger Nordvorstadt. —nn.

— Napoleon I. am Schlusse seines Lebens. Von Lord Rosebery. Uebertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther, 1901. — Das Buch enthält nicht eigentlich, was es verspricht. Man erwartet eine systematische Darstellung zu finden und erhält nur Lesefrüchte, überdies meist solche, die anderwärts schon längst be-

kannt sind. Der ehemalige liberale englische Minister hat Vieles zusammengetragen, aber wenig ausgewählt. Von historischer Kritik ist vollends so gut wie gar nicht die Rede. Wenn er die Schrift, wie es ja die Engländer lieben, als „Essay“ (Versuch) bezeichnet hätte, so würde dies den Thatsachen näher kommen. Was uns am meisten gefreut hat, ist die Offenheit und Ehrlichkeit, womit der Verfasser das Verfahren seiner Landsleute Napoleon gegenüber brandmarkt. Mochte in der That die Nothwendigkeit England zwingen, Napoleon auf eine entlegene Insel zu verbannen, wo ihm ein Entweichen zur Unmöglichkeit wurde, so war es doch überaus kleinlich, den überwundenen Gegner durch eine Persönlichkeit von niederem Rang und Charakter, wie Hudson Lowe, durch Nadelstiche quälen zu lassen, durch kleinliche Chikanen, wie Versagung des kaiserl. Titels, und Tactlosigkeiten aller Art, von denen auch die vorliegende Schrift eine reiche Auslese bietet. Es ist dieselbe Beobachtung, welche jetzt auch wieder der Transvaalkrieg bietet; an vornehmem Gefühl und ritterlicher Gesinnung hat es der englischen Nation alle Zeit gefehlt. Es ist einem manchmal, als ob man es mit einem Haufen von Börsenjobbern zu thun hätte, welche sich eine Armee und Flotte angeschafft haben. Thatsächlich ist ja auch England über Söldnerheere bisher nicht hinausgekommen. Dem Buche sind, wie wir schließlich erwähnen wollen, eine Anzahl sehenswerther Abbildungen beigegeben worden, welche ihm manche Freunde gewinnen werden. In England hat die Schrift, schon ihres Verfassers wegen, ziemliches Aufsehen gemacht. Die Uebersetzung läßt, wie alle Uebersetzungen des Hrn. M. v. B., wenig oder nichts zu wünschen übrig. —tg—

— Dr. Timann, Generalarzt, Der Sanitätsdienst auf dem Schlachtfelde mit einer historischen Darstellung des Sanitätsdienstes beim Garde-Corps in der Schlacht bei St. Privat. Berlin, R. Eisenschmidt. 2 ℳ — Der Verfasser giebt zunächst eine kritische Beleuchtung derjenigen Sanitätsformationen, die auf dem Schlachtfelde Verwendung finden. Er stellt bei derselben eine Reihe von Mängeln fest, die eine Verbesserung nothwendig erscheinen lassen. Wir müssen es uns versagen, auf die näheren Details einzugehen, bemerken jedoch, daß die zum Ausdrucke gebrachten Wünsche und Vorschläge uns in den Grenzen des Erreichbaren zu liegen scheinen. Der Verfasser hat es verstanden, dem Wünschenswerthen eine durch taktische Rücksichten bestimmte Grenze zu geben. Hierin liegt die beste Gewähr, daß den gemachten Vorschlägen seitens der maßgebenden Behörden die erwünschte Beachtung werden dürfte. — Im Weiteren bringt der Verfasser eine kurze und übersichtliche Schilderung des Sanitätsdienstes beim Garde-Corps in der Schlacht bei St. Privat und giebt im Anschluß daran ein Bild, wie sich seiner Ansicht nach derselbe an diesem denkwürdigen Tage hätte entwickeln müssen, wobei er, um die Schilderung lehrreicher zu machen, die heutige Organisation zu Grunde legt. — Das Buch verdient die volle Beachtung auch der Truppenofficiere, nicht blos der Sanitätsofficiere, für die wir dessen eingehendes Studium für selbstverständlich halten. ...t.

— v. Oven, Oberstleutnant, Taktische Ausbildung der Sanitäts-Officiere. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, R. Eisenschmidt. 3 ℳ — Das in den Jahren 1898/99 zum ersten Male in zwei Theilen erschienene Buch v. Oven's liegt in neuer Auflage zu einem Bande vereinigt vor, in welchem die seit der letzten Auflage getroffenen organisatorischen und sonstigen Aenderungen Berücksichtigung gefunden haben. Daß innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit eine Neuauflage sich nothwendig gemacht hat, spricht ebenso für die Brauchbarkeit des Buches wie für das Interesse, das es in den Kreisen der Sanitäts-Officiere gefunden hat. Um den Aufgaben, die der Sanitäts-Officier abgesehen von der rein ärztlichen Thätigkeit im Felde als „Militär“ zu erfüllen hat, gerecht werden zu können, bedarf er gewisser taktischer Kenntnisse, zu deren Studium das Oven'sche Buch ganz besonders brauchbar erscheint. Dasselbe bringt in kurzer übersichtlicher Weise die in Frage kommenden Bestimmungen der einschlägigen Dienstvorschriften mit praktischen Erläuterungen, ferner giebt es an der Hand von Kriegsspielen und eines Uebungsrittes ein zusammenhängendes Bild der Thätigkeit des Sanitäts-Officiers im Felde. ...t.

— Max Eckert's Heimathskarte vom Königreich Sachsen im Maßstabe von 1 : 500000. Pädagogischer Verlag von Hermann Schroedel in Halle a. d. S. Preis 12 ₰. — Die von Eckert zuerst in die Kartographie eingeführte Methode der Terraindarstellung durch Punktirung wird vom Kartographen selbst hier zum ersten Male auf einer Karte angewendet, die, als gewöhnlich für den Elementarunterricht berechnet, bisher auch nur eine dementsprechend einfache Darstellung gefunden hat. Durch die neue Terraindarstellung erfährt die Karte gegenüber den bisherigen eine wesentliche wissenschaftliche Vertiefung, die für den Gebrauch in den oberen Classen der Volksschule dringend nöthig war, durch die aber andererseits die für den Elementarunterricht erforderlichen Voraussetzungen nicht beseitigt werden. Das Kartenbild wird durch die naturgemäßere Darstellung des Gebirges plastischer, und das sich dem Auge des fortgeschrittenen Schülers darbietende Bild wird wahrheitsgetreuer und verständlicher, während für den Elementarschüler die mit der Heimathskunde verknüpften ersten geographischen Begriffe auf der Karte auch deutlich zur Darstellung kommen. Die von der üblichen abweichende Darstellung der Städte und Dörfer durch weiße Felder läßt besonders die dichte Besiedelung des gebirgigen Theiles des Landes charakteristisch hervortreten; für die größeren Städte hätten wir jedoch die Bezeichnung durch rothe Felder lieber beibehalten, da die großen weißen Felder sich auf dem ähnlichen Colorit nicht genügend hervorheben. Die durch rothe Linien markirten Eisenbahnlinien treten leider gegenüber den rothen Landes- und Kreishauptmannschaftsgrenzen sehr in den Hintergrund, so daß die Verkehrsentwickelung des Landes nicht entschieden genug auf der Karte erkennbar ist. Gegenüber diesen kleinen Mängeln sind aber die Vorzüge der Karte so zahlreich, daß sich dieselbe sicher den ihr gebührenden Platz unter unseren Lehrmitteln erobern wird. Dr. F.

— Adler, Prof. Dr., Leitfaden der Volkswirthschaftslehre. 4. Aufl. Broch. 3,60 ℳ, Geb. 4,20 ℳ Verlag von J. M. Gebhardt, Leipzig. — Bei der fortschreitenden Entwickelung des kaufmännischen Unterrichtswesens und dem Streben nach Vermehrung der dem Handelsstande nöthigen Kenntnisse muß nothwendiger Weise ein Schulbuch, wie das vorliegende, sehr willkommen sein. Für die Vortrefflichkeit desselben spricht sein Erscheinen in der 4. Auflage, die gegen die 3. von 1895 um einen Bogen vermehrt ist. Der ursprüngliche Plan des Buches hat, weil er sich beim Unterricht gut bewährt hat und in der Hauptsache Roscher's musterhaftem Werke „Die Grundlagen der Nationalökonomie“ folgt, keine Veränderung erfahren. Erweiterungen gegen die vorige Auflage sind in dem geschichtlichen Ueberblicke und in dem Capitel über Gewerbepflege vorgenommen worden. Die statistischen Angaben sind berichtigt und die inzwischen eingetretenen Aenderungen der Gesetzgebung, z. B. das Börsengesetz, haben Beachtung gefunden. Dadurch ist das Buch wieder für eine längere Zeit geeignet, als ein zuverlässiges, wissenschaftliches Unterrichtsmittel zu dienen. H—n.

— Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte: Arnold, Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. 1. Hälfte. Halle. 1900. (Max Niemeyer). — Roth, Leonhard Kaiser, ein evangelischer Märtyrer aus dem Innviertel. Ebenda. Beide je 1,20 ℳ — Der rührige Verein für Reformationsgeschichte, der mit seinen außerordentlichen Publicationen seit 17 Jahren bereits die Nr. 67 erreicht hat, hat auch mit diesen beiden Schriften einen guten Griff gethan. Die erstere Schrift ist durchaus zeitgemäß. Gewiß hat sie manche Vorgängerin gehabt. Hier aber haben wir ein Werk, welches auf den sorgfältigsten archivalischen Studien beruht und sich durch eine dennoch volksthümliche Darstellung auszeichnet. Der Verfasser bietet uns den ersten Theil seiner Forschungen. Es mag uns gestattet sein, nach dem Abschluß derselben ausführlicher darauf zurückzukommen. Einen Wunsch aber möchten wir bereits jetzt aussprechen. Angesichts der gewaltigen Bewegung „Los von Rom“ sollte gerade diese Schrift in durchaus volksthümliche Form umgearbeitet unter die Volksschriften des Vereins behufs weitester Verbreitung aufgenommen werden. Gleiche wissenschaftliche Gründlichkeit muß der zweiten Schrift nachgerühmt werden. Mit Bienenfleiß hat der Verfasser gesammelt, was zur Gestaltung eines Lebensbildes Kaiser's — es wird uns hier zum ersten Male geboten — dienen konnte. Den eben ausgesprochenen Wunsch dürfen wir auch in Bezug auf diese Schrift wiederholen. G. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 73. Donnerstag, den 20. Juni, Abends. **1901.**

Die derzeitigen und künftigen Hilfsquellen für den Nutzholzbedarf der Industrieländer.

Von Rathsförster W. Schier.

Auf dem Pariser Forstcongreß im Juni 1900 hielt der französische Forstinspector Mélard-Paris einen Vortrag über die Unzulänglichkeit der Nutzholzerzeugung auf der Erde. Die darin gezogenen Schlußfolgerungen haben berechtigtes Aufsehen erregt, müssen jedoch durch die hierzu im Decemberheft des Forstwissenschaftlichen Centralblattes von 1900 erbrachten Widerlegungen des Universitätsprofessors Dr. Endres-München als der genügenden Grundlage entbehrend betrachtet werden. Bei der ungemein volkswirthschaftlichen Bedeutung dieses Gegenstandes dürfte die folgende kurze Zusammenfassung sowohl der Mélard'schen wie auch der Endres'schen Ausführungen über den Nutzholzbedarf und die Nutzholzerzeugung auf der Erde das Interesse weiterer Kreise finden.

Die Handelsstatistik der größeren Industrieländer Europas weist, wie Forstinspector Mélard in seinem Vortrage zunächst ausführt, nach, daß die Holzeinfuhr die Holzausfuhr überwiegt und daß der Ueberschuß der Einfuhr immer mehr zunimmt. Demnach ist der Holzverbrauch — trotz Eisen, Stahl und Kohlen — ein stetig zunehmender. Wenn auch der Holzbedarf zum Bauen und zu Heizungszwecken geringer werden sollte, so wird er sich andererseits durch die weitere Entwickelung von Handel und Industrie immer mehr steigern. Die Kohlenschächte bedürfen zur Sicherung ihres Betriebes Rundhölzer und Schnittwaaren, die Eisenbahnen Schwellenholz und Telegraphenstangen in sehr großen Mengen, der Holzverbrauch zur Waggonfabrikation, zur Faßfabrikation, zu Dielen, Thüren, Balken und Sparren, zur Möbelfabrikation und zu vielen anderen Erzeugnissen der Holzindustrie ist ein mit der Zunahme der Bevölkerungszahl immer mehr zunehmender geworden. Die deutschen Holzschleifereien und Holzcellulosefabriken, welche heute den weitaus größten Theil des Rohstoffes zur gesammten Papierfabrikation liefern, vermögen ihren Holzbedarf kaum noch im Inlande zu decken. Diesem Holzbedarfe der Industrieländer gegenüber ist festzustellen, daß sich die Holzerzeugung auf der Erde nicht erhöht; denn wenn man einerseits bemüht ist, durch erhöhten Betrieb der Forstwirthschaft größere Holzmengen hervorzubringen, so werden andererseits die jahrhundertalten Holzvorräthe mancher Länder planlos und ziellos der Axt überantwortet, ohne dabei für sachgemäße Wiederaufforstung der waldentblößten Flächen besorgt zu sein. Durch jene Zerstörung ganzer Holzbestände von bedeutendem Flächenumfange veranlaßt, übersteigt zur Zeit der Holzverbrauch den normalen Zuwachs in denjenigen Waldungen, welche betreffs ihrer Zugängigkeit und der Möglichkeit, ihre Producte dem Weltmarkte zuzuführen, für uns zur Zeit in Frage kommen können. Welche Bedeutung die forstliche Frage im Wirthschaftsleben der Culturvölker voraussichtlich erlangen wird, dürfte aus folgendem Ueberblick der an dem Holzverbrauch und der Holzerzeugung hauptsächlich betheiligten Länder erhellen. Infolge seiner schwachen Bewaldung erzeugt England und Irland für die Bedürfnisse seines Handels und seiner Industrie eine nur geringe Holzmasse und ist deshalb genöthigt, bedeutende Mengen fremder Hölzer einzuführen. Im Jahrfünft 1894—1898 überstieg die Holzeinfuhr die Holzerzeugung um 12 Millionen Cubikmeter im Werthe von 472 Millionen Mark. England wird in erster Linie von Schweden, Rußland und Canada mit etwa ⅔ des Bedarfs versorgt, während den Rest Norwegen, Nordamerika, Deutschland und Frankreich liefern. Belgien benöthigt für seinen Jahresbedarf an Holz 1,85 Millionen Cubikmeter mehr, als es selbst hervorbringt. Die Niederlande führten 1898 für 18 Mill. Francs Holz ein, bei der Schweiz betrug der Einfuhrüberschuß 1898 fast 15 Millionen Francs, während daselbst 1888 die inländische Holzerzeugung noch beinahe den Bedarf deckte.

Deutschlands Waldbestockung beträgt 14 Millionen Hektar, demnach ist der 4. Theil der Landesfläche bewaldet und es erfreut sich der deutsche Wald zumeist nicht nur einer sehr sorgfältigen Behandlung, sondern es sind auch die Standortsfactoren zumeist für die Erziehung massenreicher Nadelholzbestände günstige. Trotzdem vermag Deutschland schon längst nicht mehr seinen Holzbedarf durch eigene Erzeugung zu decken, da namentlich seit 1870 seine Bevölkerungszahl, sein Handel und seine Industrie ein staunenswerthes Wachsthum aufweisen. Im Jahre 1898 betrug die Mehreinfuhr an Holz in Deutschland 9 Millionen Cubikmeter.

In Dänemark betrug die Mehreinfuhr 1898 800000 Cubikmeter. In Frankreich sind 18% der Gesammtfläche bewaldet. Diese 9½ Millionen Hektar Wald bringen aber nach französischem Herkommen zumeist Brennmaterial hervor, während es der Industrie an nutzbaren Hölzern mangelt. Die französischen Waldungen liefern zur Zeit etwa 6 Millionen Cubikmeter Nutzholz und 20 Millionen Cubikmeter Brennholz. Frankreich war im Jahrfünft 1894/98 durchschnittlich jährlich zu einem Holz-Einfuhrüberschuß von fast 99 Millionen Francs Werth genöthigt. Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Türkei, Bulgarien und Serbien sind nicht in der Lage, den vollen Bedarf durch eigene Holzerzeugung decken zu können. Die Gesammtoberfläche dieser vorgenannten holzeinführenden Länder Europas beträgt 267 Millionen Hektar mit 215 Millionen Einwohner = 57% der europäischen Gesammtbevölkerung. Es sind also die Länder mit dichter Bevölkerung, mit blühender Industrie und lebhaftem Handel, mit Ueberfluß an Eisen nnd Kohlen, welche in die Gefahr kommen, von den holzausführenden Ländern in Abhängigkeit zu gerathen.

Wie sieht es nun um diese Hilfsquellen aus? Die österreichisch-ungarische Monarchie bringt schätzungsweise jährlich 22,4 Millionen Cubikmeter Nutzholz hervor. Der seit 1888 im Steigen begriffene Ausfuhrüberschuß Oesterreich-Ungarns betrug 1889 6,8 Millionen Cubikmeter. Es ist kaum anzunehmen, daß diese Ziffer noch wesentlich steigerungsfähig sei, wenn die Nachhaltigkeit des forstlichen Betriebes gewahrt bleiben soll. Anderenfalls würde die gesteigerte Nutzung auf Kosten des Holzcapitals erfolgen, d. h. die Abholzung würde größer werden als der Zuwachs. In einem großen Theile Ungarns soll sich bereits Holzmangel fühlbar machen. Die Holzausfuhr Norwegens hat seit 10 Jahren nicht zugenommen, da die einheimische Holzstoff- und Cellulosefabrikation bedeutende Holzmengen verbraucht; 1898 wurden ungefähr 1,4 Millionen Cubikmeter zu diesem Zwecke verwendet. Der Ausfuhrüberschuß, meist Schneidewaare, betrug 1898 2 Millionen Cubikmeter. Schweden ist zu 4 Zehntel der Landesfläche mit Wald bedeckt. Der Ausfuhrüberschuß ist zur Zeit 9 Millionen Cubikmeter, doch ist es fraglich, ob es auf die Dauer mehr zu liefern vermag, wenn die Nachhaltigkeit der Forsten gewahrt bleiben soll. Finland ist zwar sehr reich bewaldet, da es 22,5 Millionen Hektar Wald (= 6 Zehntel der Gesammtfläche) besitzt. Es führte 1898 4½ Millionen Cubikmeter Holz aus, doch haben die Vorräthe an Nutzholz auch bereits abgenommen. Eine beträchtliche Holzausfuhr erfolgt aus Rußland, welches etwa 160 Millionen Hektar Wald besitzt. Die 1897er Ausfuhr nach England, Deutschland, Belgien und Frankreich dürfte etwa 10 Millionen Cubikmeter betragen haben. Bei dem ungeheuren Holzverbrauche im Lande selbst, wo fast alle Bauten aus Holz aufgeführt werden und wo Brennholz fast das ausschließliche Feuerungsmaterial bildet, wo außerdem der Nutzholzverbrauch der im Fortschreiten

begriffenen Industrie ein stetig zunehmender ist, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die russischen Waldungen dauernd eine so bedeutende Ausfuhr aushalten können, zumal sie nicht überall mit Pflege bewirthschaftet werden. Unter den europäischen Ländern, welche einen Holzausfuhrüberschuß haben, sind noch Rumänien, Bosnien und die Herzegowina zu nennen. Ersteres vermag etwa 120000 Cubikmeter zur Zeit zu liefern, während die letztgenannten Länder hauptsächlich nur Faßdauben ausführen.

Hiermit wäre die Aufzählung derjenigen europäischen Länder, welche zur Zeit noch in der Lage sind, den auf Holzeinfuhr angewiesenen europäischen Industrieländern Holz zuzuführen, erschöpft. Als Holzlieferant für Europa spielt seit geraumer Zeit Nordamerika eine nicht unbedeutende Rolle. Trotz der sinnlosen Waldverwüstung, deren sich das Yankeethum in den Vereinigten Staaten seit 3 Jahrhunderten befleißigt, besitzen dieselben heute noch große Flächen herrlicher Altholzbestände. Bei dem ausgeprägten Speculationssinne des Amerikaners wird aber die Abholzung der ehemals unermeßlich großen Holzvorräthe in einer der Nachhaltigkeit der Waldungen derartig Hohn sprechenden Weise betrieben, daß bereits jetzt große Flächen besonders im Osten der Vereinigten Staaten von Wald entblößt sind. Zu den Waldverwüstungen, welche die zahllosen Holzfällerlager an den dortigen herrlichen Altholzbeständen anrichten, gesellen sich alljährlich ungeheure Waldbrände, welche das Vernichtungswerk beschleunigen helfen. An der Westküste hat die Bundesregierung 8,3 Millionen Hektar Urwald — 1 pCt. der Gesammtbestandesfläche als unveräußerliche forstliche Reserve bestimmt. Aber trotz alledem wäre die seit Langem betriebene bedeutende Holzausfuhr bei dem eigenen beträchtlichen Holzbedarfe der Vereinigten Staaten jetzt nicht mehr denkbar, wenn die Holzspeculanten nicht Raubwirthschaft in den Waldungen trieben, welche frühere Jahrhunderte erzeugt haben. Die Holzausfuhr der Vereinigten Staaten bezifferte sich 1898 auf etwa 100 Millionen Frcs., wobei nicht übersehen werden darf, daß besonders die ungeheure Fläche zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mississippi kaum noch Waldungen besitzt und auf Holzeinfuhr angewiesen ist. Canada hatte sich seinen überaus großen Waldbesitz lange Zeit erhalten. Selbst jetzt, nachdem seit etwa 100 Jahren umfangreiche Rodungen und ausgedehnte Waldbrände einen beträchtlichen Theil der Holzvorräthe zum Schwinden gebracht haben, besitzt Canada noch gegen 320 Millionen Hektar Waldungen, zumeist mit prachtvollen Nadelholzbeständen. Das Land benöthigt aber selbst jährlich gegen 40 Millionen Cubikmeter Holz, außerdem ist England und der Norden der Vereinigten Staaten besonders auf die Einfuhr von canadischen Hölzern angewiesen, auch führt Canada bereits nach Australien aus. Im Jahre 1898 bezifferte sich der Werth der Nutzholzausfuhr auf 138 Millionen Francs, außer den Cellulosehölzern im Werthe von 6 Mill. Francs. Jedenfalls dürfte Canada bei seinen noch immer ungeheuren Holzvorräthen noch längere Zeit in der Lage sein, eine beträchtliche Holzausfuhr unterhalten zu können. Die im Vorstehenden aufgezählten Hilfsquellen würden in der Hauptsache den Nutzholz-Einfuhrbedarf der europäischen Industrieländer zu decken haben. Können sie dies aber, wie anzunehmen ist, auf die Dauer nicht, so gehen diese Industrieländer der Holznoth entgegen. Demnach ist die gegenwärtige Lage gefahrvoll, denn die forstliche Erzeugung braucht mindestens ein Jahrhundert, um Sägewaare zu erziehen, während ein Mangel an Nutzholz sich vielleicht schon vor Ablauf von 50 Jahren fühlbar machen wird.

Zu diesen Ausführungen des französischen Forstinspectors Mélard, welche in dem Satze gipfeln: „On marche vers la disette“, wir gehen der Holznoth entgegen, bringt Professor Dr. Endres-München im Forstwissenschaftlichen Centralblatt ausführliche Bemerkungen, in denen er die Unhaltbarkeit der Mélard'schen These nachzuweisen sucht. Er meint, daß, wenn diese These in dieser Allgemeinheit zutreffen würde, dann alle Wunder der Pariser Weltausstellung verblassen müßten vor der Sorge um die Zukunft. Die schwache Seite des Mélard'schen Vortrages liegt seines Erachtens darin, daß dieser nur die allerdings reißende Zunahme des Nutzholzverbrauches, bezw. des Importes und Exportes der einzelnen Länder in's Auge faßt, ohne die Größe der immer noch vorhandenen Holzvorräthe und die Zuwachsleistungen der Wälder genügend zu würdigen. Wenn auch die Steigerung der Nutzung in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige war, so griff doch diese Nutzung in Holzvorräthe ein, welche vordem unverwerthbar waren, in denen die gesteigerte Nutzung nicht an eine auf das Maß der Leistungsfähigkeit des Waldes eingerichtete Wirthschaft, sondern an den Urzustand anknüpfte. Nur aus Altholz bestehende Wälder von solch' ungeheurer Ausdehnung, wie sie sich in Schweden, Finland, Rußland, Amerika, zum Theil auch in Oesterreich-Ungarn noch vorfinden, sind nicht so rasch erschöpft, wie Mélard annimmt, schon deswegen nicht, weil in den entlegenen Theilen die Abnutzung wegen der Transportschwierigkeiten nur langsam fortschreitet. Alte Holzbestände haben doch wohl keine andere Zweckbestimmung als die, genutzt zu werden. Es muß als ein Verdienst der großen mit viel Capital arbeitenden Holzhandelsgesellschaften, die im Auslande gegründet werden, betrachtet werden, daß sie die großen entlegenen Waldgebiete dem Weltmarkt erschließen, ein Unternehmen, wozu dem Einzelnen der Wagemuth und das Geld fehlt. Vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus ist ein solches plötzliches Eingreifen in entlegene Waldgebiete der genannten Ausfuhrstaaten immer noch besser als der bisherige Beharrungszustand, bei welchem das werthvollste Holz ungenutzt zu Grunde geht. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß auch in Rußland, Schweden u. s. w. einzelne, dem Verkehre gut aufgeschlossene Waldgebiete thatsächlich übernutzt sind, so darf man hieraus doch nicht sofort auf eine Waldverwüstung des ganzen Landes schließen. Im Hinblick auf die Holzerzeugung der Ausfuhrstaaten, diese in ihrer Gesammtheit betrachtet, ergiebt sich nicht eine Uebernutzung, sondern eine hinter dem Zuwachs zurückbleibende Ausbeute. Der größte Holzerzeuger Europas ist Rußland. Die Holzerzeugungsverhältnisse dieses Landes unterschätzt Mélard ganz bedeutend. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß hier von einem Mangel an Holz auf einen Zeitraum, über den hinaus zu rechnen überhaupt für uns keinen Sinn mehr hat, noch keine Rede sein kann. Das europäische Rußland hat 188½ Millionen Hektar Wald, wovon 63 Procent dem Staate gehören. Die Gouvernements Archangel, Perm und Wologda umfassen allein eine Waldfläche von 107 Millionen Hektar, fast nur Staatswald, d. h. eine Fläche, doppelt so groß wie die Gesammtfläche des Deutschen Reiches. Es kommen dort auf 100 Einwohner 2300 ha Wald (in Deutschland 27 ha!). In allen Staatsforsten Rußlands kann nur der geringere Theil des Holzzuwachses genutzt werden, weil der Absatz fehlt, das weisen die amtlichen Belege aus dem Jahre 1898 zahlenmäßig nach. Die russische Forstverwaltung knüpft an diese Zahlen folgende Bemerkung: „⅔ der zum Verkaufe bestimmten Hölzer können nicht abgesetzt werden. Daher ist die Abnutzung der Domänewaldungen sehr gering und der Staat nutzt nicht einmal die Hälfte des Materials, welches nach der Productivität und dem gegenwärtigen Stand der Bestockung gewonnen werden könnte.“ Nach der Schätzung von Prof. Endres beträgt die Rundholzmehreinfuhr aller europäischen Holzeinfuhrländer gegenwärtig höchstens 36 Millionen Festmeter. Dieselbe darf noch 3 bis 3,6 Mal größer werden und das europäische Rußland wird immer noch allein im Stande sein, den gesammten europäischen Holzmehrverbrauch zu befriedigen! Unvergleichlich größer als die Waldflächen des europäischen Rußlands, von denen bisher allein die Rede war, sind die des asiatischen Rußlands, welche auf mindestens 500 Millionen Hektar zu veranschlagen sind. Die Bedeutung dieser Wälder für den Weltholzhandel wird in dem amtlichen Werk Les forêts de la Russie wie folgt charakterisirt: „Wenn sich der Handel einmal entwickelt hat, dann werden, das kann man mit Sicherheit voraussagen, die Wälder Sibiriens allein eines Tages für die entferntesten Märkte der Erde eine fast unerschöpfliche Holzreserve bilden .... Mit mehr Unternehmungsgeist und hinreichendem Capital könnte der Holzhandel in Sibirien einen enormen Aufschwung nehmen.“ Dem Holzhandel Rußlands gehört die Zukunft. Daneben ist die Holzausfuhr Finlands und Schwedens ebenfalls noch bedeutend steigerungsfähig. Auch die Erschöpfung der Wälder Amerikas, deren Fläche 3½ Mal so groß ist, als die Waldfläche Europas, muß bei den dortigen günstigen Wuchsbedingungen und bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung in absehbarer Zeit für unmöglich gehalten werden. Zudem sucht man in den Vereinigten Staaten das Interesse an der Waldwirthschaft auf jede Weise zu heben. 1899 bestanden dort 18 Forstvereine und 39 forstliche Unterrichtsstätten. Es muß auch noch darauf hingewiesen werden, daß die Nutzholz-Erzeugung und -Gewinnung in denjenigen Ländern, welche gegenwärtig Holz einführen und nach menschlicher Voraussicht in aller Zukunft einführen werden, noch bedeutend steigerungsfähig ist. Selbst in Deutschland verfault im Hochgebirge fast

noch die Hälfte des nutzbaren Holzmaterials, weil es an den nöthigen Wegen fehlt. Außerdem können in Deutschland laut Nachweis der Statistik von 1893 noch ca. 1 Million Hektar Wald durch Aufforstung von Oedland, geringen Weiden u. s. w. gewonnen werden. Bei steigenden Holzpreisen wird sich die Ausbreitung und die Intensität der Waldwirthschaft steigern und Deutschland kann alsdann — allerdings erst nach vielen Jahrzehnten — 5 Millionen Festmeter mehr Nutzholz erzeugen als jetzt. In noch viel höherem Maße gilt dies für Frankreich, da dies noch relativ mehr aufforstungsfähige Oedlandsflächen besitzt als Deutschland und außerdem bei einer Umwandlung der zumeist nur Brennholz liefernden Laubholzwaldungen in nutzholzhervorbringende Nadelholzwaldungen die Nutzholzausbeute sich um mehrere Millionen Festmeter erhöhen läßt. Bei Beurtheilung der zukünftigen Leistungsfähigkeit der Holzausfuhrstaaten darf auch nicht vergessen werden, daß in der letzten Zeit wenigstens der Anfang gemacht wurde, um der planlosen Waldabschwendung einen Riegel vorzuschieben. Rußland hat ein Waldschutzgesetz von 1888, Finland ein solches von 1886, Schweden steht im Begriff, ein Waldschutzgesetz einzuführen, Norwegen besitzt ein solches von 1893. Ausgezeichnet ist das österreichische Forstgesetz von 1852 — wenn es nicht am Vollzuge fehlt.

Professor Endres faßt seine Ausführungen dahin zusammen, daß die Thatsache, daß 57% der Bevölkerung Europas auf die Einfuhr von Holz aus fremden Ländern angewiesen sind, nicht so tragisch zu nehmen sei, wie Forstinspector Mélard dies thut. Daß Mélard Rußland für die Zukunft aus der Reihe der Holzausfuhrländer ausscheidet, weil dieses Land seinen jetzigen Ueberschuß an Holz infolge der Zunahme der Bevölkerung und der Entwickelung der Industrie bald selbst brauchen werde, das sei die größte Täuschung der Mélard'schen Beweisführung, mit der seine Prophezeiung steht und fällt.

Bücherbesprechungen.

— **Bausteine zur Preußischen Geschichte**, herausgegeben unter Mitwirkung von Oberbibliothekar Dr. Altmann, Oberlehrer Dr. van Nießen, Prof. Dr. h. c. Th. Preuß u. s. w. von Dr. Maximilian **Blumenthal**, königl. Bibliothekar in Berlin. 1. Jahrgang, Heft 2: **Königsberg und Preußen zu Anfang 1813.** Ein Tagebuch vom 1. Jan. bis 25. Febr. 1813, herausgegeben von Maximilian **Schultze**. Berlin, Rich. Schröder (vorm. Ed. Döring's Erben), 1901. 96 S.; 8°. 3 ℳ — Dem 1. Hefte des neuen Blumenthal'schen Unternehmens habe ich in der Wiss. Beil. Nr. 61 vom 23. Mai (S. 243/44) gerecht zu werden versucht. Die im vorliegenden 2. Hefte veröffentlichten, nicht nur für den Ostpreußen interessanten Tagebuchblätter haben den Reichsgrafen August Friedr. Phil. v. Dönhoff-Friedrichstein zum Verfasser. Da bis dahin das Tagebuch des Landhofmeisters v. Auerswald die einzige Quelle war, aus der man über das innere Getriebe der politischen Bewegung in Königsberg Anfang 1813 genauere Nachrichten schöpfen konnte, so ist diese neue Veröffentlichung, die wir im letzten Grunde der Anregung der 1894 verstorbenen Reichsgräfin Anna Lehndorff-Steinort*), geb. Reichsgräfin Hahn-Basedow, verdanken, thatsächlich von Werth; namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß in dem Dönhoff'schen Tagebuche, das in französischer Sprache abgefaßt ist, kein chronologischer Irrthum vorkommt. Das, worauf es dem Herausgeber besonders angekommen ist festzustellen, ist in 2 angeschlossenen Aufsätzen verarbeitet: 1) Königsberg in den ersten Wochen des Jahres 1813 und 2) der ostpreußische Landtag vom Februar 1813 und die von ihm eingesetzte Generalcommission; hinsichtlich der Initiative zur York'schen That neigt Sch., was nach dem 1. Hefte der „Bausteine" nicht mehr überrascht, ebenfalls der Ansicht zu, daß sie dem Könige zuzuerkennen sei. Ht.

— **Geschichte der Affaire Dreyfus.** Auf Grund des amtlichen Actenmaterials dargestellt von **Joseph Reinach.** Autorisirte deutsche Uebersetzung. 2. Aufl. Berlin und Leipzig, Friedr. Luckhardt. — Die Mehrzahl von uns möchte wohl wünschen, daß die Dreyfus-Angelegenheit endlich einmal zur Ruhe käme. Vorläufig ist dazu aber wohl keine Aussicht. Denn außer dem vorliegenden Buche steht, wie verlautet, eine eigene Schrift von Dreyfus, welche besonders seine Erlebnisse auf der Teufelsinsel schildern wird, in Aussicht. Den Nächstbetheiligten und am schwersten Betroffenen können wir es freilich nicht verdenken, daß sie die Angelegenheit nicht so ohne Weiteres auf sich beruhen lassen wollen. Uns Deutschen kann es ja recht sein, wenn die Franzosen fortfahren, in dem Schmutze zu waten, der seinerzeit bis zu den Ministersesseln hinaufspritzte. Ob das beigebrachte Material allenthalben zuverlässig und vollständig ist, vermögen wir natürlich nicht zu prüfen. Nicht ohne Interesse sind die facsimilirten Abschriften vom „Bordereau", sowie von Esterhazy's und Dreyfus' Briefen. —tg—

— **W. Strehl, Grundriß der alten Geschichte und Quellenkunde.** Erster Band, Griech. Geschichte. Zweite Ausgabe von **P. Habel.** XX u. 261 S. 8°. geb. 4,40 ℳ Zweiter Band, Röm. Geschichte. IX u. 372 S. 8°. geb. 5,60 ℳ Breslau 1901, M. & H. Marcus. — Der vorliegende Grundriß ist wohl geeignet, um zur Einführung in das Studium der alten Geschichte zu dienen. Bei jedem Abschnitt sind die in Betracht kommenden Hauptquellen ihrem Standpunkt nach gekennzeichnet, durch Anführung der einschlagenden neueren Literatur aber wird der Weg zu weiterer Benutzung gewiesen. Ueberall ist zu bemerken, daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung mit selbständigem Urtheil benutzt worden sind. Der Herausgeber der neuen Auflage der griech. Geschichte hat die eigentliche Darstellung im Wesentlichen unverändert gelassen, aber einen Ueberblick über die neuesten Veröffentlichungen in den 13 Seiten umfassenden Vorbemerkungen geboten und ein recht brauchbares Register hinzugefügt, wie ein solches auch dem eben neu erschienenen zweiten Bande vom Verfasser selbst beigegeben worden ist. So kann das Buch Lehrenden und Studirenden durchaus empfohlen werden.

Wurzen. **H. Steuding.**

— **Brockhaus Conversations-Lexikon.** Vierzehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Neue revidirte Jubiläumsausgabe. **Zweiter Band.** Athen—Bisenz. Mit 58 Tafeln, darunter 4 Chromotafeln, 14 Karten und Plänen und 214 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ — Gegen Ende April lag mir der erste Band der neuen revidirten Jubiläumsausgabe der vierzehnten Auflage vor, welche letztere vollständig umgearbeitet in den Jahren 1895—96 als Jubiläumsausgabe erschienen war. Sämmtliche 17 Bände dieser ursprünglichen Jubiläumsausgabe waren dann, wie bekannt, Weihnachten 1898 gleichzeitig an einem einzigen Tag herausgekommen, ein Experiment, das sich nicht recht bewährt hat. Der Verlag des verdienstlichen Riesenunternehmens hat es daher vorgezogen, die einzelnen Bände der jetzigen neuen revidirten Jubiläumsausgabe wieder in gewissen Zwischenräumen erscheinen zu lassen; im Grunde genommen, haben wir es sonach immer noch mit der 14. Auflage der Jahre 1895—96 zu thun, nur daß diese nunmehr bereits zum zweiten Male gründlich durchgesehen herauskommt und aus den stereotypirten Platten, so weit ich es nachzuprüfen vermochte, alles Veraltete ausgemerzt und auf denselben Alles, was der Berichtigung bedurfte, berichtigt worden ist, während alle nöthigen Ergänzungsartikel wiederum in Band 17 Aufnahme finden sollen. Auf der Höhe der Zeit stehen somit auch alle Artikel der jetzigen Neuausgabe der 14. Auflage. Die Benutzung der alten, wie wir gesehen haben, nur überarbeiteten Stereotypplatten ermöglicht nun, daß die einzelnen Bände rascher auf einander folgen, als bei einer ganz neuen Auflage, so daß der zweite Band keine ganzen 2 Monate gebraucht hat, um sich dem ersten anzuschließen. Das ist ein unbestreitbar großer Vortheil. Mit dem jetzigen Verfahren ist nur ein kleiner Uebelstand verbunden, den ein gewissenhafter Kritiker nicht verschweigen darf. Die Redaction hat es sich angelegen sein lassen, beispielsweise in Band 2 bereits auf alle eigentlich hierher gehörigen Artikel des 17. oder Ergänzungsbandes hinzuweisen, so auf den Artikel Becquerelstrahlen, so auf die Biographien von Karl Attenhofer, Ignaz Auer, Hermann Bahr, Adolf Bartels, Adam Belcikowski, Franz Bendel,

---

*) Ahasv. Heinr. Graf Lehndorff-Steinort — G. Amélie Gräfin Schmettow
Kinder: Karl (1770-1854); Heinrich († 1835); Pauline († 2. März 1813)
Karl (1770-1854) — Reichsgraf Lehndorff, G. Anna Reichsgräfin Hahn-Basedow

Christian Reichsgraf Dönhoff-Friedrichstein — G. Charl. Amalie Rollas du Rosey (†1808)
Sohn: August (1763-1838), Oberst a. D. 1809, später Obermarschall u. 1834 Landhofmeister in Preußen.

Pauline — 1796 — August
Kinder: August (1797-1874), Herbst 1848 Min. d. Ausw.; Louis

Felix Bendemann, Magnus Biermer, so auf die Bauernschaft Bedingrade, auf die Dörfer Bielschowitz und Biere und vieles Andere noch, was in ein paar Jahren der Ergänzungsband bringen wird. Das ist ja an sich ganz schön und gut. Das Mißliche ist nur, daß die Käufer des sonst so vorzüglichen Nachschlagewerks all diese Artikel beim Nachschlagen des 2. Bandes nicht finden, vielmehr noch eine ganze Reihe Monate warten müssen, ehe sie sich über die hier einschlägigen Artikel überhaupt unterrichten können. Dadurch wird Einem die Benutzung eines solchen Conversations-Lexikons nicht nur erschwert, sondern zunächst, was die Ergänzungsartikel betrifft, beim Nachschlagen aller früheren Bände, in denen erst auf den Schlußband verwiesen wird, ganz vereitelt. Im Uebrigen verdient auch dieser Band, in dem auch bereits die Ergebnisse der letzten Volkszählung im Deutschen Reiche nach Gebühr überall berücksichtigt worden sind, hinsichtlich des Textes sowohl als des Bilderschmuckes und der ganzen äußeren Ausstattung wieder höchstes Lob in jeder Beziehung.

Prof. Dr. Karl Siegen.

— A. Fogazzaro, Piccolo Mondo Moderno. Milano, U. Hoepli 1901. — Die Jahrhunderte alte Fehde zwischen Staat und Kirche, die in Italien durch die Befreiung Roms und dessen Gestaltung zur Hauptstadt des geeinigten Nationalstaates sich aufs Neue zugespitzt hat, bringt für diejenigen Italiener, die zugleich gute Katholiken sind, eine empfindliche Spannung der Gewissen hervor. Wenn sie als Söhne der Kirche deren Vorschriften getreu erfüllen wollen, müssen sie als Söhne des Staates einen Theil ihrer Bürgerpflichten versäumen. Dieser schmerzliche Contrast ist als ein Dornenzweig in den Siegeslorbeer des jungen Königreichs hineingeflochten. Er bestand noch nicht für die ältere Generation, für jene Zeit, in welcher Fogazzaro's früherer Roman Piccolo Mondo Antico spielt. Hatten in dieser Epoche doch selbst Geistliche zur Waffe gegriffen, um der nationalen Einigung Bahn zu brechen. Mit der Umkehr Pius' IX. trat eine Schwenkung ein und mehr und mehr trennten sich dann die Landesinteressen von den kirchlichen, bis sich zuletzt ein völliger Gegensatz herausbildete, der einen tiefen Riß für die Gesammtheit, eine blutende Wunde für manch Einzelnen bedeutet. Zu diesem in Italiens specieller Lage begründeten Gegensatz kommt jener andere, der überall dort waltet, wo der dogmatische Glaube mit den Fortschritten moderner Wissenschaft zusammenstößt. Das Bemühen, auf diesem Kampfplatz eine Versöhnung herbeizuführen, lenkt seit einer Reihe von Jahren Fogazzaro's Feder. In Essais und Vorträgen, die alle von vornehmem klarem Geiste und warmer Ueberzeugung durchdrungen sind, wirkt er für eine Modernisirung der Kirche, die für Italien ein doppelter Gewinn wäre, da sie auch in politischer Richtung zur Befreiung der Gewissen beitragen würde. Der im Jahre 1896 erschienene, jetzt in 30. Auflage vorliegende Roman Piccolo Mondo Antico hatte in Italien einen großartigen Erfolg, Viele begrüßten in Fogazzaro einen Nachfolger Manzoni's und sicher hatte man seit Jahren keinen Roman gelesen, der wie dieser geeignet war, in den Italienern die Erinnerung an die in heißem Kampfe errungenen Nationalgüter wachzurufen. Kaum ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit dieser schlichte Roman sich in einem kleinen Kreise patriarchalisch einfacher Menschen abspielte; auch in ihre Abgeschiedenheit drangen politische Aufgaben, aufwühlende innere Conflicte, aber ein starker idealer Zug adelt ihre Kämpfe, ihre Opfer, — ist es Absicht des Autors oder ein unvermeidliches Kennzeichen unserer Tage, in Piccolo Mondo Moderno, dem in der Gegenwart spielenden Roman, fehlt dieser große herzerhebende Zug fast gänzlich! — Wer mit Antheil den Schicksalen Franco's und Luisa's in dem älteren Romane gefolgt ist, dem ist deren frühverwaister Sohn Piero Maironi, dem wir in Piccolo Mondo Moderno begegnen, kein Fremder. Wie er eine psychologisch interessante Mischung der elterlichen Anlagen darstellt, so verbinden noch viele andere Fäden das ältere Buch mit dem neuen. Wie eine Sehnsucht nach dem friedlichen Seeufer, wo das elterliche Haus stand, nach dem menschlich edlen Leben dort und seinen hohen Zielen, zieht es durch die Seele des Sohnes. „Andere Zeiten, andere Menschen", und man könnte hinzufügen: andere Aufgaben. Franco folgt dem nationalen Aufruf, um als Freiheitskämpfer sein Leben hinzugeben, — Piero, von dem kleinlichen materiellen Treiben, das ihn umgiebt, abgestoßen, in rastlosem Kampf zwischen Glauben und Zweifel, Mysticismus und Sinnlichkeit, folgt einer inneren Stimme, die ihn auf einen andern Schauplatz ruft. Wir wissen nicht welchen, der Autor läßt seinen Helden auf unbekannten Wegen verschwinden, doch er hinterläßt ein Vermächtniß, in dem er seinen Besitz zur Gründung einer Productiv-Genossenschaft auf christlicher Grundlage bestimmt. Wir werden nicht überrascht sein, Piero Maironi in einem künftigen Roman Fogazzaro's wiederzusehn, dann nicht mehr der irrende suchende Jüngling, sondern der zu einer großen Lebensaufgabe gereifte Mann, der seine Mission in einer christlich-socialen Reform erblickt. Der Charakter Maironi's ist mit großer Sorgfalt gezeichnet, doch stehen ihm andere in dem Buche nicht nach, so Don Flores, der menschenfreundliche Priester, Jeanne Dessalle, deren Skepticismus ein analytisches Element in Piero's Wahrheitsforschung einführt, während sie ihn sinnlich verwirrt, ihr Bruder, der kunstliebende Lebemann Carlo Dessalle, die prächtige Gestalt der alten Marchesa in ihrer Alles duldenden, Alles hoffenden Mutterliebe, dann die unheilbar Kranke, Piero's Frau, von deren Sterbebett das Licht ausgeht, das dem Gatten den Weg der Versöhnung zwischen seinem Ich und der Welt weist. Den Hintergrund bildet eine kleine Provinzstadt mit ihren Eitelkeiten, Rivalitäten, ihrem beschränkten Interessenkreis. „Modern" hat der Verfasser diese „kleine Welt" genannt, — uns will sie in ihrer eng umgrenzten Spießbürgerlichkeit wie ein vom Fortschritt kaum berührter Erdenwinkel erscheinen. Nur wenige Menschen, die dort wie in einem exilium cordis leben, vor Allem der Held, verkörpern moderne Probleme im Kampf mit dem Traditionellen. Alles in Allem, wie von Fogazzaro nicht anders zu erwarten, kein gewöhnliches Buch, interessant durch das, was es ausspricht, wie durch das, was es errathen läßt, und durch die weite Perspective, die sein Schluß eröffnet.

Dresden. Locella.

— Weber's illustrirte Katechismen. Nr. 39. Sacken: Baustile. 14. Auflage. 2 ℳ. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Das allbekannte Büchlein hat eine recht nützliche Vermehrung durch ein Ortsregister und eine erklärende Tabelle der Fachausdrücke erhalten. Aber noch immer sind leider die Abbildungen ungenügend, z. B. ist die Innenansicht des Pantheon ganz verzeichnet, die der Sophienkirche, des Stefansdomes, die Ansichten von Laach u. A. sind nur unwissenschaftliche, altmodische Bildchen. Ein befremdendes Mißverhältniß zeigt noch immer der Text: während den antiken und mittelalterlichen Baustilen 154 Seiten gewidmet sind, müssen sich Früh-, Hoch- und Spätrenaissance, Barock, Rococo und Zopf mit 14 Seiten begnügen. England, Frankreich und Oesterreich werden mit je einer Zeile abgethan! Das neunzehnte Jahrhundert mit 2 Seiten! Eine zeitgemäße wissenschaftliche Fortführung des gut gehenden Büchleins wäre nun doch wohl einmal am Platze. —nn.

— Das Börsengesetz und seine Reform. Von Dr. Max Apt. Berlin, Carl Heymann's Verlag. — Die kleine Schrift ist, wie der Verfasser selbst sagt, im Wesentlichen die Wiedergabe eines Vortrages, den er in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin gehalten hat, und behandelt nach einer kurzen Einleitung die Organisation der Börse, Aufsicht und Leitung, Maklerwesen, Zulassung zum Börsenhandel, Ehrengericht, sonstige Organe, sowie die Bekämpfung des sogen. Börsenspiels, Börsenregister, Differenzgeschäfte, um dann als Ergebniß und Schluß den Satz aufzustellen: „Das Börsengesetz bedarf der Reform: der Reform in Einzelheiten, soweit es sich um die organisatorischen Bestimmungen handelt; der Reform an Haupt und Gliedern, soweit es sich um den Abschnitt: Börsenterminhandel handelt." Unzeitgemäß kommt die Abhandlung nicht, insofern soeben der Börsenausschuß in Berlin zwecks Abgabe eines Gutachtens zu den Vorschlägen der Reichsregierung wegen Abänderung einiger Bestimmungen des Börsengesetzes — §. 66 flg. — getagt hat. Daß aber die weitgehenden, börsenfreundlichen Wünsche des Verfassers, welche im Hinblick auf dessen Stellung als Syndicus der Corporation der Kaufmannschaft von Berlin erklärlich erscheinen, insbesondere wegen Abschaffung des Börsenregisters und Kräftigung des Börsenterminhandels in Waaren und Effecten, in Erfüllung gehen werden, glauben wir durchaus nicht, so lange in maßgebenden Kreisen feststeht, daß eine Aenderung des Gesetzes nur unter strenger Wahrung des Grundgedankens und der Tendenz desselben in Frage kommen kann. Hierzu gehört in erster Linie die Fernhaltung geistig und wirthschaftlich unfähiger Elemente vom Börsenspiel und Eindämmung des als übermäßig wirthschaftlich nicht berechtigten Terminhandels, welche beide Zwecke durch das Gesetz erreichbar und theilweise schon erreicht sind. Immerhin haben wir die Abhandlung, wennschon wir den entwickelten Ansichten nicht allenthalben beitreten können, mit Interesse gelesen. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 74. Sonnabend, den 22. Juni, Abends. 1901.

Die Frauenarbeit in England.

Von Dr. Alban Schlesinger. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In einem Lande wie England, wo die weibliche Bevölkerung die männliche um etwa sechs Procent übertrifft und das Junggesellenthum immer mehr um sich greift, haben die jungen Mädchen nur wenig Aussicht, jemals einen Mann zu bekommen. Nur dem vierten Theile der weiblichen Bevölkerung ist das Glück beschieden, in den Hafen der Ehe einzulaufen. Die übrigen Töchter Albions, welche unverheirathet bleiben müssen — es betrifft dies besonders die mittleren und oberen Classen —, sind gezwungen, irgend einen Beruf zu ergreifen, wenn sie nicht mit irdischen Gütern so gesegnet sind, daß sie darauf verzichten können. Letzteres ist aber in der Regel nicht der Fall. Heutzutage, wo der Ernst und die Noth des Lebens mehr als ehedem und in tausenderlei Gestalt an den Menschen herantritt und schwerer Kampf, bittere Erfahrungen, herbe Sorgen auch dem scheinbar Glücklichen nicht erspart bleiben, sind in jenem Lande die Frauen den Männern ein sehr gefährlicher Wetibewerb im Geschäfte geworden. Wettbewerbend tauchen sie in Berufen auf, die früher eine ausschließliche Domäne der Männer waren, und fast möchte man glauben, die Zeit sei nicht mehr fern, wo die Männer abreisen können; denn viele Beschäftigungen scheinen sie ihnen nicht lassen zu wollen, weil sie eben billiger arbeiten. In London kann man jeden Morgen auf den Bahnstationen beobachten, welche großen Massen von Arbeiterinnen wettbewerbend neben dem stärkeren Geschlechte auftreten und zwar zu einer Zeit, wo viele männliche Arbeiter sich noch zu Hause befinden. Viele von ihnen überraschen den Fremden durch ihre fahlen, ausgehungerten Gesichter und ihren scheuen Blick, sowie durch ihre fadenscheinige Kleidung. Ihr Gesichtsausdruck verräth, daß sie mit ihrem Loose nicht zufrieden sind. Dies läßt sich leicht begreifen, wenn man sieht, unter welchen Verhältnissen diese Arbeiterinnen, die meist bessere Tage gesehen haben, ihr Werk verrichten. Die Arbeitsräume sind schlecht gelüftet und zum Theil so dunkel, daß den ganzen Tag über Gas gebrannt werden muß. Wer nun noch dazu das Unglück hat, infolge Raummangels, wie dies in der City von London oft vorkommt, auf einer Gallerie arbeiten zu müssen, der empfindet sein Loos um so drückender. Aber immerhin sind diese Geschöpfe der modernen Großstadt noch in einer beneidenswertheren Lage als jene anderen jungen Mädchen, die überhaupt keine Arbeit haben. Zu stolz um zu betteln, zu ehrlich um zu stehlen, durchwandern sie, vom Hunger gequält und in ihrem Innern verzweifelnd, die Straßen dieser reichen Riesenstadt, bis ihre Kräfte versagen und sie von der Polizei ins Armenhaus gebracht werden. In der Mittagsstunde sieht man jene Arbeiterinnen wieder in den Höfen der Fabriken oder in den benachbarten Straßen, wo sie ihr mitgebrachtes Lunch, das nicht selten aus einem einfachen Butterbrod besteht, verzehren. Andere Mädchen, die über mehr Geld verfügen, nehmen ihr Mittagsmahl in einem jener zahlreichen, verhältnißmäßig behaglich eingerichteten Restaurants ein, wo man schon für wenige Pence seinen Hunger stillen kann. Was aber in dieser Beziehung sich in London abspielt, das findet man mehr oder weniger auch in den anderen Theilen Englands wieder. Es ist in der That merkwürdig, welche Erwerbszweige das moderne Leben den englischen Frauen erschlossen hat. Das kümmerliche Dasein einer Näherin, der unsichere Erwerb einer Hauslehrerin oder Gesellschafterin hat einsichtsvolle Menschenfreunde veranlaßt, für eine bessere wirthschaftliche Zukunft einzelstehender Mädchen und Frauen zu sorgen, die Ungerechtigkeit gesellschaftlicher Vorurtheile zu bekämpfen, Vereine ins Leben zu rufen und gewerbliche Unterrichtsanstalten zu gründen. So ist vor einigen Jahren von einer vornehmen Dame eine Schule für Metallarbeiten gegründet worden, die bereits zahlreiche Schülerinnen hat, weil eine solche Arbeiterin, wenn sie geschickt ist oder in einer entsprechenden Fachschule ausgebildet worden ist, jährlich 300 Lstr. verdienen kann, wozu noch kommt, daß diese Arbeit leicht und reinlich ist. Weiter befindet sich in Shaftesbury Avenue in London ein Institut, in dem junge Mädchen die Kunstbuchbinderei erlernen. Die von ihnen gebundenen Bücher, ganz abgesehen von solchen Exemplaren, die verdienen, in jeder Industrieausstellung einen Platz zu finden, legen Zeugniß ab, was für höchst geschmackvolle Arbeiten von ihnen geliefert werden. Sie zeichnen sich namentlich in der Nachahmung mittelalterlicher Einbände aus. Auch dem Gärtnerinnenberufe wenden sich englische Mädchen zu. Ihre Ausbildung erfolgt in Swanley College, das bereit über ein halbes Hundert Schülerinnen zählt. Die Blumen und Früchte, welche man dort zieht, gehören zu den schönsten in England und erzielen daher in den feinsten Londoner Geschäften hohe Preise. Nicht überraschend ist es, daß männliche Dienstboten immer mehr durch weibliche ersetzt werden, so z. B. für das Aufwarten bei Tisch; denn es ist nicht zu leugnen, daß sie in ihrer einfachen, sauberen Kleidung — sie sind in Schwarz gekleidet, bis auf die große, weiße Schürze mit den weißen, breiten Bändern, die kreuzweise über den Rücken gelegt sind, und das weiße Häubchen, von dem ebenfalls lange, weiße Bänder herabwallen — mit einer solchen Sicherheit, Umsicht und Gefälligkeit zu Werke gehen, daß man nur seine Freude daran haben kann. Ein sehr einträglicher Beruf ist jetzt in England die Kochkunst. Die Perfect Cook, welche neben der Kitchen Maid und den beiden Parlour Maids vorhanden ist, bezieht ein Gehalt von mindestens 50 Lstr., oft aber noch viel mehr (80 bis 100 Lstr.). Hierbei muß aber noch besonders hervorgehoben werden, daß eine Köchin immer, selbst in einer sehr bescheidenen Häuslichkeit, als Respectsperson betrachtet wird, die sich nie dazu herablassen würde, eine Arbeit zu verrichten, die außerhalb ihres eigentlichen Berufes liegt. Darum widmen sich jetzt auch Töchter aus den besseren Kreisen, die keine Aussicht haben, sich zu verheirathen, diesem Berufe. Vor mehreren Jahren ist in London unter dem Patronate des Herzogs von Westminster eine Kochschule entstanden, die in der Provinz bereits Nachahmerinnen gefunden hat. In dieser Anstalt werden Jünglinge und junge Mädchen zu Lehrern und Lehrerinnen der Kochkunst ausgebildet, um nach vollendetem Studium ein Zeugniß über ihre Befähigung zu erhalten. Diese Candidatinnen erhalten dann in der Regel in den Communalschulen Anstellung, so daß jetzt in der englischen Metropole allein 30 000 Mädchen von nicht viel weniger als 150 Lehrerinnen im Kochen unterrichtet werden. Viele der in dieser Kochakademie Ausgebildeten ziehen es jedoch vor, eine Stelle in einer Familie anzunehmen, weil sie sich dadurch bedeutend besser stehen. Weiter giebt es in England bereits Friseurgeschäfte mit weiblichen Barbieren. Ihre sanfte, leichte, aber sichere Hand scheint sich zu diesem Berufe vorzüglich zu eignen, ganz abgesehen davon, daß sie ihren männlichen Collegen nacheifern, ihre Kunden in interessanter Weise zu unterhalten. Neuerdings hat sich auch die Wirksamkeit der Frauen als Armenräthe (Poor Law Guardian) großartig entwickelt, die in wöchentlichen Sitzungen über die einzelnen vorliegenden Fälle der Armenpflege Beschluß fassen. Der erste weibliche Armenrath wurde 1875 gewählt und gegenwärtig beläuft sich ihre Zahl bereits auf 1000. Noch viel größer ist das Heer der englischen Krankenpflegerinnen, deren es in London allein gegen 4000 giebt. Sie gehören fast durchweg den gebildeten Ständen an und haben eine gute Erziehung genossen, ja, viele von ihnen haben sogar studirt, brachten es aber infolge der mißlichen Verhältnisse zu keinem wissenschaftlichen Be-

rufe und wandten sich daher diesem Beruf zu. Aber noch andere Beschäftigungen haben sich die englischen Frauen ausgesucht, wenn auch diese fast ausschließlich von den Gebildeten ausgeübt werden. Hierher gehört die Gesellschaft der Damenführer, Association of Ladies Guides, die in vielen ausländischen Zeitungen ankündigt, daß sie eine gewisse Anzahl von Damen zur Verfügung hat, die gegen eine feste Taxe das Herumführen der Fremden in London übernehmen. Ein ganz neuer Beruf hat sich den gebildeten Frauen in dem Haushaltungsunterrichte eröffnet. In allen Gemeindeschulen wird jetzt Näh- und Kochunterricht ertheilt; außerdem unterrichten noch Hunderte von Frauen im Waschen, Kleidermachen, in der Putzmacherei. In South Kensington giebt es eine Vereinigung, die Society of Fancy Needlework, welche ihre Schülerinnen die feinsten Stickereien lehrt. Daß es dort unter den Zöglingen auch Damen aus den höchsten Ständen giebt, die nicht für den Lebensunterhalt zu arbeiten brauchen, darf nicht überraschen. Unter den weiblichen Arbeitern Englands giebt es eine Anzahl, die außer dem Hause Arbeiten verrichten, welche einstmals ausschließlich das Privilegium der Männer waren. So arbeitet eine Classe als Agenten z. B. für Nähmaschinenfabriken. In den Vorstädten Londons sieht man sie von Haus zu Haus ziehen, um ihre Waare an den Mann zu bringen.

Eine große Anzahl gelehrter englischer Frauen widmen sich mit besonderer Vorliebe der Presse. Viele von ihnen sind Mitglieder jenes bekannten Institute of Journalists, das die Interessen der Journalisten auf jede Weise fördert. Im Jahre 1895 wurde sogar eine Dame zur Vicepräsidentin dieses Institutes erwählt. Es giebt heutzutage nur wenige englische Zeitungen von Bedeutung, die nicht ihre weiblichen Unterredacteure und Berichterstatter haben. Dies darf uns auch kaum wundern, denn das Wesen der Frau ist derart, daß sie als Reporter das erfährt, was sehr oft ein Mann nie ausfindig machen und hören wird. Daraus mag es sich denn auch erklären, daß selbst die Times sich kürzlich gezwungen sahen, ein Frl. Florence Shaw als Sonder-Correspondentin in Transvaal anzustellen. Allerdings darf auch andererseits nicht verheimlicht werden, daß bis jetzt nur sehr wenig Frauen (etwa zwei) im Leitartikelschreiben sich einen Namen gemacht haben. Im Allgemeinen liegt ihnen derartige Arbeit nicht sehr nahe, ganz abgesehen davon, daß, wie der Engländer sagt, a journalist is born, not made. Das Einkommen der Journalistinnen ist zum großen Theile ein gutes. Artikel in Zeitungen, die täglich oder wöchentlich erscheinen, werden mit 1—5 Guineen*) bezahlt. Die Zeitschriften, welche alle 14 Tage, monatlich oder vierteljährlich erscheinen, zahlen 1—2 Guineen die Seite. Berichterstatterinnen über Hoffestlichkeiten und andere Vergnügungen der vornehmen Gesellschaft beziehen ein jährliches Gehalt von 200 Lstr. Sind dieselben nicht fest angestellt, so bezahlt man ihnen die Zeile mit 1—2 Pence. Leitartikelschreiberinnen erhalten mindestens 500 Lstr., Sonder-Correspondentinnen 250 bis über 300 Lstr. Eine gute Idee des Blaustrumpf-Englands erhält man bei einem Besuche des Britischen Museums. Dort findet man in dem Reading Room immer einige Damen, welche für andere Personen Auszüge aus Büchern in den verschiedensten Sprachen machen. Andere wieder schreiben ab und vergleichen in der Manuscriptenabtheilung die ältesten Handschriften oder studiren im Zeitungssaale die Blaubücher. Uebrigens hat sich Blaustrumpf-England ein großes Verdienst erworben. Es hat, dem zeitgemäßen Verlangen einer höheren Bildung des weiblichen Geschlechtes folgend, die Schulerziehung der englischen Mädchen in den letzten Jahren ganz wesentlich verändert und verbessert; denn heutzutage, wo Töchter größerer Familien gezwungen sind, in die Arena der Arbeit einzutreten, um mit dem stärkeren Geschlechte den Kampf ums Dasein aufzunehmen, genügt der oberflächliche Unterricht nicht mehr, der ihnen früher zu Theil wurde, wenn es uns auch fern liegt, der gegenwärtigen Methode für die weibliche Erziehung in den mittleren und oberen Classen Englands in jeder Beziehung das Wort zu reden. Vor allen Dingen ist der Unterricht viel praktischer und tiefgehender geworden, als er ehedem war. In diesen Schulen wird im Großen und Ganzen Alles gelehrt, was durchaus nöthig ist, wenn man sich sein Brod selbst verdienen muß. Die todten Sprachen spielen hier nicht die große Rolle wie in den Knabenschulen. Früher schickten wohlhabende Leute ihre Töchter in ein Pensionat, oder sie ließen sie durch eine Gouvernante zu Hause unterrichten. In der letzten Zeit dagegen ist die höhere Erziehung des weiblichen Geschlechtes an verschiedene Privatgesellschaften übergegangen, von denen die Girl's Public Day School Company und die Church Day Schools Company große Erfolge aufzuweisen haben. Beide Gesellschaften haben bis zum Jahre 1897 64 höhere Mädchenschulen (High Schools) gegründet, und diese sind für die anderen vorbildlich geworden. Andere höhere Mädchenschulen sind Eigenthum localer Gesellschaften. Schon im Jahre 1868 hatte die Mädchenerziehung durch die Royal Commission on Education eine mächtige Anregung empfangen. Es entstand infolgedessen 1871 unter dem Vorsitze der Prinzessin Luise, der Marquise von Lorne, die National Union for Improving the Education of Women. Man errichtete in verschiedenen Theilen Londons eine ziemliche Anzahl von Schulen, die sich weniger damit befassen, Blaustrümpfe als vielmehr praktische Frauen heranzubilden. In London selbst bestehen gegenwärtig 17 größere High Schools, von denen die North London Collegiate School for Girls und das Cheltenham Ladies's College die bedeutendsten sind. St. Leonard's School, St. Andrews, Roedean School, Brighton, Wycombe Abbey, Bucks sind ebenfalls große Schulen, die in anderen Theilen Englands gegründet wurden, um den Mädchen ähnliche Vortheile zu gewähren, wie den Knaben in den sogenannten Great Public Schools. Die betreffenden Schülerinnen erhalten eine gute Ausbildung, die sie nicht nur für das kaufmännische Geschäft vorbereitet, sondern sie auch zum Telegraphendienst u. A. befähigt. Aus der zuletzt genannten Gesellschaft entwickelte sich 1877 die Teachers' Training and Registration Society, welche im Jahre 1878 das Maria Grey Training College in Brondesbury gründete. Diese Anstalt hat den Zweck, junge Mädchen zu Lehrerinnen zu erziehen, die vor Allem praktische Menschen werden sollen, welche nicht von religiöser Engherzigkeit und pedantischer Kurzsichtigkeit beherrscht werden. Jetzt giebt es 26 derartige Anstalten (Training Colleges) für Ausbildung von Lehrerinnen. Weiter entstand 1885 das Cambridge Training College for Women Teachers, das jetzt über ein halbes hundert Seminaristinnen zählt. In diesen oben angeführten Schulen erhalten die Mädchen zwar eine höhere Bildung, aber keine Universitätsbildung. Letztere dem weiblichen Geschlechte zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst von Miß Emily Davies. Sie setzte es durch, daß in Verbindung mit der Universität Cambridge ein Frauencolleg errichtet wurde. Auf ihre Veranlassung wurde 1869 in Hitchin ein Haus bezogen, in das zunächst nur 6 Studentinnen eintraten. Bald aber wurde es größer und nach Girton, einem eine halbe Stunde von Cambridge entfernten Dorfe, verlegt. Nach diesem Orte wurde es Girton College genannt. Einige Jahre später (1871) wurde in der Stadt Cambridge selbst Newnham College gegründet, das sich dem ersteren würdig zur Seite stellt. Girton College zählt jetzt etwa 120, Newnham College etwa 160 Studentinnen. Auch in Oxford wurden in den siebziger Jahren Women's Colleges gegründet: Sommerville College (gegr. 1879, ca. 70 Stud.), Lady Margaret Hall (gegr. 1879, ca. 50 Stud.), St. Hugh's Hall (gegr. 1886, ca. 25 Stud.). Aber während in Oxford die Frauen sowohl zu den gewöhnlichen Prüfungen (Pass-Examinations), als auch zu den Ehrenprüfungen (Honour Schools) zugelassen werden, stehen ihnen in Cambridge nur die letzteren (Triposes) offen. Sie haben in den schweren Prüfungen schon vorzügliche Erfolge erzielt; denn obwohl neben den 3000 Studenten in Oxford und derselben Anzahl in Cambridge sich nur wenige Hunderte Studentinnen finden, so ist doch bereits ein Senior Wrangler aus ihnen hervorgegangen, der oder vielmehr die die tüchtigsten Studenten der Mathematik im Examen schlug. Uebrigens ist die Erlangung der akademischen Grade (Bachelor, Master, Doctor) mit dem Bestehen dieser Prüfungen nicht verbunden. Noch immer weigern sich die beiden alten Universitäten hartnäckig, die Frauen zu den akademischen Titeln zuzulassen. Sie müssen sich mit den sogenannten Degree Certificates, die über ihre Leistungen in den Prüfungen Aufschluß geben, begnügen. Die University of London war die erste, die den Studentinnen alle akademischen Grade zugänglich machte und zwar unter gleichen Bedingungen wie den Studenten. Jetzt lassen auch die Victoria University in Manchester mit ihren Zwillingscolleges in Leeds und Liverpool, sowie die Universität zu Durham die Frauen zu allen Titeln zu. Derjenige weibliche Beruf, auf den die englischen Universitäten am meisten vorbereiten, ist das Lehrfach. Die Statistik vom Jahre 1877 zeigt, daß 77 Procent der früheren Studentinnen von Cambridge und

*) 1 Guinee = 21 M.

Oxford den Lehrberuf ergriffen, nachdem sie das College verlassen hatten. An zweiter Stelle steht als Hauptstudium die Medicin. 1874 wurde in London die erste School of Medicine for Women gegründet, die jetzt von mehr als 150 Frauen besucht wird. An den anderen Universitäten arbeiten männliche und weibliche Studenten zusammen. Im Jahre 1894 ergaben die Nachforschungen der Miß M. G. Kennedy, daß von 667 Studentinnen, die ehemals dem Newnham College angehört hatten, 374 zur Zeit thätige Lehrerinnen waren. Andere hatten sich der Medicin, zum Theil auch der Journalistik, dem Buchbinder-, Gärtner-, Missionarberufe u. A. gewidmet. Obgleich übrigens die Zahl der weiblichen Journalistinnen groß ist, so ist doch die Arbeit, die die meisten von ihnen gegenwärtig verrichten, kaum der akademischen Vorbildung würdig. Andere Berufe, denen sich die Musentöchter Albions widmen, sind so schwach vertreten, daß sie kaum als eine besondere Classe hingestellt werden können.

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß den jungen Engländerinnen genug Gelegenheit zu ihrer Ausbildung geboten ist und daß sie deshalb in den verschiedensten Berufsarten auftreten. Lehrerinnen und Aerztinnen, Post- und Telegraphenbeamtinnen, Buchhalterinnen und Cassirerinnen, Verkäuferinnen und wie sie sonst heißen mögen bis herab zu der einfachen Fabrikarbeiterin — sie alle machen dem „dünkelhaften, herrschsüchtigen Geschlechte", das immer ein Monopol auf solche Beschäftigungen zu haben glaubte, Wettbewerb und verdrängen die Männer aus ihren Stellungen, indem sie geringere Löhne und Gehalte fordern. Da es aber mehr weibliche Arbeitskräfte giebt, als in den verschiedenen Erwerbszweigen gebraucht werden, so scheint es auch für die Mädchen und Frauen — ganz besonders gilt dies von den Mittelclassen in London und den dazu gehörenden Vorstädten — immer schwieriger zu werden, lohnende Stellung zu erhalten. So suchte z. B. im vergangenen Jahre ein Londoner in der Morning Post eine Gesellschafterin. Obgleich er seine Anzeige nur einmal in diese Zeitung einrücken ließ, so gingen doch 183 Bewerbungen von Damen aus feinen Familien — die Mehrzahl von ihnen waren Töchter von Officieren, Aerzten, Geistlichen oder Rechtsanwälten — ein, denen allen viel daran zu liegen schien, die Stelle zu bekommen. Bei einem derartigen großen Angebote nimmt es nicht wunder, daß die Löhne nicht allzu hohe, zum Theil sogar sehr geringe sind. Die Bezahlung der Arbeiterinnen ist in vielen Fällen geradezu eine jämmerliche. Die Mehrzahl der gebildeten Arbeiterinnen haben ein Einkommen von 50—140 Lstr. pro Jahr, oder in den meisten Fällen von 25—30 Schilling die Woche. Ein noch geringeres Einkommen haben die Arbeiterinnen, welche von der Regierung angestellt sind. So werden z. B. im Kriegsministerium feingebildete Damen mit 15—16 Schilling die Woche bezahlt, bei jährlichen Zulagen von 1 Schilling bis 1 Schilling 6 Pence. Ungefähr dasselbe verdient ein Straßenkehrer! Auf dem letzten Frauencongreß in London erklärte Mr. Parker, daß die Frau, welche sich einer höheren Berufsart widme, aber doch zu den niedrigen Sätzen entlohnt werde, hinsichtlich der Wohnung am allerschlimmsten von allen Mitgliedern der arbeitenden Gesellschaft daran sei, weil die Arbeit in um so höherem Maße von dem Vorhandensein einer gewissen nothdürftigen Behaglichkeit abhängig sei, je mehr das Gehirn angestrengt werde. Die durch Abkunft und Bildung an eine höhere Lebenshaltung gewöhnte Frau leide schrecklich unter dem Mißverhältniß von engem, schlecht gelüftetem, düsterem Quartier und angestrengter Gehirnarbeit. In der That ist es höchst schwierig, in irgend einem Theile Londons ein Zimmer unter 8 Schilling für die Woche zu bekommen; in centraler Lage fordert man sogar 12—15 Schilling. Ueberhaupt ist es schwer, solche Zimmer zu erlangen, denn die Wirthinnen haben immer noch ein Vorurtheil zu Gunsten der Männer. Zu den 8 Schilling für das Zimmer kommen etwa noch 10 Schilling für Kost, 2 Schilling für auswärts eingenommenes Mittagsessen für die Woche, 1 Schilling 6 Pence für Licht und Feuerung; außerdem giebt es noch Sonderausgaben, wie z. B. tägliches Bad, das 6 Pence kostet, aber auch bisweilen durch Contract für 1 Schilling 6 Pence für die Woche zu haben ist. Rechnet man hierzu noch Stiefelputzen, Waschen und tägliches Fahrgeld für Omnibusse und Eisenbahnzüge (6 Pence), so kommt eine wöchentliche Ausgabe von 27—28 Schilling heraus. Was bleibt da übrig für Anschaffung von Kleidung, täglichen Zeitungen, Büchern, Briefmarken, für irgend welche Erholung und Belustigung? Woher nimmt man dann das Geld für einen Arzt oder Zahnarzt, der doch auch zuweilen nöthig ist? Aber auch bei den nicht gebildeten Arbeiterinnen zeigt sich zum Theil dieselbe Erscheinung des allzu großen Angebotes und der dadurch bedingten Herabdrückung der Löhne. So erhält eine gewandte Knopflocharbeiterin höchstens 1½ Penny für das Dutzend gut gearbeiteter Knopflöcher. Da sie aber im günstigsten Falle nur vier Dutzend in einem Tage fertig stellen kann, so beläuft sich ihr Tagesverdienst auf 40—50 Pfennige. Aehnliches gilt von den Handarbeiten in Stickereigeschäften, wo ein Wochenverdienst von 4—6 Schilling schon zu den Seltenheiten gehört. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, auf die Lohnverhältnisse, wie wir sie bei unserem wiederholten und längeren Aufenthalte in England in der letzten Zeit unter den Frauen vorgefunden haben, etwas näher einzugehen.

Nur einige junge Mädchen haben sich bisher dem juristischen Studium gewidmet und den Universitätsprüfungen unterzogen. Zwei derselben erwarben sich den Londoner juristischen Baccalaureusgrad (L. L. B.); andere bestanden eine leichtere Mittelprüfung (Intermediate Examination in Laws) und wenigstens zwei Studentinnen von Girton College die höhere juristische Prüfung (Law Tripos). Aber trotz des bestandenen Examens hat bis jetzt keine Frau die Qualification erlangen können, als Rechtsanwalt (Solicitor oder Barrister) zu prakticiren. Wegen Ausübung des Barristerberufes würde sich die Candidatin an das Richtercollegium einer der vier großen Rechtsschulen (Inns of Court) in London zu wenden haben. Behufs Ausübung des Solicitorberufes aber würde ein Parlamentsbeschluß erforderlich sein. Was die weiblichen Aerzte betrifft, so erhalten dieselben ihre Vorbildung auf zweifache Weise. Die einen erlangen ihre Befähigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis von dem College of Physicians, die anderen sind Inhaber eines von der Universität verliehenen medicinischen Grades. Seit 1891 ist ein fünfjähriges Studium für alle Studentinnen erforderlich. Es ist daher das medicinische Studium das kostspieligste. Nichtsdestoweniger hat sich in den letzten Jahren die Anzahl der weiblichen Aerzte sehr vermehrt. Großbritannien dürfte deren jetzt über zweihundert haben, und wenn sie auch unter den siebenunddreißigtausend Aerzten, die sich im englischen Adreßbuch finden, nur eine kleine Zahl bilden, so werden sie den männlichen Collegen doch insofern gefährlich, als die englischen Damen die weibliche Behandlung vorziehen. Die Anstellung weiblicher Aerzte wird in England immer allgemeiner. Manche üben die Privatpraxis aus oder bekleiden die Stelle einer Assistenzärztin; aber in der Regel finden sie in den Krankenhäusern Verwendung. Schon jetzt scheinen sie oft bis in die fernsten Erdenwinkel berufen zu werden, um in den Krankenhäusern und als medicinische Missionarinnen Dienste zu thun. Fast jede größere indische Stadt hat einen geprüften weiblichen Arzt. Unter den verschiedenen Stellungen, die die weiblichen Doctoren einnehmen, sind beispielsweise die medicinischen Beiräthe von Lebensversicherungsgesellschaften und Postämtern. Auch fungiren sie als Inspectoren der Mädchenschulen und als Aerzte für elternlose Kinder, sowie noch in zahlreichen anderen Stellungen. Das Honorar richtet sich nach dem Einkommen der Kranken. Wer die Chemie sich zu seinem Studium erwählt hat, ist berechtigt, als Chemikerin zu prakticiren, nachdem die Candidatin das „Minor" Examen, zu dem nicht Personen unter 21 Jahren zugelassen werden, bestanden hat. Diejenigen, welche Apothekerin werden wollen, unterziehen sich einer weiteren, der „Major" Prüfung. Dieser Beruf bietet den Frauen gute Aussichten; denn z. B. in Krankenhäusern, wo sie die Arzneien zu bereiten haben, erhalten sie 90 Lstr. das Jahr und noch mehr. Die Zahl der im Lehramte thätigen Frauen ist sehr groß. In den Kleinkinderschulen oder Kindergärten finden sich nur Lehrerinnen, in den Elementarschulen sind sie viel zahlreicher vertreten als ihre männlichen Collegen. Die letzte Volkszählung ergab 50000 Lehrer und 140000 Lehrerinnen. Die Lehrerinnen an den Elementarschulen erfreuen sich zum Theil als Staatsbeamte einer sicheren Existenz. Die wissenschaftlichen Lehrerinnen jedoch befinden sich bis auf den heutigen Tag in einer ziemlich üblen Lage. Selbst die Head Mistress oder Lady Principal kann von dem Curatorium, das sie angestellt hat, jederzeit wieder abgesetzt werden. Daher pflegt dies bei der Assistant Mistress erst recht zu geschehen. Hierzu kommt noch, daß der Besuch der höheren Mädchenschulen in England sehr kostspielig ist. Wer seiner Tochter eine abgeschlossene Bildung auf einer guten Mädchenschule zu Theil werden lassen will, hat dafür ungefähr 6000 ℳ aufzubringen, selbst wenn sie zu Hause ißt und trinkt. Will die Tochter aber alsdann noch dem Universitätsstudium ob-

liegen, so sind hierzu noch 12000 bis 15000 ℳ nöthig. Heut zu Tage findet jedoch keine Lehrerin an den besseren Schulen Stellung, die nicht eine der höheren Prüfungen bestanden hat, welche an den verschiedenen Universitäten Großbritanniens und Irlands stattfinden. Eine solche Lehrerin muß aber nicht nur gut vorgebildet sein; sie muß sich neben der Lehrmethode auch die Kunst, eine Schule zu organisiren und zu leiten, erworben haben. Das Gehalt dagegen, das solche akademisch gebildete Lehrerinnen beziehen, ist nicht sehr hoch und vor allen Dingen recht verschieden. In dem Report of the Royal Commission on Secondary Education finden wir, daß die Lehrerinnen (Assistant Mistresses) an den besten Schulen höchstens 147 Lstr. erhalten, an den Tagesschulen (Externaten) 113 Lstr., an den weniger guten Schulen 84 bis 112 Lstr. Ja, es giebt selbst Lehrerinnen, die nur 35 bis 60 Lstr. beziehen. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß die Lehrerinnengehalte immer mehr fallen.

Vor einigen Jahren wurden drei Damen als Assistentinnen an der Sternwarte in Greenwich angestellt. Auch an der Cambridger Sternwarte ist jetzt eine solche thätig. Die Arbeitszeit ist unregelmäßig, da oft während der ganzen Nacht gearbeitet werden muß. Innerhalb der letzten zwanzig Jahre sind sechs Damen zu Fellows of the Entomological Society of London ernannt worden. Außerdem haben noch andere Damen viel in der Entomologie gearbeitet. Vorlesungen über Insectenkunde werden gehalten im Durham College of Science in Newcastle-on-Tyne, und ebenso im Yorkshire College zu Leeds. Auch ist die Entomologie ein Gegenstand besonderen Studiums im Horticultural College zu Swanley. Doch würde es gegenwärtig nutzlos sein, Entomologie zu studiren, um dadurch eine einträgliche Stelle in Großbritannien zu erlangen. Nachdem man in den Vereinigten Staaten mit Erfolg Frauen in Bibliotheken angestellt hat, folgt man jetzt auch in England diesem Beispiele und man ist mit ihnen sehr zufrieden. Ihr natürliches Geschick und ihre Ordnungsliebe sind Eigenschaften, die sehr gut gerade für diese Stellung passen. Seit 20 Jahren schon hat man daher Frauen in derartiger Stellung in Bristol und Manchester angestellt, und zwar 35 in Bristol und 80 in Manchester. Im Jahre 1892 beschäftigten 18 englische und schottische Bibliotheken Frauen in dieser Arbeit, gegenwärtig ist die Anzahl derselben aber schon bedeutend gestiegen. Jetzt sind in 81 Bibliotheken Frauen als Assistentinnen angestellt; in 44 Bibliotheken führen sie sogar den Titel Bibliothekarinnen. Die Bibliothekarinnen sind schlecht bezahlt; bis jetzt hat keine Frau mehr als 110 Lstr. verdient (Anfangsgehalt: 40 Lstr.), während die Assistentinnen als Höchstgehalt 50 Lstr. erreichen (Anfangsgehalt: 5 sh. wöchentlich.) Der Baumeisterberuf ist ein verhältnißmäßig neuer Erwerbszweig für Frauen. Zu diesem Zwecke hat man ein Institut, The Royal Institute of British Architects, gegründet, wo man sich einen geeigneten Bildungsgang verschaffen und sich wiederholten (3) Prüfungen unterziehen kann, welche gewisse Vorrechte verleihen. Als Verdienst werden in der Regel 5% von dem Werthe des Bauobjectes genommen. Zahlreicher finden sich Componistinnen, deren Ausbildung in allen Musikschulen erfolgen kann. Die für das Verlagsrecht zu zahlende Summe hängt von der Volksthümlichkeit der Componistin ab und steigt von 1 Lstr. aufwärts. Was den Schauspielerinnenberuf betrifft, so ist derselbe gegenwärtig recht bedenklich überfüllt. Zwar hat ein wirkliches Talent noch immer gute Aussichten; es giebt Beispiele von jungen Mädchen, die es in diesem Berufe sehr weit gebracht haben — sie erhalten wöchentlich 100 Lstr. und mehr —, aber diese Beispiele sind selten. Mittelmäßige Kräfte giebt es jetzt so viele, daß es ein Act der Täuschung und Grausamkeit sein würde, einer jungen Dame zu rathen, zur Bühne zu gehen. Außerdem bevorzugt ein Theaterdirector immer solche Kräfte, welche the Queen's English sprechen können und es auch im öffentlichen Verkehre sprechen. Anfängerinnen erhalten 12 Schilling die Woche. Wenn es nun auch talentvollen Schauspielerinnen nicht schwer wird, bald sich eines hohen Einkommens zu erfreuen, so muß doch zugegeben werden, daß die gegenwärtige Bezahlung dieses Standes im Durchschnitt eine ungewöhnlich schlechte ist. Vor Kurzem theilte eine englische Schauspielerin in einem Londoner Blatte mit, daß sie in einem dortigen Theater ein Engagement für 14 Schilling wöchentlich gefunden und daß sie dafür noch ihre eigene Kleidung zu bezahlen habe. Bei den besseren Theaterdirectoren erhalten Choristinnen in London im Durchschnitt 30—50 Schilling wöchentlich, Ballettänzerinnen 25—60 Schilling und selbst 80 Schilling, je nach ihrer Geschicklichkeit. In den Provinzen dagegen werden die Gagen jedes Jahr niedriger. 5 Lstr. wöchentlich ist schon ein seltenes Gehalt für die Vertreterinnen der Hauptrollen. Einige der erfolgreichsten Directoren von Reisegesellschaften zahlen Gehälter, von denen die Schauspielerinnen kaum ihren Lebensunterhalt bestreiten können. In einem Falle erhielt eine Dame, die in einem berühmten Lustspiel die Hauptrolle spielte, 30 Schilling. Sehr oft kommt es vor, daß Ehepaare zusammen engagirt werden; gemeinsame Gehälter für Mann und Frau von 40 und 45 Schilling sind dann sehr gewöhnlich. Die Schriftstellerin wird in England sehr gut, aber auch sehr schlecht bezahlt. Dies hängt ganz von der Tüchtigkeit der Person (der Eigenart und Vorzüglichkeit des Stils) und dem Geschmacke des Publicums ab. Wohlbekannte Romanschreiberinnen können 500 Lstr. und noch mehr für ein Buch bekommen; aber gewöhnlich werden für einen Roman nur 100 Lstr., sehr oft oft auch noch weniger (mitunter nicht mehr als 10—15 Lstr.) gezahlt. Die Höhe des Honorars für Aufsätze in Zeitschriften ist bedingt durch den Werth der betreffenden Zeitschrift und den Ruf der Verfasserin. Eine sichere und einträgliche Stellung (Staatsbeamtenstelle) wird durch den Eintritt in den Civildienst (Civil Service) erlangt, der alle Personen umfaßt, welche dem Könige in irgend einer Civilstellung dienen, im Gegensatz zu denjenigen, welche in der Landarmee oder in der Marine angestellt sind. Die Bewerberinnen haben sich Prüfungen zu unterwerfen, die in den Händen der Civil Service Commissioners liegen. Um die höchste Stelle (Clerk) zu erlangen, ist eine sehr schwere Prüfung zu bestehen, und es können sich wegen der strengen ärztlichen Untersuchung nur starke und gesunde Mädchen um solche Stellen bewerben. Die Vortheile des Civildienstes sind: dauernde Stellung, Ferien (1 Monat für Clerks, 21 Tage für Sorters und Telegraphists), mäßige Arbeitszeit (7 Stunden für Clerks, 8 Stunden für Telegraphists und Sorters täglich), ein stetig steigendes Gehalt, wenn auch die Zulagen nicht sehr groß sind, und eine Pension. Es sind mehr als 800 Frauen in dem Savings Bank Department, 900 in dem Central Telegraph und 450 in dem Postal Order Branch; außerdem besteht ein Clearing House Branch vollständig aus weiblichen Beamten.

Bücherbesprechungen.

— **Der Herzog von Lauzun und die intimeren Hofkreise 1747—93.** Von **Gaston Mongras**. Aus dem Französischen von Paul Bernstein. 2 Bände. Albert Langen, München 1901. — Dem Buche liegen, der Angabe nach, die Memoiren des Herzogs zu Grunde, welcher, nach Vergeudung seines Besitzes, unter Lafayette in Amerika gedient hatte, später nach Frankreich zurückgekehrt war und dort 1794 guillotinirt wurde. Das Buch gewährt unseres Erachtens sehr wenig des Interessanten. Es bietet eine Menge von Hof- und anderem Klatsch, übrigens ohne jene Beimischung des Grobsinnlichen, wie wir sie in der Saxe galante und anderen derartigen literarischen Erzeugnissen finden. Am meisten lesenswerth ist wohl derjenige Theil des Buches, der über den Kronprinzen, nachmaligen König, Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette handelt. Sind die Schilderungen richtig und nicht übertrieben, so war der König noch unfähiger und bornirter, als man es bisher anzunehmen gewohnt war. Die Uebersetzung verdient uneingeschränktes Lob.

—tg—

— Von dem Commentar zum **Invalidenversicherungsgesetze** vom 13. Juli 1899, welchen der kaiserl. Regierungsrath Dr. Konrat **Weymann**, ständiges Mitglied des Reichsversicherungsamts, im Verlage von Franz Vahlen in Berlin veranstaltet, ist kürzlich die zweite Lieferung erschienen. Dieselbe erfüllt die Erwartungen, welche wir schon bei der Besprechung der ersten Lieferung ausgesprochen hatten, in jeder Beziehung. Behandelt werden die §§. 44—96 des Gesetzes. Die zahlreichen Erläuterungen enthalten unter Anlehnung an die erlassenen Ausführungsbestimmungen und ergangenen Revisionsentscheidungen der obersten Spruchbehörde werthvolle Beiträge zur Beurtheilung von Einzel- und Zweifelsfragen, vielfach mit Berücksichtigung der sonstigen Fachliteratur. Wir können das Werk nur andauernd empfehlen, zumal der Gesammtpreis sich nicht zu hoch stellt. Die zweite Lieferung kostet 2 ℳ.

∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 75. Dienstag, den 25. Juni, Abends. **1901.**

Der Geburtsort des Ablaßpredigers Johann Tetzel.

Von Dr. Reinhold Hofmann.

Der Ablaßkrämer Johann Tetzel wurde schon bald nach seinem Tode zu einer sagenumwobenen Gestalt, die bis auf unsere Tage auf der einen Seite die eifrigsten Lobredner gefunden hat, auf der anderen mit leidenschaftlichem Haß und zorniger Verachtung verfolgt wurde. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Den Einen ist Tetzel der ehrenfeste, hochgelehrte Kämpfer für die Wahrheit, der treue Sohn seiner Kirche, wohl gar „ein heiligmäßiger Missionar“, den Anderen ein sittenloser, verkommener Mensch, ein würdeloser Possenreißer, ein „ungelehrter, grober Esel“. In der evangelischen Welt hat der vielgeschmähte Dominicaner erst in neueren Zeiten eine unbefangenere Beurtheilung gefunden. Auf katholischer Seite haben noch neuerdings V. Gröne (Tetzel und Luther &c. 2. Aufl. Soest 1860) und Paul Majunke (Geschichtslügen. Paderborn 1898) unkritisch und schönfärbend eine „Rettung“ Tetzel's versucht. Die beste Würdigung des vielgenannten „päpstlichen Ketzerrichters“ und kurfürstlich Mainzischen „Generalsubcommissars“, deren Streben nach Unparteilichkeit auch der Protestant anerkennen darf, verdanken wir dem katholischen Forscher Nikolaus Paulus (Johann Tetzel, der Ablaßprediger. Mainz 1899). Dieser schildert Gestalt und Wesen des Ablaßhändlers auf Grund zuverlässiger und zum Theil neuer Quellen also: „Tetzel war »ein großer, starker Mann«, »seiner Sprache beredt«, ein »weitberühmter Prediger«, vor Allem ein guter Volksredner und geschickter Ablaßverkündiger, »ziemlich gelehrt«, wenig bescheiden, vielmehr in seinem Auftreten »sehr kühne« und anspruchsvoll. Daß er durch besondere Tugenden sich ausgezeichnet habe, läßt sich aus den Quellen nicht darthun; aber ebensowenig kann man nachweisen, daß er sich schwere sittliche Vergehen zu Schulden kommen ließ.“ So wird sich die Anschuldigung, Tetzel sei wegen Ehebruchs zu Innsbruck vom Kaiser Maximilian I. zur Strafe des Ersäufens verurtheilt, vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen aber losgebeten und zu lebenslänglichem Gefängniß in der Heimath begnadigt worden, ebenso die Behauptung, Tetzel habe anstößig über die Jungfrau Maria gepredigt, nach Paulus' Untersuchungen nicht mehr aufrecht erhalten lassen. „Tetzel war »seines Lebens alsohin« (mittelmäßig, leidlich), nicht schlimmer, auch nicht tugendhafter als manche andere Ablaßprediger. Wäre er nicht mit Luther in Conflict gekommen, so würde er wohl heute kaum dem Namen nach bekannt sein.“ Dieses Urtheil des katholischen Gelehrten deckt sich mit dem einige Jahrzehnte älteren protestantischen: „Tetzel war wohl nicht schlimmer als andere seines Zeichens, aber das Licht der Reformation hat auf ihn grellere Schlagschatten geworfen.“ (Böttcher-Flathe, Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen I, 447.) Tetzel, der die unmittelbare Veranlassung zu Luther's Auftreten gab, ist zu einer typischen Gestalt geworden, auf die zahlreiche Züge anderer Ablaßprediger und Mönche, wie sie damals in dem religiös erregten Deutschland umliefen und mit Behagen weiter erzählt wurden, übertragen worden sind. „Er wurde der Held der zahlreichen Schwänke, in denen die Ablaßverkündiger eine meist wenig beneidenswerthe Rolle spielten.“ Zwei Vorwürfe bleiben an der durch Sagenbildung vielfach entstellten Person des päpstlichen Gnadenpredigers haften; diese richten sich gegen sein geldgieriges, prunkendes, marktschreierisches Auftreten und gegen die ungehörige Haltung seiner Unterbeamten. Auch viele Anhänger der alten Kirche nahmen an der Art seiner Ablaßverkündigung und daß er „den Löseschlüssel gar zu gröblich mißbrauchte“, Anstoß, so sein eigener Ordensbruder und Landsmann Johann Lindner, der „Pirnische Mönch“, im Uebrigen ein leidenschaftlicher Feind des „blutaufrührerischen, abtrünnigen, treulosigen Wittenbergischen Papstes Merten Luter“ und seiner „wurmstichigen, giftigen Lehre“. Dieser sagt von ihm: Tetzel, ein weitberühmter Prediger, „führte die Gnade um etliche Jahre lang. Männiglich trug erst Gefallen an seiner Lehre; er erdachte aber ungehörte Wege, Geld auszugewinnen, machte allzu milde Promotiones, richtete allzu gemeine Kreuze in Städten und auf Dörfern auf, daraus letzlich beim gemeinen Pofel Aergerniß und Verachtung folgte und solches geistlichen Schatzes Tadlung von wegen Mißbrauchs.“

Ueber Tetzel's Leben ist, obwohl er weit und breit in deutschen Landen herumgekommen ist und allgemeines Aufsehen erregte, nicht allzuviel Zuverlässiges bekannt. Fast gar nichts wissen wir aus seiner Jugendzeit. Als sein Geburtsort galt zwei Jahrhunderte lang die Stadt Pirna an der Elbe. Erst M. Johann Jakob Vogel, „Diener am Worte Gottes zu Panitzsch, Sommerfeld und Althayn, Leipziger Dioeces“, hat im Jahre 1717 in seinem „Leben des Päbstlichen Gnaden-Predigers oder Ablas-Crämers Johann Tetzels“ die falsche Ansicht aufgebracht, Tetzel sei in Leipzig geboren. Er sucht die Bewohner dieser „lieblichen und wohlgebauten“ Stadt ob dieses Mißgeschickes zu trösten: es sei ja unter dem Himmel nichts Ungewöhnliches, daß in einem wohlangelegten Garten auf einem Strauche zugleich anmuthig riechende Rosen und stachlichte Dornen wachsen, daß in einem wohlgebauten Nest wohlgestalte und lieblich singende Vögel, unterweilen aber auch ein sich selbst zu Spott machender und häßlicher Kuckuck oder unersättlicher Raubvogel ausgebrütet wird, daß auf einem öffentlichen wohlangelegten Wochenmarkte nebst Kränzemachern und Kränzeweibern unterweilen ein stinkender Käse- und Steifmatz-Händler seinen Stand findet.“ Vogel hatte „in des alten Burgkeller-Schreibers Andreä Höhls geschriebenen Leipzigischen Annalibus“ gelesen, daß Johann Tetzel's Vater ein Goldschmied zu Leipzig gewesen sei; dessen Namen glaubt Vogel ermittelt zu haben in dem in einem „uralten Leipziger Raths- oder Schöppenbuch“ verzeichneten Bürger und Goldschmiede Johann Dietze (Tietze), der im Jahre 1440 sein Haus auf der Grimmischen Gasse verkaufte. Dieses angebliche Geburtshaus unseres Ablaßhändlers an der Ecke der Grimmaischen Straße und der Reichsstraße (das Platzmann'sche Haus) ist im April 1895 abgebrochen worden. Um nun Dominicaner und Goldschmied in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu bringen und die Kluft zwischen den Namensformen „Dietze“ und „Tetzel“ zu überbrücken, hat Vogel Folgendes ausgeklügelt: Da Johannes eines von den letztgeborenen Kindern, wo nicht gar unter seinen Geschwistern das letzte, und also nach gemeiner Art derer Eltern das „Hetzschelgen“ oder das liebste Kind gewesen sei, hätten Hans und Margareta Tietze diesen Sohn, weil sie mit ihm also getitzet, nicht ihren Dietzen, sondern Detzel, Dötzel, Thitzel oder Tetzel, d. i. den kleinen Dietze genannt. Diese wunderliche Beweisführung, die bis auf unsere Tage auch in wissenschaftlichen Werken Aufnahme gefunden hat, sucht Vogel zu stützen durch zwei in der That beachtenswerthe urkundliche Zeugnisse: sowohl in der allgemeinen Matrikel, als in der der philosophischen Facultät der Leipziger Universität wird Leipzig als Tetzel's Geburtsort angegeben. 1482 ist der nachmalige Ablaßprediger inscribirt als „Johannes Tetzil de Lipzk“ (Vogel: Tezelius de Lipsia) und 1487 ist er als zum philosophischen Baccalaureat Promovirter eingezeichnet als „Johannes Thitzell de Lipczid“. Der Herausgeber der Leipziger Universitäts-Matrikel, G. Erler (1. Bd. 1895, 2. Bd. 1897) hebt hervor

daß in ihr „der Regel nach die Heimath immer nach dem Geburtsort bezeichnet werde". Die gewichtigsten Gründe nöthigen uns jedoch zu der Annahme, daß bei Tetzel's Immatriculation die sonst übliche Sitte, die Heimath nach dem Geburtsorte zu bezeichnen, nicht befolgt worden ist. Wir finden auch anderswo, daß die (übrigens oft fehlenden und nicht selten unzuverlässigen) Ortsangaben hinter den Personennamen in den Universitätsmatrikeln auch zuweilen den Ort angeben, an dem die Inscribirten oder deren Eltern sich zuletzt aufhielten: so ist, um nur ein bekanntes Beispiel herauszugreifen, Luther in Erfurt als „Martinus Ludher ex Mansfeld" eingeschrieben. Die Vogel'sche Ansicht, Tetzel sei in Leipzig geboren als Sohn des Goldschmieds Dietze, die seit 1717 fast unumschränkt geherrscht hat und in weitaus die meisten neueren und neuesten Geschichtswerke und in die Conversationslexika übergegangen ist, habe ich schon 1887 in meiner Pirnaer Programmabhandlung: „Die kirchlichen Zustände der Stadt Pirna vor ... 1539" und 1893 in meiner „Reformationsgeschichte der Stadt Pirna" als irrthümlich bezeichnet und Pirna als Tetzel's Heimath nachzuweisen gesucht. Im Folgenden stelle ich die Beweise für meine Behauptung, die von Einigen bestritten, von Anderen aber, so von dem neuesten Tetzelbiographen Dr. Nikolaus Paulus, als berechtigt anerkannt worden ist, vervollständigt vor einem größeren Leserkreise zusammen.

Zunächst behaupten Tetzel's Zeitgenossen übereinstimmend, er sei ein Pirnaer Kind. Besonders ins Gewicht fällt das Zeugniß des aus Pirna gebürtigen „Pirnischen Mönches" Johann Lindner, der den größten Theil seines langen Lebens bis an seinen Tod (um 1530) im Pirnaer Dominicanerkloster zugebracht und hier sein umfangreiches, zum größten Theil noch ungedrucktes geographisch-historisches Sammelwerk (handschriftlich in der Leipziger Rathsbibliothek) verfaßt hat: dieser nennt seinen Ordensbruder „Johannes Tetzel von Pirna". Petrus Albinus in seiner handschriftlichen Chronik der Stadt Pirna (aufbewahrt in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden) und in seiner 1589 erschienenen Meyßnischen Land- und Berg-Chronica, sowie sämmtliche Pirnaer Chronisten, deren Aufzeichnungen über Pirna handschriftlich im Pirnaer Rathsarchiv liegen, lassen den Ablaßkrämer von Pirna gebürtig sein. Luther und sein Biograph Joh. Mathesius wußten nicht anders (ut comperta referunt), als daß Tetzel „zu Pirna in Meißen an der Elbe" das Licht der Welt erblickt habe (so berichtet Veit Ludwig v. Seckendorf in seinem Commentarius de Lutheranismo 1686). Die Stadt Pirna an der Elbe wird so übereinstimmend als Tetzel's Geburtsort genannt, daß an das in der Amtshauptmannschaft Grimma gelegene Dorf Pyrna nicht gedacht werden kann. Vogel selbst führt in seinem Leben Tetzel's eine große Anzahl von „papistischen", lutherischen und reformirten Schriftstellern auf, die Pirna als Tetzel's Heimath angeben, und giebt zu, daß auch „der gemeine Mann" dieser Ansicht sei; er hätte unter den Gewährsmännern, die Pirna als „die unglückliche Mutter" des „großen Klamanten" beklagen, auch noch den 1546 gestorbenen Friedrich Myconius und viele Andere nennen können. Auch auf einem alten Bildniß Tetzel's, das Gottfried Hecht seiner noch zu erwähnenden, im Jahre 1717 zu Wittenberg erschienenen Vita Joannis Tezeli vorgesetzt hat, wird er Johannes Tetzelius Pirnensis genannt. Dasselbe Bild findet sich mit geringfügigen Abweichungen in Vogel's Buch, aber hier ist die Unterschrift eigenmächtig in Johannes Tetzel „von Leipzig" abgeändert. Zu allen diesen Zeugnissen für Pirna kommt noch ein entscheidendes urkundliches hinzu, das ich im Pirnaer Stadtarchiv gefunden habe: es ist nämlich in den Geschoßlisten der (zwei ältesten) Kämmereirechnungen dieser Stadt in den Jahren 1479 und 1503 unter den Communes Inquilini (den Hausgenossen, unansässigen Bürgern) ein Matthes Tetzel (1479 Maths tetczel, 1503 Mats thetzell) verzeichnet, wohl des Ablaßkrämers Vater. Dieser muß 1503 gestorben sein, denn in der Stadtrechnung des nächsten Jahres 1504 erscheint an derselben Stelle „die Tetzlin", seine Wittwe. Die nächste erhaltene Kammerrechnung gehört dem Jahre 1512 an; in ihr ist der Name Tetzel verschwunden. Nach einer alten Ueberlieferung, die freilich nicht urkundlich zu begründen ist, war Johann Tetzel's Vater ein Weißbäcker. Im Elbgebiet begegnet uns ein Tetzel schon einmal im Jahre 1410 als Förster des Hinko Birke von der Duba, Herrn auf Scharfenstein (Gautsch, Aelteste Geschichte der Sächsischen Schweiz, S. 71). Bekannt ist die schon 1343 nachweisbare und im 15., 16. und 17. Jahrhundert wiederholt auch politisch hervortretende Nürnberger Patrizierfamilie Tetzel. Das Brustbild eines Jobst Friedrich Tetzel und dessen Wappen (in Wachs, bezeichnet 1611) findet sich im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Unser Ablaßprediger schreibt sich selbst Tetzel, Tetzel, Tetzell. Seine Zeitgenossen nennen ihn ebenso; daneben findet sich wohl auch die Form Tezelt (Paul Lang, Naumburger Chronik) und Tetzlerus (in einem Briefe des Justus Jonas an Paul Lang. 1519). Georg Fabricius (gestorben 1571) erzählt in seinen Annales urbis Misniae zum Jahre 1508, der Meißner Bischof Johann VI. habe prophezeit, Tetzel werde der letzte Ablaßprediger sein. Da habe ein gelehrter Kanonikus zu ihm gesagt, „Tetzel" heiße in der türkischen Sprache Teufel. Hierauf habe der Bischof nichts erwidert, sondern nur laut gelacht.

Die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit mit dem Ablaßhändler Tetzel ist in der Stadt Pirna zu jeder Zeit lebendig gewesen und geblieben bis zum heutigen Tag. Der Pirnaer Schulrector und Chronist Tobias Petermann bemerkt in einem Briefe vom Jahre 1669 (Hecht, vita Tezeli S. 19), Tetzel's elterliches Haus befinde sich „noch heute" in der Tuchmachergasse: so hieß bis in's 19. Jahrhundert hinein der obere Theil der jetzigen Schmiedestraße. Auch in einer 1717 erschienenen Schrift (Christian Gerber, Die Unerkannten Wohlthaten Gottes in dem Chur-Fürstenthum Sachsen) findet sich die Angabe, der „famose Ablaßkrämer Johann Tetzel sei in der Tuchmachergasse zu Pirna geboren gewesen, welches Haus itzo die Frau Lorentzin besitzet". Heute noch bezeichnet man das Arldt'sche Haus in der Schmiedestraße als Tetzel's Geburtshaus. (Blos der Vollständigkeit wegen erwähne ich, daß mir der 1892 verstorbene Lohgerbermeister J. H. Arldt wiederholt mündlich versichert hat, er habe früher eine solche Handschrift besessen, in welcher der Name Tetzel vorgekommen sei; er habe sie jedoch verliehen und von dem ihm nicht mehr bekannten Entleiher nicht wiederbekommen.) Seit wann die über drei Meter hohe verwitterte alte Steinsäule, die ein halbes Stündchen unterhalb der inneren Stadt Pirna nahe an der Straße nach Dresden steht, die sogenannte „welsche Marter" (1455 die „wellische Marter") auch die Namen Tetzelsäule, Tetzelstein, Tetzelsche Marter führt, vermag ich nicht zu sagen. Tobias Petermann nennt sie „die welsche Marter an der Dresdner Straße". Noch jetzt erzählt man sich im Volke, Tetzel habe einst bei ihr seinen Ablaßkram aufgeschlagen. Die Säule steht nicht mehr auf dem ursprünglichen Flecke. — In der volksthümlichen Literatur, durch Uebertragungen alter Schwänke auf Tetzel &c. wurde später die Gestalt des „unverschämten" Ablaßkrämers arg mitgenommen. So wurde im Jahre 1617, als man „im ganzen Kurfürstenthum Sachsen das Jubeljahr den 31. October, 1. und 2. November gehalten, zu Pirna von Luthern und Tetzeln eine Comoedia agiret". Vielleicht war dies die Komödie Tezelocramia eines unbekannten Verfassers, die „bei dem 1617 gefeierten Jubilaeo zum Vorschein kommen ist". Auch der Eilenburger Geistliche Martin Rinkart, der Dichter des Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott", hat ein dramatisches Spiel „Tetzel" verfaßt und im Jahre 1618 aufführen lassen. — Daß Tetzel eine Schwester in Pirna gehabt habe, erzählt der märkische Chronist, Mag. Peter Haftitz, der — wohl in der Zeit von 1544 bis 1547 — die Pirnaer Lateinschule besucht hat. Dieser schreibt in seinem 1597 vollendeten, in der königl. Bibliothek zu Dresden handschriftlich aufbewahrten „Märkischen Jahrbuch": „Johann Tetzel von Pyrne in Meißen bürtig hat (mit seinem unverschämten Ablaßhandel) unsäglich Geld aus Deutschland geführt und seine Schwester, so zu Pyrne gewesen, reich gemacht, daß sie bei meiner Zeit, als ich damals frequentieret, vier stattliche Pferde, derer sich auch ein großer Herr nicht hätte schämen dürfen, auf der Streue gehalten und ihren Kaufhandel damit getrieben." Daß Tetzel sich mit dem Ablaßgelde bereichert habe, machen ihm sowohl der päpstliche Gesandte Karl v. Miltitz, als auch der schon genannte Bosauer Benedictinermönch Paul Lang zum Vorwurf. Der letztere nennt den Johannes „Tetzelt" einen sehr reichen Ablaßprediger und giebt als Beweis dafür an, daß er bei seinem Tode mehr denn 2000 Gulden, die er der himmlischen Fundgrube entfremdet und entzogen, hinterlassen habe. Daß Tetzel sich diese Summe widerrechtlich angeeignet habe, bestreitet Nik. Paulus; denn er habe sich diese 2000 Gulden von seinem Gehalte — Tetzel bezog für die zwei Jahre 1517—19, während deren er den Ablaß für die Peterskirche verkündigte, monatlich 80 Gulden — sehr wohl ersparen und darüber letztwillig verfügen können. — Vielleicht ist es nicht allzu kühn, zu vermuthen, daß Johann

Tetzel's Vater, der in Pirna nur zur Miethe gewohnt hatte, mit seiner Familie um 1480 von Pirna nach Leipzig verzogen ist, um den in der Lateinschule seiner Vaterstadt vorgebildeten, befähigten Sohn dort studiren zu lassen. Hierfür spricht der Umstand, daß in der nächsten nach 1479 erhaltenen Pirnaer Kämmereirechnung vom Jahre 1490 sein Name fehlt. Als der Sohn seine Universitätsstudien beendet hatte (im October 1487 war er zum Baccalaureus der freien Künste promovirt worden) und seit dem Eintritt in das Leipziger Dominicanerkloster versorgt war, kehrte der Vater nach Pirna zurück: im Jahre 1503 erscheint er wieder in dem Geschoßverzeichniß, und zwar zahlt er den niedrigsten Steuerbetrag der Hausgenossen, halbjährlich 1 Groschen, während er 1479 den Höchstbetrag, halbjährlich 4 Groschen, entrichtet hatte. Wenn sich aber die Tetzel'sche Familie um 1480 in Leipzig niedergelassen hatte, so erklärt es sich leichter, wie der junge Tetzel in der Universitätsmatrikel als „von Leipzig“ bezeichnet werden konnte. Seine Vaterstadt hat Johann Tetzel später wiederholt besucht: in den Jahren 1515, 1517 und 1518, im letztgenannten Jahre in Begleitung des Ordensprovinzials. Er herbergte im Dominicanerkloster. Der Pirnaer Rath schickte nach Ausweis der Kämmereirechnungen dieser Jahre „Patri Teczeln“, „Doctor Teczel“, „Geschenke“, „Wein und Bier ins Kloster“. Wahrscheinlich ist er auch 1507 in Pirna gewesen. Daß er, wie einige wollen, in seiner Vaterstadt Pirna (nicht in Leipzig) das Ordenskleid erhalten habe, ist nicht zu erweisen. — In den Tagen der Leipziger Disputation 1519 ist Tetzel in Leipzig verschieden. Seine letzte Ruhestätte fand er vor dem Hochaltar der dortigen Klosterkirche seines Ordens, der Paulinerkirche. Der Pirnaer Rector und Chronist Tobias Petermann will sein „Grabmonument“ dort noch gesehen haben. Martin Luther hat dem entwaffneten Gegner edelmüthig einen Trostbrief geschrieben, den wir als verloren beklagen. Auch das Lebensende des vielgenannten Dominicaners ist von der Sage umrankt. Ueber die Art seines Todes sind später allerlei „erschröckliche“ Dinge erzählt worden. Die einen lassen ihn an gebrochenem Herzen in Verzweiflung sterben, andere an einem hitzigen Fieber oder an der Pest; wieder andere behaupten gar, er sei von den Mönchen seines Klosters in eine Cloake gestürzt worden.

Daß Tetzel in Pirna geboren ist und sich hier auch später wenigstens zeitweilig aufgehalten hat, ist eine unumstößliche Thatsache. Die Behauptung, daß er auch in Pirna gestorben und begraben sei, beruht auf einem schon von Jacob Thomasius und Seckendorf zurückgewiesenen Irrthum. Er ist veranlaßt worden durch das oft beschriebene, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammende Tetzelbild in der Pirnaer Stadtkirche. Dieses war jedoch ein Spottbild, kein Epitaph. Tobias Petermann beschreibt es folgendermaßen: Daß fürgegeben wird, als wäre hier zu Pirna ihm (Tetzeln) ein Epitaphium aufgerichtet worden, so ist zwar nicht ohne, daß eine Schrift in der Stadtkirchen allhier zu unser lieben Frauen sich befindet. Aber diese Schrift ist ihm viel mehr zum Schimpf und Hohn, als zu Ehren gesetzet worden. Denn solches Gemäldes etwas weiter zu gedenken, so ist er oben, an der Kirchen Schwibbogen selbst, als ein Krämer und frecher Landfahrer gemalet, sitzend auf einem Esel und nicht auf einer Saue, wie zwar von vielen Scribenten fürgegeben wird. In der rechten Hand hält er ein Täfelchen, in welchem geschrieben stehet: LEGE EIN, LEGE EIN, LEGE EIN. In der linken Hand hält er ein Gebund, nicht schwarze Rabenfedern, wie es etliche deuten, sondern Fuchsschwänze. So schwebet auch über seinem Haupte (welches nunmehro, da die Kirche anno 1708 im Monat Julio und Augusti renovieret worden, ausgestrichen ist) ein Vogel; weil der Name nicht dabei stehet, kann [dieser] eigentlich nicht erkennet werden. Um seinen Kopf her schwärmen allerlei Grillen, Fliegen oder Wespen und dergleichen Geschmeiß, so auch verstrichen ist. Der Esel hat einen langen Schwanz, zu dessen Ende auf einem Täfelchen geschrieben stehet: ABLASS. Für ihm findet sich ein gemalter Kasten, und auf demselben eine Schüssel oder Becken, darinnen man vielleicht die Ablaßpfennige geleget, daß man gesehen, ob sie gütig oder ungütig seien. Vor dem Kasten kömmt eine baurische Hausperson mit einem hintergeschleppten Kinde in einem weißen Hemde gegangen und reicht ihm einen Ablaßpfennig dar, wobei nicht weit davon diese Ueberschrift sich befindet, auf die alte Manier also aufgezeichnet:

O yr Deutzsche, merkt mich recht,
Des heiligk vater bapst knecht
Byn ich vn breng evch itzt allen
C zehn M und IX hundert Carren
Gnad vnd ablas für ever svndt,
Vor evch, ever eltern, weib und kint.
Sol ein ider gewert seyn,
So vil er legt im Kasten ein.
So balt der gülden im Kasten klingt,
Im Huy die sehl in Himel sich schwingt.

Ein wenig unter dieser Schrift ist gemalet ein Täfelchen mit diesen eingezeichneten Buchstaben: V. D. M. I. E. — Daß Tetzel die von Majunke und anderen angefochtenen Verse:

„Sobald das Geld im Kasten (ins Becken) klingt,
Die Seele in den Himmel (oder: aus dem Fegfeuer) springt“

wenigstens dem Inhalte nach gepredigt hat, kann nach der Ueberzeugung des Katholiken Paulus keinem Zweifel unterliegen. Die in Annaberg, Jüterbogk, Magdeburg, Braunschweig, Ulm und an anderen Orten gezeigten „Tetzel'schen Ablaßkästen“ aber haben mit unserm Ablaßprediger höchstwahrscheinlich nichts zu thun. Das „Tetzelbild“, auf der Nordseite der schönen Pirnaer Stadtkirche, gegenüber der Kanzel, eine künstlerisch werthlose Wandmalerei, die schon bei der Reinigung der Kirche im Jahre 1708 überstrichen und bei der unglücklichen Renovation im Jahre 1802 noch gründlicher beseitigt worden war, ist bei der letzten Erneuerung der Kirche 1889 wieder zum Vorschein gekommen, jedoch nur in ganz undeutlichen Umrissen, die ich selbst noch gesehen habe. Der schon genannte Brandenburgische Chronist Peter Haftitz schreibt über das Tetzelbild, das er bald nach seiner Entstehung gesehen hat: „Diesem Gotteslästerer, Gefäß der Ungerechtigkeit und organo Diaboli (Werkzeug des Teufels) zu Hohn und Spott und ewigem Gedächtnis seiner Buberei und unverschämten Lügen hat Ein Ehrbarer Rath zu Pyrna, als man die neue Pfarrkirche anno 1545 vollends verfertigte, ihn auf einer großen Sau reitende und in der Hand einen großen Ablaßbrief mit vielen anhangenden Siegeln habende, sammt seinem Ablaßkasten und vielen deutschen Reimen seiner gotteslästerischen Lehre und Lügens hoch unter's Gewölbe an den Seiten gegen dem Predigtstuhl über abmalen lassen, da es wohl, weil die Welt stehet, bleiben und seiner gedacht wird werden, ungeacht, daß seine Schwester und Freundschaft viel darumb thun und es abschaffen wollen, aber alles vergeblich; denn des gotteslästerischen Buben unverschämte Lügen müssen der Posterität zur Warnunge kund und offenbar werden.“ Des eifrigen „weiland Rectoris bei der Schulen zu Berlin und Cöln an der Spree“ sichere Hoffnung auf die unvergängliche Dauer des Tetzelbildes hat sich nicht erfüllt; es ist nunmehr für immer verschwunden.

Bücherbesprechungen.

— **Beiträge zur Förderung christlicher Theologie.** Herausgegeben von D. Schlatter und D. Cremer. — Kreyher, Die Weisheit der Brahmanen und das Christenthum. — Bach, Der Glaube nach der Anschauung des Alten Testaments. — Sommer, Die Ehe nach der Lehre des römischen Catechismus. — Gütersloh, Bertelsmann. 1901. — Die „Weisheit der Brahmanen“ ist in gewissem Sinne wieder modern geworden. Wir haben selbst erfahren, daß sogar „Seminaristinnen“ — wer kann wissen, auf welchem Wege sie dazu geleitet wurden — eine gewisse Begeisterung dafür zeigten! Kreyher unterzieht die Grundgedanken dieser Weltanschauung sowohl in ihrer Verwandtschaft wie in ihrem Gegensatz gegen die Lehren der christlichen Offenbarung einer Prüfung. Eine außerordentlich dankenswerthe Aufgabe, die mit großem Geschick gelöst ist. „Die Weisheit der Brahmanen“, das ist das Resultat, zu dem der Verfasser gelangt, „im grauen Alterthum entstanden und bewunderungswürdig durch ihre Frische und durch ihren Scharfsinn, giebt die religiöse Weltanschauung des natürlichen Menschen und wird, wie man wohl sagen kann, von den meisten Philosophen des Alterthums und der Neuzeit immer aufs Neue vorgetragen. Nimmt man hinzu, daß sie namentlich in der Form des Buddhismus die Denkweise des größten Theils der Menschheit noch heute beherrscht, so wird die hohe Meinung des jungen Indiens von der arischen Urreligion wohl begreiflich. Auch wir fühlen uns sympathisch berührt von ihrem Idealismus und ihrer Sehnsucht nach Erlösung und stellen sie, namentlich in ihrer erbaulichen Form, unbedenklich höher als den Islam, der nur als Abfall,

Verfälschung und Antichristenthum zu begreifen ist. Sicherlich könnte sie wie die classische Philosophie als Wegbereitung, Vorstufe und Ahnung der Wahrheit betrachtet werden, und von Herzen möchten wir dem großen stammverwandten Volke wünschen, daß sie ihnen thatsächlich dazu diene. Aber nicht nur die aufgehende Sonne wirft ihre Schatten, sondern auch die untergehende, und wenn in der Christenheit selber brahmanische Gedanken über Gott, Welt und Seele Verbreitung finden, so können wir nicht daran zweifeln, daß es Abendschatten sind, welche den Anbruch der Dunkelheit verkünden." Gehört Bach's sorgfältige Arbeit auf streng theologisches Gebiet, so hat Sommer's treffliche Abhandlung für weitere Kreise Interesse. Sie deckt klar und entschieden den inneren Widerspruch auf, in dem Rom sich bewegt, wenn es die Ehe für ein Sacrament erklärt und dennoch dem Priester die Ehe untersagt. G. B.

— Kügelgen, Constantin von, Lic. theol., Luther's Auffassung der Gottheit Christi. Leipzig, Richard Wöpke. 1901. 66 S. 1,60 ℳ. — In drei Abschnitten: Die Präexistenz Christi, Die irdische Existenz Christi, Die Postexistenz Christi, behandet der Verfasser sein Thema, zahlreiche Stellen aus Luther's Werken zusammentragend. Eine erschöpfende, insbesondere die allmälige Entwickelung berücksichtigende Darstellung dieses Centralstückes der Lehre Luther's wird erst möglich sein, wenn der große Schatz noch ungedruckter Predigten veröffentlicht ist. Eine solche Darstellung wird auch noch viel mehr das persönliche Glaubensleben Luther's berücksichtigen müssen. Wie viel liegt allein in den an den wichtigsten Punkten seines Lebens immer wieder freudig und zuversichtlich gesprochenen Worten: „Mein Herr Christus!" An zwei Stellen (S. 14, 25) hat der Verfasser Citate aus der Weimarer Ausgabe Bd. 20 gebracht. Es dürfte zweifelhaft sein, ob man Luther's Auffassung mit Stellen aus jenen von Buchholtzer herausgegebenen Predigten belegen darf. G. B.

— Die Affaire Dreyfus. Der Siegeszug der Wahrheit von Emile Zola. Uebersetzt von Paul Sellger, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Fast gleichzeitig mit dem von uns besprochenen Buche von Jos. Reinach ist die vorliegende Schrift Zola's veröffentlicht worden. Man mag über Zola als Schriftsteller denken wie man will: zweifellos ist, daß er sich in der Dreifus-Affaire (sagen wir lieber „Angelegenheit") als ein ganzer Mann erwiesen hat, der in und außerhalb des Gerichtssaals dem Sturme der öffentlichen Meinung in Frankreich, welche großentheils gegen ihn gerichtet war, muthig und unter großen persönlichen Opfern, ja selbst mit Gefahr für seine persönliche Sicherheit und sein Eigenthum standhielt. Das Buch wird deshalb und wegen der außergewöhnlich schönen Schreibart, welche durch die Uebersetzung ins Deutsche nicht viel verloren zu haben scheint, auch für Solche Interesse und vielleicht dauernden Werth haben, welche im Uebrigen der Dreyfus-Angelegenheit ziemlich überdrüssig sind. Viel Neues enthält es übrigens nicht, denn sein Inhalt besteht im Wesentlichen, wie der Verfasser selbst hervorhebt, aus bereits früher bekannt gegebenen Artikeln. —tg—

— Lebendige Bildung und ihre wahren, ernsten Grundgesetze. Beitrag zur Volkserziehung von Alfred Wolf. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt, 1901. Preis 2 ℳ 40 ₰. — „Welch ein unsagbares Glück, wenn wir Menschen uns der sicheren Wege klar bewußt wären, die Jugend und damit die Zukunft gesunden zu lassen, sie von den Fesseln der Degeneration allmälig zu befreien und mehr und mehr emporzuleiten in die Höhen reinen Menschenthums!" (S. 22.) In diesen Seufzer des Verfassers des vorliegenden Buches mag Mancher von Herzen einstimmen, obwohl eine genauere Angabe darüber, was er mit den „Fesseln der Degeneration" eigentlich meint, dringend erwünscht wäre. Ob aber das Buch sich geeignet erweisen wird, die sicheren Wege zu den Höhen reinen Menschenthums kennen zu lehren, ja ob es auch nur eine namhafte Förderung zu gewähren vermag in dem Streben nach diesem Ziele, das erscheint uns in hohem Grade fraglich. Wir finden, mit klangvollen, aber sinnarmen Redensarten von Molekularschwingungen im Gehirn, von Lebensmolekülen, Gehirnzellen, Nervenverästelungen, von atomistischer und dynamischer Bewegung und ähnlichen lockt man in der Pädagogik keinen Hund vom Ofen. Und vollends wo der Verfasser sich an der schwärmerischen Wortfülle seiner eigenen Sprache berauscht, da macht er uns geradezu den Eindruck eines unklaren Kopfes. „Lauschen wir hinein in die tiefsten Tiefen, wo aus uraltem Gestein die Grundwasser strömen, gewaltig und nie versiegend (im Druck steht versiechend!), so vernehmen wir die Stimme des alten Gottes der Fluthen, der wunderbar waltet und seine zahllosen Geister fort und fort emporsendet aus Licht, zu schaffen und zu treiben und zu wachen über die Reinheit des Stromes. Das ist die Religion, der Urquell des Volkslebens, mit ihren himmlischen Heerschaaren und dem regsten und treuesten Diener, dem Engel der Liebe, an der Spitze" (S. 25). Wer sich bei diesen und ähnlichen Salbadereien etwas Vernünftiges denken kann, dem sprechen wir unsere neidlose Bewunderung aus. Uns ist es glattweg unmöglich, einzusehen, welchen greifbaren Werth für den Lehrer der ganze allgemeine Theil des Buches (bis S. 64) haben kann. Der zweite, umfänglichere Theil des Buches (S. 67—160) besteht aus einer Sammlung freier Kinderaufsätze aus dem vierten und fünften Schuljahre, die sich in drei Abschnitte gliedert: 1) Das Kind und die Natur, 2) Aus dem Leben des Kindes in Schule und Haus, 3) Religiös sittliche Betrachtungen. Der Verfasser urtheilt in seinem Vorworte über diese Stilproben folgendermaßen: „Keime und junge Triebe des reinen Herzens sind es, von denen der Duft schöner Menschlichkeit wundersam ausströmt, eine Blüthenlese im höchsten Sinne des Wortes." Wir behaupten dem gegenüber zunächst einmal, daß der Ausdruck „freie" Kinderaufsätze kaum genau zutrifft. Denn manche von diesen Arbeiten, zumal aus der dritten Abtheilung, sind so unkindlich wie möglich. Diejenigen aber, denen die Bezeichnung freie Arbeiten wirklich zukommt — es mag unserthalben die Mehrheit sein —, haben die Veröffentlichung durch den Druck schwerlich verdient. Was sie an Eigenartigem bieten, wird keinem Lehrer, der den deutschen Unterricht auf dieser Stufe gegeben hat, fremd oder überraschend sein, und wenn der Verfasser sich von ihnen „eine unmittelbare Anregung für eine tiefgehende und zugleich erleuchtende Volksbildung" verspricht, so können wir diese seine Hoffnung in keiner Weise theilen. Auf jeden Fall ist der großsprecherische Titel des Buches eine für eine gewisse Gattung von Bücherschreibern bezeichnende Anmaßung und Selbstüberschätzung, der auch durch die schärfste Zurückweisung kein Unrecht geschieht. R. B.

— Durch die Krim und den Kaukasus. Reisebriefe von Paul Benndorf. Mit Abbildungen nach Originalphotographien. Leipzig, Commissionsverlag von Eduard Strauch. 1899. — Der Titel des kleinen, hübsch ausgestatteten Werkchens verspricht etwas mehr als es hält; denn die Reise, von der uns der Verfasser berichtet, führte zu Schiff von Odessa nach Sewastopol, von wo aus die Reisenden auf einer kurzen Küstenwanderung die berühmten Badeorte an der Südwestküste der Krim: Baida, Alupka, Livadia und Jalta besuchten und hier das Schiff bestiegen, welches die Reisenden nach einem Besuche von Kertsch in der gleichnamigen Meerenge nach Noworossisk brachte, wo die Eisenbahnfahrt nach Wladikawkas angetreten wurde. Auch auf dieser Strecke machte man kurze Ausflüge nach den Mineralbädern des nördlichen Kaukasus und fuhr dann von Wladikawkas aus im Tarantaß auf der „grusinischen Heerstraße" über den Kamm des Kaukasus nach Tiflis, dessen Sehenswürdigkeiten, voran Radde's berühmtes Museum und die Schwefelbäder, besucht wurden. Von hier führte die Reise mit der Bahn nach Batum und von dort zu Schiffe wieder nach Odessa. Führt uns auch die Reise nicht durch die Krim und beschränkt sie sich im Kaukasus auf eine viertägige Wagenfahrt durch das Gebirge, so berührt sie doch in der Krim sowohl wie im Kaukasus die landschaftlich schönsten Partien und die für die leidende Menschheit so segensreichen, heilkräftigen Bäder, also dasjenige, was von beiden Ländern den Leser am meisten interessirt, so daß das auch mit Photographien wohl ausgestattete Buch als belehrende Unterhaltungslectüre wohl empfohlen werden kann. Dr. F.

— Franz Bendt, Katechismus der Trigonometrie. Mit 42 in den Text gedruckten Figuren. Dritte erweiterte Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1901. Geb. 2 ℳ. — Dieser etwas mehr als neun Bogen umfassende „Katechismus" wendet sich an Leser, die aus praktischen Zwecken sich mit den Lehren der Trigonometrie vertraut machen wollen. Drei Viertheile des Buches beschäftigen sich mit der ebenen, das letzte Viertel mit der sphärischen Trigonometrie. Angeschlossen ist eine Zusammenstellung der wichtigsten trigonometrischen und goniometrischen Formeln. Die zahlreichen Aufgaben, denen eine vollständige Auflösung beigegeben ist, werden namentlich denen willkommen sein, die sich die Trigonometrie durch Selbstunterricht aneignen wollen. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 76. Donnerstag, den 27. Juni, Abends. **1901.**

Zu Herman Grimm's Gedächtniß.

Obwohl Die, welche ihn kannten und wußten, daß er mit den Beschwerden des Alters ringe und gegen den Verfall der körperlichen Kräfte ankämpfe, es deutlich vor Augen sahen, daß doch auch hier die Bürde und Zahl der Jahre unerbittlich ihren Tribut einforderte, kam ihnen die Kunde von dem schnellen Tode Herman Grimm's unerwartet. Es schien nicht möglich zu sein, daß ein Mann, der so oft und so siegreich in den letzten Jahren seines Lebens körperlichem Ungemach widerstanden hatte, der sich durch die Widerwärtigkeiten der Krankheit, die ihn wieder und wieder heimsuchte, nicht hatte abhalten lassen, geistig thätig zu sein, endlich doch und so bald in dem heftigen Kampfe, der allmälig seine Kräfte aufgezehrt hatte, unterliegen würde. Nach dem Maße, das wir gewöhnlich anzulegen pflegen, hat Herman Grimm ein hohes Alter erreicht; als ihn der Tod ereilte, stand er im vierundsiebzigsten Jahre. Wer ihn sah, wie er bedächtig und sicher einherschritt, den hohen schlanken Körper fast ungebeugt, den feinen Künstlerkopf vom vollen, schlicht zurückgestrichenen weißen Haar bedeckt, das durchgeistigte vornehme Gesicht umrahmt vom weißen Bart, die Augen liebenswürdig lächelnd, der hätte ihm ein Jahrzehnt weniger gegeben. Er hat einsam gelebt in seiner Wohnung am stillen Matthäikirchplatz, umgeben von Büchern, Bildern und Bildwerken, allein mit seiner Schwester, die ihm nach dem Tode seiner Gattin eine treue Pflegerin und Stütze geworden war. Er war ein alter Mann, dem die Freunde, mit denen ihn feste Bande verknüpft hatten, gestorben waren und der nun für sich und mit sich zu leben gezwungen war, ein Mann, der es nicht mehr liebte, lärmende Gesellschaften aufzusuchen und neue Bande zu knüpfen, der aber gern mit den Wenigen sprach, die ihn besuchten, und über Alles redete, was ihn selbst und die Gegenwart augenblicklich beschäftigte. Trotz seiner Jahre, die ihm das Haar weiß gefärbt hatten, war er im Herzen jung geblieben und nahm Theil an Allem, was die Welt Neues hervorbrachte. Er bewunderte die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts und erzählte von den Zeiten, da man an sie noch mit keinem Gedanken gedacht und die schnelle Bewegungsfähigkeit unserer Tage für jemals möglich gehalten hätte, da er selbst zu einer Reise von Cassel nach Heidelberg noch lange Tage gebraucht habe. Er hatte seine Freude daran, wie schnell wir heute auf allen Gebieten vorwärts gehen, und besaß eine Aufnahmefähigkeit alles dessen, was die Zeit an Neuem hervorbrachte, die man sonst nur bei der begeisterten Jugend findet. Ohne an der Hast und Rastlosigkeit, die unser gegenwärtiges Leben erfüllt, wo Eines das Andere schnell weiterschiebt und verdrängt, wo wir über der auf uns eindringenden Ueberfülle von neuen Dingen keine Zeit mehr finden, dem Einzelnen eine liebevolle Betrachtung zu widmen, theilzunehmen und sich durch sie beirren und bestimmen zu lassen, trat Herman Grimm vorurtheilslos an das Neue, das sich seinen Augen bot, heran; er prüfte es lange vorsichtig und unbefangen als ein Mann, der viele Dinge und Menschen bereits erlebt und große Erfahrungen gesammelt hatte. Wenn er glaubte, daß eine Sache seine Unterstützung verdiene, dann bot er seinen ganzen Einfluß auf, um sie zu fördern. Wenn er einen Menschen, von dessen großen Verdiensten er überzeugt war, nicht theilhaftig werden sah der Ehre, die er verlangen durfte, dann erhob er seine Stimme wieder und wieder, bis er sich Gehör verschafft hatte und sein Verlangen erfüllt war. Wie hat er, um nur ein Beispiel zu geben, von Peter Cornelius gesprochen, da der Meister noch lebte und dann als er gestorben war! In Cornelius, so sagt er, fand, was griechische, italienische und germanische Kunst bis dahin getrennt hielt, seine Versöhnung; indem sich Cornelius von fremdem Einfluß immer mehr befreite, hat er in seinen letzten Werken den menschlichen Körper aufgefaßt, als sehe er ihn zum ersten Mal und habe ihn nie von Anderen gemalt und gezeichnet gesehen, und dadurch, daß er sich so streng an die Natur hielt, hat er zugleich die eigenthümliche Richtung des germanischen Geistes auf das scharf Individuelle zu befriedigen gewußt. Die einfachen großen Leidenschaften der Menschheit bilden den Inhalt seiner Arbeiten. Niemand seit Michelangelo's Tode hat der Kunst so ungeheure Aufgaben gestellt, wie Cornelius sie mit zunehmenden Jahren immer gewaltiger faßte und immer großartiger löste; er ist ein Künstler im höchsten Sinne. Wie Michelangelo und Raphael greift er nach allen Seiten in das geistige Leben des Volkes und sucht das darzustellen, was die Geister am Tiefsten bewegt. Wie aber trotz Allem, fragt Herman Grimm, stand er mit seinem Streben und dem, was daraus hervorgegangen ist, dem deutschen Volke gegenüber? Und diese Frage beantwortet er ganz sachlich, aber doch so, daß man in den scheinbar leidenschaftslosen Worten die Entrüstung und den Schmerz hört, daß an einem solchen Geiste der Art gehandelt werde: darben läßt man ihn freilich nicht. Ein ehrenvolles, glänzendes Alter ist ihm zu Theil geworden. Allein während für das, was man officiell Kunst nennt, die größten Summen ausgesetzt und ausgegeben werden, nicht nur kommt nichts zur Ausführung von den bei Cornelius bestellten Gemälden, deren Cartons, wo sie erscheinen, Alles verdunkeln, so unscheinbar dieses graue Papier mit den Kohlenstrichen darauf dasteht, sondern es kann jetzt nicht einmal so viel in Berlin erlangt werden, daß für die Cartons zu den in München von ihm ausgeführten Gemälden, die man besitzt und verschlossen hält und deren bleibende Aufstellung den größten Einfluß auf die deutsche Kunst ausüben würde, nur ein paar einfache Wände hergerichtet werden, an denen sie dem Volk sichtbar seien. Und was das Allerschlimmste ist, weder Uebelwollen noch Intrigue scheinen das zu verschulden, sondern die völlige Abwesenheit des Gefühls für den Schaden und die Schande, die man dem Volk zufügt und sich selber auflädt, trägt die Schuld daran. Vielleicht aber, daß es Schiller und Goethe nicht besser gegangen wäre, wenn sie zu Raphael's und Michelangelo's Zeit geschrieben und gedichtet hätten. Das sagte Herman Grimm im Jahre 1862, fünf Jahre vor Cornelius' Tode und ein Jahr nach des Meisters Hingang kam er wieder zu dem alten Thema zurück. Wenn er vorher dem Lebenden die ihm gebührende Ehre zu gewinnen gesucht und gehofft hatte, so bewog ihn nun der Wunsch, kraftvoll einzutreten dafür, daß man wenigstens den Werken des großen Todten eine würdige Unterkunft schaffe und dadurch wenigstens einigermaßen gut mache, was man vorher mit oder ohne Bewußtsein gesündigt. Nicht ohne Grund verweile ich bei diesem Falle, der ja nur ein Beispiel sein sollte für Herman Grimm's Art, sich eines Menschen anzunehmen. Dieser Fall ist auch noch sonst charakteristisch genug, denn er zeigt, wie Herman Grimm Zeit seines Lebens die Dinge ansah, die seine höchste Theilnahme hatten. Was er über Cornelius als einen Lebenden gesagt, fände in diesem Sinne, nun der Meister todt sei, keine Anwendung mehr, denn über Hinweggegangene urtheilten wir anders, da ihre Laufbahn nun einen Abschluß habe, das Ende zu den Anfängen zurückkehre, etwas Abgethanes vor uns liege, zugleich aber nun auch ein Ganzes. Bis in seine letzten Tage hatte Cornelius auf die Ausführung der alten großen Pläne gehofft, mit denen man ihn, den von der Welt angestaunten ersten Künstler der Welt, einst nach Berlin gelockt. Im Gefühl dieser hohen Stellung wurzelte er bis zuletzt. Die gänzlich veränderte Lage der Dinge sah er als eine vorübergehende Widerwärtigkeit an, wie Jahre eines Exils gleichsam, die abzuwarten seien. Er wuchs wunderbar

bis zu seinem Ende. Seine letzten Kohlenzeichnungen fingen an, aus Umrißwerken fast Malereien zu werden, so sehr nahm er Licht und Schatten in zarten Abstufungen zur Hilfe. Cornelius ist niemals stehen geblieben. Er ist fortgeschritten, sichtbar, bis seine Hände sanken. Und wer fand sich noch in diesen letzten Tagen, um seine Schöpfungen zu bewundern? Einige wenige von den jüngeren Leuten, einige wenige von den Alten, die übrig geblieben waren: Cornelius stand einsam da. Das ist meist die Stellung derer, die in die Achtzig kommen; es lag um ihn keine Welt ausgebreitet, die er gestaltet hätte, und es blieb, wenige Herzen ausgenommen, nirgends eine Lücke als er ging, die unausfüllbar war, hätte es auch in dem ersten Moment so geschienen. Und was war er uns denn, wie werden zukünftige Jahrhunderte die Lage der Dinge auffassen? Ein reiches blühendes Volk, so wird man vielleicht sagen, kümmerte sich um den größten Künstler, den es nach Jahrhunderten der Entbehrung endlich hervorgebracht, so wenig, als herrsche Ueberfluß an solchen Männern. Es fand kaum mehr als verlegene Worte des Anstands, um den Verlust zu betrauern, es fühlte nicht die Verpflichtung, seine Werke auszuführen. Ja es erhob sich, als von deren Unterbringung in einem öffentlichen Local fast wie von einer Wohlthat nur die Rede war, die krächzende Stimme eines Mannes: es sei doch wohl zu viel, alle Cartons in diesem projectirten Museum aufzustellen, da Cornelius' Arbeiten dann besser berechtigten Werken den Platz wegnehmen würden! Und an diese Ausführungen knüpft Herman Grimm eine Betrachtung, die für ihn sehr bezeichnend ist: „Was ich hier ausspreche, soll jedoch kein Vorwurf sein. Wem gegenüber denn wäre er zu erheben? Nur das Factische, den momentanen Thatbestand wollte ich zusammenfassen; auch um eine Art von Document zu schaffen für den künftigen Geschichtschreiber des großen Meisters, für welches Jemand einsteht, der die Dinge miterlebt hat und dem daran liegt, daß die Wahrheit gesagt werde. Im Uebrigen bin ich weit entfernt, die Zeiten anzuklagen. Wer auch dürfte das heute? Ich sehe und ahne die herrlichsten Keime geistigen Lebens in ihnen und bin nicht so ungeduldig, um die paar Jahre nicht abwarten zu können, deren es bedürfen wird, um den Treibsand der Politik von den Aeckern wieder verschwinden zu lassen, für welche die Politik deshalb, weil sie sie überdeckte und niederhielt, Treibsand war. Niemand aber, der Deutschland tiefer kennt, wird sich irre machen lassen durch die scheinbare Verflachung der höheren geistigen Cultur, welche eingetreten ist. Zu alt und deutlich ist die Geschichte der germanischen Völker, als daß das Erlebniß eines Umschwunges, wie ihn die letzten Jahre brachten, den Glauben erwecken dürfte, alle die ewigen (im irdischen Sinn ewigen) Gesetze, nach denen der deutsche Geist fortschritt und zur Blüthe gelangte, seien nunmehr ungiltig geworden und Zeiten im Anbruch, Völker in der Entstehung begriffen, für welche die Kunst, das Wort im umfassendsten Sinne gebraucht, nicht mehr der Maßstab sei, nach dem die geistige Potenz der Nationen gemessen werde. Niemals werden diese Zeiten anbrechen. Mag in den letzten Jahren durch Staatsmänner und Feldherren geschehen sein was da will, mögen wir diese Männer mit Alexander und Perikles vergleichen, immer werden doch die Jahre nicht ausbleiben wieder, wo das richtende Urtheil der Geschichte Homer und Phidias höher stellt als Alexander und Perikles. Die deutsche Einheit wurde durch den letzten Krieg sichtbar gemacht, aber sie stammt von den Männern her, welche, da sie eine einige deutsche Sprache schufen und ihre herrlichen Gedanken in ihr niederlegten, den Gedanken dieser Einheit zum ersten Mal möglich machten. Ich brauche die Namen der Männer hier nicht aufzuzählen, in deren gemeinsamem Besitze das deutsche Volk sich seit langen Jahren einig gefühlt hat und im höchsten Sinne genommen selbst heute allein noch als ein einiges empfindet, das keine äußeren Grenzen auseinander halten. Fühlen wir das, wie wir sollten? Die Italiener wissen und bekennen, was sie Dante verdanken. Seit zwanzig Jahren aber wird in Berlin an einem Denkmal für Goethe gearbeitet und kein Platz findet sich, es aufzustellen. Man mag es doch nicht irgendwo nebenbei hinsetzen und die guten schönen Plätze sind entweder schon occupirt oder für verdienstreichere Männer mit Beschlag belegt. Doch auch dies soll kein Vorwurf sein. Als wenn Goethe's Gestalt nicht unsichtbar längst über ganz Deutschland thronte! Das ganze Land, seine Ebenen und seine Gebirge sind sein und seiner Genossen Piedestal. Und wenn zufällig Generationen in diesem Lande einmal nicht zu erkennen vermögen, was für die Blicke anderer Völker dann nur, sichtbar genug, sich in die Wolken erhebt, so sind das neblige Tage, die machtlos vorübergehen. Goethe, Homer und Dante, deren Werke von Männern, Frauen und von der Jugend gelesen werden, stehen auf Höhen über ihren Völkern, zu denen guter Wille nichts hinzuthun und von denen böser nichts hinwegnehmen kann, während Könige, Staatsmänner und Feldherren ihren Nachruhm vom Belieben der Geschichtschreiber zu empfangen haben, die einst allein ihre Depeschen in den Archiven lesen." Wenn man alle die Bücher Herman Grimm's, die von Kunst und Künstlern im weitesten Sinne des Worts handeln, mit einiger Aufmerksamkeit durchgeht, wird man wieder und wieder auf die Gedanken stoßen, die er in den von mir angeführten Sätzen ausgesprochen hat. Er hat sich so lange er lebte immer bemüht, den Einflüssen dieser Größten der Erde auf die Menschen von heute nachzuspüren, er hat sich stets bestrebt, mit klaren Worten darauf hinzuweisen, was wir den großen Todten zu verdanken haben, das Gefühl der Verehrung und Liebe in uns wachzurufen für die Menschen, welche durch ihre Ideen und Thaten die Welt vorwärts geschoben haben. Er hat sich in langen Jahren mit den großen Erscheinungen und gewaltigen Mächten der Vergangenheit auseinandergesetzt und ihr Verhältniß zur Gegenwart zu bestimmen gesucht, um dadurch für sich einen Führer zu gewinnen, der ihn sicher leite in die kommenden Jahre. In allen Zeiten hat eine Ahnung des Vergangenen und Zukünftigen über uns geschwebt, ein Gefühl kommenden Glücks oder Unheils hat unsere Schritte vorsichtiger oder leichter gemacht, Zuversicht und Besorgniß haben gewechselt. Herman Grimm erinnerte sich seiner Jugend, wo, wie er sagt, der gesammte Bereich der Geschichte noch einen bethörenden Anblick bot. Eine unwiederbringliche Vergangenheit lockte ihn an; die Erforschung uranfänglicher heroischer Zeiten erschien als das edelste Ziel der Wissenschaft. Die Menschen waren anfangs größer und stärker und sprachen mit den Ueberirdischen. Heute dehnte sich ihm das Vergangene als eine in ungleichmäßigem Lichte daliegende, unübersehbare Ebene freudlos vor seinen Augen aus. Richtete er seine Aufmerksamkeit dieser oder jener Stelle zu, so trat sie mit gleichgiltiger Deutlichkeit hervor, das Uebrige verharrte in Dämmerung und Verschwommenheit, und die gesammte Vergangenheit gewährte trotz unzählbarer Details kein Bild. Die Gegenwart wiederum, die ihm früher als unfaßbar erschien, bot eines. Das im Leben des Tages uns umdröhnende Gewirr von Thatsachen lasse sich, glaubten wir früher, nicht zusammen fassen. Goethe hat gesagt: „Unmöglich ist's, dem Tag den Tag zu zeigen." Diese Worte galten ihm heute nicht mehr, Goethe steckte in einer schwerfälligen Zeit. Ein ihm unbekanntes Element augenblicklicher Umwandlung des Geschehenden in Geschichte ist zu einem Theile unseres öffentlichen Lebens geworden. Wir sind uns wohl bewußt, daß das heute, gestern und morgen sich Ereignende der weiteren Zukunft, welche die uns noch geheim bleibenden Acten lesen darf, in Einzelheiten einen anderen Anblick gewähren wird; allein wir heute Lebenden erfahren aus directer Einwirkung der Menschen den Willen, die Absichten und die Kraft derer, die die Geschicke der Völker geistig und ungeistig heute formen und vorwärts bewegen, und wir glauben, daß die Gegenwart wichtiger als die Vergangenheit sei und unser Urtheil über sie zutreffender als das zukünftiger Generationen, obgleich diese mehr Details dann kennen. Die Zukunft aber, die früher freudig erwartet wurde, steht den Meisten heute drohend dicht bevor, wie ein Engpaß mit zum Einsturz sich neigenden hohen Felswänden, in deren Schatten hinein uns etwas drängt und vorwärts stößt. Zu diesen Meisten gehörte Herman Grimm nicht, er theilte nicht die Besorgniß, daß geistige Güter verloren gehen könnten. Er meinte, die Freiheit, die wir sicher hätten und die immer noch anwüchse, trüge jede Art von Selbstcorrectur in sich. Wo Andere den Mangel an innerem Frieden, den Verlust an äußerer Ruhe betrauerten und für unersetzlich hielten, sah er überall nur Gewinn. Immer noch hatten wir doch die lichten Tage mit ihrer Sonne und die stillen Nächte mit ihrem Schlafe. Ihm standen Entwickelungen der Menschheit vor Augen, von denen er wußte, daß sie mitzumachen ihm versagt sein würde, die ihm aber als so glänzend schön erschienen, daß er es um ihretwillen wohl der Mühe für werth erachtete, das menschliche Dasein noch einmal zu beginnen. In diesen Gedanken befangen, suchte er das Leben der Männer zu erforschen, die für ihre Zeit die Pegelhöhe des geistigen Zustandes bezeichneten, die wenigen, aber die unverwüstlichen; die ewigen Apfelbäume, die

der ewig nachwachsenden Jugend, soviel Früchte von ihnen abgeschüttelt werden, jeden Morgen in vollen Früchten getreu wieder entgegenlachen. Hier sah er unsere historische Arbeit für alle Zukunft, die Erforschung der Geschichte dieser Männer müßte unsere vornehmste naturhistorische Arbeit sein, wie er immer wieder betont hat. In seinem Roman „Unüberwindliche Mächte“, den er im Jahre 1867 veröffentlichte, ist die Rede von einem alten Herrn, der ursprünglich Maler werden wollte, dann seines Vaters Buchladen Jahrzehnte lang vorstand, um endlich, als ihm in seinem Sohn ein Geschäftsnachfolger herangewachsen war, den Rest seines Lebens dem Studium der Kunst zu widmen. Der alte Herr hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Alles persönlich zu untersuchen, was Europa an Kunstwerken beherbergte; er führte darüber genaue Tagebücher und war dabei, die Dinge schon zum zweiten, dritten Male durchzunehmen. Durch den Ernst, mit dem er diese Beschäftigung auffaßte, nahm es seiner umherfahrenden, unsteten Existenz den Schein des Launenhaften, Unnöthigen, den sie oberflächlich aufgefaßt, hätte annehmen können. Er hatte sich ein Amt erwählt in seiner Thätigkeit, das er gewissenhaft verwaltete. Er betrachtete die bildende Kunst als eines der wichtigsten Weltmomente und hielt die wenigen Leute, die gleich ihm eine eigennutzlose Beaufsichtigung der vorhandenen Werke zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, für Staatsdiener der höchsten Art, deren Verdienste, je unscheinbarer und verborgener sie wirkten, um so weniger je nach Würden und Gebühr anerkannt oder gar belohnt werden könnten. Dieser alte Herr, der eben so kurz charakterisirt worden ist, sagt einmal gelegentlich im Gespräch: „Nichts, behaupte ich, hat solchen Einfluß auf die gesammte geistige Entwickelung des Individuums als die Ausbildung des Auges.“ Mit diesem alten Herrn scheint mir Herman Grimm eine gewisse Aehnlichkeit zu haben. Obwohl er staatlich angestellter Professor der Kunstgeschichte war, für den man in Berlin eigens einen Lehrstuhl erst geschaffen, hatte er doch nichts mit den sogenannten Fachgelehrten gemein, die ein Stückchen Erde Jahr aus Jahr ein durchackern und durchpflügen, bis diese eintönige Arbeit ihre Kräfte erschöpft hat. Herman Grimm kannte nicht die Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet, dessen Gitter und Zäune ihn gegen alles umliegende Land abschlossen. Er war ein Mensch, der zu wandern liebte, so lange ihn seine Füße trugen durch Thäler, über Berge. Die Bergeskronen aber, auf denen die Sonnenlichter am längsten spielten, auf denen er klare, würzige Luft athmen konnte, von deren Höhe seine Augen weit, weit rings in die Lande gingen, liebte er vor allen. Und diese Liebe für die Berge sucht er auch uns mitzutheilen, er macht uns neugierig und erwartungsvoll, er sagt uns, bevor wir mit ihm die Wanderung nach den Höhen antreten, ein paar Worte über das, was wir dort oben an Schönheit und Glanz finden werden. Er besitzt die Kunst, uns zu überreden mit ihm zu gehen, ohne daß er sich dieser Kunst bewußt zu sein scheint. Eigentlich liebt er auch nur die Berge, die Thäler, welche zwischen ihnen liegen, durchwandert er eilig und mit ihrer Betrachtung hält er sich kaum auf, höchstens daß er einmal da auf eine seltenere Blume zeigt oder dort auf einen jungen kraftvoll aufstrebenden blüthenbedeckten Baum weist. Es zieht ihn wie mit unsichtbaren Fesseln nach oben und erst auf den Bergen wird ihm wohl. Es scheint manchmal als wüßte er von einer historischen Entwickelung der Dinge dieser Welt nichts, als hätte eine gewaltige Zauberhand die Großen der Erde mit einem Mal so wie sie sich uns darstellen unter all die vielen Kleinen gesetzt, als hätte es nie eine Zeit gegeben, wo auch diese Großen einmal als Kinder mit uns, mit den anderen auf der Gasse gespielt. Er scheint sie nur als ausgereifte Persönlichkeiten zu kennen, als Bäume, von denen man ja freilich auch annehmen muß, daß sie einst Knospen und Blüthen getragen, von denen man aber nur die lockenden Früchte in den sich schon färbenden Blättern sieht. Herman Grimm spricht von der Frühlingssonne, welche diese Bäume sprossen macht, von dem Sommerbrande, der auf dem grünen Laube geglüht, nur so nebenher. Man merkt ihm an, daß er es nur erzählt, weil man es vermissen würde, wenn er es ganz unterließe, für ihn kommt eigentlich nur der Herbst in Betracht oder vielmehr die Zeit, da unmerklich vor unseren Augen sich aus den Blüthen die Früchte bilden. Wie das wird, reizt ihn zu beobachten und reizt ihn auch zu erzählen. Der junge Goethe, der so schöne Liebeslieder gedichtet, interessirt ihn weniger als der reife Mann, der die Iphigenie, den Tasso, den Faust bildete, und er verweilt länger bei den späteren Jahren eines Menschenlebens und nicht nur deshalb, weil sie ihm inhaltreicher und tiefer dünken als die Jugend. Es widerstrebte ihm, ein einheitlich Geschlossenes, und dafür hielt er jede künstlerische Individualität, in seine Theile zu zerlegen und diese zu seciren und unter das Vergrößerungsglas zu legen, um nun jedes kleine Pünktchen, das etwa eine abnorme Lage einnahm, zu fixiren, die gründlichsten Studien einer ganz bedeutungslosen Sache zuzuwenden und das große Ganze, auf das es doch nur allein ankam, völlig aus den Augen zu verlieren. Wenn er von Goethe sprach oder über ihn schrieb, hatte er nicht das oder das Jahr vor sich, sondern ihm stand die Summe alles dessen, was Goethe während seines ganzen Lebens hervorgebracht, vor der Seele. Die Totalität einer Erscheinung fesselte ihn, nicht die oder jene Seite derselben. Die Philologen, die weiter nichts als Genauigkeit der Texte in möglichst vollkommenem Maße sicher zu stellen beabsichtigten, ohne sich um all das, was jenseit ihrer von ihnen eng begrenzten Aufgabe lag, zu kümmern, hatten sich seiner lächelnden aber doch sehr entschieden kundgegebenen Abneigung zu erfreuen. Er verfehlte nie bei Holbein's Bildniß des Erasmus von Rotterdam auf die festzugekniffenen Lippen des Philologen zu deuten und fügte dann wohl scherzend hinzu: „Mit dem Menschen möchte ich nichts zu thun haben.“ Alle jene Leute, die sich mit dem Anhäufen von Materialien, mit der Einregistrirung von Thatsachen in eine bestimmte Rubrik beschäftigten, ohne bei ihrer Kärrnerthätigkeit sich irgendwelche Gedanken zu machen, die über das Nächstliegende hinausgingen, hielt er für nothwendig, sie waren ihm untergeordnete Arbeiter, für die er einen Namen gefunden, der genau auf sie paßte. Er nannte sie „wissenschaftliche Beamte“, denen eine Existenzberechtigung zukam, die er aber natürlich seiner ganzen Anschauung der Dinge gemäß nicht hoch einschätzte. Einen sichtbaren Nutzen versprach er sich nur von jenen Staatsdienern der höchsten Art, die gleich jenem alten Herrn in seinem Roman sich bethätigten. Herman Grimm hielt es nicht für seine Pflicht oder Aufgabe, die Köpfe derer, denen er von Kunst und Kunstwerken zu sprechen hatte, mit Namen von Künstlern und Schulen, mit Daten, die sich auf ihre Arbeiten bezogen, vollzustopfen, daß schließlich gar kein Raum mehr für etwas Anderes blieb. Er sprach nur immer vom Höchsten, das der oder jener Meister hervorgebracht, und warf von hier einen Blick zurück auf die Jahre, die den vollkommensten Werken vorangegangen. Er lenkte nie auf Nebensächliches oder Minderwerthiges ab er schien gar nicht zu wissen, daß auch Derartiges vorhanden sei. Er kam auch nie auf seine Vorstudien und Untersuchungen, um mit deren einzelnen Phasen zu belästigen, er sprach gleich von dem fertigen Resultat, wie es sich ihm nach gründlicher Prüfung einer Sache dargestellt. Und wie er auch nicht mit Anmerkungen gleichsam redete, so schrieb er auch keine Bücher, die mit solchen belastet waren und die Augen fortwährend auf sich zogen. Wenn er sich einmal eine Ansicht von einer Sache, die er natürlich sorgfältig von allen Seiten betrachtet hatte, gebildet, hielt er auch an ihr fest, unbekümmert um das, was ihm dagegen gesagt wurde. Er war davon überzeugt wie von etwas Unumstößlichem, als könnte er gar nicht irre gehen. Er hatte etwas von dem Kinderglauben der auch an seiner Ueberzeugung festhält und sich durch nichts von ihr abbringen läßt. Gewiß konnte die oder jene Kleinigkeit zu berichtigen sein, das gab er ohne Weiteres zu; aber lohnte es der Mühe, davon ein großes Geschrei zu machen? Bei Streitigkeiten um nebensächliche Dinge pflegte er zu sagen: „Darauf kommt es nicht an, das kann man auf sich beruhen lassen.“ Er durfte das sagen, denn an den Kern einer Sache rührte es ja wirklich nicht. Herman Grimm war, wenn man das so ausdrücken darf, eigentlich Autodidakt auf dem Gebiete der Kunst. Nach vollendetem juristischen Studium, das ihn nicht befriedigt hatte, hatte er sich dann poetischen Versuchen gewidmet, zwei Dramen „Armin“ und „Demetrius“ und Novellen geschrieben, denen später ein großer zweibändiger Roman, dessen ich schon gedachte, folgte. Entweder weil er fühlte, daß in ihm doch keine ursprüngliche Dichterkraft verborgen sei, oder weil seine poetischen Versuche keinen großen Erfolg hatten, genug, er wandte sich literarischen und kunstgeschichtlichen Studien zu, die seine Zeit völlig in Anspruch nahmen. Später hat er einmal davon gesprochen, wie sich sein Interesse für die Kunstgeschichte geäußert und vergrößert habe. Es wurde durch Raphael geweckt, der ihm zuerst in vier Madonnen entgegentrat, die er von Kind auf vor Augen hatte. Im Zimmer seines Vaters hing Müller's Stich der Dresdner Madonna, auf die er selbst noch subscribirt hatte, bei seiner Mutter die belle jardinière

von Desnoyers, die Jungfrau im Grünen von Agricola und die Madonna della Sedia wiederum von Desnoyers. Er sah die Bilder an als etwas, ohne das die Welt nicht zu denken sei und sie prägten sich ihm so tief ein, daß, wenn eins von ihnen genannt wurde, ihm nicht das Original, sondern der Stich zuerst vor die Seele trat. Er erinnerte sich der Verwirrung, in die ihn der erste Anblick der wirklichen Madonna Raphael's in Dresden versetzte. Etwas ihm durchaus Vertrautes stand plötzlich in ganz anderer Gestalt vor ihm, er hätte, wäre er um ein Urtheil gefragt worden, dem Stiche den Vorzug gegeben, denn er kannte jede Schraffirung darauf und hielt die sich kreuzenden Linien für eine nothwendige Eigenschaft des Werkes. Wenn er zusammenrechnete, was in den Wohnungen der Freunde seiner Familie an Werken Raphael's in Stichen vorhanden war, so konnte er behaupten, im Anblick seiner gesammten Thätigkeit aufgewachsen zu sein. Bei Homeyers, die neben Grimms wohnten, hingen die vaticanischen Fresken in Volpato's Stichen, bei Gerhards Angelo Doni und seine Frau, die Farnesina und viel Madonnen. Alle diese Stücke kannte er einzeln genau, so wenig aber lag damals die herrschende chronologische Anschauung in der Luft, daß ihm nicht einfiel, diese Werke als Resultat einer Lebensentwickelung anzusehen, deren fehlende Theile gesucht werden müßten. Auch hörte er nirgends über Raphael sprechen. Eingepflanzt war ihm nur, diese Darstellungen als das Vornehmste im Bereiche der bildenden Kunst anzusehen. Die Raphael zugeschriebenen Gemälde des Berliner Museums, auch die Teppiche erweckten seine Theilnahme nicht. Den Anstoß zu einer anderen Anschauung der Dinge gab das Erscheinen von Guhl's Künstlerbriefen, die in Berlin das Interesse des Publicums für neuere Kunstgeschichte plötzlich wachriefen. In ihnen wurde persönlicher Zusammenhang der Werke und ihrer Urheber sichtbar. Man las wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie erzog und formte, wie ihre Werke sich als Producte ihrer Existenz erklären ließen. Raphael und Michelangelo wurden zu Persönlichkeiten. Zugleich zeigte Guhl, wie man es anzufangen habe, diesen Dingen selbständig weiter nachzuforschen. Die von ihm citirten wenig zahlreichen Bücher standen in der königlichen Bibliothek. Herman Grimm installirte sich nun im letzten obersten Winkel des großen Gebäudes in vollkommenster Einsamkeit und ruhte nicht eher, als bis er in der dort aufgestellten Literatur zu Hause war, um die fast Niemand sonst sich damals kümmerte. Dazu bot das königliche Kupferstichcabinet die nöthige Ergänzung. Das heutige lebendige Treiben erfüllte dieses Institut noch nicht, in den stillen Räumen hallten nur selten Schritte oder gar Geräusche wieder. In jener Zeit gelangte er zum ersten Male nach Rom. Ende Mai 1857 kam er an, die Stadt war von den Franzosen besetzt, das alte Rom Pius des Neunten. Der Schwarm der Winterfremden war schon davongeflogen. Die Stadt, damals noch völlig in sich versunken und von keiner Eisenbahn berührt, schien im Sonnenschein erstarrt wie in einem unbewegten Meer auf ewig vor Anker zu liegen. Die heißen Straßen, die erst Abends sich belebten, waren verlassen, wenn Herman Grimm Morgen für Morgen sich im schmalen Schatten der Häuser haltend zum Vatican pilgerte, wo er die unendlichen Treppen hinaufstieg und die ihm bald wohlbekannten Gänge durchwanderte, deren mauerkühle vom leisen Duft der im päpstlichen Garten blühenden Orangen durchhauchte Atmosphäre ihn manchmal noch in der Erinnerung umgab. An manchen Tagen begegnete er keiner Seele auf diesem Wege durch den ganzen Palast. An der Thür, zu der er wollte, wurde der Custode durch langsam verhallendes Geläute herbeigelockt, er ließ ihn ein und ging wieder. So verbrachte er lange ungestörte Stunden dort und in der Farnesina, die ebenso verlassen lag. Hier lebte er sich allmälig ein in Raphael's Werke, um endlich zu wissen, was er sähe. Abends wenn er wieder in seiner Stube auf dem Capitol saß, schrieb er nieder, was er tagsüber gesehen, aus der Erinnerung beschrieb er die Gemälde. So begann sich Herman Grimm selbst ohne jede fremde Hilfe zur Kunstgeschichte heranzubilden, so bildete er seine Augen. Und gerade so, wie er die seinen herangebildet, daß sie erst ordentlich sehen lernten, so bildete er auch die Augen derer, die bei ihm sehen lernen wollten. Er schwächte sie nicht vorzeitig dadurch, daß er sie das Kleine in möglichster Nähe genau betrachten lehrte, sondern er ließ sie von der Höhe der Berge, auf die er sie hinausgeführt, weit ins Land sehen, um ihre Kraft und Schärfe zu stärken. Herman Grimm gehörte zu jenen universalen Menschen, die überall Bescheid wissen, überall einmal zu Gast gewesen, da und dort sich wie zu Hause fühlen. Er gleicht einem rüstigen muthigen Mann, den es in der wanderfrohen Jugend in ferne Lande trieb und der sich allerlei Besitzthum als Andenken mit heimbrachte. Zu Hause aber beginnt er zu sichten und zu sondern das wirklich Kostbare von dem scheinbar Werthvollen, bis von all den vielen Dingen nur ein kleiner seltener Schatz bleibt. Und diesen betrachtet er Tag aus, Tag ein, ein langes Leben mit den gleichen entzückten Augen, mit denen er ihn in der Stunde, da er ihn erwarb, ansah. Je älter er aber wird, um so mehr hütet er ihn, weil er immer besser den Werth der Kleinodien schätzen lernt. Aber er läßt Andere theilnehmen an seiner Freude und bemüht sich, ihnen die verborgenen Schönheiten seiner Schätze zu entdecken; er hat nicht nur für sich gesammelt. Und wenn ein solcher Mann nicht mehr ist, pflegt man sich sein Leben zu vergegenwärtigen und das, was diesem Leben seinen Inhalt gab; wie er war und was er uns war. Man stellt die Fragen, die Herman Grimm selbst gestellt immer über Menschen, die ihn beschäftigten, nun in Bezug auf ihn selbst: er war ein Mann, der seinen eigenen Weg ging, keinen Beifall für sich suchte, dem es an der Sache nur lag, ein feiner und vornehmer Mensch, das, was man einen Gentleman nennt. Uns war er ein Lehrer, der uns gar nicht belehren zu wollen schien oder der es fast absichtslos that, der ein merkwürdig zartes Verständniß für wirkliche Größe und Schönheit hatte, der als eine Persönlichkeit auch in die Tiefe anderer Individualitäten drang, dem im höchsten Maße die Fähigkeit künstlerischen Nachempfindens eigen war, ein Mensch, der in der Kunst die Blüthe des Lebens sah und in ihr sie Andere sehen lehrte.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— Ludwig Philippson, Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? 2. Aufl., mit einem Vorwort von Professor Dr. M. Philippson. Leipzig (1901), M. W. Kaufmann. 64 S. kl. 8. Preis 1 *M.* — Eine kleine Schrift eines der geistigen Führer des modernen Judenthums wird hier von dessen Sohn neu herausgegeben, nachdem sie, vor 35 Jahren zuerst erschienen, längst vergriffen, aber wegen Eingehens des betr. Verlages nicht wieder aufgelegt war, obwohl sie nach des Sohnes Zeugniß, 11mal in fremde Sprachen übersetzt, sich allgemeinen Aufsehens in jüdischen Kreisen rühmen durfte. Sie mag als ein Beispiel modern jüdischer Behandlung der im Titel bezeichneten ernsten Frage noch jetzt beachtlich sein, obgleich sie, wenn jemals, so doch jetzt nicht mehr auf der Höhe wissenschaftlicher Betrachtung steht und den Anspruch nicht mit Recht erhebt, für unparteilich oder auch nur für sittlich tiefgrabend zu gelten. Die Juden sollen an Jesu Tod ganz unschuldig sein, da sie ja 1) Niemand haben hinrichten dürfen (so wenig, wie die Kirche bei der Inquisition im Mittelalter, welcher der Staat solche Mühe abnahm) und 2) weil die Evangelien keine zuverlässigen Geschichtsquellen seien, Tacitus aber nichts von jüdischer Mitschuld an Jesu Hinrichtung erzähle. Die Geschichtlichkeit der Evangelien ist aber jetzt nicht mehr so kurz abzuthun wie vor 35 Jahren, und aus ihnen erhellt ebenso wie aus den anderen Schriften des neuen Testaments (vgl. z. B. 1. Thess. 2, 15f.; Gal. 5, 11; 1. Cor. 1, 23) ohne Zweifel, was auch mit Tacitus und allen anderen Quellen am besten vereinbar und durch Werke wie Weber's „Jüdische Theologie“ (2. A. 1897) zu begreifen ist: daß die Oberen Israels den vom jüdischen Volke geliebten und gefeierten, zuletzt aber tumultuarisch preisgegebenen Reformator, Propheten und Messias-Anwärter Jesus aus particularistischer Eifersucht und gesetzlichem Verdienststolz verworfen und seine Hinrichtung durch die Römer herbeigeführt haben. Man kann sich freuen, wenn das gegenwärtige Judenthum seine Hände weiß waschen möchte; aber der rechte Weg dazu ist ein ganz anderer als der hier verfolgte advocatischer Künste. Vgl. vielmehr Sach. 12, 10.

G. Schnedermann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 77. Sonnabend, den 29. Juni, Abends. 1901.

Dalberg als Statthalter von Erfurt.

Von Carl Reineck.

Eine seltene Unruhe erfüllte am 21. August 1802 die alte kurmainzische Stadt Erfurt. Vor den Häusern standen die Bürger in ernstem Gespräch und die Straßen entlang, in der Richtung des Krämpfer Thores, strömte die Menge, um dem Einzug eines preußischen Occupationscorps beizuwohnen. Das Band, welches Erfurt mit Mainz über tausend Jahre, erst in schutzherrlicher, dann seit 1664 in landeshoheitlicher Weise verknüpft hatte, war durch den Lüneviller Frieden, nach welchem das Erfurter Gebiet an die Krone Preußen fiel, zerrissen, der Krummstab des heiligen Martinus, welcher so lange über der filia fidelis Moguntinae sedis schützend gewaltet hatte, gesunken und der preußische Adler über derselben aufgestiegen. Plötzlich und unerwartet war der jähe Wechsel hereingebrochen und tief daher die Trauer, welche er bei dem größten Theil der Bürger Erfurts hervorrief. Wenn sich z. B., als Johann Philipp von Mainz im Begriff stand die von Parteihaß und Selbstsucht geschwächte Stadt unter dem Beistand Ludwig's XIV. seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, die Blicke der einsichtsvollsten Patrioten hoffnungsvoll nach Norden gewandt und die Kurzsichtigkeit des Rathes, welcher so ganz den rechten und einzigen Helfer in der Noth, den Großen Kurfürsten, übersah, beklagt hatten, so war heute von dieser Hinneigung, sich unter Preußens Schutz zu begeben, wenig oder nichts zu bemerken. Es spielten sich vielmehr beim Einmarsch der Truppen Scenen ab, bei denen namentlich ältere Leute in tief ergreifender Weise über den sich vollziehenden Wechsel klagten und das Ende der milden Herrschaft von Kurmainz durch laute Aeußerungen des Kummers bekundeten. Und in der That rechtfertigten die Verhältnisse diese Stimmung. Seitdem Kurfürst Johann Philipp die Stadt für das Erzstift in Besitz genommen, genoß sie unter dem Regiment wohlwollender Statthalter die Segnungen des Friedens. Mit Ausnahme des siebenjährigen Krieges, welcher bei der preußenfeindlichen Stellung des Kurfürsten Friedrich Karl seine Wogen auch über das Erfurter Gebiet wälzte, blieb sie vor äußeren schmerzlichen Einflüssen und Aufregungen bewahrt. Auch innerhalb ihrer Mauern traten nur wenig Ereignisse ein, welche die Oberfläche ihres öffentlichen Lebens in Bewegung setzten, und diese: hier und da ein Act hochnothpeinlicher Gerichtsbarkeit, ein anderes Mal das berühmte Rhinozeros, vielleicht dasselbe, welches auch Gellert's Verwunderung erregte, oder die Anzeige der weimarischen Hoftheatergesellschaft unter der Direction Bellomo's, paßten sich in ihrer geringen Bedeutung so sehr dem Bedürfniß der bürgerlichen Gesellschaft nach Abwechselung an, daß die breiten Schichten derselben kein Verlangen nach größerer, politischer trugen. Aber auch die gebildeten Stände sahen dem Einmarsch der Preußen nicht ohne Beklemmung entgegen. Der größte Theil der kurmainzischen Statthalter, mit Ausnahme Boyneburg's und Warsberg's, hatten wenig gethan, was der Kunst und Wissenschaft zu Gute gekommen wäre. Größtentheils bei ihrem Amtsantritt schon in vorgerückterem Alter und bar des Ehrgeizes, welcher die unvermeidliche Triebfeder ruhmwürdiger Thätigkeit bildet, begnügten sie sich, die unumgänglichen Obliegenheiten ihrer Würde zu erfüllen, und überließen sich im Uebrigen mit Behagen den Freuden der Tafel, der Jagd, oder der Unterhaltung. Das war aber seit 1772 anders geworden. In diesem Jahr war ein Mann an die Spitze der Verwaltung getreten, welcher mit einem auf Akademien, Reisen und in den Kreisen der großen Welt ausgebildeten Geist einen unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit und Liebe zu allem Nützlichen und Schönen verband und der auf dieser Grundlage eine so segensreiche Thätigkeit entfaltet hatte, daß sein Verlust allein genügte, dem eingetretenen Regierungswechsel die schmerzliche Bedeutung zu geben, wie sie die einleitenden Worte gekennzeichnet haben: Carl Theodor v. Dalberg, Statthalter von Erfurt, nachmaliger Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas und Erzbischof. Seinen politischen Lebensgang jenseits der Zeitgrenze zu verfolgen, innerhalb deren sich unsere Betrachtung bewegt, soll nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, wohl mag sie aber darin bestehen, ihn in seiner Wirksamkeit als edler Menschenfreund, als Statthalter und guter Genius Erfurts zu schildern und ihn in diesen Eigenschaften von Neuem der dankbaren Erinnerung des lebenden Geschlechtes näher zu rücken.

Ein würdiger Nachkomme verdienstvoller Ahnen wurde Dalberg am 8. Februar 1744 zu Mannheim als ältester Sohn des Frhrn. Heinrich v. Dalberg geboren. Zu seinen Geschwistern zählte er Maria Anna Helene, welche mit Franz Carl, regierendem Grafen v. d. Leyen und Geroldseck vermählt war, und den sechs Jahre jüngeren Wolfgang Heribert, welcher am 28. September 1806 starb. Letzterer ist uns bekannt als kurpfälzischer Geheimer Rath und späterer badischer Staatsminister, mehr aber noch durch seine Beziehungen zu Schiller, da er es war, welcher zuerst und allein dem jungen Dichter freundlich entgegenkam und es durchsetzte, daß die „Räuber“ in Mannheim aufgeführt und später „Fiesko“ sowie „Kabale und Liebe“ auf die Bühne gebracht wurden. Auf ein ruhmvolles Geschlecht zurücksehend — stand dasselbe doch so hoch in Ansehen, daß Kaiser Maximilian I. ihm die Ehre zuerkannte, zuerst vor allen anderen Edelleuten des Reiches bei der Kaiserkrönung zum Ritterschlag aufgefordert zu werden und auf den Ruf: Ist kein Dalberg da? einen seiner Sprößlinge vortreten zu lassen, um den Ritterschlag zu empfangen — wurde der junge Dalberg wie viele seiner Vorfahren dem Dienste der Kirche geweiht und in Vorbereitung zu seinem künftigen hohen Beruf der wissenschaftlichen Leitung einiger Lehrer, die ihn auf dem väterlichen Schlosse Herrnsheim, unweit des Rheins, unterrichteten, anvertraut. Es war dies leider ein Fehler, dessen Rückwirkung auf Dalberg's künftiges Leben nicht ausgeblieben ist und ihm oft, wenn sich dasselbe auf dem Boden widerstreitender Verhältnisse bewegte, die Sicherheit eines prüfenden Geistes, der im methodischen Fortschreiten der Gymnasialbildung erstarkt ist, versagte. Daran dachten aber diejenigen, welchen ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit zustand, nicht. Waren doch ihrer Meinung nach dem jungen Dalberg die Pforten der glänzendsten Laufbahn schon frühzeitig geöffnet und kam es bei derselben doch weniger auf ein gelehrtes festgefügtes Wissen als darauf an, mit dialektischer Gewandtheit den Augenblick zu beherrschen oder durch die Feinheit der diplomatischen Form zu blenden. So wurde der Unterricht wesentlich auf Sprachen und schöne Wissenschaften beschränkt, dann ein Jahr in Würzburg mit dem Unterricht in der Physik und Gelehrtengeschichte fortgefahren und endlich der geistig wohlgebildete Jüngling 1759 auf die Universität Heidelberg entlassen, um sich dort dem Studium der Jurisprudenz, mit Einschluß des kanonischen Rechts, zu widmen. Eine Reise nach Italien, wo er von Papst Clemens XIII. auf das freundlichste empfangen wurde, schloß dann den allzuraschen Entwickelungsgang des jungen Dalberg ab und, getragen von dem fast überschwänglichen Lob des Pontifex, welcher sich zu seinem Secretär Giacomelli äußerte, daß er nie einen würdigeren jungen Edelmann von vollkommenerer Erziehung und musterhafterem Benehmen gesehen, trat er als Mitarbeiter in das Kurfürstlich Mainzische Ministerium ein. Von nun an stieg

er, Dank seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und des Einflusses seiner hohen Familie, in den kirchlichen Würden rasch aufwärts. 1768 wurde er zum Domcapitular von Mainz, 1770 zum Domherrn von Worms und 1771 zum Statthalter von Erfurt ernannt, wo seine Ankunft am 2. October 1772 mitten in der Nacht erfolgte. Still und ohne Aufsehen wollte er den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit betreten, den ihm zugedachten Empfangsfeierlichkeiten aus dem Wege gehen und dann unvermittelt mit freundlicher Würde am anderen Tage seine Unterthanen begrüßen. So war seine Absicht; das Schicksal fügte es aber anders. Nicht allein, daß er schon vor Tagesgrauen Veranlassung fand, sich seinen lieben Erfurtern als Statthalter zu zeigen, er fand auch in gleicher Zeit Gelegenheit, sich mit zwei interessanten Seiten ihrer Eigenart vertraut zu machen, nämlich mit ihrer bürgerlichen Pflichttreue und himmlischen Grobheit. Er hatte sich eben zur Ruhe begeben, als ihn der Donner der Kanonen und das Sturmgeläute der Kirche St. Wigberti erweckten. Ein Schadenfeuer war in der Johannesstraße ausgebrochen und in wilder Hast strömten die Massen dahin. Auch Dalberg begab sich sofort mit dem kurfürstl. Gesandten Grafen von der Leyen an die Brandstätte und suchte durch liebreiches Zureden das Rettungswerk zu fördern, sowie träge Gaffer, die müßig dastanden, zur Thätigkeit anzufeuern. Das wurde aber von einem alten Bürger übel vermerkt. Anstatt, daß er den Worten des jungen vornehmen Herrn Gehör schenkte ergriff er, ihm mit der einen Hand einen Eimer reichend, seinen Arm und schnauzte ihn mit den Worten an: „Da, treten Sie mit in die Reihe! Befehlen kann Jeder, aber helfen, retten will Keiner." Was blieb Dalberg übrig? Er trat mit unter die Bürger, schwenkte seinen Eimer und verzieh lächelnd dem alten Murrkopf, als dieser, von dem Gesandten unterrichtet, daß es der neue Statthalter sei, den er übel behandelt habe, mit Bestürzung um Entschuldigung bat. Am anderen Tage erfuhr die Stadt die Ankunft des Langersehnten.

Dalberg war damals erst achtundzwanzig Jahr. Ein schöner Mann, wie seine Zeitgenossen berichten, mit einem herrlichen Auge, in welchem seine nicht minder schöne Seele wie in einem Spiegel wiederstrahlte. So trat er den Erfurter Bürgern entgegen und so gewann er in Kurzem ihr Vertrauen, welches er dann durch eine fast dreißigjährige segensreiche Verwaltung zu rechtfertigen gewußt hat. Eine der ersten Angelegenheiten, auf welche der junge Statthalter sein Auge richtete, war die Herstellung der im Jahre 1755 angeordneten Merkantildeputation. Diese für die inländische Cultur und die Verbesserung des Handels, der Fabriken und Gewerke so nützliche Einrichtung hatte nach und nach unter dem vernichtenden Einfluß des siebenjährigen Krieges die Kraft ihrer Wirksamkeit eingebüßt und war in den letzten Jahren völlig erschlafft. Unter Dalberg's Vorsitz erhielt sie nunmehr neues Leben. Die Anlage einer Prämiencasse fand statt, um aus derselben fleißige Landwirthe durch Vorschüsse und Belohnungen zu ermuntern, praktisch nützliche Vorschläge und Belehrungen wurden in populären Abhandlungen verbreitet und vor Allem dem Obstbau die regste Aufmerksamkeit zugewendet. Liebevoll neigte sich der junge Menschenfreund aus seiner Sphäre herab zu dem einfachen Handwerker, indem er ihn nicht allein in seiner Nahrung zu fördern, sondern auch den Kreis seiner Erkenntniß durch populäre Vorträge, welche er veranstaltete, zu erweitern suchte. Es tritt uns hier zum ersten Mal der schöne Zug seines Charakters „Humanität mit Toleranz gepaart" entgegen, jener Zug, welchen auch die Zeit seiner höchsten Würden nicht zu verwischen vermocht und dessen Anerkennung mehr als einmal das scharfe Urtheil seiner Gegner gemildert hat. Er säete Liebe aus und hundertfältig sproßte sie ihm dafür wieder entgegen. Ob er sich auf seinem Lieblingsspaziergang in der Gegend des Dreienbrunnens bewegte, wo er den Gruß der Bürger mit einem gemüthlichen „Gut Zeit" erwiderte, ob er plötzlich beim Lieblingsfest der Erfurter, dem „grünen Montag", erschien oder sich zwanglos im Hirschgarten vor seinem Palais, wo er der Bürgerschaft wöchentlich einige Male musikalische Genüsse bieten ließ, unter dieselbe mischte, überall wurde er mit Verehrung empfangen und seine freundliche Ansprache ward mit dem Ausdruck dankbarster Empfindung erwidert. Erfurt, so berichtet Constantin Beyer, der Chronist jener Tage, glich damals einer einzigen glücklichen Familie und eine Traulichkeit herrschte im geselligen Umgang, die man an jedem anderen Ort vergeblich suchte. Aber nicht blos für das leibliche Wohl seiner Unterthanen war Dalberg besorgt. Mit gleicher Wärme faßte er auch das geistige in sein Auge und trat zur Förderung desselben mit einem Unternehmen vor, welches der in Standesvorurtheilen mehr als heute befangenen Zeit als ein fast unlösbares Problem erschienen sein mag. Wie bereits bemerkt, war es ihm schon nach Uebernahme der Statthalterschaft aufgefallen, daß, so hell die benachbarten Musenhöfe Weimar und Gotha die Strahlen ihrer geistigen Bedeutung über das Land warfen, ebenso dämmervoll es noch in der Bildungssphäre seiner Residenz aussah. Zwar behauptete die Universität in der Reihe der deutschen Hochschulen noch einen achtunggebietenden Platz und zählte neben einem Bellermann, Placidus Muth, Weißenborn Wieland (den Verfasser des Agathon und der Geschichte der Abderiten) zu ihren Lehrern, zwar fristete noch, wenn auch kümmerlich, die Kurfürstliche Akademie der Wissenschaften ihr Dasein, im Allgemeinen war aber der Herzschlag für Kunst und Wissenschaft bei dem größten Theil der Einwohner Erfurts ein matter. Mehr als genügend scheinen noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts „Die wöchentlichen Erfurtischen Anfrage- und Nachrichtenzettel" das literarische Bedürfniß befriedigt zu haben und faßt man ihre mit der Orthographie auf gespanntem Fuß stehenden Anzeigen und Mittheilungen ins Auge oder unterzieht gleichzeitige Festgedichte aus vornehmer Feder voll miserablen Inhaltes einer Betrachtung, so muß man bekennen, daß damals der geistige Horizont Erfurts in der That ein beschränkter gewesen sein muß. Dalberg fühlte das schmerzlich und deshalb zögerte er keinen Augenblick, in dieser Beziehung einen Wandel d. h. eine Veredlung des Geschmackes herbeizuführen. Er öffnete zunächst dem Publicum sein Gemäldecabinet, welches bedeutende Meisterwerke, darunter die Aufopferung Iphigenia's von Hösel und italienische Landschaften von M. Gore, der damals mit seiner interessanten Tochter in Weimar privatisirte, enthielt, und gründete sodann eine Kunstschule, wo sich junge Leute unter Anleitung mehrerer Lehrer in allen Theilen der Kunst zu zeichnen vervollkommnen konnten. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Schon lange hatte er sich mit der Idee einer gesellschaftlichen Reform, die allen Kreisen zu Gute kommen sollte, getragen und diese Idee wurde jetzt, da er sah, daß mit dem Gedeihen und Fortschreiten des Kunstsinnes unter den Bewohnern Erfurts sich auch der Ton in gesellschaftlichem Umgang verbesserte, von Neuem lebendig. Die verschiedenen Stände näherten sich einander immer mehr, die weite Kluft, die zwischen Adligen und Bürgerlichen gähnte, fing nach und nach an zu verschwinden und nur noch eines geringen Anstoßes bedurfte es, um einen vollständigen Ausgleich des noch verbleibenden Abstandes zu erzielen. Diese Möglichkeit erblickte Dalberg in der Ausführung eines Planes, auf den wir im Vorhergehenden hingewiesen haben und eröffnete deshalb im Jahre 1786 jene gesellschaftlichen Zusammenkünfte, die unter dem Namen „Assembléen" mit glänzenden Lettern in die Culturgeschichte Erfurts eingetragen und Jedem, der das Glück hatte, denselben beizuwohnen, zeitlebens unvergeßlich geblieben sind. Alle Dienstage Abends von 5—8 Uhr thaten sich der hellerleuchtete Saal und die daranstoßenden Zimmer der Statthalterei den Bewohnern Erfurts von einwandfreiem Ruf auf. Die Geltendmachung des Standesunterschiedes sollte nach Möglichkeit vermieden werden. Adlige und Bürgerliche, Staatsbeamte, Kaufleute und Handwerker nebst Frauen und Töchtern sollten sich hier zwanglos bewegen und der einzige Zweck ihrer Vereinigung sollte der sein, sich angenehm zu unterhalten. Man spielte Karten, Gesellschafts- und andere Spiele. Geschickte Dilettanten ließen sich auf dem Flügel und anderen Instrumenten hören und waren Fremde zugegen, so fand man wohl auch Gelegenheit, einen berühmten Künstler oder italienischen Improvisator zu bewundern. Daß Carl v. Dalberg die Seele dieser Veranstaltungen war, ist selbstverständlich. Er mischte sich stets mitten unter das bunte Gewühl, sprach mit Jedem, der ihm aufstieß, einige Worte und war herzlich erfreut, wenn die ganze Gesellschaft sich einer unbefangenen Fröhlichkeit überließ. Geistvoll und leutselig wußte Dalberg Jedem nach seinem Bildungsstand zu begegnen; keiner seiner Gäste schied unbefriedigt und selbst diejenigen unter ihnen, welche auf der Menschheit Höhen wandelten: Goethe, Schiller, Wieland, Herder u. s. w., rühmten das Wohlgefallen, welches sie unter Dalberg's Dache empfunden hatten. Erst in späteren Jahren, als die Kriegsstürme des sich neigenden Jahrhunderts, namentlich die Unruhen in den Main- und Rheingegenden ihre Blitze auch nach dem stillen Thüringen entsendeten, versiegte der erquickende Quell. In gleichem Maße wie Napoleon durch seine Politik Dalberg zur Gefolgschaft zwang und ihn auf

die Weltbühne stellte, verlor dieser die Lust und Zeit, auf dem Podium der kleineren zu wirken. Die Gefälligkeit seines Wesens kam uter dem Druck wachsender Sorgen immer seltener zum Ausdruck und nur nach einer Richtung blieb sein Denken und Fühlen unwandelbar: In der Liebe. Diese hörte nimmer bei ihm auf, sie gipfelte in einer Wohlthätigkeit, die ihresgleichen nicht hatte. Noch waren aber diese Wandlungen nur zum Theil eingetreten. Zwar verpflichtete ihn seine Ernennung zum Coadjutor des greisen Kurfürsten Friedrich Carl Joseph, sowie diejenige zum Fürstbischof von Constanz, sehr oft auf längere Zeit von Erfurt abwesend zu sein, die Bande aber, die ihn mit dessen Bewohnern verknüpften, waren noch fest und der Ruf bei seiner jedesmaligen Rückkehr: „Dalberg ist wieder da" war der alte frohbewegte.

Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu den beiden Nachbarhöfen, bei denen Dalberg als Gesandter accreditirt war, fanden die hingebendste Pflege und neben eigner schriftstellerischer Thätigkeit suchte er im Verkehr mit ihren Geistesheroen Anregung und Befriedigung. In Gotha war es Herzog Ernst II. und in seiner Umgebung der Astronom Freiherr v. Zach sowie die hochbetagte Oberhofmeisterin Frau v. Buchwald, welche ihn fesselten, und in Weimar Herzogin Anna Amalia mit ihrer Tafelrunde. Oft und schnell brachte ihn sein leichtes Gespann an die Ufer der Ilm und lag er Vormittags in Erfurt noch in den Banden der Acten und Protokolle, so trat er Goethe Nachmittags schon als gern gesehener Gast in dessen Garten entgegen. Die Bekanntschaft mit dem jungen Dichter war sofort nach seiner Ankunft durch Herzog Carl August vermittelt worden und gestaltete sich bald zu einem traulichen Verkehr, der eifrig gepflegt wurde. Der dreiunddreißigjährige Statthalter, der doch seine geistlichen Würden als Domcapitular zu beachten hatte, verschmähte es nicht, an einzelnen jugendlichen Streichen, die damals am Weimarischen Hof nicht selten ausgeführt wurden, Theil zu nehmen, und wir lesen in Goethe's Tagebüchern des öfteren, unter Anderem: Am 4. Juli 1777: „In Dornburg war's uns wohl. Das Schloß erstiegen. Nachts auf der Streu mit dem Herzog, Prinzen, Dalberg und zwei Einsiedels" u. s. w., und unterm 31. Juli 1776, während eines Aufenthaltes in Ilmenau: „Viel Gutes mit Dalberg. Viel mit ihm auf dem Birschgang geschwatzt und folglich nichts geschossen." In die Duraccorde dieser heiteren Bekenntnisse mischen sich freilich zuweilen auch die Molltöne elegischer Betrachtung und aus einem Brief an Frau v. Stein ersehen wir geradezu, wie sie sich auch bei Goethe bezüglich Dalberg's Individualität und der ihm gesteckten hohen Ziele zu ernsten Befürchtungen vertiefen. „Er hat," so schreibt Goethe an die vertraute Freundin, „eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine beneidenswerthe Leichtigkeit. Im Uebrigen ist er aber doch kein Kind dieser Welt und so klug und brav seine Pläne sind, fürcht ich doch, es geht einer nach dem andern scheitern." In gleicher Weise wie zu Goethe gestalteten sich Dalberg's Beziehungen auch zu Herder und Schiller. Hier gab er das erhebende Beispiel, daß ein auf der Grundlage religiös vorurtheilsloser Anschauung ruhender Verkehr wohl auch die Schranke zwischen einem katholischen Erzbischof und protestantischen Generalsuperintendenten zu überspringen vermag, dort zeigt er das von höchster Werthschätzung getragene Freundschaftsverhältniß zwischen Dichter und Fürsten. Dalberg, welcher damals oft die zu Erfurt lebende Familie v. Dachroeden besuchte und durch die Tochter des Hauses, die Braut Wilhelm v. Humboldt's, Karoline v. Dachroeden, den Dichter des „Fiesco" kennen lernte, fühlte sich nach der ersten Begegnung zu ihm hingezogen. Zwar vermochte er nicht dem in seiner Existenz immer noch bedrohten Dichter so beizustehen, wie dieser es hoffte; die Erfüllung seines Wunsches, in eine Sphäre versetzt zu werden, wo sein Geist von elenden Rücksichten des Gewinnes unabhängig wirken könne, sagte er ihm aber herzlich zu und konnte das um so zuversichtlicher thun, als die Zeit, wo er als Nachfolger des in hohem Alter stehenden Kurfürsten vollen Einfluß auf die Erledigung dieser Angelegenheit gewinnen würde, nicht mehr allzu fern zu liegen schien. Leider zertrümmerte das Schicksal die Hoffnung Beider. Früher, als gedacht, zerschnitt die Parze den Lebensfaden des edlen Dichters und volle elf Jahre vergingen noch, ehe Dalberg, welcher in dieser Zeit mit innigster Theilnahme den Schöpfungen desselben gefolgt war, die Würde eines Kurfürsten und zwar unter ganz veränderten Umständen erlangte.

Inzwischen hatten auch die öffentlichen Dienstag-Abendgesellschaften hauptsächlich durch die immer wiederkehrende Abwesenheit Dalberg's von Erfurt ihre Bedeutung verloren. Nur noch einmal entfaltete sich dort der alte Glanz, als sich der Strom französischer Emigranten Erfurt zuwendete und die Elite derselben: elegante Marquis, kreuzgeschmückte Ludwigsritter, zierliche Abbés mit gepudertem Haar oder Doctoren der Sorbonne von Dalberg empfangen wurden. Dann aber ruhten die Gesellschaftsräume der Statthalterei, die so viele Jahre dem herzlichsten unbefangensten Verkehr gedient hatten, in tiefem Schweigen und öffneten sich während Dalberg's Regierung nicht wieder. Im Jahre 1801 reiste derselbe nach seiner bischöflichen Residenz Würzburg, kehrte im März 1802 noch einmal als Statthalter nach Erfurt zurück und verließ es dann wieder, um von jetzt an einen größeren ihm vom Schicksal zugewiesenen Schauplatz der Thätigkeit zu betreten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit für Erfurt eine der glücklichsten Perioden seiner Geschichte ihren Abschluß fand und die Bürger alle Ursache hatten, dem geliebten Fürsten mit Wehmuth nachzuschauen. Hatte es sich doch Dalberg mit regem Eifer angelegen sein lassen, dem wissenschaftlichen Leben Erfurts neuen Schwung und damit den gesellschaftlichen Strömungen eine idealere Richtung zu verleihen; durch seine Fürsorge und warme Antheilnahme an allen gemeinnützigen Unternehmungen war ein frischer Zug in die erschlaffte Gewerbthätigkeit der Stadt gekommen und eine Wohlfahrt geschaffen, die mit Recht als Grundlage ihrer späteren kräftigen Entwickelung angesehen werden kann. Aber auch für Dalberg war der Abschied von Erfurt bedeutungsvoll. Hier hatte er einen Wirkungskreis gefunden, in dem sich die edelsten Eigenschaften seines Charakters offenbaren konnten. Begnadet mit einer Milde des Herzens und einer Lieblichkeit der Sitten, die Jeden für ihn einnahm; ein römischer Prälat und dennoch ein Schüler Christi, der die Toleranz und das Evangelium der Liebe predigte und ausübte, hinterließ er ein Andenken, dessen Reinheit durch nichts getrübt werden kann. In die Bahnen der Weltpolitik getrieben wurden freilich diese Eigenschaften, matt gesetzt durch einen ihm angeborenen Ehrgeiz und verdunkelt durch den Mangel politischen Charakters, zur Schwäche. Seine Haltung als Fürst Primas und die Stellung, welche er als solcher Napoleon gegenüber einnahm, haben sich vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht immer als einwandfrei erwiesen, aber sein Selbstbekenntniß: Ich bin ein Mensch und theile als solcher menschliche Fehler und Schwächen, sowie die unleugbare Thatsache, daß er nicht der einzige deutsche Fürst gewesen ist, der sich dem Machtspruch des französischen Imperators hat beugen müssen, haben viele seiner Gegner versöhnt oder wenigstens milder gestimmt. Dalberg hat Erfurt zum letzten Mal als Fürst Primas zur Zeit des merkwürdigen Fürstencongresses 1808 besucht. Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich in erneuter Weise die unbegrenzte Liebe und Verehrung, die er bei der Bevölkerung genoß. Ueberall wo er erschien umringten Männer und Weiber seinen Wagen. Vielen reichte er freundlich die Hand und eine tiefe Wehmuth schien seine Seele zu erfüllen. Er sah aber sehr alt und kränklich aus. Die Stürme einer verhängnißvollen Zeit, wohl auch der Schmerz vereitelter Hoffnung hatten seine Wangen gebleicht und nur der Schimmer angestammter gutmüthiger Freundlichkeit leuchtete noch, ein Abglanz längstvergangener schöner Tage, aus seinen Augen. Nach kurzem Aufenthalt, am 11. October, mitten in der Nacht verließ er Erfurt für immer. Im steten Rückblick auf die köstliche Zeit, welche er hier verlebt hatte, und in der Pflege dieser theueren Erinnerung hat er die letzten Wandlungen seines Lebens überwunden. Neun Jahr darauf ist er dann, ein Apostel der Liebe und Barmherzigkeit, als Erzbischof von Regensburg gestorben.

Seit dieser Zeit hat Erfurt eine große und tiefgehende Wandlung erfahren. Es hat seine Stellung als Mediatstadt mit derjenigen einer Empore Thüringens vertauscht und ist, als solche, ein Sammelpunkt der geistigen und materiellen Interessen dieser Landschaft geworden. In dankbarer Würdigung dieser Wandlung hat es begonnen, das Andenken der Männer, welche ruhmvoll dazu beigetragen haben, monumental zu verewigen, und so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo es, eingedenk des alten Mahnrufes: Ist kein Dalberg da? sich auch seines letzten Statthalters erinnern und neben den Denkmälern eines Luther, Reichart und Kaiser Wilhelm das ihm gebührende errichten wird. Möchte sich diese Hoffnung recht bald erfüllen!

Bücherbesprechungen.

— Die Kirche im neuen Jahrhundert. Von W. Gußmann, Pfarrer. Leipzig, H. G. Wallmann, 1901. 60 ₰. — Der Verfasser ist Mitarbeiter der Wochenschrift „Der alte Glaube“, in der diese Abhandlung auch schon erschienen ist. Dieser Abdruck bildet Heft 2 zum „Alten Glauben“. Wie der Titel ergiebt, soll hier von der Kirche, das ist von der deutschen Kirche der Reformation gehandelt werden in Bezug auf ihre Stellung und ihre Aufgabe, die sie in dem begonnenen Jahrhundert haben wird. Wie viele Gesinnungsgenossen, bezeichnet auch der Verfasser eine völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat als ein erstrebenswerthes Ziel, warnt aber dringlich davor, dieses Gut für einen zu hohen Preis zu erwerben. Denn der Kirche drohen in der Zukunft Gefahren, mit denen verglichen das Leiden des Staatskirchenthums ein geringes Uebel ist, Gefahren, zu deren Abwendung äußerliche Maßnahmen weder ausreichend, noch überhaupt zweckdienlich sind. Das ist vor Allem die sichtlich noch fortschreitende Entkirchlichung, ja Entchristlichung des ganzen Volkslebens, die sich nicht nur im Niedergang der kirchlichen Sitte, sondern auch in einer mehr oder minder bewußten Abkehr von der Heilswahrheit zeigt. Und die diesem Schicksal verfallenden Volkstheile können nicht bei der bloßen Gleichgiltigkeit gegen das Evangelium stehen bleiben, sondern werden mit Nothwendigkeit von einer der feindlichen Mächte früher oder später ergriffen und in ihren Dienst gestellt werden. Trotzdem sieht der Verfasser in allen diesen Gefahren und Kämpfen nur den Durchgang zu einer neuen Siegeszeit der Kirche. Diese Hoffnung theilen wir schlechterdings mit dem Verfasser: die Kirche des reinen Evangeliums kann nicht untergehen. Ob aber das gegenwärtige Geschlecht, ja ob das deutsche Volk in seiner jetzigen Gestalt und Zusammensetzung an diesem Siege noch betheiligt sein wird, das könnte nur ein Prophet vorhersagen; und ein solcher will auch der Verfasser nicht sein. B. K.

— Durch Kampf zum Sieg. Eine Predigtsammlung für das deutsche Haus über fortlaufende Texte aus der Apostelgeschichte. Dem evangelischen Volk dargeboten von Dr. C. J. Roemheld, weil. Pfarrer zu Seeheim in der Bergstraße. Herausgegeben von Albert Junker, Oberpfarrer zu Beerfelden. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1900. 5 ℳ 50 ₰, geb. 6 ℳ 50 ₰. — Es war zu vermuthen, daß der Vorrath der schriftlichen Hinterlassenschaft, die von dem unermüdlich fleißigen Manne herrührt, noch nicht erschöpft sei, als der Sohn des Entschlafenen 1894 die Predigten über die Nitzsch'schen epistolischen Perikopen herausgab. Und das ist wahrscheinlich auch jetzt noch nicht der Fall. Dem Herausgeber ist es gelungen, aus Concepten, die sich auf verschiedene Jahre vertheilen, eine ziemlich vollständige Predigtsammlung über die Apostelgeschichte zusammenzustellen. Es fehlen allerdings recht beträchtliche Theile des Buches, z. B. das ganze 27. Capitel, dessen Auslegung von Roemheld einen ganz besonderen Reiz würde ausgeübt haben, und auch sonst manche Stücke, deren Ausscheidung man sich nicht erklären kann. Da aber der Prediger, wenn er Sonntag für Sonntag über die Apostelgeschichte gepredigt hat, die weggelassenen Stücke mit erwähnt und berücksichtigt hat, so stellt sich der Zusammenhang fast überall leicht her. Ueber den Schluß des Buches hat der Herausgeber die nicht vorhandene Predigt im Sinn und Geist Roemheld's entworfen und hinzugefügt, welcher Versuch so wohlgelungen ist, daß es vielleicht kein Leser gemerkt hätte, wenn nicht das ausdrückliche Bekenntniß vorläge. Demnach läßt sich die Sammlung zu dem Zwecke, für den sie bestimmt ist, sehr wohl verwenden, daß sie dem einzelnen Bibelleser aus der Hausgemeinde als Auslegung zur Apostelgeschichte diene. Schlechterdings nicht zu brauchen ist sie zum Vorlesen im Gottesdienst, weil Roemheld in seiner bekannten Art fortwährend eigene und fremde Erlebnisse berücksichtigt und oft genug die Geschichte der Zeit im weitesten und im engsten Kreise heranzieht. Ueber Roemheld's Bedeutung als Prediger haben wir uns bei der Anzeige jener ersten Sammlung aus seinem Nachlasse ausführlich ausgesprochen (Leipz. Ztg. Nr. 279 von 1894). Wer inzwischen sich mit seinen Predigten befreundet hat, bedarf weiterer Worte nicht. Um aber auch anderen Lesern zur Bekanntschaft mit dieser ganz eigenartig begabten Persönlichkeit zu verhelfen, seien die Hauptpunkte, auf die es ankommt, nochmals hervorgehoben. Roemheld war ein überaus fleißiger Bibelforscher und auf seine Art ein speculativer Denker. Aber er hat aus diesem Reichthum seines Geistes nicht einen Gedanken in seine Predigt aufgenommen, der nicht auf das Sorgfältigste geprüft worden wäre nach seiner Verständlichkeit für diese Zuhörer, die gewissermaßen alle schon vor ihm saßen, als er die Predigt schrieb. Daß die Auslegung verstanden werde von Jedem, der überhaupt als normaler Mensch das ihm Gebotene verstehen kann, darauf ist es abgesehen mit der Anlage und dem Fortschreiten der Rede, mit allen Beispielen und Gleichnissen. Daß man vollkommen verständlich bleiben kann auch bei einem hohen Maß edler Rhetorik und vielleicht damit noch nachhaltiger wirkt, diese Thatsache ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen offenbar schon deshalb, weil ihm die Begabung dafür fehlte. Ein Redner ist er nicht gewesen, aber statt dessen ein Sprecher für's Volk, ein Erzähler, ein Maler in Worten, wie es ihrer nicht Viele giebt. Und aus dieser klaren, bisweilen breiten und alltäglichen, aber nie unedlen Gedankenentwickelung leuchtet je und je die warme Liebe des Pfarrers zu seiner Gemeinde, die über Alles, was er sagt, einen verklärenden Schimmer ausbreitet, selbst wenn es in lehrhaftem Tone gehalten ist, oder, wie die Gedächtnißpredigt auf Kaiser Friedrich III., beinahe nichts weiter ist, als eine gemüthvolle Lebensbeschreibung. Hierin liegt des Predigers vorbildliche Kraft, wie er seine Gemeinde gekannt und erkannt und wie ergreifend, durchdringend und oft erschütternd er ihr das Evangelium von Christus gepredigt hat. Das Formale ist ihm so sehr Nebensache, daß man mehr denn eine seiner Ueberschriften und Eintheilungen geradezu als Muster aufstellen kann, wie sie nicht sein sollen. In den Epistelpredigten hat er auch darin Besseres geleistet; bei geschichtlichen Texten kam es ihm fast nur auf eine sofort verständliche Inhaltsbezeichnung an. Nachahmen soll und kann man ihn nicht, das muß immer wieder gesagt werden; aber es giebt wenig Prediger, von denen sich so viel lernen läßt, wie von ihm. B. K.

— Heilige Betrachtungen des Johann Gerhard, übersetzt von Eduard Brinkmann, weil. erstem Pastor an der Schloßkirche zu Quedlinburg. Berlin 1901. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Geb. 3 ℳ. — Es ist nicht genug anzuerkennen, daß man dem deutschen Christenvolke solche alte Schätze, wie Gerhard's Meditationes sacrae, wieder zugänglich macht. Es hat ja nicht an Uebersetzungen des berühmten Buches gefehlt; aber die schnell vergessenden Zeitgenossen, soweit ihr Beruf sie nicht zu solchen Schriften führt, wollen an ihr Vorhandensein immer wieder erinnert sein, und ein neuer Uebersetzer und ein neuer Verleger bewirken in solchen Dingen mehr, als die dringlichsten Empfehlungen des schon Vorhandenen, das doch eben als etwas Altes erscheint. Wir sind nicht in der Lage, diese neue Uebersetzung mit einer älteren zu vergleichen, doch glauben wir sie mit gutem Gewissen als richtig und flüssig bezeichnen zu können. Das Werk bietet ja auch den Uebersetzern keine besonderen Schwierigkeiten außer der einen, den innigen, weihevollen Ton des Originals zu treffen; und das ist hier wohl gelungen. In dieser Stimmung des schwer geprüften, von heiligem Ernst erfüllten, aber hoffnungsfröhlichen Verfassers, der diese Betrachtungen als Student nach schwerer Erkrankung geschrieben hat, liegt ja überhaupt der besondere Werth des Buches, das weder Gebets-, noch Andachtsbuch im gewöhnlichen Sinne ist. Wir möchten es vielmehr als eine Reihe von Bekenntnissen der von Gottes Wort getroffenen Menschenseele zu den einzelnen Wahrheiten dieses Wortes bezeichnen. Es steht also nicht in Beziehung zu besonderen Erlebnissen, wie Augustin's Bekenntnisse, an die einzelne Betrachtungen in der Form erinnern; die Erlebnisse sind vielmehr ganz allgemein religiöser Art, so wie sie jeder ernste Christ nach ernsten Lebenserfahrungen zu haben pflegt. Die meisten Betrachtungen tragen die Form von Anreden des von oben erleuchteten Geistes an die in Versuchung und Schwachheit nach dem Leben aus Gott ringende Seele. Der zukünftige große Systematiker kommt auch in diesem Jugendwerk zum Vorschein, insofern alle Betrachtungen sich um einen bestimmten Punkt der christlichen Glaubens- und Sittenlehre gruppiren. So wird dem Leser manche alte Katechismus-Wahrheit aufgefrischt, wenn auch in ganz anderer Weise, als im Unterricht zu geschehen pflegt. Und das ist gewiß kein Schade. Das Buch kann als Förderungsmittel christlicher Erkenntniß jedem einigermaßen gereiften Leser in die Hand gegeben werden. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 78. Dienstag, den 2. Juli, Abends. 1901.

Gellert und die Frauen.

Zum Geburtstage des Dichters (4. Juli).

Von Dr. phil. Erich Michael.

Gellert äußert an verschiedenen Stellen seiner Briefe seine Verwunderung darüber, daß er besonders beim weiblichen Geschlechte Beifall und Ansehen gefunden hätte. „Die Damen," schreibt er z. B. am 5. August 1764, „erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger als gegen die anderen." Wenn diese Aeußerung wirklich etwas Berechtigtes gehabt hätte — was ich allerdings noch bezweifle —, so könnte die Erscheinung, daß Gellert auf die Frauen bedeutender eingewirkt hätte als auf die Männer, nur darin ihre Begründung haben, daß seine sanfte Anmuth, seine traurigblickenden Augen, wie überhaupt sein stilles Dulderantlitz auf das leichtempfängliche Weib eher als auf den rauheren Mann Eindruck machen mußte. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Gellert nicht nur durch seine feinen Umgangsformen, sondern nicht zuletzt durch seine ganze Erscheinung eine anziehende Persönlichkeit gewesen ist; läßt es sich denn sonst erklären, daß die verschiedensten Lebensalter, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Greise und Matronen, gleichermaßen von ihm entzückt waren? Und dieser Reiz war natürlich um so stärker, als er von dem berühmten Fabel- und Liederdichter ausging, in dem damals Deutschland einen seiner größten Schriftsteller verehrte. „O, warum bin ich doch so berühmt! Und warum denken die Menschen, insonderheit die Frauenzimmer, soviel Gutes von mir?" ruft er einmal in einem Schreiben an Erdmuth v. Schönfeld aus. Und dieser Gellert, den die Frauen auf den Händen trugen und mit Beweisen ihrer Achtung und Bewunderung überschütteten, war Zeit seines Lebens Junggeselle. Er war kein Weiberfeind; sonst hätten ihm die Frauen nicht so offen ihre Zuneigung und ihr Vertrauen gezeigt. Er war nicht einmal ein Feind der Ehe. Im Gegentheil, er dachte hoch von ihr, und nichts konnte ihm angenehmer sein, als wenn sich seine Bekannten und Freunde verheiratheten. Ja, er versuchte sich selbst gern als Ehestifter, und seine Briefe an unverheirathete Freunde und Freundinnen enthalten sehr oft mehr oder weniger versteckte Anspielungen auf ihre baldige Verheirathung. So schrieb er am 25. October 1748 an einen Jugendfreund, den Secretär Karsten in Dresden: „Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht recht, daß Sie sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Werden Sie doch verliebt und machen Sie sich und ein Mädchen glücklich . . . Ja, werden Sie sagen, wenn ich nur wüßte, was für eine Frau ich nehmen sollte. Das weiß ich auch nicht. Indessen will ich Ihnen ein einfältiges Gebetchen sagen, das ich in meiner Jugend an die Liebe abschickte:

O Liebe, willst du mich erfreun,
So laß mein Weib einst also sein:
Recht schön, damit sie mir gefällt,
Klug, daß sie mich beständig hält,
Und endlich wünsch' ich sie auch reich;
Doch ist sie nicht getreu zugleich,
So sei sie englisch von Gesicht
Und klug und reich, ich mag sie nicht."

Auch in Gellert's Werken finden sich öfters Stellen, die seine Ansicht über die Ehe und seine Neigung, welche zu stiften, wiederspiegeln. In der „Betschwester" (I, 9) z. B. läßt der Dichter Lorchen sagen: „Ich weiß mir die Welt nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkstelligen helfe." Besonders bezeichnend für Gellert ist auch der humoristische Brief, den er am 14. Januar 1746 seiner Schwester Christiane Eleonore kurz vor ihrer Vermählung mit Nathanael Hochmuth, Pfarrherrn zu Thalheim bei Stollberg, schrieb. „Meine liebe Jungfer Braut!" heißt es da, „Unter den annehmlichen und sinnreichen Denksprüchen, die ich immer im Munde zu führen pflege, ist dieser einer der vornehmsten: Ehestand, Wehestand. Dadurch will ich den angehenden Eheleuten zu verstehen geben, daß die beste nicht ohne Kreuz und die zufriedenste nicht ohne Mißvergnügen ist. Wenn ich ihnen nun das Herz ein bischen schwer gemacht habe, so male ich ihnen ein Paar Tauben, die sich bei einem Sturmwind unter das Dach verbergen und sich zärtlich umarmt haben, mit der Ueberschrift:

Durch Eintracht und durch Zärtlichkeit
Verringert sich das schwerste Leid.

Einst wurde ich von einer Braut gefragt, wer in der Ehe zu den meisten Verdrießlichkeiten Anlaß gäbe, ob der Mann oder die Frau. Ich legte meinen Finger an die Nase und sann lange nach; endlich brach ich in diesen Denkspruch aus:

Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch Schuld daran.
Der meiste Krieg, der meiste Streit
Entsteht durch eine Kleinigkeit;
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Krieg von vieler Wichtigkeit.
Ein Ehstand ist alsdann beglückt,
Wenn eins sich in das andre schickt,
Wenn eins das andre liebt und scheut,
Er nicht befiehlt, sie nicht gebeut;
Wenn eins dem andern, reich an Zucht,
Stets mehr noch zu gefallen sucht,
Und beid' noch so behutsam sein,
Als wollten sie erst einander frei'n,
Und keins der Fehler sehen läßt,
Als wär's noch vor dem Hochzeitsfest,
Wo man die gute Seite zeigt
Und eins das andre fein betreugt:
In Wahrheit, solch Betrug ist gut
Und stärkt die Lieb', die fallen thut,
Wenn man aus viel Vertraulichkeit
Unachtsam wird und sich nicht scheut
Zu thun, als wär' der Ehestand
Ein Freibrief für den Unverstand.
Wer diese Regeln nimmt in Acht
Und täglich sich noch mehre macht
Und hat ein tugendhaft Gemüth,
Das Geiz und auch Verschwendung flieht,
Des Eh' wird frei von Noth und Pein,
Und reich an Lieb' und Segen sein."

War Gellert einerseits bemüht, Ehen zu stiften, so hatte er jedenfalls auf der anderen Seite nicht weniger unter den Anstrengungen guter Freunde zu leiden, die ihn verheirathen wollten; wenigstens deuten einige Briefstellen darauf hin. Am 17. December 1759 schrieb er an Erdmuth v. Schönfeld: „Vor ungefähr sechs Wochen bot mir die gnädige Großmama gegen billiges Procent Geld an; und seit gestern bin ich im Stande, eben dieser gnädigen Mutter Geld ohne Procent anzubieten. Wie nach denn das, lieber Herr Professor? So haben Sie wohl gar eine reiche Partie gethan? Behüte der Himmel, dafür lasse ich die Großmutter*) sorgen." Daß man Gellert gern verheirathet hätte, geht auch aus einer

*) Erdmuth Sophie v. Fullen, geb. v. Kötteritz, die Mutter der Gräfin Vitzthum v. Eckstädt, die in erster Ehe mit Heinrich Rudolf v. Schönfeld vermählt war.

Briefstelle vom 1. Febr. 1759 hervor. Er erzählt da in scherzhafter Weise Erdmuth v. Schönfeld von einem Besuche bei der Herzogin von Kurland, die lächelnd zu ihm gesagt hätte: „Die Gräfin und der Graf (Vitzthum) haben etwas wider ihn, was es auch sein mag. Es kam mir vor, als glaubten sie, Er hätte die Mademoiselle Paret*) unter der Zeit entführen wollen, da sie in Stürmenthal gewesen.“ Warum heirathete Gellert nicht? So gern er sich in Damengesellschaft sah, so angenehm er mit den Frauen zu verkehren wußte und so leicht sich auch sein weiches Gemüth für die eine oder andere auf kurze Zeit zu begeistern vermochte, eine große Liebe voll gewaltiger Leidenschaft und verzehrender Gluth ist ihm fremd geblieben, und sie mußte es auch nothgedrungen bei seiner allem Außerordentlichen abgeneigten Eigenart. In seiner Jugend schon war er, wie er selbst eingesteht, dem Frauenzimmer eben nicht sehr gewogen, und diese kühle Ablehnung des Weibes als Weib hat er das ganze Leben hindurch gezeigt. Das schließt natürlich nicht Zeiten kurzer Verliebtheit aus, und wenn wir auch nichts Genaues über diese wissen, so lassen sie sich doch aus Briefstellen vermuthen. Gellert konnte so bezaubernd von der Ehe und ihrem Glücke schwärmen, daß es einem beim Lesen der betreffenden Stellen ganz warm ums Herz wird und man sich immer wieder verwundert fragt: „Und dieser Mann war nicht verheirathet?“ Als er einmal einem verheiratheten Freunde das Glück seiner Ehe ausgemalt hat, da fährt er, halb scherzend, halb traurig fort: „Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mir's nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelt finstere Miene! Aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger als bei einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ich's bin oder doch zu sein verdiente. Ich habe doch mit alledem, wie mir verständige Leute sagen, ein Paar hübsche blaue Augen und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe und noch lobe; ich wette, daß sie mir gewogener sein sollten als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, das mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut sein könnte? Schade für das Glück, berühmt zu sein, wenn es nicht beliebt macht. Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll.“ Gellert wäre sicher auch ohne die große Liebesleidenschaft, für die er überhaupt wenig Verständniß zeigte, eine Ehe eingegangen, denn er war von ihrer Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit zu sehr überzeugt, als daß er sich ihr ohne triftige Gründe entzogen hätte. Gellert heirathete seines leidenden Zustandes wegen nicht. Von Jugend auf kränklich, hielt er es für Pflicht, die Ehe zu meiden. Dieser Entschluß scheint ihm schon früh gekommen zu sein. In dem bereits erwähnten Glückwunschschreiben an seine Schwester spricht er es ebenfalls — wenn auch scherzhaft gefaßt — aus, daß er „niemals heirathen werde“, und fügt dann hinzu: „Ach, was würden der Papa und die Mama sagen, wenn sie meine Hochzeit zugleich mitbegehen könnten! — Zur Hypochondrie auch noch eine Frau; das wäre zu viel Kreuz. Ich kann das Eine kaum ertragen.“ Oft mag sich Gellert während der heftigen Anfälle seines Leidens nach der sorgfältigen Pflege, dem tröstenden Worte eines geliebten Weibes gesehnt haben. „Hätt' ich wie Sie,“ schrieb er am 19. December 1753 an Hofrath Brochward, „eine liebenswürdige Frau, so glaubt' ich, der bangen Stunden an ihrer Seite weniger zu haben. Würde nicht ein Wort, ein Blick von ihr oft meinen Geist aus seinem traurigen Schlummer reißen? Doch, wie weiß ich das? Würde es nicht meine Unruhe ebenso leicht vermehren, wenn ich die ihrige durch mich wachsen sähe? Genug, dies Glück hat nicht den Plan meines Schicksals gehört.“ Trotz aller Ergebung in sein Schicksal spielte Gellert gern mit der Möglichkeit, sich zu verheirathen. Als er einmal in einem Briefe an Erdmuth v. Schönfeld von dem Gerüchte spricht, daß die besten Charaktere und Beschreibungen in Richardson's Grandison von der Tochter des Verfassers herrührten, da fügt er in seinem Entzücken hinzu: „Wäre diese Tochter eine Deutsche und keine Engländerin, ich hielte bei ihrem Vater um sie an, ohne sie gesehen zu haben.“ Nicht weniger begeistert war er von der französischen Schriftstellerin Jeanne le Prince de Beaumont. „Ich liebe sie so sehr,“ schrieb er am 22. Oct. 1760 an Karoline Lucius, „daß mir meine Liebe vielleicht einen sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechszig Jahre wäre.“**) Und von dem ersten Schreiben dieser Karoline Lucius war er so entzückt, daß er an Erdmuth v. Schönfeld schrieb: „Ich möchte das Mädchen selbst sehen, ja, ich möchte beinahe wünschen, daß sie nicht schön und hoch in die dreißig und etwas reicher als ich wäre.“

Gellert hat den Frauen sein ganzes Leben hindurch große Hochachtung entgegengebracht, und wenn er sich auch als junger Mann in seinen Fabeln und Erzählungen häufig über die Schwächen und Fehler des weiblichen Geschlechts, seine Untreue, Eitelkeit, Oberflächlichkeit u. s. w. lustig macht, so darf man den schalkhaften Spötter darum nicht ernst nehmen; am wenigsten haben es die Frauen selbst gethan. Dem Dichter sind später seine Spöttereien schwer aufs Gewissen gefallen; am 14. Oct. 1758 bezeichnet er sie als „übereilt“ und sucht ihnen die Spitze zu nehmen durch die Erklärung, „daß solche Stellen in den Fabeln stehen und auch Fabeln seien“. Mit besonderer Zufriedenheit erfüllte es Gellert, daß seine Schriften bei den Frauen großen Anklang fanden. Seiner Meinung nach haben diese eine sicherere Empfindung des Schönen als das andere Geschlecht, denn sie übertreffen es im Natürlichen, daß sie seltener „durch die Kunst verdrängen“. Deshalb konnte er sich auch nicht für gelehrte Frauen begeistern. „Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu sein,“ sagt Lorchen in der Betschwester (II, 3), „wenn wir bei einer zärtlichen Liebe Verstand und Tugend haben, so haben wir Alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.“ Am 4. April 1761 schrieb Gellert an Karoline Lucius: „Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie sein sollen.“ Das hinderte ihn freilich in seiner Liebenswürdigkeit nicht, ein gelehrtes Fräulein in ihren Studien mit Rath und That zu unterstützen und ihr sogar einen Studienplan aufzustellen. Weil nun das Weib den Mann im Natürlichen übertrifft, sich weniger durch die willkürlichen Regeln der Kunst in seiner Empfindung einengen läßt, darum ist es ihm auch, Gellert's Meinung nach, in der Kunst, Briefe zu schreiben, überlegen. „Ich habe Ihnen oft gesagt,“ schrieb der Dichter am 11. December 1759 an Fräulein v. Schönfeld, daß die Frauenzimmer bessere Briefe schreiben, als die Mannspersonen; und dieses gilt nicht allein von Frauenzimmern vom Stande, die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von anderen Personen Ihres Geschlechts.“ Und noch sonst oft betonte Gellert diesen seinen Standpunkt. Es mag einen seltsam berühren, die Kunst, Briefe zu schreiben, so hoch eingeschätzt zu sehen. Man darf eben im Zeitalter der Ansichtspostkarte nicht vergessen, daß im 18. Jahrhundert ein Brief etwas ganz Anderes zu bedeuten hatte, als heutzutage. In jener behaglich dahinlebenden Zeit, wo man auch ohne jedes tiefere Interesse, nur um einer gesellschaftlichen Pflicht oder seinem Bedürfniß nach Unterhaltung zu genügen, mit aller Welt in Briefverkehr stand, sah man leicht über den mangelnden Inhalt hinweg und betonte mehr als zuviel die äußere Form. Ein solcher in Muße verfaßter Brief gab leicht den Maßstab für die Bildung und den äußeren Schliff des Schreibers. Erinnern wir uns auch daran, daß Gellert als Universitätsprofessor Vorlesungen über den Briefstil gehalten und eine Sammlung „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ veröffentlicht hat, und wir werden verstehen, warum er immer wieder betont, daß „ein Frauenzimmer von gesundem Geschmack“ den Mann im Briefschreiben übertrifft. Am höchsten aber schätzt er am Weibe ihr Gemüth, ihr Herz. Mit Vorliebe führt er, sobald er auf die Vorzüge des weiblichen Charakters zu sprechen kommt, Stellen aus den Werken des englischen Theologen Dodridge an. Mit ihm ist er geneigt zu glauben, daß das weibliche Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sei. „Ich kenne,“ schreibt er einmal, „mehr sehr gute Frauenzimmer als sehr gute Mannespersonen.“ Er verehrte, wie Cramer in der Lebensbeschreibung seines Freundes berichtet, an den Frauen „auch die Unschuld des Herzens weit mehr als den ihnen selbst oft schädlichen Vorzug eines außerordentlichen und schimmernden Verstandes. Immer wünschte er, daß ihre Sittsamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja, er glaubte, daß sie das Wohlanständige

*) Johanna Paret, die Erzieherin des Fräulein Erdmuth v. Schönfeld.

**) Das ist ein Irrthum Gellert's. Frau v. Beaumont ist 1711 geboren.

einer gewissen Art von Unwissenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünschen muß, nicht beleidigen und sich hüten müßten, das Ansehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum suchte er durch seine Schriften ihnen die Unschuld und Sittsamkeit des Herzens werth zu machen und ihre gesellschaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er so belohnt wurde, daß sie ihn als ihren sichersten Rathgeber und Freund betrachteten." Wer nur immer Raths bedurfte, wandte sich an ihn. Der einen sollte er bei der Wahl eines Mannes behilflich sein, einer andern Rath ertheilen hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder, einer dritten eine Gesellschafterin verschaffen u. s. f. Man muß sich wundern, woher Gellert Zeit und Geduld nahm, um auf all' die Wünsche einzugehen, und allen suchte er gerecht zu werden. Dafür überschütteten ihn aber auch die Frauen mit Zeichen der Erkenntlichkeit. Geld ward ihm ins Haus gebracht, er wußte nicht von wem; man wirkte für seine Beförderung bei Hofe; und wo man nicht in so umfangreicher Weise für ihn thätig sein konnte, da begnügte man sich mit kleinen Beweisen der Aufmerksamkeit. Eine Frau v. Falkner schickte ihm aus der Schweiz eine Schachtel eigenhändig gebackener Pfefferkuchen; die Gräfin Schulin in Kopenhagen machte ihm mit einem Pfund feinen Thees ein Geschenk; die Gräfin Vitzthum ließ eines Tages ein Fäßchen Bayerisches Bier an seinem Hause abladen. Es fehlt an Raum, um die vielen Aufmerksamkeiten von weiblicher Seite aufzuzählen. Ich erspare mir auch, die Namen all der Fürstinnen, Gräfinnen, Baronessen und sonstigen Damen anzuführen, mit denen Gellert in brieflichem oder persönlichem Verkehr gestanden. Einmal hatte er nicht weniger als „acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten". Wie wenig ihm das aber Mühe zu verursachen schien, kann man aus den Worten entnehmen: „Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmers umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen." Später allerdings, als ihm sein Leiden immer mehr zu schaffen machte, dachte er etwas anders darüber. „Es ist freilich eine Ehre für mich," schrieb er am 26. November 1760 an Erdmuth v. Schönfeld, „daß die Damen in Dänemark, Liefland und Brandenburg an mich schreiben und mich wechselweise loben; aber wenn ich antworten soll, so wäre ich auch mit weniger Ehre zufrieden." Von den vielen Freundinnen und Gönnerinnen Gellert's sind besonders zu erwähnen Friedrike Sophie v. Zedtwitz, geb. v. Jungk, und Gräfin Erdmuth Dorothea Magdalena Vitzthum v. Eckstädt, geb. v. Fullen. Die erstere, „eine angenehme, leutselige und fromme Frau", war die Gattin des k. polnischen und kursächsischen, sowie kurfürstlich kölnischen Kammerherrn Christian Ferdinand v. Zedtwitz. In Bonau, einem Landsitze des Kammerherrn in der Nähe von Weißenfels, war Gellert häufiger und gern gesehener Gast. Namentlich scheint die Frau belebend und anregend im Hause gewirkt zu haben, denn während er beständig und in den wärmsten Ausdrücken von ihr spricht, sobald er auf Bonau und seine Besuche daselbst zu reden kommt, erwähnt er des Hausherrn nur selten; vielleicht war dieser auch infolge seiner Geschäfte häufig auswärts. Am 10. Mai 1760, einem Schreckenstage für Bonau, war er wenigstens abwesend. Gellert, der die Familie wieder einmal besuchen wollte, fand an diesem Tage Frau v. Zedtwitz krank vor Aufregung über zwei preußische Husaren, von denen der eine sie erschießen, der andere hatte erstechen wollen. Ihre Leute waren geflohen, und nur die Kammerjungfer hatte treu bei ihr ausgehalten. Gellert schrieb sofort an Rittmeister Kowatzsch, zu dessen Truppentheil die beiden Soldaten gehörten und den er kurz vorher kennen gelernt hatte, und bat ihn, künftighin „keine solchen tyrannischen Husaren mehr nach Bonau" zu schicken. Der Brief scheint Erfolg gehabt zu haben, denn solange Gellert „zur Bedeckung" in Bonau lag, ließ sich kein Husar mehr blicken. Diese That war nur ein kleiner Dank für die vielen großen Dienste, die ihm das Zedtwitz'sche Haus geleistet hatte; namentlich drei Jahre früher, als er infolge einer Erkältung in Bonau schwer erkrankte und mit dem Tode rang, während nicht weit entfernt bei Roßbach die Schlacht geschlagen wurde. Fast ein ganzes Jahr wurde der Kranke, der bereits in Leipzig todt gesagt worden war, mit aufopfernder Liebe gepflegt. Gellert fühlte sich Frau v. Zedtwitz tief verpflichtet. Er nannte sie seine größte Freundin und Wohlthäterin und war immer bemüht, ihr gefällig zu sein; so ließ er sich die Erziehung ihrer beiden Söhne sehr angelegen sein und vertrat selbst zu Zeiten die Stelle eines Hofmeisters bei ihnen. Frau v. Zedtwitz starb sechs Tage nach Gellert am 19. Dec. 1769. — Ueber seine Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum schrieb Gellert am 3. Oct. 1758 an seine Schwester: „Vor Michaelis war ich zehn Tage in Welke bei dem General Vitzthum. Man erwies mir außerordentlich viel Ehre, denn die Gräfin kann mich auswendig .... Diese Dame, die ich seit wenigen Monaten kenne, hat mir, ohne daß ich mit ihr bekannt war, folgende Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben. Sie schrieb vor etlichen Monaten an mich, sie hätte erfahren, daß ich meine Pension bei den jetzigen Unruhen nicht ausgezahlt bekäme; sie hätte sich also, um sich um mich verdient zu machen, ohne meine Erlaubniß durch ihren Gemahl an die Kurprinzessin gewandt und es dahin gebracht, daß ich von derselben gegen die gewöhnliche Quittung 200 Thlr. auf meine Pension unter der Bedingung des Stillschweigens ausgezahlt bekommen sollte. Ich hatte nicht mehr als drei Termine zu fordern, der Weg zu meiner Bezahlung schien mir zu außerordentlich; ich wußte, daß andere wackere Leute längere Zeit hatten zurückstehen müssen, kurz, ich schlug die Gnade aus und sagte, daß ich die allgemeine Last auch mittragen und eine Prinzessin, die so großmüthig wäre, nicht zu einer Zeit beschweren wollte, da ihr eigener Hof litte. Diese unerwartete Uneigennützigkeit hat man am Hofe sehr gut aufgenommen, und seit dieser Zeit habe ich der Gräfin einmal im Störmthal und letzthin in Welkau aufgewartet." Die Frau, mit der Gellert auf so eigene Weise bekannt wurde, war die Tochter des kursächsischen Oberhofrichters zu Leipzig, Statz Hilmar v. Fullen auf Störmthal und Liebertwolkwitz, und in zweiter Ehe vermählt mit dem Grafen Joh. Friedrich Vitzthum v. Eckstädt auf Wölkau, dem nachmaligen Gouverneur von Leipzig. Gellert erfuhr sehr viel Liebes von der Gräfin und ihrem Gemahl, die ihm Beide mit der höchsten Achtung begegneten, und wenn er nicht gerade in Leipzig durch Berufsgeschäfte festgehalten wurde oder bei Frau v. Zedtwitz zu Besuch war, weilte er in Wölkau oder Störmthal. Der Graf, damals Generalleutnant der Cavallerie, war häufig abwesend, und so gab auch hier wieder die Frau dem Hause Leben und Anregung. Gellert schrieb über sie am 31. März 1763 an Karoline Lucius: „Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geschlecht nicht blos durch Verstand, Geschmack und Lebensart, sondern noch mehr durch die Güte des Herzens, durch Religion und ein leutseliges Betragen Ehre, und die Tochter ist dieser Mutter werth." Diese Tochter ist Erdmuth v. Schönfeld, das zweite Kind der Gräfin aus erster Ehe. Sie war am 31. October 1741 geboren und begann im Jahre 1758 mit Gellert einen Briefwechsel, der über 10 Jahre währte, und auch noch, obschon weniger rege, nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Günther v. Bünau (1766) fortgesetzt wurde. Leider liegen nur die Briefe des Dichters gedruckt vor.*) Gellert, zu dessen Schülern auch die Söhne der Gräfin Vitzthum gehörten, hatte sich wahrscheinlich zu diesem Briefwechsel erboten, um dem jungen Mädchen Gelegenheit zu geben, sich in der deutschen Sprache, die sie „nicht so sehr in der Gewalt hatte" — das Französische war damals die Sprache des Hofes und der Vornehmen — zu vervollkommnen. Die Briefe Gellert's sind bei aller Formgewandtheit wenig tief. In redseliger, schalkhafter Weise suchen sie ordentlich darnach, dem ernsthaften, öfters leidenden Mädchen ein Lächeln des Beifalls abzuwinnen. Eine Menge kleiner Denkwürdigkeiten, die der eitle Dichter gar zu gern zum Besten gab, füllt zum größten Theile die Briefe. Das Interessanteste in ihnen ist jedenfalls das Verzeichniß zu einer Bücherei, das Gellert für Erdmuth v. Schönfeld aufstellte, und das uns von Urtheilsfähigkeit nicht gerade den höchsten Begriff giebt; während wir unter den Dichtern Namen wie Canitz, v. Creuz finden, werden die Werke Klopstock's, Lessing's und Anderer einfach todtgeschwiegen. Bedeutend höher steht der Briefwechsel Gellert's mit Karoline Lucius.**) Wenn je eine Frau darauf Anspruch erheben durfte, Gellert's Freundin zu heißen, so war sie es. Sie stand ihm von allen Frauen geistig am nächsten; und er mochte wohl selbst in ihr einen Hauch seines Geistes verspürt haben. Sie war die Tochter des Cabinetsregistrators und Geheimen Secretärs Lucius in Dresden und wurde daselbst am 7. December 1739 geboren. Da der Vater häufig in Amtsgeschäften in Polen weilte, lag die Erziehung der drei Kinder, eines Sohnes und zweier Mädchen, fast ganz der Mutter ob,

*) Gellert's Briefe an Frl. Erdmuth v. Schönfeld. Leipzig. 1861.

**) Briefwechsel Chr. F. Gellert's mit Demoiselle Lucius. Leipzig. 1823.

und diese wußte der schweren Aufgabe so gerecht zu werden, daß Karoline, die älteste Tochter, nicht allein eine ausgezeichnete, für die damalige Zeit ungewöhnliche Bildung erhielt, sondern auch den ganzen Haushalt kennen lernte. Sie verstand Französisch, Englisch und Italienisch und nahm das größte Interesse an den damaligen literarischen Bestrebungen in Deutschland, und dieses Interesse scheint auch in ihr den Wunsch nach geistig vornehmerem Umgang, als ihn ihre Umgebung bieten konnte, wachgerufen zu haben. Mit besonderem Vertrauen fühlte sie sich zu Gellert, dem Liebling des ganzen deutschen Volkes, dem hochverehrten Lehrer ihres Bruders, hingezogen, und so wagte sie es denn, am 21. Oct. 1760, ihm in einem längeren Schreiben ihre „ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen". Gellert war von dem „so lachenden und doch natürlichen Briefe" derart entzückt, daß er ihr noch am Empfangstage in der liebenswürdigsten Weise antwortete und ihrem Wunsche gemäß als Zeichen seiner Gewogenheit eins seiner Bücher, das Magazin der Frau von Beaumont, zum Geschenk übersandte. Nun reihte sich Brief an Brief, und erst der Tod Gellert's am 13. Dec. 1769 setzte diesem Briefverkehr ein Ende. Die letzten Zeilen aus des Dichters Hand vom 4. Dec. sind an Karoline Lucius gerichtet. Gellert freute sich über die Briefe seiner neuesten Freundin so, daß er die ersten im Colleg als Beispiele mustergiltiger Briefe vorlas. Auf diese Weise kam das Dresdner Bürgermädchen in Leipzig bald in den Ruf einer Musterbriefstellerin; man bemühte sich um ihre Freundschaft, suchte mit ihr in Briefverkehr zu kommen oder stattete ihr wohl selbst in Dresden einen Besuch ab. Außer dem Oberpostcommissär Gellert, dem Bruder des Dichters, seien von denen, die sie in ihrem Elternhause aufsuchten, nur der Buchhändler Reich und der Commissionsrath Wagner, die vertrauten Freunde Gellert's, und die jungen Grafen Scheel und Moltke erwähnt. Was nun die Briefe der Lucius betrifft, so werden sie einem, in großen Theilen genossen, leicht langweilig, da sie sich trotz aller geistigen Frische und schalkhaften Lebendigkeit der Schreiberin in zu große Geschwätzigkeit verlieren. Das Mädchen hat gesunden Mutterwitz und weiß klug und scharf zu urtheilen; nicht selten zeigt sie ein gesünderes und reiferes Urtheil als ihr verehrter Freund. Dessen Briefe sind weniger ermüdend, obgleich sie auch häufig an zu viel Worten und zu wenig Inhalt leiden. Während im Laufe der Jahre der sonst so redselige Gellert infolge seines beständig zunehmenden Leidens immer wortkarger wird, wachsen die Briefe seiner Freundin stetig an Umfang. Sie beendigte nicht eher einen Brief, als bis alles verfügbare Papier vollgeschrieben war; mit großem Freimuth gesteht sie diesen Fehler selbst ein. „Ich bin nun einmal dazu versehen, daß ich lange Briefe schreiben muß", heißt es an einer Stelle. Das Verhältniß der beiden Briefsteller zu einander gestaltete sich bald inniger. Im Anfang des Briefwechsels versucht Karoline Lucius ihr Verhältniß zu Gellert als das von Nichte zu Oheim zu charakterisiren; aber kurze Zeit darauf nennt sich der Dichter ihren „Freund", um sich später sogar als ihren „Bruder" zu bezeichnen. Dankbaren, freudigen Herzens nimmt das Mädchen diese Gunst entgegen, ohne dabei aber auch nur einen Augenblick ihre wirkliche Stellung dem berühmten Manne gegenüber zu verkennen. „Sie, bester Herr Professor," schreibt sie am 22. Februar 1762, „haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Charakter beigelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe, eine Liebe, die, so freiwillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist, dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben bei sich hat als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt." In Wirklichkeit ist das Verhältniß Gellert's zu Karoline Lucius mehr das eines Vaters zu seiner Tochter. Einmal geräth er sogar in Schwärmerei bei dem Gedanken, er könnte eine Tochter haben, die mit ihr Briefe wechselte, oder einen Sohn, der sie zur Frau begehrte. „Ein süßer Traum für mich!" fährt er fort, „und o, wie rührend würde er mir erst sein, wenn ich ihn als Vater dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft will ich Ihr ebenso gewisser und aufrichtiger Freund sein, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen." Diese Hoffnung sollte sich im Mai 1765 erfüllen. In Begleitung eines verheiratheten Freundes reiste damals Karoline Lucius nach Leipzig. So groß auch die Freude des Dichters war, er konnte sie, wie er selbst sagt, nur mit dem Herzen eines Kranken genießen. Noch unglücklicher traf es die Freundin im Juni 1767, als sie mit ihren Geschwistern Leipzig einen zweiten Besuch abstattete. Gellert stand damals schon am Rande des Grabes, und so konnte er, wie er sich selbst mit Schmerz eingestand, die Anwesenheit Karolinen's nur wenig genießen; ja, fast ohne Abschied von ihm hatte diese wieder aus Leipzig scheiden müssen. Ein drittes Mal haben sie sich nicht gesehen. Es ist nur natürlich, daß Gellert es mit Freuden begrüßt hätte, wenn sich seine Freundin an einen tüchtigen, gewissenhaften Mann, am liebsten an einen seiner Freunde verheirathet hätte. Wenn sie auch gerade keine Abneigung gegen die Ehe empfand, so fehlte ihr doch auch jede Lust dazu. Gellert war darüber weniger ruhig als sie; er sorgte sich um sie. Einmal hatte er sogar ein Schreiben an sie aufgesetzt, worin er ihr den Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, Doles, einen seiner Bekannten, einen Wittwer, mit dessen Einwilligung zur Ehe anbot, vorausgesetzt, daß er ihr und sie ihm gefiele. Der Brief wurde nicht abgeschickt und erst vier Jahre später sandte er ihn ihr auf ihr ausdrückliches Verlangen, nachdem sie bereits während ihres ersten Aufenthaltes in Leipzig im Hause des Cantors Doles gewohnt und innige Freundschaft mit dessen zweiter Frau geschlossen hatte. Bei ihrem ersten Besuch in Leipzig hatte sie auch einen Jugendfreund ihres Bruders, einen gewissen Seydel, wiedergesehen; und bald verband herzliche Liebe die beiden jungen Leute. Gellert hatte die Freude, diese Liebe wachsen zu sehen. Er war der Vertraute Karolinen's und war von Allem genau unterrichtet. Die beiden verlobten sich, aber 4 Jahre später, im Todesjahre des Dichters, kam es zu Lösung des Verhältnisses. Wir kennen nicht genau die Ursachen davon. Fast scheint es, daß die ungewisse Zukunft Seydel's und seine geringen Aussichten auf eine gesicherte Lebensstellung diesen dazu bewogen, das Verlöbniß zu lösen. Gellert billigte die Handlungsweise des jungen Mannes nicht; er schrieb: „Ich bin freilich nicht so recht mit Seydeln zufrieden; aber nun, ich kann ihn auch nicht richten." Die Freude, seine Freundin verheirathet zu sehen, erlebte also der Dichter nicht. Erst am 6. October 1774 vermählte sie sich mit dem Pastor Gottlieb Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels. Ihre Ehe war, wenn auch kinderlos, äußerst glücklich. In den nächsten Jahren war sie auch schriftstellerisch thätig. Außer einigen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen hat sie 1778 ein wenig bedeutendes bürgerliches Trauerspiel „Duval und Charmille" geschrieben, das durch eine am 3. Weihnachtsfeiertage 1777 in Dresden verübte Mordthat veranlaßt wurde und das der Dichter Chr. Felix Weiße ohne ihren Namen im Druck erscheinen ließ. Nachdem ihr Gatte, 81 Jahre alt, zu Anfang des Jahres 1813 gestorben war, siedelte sie 1814 nach Dresden über, wo sie, bis in's hohe Alter geistig und körperlich frisch, am 21. August 1833 im 94. Jahre starb. Mit ihr ging die letzte jener Frauen dahin, die Gellert im Leben nahe gestanden hatten und deren er voll Dankbarkeit gedachte, als er ausrief: „Wieviel Gutes bin ich den Damen schuldig!"

Bücherbesprechung.

— Englische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht von Dr. Thomas Gaspey. Neu bearbeitet von H. Runge, Gymnasialoberlehrer in Eisenberg. Dreiundzwanzigste Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag. 1901. — Gaspey's Konversations-Grammatik hat eine sehr weite Verbreitung gefunden. Die Eigenart der Methode geht schon aus dem Titel „Konversations-Grammatik" hervor. Der Schüler soll sofort zum mündlichen Gebrauch der Sprache angelernt werden. Und hierfür hatte Gaspey einen praktischen Blick. Schon gleich beim ersten Erscheinen seiner Konversations-Grammatik fand dieselbe Aufnahme in weiten Kreisen und jetzt liegt bereits die 23. Auflage vor, der man in der neuen sachkundigen Bearbeitung nur ein günstiges Prognostikon stellen kann. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 79. Donnerstag, den 4. Juli, Abends. 1901.

Die sächsische Enklave Liebschwitz.

Wer elsteraufwärts von Leipzig mit der Bahn nach Süden fährt, dem wird oberhalb Geras die Stelle auffallen, wo das vorher breite Thal von mächtigen, durch Steinbrüche aufgeschlossenen Steilabstürzen der rothbraunen Grauwackenfelsen des Heersberges einerseits und des Zoitsberges andererseits bis auf einen dem Hochwasser ausgesetzten Wiesenstreifen und die Breite des Flußbettes eingeengt wird. Hier hat die Elster die letzte und westlichste der mächtigen vom Erzgebirge aus verlaufenden Faltungen durchbrochen. Dahinter erschließt sich eine scheinbar kesselförmige Thalmulde und wir sehen ein fast 2 km langes Dorf mit seinen hellleuchtenden Häusern den Fuß des weithingestreckten, mit hellgrünem Buschholz bewachsenen Zoitsberges umsäumen, bis es in dem durch den schwarzgrünen Kopf des Hainberges gekennzeichneten Eingange eines engen Thalgrundes, des Wipsenthales, verschwindet. Dies ist Liebschwitz, der Hauptort und einstige Verwaltungs- und Gerichtssitz der kleinen sächsischen Enklave, die, früher zum Leipziger Kreise und dem Amte Borna, jetzt zur Amtshauptmannschaft Zwickau gehörig, seit Jahrhunderten zwischen reußischem, altenburgischem und weimarischem Gebiete eingesprengt, die zehn Dörfer: Liebschwitz, Taubenpreskeln, Lietzsch, Lengefeld, Grobsdorf, Loitzsch, Hilbersdorf, Niebra, Pesneck und Rückersdorf umfaßt und seit den Anfängen deutscher Besiedelung nur zeitweilig durch Erbtheilung zersplittert, bis in die neueste Zeit hinein mit ihren Rittergütern und Rechten der Familie (seit mehr als 150 Jahren der Familie v. Ziegenhierd) zugehörte, die das Rittergut Liebschwitz besaß. Das Ganze, vor Allem der Zoitsberg mit dem Wipsenthale, hebt sich eindrucksvoll aus dem lieblichen Landschaftsbilde von Gera heraus und bildet ein durch besondere Naturschönheiten ausgezeichnetes Gebiet, das einmal aufzusuchen sich wohl verlohnt. So bitte ich den Leser, mir auf einer kurzen Wanderung zunächst nach dem Rittergute Liebschwitz zu folgen, bei dessen geschichtlicher Vergangenheit wir uns etwas länger verweilen wollen.

Von dem noch vor der Thalenge gelegenen Bahnhofe Liebschwitz aus, den wir von Gera in einer Viertelstunde mit der Bahn erreichen, steigen wir, statt der langen um den Zoitsberg herumführenden Dorfstraße zu folgen, den Berg hinan zunächst nach dem hochgelegenen Dorfe Taubenpreskeln, dem alten Proskelin, wie es in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts heißt. Schon gleich hinter dem Bahnübergange sehen wir das Dach seines Kirchthurmes über einen langen schmalen Waldstreifen hervorragen. Die einzelnen Höhenpunkte des auf kleinem Raume vielgegliederten Zoitsberges führen eigene Namen. Im Besonderen heißt Zoitsberg (spr. Zôtsberg) der uns zur Rechten begleitende Bergrücken, Tschelpert die mit Buschholz bestandene Höhe zur Linken. Kurz vor dem Dorfe erblicken wir links einen durch eine Baumgruppe gekennzeichneten Gipfel; es ist der Büchsenberg. Hier hat der Sage nach im Bruderkriege 1450 der Kurfürst Friedrich sein Lager aufgeschlagen gehabt, während Herzog Wilhelm auf dem Heersberge über der Elster drüben lagerte. Als eines Tages der Herzog vor seinem Zelte gesehen wurde, soll Derjenige, der über die Geschütze gestellt war, zum Kurfürsten getreten sein und ihm den Vorschlag gemacht haben, dem Herzog mit einer Kugel „das Licht auszublasen“. Dieser habe geantwortet: „Schieß, wen du willst, nur meinen Bruder nicht.“ Etwas seitwärts über dem Dorfe ragt die in der Gegend weithin sichtbare alte Kirche auf, die wohl an Stelle einer altsorbischen Opferstätte gegründet worden sein mag. Denn daß wir uns hier auf altheiligem Boden befinden, macht die ausgezeichnete Lage des Berges wahrscheinlich, selbst wenn wir auf die übliche Herleitung des Namens Zoitsberg von slav. zwot, zot = heilig kein Gewicht legen wollten. Es empfiehlt sich nun, auf dem Kamme des Berges entlang einen Abstecher vor auf die Spitze zu machen. Der Weg führt hinter der Kirche und dem sie umschließenden Gottesacker weg immer auf der Höhe dahin und gewährt einen fortwährend wechselnden Einblick in das große Thal von Gera, dessen Hintergrund vollständig von den Häusermassen der Stadt und ihrer Vororte erfüllt ist, und andererseits in den oberen Thalkessel, der von den höheren waldigen Bergen abgeschlossen wird, an deren Fuße Elster und Weida ihrer Vereinigung entgegenströmen. In zehn Minuten gelangen wir an den fast senkrechten Absturz des Berges. Tief zu unseren Füßen zieht silberglänzend die Elster in großen Schlingen durch Wiesengründe daher, etwas oberhalb der Durchbruchstelle von einer alterthümlichen überdachten Holzbrücke in freiem Schwunge überspannt, während ein wenig unterhalb die sächsische Bahn auf einer langen Pfeilerbrücke über den Fluß und die der Ueberschwemmung ausgesetzten Zoitswiesen setzt. Wir müssen aber von dem Gipfel abwärts ziemlich weit an den Abgrund vortreten, um beide Brücken zugleich überblicken zu können. So jäh bricht hier der Berg ab. Gegenüber erhebt sich ebenfalls nach den Flußwiesen zu in steilen Wänden abstürzend der Heersberg, der sich weit mit der an ihn anschließenden Höhe von Oberröppisch dem Zoitsberge entgegenstreckt, als wollte er ihm die Hand reichen. Dahinter zieht sich in langer Linie von Süd nach Nord auf den Höhen ein Waldgürtel hin, während die vorlaufenden Hänge und Thäler mit Feldern und Ortschaften bedeckt sind. Unser Blick schweift ungehindert flußauf- und abwärts durch die fruchtbaren, reichangebauten Elsterauen. Der Gipfel wäre wie keiner der ganzen weiten Umgebung vorzüglich für einen Aussichtsthurm geeignet und ein solcher wäre sicher auch bereits errichtet, wenn der Berg noch im Stadtgebiete von Gera läge. Wir wandern die Viertelstunde nach Taubenpreskeln zurück, das Landschaftsbild von der anderen Seite betrachtend. Wer seine Freude an einem farbenreichen Waldbilde hat, wird einen hohen Genuß besonders im Frühling an dem bunten Wechsel der Bestände haben. Das hellgrüne Buschholz zu unserer Seite ist mannigfaltig mit vereinzelten Lärchen und Eichen durchsetzt, der Weg mit den hellleuchtenden Stämmen hoher Birken gesäumt. Wir verfolgen die gleiche Richtung im Dorfe eine kurze Strecke abwärts und queren dann das kleine Hochthal, den Iltisgrund, der sich zur Mitte des Dorfes Liebschwitz hinabsenkt. In wenigen Minuten erreichen wir auf der Höhe des Wipsenberges das Dörfchen Lietzsch, dessen Häuserzeile wir hinaufgehen, um oberhalb desselben uns rechts wendend und die Landstraße überschreitend über einen Feldrain den Bergrand und den Einstieg in das Wipsenthal zu gewinnen. Hier werden wir mit einem Male von einem anderen prächtigen Landschaftsbilde überrascht. Zu unserer Rechten breitet sich wieder jener obere Thalkessel der Elster aus. Wir sehen, wie ihn von den Bergen zu beiden Seiten auslaufende Wellen allmälig erhöhen, bis ihn die waldigen Berge des Weidathales abschließen. Von ferne winkt die alte Osterburg von Weida, Kloster Mildenfurt und die Kirche von Veitsberg mit ihrem spitzen Dachreiter, die älteste Kirche des Osterlandes, über die Thalweitung herüber. Gerade gegenüber von uns steigt der schwarzgrüne Kopf des Haines empor. Scharf sticht seine dunkle Färbung von dem Hellgrün der Bergwände ab, auf denen wir selbst niedersteigen wollen und die auch auf unserer Seite weiterhin die Wipse begleiten, freilich nur eine kurze Strecke, denn bald findet der liebliche Grund einen reizvollen Abschluß. Da wo das Thal sich zwieselt und die Wipse links zieht, während rechts der Kreels von Otticha herabkommt, schließt ein breiter, mit Wiesengründen, Waldstücken und vereinzelten Feldern in farbenreicher Abwechselung bedeckter Bergrücken den grünen Thalgrund ab, nur ein einzelner Giebel von Otticha lugt ihm über die Schulter. Seit den letzten Jahren,

in denen man angefangen hat, die Fichten auf dem östlichen Hange des Haines zu schlagen, zeigt sich auch Niebra mit seiner schönen alten Kirche auf der gegenüberliegenden Höhe. Sie ist mit dem Haine durch den von unserem Standpunkte aus nicht sichtbaren Galgenberg verbunden, wo sich das ehemalige Halsgericht der Enklave befand und 1705 zum letzten Male ein in Taubenpreskeln ergriffener Dieb gehenkt wurde. Zu unserer Rechten in der Tiefe breitet sich wie ein kleiner Bergsee der von dem Wipsenbache gespeiste große Dorfteich aus, dem die hier stark ausgebogte Bergwand Raum zu seiner seitlichen Ausdehnung gewährt. Um ihn herum liegt der älteste Theil des Dorfes mit der Kirche. Ein echter rauher Bergpfad, aus dem allenthalben die braunrothen, mit grauen, grünen und gelben Flechten überwachsenen Rippen des Berges hervorspießen, mit seinem schiefrigen Schutt und harten Felsstufen freilich eine Pein für zarte Sohlen, für den Bergfreund eine Wonne, führt uns an der Luftesse eines Bergkellers vorbei steil zu dem Rittergute hinab, in dessen großen Hof, den im Rechteck ein Herrenhaus und die Wirthschaftsgebäude umgeben, wir gerade hinabsehen. An der Luftesse machen wir jedoch erst noch Halt, denn einmal steht uns das schlimmste Stück des Abstieges jetzt bevor und dann bietet sie allein mehreren Personen sicheren Stand zu bequemer Betrachtung. Die Durchbruchstelle der Wipse entspricht genau im Kleinen der Pforte, die sich die Elster zwischen Zoitsberg und Heersberg im Laufe der Jahrtausende ausgewaschen hat. Die Ritterburg sperrte einst vollständig den Eingang, denn die verschmälerte Dorfstraße, die sich jetzt zu unseren Füßen neben dem hochgemauerten rechten Bachufer hindurchzwängt, ist erst später dem Felsen abgewonnen worden. Es ist ein schönes, heimliches Fleckchen, das sich dereinst die alten Herren von Liebschwitz für ihre Siedelung aussuchten. Zwar von schönheitlichen Gesichtspunkten sind sie bei der Anlage ihrer festen Burg in der Thalenge, die erst die mühsame Ebenung und Abtragung des felsigen Fußes des Hainbergs erforderte, schwerlich geleitet worden. Sie diente vielmehr dem Schutze ihrer im Wipsenthale und auf den seitlichen Höhen über Loitzsch, Lichtenberg, Hilbersdorf, Rußdorf und darüber hinaus bis Rückersdorf gelegenen Besitzthümer.

Jetzt ist von der alten Burg äußerlich nichts mehr zu sehen außer einigem Gemäuer am sogenannten Hügel, das wir oberhalb der Dächer der Wirthschaftsgebäude sich hinziehen sehen. Auch ein breiter gewölbter Gang ist noch vorhanden, der vom Hofe aus ein kleines Stück in den Berg hineinführt. Da der Eingang dazu bis vor Kurzem vermauert war, hatte sich die Sage seiner bemächtigt. Wer den Gang verfolge, heißt es, stoße ungefähr in der Mitte zwischen Liebschwitz und Niebra — es wäre dies also genau unter dem ehemaligen Galgen — auf eine große Höhle. In der Mitte der Höhle stehe ein steinerner Tisch mit einer Schüssel voll Kostbarkeiten. Wie man aber einmal etwa 30 Schritt in dem Gange vorgedrungen sei, wären die Lichter erloschen der üblen Luft willen. Auch letzteres ist sagenhaft, denn der Gang ist keine 20 Schritt lang und endet in einer offenen Nische, hinter der das massige Gestein des Berges, mächtige Grauwackenbänke, sichtbar sind. Doch werden wir noch Gelegenheit haben, ein eigenartiges Bild der alten Burg, das etwa von unserem Standpunkte aus aufgenommen ist, zu betrachten. Es ist dies eine außerordentlich sauber und sorgfältig in Alabaster geschnittene Reliefdarstellung des Ritterguts mit der Burgruine aus dem Jahre 1731, die sich in der Kirche von Niebra befindet, zu der wir dann hinaufsteigen wollen. Wir sehen drei durch besondere Mauern abgeschlossene Höfe hinter einander. Im inneren Burghofe steht ein etwa 30 Meter hoher, runder Thurm mit hohem spitzen Dache, an den sich in der Höhe eines Stockwerks ein in Ruinen liegender Theil mit öden Fensterhöhlen anschließt. Zu der hoch über dem Boden liegenden Thüröffnung des Thurmes führt eine lange Holztreppe oder Leiter hinauf. Im zweiten Hofe steht das alte Herrenhaus und ein paar andere Gebäude, wohl das Gerichtshaus und das alte Kornhaus. Sie sind natürlich erst später erbaut und regellos, wie es eben der Platz erlaubte, hingesetzt, sodaß z. B. das Herrenhaus mit einer Ecke die Mauer durchbrechend in den inneren Burghof hineinragt. In dem äußeren Hofe, den nach dem Bache zu eine dritte Mauer abschließt, zu dem aber frei über den Bach eine steinerne Brücke führt, enthält Ställe, Scheunen und Schuppen. Er weitete sich da, wo jetzt das neue Herrenhaus steht, zu einem etwas größeren Platze mit einem kleinen Gärtchen in der Ecke am Bache. Viel Bewegungsfreiheit haben die Leute nicht gehabt, denn wie in den innersten, so führt auch in den zweiten Hof nur eine enge Pforte, neben der ein Guckloch in die Mauer gebrochen ist. Das heutige in einem regelmäßigen Rechteck gebaute Rittergut hat keine Aehnlichkeit mehr mit jenem Bilde, nur der Platz zwischen Bach und Berg ist derselbe geblieben. Die Burg ist jedenfalls in der Zeit angelegt worden, in der die Deutschen das Sorbenland unterwarfen und das Christenthum einführten, also im 10. oder 11. Jahrhundert. Die erste Erwähnung eines Herrn v. Liebschwitz findet sich in einer Urkunde von 1209 (Schmidt, Urkundenbuch der Vögte von Weida I Nr. 38). Dort heißt ein Zeuge neben einem Herrn v. Ronneberg (Ronneburg) Gerhardus de Lubschitz. Derselbe jedenfalls begegnet uns wieder in einer Urkunde (Nr. 65) des Bischofs Engelhard von Naumburg aus dem Jahre 1237. Es erscheint darin ein miles (ein zum Reiterdienst verpflichteter Ministerial) Gerhardus von Lübischwiz als Burgward des Ronneburger Schlosses. Dieses Burglehen besaß die Familie in ununterbrochener Folge bis zum Jahre 1604, in dem es an die Herrschaft in Altenburg verkauft wurde. Liebschwitz selbst war ein altes Lehen der Ronneburger Herrschaft, wie aus dem Theilungsvertrage zwischen Heinrich dem älteren und dem jüngeren Reußen von 1359 (Schmidt, II. Nr. 53) hervorgeht. Im 15. Jahrhundert kam das Rittergut an die Familie v. Ende. Bei dieser blieb es bis 1630, darauf besaß es die Familie v. Raschau bis 1640, v. Carlowitz bis 1673, v. Meußbach bis 1701, v. Fletscher bis 1722, Gottfried Leyser bis 1745, der Kriegsrath Joh. Georg v. Ziegenhierd bis 1762, der Landkammerrath Joh. Ferd. Aug. v. Ziegenhierd 1762—1813, Friedr. Theod. v. Ziegenhierd 1813—1845, Hugo Werner v. Ziegenhierd 1845—1873, Frau Luise v. Ziegenhierd seit 1874. In dem Rittergute befindet sich eine alte, interessante Bibliothek, die der Landkammerrath Joh. Ferd. Aug. v. Ziegenhierd am Ende des 18. Jahrhunderts zusammengebracht hat. In einem mächtigen Actenschranke zusammengepferchi, hat sie seitdem ein von keinem neuen Eindringling, aber auch von keinem Leser gestörtes Sonderdasein geführt. Sie enthält wesentlich geschichtliche Werke aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Mit besonderer Vorliebe sammelte der Landkammerrath die Chroniken der sächsisch-thüringischen Städte, deren einige dreißig vorhanden sind. Für uns Spaziergänger hat aber das meiste Interesse ein Quartband, den der Landkammerrath handschriftlich hinterlassen hat, mit dem Titel: „Nachrichten von Liebschwitz, gesammelt von Johann Ferdinand August von Ziegenhierd in perpetuam suam memoriam“. Darin hat er aus den alten Gerichtsacten von Liebschwitz, aus den Handelsbüchern und Lehnsbriefen zunächst die Besitzer des Ritterguts bis zum 15. Jahrhundert zurück genau festgestellt, in besonderen Abschnitten die Regalia, nämlich die Ober- und Erbgerichte, Patronate, Jagd- und Triftrechte, die Frohnen, dann die Gebäude, die Kirchen und Schulen und ihre Diener behandelt und bis zur Reformation zurück, theilweise auch darüber hinaus verfolgt. Der letzte Abschnitt enthält „Merkwürdige Begebenheiten und Unglücksfälle“, die Liebschwitz und die anderen Dörfer betroffen haben. Das traurige Jahr 1806, in dem vor der Schlacht bei Jena ein großer Theil des Napoleonischen Heeres mit dem Kaiser selbst über Gera marschirte, brachte Liebschwitz ganz besondere Leiden. Ausführlich berichtet der Landkammerrath über seine eigene Plünderung auf dem Wege von Gera nach Liebschwitz. Im Dorfe selbst hatten die Franzosen furchtbar gehaust, Alles aufgeschlagen, ausgeraubt und mehrere Einwohner verletzt. Die Bauern erschlugen in verzweifelter Wuth vier der Marodeure, worauf sich die übrigen entfernten, aber verstärkt zurückkehrten und das Dorf in Brand schossen. Einige Tage darauf rückte ein Strafcommando von 500 Mann ein, um die Verwüstung zu vollenden. Der Gerichtsherr mußte zwar die Sache untersuchen und einen Bericht nach Dresden einsenden, eine weitere Bestrafung der später wenigstens nicht unbekannten Todtschläger scheint aber nicht eingetreten zu sein. Nach dem Wiener Congreß erschienen in Liebschwitz preußische Commissare, um Vermessungen vorzunehmen und die preußische Besitznahme der Enklave vorzubereiten. Da aber Liebschwitz dem Leipziger Kreise zugewiesen war, der nicht zu den von Sachsen abzutretenden Landestheilen gehörte, so protestirte der Guts- und Gerichtsherr Friedr. Theod. v. Ziegenhierd energisch dagegen. Er lud die preußischen Commissare, wie später sein Sohn zu erzählen pflegte, kurzer Hand auf einen Leiterwagen und fuhr sie zum Ländchen hinaus. Dafür soll er später den Dank und die besondere Huld seines Königs erfahren haben.

Nun können wir ja nach so langer Betrachtung von dem Platz an der Luftesse vollends hinabsteigen, um der alten Kirche von Niebra einen Besuch abzustatten. Wir gehen am besten die kurze Strecke den Wipsengrund hinauf bis an die Stelle, wo der Kreelsgrund von Otticha herabkommt. Freilich wer die nöthige Zeit hat und ein rüstiger Fußgänger ist, dem würden wir die herrliche Thalwanderung im Wipsengrunde nach dem eine Stunde entfernten Loitzsch anrathen, von wo eine Fahrstraße in einer weiteren Stunde über Otticha nach Niebra führt. Der nächste Weg, den wir jetzt einschlagen wollen, ist ein Fußweg; er zieht sich am rechten Hang des Kreels in einer guten Viertelstunde nach Niebra hinauf. In diesen abgelegenen Gründen haben dereinst die goldsuchenden Venetianer nach der Volksüberlieferung ihr Wesen getrieben, auch ist bei Otticha im Anfange des 18. Jahrhunderts wirklich ein Bergwerk gewesen und eine im Jahre 1784 von dem Bergamt zu Groß-Kamsdorf vorgenommene Untersuchung des Gesteines hat nach dem Bericht des Landkammerraths ergeben, daß es silberhaltig sei. Bald ist Niebra, im Volksmunde heißt es richtiger Niebern, auf seiner luftigen Höhe erreicht. Das gewiß alte Dorf wird merkwürdiger Weise in keiner der von Berthold Schmidt im Urkundenbuch der Vögte von Weida bis zum Jahre 1427 gesammelten Urkunden erwähnt. Unerweislich ist auch die Behauptung, Niebra sei ein Nonnenkloster gewesen. Die in gothischem Stile erbaute Kirche soll aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammen. Hierfür dürfte als einziger Anhaltepunkt nur die Zahl 1428 gedient haben, die auf der Rückseite des Altarschrankes sichtbar ist. Eine hervorragende Sehenswürdigkeit ist eben jener Altaraufsatz. Als König Johann am 25. Juni 1864 die Enklave besuchte und auch die alte Kirche von Niebra besichtigte, erkannte er den künstlerischen und culturhistorischen Werth des alten, schon seinem Verfall zuneigenden Altarschreins und ordnete seine kunstverständige Erneuerung auf eigene Kosten (9000 Thlr.) an. Sie wurde unter der Leitung des Historienmalers Karl Andreas in Dresden ausgeführt und 1866 vollendet. Im Innern des Schreines stehen acht zwei Ellen hohe bemalte und mit reicher Vergoldung geschmückte Figuren, die aus Holz geschnitzt und mit Gips überzogen sind. Ihre Deutung ist nicht leicht, da die Inschriften nur zum Theil noch erhalten sind. Der zusammengeschlagene Flügelaltar zeigt vier große Oelgemälde auf Leinwand: Maria's Verlobung und Trauung, Maria's Verkündigung, die Herberge zu Bethlehem und die Anbetung der Heiligen. Unter dem Flügelaltar erblickt man links Maria mit dem Jesuskind auf dem Arme, zu beiden Seiten einen Engel, rechts den Kindermord zu Bethlehem. Ein reiches, schöngeschnitztes Blätterwerk umsäumt den Schrein. Zur Linken steht in der Höhe vor einer erst bei der Erneuerung der Kirche 1860 angebrachten Nische die Niefra oder Niefro. Die Bildsäule soll die Stifterin des Nonnenklosters von Niebra darstellen, die das Gelübde gethan habe, „nie Frau" oder „nie Fro" werden zu wollen, wozu der schmerzliche Gesichtsausdruck den Anlaß bot. Es ist aber offenbar ein Muttergottesbild, die Sage ein sehr junges Machwerk. Zur Rechten befindet sich hoch in der Wand des Hochchores ein sechs Ellen hohes Tableau, das Gottfried Leyser (1722—45 Besitzer von Liebschwitz) seiner 1731 verstorbenen Gemahlin Anna Katharina geb. Koren aus Kampe bei Magdeburg zu Ehren hat errichten lassen. Es zeigt oben an der Spitze das zwölfthorige Jerusalem der Offenbarung in Alabaster geschnitten, darunter das Gemälde der Verstorbenen unter Glas, dann die Inschrift, unten in der linken Ecke Kampe und die vielthürmige Festung Magdeburg mit dem Elbstrom, in der rechten Ecke das von uns schon beschriebene Rittergut von Liebschwitz mit dem Hain und dem dahinter gelegenen Niebra, Alles in Alabaster und erhabener Arbeit von einem tüchtigen Künstler ausgeführt. Darunter befinden sich zwei Wappen mit Monden, das rechte mit zwei durch einen Blitz getheilten Halbmonden. Eine große metallene Sonne ist unter dem Bilde Jerusalems angebracht. Darauf und auf den Mond im Wappen bezieht sich der unter der Inschrift stehende Spruch: Ein Mond (d. i. die Verstorbene), den bei seinem Auf-, Fort- und Untergange die Sonne der Gerechtigkeit bestrahlt hat. Das schöne Tableau ist leider bei der Erneuerung der Kirche nicht genügend gewürdigt worden, es bedarf einer sachverständigen Reinigung und Ausbesserung. Auch ist bei der großen Höhe, in der es in die Wand eingelassen ist, eine genauere Betrachtung, die es reichlich verdient, nur durch ein Fernglas möglich, das der führende Lehrer gern zur Verfügung stellt.

Wer nun zum Abschied noch einen großartigen Ueberblick über die ganze Enklave und das durchwanderte Gebiet genießen will und vor den steilen, engen Treppen nicht scheut, der steige zu den Schalllöchern im Thurme empor; wie aus der Vogelperspective sieht er hier Alles zu seinen Füßen liegen. Darauf kehren wir auf der Straße in einer halben Stunde nach Liebschwitz zurück und erreichen durch das Dorf in einer weiteren halben Stunde den Bahnhof. So reicht ein Nachmittag der schönen Jahreszeit aus, um in 3—4 Stunden bequem eine der anmuthigsten und reizvollsten Landschaften, die Enklave von Liebschwitz, kennen zu lernen.

Gera. Dr. R. Büttner.

Bücherbesprechungen.

— Der Fortschritt von der lehrgesetzlichen Kirche zur Kirche der religiösen Lebensgemeinschaft. Ein Beitrag zur Begründung des Friedens in den evangelischen Landeskirchen und eine Anregung zur Reform ihrer Verfassung mit besonderer Beziehung auf die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen von DDr. Emil Sulze, Pastor em. in Dresden. Leipzig, Otto Aug. Schulz Verlag G. Schiller. 1901. 75 S. — Wollten wir den Gedanken, die diese Schrift entwickelt, im Einzelnen eine Würdigung zu Theil werden lassen, so müßten wir unsererseits auch eine schreiben, die noch nicht einmal so kurz ausfallen könnte, wie die zu besprechende, weil der Verfasser seine Behauptungen und Vorschläge, die er seit Jahren fortwährend schriftlich und mündlich vertreten hat, nachgerade als bekannt voraussetzen und so mit ihnen hantiren kann. Wir halten aber von diesen Behauptungen eine ganze Anzahl für falsch und von diesen Vorschlägen eine ebensolche für unausführbar und können den Beweis dafür selbstverständlich nicht in dieser Besprechung antreten. So beschränken wir uns auf die kürzeste Zusammenfassung des Inhaltes, der übrigens dem Kenner der Sulze'schen Theorien, wie gesagt, längst vertraut ist, wir möchten fast sagen, bis auf den letzten Satz, sobald von den gegebenen Beispielen aus der letzten Zeit seiner Amtsführung abgesehen wird. Sulze fordert selbständige Gemeinden, möglichst nicht stärker, als 3000 Seelen, und für jede ein Presbyterium. Wo sich diese Bezirksgemeinde mit der Kirchgemeinde nicht deckt, wie in den meisten großstädtischen Gemeinden, geht der Kirchenvorstand in der Hauptsache aus diesen Presbyterien hervor. Die Geschäfte des Kirchenvorstandes kann auch ein Nicht-Geistlicher führen, und in den Pfarramtsgeschäften, die als leidige Last betrachtet werden, weil sie mit der Seelsorge nichts zu thun haben (!), können die einzelnen Bezirksgeistlichen wechseln. Superintendenten oder Bischöfe sind die Seelsorger der Geistlichen und sollen mit dem Kirchenregiment nichts zu thun haben. An die Stelle der in Sachsen bestehenden Kircheninspectionen sollen Bezirksconsistorien treten. Die Schrift enthält im Einzelnen natürlich manche beherzigenswerthe Wahrheit. So wird mit Recht bemerkt, daß die katholischen Geistlichen im Anschluß an ihren Aristoteles die neuzeitlichen protestantischen an philosophischer Tüchtigkeit beinahe übertreffen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß alle die modernen Ersatzmittel der wahren pastoralen Thätigkeit diese niemals ersetzen werden. Das Eine und das Andere in der Kritik des Bestehenden trifft wirklich einen wunden Punkt, dessen Erkennung und Heilung man sich mehr angelegen sein lassen könnte. Aber das Ganze zeigt, wie schon der wundersame Titel lehrt, eine Verkennung des Werthes und der Nothwendigkeit des geschichtlich Gewordenen, eine Beurtheilung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft auf Grund weltferner Constructionen, wie man dergleichen heut zu Tage nicht für möglich halten sollte.

B. K.

— Culturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres socialen und geistigen Lebens von Kurt Breysig. Zweiter Band: Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick. Ein universalgeschichtlicher Versuch. Zweite Hälfte: Entstehung des Christenthums — Jugend der Germanen. Berlin, Georg Bondi, 1901. XXXIX, 925 S.; 8°. Preis: 12,50 ℳ — Ueber Plan, Absicht und Grundgedanken des großen Breysig'schen Werkes, dem gerade um deswillen die Fachwissenschaft mit wenigen rühmlichen

Ausnahmen (Lamprecht) vorderhand noch kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht, weil sie es in keine der bisher sorgsam rubricirten Schachteln einzwängen kann, wolle man freundlichst Nr. 133 der Wissenschaftlichen Beilage vom 6. November 1900, S. 530 f., nachschlagen. Die vorliegende, immer noch zur „Einleitung" zu rechnende 2. Hälfte des 2. Bandes zerfällt in zwei äußerlich sehr ungleiche Hauptabschnitte: die Entstehung des Christenthums (Buch IV) und Jugend der Germanen (Buch V). Es ist erstaunlich, welche Stoffmengen Breysig verdaut und verarbeitet haben muß, ehe er nur an die Conception des Ganzen gehen konnte; und dann noch die Ausarbeitung und Durchführung! Sie allein nöthigt schon ehrliche Hochachtung ab, selbst wenn man sachlich auf jeder Seite Widerspruch erheben möchte. Und dem ist nicht mal so. Wenigstens habe ich den Eindruck gewonnen, den mir theilweise bereits die 1. Hälfte des 2. Bandes gemacht hatte: von den am 1. Bande gerügten Unarten (vergl. meine erste Besprechung) hat sich die eigentliche Darstellung immer mehr befreit; namentlich sind die Spitzfindigkeiten, Antithesen und künstlich geschaffenen Contraste viel seltener geworden und finden sich fast nur noch in den dafür durch lohnende Ausblicke entschädigenden vergleichenden Capiteln, wo Breysig, des lästigen Zwanges der zu entwickelnden Thatsachenreihen ledig, sich in Speculation ergehen kann. An dem ersten Hauptabschnitt über die Entstehung und die Anfänge des Christenthums hat mir, ganz abgesehen von der Verdienstlichkeit dieser Arbeit überhaupt (weshalb sollen immer nur Theologen über das sprechen, was jeden Menschen, er mag wollen oder nicht, doch am tiefsten bewegt?), besonders der Muth gefallen, womit Breysig das heikle Thema der persönlichen Stellung eines denkenden Menschen und vor Allem Sociologen zu Jesus und seiner Lehre anfaßt und behandelt. Freilich (glücklicherweise oder leider?) werden diese subjectiven Ansichten und Aeußerungen ebensowenig Gemeingut der großen Menge werden wie die um dieselbe Angel sich drehenden, aber ein ganz anders Ziel verfolgenden Houston S. Chamberlain's in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts"; vielmehr wird einem angesichts solcher dickbändigen Leistungen die Berechtigung jenes schönen Paragraphen aus dem seligen Preßgesetze der Karlsbader Beschlüsse und der Mainzer Central-Controluntersuchungscommission klar, wonach Schriften, die über 20 Bogen stark sind, als ungefährlich zu betrachten seien. Breysig gehört nämlich zu den — seien wir einmal ehrlich — sehr zahlreichen Gebildeten, die im 16. und 17. Jahrhundert, im Zeitalter der Religionskämpfe, eine sehr unvortheilhafte Rolle gespielt hätten, zu den Anhängern der confessionslosen Religiosität oder der Religion der Humanität, die Karl Sell (in Hans Meyer's „Deutschem Volksthume", S. 377 ff.) als den Glauben Hans Denk's und Sebastian Franck's, Kaspar's von Schwenkfeld und Jakob Böhme's, Leibniz'ens und H. S. Reimarus', Lessing's, Herder's und Goethe's, Kant's und Fichte's, Lagarde's und Müllenhoff's bloßgelegt hat und deren Kehrseite der Unglaube eines Schopenhauer, Feuerbach und Nietzsche ist, zu dessen Gesammtauffassung übrigens Breysig sehr nahe Beziehungen unterhält (doch vgl. auch die Anm. zu S. 578!). Diese confessionslose Religiosität „existirt nicht in Gestalt eines formulirten Glaubensbekenntnisses; sie existirt nur als eine still schweigende, gleichlautende (?) Ueberzeugung vieler Einzelnen. Auch pflegt bei uns, wer kein Theologe ist, selten ein Glaubensbekenntniß abzulegen" (Sell). Zu diesen seltnen Bekennern aber gehört Breysig. Er sagt (S. 535): „Was an Jesus' historischer Erscheinung am stärksten auffällt, ist ihre unsägliche Schlichtheit und Einfachheit. Was er that, was er litt, ist alles über die Maßen durchsichtig und schlicht. Jesus ist vielleicht der reinste und höchste Typus des Priesters, aber er ist nicht als Priester aufgetreten; Jesus hat einer, hat tausend Kirchen das Leben gegeben, aber er hat keine gegründet; er hat nie ein Wort von Cultus, von Riten, von Taufe, Abendmahl oder was sonst immer spätere Zuthat ist (vgl. Heinr. Holtzmann, den Theologen!), gesprochen. Sein Name wird heute in Millionen Gotteshäusern verehrt, er hat nie den Wunsch nach einem Tempel ausgesprochen; ebenso viele und noch mehr Geistliche dienen Gott heute als Priester in seinem Namen, er hat keinen einzigen eingesetzt. Alle diese Räthsel lösen sich in der einen Erkenntniß, daß es nur sein Herz war, das ihn führte, das aus ihm sprach und das ihn so leben, so sterben hieß, wie er gethan. Jesus wollte nie ein religiöses System aufstellen, er wollte nur lenken und leiten, mit milder Hand und milder Rede. Er wollte nie beweisen und kaum lehren, er wollte seine Gebote vorleben"; und seine Gebote sind nicht schwer, darf man hinzusetzen. Die Thatsache aber, daß Breysig nicht allein Derartiges schreibt (Gott sei Dank: auch schreiben darf), sondern daß auch Tausende mit ihm Derartiges denken, ist einer der vielen Belege dafür, daß unser Zeitalter anfängt, mit einigem Rechte das sociale genannt zu werden. Ich habe mich mit dem zwar an Umfang kleinen, aber an innerem Werthe reichen 1. Abschnitt zu sehr abgegeben, als daß ich den zweiten, die Jugend der Germanen, in ähnlich ausführlicher Weise behandeln dürfte. Um von seinem Inhalte dennoch eine Vorstellung zu vermitteln, will ich den Gedankengang ganz kurz an der Hand der Capitelüberschriften entwickeln. Dieses 5. Buch gliedert sich in die drei Capitel: a) Zusammenhang der griechisch-römischen mit der germanisch-romanischen Epoche der europäischen Geschichte, b) Alterthum der germanischen Völker (400—900) [ein meiner Ansicht nach unglücklich gewählter Ausdruck: das „Alterthum" eine Unterabtheilung der „Jugend"!] und c) Frühes Mittelalter der germanisch-romanischen Völker (900—1300). Im 1. Capitel wird den politisch-socialen Verkettungen zwischen Griechenland, Rom und Germanien, sowie dem Fortleben der Antike im geistigen Leben (Kunst und Religion) nachgegangen. Das zweite Capitel enthält folgende Abschnitte: α) Einheit und Spaltung der germanischen Völkergruppe, β) Ausbildung archaisch-absoluter Monarchien (Merovinger und Karolinger) und ihr wirthschaftlich-ständischer Unterbau, γ) Eigene und erborgte Cultur (u. a. Romanischer Stil, δ) Gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtliches (!) Ergebniß. Das Schwergewicht des vorliegenden Bandes liegt aber im dritten, 600 Seiten starken Capitel, das zunächst die Verzweigung des germanischen Völkerstammes, dann die Zersetzung der Einheitsstaaten (Deutschland, Frankreich, England) durch den Feudalismus, ferner die Ständebildung und Volkswirthschaft (in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien, den Niederlanden und Skandinavien bis etwa 1250), endlich die Wiedererhebung des Germanenthums im geistigen Leben entwickelnd schildert und die Ergebnisse in einem Schlußabschnitte geistvoll zusammenfaßt. Bei dieser Fülle ist es ganz selbstverständlich und darf dem fleißigen Verfasser nicht zum Tadel gerechnet werden, daß für gewisse Theile gewisse Autoren nahezu unbestrittene Autorität ausüben; für das Christenthum hatte ich Holtzmann schon angedeutet, für Spanien ist es Schäfer, für Belgien Pirenne und so fort. Das Zutrauen dürfen wir jedoch zu Breysig haben, daß er seinem Vorarbeiter nicht blindlings und unverständig folgt; deshalb überlasse ich guten Gewissens das in solchen Fällen sehr billige Vergnügen, Einzelnes (besonders Widersprüche, wie S. 849—1409) zu moniren und sich selbst als den Besserwissenden aufzuspielen, andern Leuten; nur einen Wunsch hätte ich — im eigenen Interesse des Verfassers — für die folgenden Bände: daß das Anthropogeographische öfter berücksichtigt würde, als es in dem vorliegenden Bande (S. 1424/25) geschehen ist. Für den absichtlich eng begrenzten Kreis der „führenden Völker Europas" ist und bleibt Breysig's Culturgeschichte jedenfalls eine großartige Leistung, deren Verdienst ihm in absehbarer Zeit Niemand streitig machen kann. Ist die Geschichtschreibung eine Kunst, so ist Breysig der Meisterschaft nahe. Ht.

— Vom Grafen Oscar. Ein Zeitbild Napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland, seinen Freunden erzählt. Wiedergegeben von Moritz v. Kaisenberg. Hannover, Verlag von M. u. H. Schaper. — In einer längeren Reihe von Erzählungen giebt Verfasser in höchst anschaulicher und unterhaltender Weise ein Bild von den geradezu trostlosen Zuständen, wie sie Anfang des vorigen Jahrhunderts unter General Mortier in Hannover geherrscht haben. In aller Kürze giebt er zunächst einen Ueberblick über die damaligen allgemeinen Verhältnisse in Deutschland, speciell Hannover, und beschreibt dann in beredten Worten die Mißstände, welche infolge der Fremdherrschaft und der unglaublichen Willkür der französischen Generale geherrscht, die Demüthigungen und physischen und moralischen Leiden, denen die brave hannöversche Armee ausgesetzt war. Mit harten Worten geißelt er die Handlungsweise des Höchstcommandirenden, Grafen Wallmoden, der durch die schmachvolle Capitulation von Artlenburg das Kurfürstenthum Hannover ohne Schwertstreich den französischen Machthabern überlieferte. Bietet das Buch zweifellos auch einem weiteren Leserkreise viel des Lesenswerthen, so wird es doch zumal für frühere hannöversche Officiere von ganz besonders hohem Interesse sein. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 80. Sonnabend, den 6. Juli, Abends. **1901.**

Der Mensch im Walde.

„Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein."

Alljährlich im Sommer strömt aus dem gepreßten Grau der Städte eine aufathmende, geschmückte Menge hinaus ins freie Grün der Fluren, singend, jauchzend, erwartend am Morgen des festlichen Tages, matt, zerschlagen, aber mit einem Nachschimmer des Genießens im Auge beim Heimwege nach den dunstigen, heißen Mauern der Großstadt. Alljährlich auch wird dieser Strom breiter und stärker, ergießt und verzweigt sich in immer fernere Fluren und Gründe; denn die Großstadt dehnt und reckt sich, umschlingt und verzehrt ländlich ruhige Stillen, die ihrem Wachsthum hindernd im Wege standen, überschwemmt mit ihrem Häusermeere grüne eingestreute Inseln und ersetzt mit ihren kleinen künstlich geschaffenen, sorgsam bewachten Schmuckplätzen nicht die freiathmende, sonnenbestrahlte Schöpfung. Dazu rücken ihre Bewohner enger und dichter an einander, Flucht vom Lande und natürliches Wachsthum drängen auf engem Boden so viel Menschen zusammen, als anderswo über Meilen zerstreut wohnen. Das Jagen und Stoßen wird ärger, man hastet und drängt und Jeder sucht dem Andern zuvorzukommen beim Wettlauf ums tägliche Brod, um Erwerb und Verdienst. Die Großstadt aber lärmt und schreit; mit ihrem Rasseln, Pfeifen, Surren und Rollen schlägt sie auf die armen angestrengten Nerven ein, mit ihrem heißen, staub-erfüllten Odem erschlafft sie Körper und Geist. Daher auch dieses gesteigert sehnsüchtige Drängen ins Freie, dies Verlangen nach ländlicher Ruhe, nach Licht und Luft, nach dem Gesundbrunnen für Herz und Lunge, nach Erholung vom schwülen Tagewerke; daher diese sommerliche, durch die reichhaltigen Verkehrsmittel unserer Zeit begünstigte Ueberfluthung der ländlichen Fluren.

Nicht immer war, nicht überall ist dem so. Unsere Vorfahren in grauer Zeit legten sich nicht Rechenschaft ab über die erhabenen Schönheiten der sie umgebenden urwüchsigen Welt, die ihnen nichts als eine Fülle des Rauhen, Feindseligen und Bekämpfenswerthen bot. Und wenn auch die Naturreligionen der Alten zum Theil tiefsinnige Hindeutungen auf das Frühlingsnahen und den einbrechenden Wintersturm, auf das drohende Unwetter und die schöne Hochsommerzeit aufweisen, so liegt diesen deutungsvollen Lehren und Sagen nicht die genießende Anschauung der Schöpfungsgebilde zu Grunde, sondern vielmehr menschliche Furcht und das Deutungsbedürfniß kindlicher Gemüther gegenüber unfaßbaren und unerklärlichen Erscheinungen. Auch der Landbewohner unserer Zeit, der von Kindheit auf inmitten der freien Gotteswelt gelebt hat und ihr Weben alltäglich um sich fühlt, besitzt selten Empfänglichkeit oder gar Schwärmerei für das ihn ungesucht Umgebende, sondern nimmt als selbstverständlich hin, was dem Städter seltsam und beachtenswerth erscheint, und Mancher wird mit Rosegger's Knecht Hartl über den Sonnenaufgang und dessen Bewunderung durch die Stadtherren einer Ansicht sein: „Narren das, schnaufen mit Mühsal auf den Berg, daß sie den Sonnenaufgang sehen. Ist das so was Schönes? So lang die Sonn' hinterm Berg ist, sieht man sie nicht, und ist sie heroben, so kann man sie nicht anschauen. Und kunnt man sie anschauen, was hätt' man davon — sie ist halt die Sonn' und von der kann man nichts abbeißen."

Erst mit der Entfernung von dem einfachen Naturleben früherer Zeit und dem hervortretenden Gegensatze zwischen jenem und den beengenden Schranken überfeinerter wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse drängt sich in unser Dasein die Sehnsucht nach einem Leben voll ländlicher Ruhe, nach dem Genusse an den unentweihten Gebilden der Schöpfung. Das lehrt uns beim Beginne des Verfalles der alten Welt die bukolische Dichtung Vergil's, um die Mitte des vorletzten Jahrhunderts die erwachende Naturpoesie, in unseren Tagen aber, wo die Gefühlsdichtung niedrig im Preise steht und der Einzelne persönlich an Allem theilnehmen will, das gesteigerte Verlangen nach Naturgenuß, nach einem Leben im Freien, auf den Bergen, an rauschender Meeresküste.

Auch unsere Kindheit in ihrer einfachen, von Ueberlegung freien Anschauungsweise kennt nichts von der schwärmerischen Verehrung erhabener oder lieblicher Naturgebilde. Wohl fühlt sie unbewußt mit uns Erwachsenen das körperlich Wohlthuende unbeengter Bewegung in reiner, leichter Luft, allein die Wucht einer gewaltigen Berglandschaft, das Idyllische eines freundlichen Gebirgsthales vermag ihre Aufmerksamkeit nicht sonderlich zu erregen. Ihre vom Gefühlsleben noch weit entfernte Seele findet draußen nur das Seltsame beachtenswerth: ein rauschendes Wasser, worauf Zweige als Schifflein dahineilen, einen Felsvorsprung, einen knorrigen Baum zum Erklettern, eine Wiese mit bunten Blumen zum Pflücken, ein lebendes Geschöpf vom Wurm bis zum edlen Wilde, das in seiner vermeintlichen Wichtigkeit all die anderen Eindrücke eines ganzen langen Wandertages zurückdrängt. Aber seien auch wir Eltern und Erwachsenen ehrlich gegen uns selbst — wer von uns legt sich Rechenschaft ab über sein Wandern in freier Schöpfung, wer kennt auch nur den geringsten Theil der ungezählten Formen und Lebewesen, deren Bild sich unserem Auge aufdrängt? Freilich arbeitet die Natur mit einfachen Mitteln, um Großes zu erreichen: Wasser, Steine und Pflanzen sind ihr Werkzeug, Luft die Leinwand, worauf sie malt. Daß sie damit aber so Wunderbares schafft, solange die Hand des Menschen ihr ferne bleibt, das liegt in ihrer Wahrheit, ihrer Folgerichtigkeit, „sie macht keinen Sprung". Darum das Befriedigende, Erhebende und Reinigende für den Geist im Anblick einer unentweihten Landschaft, darum das Störende und Verletzende, wenn der urwüchsige Wald durch künstlich gereihte Baumschulen ersetzt, wenn die ungezwungene Windung des Thales durch kahle Streifen mit Eisensträngen verunstaltet, wenn der anmuthige Wille der Natur durch Säge und Scheere unterjocht wird. In die heilige, hehre Schöpfung müßte der Wochenmüde hinaustreten, die Seele ruhig und ahnungsvoll, das Herz rein wie zum Gebete. Aber wie fremd steht selbst der Gebildete inmitten der Natur; wer vermag auch nur den geringsten Theil ihrer scheinbaren Wunder zu erklären; wer mit offenem Auge das Blau des Himmels, das Spiel der Wolken, die bunte Pracht der Fluren wahrhaft zu schauen? Wo bleibt das Verständniß für die Schönheiten der Erde, wo die Empfänglichkeit für ihre Reize, wo besonders die Schonung ihrer keuschen Gebilde?

Folgt nur dem Menschenstrom hinaus über Berg und Thal, hinan in den schweigenden Wald, betrachtet und höret das Treiben der Menge. Ihre Spur werdet Ihr nicht lange vergebens suchen, denn hin am Raine und da am Wege hauchen zerknitte, welke Blumen und Zweige im Sonnenbrande ihre zarte Seele aus. Was sich dem Blicke der Kinder darbot, ward abgerissen, um nach kurzer Zeit, wenn die kleine Hand des Haltens müde, erbarmungslos weggeworfen zu werden, damit das grausame Spiel von Neuem beginnen konnte. Aber nicht nur die Kleinen, auch die zarte Jungfrau grast, mit liebender Auswahl, in Wiese und Feld und wenn ihre Opfer auch im Gürtel oder am Busen einen „schöneren" Tod sterben, der Erfolg ist derselbe und selten nur gelangt eines der wundersam bunten Geschöpfe, das draußen noch manchen wahrhaft Empfänglichen hätte erfreuen können, nach Haus, wo es als trauriger Gefangener in enger Stube schnell seinem Ende

entgegenwelkt. Wie seltsam erscheinen gegenüber dieser Zerstörungslust die Bestrebungen, dem Kinde zur Anregung seines Empfindungslebens ein Blumenstöckchen in Pflege zu geben, damit es für dessen Gedeihen eine Belohnung erhalte! Nun könnte man einwenden, das thäten nur einsichtslose Unreife. Aber geschieht dies Treiben nicht unter den Augen ihrer Hüter und wie verhalten sich diese selbst? Sehet, wenn sie heimziehen, ihre Kinderwagen mit Buchenzweigen und Farrenkraut besteckt, sehet den Radfahrer auf seiner Frühlingsreise, der nicht Zeit hat, sich mit mühsamem Pflücken aufzuhalten! Ganze Büsche rasch abgerissenen Laubes zieren sein Stahlroß und wenn wir an einem Sonntagabend die Zweige sammeln wollten, die am Hute, an der Brust, in der Hand und an allen Fahrzeugen verwelken, ganze Wagenladungen ließen sich aufhäufen und draußen im Walde trauern die Bäume, geschändet und eines Theiles ihrer Lebensorgane beraubt. Selbst der Sammeleifer, dem seine Berechtigung gewiß nicht abgesprochen werden soll, der aber als Sammelwuth gewisse Jahre des Knabenalters beherrscht und manchem Wesen ohne Noth das Dasein nimmt, hat schon dahin geführt, die Fluren besonders besuchter Gegenden ärmer und ärmer an Blumen zu machen und mehrere Pflanzenarten der Hochlagen geradezu auszurotten.

Die kindische Zerstörungslust beschränkt sich aber nicht auf leblose Wesen, denen wir wenigstens kein Gefühlsempfinden in unserm Sinne beimessen, nein, sie macht auch nicht Halt vor dem was da kreucht und fleugt. Kein bunter Falter ist sicher vor dem Netze der Knaben, dem Strohhute der Mädchen. Dahin rast die Schaar, bis sie den Gaukelnden ertappt und niedergeschlagen hat. Dann wird der Arme, gedrückt, gequetscht, seines zarten Flügelstaubes bar, von den kleinen, grausamen Händen erfaßt und, wenn er leidlich gut „erhalten“, durch Schwefeldampf und Aether vergiftet, um in der Sammlung zu verbleichen und zu verstauben. Wie wenige gehen an einem Ameisenhaufen vorüber, ohne mit Stock und Schirm darin herumzurühren und den Fleiß mancher Jahre in einigen Minuten unerbittlich zu zerstören. Auch der goldschillernde Käfer, der geschäftig deinen Weg kreuzt, einer der nützlichsten Arbeiter in seinem weitverzweigten Reiche, wird verfolgt und eingekerkert in ein Streichholzkästchen, das der Vater bereitwillig dazu herleiht, ins Geldtäschchen zu schmutzigen angerosteten Münzen. Ach, es ist diesen kleinen Lebewesen versagt, dem unbarmherzigen Verfolger ihren Schmerz entgegenzuschreien. Aber ihr fein ausgebildetes Ganglienfystem läßt uns vermuthen, daß auch sie Schmerz empfinden und unter deiner Hand ein qualvolles Ende finden.

So kennzeichnen Sterbende und Leichen den Weg der fröhlichen Ausflügler und Wanderer, darum müßte es auch still und ruhig sein in ihnen und um sie herum. Aber ach! Wo bleibt das heilige Schweigen im Walde, wo der andächtige Schauer in dem grünen Dome der himmelanstrebenden, sich nach oben schließenden Säulen, dem Urbilde unserer schönsten Gotteshäuser? Nein, draußen schon hallt es in Feld und Flur, meist im Marschtakte, um den Weg zu kürzen; aber im Walde zumal, mit seiner schattigen Kühle und seinem Widerhall, da singt und lärmt und schreit es in allen Tonarten und wehe der Gegend, wo ein muthwilliges Echo sich versteckt hat! Das liebliche Vogelgezwitscher im Frühling, das Rauschen der Bäume, das Murmeln der Bäche im Sommer, die herrliche Stille des Herbstmorgens — Alles, Alles wird niedergesungen, -gepfiffen, -geschrien und mit dem Lauschen und Schauen ist's vorbei. Und nicht das innige deutsche Volkslied hallt ins Ohr des Waldes, nein, der Berliner Gassenhauer beherrscht die Weisen, und welch grünes, einladendes Plätzchen wäre nicht schon melodisch darnach gefragt worden, ob nicht der bekannte Stuhl da sei? Singen und ähnliche Bethätigungen der Athmungsorgane erregen aber bekanntlich Durst, darum treten auch Magen und Leber in ihre Rechte und man schaart sich zum fröhlichen Picknick. Aber wende die Schritte, o Wandrer, der du nachher die gastliche Stätte streifst! Daß Papiere aller Art, Wursthäute, Apfelsinenschalen, Cigarrenstummel und ähnliche Dinge mehr den Boden in weitem Umkreise bedecken, ist häßlich und verabscheuenswerth; daß aber, als handele es sich um den Stapellauf eines Schiffes, jede geleerte Flasche am nächsten Baume zerschellt wird und ihre Scherben den Rasen bedecken, daß brennende Hölzer ins Gras und dürre Laub geschleudert werden, — das ist ein ekelhafter und gemeinschädlicher Frevel.

Damit streifen wir schon ein ernsteres, aber nicht zu umgehendes Gebiet. Wo Leichtsinn und Unverstand den Naturgenuß fälschen, da schadet Einer meist nur sich selbst und seinen Begleitern; wo aber Uebermuth und zerstörendes Gebahren, mangelnde Scheu vor dem Eigenthum Anderer hinzutreten, da beginnt, wie leider so oft, ein rechtlich zu ahndender schädigender Eingriff in fremden Besitz. Denn die Welt ist in unseren Zonen längst vertheilt und weggegeben, und die draußen in Feld und Wald sich ergehen, sind fast alle ohne Ar und ohne Halm, genießen also — so lange sie sich nicht zufällig auf offener Straße bewegen — das Gastrecht der Landbesitzenden. Welch weitgehende Gastfreundschaft aber wird ihnen gewährt! Gehört dem Besitzer doch zur alleinigen Verfügung Grund und Boden mit Allem, was diese tragen und erzeugen: Wege und Steine, Gras und Blumen, Beeren und Pilze, Moos und Laub. Nun soll der Wald, so sagt man, früher Gemeingut Aller gewesen sein und die dunkle Erinnerung daran lebe heute noch im Volke weiter. Aber wer im Sachsenspiegel und in alten Weisthümern nachlesen will, der wird finden, daß viele Haine nur mit gebundenen Händen betreten werden durften, daß Frevel an den Bewohnern des Waldes mit Abhauen des Armes bestraft wurden. Aber wohnte jener Behauptung auch Wahrheit inne, so sind jene Zeiten doch schon so lange, lange vorüber, daß selbst das zäheste Gedächtniß eines heutigen Methusalem sich ihrer nicht entsinnen könnte. In unserer Zeit und in unserm hochentwickelten Lande sind Wald und Feld keine Tummelplätze mehr, sondern Grundlagen und Mittel zur Erzeugung unentbehrlicher Güter. Uns ist immer das Gastrecht heilig gewesen und den müde Einkehrenden, den Erquickung Heischenden, den Kranken zumal wird Niemand von seiner Schwelle weisen, sondern ihm gern noch beim Abschied ein Geschenk mit auf den Weg geben; aber unser ungeschriebenes Gastrecht fordert Gegenseitigkeit und verlangt von dem Einkehrenden Schonung des gastlichen Hauses und Besitzes. Wer aber durch mühsam gepflegte Wiesen und wohlbestellte Felder hindurchrast, wer das sorgfältig erzogene und gehütete Pflänzchen mit plumpem oder rohem Fuße zertritt, wer die erhabene Stille des Waldes und die Ruhe seiner scheuen Bewohner mit Geschrei und Gejohl stört, der verletzt das ihm verschwenderisch gewährte Gastrecht und beschimpft die Stätte, die ihm freundlich ihre Thore geöffnet hat.

Da aber mit der zunehmenden Flucht ins Freie, vielleicht auch mit der zunehmenden Verwilderung der Jugend und der sinkenden Achtung vor Obrigkeit und Besitz Uebergriffe und Zerstörungsgelüste gleichen Schritt halten, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Inhaber unserer Landgründe und die an ihrer Statt walten und gebieten, den Strom der ungebetenen Gäste mehr und mehr von sich abzuwehren suchen und den Bestrebungen nach Erschließung und dergleichen nicht freundlich gegenüberstehen. Sie berührt es seltsam, wenn über ihren Kopf hinweg ihr Besitzthum plötzlich als besonders lohnendes Wanderziel ausgerufen wird, wenn ihr Berg, worauf kein Strauch den freien Umblick hindert, mit einem Thurm gekrönt werden soll, wenn ein bescheidenes Häuschen ihres Dorfes sich als Sommerfrische oder Naturheilanstalt empfiehlt, umgeben von ihren „meilenweiten“ Waldungen. Sie können auch nicht das tausendmal gesungene Entzücken theilen über einen Sonntag hell und klar, sondern lauschen ängstlich vom Söller aus, wo das Geschrei am ärgsten hallt, und halten sorgenvolle Umschau darnach, wo im Walde die erste drohende Rauchwolke aufsteigt. Aber wehe, wenn ein Solcher seine schönen Fluren vor Zerstörung, seinen Wald vor Schändung, sein Wild vor Beunruhigung und Schädigung zu bewahren sucht! In Wort und Schrift, offen und versteckt, wird ihm bald seine Härte und Unmenschlichkeit so oft in's Angesicht geschleudert werden, daß er an sich selbst und an seiner bisher so tadellosen Gemüthsanlage zu zweifeln beginnt.

Werden denn auch diese Worte von einer Seite, die selten von sich hören läßt, seltener noch gehört zu werden pflegt, zur Aufklärung, zur Verständigung, zur Versöhnung beitragen? Sie würden wohl gänzlich verhallen, wie die Stimme des Predigers in der Wüste, wenn sie mahnen wollten, die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen, abzuthun das schnöde Hasten nach Gewinn, aufzugeben das aufreibende Umsichschlagen im Kampfe um's Dasein, zu meiden das nervenreizende übertriebene Gesellschaftsleben der Städte. Aber vielleicht fällt ein Samenkorn auf gutes Land und trägt reichliche Frucht, wenn sie daran erinnern, Maß, Ziel und Einsicht walten zu lassen beim Genusse der Schöpfung, bescheiden und verständig sich zu freuen an Gottes Werken. Sammelt Gräser und Blumen und Steine, Ihr Gelehrten, damit Ihr mit Euren Schülern daran lernen könnt; laßt Eure Kinder sich tummeln, Ihr Eltern, damit sie den Schulstaub von

sich schütteln und ihre Augen und Glieder stärken; erfreut Euch Alle, Ihr Mühseligen und Beladenen, an der herrlichen Schöpfung, erholt Euch und sammelt neue Kräfte zum schweren Tagewerke. Aber schonet dabei auch die Grenzen fremden Besitzes, lasset die Hand von Dem, was nicht Euer ist; zerstöret nicht muthwillig den zarten Hauch des Pflänzleins, das kurze Leben des bunten Falters; entweihet nicht die grünschwellende Decke unserer Erde; machet die Augen weit auf und schließet den Mund und zerreißt nicht mit Euerm Geschrei das geheimnißvolle Schweigen des ehrwürdigen Waldes!

Zur modernen Aesthetik.

Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken, zur ästhetischen Cultur. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901. — Hinter der Weltstadt — da fallen uns allerlei Curiosa der neuesten Literaturgeschichte ein. Hinter der Weltstadt war es, wo Arno Holz für seine neue Aesthetik die maßgebende Formel fand, wo Papa Hamlet als großer Reformator auftrat; hinter der Weltstadt hat auch Gerhart Hauptmann lange Zeit gewohnt, noch ehe er einen einsamen Menschen im Müggelsee den Tod finden ließ; hinter der Weltstadt hat auch Wilhelm Bölsche mit seinem Freunde Bruno Wille in Friedrichshagen geweilt. Was er in diesem Bande bietet, sind sämmtlich Wegzeichen und Gedenkblätter der vollkommensten Einsamkeit; stärker als je empfindet er den Gegensatz zwischen dem nervösen Denken und der Weltanschauung der Großstadt und der stillen Einkehr da draußen am Schilfufer eines überglänzten Sees, wo die Seele langsam in ihre Stimmungen, ihre Entwickelungen steigt, wie das Lebenswasser in die feinsten Haarröhrchen des Mooses. Das Meiste, sagt er im Vorwort, ist diesmal mit Fleiß einmal nicht naturwissenschaftlich, sondern literarisch gestimmt, und ich denke mir, daß das Wort „literarische Cultur" einen Nerv trifft, der überall durchzittert. Gerade das ist es, was die Großstadt mit all ihrer Kunst todt tritt, wie einen armen Käfer. Uns ist Wilhelm Bölsche, der sich unter den Jüngsten wahrlich nicht vordrängt und Vielen, die für die Moderne schwärmen, kaum dem Namen nach bekannt ist, stets sympathisch gewesen als einer der Gediegensten, der die Grundlage tüchtiger naturwissenschaftlicher Bildung nirgends verleugnet und keine Skizzen, sondern tiefeingehende Essays schreibt. Die Aufsätze über Herman Grimm und Fechner, welche diese Sammlung bringt, sind Essays, die mit den besten keinen Vergleich zu scheuen brauchen; sie sind nicht nur mit warmer Pietät, sondern auch mit umfassender Kenntniß der Werke dieser Männer geschrieben, deren ganzes Wirken abseits von der großen Heerstraße liegt. Der Essay über Fechner ist eine sehr fleißige Arbeit, die dem Leipziger Philosophen, dessen Büste im Rosenthale in der Nähe des Schweizerhäuschens an seinem Lieblingsplatze steht, durchaus gerecht wird. Fechner wurde lange Zeit nur für einen geistreichen Kopf, der als Humorist und Satiriker der Jean Paul'schen Schule begann, dann mit der Beseelung des Alls in „Nanna" und „Zendavesta", mit der Beseelung der Blumen und Weltkörper Ernst machte, als für einen großen Gelehrten gehalten, bis er mit seiner Psychophysik ein grundlegendes wissenschaftliches Werk schuf, an welches die von Wundt in sehr gediegener Weise fortgebildete empirische Psychologie sich anlehnte. Der Essay über den jüngst verstorbenen Herman Grimm ist ebenso eingehend und pietätvoll, aber nicht frei von Ueberschätzung. Grimm ist ihm ein Hauptvertreter der „ästhetischen Cultur", in welcher Bölsche das Leitwort für das zwanzigste Jahrhundert und das centrale Wort für seine eigenen Bemerkungen und Bestrebungen sieht. Den unleugbaren Verdiensten Herman Grimm's, besonders seiner Meisterschaft als Essayist, wird er gerecht. Wenn er sich aber begeistert über Grimm's Stil ausläßt, so kann man ihm kaum beistimmen. „Mir ist Grimm's individueller Stil mit seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstande gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weitgetriebenen sprachlichen Cultur." Darin werden dem Autor nur Wenige beistimmen. Seine Verherrlichung der Gebrüder Hart ist ein Freundschaftsstück. Den beiden Hart hat, wo sie als Kritiker auftreten, gerade das gefehlt, was Bölsche auszeichnet: die liebevolle Versenkung in die Werke der von ihnen besprochenen Dichter; ein rücksichtsloses Dreinschlagen und Herunterreißen war für ihre kritische Thätigkeit charakteristisch und dabei die bekannte Verkündigung eines im Ganzen doch unklaren neuen literarischen Evangeliums. Als Dichter haben beide Brüder, der eine mehr als Epiker, der andere mehr als Lyriker, manchen glücklichen Wurf gethan; doch die gigantische Menschheitsdichtung Heinrich Hart's, das bändereiche Weltepos, kann sich, soweit es erschienen ist, mit Victor Hugo's Legende des siècles nicht vergleichen, hat einzelne Lichtblicke, wird aber zuletzt als eine Weltgeschichte in Versen in epischer Langweile versanden. Die Größe einer Dichtung kann man doch nicht nach dem Volumen ihrer Bände messen. Auch Gerhart Hauptmann gehört zu den Ansiedlern hinter der Weltstadt, zum Freundeskreise Bölsche's. Dieser wehrt sich gegen die neue Losung „Los von Hauptmann". Sie hat nur für diejenigen Bedeutung, die sich von ihm losmachen müssen oder wollen. Uns Anderen ist er stets als ein sinniger Dichter, aber als ein nur mittelmäßiger Dramatiker erschienen. Ueber Georg Ebers sagt Bölsche viel Freundliches, mehr als die Jüngsten von ihm zu sagen wissen; freilich der Aufsatz heißt: „An der Mumie von Georg Ebers"; er wird also zu den Todten geworfen. Auch heißt es, ein feiner geistreicher Dichter habe in ihm gesteckt, mit relativ engem Idealgebiet, aber in dem, was er konnte, ein ganzer Mann. Das Essay „Heine im Abendroth seines Jahrhunderts" begnügt sich mit einigen mehr flüchtigen Betrachtungen über diesen hervorragenden Dichter. Er rühmt ihm nach, daß er in jeder Zeile die echte Dichterform gewahrt habe, mochte auch der Inhalt noch so sehr für den Moment sein. Heute noch wirken kleine Augenblicksbildchen von damals wie die Capitel des Wintermärchens, mit einer siegenden Gewalt. Sie wirken noch agitatorisch, hört man. In Wahrheit ist es der Triumph der Dichtung, der aus Vergänglichem ewig Typisches geschaffen hat. Keiner im ganzen Jahrhundert steht hier neben Heine. Der Artikel „Vom alten Fontane" enthält eine warme Würdigung des Poeten — hier wird man selbst über ein „Zuviel" sich nicht tadelnd äußern. Noch erwähnen wir die Aufsätze: „Ein Wort zu Novalis", „Märzträumerei", „Kunst und Natur" und besonders den Aufsatz „Freie Universitäten", welcher sehr viel Anregendes und Beachtenswerthes enthält und dessen reformatorische Tendenzen einen soliden Untergrund haben. Bölsche mag überschwänglich sein, wo er lobt, aber er ist nie verletzend, wo er tadelt; er ist jedenfalls einer der liebenswürdigsten Vertreter der jüngsten Richtung und durch seine gediegene wissenschaftliche Bildung vor den Phantastereien geschützt, zu denen sich die Heißsporne derselben allzuleicht hinreißen lassen.

Bildung. Essays von Hermann Bahr, geschmückt von Vogeler-Worpswede. Im Inselverlage bei Schuster und Loeffler in Berlin und Leipzig. Weihnachten 1900. — Hermann Bahr ist von den Wiener Modernen der beweglichste und geistreichste; er ist nichts weniger als ein Dogmatiker; er hat Stichwörter ausgegeben, Richtungen gekennzeichnet, aber wenn sich eine Colonie auf einem von ihm entdeckten und beschlagnahmten Gebiete niedergelassen hat, da hat er schon längst andere neue Entdeckungen gemacht, neue Stichwörter proclamirt und jener vorausgehende Standpunkt ist ihm ein bereits überwundener. So ist sein Geist in beständigem Fluß; die Hast und Hetze der modernen Bewegung spiegelt sich in seinen Schriften; er ist immer einige Schritte voraus, und was hinter ihm liegt, rechnet er selbst bald zum alten Eisen und so arbeitet er den Kritikern in die Hände, welche dieser ganzen literarischen Bewegung, schon weil sie mit so vollen Backen ausposaunt wurde, nur wenig wohlwollend gegenüberstehen. Doch er hat Esprit und feuerwerkt ganz lustig und so fallen ihm bei seinem Flug von einem Standpunkt zum anderen manche geistsprühende Feuilletons aus der Tasche. Von diesen hier gesammelten Aufsätzen verdienen nur sehr wenige den Namen von Essays; dazu sind sie zu skizzenhaft; doch die Skizzen haben nicht nur viel Treffendes und Zündendes, sondern bisweilen auch weitreichende geistige Perspectiven. Und dabei steht Hermann Bahr doch auf einem nationalen Boden; er ist ein Oesterreicher bei all seinem Franzosenthum und dadurch gewinnt die ganze Sammlung Halt und Colorit und verduftet nicht ins Internationale. Die Sammlung besteht aus drei Abschnitten, von denen der zweite der österreichische ist. Rührend und pietätvoll ist die kleine Skizze, welche der Kaiserin gewidmet ist. „Der stille Mund bemüht sich wohl gütig zu sein, aber er will nicht froh werden und die Augen blicken weg. Sie hat etwas in ihrem Gesicht von jenen Kindern, um die

einem bange ist, weil sie nicht lange leben werden; man sagt von ihnen, daß sie zu gut sind für diese Welt, und ängstigt sich. Dies Schöne, Flehentliche in ihrem Ausdruck hat Piloty rührend dargestellt auf einem Bilde aus dem Jahre 1853, als sie Braut war. Eine abwehrende Geberde gegen das Leben hat sie immer gewahrt. Wie eine Fremde ist sie vorbeigegangen und hat von den Menschen nichts wissen wollen. Ihr Lärm und der Tumult der Leidenschaften ist ihr verhaßt gewesen, die gemeinen Freuden hat sie gemieden, den Prunk der Großen verschmäht. Am liebsten ist sie in der Einsamkeit gewesen, von den Leuten weg, mit der Eintönigkeit des Meeres oder der Berge allein. Das Leben muß sie wie eine Verschleierung und Verfinsterung des Guten empfunden haben. Es zu vergessen, um dafür auf die eigene Seele lauschen, die innere Stimme vernehmen zu dürfen, hat sie sich gesehnt." Jung-Oesterreich unterscheidet sich vom jüngsten Deutschland auch dadurch, daß es Pietät hegt gegen ältere Berühmtheiten. Immer und auch in diesen Essays wieder wird Ferdinand von Saar gefeiert; eine glänzende Huldigung wird dem Kritiker Ludwig Speidel an seinem siebenzigsten Geburtstag zu Theil; er wird als großer Stilist gepriesen, „als der Einzige und Unerreichte", weil keiner wie er die Macht der „ruhig beginnenden, rhythmisch anschwellenden, aus Bächen und Flüssen und Strömen erstarkenden, in immer breiteren Ufern immer mächtiger aufrauschenden und endlich ins weite Meer überfluthenden großen Rede hat". Man vergleiche damit, was andere jüngstdeutsche Schriftsteller über einen Kritiker wie Carl Frenzel sagen. An Ueberschätzungen fehlt es freilich nicht. Bahr hat seine Lieblinge wie Peter Altenberg, Hofmannsthal u. a. Der erste Theil der Sammlung enthält weitere Cultur- und Weltperspectiven; es sind viele Buchkritiken unter diesen Aufsätzen, die sich irgendein großes Stichwort wählen, um ihre Herkunft zu verbergen: über Goethe und Platen wird geplaudert, über Volksbildung, Plakate, den Glauben an das Leben, die lex Heinze u. a. Eingehender ist der Aufsatz über „ein Document deutscher Kunst", über die Künstlercolonie auf dem Mathildenberge bei Darmstadt, wohin der junge Großherzog den Maler Olbrich gerufen; beide waren dafür begeistert, durch eine Verbindung von Kunst und Handwerk etwas Neues und Großes zu leisten. Die Ausstellung von 1901 soll eine Ausstellung fertiger Häuser sein, nicht gemalt oder in diminutiv, nicht fragmentarisch, nein, nur complete Häuser in Gottes freier Natur, fix und fertig eingerichtet vom Keller bis zum Speicher mit allem Zubehör, Alles modern, kein Quadratcentimeter unbenutzt, bis auf das Kleinste Alles künstlerisch durchgeführt: Bahr ist ein eifriger Parteigänger dieses Unternehmens, das von anderer Seite viel Anfechtung erfahren; er hat dem Großherzog Ernst Ludwig diese Sammlung von Essays gewidmet. Der dritte Theil derselben enthält Rückblicke und Vorblicke. Bahr beschäftigt sich viel mit der Jugend, die hinter uns kommt, die nicht mehr enthusiastisch ist, aber besonnen. „Wir sind bereit, uns ihnen zu nähern, aber es kann nicht sein, sie haben keine Gnade, es ist an ihnen nichts zum Lieben da, sie sind schon reif geworden und doch sauer geblieben. Jeder von ihnen ist so ganz allein auf der Welt und das kommt uns zu traurig vor. Wir können es kaum glauben, daß sie wirklich sind; am Ende sind sie nur gedacht, will uns scheinen. Und wir sehen uns um, ob es denn noch irgendwo solche Menschen giebt, so unmenschlich klare Menschen." Doch wo ist denn eigentlich diese Sorte, die hinter uns kommt: wir haben von ihr bisher nichts gemerkt. In einem amerikanischen Buch Marden's fanden wir sie. Bahr stellt die Lebensregeln aus diesem Buch zusammen, es handelt sich um die Kunst empor zu kommen. Das haben die Amerikaner immer verstanden, dazu braucht kein neues Geschlecht zu kommen. Die Wiener Jugend ist doch eine andere, da ist ein „Jüngling": Max Messer, der schreibt ein Buch über die „moderne Seele", ein Buch, das jene Jugend hat, nach der wir uns sehnen, jene zornige und zärtliche, wilde und tolle, von Leidenschaft und Begierde schnaubende, unsinnige, maßlose Jugend. Ihm wünscht Bahr freilich, er möge ins Klare kommen und aus einem Jüngling ein Mann werden. Es sind allerlei kritische Schnitzel und Ausschnitte in dieser Sammlung, aber es fehlen selten originelle Wendungen und Gedanken. Nur muß sich Bahr hüten, jedes Lustrum gleich für eine Epoche literarischer Entwickelung zu halten. Die Stichwörter allein thun es nicht. Oft bringt ein solches Lustrum kaum ein Werk hervor, das eine gewisse Dauer hat, und auch diese Dauer ist oft eine beschränkte. Die Literaturgeschichte rechnet nach größeren Zeiträumen; auch die Dekaden, nach denen Richard Moses Meyer das neunzehnte Jahrhundert in seine literargeschichtlichen Capitel einschachtelt, geben ein einseitiges und verkehrtes Bild. R. v. G.

Sonstige Bücherbesprechung.

— v. Loebell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXVII. Jahrgang. Bericht für das Jahr 1900. Unter Mitwirkung zahlreicher Officiere herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Mit 11 Skizzen im Text. ℳ 12,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Der 27. Jahrgang der Jahresberichte bietet wiederum auf allen Gebieten des Militärwesens Wichtiges und Fesselndes, denn das verflossene Jahr war besonders reich an Aenderungen in Bezug auf Organisation, Neuaufstellungen von Truppentheilen, Neubewaffnung, Erfindungen und Verbesserung des Materials. Vornehmlich boten aber wichtige kriegerische Ereignisse Stoff zur Umschau und zu Betrachtungen nach den verschiedensten Richtungen hin. Die Anordnung der Berichte selbst ist die allbekannte und altbewährte geblieben. Der erste Theil umfaßt wiederum die Berichte über das Heerwesen der einzelnen Staaten unter Voranstellung sowie ausführlichster und sorgfältigster Auswahl der Aenderungen und Fortschritte in der deutschen Armee, daran schließen sich in alphabetischer Reihenfolge die anderen europäischen Staaten an. Ueber Japan wird summarisch über den Zeitabschnitt von 1898 bis 1900 berichtet. Der zweite Theil bringt die Berichte über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften und des Heerwesens. Dieser Abschnitt ist um so fesselnder und lehrreicher, weil unter Voranstellung der Kriegserfahrungen im Feldzuge der Engländer in Südafrika hier eine Fülle anregender und interessanter Fragen von allgemeinstem Interesse beantwortet oder doch wenigstens besprochen und aufgeworfen werden. Die Ergebnisse dieses Krieges in Bezug auf die Lehren der Taktik aller Waffen, auf Anlage und Nutzen von Feldbefestigungen, über Brauchbarkeit des neuen Materials der Artillerie, sowie auch des Fuhrwesens in Verbindung mit den gemachten Erfahrungen über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf technischem und chemischem Gebiete sind so vielseitige, daß ein aufmerksames Studium dieses Bandes allen Kameraden dringend empfohlen werden kann. Auch die Allgemeinheit wird viel Anregendes und Wissenswerthes finden. Die Beiträge zur militärischen Geschichte des Jahres 1900 geben in übersichtlicher, umfassender und doch gedrängter Weise ein richtiges Bild der mannigfachen kriegerischen Unternehmungen auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen unseres Erdballes. Die Kämpfe unserer Schutztruppen in Afrika sowie der Boxeraufstand in China dürften vornehmlich uns Deutsche interessiren. Anläßlich des im Vorwort von der Schriftleitung ausgesprochenen Wunsches, in den Besprechungen über die Jahresberichte Ansichten und Wünsche über deren Anlage zum Ausdruck zu bringen, möchten wir darauf hinweisen, daß das Anschwellen des Bandes allerdings noch beschränkt werden möchte. Dies würde zu erreichen sein, wenn außer den im Vorwort für die Zukunft ins Auge gefaßten Aenderungen auch die Wiederholungen vermieden würden, die wir bei der Besprechung der Einführung der neuen Felddienstordnung bei allen Berichten über die Taktik der drei Waffen wiederfinden. Der Grund mag wohl darin zu suchen sein, daß diese Berichte von verschiedenen Verfassern herrühren, bei der Zusammenstellung konnte dies aber von der Schriftleitung geändert werden. Ein einheitlicher Aufsatz über diese wichtige Vorschrift würde vielleicht zweckdienlicher gewesen sein. Die Uebersicht über den türkisch-griechischen Krieg 1897 halten wir jetzt nach 4 Jahren etwas verspätet, nachdem bereits dieser Krieg in der Literatur vielfach beschrieben ist, z. B. in vortrefflicher Weise von Frhrn. v. d. Goltz. Dieser Bericht dürfte jetzt kaum noch Interesse erwecken. S. 629 ist in der Besprechung der Werke des Grafen York von Wartenburg eines derselben nicht mit dem richtigen Titel genannt. Es muß heißen: „Weltgeschichte in Umrissen" nicht „in Bildern". Wir behalten uns vor, unseren Lesern einige wissenswerthe und wichtige Mittheilungen aus diesem höchst lehrreichen Band später zu bringen. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 81. Dienstag, den 9. Juli, Abends. **1901.**

Culturgeschichtliches vom Kegelspiel.

Von Martin Beck.

Ein grober Flögel
Schlägt oft sechs Kögel,
Da sonst ein ehrlich Biedermann
Nicht wol ein Kögel treffen kann.
(Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald, 1650.)

Mit der sommerlichen Jahreszeit tritt auch ein Spiel wieder in seine Rechte, das einst nur im Freien ausgeübt werden konnte und auch heutzutage noch am liebsten in der freien Natur, im Wirthshausgarten, gespielt wird. Auf dem Lande und in kleinen Städten, wo man noch nicht den Luxus überdeckter oder gar, wie in vornehmen Restaurants der Großstädte, unterirdischer kostbarer Kegelbahnen mit Asphalt oder Marmor und elektrischer Beleuchtung kennt, wird das Kegelspiel immer nur im Freien gespielt. Es gewinnt dadurch einen höheren Reiz. Die köstliche, frische Luft, das fröhliche Eindringen der Sonnenstrahlen durch die grünen Fliederbüsche oder das sonstige blühende Gesträuch, das die offene Kegelbahn umrahmt, und die freie, ungestörte Verbindung mit der übrigen Menschenwelt wirken anregend und wohlthuend auf das Gemüth und die Gesundheit der Spieler ein, die sich nach des Tages Last und Hitze an dem harmlosen, muskelstärkenden Kegelschieben erfreuen. Das sind unbestreitbare Vorzüge der offenen, ländlichen Kegelbahnen, wenn auch ihr oft primitiver Zustand, der durch den ungehinderten Einfluß jeder Witterung nicht verbessert wird, mit der offenherzigen und zuweilen plastischen Bahn, die die rissigen und eckigen Kugeln zu den tollsten Freudensprüngen herausfordert und die Kegel zuweilen freiwillig umpurzeln läßt, sich nicht mit den idealen Einrichtungen theurer, großstädtischer Kellerbahnen vergleichen läßt. Doch davon soll jetzt hier nicht die Rede sein. Unser deutsches Kegelspiel, mag es nun im Garten oder im wohnlichen Kellerraum betrieben werden, ist entschieden von äußerst wohlthätigem Einfluß auf den Organismus und damit auch auf den Geist. Es ist deshalb in allen Kreisen beliebt. Selbst unser alter Kaiser Wilhelm I. verschmähte es nicht, zu seiner Erholung mit Vorliebe diesem echt deutschen Spiele sich hinzugeben, das nicht nur der ruhig kraftvollen und sicheren, bedachtsamen und zielbewußten deutschen Eigenart am besten zusagt, sondern auch ins fernste germanische Alterthum zurückreicht.

Mit dem althochdeutschen Worte chegil bezeichnete man eigentlich einen kleinen Pfahl, besonders Zeltpfahl, dann aber auch den Oberschenkelknochen des Pferdes, wohl auch die Schien- und Wadenbeine. Hatte man dem Wodan das beliebteste Opfer gebracht, das Pferdeopfer, und das Fleisch des hochgeschätzten Thieres gemeinsam verzehrt, so wollte man ebenso die Knochen dieses vornehmsten Opferthieres heiligen und benutzte nach dem Opferschmause die Kegel des Pferdes zu einem Spiel, das den Festtag und das Opfer noch feierlicher gestaltete. Schon die Anzahl der Kegel, neun und drei, weist auf den heiligen Ursprung des Spieles hin. Die Neun war gerade beim Opfergebrauch maßgebend. Wie die Pferdeknochen wird man bei den alten Germanen auch die Menschenknochen zum Kegelspiel benutzt haben, wenn den Göttern Kriegsgefangene geopfert worden waren. In ganz ähnlicher Weise dienten bei Griechen und Römern anfänglich statt der Würfel Knöchel aus den Hinterfüßen der Thiere zum Spielen. Die Würfel führten den Namen Knöchel. Bekannt ist ja die antike Figur der kleinen Würfel- oder Knöchelspielerin im Alten Museum zu Berlin. Auch in Deutschland spielen die Kinder ein Spiel mit Steinchen, das sie Knöcheln nennen, gewiß, weil ursprünglich Knöchel dazu benutzt wurden. Schlittschuhe von Pferdeknochen waren im germanischen Alterthum gebräuchlich und sind häufig in Gräbern ausgegraben worden. Auf dem Eise des Schliersees fahren noch jetzt die Kinder auf solchen selbstgefertigten Schlittschuhen. In mancher anderen Gegend, in Island, Schweden, Norwegen, Pommern ꝛc. kann man sie gleichfalls noch manchmal antreffen. Auch Schlittenkufen von Pferdeknochen hat man im Norden gefunden. In Bayern fertigen noch jetzt Kinder ihre Schlitten aus Pferdebeinknochen, wie man in Sachsen noch vor Kurzem zu den Kufen der „Käsehitschen“, der primitiven Kinderschlitten, ein Brett auf zwei Kufen, wohl große Schenkelknochen von Rindern verwendete und in Butzbach in der Wetterau den oberen Theil von Pferdeschädeln, die man sich vom Schindanger holte. Da wurde ein Strick als Zügel durch die Nüsterlöcher gezogen, die großen Pferdezähne gaben dem Sitzenden seitlichen Halt und auf der glatten Stirnfläche sausten die Kinder lustig die tiefen Böschungen des alten Stadtgrabens hinab, der dann im Frühjahr reichlich mit Pferdeschädeln gefüllt war. Daher erklärt sich's wohl, wenn es in alten Sagen und Ueberlieferungen heißt, man habe Gewässer, sogar den Sund, mit einem Pferdeschädel überschritten. So benutzte man einst auch die langen Pferdeknochen, die Kegel, zum Spiel. In der Leipziger Gegend, in Eythra, stellte man sich noch 1873 selbst ein derartiges Kegelspiel aus den Unterschenkelknochen der Vorderfüße von Pferden her. Die Kugel über dem Huf ließ man vom Drechsler zur Kegelkugel und den über der Kugel befindlichen Knochen zum Kegel herrichten. Auf dem Dorfe bildet ja das Kegelspiel noch heute die beliebteste Unterhaltung an den Feiertagen und Festen. Bei Teltow liegt noch in einem idyllischen Fleckchen im Walde versteckt ein uralter flacher Stein mit neun regelrechten Löchern. Im Volksmunde heißt er der Eulenspiegel, und die Sage erzählt, Eulenspiegel habe auf ihm Kegel gespielt. Unter dem badischen Schlosse Hochberg, erzählt eine alte Sage, sitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder spielen mit goldenen Kugeln und Kegeln. Die zwölf Männer, die zwölf Asen, sind in die Burg verwünscht. Sie kommen aber, wenn Deutschland in großer Noth ist, wieder heraus, um es von seinen Feinden zu befreien. So weist das Kegelspiel in unsere Göttersagen zurück. Von dem dumpfen Donnerrollen giebt es noch eine scherzhafte Redensart in der Oberpfalz, im Elsaß, in Schwaben und auch sonst in Deutschland: Petrus schiebt Kegel. Wahrscheinlich gehörte sie ursprünglich dem Wodan an, der ja das göttliche Abbild eines altgermanischen Hausherrn war. Und was die Germanen selbst gern trieben, das legten sie auch ihren Göttern bei. Die kegelten natürlich auch im Himmel. In Leipzig sagt man vom Donner: der liebe Gott schiebt Kegel. Und anderwärts spricht das Volk: sie kegeln droben; die Engel schieben Kegel. Der Donnerstein oder Donnerkeil der alten Steinäxte, von dem man annahm, er sei beim Gewitter vom Himmel gefallen, führt auch den Namen Teufelskegel. Wodan führt als wilder Jäger Roßknochen mit sich. Von heiligen Orten, wo sonst die Fasnachtsfeuer ihre Stelle hatten und allerlei Spiele und Leibesübungen getrieben wurden, weiß das Volk Sagen von gespenstischen Kegelbahnen zu erzählen. Und in dem bekannten Kindermärchen: „Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen“, erscheint ein Kegelspiel der Gespenster mit Todtenbeinen als Kegeln und Todtenschädeln als Kugeln. Im nordischen Alterthum gehörte das Steinwerfen mit zu den beliebten Leibesübungen. Das Kegeln mag aus dieser alten Sitte hervorgegangen sein oder eine Abart davon gebildet haben. Auch dieses Spiel hat wohl als Wettspiel die Götterfesttage verherrlichen helfen. Auf seine Verwandtschaft mit dem Kegelspiel deuten

noch die vielfach üblichen Ausdrücke beim Kegeln hin, die von Werfen reden. Am Niederrhein sagt man Kegelwerpen statt Kegelschieben. Und im alten Hermundurenlande, in Sachsen und Thüringen heißt es: er hat einen guten Wurf gethan (statt Schub), er hat so und so viel Kegel geworfen. „Es waren auch aufgeworfen fünf Klainater (Gewinne), darumb gemain Gesellen kegelten, welcher in drei Würfen am meisten Kegel warf, der gewan das Best (d. h. den ersten Preis), und ain Baur von Menchingen warf siben Kegel in drei Würfen," erzählt eine Augsburger Chronik von einem Freudenschießen im Jahre 1470. „Kegelwerff und Gambelspil" führt Keller in seinen Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (Stuttgart, 1855) an. In ganz demselben Sinne wird auch Schießen gebraucht. Denn Schießen war der Ausdruck für das Werfen des Speers. „Wer vor den Kegeln steht, der hat im Sinn, er wölle alle Kegel umbschießen," heißt es in Johannes Agricola „Siebenhundert und fünfzig deutsche Sprüchwörter ꝛc." 1558. Und in Joh. Rädlein's „Europäischer Sprachschatz", Leipzig 1711, kommt die französische Redensart vor: j'ai cinq quilles de venne et sept de rabat (ich habe fünf Kegel geschossen und sieben geschlagen). Unter dem Schlagen sind die von der zurückprallenden Kugel getroffenen Kegel gemeint. In einigen Theilen Süddeutschlands setzt man die Kugel nicht an, sondern wirft sie ein Stück in die Bahn hinein. Hier und da mag man auch mit einer diskosartigen Scheibe, sogar mit Stäben, nach den Kegeln geworfen haben. Deshalb heißt es in Bayern noch: Kegel scheiben. Joh. Pauli, Schimpf und Ernst, Straßburg, 1522, sagt: „Inn etlichen Landen keglet man mit Stecken; wie man in vnsern Landen mit Kugln keglet. Vn auff einmal da keglet man mit Stecken, da waz ein Blinder da, der wolt auch keglen, vnd da er werffen solt, da traff er wer da stund, reich vnd arm, jung vn alt, es galt ihm gleich, wann er was blind." In England wirft man noch jetzt mit den Kugeln nach den Kegeln, ähnlich wie bei dem altgermanischen Steinwerfen oder Steinstoßen, bei dem eine Anzahl Steine fest aufgestellt war und aus der Ferne durch einen geschickten Steinwurf umgestoßen werden mußte. Und in Tirol und Oberbayern werden die Kegel heute noch festgesteckt wie kleine Pfähle. Das war vielleicht die alte Art des Kegelspiels, an die das Wort Chegil, Pfahl, erinnert. Geworfen wurde auch nach einem Götzenbilde, das einen Kegel darstellte, noch im 16. Jahrhunderte zu Halberstadt und Hildesheim. Joh. Lindner, der „Pirnaische Mönch", der 1530 seine alphabetische Weltchronik schrieb, berichtet darüber: „an die stet des abgottstempel, der czu Halberstadt czurübdet, wart auch in gots und sant Steffans ehr ein thumkirche erbawet, der czum gedechtnis sollen daselbst die thumherren jung und alt auf montag letare alle jar einen holzern Kegel an stat des abgots auffeczen und darnach allesamb werfen." Und weiter wird berichtet: „Alle jahr, sonnabends nach laetare kommt auf den kleinen Hildesheimer Domhof ein bauersmann sonderlich dazu bestellt, und bringt mit sich zwei hölzer, jegliches einer klafter lang, daneben zwei andere kleinere kegelförmig gespitzte. Die beiden grosten setzt er gegeneinander in die Erde, die Kegel oben darauf. Bald und in der eile versammeln sich dahin allerlei buben und jung gesindlein und werfen mit Steinen oder Stöcken die Kegel von den Klötzen herab; andere setzen sie wieder auf und das Abwerfen geht von neuem an." Unter diesen Kegeln sollen die heidnischen Götzen zu verstehen sein, die von den christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen wurden. Mit deutscher Sitte scheint auch das uralte deutsche Kegelspiel ostwärts gewandert zu sein. In allen germanischen Sprachen treffen wir das alte Chegil wieder, an das auch der altgermanische Name Chagilberth und vielleicht auch Chago und der Frauenname Kikila anklingen. Die Niederländer sagen Kegel, die Dänen Kegle, die Schweden Kegla. Aber auch bei den Russen heißt es Kegel und Keglja, bei den Wenden Kehel, den Slovenen Kegel (čagel), den Littauern Kegelys und Kegle, den Esthen Kegli und Keili und den Finnen Keila, womit auch die Netzsenker bezeichnet werden. Das polnische kręgiel ist abweichend. Es lehnt sich an krag, Scheibe, an. Ebenso das czechische kuželka, ein Verkleinerungswort von kužel, Kegel überhaupt. Sehr wichtig ist die französische Benennung quille. Es deutet darauf hin, daß einst, ehe die fränkische Mundart auf gallischem Boden sich romanisirte, ein altfränkisches Wort vorhanden war, das dem germanischen Chegil völlig entsprach. Auch einige englische landschaftliche Nebenformen, wie keels, kayls und gaggles, die neben dem gewöhnlichen ninepin vorkommen, sind merkwürdig und weisen sicher auf alteinheimische Wörter zurück.

Die erste deutsche Beschreibung eines Kegelspiels finden wir in dem „Renner", einem um 1300 verfaßten poetischen Tugendspiegel des Bamberger Rectors Hugo v. Trimberg. Er schildert ein Spiel mit drei Kegeln, obwohl auch das Spiel mit neun Kegeln ebenso alt ist.

Het ich solcher Kegel neun,
Wolt umb ein Kleinot schieben lan,

heißt es in einem alten Fasnachtsspiele. Beide Arten, mit neun und drei Kegeln, waren gleichbeliebt. Auf alten Bildern von Schießplätzen sieht man auch öfter zwei abgegrenzte Kegelplätze, den einen mit neun, den andern mit drei aufgestellten Kegeln, z. B. auf der „Contrafaktur Deß Schießplatzes Der Auff den Sechsten tag Octobris zu Augspurg Zugerichtet Unnd gezieret ist worden Anno Dominj 1567." Im Jahre 1522 schrieb Thomas Murner das allegorische Gedicht „Kögelspil gebracttiziert ausz dem yeczigen zwytracht des glaubens", woraus auf allgemeine Verbreitung des Spiels geschlossen werden darf. Bei Kirchweihfesten, Büchsen- und Armbrustschießen durfte der Kegelplatz nie fehlen. Auf den reizvollen Monatsbildern des Niederländers Hans Bol von 1520 ist beim Mai und auf dem großen Holzschnitt Hans Beham's, Dorfkirchweih um 1530, auch das Kegelschieben dargestellt. Eine besondere Bahn ist gar nicht ausgehoben. Hinter den Kegeln ist ein Bret als Kugelfang angebracht. Die Stelle, soweit dem Kegler den vorgeschobenen Fuß hinzustellen erlaubt ist, wird durch einen Pflock in der Erde bezeichnet. Bei Bol ist die Bahn schon mit Brettern eingefaßt. Sonst sind auf den meisten alten Zeichnungen die Kegelplätze mit Pfählen und Stangen abgegrenzt. Regelmäßig findet sich auch der Pflock vor, der den Standpunkt des Schiebers bestimmt. Die Kegel wurden auf das Gras oder den bloßen Erdboden gestellt. In Georg Rollenhagen's Froschmeuseler, 1595, heißt es von einem Prahlhans:

Denn mancher schauet das Spiel mit an,
Und verlachet nur Jedermann,
Daß sie so wenig Kegel schießen;
Wenn sie ihm einen Wurf zulißen,
All neun wolt er auf einmal fellen.
Soll es aber selbst ins Werk stellen,
So wirft er fern vom ganzen Platz
Und macht keinen neuen Auffsatz.

Er trifft also nicht einmal den Kegelplatz, viel weniger die Kegel. Spielte man mit drei Kegeln, so standen die hintereinander. Die neun Kegel waren gewöhnlich nicht in drei Schrägreihen wie jetzt, sondern in drei geraden Reihen aufgestellt. Auf dem erwähnten Augsburger Schießen von 1567 waren die beiden Seitenkegel der Mittelreihe weiter nach außen gestellt. Um ein Kleinat, d. h. einen Preis, zu kegeln, war ein alter Brauch. In Sebastian Brant's „Narrenschiff" (1494) heißt es sprichwörtlich: „Wer keigeln wil, der selb uffetz", d. h. er muß Geld aufsetzen, etwas wagen. Und im Ambraser Liederbuche von 1582:

Weil sie wöllen nun ir Keglen thun,
So müssen sie aufsetzen.

Der gewöhnliche Preis war ein rother Hosenstoff.

Ich ging und schawt den Kugelplatz,
Da hieng ein rothes Hostuch bei,
Da setzten sie oft zwen an drei.
Ich gedacht mir, ob disem Kegeln
Werden sie noch einander flegeln,

erzählt Hans Sachs. Zu Rodewisch im Vogtlande war es früher auf der Kirmes Sitte, daß die Burschen auf einer Wiese mit einer großen rothen Kugel nach fünf Kegeln schoben. Erst mußten die vier äußern Kegel umgeschoben werden. Wer dann den mittleren Kegel dreimal umschob, erhielt ein rothes Tuch, das während des Spiels auf einer Stange gehangen hatte. Der Gewinner durfte auch am Abend mit der Tochter der Gutsherrschaft tanzen. Kegel und Kugel wurden das ganze Jahr hindurch im Rittergute aufbewahrt. Manchmal gab es aber auch höhere Preise. In der Frankfurter Patriziergesellschaft Limburg fand 1463 ein Kegelschieben statt, für das ein Mitglied drei silberne Kleinode als Preis ausgesetzt hatte und bei dem jeder Spielende gegen einen Einsatz von drei Hellern drei Würfe thun durfte. In einer dichterischen Beschreibung des Nürnberger Armbrustschießens von 1579, auf dem es neben dem Kugelplatz, d. h. Kegelplan, zur Belustigung des Volks kleine hölzerne Pferde gab, auf denen eine ausgestopfte Mannspuppe saß, heißt es:

Darnach warff man ganz wolgemut
Je acht Wurff umb fünf Pfennig gut,
Wer ihn in acht Wurffen umbwerffen thett,
Einen silbernen Pecher hett.
Daneben auch gehabt in gemein
Ein Kugelplatz groß und klein.
Ein silbern Pecher, daß ihr west
Ist gewesen im Kugeln das Best.

Für fünf Pfennige, damals zehnmal mehr als jetzt, durfte man also mit acht Handbällen nach den ausgestopften kleinen Reitern werfen. Vielleicht war der Einsatz beim Kegeln derselbe, da die Gewinne bei beiden Spielen in einem silbernen Becher bestanden. 1602 wurde in Zittau ein großes Landschießen gehalten, natürlich mit allerlei Volksbelustigungen und Gewinnen. „Ingleichen (wurden gewonnen) zwei Ochsen, davon der Garkoch einen auf dem Kegelplatz, den andern aber Paul Kühn auf den Würfeln durch den Trichter mit 35 Augen auf dreimal (3 Würfe) gewann.“ In dem Aussetzen der Preise scheint man nicht immer Maß gehalten zu haben. Das Kegelspiel rechnete man deshalb auch einst zu den Glücksspielen. In Frankreich verbat es Karl V. schon 1370. In Frankfurt a. M. wurde es den Schützen 1443 und 1447 verboten. Sie scheinen sich das erste Mal also nicht um das Verbot bekümmert zu haben. 1468 wurde es ihnen mit einem Einsatze von einem Heller und 1487 ohne jede Einschränkung gestattet. In Veltheim herrschte 1482 der Brauch, „wann Kirwyhen sint in demselben Gericht, was dan von Spielen und Kegelschieben gescheen will, das moiss mit drier Herren Erlaubunge sament gescheen“. Bei dem jährlichen Hirschessen zu Frankfurt vergnügte sich auch der Rath mit Kegelschieben. Für Geistliche erachtete man das Kegelspiel jedoch nicht für passend. In Pauli's „Schimpf und Ernst“ wird von einem Priester erzählt, der mit den jungen Gesellen springt und kegelt. Da fragt ihn eine alte Frau, er sei wohl nicht der, der des Morgens Gottesdienst gehalten habe und des Nachmittags den „Gauch“ mit den jungen Gesellen triebe und so selber thue, was er vor ein paar Stunden verboten. Stehende Kegelbahnen oder einen allgemeinen Kegelplatz gab es schon frühzeitig in vielen Orten. Die Bahn wurde der Langschub genannt im Gegensatze zum Kurzschub, dem Kegelplatz, einem viereckigen oder runden Platz, wo man von allen Seiten aus einem gegebenen Ziele nach den in der Mitte stehenden Kegeln schieben konnte. Manche Schützengesellschaften trieben auch das Kegelspiel auf ihren Schießplätzen fortwährend. Eine solche Kegelbahn für die Schießgesellen befand sich z. B. im 15. Jahrhundert auf dem Fischerfelde in Frankfurt a. M. Ein „Schieb“ kostete einen Heller, drei aber einen Weißpfennig. In der Stadt Memmingen wurden 1435 zwei Bäder vor der Stadt errichtet und dem pachtzahlenden Wirthe neben dem Weinschank das Brettspiel und das Malen gestattet, d. h. das Kegeln. Auch Bosseln und Boßen sind alte Ausdrücke dafür. Sô zwên schibent zeinem ziel, das heißt abwechselnd, ist das Kegelspiel zuerst, wie schon erwähnt, in Hugo v. Trimberg's „Renner“ geschildert und in dieser Weise auch in alten Bilderhandschriften abgebildet. Und die driu kegelstebelîn oder kägelhölzelein, die sich ein Schüler in der Krambude aussucht, wie in demselben Buche erzählt wird, sind die drei Kegel, die damals oft allein ein Spiel Kegel ausmachten. Die ältesten Formen der Kegel waren die kleiner Pfähle, die man eben einschlug. Später gab es pyramidenartige, nach denen wohl geworfen wurde, dann flaschenähnliche und solche wie Säulchen mit dickerer Basis. Die Flaschenform ist die übliche geblieben. In dieser Form treffen wir den Kegel auch als Bierkegel an, als Wirthshauszeichen oder Zeichen des Bierausschanks, weil die stehenden Kegelbahnen immer in der Nähe der Wirthshäuser waren. Den Ausdruck Bierkegel wendete man deshalb auf jedes Bierzeichen an, wenn es auch ein Krug oder dergleichen war.

Die alte Art und Weise, fur Geld Jeden, der Lust hat, einen „Schieb“ auf der Kegelbahn thun zu lassen, ähnlich wie das Schießen in Schießbuden auf Vogelschießen betrieben wird, ist schon längst nicht mehr üblich. Das Kegelspiel ist überall in Deutschland ein Gesellschaftsspiel, das nach bestimmten Regeln betrieben wird, und in allen größeren Orten bestehen Kegelclubs oder, wenn man als Deutscher deutsch reden darf, Kegelvereine, die sich die Pflege des gesunden, echt deutschen und ältesten deutschen Spieles angelegen sein lassen. Diese haben bei ihrem großen Preiskegeln oft recht stattliche Gewinne ausgesetzt, wie z. B. in Berlin einmal als ersten Preis eine Villa mit vollständiger Einrichtung. Da lohnt's sich schon, die Kegelkugel in die Hand zu nehmen, und wir wünschen jedem braven Kegelbruder zu solchem Preise „Gut Holz!“ und recht oft „Alle Neune!“

Bücherbesprechungen.

— **Ad. Harnack's Wesen des Christenthums** für die christliche Gemeinde geprüft von **D. Wilhelm Walther**, Professor der Theologie in Rostock. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. 2 ℳ 70 ₰. — Nicht ohne Wehmuth haben wir dieses ausgezeichnete Buch mit seiner vornehmen und doch schneidend scharfen Kritik voll Bewunderung über die aufgewandte Mühe einer sorgsamen und vorurtheilsfreien Prüfung zu Ende gelesen. Denn was wird die Wirkung sein? Wie einst Strauß' Leben Jesu in Aller Munde war, während die geistvollen, streng wissenschaftlichen Widerlegungen des Werkes meist nur der gelehrten Welt bekannt wurden, so wird auch diesmal dafür gesorgt sein, daß der „große Forscher“ mit seiner neuesten Weisheit auf Markt und Gassen gepriesen wird, wenn auch nicht immer mit so geschmackloser Uebertreibung, wie in einigen sogenannten kirchlichen Blättern, der Vertreter der christlichen Wahrheit dagegen, so lange es irgend geht, verschwinden muß. Wer den Tempel niedergebrannt hat, ist der berühmte Mann für die große Masse; was fragt sie nach der Mühsal Derer, die ihn wieder aufbauen müssen? Deshalb wollen wir auch nicht der Frage erst sonderlich näher treten, ob der Verfasser nicht hin und wieder der fröhlichen Dreistigkeit jenes Buches mit noch handfesteren Waffen hätte begegnen können, um die zahllosen Blößen des Gegners auch Denen offenbar zu machen, denen das Verständniß für solch edle und feine Kampfweise abgeht, denn geholfen würde es auch nicht viel haben aus den angeführten Gründen. Trotzdem wollen wir es hier aussprechen, was der Verfasser zwar für den Kenner der Sache deutlich genug festgestellt, aber eben nicht mit dürren Worten gesagt hat, daß einer der gelehrtesten und berühmtesten Theologen unserer Zeit mit seiner christlichen Glaubenserkenntniß genau auf dem Standpunkte steht, wo vor hundert Jahren der viel geschmähte und viel belächelte Rationalismus stand. Was darüber hinausgeht, das ist etwas pietistische Zuthat ohne jeden wissenschaftlichen Werth. Was würde wohl der alte Hase sagen, er, der vor 70 Jahren das morsche Gebäude des Rationalismus vollends zerbrochen hat, wenn er es hätte erleben können, daß man jetzt in Berlin die fadenscheinige Weisheit der Röhr und Bretschneider und Wegscheider als das wahre Wesen des Christenthums bezeichnet? Mit derselben vornehmen Ruhe hat der Verfasser die ganze Art des Unternehmens gekennzeichnet, daß nämlich ein alles erlaubte Maß übersteigender Vorrath von historischen, grammatischen und logischen Fehlern sich zusammengefunden hat. Aber das Gesammturtheil fehlt, daß ein solches Vorgehen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft beinahe unerhört ist. Die Vorträge sind gehalten worden auf Grund ungenügender biblischer und systematischer Vorbereitung; das möchte auch sonst vorgekommen sein. Aber sie sind auch so, wie sie waren, gedruckt worden und werden trotz dieses Zustandes von Berufs- und Standesgenossen wie ein neues Evangelium gepriesen. Soweit sind wir gekommen in diesem Zeitalter, das sich fortwährend seiner Riesenfortschritte in der wissenschaftlichen Forschung rühmt. Im Uebrigen ist das Buch gerade so, wie es ist, ein herrliches Zeugniß wirklicher theologischer Forschung, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß unsere anfangs ausgesprochene Befürchtung sich nicht bewahrheiten möchte, vielmehr recht viele Gegner sich dadurch belehren und bekehren lassen. B. K.

— **F. H. R. v. Frank's Gotteslehre** und deren erkenntnißtheoretische Voraussetzungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Religionsphilosophie des 19. Jahrhunderts von **Dr. Friedrich K. E. Weber**. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme). 1901. 1 ℳ 60 ₰. — Schon mehrfach haben Schüler des berühmten Dogmatikers sich die Aufgabe gestellt, einzelne besonders schwierige Theile seiner Werke dem Verständniß der Lernenden näher zu bringen. So geschieht es hier mit Frank's Gotteslehre, deren einzelne Sätze gemäß der fortschreitenden Entwicklung im „System der Gewißheit“ so dargelegt werden,

daß ihre Vervollständigung und weitere Ausführung im „System der Wahrheit" Punkt für Punkt mit berücksichtigt wird. Die übrigen Werke Frank's sind nur gelegentlich zu näherer Begründung herangezogen. Wir bezweifeln nun gar nicht, daß diese Schrift recht gute Dienste thun kann, wenn Jemand im Studium der beiden dogmatischen Hauptwerke begriffen ist und irgendwo mit dem Verständniß ringt; dann werden ihm die Hinweise auf das Ganze der Lehre, auf das Verhältniß zwischen den beiden Systemen und vor Allem auch auf die Frank'sche Erkenntnißtheorie oft recht förderlich sein. Andererseits dürfen wir aber auch diesmal nicht verschweigen, was wir bei ähnlichen Gelegenheiten schon angedeutet haben, daß das Beste und Nöthigste in der ganzen Sache auch hier noch fehlt. Wir finden in der Gedankenentwicklung ganze Abschnitte, deren Inhalt einfach mit Frank's Worten wiedergegeben ist. Nun gesteht der Verfasser nicht blos selbst zu, daß Frank einen schwerfälligen, oft gesuchten Stil hat und sich öfter in unnöthiger Breite ergeht, die zum schnelleren Verständniß keineswegs dient, sondern wir müssen auch hinzunehmen, daß Frank in den Vorstellungen und Fachausdrücken der altlutherischen Dogmatiker und in denen der Kant'schen Philosophie sich mit einer Sicherheit bewegt, deren sich vielleicht kein einziger unter den jetzigen Theologen mehr erfreut. Alle diese scholastischen Schwülstigkeiten waren ihm Münzen, deren Geltung mit einem Blick erfaßt wurde. Für unser jetzt lebendes Geschlecht, und wir denken dabei nicht etwa an die gelehrten Proletarier, sondern gerade an die ernsten Leute, die lernen wollen, müssen alle diese Dinge ins Deutsche übersetzt werden. Das ist zwar nicht leicht, aber es geht und muß gehen. Unsere Sprache ist unter allen neueren die philosophischste, und wenn es mit einem Satze wirklich nicht gelingt, ihn in gutem Deutsch wiederzugeben, so ist das zum Mindesten ein sehr beachtenswerther Verdachtsgrund, daß der Satz eine Zusammenfügung jener scholastischen Redensarten ist, die ein Geschlecht an das andere weiter giebt, ohne sich mit dem Gedankeninhalt weiter zu bemühen. Wem es gelänge, das ganze Frank'sche System oder zunächst auch nur solche Theile desselben auf diese Weise den denkenden und lernenden Zeitgenossen wirklich verständlich zu machen, der würde sich ein großes Verdienst um Religionsphilosophie und Glaubenslehre erwerben. B. K.

— S. Günther, Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Georg Bondi. 1901. Brosch. 10 ℳ geb. 12,50 ℳ — Das vorliegende Werk bildet einen Theil einer Sammlung von Einzelwerken, die unter der Bezeichnung „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung" in obengenanntem Verlag erscheinen. Die bis jetzt erschienenen Bände, die auch einzeln käuflich sind, haben hervorragende Gelehrte zu Verfassern. Der Verfasser dieser Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften, einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller, hat sich durch seine früheren Darstellungen auf historischem Gebiet einen angesehenen Namen erworben. In diesem neuen, 62 Bogen umfassenden Buche giebt der Verfasser, der eine geradezu staunenswerthe Literaturkenntniß besitzt, eine äußerst fesselnde Darstellung des Entwickelungsganges, den Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und physikalische Geographie im neunzehnten Jahrhundert genommen haben. Die ganze Darstellung gewinnt dadurch an Uebersichtlichkeit, daß in dem Entwickelungsgang gewisse Wendepunkte zur Eintheilung in größere Abschnitte verwendet werden. So wird im 8. Capitel die Physik zunächst im Zeitalter vor der Entdeckung des Energieprincips behandelt, und erst im 11. Capitel wird der große Umschwung geschildert, den die Physik durch Robert Mayer's Entdeckung des Princips von der Erhaltung der Energie erfahren hat. Daran schließt sich unmittelbar die Schilderung des Werdegangs der Spektralanalyse, der Entwickelung der mechanischen Disciplinen in der neuesten Zeit. Es ist unmöglich, über den reichen Inhalt dieses starken Bandes hier ausführlich zu berichten. Allen denen, die sich für den Antheil, den deutsche Gelehrte an der Entwickelung der anorganischen Naturwissenschaften genommen haben, interessiren, kann das vorliegende Buch angelegentlichst empfohlen werden. Mit berechtigtem Stolze bemerken wir bei einer solchen Ueberschau, daß die deutsche Wissenschaft auf verschiedenen Gebieten im Vergleich zu der anderer Nationen den ersten Rang einnimmt. Der Verleger hat das Buch sehr gut ausgestattet und durch 16 Porträts berühmter Naturforscher geschmückt. Da in den vorliegenden Werken eine Schilderung der Entwickelung Deutschlands im 19. Jahrhundert gegeben werden soll, so hätten statt der Bildnisse von Faraday und Nordenskiöld eher die zweier deutscher Gelehrten gebracht werden können, da wäre doch die Auswahl nicht schwer geworden. Von den großen deutschen Gelehrten, die der Physik neue Bahnen gewiesen haben, seien hier nur genannt: Gustav Theodor Fechner, Georg Simon Ohm und Wilhelm Weber. Was die Wissenschaft und die Menschheit diesen drei Männern verdankt, ist zum Mindesten gleichwerthig den Leistungen von Faraday und Nordenskiöld. S. 662 3. Zeile v. u. muß es Tischer statt Tischler heißen. Tr.

— La Classe en français. Ein Hilfsbuch für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache von Dr. K. Engelke, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1901. — Das vorliegende Hilfsbuch bringt den französischen Conversationsstoff speciell für alles in der Schule und im Unterricht Vorkommende. Gewiß wird der Lehrer bei den betreffenden Vocabeln ohnehin schon die Gelegenheit benutzen, daran Sätze und Sprechübungen zu knüpfen, die sich auf das Schulleben, den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, die Unterrichtsfächer ꝛc. beziehen. Aber eine Zusammenstellung ad hoc ist immerhin ein ganz brauchbares Hilfsmittel. Die Schüler werden dadurch angeleitet, von ihrem nächsten Gesichtskreis aus in dem fremden Idiom zu denken und zu sprechen. W—k.

— Th. Schwartze, Ingenieur, Katechismus der Elektrotechnik. Ein Lehrbuch für Praktiker, Chemiker und Industrielle. Siebente, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 286 in den Text gedruckten Abbildungen, Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1901. Geb. 5 ℳ — Unter den zahlreichen Schriften über Elektrotechnik nimmt dieser „Katechismus" eine hervorragende Stelle ein, das beweisen schon die vielen Auflagen. Daß hier eine gediegene Arbeit vorliegt, dafür bürgt der Name des Verfassers. In dieser neuen Auflage ist den allerneuesten wissenschaftlichen Ergebnissen der Elektricitätslehre immer mit Rücksicht auf die Elektrotechnik Rechnung getragen worden. In 25 Capiteln werden behandelt: die mechanisch-physikalischen Grundsätze, das absolute Maßsystem, die elektrischen und magnetischen Maßeinheiten, die Grundgesetze der magnetischen und elektrischen Erscheinungen, die Entstehung des galvanischen Stromes, die Gesetze der Stromverzweigung, die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes und die Accumulatoren, die Thermoelektricität, der Elektromagnetismus, die Elektrodynamik, die Inductionserscheinungen, die Messung der elektrischen Widerstände, der Elektricitätsmenge, der Stromstärke und von Potentialen. Die folgenden Capitel behandeln die zur Stromvertheilung dienenden Maschinen, die Stromleitung und Stromvertheilung, die elektrische Beleuchtung und die Uebertragung elektrischer Energie. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, in der nächsten Auflage eine kurze Beschreibung der Bestimmung der Lichtstärke der elektrischen Lampen zu geben. Dadurch würde die Brauchbarkeit des vortrefflichen Buches noch bedeutend erhöht werden. Der Verleger hat dasselbe sehr gut ausgestattet und durch nahezu 300 Figuren geschmückt. Tr.

— L. Graetz, Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München. Mit 113 Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1900. Geb. 1,25 ℳ — Das vorliegende Büchlein bildet das 17. Bändchen der im genannten Verlag unter dem Titel „Aus Natur und Geisteswelt" erscheinenden Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Der Verfasser, einer unserer tüchtigsten deutschen Physiker, giebt hier in meisterhafter Form eine Darstellung des Gesammtgebietes der Optik mit Ausnahme der optischen Instrumente, wie Mikroskop und Fernrohr. Er beginnt zunächst mit den einfachsten Erscheinungen der gradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, um dann zur Farbenzerstreuung, den Interferenzerscheinungen und den Erscheinungen der Polarisation des Lichtes überzugehen, sowie den Zusammenhang zwischen den optischen, thermischen, chemischen und elektrischen Strahlen darzulegen, die Wellenlehre des Lichtes zu begründen und durch sorgfältig ausgewählte Experimente zu stützen, sowie endlich eine große Zahl von Anwendungen optischer Erscheinungen zu besprechen. Die Abbildungen, welche die Versuche veranschaulichen sollen, sind vortrefflich geeignet, das Verständniß des Textes ganz wesentlich zu erleichtern. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 82. Donnerstag, den 11. Juli, Abends. 1901.

Das Christenthum in China im Mittelalter.*)

Von Militäroberpfarrer J. Neumeister.

In der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in China lassen sich deutlich vier Epochen unterscheiden. Vom 7. Säculum an, wenn nicht schon früher, treibt die nestorianische Kirche Persiens eine ausgedehnte Mission in Inner- und Ostasien. Ihr macht seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die römische Kirche den Rang streitig. Die Missionsarbeit der in ihrem Auftrage arbeitenden Bettelmönche war schon zu verheißungsvoller Blüthe gediehen, als gegen Ende des 14. Jahrhunderts der Sturz der Mongolenherrschaft und das Aufkommen der nationalchinesischen Mingdynastie das von der Mongolenherrschaft begünstigte Christenthum völlig vernichtete. Die Jesuitenmission, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts an die verschlossenen Pforten des Reichs der Mitte pochte, aber erst um 1600 wirklich eindringen konnte, mußte das Werk der Christianisirung völlig von Neuem beginnen. Die geradezu blendenden Erfolge der Jünger Loyola's zeigten sich als wenig nachhaltig. Ihr großer Einfluß am chinesischen Hofe ging immer mehr zurück. Um die Wende des 19. Jahrhunderts waren nur schwache mühsam erhaltene Reste von römischen Christengemeinden vorhanden. Da setzte die evangelische Mission, zuerst die der Engländer und Amerikaner ein, mit ihnen wetteiferte bald wieder die katholische Mission unter Frankreichs mächtigem Schutze. Das 19. Jahrhundert schien für einen sicheren Sieg des Christenthums in China die Grundlagen geschaffen zu haben. Wir sehen aber durch die Ereignisse des letzten Jahres die bisherigen Erfolge wieder in Frage gestellt. Der Riesencoloß der gelben Rasse sucht wieder die Predigt von Christo in Strömen von Blut zu ersticken. Nur die beiden ersten Epochen der christlichen Mission sollen uns beschäftigen.

I. Die Nestorianische Epoche. Bis ins Jahr 636 n. Chr. läßt sich die Nestorianermission urkundlich zurückverfolgen. Der berühmte, viel umstrittene Stein von Singanfu in Schensi giebt uns die erste Nachricht davon. In einem Dorfe dicht bei dieser alten kaiserliche Residenz, die ja jetzt wieder der Zufluchtsort der chinesischen Herrscherfamilie ist, ward im Jahre 1625, nach den Einen beim Aufgraben der Grundmauern eines alten Gebäudes, nach einer chinesischen Nachricht beim Ausschachten eines Kindergrabes auf dem Begräbnißplatz ein merkwürdiger Denkstein gefunden, der mit einer umfangreichen Inschrift bedeckt war. Der erste Europäer, der ihn 1628 sah und die Inschrift entzifferte und in der Uebersetzung veröffentlichte, war der portugiesische Jesuit Alvarez Semedo. Der eine Theil der Inschrift ist chinesisch. Er trägt die Ueberschrift: „Tafel, welche der Verbeitung der berühmten Religion in China lobend gedenkt, mit einer Vorrede verfaßt von einem Priester der syrischen Kirche, King-tsing." In der Vorrede wird die christliche Lehre in eigenthümlicher Fassung entwickelt, dann wird erzählt: „Zur Zeit des erlauchten Kaisers Taitsong befand sich unter den ankommenden erleuchteten und heiligen Männern der sehr tugendhafte Olopen (Alopun) aus dem Lande Tatsin (Syrien?). Aufblickend zu dem erzürnten Himmel trug er die wahrhaftigen heiligen Bücher; aufmerkend auf die Richtung der Winde trotzte er Schwierigkeiten und Gefahren. Im Jahre 636 langte er zu Tschangngan (= Singanfu) an; der Kaiser entsandte seinen ersten Minister, den Herzog Fangheuenling, welcher, seinen Amtsstab bis an die westliche Grenze tragend, seinen Gast ins Innere (des Palastes) führte. Die geheiligten Bücher wurden übersetzt und in die kaiserliche Bibliothek aufgenommen; der Fürst durchforschte ihren Inhalt in seinen Privatgemächern. Da er von der Richtigkeit und Wahrheit der Religion tief ergriffen wurde, erließ er besondere Befehle zu ihrer Verbreitung." Nun wird erzählt, daß Taitsong im Jahre 639 befohlen habe, daß von der zuständigen Behörde eine syrische Kirche in der Hauptstadt am Iningwege erbaut werde, an der 21 Priester anzustellen seien. Sein Bild sei an der Wand der Kirche aufgehängt worden. Der Nachfolger Taitsong's habe in jeder Provinz Kirchen bauen lassen und habe Olopen zum „Großbewahrer der Lehre zur Erhaltung des Staates" erhoben. Dann wird von Verfolgungen berichtet, die von buddhistischen Priestern hervorgerufen worden seien. Die zerstörten Kirchen wurden jedoch von den folgenden Kaisern wieder aufgebaut und prächtig ausgestattet. Der kriegerische Taetsung opferte sogar zu Weihnachten Weihrauch, und befahl die Abhaltung eines Gottesdienstes. Zuletzt wird wegen seiner Freigebigkeit für kirchliche Zwecke auf's Höchste gerühmt: „Unser großer Wohlthäter, der mit dem Purpurgewande kaiserlich ausgestattete Priester Isze, Titulargroßstaatsrath des Hauses der Gastmähler, Beamter im zweiten Militärcommissariat der nördlichen Gegenden und Oberaufseher des Prüfungspalastes." Die Unterschrift des chinesischen Theiles der Inschrift lautet: Errichtet im 2. Jahr des Kihu-tschung von der Tang-Dynastie (also 781) am 7. Tage des 1. Monats an einem Sonntage. Geschrieben von Liu-Siu-Yen, Staatssecretär, ehemals Militärinspector für Taetschau, während der Bischof Ning-schu mit der Obhut der Gemeinden der erhabenen Religion betraut war." Auf der Rückseite des Steins sind in syrischer Schrift die Namen von 70 nestorianischen Missionaren aufgezählt, auf den Seiten werden die Zeit der Errichtung des Monuments und die Stifter derselben genannt: Mar Jazedbuid, Presbyter und Chorbischof von Chumdan (?), der Sohn des Millesius, des Presbyters aus Balch, dann Adam Diaconus, Sohn des Chorepiskopus Jazedbuid, und einige Andere. Das ist der Stein von Singanfu. Das an sich berechtigte Mißtrauen gegen jesuitische Geschichtsfälschungen hat viele Zweifel an der Echtheit des Fundes geweckt. Heute dürfen sie wohl als widerlegt gelten, seitdem unverdächtige Forscher den Stein gesehen und geprüft haben, seitdem vor Allem eine Reihe chinesischer Zeugnisse bekannt geworden ist, die wohl absprechend über den prahlerischen Inhalt und die Uebertreibungen der Inschrift urtheilen, aber gegen ihre Echtheit nicht die geringsten Bedenken äußern. Wenn wir auch die einzelnen Nachrichten des Steines mit kritischen Augen ansehen und manches Fragezeichen hinter die idealen Schilderungen machen müssen, der Stein wird doch als Beweis dafür gelten müssen, daß seit der Mitte des 7. Jahrhunderts die Nestorianer eifrig und erfolgreich in China Mission getrieben haben. Halten wir diesen Fund mit den zum Theil recht verworrenen Nachrichten zusammen, die im frühen Mittelalter aus Ostasien ins Abendland drangen, ziehen wir vor Allem die Notizen arabischer und syrischer Chronisten und die Berichte eines Ruysbroek und eines Marco Polo hinzu, so ergiebt sich etwa folgende Entwickelung: Der Nestorianismus, der vor Allem in der syrischen Kirche zu Haus war, galt seit dem Concil von Ephesus als geächtet.

*) Vergl. Mosheim, Historia Tartarorum ecclesiastica 1741. — Käuffer, Geschichte von Ostasien II. III. — Ritter, Asien I. — Gött. gel. Anz. 1855. — Zeitschr. der deutschen Morgenl. Ges. IV. — Vor Allem Heydt, Die Colonien der römischen Kirche in den Tartarenländern im 13. und 14. Jahrhundert (in der Zeitschr. für hist. Theol. 1858). — Otto v. Freisingen's Chronik in den Mon. Germ. hist. SS. 20. — Die Berichte Johannes de Plano Carpini's und Ruysbroek's im Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société geogr. Tom. IV.

Seine Anhänger wurden von den übermächtigen Gegnern in der Reichskirche unaufhörlich verketzert und bedrängt; die blühende Schule in Edessa wurde auf das Machtgebot des Kaisers Zeno hin aufgelöst. Die flüchtenden Nestorianer strömten in großer Zahl ins persische Nachbarreich und fanden dort bei den geschworenen Feinden von Byzanz eine Freistatt. Der offene Bruch mit der Reichskirche geschah 498 auf der Synode zu Seleucia. Da schlossen sich die persischen Nestorianer zu einem selbständigen Kirchenwesen zusammen unter dem Patriarchen von Seleucia. Sie nannten sich Chaldäer, d. h. Syrer. Dieser persischen Kirche der Nestorianer wohnte eine starke Expansionskraft inne. Das lag im Charakter der Syrer. Den syrischen Kaufmann beseelte kühner Unternehmungsgeist; seine Handelsreisen führten ihn nach Indien und Arabien, nach Innerasien und nach China. Zuerst an den Handelsemporien an der großen Seidenstraße entstehen auf diese Weise kleine Gemeinden syrischer Christen, Glaubensboten folgen den Spuren der Kaufleute und missioniren, wie in Arabien und Ostindien, so auch unter den mongolischen Völkern. Die Gemeinden schließen sich zusammen zu Kirchenprovinzen, und diese halten die Verbindung mit der Heimath aufrecht und erkennen die Oberhoheit des Patriarchen von Seleucia an. In Merw finden sich schon im 5. Jahrhundert Episkopen. Zur Zeit des Patriarchen Salibazacha (714—726) werden Metropoliten von Herat, Samarkand, Balkh und Sina genannt. Balkh scheint nach der Inschrift von Singanfu besonders der Ausgangspunkt der Mission für China gewesen zu sein. Der Patriarch Timotheus (777—820) ordnet mehrere Male Missionsbischöfe, darunter auch einen Erzbischof von China und einen von Indien ab.

In einem Gebiete scheint sogar eine nestorianische Volkskirche entstanden zu sein, beim Volke der Keraït. Dies saß nördlich vom eigentlichen China am mittleren Lauf des Hoangho, wo er den gewaltigen Bogen gen Norden macht. Es ist eine Zeit lang sehr mächtig gewesen, bis es von Dschingis-Khan niedergeworfen wurde. Der jakobitisch-syrische Bischof Gregorius Albufaradsch (Bar Hebräus) erzählt in seiner syrischen Chronik, daß der Patriarch der Nestorianer Joan vom Metropoliten der Stadt Merw, Ebedjesu die Nachricht erhalten habe, der König des Volks der Keraït, die im Innern der Turkländer gegen Osten wohnen, sei mit 200000 seiner Unterthanen bereit, sich taufen zu lassen. Der König habe sich auf der Jagd im Gebirge verirrt, da habe ihm ein sanctus (wohl ein nestorianischer Einsiedler) den Weg gezeigt und ihm das Versprechen abgenommen, Christ zu werden. Heimgekehrt in sein Zeltlager habe er von dort weilenden christlichen Kaufleuten sich unterrichten lassen und beim Metropoliten von Merw um die Taufe gebeten. Auf diese Nachricht hin habe der Patriarch Joan im Jahre 1007 Priester und Diakonen zu dem Volk der Keraït entsandt. Für die Wahrheit dieser Nachricht bürgt der persische Geschichtschreiber, der Großvezier Raschid-eddin, ein Mohammedaner, und darum in diesem Falle um so glaubwürdiger; er berichtet: „Der Ruf des Herrn Jesus kam zu den Keraït, und sie nahmen seinen Glauben an" und an einer anderen Stelle: „Die Keraït hatten seit langer Zeit das Christenthum angenommen." An das christliche Königsgeschlecht der Keraït knüpft sich nun aller Wahrscheinlichkeit nach die mittelalterliche Sage von einem mächtigen christlichen Priesterkönig im Innern Asiens, vom „Priester Johannes". Es ist wahrscheinlich, daß die christlichen Fürsten der Keraït wirklich eine priesterliche Weihe erhalten haben gemäß der nestorianischen Sitte. Ruysbroek erzählt mit ehrlicher Entrüstung: „Selten kommt ein Bischof in jene Gebiete (der Mongolei), kaum einmal in 50 Jahren. Dann lassen die Nestorianer Alle, auch die Kleinen in der Wiege, zu Priestern ordiniren. Daher sind fast alle Männer unter ihnen Priester. Trotzdem heirathen sie, ja, gehen auch eine zweite Ehe ein." (S. 293.) Und Marco Polo nennt den Keraïtfürsten Georg „Christ und Priester". Dieser Georg erbat und erhielt auch bei seinem Uebertritt zur römischen Kirche von Johannes von Monte Corvino die niederen Weihen und ministrirte ihm bei der Messe im königlichen Gewande. Vielleicht haben viele dieser Fürsten auch den Namen Johannes geführt; entweder nach Johannes dem Täufer, der bei den Nestorianern große Verehrung genoß; oder nach jenem Patriarchen Joan, der die ersten Glaubensboten ins Land gesandt hatte. Vielleicht aber erklärt sich der Name Priester Johannes aus dem Mißverständniß des Titels, den die Keraïtfürsten thatsächlich führten: Owang-Khan oder Ung-Khan d. i. oberster Khan (Owang ähnlich Johannes; Khan ähnlich syrisch Kachana, d. h. Priester).

Fabelhafte Gerüchte drangen von diesen Priesterkönigen ins Abendland und wurden willig für baare Münze angenommen. Im Jahre 1144 traf der bekannte Chronist Otto v. Freising in Viterbo mit dem syrischen Bischof von Gabala zusammen, der als armenischer Gesandter zu Eugen III. gekommen war. Treuherzig erzählt Otto im 7. Buch seiner Chronik (Cap. 33) nach, was er von jenem gehört hat: Johannes, Priester und König, nestorianischer Christ, wie sein Volk, im äußersten Osten jenseits Persiens und Armeniens wohnend, habe wenige Jahre früher die Könige der Perser und Meder in dreitägiger blutiger Schlacht besiegt und Ekbatana erobert; er habe dann den Kreuzfahrern in Palästina zu Hilfe kommen wollen, sei aber durch das Hochwasser des Tigris daran verhindert worden und, nachdem er durch das ungewohnte kalte Klima einen Theil seiner Truppen verloren habe, sei er wieder heimgekehrt. Beinah um dieselbe Zeit coursirte ein Brief, den angeblich der Presbyter Johannes an den byzantinischen Kaiser Alexius Komnenus († 1118) gesandt hatte. Aehnliche apokryphe Schreiben an den Papst Alexander und an einzelne Fürsten tauchten auf. Sie wimmelten von den *thörichtsten* Fabeln über die Macht und Größe des Priesterreichs, über die Naturwunder darin: die weißen Löwen, den Vogel Phönix, die hundsköpfigen und gehörnten Menschen u. A. Es ist nicht unmöglich, daß die Nestorianer absichtlich solche Schwindelnachrichten ins Abendland sandten in majorem gloriam ihrer Kirche und ihres Patriarchenstuhls, der dadurch als dem Stuhl von Rom ebenbürtig erwiesen werden sollte. Diese Fabeln weckten begreiflicherweise in jenen naiven Zeiten das regste Interesse und den Wunsch einer Verbindung mit dieser Wunderwelt. Durch sie wurde wohl auch der päpstliche Arzt Philippus im Jahre 1170 zu einer Reise nach Innerasien veranlaßt. Er brachte die Kunde von einem Tartarenfürsten, der wirklich Christ sei und, wie er von Edlen seines Landes gehört, sich der römischen Kirche anzuschließen wünsche. Alexander III. ordinirte den Philippus zum Bischof und sandte ihn mit einem Empfehlungsschreiben im Jahre 1177 von Venedig aus zu dem Priester Johannes, den er Indorum rex et sacerdotum sanctissimus titulirt. Wir hören nichts wieder von diesem Philippus. Dieser erste Versuch Roms, im Osten Asiens Fuß zu fassen, wenn dieser Philippus überhaupt ernst zu nehmen ist, scheiterte völlig. Durch ihn wird aber die zweite Epoche der christlichen Mission in China eingeleitet. Ehe wir uns jedoch ihr zuwenden, fassen wir das von der Nestorianermission thatsächlich Erreichte kurz zusammen und suchen uns ein Bild von der nestorianischen Kirche aus den vorhandenen glaubwürdigen Berichten herzustellen. Die weite Verbreitung der Nestorianer in Ostasien ist eine unbestreitbare Thatsache. In allen wichtigeren Städten und in den Lagern der *Mongolenhorden* finden wir nestorianische Gemeinden, auch meist eine oder mehrere Kirchen oder Kapellen, die oft auf's Reichste ausgestattet sind. Ruysbroek trifft auf seiner Reise im Uigurenlande in Centralasien wie in der Mongolei viele Nestorianer und berichtet, daß in 15 Städten von Kataya (das ist das eigentliche China) Nestorianer wohnen, und daß sie dort einen Bischofsstuhl haben mit dem Sitze in Segin (wohl Singanfu). Die geistliche Oberhoheit dieses Bischofs oder Metropoliten über den nestorianischen Klerus wurde wohl auch von den Großkhanen anerkannt, wenigstens schickte Mangu-Khan einen angesehenen nestorianischen Priester von seinem Hofe als der Zauberei verdächtig „zu dem Bischof, der in Kataya war, damit er ihn richte" (Ruysbroek). Auch aus Marco Polo's Notizen geht hervor, daß die Nestorianer in allen wichtigen Städten Chinas größere oder kleinere Gemeinden hatten. Der Verfasser der Schrift De l'Estaat du grand Caan, ein römischer Christ, schätzt die Nestorianer Chinas um das Jahr 1300 auf nur 30000, wohl aus Voreingenommenheit gegen die Nestorianer viel zu gering. Andererseits dürfen wir uns die Zahl auch nicht zu groß vorstellen. Das scheint dem Umstand zu widersprechen, daß wir in den einflußreichsten Stellen Nestorianer finden. In den Reichen der Khalifen waren Nestorianer die Leibärzte, Secretäre, Statthalter, ähnlich ist es auch in den Mongolenreichen gewesen. Schon die Inschrift von Singanfu nennt uns außer Olopen noch einen hochgestellten nestorianischen Priester und einen hohen Beamten. Am Hofe Ogotai's, des Sohnes Dschingis-Khan's, stand ein Dr. Symeon, der das Evangelium verkündete, in höchstem Ansehen; der Großkhan nannte ihn Ata, d. h. Vater; sein erster Minister Kadak, sein Kanzler Tching-hay waren Christen. Am Hofe seines Nachfolgers Kujuk fand Johannes de Plano Carpini christliche Aerzte. Ruysbroek mußte am Hofe des Mon-

golenfürsten Sartak mit dem Nestorianer Cojak verhandeln; er war unus de majoribus curiae suae; sein Bruder war Priester. Im Lager Mangu-Khans traf derselbe Reisende eine ganze Anzahl nestorianischer scriptores, d. h. Schriftgelehrte oder Secretäre; von einem sagt er ausdrücklich: „nach seinem Rathe geschieht beinah Alles". Marco Polo nennt einen Nestorianer Mar Sachis, der mehrere Jahre Statthalter in Cian-ghian-fu war und dort zwei Kirchen baute. Die Mongolenprinzen hatten meist nestorianische Erzieher. Das hatte wohl nicht blos in der höheren Bildung der Nestorianer seinen Grund, sondern auch darin, daß viele Khansfrauen Christinnen waren oder wenigstens die Christen sehr begünstigten. Dschingis-Khan nahm die Tochter oder Nichte des letzten selbständigen Keraitfürsten in seinen Harem auf. Ihr Beichtvater, der Mönch Rabbanta, war ein vielvermögender Mann bei Hofe. Polo's Bemerkung, daß die Nachfolger Dschingis-Khan's vielfach Prinzessinnen aus dem Haus des Priesters Johannes zu Gemahlinnen wählten, wird noch durch andere Nachrichten bestätigt. Die Wittwe Ogotai's, die für ihren Sohn Kujuk drei Jahre die Regentschaft führte, stammte sicher aus dem Fürstenhaus der Kerait. Mehrere Gattinnen Mangu-Khan's besuchten nach Ruysbroek's Zeugniß den christlichen Gottesdienst und gaben reiche Spenden an die Priester. Auch Kubilai-Khan's Mutter soll Christin gewesen sein. Scheinbar neigen nun die Khane selbst offenkundig zum Christenthum. Der älteste Sohn des großen Weltstürmers, Dschagatai, hat nach Polo in seinem Westreich in Samarkand sich zum Christenthum bekehrt und dort eine Kirche St. Johannis des Täufers gebaut. Vor dem Zelte Kujuk's fand Johannes de Plano Carpini eine Kapelle, in der die nestorianischen Priester öffentlich ihre Messe sangen und die Horen läuteten. Diese Priester standen sogar im Solde des Großkhans. Von Mangu-Khan und Kubilai-Khan werden wir später Aehnliches hören.

Trotz dieser so überaus günstigen Momente ist es doch nicht zu einer Christianisirung des Ostens durch die nestorianische Kirche gekommen. Wir müssen den Hauptgrund dafür in der Entartung suchen, der das nestorianische Christenthum in Ostasien anheimgefallen war. Während der Nestorianismus in den Hauptländern zu hoher wissenschaftlicher Blüthe sich entwickelte, verkümmerte er in den Mongolenländern, weil er, oft von jeglicher Verbindung mit seiner Heimath abgeschnitten, nicht widerstandsfähig genug war gegen die degenerirenden Einflüsse seiner heidnischen Umgebung. Das religiös-sittliche Niveau dieser nestorianischen Christen muß sehr tief angenommen werden, wenn anders wir dem nüchtern urtheilenden verständigen Ruysbroek glauben können. Hören wir sein scharfes Urtheil: „Die Nestorianer sind unwissend. Sie lesen ihre Messe und haben ihre heiligen Bücher in syrischer Sprache. Aber sie verstehen die Sprache nicht und singen die Messe, wie bei uns manche Mönche, die kein Latein verstehen. Darum sind sie ganz verdorben. Sie sind vor Allem Wucherer und Trunkenbolde, ja einige, die mit Tartaren zusammenleben, haben mehrere Frauen, wie diese. Wenn sie die Kirche betreten, waschen sie die Füße, wie die Muhamedaner. . . . Sie machen sich allesammt der Simonie schuldig, denn sie spenden kein Sacrament umsonst. Für ihre Familie sorgen sie gut. Aber darum sind sie auch auf Gewinn bedacht und nicht auf Ausbreitung des Glaubens. Manche von ihnen erziehen Söhne der mongolischen Edlen. Aber obwohl sie ihnen das Evangelium und den Glauben lehren, entfremden sie ihre Zöglinge dem Christenthum durch ihr schlechtes Leben und ihre Gier, weil der Lebenswandel der Mongolen reiner ist, als der der Christen." Von der Trunksucht, der schnöden Habsucht, den betrügerischen Manipulationen nestorianischer Priester und hoher Beamter weiß der biedere Ruysbroek noch manches Lied zu singen. Dazu kommt, daß die Priester ungescheut das Wahrsagen dulden und selbst ausüben, daß sie an dem Zauberwesen der Mongolen sich betheiligen und deren abergläubische Anschauungen ausnutzen. Um das Bild zu vervollständigen, fügen wir noch die häßliche Unduldsamkeit gegen die vielen lateinischen und griechischen Christen hinzu, die als Kriegsgefangene oder Lehnsleute des Khans in jene Gegenden kamen. Die Nestorianer ließen Niemand von ihnen in ihre Kirche und spendeten keinem ein Sacrament, wenn er sich nicht noch einmal taufen ließ. Sie begnügten sich mit dem äußerlichen Einfluß bei Hof, ihnen war es genug, wenn der Khan und seine Familienglieder einmal ihre Gottesdienste besuchten, das Kreuz verehrten und für sich beten ließen, und sie duldeten es ruhig, daß dieselben zu gleicher Zeit dem Islam, dem Buddhismus und dem alten Heidenthum huldigten. Ihr Christenthum hatte keinen Saft und keine Kraft mehr. Mangu-Khan's scharfes Wort verdienten sie völlig: „Euch Christen hat Gott die heiligen Schriften gegeben, und ihr haltet sie nicht."

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Sören Kierkegaard, Ausgewählte christliche Reden. Aus dem Dänischen übersetzt von Julie v. Reincke. Mit einem Anhang über Kierkegaard's Familie und Privatleben nach den persönlichen Erinnerungen seiner Nichte, Frl. Lund. 158 S. Brosch. 3 ℳ, gebdn. 4 ℳ. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann), 1901. — Sören Kierkegaard's Reden werden stets auf ein bestimmtes, wenn auch nicht sehr breites Publicum rechnen können. Seine tiefgehende Innerlichkeit ist für eine große Leserschaft vielfach zu dunkel und wenig faßlich. Desto mehr haben sich einsame Naturen in seine christliche Gedankenwelt vertieft und sich von seiner höchstpersönlichen Auffassung des Evangeliums anziehen lassen, der Alles, was Schablone und System bedeutet, zuwider war, und die es nicht dulden wollte, das Wort Gottes zu etwas Unpersönlichem, Objectivem und zu einer Lehre zu machen, statt Gottes Stimme daraus zu hören. So sind die Kierkegaard'schen Schriften mehr und mehr auch ins Deutsche übertragen worden. Hier werden uns acht seiner christlichen Reden geboten und zwar fünf über das heidnische Sorgen (Matth. 6, 24—34: die Sorge der Armuth, der Niedrigkeit, der Hoheit, der Vermessenheit, der Unschlüssigkeit, des Wankelmuthes und der Trostlosigkeit) und drei über Stimmungen im Leidenskampfe, die sich nicht an einen bestimmten Schrifttext anschließen (einmal leiden, ewig siegen; die Trübsal schafft Hoffnung; je ärmer selbst, desto reicher für andere). Die Reden sind von christlichem Geist getragen, voll heiligen Leidensmuthes und aus der äußeren Erfahrung und innersten Ueberzeugung ihres verewigten Verfassers geflossen, sodaß wir es wohl verstehen können, daß „eine ähnlich-geführte und -gestimmte stille Frauenseele", die 1898 im Elisabethstift zu Darmstadt heimgegangene Julie v. Reincke, das, was sie selber getröstet und erhoben hatte, weiteren Kreisen durch die Uebersetzung zugänglich machen wollte. Der Anhang über Kierkegaard's persönliches Leben und seine Familie wird seinen Freunden erwünscht sein und ihnen manche Ergänzung zu seinem Tagebuche liefern. Auch Kierkegaard's Bild und das seines Vaters sind der Schrift beigegeben. Der Reinertrag ist für ein Isolirhaus am Elisabethstift zu Darmstadt bestimmt. D. K.

— Anton de Waal, Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christenthums in Rom. Zweite Auflage. 240 S. mit 12 Tafelbildern. Preis brosch. 3 ℳ, in Leinw. geb. 4 ℳ, in Halbfrzb. 4,50 ℳ. Allgem. Verlagsgesellschaft. München 1901. — Wir sind in letzter Zeit mit mehreren historischen Romanen aus dem ersten christlichen Jahrhundert beschenkt worden, unter denen Sienkiewicz' „Quo vadis, Domine?" der gelesenste ist. Auch unsere Erzählung, die in zweiter Auflage erscheint, versetzt uns in die Zeit, in welcher das Urchristenthum seinen Siegesgang durch die römische Welt antritt und auch vor den Thüren vornehmer Römer und Römerinnen nicht Halt macht. Daneben soll unser Blick, wie der Titel andeutet, auf das untergehende Judenthum gelenkt werden. Titus ist als gefeierter Triumphator von der Eroberung und Zerstörung Jerusalems heimgekehrt, und auch in Rom nimmt man unter den daselbst zahlreich ansässigen Israeliten Judas nationale Todeszuckungen in jenen Tagen wahr. Junge, übermüthige Römer dringen am Abend des großen Trimphfestes unruhestiftend in die jüdischen Quartiere, deren Bewohner sich am Feste des heimgekommenen Siegers nicht betheiligt haben. Der Hohepriester ist soeben begraben, und sein Geschick spiegelt im Kleinen, was Judas Volk im Großen erlitt. Phoebe, die Tochter des Hohenpriesters Kaiphas, die Repräsentantin des Judenthums, ist als Sklavin in den Dienst der edlen Domitilla, der Nichte des Kaisers Vespasian, gekommen. Domitilla wird unter dem Einfluß dieser jüdischen ihr aufs Höchste ergebenen Sklavin, die den Untergang ihres Volkes und ihres Vaters in dessen Verhalten gegen Christum erblickt, sowie auf einer Reise nach dem Orient, wo sie mit Marcus

und Johannes zusammentrifft, Christin. Titus, der den Reizen und Nachstellungen der glänzend schönen Berenice entgeht, hält um Domitilla's Hand an, die aber in die Hände des Apostels Johannis das Gelöbniß beständiger Jungfräulichkeit ablegt. Der römisch-katholische Standpunkt des Verfassers tritt zwar an mehreren Stellen, doch nicht aufdringlich hervor. Seine Art zu schreiben ist eine frische und farbenreiche. Jedenfalls behauptet er zu viel, wenn er im Vorwort vorausschickt, daß außer der Phoebe alle Personen, Ereignisse und Beziehungen historisch sind. D. K.

— **Predigten außerhalb der Kirche** von der Verfasserin von „John Halifax“ ꝛc., übersetzt von v. B. E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig. 1901. Preis ℳ 2,50. — Predigten außerhalb der Kirche, ernsthafte Plaudereien oder wie Gerhard v. Amyntor ähnliche Betrachtungen nennt „Randglossen zum Buche des Lebens“, könnten einen recht guten Dienst thun, wenn sie unter unserem zum stillen Nachdenken über Werth und Unwerth unseres Thuns und Verhaltens wenig geneigten Geschlecht Aussicht auf viele Hörer oder Leser hätten. Aber wenn schon Predigten innerhalb der Kirche für Viele ungehört und ungelesen verhallen, so dürfte dies mit denen „außerhalb der Kirche“ noch in viel größerem Maße der Fall sein. Es sind ganz gewiß viele beherzigenswerthe Wahrheiten, die die durch verschiedene erzählende, betrachtende und sociale Schriften auch über England hinaus bekannte Verfasserin, die 1887 verstorbene Dinah Mulock oder, wie sie nach ihrer Verheirathung hieß, Mrs. Craik-Mulock, verkündigt, wenn sie auch nicht gerade ihren Standpunkt in tiefster Mitte ihrer Kirche hat und selbst das Bekenntniß ablegt (S. 164): „Darum bin ich keine Ketzerin, obgleich ich Dinge sage, welche die Orthodoxie schaudern machen werden, vielleicht, weil sie eine gewisse Furcht hat, daß sie schließlich doch wahr sein werden.“ Die Orthodoxie hat Schlimmeres angehört, das sie schaudern machte. In praktischer Weise spricht sie in ihren vorliegenden 6 „Predigten“ oder Aufsätzen über das tägliche Leben nach vernünftigen und im Allgemeinen auch christlichen Gesichtspunkten, über Selbstaufopferung, Kindererziehung, Wohlthätigkeit, geht auf asketische Fragen und die Dienstbotenfrage ein, nicht gerade sich strenge immer an ihr Thema bindend, mehr in weitem Gesichtskreise das Leben beobachtend, auf seinen geheimen Herzschlag lauschend, um hier ein Fragezeichen zu unseren Gewohnheiten zu setzen und dort einen Rath und Wink zu ertheilen. Ist es ein Uebersetzungsfehler, wenn das „geistige“ Leben (nicht das geistliche) als Gegensatz zu dem weltlichen erscheint? Vielleicht war es der Verfasserin nicht bewußt, daß sie mit der Gepflogenheit „frommer Leute“, ein D. V. (Deo volente) zu ihrem Vorhaben zu setzen, eine Bibelstelle verurtheilte. Auch ist es eine Uebertreibung, wenn die Verfasserin glaubt, daß die Hälfte der leiblichen und geistigen Gebrechen dieser Welt dem „vielfach falsch verstandenen und durchaus nicht inspirirten“ Satze Pauli entspringen: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um deines Magens willen.“ Aber ihre Beobachtungen sind oft gut und scharf, und ihr Wort ist von herzlicher Menschenliebe und Weisheit eingegeben. D. K.

— **Edmund König, W. Wundt. Seine Philosophie und Psychologie.** Frommann's Classiker der Philosophie XIII. Stuttgart 1901. 2 ℳ, gebunden 2,50 ℳ — Die Darstellung der Lehre unseres berühmten Leipziger Psychologen und Philosophen in der schönen von Falckenberg herausgegebenen Sammlung ist gewiß Gegnern und Schülern Wundt's hochwillkommen. Es hat die vielgestaltige Arbeit Wilhelm Wundt's wohl eine zusammenfassende Betrachtung, eine liebevolle und doch sachliche Würdigung an so geeigneter Stelle verdient. Ist doch auch über unsern Denker, der vom physiologischen Gebiete herübergeschritten kam ins Land der Philosophie, eine voreingenommene Beurtheilung mehrfach und lange Zeit in weiteren Kreisen verbreitet gewesen. König beginnt damit, Wundt's philosophische Stellung derjenigen Lotze's und Hartmann's gegenüber abzugrenzen, zeichnet dann kurz des Philosophen wissenschaftlichen Entwickelungsgang und legt dann in überaus verständlicher Weise Wundt's Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie dar. Hat er schon dabei die vorsichtige Art Wundt's, sein bedachtsames Hinschauen auf das, was wir zur Zeit überhaupt wissen können, charakterisirt, so kommt doch Wundt's methodische Sicherheit und Gründlichkeit besonders in den Capiteln zur schlichten und um so ehrlicheren Würdigung, wo Wundt's Auffassung der Psychologie und seine Leistungen auf diesem eigensten Gebiete des Meisters entwickelt werden. Den Begriff der schöpferischen Synthese, das voluntaristische Princip, die Auffassung Wundt's von der Apperzeption werden da in Allen verständlicher Weise erläutert; selbst die wichtigsten Einwürfe gegen Wundt's Lehren kommen zu Worte, natürlich nicht ohne im Sinne unseres Philosophen zurückgewiesen zu werden. Kurz und klar wird auch dargelegt, wie Wundt die Forschungen, die an abnorme Seelenzustände oder auch an thierisches und kindliches Seelenleben anschließen, nur mit großer Vorsicht in den Bereich seiner Untersuchungen zieht. Das ist um so wichtiger, als in unseren Tagen eine breite Dilettantenmenge sich mit dem Sensationellen in Dingen der Psychologie eifrig zu beschäftigen beginnt. Wie ein großer Gelehrter vor Trugschlüssen warnt, sollte die Menge der weniger Geschulten behutsamer sein mit ihrem Glauben an seltsame theosophische und spiritualistische Dogmen! Aus Wundt's Psychologie ergiebt sich seine Auffassung der Ethik und Rechtsphilosophie; die weite Umschau, welche Wundt im Bereich der sittlichen Thatsachen und Entwickelungen gehalten hat, ließ auch die Völkerpsychologie unseres Forschers reifen. Ueber dem ganzen Umfang seiner reichen Forschungen aber baut er die Metaphysik auf, die für Wundt ja nur die möglichst widerspruchslose Verknüpfung der Ergebnisse aller Einzelwissenschaften, und darum eine beständig sich vertiefende, allzeit weiter sich entwickelnde Lehre ist, die dem Einheitsbedürfniß unserer Vernunft entsprechend die jeweilige Stufe der Erkenntniß bezeichnet. — König hat in seinem Buche oft den Meister selbst sprechen lassen. Er wird gewiß Viele zu dessen Werken führen! Dr. Grimm.

— **„Von mir, von Durchlaucht und Anderen.“** Lustige Geschichten von **Paul Oskar Höcker**. Berlin, A. Hofmann & Co. — Das Buch enthält sieben im flotten Feuilletonstil geschriebene Bluetten, die als Ganzes eine gefällige Unterhaltungslectüre bedeuten, wie man sie sich namentlich auf der Reise gern gefallen läßt. Künstlerisch ist Höcker nicht allzu hoch einzuschätzen — dazu schreibt er zu viel und zu flüchtig —, aber seine Bücher lesen sich rasch und glatt, so daß sie namentlich für den „Zeitungsabdruck“ immer noch leidlich gesuchte Artikel sind. Ueberdies zeigen seine kurzen Erzählungen viel weniger Schwäche als seine größeren Arbeiten, für deren fesselnde und anregende Ausgestaltung ihnen Reife und Stärke des Talentes fehlt. Von seinen Skizzen sind die im leichten humoristischen Genre gehaltenen gewöhnlich am Besten, auch in diesem Bande, wie das die liebenswürdig lustige Erzählung vom „Prinzen in Theerbrüll“, die übermüthige Manövergeschichte „Mein erstes Souper“ und „Meine Première“ zeigen; doch weisen auch die beiden Berliner Großstadtbilder „Ins Grüne“ und der „Schulbubenkrieg“, die übrigens auch einen humoristischen Unterton mitklingen lassen, manche feine Wendung und manche kluge Beobachtung auf. A.

— **Die Moderne Kunst** (Verlag von Rich. Bong-Berlin, Leipzig, Stuttgart, Wien) zählt zweifellos zu den preiswerthesten und am reichsten illustrirten Zeitschriften. Von dem Grundsatze ausgehend: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen“ ist diese Zeitschrift so recht geeignet, den Bedürfnissen weitester Kreise zu dienen. So abwechselungsreich und ansprechend wie die literarischen Beiträge, die zum Theil in novellistischer und feuilletonistischer Form gehalten sind, so mannigfaltig sind auch die illustrativen Beigaben, die theils in ein- und mehrfarbigen Holzschnitten, theils in reizvollen farbigen Facsimile-Drucken ausgeführt sind. Neben fesselnden Schilderungen von Tagesereignissen, Berichten über Kunst, Theater, vom Sport ꝛc. finden sich auch wissenschaftliche Aufsätze, Reisebeschreibungen und vortreffliche Beiträge spannender Unterhaltungslectüre unserer namhaftesten Schriftsteller vor. Zur Erhöhung des interessanten Inhalts tragen die bildlichen Beigaben wesentlich bei, die als kleine, in den Text eingestreute Vignetten, oder als halb- oder ganzseitige Bilder erscheinen. Nicht minder anerkennenswerth sind auch die den Heften beigegebenen Kunstbeilagen, welche als technisch vollendet ausgeführte Wiedergaben nach Werken der modernen Malerei und Plastik anzusehen sind. Von Zeit zu Zeit erscheint die Zeitschrift auch in ganz einheitlich durchgeführtem Charakter, in Gestalt von „Sonder“-Nummern, welche auf die verschiedenen Jahreszeiten, Feste, Sport, Kunst u. A. m. Bezug nehmen. Wir erwähnen nach dieser Richtung hin die in letzter Zeit erschienene „Frühlings“- und „Japan“-Nummer. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 83. Sonnabend, den 13. Juli, Abends. 1901.

Das Christenthum in China im Mittelalter.

Von Militäroberpfarrer J. Neumeister.

(Schluß.)

II. Die römische Epoche. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erhob sich in Ostasien ein gewaltiger Völkersturm. Ein Mongolenstamm im heutigen Sabaikalien begann unter seinem Fürsten Temudschin seine Nachbarstämme zu unterwerfen. Im gewaltigen Siegeslauf eroberte dieser, der sich nun Dschingis-Khan nannte, binnen wenigen Jahren China und Mittelasien bis zum Kaukasus und Kaspisee. Als die Kunde von seinem unaufhaltsamen Vordringen zu den Kreuzfahrern nach Palästina gelangte, dachten sie nichts Anderes, als er sei ein Nachfolger des Priesters Johannes und führe aus, was jenem nicht gelungen war, er komme, den Christen gegen die Sarazenen Hilfe zu leisten. Bald sah man sich bitter enttäuscht. Die Sturmfluth der Mongolenhorden warf nicht blos die Reiche des Islam über den Haufen, sie wälzte sich auch verderbendrohend unter dem Nachfolger Dschingis-Khan's, Ogotai, gegen das christliche Europa heran. Zwar kehrte nach der Schlacht bei Liegnitz das Mongolenheer wieder um, aber trotzdem stand noch lange Zeit die drohende Wetterwolke eines neuen Mongolensturms am östlichen Horizont Europas. Der Wunsch, solches Unheil zu verhüten, aber wohl auch die Absicht, das Machtgebiet der römischen Kirche auszudehnen, bewog nun den Papst Innocenz IV. im Jahre 1245 zwei Gesandtschaften in das Tartarenreich zu entsenden. Trotz der Gerüchte über eine dem Christenthume günstige Stimmung im Hause des Großkhans galt eine solche Reise ins Innere Asiens zu den Feinden der europäischen Cultur als ein lebensgefährliches Wagniß. Aber dem Papst stand in den Bettelorden eine Schaar kühner Männer zur Verfügung, die die Aussicht auf ein Martyrium erst recht reizte. Ihre Ordensregel legte ihnen zudem die Predigt unter den Ungläubigen als Pflicht auf. Einzelne Franziscaner waren, wie Ruysbroek berichtet, schon vor dem Mongoleneinfall bis ins Baschkirenland am Ural vorgedrungen. Die eine Gesandtschaft, die Innocenz im März des Jahres 1245 von Lyon ausgehen ließ, bestand aus Dominicanern unter der Führung des Ascelinus. Sie sollte nach Persien gehen und den ersten Befehlshaber der Tartaren, den sie treffen würden, zur Einstellung der Eroberungszüge und zur Annahme des Christenthums auffordern. Aber der anmaßliche Ton, den die Predigermönche anschlugen, ihre Behauptung, der Papst habe unter allen Menschen die höchste Würde, ihre Weigerung, die Knie zu beugen, reizten den Tartarenfürsten Baidschu dermaßen zum Zorn, daß sie nur der Fürbitte einer seiner Frauen das Leben verdankten. Zwei tartarische Gesandte begleiteten sie zurück; der Brief, den sie dem Papst überbrachten, enthielt die Aufforderung, der Papst solle sich persönlich unterwerfen. Die Welt gehöre dem Großkhan. Ein wenig geschickter fing es die andere Gesandtschaft an, die aus Franziscanern bestand. Johannes de Plano Carpini, der als Erzbischof von Antivari starb, war der Führer. Er zog mit seinen Begleitern über Böhmen und Polen nach Rußland zu Batu, dem Neffen Ogotai's. Dieser ließ sie bis zum Hoflager des Großkhans in der Nähe von Karakorum geleiten. Sie kamen eben noch zurecht, um Zeugen der Krönung Kujuk's zu sein, des Erben Ogotai's. Sie fanden ihn anscheinend dem Christenthum geneigt; Johannes berichtet: „Die Christen, die zur Hofhaltung gehören, sagten uns, sie glauben bestimmt, er müsse Christ werden. Als deutlichen Beweis führen sie an, daß er selbst christliche Priester halte und bezahle, auch stets eine Kapelle vor seinem Hauptzelt habe.“ Auch diese Gesandtschaft ist ohne greifbares Resultat 1247 wieder heimgekehrt. Die spätere Nachricht, Kujuk sei von Johannes im katholischen Glauben unterrichtet worden und sei später auch thatsächlich dazu übergetreten, ist keinesfalls richtig. Johannes hätte diesen Erfolg sicher in seinem übrigens recht farblosen Reisebericht nicht verschwiegen. Nachdem die beiden päpstlichen Gesandtschaften gescheitert waren, wiederholte der französische König Ludwig der Heilige den Versuch, den Großkhan für das Christenthum zu gewinnen. Er lagerte im Jahre 1248 mit seinem Kreuzheer bei Nicosia auf Cypern, als ein Gesandter des mongolischen Statthalters von Persien und Armenien sich bei ihm einfand. Dieser bot Ludwig ein Bündniß gegen den ägyptischen Sultan an, und um den französischen König günstig dafür zu stimmen, versicherte der Bote, der Mongolenfürst sei Christ, auch Kujuk sei auf Zureden seiner Mutter mit 18 Edlen feierlich übergetreten. Ludwig ließ sich durch diese Schwindelnachricht bethören. Der Dominicaner Andreas von Lonjumeau, der schon eine Zeitlang im Gefolge jenes Ascelinus gereist war, wurde vom König mit ein paar Brüdern seines Ordens an den Hof des Großkhans entsandt. Er sollte ihm Stücke des wahren Kreuzes Christi bringen und alle Gegenstände, die für den christlichen Cult nöthig waren. Andreas fand Kujuk nicht mehr am Leben, so kehrte er unverrichteter Sache zu Ludwig zurück. Im Jahre 1253 verbreitete sich beim Kreuzheer in Palästina die Kunde, der Urenkel Dschingis-Khans, der Prinz Sartak, der mit seinem Vater Batu in Südostrußland gebot, sei Christ geworden. Sofort entsandte der glaubenseifrige Ludwig dorthin die Franziscaner Wilhelm Ruysbroek und Bartholomäus von Cremona mit einem Empfehlungsbrief, der ihnen den Aufenthalt im Mongolenreich und freie Missionspredigt auswirken sollte. Ruysbroek hat uns eine hochinteressante Schilderung seiner Reise hinterlassen, die uns den ehrlichen, muthigen Niederländer lieb machen muß. In seiner Begleitung befanden sich außer Bartholomäus von Cremona noch ein französischer Kleriker, der die Geschenke Ludwig's überbringen sollte, ein turkmenischer Dolmetscher und ein gekaufter junger Diener. Von Konstantinopel aus ging's über das Schwarze Meer zunächst nach Soldaia auf der Krim, dann landeinwärts bis zum Lager Sartak's theils zu Pferde, theils auf offenem Wagen. Sartak nahm wohl die Geschenke an, erklärte aber, nicht selbständig den Aufenthalt der Missionare gestatten zu können, sondern wies sie an seinen Vater Batu. Die Boten Ludwig's waren über Sartak sehr enttäuscht. Wohl hatte er um sich nestorianische Priester, die zu Tisch läuteten und vor ihm ihre Messe sangen, wohl war einer seiner Räthe ein Nestorianer, aber gerade dieser erklärte offenherzig: „Sagt ja nicht, daß unser Herr ein Christ sei. Er ist nicht Christ, sondern Mongole.“ Ruysbroek fügt zur Erläuterung hinzu: „Die Mongolen meinen nämlich, der Christenname sei der Name eines Volks. Sie sind so hochmüthig, daß sie nicht Christen genannt sein wollen, auch wenn sie vielleicht ein wenig an Christus glauben.“ Der biedere Franziscaner spricht sich auch über den Eindruck aus, den er selbst von Sartak empfangen hat: „Ob er an Christus glaubt, ob nicht, kann ich nicht sagen. Nur so viel weiß ich, daß er nicht Christ genannt sein will. Ja er scheint mir vielmehr die Christen zu verlachen.“ Er wirft ihm weiter vor, daß er seine Gunst bemesse nach der Höhe der Geschenke, gleichviel ob sie ihm von Christen oder Sarazenen gegeben werden. Nachdem jener nestorianische Rath Sartak's und sein Bruder, ein Priester, den Gesandten einen Theil ihrer Wagen und Geschenke abgenöthigt hatten, wurden sie zu Batu geleitet. Dieser erklärte sich ebenfalls für incompetent und wies sie an den Großkhan Mangu, der seit 1248 auf dem Throne Dschingis-Khan's saß. Geführt von einem Mongolen, nur begleitet von dem immer kränkelnden Bruder Bartholomäus und dem ungeschickten Dol-

metscher, der sehr oft versagte, wagte Ruysbroek die lange Reise, die, weil im Beginn des Winters ausgeführt, fast übermenschliche Strapazen brachte. Am 27. December kamen sie ins Lager des Großkhans, das 10 Tagereisen von der Hauptstadt Karakorum entfernt lag. Auf ihrer Reise waren sie immer wieder auf nestorianische Kirchen und Gemeinden gestoßen. Die Versuche Ruysbroek's, unterwegs für seinen Glauben zu wirken, scheiterten an seiner Unkenntniß der Landessprache und an der Unfähigkeit des Dolmetschers, die ihn auch am Hofe Mangu's oft in unangenehme Lage brachte. Es war ein Glück für die Reisenden, daß sie in der Umgebung des Großkhans eine ganze Anzahl abendländischer Christen fanden, die sich ihrer annahmen. Da war eine Frau aus Metz, die von den Mongolen aus Ungarn kriegsgefangen fortgeführt worden war und mit einem Ruthenen sich vermählt hatte. Da war ein Goldschmied aus Paris, Meister Wilhelm Buchier, der in hoher Gunst bei Mangu stand. Seine Frau war Ungarin, sein Sohn diente später Ruysbroek als Dolmetsch. Bei dieser Familie blieb übrigens später der kranke Bruder Bartholomäus auf seinen eigenen Wunsch zurück. In der Hauptstadt Karakorum selbst fand Ruysbroek eine große Menge Ungarn, Alanen, Ruthenen, Georgier, Armenier; sie begrüßten ihn mit Freuden, und auf ihre dringende Bitte hin hielt er mit ihnen Beichte und spendete das Sacrament, das ihnen die unduldsamen Nestorianer versagt hatten. Freudig überrascht waren die Franziscaner auch, als sie im Lager Mangu's nur einen Steinwurf weit von seinem Palast entfernt eine Kirche sahen, mit dem Kreuz geschmückt. In dieser nestorianischen Kirche hielten sie oft gemeinsam mit den Nestorianern Gottesdienst, die den römischen Sendboten gegenüber eine Duldsamkeit zeigten, die ihnen sonst nicht eigen war. Sie fanden bei ihrer Ankunft in der Kirche einen armenischen Mönch, der aus Palästina gekommen war, angeblich um den Khan zu bekehren. Später zeigte sich dieser Mönch in recht zweifelhaftem Licht, er nahm schwindelhafte Wunderheilungen vor und legte sich selbst bischöfliche Insignien bei. Trotzdem mußte Ruysbroek sich an ihn anschließen, weil er sprachkundig war. Er scheint nicht der einzige geistliche Hochstapler gewesen zu sein, der am Hofe des Khans aus- und einging. Ruysbroek weiß von einem zu berichten, der im Jahre vorher mit einem Brief vom Himmel zu Mangu gekommen war. Derartige Schwindeleien machten die Mongolen, wie begreiflich, mißtrauisch gegen Alle, die als Gesandte aus dem Abendland kamen. Darunter hatte auch Ruysbroek zu leiden. In seiner ersten Audienz bei Mangu erlangte er nicht die Erlaubniß, im Lande zu bleiben und zu predigen. Ihm wurde aber gestattet, zu verweilen, bis die strenge Kälte aufgehört habe. Aus den bewilligten zwei Monaten wurden schließlich fünf, die die Gesandten theils im Lager, theils in der Hauptstadt Karakorum verlebten. Erreicht hat Ruysbroek während der Zeit nichts, er hat im Ganzen nur 6 Taufen vollzogen, drei davon an den Kindern eines Deutschen in Karakorum. Trotzdem hatte Ruysbroek's Aufenthalt großen Werth. Er brachte die Wahrheit über das Christenthum in Ostasien, die bitter genug war. Voll ehrlicher Entrüstung berichtet der Franziscaner, was er in dieser Hinsicht gesehen und erlebt hat. Gleich das große Festmahl, dessen Zeuge er am Epiphanienfeste war, weckte getheilte Empfindungen in ihm. „An solchen Tagen, die dem Khan seine Wahrsager oder die nestorianischen Priester als heilig bezeichnen, kommen zuerst die christlichen Priester mit ihrem Gepränge und beten für ihn und segnen seinen Becher, dann kommen die sarazenischen Priester und endlich die heidnischen und verrichten dieselben Ceremonien.“ Wohl nahm der Großkhan hier und da mit seinen Frauen und Söhnen am nestorianischen Gottesdienst theil, aber Ruysbroek ließ sich durch den Schein nicht täuschen. Er citirt wohl die Behauptung eines Mönchs: „Mangu glaubt allein den Christen, er will nur, daß alle anderen Religionen auch für ihn beten“, aber er fügt hinzu: „Der Mönch log, denn Mangu glaubte keinem von allen. Sie folgen Alle seinem Hofe, wie die Fliegen dem Honig, er giebt Allen Spenden, und Alle meinen nun, sie seien ihm vertraut und lieb und weissagen ihm Glück.“ Aus Mangu's eignem Munde hörte er die Bestätigung dieses Urtheils. Kurz bevor der Khan Ruysbroek die Erlaubniß zur Heimkehr gab, veranstaltete er eine Disputation zwischen Christen, Mohammedanern und Tuini (das sind wohl buddhistische Bonzen). Drei seiner Räthe, je einen aus den drei Religionsgemeinschaften, bestellte er als Schiedsrichter. Im Oratorium der Nestorianer wurde der Redekampf ausgefochten. Ruysbroek führte durch einen Dolmetscher das Wort für die Christen und trieb zuerst einen der Bonzen so in die Enge, daß die Mohammedaner ihm zustimmten und eine weitere Disputation für unnöthig erklärten. Das Ende der Disputation war: biberunt copiose, „sie tranken sich voll“. Dieser rednerische Erfolg des Franziscaners blieb ohne tiefere Wirkung auf die Mongolen. Am anderen Tag sprach ihm Mangu-Khan deutlich und bestimmt seinen religiösen Indifferentismus aus: „Wir Mongolen glauben, daß nur ein Gott ist, durch den wir leben und sterben, und auf ihn richten wir unser Herz. Aber wie Gott der Hand verschiedene Finger gab, so gab er den Menschen verschiedene Wege. Euch gab Gott die heiligen Schriften, und ihr Christen haltet sie nicht ..., uns aber gab er Wahrsager, und wir thun, was sie uns sagen, und leben in Frieden.“ Dem Versuche des tapferen Mönchs, ihm den katholischen Glauben zu entwickeln, wich er geschickt aus. Mit leisem Ingrimm sagt Ruysbroek: „Wenn ich die Macht gehabt hätte, Zeichen zu thun, wie Moses, dann hätte er sich vielleicht bekehrt.“ Angewidert von dem Religionsmischmasch am Hofe und von der Verkommenheit des nestorianischen Christenthums drang der ehrliche Glaubensbote auf seine Entlassung. Er weigerte sich, Gesandte des Khans mitzunehmen, in denen er mit Recht Kundschafter argwöhnte, und ward reich beschenkt mit einem Brief an König Ludwig entlassen, der recht hochfahrend klang: „Es ist ein Gebot des ewigen Gottes: im Himmel ist nur der eine ewige Gott, auf Erden soll nur einer Herr sein, Dschingis-Khan. Wenn Ihr mir gehorchen wollt, dann schickt Eure Boten an mich!“ Ruysbroek kehrte nun zunächst zu Batu und Sartak zurück und reiste endlich unverrichteter Sache zu seinem Auftraggeber in's heilige Land. Er schließt seinen Reisebericht mit dem guten Rath: „Es scheint mir zwecklos, wenn noch einmal ein Bruder zu den Tartaren geht in der Weise, wie ich es that oder die Dominicaner. Aber wenn der Papst mit allem Prunk einen Bischof schicken und antworten wollte auf ihre Thorheiten, die sie schon dreimal den Franzosen schrieben, der könnte sagen, was er wollte — denn sie hören einem wirklichen Gesandten willig zu —, aber er müßte einen guten Dolmetscher haben, am besten mehrere und großen Aufwand machen.“ Nach diesen Erfahrungen Ruysbroek's wissen wir, was wir von der Nachricht des Mönchs Haython (Historia orientalis) zu halten haben, daß Mangu auf Veranlassung des armenischen Königs Haython I. mit seinem Haus und vielen Edlen sich habe taufen lassen. Thatsächlich ist ja dieser König im September 1254 an den Hof des Großkhans gekommen, um seinen Schutz für die Kirchen seines Reichs gegen den Islam zu erbitten. Aber sein eigner Reisebericht enthält nichts von der Taufe Mangu's. Selbst wenn sie wirklich stattgefunden hätte, wäre sie bei der Gesinnung Mangu's doch eine bloße äußere Ceremonie gewesen.

Trotz aller dieser Fehlschläge verlor man im Abendland nicht die Hoffnung, doch noch Ostasien dem römischen Christenthum zu erobern. Die bisherigen Gesandten hatten zwar nichts Positives erreicht, aber doch nützliches Material zur Weiterarbeit gesammelt und Land und Leute erkundet. Neue Anregung zur Missionsarbeit in China gaben die Nachrichten, die der Venetianer Marco Polo von seinem langjährigen Aufenthalt im Reich der Mitte mitbrachte. Den Spuren der Bettelmönche folgend waren im Jahre 1265 zwei venetianische Kaufleute Niccolo und Maffeo Polo zum Großkhan Kubilai gekommen, der 1260 seinem Vater Mangu gefolgt war. Dieser residirte in Peking (damals Khan-baligh oder Kambalu, d. h. Khansstadt). Sie kehrten 1269 mit Briefen des Großkhans an den Papst heim, machten sich aber 1271 von Neuem auf den Weg nach Ostasien und nahmen den 19jährigen Sohn Niccolo's, Marco, mit. Ihnen schlossen sich als Gesandte des Papstes zwei Dominicaner an, die aber unterwegs umkehrten und ihnen die Botschaft und die Geschenke für den Großkhan übertrugen. Der junge Marco Polo gewann bald die Gunst und das Vertrauen des Großkhans, der ihn sogar eine Zeit lang zum Statthalter einer Provinz bestellte. Erst im Jahre 1295 kehrten die Poli wieder ins Abendland zurück. Marco Polo hat nun über die religiöse Stellung Kubilai's ganz ähnliche Beobachtungen gemacht, wie Ruysbroek am Hofe Mangu's. Aber er sieht nicht so nüchtern und klar, wie der Franziscaner. Kubilai war scheinbar dem Christenthum geneigt, „man konnte ihm anmerken, daß er den Glauben der Christen für den besten und treuesten hielt“. „Am Osterfest befahl er den Christen vor, ihm zu erscheinen und ihre heilige Schrift mitzubringen, die die vier Evangelien enthält. Nachdem er das Buch hatte feierlich mit Weihrauch beräuchern

lassen, küßte er es ehrfürchtig, und das mußten auf seinen Befehl auch alle Großen thun, die zugegen waren. Das hatte er allezeit im Brauch bei jeder der großen Feierlichkeiten der Christen zu Ostern und zu Weihnachten, und — nun kommt der hinkende Bote — dasselbe beobachtete er bei den Festlichkeiten der Sarazenen, Juden und Heiden.“ Dies Verhalten erklärt der Großkhan selbst so: „Es giebt vier Propheten, welche von den verschiedenen Geschlechtern der Erde verehrt und angebetet werden (Christus, Moses, Mohammed, Buddha); ich verehre und achte alle vier und bitte den, der in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, daß er mir helfen wolle.“ Noch tiefer läßt uns blicken, wenn er den älteren Poli gegenüber bei ihrem ersten Aufenthalt sich äußerte: „Weshalb soll ich ein Christ werden? Ihr selbst müßt erkennen, daß die Christen hier in diesen Ländern Nichts wissen noch können, was wunderbar ist. Dagegen seht ihr, daß die Heiden Wunderbares können.... Die heidnischen Zauberer haben Gewalt über das böse Wetter und können es in irgend eine Gegend des Himmels bannen. Sie haben noch viele Gaben dieser Art. Ihr seid Zeugen, daß die Götzen der Heiden die Gabe der Rede haben und vorhersagen, was man von ihnen verlangt. Wenn ich nun Christ würde, so würden mich die Fürsten meines Hofes fragen: »Was für außerordentliche Kräfte haben ihre Priester gezeigt, was für Wunder haben sie gethan?« Darauf kann ich keine Antwort geben, und sie würden mich ansehen als Einen, über den ein großer Irrthum Macht hat, während die Heiden, die mit ihrer tiefen Kunst solche Wunder bewirken, gar leicht mich um's Leben bringen könnten. Aber kehrt zu eurem Papste zurück und bittet ihn in meinem Namen, er solle hundert Männer herschicken, die wohlerfahren in euren Satzungen sind, damit sie den Heiden entgegengestellt werden können und ihre Macht zeigen und darthun, daß sie selbst mit ähnlicher Wunderkraft begabt sind, die sie aber nicht ausüben wollen, weil sie des Teufels Werk ist, und welche die Heiden in ihrer Gegenwart zwingen, von solchen Künsten abzulassen. Wenn ich des Zeuge sein kann, dann will ich die Heiden und ihre Religion mit dem Interdict belegen und mich taufen lassen. Meinem Beispiele werden dann alle Fürsten des Reiches folgen ... und das werden dann nach ihrem Beispiel meine Unterthanen thun, so daß die Christen dieser Länder die noch an Zahl übertreffen, die in eurem Lande wohnen.“ Marco Polo's Schlußfolgerung aus diesen Worten ist allzu optimistisch: „Wenn der Papst Männer ausgesandt hätte, die wohlgeneigt gewesen wären, das Evangelium zu predigen, dann hätte der Großkhan das Christenthum angenommen.“ Die Päpste sind nun auch energisch daran gegangen, die anscheinend so günstige Stimmung des mächtigen Herrschers auszunützen. Schon im Jahre 1278 sind 5 Franziscanern — wohl auf die Anregung der Poli hin — an Kubilai abgesandt worden mit weitgehenden Vollmachten. Die Gesandtschaft scheint nicht ans Ziel gekommen zu sein; uns mangelt jede Nachricht über sie. 1289 folgte ihnen wieder ein Minorit, Johannes von Monte Corvino, der erste, der greifbare Missionserfolge in China erzielt hat. Nicolaus IV. gab ihm Empfehlungsschreiben an mehrere Khane und an den Großkhan mit. Ueber Persien reiste Johannes zuerst nach Indien, wo er 13 Monate lang mit einigem Erfolge predigte und taufte. Sein einziger Missionsgefährte starb dort. Nur von einem Kaufmann Petrus von Lucalongo begleitet, ging er i. J. 1291 auch nach China. Nach Peking scheint er erst nach Kubilai's Tode gekommen zu sein. Dessen Nachfolger Temur nahm wohl die Briefe des Papstes entgegen, zeigte sich aber den Versuchen, ihn für den katholischen Glauben zu gewinnen, unzugänglich, er war nach Johannes' Urtheil inveteratus idolatria. Aus Briefen, die Johannes 1305 und 1306 ins Abendland an seine Ordensoberen geschickt hat, erfahren wir über seine Erfolge und Erfahrungen Folgendes. Er hatte zuerst schwer unter den Anfeindungen der Nestorianer zu leiden, deren Stimmung gegen Rom seit Ruysbroek's Besuch in offene Feindschaft umgeschlagen zu sein scheint. „Sie, die den Christennamen zur Schau tragen, aber von der christlichen Religion weit abirren, vermögen so viel in jenen Ländern, daß sie den Christen einer anderen Religionsgemeinschaft nicht gestatten wollen, auch nur ein kleines Oratorium zu haben und eine andere Lehre als ihre nestorianische zu predigen.“ Darum suchten sie dem römischen Missionar mit den verwerflichsten Mitteln zu schaden. Sie verdächtigten ihn als Schwindler, er sei gar nicht vom Papst gesandt, sondern ein Kundschafter, u. A. m. Fünf Jahre hindurch dauerten die Anfeindungen, Johannes wurde oft vor Gericht gestellt, bis ein falscher Zeuge gestand, daß er bestochen sei. Infolgedessen wurden die Feinde des Johannes in die Verbannung geschickt sammt ihren Familien, der Franziscaner, auf den alle Machinationen den Khan erst recht aufmerksam gemacht hatten, stieg mehr und mehr in der Hofgunst. Er hatte freien Zutritt beim Khan und durfte als Gesandter des Papstes vor ihm sitzen. „Er ehrte ihn vor allen anderen Prälaten, wie sie auch heißen mögen.“ Die Feindschaft der Nestorianer hatte sich Johannes wohl vor Allem durch die Bekehrung des nestorianischen Keraitfürsten Georg aus dem Hause des Priesters Johannes zugezogen, der gleich im ersten Jahre dem katholischen Glauben sich zuwandte. Mit dem Eifer eines Renegaten suchte er sein Volk sich nachzuziehen, baute in seiner Hauptstadt eine prächtige Kirche, die er die römische nannte, und ließ sich von Johannes die niederen Weihen ertheilen, um im königlichen Gewande ihm beim Hochamt zu ministriren. Freilich als er 1299 starb und einen unmündigen Knaben hinterließ, nutzten die nestorianischen Verwandten die günstige Lage aus und brachten alle Abgefallenen zum nestorianischen Glauben zurück. Johannes, der in Peking ganz allein wirkte, konnte sich nicht losmachen vom Hof. So ging diese aussichtsreiche Eroberung verloren. In der Hauptstadt waren seine Erfolge sehr befriedigend. Wohl hatte er in 12 Jahren nur etwa 6000 Seelen getauft; ohne die Nachstellungen der Nestorianer hätte er's, wie er sagt, auf 30000 gebracht. Ihm kam bei seiner Arbeit zu statten, daß er bald die tartarische Sprache so beherrschte, daß er das Neue Testament und die Psalmen ins Tartarische übersetzen konnte. Er hatte zunächst eine Kirche mit Thurm und drei Glocken gebaut, die 1299 fertig wurde. Sie war mit Bildern aus dem Alten und Neuen Testament für die Ungebildeten geziert. 1305 begann er einen Neubau. Auf einem Terrain, das der Kaufmann Peter von Lucalongo geschenkt hatte, einen Steinwurf weit vom Thor des Palastes, errichtete er Häuser, Werkstätten und eine Kapelle für 200 Personen, weithin durch ein rothes Kreuz als christliche Cultusstätte erkennbar. Allmälig hatte er 150 Heidenknaben zwischen 6 und 11 Jahren gekauft; er lehrte sie lateinisch und griechisch lesen und schrieb für sie das Psalterium und zwei Breviere aus dem Gedächtnisse auf; die geschickteren vervielfältigten die Bücher und unterstützten ihn beim Hochamt durch ihren Gesang, dem der Großkhan mit Wohlgefallen von seinem Zimmer aus lauschte. Die Knaben waren 11 Jahre lang seine einzigen Gehilfen. Erst im Jahre 1304 kam ein Bruder Arnold aus der kölnischen Provinz ihm zu Hilfe. In seinen Briefen beklagt er seine Isolirung, die ihm bei seinen 58 Jahren eine zu große Arbeitslast auf die Schultern legte. Flehentlich bittet er um neue Gehilfen. Er glaubt bestimmt, er würde den Khan bekehrt haben, wenn er die nöthigen Gehilfen zur Seite gehabt hätte. Das war doch endlich einmal eine planmäßige, zielbewußte Mission, die auch ihre guten Früchte zu bringen begann. Die Arbeit des wackeren Bettelmönchs wurde auch anerkannt. Im Jahre 1305 fertigte Clemens V. von Avignon eine Bulle an ihn ab, die ihn zum Erzbischof von Peking und zum Vicar Christi über alle Bischöfe und Prälaten in jenen Ländern erhob, unter der Bedingung, daß Johannes und seine Nachfolger die Oberhoheit des Papstes anerkennen und sich von ihm das Pallium erbitten sollten. Dieser Brief wurde durch eine Anzahl Franziscaner nach Peking gebracht, die ihn zum Erzbischof weihen und dann von ihm als Suffragane vertheilt werden sollten. Nur drei dieser Bischöfe gelangten im Jahre 1308 wirklich nach Peking. Frater Gerardus wurde zum Bischof von Zayton, wohl eine Hafenstadt in der Nähe von Amoy, ernannt. Eine reiche Armenierin stiftete dort eine prachtvolle Kirche, die zur Kathedrale erhoben ward. Frater Andreas von Perusia, der erst fünf Jahre lang am Hofe des Großkhans eine reiche Pension bezogen hatte, baute nicht weit von Zayton eine große Kirche, mit der Wohnräume für 22 Brüder verbunden waren. Der Großkhan spendete für das Kloster jährlich über 100 Goldgulden. Andreas wurde der zweite Nachfolger des Gerardus. Ueber andere Bischofssitze haben wir keine Nachrichten. Clemens hat 1313 noch einmal drei Franziscaner als Bischöfe nach China gesandt. Näheres erfahren wir über sie nicht. Sicher war die Mission völlig in den Händen der Jünger des heiligen Franz. Außer den Bischöfen müssen noch viele gewöhnliche Brüder nach China gekommen sein. Denn außer dem Eremitorium des Andreas bei Zayton werden um 1330 noch vier andere Franziscanerklöster genannt. Der Gewährsmann hierfür ist der lateinische Erzbischof von Sultanieh

in Persien, der seine Reiseerfahrungen in China in der Schrift: de l'Estaat du grant Caan niederlegte. Er schilderte den Zustand der römischen Mission als einen blühenden, hoffnungsreichen. Wir erfahren von der Bekehrung mehrerer hochgestellter Männer bei Hofe, von der freien Predigt der Franziscaner, sogar in heidnischen Tempeln, von der Auszeichnung derselben bei Gastmählern und Festen und von den reichen Spenden des Großkhans an sie. Wohl 1328 ist Johannes von Monte Corvino 80 Jahre alt gestorben, betrauert von Christen und Heiden und als Heiliger verehrt. Johann XXII. entsandte auf die Nachricht vom Hinscheiden des Johannes 1334 den Franziscaner Nicolaus mit 20 Priestern seines Ordens und 6 Laienbrüdern nach China und ernannte ihn zum Erzbischof. Aber noch 1336 kann er nicht sein Reiseziel erreicht haben. Aus diesem Jahre stammt ein Brief, geschrieben von fünf Alanenfürsten im Namen der Gemeinde zu Peking an den Papst. Diesen Brief gaben sie einer Gesandtschaft des Großkhans nach Avignon mit. Diese sollte im Auftrag des Khan den gesandtschaftlichen Verkehr mit dem päpstlichen Stuhl eröffnen und Pferde und „anderes Wunderbare" aus dem Abendlande mitbringen. Die Alanen klagen in dem Brief, daß die Gemeinde zu Peking schon 8 Jahre lang ohne Oberhaupt sei, und bitten inständig um einen Nachfolger auf den erledigten Erzstuhl. Noch im Jahre 1338 erfüllt Benedikt XII. die Wünsche, die an ihn gerichtet wurden. Er schickt den Johannes von Marignola und drei Franziscaner als Legaten mit jener tartarischen Gesandtschaft an den Großkhan. Sie führten Empfehlungsschreiben und Vollmachten mit sich und reiche Geschenke, darunter auch die gewünschten Reitpferde. Im Winter 1341 kamen sie in Peking an. Johannes von Marignola hielt einen feierlichen Einzug unter dem Gesang des Credo und Vorantragen des Kreuzes und von Lichtern. Der Großkhan Togan-temur wies ihnen eine prachtvolle Wohnung an und sorgte aufs glänzendste für den Unterhalt. Nach 4 Jahren erst brach Johannes wieder auf, mit Reisegeld für 3 Jahre versehen. Aus den recht spärlichen Notizen, die Johannes in seinen Bericht über die Reise aufnahm, geht hervor, daß die Franziscanermission in großer Blüthe und in Gunst bei Hofe stand: in Peking hatten sie eine prächtige erzbischöfliche Wohnung, eine Kathedrale dicht neben dem Palast des Großkhan, außerdem noch mehrere Kirchen mit Glocken. Sie lebten glänzend von des Kaisers Tisch. In Zayton besaßen die Brüder drei prachtvolle Kirchen, ein Bad, eine Waarenhalle für Kaufleute und prächtige Glocken. Freilich über das Wichtigste, über die Besetzung des Erzstuhls schweigt Johannes. Johannes von Marignola ist der letzte, von dem wir sichere Nachrichten über die römische Chinamission haben. Innocenz VI. wollte zwar Missionsbischöfe entsenden, aber die Wirren im Tartarenreich hinderten die Ausführung dieser Absicht. Im Jahre 1370 sandte Urban II. den Pariser Professor Wilhelm von Prato als Erzbischof nach Peking an Stelle des nach Sarai an der Wolga, der Hauptstadt des Kiptschak, versetzten Kosmos. Wilhelm hat wohl kaum sein Amt angetreten. Denn gerade um das Jahr 1370 brach die Empörung der Chinesen gegen die mongolische Jüandynastie aus. Die national-chinesische Mingdynastie verfolgte mit fanatischem Haß Alle, die sich der Gunst der Jüan erfreut hatten. Diesem Haß fielen wohl auch die römischen Missionsstationen zum Opfer. Und so gründlich gingen die Chinesen in der Ausrottung des Christenthums vor, daß die Jesuiten Ende des 16. Jahrhunderts als einzige Spuren der Franziscanermission in Zayton lateinische Bibeln fanden in mittelalterlicher Schrift, die in den chinesischen Familien als unverstandene Rarität angesehen wurden. Auch die nestorianischen Christengemeinden sind im Laufe der Zeit untergegangen. Gegen Ende des Mittelalters war das Christenthum aus China völlig verschwunden.

Bücherbesprechungen.

— „Moderne Essays" von Max Messer. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. — Der leider immer mehr um sich greifenden Mode, Kritiken aus Zeitungen und Zeitschriften nach Jahr und Tag gesammelt herauszugeben, hat nun auch der Wiener Feuilletonist Max Messer schuldigen Tribut gezollt. Auf die Weise ist zwar ein ziemlich stattlicher Band von Aufsätzen, aber noch lange nicht ein werthvolles Buch zu Stande gekommen; die Sammlung theilt im Wesentlichen das Loos aller ähnlicher Werke und Werkchen: sie riecht zu sehr nach literarischer Plusmacherei. Einzeln der Messer'schen Essays sind gewiß ganz hübsch, manche, wie z. B. der „Schauspielerinnen der Liebe" überschriebene sogar vortrefflich, doch die Mehrzahl trägt deutlich das Zeichen an sich: für den Tag und unter dem ersten Eindruck geschrieben worden zu sein. Darum bedeutet die Summe dieser dreißig „modernen Essays" auch nicht irgend ein nur halbwegs zuverlässiges oder vollständiges Bild der literarischen Strömungen der letzten zehn Jahre des verflossenen Jahrhunderts, sondern lediglich eine Reihe zum Theil tief empfundener persönlicher Bekenntnisse von mehr oder minder großem künstlerischen Werthe. Der Stil, in dem die einzelnen Kritiken geschrieben sind, die bald Persönlichkeiten, bald Materien zumeist in recht fesselnder Weise behandeln und analysiren, ist sehr ungleich; erfreulicher Weise zeigt er — die Arbeiten sind chronologisch angeordnet — deutlich ein immer stärker werdendes Gefühl für Feinheiten des sprachlichen Ausdrucks. Auch das Urtheil Messer's ist mit den Jahren sicherer und schärfer geworden; wer weiß, ob es nicht noch manche Wandlung durchmachen wird, namentlich in der Beurtheilung der sogenannten „Moderne". Hier werden künftige Jahre noch manches revidiren, auch von dem, was Max Messer gesagt hat. Daß er bisweilen in den werthvollsten Partien seiner Essays das Leben der kommenden Zeit zwar nicht immer gleich reich, aber stets tief und fein voraus empfunden hat, ist eine Thatsache, die uns mit manchem anderen Buche aussöhnt; schon darum darf es sich rühmen, nicht ganz umsonst trotz aller principiellen Ausstellungen geschrieben worden zu sein. A.

— Gustav Ratzenhofer, Der positive Monismus und das einheitliche Princip aller Lebenserscheinungen. Leipzig 1899 bei F. A. Brockhaus. Geheftet 4 *M* — „Nur diejenige wissenschaftliche Einzelforschung erlangt Vollgiltigkeit, die mit den allgemeinen Principien des Seins in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden kann." Darum giebt Ratzenhofer seinen sociologischen Schriften einen kosmologischen Untergrund und Abschluß. Mehrfach betont er dabei, wie fruchtbar die systematische Erschöpfung selbst einer irrigen Idee sei (S. IX, 127, 144). Nun läßt sich freilich nicht sagen, daß er selbst in seinen Darlegungen lückenlos fortgeschritten sei oder daß er alles Nebenwerk glücklich vermieden habe. Er setzt gelegentlich viel fachwissenschaftliche Einzelkenntnisse voraus und erklärt z. B. einmal (S. 92), „wer es nicht ganz begreift, studire Chemie". Er treibt aber auch nebenbei mehrfach recht unnötige und zuweilen heftige Polemik, und denkt viel an die zu erwartende Kritik seines Buches, obgleich ihm doch der Inhalt und die Form seiner Darlegungen genug zu denken geben konnten. Nicht wundern soll's ihn, „wenn ein Recensent mit der gewohnten »Gründlichkeit«, Ungelesenes abzuthun, sein Entwickelungsprincip den baaren Wahnsinn nennt" (S. 134). Dergleichen gehört schwerlich in den systematischen Zusammenhang. — Ratzenhofer's positiver Monismus ruht auf der Voraussetzung einer an sich unerklärbaren aber alle Entwicklung — mindestens theoretisch — erklärenden Urkraft. Diese Urkraft ist das einheitliche Princip aller „materiellen" und „geistigen" Vorgänge und Erscheinungen: unsere im langjährigen Dualismus gebildeten Ausdrücke für das Seiende müssen mit viel Vorsicht, deren Wappenzeichen das Gänsefüßchen ist, angewandt werden. Nach Ratzenhofer sind eben die in der Natur zur Erscheinung kommenden Energien das einzige Positive, was uns zum Bewußtsein kommt. Jeder Urkraftpunkt wird durch eine ihn umgebende Sphäre der Abstoßung in seiner Besonderheit erhalten, Kraftpunkte nebst Abstoßungssphären bilden die Uratome. Das Verhalten dieser Uratome erklärt nun die Erscheinungen in der anorganischen wie in der organischen Welt; in hübscher Weise stellt Ratzenhofer die Entwicklung der Dinge am Faden der wirkenden Urkraft dar. Das ist jedenfalls geistreich und gewandt unternommen. Wünschenswerth wäre ja freilich, daß Ratzenhofer nicht allzusehr die Unfehlbarkeit seines Standpunktes betonte. Wenn Kant bescheiden genug war, nicht seine Philosophie sondern blos Philosophie überhaupt lehren zu wollen, so dürften wohl auch die Monisten von der Art Ratzenhofer's uns Anhängern anderer Auffassung unserer Ueberzeugungen Berechtigung gönnen und lassen. Dr. Grimm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 84. Dienstag, den 16. Juli, Abends. 1901.

Wunderliche und entstellte Familiennamen.

In „Ut mine Stromtid“ erzählt Fritz Reuter unter Anderem auch, wie eine mecklenburgische Feudalherrin in recht einfacher Weise bei den ursprünglichen persönlichen Namen eine Unterscheidung herbeiführte. Der erste Herr v. Rambow auf Pümpelhagen, dessen die Geschichte Erwähnung thut, hatte nämlich zwei Dienstleute, Aesel und Egel. Als deren Nachkommen sich mehrten, führte diese geringe Zahl von Familiennamen zu sehr unliebsamen Verwechselungen, „indem dat de ein Egel männigmal ein Schepel Kurn kregen hadd, de en annern Egel taukammen ded, und ein Aesel 'ne Dracht Släg', de von Rechtswegen den annern Aesel hören ded“. Um solchen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, berief „de dunnmalige Fru v. Rambow eins Sünndagsmorgens all de Husvaders von't ganze Dörp tausamen, un jeder müßte sinen Vornamen un Vadersnamen seggen, un de schrew sei sick an, un namm nu den ersten Bauckstawen vo den Vörnamen tau den Vadersnamen un döffte dat ganze Dörp üm, un so würd denn nu ut »Karl Egel« »Kegel«, ut »Pagel Egel« »Pegel«, ut »Florian Egel« »Flegel«, un ut »Bullrad Äsel« würd »Bäsel«, ut »Peter Äsel« würd »Päsel« un ut »David Äsel« würd »Däsel« un so furt un so furt.“ Wollte man aus dieser humorvollen Schilderung der Namengebung in Pümpelhagen schließen, daß die Entstehung der Familiennamen auch in anderen Theilen unseres Vaterlandes auf ähnliche Weise zu erklären sei, so befände man sich in einem großen Irrthume. Unsere heutigen deutschen Familiennamen haben einen dreifachen Ursprung. Den eigentlichen Kern derselben bilden die deutschen Heldennamen mit einer verhältnißmäßig geringen Beimischung fremdsprachig kirchlicher Namen. Es sind also eigentlich Tauf- oder Vornamen, um uns der heutigen Benennung zu bedienen, welche ursprünglich nur den Einzelnen bezeichneten. Sie hafteten an der Person, und dies Verhältniß blieb bis etwa zum 10. und 11. Jahrhundert. Von dieser Zeit an bewirkte das Aufblühen der Städte und die Steigerung des Handelsverkehrs, der in Folge dessen häufiger eintretende Wechsel des Eigenthums und des Wohnsitzes, das massenhaftere und engere Zusammenwohnen der Bevölkerung, das eine genaue Unterscheidung der Person nothwendig machte, die verwickelteren Rechtsverhältnisse, dies und vieles Andere bewirkte das Festwerden von Personennamen als Familiennamen. Am frühesten traten die Geschlechtsnamen in Süddeutschland auf, später in Mitteldeutschland, noch später in Norddeutschland, doch kann man das 16. Jahrhundert als die Zeit annehmen, wo sie allgemein geworden. Ausgenommen sind nur die friesischen und jüdischen Namen, welche dem 18., ja erst dem 19. Jahrhundert angehören.

Der unendlich reiche Schatz altdeutscher Personennamen, der in der Hauptsache das kampfdurchtobte, waffenfreudige Leben unserer Vorfahren widerspiegelt, zerfällt in zwei Gruppen, in die Vollnamen, welche wie z. B. Hildebrandt, Rüdiger, Konrad, Godobrecht ausnahmslos aus zwei Stämmen bestehen, und in die Kose- oder Schmeichelnamen, die gewöhnlich Kürzungen des ersten, zuweilen auch des zweiten oder beider Theile des Vollnamens darstellen, z. B. Hildo, Rudi, Gero, Kuno, Rado, Kurt. Die Kosenamen nehmen einen ungeheuer breiten Raum in der altgermanischen Namengebung ein, da von ihnen auch wieder eine Unzahl von Verkleinerungsformen gebildet wurden, z. B. aus Godo: Godilo, Godlo, Gollo, Golo, Godbilo, Gobbillo, Godize, Godzo, Götz, Godiko, Godiziko, Godiliko ꝛc. Wäre die Veränderung der altdeutschen Personennamen nur auf diese Weise, nur nach den Gesetzen der rein mechanischen Sprachentwickelung, die sich nach ganz bestimmten, an sich unabänderlichen Normen vollzieht, vor sich gegangen, so wäre die Deutung der aus der Fülle der altdeutschen Namen entlehnten Familiennamen verhältnißmäßig leicht, aber die in der Sprachgeschichte zu allen Zeiten wirkenden Mächte der Umdeutung (Volksetymologie), der Formübertragung und der Angleichung (Analogiebildung) trugen wesentlich dazu bei, die Deutung zu erschweren und sogar unmöglich zu machen. Dem Einflusse der eben erwähnten Mächte ist es auch zuzuschreiben, wenn sich unter den heutigen Familiennamen solche finden, die entweder gar keinen oder doch keinen vernünftigen Sinn geben. Was sollen z. B. Namen wie Hartwein, Bärwein, Meerwein, Oehlwein, Meerwald, Seewald, Theewald, Bierwald, Bierholz, Nothacker bedeuten? Warum wählten oder erhielten die Ahnen der jetzigen Träger dieser Namen solch sonderbare Bezeichnungen? fragt wohl der Laie, wenn er auf diese Formen aufmerksam gemacht wird. Nun, der Sprachforscher weiß, daß die Form dieser Namen früher eine andere war und daß sie vor ihrer Entstellung sinn- und zum Theil auch klangvoller waren als in ihrer jetzigen Gestalt. So geht Hartwein auf Hartwin (starker Freund), Bärwein auf Bärwin (Bärenfreund), Meerwein auf Marwin (Pferdefreund), Oehlwein auf Odalwin (Freund des Erbgutes, der Heimath), Meerwald auf Marwald (Rosse-Herr), Seewald auf Sigibald (siegkühn), Theewald auf Theudoald oder Diotold (gewaltig unter seinem Volk, Volksherr), Bierwald und Bierholz auf Beroald (gewaltig wie ein Bär), Nothacker auf Notakar (wacker in Kampfesnoth) zurück. Unter den zu Familiennamen erhobenen Personennamen finden sich auch viele, die, mannigfach entstellt, nach dem heutigen Sprachgebrauche eine Deutung zulassen, die nicht das Geringste mit dem ursprünglichen Sinne gemein hat. So denken wir bei Namen wie Bierhold und Weinhold an fröhliche Zecher, bei Bierhals und Seufer vielleicht sogar an einen, der nie genug vom Gerstensaft bekommen kann, und doch sind Diejenigen, die zuerst diese Namen trugen, nichts weniger als Zechbrüder gewesen. Der ursprüngliche Sinn dieser Namen war ein durchaus ehrenvoller; denn Bierhold ist entstanden aus Beroald (gewaltig wie ein Bär), Weinhold aus Winhold (gewaltiger Freund, durch seine Freunde gewaltig), Bierhals wie Bierhold aus Beroald, Seufer aus Sigfrid, wie aus der Namenreihe Sigifrid, Sigfrid, Siefert, Sifard, Siffert, Seffert, Seifried, Seifert, Seyfahrt, Seifhardt, Seuffert, Seufer hervorgeht, Sigfrid = durch Sieg befriedend, schützend. Hr. Rüpel und Hr. Rappel sind gewiß erfreut, zu erfahren, daß ihre Namen nur Entstellungen aus Rupilo (Kürzung aus Ruprecht, Hrodebert = ruhmglänzend und ähnlich) und Radbald, Rappohl (kühn im Rath) sind. Wie stolz darf Hr. Genserich sein Haupt erheben, wenn er vernimmt, daß sein Name nicht dem der Beherrscher der Gänse, sondern dem des Vandalenfürsten Genserich = Gensericus (reich an Kriegsgefangenen) gleich zu stellen ist, nicht minder Hr. Hering und Hr. Rettich, deren Ahnen zu den Heergesellen und den Rathberühmten gehörten. Der älteste Vorfahr des Hrn. Tödter war nicht ein Massenmörder, sondern ein Theuthar = ein zum Volksheer Gehöriger, und die Geschlechter Dübel, Deubel, Deibel, Teufel stammen nicht aus der Hölle, sondern ihr Name ist aus dem altdeutschen Theudobald, Diotbald (volkskühn, kühn unter dem Kriegsvolk) hervorgegangen. Hrn. Nobel müssen wir den Glauben rauben, daß sein Ahnherr ein recht nobler Herr gewesen sei, der Name ist eine Verkleinerungsform von Notbert (glänzend in Kampfesnoth), und alle die Herren Engel sind nicht vom Himmel hoch zu uns herabgekommen, sondern ihre Heimath ist viel wahrscheinlicher bei den Angeln zu suchen. Auch die fremden Vornamen, die nach dem Eindringen des Christenthums in Deutschland Bürgerrecht erwarben, haben einen, wenn auch verhältnißmäßig kleinen Beitrag zu den Familiennamen geliefert, allen voran der Name Johannes. Wie derselbe als Taufname jederzeit einer der beliebtesten gewesen, so hat er auch als Familienname die

weiteste Verbreitung und mannigfachste Gestaltung erfahren; es lassen sich mehr als 100 Familiennamen aufzählen, die sämmtlich aus Johannes gebildet sind. Natürlich haben auch diese fremden Namen die verschiedenfachsten Kürzungen und Umformungen erfahren, so daß manch sonderbarer Name entstanden ist. Eins der lehrreichsten Beispiele stufenweise fortschreitender Gestaltung und Umbildung bis zu einer formell höchst gelungenen Umdeutung ist die Entstehung des Namens Kirschstein aus Christian, die durch folgende Geschlechtsnamen vermittelt wird: Christian, Kristan, Kristen, Kirsten, Kirschten, Kirstein, Kirschstein. Der Familienname Laus ist aus Nikolaus, Clabs aus Clawes, Klaus entstanden. Der Name Bankroth klingt verdächtig an Bankrott an, doch ist er aus Pankratius entstanden. Eine höchst gelungene Umdeutung nahm der Volksmund mit dem Namen einer im achtzehnten Jahrhundert aus der Türkei nach Magdeburg eingewanderten Familie vor. Diese führte den orientalischen Namen Mustapha, gar bald wurde daraus Mustopf und schließlich Mustopf. Beide Formen, Mustopf als auch Mustopf, sollen als Familiennamen geführt worden sein. Sehr verwunderlich ist es, wenn wir Frauennamen als Familiennamen antreffen, ja, das Vorhandensein von weiblichen Vornamen als Geschlechtsnamen ist vielfach geradezu bestritten worden, und doch ist es der Fall. Freilich lassen sich Namen wie Hedwig, Nanni, Liese auch auf männliche Vornamen zurückführen; so findet sich in einer Sammlung schleswig-holsteinischer Urkunden ein Abt Hedwicus, welcher um 1200 in Holstein gelebt haben soll, Nanni kann als mit i verkleinerte Form von Nand = kühn betrachtet werden und Liese hängt zusammen mit dem altdeutschen Liesen, Lieske, wahrscheinlich auf Liud = Volk, Leute zu beziehen, aber Familiennamen wie Albertha, Alexa, Anna, Annerl, Augusta, Ehrentraut, Hilgart, Ilse, Irmgedruth, Jacoba, Jenny, Katharina, Klara, Lenchen, Liesel, Lina, Louise, Magda, Magdalen, Margarethe, Maria, Marianne, Ottilie, Paula, Rahel, Rosa, Susel, Valeska, Venus gehen doch unzweifelhaft auf weibliche Vornamen zurück.

An die große Zahl der heutigen Familiennamen, die sich auf Personennamen einheimischen oder fremden Ursprungs zurückführen lassen, schließt sich eine zweite Gruppe an, die auf Volk, Heimath oder Wohnort des ersten Trägers hinweisen. Schon in den ältesten deutschen Literaturdenkmälern finden wir einen Beowulf den Gothen, einen Frute aus Dänemark, Horand den Dänen, einen Hagen von Tronje, Ortwein von Metze, Volker von Alzei, Rüdiger von Bechelaren u. A. Unter den ritterlichen Sängern und Dichtern der Hohenstaufenzeit ragen hervor Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide. Ferner sei erinnert an das Personenverzeichniß in Schiller's „Wilhelm Tell“, das sich zum Theil fast wörtlich an die Schweizer Chronik von Tschudi anschließt. In den Städten war es im Mittelalter vielfach Sitte, die aus einem fremden Orte Zuziehenden ganz einfach nach dem Orte zu nennen, aus dem sie kamen. So ist in den Bürgerrollen von Nordhausen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ein Familienname aus von (lateinisch de) und einem Ortsnamen gebildet die gewöhnlichste Bezeichnung, z. B. Henricus de Erfordia, Ludovicus de Molhusen. Später fiel das Verhältnißwort weg oder Verhältnißwort und Hauptwort wurden zusammengezogen und so entstanden Namen wie Däne, Sachse, Preußer, Bayer, Berlin, Freiberg, Meißner, Leipziger, Rhein, Main, Berg, Wiese, Ambach, Zumbusch, Amende, (am Ende), Auffenberg (auf dem Berge), Unterdörfer u. s. w. Natürlich haben auch einzelne von diesen Namen im Laufe der Jahre und Jahrhunderte mannigfache Veränderungen erfahren, so daß ganz wunderliche Namen entstanden sind. Bei den Familiennamen Kleefisch, Waldeier, Krähahn, Krekeler, Unterhösel und Rumohr kommen wir zu höchst sonderbaren Ergebnissen, wenn wir sie deuten wollen nach dem Sinne, den der jetzige Sprachgebrauch ihnen unterlegt. Zu welcher Art von Fischen soll denn der Kleefisch gehören? Mehrere Seiten- und Uebergangsformen lassen nicht daran zweifeln, daß durch diesen Namen die Herkunft aus Cleve oder aus dem Clevischen bezeichnet wird. Waldeier, eigentlich Waldäuer ist der aus Waldau. Krähahn ist nicht etwa ein krähender Hahn, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, sondern im ersten Theile des Namens steckt Krähe, im zweiten Hagen, und der Vorfahr des Hrn. Kreleler war kein Krakeler, sondern er stammte aus Krekel im Regierungsbezirk Aachen. Wer den in Gegenden der unteren Ruhr heimischen Geschlechtsnamen Unterhösel nennen hört, denkt wohl unwillkürlich an eine kleine Unterhose, so auffallend ihm ein solcher Beiname auch vorkommen mag; erfährt er aber, daß sich in einem angrenzenden Theile der Rheinprovinz ein Ort Namens Hösel befindet, so leuchtet ihm sogleich die richtige Bedeutung und Beziehung ein. Unterhösel bezeichnet den unteren Theil von Hösel, und gewiß ist dieß die Heimath der Vorfahren der Familien Unterhösel gewesen. Der adelige Name Rumohr mag nicht selten für das gleichlautende Fremdwort gehalten worden sein, doch geht auch er auf einen Ortsnamen zurück. Rumohr ist ein Dorf in der Kieler Gegend, das ursprünglich Rugemor (rauhes Moor) hieß. Wie bei den vorstehenden Familiennamen, so denkt man wohl auch bei Namen wie Lachmann, Leimkühler, Elendschneider und Schneemann an alles Andere, als an eine Herleitung dieser Namen vom Wohnort der ersten Träger derselben, und doch ist es so. Lachmann ist der an der Lache, Leimkühler der an der Lehmkaule oder Lehmgrube Wohnende. Der seltsam klingende Name Elendschneider hängt vermuthlich mit Schneide = Grenze zusammen, Elendschneid wäre dann die Grenze eines andern Landes (Elend = Anderland). Bei Schneemann ist es nicht ausgeschlossen, daß durch ihn der Mann bezeichnet wurde, der berufsmäßig Schnee fortschaffte, es könnte sogar auch der Spottname eines Menschen sein, der irgendwie zum Vergleiche mit einem Schneemann Anlaß gab, wahrscheinlicher jedoch ist, daß der erste Theil des Namens mit dem niederdeutschen schnê = Schneide, Grenze gleichbedeutend ist. Schneemann wäre also derjenige, der von der Grenze stammt oder an der Grenze wohnt, und der Name hätte somit eine ähnliche Bedeutung wie Elendschneider. Zu diesen der Lage des Hauses entnommenen Namen kommen nun auch solche, die aus dem Namen des Hauses gebildet sind, denn im Mittelalter führten auch die Häuser Namen. Der Erbauer oder Besitzer eines Hauses nannte es entweder nach seiner alten Heimath — so hieß das Haus, in dem der Dichter Konrad von Würzburg in Basel wohnte, Würzburg — oder nach Thieren, Pflanzen, Geräthen, namentlich Geräthen oder Erzeugnissen eines Gewerbes oder Dingen, die mit dem Berufe des Erbauers irgendwie zusammenhingen. Reste dieser Sitte sind die noch jetzt üblichen besonderen Benennungen und Bezeichnungen der Gasthäuser und Apotheken und einzelner Häuser, deren Namen sich bis in unsere Zeit erhalten haben, so in Leipzig „Große Feuerkugel“, „Hohe Lilie“, „Schwarzer Bock“, Grüne Tanne“ u. s. w. Die Namen der Häuser gingen nun nicht selten auf deren Besitzer über, und so erklären sich Familiennamen wie Sonne, Mond, Halbmond, Anker, Mohr, Bockskopf, Drache, Lindwurm, Schwan, Bär, Wolf, Rebstock, Rosenstock, Kaffeebaum, Linde, Tanne, Gutenberg, Gensfleisch, Bretzel, Stiefel, Hufeisen, Handschuh und auch der sonderbare Name der schlesischen Familie Pförtner von der Hölle. Bei diesem Namen, meint H. Schrader in seinem Buche „Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache“, könnte man versucht sein, an das Amt des classischen Höllenhundes, des Cerberus, zu denken. Oder der Pförtner bewache einen der furchtbaren Erdschlünde, die aus der Oberwelt in den Hades führen, wie die Höhle bei Tainaren, zu Hermione, auf dem Kolonos bei Athen, bei Cumä in Italien. Und doch ist der Name nach seinem Ursprunge sehr unschuldiger Natur. Alte schlesische Urkunden aus dem 14. Jahrhundert hellen das Dunkel auf. Da heißt es nämlich, daß ein gewisser Hentschel Pfortener im Jahre 1366 seiner Hausfrau Agnes zum Leibgedinge (d. h. zum Nießbrauch nach seinem Tode) das halbe Vorwerk „zur Helle“ (im Kreise Löwenberg) vermacht habe. Aus Pfortener von der Helle gestaltete sich leicht ein Pförtner von der Hölle.

Eine außerordentlich große Zahl der heutigen Familiennamen, die dritte Gruppe, umfaßt alle die Beinamen, die aus Bezeichnungen nach Stand, Gewerbe und Beschäftigung jeder Art, nach leiblichen und geistigen Eigenschaften, nach Tracht und Gewohnheiten u. dergl. m. hervorgegangen sind. Im Mittelalter waren die meisten weltlichen Aemter und Würden erblich. Der Sohn fügte seinem Namen die Bezeichnung des Amtes bei, das er vom Vater ererbt hatte, und so wurde allmälig die Bezeichnung des Amtes zum Geschlechtsnamen, den die Nachkommen auch dann fortführten, wenn sie längst nicht mehr im Besitze des Amtes waren. Und so dürfen wir uns nicht wundern, in unseren Namenverzeichnissen den vollständigen Hofstaat weltlicher und geistlicher Fürsten wiederzufinden, vom Kanzler, Truchseß, Schenk, Marschall u. s. w. bis herab zum Schergen. Wenn wir auch Namen wie Kaiser, König, Herzog, Fürst, Papst und Bischoff in bürgerlichen Kreisen nicht selten antreffen, so erheben sich allerdings berechtigte Zweifel, ob diese Familiennamen auch in der

oben angedeuteten Weise entstanden sind. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sie theilweise aus Spitznamen entstanden, theilweise von Wirthshausschildern entlehnt worden sind. Dann lese man auch einmal im Grimm'schen Wörterbuche über König nach, um sich die Entstehung solcher Beinamen deutlich zu machen. Im späteren Mittelalter wählten nämlich gewisse Kreise des Volkes, gerade niedere, ihren König unter sich, indem sie sich dem Ganzen gegenüber wie ein geschlossenes Reich betrachteten, als Orden oder Brüderschaft. So hatten die Pfeifer und fahrenden Leute, die Seiler und die Bettler ihren König. Die Sitte aber, bei Spielen und Volksfesten (Schützenfesten) die Königswürde zu erwerben, hat sich ja bis in unsere Zeit erhalten. Unter den Gewerbenamen nehmen Müller, Schulze, Meier und Schmidt die vorderste Stelle ein, sobald man zumal die zahlreichen Nebenformen berücksichtigt; denn nicht nur die oft recht willkürlich geänderte Schreibweise, auch die mundartlichen Einflüsse haben eine Fülle von Nebenformen erzeugt. Ein interessantes Beispiel bietet hierfür das mittelhochdeutsche Schuochwürhte, Schuochworth, eigentlich Schuhwirker, dann Schuhmacher, von dem schon in früher Zeit die Nebenformen Schûwurte, Schûworte, Schûchwirte, Schûchwirt, Schuchwerte, Schuchart sich finden. Folgende Familiennamen sind davon abzuleiten: Schuhwicht, Schuwirt, Schuwardt, Schuwert, Schuffert, Schöffert, Schaufert, Schubardt, Schubart, Schubarth, Schuberth, Schubert, Schubbart, Schubbarth, Schubbert, Schuber, Schabert, Schobert, Schober, Schöber, Schuchardt, Schuchard, Schuchhardt, Schuchhart, Schuhart, Schukardt, Schugardt, Schuckert, Schuckar, Schucker, Schockert, Schöckert, Schuricht, Schuhrecht. So sind die sonderbaren Namen Dürrwächter, Dürrschmidt, Schabbehardt, Rehbinder aus Thürwächter, Thürschmied, Schafhirt und Riedbinder (einer, der das Riedgras oder Schilfrohr zum Verkaufe in Bunde bindet) entstanden. Pfotenhauer ist nicht als Spitzname eines Schulmeisters aufzufassen, sondern es liegt hier eine Entstellung aus Pfettenhauer vor, das ist der Name eines Mannes, der die Pfetten, d. i. die Querbalken eines Hauses, zuhaut, und den Familiennamen Nonnenmacher kann man nur verstehen, wenn man sich die Bedeutung des Wortes Nonne als verschnittenes Schwein klar macht. Rothwälschen Ursprungs, also der sogenannten Gaunersprache entstammend, sind die wunderlichen Namen Schneepflanzer und Polenhändler. Mit ersterem bezeichnen die Gauner einen Leineweber, mit dem letzteren einen Verkäufer werthloser Waaren an Unkundige, da besonders nach den Freiheitskriegen diese zweifelhaften Existenzen sich gern als flüchtige Polen ausgaben. Die wunderlichen Familiennamen Pfannkuchen und Eierkuchen, Hirsebrod und Truckenbrod, Rindfleisch und Kalbfleisch, Blutwurst und Leberwurst, Sauerbier und Zuckerbier, Sauermilch und Süßmilch u. dergl. m. sind den betreffenden Personen beigelegt worden, entweder weil sie die genannten Speisen bereiteten, mit ihnen handelten, oder auch weil sie sich dem Genusse derselben besonders gern hingaben. Der letztere Grund wird nicht selten angenommen werden dürfen, hat doch der Scherz eine große Rolle bei der Entstehung der Familiennamen gespielt. So sind namentlich eine große Zahl der von leiblichen und geistigen Eigenschaften entlehnten Familiennamen ursprünglich nichts weiter wie Scherz- und Spitznamen gewesen. Man war mit diesen Beinamen sehr freigebig und durchaus nicht zimperlich, legte man doch selbst fürstlichen Personen mitunter nicht gerade ehrende Namen bei, so berichtet die Geschichte von einem Karl dem Einfältigen, Heinrich dem Zänker, Wenzel dem Faulen, Ludwig dem Unartigen u. s. w., wie viel weniger darf es uns dann befremden, wenn wir bürgerliche Namen folgenden Wortlautes antreffen: Breitschädel, Rothkopf, Kahlkopf, Gansauge, Langnase, Spitznase, Flachsbart, Wartze, Schmiermaul, Kurzhals, Speckhals, Schmerbauch, Breitrück, Schmaljohann, Krummbein, Klapperbein, Langbehn, Klumpfuß, Kuhfuß, Krummpeter, Klotz, Kropp, Fleischfresser, Speckfresser, Nimmersatt, Schlemmer, Rauchmaul, Wilde, Zänker, Hasenfuß, Angstwurm, Gernegroß, Leichtfuß, Laberer, Labermeyer u. dergl. m. Auch viele der weniger schönen Thiernamen, denen wir als Familiennamen begegnen, sind hieher zu rechnen, desgleichen Namen wie Also, Eben, Immer u. a., die man den Betreffenden beilegte, weil sie diese Worte aus übler Gewohnheit oft im Munde führten.

Am glänzendsten offenbart sich der Volkswitz in den sogenannten Satznamen, die zum Theil im Mittelalter entstanden und von denen viele noch heute, freilich oft in entstellter Form, unter den Familiennamen anzutreffen sind. Bezeichnend für uns Deutsche ist es, daß unter ihnen vor Allem solche häufig vorkommen, die die allzugroße Vorliebe für einen frischen Trunk in mehr oder weniger derber Weise geißeln. Kehrein, Hoffentrunk (hoffe einen Trunk), Suchenwirth, Findekeller, Füllkrug, Lehrenkrauß (leere den Krug), Trinkaus, Saufaus, Schmeckebier, Schluckebier, Reichenbecher, Schwenkenbecher, Lernbecher, Stürzenbecher, Schwendenwein (swende den Wein, swenden = schwinden machen, vertilgen) sind Namen, die wir nicht selten finden und denen Familiennamen wie Haßenkrug und Haßenwein nur vereinzelt gegenüberstehen. Dem Namen Greifentrog, niederdeutsch Griepentrog, spottende Bezeichnung eines Menschen, der in den Trog greift, etwas allzu unbescheiden zulangt, stellen sich würdig zur Seite Rühmekorb (räume den Korb) und Reimschüssel oder Rumschöttel. Die Raub- und Rauflust der Zeit des Faustrechtes, da die Ritter von der Landstraße so manchen reisenden Kaufmann überfielen, spiegeln folgende Namen wieder: Haberecht, Hebbenstreit, Eylausdiestraß, Haltanderheide, Haltaufderheide, Auffdenmann, Hauenschild, Schüttespeer (schüttle den Speer), Zuckschwerdt (zücke das Schwert), Kliebenschädel (klieben, kluben = spalten, spalte den Schädel), Durchdenkopf, Zernmantel, Zuckmantel (heute entstellt in Zuckermandel), Würgenpawer (würge den Bauer), Raffensack, Füllsack. All diese edlen Herren von der Zunft der Stegreifritter, denen das Volk diese Namen beilegte, waren wilde Gesellen, die sich nicht einmal vor dem Teufel fürchteten, denen Namen wie Schreckendüwel (schrecke den Teufel), Haschenteufel, Jagenteufel, Fressenteufel, Bitdendüwel (beiß den Teufel), Schietendüwel (schieß den Teufel), Schlagenteufel zur Zierde gereichten und denen eine ähnliche Grabschrift wie die jenes mecklenburgischen Junkers in der Kirche zu Dobberan ebenfalls wohl angestanden hätte:

Wiek, Düwel, wiek wiet von my!
Ick scher my nich en Haar um dy;
Ick bin en Meckelbörgsch Edelmann,
Wat geit dy, Düwel, min Supen an?
Ick sup mit mim Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düwel ewig dösten müst;
Ick sup mit em ne söte Kolleschal,
Wenn du sittst in de Höllenqual.
Drum rad ick: wiek, lop, renn un gah,
Eh, by dem Düwel! ick toschlah!

Eigenartig berührt es uns, wenn wir den Namen der Jahre, der Jahreszeiten, der Monate, der Tage und Tageszeiten als Familiennamen begegnen, z. B. Jahr, Gutjahr, Langjahr (Schaltjahr), Frühling, Sommer, Herbst, Winter, März, April, Mai, Hornung, Dezember, Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Samstag, Sabbath, Allerheiligen, Neujahr, Himmelfahrt, Weihnacht, Charfreitag, Ostertag, Mittag, Feierabend ꝛc. Doch läßt sich hier wohl der Grund anführen, daß sie Anfangs Vornamen waren, die die Zeit der Geburt des Kindes angaben, und später zu Familiennamen wurden. Bezeichnend für die Frömmigkeit unserer Vorfahren ist es, daß sie den Sonntag und den Freitag, Christi Todes- und Auferstehungstag, öfter als Personennamen verwendeten als die übrigen Tage der Woche. Wir finden z. B. im Leipziger Adreßbuche 78 Sonntag und 31 Freitag, aber nur 13 Montag, 3 Dienstag, 1 Donnerstag und Mittwoch und Sonnabend überhaupt nicht. Beim Sonntag spielt übrigens auch der Aberglaube mit herein, Sonntagskinder! Eigenartig berührt es auch, wenn wir Namen von Münzen, Gewichten und Zahlen als Familiennamen antreffen, und dies um so mehr, als wir hier trotz eifrigsten Nachdenkens keine Erklärung finden. Es seien beispielsweise angeführt: Thaler, Grosch, Gröschel, Pfennig, Zweipfennig, Zehnpfennig, Güldenpfennig, Heller, Schilling, Fünfschilling, Hundertmark, Pfund, Hundertpfund, Gramm, Eins, Vier, Neun, Zehn, Achtzehn, Zwanzig, Dreißig, Neunzig, Hundert, Tausend. Wir können doch wohl kaum annehmen, daß der Gebrauch der Zahlnamen als Familiennamen in ähnlicher Weise zu erklären sei wie bei den Römern, bei denen wir die einfach zählenden Namen Secundus, Tertius, Quintus, Sextus, Septimus, Octavus, Dezimus finden, also Kind Nr. 2, Nr. 3 u. s. w. Es wäre ja ein fabelhaft fruchtbares Geschlecht gewesen, das seinen directen Nachkommen die Namen Dreißig, Neunzig, Hundert und gar Tausend beilegen konnte.

Recht seltsamen Namen begegnen wir in der jüdischen Bevölkerung. Dies hängt mit der Entstehung der jüdischen Familiennamen zusammen. Bis herauf ins 18. und 19. Jahrhundert führten die Juden keine Geschlechtsnamen, erst von dieser Zeit an wurden sie von den Behörden gezwungen, welche anzunehmen. Vielfach schrieben die Beamten die Namen gleich vor und verfuhren dabei sehr willkürlich. So wurden den Juden in Galizien,

Ungarn und der Bukowina, wie Rud. Kleinpaul in seinem Buche „Menschen- und Völkernamen" berichtet, 1782/83 vom Hofkriegsrath Familiennamen von möglichst großer Besonderheit aufgehalst. Wollte sich einer Haupt nennen, so wurde er Rindskopf getauft, war ein Spitznamen vorhanden, so wählte der Auditor aus Scherz das Gegentheil, Häßlich in Niedlich, Köstlich in Billig, Lahme in Läufer, Knoblauch in Wohlgeruch verwandelnd. Die Intelligenz der Männer machte nicht ohne Erfolg den Versuch, durch klingende Münze klingende Namen zu erhalten. Wer gut zahlte, ward Veilchenduft, Rosenstock, Mandelblüt, Goldstein zubenannt, während andere Titel wie Schuhwichse, Canalgeruch, Pulverbestandteil, Temperaturwechsel erhielten. Dem Lemberger Schweißhund kostete das einzige w 100 Gulden.

Namensänderungen kamen aus leicht erklärlichen Gründen ab und zu vor. Eine Familie Teufel ließ sich in Gröger, Ungerathen in Unger, Schweinigel in Schweingel, Thunichtgut in Thugut, Roßtäuscher in Roßteutscher umtaufen. Hier ist der Wunsch nach einer Abänderung des Namens begreiflich, im Uebrigen aber möge jeder den von seinen Vätern ererbten Namen werth halten, möge er noch so wunderlich klingen, möge er Allegro, Alles, Allewelbt, Amen, Binnebös, Bombös, Ex, Dotterweich, Dusel, Hochzeit, Ich, Ir, Illum, Ita, Jahrmarkt, Jux, Kaiserlich, Konzert, Klunker, Leibundseele, Leichnam, Letztergroschen, Musika, Nachtnebel, Nachtlicht, Neunteufel, Populorum, Quinta, Radau, Rauchbar, Schafftall, Ueberschuß, Ungenannt (ein Widerspruch in sich selbst), Unglaube, Unsinn, Wintersohle, Wohlgeboren oder sonstwie lauten. Der Name bestimmt gewiß zu allerletzt den Werth des Mannes. Ist er anstößig, so wird jeder rechtlich Denkende nichts gegen eine Aenderung einwenden, aber aus nichtigen Gründen den Namen abzulegen, abzuwerfen wie ein altes Gewand, muß getadelt werden. Nicht ohne ein gewisses Gefühl der Genugthuung wird man folgendes Geschichtchen hören. In einer norddeutschen Handelsstadt hat vor einigen Jahren ein Herr Pflaumenbaum nachgesucht, wieder den älteren Namen seiner Familie, der Blei lautete, führen zu dürfen. Ein Vorfahre hatte diesen Namen ins Lateinische übertragen; das lateinische Wort für Blei, Plumbum, war aber im Laufe der Zeit als niederdeutsch plumbôm (Pflaumenbaum) mißverstanden worden.

F. G. P.

Bücherbesprechung.

— Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i/V. 14. Jahresschrift auf das Jahr 1900. Herausgegeben von Chr. A. Schultze. Plauen i/V., Druckerei Neupert, 1901. 128 u. CVII SS. 8°. — Wenn dem 13. Hefte der Plauenschen Mittheilungen schon nach Jahresfrist ein 14. von stattlichem Umfange und reichem Inhalte gefolgt ist, so legt dies erfreuliches Zeugniß dafür ab, daß, wie in allen Theilen Sachsens, so auch im Vogtlande die landes- und ortsgeschichtlichen Forschungen mit immer größerem Eifer getrieben werden; auch der am Schlusse des Heftes stehende kurze Vereinsbericht, der den Verein in erfreulichem Wachsthume begriffen zeigt, bestätigt diese Wahrnehmung. Dürfen wir mit einer rein äußerlichen Bemerkung beginnen, so möchten wir darauf hinweisen, daß die Anordnung und Ausstattung des Heftes diesmal recht befremdlich wirkt. Die erste Hälfte ist mit arabischen, die zweite mit römischen Seitenzahlen versehen; erstere ist in Fractur, letztere in Antiqua gedruckt bis auf die letzten Seiten, die wieder Fractur zeigen. Das erschwert nicht blos ganz unnöthig das Citiren, sondern wirkt auch auf jedes einigermaßen empfindliche Auge störend. Gewiß werden Redaction und Druckerei ihre Gründe für diese Ungleichmäßigkeit haben; aber sie ließe sich doch aller Wahrscheinlichkeit nach vermeiden, vor Allem dadurch, daß mit dem Druck des Heftes nicht eher begonnen wird, bevor nicht das Manuscript in der Hauptsache abgeschlossen vorliegt. Was den Inhalt des Heftes anlangt, so bildet sein erster Theil die schon vor mehreren Monaten als Sonderschrift erschienene Abhandlung von Max Benedict „Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes in ihren sprachlichen und historischen Beziehungen", eine erweiterte Bearbeitung von drei Vorträgen, von denen die beiden ersten bereits vor längerer Zeit in dem die Geschichte der engeren Heimath stets mit Vorliebe berücksichtigenden Vogtländischen Anzeiger erschienen sind. Benedict behandelt zunächst die vogtländischen Orte wendischen Ursprungs, dann die älteren deutschen Siedlungen des Vogtlandes, endlich die hauptsächlich durch den Bergbaubetrieb seit dem 15. Jahrhundert veranlaßten Ortsgründungen an der oberen Mulde, in den Auerbacher, Falkensteiner und Schönecker Waldungen. Das Gebiet der Ortsnamenforschung ist bekanntlich ein sehr gefährliches; es setzt nicht blos eingehende sprachliche Kenntnisse, sondern auch die Durcharbeitung des gesammten historischen Materials und endlich genaue Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen voraus. Was den ersten Punkt anlangt, so müssen wir das Urtheil darüber den Slavisten und Germanisten überlassen, die nicht mit Unrecht an dilettantische Arbeiten auf diesen Gebieten mit einem gewissen Mißtrauen heranzugehen pflegen. Die geschichtliche Literatur hat der Verfasser sehr fleißig durchgearbeitet; freilich dürfte die Zahl der noch ungedruckten Urkunden vor Allem in den Archiven zu Weimar und zu Dresden, die für eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes heranzuziehen wären, recht bedeutend sein. An Ortskenntniß fehlt es ihm auch nicht. So ist eine im Großen und Ganzen brauchbare Arbeit entstanden, wenn man auch zu manchen Angaben des Verfassers ein Fragezeichen wird machen müssen; bereits hat Johnson in vier Artikeln des Vogtländischen Anzeigers zahlreiche Bedenken erhoben, und auch von anderer Seite dürften solche nicht ausbleiben. Hier ist jedoch nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen; wir begnügen uns, dem Fleiß des Verfassers und seinem Muthe, mit dem er sich an ein so weites Gebiet gemacht hat — es mögen wohl an 500 Ortsnamen behandelt worden sein —, alle Anerkennung zu zollen. Die allgemeinen Bemerkungen über die ältesten Culturverhältnisse des Landes, die Siedlungen und Wanderungen u. s. w. bringen zwar nicht viel Neues, verdienen aber doch Beachtung, weil sie sich in der Hauptsache streng an das vorliegende Material halten und die gefährlichen Sprünge der Phantasie, zu denen ein derartiger Stoff leicht verführt, meist mit Glück vermeiden. Dankenswerth ist endlich das beigefügte Namenregister. — Es folgen einige Beiträge des um die vogtländische Geschichte schon so vielfach verdienten Generals v. Raab, die, wie seine früheren Arbeiten, sich ebenso durch streng quellenmäßige Forschung als durch liebevolle Vertiefung in den Stoff auszeichnen. Stadt und Herrschaft Plauen befanden sich vom März 1438 bis zum Mai 1439 vorübergehend im Besitz des Kurfürsten von Sachsen. Ein glücklicher Zufall hat uns die von den sächsischen Amtleuten in dieser Zeit geführten Rechnungen erhalten; sie sind eine hochinteressante und — wie fast alle unsere älteren Rechnungen — bisher noch niemals benutzte Quelle und bieten „die mannigfaltigsten Aufschlüsse und ein volles Bild sowohl von dem Leben und Treiben der sächsischen Besatzung auf dem Schlosse zu Plauen, als auch von dem Bestand der Herrschaft Plauen selbst, was um so werthvoller ist, als bis jetzt, namentlich über wirthschaftliche Verhältnisse des Amtes Plauen, eine ältere Quelle nicht vorliegt". Wenn der Verfasser nicht den Text der Rechnungen selbst, sondern eine keinen irgendwie wesentlichen Punkt des Inhalts außer Acht lassende darstellende Bearbeitung des Inhalts giebt, so ist dies im vorliegenden Falle durchaus zu billigen. Ebenso werthvoll ist der Aufsatz über die Besitzungen der Wettiner im Vogtlande 1378—1402 (Mühltroff, Vogtsberg mit Oelsnitz, Adorf und Markneukirchen, Wiedersberg u. a.), der nicht blos auf zahlreichen schon bisher bekannten Urkunden beruht, sondern daneben auf dem wichtigen Register der Zinsen und Aemter zu Thüringen und Meißen von 1378 (dessen Veröffentlichung die königl. sächsische Commission für Geschichte beabsichtigt) und auf erhaltenen Abrechnungen der markgräflichen Amtleute aus den Jahren 1389—1405, die ebenso wie die betreffenden Theile des Registers vollständig abgedruckt werden. v. Raab theilt ferner das Testament des Hildebrand Eichelberg v. Trützschler auf Schneckengrün vom 16. Mai 1631 unter Beifügung einer Reihe adels- und culturgeschichtlicher Erläuterungen mit und giebt eine Anzahl Nachträge zu seinen „Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes" aus den Jahren 1387—1490, hauptsächlich aus den sogenannten sächsischen Büchern des Kreisarchivs zu Bamberg und einem Lehnbuch Landgraf Friedrich's des Jüngern. — Endlich enthält das Heft noch eine Uebersicht über die Geschichte der Textilindustrie Plauens von A. Neupert. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 85. Donnerstag, den 18. Juli, Abends. **1901.**

Buchholz als Bergstadt.

Zum 400jährigen Jubiläum der Stadt.

Sonnabend, Sonntag und Montag, den 20., 21. und 22. Juli*), beabsichtigt die Stadt Buchholz das 400jährige Jubiläum ihres Bestehens zu feiern, und eine reiche Zahl festlicher Veranstaltungen ist für diese Tage geplant. Eine dauernde Erinnerung an das Jubelfest, einen dauernden, der Stadt allzeit vor Augen stehenden Hinweis auf seine Vergangenheit wird Buchholz in dem von dem Dresdner Bildhauer Schreitmüller modellirten und von der Firma Milde & Comp. in Dresden gegossenen ehernen Standbilde Friedrich's des Weisen, des ältesten der beiden erlauchten Brüder, die in der großen Zeit der Reformation eine so hervorragende, führende Rolle spielten und denen Buchholz seine Gründung verdankt, erhalten, das aus Mitteln des sächsischen Kunstfonds beschafft worden ist und am Hauptfesttage enthüllt werden soll. Bekannt ist Buchholz heutigen Tages dem Touristen, der „mit frohem Muth und leichtem Sinn“ durch die Thäler und von Harzduft erfüllten Wälder des Erzgebirges zieht, der auf Bergeshöhe sein Auge weidet an den Schönheiten, die vor ihm ausgebreitet liegen. In überaus malerischer Weise — und von dem Pinsel des Malers oft festgehalten — baut sich Buchholz vor des Wanderers Blicken an der westlichen Wand des Sehmathales auf, im Norden und Süden begrenzt und umrauscht vom grünen Walde. Terrassenförmig, indem die Terrassen durch steile, ja mitunter jäh ansteigende Pfade und Wege unter einander verbunden sind, wächst die Stadt aus dem Grunde von dem Ufer der Sehma, die, ein echtes Kind der Berge, im Lenz mit wildem Ungestüm durch das geröllreiche Bett dahinbraust, während man sie im Sommer kaum noch als Fluß zu erkennen vermag, am Schottenberge, dem das Sehmathal und Zschopauthal von einander trenenden Höhenzuge, empor. Weiter hinaus ist Buchholz bekannt als Industriestadt. In der Geschäftswelt, man kann ruhig sagen aller Culturländer der Erde, besitzt der Name der Stadt einen guten Klang, weiß man ihren Werth zu schätzen. Unter den rührigen Städten Sachsens nimmt es in seinem Vorwärtsstreben nicht den letzten Rang ein.

Interessant ist nicht minder die Geschichte der Stadt, und besonders fesselt ein Blick in die Geschichte der Stadt während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Damals gehörte Buchholz zu den hervorragenden Silberstädten des Erzgebirges und nahm neben Freiberg, Schneeberg und Annaberg die vierte Stelle ein; es war, wie die Regierung es 1535 ausdrückt, eines „der vier heupt Berckwergke“. Die Kurfürsten und Herzöge zu Sachsen Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Johann Friedrich der Großmüthige, Johann Ernst, Heinrich der Fromme waren als Gewerken an dem im Beginn reiche Ausbeute versprechenden Buchholzer Silberbergbau betheiligt, und selbst die Gemahlin Heinrich's des Frommen, „Frawe Kattarin“ reichte als mitbauende Gewerkin in Buchholz, das mit der Herzogin den Namen derselben Heiligen trug — der Ort hatte bald nach seiner Entstehung seinen ursprünglichen Namen „Buchholz bei oder neben dem Schreckenberge“ mit der Bezeichnung „St. Katharinenberg im Buchholz“ vertauscht, eine Benennung, die wegen ihrer unbequemen Länge nie recht populär geworden ist —, dem Glücke die Hand. Von norddeutschen Fürsten besaßen Antheil an den Buchholzer Gruben Herzog Franziskus zu Braunschweig, Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld, dazu Graf Wilhelm von Nassau. Ebenso legten nicht wenige deutsche Bürger ihr Geld im Buchholzer Bergbau an. Eine ganze Anzahl von Bürgern der Städte Leipzig, Naumburg, Eisleben, Nürnberg, abgesehen von Bewohnern der erzgebirgischen Städte Geyer, Ehrenfriedersdorf, Annaberg, Schlettau, Zwickau u. s. w., sowie anderer sächsischer Städte wie Penig, Colditz, sind uns dem Namen nach als solche bekannt, welche neben den genannten Fürsten, neben Adeligen und Rittern, neben hohen Geistlichen, neben Kirchen, Klöstern und Stiftern Mehrung ihres Vermögens aus den Buchholzer Gruben zu schöpfen hofften. Wie dem Silberbergbau die Bekanntschaft des Namens in weiterer Ferne so verdankt Buchholz überhaupt seine Entstehung demselben. Daß nach Zinn schürfende Bergleute die Ansiedelung, bevor Annaberg entstand, gegründet hätten, ist eine vor der Kritik nicht standhaltende, veraltete Anschauung. Die Gründung erfolgte, indem am 7. November 1501 die ersten 16 Ansiedler sich zu einer politischen Gemeinde zusammenschlossen und in Gegenwart der nach Buchholz entsandten kurfürstlichen Räthe Kaspar's v. Metzsch und des Rentmeisters Hans v. Leimbach Kurfürst Friedrich und dessen mitregierendem Bruder den Treueid leisteten, worauf die Räthe, zugleich zum Zeichen, daß die Fürsten von dem Orte Besitz ergriffen, eine aus dem Bergmeister und zwei Geschworenen als Vertretern der Berggemeinde, sowie zwei nicht bergmännischen Ansiedlern bestehende Ortsbehörde einsetzten, dem eben entstandenen Gemeinwesen auch die Gewährung von Privilegien in Aussicht stellten. Das amtliche Protokoll über den Vorgang lautet: „Uf Sonntag nach Leonardi nächst vergangen (7. Nov.) haben Caspar Metsch und Leimbach uf Buchholz auf meines gnädigsten Herren Teil von den Hausbesessen daselbst Huldung genommen, die gelobt und geschworen haben, meine gnädigsten und gnädigen Herrn Herzog Friedrich und Herzog Hansen, für ihr Erbherren zu haben. Sein 16 Besessen gewesen.“ — „Wir haben alsbald zween Geschworene und zween aus der Gemein dazu verordnet, dem Bergmeister Beistand zu thun.“ — „Wir haben auch laut einer Copei Freiung, doch uf meines gnädigsten Herrn Bewilligung angesagt, ihnen des in anderer Zeit zu schicken.“ — Die Regierungsform der Stadt änderte sich übrigens bald; 1504 bereits bestand das Regiment aus einem Richter und acht Schöppen, die anfänglich jedes Jahr auf's Neue gekoren wurden und zwar von der ganzen Gemeinde, ein Verfahren, das sich jedoch nicht bewährte, weil es dabei zu Tumulten kam und „vielfach nach Gunst und nit nach Verstand“ gewählt wurde. Schon 1508 sind neben Richtern und Schöppen die „Hainborgen“ oder Viertelmeister als Vertreter der einzelnen Stadtviertel am Stadtregiment betheiligt. Erhalten hat sich diese Form der Verfassung bis in das 18. Jahrhundert. Herbeigelockt hatte die Ansiedler, welche am 7. Nov. 1501 die Gemeinde Buchholz gründeten, der Bergbau, wie er sich infolge des Auffindens von reichen Silberadern am Schreckenberge und in dessen Nähe droben „in der wilden Ecke“ zu Ausgange des 15. Jahrhunderts, bestrahlt von der scheidenden Sonne des Mittelalters, entfaltete. Wer nicht mit eigner Hand dem Bergbau diente, sorgte für die Bedürfnisse der Bergleute und war als Inhaber von Kuxen an dem Bergbau interessirt. Noch 1520 schreiben die kurfürstlichen Räthe, „daß im Buchholz am meisten Bergleut und Bergarbeiter und sonst nit viel besessener Bürger wären“. Immerhin muß das Entstehen einer zweiten Stadt in unmittelbarer Nähe des Schreckenberges befremden, nachdem 1496 Annaberg gegründet worden war und die Gegend

*) Als eigentlicher Gründungstag ist der 7. Nov. 1501 anzusehen (s. u.). In Hinsicht auf die wenig günstige Jahreszeit, in welche der Gründungstag fällt, hat man die Feier des Festes mehr in die Nähe der Mittsommertage hin verlegt.

bereits eine ganze Anzahl von Ansiedelungen besaß; denn Frohnau, Kleinrückerswalde, Cunersdorf, Sehma, Cranzahl, Walthersdorf, Schlettau, Königswalde, Geyersdorf, alles Orte im Umkreis von einer Stunde und wenig darüber hinaus um den Schreckenberg gelegen, bestanden vorher. Den Schlüssel zur Lösung dafür findet man, wenn man sich die territoriale Gliederung des oberen Erzgebirges zu damaliger Zeit vergegenwärtigt. Der Schreckenberg lag in dem Herzogthume Sachsen, in dem Gebiete also, das bei der 1485 erfolgten Theilung der jüngeren, der Albertinischen Linie des Hauses Wettin zugefallen war; aber er lag hart an der Grenze gleich Annaberg, der von dem Albertiner Herzog Georg gegründeten Stadt, und die Silberadern zogen sich unter der Erde aus dem Herzogthume hinüber in das Kurfürstenthum. Wo die Stadt Buchholz sich jetzt erhebt, bildete die von Süden kommende Sehma, bildete der in kurzem, raschem Laufe den Berghang herunterrinnende, oberhalb Buchholz entspringende, jetzt zumeist in Schleußen mitten durch die Stadt geleitete „Scheidebach", so genannt eben, weil er die Territorien scheiden half, die Landesgrenze. Die Buchholzer Flur lag im Kurfürstenthume, dabei aber nicht im Gebiete, das dem Kurfürsten unmittelbar gehörte, sondern das sich im Besitze des Abtes von Grünhain, eines Lehnmannes der Kurfürsten von Sachsen, befand. Wie die Albertiner mit Annaberg, so gründeten sich die Ernestiner in Buchholz eine Bergstadt in der Nähe des durch das „Geschrei" von seinen Silberschätzen weit und breit bekannt gewordenen Schreckenberges. Noch näher der Grenze zu als Annaberg wurde Buchholz gegründet. Dicht drängten sich seine Häuser an die Grenzwässer Sehma und Scheidebach; sie würden noch näher an den Schreckenberg herangerückt worden sein, wenn die Landesgrenze es nicht verwehrt hätte. Der Besitz der jungen Bergstadt erschien den fürstlichen Brüdern um so werthvoller, als sie die Herrschaft darüber nicht, wie in Schneeberg, mit den Albertinern zu theilen hatten, weil sie zugleich einen Zuwachs an unmittelbarem Besitz innerhalb der Abtei Grünhain bedeutete. Ihr lebhaftestes Interesse für den Bergort und seine Entwickelung haben Friedrich der Weise und sein Bruder Herzog Johann in reichem Maße zum Ausdruck gebracht. Gleich Herzog Georg, der sich als gnädiger Herr gegen Annaberg erwies, haben sie Buchholz mit einer Fülle von Erweisen landesherrlicher Fürsorge und gnädigsten Wohlwollens überschüttet, und wie sie ihr Nachfolger Johann Friedrich der Großmüthige. Die der Stadt am 15. November, also 8 Tage nach ihrer Gründung ertheilten Privilegien sicherten den Einwohnern zu, „frei backen, schlachten, brauen, schenken, dazu nach bestem Nutz redlich hantiren und handeln zu dürfen"; sie gewährten Zoll- und Geleitsfreiheit für Alles, was zur Nothdurft des Berges und zur „Enthaltung der Einwohner ihnen zugeführt und zugetrieben" werden würde, und begnadeten vor Allem den Ort mit der Ausübung der niederen Criminaljustiz und den Zugängen daraus, als „Wette und „Buße". Zwar geschah letzteres zunächst nur auf 10 Jahr, aber der Zeitraum ward wiederholt verlängert. 1507 wurde die Erledigung vermögensrechtlicher Streitigkeiten, bei denen es sich „um Schulde und Gelde" „und andere Sachen, so nicht Bergwerk sind", d. h. bei denen es sich nicht um Bergstreitigkeiten handelte, dem Ortsgericht zugewiesen. 1512 erlangte der Ort die obere Gerichtsbarkeit, das Gericht über „Hals und Hand" und die Einkünfte daraus, die nicht unbeträchtlich waren; denn ein Todtschlag galt in der rohen Zeit unter der mit manchem zweifelhaften Element durchsetzten Bevölkerung, wie sie um den Schreckenberg sich geschart hatte, für nichts Seltenes und die gewöhnliche Strafe dafür war die Geldbuße. Ein Galgen wurde 1508 errichtet. Zur Mehrung der Einkünfte begnadeten die Landesherren die Stadt- und Kirchengemeinde ferner mit 2 Freikuxen, später wurden es ihrer 4. Ohne daß die Stadt zu den Kosten des Bergbaues beizusteuern gehabt hätte, hatte jede fündige Zeche soviel an Ausbeute an die Stadt zu entrichten, als auf 4 der 128 Kuxe kam, die zu jeder Zeche gehörten. Auch die Silberteste und „Sprungkörner" im Gewicht von unter ½ Lot wurden speciell der Kirche und Schule zugewiesen. Friedrich und Johann gestatten 1507 weiter dem Orte, mit rothem Wachs zu siegeln, eine Auszeichnung, deren sich nur hervorragende Städte wie etwa Zwickau erfreuten; sie verleihen Buchholz ein Wappen mit St. Katharina im Schilde, der Schild gekrönt mit einer Buche; sie erlauben 1519 ein Panier mit den Farben Blau und Gold zu führen. Die Fürsten sind 1511 der Stadt bei Errichtung eines Rathskellers und eines Gasthofes behilflich; sie lassen auf ihre Kosten einen Marktplatz anlegen und verleihen 1512 der Stadt einen Wochenmarkt. Sie spenden wiederholt reiche Beisteuer zur Erbauung der „Heiligen Dreifaltigkeitskirche", aus der man später in unwissenschaftlicher Alterthümelei eine „St. Katharinenkirche" gemacht hat; sie senden ein prachtvolles buntes Glasgemälde, das in den feurigsten Farben glüht, für den Chorraum der Kirche und lassen für sie durch den Rath Pfeffinger auf der Leipziger Messe für 80 Gulden einen prächtigen Sammtornat beschaffen; sie leisten eine Beisteuer für die Kirchenglocken; sie schirmen und fördern später in der Reformation das Aufblühen und die Ausbreitung des Lutherthums. Die Landesherren strecken dem Stadtwesen zur Förderung seiner Entwickelung wiederholt größere Summen Geldes vor, verzichten auch z. Th. auf deren Wiedererstattung; sie verhelfen dem Orte zu einem entsprechenden Weichbilde; sie entschädigen den Abt von Grünhain für seine Verzichtleistung auf den neugegründeten Ort, indem sie 1516 dem Kloster Grünhain den Klosterhof zu Maue, bei Jena im Amt Leuchtenburg gelegen, dazu die Gerichtsbarkeit über den Klosterhof zu Garditzsch bei Altenburg und eine Ackerlänge (= 32 Ruthen) im Umkreise um den Hof und überdies das Kirchlehen in dem erwähnten Dorfe Maue abtreten. Endlich erhielt Buchholz Sitz und Stimme auf dem Landtage. In späterer Zeit gesellen sich hierzu Privilegien auf den Handel mit Salz und Eisen, kommt hinzu die Gewährung von freiem Bauholz zu Neubauten.

Alles das hat sich als von größter Bedeutung für die Entfaltung des Ortes erwiesen. Seine eigentliche Bedeutung erhielt indeß Buchholz erst dadurch, daß Friedrich und Johann die Stadt zu einer Bergamtsstadt erhoben und sie zu einer Centrale im Silberbergbaugebiete des oberen Erzgebirges machten. In technischer und bergrechtlicher Hinsicht erfolgte die Verwaltung der Buchholzer Bergwerke anfangs von Schneeberg aus; dem dortigen Bergmeister stand die Annahme von Muthzetteln, die Verleihung von Maßen, Schmelzhütten, Hofstätten, stand die Rechtspflege auf den Buchholzer Zechen zu. Als der Bergbau in und um Buchholz sich mehrte, machte sich die Anstellung eines besonderen Bergmeisters für diesen Bergbezirk nöthig, und bald nach Gründung der Stadt kam ein Bergmeister nach Buchholz. Ja, eine Zeit lang, etwa anderthalb Jahrzehnte, bildete Buchholz den Sitz zweier Bergmeister, von denen einem speciell der Bergbau in und bei Buchholz unterstellt war, während der andere als Landbergmeister über die „thüringischen, fränkischen und vogtländischen Gebirge" gesetzt erscheint; im Jahre 1515 wurde der Sitz des Letzteren nach Wolkenstein verlegt. Mit der Einsetzung eines eigenen Bergmeisters in Buchholz, dem zwei Geschworne und ein Gegenschreiber beigegeben waren, machte sich die Zuweisung eines bestimmten abgegrenzten Gebietes an diesen nöthig. Im Norden und Osten reichte dieses, das Buchholzer Bergamtsgebiet, bis an die Grenze des Herzogthums Sachsen; westwärts erstreckte es sich bis zu dem Bergamt Schneeberg, das von Schneeberg und „der Meile von Schneeberg" gebildet wurde. 1504 ließen die Landesfürsten die Schneeberger Meile aufs Neue vermessen, weil sich zwischen dem Schneeberger und Buchholzer Bergmeister Streitigkeiten über den Umfang der ihnen unterstellten Bezirke erhoben hatten. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Buchholzer Bergmeister die Aufsicht über den Silberbergbau auf einem wesentlichen Theile der Abtei Grünhain, auf den Tettauer Gütern und Gebietstheilen der Herren v. Schönburg führte. In das Buchholzer Bergamt gehörten die Silbergruben zu Buchholz, Cunersdorf, Königswalde, Walthersdorf, Schlettau, Scheibenberg, bei Grünhain am Fürstenberge, zu St. Oswald auf der Heiden, wo auch eine Hütte zum Schmelzen der damals selbst gewonnenen, freilich meist recht silberarmen Erze stand, zu Beierfeld, am Bärenstein, zu Wiesenthal, später zu Hermersdorf und dem Anscheine nach eine Zeit die Gruben zu Gottesgab und Reitzenhain. Um Wildenau stritten 1519 Schneeberg und Buchholz. Es schob sich der Buchholzer Bergbezirk mithin ein zwischen das Bereich der Bergämter Annaberg und Schneeberg, er bildete das Mittelglied zwischen diesen. Die Aufsicht über den Silberbergbau auf den Tettauer Gütern ging Buchholz 1529 verloren, als infolge Aufblühens des Bergbaues um Wiesenthal, das 1529 (nicht 1526) gegründet wurde, Schwarzenberg einen eigenen Bergmeister erhielt. 1507 erließen die Landesherren für Buchholz eine besondere Bergordnung, die auf dem Entwurf einer Annaberger Bergordnung von 1499/1500*)

---

*) S. Ermisch, Das sächs. Bergrecht S. 112 ff.

und der Schneeberger Bergordnung vom 25. März 1900*) sowie auf der dem Buchholzer Bergvogt (s. u.) ertheilten Instruction fußt und unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des Buchholzer Amtes, wie des in Buchholz geltenden Gewohnheitsrechtes das Bergrecht in der Gestalt festlegt, in der es für Buchholz Giltigkeit haben soll. Das Schmelzen, das Brennen, das Ausmünzen des in Buchholz gewonnenen Silbers, die Vertheilung der Ausbeuten, die Besorgung des Bergrechnungswesens erfolgte zunächst in Annaberg. 1505 aber wurde in Buchholz ein Bergvogt angestellt, welcher das Amt eines kurfürstlichen Zehntners und das eines Amtmannes in seiner Person vereinigte, letzteres, weil Buchholz einem Amte in politischer Hinsicht nicht zugewiesen war; die Stadt bildete vielmehr selbst einen der obersten Regierung direct unterstellten Verwaltungsbezirk. Nicht blos die Mehrung der Geschäfte, sondern auch das ungebührliche Verhalten des Annaberger Zehntners Osann trug zur Errichtung eines Zehntneramtes in Buchholz bei. Osann stellte die Buchholzer Gewerken bei Reichung der Ausbeuten hintan, ja erlaubte sich den fürstlichen Brüdern gegenüber direct Unbotmäßigkeiten, weshalb ihm der sonst so milde Friedrich mit scharfen Worten schreiben ließ: „Werden Dich darum nicht ungestraft lassen; wonach zu richten.“ Um zu erreichen, daß die in Buchholz gewonnenen Silbererze in Buchholz verhüttet werden, gestatten die Landesfürsten, daß außer der schon 1497 vorhandenen Schmelzhütte „Herzog Friedrich“ 1505 Konrad Brau aus Ehrenfriedersdorf, einer der ersten Ansiedler in Buchholz, eine Hütte errichtet, geben sie nicht minder zur Erbauung weiterer Hütten Anregung, verbieten sie, das Silber zum Schmelzen außer Lande zu führen, wobei sie in erster Linie an das Hinüberführen der Erze nach Annaberg, in zweiter Linie erst an die Hütten zu Geyer dachten. Drei, auch vier Hütten waren in Buchholz zur Zeit des ersten halben Jahrhunderts beständig in Betrieb außer der Hütte zu St. Oswald auf der Heide, wenn auch nicht immer alle Oefen beschäftigt gewesen sein mögen. Die Ausarbeitung einer Hüttenordnung für Buchholz, deren Erlaß durch die Bergordnung in Aussicht gestellt wurde, unternahm Ende 1507 oder zu Anfang des Jahres 1508 der Buchholzer Bergmeister Thomas Barthel. Um Räume zu sicherer Verwahrung und zum Brennen des Silbers zu gewinnen, lassen 1507 u. f. J. die Fürsten an der Stelle am Markte, wo sich jetzt das Rathhaus erhebt, ein Gebäude, „das Kurfürstenhaus“ errichten, zugleich bestimmt, das Bergamt aufzunehmen, dem Bergvogt Wohnung, den kurfürstlichen Räthen nebst Dienerschaft und Rossen bei ihrer öfteren Anwesenheit im Orte ein geeignetes Unterkommen zu bieten, ja die Landesfürsten selbst bei Besuchen in Buchholz gastlich zu beherbergen. Schließlich erhielt Buchholz 1512 eine Münze. Unter den Einnahmen, welche den Landesherren aus dem Buchholzer Bergbau zuflossen, finden sich in den ersten Buchholzer Zehntrechnungen vom Jahre 1505 bereits Posten, die, als „Zugang aus der Münz“, als „Schlagschatz“ bezeichnet, von dem Ausprägen des Silbers herrühren; doch dürfte bis 1512 das Silber in Annaberg mit vermünzt worden sein. Der Bau der Münze, ein Anbau an das Kurfürstenhaus, das nun „der Münzhof“ genannt wird, erfolgte 1511—1512 nach Angaben und unter Beaufsichtigung des Schneeberger Münzmeisters Endres Funk. Ueber das Fortschreiten und über die Kosten des Baues unterrichten uns bis ins Einzelnste die erhaltenen Zehntrechnungen. Nach Fertigstellung des Münzbaues war das Buchholzer Münzwesen dem Münzmeister zu Schneeberg unterstellt, der in Buchholz seine ständig da wohnenden Münzgesellen hatte. Wenigstens verhielt sich letzteres so bis 1530, in welchem Jahre die Buchholzer Münze gleich der Münze zu Schneeberg nach Zwickau verlegt wurde. Später erhielt Buchholz auf mehrfaches Petiren seine Münze wieder, allein es dürfte die Zurückverlegung kaum, wie es in Bezug auf Schneeberg der Fall war, bereits 1534 erfolgt sein. Dem Anscheine nach wurde 1536 wieder in Buchholz gemünzt, daß es 1544 geschah, dafür besitzen wir vollgiltigen Beweis. Von Wichtigkeit für Buchholz und sein Ansehn als Bergstadt hebend, erscheint, wie nicht unerwähnt bleiben möge, auch die in späterer Zeit, im Jahre 1535 getroffene Bestimmung, nach welcher die Bergrechnungen, die aller halben Jahre, um Quasimodogeniti und Mauritii (22. Sept.), in Schneeberg von den kurfürstlichen Räthen entgegengenommen worden waren, nunmehr in Buchholz vorzutragen seien. Von 1536 an erscheinen die Beamten von Freiberg, Altenberg, Geyer, Oelsnitz, Schneeberg zur Abrechnung in Buchholz.

*) S. Ermisch, Das sächs. Bergrecht S. 145 ff.

So tritt uns Buchholz in mannigfacher Weise als eine Bergstadt von Rang entgegen, und der Ort blieb es bis zu der Schlacht bei Mühlberg (1547) und den sich daraus entwickelnden Folgen. Da wurde, um die Verwaltung des Bergbaues zu vereinfachen und billiger zu gestalten, das Buchholzer Bergamt mit dem Annaberger Bergamt verschmolzen; ebenso erfolgte eine Vereinigung der Buchholzer Münze mit der Münze zu Annaberg (1551). Wenn die Regierung sich bestrebt zeigte, durch Einziehung des Buchholzer Bergamtes den obererzgebirgischen Silberbergbau billiger zu gestalten, so mochte das für Buchholz gewiß schmerzlich sein, gewiß aber war es auch an sich rationell, zumal die Gruben wie in und bei Annaberg nicht minder in und bei Buchholz und nach Westen zu sich immer weniger ergiebig zeigten. 1534 schon hatte Johann Friedrich, damit die Lust zum Bergbau nicht erlahme, vielleicht richtiger, daß sie sich neu belebe, die Buchholzer Bergwerke begnadet, daß Zechen, welche am Ende eines Quartales nicht eine Ausbeute von 2 Gulden auf den Kux zu reichen vermöchten, statt des Zehnten nur die 29. Mark an den Zehntner zu entrichten haben sollten. An reicheren Silberfunden hat es in Buchholz nicht gemangelt. St. Konrad z. B. brachte von 1504—1505 binnen Jahresfrist einen Ertrag von rund 3160 Mark Silber, was, wenn man die Ausprägung der Mark Silber zu 8⅔ Gulden und den Kaufwerth des Guldens nur zu 16 ℳ annimmt, einem Kaufwerthe von rund 437 000 ℳ entspricht. Im Allgemeinen aber erwiesen sich die Buchholzer Silbergruben doch ärmer als jenseits der Grenze nach Schreckenberg und Pöhlberg zu. Der Bergvogt Busch, eine um die Entwicklung von Buchholz und um die Hebung des Buchholzer Bergbaues hochverdiente Persönlichkeit, berichtet 1516 einmal an seinen Gönner Friedrich den Weisen: „Das Gebirg ist fester als auf Herzog Jorgen Seite.“ „So sind die Gänge alle schmal, fest“ — „und edel“ fügt er nicht ganz zutreffend hinzu, während die vorangehenden Worte sich mit der Wirklichkeit decken. Zu unermeßlichen Reichthümern dürfte durch den Buchholzer Bergbau Niemand gelangt sein. Ueberhaupt ist in dieser Hinsicht viel gefabelt worden. 1524 (12. Juli) schreibt Friedrich der Weise an Busch: „Nun weißt du zu guter Maßen, daß wir auf dem Schneeberg und im Buchholz viel Theil bauen, darauf uns bisher allewege mehr gegangen, denn wir davon bekommen.“ Er war nicht der Einzige, der solches erlebte. Nicht selten klagen die Gewerken, sie hätten mehr Silber in die Erde gegraben, denn daraus gewonnen. Und wem die Berggeister Silber bescheerten, dem erging es nicht selten gleich dem Gewinner beim Glücksspiel: um mehr und mehr des begehrten Metalles zu gewinnen, setzt er den Gewinn ein und läßt, wenn dieser verloren, ihm die ganze Habe folgen, bis nichts als bittere Armuth übrig bleibt. So ist es manchen Gewerken auch in Buchholz ergangen. Hans Sachs hatte nicht so unrecht, wenn er seine Nürnberger, die in nicht geringer Zahl am erzgebirgischen, wie wir andeuteten, speciell auch am Buchholzer Bergbau betheiligt waren, in getreuer Absicht vor unüberlegter Festlegung des Geldes im Bergbau warnt. In seinem zwischen 1518 und 1539 entstandenen Fastnachtsspiele „Der Fürwitz mit dem Eckart“, worin der Fürwitz dem unerfahrenen nach Gold dürstenden Jüngling räth: „Thu dir auch etlich Guckes kaufen! Thu in das Silberbergwerk bauen! Damit magst du dich heraushauen. Du siehst, gar mancher wird des reich!“ läßt Hans Sachs den getreuen Eckart sprechen:

Schaw, das dich Fürwitz hinterschleich,
Das du verguckest, waß du hast,
Vnd werst deins guts ein frembder Gast!
Bergkwerk verderben manchen Man,
Wer vbrig Gelt hat, mags wol than.

Freilich darf man die Bedeutung des Silberbergbaues nicht blos in Rücksicht darauf beurtheilen, welcher Gewinn den einzelnen Gewerken daraus zufloß, sondern man muß zugleich ins Auge fassen, welche Mehrung der Schatz an Edelmetall im Lande durch ihn erfuhr. Die Gesammtproduction an Silber war im Buchholzer Bergamt keine unbedeutende, doch auch in dieser Hinsicht dürfte es nicht blos durch Freiberg, Schneeberg und Annaberg, sondern auch durch Marienberg übertroffen worden sein.

Im Jahre 1669 hatte der Buchholzer Silberbergbau aufgehört. Die Rubrik der Stadtrechnung, bestimmt in sich die Angaben über Einnahmen aus dem Bergbau aufzunehmen, enthält den Vermerk: „Vacat. Weil das liebe Bergwerk an

diesem Ort aufgehöret." Wiederholt ist der Versuch gemacht worden, ihn auf's Neue in Gang zu bringen, doch ohne rechten Erfolg. An seiner Stelle gewann in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert der Zinnbergbau an Ausdehnung, aber auch dieser ist längst eingegangen. Oft haben im 16. Jahrhundert die Vertreter der Stadt Buchholz ihrer Befürchtung Ausdruck gegeben, der Ort werde nur so lange Bestand haben können, als seine „Grundveste, der Bergbau" nicht wanke. Das hat sich nicht erfüllt. Allerdings ist die Stadt, als der Bergbau zurückging, in ein schweres, langandauerndes Siechthum getreten. Der Ort, der 1557 sich rühmen konnte, „in die vierhundert" Wohnhäuser zu besitzen, zählte, bevor die vernichtenden Stürme des dreißigjährigen Krieges über ihn dahinbrausten, nur noch 115 Häuser. Und noch viel trauriger sah es am Ende des entsetzlichen Krieges aus. 1735 hatte es der Ort erst wieder auf 90 Feuerstätten gebracht. Wenn heutigen Tages Buchholz dasteht als eine Stadt mit etwa 8½ Tausend Einwohnern und ca. 5½ Hundert Häusern, so verdankt es dies seiner mannigfachen Industrie, vor Allem der Posamentenindustrie, die 1589 durch den 1565 in Buchholz als Bergmannskind geborenen Georg Einenkel eingeführt worden ist, sodann der Cartonnagenfabrikation und der Herstellung von Prägeartikeln. Die Cartonnagenfabrikation in Buchholz geschaffen zu haben, ist das hohe Verdienst des am 19. März 1898 entschlafenen königlich sächsischen Commerzienrathes Georg Adler. Der Schöpfer der Buchholzer Prägeindustrie ist der gleichfalls hochverdiente königl. sächsische Commerzienrath Oskar Brauer. Die erste durch den Bergbau gezeitigte Blüthe der Stadt Buchholz fiel in die große Zeit der Reformation, wo ein hoher, idealer Zug die deutsche Volksseele schwellte, in die Zeit eines stark ausgeprägten sittlich-religiösen Idealismus. Die zweite, die durch die Industrie hervorgerufene Blüthe entfaltete sich ebenfalls in großer Zeit, in der Zeit nationalen Aufstrebens, nationaler Wiedergeburt. Hier wie dort hat die Stadt den großen Fragen, von welchen das deutsche Volk bewegt wurde, nicht theilnahmslos gegenüber gestanden. Im Gegentheil! Tief ist ihre Bürgerschaft in innerster Seele von dem, was die Zeit bewegte, erfaßt, erregt, ja leidenschaftlich erregt worden. In heißer, glühender Begeisterung wandte man sich den Idealen des 16., wie des 19. Jahrhunderts zu. Möge dieser Zug zum Idealen immer der leuchtende Stern bleiben, dem die Stadt auch in künftigen Zeiten folgt! Er führt sie zu Schätzen, noch köstlicher, als da war —, das blinkende Silber seiner Berge!

L. Bartsch.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Actenstücke von W. v. Hassell. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung: Von 1863 bis 1866. Mit vier Porträts und zwei Karten. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1901. XXIV, 679 SS. Preis 12 ℳ. — Manchem Leser des vorliegenden Bandes, mit dem das Werk v. Hassell's seinen Abschluß erreicht hat, wird es gegangen sein wie dem Referenten: er wird das Buch mit dem Gefühl der Befriedigung weggelegt haben, sich nicht durch noch einen so dickleibigen Band durcharbeiten zu müssen. Ueber die gewaltig bewegten vier Jahre, von denen er handelt, und über den Untergang des Königreichs Hannover, diesen Vorgang „von einer wahrhaft erschütternden Tragik", wie ihn der Verfasser gewiß nicht mit Unrecht bezeichnet, ist schon so außerordentlich viel von entgegengesetzten Standpunkten aus geschrieben worden, daß eine wiederholte und noch dazu so ins Einzelne gehende Darstellung wie die vorliegende nur dann gerechtfertigt erscheinen kann, wenn neues, wichtiges Material vorliegt. Das ist nun hier nicht der Fall; denn wenn der Verfasser auch neben den allgemein bekannten Quellen die Berichte des Bundestagsgesandten v. Heimbruch, des Bevollmächtigten am Wiener Hofe v. d. Knesebeck und handschriftliche Aufzeichnungen des Ministers v. Hammerstein, des Generaladjutanten Dammers u. A. benutzt hat, so war die Ausbeute doch eine recht geringe und konnte kaum in irgend welchem wesentlichen Zuge die geschichtliche Auffassung der Vorgänge beeinflussen. Noch weit schroffer als in den früheren Bänden stellt sich der Verfasser auf einseitig welfischen Standpunkt. Wohl erkennt er die Schwächen der leitenden Personen und vor Allem auch die des unglücklichen Königs, einerseits seine Unselbständigkeit gegenüber oft sehr bedenklichen Rathgebern, andererseits seinen unbegrenzten Eigensinn; aber es kommt ihm nicht entfernt der Gedanke, daß die Katastrophe seines Landes das vollkommen begreifliche, ja fast nothwendige Ergebniß einer unklaren und verfehlten Politik war, sondern sie erscheint ihm lediglich als eine willkürliche und frevelhafte Gewaltthat und ihr Urheber, Bismarck, als ein größtentheils durch unlautere, selbst persönliche Motive geleiteter gewissenloser Intrigant. Gegen eine solche Auffassung zu polemisiren, scheint uns unnöthig. Gern wird man dem Empfinden des an seinem alten Königshause in unentwegter Treue festhaltenden Verfassers die schuldige Achtung zollen; aber zu einem Geschichtschreiber fehlt ihm durchaus die nöthigste Eigenschaft: die Unbefangenheit. Dabei ist die Darstellung von einer geradezu erschrecklichen Breite; allein die Schilderung der kriegerischen Vorgänge des Juni und Juli 1866, für die der Verfasser übrigens auch aus eigenen Erinnerungen schöpfen konnte und die immerhin zu den lesenswerthesten Abschnitten des Werkes gehört, füllt fast 200 Seiten. —m—

— Das Archiv der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Von Prof. Dr. Eduard Heydenreich, Archivar der Stadt Mühlhausen. Mit 1 Lichtdrucktafel, 1 lithographischen Beigabe, 1 Tondruck und 40 Holzschnitten. Der Hauptversammlung des Thüringer Archivtages am 12. Mai 1901 dargebracht vom Mühlhäuser Alterthumsverein. Mühlhausen i. Th., Carl Albrecht vorm. G. Danner'sche Buchhandlung. 1901. 66 SS 8°. — Daß das Archiv der Stadt Mühlhausen eines der reichhaltigsten nicht blos der thüringischen, sondern selbst der deutschen Stadtarchive ist, haben wir bereits wiederholt an dieser Stelle betont. Um so dringender möchte man wünschen, daß es eine seiner Bedeutung entsprechende Unterbringung und Pflege finden möchte, und jeder Schritt, der dahin zielt, verdient Dank. Schon deshalb heißen wir die vorliegende Broschüre willkommen, die wohl geeignet ist, die Bewohner der Stadt auf den hohen Werth des Schatzes, den ihnen die Vorfahren hinterlassen haben, aufmerksam zu machen, aber auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient und finden wird. Prof. Heydenreich, dem das Archiv seit zwei Jahren anvertraut ist, giebt zunächst einen Ueberblick über die Geschichte des Archivs, die sich bis 1297 zurück verfolgen läßt, beschreibt ferner unter Beifügung von Grundrissen seine gegenwärtige Unterbringung, die in keiner Weise befriedigend genannt werden kann, und geht sodann auf die Verwaltung und Ordnung der Archivalien ein; er vermag dabei den Namen manches fleißigen und geschickten Archivars zu nennen, aber zu einer planmäßigen und consequent durchgeführten Ordnung des Archivs ist es doch noch immer nicht gekommen und auch heute noch erschweren die unerfreulichen Raumverhältnisse eine solche im höchsten Grade. Immerhin darf man nach Dem, was Heydenreich über seine eigene Thätigkeit mittheilt, hoffen, daß jetzt eine neue Zeit für das Archiv begonnen hat; hoffentlich gelingt es der Stadt, sich die Arbeitskraft des Verfassers recht lange zu erhalten, damit nicht auf kurzen Aufschwung wieder ein Stillstand oder Rückgang folge. Unter den Schöpfungen Heydenreich's ist diejenige, auf die er selbst das größte Gewicht zu legen scheint, die Begründung einer ständigen archivalischen Ausstellung, die in 10 Abtheilungen die interessantesten Stücke des Archivs vereinigt; als 11. und 12. Abtheilung schließen sich eine Münz- und Medaillensammlung und eine Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer an. Der weitaus größte Theil der vorliegenden Schrift ist der Beschreibung dieser Ausstellung, die wohl als vielversprechender Anfang eines Stadtmuseums bezeichnet werden kann, gewidmet; so kommen die wichtigsten Urkunden und Handschriften des Archivs zu eingehender Besprechung und ließ sich ein klarer Begriff von seiner außergewöhnlichen Reichhaltigkeit geben. Möchte der Wunsch des Verfassers bald in Erfüllung gehen, daß sich für ein zur Unterbringung des Archivs und der sonstigen städtischen Sammlungen geeignetes Gebäude, auf dessen Erbauung aus städtischen Mitteln leider nicht zu rechnen ist, ein hochherziger Stifter finden möchte. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 86. Sonnabend, den 20. Juli, Abends. 1901.

Die Reformation in Buchholz.

Für die Ausbreitung der Reformation im oberen Erzgebirge ist die Stadt Buchholz von nicht geringer Bedeutung gewesen. Das hängt damit zusammen, daß sie zum Kurfürstenthum Sachsen gehörte und mitten in Gebieten lag, in denen sich der Katholicismus behauptete. So strömten denn aus der ganzen Nachbarschaft die Heilsbegierigen nach der „Ketzergrube“, um das reine Gotteswort zu hören und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen: von Norden und Osten aus dem Herzogthum Sachsen, von Süden und Westen aus dem Gebiet der Abtei Grünhain, aus der Grafschaft Wolkenstein, zu der außer Wolkenstein auch die Städte Geyer, Ehrenfriedersdorf und Thum gehörten, aus der noch näher an das Weichbild des Städtchens heranreichenden oberen Herrschaft Hartenstein, die den zäh am alten Glauben festhaltenden Schönburgern unterstand, auch aus Nordböhmen. Der kurfürstliche Bergvogt Matthes Busch oder Mattis Pusch, wie er sich auch schreibt, durfte sich rühmen, „er habe das Evangelium nach Buchholz gebracht“. Schon von Anfang 1523 an schrieb er wiederholt an Luther, er möchte ihnen einen Pfarrer schicken, aber noch am 8. Juli 1524 muß er sich Friedrich dem Weisen gegenüber beklagen, daß Luther ihm kein Gehör geschenkt. Das Bedürfniß nach einem Prediger des Evangeliums war um so dringender geworden, als der alte gebrechliche katholische Pfarrer im Frühjahr 1524 gegen eine recht bescheidene Entschädigung freiwillig sein Amt niedergelegt hatte. Zum ersten Male hörte man in Buchholz am Johannistage 1524 evangelisch predigen: am Tage vorher waren der aus Annaberg (Joachimsthal?) gebürtige, seit Frühling 1523 in Torgau wirkende Gabriel Didymus und der allbekannte Wenzeslaus Linck, der seit derselben Zeit in Altenburg als Prediger thätig war, auf der Durchreise nach Joachimsthal bei Busch eingekehrt und von diesem inständig gebeten worden, „auf nachfolgenden Tag itzlicher eine Prediget zu thun“. Damit aber nicht genug, Busch wußte den beiden Männern das Versprechen abzugewinnen, bei Luther vorstellig zu werden und den Buchholzern baldigst einen ständigen Prediger zu versorgen. Die ließen es denn auch nicht an Bemühungen fehlen. Auf der Rückreise baten sie zunächst die Zwickauer „den Buchholzern einen zu leihen, solange, bis der, so den Buchholzern von Doctor Martino verheißen, käme“. Die Zwickauer zeigten sich gefällig und schickten Friedrich Myconius, der im Februar d. J. aus seinem Annaberger Gefängniß über Buchholz nach Zwickau geflohen war. Am 2. Juli bereits, am Tage Visitationis Mariae, und ebenso am folgenden Tage hielt er unter ungeheuerem Zulaufe je zwei Predigten. So gewaltig war der Eindruck, den er machte, daß man allgemein stürmisch ihn als Pfarrer zu behalten wünschte — neben dem Prediger, den Luther verheißen hatte und der am 13. Juli auch wirklich eintraf, Hartmann Ibach mit Namen. Trotz aller Anstrengungen aber, die besonders der ungemein rührige Matthes Busch machte, gelang das nicht. Myconius folgte einem Rufe auf ein viel größeres Erntefeld, nach Gotha, wo er am 15. August das Amt eines Superattendenten antrat.

Während seiner Anwesenheit nun in Buchholz wurde dort eine Demonstration gegen den alten Glauben inscenirt, die nah und fern großes Aufsehen erregte und besonders den Zorn Herzog Georg's entflammte, der darin eine persönliche Kränkung sehen mußte. Seit Jahren war er bemüht gewesen, die Kanonisation des Bischofs Benno von Meißen bei der Curie durchzusetzen. Briefe über Briefe, Deputationen über Deputationen hatte er nach Rom geschickt, auch reiche Geldspenden zwischeneinfließen lassen. Seinen Secretär Hieronymus Emser hatte er zum Mitarbeiter bei diesem Werke zum Ruhm seines Landes engagirt; er mußte die Aufmerksamkeit auf den neuen Heiligen lenken und Stimmung für ihn machen; 1505 feierte er ihn in einem aus 100 Distichen bestehenden Lobgedicht, 1512 gab er eine sehr unkritische Lebensgeschichte Benno's heraus und ließ ihr 1517 eine deutsche Bearbeitung folgen. Alles vergeblich. Endlich, nachdem sogar Kaiser Karl V. in dieser Angelegenheit mehrmals nach Rom geschrieben hatte, erreichte Herzog Georg sein Ziel bei dem Papste Hadrian VI., der in der Bulle Excelsus Dominus am 31. Mai 1523 die Heiligsprechung Benno's verkündigte und als jährlichen Feiertag den angeblichen Todestag desselben, den 16. Juni, festsetzte. Und am 16. Juni 1524 erfolgte nun unter großem Gepränge im Meißner Dom die „Erhebung“ der Gebeine Benno's, d. h. ihre Ausgrabung mit silbernen und goldenen Schaufeln und ihre Wiederbeisetzung in einem neuen marmornen Grabmal. Diese Feier aber, der man die Bedeutung eines imponirenden Protestes gegen die lutherische Ketzerei zu geben gesucht und zu der zahlreiche Einladungen an Fürsten, Herren und Städte ergangen waren, wurde kurz darauf in Buchholz mit einer groben Posse verspottet. Myconius berichtete darüber wahrscheinlich nach Zwickau, der Bericht gelangte dann wahrscheinlich an den Constanzer Stadtschreiber und Chronisten Georg Vögeli und von da in die Oeffentlichkeit. In Augsburg und bei Hans Lufft in Wittenberg erschien der „Sendbrief von der rechten Erhebung Bennonis“ im Druck. Darnach wurde die Spottfeier von übermüthigen Berghäuern und anderen jungen Gesellen veranstaltet. Sie machten „eine herliche loebliche proceß“. Fahnen von alten faulen Fußlappen wurden vorausgetragen, ein geöffnetes Bretspiel diente als Gesangbuch, ein alter Fischkessel als Weihwasserbecken, Mistgabeln vertraten die Kerzen. Eine Misttrage wurde mitgeführt mit einem als Baldachin darüber ausgespannten beschmutzten „grastuoch“, bestimmt, das auszugrabende Heiligthum zu fassen. So ging der Zug nach einem alten Schachte, „da thaten sie ihren Gesang, traten umher mit Schaufeln und Hauen und erhuben Bischof Benno mit großem Ernst und Andacht, daß man sich möcht starr gelacht haben“. Die Gebeine aber, die man feierlich auf die Trage legte und sorgsam zudeckte, waren ein Roßkopf, der Kinnbacken einer Kuh und zwei Roßbeine. Dann ging der Zug nach dem Markte zurück, wo ein Bischof eine schöne Predigt hielt und die Reliquien vorzeigte, ein Papst Ablaß verkündigte und zum Opfern mahnte, wo man sang: Lieber Herr St. Benno wohne uns bei! und noch tolleren Schabernack verübte. Myconius bestimmte schließlich den Bergvogt einzuschreiten.*)

Noch eine kleine Bemerkung möchte ich anfügen. Die Leipziger Universität besitzt ein Exemplar der Wittenberger Ausgabe des Sendbriefs, das mit einigen nicht uninteressanten handschriftlichen Bemerkungen versehen ist. Der Herausgeber des Sendbriefs äußert zuletzt: Die zu Meißen hätten des Benno ärger gespottet denn die in Buchholz, „Denn das ym Buchholtz ist eyn schympff und schertz, der niemant geschadt hat, Aber die zu Meyssen haben mit ernst gespottet vnd viel leut vmbs gellt da zu bracht.“ U. weiter: „Das mugt ir aber mir kuenlich nach sagen, denn ichs neben viel andern mit augen kegenwertig gesehen habe, da man den Benno zu Meyssen erhub, Das seyn heubt nicht wol zwo feust groß war, Vnd seyn gebeyn vnd

*) Vgl. die treffliche Arbeit von L. Bartsch, Kirchliche und schulische Verhältnisse der Stadt Buchholz während der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz, herausgegeben vom Buchholzer Geschichtsverein, Heft III u. IV (1897, 1899) und Weimarer Lutherausgabe XV (1899) S. 170 ff.

roren so kleyn, das, wo mans het zusamen gesetzt auff eynander, sollt der gantz leyb eynem man kaumet an die hueffte reychet haben.“ Dazu ist aber in dem Leipziger Exemplar vermerkt: „Das ist erlogen. Immo [im Gegentheil] ich hab das Haupt gesehen vnd viel andre beyn sere groß als eynes starcken gewaltigen menschen 1524 (dazu ist nachgetragen: und bin bei der erhebung gestanden) Vnd bin doch der Euangelischen sachen so wenigk entgegen als eyn ander.“ Otto Clemen.

Die russischen Mädchengymnasien.

Von Theodor Hermann Lange. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In den verschiedenen europäischen Staaten sind innerhalb des letzten Jahrzehntes vereinzelt Mädchengymnasien errichtet worden. In Rußland bestehen derartige Lehranstalten schon seit nahezu vier Jahrzehnten und thatsächlich lernen die jungen Mädchen der wohlhabenden Stände in Rußland weit mehr als ihre Standes- und Altersgenossinnen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England u. s. w. In allen Classen der russischen Mädchengymnasien beginnt der Unterricht im Sommer wie im Winter früh 9 Uhr. Die jungen Mädchen erscheinen sämmtlich in der vorgeschriebenen Kleidung, d. h. in glattem, braunem Kleide mit schwarzer Schürze und weißem Kragen. Die Haare sind glatt herausgekämmt. Sogenannte Stirnfransen sind nicht gestattet, ebensowenig dürfen die jungen Mädchen Ringe oder Broschen anstecken. Die Bücher müssen sie in einem Tornister und diesen durchaus auf dem Rücken tragen. Auch die jungen Mädchen der siebenten, also der höchsten Classe, müssen den Tornister anschnallen. Es sind dies junge Damen, welche durchweg 18—20 Jahre alt sind. In die Vorbereitungsclasse werden die jungen Mädchen gewöhnlich mit 9 Jahren, in die erste Gymnasialclasse (die unterste) mit 10 Jahren aufgenommen. Mit 18 oder 19 Jahren werden sie meist in die höchste (7.) Classe versetzt, um etwa mit 19 oder 20 Jahren das Reifezeugniß zu erhalten. Aelter als 21 Jahre darf keine Schülerin sein. Hat sie bis dahin das Abiturientenexamen noch nicht bestanden, so wird sie ohne Reifezeugniß aus dem Gymnasium entlassen. Kurz vor 9 Uhr tritt die sogenannte Classendame, eine geprüfte Lehrerin, in das Classenzimmer, setzt sich auf das Katheder und läßt irgend eine Schülerin das Morgengebet sprechen, um sich nunmehr auf ihren Platz an einen Tisch, der rechts oder links vom Katheder steht, zu begeben. Diese Classendame ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Es unterrichten nämlich an den russischen Mädchengymnasien fast ausschließlich Lehrer. Nur im Französischen, in Handarbeiten und bisweilen im Schönschreiben ertheilen Lehrerinnen die betreffenden Lectionen. Sonst wird aber der Unterricht (auch der Turnunterricht) nur von Lehrern ertheilt. Es sitzt aber in jeder Classe eine Classendame, von den Schülerinnen mit Vorliebe „Cerberus“ genannt, welche laut Gymnasialstatuts auf „Ordnung, Ruhe und Anstand“ halten muß. Ebenso steht neben dem Director eine „Directrix“ der Anstalt vor. Die Classendamen haben meist früher selbst ein Mädchengymnasium besucht. Die Classendame führt verschiedene Bücher. Besonders beaufsichtigt sie das Betragen und die Aufmerksamkeit der Schülerinnen während der Lectionen und notirt die Mädchen zur Bestrafung, welche abschreiben, ablesen und miteinander sprechen. Wie gesagt, beginnt der Unterricht Sommer und Winter um 9 Uhr Vormittags und währt in den unteren Classen bis 1½ Uhr Nachmittags, in den mittleren und oberen Classen aber bis 2½ Uhr Nachmittags. Nach jeder Lection sind fünf Minuten Pause. Die große Pause dauert eine volle halbe Stunde, nämlich von 12—12½ Uhr. Die häuslichen Arbeiten sind nicht unbedeutend. Meist müssen in den mittleren und höheren Classen auch die begabteren Schülerinnen den häuslichen Arbeiten drei, vier und fünf Stunden täglich widmen. Ferienaufgaben hingegen kennt man an den russischen Mädchengymnasien nicht. Faulheit und Ungehorsam werden durch schlechte Censuren, beziehungsweise durch sofortige Anzeige bei den Eltern, Carcer und Relegation bestraft. Auch kommt es bisweilen vor, daß junge Mädchen wegen Besuchs von Bällen, besonders Maskenbällen, wegen Stelldicheins, Liebesverhältnissen, Empfang und Absenden von Liebesbriefen, politischer Vergehen, wegen Beleidigung von Lehrern u. s. w. relegirt werden. An einigen Gymnasien besteht die Vorschrift, daß Schülerinnen, welche Liebesbriefe erhalten, dieselben, falls die Mädchen nicht bestraft sein wollen, der Classendame einhändigen müssen, welche dann diese „billets doux“ liest und verbrennt. Theater und Concerte dürfen die Schülerinnen nach ertheilter Erlaubniß besuchen, müssen sich dabei aber aller Beifalls- und Mißfallsbezeugungen enthalten. Während der Ferien dürfen sie auch in Begleitung der Eltern Bälle besuchen. Fleißige Schülerinnen erhalten sog. „Lobbogen“ und Bücherprämien bei den Schlußprüfungen vor den großen Ferien. Diese Bücherprämien sind meist russische Classiker und Geschichtswerke. Früher wurden auch solche Prämien in französischer und deutscher Sprache verabfolgt. Schülerinnen, welche das Abiturientenexamen cum laude bestanden haben, erhalten silberne und goldene Medaillen. Der Religionsunterricht wird den (orthodoxen) Russinnen und den Jüdinnen im ganzen Reiche durch Popen oder Rabbiner stets in russischer Sprache ertheilt. In Russisch-Polen wird der Religionsunterricht den Polinnen (Katholikinnen) in polnischer Sprache vermittelt. Die evangelischen Schülerinnen erhalten denselben theilweise russisch, theilweise deutsch und in Polen noch theilweise in polnischer Sprache. Soweit an den russischen Mädchengymnasien katholischer Religionsunterricht ertheilt wird, ertheilen ihn Lehrerinnen und keine Priester. Durchweg ist die Behandlung, wenn auch streng, doch keine inhumane. Natürlich erfolgt die Erziehung in nationalrussischem Geiste und hierauf wird beim Unterricht in der Geschichte, sowie in der russischen Sprache und Literatur besonderes Gewicht gelegt. Der Vorzug der russischen Mädchengymnasien vor den privaten höheren Töchterschulen besteht, abgesehen von der Erwerbung nicht unbedeutender Kenntnisse, vor Allem darin, daß die Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein und ziemliche Selbständigkeit sich aneignen, Eigenschaften, die jene Mädchen, welche Privatschulen absolvirt haben, nur in den seltensten Fällen besitzen. Das Schuljahr beginnt an den Mädchengymnasien Ende August d. h. nach Beendigung der großen Ferien. Diese großen Ferien (Sommerferien) währen vom 23. oder 24. Juni bis 20. oder 21. August, die Weihnachtsferien vom 23. December bis 15. Januar, die Pfingstferien dauern 3 Tage und die Osterferien zwei Wochen. Herbstferien giebt es nicht. Dazu kommen noch sehr viele kirchliche Festtage, an denen kein Unterricht stattfindet, ferner die sog. Galatage (Geburts- und Gedenktage in der kaiserl. Familie), an denen gleichfalls der Unterricht ausfällt. Alle sieben Classen haben Jahrescursus. Länger als zwei Jahre darf keine Schülerin in einer Classe bleiben. Ebenso ist es nicht zulässig, daß sie nach einander je zwei Jahre in zwei Classen verbleibt. Derartige Schülerinnen werden einfach von der Anstalt verwiesen. Die Schlußprüfungen beginnen regelmäßig im Frühjahr (Mai und Juni) und enden erst mit Beginn der großen Ferien. In der ersten, dritten und fünften Classe wird nur schriftlich, in der vierten, sechsten und siebenten Classe schriftlich und mündlich geprüft. Fällt bei der schriftlichen Prüfung eine gute Schülerin in nur zwei Fächern durch, so wird ihr gestattet, in den betreffenden beiden Fächern eine Nachprüfung zu bestehen. Bei Schluß der Prüfungen wird ein Festact mit Gesang, russischen und französischen oder russischen und deutschen Declamationen abgehalten. Es werden die „großen“ Censuren verlesen und vertheilt. Die „kleinen“ Censuren werden alle Vierteljahre vertheilt und die Abiturientinnen erhalten ihre Zeugnisse oder auch Bücherprämien, silberne und goldene Medaillen. Aber auch an die anderen Schülerinnen werden, wie schon gesagt, Bücherprämien, vereinzelt auch Medaillen ausgehändigt. Die schriftlichen Prüfungen der Abiturientinnen finden übrigens unter der allerstrengsten Aufsicht statt. Jede Schülerin sitzt an einem besonderen Tische, damit kein Betrug erfolgen kann. In der Aula gehen die Classendamen, der betreffende Lehrer, ein zweiter Lehrer und die „Directrix“, oft auch noch ein dritter Lehrer beobachtend auf und ab. Bei den mündlichen Prüfungen werden in der Geschichte, Geographie, Literatur, Mathematik so viel „Prüfungsabschnitte“ gewählt, als Prüflinge vorhanden sind. Sind beispielsweise 20 Schülerinnen zur Prüfung zugelassen worden, so werden 20 Hauptfragen gestellt und die Schülerinnen ziehen dann durch das Loos ihre Frage, die sie beantworten müssen, oder das Thema, das von ihnen erläutert werden soll. Es geschieht dies aus dem Grunde, damit die Eltern die Lehrer nicht vorher bestechen und die Schülerinnen bereits vor der Prüfung wissen, wonach sie gefragt werden.

Der Leser wird nun vor Allem wissen wollen, was wird auf den russischen Gymnasien geleistet? Ehe ich indessen dieser Frage näher trete, will ich bemerken, daß bisher an den russischen Gymnasien kein lateinischer und englischer Unterricht ertheilt wurde. Für die jungen Damen, welche beispielsweise an einer ausländischen Universität Medicin studiren, macht sich die Unkenntniß des Lateinischen anfangs sehr unangenehm fühlbar. Sie müssen Alle nachträglich und möglichst schnell sich noch eine gewisse Kenntniß der lateinischen Sprachen aneignen. Die Unkenntniß des Englischen hat schließlich nicht so viel zu sagen. Ganz neuerdings ist nun an einigen russischen Mädchengymnasien das Lateinische mit in den Lehrplan aufgenommen worden. Die kleinen Mädchen, welche sich zur Aufnahme in die Vorbereitungsclasse melden, müssen vor Allem geläufig russisch lesen können. Außerdem müssen sie verstehen, kurze Sätze im Russischen zu bilden, eine durchgelesene Erzählung wiederzugeben, die vier Species kennen, das kleine und große Einmaleins gelernt haben und Kenntniß von den bekanntesten Capiteln der biblischen Geschichte (Altes Testament) haben. Ueberall, auch in denjenigen Gouvernements, wo die Schülerinnen nichtrussischer Nationalität die Mehrheit oder ein beträchtliche Minderzahl in der Classe bilden, wird auf die Kenntniß der russischen Sprache, Literatur und Geschichte das Hauptgewicht gelegt. Während in den unteren Classen im Russischen Dictate geschrieben (Stoffe aus der russischen Geschichte) und durchgelesene Geschichten nacherzählt werden, müssen die Schülerinnen in den mittleren Classen Balladen in Prosa umwandeln, Aufsätze aus der russischen Geschichte selbständig bearbeiten und den Entwickelungsgang der russischen Literatur, wenigstens in den Hauptabschnitten, kennen. In den oberen Classen werden die russischen Classiker gelesen und die Charaktere aus den Hauptwerken der großen russischen Schriftsteller beleuchtet (Puschkin — Eugen Onegin, Gogol — Todte Seelen u. s. w.). In der siebenten, höchsten Classe wird natürlich eine ganz genaue Kenntniß der sehr schwierigen russischen Grammatik, Wortlehre und Syntax gefordert; ebenso gründliche Kenntniß der russischen Literatur, der Biographien der hervorragendsten russischen Schriftsteller und Classiker. Die Themen zu den russischen Aufsätzen in der siebenten Classe sind beispielsweise folgende: „Die Reformen Peter's des Großen und seine Bedeutung für Rußland", „Der Einfluß Karamsin's auf die russische Literatur und das russische Volk" und ähnliche. Bei dem Maturitätsexamen fällt jede polnische oder deutsche Schülerin unweigerlich durch, welche das Russische nicht ebenso wie ihre Muttersprache beherrscht. Ja, die polnischen und deutschen Schülerinnen werden in der russischen Sprache noch viel strenger als die eigentlichen Russinnen geprüft. Auch müssen die jungen Mädchen im Maturitäsexamen aus den russischen Classikern hervorragende Stücke aus dem Gedächtniß aufsagen. Was Rechnen, Mathematik u. s. w. anbelangt, so wird auf den russischen Mädchengymnasien außerordentlich viel geleistet, weit mehr als auf vielen deutschen Gymnasien. Arithmetik wird von der Vorbereitungsclasse bis einschließlich der vierten Classe gelehrt. In der fünften Classe beginnt Algebra und Geometrie (bis zur siebenten Classe). In Planimetrie und Stereometrie werden in den obersten Classen sehr schwere Aufgaben gelöst. In der siebenten Classe sind die Woche fünf Stunden für den Unterricht in der Mathematik angesetzt, genau so viel wie für die russische Sprache ferner je drei Stunden für Physik, Geschichte, Deutsch, Französisch und Zeichnen, je zwei für Religion, Geographie u. s. w. In den mittleren und oberen Classen werden gewöhnlich drei Stunden Französisch und nur zwei Stunden Deutsch ertheilt. Russische Geschichte und allgemeine Geschichte werden vollständig getrennt behandelt. Altgriechisch wird an keinem Mädchengymnasium gelehrt, Naturkunde in den unteren und mittleren Classen, Chemie nur in einigen wenigen. Bei der Geschichte wird vor Allem eine patriotische Gesinnung gepflegt, wie dies ja schon betont worden ist. Politische Parteifragen werden bei der neueren und neuesten Geschichte ängstlich umgangen. Auch wird in der Geographie die allgemeine von der russischen streng getrennt und letztere so ausführlich wie möglich behandelt. Durchweg wird der deutsche Unterricht an den Mädchengymnasien sehr ernst genommen. In den oberen Classen sprechen die jungen Mädchen ganz gut deutsch. Schon in der sechsten Classe müssen die Schülerinnen einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte geben können, deutsche Extemporalien schreiben u. s. w. Goethe, Schiller, Lessing, auch Gedichte von Heine, Chamisso, ebenso das Nibelungenlied werden in der sechsten und siebenten Classe gelesen. Der Unterricht im Französischen läßt an manchen Mädchengymnasien zu wünschen übrig. Die Gymnasiastinnen lernen die französischen Schriftsteller nur durch Chrestomathien, also im Auszuge, kennen. Dahingegen leisten die meisten jungen Mädchen in der französischen Conversation und im Briefwechsel mehr als die Zöglinge der höheren Töchterschulen in Deutschland und sprechen, wie alle Slaven, das Französische gut und correct aus. An einigen Mädchengymnasien ist den Schülerinnen die Wahl gelassen, ob sie als fremde Sprache Deutsch oder Französisch lernen wollen. In diesem Falle ist der Unterricht in der Sprache, welche sich die Mädchen gewählt haben, ein sehr gründlicher. Dann sind auch in der sechsten und siebenten Classe fünf Stunden wöchentlich für die betreffende Sprache angesetzt. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Lehrer an den russischen Mädchengymnasien keine Pensionate halten und halten dürfen. Die Schülerinnen wohnen bei ihren Eltern, Verwandten oder in Familien und zwar gewöhnlich mehrere in einer Familie. Gegenwärtig sind die Universitäten in Rußland, bis auf eine, jungen Mädchen verschlossen. Diejenigen, welche studiren wollen, müssen größtentheils ins Ausland gehen und zwar begeben sie sich meist nach der Schweiz, besonders an die Hochschulen von Zürich, Bern und Genf. Sehr viele junge Mädchen besuchen und absolviren die Mädchengymnasien nur aus dem einfachen Grunde, um sich eine gute allgemeine Bildung anzueignen. Und diese erhalten sie thatsächlich auf den meisten Anstalten. Ich habe häufig Gelegenheit, mit Damen, welche ein russisches Mädchengymnasium besucht oder absolvirt haben, zu verkehren, und ich muß gestehen, es sind durchweg gebildete Mädchen und Frauen. Haben sie einem Manne die Hand zum Bunde fürs Leben gereicht, so sind sie fast ausnahmslos auch tüchtige Wirthinnen im Hause und gute Mütter geworden. Wissenschaftlich gebildete Frauen, welche dem Manne ebenbürtig zur Seite stehen, verbreiten nicht nur Glück und Segen im eigenen Heim und in ihrem engeren Kreise, sie sind auch eine Wohlthat für die ganze Nation und solche Frauen haben auch in Rußland schon unendlich viel Gutes und Nützliches geschaffen.

Bücherbesprechungen.

— **Der alte Orient.** Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 2. Jahrgang, Heft 4: **Die Phönizier.** Von Wilhelm Freiherr[n] v. **Landau**, Dr. phil. 32 S.; 8°. Einzelpreis (jedes Hefts): 60 ₰; der Jahrgang (4 Hefte) kostet 2 ℳ — Im ganzen genommen ungefähr dasselbe, was Hugo Winckler auf S. 154 bis 174 (zum Theil auch bis S. 186) des III. Bandes meiner „Weltgeschichte" (1899) dargestellt hat. Nicht blos dem Stoffe, sondern auch der Auffassung nach; was kein Wunder ist, da ja Winckler (vgl. Wiss. Beil. Nr. 25 vom 28. Februar, S. 99: die Anzeige von Zimmern's Schrift, von der, wie ich höre, bereits eine 2. Auflage nöthig geworden ist) mit Alfred Jeremias zusammen den „alten Orient" herausgiebt oder doch in der Hauptsache redigirt. Damit will ich nicht sagen, daß sich Landau etwa in der Weise gänzlich eigenen Urtheils begeben hätte, wie es z. B. Speck im I. Theile seiner „Handelsgeschichte des Alterthums" (vgl. Wiss. Beil. Nr. 136 vom 13. Nov. 1900, S. 543) zu thun fast genöthigt war; vielmehr will ich meiner freudigen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß Winckler's Forschungsergebnisse, trotz mancher Ablehnung im Einzelnen, im Großen doch mehr und mehr durchdringen. Wegen ihrer Handlichkeit ist Landau's Arbeit mit in erster Linie berufen, alte Vorurtheile über die Phoiniker (und Karthager) endlich einmal gründlich zu beseitigen; jedenfalls ist sie kein unwürdiges Glied in der prächtigen Kette dieser im besten Wortsinne gemeinverständlichen Darstellungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. Ht.

— **Zusammenstellung der wichtigsten Angaben über die taktische Verwendung, Ausrüstung und Bewaffnung u. s. w. der deutschen, österreichischen, italienischen, französischen und russischen Armee** bearbeitet von **Balck**, Major im Großen Generalstabe und Lehrer an der Kriegsakademie. Berlin 1901. Verlag von R. Eisenschmidt. Im Offizierverein. — Der Verfasser dieser Zusammenstellung, Major Balck, ist durch sein treffliches Werk über Taktik bereits rühmlichst bekannt, so daß es genügt, die Leser darauf hinzuweisen, daß die vorliegende Schrift als eine

jedenfalls gewissenhaft genaue und deshalb werthvolle Ergänzung zu jenem Werke anzusehen ist. —r.

— Georg Freiherr v. Ompteda, Monte Carlo. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. — Ompteda ist ein sehr beliebter Erzähler; obschon nicht alle seine Romane und Novellen gleichwerthig sind, besonders was geistigen Gehalt und psychologische Vertiefung betrifft, so ist doch allen gemeinsam die lebendige Schilderung, die mit der genauen Kenntniß der realen Lebensverhältnisse, des Milieus zusammenhängt, in welchem sich die Handlung abspielt. Sein neuester Roman: Monte Carlo giebt einen neuen Beweis dafür, denn in so vielen Romanen auch diese Spielhölle eine Zwischenstation und Haltestation der Handlung sein mag — eine so exacte, ins Einzelne gehende Schilderung derselben wie in diesem Romane Ompteda's fand sich bisher in keinem anderen. So farbenreich die Darstellung an vielen Stellen ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie an anderen wiederum an den Fremdenführer streift; die durch Zeichnungen erläuterte Lage des Spielpalastes und des Roulette- und Trente-et-quarante-Spiels, die sich oft wiederholenden Vorgänge an den Spielbanken, die Einrichtungen der Nachbarhotels und der Banque Lyonnaise, das Taubenschießen und manches andere Detail — das ist Alles für die Kenntniß von Monte Carlo von Interesse; aber es geht zu weit in einer nach unserer Ansicht poesielosen Topographie. Nicht immer greifen diese Aeußerlichkeiten in die Handlung selbst ein; sie bilden oft nur müßige Arabesken. Auch aus dem Anekdotenschatz, der sich über diesen Prachtpalast des Spielteufels aufgehäuft, sucht Ompteda allerlei Pikantes hervor und fügt es gelegentlich in den Fortgang seiner Erzählung ein, allerdings meistens ohne innere Nöthigung, sodaß das Gefüge derselben bisweilen etwas locker erscheint. Nicht in dieser Breite eines sich allzusehr hervordrängenden Milieus, das allerdings genügt, um einen großen Leserkreis zu fesseln, sondern in der Pathologie des Spielens, wie wir es nennen möchten, sind wohl die Vorzüge des Romans zu suchen; er schildert uns, wie ein riesiger Holsteiner, ein Herr v. Heese, der anfangs gar nicht spielen will, immer mehr dem Dämon des Spiels verfällt, bis er ihm sein ganzes Vermögen geopfert hat und sich zuletzt eine Kugel vor den Kopf schießt. Diese Schilderung ist reich an feinen psychologischen Zügen; die Nervosität, die das Gewinnen und Verlieren hervorruft, der Besitz unverhoffter Schätze und der immer tiefer greifende Verlust, der zuletzt alle zur Verfügung stehenden Geldmittel aufzehrt, ist mit vieler Feinfühligkeit geschildert; einzelne Züge frappiren durch ihre Lebenswahrheit. Allerdings fehlt es auch nicht an Wiederholungen; die Erlebnisse an der Spielbank selbst bleiben etwas eintönig. Hr. v. Heese ist so ausschließlich der Held des Romans, daß die anderen vorgeführten Persönlichkeiten kaum in Betracht kommen. Der österreichische Baron Lipari kündigt sich anfangs vielversprechend an, doch er greift wenig in die Handlung ein und bleibt zuletzt nur ein nutzloser Warner. Die Frauen ziehen noch rascher an der laterna magica dieser Spielhölle vorüber, die kokette Halbweltdame Diane de Varennes, die für den deutschen Recken eine gänzlich unerwiderte Theilnahme empfindet, und das deutsche Mädchen, das Fräulein v. Appern, von dem früher einmal die Rede ging, er werde sie heirathen, und welches den Muth hat, ihn allein in seinem Hotelzimmer aufzusuchen und ihn zu warnen, daß er sich nicht durch sein Spiel zu Grunde richte. Natürlich ist die Warnung vergeblich: das Alles flößt keinen tieferen Antheil ein; es sind sehr nahe liegende Motive, die kaum eine neue Wendung zulassen. Als pathologische Studie sowohl wie als Sittenbild einer der verrufensten Stätten Europas wird der neue Roman Ompteda's seine Wirkung nicht versagen; als poetisches Kunstwerk aber ist er ein leichtes Stück Arbeit, das oft an eine kaleidoskopische Mosaik gemahnt und nicht auf derselben Höhe steht wie andere Erzählungen des productiven Autors. R. v. G.

— Wilhelm Jensen, Heimath. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. — Ein Lieblingsmotiv Jensen's, das sich in mehreren Romanen wiederholt, ist die innige Zuneigung eines Knaben und eines Mädchens und gemeinsame Wanderungen derselben. So ist es auch hier: der kleine Emigrantensohn, Maurice de Prunelles, und Gela Blaufuß, die Tochter seiner Pflegeeltern, die nach dem Tode der beiden Eltern sich des Kleinen angenommen, machen zusammen eine Wanderung nach dem Vogelberg, wobei sie von einem Unwetter überrascht wurden. Diese Schilderungen sind poesievoll und mit dem warmen Colorit entworfen, welches die Natur- und Landschaftsmalerei Jensen's auszeichnet, zugleich mit einem Vertiefen in die Kindesseelen, wie es der Dichter liebt. Doch im Fortgang der Handlung tritt diese Liebe zurück. Die Schicksale des jungen Maurice, der Anfangs in einem Kramladen thätig, dann in ein französisches Regiment eintritt, beschäftigen uns ausschließlich; es wird ein Blatt der Weltgeschichte nach dem anderen umgewendet. Maurice hatte auf der Hochfläche über der Stadt Jena die Feuertaufe erhalten und war dann mit nach Schlesien gerückt, wo die Festung Glatz von den Franzosen belagert wurde. Allmälig wird der Grundaccord des Ganzen immer voller angeschlagen. Maurice befreundet sich mit einem jungen württembergischen Officier; doch dieser nimmt sich das Leben, weil er die Schmach nicht ertragen kann, als Deutscher gegen seine Landsleute zu kämpfen. Junge französische Damen, die dem Emigrantensohn Antheil einflößen, sehen in ihm nur einen lourd Allemand. Am Todtenbett seines württembergischen Freundes war die Erkenntniß über ihn gekommen, daß er kein Franzose, sondern ein Deutscher sei; da hatte es *wie mit* großflammenden unauslöschbaren Buchstaben eingegraben *in seiner* Seele gestanden: „Nicht vom ererbten Blut und der Stätte der Geburt werde dem Menschen eine Heimath geschaffen; die empfange er nur von dem Erdreich, aus welchem die Wurzeln seiner Kindheit ihre Nahrung gezogen, von den Menschen, zwischen denen er aufgewachsen, die für ihn gesorgt und ihn lieb gehabt; von der Natur, die ihn umgeben, umblüht und geheim im Innersten beglückt von der Sprache, die er als die seinige im Munde führte und im Herzen empfand. Dorthin allein gehöre er, dort lebten die Seinigen, sein Volk war seine Heimath, sein Herzschlag und alles Andere nur leeres Blendwerk, Bethörung und Verirrung." So finden wir den französischen Officier bei dem Schill'schen Freicorps, mit dem er das Treffen bei Dodendorf mitmacht, und später, nachdem er mit Unterstützung seines Freundes Osterloh seine Studien in Königsberg vollendet und das Doctorexamen gemacht hat, 1813 bei der schwarzen Schaar. Osterloh entpuppt sich zuletzt als der Sohn Massenbach's, dessen Name einer der verrufensten war in der Zeit von Preußens Schmach und Erniedrigung, und er sucht selbst den Tod, da er mit seinem Namen nicht länger fortleben will. Bei einem wilden Angriff auf die französische Generalität fällt er und Maurice neben ihm. Dies spielt auf dem Boden seiner Kindheitserinnerungen, bei Gelnhausen; er genest nicht von seiner schweren Verwundung, aber in seiner Pflegerin erkennt er Gela, die Genossin seiner Knabenzeit, wieder. Der Roman hat fesselnde Einzelheiten, aber er gemahnt doch wie lose Blätter zusammengeheftet in einen Einband, der die großen Züge einer weltgeschichtlichen Chronik trägt. Das Einzelschicksal verschwindet dagegen und in der That erscheinen uns die Uebergänge zu sehr skizzirt und die plötzliche Wandlung, die aus dem Emigrantensohn einen begeisterten deutschen Patrioten macht, durch die äußeren Vorgänge nicht schlaghaft genug motivirt. Auch sehen wir Jensen's Muse lieber in Scenen von traumhafter Beleuchtung, als am hellen Tage der Geschichte. R. v. G.

— Organisation des Zahlungsverkehrs von Georg Obst, Beamten der Dresdner Bank in Berlin. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder. — Der Verfasser, auf dessen Schriften wir schon mehreremale mit Anerkennung hinweisen konnten, hat denselben eine neue hinzugefügt, welche in unserer den Verkehr im Großen suchenden Zeit für Kaufleute und Nichtkaufleute von gleichem Interesse sein dürfte. Die Regulirung des internen und des internationalen Zahlungsverkehrs durch Baargeld, Geldsurrogate, Verrechnungen, Wechsel und Checks wird belehrend und faßlich beschrieben und an praktischen Beispielen erläutert. Aber unser Streben nach weiterer Vervollkommnung und Vereinfachung des Zahlungsverkehrs möchte sich nicht mit dem großen Fortschritt begnügen, der zwischen dem Uranfang des Tauschhandels und unserer heutigen Geld- und Credit-Wirthschaft besteht, sondern weitere Mittel suchen, welche insbesondere auch der Erleichterung des internationalen Geldverkehrs zu dienen haben. Als solcher behandelt der Verfasser in einer Schlußbetrachtung die bislang aufgetauchten Projecte: Abschaffung des Metallgeldes und Einführung von Arbeitscertificaten, einheitliches Weltmünzsystem, Einführung internationaler Banknoten, Schaffung einer internationalen Girostelle, Organisation eines internationalen Clearing Hauses. Freilich stoßen solche Pläne auf große Schwierigkeiten und es wird noch geraume Zeit bis zu ihrer Verwirklichung vergehen. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 87. Dienstag, den 23. Juli, Abends. 1901.

Die Rothhaarigen.

Culturgeschichtliche Skizze von Martin Beck.

Gegen Menschen mit rothen Haaren besteht ein uraltes Vorurtheil. Jedenfalls hat das in der Seltenheit und in dem Ausnahmecharakter dieser Erscheinung seinen Grund. Denn es giebt keine Rasse, keinen Stamm, selbst kein Geschlecht, dem rothe Haare erbeigenthümlich wären. Erlenholz und rothes Haar sind auf gutem Boden rar, heißt ein deutsches Sprichwort, das sich in fast allen germanischen Mundarten vorfindet. Der Italiener sagt in mehr anarchistischem Sinne: uomo rosso e cane lanuto più tosto morto che conosciuto, d. h. ein rother Mensch und ein wolliger Hund lieber rasch todt als Jemandem kund. Und fast wörtlich lautet dieses radicale Sprichwort bei den Franzosen: homme roux et chien lainu plutôt mort que cognu. Aehnliche Sprichwörter haben auch die slavischen Völker. Man empfindet vor rothhaarigen Menschen eine abergläubische Scheu. Man hält sie für auffallend von der Gottheit gezeichnet und traut ihnen wenig Gutes, besonders einen falschen, treulosen Charakter zu. Ungebildete Leute haben deshalb nicht gern mit ihnen zu thun. Non tibi sit rufus unquam specialis amicus (nicht sei dir ein Rothkopf jemals ein besonderer Freund), lautet die erste von zwölf Klugheitsregeln im Ruodlieb, einem großen altdeutschen, romantischen Epos in mittellateinischer Sprache aus sächsischer Zeit, aus dem Jahre 1030; „denn solche sind jähzornig und treulos,“ wird erläuternd hinzugefügt. Ungefähr um dieselbe Zeit sagt der Geschichtsschreiber Bischof Thietmar von Merseburg († 1019), indem er rothe Farbe und falschen Sinn zusammenstellt: Bolizlavus, Boemiorum provisor, cognomento Rufus et impietatis auctor immensae (Boleslaus, der Böhmen Verweser, trug den Beinamen Rothkopf und war der Anstifter unglaublicher Ruchlosigkeit). Vom König Fulko von Jerusalem dagegen erzählt Wilhelm von Tyrus Ende des 12. Jahrhunderts: erat autem idem Fulco vir rufus, fidelis, mansuetus et contra leges illius coloris affabilis, benignus et misericors (es war aber ebenderselbe Fulko ein rothköpfiger Mann, treu, friedlich und, der üblichen Meinung von jener Farbe entgegen, leutselig, wohlthätig und barmherzig). Und der mittelhochdeutsche Epiker Wirnt von Gravensberg sagt in seinem zwischen 1201 und 1210 verfaßten Wigalois vom Grafen Hoyer von Mansfeld:

im was der bart und daz hâr
beidiu rôt, viurvar,
von denselben hoere ich sagen,
daz si valschin herze tragen

Das sei beim Grafen Hoyer aber nicht der Fall. Die Didriks Saga schildert den Verräther Sifki roth an Haupthaar und Bart. Obwohl die Bibel davon kein Wort sagt, wird doch der Verräther Judas Ischarioth als typisch rothhaarig angesehen. So zeigten ihn zuerst die im Anfange des 14. Jahrhunderts angefertigten kunstvollen Wandgemälde in der leider abgebrochenen Deutschordenskirche zu Ramersdorf im Siebengebirge. Diese Auffassung ist seitdem gang und gäbe geworden, vielleicht aus germanischer Anschauung heraus, obgleich schon im Alten Testament rothhaarige Juden erwähnt werden. Esau war röthlich und auch König David. Luther hat bei diesem nur das admoni, rothhaarig, mit bräunlich übersetzt.

Man will den Anlaß zu der Meinung von der Falschheit der Rothhaarigen in der altgermanischen Thiersage, im hinterlistigen Reineke Fuchs suchen. Aber diese Anschauung ist schon bedeutend älter als die Thiersage. Der boshafte Loki des germanischen Mythos galt schon seines rothen Haares wegen für falsch. Ein rother Bart gab seinem Träger keine solche Bedeutung. Er galt eher für ein würdevolles Zeichen männlicher Thatkraft, wie der Donnergott Thor und Kaiser Friedrich Rothbart bezeugen. Ueberdies begegnen wir ähnlichen Anschauungen über Rothhaarige auch bei weit entfernten Völkern, z. B. den Südarabern. Die Beduinen Hadhramauts erzählen, als Gott den Propheten Salih sandte, um den im Laster versunkenen Stamm Thamud zu bekehren, glaubten dessen Angehörige nicht an die Göttlichkeit seiner Sendung und verlangten ein Zeichen von ihm. Da führte sie der Prophet an einen Felsen, öffnete diesen und ließ ein Kameel mit seinen Jungen daraus hervorgehen. Zugleich warnte er sie, den Thieren etwas zuleid zu thun, da das dem ganzen Stamm zum Verderben gereichen würde. Trotz des Wunders schenkten sie dem Propheten keinen Glauben. Einer von ihnen, Quodar el Ahmar, d. h. der Rothe, tödtete die Kameelkuh durch einen Pfeilschuß. Das junge Kameel verschwand wieder in dem Felsen. Zur Strafe aber vernichtete Gott den ganzen Stamm. Noch jetzt sagen die Araber deshalb „roth wie Quodar“ oder auch „Unheil bringend wie Quodar, der Rothe“, und sehen Jeden, der rothes Haar trägt, wie einen Menschen an, der Böses gegen sie im Schilde führt. Rothhaarige Beduinen sind in Hadhramaut nichts Seltenes. Die Araber gehören wie die Juden zu den semitischen Völkern, unter denen doch die schwarze Haarfarbe typisch ist. Gleichwohl giebt es genügend Rothhaarige und auch viele Blonde unter ihnen. Ein englischer Arzt fand unter 655 Juden, die er im Orient und in Südeuropa untersuchte, 14 rothhaarige und 19 hellblonde. Schon auf altägyptischen Denkmälern sind Juden mit rothem Haar und Bart abgebildet. Man nimmt gewöhnlich an, daß die blonden und rothhaarigen Juden einer Mischung mit abendländischen Rassen ihre abweichende helle Färbung verdanken. Da aber diese hellfarbigen Juden vereinzelt unter den Juden der ganzen Welt zu finden sind, die doch sonst ihren Rassetypus überall unverändert festgehalten haben, wollen andere Forscher einen braunen und blonden Originaltypus unter der jüdischen Rasse annehmen. Mischungen der Juden mit andern Völkern kamen freilich schon früh vor. In Ungarn verbot ein Gesetz König Ladislaus des Heiligen vom Jahre 1092 die Ehen zwischen Juden und Christinnen. Und nach einem Berichte des Grazer Erzbischofs Robert vom Jahre 1229 lebten damals in Ungarn noch Juden ungesetzlich mit christlichen Frauen in vermischter Ehe und diese Frauen traten häufig zum jüdischen Glauben über. Christliche Eltern verkauften ihre Kinder an Juden und Mohamedaner. Manche ließen sich aus Gewinnsucht beschneiden, so daß binnen wenigen Jahren viele Tausende vom Christenthum abfielen. Auch die südosteuropäischen Chasaren, von denen der vornehmere Theil, die Chakane oder Fürsten und die Großen des Volkes, vom Islam zum Judenthum übertrat, mischten sich mit Juden. Man unterschied darnach schwarze und weiße Chasaren. Aber alle diese Vermischungen aus alter und neuer Zeit haben ebensowenig wie das Klima den alten, scharf ausgeprägten Rassetypus der Juden zu verwischen vermocht. Das nordische Klima färbt Haar und Haut überhaupt nicht blasser, wie Manche im Hinblick auf die blonden germanischen und finnischen Völker glauben. Die schwarzhaarigen Eskimos beweisen das Gegentheil. Unter den Juden in Persien, Arabien, Syrien und Nordafrika, die sich in nichts von den Juden andrer Länder unterscheiden, findet man auch blonde und rothhaarige Individuen. Und von einer Mischung mit abendländischen Rassen kann bei ihnen vielleicht kaum die Rede sein. In Deutschland dagegen sicher. Die bekannte statistische Untersuchung der Augen- und Haarfarbe der deutschen Schulkinder ergab einen Durchschnitt

von 11,2 Procent blondhaariger und blauäugiger Judenkinder. Diese waren fast gleichmäßig über ganz Deutschland vertheilt. Dennoch gilt für die Juden und alle semitischen Völker die schwarze Haarfarbe als typisch. Andere Färbungen bilden eben nur Ausnahmen. Und wenn auch Haar und Bart blond oder roth sind, die übrigen Rassemerkmale, der Gesichtsschnitt, die Stellung der Augen, Gestalt, Haltung und Bewegung treten doch stets unverkennbar hervor und strafen die helle Haarfärbung Lügen. Man kann daher wohl die Haarfarbe als charakteristisches Rassemerkmal anführen und behaupten, diese Rasse hat vorwiegend schwarzes, jene blondes Haar. Wenn auch schwarzes Haar bei allen Rassen sich vorfindet, bei der einen typisch, bei der andern als vereinzelte Ausnahme, so wird doch z. B. ein Germane, der sonst vollständig germanischen Typus, aber schwarzes Haar besitzt, nie jenes wollig gekräuselte harte Haar aufweisen wie die Semiten oder Neger. Das sind eben Rasseneigenthümlichkeiten und alles Andere nur Ausnahme.

Vorwiegend blonde Haarfarbe zeigen Germanen, Slaven, Kelten und Finnen. Und dennoch giebt es auch unter schwarzhaarigen Völkern blonde Leute als Ausnahme, wie unter blondhaarigen Völkern solche mit schwarzen Haaren. Will man keine Mischung dabei annehmen, so muß man diese Ausnahmen als ein Naturspiel betrachten, ebenso wie die über alle Welt verstreuten Rothhaarigen. Es giebt sogar Völker, wie die Aymara in Peru, bei denen die Haare im Alter nicht weiß werden und auch nie ausfallen. Beneidenswerthes Völkchen, dem die Witze über die unserer hohen Civilisation fast typischen „hohen Stirnen“ und die vollbärtigen Kahlköpfe, denen die „Haare ins Gesicht gerutscht sind“, erspart bleiben! Was schon vorhin von dem schwarzen Haar gesagt wurde, das als Ausnahme bei blonden Völkern auftritt, das gilt auch von dem blonden Haar unter schwarzhaarigen Völkern. Dieses Blond hat, von stattgehabten Mischungen selbstverständlich abgesehen, mit unserem schönen, sonnigen Blond nichts gemein. Es erscheint fast hanfartig unrein, wie mit grauer Farbe gemischt. Solches Blond gab es schon unter den alten Aegyptern. Der Geschichtsschreiber Manetho, der im 3. Jahrhundert v. Chr. lebte, nennt die rosenwangige Königin Nitokris blond. Allerdings war ihr Vater, ein Weinwirth, aus der Fremde eingewandert, und sie wurde deshalb später als Königin angefeindet und ihr Gemahl heimlich ermordet. Das weiß Jeder, der Ebers' „Aegyptische Königstochter“ gelesen hat. Auch unter den Porträts in dem großen Werke des italienischen Aegyptologen Rosellini, der 1828 mit Champollion eine toskanisch-französische Expedition in Aegypten leitete, ist eine blonde Königstochter Ranofre. Rothhaarige Menschen kommen aber bei allen Rassen und Völkern vor, bei den Negern, den Indianern und selbst den Chinesen. Auf alten chinesischen Gemälden sieht man berühmte Helden mit fuchsrothem Haar, und Schnurrbärte, tatarisch melancholisch herabhängend, von derselben Farbe sind nicht selten. Bei den sibirischen Völkern, in Turkestan, überall kommen Leute mit rothem Haar und Bart vor. Eine tscherkessische Schönheit muß sogar hellrothes, goldig leuchtendes Haar aufweisen können.

In Deutschland finden sich die rothen Haare sehr vereinzelt. Auf den friesischen Inseln Sylt, Föhr rc. stößt man erst unter 200 Eingeborenen auf einen mit rothem Haar. Im Königreich Sachsen kamen unter 468 763 Schulkindern auf 1000 nur 2,3 mit rothem Haar, d. h. brandrothem. Denn die Kinder mit dem prächtigen, rothblonden Haar wie die tscherkessischen Schönen, das schon Tacitus des weichen, goldigen Farbtones wegen rühmt, wurden zu den blonden gerechnet. Ein echt rothhaariges Kind kam ungefähr auf 300 blond- und 150 dunkelhaarige. Meistens nimmt man an, daß die Völker keltischer Abstammung, also Gälen, Walliser, Iren und Bretonen, und die romanisirten Kelten in Frankreich auffallend viel rothhaarige Individuen aufweisen, und „der rothhaarige Ire“ ist eine fast stehende Bezeichnung geworden. Wo Germanen sich unter Kelten ansiedelten und mit diesen mischten, vernichtete der stärkere germanische Typus den keltischen. Eine allerdings recht lückenhafte und vereinzelte statistische Erhebung unter rein irischer Bevölkerung zeigte unter 100 Iren ungefähr 6 rothhaarige. Das ist doch jedenfalls nicht so viel, daß man die Iren als ein rothhaariges Volk bezeichnen könnte. Eine eigenartig rothhaarige Rasse giebt es überhaupt nirgends. Die rothhaarigen Menschen finden sich nur sporadisch unter allen Rassen, und daher erklärt sich auch die ganz ungerechtfertigte Abneigung gegen die so auffällig von der Natur gekennzeichneten Menschen, deren schreiende Haarfarbe nicht mit ihrem Charakter identisch ist. Am meisten finden sich rothhaarige Menschen unter den Finnen. Die Finnen, obwohl zur mongolischen Rasse gehörend, sind durchweg blond, ganz hellblond, aschblond. Das Blond ist bei ihnen reiner vertreten als in Deutschland. Man trifft kaum einen Menschen mit anderem als blondem Haar, dafür aber viele rothhaarige. Kein Volk soll so reich an feuerrothen Haaren sein wie der finnische Stamm der Wotjaken. Wer kein rothes Haar aufweisen kann, verfügt wenigstens sicher über einen rothen Bart. Kelten wie Germanen, die man früher körperlich kaum von einander schied, wurde einst goldgelbes und röthliches Haar gleichermaßen zugeschrieben, wenn auch ein alter Schriftsteller, Clemens von Alexandrien, bei den Kelten von einer Aehnlichkeit mit der Blutfarbe spricht. Den Germanen galt das rothblonde Haar als das schönste. Sie suchten es sogar künstlich zu erzeugen, wenn die Natur etwa ihrem Haar eine dunklere Färbung verliehen hatte, indem sie es mit Laugenseife, dieser echt germanischen Erfindung, wuschen. Auch durch Bleichen mit Kalkwasser suchten sie ihm eine hellere, röthliche Farbe zu geben. Doch scheint diese Modethorheit erst in späterer Zeit über Gallien zu den Germanen gelangt zu sein, als man wußte, wie hoch die Römer das rothblonde deutsche Haar schätzten. „Golden das röthliche Haar“, rühmt Ausonius, der Erzieher des Kaisers Gratian, von der schönen, jungen Schwäbin Bissula, die er als Beute von einem Kriegszuge Valentinian I. geschenkt erhalten hatte. Im Allgemeinen scheint im alten Germanenlande das röthlich-blonde Haar vorherrschender gewesen zu sein als jetzt, wo das Blond vorwiegend ist und selbst in rein germanischen Gegenden auf hundert Menschen kaum ein rothhaariger kommt. Die Gallier, die auch als roth- und gelbhaarig beschrieben werden, galten im Vergleich zu den Germanen aber doch als weniger rothfarbig. Die Germanen färbten sich das dunklere Haar gern heller, weil es ihnen, als Haarfarbe der gefangenen und zu Sklaven gemachten Fremden, als ein Zeichen der Unfreiheit erschien. Das Haarfärben war auch bei den Frauen gebräuchlicher als bei den Männern, obgleich die Alemannen zur Vorbereitung für die Schlacht sich das Haar zu färben pflegten und die Bataver als Zeichen eines Rachegelübdes. Die Römer gebrauchten die germanische Seife auch zur helleren Färbung ihres Haares und ließen mit Vorliebe aus dem prachtvollen rothgoldigen Haar der Germanen, das bald einen beliebten Handelsartikel bildete, sich Perücken, falsche Locken und falsche Zöpfe anfertigen.

„Galla, dein Putztisch flickt dich aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet am Rhein sich dein Haar“,

spottet Martial von einer vornehmen Römerin. Bis nach Afrika hinein galt das schöne germanische Haar und die lichte germanische Haarfarbe als beliebte Mode. Griechische Frauen färben sich noch heute wie im Alterthum das Haar roth. Dort und in Afrika und auf den Südsee-Inseln scheint man nicht nur im Gegentheil zum Abendlande gegen Rothhaarige kein Vorurtheil zu hegen, sondern rothes Haar für eine besondere Zierde zu halten. Man sucht deshalb eine solche Haarfärbung künstlich durch allerlei Mittel zu erreichen, durch einen lange Zeit auf dem Kopfe getragenen dicken Teig von gedörrtem Kuhdünger und Wasser, durch Thon, Extracte von Rinden und Baumwurzeln rc. Besonders bei den Südsee-Insulanern ist das Haar-Rothfärben sehr gebräuchlich, so daß man Berichte über blonde oder rothhaarige Menschen in der Südsee mit Vorsicht aufnehmen muß. Unter den Kanaken auf den hawaischen Inseln sollen echt rothhaarige Leute vorkommen, für die ihre Sprache das besondere Wort Ehu hat. Auch unter den Samoanern soll es Rothhaarige geben. Meistens aber färben es die Südsee-Insulaner roth. Einen hohen, mächtigen Kopfschmuck aus braunroth gebleichten Haaren, die mit rothen Federn, Perlmutterstückchen oder kleinen Spiegeln verziert sind, zu tragen, ist auf Samoa nur den Häuptlingen erlaubt. Bei den Samoanergruppen, die uns in Deutschland als neue Landsleute einen Besuch abstatteten, konnte man vielfach diesen Riesenaufbau rother Haare bewundern. Zum Färben ist besonders Korallenkalk beliebt. Heute trägt ein Mann pechschwarzes Haar. Morgen sieht man ihn mit Korallenkalk beschmiert schneeweiß wie einen Silbergreis. Fünf oder sechs Tage hintereinander trägt er diesen Kalk frisch auf. Am Ende der Woche, nachdem er sich sorgfältig im Meer oder Bache gewaschen und sich tüchtig mit Oel gesalbt hat, ist das schwarze Haar rothbraun geworden. So strebt man in andern Welten nach dem, was bei uns verachtet wird, nach rothem Haar. Echt

rothblondes, goldig schimmerndes Haar, wie es den alten Germanen als Schönheitsideal galt, schätzt man auch neuerdings bei uns wieder und sucht es durch künstliche Färbung zu erreichen. Fuchsrothes Haar dagegen mag Niemand gern haben, und wem es die Natur gegeben hat, der hegt wohl zuweilen in schwachen Stunden einen stillen Groll gegen sie.

Bücherbesprechungen.

— Buddha, Mohammed, Christus. Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke (Divisionspfarrer in Berlin). Zweiter, systematischer Theil: Vergleich der drei Religionen. 2. Aufl. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 252 S. gr. 8. Preis 3 (gb. 3,60) ℳ — Dem ersten Bande dieses trefflichen Buches ist nun der zweite in 2. Auflage nachgefolgt, und der Unterzeichnete folgt gern der freundlichen Aufforderung, auf dessen Neu-Erscheinen an seinem bescheidenen Theile die Augen solcher Leser zu richten, welche aus herzlicher Freude an ihrem christlichen Glauben, oder auch in dem Verlangen nach Mehrung und Vertiefung solcher Freude, eine gründliche Auseinandersetzung des Christenthums mit den beiden anderen großen Weltreligionen für wünschenswerth und heilsam halten. Nicht daß der Unterzeichnete für sich eine sachmännische Vertrautheit mit den Religionen Buddha's oder Mohammed's in Anspruch nehmen könnte. Eine solche verlangt das Buch gar nicht, setzt sie auch kaum voraus, bringt vielmehr selbst, und zwar mit großem Geschick und ruhiger, in des Wortes gutem Sinne unparteilicher, weil aus christlicher Ueberlegenheit fließender Sachlichkeit auf Schritt und Tritt die nöthigen Belege bei, und zwar überall in allgemein verständlicher Gestalt ohne irgendwelche Beanspruchung eigener sachmännischer Gelehrsamkeit, unter einfacher Verwendung und Vorführung der Ergebnisse anerkannter Kenner der buddhistischen wie der islamischen Religion und Literatur. Die Stärke des Verfassers liegt vor Allem einmal in einer tiefen und ungemein freudigen Auffassung des eigenen, des christlichen Glaubens, und sodann in einer nicht gewöhnlichen Gabe theilnehmender Versenkung in fremde Religionsanschauungen bei um so getrosterer Bewahrung der eigenen, verbunden mit der anderen Gabe einer klaren und warmen, wahrhaft volksthümlichen und doch vornehmen Darstellung. So ist das ganze Buch in der That gemeint: „daß hier zum ersten Male in breiterer, volksthümlicher Darstellung für die Denkenden unter den Christen die drei Religionsstifter und ihre Religionen gegenübergestellt, verglichen und nach ihrem Werthe abgemessen sind.“ Dabei wird „überall und am Ende die Palme dem Gründer des Christenthums zuerkannt“, und der Verfasser ist doch überzeugt, daß dies „nicht auf Voreingenommenheit beruhe“, sondern in der Sache selbst begründet sei. Diese schöne, auf ernster Arbeit beruhende und mit männlicher Freiheit des Geistes verknüpfte Begeisterung für die unvergleichliche Wahrheit des Christenthums macht eben den Verfasser so beredt und seine Arbeit so anziehend. Und es wird sich nicht verkennen lassen, daß sie in zwiefacher Hinsicht zeitgemäß und erfreulich ist, nämlich einmal als Handhabe gegenüber dem krankhaften Bemühen verirrter Pseudochristen der Gegenwart, die in Unkenntniß des wahren Wesens des Christenthums und falscher Beugung unter fremde Großsprecherei den gegenwärtigen Völkerverkehr als Anlaß zu wunderlicher Verherrlichung des Buddhismus nehmen, und sodann als ein schönes Beispiel einer selbständigen und tiefen Auffassung des christlichen Glaubens. Damit ist nicht gesagt, daß nicht genaue Kenner der in Betracht kommenden Religionen und der bez. Schriften angesichts der Ausführungen des vorliegenden Werkes mancherlei Bedenken haben und äußern mögen, weil immer ein dargebotenes Gutes der Feind von möglichem noch Besserem ist (das aber als solches doch erst in Betracht kommt, wenn es in die Erscheinung tritt) und die Verfolgung eines gangbaren Weges andere Wege mit ihren Vortheilen und Schattenseiten ausschließt. Dies gilt schon von der Eintheilung des Stoffes (im 2. Theile) nach gangbaren Gesichtspunkten der christlichen Glaubenslehre (Lehre von Gott, von der Welt ꝛc.) und nicht minder von einer, durchaus nicht gewollten und durch Einzelausführungen reichlich aufgewogenen, im Ganzen aber doch unvermeidlich gewesenen Annahme einer sozusagen unberührten und unvermittelten Festigkeit der kirchlichen Lehre, namentlich von der Person Jesu Christi. Um so ergreifender wirkt andererseits die ungemein klar und sieghaft aufgewiesene religiöse wie sittliche Ohnmacht insbesondere des Buddhismus (vgl. z. B. S. 68 f.), dessen thatsächliche Erfolge eigentlich in der frühen Aufnahme von Lehren und Einrichtungen beruhen, die seinem wahren Wesen als Nihilismus widerstreiten. Worte wie Kirche und Prädestination sollten übrigens doch wohl nicht für alle Religionen zur Verfügung stehen, sondern (jedenfalls „Kirche“) für die christliche vorbehalten bleiben. G. Schnedermann.

— Ein Jahr in England, 1898—1899, von Prof. Dr. L. Kellner. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 413 Seiten. Preis 4,50 ℳ — Der Verfasser entwirft auf Grund eigener längerer Beobachtung ein lebhaftes Bild des reichen englischen und speciell Londoner Volkslebens, dessen Darstellung, wenn man auch den Eindruck hat, als werde der Verfasser zuweilen allzu stark von einer Vorliebe für englisches Wesen beherrscht, doch im Ganzen den Eindruck der Wahrheitstreue macht und sich recht gut liest. Wenn Chamberlain z. B. als der große Mann gefeiert wird, so wird der Verfasser mit dieser seiner Meinung außerhalb Englands selbst herzlich wenig Zustimmung finden. Auch in dem Capitel: „Wie man zum Patriotismus erzieht“ erscheint uns der Verfasser eine allzu günstige Auffassung von englischen Erziehungsmethoden zu haben. Dabei sei übrigens für den Verfasser bemerkt, daß nach unserem Wissen die große neue Helmolt'sche Weltgeschichte jetzt ins Englische übersetzt wird. Am bemerkenswerthesten sind unseres Dafürhaltens diejenigen zahlreichen Capitel des Buches, in denen der Verfasser die mannigfachen und vielseitigen socialen Fragen Englands behandelt. Hier wird man viel von England noch lernen können. Wir verweisen in dieser Hinsicht besonders auf die beiden Capitel: „Wie man in London die Massen erzieht“ und „Wie General Booth die Armuth bekämpft“, aus dem man die sociale Thätigkeit der Heilsarmee von einer ganz neuen Seite betrachten lernt. Alles in Allem ein interessantes Buch mit reichem Inhalt, dessen Studium wir unseren Lesern wohl empfehlen können. W. B.

— Untersuchungen zur Besiedelungs- und Wirthschaftsgeschichte des Thüringischen Osterlandes in der Zeit des früheren Mittelalters von Dr. Heinrich Leo. Mit einer lithographischen Tafel. Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte hrsg. von Buchholz, Lamprecht, Marcks, Seeliger, Bd. VI Heft 3. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1900. 93 Seiten. — Diese aus dem Seminar Professor Carl Lamprecht's hervorgegangene treffliche Arbeit versucht nach den grundlegenden Werken von Meitzen über Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven 4. Bd. und speciell über die Germanisation der Länder zwischen Saale und Elbe von E. O. Schulze: Die Colonisirung und Germanisirung der Gebiete zwischen Saale und Elbe die Besiedelungsgeschichte eines kleineren Gebietes, des Thüringischen Osterlandes, näher nach ihren besonderen Eigenthümlichkeiten zu untersuchen. Der Charakter gerade dieses Gebietes als eines seit langer Zeit mit den deutschen Nachbarn in Berührung stehenden Grenzlandes bedingte schon in der politischen Stellung und der Siedelungsweise seiner slavischen Einwohner manche Abweichungen von der Art der weiter östlich wohnenden größeren slavischen Stämme. Eine Germanisation dieses Gebietes hat nicht sofort nach der Eroberung und der Eintheilung des Landes in Marken und der Errichtung von Bischofssitzen in Merseburg und Zeitz (später Naumburg) in größerem Maßstabe stattgefunden. Die deutschen Grundherren begnügten sich vielmehr zunächst mit der Errichtung von sogenannten Burgwarden und größeren Verwaltungscentralen (curia) zum Zweck der Befriedung und Verwaltung des Landes. Auch die darauf folgende Einführung der deutschen Hufenverfassung brachte noch keine tiefergreifende deutsche Besiedelung mit sich. Erst das Bedürfniß, die Einnahmen aus dem durch vielfache Verleihungen an Dienstmannen eingeschränkten Grundbesitz zu heben, brachte dann die größeren Grundherren unseres Gebietes dahin, zunächst für einen intensiveren Anbau der von Slaven bereits besiedelten Bezirke und weitere Anlage von kleinen Slavendörfern durch Rodungen in den Almenden der alten Dörfer zu sorgen, zugleich waren mehrfach auch deutsche Hörige aus dem thüringischen Mutterlande in freigewordene Hufen der alten Slavendörfer verpflanzt worden. Sodann ging man aber auch zur Neuanlage deutscher Dörfer aus wilder Wurzel in den zwischen den slavischen Bezirken reichlich vorhandenen Waldeinöden über. Den Anfang dazu machte man in dem Saalfelder Gebiet, es folgten Wiprecht von Groitzsch

an der unteren Elster um Pegau herum und zwischen Wyhra und Mulde, die Bischöfe von Naumburg waren colonisatorisch thätig in der Nähe von Naumburg (Flemmingen) und um Reichenbach i. V. Die späteren Rodungen sind anscheinend dann meist von den kleineren weltlichen Grundherrschaften ausgeführt worden, bis im 13. und 14. Jahrhundert der Ausbau des Landes in der Hauptsache den heute noch erhaltenen Stand erreicht hatte. W. B.

— Unter den Frauenthürmen. Roman aus dem Münchner Leben von Maximilian Krauß. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Hat sich Maximilian Krauß bisher nur in kurzen humorvollen Skizzen als der „berufene" Schilderer des kleinbürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens von Isarathen offenbart, so thut er jetzt ein Gleiches zum ersten Male in einem groß angelegten Roman, dem er den Titel gegeben hat „Unter den Frauenthürmen". Die „Helden" des Buches, die wie alle Gestalten des Romans einem werdenden Künstler- und Literatengeschlechte angehören, sind zwei nach Art und Wesen völlig verschiedene Charaktere, der gemüths- und temperamentvolle bajuvarische Poet Geiger und der verstandeskühle, märkische Mediciner Croning. Beide sind für den Dichter trefflich geeignete Darstellungsmittel des weiten, aber wie der Roman lehrt nicht unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen nord- und süddeutscher geistiger Art. Um Geiger und Croning herum ist ein bunter Kreis von Gestalten aus der literarischen und künstlerischen Bohême Münchens gruppirt, deren Schilderung eine tiefe und genaue Kenntniß der fraglichen Interessensphäre beweist, die gepaart ist mit einer scharfen Beobachtungsgabe und der Fähigkeit, das persönliche und locale Milieu in treffsicheren Bildern wiederzugeben. Eine Reihe markant gezeichneter typischer Figuren aus der kleinbürgerlichen und künstlerischen Welt Münchens sammt ihrem Anhang von Mäcenaten, Patronessen, Philistern, Kellnerinnen 2c., die theilweise in ihrer ganzen Lebensfülle mit prächtigen humoristischen Schlaglichtern vorgeführt werden, ist für die Fähigkeiten des Autors nach dieser Richtung hin ein beredtes Zeugniß. Nicht auf der gleichen Höhe zeigt sich Krauß diesmal als Psycholog namentlich in der Schilderung der allmäligen Wandlung Geiger's vom leichtlebigen Genußmenschen zum tüchtigen und ernsten Manne. Auch das Ende des zukünftigen Aeskulap, der sammt seinem Begleiter, dem hoffnungsvollen Programmcomponisten, bei einer Gletscherpartie verunglückt, wirkt mehr traurig, als tragisch und bedeutet trotz der bisweilen geradezu grandiosen Schilderung der Hochgebirgsnatur keinen künstlerisch befriedigenden Ausgang des Romans. Sehr geglückt sind Krauß dagegen die beiden Episodengeschichten von dem kleinen Mimen Zippelmann und der „blonden Marie", die bei jedem Leser in ihrer schlichten Weise herzliche Antheilnahme erwecken werden. — Alles in Allem darf der Roman, der sich in seiner Weise eines ausgereiften Realismus den besten Schöpfungen Max Kretzer's ebenbürtig zur Seite stellt, dem Leserkreis unserer Zeitung mit gutem Gewissen warm empfohlen werden. A.

— Magdalena. Roman von Maximilian v. Rosenberg. Berlin, Alfred Schall, Verlag der Bücherfreunde. — Als spannende, zum Theil sogar sensationell aufgeputzte Unterhaltungslectüre wird der Roman, der das Leben, Leiden und Sterben einer bedeutenden Tragödin schildert, vielleicht den Beifall des großen Publicums finden; als Kunstwerk ist das Buch nicht allzu hoch einzuschätzen. Schon die geringe Einheitlichkeit der Darstellungsform erscheint als ein künstlerischer Mißgriff, ganz abgesehen davon, daß ein Roman in Tagebuch- oder Briefform, wenn die specielle Form nicht als Ergebniß einer inneren Nothwendigkeit auftritt, immer ein Unding ist. Sind dergleichen autobiographische Fragmente aber gar noch, wie in unserem Falle, mit retrospectiven Berichten aus zweiter Hand und verschiedener Quelle untermischt, so entsteht ein Sammelsurium von „Bekenntnissen", deren Lectüre durch die absolute Unklarheit, in der der Leser über die seelischen Motive der Heldin fast bis zum Schluß des Buches bleibt, nichts weniger als erleichtert wird. Zwar versucht der Autor zu verschiedenen Malen die psychische Anomalie des ungemein sensiblen Hauptcharakters, der von vornherein einen Stich ins Psychopathische hat, auf dem Wege der directen und indirecten Charakteristik zu erklären, aber über Anläufe kommt er nicht hinaus; auch schädigt das Fehlen einer klaren Disposition die künstlerische Physiognomie des Ganzen auf's Empfindlichste. Am besten ist dem Verfasser die Schilderung der höfischen Intrigue gelungen, der die Künstlerin, beseelt von einer echten und tiefen Liebe, schließlich zum Opfer fällt; hier offenbart Rosenberg ein Darstellungsgeschick, das über das Niveau des in der gewöhnlichen und landesüblichen Unterhaltungslectüre Gebotenen hinausgeht. A.

— Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Fragment von Hugo v. Hofmannsthal. Aufgeführt als Todtenfeier für Arnold Boecklin im Künstlerhause zu München 14. Februar 1901. Berlin, Verlag von Schuster u. Loeffler. — Das kurze Dramolet ist 1892 geschrieben; sein Dichter war damals also erst 18 Jahre. Diese Thatsache erklärt die Schwäche des Werkes, vor Allem das Fehlen einer starken und ursprünglichen dramatischen Gestaltungskraft und die zahlreichen Unklarheiten im Ausbau der Gedanken. Die Vorzüge des Fragmentes sind rein formeller Natur: die Verse klingen zum Theil ganz wundervoll und athmen bisweilen schon den Zauber feierlich schöner Stimmungslyrik, die das Beste an dem sonst erheblich überschätzten Talente des jungen Wieners ausmacht. Alles in Allem präsentirt sich das Drama aber doch zu sehr als Anfängerarbeit, die überdies einem so langen und fruchtbaren Künstlerleben wie dem eines Tizian in seiner Totalität gedanklich nicht im Entferntesten gerecht wird, als daß man seine Aufführung an dem Tage billigen könnte, an dem es galt, den Manen eines Gewaltigen wie Boecklin genug zu thun. Ueberhaupt muthet die ganze Zusammenstellung Tizian und Boecklin etwas forcirt an. War der große Venetianer des Cinquecento für seine Zeit wirklich das, was der Meister von Fiesole der unsrigen? — Mit viel größerem Rechte hat Max Lehrs in seinem hübschen Essay über Boecklin den Deutschflorentiner unserer Tage jedem phantasiereichen Florentiner Bahnbrecher des Quattrocento Sandro Botticelli verglichen. Das Mißliche der Zusammenstellung der beiden grundverschiedenen Künstler wird durch den ad hoc geschriebenen Prolog nicht gemildert, der sich im shakespearesirender Manier an Boecklin's Büste wendet und die pantheistische Unterströmung in des Meisters Werken im Sinne der Faustischen Scene „Wald und Höhe" mit leicht archaisirenden Versen feiert. — Die Ausstattung des Büchleins ist einfach, aber nobel in der Aufmachung. A.

— Neues Leben. Dichtungen von Karl Henckell. Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich und Leipzig. — Auch das jüngste Werk der Muse Karl Henckell's verräth zwei Seelen, ach! in einer Brust, die des Politikers und die des Dichters, wenigstens in den „Stanzen" seiner ersten 77 Seiten. Es sind dies „poetische Symphonien", in denen vorwiegend allerhand politische Zeitbetrachtungen als Themen in freien Phantasien behandelt werden, wobei die Frische des Züricher Lyrikers und seine außerordentliche Formengewandtheit immer auf's Neue zu bewundern ist. Leider fehlt es gerade in dieser Abtheilung des Buches nicht an verschiedenen Flüchtigkeiten, die aus des Dichters rascher Productionsweise wohl zu erklären, aber bei seiner reichen Begabung erst recht nicht zu entschuldigen sind. Vielfach wird einem ferner die Freude an der echt lyrischen Art Henckell's in seinen „Stanzen" durch das agitatorisch tendenziöse Element verleidet, das ohne Frage die rein künstlerische Wirkung der Verse nicht unbedeutend beeinträchtigt und auch nicht mit den wahren Zielen der Dichtkunst in Einklang zu bringen ist. Darum will uns, ganz abgesehen von der oft stark provocirenden Manier, in der Henckell seine Ansicht über Gott und alle Welt an den Mann bringt, der übrige Inhalt seiner Dichtungen „Neues Leben" besser gefallen. Zwar ist auch hier nicht Alles einwandfrei, weder in der Form, noch im gedanklichen Inhalt, aber man hat doch überall das Gefühl, daß ein echter Dichter zu uns spricht, der uns mit den Worten seiner Verse zu berauschen, uns in selige Stimmungen zu singen oder tief zu ergreifen weiß. Da läßt sich schon hier und da eine Absonderlichkeit in den Kauf nehmen, eine stilistische Härte übersehen, wenn auch ein Lyriker vom Range Henckell's bei einiger Selbstzucht und Selbstkritik diese Nachsicht wahrlich nicht beanspruchen sollte. Nicht ganz gelungen erscheinen mir die Proben aus Uebersetzungen französischer Lyriker: namentlich Paul Verlaine's eigenthümliche, halb müde, halb kranke Poesie wird sich überhaupt kaum verdeutschen lassen, wenigstens nicht völlig in dem merkwürdigen Reiz des Originals. — Die Ausstattung der Dichtungen erhält durch den originellen Bildschmuck von Fidus ihre charakteristische Physiognomie, die wie gewöhnlich etwas Apartes an sich hat, das zu dem Inhalt des Buches wohl passen will. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 88. Donnerstag, den 25. Juli, Abends. **1901.**

Moderne Feldgeschütze.

Von W. Stavenhagen.

Die Feldgeschützfrage d. h. die Neubewaffnung der Feldartillerie mit allen Aufgaben des Feldkrieges entsprechenden Geschützen beschäftigt heute mehr als je alle Staaten der Welt. Sie kann vorläufig dahin gelöst betrachtet werden, daß es sich bei der Mannigfaltigkeit der Anforderungen keinesfalls mehr um ein — im Interesse der Vereinfachung von Material, Ausbildung und Verwendung gewiß höchst wünschenswerthes — Einheitsgeschütz handeln kann, das durch verschiedenartige Geschoßconstructionen und Richtungsmethoden dem Gegner beizukommen sucht. Vielmehr verlangt die Bekämpfung von halb- sowie von ungedeckten Truppen ein Geschütz, das neben entsprechender Geschoßeine große Tiefenwirkung, d. h. bei verhältnißmäßig großer Geschwindigkeit des Geschosses eine sehr rasante Flugbahn besitzt — also ein sogenanntes Flachbahngeschütz oder eine Feldkanone. Die Unschädlichmachung des heute so häufig — unter starken Schrapnelwehren — gut gedeckt stehenden Gegners sowie das Begleiten der angreifenden Infanterie bis auf die kleinsten Entfernungen erfordert — wie schon der Krieg 1877/8 lehrt — für das geplante Gefecht unbedingt ein Geschütz mit gekrümmter Flugbahn — ein Steilfeuer- oder Wurfgeschütz d. h. eine leichte Feldhaubitze oder einen Feldmörser (mit verhältnißmäßig geringer Geschoßgeschwindigkeit). Ja unter gewissen Umständen, gegen sehr starke Feldstellungen mit kräftigen Eindeckungen, wird man sich leider gezwungen sehen, unter Verzicht auf volle Feldmäßigkeit der leichten noch eine schwere Feldhaubitze an die Seite zu stellen, wie dies in Deutschland auf Grund der Schießversuche auf dem Truppenübungsplatz Münster durch A. K.-O. vom 6. Sept. 1900 mit der 15 cm Haubitze bereits geschehen ist. Die Frage, ob Haubitzen bez. Mörser vielleicht im Stande seien, beide Aufgaben zu lösen und so die Feldkanone zu ersetzen, dürfte für die den Flachbahnschuß entbehrende schwere Haubitze unbedingt, für beide Haubitzarten aber schon deshalb zu verneinen sein, weil trotz guter Wirkung des Einzelschusses die heute so wichtige und unentbehrliche Schrapnelwirkung, auf das verfeuerte Munitionsgewicht und auf die Zeit berechnet, zuweit hinter der der Feldkanonen zurücksteht. Dazu kommen taktische Gründe (Beweglichkeit, Marschtiefen, Schußbereitschaft ꝛc.). Aber auch an einen Ersatz der leichten durch die schweren Feldhaubitzen kann nicht gedacht werden, denn letztere sind nicht verwendbar in den ungeplanten Gefechten des Bewegungskrieges, sie haben zu große Munitionsgewichte und Marschtiefen, würden sich wie Bleigewichte an die Operationen hängen, den Aufmarsch erschweren ꝛc. Sie sind lediglich Special-, Feld- und Positionsgeschütze für schweres Steilfeuer, die man am besten in Armee-Artillerien zusammenhält und nur von Fall zu Fall für besondere Operationsaufgaben den Truppenkörpern zutheilt. Die leichten Haubitz-Batterien sind dagegen für alle Aufgaben des Feldkrieges mitverwendbar und besitzen eine besondere Eignung für leichteres Steilfeuer.

Augenblicklich stehen nun die Bestrebungen der Staaten, eine geeignete Feldkanone einzuführen, obenan auf der Tagesordnung, wobei möglichst die nationale Industrie begünstigt wird, sofern solche überhaupt leistungsfähig ist. Eine neue Feldkanone muß — zumal bei der ungeheuer gesteigerten Feuerwirkung der Infanteriemassen — unbedingt ein Schnellfeuergeschütz sein, d. h. eine so rasche Feuerbereitschaft besitzen, daß es in gewissen besonderen Gefechtslagen durch ein außerordentlich schnelles Feuer den Gegner rasch zu vernichten gestattet. Man darf bei dieser Forderung aber nicht zu weit gehen. Wenn von dem neuen französischen Feldgeschütz verlautet, daß es angeblich bis 30 (1?) Schuß in der Minute verfeuern kann, so ist das eine gänzlich überflüssige, weil nicht ausnutzbare, dabei zur Munitionsverschwendung und baldigem Verschießen führende Geschwindigkeit, die schwere Nachtheile für die Einfachheit und Solidität der Lafettenconstruction sowie die für den Feldgebrauch unerläßliche leichte Beweglichkeit, namentlich auch des abgeprotzten Geschützes und der zugehörigen Protzen und Wagen hat. Wie sollen allein — besonders bei nicht sorgfältig ausgebildetem Personal (Beurlaubtenstand, im Fall von Verlusten einspringende Hilfsmannschaften) — die Schrapnels auf die beabsichtigte Brennzeit eingestellt werden, wie soll ein gezieltes, durch Beobachten geregeltes Feuer möglich sein? Schon die menschliche Natur setzt da die Grenzen. Wenn in Ausnahmefällen 15 Schuß abgegeben werden, so ist das schon mehr als nöthig, ich halte aber 10 Schuß als für alle Fälle ausreichend. Für letztere Geschwindigkeit läßt sich dann auch ein praktisch noch mögliches Gewicht des feuernden Geschützes, wodurch ein rasches gedecktes Einnehmen der Stellung und flinkes Abprotzen erreichbar wird, erzielen. Außer von der leichten, einfachen und raschen Bedienung des Verschlusses wird nun die Feuergeschwindigkeit wesentlich durch die Unveränderlichkeit der Stellung des Geschützrohrs bei der Schußabgabe infolge einer zweckmäßigen Rücklaufhemmung bedingt. Dadurch kann eine Wiederholung des zeitraubenden Richtens gegen dasselbe Ziel möglichst unterbleiben.

Nach der Art der Rücklaufhemmung lassen sich nun unter den modernen Systemen zwei große Gruppen unterscheiden, nämlich solche, die eine starre Verbindung von Rohr und Lafette haben, und die mit einer elastischen Vereinigung beider. Bei der starren Verbindung läuft beim Schuß die ganze Lafette nebst dem fest mit ihr vereinigten Rohr zurück, und der Rücklauf wird meist durch einen Pflugschar ähnlichen breiten — starren oder umlegbaren oder gefederten — Sporn, in der Regel am Lafettenschwanz, oft auch weiter vorn, mitunter selbst an der Achse, der sich selbstthätig in den Erdboden eingräbt, sowie durch Radbremsen gehemmt. Beim festen Sporn ist dann aber ein Vorbringen des Geschützes durch Menschenkraft nöthig und wegen der Erschwerung der Seitenrichtung durch den in den Boden gewühlten Sporn eine besondere Seitenrichtmaschine, die dem Rohr eine selbständige seitliche Drehung zu geben gestattet, an der die Lafette nicht theilnimmt. Das System wird aber sehr angegriffen, das Geschütz bäumt sich nach dem Schuß stark in die Höhe. Der elastische Sporn schafft schon bessere Verhältnisse und hat namentlich ein selbstthätiges Zurückgehen des Geschützes in die Feuerstellung nach dem Schuß zur Folge. Als Hauptvertreter ist hier vor Allem die Firma Fried. Krupp zu nennen. Unser deutsches, in den Jahren 1896/98 eingeführtes Feldgeschütz 96 hat solche starre Rücklaufhemmung (fester, umlegbarer Sporn, Seilbremse). Andere Staaten haben an ihrem alten Material Hemmungen angebracht, z. B. die Dänen eine Spatenbremse, die Russen den elastischen Sporn des Generals Engelhardt, die Briten den federnden Achsspaten des Obersten Clarke, die Italiener eine gefederte und umlegbare Spornbremse am verbreiterten Lafettenschwanz, ähnlich die Oesterreicher. Es hat sich indessen meist herausgestellt, daß die alten Lafettenkörper solcher durch diese Hemmung vergrößerten Inanspruchnahme nicht gewachsen sind. Auch die Constructionen der Firmen Nordenfelt-Cockerill (Paris-Seraing) gehören hierher, obwohl ihre starre Lafette ohne Sporn ist und die Hemmung durch Gleitschuhe geschieht, die sich beim Schießen unter die Räder legen. Die japanische Lafette Arisaka hat wieder Hemmschuhe, die mit Spornen versehen sind; sie wird theils in Essen, theils in Japan selbst gefertigt. Den Uebergang zur zweiten Gruppe bildet endlich das durch Bundesrathsbeschluß vom 8. März 1901 zur Neubewaffnung der fahrenden Batterien

des Bundesheeres vorgeschlagene Schweizer Feldmaterial System Krupp. Hier wird eine an einem ausschaltbaren Sporn der Lafette angebrachte Tellerfeder beim Rücklauf zusammengepreßt und nimmt im Verein mit einer Klemme den Rückstoß in sich auf, um darauf die so in sich aufgespeicherte Kraft zum Wiedervorbringen des Geschützes zu benutzen, wobei die einstellbare Klemme ein zu heftiges Vorlaufen hindert. Es ist das eine sehr einfache und leicht zu behandelnde Construction, die den Witterungs- und Gebrauchseinflüssen gut widerstehen dürfte.

Die elastische Rücklaufhemmung geschieht durch Flüssigkeits- (auch Druckluft-, Reibungs- und Feder-) Bremsen, welche an sich zwar den Rücklauf des Rohres nicht verkürzen, vielmehr die ganze Rückstoßkraft in einem mehr als 1 Meter langen Rücklauf des Rohres innerhalb der Lafette (auch einer Gleitbahn) aufgehen lassen, wobei aber die Lafette selbst unveränderlich stehen bleibt. Die mit den Rohrbremsen verbundenen Vorbringer in Gestalt von Schraubenfedern werden durch die Rücklaufarbeit gespannt und bringen durch ihren Gegendruck das Rohr selbstthätig wieder in die Feuerstellung zurück. Diese elastische Wirkung verursacht eine wesentliche Abschwächung in der Beanspruchung des Systems, größte Ruhe beim Schuß und durch das Stehenbleiben der Lafette eine erhöhte Feuergeschwindigkeit. Freilich ist bisher die Bremse noch zu empfindlich gewesen, auch haben die verschiedenen Hilfsmittel ein zu großes Gewicht der Lafette und die Nothwendigkeit einer mehr die Hand des Mechanikers als die des Artilleristen erfordernden sorgfältigen Behandlung herbeigeführt. Dies Urtheil gilt jedenfalls vom neuen, so geheim gehaltenen französischen Feldgeschütz C/97 (Deport). Weniger oder gar nicht möchten diese Nachtheile bei dem neuerdings so viel Aufsehen erregenden System Ehrhardt gelten, das an die englische und neuerdings auch an die norwegische Regierung verkauft worden ist, endlich von neueren Krupp'schen Rohrrücklauflafetten, über die jedoch noch wenig bekannt geworden ist. Werden alle Schwierigkeiten überwunden, so dürfte die kriegsbrauchbare Rohrrücklauflafette unbedingt das System der Zukunft sein, wie denn auch der preußische Kriegsminister im Reichstage (December 1900) erklärt hat, daß die Heeresverwaltung in die Prüfung der von Krupp und Ehrhardt angebotenen Rohrrücklauflafetten eingetreten ist. Bei solchen ruht das Rohr mit seinen Schildzapfen entweder in einer Oberlafette (als Schießgerüst), die mittels Bremsen und Vorbringer mit der als Fahrgerüst dienenden Unterlafette verbunden ist und auf ihr hin- und hergleitet, oder das Rohr gleitet mit seitlichen Führungsleisten in einer Wiege, deren Schildzapfen in Lagern der Lafette ruhen. Die Ehrhardt'sche Construction ist dadurch besonders aufgefallen (obwohl die Anregung nicht neu ist), daß der fernrohrartig gestaltete Lafettenkörper für das Schießen sich teleskopartig nach hinten, um etwa 0,8 m ausziehen läßt. Dadurch wird der Lafettenwinkel kleiner, es findet kein Springen des Geschützes statt, die Lafette steht absolut ruhig, und es wird eine Feuergeschwindigkeit von 18 Schuß erzielt. Dabei ist das Geschütz hinreichend leicht — im Interesse der Solidität der Lafette vielleicht zu leicht — und beweglich, denn es werden leichte, nach Ehrhardt'schem Preßverfahren nahtlos hergestellte Rohre als Hauptbestandtheile der Lafette verwendet. Zum Fahren werden die Rohre wieder ineinandergeschoben. Die Bremse ist nicht empfindlich, hat Federn statt Preßluft und ist durch Panzerung gegen Gewehr- und Schrapnelfeuer geschützt.

Wenden wir uns nun noch kurz den anderen Theilen der modernen Feldkanonen zu. Der wichtigste ist natürlich das Rohr. Es sind meist Mantelrohre — massive, nur bis zum Verschluß reichende Kernrohre, die zur größtmöglichen Widerstandsfähigkeit mit einem warm aufgezogenen Mantel umgeben sind, der die Schildzapfen trägt und meist auch den Verschluß aufnimmt. Die amerikanischen Stahldrahtrohre haben sich für Feldzwecke wenigstens nicht bewährt. Das beste und edelste Rohrmaterial ist der sprengsichere Nickelstahl. Er ist durchaus homogen, hat große Zugfestigkeit (70 kg), eine hohe Elasticität (40 kg) und ausreichende Dehnbarkeit (15%), so daß er auch dem Rohrkrepiren mit brisanten Sprengstoffen gefüllter Geschosse widerstehen kann. Bedenkt man, daß die heutigen Feldrohre mindestens 2000 Schuß abgeben sollen (früher begnügte man sich mit 1000, aber schon 1870/71 ist diese Zahl oft überschritten worden, trotzdem es noch keine Schnellfeuergeschütze waren) und bei jedem Schuß einen höchsten Gasdruck von 2700 Atmosphären aushalten müssen, so dürfte für die 350—400 kg schweren Feldrohre Bronze, das einzige sonst noch in Betracht kommende Material, kaum noch voll entsprechen. Freilich spielen verschiedene nationale Rücksichten bei der Wahl des Materials eine Rolle (volkswirthschaftliche, also Preisfrage, vorhandene Vorräthe, Stand und Berücksichtigung der eigenen Industrie), voran geht aber doch die Güte des Materials, das einen hohen Sicherheits-Coëfficienten für neugesteigerte Anforderungen bieten muß. Oesterreich-Ungarn hofft durch die geschmiedete Stahlbronze des Generals Thiele ein dem Nickelstahl ebenbürtiges Material zu bekommen. Es ist ihm sehr zu wünschen, vorläufig aber noch stark zu bezweifeln. Der Vortheil der größeren Zähigkeit der Bronze geht bei ihrem Schmieden meist verloren, sie sinkt dann auf die des Nickelstahls; der Vorzug der Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse wird stark beeinträchtigt durch die Erwägung, daß ja die Verschlüsse, um den Witterungseinflüssen widerstehen zu können, unbedingt aus Stahl sein müssen und daß sich letzterer durch gute Brünirung ebenfalls unempfindlich machen läßt. Und da sich überdies nur die allerbeste Bronze schmieden läßt, sollte man lieber bei dem hohen Marktwerth dieses Metalls die großen Vorräthe verkaufen, wenn das Thiele'sche Verfahren nicht über allen Zweifel günstige Ergebnisse liefert. Die heute üblichen Rohr- oder Seelenweiten sind 7—8 cm (ähnlich wie beim Gewehr 7—8 mm).

Sehr wichtig ist der Rohrverschluß, von dessen dauernder Brauchbarkeit die Kriegstüchtigkeit des Geschützes und seine Feuergeschwindigkeit abhängen. 2 Hauptarten werden für Feldgeschütze angewendet: Der Krupp'sche Quer- oder Keilverschluß (ein einfacher Flach- oder Rundkeil mit wagerechter Bewegung) und der Längs- oder Schraubenverschluß (eine in der Laufrichtung eingedrehte und zu lösende Schraube) in verschiedenartigsten, neuerdings sehr verbesserten Constructionen von Bofors, Canet, Maxim-Nordenfelt, Finspong, Elswick, Krupp u. A. Die deutschen Geschütze besitzen den Flachkeil-, die französischen den excentrischen Schraubenverschluß von Nordenfelt (Paris), von denen jeder besondere Vortheile und auch Nachtheile hat. Zu verlangen ist vor Allem, daß sich diese Schnellfeuerverschlüsse durch eine einzige kurze Bewegung der Hand ohne Nachgreifen und ohne erhebliche Anstrengung in derselben Richtung leicht öffnen und schließen lassen. Der deutsche Verschluß hat zwei Bewegungen zum Oeffnen und Schließen*), der französische läßt sich durch eine Drehung um 180° leicht öffnen und schließen. Die den Schraubenverschlüssen früher fehlende Widerstandsfähigkeit, ihre unvollkommene Gasabdichtung, sowie die fehlende Sicherung gegen vorzeitiges Abfeuern, selbstthätiges Losgehen des Schusses, willkürliches Oeffnen des Verschlusses u. s. w. ist heute ihnen nicht mehr vorzuwerfen. Auch hier spielen nationale Gewohnheiten und Vorurtheile eine Rolle. Das Schloß ist stets Selbstspanner und hat einen selbstthätigen Auswerfer. Die neuesten Feldgeschütze — so das Schweizer von Krupp, das französische von Deport, das Ehrhardt'sche — feuern mit Einheitspatronen, bei deren Verwendung sich, im Gegensatz zu dem — beim deutschen Feldgeschütz noch üblichen — getrennten Gebrauch von Geschoß und Kartusche, keinerlei Uebelstände, wohl aber große Vortheile bemerkbar gemacht haben. Das Hauptgeschoß ist das Schrapnel mit bis 250 Füllkugeln aus Hartblei von der Schwere des Gewehrgeschosses. Die Sprengladung sitzt in einer Bodenkammer, der Doppelzünder reicht bis zu 6000 m. Als Beigeschoß finden sich noch Sprenggranaten. Die messingenen Kartuschhülsen bewirken den gasdichten Abschluß des Seelenbodens am Verschluß und nehmen die aus etwa 500 g rauchlosem (z. B. Röhren-) Pulver bestehende Schußladung auf, welche den etwa 6,8 kg (mit Kartusche 7,9 kg) wiegenden Geschossen eine Mündungsgeschwindigkeit von ca. 500 m ertheilt. Die Feuergeschwindigkeit ist sehr verschieden, beträgt etwa 10—15 Schuß. Die Bedienung der Geschütze beläuft sich meist auf fünf Mann, von denen einer den Verschluß handhabt und das Geschütz richtet, unterstützt von einem zweiten Mann hinten am Richtbaum für die Seitenrichtung, ein Mann ladet und zwei Mann die Munition aus der Protze schußfertig machen und herantragen. Das Gewicht der Geschütze ist außerordentlich verschieden, je nach Construction, besonders der Lafette. So wiegt das schußbereite deutsche Feldgeschütz 925 kg, das französische 1160 kg (!), das neue Schweizer 912 kg, das Ehrhardt'sche 925 kg (nach Anderen 895 kg). Die entsprechenden vollständig ausgerüsteten Geschütze (mit Protze) wiegen bezw. 1720 kg, 1800 kg, 1692 kg und 1680 kg. An

*) Erst die neuen Leitwellverschlüsse Krupp's haben nur eine Bewegung und sind daher bei unseren neuen leichten Feldhaubitzen in Gebrauch, von denen wir 69 Batterien haben, davon je eine Abtheilung zu 3 Batterien für das Armeecorps.

Geschossen führt die Batterie mit sich: das deutsche Feldgeschütz 130, das französische 312 (!) und das Schweizer 136. Hierzu tritt die Munition in den verschiedenen Munitionscolonnen. Eine Feldkanonen-Batterie besteht aus 4 (Frankreich) oder 6 (Deutschland und andere Mächte) Geschützen und den nöthigen Munitionswagen (12 in Frankreich, 6 in Deutschland) sowie Vorraths- oder Geräthewagen. Die Feldartillerie eines Armeecorps (einschl. der Haubitzen) wird entweder nur auf die Divisionen vertheilt (z. B. Deutschland je 1 Brigade zu 2 Rgtr. zu 2 Abtheilungen zu 3 Batterien = 144 Geschützen im Corps) oder es wird noch eine besondere Corps-Artillerie ausgeschieden (z. B. Frankreich). Das Deutsche Reich zählt von 1902 ab: 574 Feldbatterien mit 3444 Geschützen (einschl. Haubitzen). Die 144 Geschütze des Armeecorps nehmen 7 km Marschtiefe (gegen 10 km der gesammten Infanterie ohne Abstände) und 2,5 km Gefechtsraum, d. h. die Hälfte des für ein Corps in der Schlacht überhaupt verfügbaren ein. Hiermit dürfte unbedingt das zulässige Maximum erreicht, wenn nicht überschritten sein. Bei späterer Gelegenheit hoffe ich auf die Feldwurf- oder Haubitzgeschütze der Großmächte eingehen zu können.

Bücherbesprechungen.

— **Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit.** Von Reinhold Günther, Dr. phil., Hauptmann im Eidgen. Füsilier-Bataillon No. 17. Berlin, Verlag der Vossischen Buchhandlung, 1901. Brosch. 6 ℳ. — Diese Schrift will vornehmlich weiteren Kreisen als der fachmännisch gebildeten Leserwelt eine Uebersicht der gemachten Fortschritte und der Forderungen im Heerwesen und der Kriegführung geben. Wir können uns mit der Art und Weise, wie diese Aufgabe erfüllt wird, durchaus nicht einverstanden erklären. Es ist aber hier nicht die Stelle, allen den falschen Auffassungen und fehlerhaften Angaben zu widersprechen, dies muß der militärischen Fachpresse überlassen werden. Es mag recht gelehrt erscheinen, Friedrich den Großen und Clausewitz wörtlich anzuführen, nur darf man nicht auf so durchaus veraltete Anschauungen zurückgreifen, wie es hier S. 61 geschehen ist. Die neuesten Erfahrungen und Erscheinungen sind außerdem wenig berücksichtigt. Deutschen Lesern, die sich über derartige Fragen unterrichten wollen, stehen jedenfalls gediegenere Werke zu Gebote als das vorliegende. —r.

— **Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific** von Otto Wachs, Major a. D. Berlin 1901. Richard Schröder, Verlagshandlung (vorm. Ed. Doring's Erben). W. Göben-Straße 6. — Dieses Heft gehört zu einer Sammlung militär-wissenschaftlicher Einzelschriften, die der rührige Verlag herausgegeben hat, unter welchen wir recht fesselnde und lehrreiche Arbeiten gefunden, von denen wir einzelne auch in unserer Zeitung besprochen haben. Die vorliegenden Schlaglichter verdienen ihres interessanten und zeitgemäßen Inhalts wegen eine weitgehende Würdigung, sie sind eine sehr geschickt, scharfsinnig und gut geschriebene militär-geographische Studie, die wohl gewürdigt werden muß. Sie lehnt sich an Helmolt's Weltgeschichte Bd. 1 Cap. 6, die geschichtliche Bedeutung des Stillen Meeres, an, macht uns aber in überzeugender Weise klar, daß der sogenannte Stille Ocean durch die neue Weltpolitik seine „Stille" verloren hat. —r.

— **Chinesische Liebe oder Der Kampf um eine Frau.** Von F. W. Leuschner in Tschichin. Mit sieben Illustrationen. Drittes Tausend. Berlin, Missionsbuchhandlung. 0,80 ℳ. — Chinesische Sittenbilder dürfen heutzutage mehr als je auf Beachtung rechnen. Die schon heimgekehrten oder noch zu erwartenden Chinakämpfer werden nicht nur nach ihren Erlebnissen im Felde, sondern auch nach ihren Beobachtungen über Land und Leute gefragt. Bei ihren Erzählungen wird natürlich viel wunderliches Zeug mit unterlaufen, weil ihnen das Verständniß für manche Erlebnisse fehlt. Zuverlässigere Erzähler dürften die ständig in China lebenden Europäer sein, zu denen der Verfasser der vorliegenden Novelle gehört. Er behandelt das alte und doch immer neue Thema von Zweien, die sich nach langer Trennung wiederfinden. Schun-min und Knok-phun, so heißt das Paar. Der Leser lernt sie gleich als Eheleute kennen, aber der durch seines Vaters Begräbniß in Schulden gerathene Schun-min entschließt sich zu zeitweiliger Auswanderung nach Borneo, während seine junge Frau zur Pflege ihrer Schwiegermutter, die sie innig liebt, zurückbleibt. Er sammelt im Auslande wirklich den erhofften Reichthum, als er aber nach sieben Jahren heimkehrt, ist seine Knok-phun eines reichen Mannes Nebenfrau geworden. Nicht aus Neigung, sondern nur um ihre Schwiegermutter vom Hungertode zu retten und weil der Heirathsvermittler ihr den Tod des ersten Gatten vorgespiegelt hat. Der reich gewordene Schun-min setzt Alles daran, seine Knok-phun wieder zu bekommen. Es wird ein großartiger Prozeß eingeleitet, bei dem von beiden Seiten mit echt chinesischer Hinterlist und Bestechung gehandelt wird. Gleichwohl wären die Beiden nicht wieder zusammengekommen, wenn nicht der Richter auf Betreiben seiner Frau, die den Liebenden gewogen ist, schließlich selbst noch eine Intrigue gesponnen hätte. So löst sich am Ende doch noch Alles in Wohlgefallen auf. Die Geschichte ist flott geschrieben, an einzelnen Stellen vielleicht ein wenig zu flott, sodaß stilistische Unebenheiten stehen geblieben sind. Die beigegebenen Bilder stehen nur zum Theil in näherer Beziehung zum Text; eins von ihnen, das chinesische Arbeiter bei der Reisernte zeigt, ist so undeutlich, daß es besser weggeblieben wäre. Gleichwohl verdient das Schriftchen, von dem schon das dritte Tausend unterwegs ist, den Freunden orientalischer Geschichten angelegentlich empfohlen zu werden. P.

— **Der Flurschütz.** Roman von Alfred Bock. Berlin, Fontane & Co. 1901. — Dem lauten Ruf nach einer gesunden Volksliteratur, die, aus dem Boden der Heimath erwachsen, das Leben und Treiben, Fühlen und Denken auch der ländlichen Bevölkerung mit liebevoller Antheilnahme schildert, ist Alfred Bock in seinem jüngsten Roman gefolgt. Er spielt in den ländlichen Bezirken Oberhessens und behandelt einen herben Conflict zwischen Vater und Sohn. Jener, der dörfliche Flurschütz, ist eine ernste, streng rechtliche Natur, dieser, von der Mutter Seite her mit leichterem Blute begabt, schon in der Jugend ein wilder Schürzenjäger und lockerer Gesell, den die städtischen Lehrjahre, das Garnisonsleben und die lüderlich verlebten Studienjahre auf der Kunstschule zu Düsseldorf in Nichts zu bessern vermocht. Nur zwei Mal werden diese beiden diametral verschiedenen Charaktere zusammengeführt: zu Beginn der Erzählung, am Grabe der treusorgenden Frau und Mutter, und am Schluß, bei der tragischen Katastrophe, in der sich Beide als Rivalen gegenübertreten, und der Vater, in der Meinung der strenge Rächer der beleidigten Hausehre zu sein, zum Mörder seines Sohnes wird. In der lebensvollen Schilderung dieser beiden contrastirenden Charaktere, die in lückenloser psychologischer Motivirung beinahe einwandfrei zu nennen ist, liegt der künstlerische Werth des Buches. Auch die Nebenpersonen des dörflichen Dramas, vor Allem die rührende Figur der stillen Dulderin Christine, die Jahre lang dem fernen Geliebten die Treue bewahrt, sind plastisch herausgearbeitet und lassen an scharfer Individualisirung nichts zu wünschen übrig. Das sonst in der Heimathskunst oft allzu aufdringlich betonte landschaftliche Moment tritt bei dem geringen Umfang der Erzählung etwas zurück und ist eigentlich nur durch den Dialekt charakterisirt, wobei jedoch im Interesse unseres guten Schriftdeutsch zu tadeln ist, daß dieser auch des Oefteren auf die referirenden Stellen der Erzählung übergegangen ist. — Allen Freunden einer schlichten, gesunden Erzählungskunst sei das Buch herzlich empfohlen. A.

— **Aus Thüringen Band 1. Frede un Leid uffen Thiringer Dorflam.** Von Clara Häcker. Leipzig, Otto Lenz. Preis 1 ℳ 25 ₰, gebunden 2 ℳ 25 ₰. — Die Verlagshandlung von Otto Lenz in Leipzig hat sich seither namentlich um die plattdeutsche Literatur verdient gemacht durch die Herausgabe der Bibliothek niederdeutscher Werke und der Sammlungen „Aus Pommern", „Aus Mecklenburg", „Aus Schleswig-Holstein". Mit dem vorliegenden Hefte beginnt sie eine neue Abtheilung dieser Sammlungen: „Aus Thüringen". Das liebliche Thüringen ist in der Literatur der Volksmundarten bisher noch nicht eben reich vertreten. Zwar giebt es hier und dort erfreuliche Ansätze zu literarischer Verwerthung der Volkssprache. Am bekanntesten sind wohl die „Bilder und Klänge in Rudolstädter Mundart" von dem trefflichen ehemaligen Garnisonprediger Anton Sommer, weniger verbreitet sind unseres Wissens die Sachen in Salzunger Mundart von Ludwig Wucke. Die Mundart von Sonneberg hat einmal der bekannte Germanist August Schleicher in einem sehr verdienstlichen Büchlein behandelt, das auch hübsche poetische Proben enthält. Es wäre sehr dankenswerth, wenn die Sammlung „Aus Thüringen" auch ältere Werke mit aufnehmen und sie dadurch dem Gesichtskreise

der Gegenwart, deren Blick ja für volkskundliche Dinge besser geschärft ist, wieder näher rücken wollte. Wir begrüßen deshalb dieses Heft mit besonderes warmer Theilnahme. Die sechs kleinen Geschichtchen, die seinen Inhalt bilden, sind freilich nicht gerade bedeutend; nur die zweite „Wie ich auch in die Schule ging" erhebt sich durch die ergreifende Wärme der Darstellung über die anderen, denen man wohl nicht unrecht thut, wenn man sie als gemüthlich erzählte Dorfschnurren bezeichnet. Uebrigens berührt der schlichte Ton der Darstellung angenehm, und im Kreise von Thüringer Landsleuten, etwa in einem Thüringer Wald-Zweigverein, vorgelesen von Jemand, der die Mundart beherrscht, werden sie sicherlich viel Spaß machen. Die Verfasserin kennt das Landvolk von Thüringen in der Gegend von Neustadt a./O. und Pößneck, wo ihre Geschichten spielen, das beweist jede Seite. Es mag wohl noch heute vorkommen, daß eine alte Bäuerin wie Holdersch Urgroßmutter (S. 56) ihre Enkel warnt: „Kinner, larnt nich su viel, 's brengt eich blus Schoden! Je merre ihr larnt, je merre werd vun eich verlangt." Jedenfalls verdient die Absicht der Verlagshandlung die Aufmerksamkeit nicht blos der Thüringer Volksgenossen, sondern aller Freunde der Volkskunde. Es soll uns aufrichtig freuen, wenn diesem ersten Hefte recht bald weitere nachfolgen. R. B.

— Vom Theater um die Jahrhundertwende. Zwölf Capitel von Rudolf Presber. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1901. — Die hier zu einem stattlichen Bande vereinigten zwölf „Capitel" sind ursprünglich als Monatsberichte von den Berliner Bühnen für die von Grotthuß herausgegebene Monatsschrift Der Türmer geschrieben worden. Es sind, wie der Verfasser, einer der tüchtigsten und einsichtsvollsten Berliner Tageskritiker, vielleicht allzu bescheiden in seiner Vorrede meint, „Plaudereien mit einem Leser, der von dem Vorurtheil befreit ist, daß man über Blumen Verständiges nur im Stile botanischer Lehrbücher reden könne". Als solche wird man die Presber'schen Aufsätze ziemlich hoch bewerthen müssen. Denn sie verrathen nicht nur ein feines und sicheres Urtheil über die verschiedensten theatralischen und dramatischen Dinge, sondern sie suchen auch das ebenso reiche, wie spröde Material mit Glück und Geschick unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen, wobei es an interessanten Ausblicken, instructiven Vergleichen und allerlei Excursen nicht fehlt. Sehr anerkennenswerth ist es ferner, daß Presber sich, im Großen und Ganzen wenigstens, von der sonst bei seinen reichshauptstädtischen Collegen selbstverständlichen Ueberschätzung der Berlinerischen Marke bei den verschiedenen literarischen Werthen freizuhalten weiß, wenn er auch gleich im Vorwort die Meinung vertritt, „die Berliner Bühnen bedeuten heutzutage die deutsche Bühne", eine Meinung, deren Richtigkeit Dank dem theilweise durchaus selbständigen Vorgehen der Schauspielhäuser von Hamburg, Stuttgart, Dresden, Frankfurt, München etc. bereits in den letzten Jahren etwas erschüttert worden ist. Freilich der Berliner Erfolg bleibt noch immer — Gott sei's in vielen Fällen geklagt! — ausschlaggebend für die mehr oder minder rasche Carrière eines Bühnenstückes, wie leider nur allzu oft das Spreewasser für die oder jene Prömierentaufe in der Provinz eine „heiligende" Kraft auch heute noch zu haben scheint. Seiner literarischen Richtung nach ist Presber Eklektiker; er begrüßt das Gute mit Freuden, gleichviel ob es von den Vertretern dieses oder jenes — „ismus" herkommt, und weiß vor Allem, was ja für die Zeitungskritiker besonders wichtig und von Nöthen ist, den wahren Erfolg von dem brutal erklärmten Eintagsapplaus mit Hellhörigkeit zu unterscheiden, soweit das überhaupt dem Nahestehenden möglich ist. Denn, mit leidlicher Verläßlichkeit beziehentlich der Echtheit der von ihr als bleibend erkannten Resultate wird man die Geschichte des Theaters um unsere Jahrhundertwende erst in zwanzig oder dreißig Jahren schreiben können. Dann aber wird man freudig bei diesem schwierigen Geschäfte zu dem Presber'schen Werke greifen und manch' treffende Bemerkung, manche geistreiche Wendung aus seiner Feder über die so interessante Materie des zeitgenössischen Theaters mit Vergnügen verwenden. A.

— Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas. Neu bearbeitet von einer großen Anzahl von Ornithologen, herausgegeben von Dr. Carl Hennicke in Gera. Gera-Untermhaus, Verlag von Fr. Eugen Köhler. IV. Band. VI u. 432 Seiten. 49 Tafeln. — Der neue Band bringt eine bunte Gesellschaft, Staare, Pirol, Raben, Würger, Fliegenfänger, Schwalben — Segler, Nachtschwalben —, Spechte, Bienenfresser, Eisvögel, Racken, Wiedehopf und Kukucke. Die Zahl der Bearbeiter ist, dem heterogenen Stoff entsprechend, diesmal eine besonders große, lauter Autoritäten in ihrem Fach, voran Ernst Hartert, der Zoolog des Rothschild-Museums in Tring bei London, die Braunschweiger Gebrüder Blasius und Grabowsky, Thienemann, der Vorstand der vom Reich neugegründeten Vogelwarte in Rossitten auf der kurischen Nehrung, Leverkühn, der Vertreter der Zoologie in Sophia, Koepert in Dresden, Helm in Chemnitz, Buri in Bera für Alpenvögel, Berg in Leipzig, der gewiegte Kuckuckskenner. Aehnlich lang ist die Reihe der Künstler, aus ebenso vielen verschiedenen Ländern. Man sieht, daß der Herausgeber, der selbst eine Anzahl Artikel beigesteuert hat, keine Mühe scheute, den alten Naumann in würdigem Gewande auferstehen zu lassen. Der einheitliche Guß, der dem alten Werke eigen war, ist nicht geschwunden, da der alte Text beibehalten ist. Aber die Hinzufügungen, denen allerdings diese Einheitlichkeit nothwendiger Weise fehlt, beweisen zur Genüge, was der Naumann für Früchte getragen, wie sich auf seine Anregung hin sachverständige Beobachtung vervielfältigt hat. Bei den Abbildungen zeigt sich am meisten der Fortschritt der modernen Technik und Auffassung. Wirken sie schon durch die bedeutende Größenzunahme ganz anders, so machen die Gruppirung und der landschaftliche Hintergrund einen harmonischen Eindruck, der der alten Auflage fehlt. Bienenfresser z. B. und Blauracke sind wahre Kunstblätter geworden. Was etwa an Schärfe der Zeichnung verloren ging, ist sehr mäßig, einige Federn könnten beim Wiedehopf schärfer heroortreten. Bedenkt man, daß das erweiterte, an Format und Ausstattung gewachsene Werk kaum den fünften Theil des Preises der alten Auflage kostet, dann kann man sich über das Unternehmen nur von Herzen freuen. Möchte es der Ornithologie ebenso viel neue Freunde zuführen, wie der alte Naumann. Die sommerliche Reiselust wird einem erregt beim Anblick der prächtigen, rothschnäbeligen Alpenkrähe, die einen auf hohem Bergesgipfel so typisch umkreist. So fremdartig schon diese Figur unter den einheimischen, so wunderlich muthen die seltenen Gäste aus fremden Erdtheilen an, deren Bilder mit aufgenommen sind, Kuhstärlinge aus Nordamerika, der Heherkuckuck aus Nordafrika, der absonderliche Braunliest, ein dem lachenden Hans unserer zoologischen Gärten verwandter Eisvogel und der herrliche Rosenstaar aus Asien, letzterer wohl noch am häufigsten. Besondere Erwähnung verdienen auch die Bilder von Bastarden zwischen Raben- und Nebelkrähe von Göring's Hand und vor Allem die Tafel mit 48 ganz verschiedenen Kuckuckseiern nach Rey's berühmter Sammlung. Srth.

— Katechismus der Ziergärtnerei. Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, sowie über Blumenzucht von H. Jäger. Sechste Auflage von J. Wesselhöft. Mit 104 Textabbildungen. In Originalleinenband 3 ℳ 50 ₰. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Ueber welche ganz ungewöhnlichen Kenntnisse und Erfahrungen gerade auf dem Gebiete der Ziergärtnerei der verstorbene Hofgartendirector Jäger verfügte, davon legt auch diese sechste Auflage obigen Buches das beredteste Zeugniß ab. War dasselbe schon früher werth, so manchem scheinbar weit imposanteren Werke vorgezogen zu werden, so ist es die vorliegende Auflage erst recht. Die äußerst geschickte, fachkundige Neubearbeitung durch J. Wesselhöft hat in ihr ein wahres Meisterstück geschaffen, welches ganz besonders in Bezug auf Uebersichtlichkeit des Textes und dessen bei aller äußeren Knappheit überall offenbar werdende Fülle an Inhalt mustergiltig sich zeigt. Mag das Buch nun nach allgemeinen Schilderungen der verschiedenen Kategorien und Arten von Gärten und deren Anlage z. B. über die Behandlung des Bodens, die Verwendung der Gewächse, die Benutzung des Wassers, der natürlichen Felsen, die Errichtung und Ausstattung künstlicher Felsen und Grotten, über die Schaffung von Wegen und Plätzen, sowie über die Aufführung von durch Gärten und Parks umgebenen Bauwerken oder über die praktische Ausführung der Gartenanlagen in allen ihren Einzelheiten oder über die Schaffung von Haus- und Stuben-Ziergärten oder über die Vermehrung, Zucht, Aussaat, Pflanzung und Pflege der sehr großen Zahl werthvollster Gartenziergewächse, über die geschmackvollste und naturgemäßeste Placirungsweise derselben etc. sprechen, stets bleiben alle seine Ausführungen hochinteressant und der Praxis wie Wissenschaft gleich sehr gerecht. Mit am meisten werden schließlich noch zur wohlverdienten schnellen und weitestgehenden Verbreitung dieses Weber'schen Katechismus die vielen und größtentheils ganz reizenden Textbilder desselben beitragen. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 89. Sonnabend, den 27. Juli, Abends. 1901.

Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler.

In diesen Tagen wallfahrten im Geiste alle guten Deutschen nach dem schlichten Mausoleum im Sachsenwald und gedenken mit bewegtem dankbarem Herzen des Mannes, der dort im Schatten der Eichen ausruht von einem Leben, so groß und so reich an Kämpfen und Erfolgen, wie die Weltgeschichte wenige kennt. „Einen treuen deutschen Diener Kaiser Wilhelm des Ersten“ nennt sich Fürst Bismarck in der Grabinschrift, die er sich bestellt hat. In diesen schlichten Worten, die so bescheiden und doch so voll edlen Stolzes sind, ist das Verhältniß der beiden großen Männer kurz und bündig und dabei treffend und wahr gezeichnet. Es ist eine dankbare Aufgabe, einmal dem Zuge deutscher Treue nachzugehen, die den eisernen Kanzler an seinen König band und von seinem königlichen Herrn mit gleicher Treue vergolten wurde. Uns steht hierfür in Bismarck's eigenen Aufzeichnungen und Briefen ein reiches, zuverlässiges Material zur Verfügung. Wir wollen nur das Bezeichnendste herausgreifen.

Den ersten großen Dienst leistete Bismarck dem „Prinzen von Preußen“ im trüben Jahr 1848. Prinz Wilhelm war damals der bestgehaßte Mann in Deutschland, man nannte ihn in völliger Verkennung seines edlen Herzens den „Kartätschenprinzen“, man gab ihm die Schuld an dem Blutvergießen in den Märztagen. Auf Befehl König Friedrich Wilhelm's IV. mußte der Prinz sogar in die Verbannung nach England gehen — der eigenen Sicherheit wegen und zur Besänftigung der empörten Volksstimmung. Eine starke Mittelpartei glaubte damals das Königthum nur dadurch retten zu können, daß Friedrich Wilhelm IV. zur Abdankung bewogen und mit Uebergehung des Prinzen eine Regentschaft der Prinzessin Augusta für ihren minderjährigen Sohn hergestellt werde. Man versuchte Bismarck für den Plan zu gewinnen, da er der einflußreichste und hervorragendste Führer der Rechten im Landtag war. Aber er erklärte klar und bündig, daß er einen Antrag des Inhaltes im Landtage mit dem Antrag auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverraths beantworten würde. Diese entschiedene Weigerung Bismarck's brachte den Plan zum Scheitern. Der Prinz muß auf Umwegen davon gehört haben. Als er aus der englischen Verbannung zurückkehrte, wurde er auf dem Bahnhof in Genthin gelegentlich eines kurzen Aufenthalts von einer großen Menge begrüßt. Bismarck war auch erschienen; er hielt sich aber im Hintergrund, weil er nicht wußte, ob es dem Prinzen angenehm sei, mit ihm, dem verschrieenen märkischen Junker und Reactionär, in Berührung zu kommen. Aber der Prinz erkannte ihn sofort, bahnte sich einen Weg durch das Publicum und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich weiß, daß Sie für mich thätig gewesen sind; und ich werde Ihnen das nie vergessen.“ Bald darnach wurde Hr. v. Bismarck nach Babelsberg eingeladen und mußte dem Prinzen besonders über die unseligen Märztage berichten. Er hat es rückhaltlos gethan; er las ihm dabei ein Gedicht vor, das die erbitterte Stimmung der treuen preußischen Truppen über die allzugroße Nachgiebigkeit des Königs gegen die Aufrührer wiedergab. Da brach der hohe Herr in heftiges Weinen aus.

Wir übergehen die Jahre bis 1862, da wir nur lückenhaftes Material über die Beziehungen zwischen beiden Männern haben. Im Mai 1862 wurde Bismarck von seinem Gesandtschaftsposten in St. Petersburg nach Berlin berufen. König Wilhelm wünschte seinen Rath zu hören in der schweren inneren Krisis, in der sich damals Preußen befand. Er sollte eventuell selbst einen Ministerposten übernehmen. Aber die Verhandlungen mit ihm zerschlugen sich. Die übrigen Minister schreckten vor der kühnen, schneidigen Energie Bismarck's zurück. Er selbst spürte wenig Verlangen nach einem solchen hohen Posten. Er erklärte offen: „Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht, wie vor einem kalten Bade. Abgesehen von allen politischen Unzuträglichkeiten fühle ich mich nicht wohl genug für so viel Aufregung und Arbeit.“ So war er ganz damit zufrieden, als er als Gesandter nach Paris geschickt wurde; freilich galt er noch immer als Ministercandidat. Und er war ein zu treuer Vasall, als daß er sich geweigert hätte, einem ausdrücklichen Ruf seines Königs zu folgen. An seine Gemahlin schrieb er damals: „Ich bin zu Allem bereit, was Gott schickt . . . Wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Aber den König unter Krankheitsvorwänden im Stich lassen, halte ich für Feigheit und Untreue.“ Schon Mitte September wurde er durch eine Depesche nach Berlin berufen. In Preußen hatten sich die Dinge zu einem schweren Conflict zwischen Krone und Abgeordnetenhaus zugespitzt. Die Reorganisation des preußischen Heeres, die der König mit aller Energie betrieb, wurde vom Landtag abgelehnt mit überwältigender Majorität. Es kam in diesem Landtagsbeschluß das alte Mißtrauen und die tiefe Abneigung der liberalen Mehrheit gegen König Wilhelm zum Ausdruck; es war eine Machtprobe, der erste Schritt zur Parlamentsherrschaft über die Krone, nach englischem Vorbild. König Wilhelm litt unsäglich unter diesem Conflict. Die Männer, die er bisher als Minister berufen hatte, waren bei allem guten Willen weder energisch noch tactvoll genug vorgegangen. Da rief er Bismarck herbei. Am 20. September Morgens langte dieser in Berlin an. Er wurde sofort zum Kronprinzen beschieden zu einer Besprechung über die Lage. Das vermerkte der König übel; er trug sich damals ernstlich mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen, und meinte nun, Bismarck rechne schon fest damit und suche sich von vornherein mit dem neuen König gut zu stellen. Zu Roon äußerte König Wilhelm damals unwillig: „Mit dem ist auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohn gewesen.“ Dieses Mißtrauen schwand bald. Am 22. September empfing der König Bismarck in Babelsberg. Er erklärte ihm seine feste Absicht abzudanken und zeigte ihm die Abdankungsurkunde mit den Worten: „Ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen.“ Bismarck erbot sich, ins Ministerium einzutreten und die Militärorganisation auch gegen die Majorität des Landtags zu verfechten. Diese feste Entschiedenheit machte tiefen Eindruck auf den König; er erklärte: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdicire nicht.“ Bismarck ging so weit, dem Könige zu geloben: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem König untergehen, als Eure Majestät im Kampf mit der Parlamentsherrschaft im Stich lassen.“ Bismarck hatte als preußischer Ministerpräsident genügend Gelegenheit, seine Treue zu beweisen. Seine Ernennung wirkte auf die Opposition wie das rothe Tuch auf den Stier. „Bismarck ist der Staatsstreich,“ das war das allgemeine Urtheil. Des neuen Ministers versöhnliche Haltung fand ebensowenig Entgegenkommen im Landtag, wie seine geniale „Blut- und Eisenpolitik“ Verständniß. Der Landtag verwarf von Neuem die Ausgaben für die Armee-Erneuerung, ja, um der Regierung seine Macht fühlen zu lassen, das ganze Budget. Aber Bismarck beugte sich nicht vor dem Parlament; er schloß den Landtag mit der Erklärung, den Staatshaushalt ohne Landtag führen zu müssen um des Staatswohls willen. Nun hagelten von allen Seiten Beschimpfungen und Drohungen; man höhnte über das „Ministerium von Seiltänzern“, über das „Kainszeichen

des Eidbruchs", das sie trügen; man drohte mit dem Zuchthaus, mit der Confiscation des Vermögens, ja mit dem Schafott. Bismarck wankte und wich nicht von der Bahn, die er als die allein rechte ansah, und er hielt auch seinen König aufrecht. Dieser hatte, der Kämpfe müde, oft Abdankungsgedanken und wurde darin von einer starken Partei am Hofe selbst bestärkt. Wie es Bismarck verstand, ihn wieder mit neuem Muth zu erfüllen, davon ein Beispiel. Anfang October fuhr Bismarck dem Könige, der aus Baden-Baden zurückkam, bis Jüterbogk entgegen. Er erwartete ihn auf dem noch unfertigen Bahnhof, im Dunkeln auf einer umgekehrten Schiebkarre sitzend. Mit Mühe machte er den König ausfindig, der in einem Coupé erster Classe ganz allein saß. Er war tief niedergeschlagen und unterbrach gleich im Anfang Bismarck's Vortrag über die Lage mit den Worten: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das Alles endigen wird; da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen lassen und etwas später mir." Bismarck antwortete: „Et après, Sire?" „Ja après, dann sind wir todt!" erwiderte der König. „Ja," fuhr Bismarck fort, „dann sind wir todt, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blut besiegeln, ob auf dem Schlachtfeld oder auf dem Schafott, ändert Nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte.... Sie können nicht capituliren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten." Diese Worte gaben dem König seine Sicherheit wieder und selbst seine Heiterkeit. Solche Erfahrungen waren es, die den König in jenen Tagen veranlaßten, auf das Compliment einer russischen Fürstin, er sehe vortrefflich aus, zu antworten mit dem Hinweis auf Bismarck: „Voilà mon médecin!"

Der unerquickliche Conflict mit dem Landtag fand bekanntlich seine Lösung erst durch den siegreichen Krieg 1866. Bismarck hat persönlich im Gefolge des Königs am böhmischen Feldzuge theilgenommen. Er hatte eine schwierige Stellung besonders dem großen Generalstab gegenüber, der dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten keinen Einfluß auf den Gang der militärischen Operationen gestatten wollte. Freilich bei Königgrätz benutzte man gern den Landwehrmajor, um den König einer schweren Gefahr zu entziehen. Der König hatte sich zu weit vorgewagt, die Granaten umschwirrten ihn und schlugen in das Gefolge ein. Die Generäle wagten nicht den König zu warnen und schickten Bismarck vor. Er sagte im entschiedenen ernsten Tone: „Als Major habe ich Eurer Majestät keinen Rath zu ertheilen, als Ministerpräsident bin ich aber verpflichtet, Eure Majestät zu bitten, Sich nicht auf diese Weise der Gefahr auszusetzen!" Der König erwiderte: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?" Aber er gab den Vorstellungen Bismarck's Gehör. „Freilich konnte er's," so schreibt Bismarck an seine Gattin am 9. Juli, „mir nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte; »an der Stelle, wo ich auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte«, sagte er gestern noch mit gereiztem Fingerzeig auf mich..... Schließlich weiß er mir's doch Dank, und die spitzen Reden: »wie Sie mich das erste Mal wegjagten« u. s. w. sind die Anerkennung, daß ich recht hatte." Nach der Schlacht hatte Bismarck, wie er selbst sagt, „die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden". Damals zeigte sich Bismarck's Treue gegen seinen König darin, daß er zum Heile des Königs und des Vaterlandes seine eigene Meinung mit starrer Energie gegen des Königs Lieblingswünsche geltend machte. Nach den glänzenden Siegen in Böhmen drängten die militärischen Berather zur Fortsetzung des Krieges bis zur Vernichtung der Gegner. Der König war zu sehr Soldat, um nicht ihrer Ansicht zuzuneigen. Er dachte an bedeutende Landerwerbungen in Oesterreich, Sachsen und Süddeutschland. Aber Bismarck's weitschauender Blick erkannte die Möglichkeit, einmal Deutschland zu einigen und das feindliche Oesterreich zu versöhnen, nur in einem möglichst raschen Frieden mit milden Bedingungen. Er hielt auch die Fortsetzung des Krieges für verhängnißvoll wegen der drohenden Einmischung Napoleon's. So fühlte sich Bismarck vor seinem Gewissen verpflichtet, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit die sofortige Annahme des von Oesterreich angebotenen Friedens durchzusetzen oder sein Amt niederzulegen. Am 23. Juli fand auf dem Schloß Nikolsburg unter dem Vorsitze des Königs ein Kriegsrath über die schwebende Frage statt und zwar in Bismarck's Zimmer, weil eine schmerzhafte Krankheit ihn ans Zimmer fesselte. Vergebens verfocht Bismarck seine Anschauung; der König trat der militärischen Mehrheit bei. Am besten lassen wir Bismarck selbst weiter erzählen: „Meine Nerven widerstanden den mich Tag und Nacht ergreifenden Eindrücken nicht. Ich stand schweigend auf, ging in mein anstoßendes Schlafzimmer und wurde dort von einem heftigen Weinkrampf befallen." Er berichtet dann, daß er noch einmal alle seine Gründe zu Papier gebracht und am nächsten Tag im mündlichen Vortrag versucht habe, seinen königlichen Herrn umzustimmen. Vergebens: „Der Widerstand, den ich den Absichten Seiner Majestät in Betreff der Ausnutzung der militärischen Erfolge und seiner Neigung, den Siegeslauf fortzusetzen, meiner Ueberzeugung gemäß leisten mußte, führte eine so lebhafte Erregung des Königs herbei, daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war, und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ mit dem Gedanken, den König zu bitten, daß er mir erlauben möge, in meiner Eigenschaft als Officier in mein Regiment einzutreten. In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und ich sah mich nicht um, als ich die Thür öffnen hörte, obwohl ich vermuthete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Corridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: »Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für nothwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.« Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: »Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.« Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Marginale ungefähr des Inhalts: »Nachdem mein Ministerpräsident mich vorm Feind im Stiche läßt und ich ihn hier außer Stande bin zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauern Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.«" Trotz der Schärfe der Ausdrücke sah der Minister in des Königs Entschließung „eine erfreuliche Lösung der unerträglichen Spannung". „Ich nahm die königliche Zustimmung zu dem von mir als politisch nothwendig Erkannten gern entgegen, ohne mich an ihrer unverbindlichen Form zu stoßen ... ... Diese und analoge Vorgänge haben bei mir keinen anderen Eindruck hinterlassen, als die schmerzliche Erinnerung, daß ich einen Herrn, den ich persönlich liebte wie diesen, so habe verstimmen müssen." Gerade durch diese ernste Differenz zwischen König Wilhelm und Bismarck und durch die Art ihrer Lösung wird das herrliche Treuverhältniß, in dem Beide zu einander standen, am besten charakterisirt.

Auch aus dem deutsch-französischen Kriege erzählt Bismarck von einer Verstimmung des Königs, die freilich bei Weitem nicht so tiefgehend war. König Wilhelm sträubte sich gegen die Annahme des Kaisertitels. Als er aber endlich, besonders durch das warme Eintreten König Ludwig's von Bayern, umgestimmt, sich dazu entschloß, wollte er den Titel „Kaiser von Deutschland" führen, während Bismarck auf Grund der neuen Reichsverfassung und vor Allem auch in Achtung der Rechte der deutschen Bundesfürsten für die Bezeichnung „Deutscher Kaiser" eintrat. Es kam bis zum 18. Januar zu keiner Entscheidung. Der Großherzog von Baden, der bei der Proclamation im Spiegelsaal zu Versailles als erster der anwesenden Fürsten das Hoch ausbringen sollte, wurde durch Bismarck's Hinweis auf den Text der Reichsverfassung bewogen, noch in letzter Stunde den König aufzusuchen. Ein Resultat dieser Unterredung war's zweifellos, daß der Großherzog sein Hoch weder auf den Deutschen Kaiser, noch auf den Kaiser von Deutschland, sondern auf Kaiser Wilhelm ausbrachte. Bismarck schließt seinen Bericht über die Proclamation mit den Worten: „Se. Majestät hatte mir diesen Verlauf so übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem

erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davor stand, ignorirte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generälen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehrere Tage verharrte, bis allmälig die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen." Solche Verstimmungen zwischen den zwei großen Männern waren wie Wolken, die rasch vorüberzogen und die das gegenseitige Vertrauen nicht zu trüben vermochten. Das zeigt sich besonders auch bei den verschiedenen Gelegenheiten, wo Bismarck glaubte, sein Abschiedsgesuch einreichen zu müssen. Im Jahre 1869 antwortete der König auf ein solches: „. . . Wie können Sie nur daran denken, daß ich auf Ihre Gedanken eingehen könnte. Mein größtes Glück ist es ja, mit Ihnen zu leben und mit Ihnen immer fest einverstanden zu sein . . . . . Ihr Name steht in Preußens Geschichte schöner als der irgend eines preußischen Staatsmannes. Den soll ich lassen? Niemals! Ruhe und Gebet wird Alles ausgleichen. Ihr treuester Freund W." Ein zweites „Niemals" schrieb Kaiser Wilhelm unter jenes Abschiedsgesuch von 1877; er brach bei der mündlichen Erörterung desselben in die Worte aus: „Soll ich mich in meinen alten Tagen blamiren? Es ist eine Untreue, wenn Sie mich verlassen!" Dieser Appell an Bismarck's Treue hat gewirkt. Wie ein Echo darauf klingen die Worte in einer Reichstagsrede Bismarck's: „Nun meine Herren, wenn ich so wenig Hoffnung habe [mit der vorgeschlagenen Wirthschaftspolitik Anklang zu finden] und dennoch in meiner Stellung ausharre und mir soviel Mühe und Arbeit mache, und Ihnen eine so bedauerlich lange Rede halte, wie die heutige, so können Sie mich ja fragen: Was veranlaßt denn diesen matten Greis, seine Sisyphusarbeit fortzusetzen, wenn er selbst die Ueberzeugung hat, er kommt zu nichts? Meine Herren, wir haben, in Preußen wenigstens, eine eigenthümliche militärische Tradition, das ist die des Dienst- und Pflichtgefühls. Ich lebte viel lieber auf dem Lande als unter Ihnen, so liebenswürdig Sie auch sind. Wenn ich es dennoch thue, so ist es nur das Gefühl dessen, was man mit dem rohen Ausdruck »verdammte Pflicht und Schuldigkeit« benennt, so lange ich den Titel des Kanzlers trage. Nachdem ich im Jahre 1878 meinen Herrn und König nach dem Nobiling'schen Attentate in seinem Blute habe liegen sehen, da habe ich den Eindruck gehabt, daß ich dem Herrn, der seinerseits seiner Stellung und Pflicht vor Gott und vor den Menschen Leib und Leben dargebracht und geopfert hat, gegen seinen Willen nicht aus dem Dienste gehen kann. Das habe ich mir stillschweigend gelobt, und das ist der alleinige Grund, warum Sie mich überhaupt noch hier sehen."

Auf eine viel discutirte Seite des Verhältnisses zwischen Kaiser und Kanzler müssen wir noch näher eingehen. Gewiß ist, daß Bismarck einen großen bestimmenden Einfluß auf den Monarchen hatte. Er erzählt, daß 1865 seiner Frau gegenüber der König „die Geschicklichkeit rühmte, mit der Bismarck seine Intentionen zu errathen und — wie er nach einer Pause hinzusetzte — zu leiten wüßte", und dann fährt Bismarck fort: „Solche Anerkennung benahm dem König nicht das Gefühl, daß er der Herr und ich sein Diener sei, ein nützlicher aber ehrerbietig ergebener . . . . . Er stand in seiner eigenen königlichen Einschätzung und in seinem Gerechtigkeitssinn viel zu hoch, um jemals dem Gefühl einer Saulischen Eifersucht gegen mich zugänglich zu werden. Er hatte das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke einer Eifersucht auf seinen Diener und Unterthanen in den Sinn, und nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein, ebenso wie bei mir alle, auch übertriebene Huldigungen das Gefühl, der Diener dieses Herrn zu sein und mit Freuden zu sein, in keiner Weise berührten." Wie ein Commentar zu Bismarck's Grabinschrift klangen die Worte, mit denen er jene Ausführungen schließt: „Diese Beziehungen und meine Anhänglichkeit hatten ihre principielle Begründung in einem überzeugungstreuen Royalismus: aber in der Specialität, wie er vorhanden war, ist er doch nur möglich unter der Wirkung einer gewissen Gegenseitigkeit des Wohlwollens zwischen Herr und Diener, wie unser Lehnrecht die »Treue« auf beiden Seiten zur Voraussetzung hatte."

Grade diese hohe Auffassung, die Bismarck von seiner Stellung zu seinem Herrn und König hatte, macht es uns erklärlich, daß jede Mißdeutung dieses Verhältnisses ihn auf das Empfindlichste verletzte. Ihm war es dann, als ob ein Heiligthum angetastet würde. Da konnte er aufbrausen in edlem Zorn, und seine Worte wurden zu scharfen Schwerthieben. Im Anfang des Jahres 1882 war im Reichstag das Wort „Hausmeierthum" gefallen und damit der versteckte Vorwurf gegen Bismarck erhoben worden, daß der Kaiser in vieler Hinsicht anders denke als der Kanzler, aber sich vor dem herrschsüchtigen Manne immer beuge. Der Abg. Hänel wiederholte am 24. Januar den Vorwurf in der Form, daß Bismarck durch Heranziehung der Person des Königs in die Reichstagsdebatten die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten durch die unverantwortliche Person des Königs decken wolle. Bismarck antwortete mit sichtlich wachsender Erregung, seine Stimme bebte dabei vor Entrüstung: „Sie wünschen das Königshaus durch einen Vorhang verdeckt. Aber der König ist entschlossen, im Wechselverkehr mit seinem Volke zu bleiben, und ich als Minister bin entschlossen, dem Könige hierbei auch kämpfend zu dienen, aber als Diener und nicht als Vormund." Dann rief er im flammenden Zorn gegen die Fortschrittspartei gewendet: „Habe ich nicht seit 1862 kämpfend in der Bresche gestanden? Habe ich nicht das Königthum gedeckt, nicht blos mit meinen körperlichen Leistungen, sondern auch mit meinen geistigen, die ich zur Verfügung habe? Aber im Jahre 1862, wie sah denn da die Situation aus? Da waren sehr Wenige, die bereit waren, diese Deckung des Königthums, die ich damals leistete, zu übernehmen. Lesen Sie die Zeitung Ihrer eigenen Partei, da werden Sie finden, daß die wohlwollenden bezüglich meiner damals von Strafford und Polignac sprachen, die gemeineren Blätter aber von Wollekrempeln im Zuchthause, was mein natürliches und berechtigtes Ende sein würde. Ich selbst habe wenigstens geglaubt, daß man mir unter Umständen einen Prozeß machen würde, der mein Vermögen ruiniren würde. Wenn Sie auf diese Zeit zurückblicken, dann sollten Sie mir doch nicht solche Vorwürfe ins Gesicht werfen, als wenn je eine Feigheit im Dienste meines Herrn für meine Handlungen maßgebend gewesen wäre. Ich möchte wissen, was haben denn die Herren ihrerseits für Beweise von Muth gegeben? Sie haben Reden ohne Risico gehalten, die Sie zu nichts verbanden, und Jemand, der 20 Jahre lang für das Königthum auf der Bresche stand, dem werfen Sie vor, er decke sich mit dem König. Ich hoffe den Vorwurf nicht wieder zu hören."

Wenn Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen auf seine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm zu sprechen kommt, dann klingen durch seine Worte warme Herzenstöne, die inmitten der kühlen politischen Erörterungen oft wunderbar anmuthen und ergreifen. Es hat an Hofintriguen, die auf Bismarck's Sturz hinarbeiteten, vom Anfang seiner Ministerthätigkeit an nicht gefehlt. Aber sie fanden kein Gehör beim Könige. Dankbar bekennt Bismarck einmal: „Es gehörte die ganze ehrliche und vornehme Treue des Königs für seinen ersten Diener dazu, daß er in seinem Vertrauen zu mir nicht wankend wurde." In dem hochinteressanten 33. Capitel über Kaiser Wilhelm I. nennt er ihn einen „gentleman" ins Königliche übersetzt, einen Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze: „Noblesse oblige" dispensirt fühlte. „Er hielt auf Treue und Ehre nicht blos Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinem feinen Gefühl für königliche Würde und Pflicht zu nahe getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei jeder Zoll ein König und zwar ein gerechter und wohlwollender König." Eine Bemerkung, die Bismarck hier macht, erinnert uns an jene Differenz mit dem König in Nikolsburg. „Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers niemals contagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurecht gelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte, wie Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major habe, gegen die zu reagiren mir nicht gegeben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereigniß, auf das ich mich einrichten müsse. Dieser mein Eindruck beruhte auf meiner persönlichen Liebe zu Kaiser Wilhelm I. Ihm gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber ebenso wenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause." Neben diese Worte Bismarck's stellen wir einige Stellen aus Briefen Kaiser Wilhelm's an den Kanzler, die ein klarer Spiegel von des Kaisers Gesinnung gegen Bismarck sind. Am Tag der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags

kündigte der Kaiser in einem Handschreiben dem Kanzler die Erhebung in den Fürstenstand an. Darin heißt's unter Anderem: „In unerwartet schneller Folge haben sich im Laufe von 6 Jahren die Geschicke meines Landes zu dem Glanzpunkte entwickelt, auf dem es heute steht. In diese Zeit fällt eine Thätigkeit, zu welcher ich Sie vor 10 Jahren zu mir berief. In welchem Maße Sie das Vertrauen gerechtfertigt haben, aus welchem ich damals den Ruf an Sie ergehen ließ, liegt offen vor der Welt. Ihrem Rath, Ihrer Umsicht, Ihrer unermüdlichen Thätigkeit verdankt Preußen und Deutschland das weltgeschichtliche Ereigniß, welches sich heute in meiner Residenz verkörpert." Wir fügen hier eine Episode ein, die ganz charakteristisch ist. Bismarck war nach Empfang des Briefes fest entschlossen, den Kaiser zu bitten, von seiner Erhebung in den Fürstenstand abzusehen. Vor Allem mit Rücksicht auf sein Vermögen, das ihm den Ansprüchen fürstlicher Stellung nicht zu genügen schien. Er kam mit diesem reiflich erwogenen Entschluß ins Schloß. Hören wir ihn selbst weiter: „Auf den oberen Stufen der Schloßtreppe angelangt, fand ich dort zu meiner Ueberraschung den Kaiser an der Spitze der königlichen Familie, der mich herzlich und mit Thränen in seine Arme schloß, indem er mich als Fürsten begrüßte, und seine Freude, mir diese Auszeichnung verleihen zu können, laut äußerte. Dem gegenüber und unter den lebhaften Glückwünschen der königlichen Familie blieb mir keine Möglichkeit, meine Bedenken anzubringen." An Bismarck's Ehrentagen fehlte sein königlicher Herr nie unter den Gratulanten. Zum silbernen Ehejubiläum schrieb er dem Fürsten (26. Juli 1872): „Daß Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen. Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen geht." Bei Bismarck's 70. Geburtstag, mit dem zugleich sein 50 jähriges Militärdienstjubiläum verbunden war, befahl er keine Feier, aber er ließ sie zu und beförderte sie freudig. In dem Glückwunschschreiben spricht er seine aufrichtige Genugthuung aus über die Huldigungen, die ganz Deutschland dem großen Manne darbrachte. Dann fährt er fort: „An einer solchen Feier Theil zu nehmen, ist mir und meinem Hause eine besondere Freude und wünschen wir Ihnen durch beifolgendes Bild (die Kaiserproclamation in Versailles) auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung wir dies thun .... Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird. Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späteren Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben. Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen als, über das Grab hinausdauernd, Ihr dankbarer treu ergebener Kaiser und König Wilhelm."

Wir schließen unsere Ausführungen mit einem Worte Bismarck's, das kurz und bündig als Gesammturtheil über das Verhältniß der beiden großen Männer zu einander geschrieben werden kann: „König Wilhelm war für treue Diener ein treuer Herr." J. N.

Bücherbesprechungen.

— Aus deutschen Bergen. Blätter für Freunde der deutschen Bergwelt. Illustrirte Monatsschrift für Gebirgs-, Verschönerungs-, Kur- und Verkehrsvereine, sowie Verbandsblatt der Gebirgsvereine für das böhmische Mittelgebirge, die böhmische Schweiz und das nördlichste Böhmen. Herausgegeben von Dr. A. Moschkau und F. W. Krondorf. Aussig, Verlag von F. W. Krondorf. Preis 3 ℳ jährlich. XVI. Jahrgang, Nr. 1—6. — Trotz vieler Mühe und Sorge, die die Weiterführung dieser Zeitschrift verursacht, nehmen die Verwaltung und Schriftleitung, im Bewußtsein, einer wahrhaft guten Sache zu dienen, den Kampf mit den verschiedenen Widerwärtigkeiten immer wieder auf und lösen ihre Aufgabe mit anerkennenswerthem Geschick. Auch die drei bisher erschienenen Doppelhefte des 16. Jahrgangs bestätigen dies in erfreulicher Weise, indem sie den Lesern eine stattliche Reihe lesenswerther Artikel darbieten. Der Verfasser des Aufsatzes „Eine Winterfahrt ins Muldenthal" weiß in recht gewandter und unterhaltender Darstellung von einem Ausfluge zu berichten, den er an einem Wintersonntag von Chemnitz aus über Burgstädt nach Heiersdorf, durch das Brauselochthal nach Rochsburg, dann weiter nach Wechselburg und auf den Rochlitzer Berg unternommen hat. Auch der noch sehr jugendliche Verfasser des durch alle drei Doppelhefte sich hindurchziehenden und noch nicht beendeten Aufsatzes „Quer durch deutsche Gaue. Reise durch das Salzkammergut, Bayern und Thüringen" versteht es, den Leser mit seinen lebendigen Schilderungen gut zu unterhalten; nur möchten wir ihm rathen, daß er sich künftig nicht allzusehr mit seiner eignen Person beschäftigen und geringfügige Dinge nicht zu breit ausführen möge. Der Artikel „Eine Dampferfahrt durch Böhmens Paradies" belehrt über die noch immer nicht genügend bekannte und gewürdigte böhmische Bergwelt zwischen Tetschen-Bodenbach und Leitmeritz, deren Uferlandschaften den schönsten Rheingegenden ebenbürtig sind. Von anderen Beiträgen seien erwähnt: Eine Skitour von Sachsen nach Böhmen. — Die Poesie des Hauses und der Familie. — Der Obstbau als Erwerbsquelle. — Bauernart. Eine Dorfgeschichte aus der sächsischen Schweiz. — Auf den Bilderschmuck haben die Herausgeber dieser Zeitschrift von jeher viel Sorgfalt verwendet. Wir finden in den vorliegenden Heften unter Anderem folgende hübsche Bilder: Eisenbahnbrücke bei Göhren, Schloß Rochsburg, Schloß Wechselburg, Prokopikirche bei Graupen, das Elbethal bei Niedergrund, Schloß und Kettenbrücke bei Tetschen, Sperlingsstein bei Tichlowitz, Ziegenberg mit Waltirsche, Aussig, Burgruine Blankenstein bei Nestowitz a. E., Elbethal bei Wannow, Elbethal bei Sebusein, Großtschernosek an der Elbepforte, Mondsee mit Schafberg, Hegebachthal, unterhalb der Tafelfichte im Isergebirge, Tiefenbach-Dessendorf im Isergebirge. Freunde von Stimmungspoesie finden unter der Ueberschrift „Heimathklänge" eine ziemlich reiche Ausbeute. Neben den Vereinsnachrichten und Mittheilungen von Berg und Thal sind auch die in jeder Nummer enthaltenen Angaben über Bäder, Sommerfrischen und Ausflugsorte und empfehlenswerthe Wanderungen im Gebiete des Gebirgsvereins für das nördlichste Böhmen von Sachsen aus beachtenswerth. C. R.

— Illustrirte Hausbibliothek. Zur Unterhaltung und geistigen Anregung. Berlin-Leipzig, Verlagsbuchhandlung von W. Vobach & Co. Preis jedes Bandes gebunden 75 ₰. — Gediegene Unterhaltung und vielseitige Belehrung, gewichtigen Ernst und behaglichen Scherz in gut abgemessener Mischung darzubieten — das ist offenbar das Recept, nach dem der Inhalt der „Illustrirten Hausbibliothek" zusammengestellt wird. Und sollte nicht jeder Leser und jede Leserin von Geschmack lieber solch sauberen rothen Band zur Hand nehmen als einen mehr oder minder abgegriffenen Leihbibliotheksband, ganz zu geschweigen von den schweren Bedenken der Hygieniker und Bacillenjäger gegen die bekannten gelbbraunen Einbände? Man hat oftmals den deutschen Verlegern den Vorwurf gemacht, ihre hohen Preise seien schuld daran, daß so wenig gute Unterhaltungsbücher gekauft würden und daß die Leute lieber in den Leihbibliotheken abonnirten. Der Tadel ist heute kaum mehr in solcher Allgemeinheit berechtigt. Wir können eine ganze Reihe von Verlegern namhaft machen, die ihren Stolz darein setzen, gute Romane und Novellen in würdiger Ausstattung, bei bescheidenem Preise auf den Markt zu bringen. Zu den empfehlenswerthen Unternehmungen dieser Art gehört auch die Illustrirte Hausbibliothek. Es erscheinen von ihr jährlich 14 Bände, geschmackvoll in rothen Kalliko gebunden. Der Jahrgang bringt etwa ein halbes Dutzend große Romane, gegen 30 Novellen, eine stattliche Anzahl belehrender Artikel aus berufener Feder, dazu Humoresken und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. Auch der Lyrik ist ein Platz gegönnt, und eine Räthselecke bietet Zeitvertreib für müßige Stunden. Daß auch zahlreiche Holzschnitte das Auge des Lesers fesseln, sei nicht vergessen zu erwähnen. Aus dem Inhalte der letzten Bände wird besondere Aufmerksamkeit erregen der „Rundgang durch die deutschen Hochschulen" von Dr. A. Stern, zumal die Geschichte der Bonner „Borussia", deren jüngster Fuchs bekanntlich der deutsche Kronprinz ist. Die hübschen, handlichen Bände eignen sich auch vortrefflich zur Reiselectüre und seien hierdurch für diesen Zweck bestens empfohlen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 90. Dienstag, den 30. Juli, Abends. **1901.**

Philipp Spitta und Heinrich Heine.

Zur hundertsten Wiederkehr von Spitta's Geburtstag.

Von A. v. Winterfeld.

Zu den interessantesten Episoden in Philipp Spitta's an äußeren Ereignissen nicht eben reichem Leben gehört sein Freundschaftsverhältniß zu Heinrich Heine. Wie der fromme Sänger von „Psalter und Harfe“ zu dem gottlosen Spötter Heine in ein näheres Verhältniß kam, darüber belehrt uns in der Hauptsache die biographische Einleitung zu „Psalter und Harfe“ von Ludwig Spitta, Münkel's ausführliche Lebensgeschichte Ph. Spitta's und die Resultate von G. Karpeles' Heine-Forschungen.

Karl Johann Philipp Spitta, dessen Familie väterlicherseits von französischen Refugiés abstammte und dessen Mutter eine getaufte Jüdin war, wurde zu Hannover am 1. August 1801 geboren. Seinen Vater verlor er bereits im vierten Jahre und da eine mehrjährige Krankheit ihn später körperlich sowohl wie in seinen begonnenen, aber dadurch unterbrochenen Gymnasialstudien sehr zurückgebracht hatte, so wurde er zu einem Uhrmacher in die Lehre gegeben und er lernte dessen Handwerk zwar mit Fleiß, aber ohne inneren Antheil. Dadurch gerieth er in einen starken Zwiespalt mit seiner Lage, der erst dann eine glückliche Lösung fand, als ihm nach dem Tode seines jüngeren, für das Studium der Theologie bestimmten Bruders gestattet wurde, um in seine Stelle treten zu können, seine so lange unterbrochen gewesene geistige Ausbildung fortzusetzen. Fleiß, Eifer und Begabung ließen ihn das Versäumte außerordentlich schnell nachholen, so daß er im Frühjahr 1821 die Universität Göttingen als Student der Theologie beziehen konnte. Hier in Göttingen begann nun jenes Capitel in Spitta's Jugendgeschichte, das ihn mit Heine, der ebenfalls zu dieser Zeit in Göttingen studirte, in Berührung und in ein gewisses, wenn auch innerlich nicht sehr nahes Freundschaftsverhältniß bringen sollte. Spitta, eine edle, sinnige, liebenswürdige Natur, hatte sich schon früh, mit hoher Begabung für beide, der Poesie und der Musik zugewendet. Sein Lieblingsinstrument war die Harfe, die er mit Meisterschaft spielte. Bald war er in Göttingen der Mittelpunkt eines Kreises von jungen Poeten geworden, von denen P. Eckermann, der spätere Verfasser der „Gespräche mit Goethe“, A. Meyer, der spätere Geh. Oberjustizrath, und Adolf Peters, der 1876 als Lehrer an St. Afra in Meißen starb, hervorzuheben sind und zu denen auch Heinrich Heine gehörte, der, sonst die jungen Dichter seiner Zeit sehr von oben herab beurtheilend und behandelnd, mit Spitta, dessen Talent er hochschätzte, eine Ausnahme machte. Damals war Spitta's Dichtkunst noch eine ganz weltliche und seine Seele war von künstlerischen Bestrebungen so sehr hingenommen, daß er in eine gewisse Spannung mit der Theologie dadurch gerieth, die ihm, als diese Bestrebungen einengend, ein „schweres Joch“ zu sein schien. Sein zu jener Zeit herausgegebenes Erstlingswerk „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute“ mit dem Motto:

„Soll ich die beste Harfe dir nennen?
Das ist ein fröhlich reines Herz!
Willst du den besten Spielmann kennen?
Das ist die Lieb' in Lust und Schmerz.“

Dieses Erstlingswerk enthält in volksthümlichem Tone gedichtete Lieder, Romanzen und Balladen von ergreifender Innigkeit und voll hohen Wohllauts der Sprache. Wie sehr Heine diese Dichtungen bewunderte, geht aus Briefen von Peters hervor, welche dieser an Spitta richtete, als derselbe im Frühjahr 1824 als Hauslehrer nach Lüne übergesiedelt war, während Peters und Heine sich noch in Göttingen befanden. In diesen Briefen finden sich folgende Stellen: „Ich las Heine Deinen »Pferdedieb« vor, der ihm unbedingt gefiel und außerordentlich ansprach. Er hat sehr viel Achtung und Zuneigung für Dich. Herzliche Grüße von der Tafelrunde (so nannte sich die Vereinigung der jungen Dichter), vorzüglich von Heine.“ — „Heine hat mir mehrere Mal gesagt, daß er Deinen Genius achte und schätze. Er grüßt Dich auf das Allerherzlichste und Verbindlichste.“ — „Heine läßt Dich recht sehr grüßen; er äußert sich häufig mit äußerster Achtung über Dich und Deine Dichtung.“ Spitta, der nicht umhin konnte, Heine's dichterische Begabung zu bewundern, verfehlte nicht zu danken und wieder zu grüßen. In einem Briefe an Spitta schildert Peters Heine folgendermaßen: „Heine spielt Karten mit seinen tieferen Gefühlen; es ist Münze, die er ausgiebt, nichts scheint ihm heilig genug zu sein, um es nicht dem Witze und seiner verhaßten Ironie zu opfern, und sein immer wiederkehrendes höhnisches Selbstauslachen am Schlusse verletzt mich. Ich schaudere, wenn dem Blitze, der das Herz entzündet, sogleich ein kalter löschender Schlag folgt. Aber man muß ihm auch nicht zu wehe thun, er ist bei all' seinem leichtfertigen, boshaften und übermüthigen Witze in den letzten Gründen ein sehr tieffühlender, weicher Mensch, den man durch ernste Vorwürfe leicht bis zu Thränen rührt.“ Spitta mochte diesem Urtheil im Allgemeinen wohl zustimmen, wie dies aus dem folgenden Gedicht, das sich auf Heine bezieht, hervorgeht. Es lautet:

„Es geht der Teufel wandern
Durch Feld und Stadt und Land,
Da hat er sich unter andern
Zu einer Hütte gewandt.

Das war eine stille Klause
Und doch ein Freudensaal,
Da war die Liebe zu Hause
Mit Engeln ohne Zahl.

Die Liebe fing an zu kranken
Und legte sich hin zur Ruh',
Doch deckten mit Blüthenranken
Die lieben Engel sie zu.

Und unter Thränengeträufel
Schliefen sie endlich ein,
Da trat just der leidige Teufel
In die stille Hütte hinein.

Er möchte sich gern erfrischen
An der bleichenden Liebe Bild,
Es singen die Engel dazwischen
Im Schlafe so wundermild.

Und wer in die Hütte mag schauen,
Dem wird so wohl und so bang:
Er sieht den Teufel mit Grauen,
Und hört doch den Engelsgesang.“

Heine fand dies Gedicht, als es ihm Peters vorlas, schön, und als er hörte, daß es ihm gelte, wurde er bis zu Thränen gerührt. Er erbat sich eine Abschrift, indem er wehmüthig sagte: „Mein Bild ist gut getroffen.“ Uebrigens war Heine auch ein mit der That hilfreicher Freund. Er war es, der es Spitta in Göttingen ermöglichte, sich eine Harfe anzuschaffen, indem er ihm dazu zwanzig Thaler vorschoß. Und dabei war er ein sehr langmüthiger Gläubiger, wie dies aus einem Briefe Spittas drei Jahre später hervorgeht, in welchem es heißt: „Grüße Heine und sage ihm, daß er sich überzeugt halten könnte, wie sehr mich meine Schuld immer gedrückt habe, und daß ich sie längst entrichtet haben würde, wenn es mir irgend möglich gewesen

wäre. Sprich mit Heine deshalb in meinem Namen. Vielleicht wird mir's noch möglich, ihn vor Ostern (1825) zu bezahlen, sonst soll es alsdann sicher erfolgen und mit allem Danke, den ein so geduldiger und bescheidener Gläubiger verdient.“ Die Tilgung der Schuld erfolgte denn auch richtig zu seiner Zeit und Spitta mochte sich dadurch um so mehr erleichtert fühlen, als der Gegensatz zwischen ihm und Heine sich immer mehr verschärfte. Doch besuchte Heine, als er in dem nahen Lüneburg sich aufhielt, Spitta in Lüne noch häufig. Eine von Karpeles mitgetheilte Stelle aus den ungedruckten Memoiren von Maximilian Heine berichtet darüber: „Eine andere bedeutende Bekanntschaft, die wir durch Heinrich machten, war Philipp Spitta, der Dichter so ausgezeichneter geistlicher Lieder. Damals lebte Spitta bei dem Amtmann Jahmus in Klosterlüne als Hauslehrer so fromm, so still, so gemüthlich, wie es seinem liebenswürdigen Charakter entsprach. In seinem Gartenstübchen saßen Heinrich und ich manche Stunde und hörten mit wahrer Andacht dem Vorlesen seiner Gedichte zu, von denen die meisten in der Sammlung »Psalter und Harfe« später erschienen sind. Seine einfache Sprache hatte einen Wohllaut, der tief in's Herz drang. Wie eigenthümlich! Von all' diesen schönen frommen Gedichten ist mir keines im Gedächtniß geblieben, als nur ein ganz weltliches unter dem Titel »Der Pferdedieb«. [In dem Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute.] Vierzig Jahre habe ich die Erinnerung an dieses Gedicht und an seinen Verfasser, den späteren Superintendenten, warm bewahrt. Gleich beim ersten Male machte es auf mich einen unaussprechlichen Eindruck. Es ist die alte Geschichte, die dem, dem sie just passirt, das Herz entzwei bricht: Ein junger Mensch voll heißer Liebe wandelt vor dem Fenster seines holden Mädchens auf und ab. Da kommt ein stattlicher Officier angesprengt, steigt vom Pferde und giebt es dem jungen Menschen zu halten. Ihm wird die Zeit lang und das Herz bang; er steigt aufs Roß, um am Fenster der Geliebten zu lauschen; da sieht er sein Mädchen in den Armen des fremden Mannes. Unsäglicher Schmerz erfaßt seine Seele, sinnlos spornt er das Pferd an und eilt wie der Sturmwind davon. Er wird als Pferdedieb ergriffen und — gehängt.“

In ein ganz anderes Licht getaucht erscheinen diese Besuche Heine's in Lüne in Münkel's Biographie Spitta's, wenn dieser darüber sagt: „Heine kam später nach Lüneburg und besuchte von da aus mehrfach seinen alten Freund in Lüne. Dieses Wiedersehen diente dazu, den Gegensatz an den Tag zu bringen, in welchen die beiden dichterischen Freunde seit der Zeit gerathen waren. Unverhalten schüttete Heine seine gemeinen, in schmutzige Lauge getauchten Spöttereien über Alles aus, was Spitta heilig war, und verletzte diesen dadurch umsomehr, als er das in Gegenwart der jungen Zöglinge that. Er scheint recht seine Lust daran zu haben, das einzureißen, was Spitta gebaut hatte. Deshalb sagte ihm endlich Spitta: »Willst Du mir einen Gefallen thun, Heine?« »Recht gern«, erwiderte Heine, »wenn ich es kann«. »Nun so bitt' ich Dich«, versetzte Spitta, »komm' nicht wieder!« Die Verbindung war von da an natürlich aufgelöst, und Heine ergoß sich in heftigen Reden: »Er hat das Völkerrecht verletzt, das soll er büßen!« Er nahm auch bald darauf Gelegenheit, sich an Spitta öffentlich zu rächen und ihm damit zu bezeugen, daß er nicht zu den Freunden gehörte, die Heine in seinen Liedern mit den Worten gekennzeichnet hat:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich euch;
Doch wenn wir im Dreck uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.“

Mit Heine's Rache aber hatte es folgende Bewandtniß: Es war eine von jenen kleinen Bosheiten, die Heine auch sonst oft genug gegen andere seiner Dichtergenossen gern verübte. Im zweiten Bande seiner „Reisebilder“, in dem Buche „Le Grand“, theilt Heine „gratis und zum Heil der Literatur eine wichtige Erfindung“ mit, indem er dort sagt: „Ich halte es nämlich für rathsam, alle obscuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citiren. Diese guten Leute und schlechten Musikanten, diese obscuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längst verschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben, muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. Spitta's »Sangbüchlein für Handwerksburschen« citiren, meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Citire ich aber: Vid. »Sangbüchlein für Handwerksburschen« von Ph. Spitta, Lüneburg, auf der Lünerstraße Nr. 2, rechts um die Ecke — so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es ist aber nicht der Mühe werth.“ So geringschätzig äußert sich Heine also hier über die Gedichte, die er einst, vor dem Zerwürfniß mit Spitta, aufrichtig bewundert hatte. Wie aber Spitta den Angriff Heine's aufnahm, davon zeugt eine Stelle in seinem Tagebuche, wo er schreibt: „Mir wurde erzählt, Heine habe in dem zweiten Theile seiner *Reisebilder* mich zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, und *zwar wegen* der Lieder für Handwerksleute, die ich herausgab, da ich Dich, Herr, noch nicht kannte. Dadurch wurde ich, was ich so gern immer vermeide, das allgemeine Gespräch der Leute. Aber durch Deine Gnade konnt' ich das still über mich ergehen und mir zu einer heilsamen Beugung und Züchtigung für meine begangene Thorheit gereichen lassen. Nun bitte ich Dich, Herr, da Deine Liebe es nicht an Demüthigungen fehlen läßt, so schenke mir die heilsamste Frucht derselben, die Demuth selbst, daß ich keine Ehre vor Menschen suche, sondern durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte als ein demüthiger Diener erfunden werde.“

Hiermit waren die Beziehungen Spitta's zu Heine für die Lebenszeit Beider gänzlich abgebrochen. Nach ihrem Tode aber sollten dieselben noch ein wenig erquickliches Nachspiel haben. Ein hannoversches Blatt trat nämlich mit der ungeheuerlichen Behauptung auf, eines der bekanntesten und beliebtesten Gedichte Heine's „Du bist wie eine Blume“ stamme gar nicht von Heine, sondern von Spitta her, dem er das betreffende Manuscript entwendet habe. Für diese, großes Aufsehen erregende Behauptung berief sich das Blatt auf das Zeugniß des Sohnes Ph. Spitta's, des bekannten Musikschriftstellers Professors Dr. Spitta. Derselbe aber veröffentlichte darauf die folgende kurze und bündige Erklärung: „Eine Notiz in einem hannoverschen Blatte, nach welcher das Gedicht: »Du bist wie eine Blume« nicht von Heine, sondern von meinem Vater herrühren sollte, ist zu meiner Kenntniß gekommen und hat meine Verwunderung erregt. Mit dem Sohne, der über jene auffallende Thatsache 1860 in Göttingen sich geäußert haben soll, kann nur ich gemeint sein. Ich halte aber das umstrittene Gedicht bis heute für ein echt Heine'sches. Es sind mir weder äußere noch innere Zeugnisse bekannt geworden, welche die Urheberschaft meines Vaters beweisen könnten. Ich erinnere mich auch nicht, je eine Aeußerung des Inhalts gethan zu haben. Es kann sich hier nur um ein Mißverständniß handeln. Sollte es scheinen, als sei die Berufung des Einsenders jener Notiz auf mich durch eine Anregung unserer Familie veranlaßt worden, so muß ich auch diese Annahme als gänzlich irrig bezeichnen.“ Trotz dieser klaren und entschiedenen, durch alle Blätter gegangenen Erklärung taucht jene absurde Anschuldigung immer noch von Zeit zu Zeit auf.

Spitta, der zuletzt das Amt eines Superintendenten und Oberpfarrers in Peine bekleidet hatte, starb am 28. September 1859 zu Burgdorf bei Hannover. Seine geistlichen Lieder, die unter dem gemeinsamen Titel „Psalter und Harfe“ in zwei Sammlungen erschienen sind, werden an Vollendung der Form, Wohllaut der Sprache, Innigkeit des Gefühls und christlichgläubigem Inhalt von wenig geistlichen Dichtern, namentlich der neueren Zeit, erreicht.

Bücherbesprechungen.

— Die polnische Gefahr. Leipzig, Karl Jacobsen (ohne Angabe des Verfassers und ohne Datum). — Die Broschüre ist, beiläufig bemerkt, dem Staatsminister v. Miquel — nach seinem Abgange — gewidmet. Je mehr die polnische Gefahr sichtlich und riesengroß vor unseren Augen heranwächst, desto mehr häufen sich begreiflicherweise derartige Schriften. Wir empfehlen die vorliegende unseren Lesern. Die Schließung der Grenzen gegen fremde Arbeiter halten wir allerdings für schwerer durchführbar, als es sich der Verfasser denkt. Er meint (S. 10): „Wären die Grenzen gesperrt geblieben, dann hätten die Grundbesitzer des Ostens den deutschen Arbeitern einen angemessenen Preis bieten müssen und diese wären in ihrem Berufe und in ihrer Heimath geblieben.“ Es fragt sich aber doch sehr, ob die ostdeutsche Landwirthschaft dazu im Stande wäre. Noch weniger können wir uns mit einer zweiten Thesis (S. 17) befreunden: „Die übrigens fernliegende Möglichkeit, daß durch Schließung der Grenzen ein Theil des landwirthschaftlichen Bodens unbebau

bliebe und Grundbesitzer in Vermögensverfall geriethen, darf uns davon nicht abhalten." Das hieße doch den Teufel durch Beelzebub austreiben. Die Hauptsache bleibt zweifellos eine möglichst umfassende Ansiedlung deutscher Arbeiter. In dieser Beziehung verweisen wir auf Seite 12 fg. der Schrift. —tg—

— Auf! Gegen die national-polnische Wühlarbeit. Von G. Krahl. Heidelberg 1901. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — In Bezug auf diese Schrift können wir in der Hauptsache auf das oben Gesagte verweisen. Sie enthält eine große Fülle von Material, dagegen weniger Vorschläge zur Abhilfe. Letzteres deutet der Verfasser auch selbst in der Vorrede an. —tg—

— Großherzog Carl Alexander von Sachsen. Gedächtnißrede in der Trauerversammlung zu Weimar am 31. Mai 1901, gehalten von Kuno Fischer. Heidelberg, Karl Winter's Verlag. 1901. — Der berühmte Heidelberger Philosoph hat hier das Andenken des ehrwürdigen Weimarischen Landesfürsten in sinniger Weise gewürdigt, wofür ihm der jetzt regierende Großherzog nach Uebersendung der vorliegenden Schrift seinen besonderen Dank ausgesprochen hat, wie z. B. die Zeitungen berichteten. Daß der gesammte Stoff, wie er in diesem 76 Seiten starken Büchlein vorliegt, in einer Gedächtnißrede vorgetragen worden sein soll, ist freilich kaum zu verstehen, man müßte denn annehmen, daß der Vortrag mindestens zwei Stunden gedauert hat. (Unseres Wissen ist die Rede ganz gehalten worden. Red. d. L. Z.) Doch thut dies nichts zur Sache. Jedenfalls enthält derselbe eine Fülle von interessantem Material, sowie von feinsinnigen Betrachtungen, in denen die Kunst der Darstellung, wie sie nur Wenigen in gleichem Grade gegeben ist, zur vollen Geltung gelangt. Wir geben als Beleg nur Nachstehendes: „Seiner großen Herkunft entsprach seine Erziehung, Bildung und äußere Erscheinung. Wer nicht wußte, daß es der Großherzog war, mußte in ihm doch auf den ersten Blick den Grandseigneur sehen, den großen vornehmen Herrn in seiner hohen, schlanken, noch auf der Höhe des Greisenalters ungebeugten Gestalt, seinen leichten Bewegungen, seiner anmuthigen und würdevollen Art der Begrüßung, Ansprache und Unterredung" u. s. f. Besonders gewürdigt sind die Beziehungen Carl Alexander's zu Goethe und den Goethischen Ueberlieferungen. Eigenhändige Aufzeichnungen des Großherzogs, Erinnerungen an Goethe aus seinen ersten Berührungen mit demselben (Seite 33) dürften besonderes Interesse beanspruchen. „Nie," sagt der Großherzog, „nie habe ich bei einem menschlichen Wesen wieder solche Augen gesehen. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach." Ein vollständiges Bild von Carl Alexander's Regierung bietet diese Schrift natürlich nicht und will es wohl auch gar nicht. Insbesondere ist die politische Geschichte in Sachsen-Weimar unter Carl Alexander's Regierung noch zu schreiben. Eine bedeutsame Vorarbeit hierfür hat ja Staatsminister Stichling geliefert: „Aus dreiundfünfzig Dienstjahren. Erinnerungen Weimar, 1891." —tg—

— Cities and citizen or Britains next campaign. London, Horace Marshall & Sons. 1901. — Die Verfasserin, Julie Sutter, ist zuerst durch ein sehr gutes Buch über Bodelschwingh und seine Anstalten: „a colony of mercy" in weiteren Kreisen bekannt geworden; in diesem neuesten Werk hat sie sich an die Aufgabe gewagt, dem englischen Publicum einen kurzen Umriß des deutschen städtischen Armenwesens Elberfelder Systems, sowie des (bekanntlich mustergiltigen) Leipziger Ziehkinderwesens zu geben; beides hat sie an Ort und Stelle studirt und beobachtet. Das englische Armenwesen steht auf der Grundlage des „in door relief"-Systems; d. h. der Arme, der öffentliche Unterstützung benöthigt, muß mit seiner Familie ins „workhouse" gehen; ein System, das schauderhafte Zustände im Gefolge hat und das, in den größeren Städten längst unhaltbar geworden, dennoch in echt englischer Weise nicht von Grund aus verändert ist, sondern an das man das „out of door relief"-System geflickt hat, das organischer Durchgestaltung ermangelt und bei dem sowohl die im Elberfelder System glänzend durchgeführte Individualisirung als auch die wichtige Angliederung an die städtische Verwaltung fehlt. Dies Elberfelder System und seine praktische Ausführung ist vorzüglich geschildert, vielleicht ein wenig idealisirt, aber in den Hauptzügen richtig gezeichnet. Auch das Leipziger Ziehkinderwesen, eine Schöpfung des trefflichen Leipziger Ziehkinderarztes Dr. Taube, das hoffentlich einen ähnlichen Triumphzug durch die deutschen Städte halten wird, wie z. B. das Elberfelder System der Armenpflege, ist so gut beschrieben, daß es jedem Deutschen, der sich darüber informiren will, aufs Wärmste zum Studium empfohlen werden kann. Die weiteren Abschnitte des Buches behandeln das englische Armenwesen mit besonderer Betonung der „Slums". Slums sind die in keiner größeren Stadt Englands fehlenden Massenarmenquartiere, in denen schauderhafte Zustände herrschen, die hier anschaulich geschildert werden. Vorzüglich ist auch dargestellt, daß und warum diese Zustände nicht gründlich gebessert werden können, so lange die Systemlosigkeit und die Zersplitterung der Abhilfsbestrebungen fortdauert, und so lange man sich in England nicht entschließen kann, mit dem Alten zu brechen und die Armenpflege auf communaler Basis, der deutschen ähnlich, umzugestalten und einheitlich zu organisiren. Die einseitige „oligarchische" englische Auffassung der „Freiheit", mit der die Scheu hiervor zusammenhängt, ist auf S. 126 wie folgt geschildert: „Britain prides itself on being the land of liberty, but this famous liberty is for the few only; what manly independence in there for three-fourth of the British people? . . the masses of this country are helots, if ever there were such." Das ganze Buch ist frisch und gut geschrieben bis zum Ende, die Verfasserin steht auf christlichem Standpunkt, aber ohne die „Scheuklappen", vor denen sie S. 275 ihre Landsleute warnt. In sehr hübscher Weise erwähnt sie der großartigen Schöpfungen H. J. Meyer's in Leipzig-Lindenau (S. 194), sehr hübsch ist auch das Schlußcapitel: The way out, in dem sie ihrer Kritik positive Reformvorschläge zufügt, und so sei es Jedem empfohlen, der sich für Armenpflege im weitesten Sinne interessirt; auch über das deutsche Armenwesen ist Manches daraus zu lernen und zu beherzigen. G. d. L.

— Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz. Heft V. Als Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Stadt herausgegeben im Auftrage der städtischen Collegien und des Buchholzer Geschichtsvereins von L. Bartsch. Buchholz, Verlag von Albert Handrela, Druck von Friedrich Seidel. 1901. 150 und XII S. 8°. — Das Organ des Buchholzer Geschichtsvereins, auf das wir die Leser schon wiederholt aufmerksam gemacht haben, liegt uns diesmal in stattlichem Festgewande vor. Drucker und Verleger haben mit dem Herausgeber gewetteifert, der Stadt Buchholz zu ihrem vierhundertjährigen Jubiläum, das in den Tagen vom 20. bis 22. Juli gefeiert wurde, eine würdige Festschrift zu bieten; unterscheidet sie sich schon äußerlich durch größeres Format, eleganten Antiquadruck, fast überreiche Illustrationen, um die sich neben dem Herausgeber die Herren Ernst Selbmann, Paul Schneider und Lithograph Bieber verdient gemacht haben, und den geschmackvollen Einband wesentlich von den bisherigen Heften der „Beiträge", so ist auch ihr Inhalt besonders reich. Zum größten Theil stammt letzterer aus der fleißigen Feder des unermüdlichen Leiters des Buchholzer Geschichtsvereins, L. Bartsch, der schon durch seine früheren Arbeiten für die ältere Geschichte der Stadt durch gewissenhafte Forschungen in den Dresdner und Weimarer Archiven völlig neue Grundlagen geschaffen hat. Vielen Einwohnern der Stadt wird der erste Aufsatz besonders willkommen sein, der nicht eigentlich einen geschichtlichen Charakter trägt; er giebt ein Bild von „Buchholz an der Schwelle des 5. Jahrhunderts seines Bestehens", in dem auf Grund amtlicher Mittheilungen in kurzen Zügen die Stadt in ihrem Aeußern, ihren Verwaltungs- und Verfassungsverhältnissen, die kirchlichen und schulischen Zustände, die Fürsorge für Kranke und Arme, die gewerblichen Verhältnisse, das geistige Gepräge der Stadt dargestellt werden. Diesem Bilde aus der Gegenwart wird ein Bild aus der Vergangenheit gegenübergestellt: „Buchholz unter der Ernestinischen Linie des Hauses Wettin (1501—1547)". Im Anschlusse an seine früheren Arbeiten behandelt Bartsch darin zunächst die Geschichte des ältesten Bergbaus in der Gegend von Buchholz, der Wurzel, aus der sich die Stadt entwickelt hat, und dann in liebevoll eingehender Weise die Verfassung und Verwaltung der Stadt in der angegebenen Zeit; wer irgend sich für die Geschichte unseres Städtewesens und insbesondere für die merkwürdige Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Bergstädte des 15. und 16. Jahrhunderts interessirt, wird den Aufsatz mit dem lebhaftesten Interesse lesen. Den dritten Theil der Arbeit, der die Privatverhältnisse der Einwohner, das tägliche Leben in der Stadt, den „Geist, von dem die Bürgerschaft in dem ersten halben Jahrhundert des Bestehens der Stadt durchweht wurde", zu behandeln hat, dürfen wir wohl in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zu finden hoffen. Kleinere Beiträge haben beigesteuert O. Clemen (Kirchliches und

Schulisches aus dem Zeitalter der Reformation) und R. Wagner (Zur Geschichte der Cantorei in Buchholz). Der zweite Theil der Festschrift enthält eine Anzahl bisher ungedruckter Urkunden zur Stadtgeschichte, unter denen wir besonders die interessante Hüttenordnung von 1507/8, die die vom Referenten früher veröffentlichten ältesten sächsischen Bergordnungen in willkommener Weise ergänzt, die Statuten vom Jahre 1545 und die Innungsordnungen der Schneider (1545), Schuster (1546), Posamentirer, Böttcher und Fleischer (1609) hervorheben möchten. Das schmucke Büchlein wird nicht blos für die, die das Jubiläum mitgefeiert haben, eine freundliche Erinnerungsgabe sein, sondern darf auch auf dauernden wissenschaftlichen Werth Anspruch erheben. —m—

— Afrika. Zweite Auflage nach der von Professor Dr. W. Sievers verfaßten ersten Auflage völlig umgearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Hahn. 1901. In Halbleder geb. 17 ℳ, oder in 15 Lieferungen zu je 1 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — In keiner Wissenschaft veralten Ergebnisse so schnell wie in der Geographie. Liegt dies zum Theil in der fortschreitenden Entwickelung des Natur- und Menschenlebens, so doch auch in unserer Unkenntniß von Erdgebieten und ihrer Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. Trotzdem Afrika nicht mehr der dunkle Erdtheil genannt werden kann, so haben doch die Forschungsergebnisse in den letzten zehn Jahren so manchen weißen Fleck der Afrikakarte, so am Nigerbogen, im Somaliland und zwischen den Bergen Abessiniens, am Nil und am Victoria-See weggebracht. Ein allgemein orientirendes Werk über die neuesten afrikanischen Verhältnisse, gestützt auf wissenschaftlichen Boden, fehlte uns in letzter Zeit. Diese fühlbare Lücke ersetzt in reichem Maße das soeben in neuer Auflage erschienene Werk „Afrika" als erster Band der „Allgemeinen Länderkunde" von Wilhelm Sievers. Der Neubearbeiter, Professor Dr. Friedrich Hahn in Königsberg, hat einen bedeutenden Namen in der geographischen Wissenschaft; neben seinem Wissen ist seine Sorgfalt und Treue bekannt, mit der er jede ihm gestellte Aufgabe zu lösen sucht. Und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß infolge des Charakters des Neubearbeiters schon das Werk ein anderes werden mußte. Wenn Hahn in der Einleitung sagt, daß der weitaus größte Theil des Buches neu geschrieben wurde, so konnte er getrost auch sagen: das Buch ist von Grund aus neu geschrieben. Schon die ganze Anlage des Werkes ist eine bessere und praktischere geworden, wenigstens für den Theil der Leser, für den das Buch in der Hauptsache bestimmt ist, also für den gebildeten Laien. Wurde früher von Sievers eine rein sachliche Anordnung innegehalten, so verfolgt Hahn eine Eintheilung nach geographischen Provinzen. Erst werden zwei allgemeine Capitel vorweg geschickt: Die Erforschungsgeschichte Afrikas und die allgemeine Uebersicht. Die einzelnen geographischen Gebiete fangen mit der Betrachtung von Südafrika an. Von hier aus wandern wir allmälig nach Norden: nach Ostafrika, dem Congoland mit Angola und dem Ogowegebiet, nach Nordwestafrika von Rio del Campo bis zur großen Wüste, dem Sudan, dem Wüstengebiet Nordafrikas und den Atlasländern. Die afrikanischen Inseln sind besonders behandelt, und ein zusammenfassendes Schlußwort endet den Text. Die einzelnen geographischen Provinzen lernen wir kennen nach Bodenrelief und innerem Bau, nach Gewässern, Klima, Pflanzendecke, Thierwelt, Völkern und Staaten der Eingeborenen. Wo die europäischen Besitzungen von Einfluß sind, wird ihnen größere Aufmerksamkeit geschenkt. Die statistischen Angaben, vorwiegend bei solchen von Volksdichten und Einwohnerzahl, beruhen auf den neuesten Resultaten. Wissenschaftliche Streitfragen, soweit sie überhaupt für eine Besprechung als reif erachtet wurden, sind mit großer Vorsicht behandelt worden. Professor Hahn schreibt einen ebenso anregenden wie klaren Stil; und wenn er „nach einer auf sorgfältig gefestigtem, wissenschaftlichem Grunde ruhenden, weder zu knappen noch zu ausführlichen Darstellung der einzelnen Landschaften Afrikas" gestrebt hat, so ist ihm dies im höchsten Grade gelungen. Dem Ganzen sind eine Menge neuer Bilder und Karten angefügt worden. Schon äußerlich giebt sich die Neuauflage durch eine Erweiterung des Inhalts um 200 Seiten kund. Vergessen sei hier nicht und sogar nachdrücklich hervorgehoben, daß durch diesen Band der Mangel — den man den sonst so vorzüglichen ähnlichen Werken des Bibliographischen Instituts hin und wieder vorwirft — beseitigt wird, insofern dem Werke ein umfangreiches und ausführliches Register wie ein Verzeichniß der Hauptwerke der Afrika-Literatur seit 1888 beigegeben sind, wodurch neben Anderem auch seine wissenschaftliche Brauchbarkeit sehr erhöht wird. Die äußerliche Ausstattung ist eine vorzügliche und edler moderner Geschmacksrichtung Rechnung tragende. Selbst der Druck ist in der Neuauflage klarer und schöner geworden. Dem Verfasser wie dem Verleger alle Ehre! Eo.

— Warum lernen wir die alten Sprachen? Von Dr. Max Eichner. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1901. Preis 1 ℳ. — Es leuchtet Vielen nicht ein, weshalb sich die Jugend eigentlich heute noch mit den alten Sprachen abquälen soll, während doch moderne Bildungsstoffe — Naturwissenschaft, Erdkunde, Technik, neue Sprachen — in überreicher Fülle zur Verfügung stehen. Wer der Meinung ist, der einzige Zweck der Schule sei, das heranwachsende Geschlecht zum Geldverdienen geschickt zu machen, dem ist es auch nicht zu erklären, welche Bedeutung der Beschäftigung mit Griechen und Römern auch für unsere Zeit noch zukommt. Auch dem Verfasser der vorliegenden Flugschrift wird es kaum gelingen, einen Gegner der altclassischen Sprachen zu bekehren. Mir scheint auch, er hat es darauf nicht gerade abgesehen. Er will nur den heutigen Stand der Gymnasialfrage darstellen und nachweisen, daß dieser keineswegs so hoffnungslos sei, wie Manche glauben oder glauben machen wollen. Er geht aus von der letzten Schulreform. Die grundlegende Bestimmung in der Allerhöchsten Ordre vom 26. November 1900 lautet so: „Bezüglich der Berechtigungen ist davon auszugehen, daß die Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwerthig anzusehen sind und nur insofern eine Ergänzung erforderlich bleibt, als es für manche Studien und Berufszweige noch besonderer Vorkenntnisse bedarf, deren Vermittelung nicht oder doch nicht in demselben Umfange zu den Aufgaben jeder Anstalt gehört." Mit dieser Verfügung, so haben Manche gemeint, sei über den Unterricht in den alten Sprachen endgiltig der Stab gebrochen, über kurz oder lang würden die Gymnasien veröden, und namentlich der griechische Unterricht sei bereits geradezu auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Solchen schwarzen Befürchtungen tritt der Verfasser dieses Büchleins entgegen und bemüht sich, die Rolle, die dem Gymnasium in dem deutschen Bildungswesen der Zukunft zufalle, in einem sehr viel freundlicheren Lichte darzustellen. Er weist zuerst die geschichtliche Abhängigkeit der deutschen Cultur von der antiken nach. Weiter legt er an einem Abriß der Geschichte des gelehrten Unterrichts dar, daß die Gymnasien an den Vorwürfen, die gegen sie erhoben worden seien, zum guten Theile selbst Schuld gewesen seien. Er begrüßt es demnach geradezu als etwas Erfreuliches, daß nunmehr an das Gymnasium die Forderung herantrete, in freiem Wettbewerbe mit den anderen Gattungen der Mittelschule zu zeigen, daß es doch kein Irrthum gewesen sei, wenn man bisher die humanistische Bildung als die vornehmere anzusehen gewohnt war. Als Hauptaufgabe des Unterrichts in den alten Sprachen bezeichnet er in Uebereinstimmung mit den hervorragendsten Gymnasialpädagogen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit die Erkenntniß des Griechen- und Römerthums in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung aus den Quellen. Mit Entschiedenheit warnt er vor der Ueberschätzung der grammatischen Studien; in dieser Beziehung macht er auch dem Unterrichtsbetriebe der Gegenwart noch Vorwürfe. Den Klagen über die wachsende grammatische Unsicherheit der Abiturienten legt er keinen besonderen Werth bei. Er weist nach, daß es an solchen Klagen nie gefehlt hat bis ins 18. Jahrhundert zurück, sie seien nur die gymnasiale Abart der laudationes temporis acti. Es komme auch auf die grammatische Sicherheit viel weniger an, als auf die geistige Anregung und Befruchtung durch den Inhalt des Gelesenen. Um die Anregung möglichst vielseitig zu gestalten, wünscht er, daß im Unterrichte vorzugsweise Chrestomathien griechischer und lateinischer Schriftsteller benutzt werden möchten. — Neues über die Gymnasialfrage enthält die Schrift nicht. In der geringen Bewerthung des grammatischen Unterrichts stimmen wir dem Verfasser nicht bei. Das Schriftchen giebt eine gute Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Schulreformfrage und ist wohl geeignet, allzu ängstliche Gemüther zu beruhigen, die befürchten, dem humanistischen Gymnasium stehe schon das Messer an der Kehle. Insofern ist das Büchlein ganz verdienstlich und einer Empfehlung werth.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 91. Donnerstag, den 1. August, Abends. 1901.

Zürich und der Zürichsee.

Im Zürichsee, dem lieblichsten aller Schweizerseen, liegen drei „Auen“, die Ufenau, die Lützelau und die Au. Die Au ist eine Halbinsel, die zwei anderen sind Inseln. Von Zürich, der „Stadt der Gärten“, wie man die schweizerische Metropole so treffend nennt, werden diese drei Eilande von den Fremden, die sich alljährlich dort zahlreich einfinden, besonders gern aufgesucht, einmal weil sie landschaftlich unvergleichlich schöne Punkte sind, das andere Mal, weil sich gerade für uns Deutsche mannigfache Erinnerungen an diese Orte knüpfen. Der Name Ufenau heißt die Au, die den See „uffe“ auswärts liegt, und die Lützelau heißt die „kleine Au“. Die Ufenau wird auch nicht selten „Hutteninsel“ genannt, weil auf ihr Ulrich von Hutten, der wackere Kämpe für Glaubensfreiheit, während der letzten Wochen seines Lebens ein stilles Asyl gefunden hatte. Von Mülhausen aus betrat er siech, krank, vertrieben und verfolgt im Sommer 1523 schweizerischen Boden. Er kam nach Zürich und bat Zwingli um ein schützendes Dach. Der schweizerische Reformator nahm sich sogleich in der aufopferndsten Weise des Flüchtlings an. Da ihm aber Hutten's Krankheit sehr ernster Natur zu sein schien, rüstete er ihn vor allem Anderen mit den nöthigen Mitteln aus, damit er eine Badekur in der Taminaschlucht in Pfäffers brauchen könne. Er gab ihm drei Gulden, der Comthur des Johanniterhauses in Küßnacht am Zürichsee dreißig. Mit einem Empfehlungsschreiben Zwingli's an den Abt Russegger reiste Hutten ab. Die Badekur, von der sich seine Freunde so viel versprochen hatten, verlief aber gänzlich erfolglos; im Gegentheil, Hutten's Allgemeinbefinden verschlimmerte sich durch den Aufenthalt. Die heißen Bäder von Pfäffers waren zu jener Zeit durchaus nicht so bequem zu gebrauchen wie heute im eleganten Ragaz. An Stricken wurden die Kranken hinuntergelassen in die enge Schlucht, um unten im heißen Quell ihre kranken Glieder zu baden. Um die Fährlichkeiten dieses Transportes möglichst zu umgehen, blieben sie damals meist einen halben Tag oder gar von früh bis Abends im heißen Quellwasser unten liegen, Essen wurde ihnen in Körben hinuntergelassen. Während sich Hutten in Pfäffers aufhielt, regnete es unaufhörlich, in Bächen rann das Regenwasser von den Felsen herunter, vermischte sich mit dem heißen Quellwasser und verminderte dadurch dessen Temperatur und Heilkraft. Jeder, der das heutige Ragaz kennt, weiß, daß trotz aller Eleganz und Abwechselung gerade dort eine Regenzeit die Menschen besonders melancholisch stimmt; wie vielmehr früher, als es an jeder Bequemlichkeit und Zerstreuung gebrach. Hutten fühlte sich auch nach kurzer Zeit seelisch und körperlich so elend, daß er nur danach strebte, den düsteren Ort zu verlassen. Er schrieb an Zwingli: „In den Bädern geht es nicht vorwärts, weil sie nicht warm genug sind. Die Mühe und Gefahr, welche ich ausstand, scheinen durchaus nichts zur Herstellung meiner Gesundheit beigetragen zu haben. Laßt mich wissen, welche Herberge Ihr mir bereitet, denn heute schon wäre ich dahin aufgebrochen, wenn ich gewußt hätte, wohin ich mich wenden soll. Ich baue darauf, daß Ihr mich in meinen Umständen nicht verlasset.“ Der Abt von Pfäffers bat Hutten, einige Zeit im Kloster oberhalb der Taminaschlucht zu bleiben und sich pflegen zu lassen. Er schlug es aber ab, ihn verlangte nach einem ruhigeren Ort. Zwingli fand den rechten. In seinem Hause in Zürich konnte er den kranken Hutten nicht aufnehmen, er mußte ihn seinen Feinden entrücken und verbergen. Er schrieb deshalb an seinen Freund, den Pfarrer Hans Schneck, der das Pfarramt auf der kleinen Insel Ufenau verwaltete, und bat ihn, den todkranken Hutten bei sich aufzunehmen. Gern erfüllte Schneck die Bitte und am 1. August traf der einsame Gast auf der Ufenau ein. Pfarrer Schneck war Ordensbruder aus dem nahen Benediktinerkloster Einsiedeln, dessen Eigenthum die Ufenau ist. Er stand in dem Rufe, daß er „die Blattern und Lämy arznete“, wie Bullinger sagt. Aber trotz aller liebevollen, kundigen Pflege, trotz des Aufenthaltes in einer der lieblichsten Schweizergegenden, am Gestade des blauen Zürichsees, im Angesicht der eisbedeckten Häupter der Alpen, starb Hutten am 29. August. Nur fünfunddreißig Jahre und vier Monate alt war er geworden. Seine Habe, die er hinterließ, bestand in einigen zusammengehefteten Briefen und einem Federkiele. Von einem Schwerte wird nichts erwähnt, die Feder war des Ritters bestes Schwert gewesen! Ohne Zweifel wurde Hutten's Leichnam auf dem kleinen Inselfriedhofe beigesetzt. Zwanzig Jahre nach Hutten's Tode soll sein Grab sogar einen Denkstein erhalten haben. Ein Verwandter Hutten's, ein fränkischer Ritter, soll ihn gestiftet haben. Auf ihm stand:

Hic eques auratus iacet oratorque disertus
Huttenus vates carmine et ense potens.

Zu deutsch: Hier ruht Hutten, der helmgekrönte Ritter und gewandte Redner, ein Sänger gleich mächtig durch sein Lied und Schwert. Daß dieses Denkmal thatsächlich vorhanden war, das schreibt Konrad Geßner in seiner Bibliotheca universalis aus dem Jahre 1645. Lange Zeit mag es dort aber nicht gestanden haben. Nach der für die Reformirten so unglücklichen Schlacht bei Kappel, in der Zwingli fiel, sollen die Einsiedeler Mönche alle äußeren Merkmale dieses Ketzergrabes vertilgt haben. Bis auf den heutigen Tag hat sich durch das Fehlen jeden Grabes, unter dem Hutten's Leichnam ruhen könnte, am Zürichsee die Sage erhalten, er habe sich in Verzweiflung über die Unheilbarkeit seines Leidens in den See gestürzt und ertränkt.

Geschichtlich begegnen wir der Ufenau zuerst in der Stiftungsurkunde des Nonnenklosters auf der Lützelau im Jahre 700, das zu dem Kloster Sanct Gallen gehörte. Lange Zeit mag es nicht bestanden haben, denn bald wird seiner nirgend mehr Erwähnung gethan. Heute ist die Lützelau eine unbewohnte Insel, die zum Spitalgut der nahen Stadt Rapperswil gehört. Menschen betreten diese Einöde wohl nur zur Zeit der Heuernte, sonst ist sie allein für Möven, Wildenten und Fischreiher ein willkommenes Quartier. Auf der Ufenau stehen zwei kleine Kirchen, die Sanct Martinskapelle und die Sanct Peter und Paulskirche. Um 920 kam Adelrich, der Sohn des Alamannenherzogs Burkhard, auf die Ufenau und baute sich dort eine Einsiedlerzelle. 948 folgte ihm seine Mutter, die Herzogin Reginlinda dorthin. Sie hatte ein sehr „wechselvolles Leben“ hinter sich und suchte, da ihr Körper vom „Aussatz“ zerstört war, auf dieser Einöde Schutz vor den neugierigen Blicken ihrer Mitmenschen. Ein verdeckter Gang von ihrem Wohnhause zur Kirche ermöglichte es ihr sogar, gänzlich ungesehen dem Gottesdienste beiwohnen zu können. In späteren Jahrhunderten wurden die Pestkranken der Gegend auf die Ufenau gebracht. Bis vor wenigen Jahren war das Beinhaus der Kirche voll angefüllt mit den Knochen der dort Verstorbenen. Jetzt sind diese Ueberreste der Erde übergeben worden, so daß man auf der lieblichen Ufenau eigentlich wie auf einem Friedhofe wandelt. Man sieht, daß in früher Zeit die Ufenau als Schlupfwinkel für derartig durch Krankheit entstellte Menschen benützt wurde. Der Pfarrer Schneck wird, solchem Besuch entsprechend, sein Wissen medicinisch ausgebildet und erweitert haben, so daß der Ruf, jene Kranke zu heilen, sich gar bald in der Gegend verbreitete und der Insel oftmals Gäste verschaffte. Zur Sommerszeit kommen jetzt alljährlich einige Mönche auf das Inselchen, um hier auszuruhen und sich zu erholen. Einen ständigen Pfarrer giebt es heute auf der Ufenau nicht mehr.

Früher hatten sämmtliche Ortschaften an den Seeufern noch keine Gotteshäuser, sie mußten sich alle auf die Ufenau hinüber rudern lassen, um die Messe zu hören. Recht beschwerlich war manches Mal die Fahrt bei Sturm und Regen für den Priester sowohl, der den Sterbenden trösten und die Kinder in den umliegenden Dörfern taufen mußte, als auch für die Gemeindeglieder selbst, die zum Gottesdienste kommen wollten. Aber welch anmuthiges Bild mag es oftmals gewesen sein, wenn auf dem leicht bewegten See die unzähligen Boote mit den sonntäglich geschmückten Menschen schwammen. Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts kippte einmal bei solcher Fahrt ein Schiff mit 50 Personen um, die sämmtlich ertranken. Da erhielten die Seegemeinden eigene Kirchen und wurden von der auf der Ufenau losgelöst, damit ein solches Unglück nicht wieder vorkommen könne. Neben den zwei Gotteshäusern steht heute die Wohnung des Pächters, dem die Verpflichtung obliegt, die Glocken früh, Mittags und Abends zu läuten, über die ewige Lampe zu wachen und zur Zeit der Ernte das Gras zu mähen, das wie ein dichter Teppich den Boden der langgestreckten Insel gleichmäßig überzieht. Dafür ist ihm das Recht gegeben, Gastwirthschaft zu treiben. Seit Jahrhunderten ist, wie gesagt, die Ufenau von Zürich aus einer der beliebtesten Ausflugsorte. Wer nach Zürich kommt, und das sind ihrer jedes Jahr sehr Viele, die fahren Alle auf die Ufenau. Auch Goethe gehörte 1797 zu ihren Besuchern. Es ist wunderbar, daß gerade auf ihn diese liebliche Perle des Zürichsees keinen nachhaltigen Eindruck machte, daß er sie nicht im Liede verherrlichte. „Abends fuhren wir auf die kleine Insel Ufenau und kamen mit einbrechender Nacht zurück," schreibt er unter dem 24. September in sein Tagebuch und erwähnt ihrer weiter mit keinem Wort. Die Reize dieser schweigenden, mit duftigem Märchenzauber umwobenen Stätte zu besingen, blieb unserem ersten deutschschweizerischen Dichter Conrad Ferdinand Meyer vorbehalten, der ihr und ihrem Gast in seiner Dichtung „Hutten's letzte Tage" ein bleibendes Denkmal errichtet hat.

„Wie nennst du, Schiffer, dort im Wellenblau
Das Eiland?" — „Herr, es ist die Ufenau."
Ein grüner Ort, Dank, Zwingli, für die Rast,
Die du, der Gute, mir bereitet hast.

So läßt er den herausfahrenden Hutten im Angesicht der Insel sagen. An anderer Stelle erzählt er von der ihm lieb gewordenen Stätte:

Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Ernst blickt am Abend meine Ufenau,
Durch Fluthendunkel geisterhaft gestreckt,
Vom nahen Bergesschatten zugedeckt.

Der Wohnsitz Conrad Ferdinand Meyer's war in Kilchberg, unweit Zürich, auf einer rebenbewachsenen Anhöhe mit weitem Blick auf den langgestreckten, anmuthigen See und die ihn am oberen Ende abschließende, weiß schimmernde Kette der Gletscher. In seinem gartenumgebenen Landhause sind die Räume, die er bewohnte, genau so geblieben, wie zu seinen Lebzeiten. Da liegt die Feder, mit der er seine Dichtungen niederschrieb, daneben der Hut, den er, vom Spaziergange zurückkommend, eben niedergelegt hatte. Hinter dem Garten ist der nahe Friedhof. Dort ruht er aus, aber seine Muse begleitet uns auf unseren Fahrten um den Zürichsee. Das nächste Mal begegnen wir ihr wieder auf der kleinen Halbinsel Au, auf der C. F. Meyer's formgewandteste Novelle „Der Schuß von der Kanzel" spielt. Wie Viele hat diese Erzählung entzückt, in der der wunderliche General Wertmüller seine lustigen Possen treibt, „dem es zuweilen Spaß macht, Gutes zu thun und der, wenn er Gutes thut, dabei sich einen Spaß macht". Da steht noch das schloßartige Haus, das er erbaute, der Garten, den er anlegte. Beides ist zwar von den nachfolgenden Besitzern umgestaltet worden, trotzdem können wir der launigen Erzählung aber auf Schritt und Tritt auch jetzt noch folgen.

In gebundener Rede feiert Klopstock Die Au in seiner „Ode an den Zürichsee":

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürich in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigefloh'n.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt!
Da, da kamst Du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

1750 weilte Klopstock bei dem ihm befreundeten Pfarrer Kaspar Heß in Altstetten bei Zürich. Hartmann Rahn aus Zürich lud den jungen Dichter der „Messiade" zu einer Segelfahrt auf dem Zürichsee ein. Er wollte ihn „die Schönheiten der Gegenden am Züricher See und die Schönheit unserer Mädchen kennen lehren". Etwa 20 Personen betheiligten sich an dem Ausfluge, dem die Au als Ziel gestellt wurde. Dort stieg man aus. Die Gesellschaft befand sich in der gehobensten Stimmung, denn Klopstock hatte seine Begleiter durch Vorträge aus seinen Dichtungen während der Fahrt entzückt. Man schmauste und trank im Freien, unter den alten Bäumen, die die hügelige Insel beschatten. Dann erging man sich auf den verschlungenen Pfaden am See. Klopstock führte ein reizendes junges Mädchen, das ihm sehr gefallen zu haben scheint, denn auf der Rückfahrt nach Zürich, die in der Dämmerung angetreten wurde, ruhte er nicht eher, als bis er ihr manch einen Kuß geraubt hatte. Ihm thaten es die Andern nach, die auch ihrerseits ihre Schönen solcher Gestalt bestahlen. Die ungetrübte Erinnerung an diesen gelungenen, prächtigen Ausflug veranlaßte ihn zu eben dieser Ode an den Zürichsee. Durch Goethe lernen wir Stäfa kennen, ein anmuthiges kleines See- und Wiesendorf, in dem fast jedes Haus auf grünem Boden steht, umgeben von schattenspendenden Bäumen. Freundlich leuchten die weißen Mauern mit den grünen Fensterladen aus dem dunkeln Laub hervor. Goethe wohnte, von Zürich kommend, wo er Lavater besucht hatte, vom 21. Sept. bis zum 21. Oct. 1797 hier bei seinem Freunde, dem Kunst- und Alterthumsforscher Heinrich Meyer, dem er 1792 die Professur an der neuen Zeichenakademie in Weimar verschafft hatte. 1807 wurde er an diesem Institute Director. Am 25. Sept. ließ sich Goethe nach Richterswil übersetzen und trat von dort seine Fußwanderung nach dem berühmten Kloster Einsiedeln an, in dem ein aus dem 9. Jahrhundert stammendes wunderthätiges Marienbildniß verehrt wird. Nach dem Klosterbesuch ging er über Schwyz nach Brunnen, wo er sich einschiffte und den Vierwaldstättersee bis zur Tells-Kapelle entlang fuhr. Dort in der Nähe stieg er aus, ging nach Altdorf und über Amsteg auf den Gotthard. Auf der Rückreise berührte er Luzern, stieg von Arth-Goldau auf den Rigi und war am 8. October Abends wieder in Stäfa. In der Mitte des Dorfes steht das Haus Meyer's, in dem Goethe wohnte. Eine Gedenktafel giebt dem Vorübergehenden von dem hohen Gaste Kunde. Es ist ein altes Gebäude mit unregelmäßig angebrachten Fenstern, großen und kleinen, winkelig und behaglich zugleich sieht es aus. Daß die ländliche Einsamkeit und Einfachheit Stäfas Goethe gefallen hat, lesen wir in verschiedenen seiner Briefe, die er an seine Freunde schrieb. Besonders entzückte ihn der Blick von seinem Balcon auf das Dorf und den See.

Ein Ort von eigener Bedeutung ist das kleine Männedorf. In ihm befindet sich eine — Gebetheilanstalt „die Gebetheilanstalt der verstorbenen Jungfer Trudel", in der Kranke jeder Art durch Gebete und Handauflegung geheilt werden. Die Jungfer Trudel war ein armes, verwachsenes Mägdelein, das sich kärglich mit der Anfertigung künstlicher Blumen ihren Lebensunterhalt erwarb. Später führte sie im Hause ihres Neffen, der ein großes Geschäft besaß, die Wirthschaft. Als vier seiner Arbeiter krank wurden und ihr mitleidiges Herz die Qualen der Todkranken nicht mehr ansehen konnte, „legte ich mich wie ein Wurm vor dem Herrn hin, um ihm die Noth zu klagen. Ich sagte ihm, ich wollte mit dem Glauben eines kananäischen Weibes zu meinen Kranken hingehen, und ohne von meiner Hand etwas zu erwarten, ihnen diese auflegen. Der Herr segnete es so, daß alle vier gesund wurden," erzählt sie uns selbst in ihrem Lebensgange. Da sie ihren festen Glauben durch die Heilung der Kranken belohnt sah, beschloß sie, ihr Werk fortzusetzen. Zunächst wandte sie sich den Gemüths- und Geisteskranken zu, mit denen sie betete und ihnen die Hand auflegte. Bald verbreitete sich der Ruf der Jungfer Trudel nicht nur über ihren kleinen Heimathsort, sondern weit über die Grenzen der Schweiz. Von weit und breit kamen Kranke, die von ihrem Gebet Heilung ihrer Leiden hofften. Ihr Häuschen wurde bald zu eng, sie Alle aufzunehmen, sie kaufte eines dazu, bald noch eines und heute ist eine ganze Häusercolonie entstanden, zu der immer weiter hinzugebaut werden muß, um die Hilfsbedürftigen aufzunehmen. 1862 verschied die Jungfer Trudel, betrauert von Vielen, die sie durch ihr Gebet von körperlichen Leiden befreit und auf den rechten Weg gewiesen hatte. Unter diesen befand sich auch der jetzige Leiter der Anstalt, der das Erbe der Todten

antrat und es bis auf den heutigen Tag fortführt. Die Häuser der Gebetanstalt sind wie Krankenhäuser eingerichtet, die wie gesagt die Kranken aller Art kaum immer beherbergen können. Der Pensionspreis beträgt in der ersten Classe vierzehn bis sechszehn Franken, in der zweiten sieben Franken die Woche. Die Anstalt ist durchaus als eine Privatheilanstalt anzusehen, die nicht unter kirchlichem Einfluß steht. Ihr Leiter gehört der reformirten Confession an. Die Kranken haben allein für Wohnung und Beköstigung zu zahlen, für die Behandlung durch Gebete nichts. Trotzdem hat die Anstalt durch die reichlichen Schenkungen der Genesenen erhebliche Einnahmen zu verzeichnen, die deren Fortbestehen wohl noch auf lange Zeit hinaus sichern werden. Augenblicklich bereitet sich der Sohn des jetzigen Leiters auf die spätere Uebernahme vor.

Von ferne grüßt uns jetzt auf dem Heimwege von unserer Wanderung um den See Turicum, das altehrwürdige Zürich. Wohl Keinen wird es geben, dem sich das entzückende Bild dieser vornehmen Stadt nicht für immer einprägte. Im Hintergrunde überragen die zwei schlanken Kuppelthürme des Großmünsters die Häuser. Karl der Große hat sie erbaut. Sein Bildniß, eine uralte, sitzende Steinfigur mit dem Schwert auf den Knieen, befindet sich hoch oben an dem einen Thurm. Zürich war seine Lieblingsresidenz, in der er sich häufig und lange Zeit aufhielt und die er durch Gebäude und Stiftungen aller Art beschenkte Das allbekannte Gedicht „Schulvisitation“, das einen Besuch Karl's des Großen in einer Schule schildert, in der er die fleißigen Bauernsöhne lobt und die unwissenden Herrensöhne hart anläßt, schildert eine Scene in der von ihm gegründeten Karlsschule in Zürich, die unter diesem Namen noch lange Zeit fortbestand. Unterhalb des Großmünsters steht das eherne Denkmal Ulrich Zwingli's, des schweizerischen Reformators, der seine Lehre mit seinem Blute in der Schlacht bei Kappel besiegelte. Dieses Dörfchen treffen wir bei einer Wanderung über den Höhenzug der Albiskette an, die den Zürichsee auf dem linken Ufer einschließt. Auf dem Schlachtfeld steht ebenfalls sein Denkmal. Seine Waffen, die er in dieser Schlacht trug, sind im Landesmuseum in Zürich aufbewahrt. Auf der anderen Seite der Limmat, die den See entwässert und Zürich in zwei Theile theilt, steht die Fraumünsterkirche, eine Gründung Ludwig's des Deutschen. Ihre Stiftungsurkunde, im Jahre 823 ausgestellt, wird im Züricher Staatsarchiv aufbewahrt. Hinter ihr steht die St. Peterskirche, mit ihrem viereckigen, massiven Thurm, die Wirkungsstätte Johann Kaspar Lavater's. Namen, wie Bodmer und Breitinger, die gegen Gottsched, den Freund des französischen Geschmackes, kämpften, sind ebenso bekannt geworden, wie die der Dichter Salomon Geßner und Martin Usteri, der noch auf dem Todtenbette lächelte, als man ihm erzählte, daß sein „Freut Euch des Lebens“ ins Persische übersetzt und auch in Persien gesungen werde. Als Pädagoge ist Heinrich Pestalozzi für die Kindererziehung mustergiltig geworden. 1833 wurde durch Gründung der Universität ein neues Ruhmesblatt in die Geschichte Zürichs eingefügt. Durch Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium ist sie für die Hochschulen anderer Staaten vorbildlich geworden. Durch politische Flüchtlinge, die in der Schweiz ein Asyl fanden, wurde das geistige Leben in Zürich bedeutend gefördert. Aus der großen Zahl der Landesverwiesenen sei neben unserm Freiligrath nur noch Richard Wagner genannt, der in Enge, so heißt dieser Stadttheil Zürichs, längere Zeit nach seiner Flucht aus Dresden lebte. Bekanntlich wurde er später Kapellmeister am Züricher Stadttheater. Sein Lieblingsplatz war ein Gartenhäuschen, das hart am See stand. Dort arbeitete er besonders gern an seinen Compositionen. Sein „Lohengrin“ entstand in Zürich. Die Schwäne, die an seiner Gartenlaube vorbeischwammen, haben ihn durch ihr ruhiges, majestätisches Gleiten zu jenen Melodien begeistert, die uns beim Nahen und Verschwinden des Schwanes im „Lohengrin“ entzücken. Der Fremde, der nach Zürich kommt, erhält nicht nur durch die unvergleichlichen Naturreize, sondern auch in geistiger Beziehung Anregung genug.

Hans Zillich.

Bücherbesprechungen.

— Franz Heinrich Reusch 1825—1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit von D. Leopold Karl Goetz, Professor am altkatholisch-theologischen Seminar in Bonn. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1901. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Die vorliegende Biographie des Mannes, der einst Döllinger in dem Kampfe gegen das Vaticanum zur Seite gestanden hat und in seinen letzten Lebensjahren der Gehilfe desselben bei seinen literarischen Arbeiten gewesen ist, bildet eine gewisse Ergänzung des soeben vollendeten Lebensbildes Döllinger's. Doch soll damit keineswegs die selbständige Bedeutung Reusche's als Hochschullehrer und Gelehrter in Abrede gestellt werden. Vielmehr ist die vorliegende, seiner Lebensarbeit von einem seiner Collegen gewidmete Darstellung ein Werk, das nicht nur die altkatholischen Glaubensgenossen desselben interessiren wird, sondern allenthalben in theologischen Kreisen Beachtung verdient. ***

— Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. III. Theil. Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tode. 1849—1890. 46 Bogen. Preis 16 ℳ, geb. 18 ℳ München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Mit dem vorstehends angezeigten dritten Theile ist ein Werk zum Abschlusse gekommen, das in der biographischen Literatur für alle Zeiten einen hervorragenden Rang behaupten wird; war der Verfasser, der mit Döllinger bis zu seinem Tode in dem regsten nicht blos äußerlichen sondern auf tiefinnerster Geistesverwandtschaft beruhenden Verkehr gestanden hat, wie kein Zweiter berufen, die Lebensgeschichte des großen Gelehrten zu schreiben, so ist er hierbei sowohl durch seine hervorragende schriftstellerische Begabung wie durch sein umfassendes alle einschlagenden Verhältnisse in gleich hohem Maße beherrschendes Wissen auf das Beste unterstützt worden. Das Leben eines bedeutenden Mannes an der Hand eines solchen Berichterstatters zu verfolgen, ist unter allen Umständen ein Genuß. Dieser Genuß wird aber bei der Lectüre des vorliegenden dritten Bandes noch wesentlich durch die besondere Natur der darin berichteten Ereignisse und Erlebnisse erhöht. Wird uns doch hier der Geisteskampf erzählt, den ein von aufrichtiger Frömmigkeit und Liebe zu unserer Kirche erfüllter Gelehrter, ein Mann, der ein Menschenalter hindurch für diese Kirche gelebt, gearbeitet und gestritten hatte, am Beginn seines Greisenalters mit der durch eine Jahrtausende alte Tradition wie durch die allgemeine — wie immer auch herbeigeführte — Zustimmung der katholischen Bischöfe des ganzen Erdkreises gestützten Oberleitung der katholischen Kirche zwei Jahrzehnte hindurch mit beispielloser Energie und Zähigkeit über die Frage des päpstlichen Universalepiskopats und der päpstlichen Unfehlbarkeit geführt hat, und in dem er äußerlich zwar unterlegen, innerlich aber siegreich geblieben ist. Denn weder die ihm angedrohte und schließlich über ihn verhängte Excommunication und die damit verknüpfte für ihn unendlich schmerzliche Entziehung der missio canonica für sein theologisches Lehramt, noch die zahlreichen von den verschiedensten Seiten und mit den mannigfachsten Mitteln unternommenen Versuche ihn zum Widerrufe, zum sacrifizio dell' inteletto zu bewegen, haben ihn vermocht, seine auf den gewissenhaften, gründlichen Studien eines ganzen Lebens ruhende Ueberzeugung aufzugeben oder zu verleugnen, daß die vaticanischen Decrete auf einem in letzter Linie auf gewisse mittelalterliche Fälschungen zurückzuführenden Irrthum beruhen. Erfüllt uns auf der einen Seite die Haltung des greisen Gelehrten in diesem Kampfe mit aufrichtiger Bewunderung, so erscheint andererseits nicht minder staunenswerth die ihn bis zu seinem über das neunte Jahrzehnt hinausliegende Lebensende verbliebene geistige Regsamkeit und Arbeitskraft, die ihn bis zuletzt befähigte, als Lehrer, als Schriftsteller, als Präsident der Akademie der Wissenschaften thätig zu sein, an allen Fragen des öffentlichen Lebens lebhaften Antheil zu nehmen und einen lebendigen Verkehr mit allen geistigen Größen der Zeit zu unterhalten. So reicht die Bedeutung Döllinger's weit über den Kreis seiner theologischen Wissenschaft hinaus und die Geschichte seines Lebens wird ein Gegenstand allgemeinsten Interesses sein und bleiben. ***

— Handbuch der Deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, E. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt herausgegeben von Bruno Gebhardt. Erster Band: Von der Urzeit bis zur Reformation. Zweiter Band: Von der Reformation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1901. IX, 720; IX, 899 S. 8°. —

Ein Handbuch, das nach Anlage und Durchführung unbedenklich als musterhaft bezeichnet werden darf. Also keine fortlaufend fließende Darstellung, an der man sich erheben und erquicken könnte; aber ein jedem Deutschen, der auf dem außerordentlich umfassenden und tief gepflügten Felde der vaterländischen Geschichte bewandert sein, namentlich etwa als Geschichtslehrer stets auf dem Laufenden bleiben will oder soll, direct unentbehrliches Nachschlagewerk. Und dennoch kein Wälzer, mit dem man sich nur mühsam und ungern abplagt, sondern immer noch ein schmuckes, handliches Buch. Ohne Ueberhebung darf man behaupten: so etwas bekommen eben doch nur Deutsche fertig mit ihrer Arbeitsfreudigkeit auch bei entsagungsvollen Aufgaben, mit ihrem Fleiß, ihrer Gewissenhaftigkeit. Die Aemter waren im Einzelnen folgendermaßen vertheilt: Dr. Richard Bethge hat die Urzeit und die Germanen und Römer bis 166 n. Chr. bearbeitet; Bibliothekar Dr. Walther Schultze die Völkerwanderung und das germanische Mittelmeersystem, die Begründung der nationalen Gesammtmonarchie durch die Franken, Wirthschaft, Recht und Verfassung des fränkischen Reiches der Merovinger, die sächsischen und die salischen Kaiser (919—1125); Professor Dr. Heinrich Hahn die Zeit der Karolinger und die Ausbreitung des Christenthums; Dr. Carl Köhler Wirthschaft, Recht und Verfassung im Karolingerreiche; Dr. F. Großmann Lothar und die Hohenstaufen; Archivar Dr. Georg Liebe Verfassung, Recht, Wirthschaft vom Ende der Karolingerzeit bis zum Interregnum; Dr. Georg Ellinger Ueberblick über das geistige Leben Deutschlands im Mittelalter, Geistiges Leben am Ausgange des Mittelalters und Geistiges Leben im 18. Jahrhundert; Prof. Dr. Georg Erler das Emporsteigen der Habsburger, Lützelburger und Wittelsbacher im Kampfe um die Krone (1273—1347), die Herrschaft des lützelburgischen Hauses (1347 bis 1437; „1378" auf S. VIII ist ein Setzfehler) und die Herrschaft des habsburgischen Hauses 1438—1493; Archivrath Dr. Georg Winter Maximilian I., das Zeitalter der Reformation (1517—1555), das Zeitalter der Gegenreformation und der endgiltigen Ausbildung des Territorialfürstenthums (1555 bis 1618) und den 30jährigen Krieg; Prof. Dr. Ferdinand Hirsch vom Westfälischen Frieden (1648) bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) und Uebersicht über die brandenburgische Geschichte (1134—1701); Hofrath Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt das Zeitalter Friedrich's des Großen (1740 bis 1786), das Revolutionszeitalter (1789—1804), das Zeitalter Napoleon's I. (1804—1813), die Befreiungskriege und Deutschlands Neugestaltung (1813—1815) und Ueberblick über die Geschichte der Mittel- und Kleinstaaten bis 1815, während endlich der Herausgeber selbst alles Uebrige vom Abschluß der deutschen Bundesacte (1815) bis zum Ende des 19. Jahrhunderts behandelt hat. Fürwahr, eine reichhaltige Speisekarte! — Zur dritten Auflage einige geringe Verbesserungen. Bd. I, S. 92: zum Hunneneinfalle vgl. Fr. Hirth! S. 624: Winkelmann's Diss. ist 1892 erschienen (im Uebrigen aber meine besondere Hochachtung vor Prof. Erler's Bienenfleiß und durchgeistigter Darstellung!) Bd. II, S. 305: zu Hohenfriedeberg vgl. Keibel's dicke Einzelschrift. S. 377: zu Hertzberg vgl. Krauel (Berlin 1899). S. 563: von Manteuffel's Denkwürdigkeiten sind drei Bände erschienen. S. 585: zu 1848 vgl. Briefe von und an Georg Herwegh (München 1896). S. 792: zu Caprivi vgl. Schneidewin's Verherrlichung. S. 863, rechte Columne, Zeile 16 von unten lies 107 (statt 167). S. 878 fehlt (zwischen Moncada und Monrad): Mongolen 94, 3; dort hätte vielleicht eine Auswahl aus der Literatur über die Schlacht von 1241 Platz finden dürfen. Doch hat, wie hier, so auch an anderen Stellen, wo man Angaben über einschlägige Werke vermißt, sicherlich die berechtigte Ansicht den Ausschlag gegeben, aus dem Handbuche kein Lexikon zu machen. Und das ist nur anzuerkennen; denn wer noch mehr haben will, der schlage die stattliche Reihe der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft nach! Ht.

— **Der Feldzug von 1812.** Geschichte des russisch-französischen Krieges von Frhrn. v. d. **Osten-Sacken** und **v. Rhein**, Major. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und 5 Skizzen. 1901. Vossische Buchhandlung Berlin W. 50. Brosch. 8 ℳ. — Die Feldzüge Napoleon's I., des größten Meisters der Kriegskunst, bieten nach wie vor noch immer ein fruchtbares Feld für kriegswissenschaftliche Studien. Das uns vorliegende Werk über den Feldzug 1812 nach Rußland ist eine anerkennenswerth fleißige Arbeit auf diesem Gebiete und sind darin namentlich die strategischen Verhältnisse mit viel Scharfsinn beleuchtet und in den Vordergrund gerückt, die taktischen nur oberflächlich erwähnt. Der Verfasser will uns vornehmlich die Gründe des Mißlingens dieses Feldzuges darlegen. Uns will es scheinen, als sei er in dieser Beziehung etwas zu weit gegangen, als seien die taktischen Schilderungen bei dem Umfang des Werkes doch zu kurz gekommen und zwar auf Kosten häufiger Wiederholungen bei Erörterung der operativen Fragen. Um ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß die Wahl der Rückzugsstraßen beim Abmarsch von Moskau, von denen Napoleon drei zur Verfügung standen, auf S. 172 sowie nochmals auf S. 190 eingehend besprochen wird. Auch der Theilnahme der deutschen Hilfstruppen ist unbedingt zu wenig Erwähnung gethan. Des berühmten Reiterangriffes der sächsischen Kürassier-Brigade auf die Schanze in der Schlacht bei Borodino, sowie des rühmlichen Verhaltens der tapferen badischen Truppen unter ihrem jugendlichen Führer, dem Markgrafen Max von Baden, an der Beresina ist mit keinem Worte gedacht. Gerade für diesen Feldzug standen doch sehr werthvolle Einzelforschungen zur Verfügung z. B. Ditfurth, Die Schlacht von Borodino, und Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Der Uebergang über die Beresina, u. a. Ueber York's That hat neuerdings, angeregt durch verschiedene Geschichtsforscher, eine andere Auffassung Platz gegriffen, als diejenige, der der Verfasser S. 280 huldigt. Oncken's Ansicht, daß der König Friedrich Wilhelm um York's Entschluß gewußt, haben auch Christe sowie neuerdings Maximilian Schulze auf Grund archivalischer Forschung beigepflichtet. Auch einigen Ansichten im „Rückblick" möchten wir entgegentreten. Gleich der einleitende paradoxe Satz erregt unser Bedenken. Napoleon ist doch nicht in Rußland „elend zu Grunde" gegangen! Ferner wird der französischen Heeresverwaltung ein Mangel an Erfahrung vorgeworfen. Dies dürfte gleichfalls anfechtbar sein, denn Frankreich führte doch 20 Jahre lang auf den verschiedensten Schauplätzen fast ununterbrochen Krieg. Sollte da die Verwaltung keine Erfahrungen gesammelt haben? Im Allgemeinen ist aber diese Geschichte des Feldzuges 1812 eine fesselnde und lehrreich-anregende kriegsgeschichtliche Studie. —r.

— **Napoleon I. in Venetien.** Nach authentischen Daten (!) von **Henry Perl.** Leipzig, Heinr. Schmidt und Carl Günther. 1901. — Das hübsch ausgestattete Buch verräth eine Frauenhand. Frauenhaft ist auch die mehr feuilletonhafte, als streng geschichtliche Darstellung und der angenehme leicht fließende Stil. Daß die Verfasserin in Venedig selbst vielfache Studien gemacht hat, sehen wir als feststehend an. Es enthält denn auch die Schrift vielfach Interessantes, nicht blos über Napoleon selbst, sondern auch über die damalige Zeit im Allgemeinen. Störend sind die vielen Fremdwörter, z. B. „Disequilibre" anstatt mangelndes Gleichgewicht (von Barras' Finanzen). Vielleicht kann hierin bei einer zweiten Auflage Wandel geschaffen werden. —tg—

— **„Malergeschichten"** von **Beate Bonus.** Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — Ein prächtiger Novellenband, der als vornehme Unterhaltungslectüre auf das wärmste empfohlen werden soll. Namentlich die in München spielenden Malergeschichten, vor Allem die beiden Erzählungen „Schimi" und „Auf der Akademie", verdienen wegen der reizvollen Frische der Darstellung und der feinen Durchführung der psychologisch interessanten Conflicte mit nachdrücklichem Lobe hervorgehoben zu werden. Dabei ist es ein durchaus modernes Erzählertalent, das sich in dieser Novelle offenbart, ein Talent, so gesund und ursprünglich in seinen Emanationen wie das Geschlecht derer v. Bredow, das in der ersten der vier Malergeschichten, die sich „Auf classischem Boden" betitelt, eine so große Rolle spielt. Das Milieu ist außerordentlich scharf beobachtet und in einer Reihe glücklich charakterisirter Persönlichkeiten und Situationen fixirt, wobei man allenthalben die Sachkenntniß der Verfasserin bewundern muß, die gründlich Bescheid weiß in den Kreisen des malenden München, wie des kunstsimpelnden Rom und für alles „Oertliche" den gleich sicheren Blick hat. Daß man trotzdem durch das ganze Buch hindurch von Kunstklatsch verschont bleibt und mit aufdringlicher Personalweisheit nicht behelligt wird, wozu reichlich in jeder der vier Novellen Gelegenheit wäre, soll Beate Bonus zu besonderem Lobe angerechnet werden. Alles in Allem: ein vortreffliches Buch, diese „Malergeschichten", die sich dem Besten anreihen, was der treffliche Grunow in seinem Verlage an gediegener Unterhaltungslectüre bislang publicirt hat. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 92. Sonnabend, den 3. August, Abends. 1901.

Das „Anbinden" zur Erntezeit.

Von Martin Beck.

An heißen Sommertagen, wenn hochbeladene Erntewagen auf staubigem Feldweg dem stillen Dorfe zuschwanken und auf den weithin wogenden Getreidefeldern die Sense klingt und Scharen von Mähern und Garbenbindern den goldenen Erntesegen, der in langen Wogen unter ihren Händen niedersinkt, fröhlich trotz Sonnengluth und Schweißes einheimsen, lenkt wohl mancher Spaziergänger seine Schritte nach den gesegneten Fluren, um sein Herz am friedlichen Anblick der Erntearbeit zu erfreuen. Es kann ihm dann gewiß hier und da noch zustoßen, daß, wenn er in die Nähe der sonnverbrannten Schnitter oder der vom kühlenden Kopftuch beschatteten Garbenbinderinnen kommt, plötzlich ein Mäher oder ein Mädchen mit vielsagendem Lächeln, ein Strohband in den Händen, auf ihn zutritt und ihn scherzhaft am Arm anbindet. Eine Geldgabe an die Schnitter löst ihn aus der meist mit verständnißvollem Schmunzeln oder heiterer Abwehr aufgenommenen kurzen Gefangenschaft. Zuweilen wird ein holpriges Verschen von dem Anbindenden dabei hergesagt, das den Ueberfallenen von dem Zweck des Anbindens unterrichtet, oder der nichtsahnende Fremdling fühlt plötzlich, während er vielleicht leutselig mit den Erntearbeitern spricht, seine Arme hinterrücks mit einem Strohseil zusammengebunden. Alles Sträuben hilft nichts. Er muß sich durch ein Geldgeschenk an die lachenden Schnitter lösen. Selbst wenn er mit dem Gutsherrn erscheint, wird er nicht verschont, und lächelnd läßt der Gutsbesitzer seine Leute ihr altes Recht ausüben. Das würden sie sich auch nicht nehmen lassen. Es ist ihnen zwar meistens nur um ein Trinkgeld zu thun. Es handelt sich dabei aber doch um eine uralte Sitte, die schon immer bei der Erntearbeit ausgeübt worden, deren tiefere Bedeutung ihnen jedoch natürlich völlig fremd ist.

Alte Sitten und Gebräuche haben im Ackerbau ihre treuste Zufluchtsstätte gefunden. Und wie das Leben des Ackerbauers ein gleichförmig geordnetes auf der ganzen Erde ist, so sind auch die Erntegebräuche bei allen Völkern einander ähnlich. Treffen wir auch die Sitte des „Anbindens" nicht überall, so stoßen wir doch, sogar bei Naturvölkern, auf Gebräuche, die auf denselben Glauben hinweisen, dem jene Sitte entstammt. Der Ackerbauer steht zur Thier- und Pflanzenwelt in einem Verhältniß freundlichen Verkehrs. In sinniger Beobachtung und Beschaulichkeit hängt er mit innerem Verständniß an ihnen. Die Pflanzenseele tritt ihm sogar als eine geschlossene Vereinigung tausender von Pflanzen in einem ganzen Felde entgegen. Das Getreidefeld erscheint ihm wie ein einziges beseeltes Wesen, das mit dem Aufgehen der Samenkörner als grüne Saat geboren wird, aufwächst, gedeiht und reift, bis es der Sense zum Opfer fällt. Der Ackerbauer personificirt das Feld. Ein Geist wohnt darin, dem das Wachsthum zu verdanken und der gleichsam der unsichtbare Herr des Feldes ist. Man raubt ihm demnach mit der Ernte das Seine. Er wird dabei mit der Sense oder Sichel getödtet oder wenigstens gefangen und gefesselt. In unbekannten Fremden, die unvermuthet am Erntefelde erschienen, dachte man sich den Getreidegeist leibhaftig auftauchend. Man fesselte sie also symbolisch, man band sie an. Wie seine Aehren, sollte auch der Feldgeist gemäht, getödtet werden. Durch eine Sühne, das Trinkgeld, das der angebundene Fremde gab, kaufte er sich davon los. Das ist der mythische Gedankengang der Sitte des „Anbindens". Er ist den Landleuten selbstverständlich längst entschwunden. Zahllose verschiedene Einzelheiten bei der Ausübung des uralten, überall verbreiteten Brauches beweisen aber seine Entstehung. In ähnlicher Weise finden wir ihn auch da wieder, wo die Sitte des „Anbindens", dieser unbewußte Ueberrest eines einstigen Opfers, auch sonst noch geübt wird und vielleicht nur vom Erntebrauch übertragen ist, z. B. bei Bauhandwerkern, Holzfällern im Walde u. s. w. Da wird auch oftmals der den Bau- oder Zimmerplatz oder den Holzschlag betretende Fremde scherzhaft angebunden und muß sich durch ein Trinkgeld lösen. Auch hier vertritt er symbolisch den Geist des Grund und Bodens oder die unsichtbare Seele des Waldes. Er kommt, um sein Recht geltend zu machen. Dafür wollen ihn die Räuber seines Eigenthums tödten. Er wird aber nur noch symbolisch gefesselt, wovon er sich durch eine Geldgabe lösen darf.

Die Sitte des „Anbindens" zur Erntezeit, die manchmal auch beim Dreschen, Flachsbrechen u. s. w. vorkommt, wird in ganz Deutschland meistens nur Fremden gegenüber angewendet, seltener bei Bekannten oder bei dem Gutsherrn selbst. In der Umgegend von Celle hält man sogar vorüberfahrende Fuhrleute an und bindet sie mit einem Bande aus Kornhalmen um den Arm. „I d' Halm' nehme'", heißt der Brauch am Züricher See, wo er noch in allen Orten üblich ist. Da umfangen die Schnitter den herankommenden oder vorübergehenden Gutsherrn mit einem Halmbüschel. Unversehens geschieht das auch vorübergehenden Fremden. Manchmal bindet man ihnen auch nur einen Halm an den Rockknopf und hält sie so lange fest, bis sie sich loskaufen. Kommt der Herr in Niederbayern zum ersten Male zu den Dreschern, suchen sie ihn mit einem Kornbande unversehens zu fangen und zu halten, bis er sich mit Bier löst. Diesen Brauch nennen sie: des Herrn Bruder ist gestorben. Der Korngeist wird hier also als der mythische Doppelgänger des Herrn, als geheimer Eigenthümer des Feldes bezeichnet. In Frankreich haschen die Schnitter einen Vorübergehenden, mit dem sie das glauben wagen zu dürfen, binden ihn in eine Garbe und beißen ihn nacheinander mit den Worten in die Stirn: Tu porteras la clef du champ (du trägst den Schlüssel des Feldes). Das soll bedeuten: du bist der geisterhafte Herr des Feldes, der Getreidegeist. In der Oberpfalz wirft man dem Nachbarn, der mit Dreschen noch nicht fertig ist, einen großen Schlüssel aus Stroh auf die Tenne, sobald man selbst den Ausdrusch beendet hat. Und in Oberhessen bringt der letzte Heuwagen den Wiesenschlüssel mit heim, der riesengroß aus Weidengerten geflochten am Heubaum baumelt. In Esthland beeilen sich die Schnitter, weil keiner die letzte Garbe mähen will. Sie rufen dabei: ich will nicht den Schlüssel haben! In Wermland in Schweden legt man einer fremden Frau, die zur Dreschtenne kommt, den Dreschflegel um den Leib und einen Halmkranz um den Hals, setzt ihr eine Krone von Kornhalmen auf den Kopf und ruft: „Sieh die Kornfrau! Sieh, so sieht die Kornjungfer aus!" Man betrachtet sie demnach als die weibliche Verkörperung des Getreidegeistes. Der Fremde wird hinterrücks überfallen und angebunden. In Norwegen bindet man ihn in eine ganze Garbe, wie auch in der Gegend von Soest in Westfalen der Gutsherr, wenn er zum ersten Male zum Flachsbrechen kommt, ganz mit Flachs umwickelt wird. An manchen Orten umschnürt man des Fremden Fuß oder Knie mit einem Strohseil oder legt ihm ein Halmsträhn vor die Füße, versperrt ihm wohl auch mit einem vorgehaltenen Strohseil den Weg. In Hannover wie in Irland bindet man ihm ein Strohband um's Bein. Auch der Hals wird ihm umschnürt, z. B. in der Krakauer Gegend, wo die hübscheste Schnitterin einem ledigen Gutsherrn bei seinem Erscheinen ein Kornband um den Hals bindet. Selbst nur andeutend vorgehalten wird hier und da, wie in Schwaben, ein Büschel Korn, Flachs oder Hanf. In Linden bei Hannover macht man das mit einer ganzen Garbe. In mancher Gegend, wie in Westfalen und im Rheinland, werden dem Fremden die Füße oder Schuhe mit einem Halmbüschel, oft auch mit dem Halstuch, der Schürze oder

der ehrerbietig vom Kopf gezogenen Mütze abgewischt. Auch dem Mädchen, das am ersten Erntetage das Frühstück auf's Feld bringt und also auch nicht zu den Arbeitern zählt, geschieht das. Sie muß dafür Getränk zum Besten geben. Anderwärts beißt sie jeder Schnitter in die Zehen. Oft haben nur die Garbenbinderinnen mit dem „Anbinden" zu thun. Die Schnitter rücken dem Fremden vorher mit den Sensen zu Leibe. In Pommern und Mecklenburg scheidet sich der Erntebrauch scharf in diese beiden Scenen. Naht der Gutsherr, die Herrin, ein Fremder oder eine Standesperson dem Ernteselde, so halten Schnitter und Binderinnen in voller Arbeit inne und rücken auf den Besucher zu. In Front, die Schnitter voran, stellen sie sich vor ihm auf. Die Sensen werden mit dem Schaft in die Erde gesteckt und Mützen oder Hüte darangehängt. Der Vorhauer tritt vor und sagt z. B.:

Wir wollen den Herrn bestreichen
Mit unserm blanken Schwert,
Womit man Felder und Wiesen schert:
Wir scheren Grafen und Fürsten.
Arbeitsleute thut's oftmals dürsten.
Schenkt der Herr Bier und Brantewein,
So kann der Spaß bald beendet sein.
Ist dieser Wunsch nicht recht,
Ist doch der Streich ein Schwerterrecht.

Von allen Schnittern werden nun die Sensen taktmäßig kräftig mit dem Sträls, dem Streichbrett, gestrichen. Hierauf bedeckt Jeder den Kopf wieder und zwei Binderinnen treten vor, von denen die eine den Gast mit Aehren oder einem schönen, mit Blumen und Aehren geschmückten Seidenbande anbindet, während die andere ihren Spruch sagt. Im Havellande bindet sie den Fremden an manchem Orte mit einem blauen Bande und spricht dabei ungefähr:

Wir haben vernommen,
Daß der Herr ist angekommen.
Wir wollen ihn binden
Mit lieblichen Winden,
Mit lieblichem Lachen.
Viel Complimente kann ich nicht machen.
Hierauf folgt eine Flasche Wein,
Eine gebratene Gans und ein halbes Schwein,
Darüber wird der Herr nicht böse sein.

Zum Schluß wird das Sensenstreichen meistens wiederholt. Manchmal muß der Fremde über eine Sense hinwegschreiten, die ja eigentlich durch ihn gehen sollte, oder sein Arm wird mit Aehren an eine in der Erde steckende Sense gebunden oder ein paar Schwaden vor ihm niedergemäht. Eigentlich soll er zugleich gemäht werden. Das geschieht sinnbildlich durch all' diese Handlungen. Das Sensenwetzen deutet's ihm an. Man legt ihm auch wohl eine Sense an den Hals oder vor die Füße. Das Getreide wird ja entweder oben unter den Aehren oder am Erdboden abgeschnitten. Durch das Trinkgeld kann er sich von dem „Schwerterrecht" der Sensen loskaufen. Es ist die Sühne. Das Beißen in die Zehen sollte wohl auch das Eindringen der Sichel in die Aehre, den Fuß des Korngeistes, symbolisiren. Der Pflanzengeist des Getreidefeldes muß eben mit der letzten Garbe vergehen. Erscheint er in anderer Gestalt, so wird er getödtet, wenigstens symbolisch. Der Schnitter der letzten Halme, die Binderin der letzten Garbe, der Gutsherr oder ein Fremder galten für die Verkörperung des Getreidegeistes in anderer Gestalt. Sie wurden deshalb bildlich mit den Erntewerkzeugen getödtet, in eine Garbe gebunden und darin umhergewälzt (damit der Acker nächstes Jahr wieder fruchtbar sei) und oft auch mit Wasser begossen oder in's Wasser geworfen, daß es dem Acker nie an Regen fehle. In Tirol, Kärnten, Siebenbürgen, bei den Bulgaren 2c. finden wir diesen Brauch. Auch in der Erfurter Gegend wurde noch um 1830 ein Mann, der „der Alte" hieß, in die letzte Garbe gebunden, jubelnd auf dem letzten Fuder zum Hof gefahren, um die Scheune gekullert (gekugelt, gewälzt) und mit Wasser begossen. Der Alte oder die Alte, d. h. der altgewordene, dem Tod verfallene Korngeist, hieß der Schnitter oder die Binderin der letzten Garbe, die häufig mit der Garbe umwickelt wurden und sich allerhand sinnbildliche Ceremonien gefallen lassen mußten. Bei den Indianern in Carolina wurde das hölzerne Bild eines Gottes in's Feld gestellt und den jungen Leuten gesagt, das sei ein großer Krieger, der ihren Fleiß bei der Feldarbeit beobachten und durch seine Vermittlung ihnen beim großen Geiste Erntesegen und Tapferkeit im Kriege auswirken wolle, wenn er sie dessen würdig finde. Beim Erntefest wurde das Bild besonders verehrt und dann in's Wasser geworfen, weil man den Gott, der dem Feld Fruchtbarkeit gab, sich wohl als dem Wasser entstiegen dachte. Zur Aussaat kam er von da mit dem Regen wieder, dachte man sich gewiß. Denn im nächsten Jahre, mit der Aussaat, sollte der Getreidegeist wiedergeboren werden, der sich von Garbe zu Garbe bis in die letzten Halme geflüchtet hatte oder in irgend einer Verkörperung sein Eigenthumsrecht behaupten will. Man dachte ihn sich deswegen auch als Thier, als Hase, Hahn, Hund, Katze, Bock, Widder 2c. erscheinend und opferte einst diese Thiere zur Ernte. In Siebenbürgen banden die Szeller einen lebenden Hahn in die letzte Garbe und stachen ihn mit einem Bratspieß todt. Der Leichnam wurde ausgebalgt und seine Haut und Federn im Frühjahr mit den Körnern der letzten Garbe auf das Saatfeld gestreut. In Ungarn, Polen, der Pikardie und auch in Deutschland setzten die Schnitter einst in die letzten Halme einen Hahn, den sie haschend über den Acker verfolgten oder bis zum Hals in die Erde eingruben und ihm in beiden Fällen mit der Sense oder Sichel den Kopf abschlugen. Das erinnert an den nordböhmischen Brauch der „Schwurgrube", in der Jemand, der Eigenthumsrechte an Feld- und Wiesenbesitz geltend machen will, bis zur Brust in der Erde stehend, seinen Eid ablegen muß. Ist's ein Meineid, wird er von der Erde verschlungen. In Böhmen grub man einen Widder bis zum Kopf in das Feld und schlug ihm mit der Sense den Kopf ab. Ihm und dem Hahn, d. h. eigentlich dem Feldgeist, sollte also sicher das Besitzrecht entrissen werden. In grauer Vorzeit mag bei diesem grausamen Erntebrauche wirklich ein unvorsichtig nahender Fremdling getödtet worden sein. Das scheint aus der griechischen Sage von Lityerses hervorzugehen. Lityerses war der Erntegesang, der unter den Griechen beim Kornschnitt und Dreschen überhaupt angestimmt wurde. Sie hatten ihn von den Landleuten in Phrygien übernommen, die ihn zur Ernte in klagendem Tone sangen, jedoch mit Bezug auf Lityerses, den Sohn des Phrygerkönigs Midas. Lityerses, ein Bastard, mähte am Sommertag saumselig das Getreide, zeigte dafür aber eine fabelhafte Eßlust „wie ein Scheunendrescher". Kam ein Fremder vorüber, so lud er ihn ein, mit zu essen, bewirthete ihn überreichlich mit Trank und Speise, zwang ihn dann, ihm mähen zu helfen, und dabei band er ihn in eine Garbe ein und schlug ihm das Haupt ab. Einst aber kam ein Stärkerer über ihn, Herkules, der es mit ihm selbst so machte. Die in die Garbe eingebundene Leiche warf er in den vorüberfließenden Mäander. Da haben wir den Erntebrauch, wie er bei allen ackerbautreibenden Völkern mehr nach der einen oder der andern Seite hin ausgeprägt sich wiederfindet. Das Lityerseslied wollte nur einen uralten Erntebrauch erklären, bei dem jedenfalls einst wirklich vorübergehende Fremde als Erscheinungen des Getreidegeistes angesehen und mit Hilfe der Sense enthauptet worden waren. In sinnbildlicher Weise lebte dieser in ältesten Zeiten wohl allen Ackerbau-Völkern gemeinsame Brauch in den verschiedenartigsten Formen fort auf der ganzen Erde. Und unser harmloses, scherzhaftes „Anbinden" zur Erntezeit, bei dem es nicht auf's Leben, nur auf ein Trinkgeld abgesehen ist, erscheint als letzter Rest dieses tragisch eingekleideten Glaubens an den Getreidegeist, die Versinnbildlichung des Wachsthums im Felde im Naturglauben.

Bücherbesprechungen.

— Neumann, Hermann Kunibert, Das Hohelied. Dresden und Leipzig, Heinr. Minden. X und 175 S. — Obschon zu Lebzeiten des Dichters die literarische Welt mit mancher schönen und werthvollen Gabe beschenkt wurde, die seinen Ruhm begründete, so sind doch gerade mehrere der großartigsten und gedankentiefsten Schöpfungen erst nach dem Tode des Verfassers an die Oeffentlichkeit gelangt, viele Manuscripte ruhen sogar noch verborgen im Schrein. Durch die Herausgabe des Hohenliedes hat sich die in Dresden lebende Tochter Lina Neumann entschieden ein großes Verdienst erworben, da es nicht allein sozusagen als der Schwanengesang ihres Vaters zu betrachten ist, sondern diesen uns auch als den zeigt, der er nach seinem ganzen geistigen Wesen wirklich war. Die Dichtung ist der Erguß eines tiefen Denkers über die Räthsel des Daseins, eines Denkers, der hinter der Erscheinungswelt nach einer Ursache sucht. Sie entrollt uns in zahlreichen Gemälden seine Weltanschauung, wie er sich dieselbe aus eigener Vernunft und Kraft,

unbeeinflußt von Bibel und Offenbarung, während seines an bitteren Enttäuschungen und trüben Erfahrungen reichen Lebens gebildet hat. Im Großen und Ganzen deckt sich diese Weltanschauung mit der Schopenhauer's, obgleich er den Philosophen erst nach Vollendung des Werkes, wie er im Nachworte ausdrücklich versichert, gelesen hat. Raum und Stoff gelten Neumann als die ewigen Principien, dieser wirkt, gestaltet und schafft in jenem nach dem in ihm liegenden Gesetze. Alles Leben, alle Veränderung, alles Vergehen und Werden geht mit Nothwendigkeit aus dem Stoffe hervor. Die Zeit ist die Form des Stoffes und sie entsteht mit der in ihm gekommenen Bewegung. Daher ergiebt sich für den Dichter Neumann ebenso wie für den Philosophen Schopenhauer die trostlose Consequenz, daß hinter dem Raume das Nichts ist. Aber man merkt es dem Dichter an, daß dieses Ergebniß seinem Geiste nicht wahrhafte und dauernde Befriedigung gewährt, er verlangt nach mehr, er fordert eine wirkliche reale Macht, eine persönliche Ursachlichkeit, kurz ein Wesen, das Gott ist. Noch ist er nicht dahin gelangt, es zu erkennen und zu begreifen, er erachtet es aber für seine heilige Aufgabe, es zu finden. So wird der Dichter ein Gottsucher, und es gewährt hohen geistigen Genuß, ihm auf seinen Pfaden zu folgen. Es ist mithin tiefernste Gedankenarbeit, die uns die Dichtung vorführt, wem aber das Denken eine wichtige Sache ist, der wird gern mit dem Dichter gehen und ihn in seinen Gedankengängen bewundern. Der herrliche Redefluß, die Kraft und Wucht der Sprache, die Plastik der Anschauung und vor Allem der glatte Versbau, der wohlthuende Wechsel der Rhythmen und die kurzen abgerundeten und scharf umrissenen scenischen Gemälde machen es jedem Leser leicht, dem Verfasser zu folgen. Wer einmal angefangen hat, sich in die Dichtung zu vertiefen, den läßt es sicher nicht mehr los, er muß sie zu Ende lesen und wird auch Vieles immer wieder lesen. Aeußerlich gliedert sich das Hohelied Neumann's in drei Abtheilungen, welche die Aufschriften tragen: Vom Geiste, Denen die Gott suchen und Horribile dictu und mit Mottos aus Goethe's Faust versehen sind, die die Grundgedanken angeben. Noch bemerkt sei, daß der bekannte Berliner Literarhistoriker Julius Lohmeier die Dichtung mit einem vorzüglich geschriebenen Begleitworte versehen hat, in dem er den Dichter zeitgeschichtlich einordnet und den ganzen Kreis der literarischen Koryphären schildert, mit dem Neumann in regem Verkehr stand. Wenn er bei dieser Gelegenheit Fr. v. Sallet „das Laienbrevier" zuweist, so ist das wohl nur ein lapsus calami. Möchte das Hohelied recht viele Leser finden! We.

— Ein Streit der holländischen Republiken. Ein großes Verbrechen. Von Charles Brissevain. Leipzig, 1901. Rudolf Uhlig. — Es handelt sich um eine Uebersetzung aus dem Englischen. Die Tendenz ist aber durchaus antienglisch. Es ist der Ausdruck des Schmerzgefühls, wie er sich jedem unbefangenen Menschen beim Anblick eines durch Uebermacht mißhandelten Volkes aufdrängt. Das Buch ist weniger für Gelehrte, als für die große Menge geschrieben. Deshalb entbehrt auch die Schreibart des rednerischen Schwunges nicht. Viel Neues haben wir gerade nicht gefunden, wer sich aber von dem englischen System der Niederbrennung von Hunderten von Bauernhöfen ein Bild machen will, dem empfehlen wir Seite 33—36 des Büchleins zu lesen. Und das Alles, um ein paar Glücksritter à la Chamberlain reich zu machen! —tg—

— Nationale Noth im Elsaß. Briefe eines Elsässers. Von Dr. Carl Storck. Berlin 1901, Carl Heymann's Verlag. (Band II, Heft 1 der Burschenschaftlichen Bücherei. Herausgeber: Dr. Hugo Böttger.) — Der Hr. Verfasser sieht sehr schwarz, vielleicht allzu schwarz.*) Zwar schildert er sehr zutreffend, wie die Elsässer so geworden sind, wie sie sind. Die Neigung und Verehrung für die grande nation gegenüber der deutschen Zerstückelung, der durch Jahrhunderte unterbrochene Zusammenhang mit deutscher Sitte, deutscher Literatur u. s. f. Keine Spur von einem Interesse für die deutsche Entwickelung seit 1866. Die Elsässer empfinden gegen Deutschland den nämlichen Widerwillen, wie er sich vielfach in Süddeutschland gegen Preußen geltend macht. Man kann natürlich in einem zwangsweise angeschlossenen Lande nur schrittweise vorgehen. Immerhin ist es uns unverständlich geblieben, warum man mit den widerhaarigen katholischen Geistlichen so glimpflich verfährt, die doppelsprachigen oder gar französischen Zeitungen nicht beseitigt und ausgesprochene Deutschenhasser nicht einfach vor die Thür setzt. Wozu dient der Dictaturparagraph, wenn er nicht angewendet wird? Wir schwärmen wahrhaftig nicht für das specifische Preußenthum. Hätte man aber Elsaß-Lothringen, anstatt des reichsländischen Experiments, an Preußen angeschlossen, so wären wir wahrscheinlich heute schon ein ganzes Stück weiter. —tg—

*) Einzelnes ist auch irrig. Vergl. z. B. Seite 24: Leichenbegängnisse nach Classen haben wir in Altdeutschland auch.

— Von den Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, herausgegeben von E. Mogk und H. Stumme, ist soeben das 6. Heft des II. Bandes erschienen. Es beginnt mit geschäftlichen Mittheilungen, aus denen wir, da wir über die Vorstandssitzungen bereits berichtet haben, nur hervorheben, daß im Laufe des letzten Vierteljahrs zu den in Dresden bestehenden landsmannschaftlichen Vereinen nähere Beziehungen angeknüpft sind, die der Volkskunde mancherlei Förderung versprechen, daß zur Aufnahme von Volksliedern, mundartlichen Gesprächen u. s. w. zwei Phonographen beschafft wurden, daß auf Anregung des Vorstands eine Reihe volkskundlicher Vereine sich dem Gesammtvereine der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine angeschlossen haben und infolge dessen auf der bevorstehenden Hauptversammlung des Gesammtvereins (zu Freiburg i. Br. 24.—26. Sept.) die Begründung einer besonderen Section für Volkskunde eingeleitet werden soll. Das Heft enthält ferner den Schluß des von E. Giersner veröffentlichten „Königsspiels" (Weihnachtsspiels) aus Löwenhain. F. B. Störzner schildert in fesselnder Weise den Verkehr in der vielbesuchten Fuhrmannsherberge zum „Fuchs" in Schmiedefeld bei Stolpen vor Eröffnung der Bahn zwischen Radeberg und Bischofswerda (1846) und theilt dabei u. A. ein sehr originelles „Morgengebet für Fuhrleute", das sich handschriftlich erhalten hat, mit. Aus einem Schriftstück des Pfarrarchivs zu Baalsdorf bei Leipzig veröffentlicht P. Zinck eine Anzahl Fragen, die sich auf die Volkskunde jener Gegend beziehen, und die darauf von dem damaligen Ortspfarrer Künzel (1819—1849) niedergeschriebenen Antworten; der Schluß wird in der nächsten Nummer folgen. Es wäre nicht ohne Interesse, festzustellen, ob damals (etwa in den dreißiger oder vierziger Jahren) auch in andern Ephorien solche Erhebungen stattgefunden haben, von wem sie ausgegangen sind und was aus dem gesammelten Material geworden ist; sollten sie vielleicht mit den Forschungen Jacobi's für eine historische Colonisationskarte unseres Landes, für die sich seinerzeit Prinz Johann lebhaft interessirte (vgl. Mitth. des königl. sächs. Alterthumsvereins Heft 6 S. 11 u. 25 ff.), in Zusammenhang stehen? W. C. Pfau in Rochlitz theilt drei Atteste des Raths zu Rochlitz (über die Kosten eines Hausbaus 1688, über die erfolgreichen Kuren des Oculisten und Arztes Eisenparth aus Regensburg 1691, für den „Glückstöpfer" Knoll aus Dresden 1693), Rud. Zimmermann einige Volkslieder (nach einem 1847 geschriebenen, wohl aus der Zwickauer Gegend stammenden Hefte), Zinck eine Variation zu dem Volkslied vom armen Kaisertöchterlein, einige Haussprüche, Kinderlieder u. dgl. aus der Gegend von Schwarzenberg, Vogel mehrere interessante Friedhofinschriften aus Geithain, Prießnitz bei Borna, Ebersbach bei Lausigk und Zittau mit. Den Beschluß bilden Besprechungen neuerer Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde. —m—

— Vogtländische Monatsblätter. Zeitschrift für Freunde des Vogtlandes herausgegeben in Verbindung mit namhaften Mitarbeitern von R. Merkel und Dr. E. Gerbet. Erscheint monatlich einmal. Preis vierteljährlich 1 ℳ 25 ₰, einzelne Nummern 45 ₰. Zu beziehen durch die Redaction (Leipzig, Wurzener Straße 117), sowie durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. 4.—9. Heft. — Die Vogtländischen Monatsblätter, über deren erste drei Nummern wir im Februar berichteten, sind inzwischen bis zur 9. Nummer fortgeschritten und haben bisher die Erwartungen, die an sie geknüpft worden, in vollem Maße erfüllt. Die Herausgeber sind rüstig an der Arbeit gewesen und haben es verstanden, eine Menge guten Lesestoffs zusammenzutragen und durch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen anregend zu wirken. Möge es auch fernerhin so bleiben und möge es den Herausgebern dieser Zeitschrift nie an gleichgesinnten Mitarbeitern fehlen, die erfüllt von Begeisterung und Heimathliebe bestrebt sind, zur Verbreitung der Kenntniß des Vogtlandes und der Sitten, Sprache und Eigenart seiner Bewohner an ihrem Theile beizutragen. Freilich läßt sich die Befürchtung nicht ganz unterdrücken, es werde durch den allzu regen Wettbewerb auf dem Gebiete der ähnliche Zwecke verfolgenden Sonderzeitschriften den Vogtländischen Blättern ihre Auf-

gabe erschwert werden. Jedenfalls werden sie darunter zu leiden haben, daß jüngst in Zwickau eine neue Zeitschrift begründet worden ist, die fast dieselben Ziele hat wie die Vogtländischen Blätter, wenn auch ihr Arbeitsgebiet ein größeres ist. Woher sollen bei derartigem Wettbewerb schließlich die nöthigen Abonnenten kommen? Aus dem Inhalt der vorliegenden Nummern sei nochmals der stimmungsvollen Novelle „Grazia formosa" gedacht, deren Verfasser den Schauplatz der Handlung, das Gelände am Luganer See, vortrefflich geschildert hat. Andere größere Beiträge erzählenden Inhalts sind die Humoreske „Das verhängnißvolle Schlachtfest" und die Novelle „Friedrich ist kein Mann", die noch nicht zu Ende geführt ist. Die Touristik ist vertreten durch die Aufsätze: Vom Vogtland ins Erzgebirge (mit Bild). — Winterwanderung in der Umgebung Plauens (mit 4 Bildern). — An der schönen Ecke unseres Vogtlandes. — Der kleinste Schulort Sachsens (Kottenheide). Mit dem Bilde des Schulhauses. — Blüthenlese aus dem Fremdenbuche auf dem Hainberge bei Asch (mit Bild). — Eine Wanderung im Erzgebirge (mit Bild von Grünhain) u. A. Ferner mögen noch hervorgehoben werden die Artikel: Das Schloß von Werdau. Von Dr. Tetzner-Leipzig. — Die Heilanstalten Milbitz, Reuß, Stiftung der Familie Louis Schlutter (mit Abbildungen). — Mosen's Tagebuch zur italienischen Reise. Von Prof. Dr. Zschommler-Plauen. — Unsere Mundart. — Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes. — Der Humor kommt namentlich durch die in vogtländischem Dialekte geschriebenen Beiträge zu seinem Rechte. So sind unter Anderem sehr ergötzlich die parodistischen Gedichte „Der Gang noong Piehler Eisenwark" und „Sängersch Fluch". Daneben enthalten die Abschnitte über Volksthümliches und mundartliche Fragen und Antworten und vogtländische Chronik allerhand hübsche Kleinigkeiten, auf die nicht näher eingegangen werden kann. Mögen die Vogtländischen Blätter recht viele Freunde gewinnen. C. R.

— **Gebirgsfreund.** Illustrirte Zeitschrift für Topographie, Geschichte und Touristik des Riesen- und Isergebirges, des Eulen- und Glatzer-Gebirges, des Jeschken- und Lausitzer-Gebirges, Nordböhmens und des Spreewalds. Verlag von Arthur Graun in Zittau. Redigirt von R. Kramer in Zittau. Preis vierteljährlich 1 ℳ. XIII. Jahrgang, Nr. 1—3. — In der ersten Nummer des 13. Jahrgangs dieser Zeitschrift geben Verlag und Redaction bekannt, daß sie sich veranlaßt gesehen haben, den „Gebirgsfreund" nicht mehr wie sonst zweimal im Monat sondern nur einmal erscheinen zu lassen. Dafür sollen die einzelnen Nummern je nach Bedarf etwas erweitert werden. Aus dieser Maßregel geht hervor, daß die Herausgeber der Zeitschrift mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen haben, die wohl zum Theil in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wettbewerb begründet sein dürften. Wir haben für die Bestrebungen des „Gebirgsfreundes", der uns leider seit einiger Zeit ganz unregelmäßig zugeht, stets ein anerkennendes Wort gehabt und würden es lebhaft bedauern, wenn den Herausgebern des Blattes die Durchführung ihrer Aufgabe noch weiter erschwert oder gar unmöglich gemacht würde. Vom 13. Jahrgang liegen uns nur die drei ersten Nummern vor, deren Inhalt recht mannigfaltig ist. An geschichtlichen Beiträgen bringen sie: Zinzendorf's Reisen nach ihrer Zeitfolge. — Alte Zunftartikel. — Faitnachtsumzüge in Wittichenau. — Das Gebiet der Sage ist vertreten durch die Artikel „Bunzlauer Sagen" und „Der unsichtbare Wendenkönig". Volkswirthschaftlichen Inhalts ist der beachtenswerthe Aufsatz „Grünberger Champagner", geschrieben aus Anlaß der 750jährigen Jubelfeier des Grünberger Weinbaus. Touristische Beiträge sind: Ein Streifzug ins Isergebirge. — Oybin mit Hain als Luftkurort. — Winterwanderungen im Riesengebirge. — Der Naturwissenschaft wird Rechnung getragen durch eine Arbeit über den geologischen Aufbau der südlichen Lausitz. Auch an Erzählungen fehlt es nicht. Hierzu kommen die kleinen Mittheilungen aus der Bergwelt und aus dem Bereiche der Verbandsvereine, die Besprechung neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Touristik, die Räthselecke ꝛc. Die vorliegenden drei Nummern sind mit hübschen Bildern ausgestattet. C. R.

— **Carl Stangen's Verkehrszeitung.** Herausgegeben von Carl Stangen's Reisebureau. 8. Jahrgang. Nr. 1—12. Berlin, 1901. — In der ersten Hälfte ihres 8. Jahrganges hat Carl Stangen's Verkehrszeitung neben den regelmäßig wiederkehrenden Mittheilungen über alle möglichen Reisegelegenheiten, den Verkehrsnachrichten und insbesondere den Programmen zu den von Stangen's Reisebureau geplanten Reisen eine Menge fesselnden Lesestoffs belehrender und unterhaltender Art dargeboten. Manche interessante Einzelheit, die dann in anderen Zeitschriften die Runde macht, haben wir in der Verkehrszeitung zuerst angetroffen. Selbstverständlich wird man durch diese Zeitschrift auch über alle bedeutenderen dem Verkehr dienenden Bauten, z. B. die großen Eisenbahnanlagen und Tunnelbauten ꝛc. in allen Ländern der Erde, sowie über den neuesten Stand wichtiger geographischer Forschungen auf dem Laufenden erhalten, wie denn auch stets die neuesten Errungenschaften im Verkehrsleben sogleich eingehend erörtert werden. So enthält, beiläufig bemerkt, die letzte Nummer einen beachtenswerthen Artikel von Carl Stangen über die Rückfahrkarten, worin der Werth der jüngsten, von allen Seiten mit Freude begrüßten Errungenschaft im Eisenbahnwesen gekennzeichnet wird. Zahlreiche Artikel sind mit meist wohlgelungenen Abbildungen versehen. Wer an der geradezu riesigen Erweiterung des Verkehrs Antheil nimmt, kann sich nicht besser belehren als durch Stangen's Verkehrszeitung, die monatlich zweimal erscheint und gegen Erstattung der Spesen von 1 ℳ 50 ₰ für den Jahrgang von Stangen's Reisebureau an alle Interessenten verschickt wird. C. R.

— **Deutsche Sprach- und Stillehre.** Eine Anleitung zum richtigen Verständniß und Gebrauch unserer Muttersprache von Professor Dr. O. Weise. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1901. Preis geb. 2 ℳ. — Weise hat sich schon durch sein in demselben Verlag erschienenes Buch „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen" einen guten Namen gemacht bei allen deutschen Volksgenossen, die ihre Muttersprache lieb haben. Er ist ein Meister in der schweren und seltenen Kunst, strenge Wissenschaftlichkeit zu vereinigen mit fesselnder volksthümlicher Darstellung. Wenn er in jener früheren Schrift die Entwickelung der Sprache vorzugsweise im Zusammenhange mit dem Volksthume betrachtet und der Bedeutungsentwickelung der Wörter im Laufe der Zeit nachgeht, so wendet sich das vorliegende Buch mehr der Frage des praktischen Gebrauchs der Sprache zu. Haupttheil der Schrift bildet die Sprachlehre. Hier führt der Verfasser an der Hand der Wortclassen die grammatischen Gesetze übersichtlich vor, die für die Sprache der Gegenwart gelten, immer aber mit dem Blick auf die Entstehung und Fortentwickelung der Wort- und Satzformen. Mit Vorliebe lenkt er die Aufmerksamkeit auf erhaltene Reste älterer Sprachgestalt, wie denn überhaupt sein Absehen ganz besonders darauf gerichtet ist, den Sinn für die Geschichte der Sprache zu wecken. Die Stillehre ist im Vergleich zu der Sprachlehre freilich sehr knapp ausgefallen (S. 132 bis 150), zumal dem Paragraphen von der Sprachrichtigkeit (126) wäre eine etwas größere Ausführlichkeit zu wünschen. Allerdings müssen wir zugeben, daß es gerade für diese Seite der Sprachbetrachtung an Hilfsmitteln nicht fehlt (Andresen, Wustmann, Matthias, Heintze), wie wir andrerseits auch sehr wohl wissen, daß die Sprachhistoriker nicht viel halten von straffen Gesetzen über das, was in der Sprache erlaubt und was verboten ist, wie sie für die Schule doch nun einmal unentbehrlich sind. Mit dem Grundsatze, den Weise (S. 132) in dieser Beziehung ausspricht, sind wir vollkommen einverstanden. An diesen Abschnitt schließen sich einige bündige, aber ausgezeichnete Bemerkungen über die verschiedenen Stilgattungen und ihre Merkmale, und den Schluß des Buches bilden eine Reihe von gut gewählten Stilproben nebst kurzen Hinweisen auf das, was man an ihnen lernen kann. — Das Buch ist seinem Inhalte, seiner Form, kurz, seinem ganzen Gepräge nach dazu angethan, auch in Bezug auf den Erfolg in die Fußtapfen des älteren Bruders zu treten. Die kurz geschürzte und bestimmte, aber dabei nicht engherzige Art der Belehrung, die geflissentlich vermeidet, mit dem Rüstzeug der gelehrten geschichtlichen Forschung zu prunken, und die doch die wohlthuende Sicherheit giebt, daß man dem Führer allewege vertrauen kann, das ist es, was Weise's Bücher auszeichnet und was ihnen so viele Freunde macht. Die Verlagshandlung hat durch die saubere Ausstattung bei bescheidenem Preise auch das Ihre gethan, dem Buche den Weg zu bereiten. Auch uns ist es eine Freude, ihm ein freundliches Geleitwort mitgeben zu dürfen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 93. Dienstag, den 6. August, Abends. **1901.**

Die französische Volks- und Mittelschule auf der Pariser Weltausstellung.*)

Von Professor Dr. Heinzig.

Wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erscheint die auf dem Montmartre von Paris in Eiffelthurmshöhe liegende, im romanisch-byzantinischen Stile erbaute Kirche von Sacré-Coeur. Die Mittel zum Bau derselben sind durch freiwillige Beiträge in ganz Frankreich aufgebracht worden und vergegenwärtigen, obgleich noch Mancherlei herzustellen ist, bereits einen Werth von über 40 Millionen Francs. Die Kirche, die 1875 nach den Plänen von Abadie im Bau begonnen und 1891 vorläufig zur Abhaltung von Gottesdiensten geweiht worden ist, erregt das Interesse des Deutschen vor Allem deshalb, weil man sie als Wallfahrts- und Bußkirche zu schmerzlicher Erinnerung an die Niederlagen im deutsch-französischen Kriege von 1870 bis 1871 errichtet hat, um den Gott der Schlachten zu versöhnen und bei dem beabsichtigten Revanchekriege den Franzosen günstiger zu stimmen. Die Geistlichkeit suchte die Ursache der „malheurs" in dem Mangel an Religiosität und dem daraus entspringenden Sittenverfall des Volkes und wollte durch den herrlichen Bau insbesondere das moderne Babel zu innerer Einkehr mahnen.

Ganz anderer Ansicht war bezüglich der Ursachen der französischen Niederlagen die gebildete Welt. Sie schob den größten Theil der Schuld an letzteren der Geistlichkeit zu, die in ihren Congregationsschulen angeblich zu viel gebetet und zu wenig studirt, einen mehr das Verständniß für religiöse Dinge fördernden, als den Bedürfnissen und Forderungen des bürgerlichen Lebens Rechnung tragenden Unterricht ertheilt und so den heranwachsenden Knaben eine für den Militärdienst ganz unzureichende Bildung beigebracht habe. Diese habe den gut geschulten deutschen Kriegern gegenüber bei dem blutigen Würfelspiel der Waffen zum Unglück führen müssen, und während man in Deutschland nach dem französischen Kriege nicht mehr wie im deutsch-österreichischen der dem Gegner gegenüber überlegenen Intelligenz der Krieger im Allgemeinen, sondern der durch die militärische Erziehung geschaffenen Findigkeit und Unverwüstlichkeit des Officiersstandes die Palme des Sieges zusprach, brachte man in Frankreich die bombenfeste Ueberzeugung aus dem Kriege mit nach Hause, daß man, um erfolgreiche Revanche nehmen zu können, das ganze Erziehungswesen umgestalten, vor Allem die Geistlichkeit, die wenig Interesse an der fortschreitenden Bildung des Volkes habe, aus der öffentlichen Schule entfernen müsse. Doch es war Unrecht, die Geistlichkeit für die etwa 40% Analphabeten, die vor dem Kriege alljährlich der Armee mit den Rekruten zugeführt wurden, allein verantwortlich zu machen; auch die gebildete Gesellschaft, vor Allem die Volksvertretung, hatte sie verschuldet, indem diese den von den Regierungen wiederholt beantragten Schulzwang fortgesetzt als mit der Freiheit des Staatsbürgers unvereinbar abgelehnt hatte. Die Forderungen bezüglich der Volksschule faßte man in die drei Schlagworte Laienunterricht, Schulzwang und Unentgeltlichkeit zusammen und setzte sie nach erhitzten Kämpfen in den Parlamenten durch, so daß durch ein Separatgesetz vom 16. Juni 1881 die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, durch ein weiteres vom 28. März 1882 der Schulzwang und durch das allgemeine Schulgesetz vom 31. October 1886, in welches auch die beiden Separatgesetze aufgenommen wurden, der Laienunterricht angeordnet werden konnte. Die Paragraphen 17 und 18 dieses Gesetzes schließen die religiösen Brüderschaften vom öffentlichen Unterricht aus; ihnen ist, wenn sie die vorgeschriebenen Fähigkeitszeugnisse beibringen, nur der Unterricht in Privatschulen gestattet, und thatsächlich findet sich neben dem öffentlichen Unterricht eine von der monarchisch und kirchlich gesinnten Bevölkerung bevorzugte „Instruction libre". Alle diese in den Bereich der Volksschule gehörigen Unterrichtsanstalten hatten ausgestellt und gerade dieser Theil der Schulausstellung, der die Wirkung des neuen Schulgesetzes zum ersten Mal in ihrem ganzen Umfang zeigte, mußte für mit den Verhältnissen vertraute deutsche Besucher der Ausstellung von besonderem Interesse sein, weil ja Deutschland, wie oben angedeutet, mit der Reorganisation des französischen Volksschulwesens nicht nur in ideellem, sondern auch in causalem Zusammenhange steht. Die vom Unterrichtsministerium zusammengestellte Volksschulabtheilung bestand aus folgenden Unterabtheilungen: 1) Mutterschulen, 2) Elementarschulen mit Ergänzungscursen, 3) höhere Volksschulen und Handwerksunterricht, 4) Seminare; eine 5. Abtheilung bildeten die Abendschulen für jugendliche Arbeiter, eine 6. die Centralverwaltung und Inspection. Ihr stand eine Fläche von 500 Quadratmetern unentgeltlich zur Verfügung, die auf 20 einzelne Räume vertheilt war, während der den Privatschulen zur Verfügung stehende gleichgroße Raum mit 300 Frcs. pro Quadratmeter bezahlt werden mußte. Die Schulen der Stadt Paris hatten in dem Hause der Stadt Paris auf dem rechten Seineufer ausgestellt, wo auch sonst alles aus dem Haushalte der Stadt für die Ausstellung Geeignete mit einem Geschick angeordnet war, wie es eben nur ein hochentwickelter Geschmackssinn fertig bringt. Die Schulausstellungen der französischen Colonien befanden sich in der Colonialabtheilung. Die Volksschulabtheilung war der umfangreichste und sorgfältigst zusammengestellte Theil der ganzen Schulausstellung, sei es, weil man den Bestrebungen und Erfolgen der Volksschule im eigenen Lande besondere Theilnahme entgegenbringt, sei es, weil man der Welt und zugleich den Gegnern in Frankreich, den Ultramontanen, Achtung abnöthigen wollte, sei es, weil auf den Volksschulunterricht Bezügliches, als zumeist auf der Anschauung beruhend, sich besser veranschaulichen läßt oder die Lehrer eifriger waren, ihre Errungenschaften zu zeigen und deshalb dem Unterrichtsministerium ein umfangreiches Material aus dem ganzen Lande zur Verfügung zu stellen, sei es, daß alle angeführten Ursachen zusammenwirkten. Um die Ausstellung mit dem Besten und besonders Charakteristischen auszustatten, war eine dreimalige Auswahl getroffen worden, in den Hauptorten der Departements, in den Akademiesitzen und in Paris, so daß etwa der zehnte Theil der eingesandten Gegenstände im Ausstellungsgebäude an der Avenue de Suffren zu sehen war. Ein vom Unterrichtsministerium bearbeiteter Führer durch die Primärschulabtheilung ermöglichte eine rasche Uebersicht. Was zunächst die École maternelle anbelangt, so fällt uns Deutschen auf, daß sie in die Reihe der öffentlichen Schulen gehört, ein Beweis für ihre Nothwendigkeit. Der Franzose sucht seine Kinder möglichst bald, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Mangel an Neigung oder Geschick zur häuslichen Erziehung, außer dem Hause unterzubringen. Daher sind auch fast alle Lyceen und anderen öffentlichen und privaten Schulen Internate und nehmen ihre Zöglinge vielfach schon mit 6—8 Jahren in besondere Kleinkinder-, beziehungsweise Primärschulclassen auf. Die École maternelle nahm in der Ausstellung einen verhältnißmäßig großen Raum, nämlich 54 qm ein; die Abtheilung war geschmückt mit zwei großen Oelbildern von M. Geoffroy, die Scenen aus dem Kindergarten darstellten. Eine Wascheinrichtung (Lababo) mit nummerirten Handtüchern für die Kleinen, zahlreiches Spielzeug, zum Theil von Lehrerinnen und Kindern aus billigen Web-

*) Vorliegende Arbeit ist ein Auszug aus einer längeren Abhandlung des Verfassers über denselben Gegenstand.

stoffen, buntem Papier u. s. w. hergestellt, für die als Erziehungsmittel dienenden Spiele, eine Anzahl kleiner zu einer Classe zusammengestellter Subsellien ließen erkennen, wie man bemüht ist, den lieben Kleinen die Schule werth zu machen und ohne die Sorge für die körperliche Entwickelung hintenan zu setzen, sie innerhalb ihres engbegrenzten Horizonts für ihre Umgebung zu interessiren und so den Grund für ihre spätere Erziehung zu legen. Die Ausstellung der einfachen Volksschule zeigte Schülerhefte, Photographien von Schulen, wie sie früher waren und wie sie jetzt sind, von Lectionen in Gartenbau, Turnen, Geographie, Rechnen, ja selbst im Schießen auf 10 Meter Entfernung mit dem Carabiner Flobert, wie es eine Verordnung vom 27. Juli 1893 für Knaben von über 10 Jahren vorschreibt. Eine Musterschulclasse für eine Schule mit nur einem Lehrer enthielt Hilfsmittel für alle Zweige des Unterrichts, eine kleine Bibliothek für die Schullectüre und zur Benutzung zu Hause, auch Präparationshefte des Lehrers. Als Wandschmuck dienten eine Büste der Republik, ein Bild des Präsidenten mit der Erklärung der Menschenrechte darunter und ein Bild von Pasteur. Ein paar Blumenäsche (jardinières), die von Zeit zu Zeit durch neue aus dem Schulgarten ersetzt wurden, sollten der Beobachtung der Pflanzenentwickelung durch die Schüler dienen. Ein Schulgarten war hinter dem Ausstellungsgebäude an der Avenue de Suffren in einem Umfang von ½ Acker angelegt; er bot nichts Besonderes. Die Einrichtung von Schulgärten ist erst durch eine Verordnung vom Jahre 1897 angeregt worden. An die Musterclasse der Ausstellung anschließend, befanden sich für Zeichenunterricht, für maritimen Unterricht in den Küstengegenden, für landwirthschaftlichen Unterricht in den Ackerbauprovinzen Hilfs- und Anschauungsmittel, zum Theil von Lehrern und Lehrerinnen, zum Theil von Schülern hergestellt. Eine Abtheilung war ausschließlich den Nadelarbeiten gewidmet. Photographien stellten Lectionen im Weben, Zuschneiden u. dgl. dar. Tableaux zeigten die Unterrichtsmethoden, zahlreiche Albums und Kästen waren mit sehr hübschen Handarbeiten gefüllt. Der Handfertigkeitsunterricht ist seit 1882 in den einfachen Volksschulen obligatorisch.

Die höhere Volksschule (École primaire supérieure), deren dreijähriger Cursus an den mit dem dreizehnten Lebensjahr der Kinder endenden Elementarcursus anschließt, bietet im ersten Jahre einen allgemein wissenschaftlichen Unterricht, an dem alle Schüler Theil nehmen; vom zweiten Jahre an können die Schüler entweder bei der allgemeinen Abtheilung, die sowohl fremd-, wie muttersprachlichen, mathematischen, wie theoretisch-praktischen Unterricht in Buchführung, Handarbeiten, Acker- und Gartenbau bietet, bleiben oder in eine Fachabtheilung für Handel oder Industrie oder Ackerbau eintreten. Auf Handarbeiten, die in den Lehrplänen bis zu sechs Stunden angesetzt sind, wird in allen vier Abtheilungen das größte Gewicht gelegt. Die Schule entspricht etwa unserer Realschule, nur daß in dieser wegen der Anforderungen, die der einjährig-freiwillige Militärdienst, dem sie hauptsächlich ihre Entstehung verdankt, an das Wissen der jungen Leute stellt, die Pflege des Praktischen, der Handarbeit, unmöglich gemacht, ja der Sinn dafür mehr oder weniger ertödtet wird. Unsere mit dem Freiwilligenzeugniß abgehenden Schüler halten es vielfach unter ihrer Würde, Handarbeiten, wie sie praktische Berufe, selbst der kaufmännische erfordern, zu erlernen und auszuführen; es gehen dadurch dem Gewerbe, vor Allem dem Kunstgewerbe gerade die für dasselbe besonders geeigneten pecuniär und gesellschaftlich besser gestellten Elemente verloren und darin liegt eine große Schädigung unsrer Kunstindustrie und unsrer Concurrenzfähigkeit darin auf dem Weltmarkte Frankreich gegenüber. Frankreich hat den einjährigen Militärdienst in dem Umfange, wie er bei uns besteht, als mit der Égalité und Fraternité unvereinbar und den Mammon begünstigend, nach kurzem Bestehen wieder abgeschafft und nur bei den Schülern der Hochschulen, den sogenannten Doctoranden, die sich zu Officieren eignen, beibehalten. Den vier Sectionen der höheren Volksschule entsprechend waren aus der 1. Section wunderbar schöne Arbeiten in Eisen, Holz, Pappe, im Modelliren und Zeichnen, aus der 2. Section, der Handelsabtheilung, Uebungen in decorativer Composition, Hefte für kaufmännisches Rechnen und Buchführung, in der 3. Section, der Industrieabtheilung, Kupferschmiedearbeiten von den Schulen von Rouvière und Toulon, auf die industrielle Mechanik bezügliche Arbeiten von den Schulen von Clermont-Ferrand und Angoulême, aus der 4. Section, der Ackerbauabtheilung, Leitern, Schnitzbänke, Schubkarren, Strohmatten, Körbe, Bienenstöcke, Fensterrahmen, Pfropfreiser, allerhand Verbrauchsgegenstände u. s. w. u. s. w., auch Werkzeugkästen und Werktische für die einzelnen Zweige der praktischen Thätigkeit ausgestellt. Gewissermaßen als Krönung dieser Abtheilung dienten in Bezug auf praktische Arbeiten die Écoles nationales professionelles, eine Art gewerblicher Musterschulen, die auch im Anschluß an die höheren Bürgerschulen ausgestellt hatten, obgleich sie unter dem Ministerium für Handel und Gewerbe stehen. Hier lag die Ueberlegenheit der französischen Schule über die deutsche klar vor Augen. Was man da zu sehen bekam, erregte die Bewunderung, auch wenn man nicht wußte, daß die herrlichen Arbeiten von 13—16jährigen Knaben ausgeführt worden waren. Bei uns ist man daran gewöhnt, bei Besichtigung von Schülerhandarbeitsausstellungen mit Rücksicht auf die Herkunft der Arbeiten ein milderes Urtheil zu fällen, ein Auge zuzudrücken, da diesen zumeist etwas Naives, Unfertiges anhaftet; in der Pariser höheren Volks- und Handwerksschulabtheilung konnte man getrost den höchsten technischen Maßstab anlegen. Es hatten die Handwerkschulen von Nantes, Vierzon, Voiron, Armentières ausgestellt. In zwei Sälen befanden sich von Schülern gefertigte herrliche Schränke, geschmiedete Gegenstände für die Küche, sowie Papp- und Stroharbeiten, gut stilisirte Miniaturholz- und Eisenthüren, elegante andere Arbeiten in Holz, Eisen, Seide, vor Allem auch Wandtäfeleien, theilweise geschmackvoll umrahmt von ihren Mustern und Farben entsprechenden, ebenfalls aus den Schulen hervorgegangenen feinen Behängen von ausgesuchtem Geschmack. Den professionellen Leistungen der Knaben standen die der Mädchen ebenbürtig zur Seite. Gerade im gewerblichen Mädchenunterricht ist Frankreich den Nachbarstaaten am längsten vorausgewesen. Schon unter Napoleon III. wurde vielfach in den gewöhnlichen Mädchenschulen auf dem Lande Unterricht in Näharbeiten, in den Vorbegriffen der Gutsverwaltung und Landwirthschaft, in der Pflege von Obst- und Gemüsegärten, Hühnerhöfen, im Kochen u. s. w., in den Städten in Industrienäherei, im gewerblichen Zeichnen, in kaufmännischen schriftlichen Arbeiten, sowie in Künsten, die Mädchen zum Broderwerb im Hause treiben können, wie Porzellanzeichnen, Holzschnitzen, Kunststickerei u. s. w. ertheilt. Der professionelle Unterricht erstreckt sich auch auf Behandlung der Wäsche, auf Plätten, Kleidermachen, Corset- und Blumenherstellung, auf Stickereien an Kleidern und Möbelstoffen u. s. w. In diesen Dingen wies die Ausstellung mancherlei schöne Proben auf. Insbesondere großartig hatte darin Paris ausgestellt, welches auch sonst bezüglich des Schulwesens der Provinz weit voraus ist. Obgleich das auf das Pariser Schulwesen Bezügliche, wie schon erwähnt, nicht in der allgemeinen französischen Schulausstellung, sondern im Palais de la ville de Paris am rechten Seineufer untergebracht war, möge hier gleich Einiges darüber gesagt sein. Die höheren Mädchenschulen waren da in herrlichen Blumen- und Ornamentzeichnungen auf Vasen, Fächern, Tellern, Wandverzierungen, in Handarbeiten, wie gestickten Kissen, Teppichen, geschmackvollen Damenkleidern, Hutausputz u. s. w. vertreten, ebenso wie die entsprechenden Knabenschulen in Holz-, Metall-, Gipsarbeiten. Ganz besonders Schönes boten aber die professionellen Schulen für das weibliche und männliche Geschlecht, die in größerer Zahl ausgestellt hatten. Die Gesammtausstellung der Pariser professionellen Mädchenschulen wies fast ebenso geschmackvolle, mit kunstreichen Stickereien versehene seidene Damen- und Kinderkleider auf, wie die der internationalen Damenmodeausstellung im Palais des manufactures. Doch der mangelnde Raum verbietet uns, hier näher darauf einzugehen, ebenso wie auf die neben dem Schulgarten in einem besonderen Gebäude untergebrachte Ausstellung der zumeist von gewerblichen und gemeinnützigen Vereinen gegründeten und unterhaltenen technischen Privatschulen von ganz Frankreich, der Écoles pratiques de commerce et d'industrie, die auch den Eindruck des Ausgereiften, Gediegenen machte.

Doch woher diese hervorragenden Leistungen auf gewerblichem und kunstgewerblichem Gebiete in Frankreich, wo man doch im Bereich des Volksschulwesens erst in neuester Zeit angefangen hat, sich dem deutschen einigermaßen ebenbürtig an die Seite zu stellen? Zunächst sind sie wohl einem bereits seit Jahrhunderten sich fortgesetzt verfeinernden Kunstempfinden zuzuschreiben, welches durch den Wohlstand eines von der Natur und von glücklichen politischen Verhältnissen besonders begünstigten Landes gefördert wurde, so daß die Kunst nicht als Luxus, sondern als Bedürfniß erschien. Die Kunst und das Kunstgewerbe erfreuten sich daher schon seit den Tagen der Renaissance unter den französischen Ludwigen ganz besonderer Pflege. Der verfeinerte Geschmack, das vornehm entwickelte Verständniß für die Harmonie der Linien

und Farben, für die dem Material angemessene Form, für das wahrhaft Aristokratische in der Darstellung führten nach und nach mit dem Wachsen der politischen Macht auch die Vorherrschaft der französischen Mode und den die Kunst und Kunstindustrie fördernden vermehrten Absatz nach dem Auslande herbei. Sodann stellte die 1795 gegründete polytechnische Schule, die erste derartige Anstalt in Europa, indem sie die Pflege der mathematischen Fächer, insbesondere des geometrischen Zeichnens in den gewerblichen Schulen anregte, den bereits vorhandenen Formen- und Geschmackssinn gewissermaßen auf wissenschaftliche Grundlage. Die mathematischen Fächer, insbesondere Geometrie, geometrisches Zeichnen, und damit verbunden Modelliren spielen denn auch schon von der Volksschule an eine nicht geringe Rolle. In der höheren Volksschule wird Mathematik, wie der Lehrplan zeigt, in ziemlich umfassender Weise, aber immer mit Rücksicht auf das Praktische behandelt. Doch kehren wir zur eigentlichen Schulausstellung zurück. Wir kommen zu den Seminaren für Mädchen. Es fanden sich da Hand- und professionelle Arbeiten der Schülerinnen vom Falten von Papier an bis zur Herstellung von Taillen, von Kindergartenarbeiten, Sticker- und Strickereien an, bis zum Fertigen von Kleidern. Eine Art Museum zeigte Puppen in den Trachten der Bewohner der einzelnen Provinzen, sowie gestickte Wappen von zahlreichen Städten. Die Hefte wiesen, nach Akademiebezirken geordnet, in zwei verschiedenen Farben der Einbände die literarischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten auf. Ein Bändchen enthielt die Beschreibung und Entwickelungsgeschichte der Schulen der 16 Akademiebezirke. Photographien stellten Uebungen und Bewegungen der Schülerinnen innerhalb und außerhalb der Schule dar. Eine Sammlung in einem Glaskästchen veranschaulichte den Seidenbau. Die Ausstellung der Lehrerseminare zeigte die gleiche Anordnung der Schülerhefte und Handarbeiten, wie ihre Schwesteranstalten. Hilfsmittel für den physikalischen, chemischen, naturgeschichtlichen Unterricht waren zahlreich ausgestellt, unter Anderem kleinere physikalische Apparate, die man mit allenthalben vorhandenen Materialien leicht selbst herstellen kann, wie eine Pumpe aus einem Lampencylinder gefertigt, ein Compaß, ein Magnet, eine galvanische Säule, ein Läutwerk, ein Telegraph u. s. w. Außerdem hatten die Seminare von Troyes und Evreux Bienenstöcke und eine Sammlung von Honig und Wachs geschickt; auch gab es Insectenkästen sowie Photographien von Lectionen. Zahlreiche Behälter enthielten geometrische Zeichnungen, Modellirarbeiten in gebranntem Thon, wunderschöne Gebrauchsgegenstände aus Holz, Eisen, Pappe. Das Seminar von Troyes hatte das Material und die stufenweisen Arbeiten im Buchbinden vor Augen geführt. Alle Seminare sind mit Werkstätten versehen. Für Handarbeiten, die sich auch auf Ackerbau beziehen, sind in jeder Classe wöchentlich fünf Stunden angesetzt. Die Bildungsanstalten für Seminarlehrerinnen in Fontenay-aux-Roses und für Seminarlehrer in St. Cloud sind gewissermaßen die Mutterschulen des gesammten französischen Volksschulunterrichts und die Erziehungsresultate der Seminare und Volksschulen indirect ihr Werk. Ihre Ausstellung zeigte die Methoden des Unterrichts und deren Erfolge. Ein der Volks-, Mittel- und Hochschule gemeinsamer Saal enthielt eine von der Centralschulverwaltung zusammengestellte Sammlung von Schuldocumenten seit dem 16. Jahrhundert, ein anderer eine solche von Arbeiten der Lehrer, die in drei Abtheilungen zerfiel, nämlich in eine Entwickelungsgeschichte der Schulen, nach Departements geordnet, in Abhandlungen über pädagogische Fragen und in Anschauungsmittel zum Gebrauch beim Unterricht. Leider gestattet der Raum nicht, darauf näher einzugehen. Erwähnt sei nur ein besonders von Zuschauern umlagerter Glaskasten mit in mehreren getrennten Abtheilungen untergebrachten verschiedenartigen lebenden Ameisen, die nach Aufhebung eines am oberen Rande des Kastens befestigten stufenweise aufklappbaren Pappdeckels in ihren aus Kork hergestellten Gängen und größeren und kleineren Vertiefungen von außen her bei der Arbeit beobachtet werden konnten. Er stammte aus dem Laboratoire de Zoologie experimentale de M. Ch. Janet, ancien Président de la Société de Zoologie de France pour ses recherches sur l'histoire naturelle de Fourmis. Neben den Arbeiten der Lehrer waren in demselben Saale Anschauungsmittel für den Unterricht in den Abendschulen für Erwachsene, auch Handarbeiten ausgestellt. Lichtbilder mit dem Kinematographen (projections lumineuses) gaben zu gewissen Tagesstunden, wie auch im Pariser Stadthause, Gelegenheit, Scenen aus dem Schulleben und Anderes zu sehen. Der Abendunterricht von Erwachsenen männlichen und weiblichen Geschlechts wird durch gemeinnützige Gesellschaften gefördert, ist also nicht, wie in unseren Fortbildungsschulen, obligatorisch und durch gesetzliche Bestimmungen der Pflege der Gemeinden bez. des Staates überwiesen. Auch die Einrichtung von Schulsparcassen, Verpflegungsanstalten (cantines), Feriencolonien, Verbindungen ehemaliger Schüler zur Förderung auf die Fortbildungsschulen bezüglicher Dinge liegt in ihren Händen, ebenso wie es Vereinigungen zur Beseitigung socialer Schäden, sowie zur Lösung socialer Fragen giebt. Vom 6. bis 9. September 1900 tagte in der Ausstellungscongreßhalle eine Versammlung für sociale Erziehung unter dem Vorsitz des früheren Ministerpräsidenten Leon Bourgeois. — Die Privatschulen hatten in ähnlicher Weise, wie die öffentlichen, ausgestellt.

Die höheren französischen Schulen haben in den letzten Jahrzehnten mannigfache Umwandlungen erfahren. Neben dem Lycée hatte man früher eine Art Realschule ohne Latein, die zumeist äußerlich mit jenem verbunden, im Unterricht aber von demselben getrennt war und daher École secondaire spéciale hieß. Nach 1886 gab man der Schule, die Wichtigkeit der realen Wissenschaften erkennend, eine Cursusdauer von 6 Jahren und nachdem man 1891 ihren Cursus auf 9 Jahre verlängert hatte, mit dem Lyceum in den drei Unterclassen Neuvième, Huitième, Septième einen gemeinschaftlichen neusprachlichen Unterbau (Deutsch oder Englisch) und nannte sie École secondaire moderne. Die Schule ist unsere lateinlose Oberrealschule mit einem Schlußexamen, dem Baccalauréat de l'enseignement secondaire moderne, welches zum Besuch aller Hochulen mit Ausnahme der Akademien für Rechtswissenschaft und Medicin berechtigt. Ein Realgymnasium giebt es in Frankreich nicht. Was ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist der ohne großen Widerspruch geschaffene neusprachliche Unterbau für das classische Lycée, gegen den man bei dem deutschen Gymnasium von altphilologischer und ultramontaner Seite mit Leidenschaft ankämpft, indem man besonders geltend macht, eine eingehende Beschäftigung mit dem classischen Alterthum wahre dem überhandnehmenden Materialismus der modernen Zeit gegenüber den Idealismus, den Sinn für das Erhabene, Schöne, Gute. In Frankreich denkt man, ohne den Werth der classischen Schule bei Erwerbung sprachlicher Gewandtheit und altphilologisch-historischen Wissens zu verkennen und ohne das Lycée selbst aus der Welt schaffen zu wollen, über den Gegenstand viel nüchterner. Man sagt sich zunächst, es wäre um ein Volk schlimm bestellt, wenn das ideale Streben an einen bestimmten Stand, an eine einzige Schule gebunden wäre, wenn Menschen, deren Bildungsgang eine andere Richtung, als die humanistische gehabt hat, ja wenn dem gemeinen Mann aus dem Volke die Fähigkeit zur Erkenntniß und Pflege idealer Güter völlig abginge. Man betont weiter, daß die classische Bildung keineswegs eine größere Selbstbeherrschung egoistischen, sinnlichen, also dem Idealen widerstrebenden Regungen gegenüber herbeiführe, als die moderne, daß sie vielmehr infolge der sprachlichen Gewandtheit, zu der sie verhelfe, leicht dazu verführe, selbst bei völligem Mangel an idealen Anschauungen mit dem Brustton der Ueberzeugung über Dinge zu sprechen, die als ideal gelten, also Gefühle zu heucheln, die wahren Gedanken zu verbergen, der Phrase zu huldigen, durch die sich die Franzosen im Auslande nur zu oft lächerlich gemacht hätten. Ihr Anspruch auf eine Bevorrechtung im Staate sei daher keineswegs durch die Erwägung begründet, daß sie bei Erhaltung der idealen Grundlage von Staat und Gesellschaft eine größere Rolle spiele, als der bei weitem ehrlichere Realismus, die Wissenschaft der That, die der Phrase abhold ihre Behauptungen durch Thatsachen zu erhärten strebe, auf die sich die moderne Welt aufbaue. Dem auf die Liberté, Égalité, Fraternité gegründeten republicanischen Staat erscheine die Vorbildungsfrage für die gelehrten Berufe (professions liberales) nicht als eine wissenschaftliche, sondern als eine Machtfrage, die nur durch einen Machtspruch gelöst werden könne; er habe daher die classische Schule dem modernen Staat und der modernen Bildung durch eine mit der neusprachlichen Grundlage zusammenhängende Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts mit Recht näher geführt. Das philologisch-historische Wissen (lettres) soll mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen (science) gewissermaßen aus einem Stamm herauswachsen und der Art nach zwar verschiedene, aber dem Werthe nach gleiche Früchte zeitigen. Die Dreißigercommission, die im Jahre 1886 in der Vorbildungs- und Berechtigungsangelegenheit der höheren Schule zusammentrat, geht in ihrem Gutachten von dem Gedanken aus,

daß das Lycée für technische, commerzielle, landwirthschaftliche Berufe nicht angemessen vorbereiten könne. Selbst der beste Lycealschüler stehe beim Austritt aus der Schule der modernen Welt mit vorgefaßten Meinungen, mit einem gewissen krankhaften Hochmuth gegenüber und sei nur in dem Maße fähig, die durch den Fortschritt der exacten Wissenschaften geschaffene Weltlage zu verstehen und zu würdigen, in dem es ihm gelinge, die ihm eingeimpften Vorurtheile wieder auszumerzen. Das durch das Lycée geschaffene Bildungsphilisterthum der besseren Stände mit seiner Engherzigkeit und Selbstgenügsamkeit sei an dem Unglück von 1870 insofern wesentlich mit schuld, als selbst die maßgebenden Persönlichkeiten nicht für nöthig gehalten hätten, zum Zwecke genauer Orientirung bezüglich der Leistungsfähigkeit des Gegners über ihre vier Pfähle hinauszublicken oder gar hinauszutreten. Frankreich hat den bei uns in der Frankfurter und Altonaer Schule nur versuchsweise eingeführten neusprachlichen Unterbau im Gymnasium, dessen auch der jüngste kaiserl. Erlaß über das Schulwesen empfehlend gedenkt, bereits seit dem 1. Oct. 1890. Neben den erwähnten höheren Schulen für Knaben hat man seit 1882 in Frankreich auch eine von den Departements und Gemeinden zu unterhaltende höhere Mädchenschule mit auf fünf Jahrescurse vertheiltem neusprachlichen Unterricht (École secondaire des jeunes filles), die von Mädchen im Alter von 12 bis 17 Jahren besucht wird und die auch für das in Deutschland noch immer nicht einheitlich geregelte höhere Mädchenschulwesen in gewisser Weise vorbildlich geworden ist. Die Lehrerinnen für die Mädchenlyceen und Collegien werden in der höheren Mädchennormalschule zu Sèvres vorgebildet. Die französische Secundärschulausstellung war denn auch durch das Lycée, die moderne Mittelschule und die höhere Mädchenschule vertreten und zerfiel wie die Primärschulausstellung in eine staatliche und eine Privatschulabtheilung und diese wieder in je eine solche für geistliche und Laienschulen. Die geistlichen Schulen arbeiten, wenn sie auch nach den vom Staate aufgestellten Lehrplänen unterrichten müssen und unter staatlicher Aufsicht stehen, doch im Stillen gegen die republicanische Verfassung. Ihr Einfluß macht sich auch vielfach im Heere geltend und gab erst in jüngster Zeit wiederholt zum Einschreiten gegen Officiere auf der Kriegsschule von St. Cyr, ja selbst gegen Generäle Anlaß. Denn wenn auch junge Leute, die sich später dem Staats- oder Militärdienst widmen wollen, von der geistlichen Schule weg noch auf ein oder zwei Jahre ein staatliches Lycée besuchen, so bleibt doch die ultramontane, antistaatliche Gesinnung für's ganze Leben in ihnen sitzen. Durch das vor kurzem beschlossene Vereinsgesetz hofft man die Macht der geistlichen Schule zu brechen. Die Pensionen der geistlichen Schulen sind vielfach theurer, als die der staatlichen, gelten als aristokratischer und bieten wohl auch, da sie zumeist auf dem Lande liegen, in gesundheitlicher Beziehung mehr, als die großstädtischen Schulcasernen bieten können. Der Staat giebt sich alle Mühe, die geistliche Concurrenz wett zu machen. Neuerdings hat er auch Lycéen aus den Großstädten auf's Land verlegt. So hatte ich Gelegenheit, unter Führung des Hrn. Prof. Carrié das Lycée Lakanal in Sceaux bei Paris, welches nach Paris gehört, zu besichtigen, dessen mit herrlichem Laubwald bestandener Park einen Flächenraum von 60 000 qm umfaßt, während die zahlreichen Gebäulichkeiten über 12 000 qm, die Höfe 25 000 qm Fläche einnehmen. Verbindungen ehemaliger Schüler von Lyceen und Collegien sehen es als eine ihrer Aufgaben an, zur Hebung der staatlichen Mittelschulen beizutragen. Die Ausstellung der staatlichen Secundärschule fand sich in drei Räumen. Am meisten für das Auge bot die Abtheilung der Mädchenlyceen und Collegien mit ihren schönen Handarbeiten. Die Abtheilungen der Knabenlyceen und der modernen Mittelschule enthielten zwar auch Handarbeiten in Holz, Pappe, Eisen, aber natürlich nicht von dem Umfang und der Güte, wie die professionellen Schulen, obgleich die Internate der Secundärschulen alle mit Werkstätten versehen sind. Der wissenschaftliche Theil zeigte, wie die Primärschulabtheilung, Lehrbücher für die einzelnen Unterrichtszweige, die im Vergleich zu den deutschen weit mehr mit Bildern versehen sind, Schülerhefte mit Uebersetzungen aus der Muttersprache in fremde Sprachen oder umgekehrt, Abhandlungen, zumeist Clausurarbeiten, die zum Theil als Concursarbeiten zur Erlangung der am Ende der Semester vertheilten Preise gedient hatten. Mit einer gewissen Ehrerbietung nahm man die Bände der altberühmten Pariser Lyceen, wie Louis le Grand, Charlemagne, Henri IV. u. s. w. zur Hand. Die Classenarbeiten beschränken sich nicht blos auf sprachliche und mathematische Fächer, sondern behandeln auch auf Geschichte und Geographie bezügliche Themata. Besonders interessirte mich das seit der neuen Schulorganisation als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführte Deutsche. In den Textbüchern zum Uebersetzen fielen mir einzelne wenig liebenswürdige Schilderungen von deutschem Wesen und Auftreten auf. In den Uebersetzungen aus dem Französischen in's Deutsche waren mancherlei Unbeholfenheiten im Stil und andere Fehler uncorrigirt gelassen worden, wie denn die Correcturen überhaupt ziemlich nachlässig, zumeist nur mit Buntstift ausgeführt waren. Die französischen Collegen scheinen keine besonderen Freunde des Corrigirens zu sein im Gegensatz zu den deutschen Philologen, deren Corrigireifer ja oft so weit geht, daß selbst Druckfehler in Zeitungen keine Gnade vor ihm finden. Von den freien Secundärschulen hatten u. A. die Pariser Schulen Collège Stanislas, Albert le Grand, Collège Sevigne, École Alsacienne, die wichtigsten Institute der Departements, die Union des Frères Enseignants ausgestellt. Die geistlichen höheren Institute glänzten durch Abwesenheit. Besonders schön waren die 1805 von Napoleon I. für Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion gegründeten und reich ausgestatteten Institute in St. Denis und Ecouen-les-loges, die seit 1882 in Secundärmädchenschulen *umgewandelt* worden sind, durch weibliche Handarbeiten vertreten. Sie zeigten in einem völlig ausmöblirten und mit eingekleideten Modellen versehenen Zimmer ihre Kunstfertigkeit, die mit dem Grand Prix ausgezeichnet worden war.

Wenn wir zum Schluß die französische Volks- und Mittelschule mit der deutschen verglichen, wozu die Weltausstellung, obwohl Deutschland mit seiner Schule auf ihr fehlte, anregt, so brauchen wir seine Concurrenz bezüglich des Wissens im Allgemeinen nicht allzusehr zu fürchen. Weit wichtiger ist die hervorragende Pflege des Praktischen in der französischen niederen wie höheren Schule. Bei uns wird zu wenig Werth auf das Können gelegt und das kann uns für die Zukunft zum Nachtheile gereichen, selbst auf Gebieten, an die man für gewöhnlich nicht denkt. Der jüngst verstorbene Feldmarschall v. Blumenthal faßt seine während eines langen Lebens über diesen Gegenstand gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in die Worte zusammen: „Der überspannte Werth, der jetzt allgemein auf das Wissen gelegt wird, ist ein Hemmniß für das Können. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn einmal im Kriege ein Truppenführer den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.“ Sodann ist die Raschheit, mit der man in Frankreich der auch bei uns von gewisser Seite aufgestellten Forderung bezüglich der Vorbildung für die gelehrten Berufe gerecht geworden ist, ein Beweis, daß sich die Angelegenheit auch anderwärts wohl fördern läßt, nur nicht durch Herumfragen bei den als Partei dastehenden Berufsclassen, die als beati possidentes entweder kein Interesse an der Vorbildungsfrage mehr haben oder in der Lösung derselben im modernen Sinne eine unliebsame Concurrenz im Broderwerb erblicken, oder ihre Vorbildung nach bester Ueberzeugung für die geeignetste halten und das mag ja bezüglich des Studiums rückwärtsschauender Wissenschaften, wie der Altphilologie, Theologie, Geschichte, zutreffend sein. Wie kommen aber — so sagen die Verfechter des Reformgymnasiums — die anderen Berufen Zustrebenden dazu, den Altphilologen und Theologen zu Liebe sich in eine Geistesrichtung hineinleben zu müssen, die den Blick für die Gegenwart mehr oder weniger trübt? Denn wenn sie auch mit wenig Ausnahmen nach dem Austritt aus der Schule die Alten, wie von einem Alp befreit, auf Nimmerwiedersehn in den Winkel werfen, so werden sie doch durch ein gewisses Abhängigkeitsgefühl von jenem sprachlichen und sittlich-religiösen Ultramontanismus zeitlebens in ihrer Denk- und Handlungsweise beeinflußt. Auf dem Gymnasium suchen eben auch Viele ihre Bildung, denen ein unbefangener, klarer Blick in die moderne Welt mit ihren Bedürfnissen und Forderungen nöthig ist. Man hört bei uns beispielsweise öfter über Mangel an geeigneten Colonialbeamten klagen. Wenn alle anderen Culturstaaten ihre höheren Schulen in zeitgemäßer Weise umgestalten, dann fragt es sich, ob wir es nicht, wenn wir es unterlassen, später einmal zu beklagen haben. Wie Frankreich beweist, ist die Schule auf die Denk- und Handlungsweise und damit auf die Geschicke eines Volkes von weitergehendem Einflusse, als man gewöhnlich glaubt Der gordische Knoten der Vorbildungsfrage wird bei uns jedenfalls doch einmal nach der Methode Alexander's des Großen gelöst werden müssen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährl. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 94. Donnerstag, den 8. August, Abends. 1901.

Hieronymus Lorm.

Zum 80. Geburtstage des Dichters (geb. 9. August 1821).

Es giebt zwei kleine Gedichte von Hieronymus Lorm, die in einem innern Zusammenhang stehen, obwohl sie der Zeit ihrer Entstehung nach weit auseinanderliegen. In diesen zwölf Zeilen, mehr zählen die Gedichte nicht, hat Lorm in der kürzesten Weise über sein Lebensschicksal und über seine Wesenseigenthümlichkeit sich ausgelassen. In dem einen Gedichte „Licht und Ton" sagt er, daß die Lebenslichter und Lebenstöne für ihn verloren sind und daß ihn Verzweiflung erfassen würde, wenn nicht das Schöne in ihm geboren wäre. Zum Licht erhebe der Geist, was er auch wähle, auf seinen Schwingen und lauter Liebeston in seiner Seele würde nie verklingen. Diesen letzten Gedanken formulirt ein wenig anders das zweite Gedicht oder vielmehr der zweite Spruch:

„Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz mein Leben zu umfassen,
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz will nicht mein Herz verlassen."

Wenn man sich das Leben Hieronymus Lorm's in großen Zügen vergegenwärtigt, erkennt man deutlich, was Alles der greise Dichterphilosoph in diese beiden kleinen Gedichte hineingelegt hat. Heinrich Landesmann, den Namen Hieronymus Lorm hat er erst später angenommen, wurde zu Nikolsburg in Mähren geboren. Er war ein schwächliches kränkelndes Kind, das der sorgsamsten Pflege bedurfte. Mit den Jahren schien er doch so erstarkt und gekräftigt zu sein, daß er eine öffentliche Schule besuchen konnte. Frühe schon zog er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer durch seine hervorragende Begabung auf sich und er wurde ein Musterschüler. Für ihn selbst wie für seine Eltern, vor Allem für seinen Vater, einen vielseitig gebildeten Wiener Kaufmann, bedeutete es darum nicht wenig, daß er auf den sehr ernsten Rath des Arztes, der für die Gesundheit des Knaben fürchtete, den Schulunterricht mit dem Privatunterricht vertauschen mußte. Die Stille des Hauses, die ängstlich sorgende Pflege der Eltern schien die zarte Gesundheit des Knaben wieder so gehoben zu haben, daß der Zwölfjährige es wieder wagte, eine öffentliche Schule zu besuchen, die polytechnische Schule in Wien. Doch die Eltern sollten sich der Fortschritte ihres begabten Sohnes nicht lange erfreuen dürfen, nach einem Jahre bereits warf diesen eine schwere Krankheit ins Bett, eine Lähmung trat plötzlich ein und die Folgen derselben waren derartig verheerende, daß die glückliche Jugend des Knaben für immer zerstört war. Heinrich Landesmann verlor völlig das Gehör und büßte fast ganz seine Sehkraft ein und klagend hat er darum gesagt: Die Lebenslichter sind, die Lebenstöne für mich verloren. Es war ein schwerer Schicksalsschlag, der ihn getroffen, der ihn aber doch nicht lange niederzudrücken vermochte. Mit einer in diesen jungen Jahren erstaunlichen Energie raffte er sich bald auf; er wollte stärker als das Schicksal sein, das es mit ihm so übel im Sinne hatte. Da ihm die äußere Welt verschlossen war für immer, zog er sich in seine innere Welt zurück, um in ihr einen Ersatz zu finden für das ihm Geraubte. Er wurde allmälig heimisch in sich und begann das für ihn Verlorene bald weniger schmerzlich zu vermissen, bis er sich endlich ganz zufrieden gab und an die Stelle der leidenschaftlichen Klage und des tiefsten Schmerzes ein gelassenes Ertragen und stilles Sichbescheiden mit Dem, was ihm noch blieb, trat. Er begann, als hätte er noch hörende Ohren und sehende Augen, weiter an seiner geistigen Entwickelung zu arbeiten. Vorzugsweise beschäftigte ihn das Studium der Philosophen alter und neuer Zeiten, daneben widmete er sich gründlichen und ausgedehnten Literaturstudien. Im Jahre 1846 gab er, ein Fünfundzwanzigjähriger, ein Büchlein heraus: „Wiens poetische Schwingen und Federn", das für sein künftiges Leben nicht unwichtig werden sollte. In seinem Erstlingswerk machte Heinrich Landesmann seiner Entrüstung Luft über das Metternich'sche Censursystem; das Büchlein war, wie sein Verfasser später gesagt hat, ein literarischer Schmerzensschrei gegen Metternich's Regiment. Die österreichische Polizei duldete aber nicht im Entferntesten eine Auflehnung gegen den noch allgewaltigen Minister und Heinrich Landesmann mußte, um vor ihren Verfolgungen sich zu sichern, nach Berlin flüchten. Hier nahm er den Namen an, den er seitdem geführt hat und unter dem er bekannt geworden ist: Hieronymus Lorm, vor Allem in der Absicht, seine in Wien lebende Familie vor polizeilichen Maßnahmen zu schützen. In seinem inhaltreichen Buche „Der Abend zu Hause" spricht Lorm humorvoll von seiner selbstgewählten Verbannung nach der preußischen Hauptstadt. Sehr arm und durch seine körperlichen Leiden unfähig gemacht, sich fröhlichen Jugendgenossen anzuschließen, lebte er sehr einsam in einer Dachstube der Behrenstraße bei einem Schneider. Dieser hatte ein gutes Mittel ausfindig gemacht, um ihn zu pünktlicher Zahlung seiner drei Thaler Wohnungsmiethe zu veranlassen. Wenn sie am bestimmten Tage nicht in seinen Händen waren, pflanzte er eine Stuhlreihe in Lorm's Stube auf, setzte sich mit Weib und Kindern vor ihm nieder und die ganze Familie begann zu weinen. Wer hätte da widerstehen können? Ein Schriftstellerherz gewiß nicht! Die Miethe wurde forthin pünktlich bezahlt. Abends stieg Lorm aus seiner äußersten Höhe hinab in die unterste Tiefe, in Niquet's Wurstkeller in der Jägerstraße. Dort traf er den hochbegabten Freiheitsdichter Karl Beck und Titus Ullrich, und die Drei ordneten dann zusammen die Angelegenheiten der deutschen Literatur und der europäischen Staaten und vergaßen darüber ihre eigenen. Die politischen Frühlingsstürme des Jahres 1848 begrüßte Lorm mit Begeisterung und wirkte nach Kräften in ihnen mit, um jedoch schon wenige Monate nach dem März die Einsamkeit einer Provinzstadt aufzusuchen, angeekelt, wie er sagt, von den wahnsinnigen Bewegungen sämmtlicher Parteien, „jedoch ohne, wie es schon damals üblich war und bis heute verblieben ist, Verurtheilungen und Verwünschungen der so sinnlos sich Geberdenden in seine Zurückgezogenheit mitzubringen. Denn man darf nicht verkennen, daß die verdammenden Aussprüche von solchen ausgingen, denen die ästhetische Ruhe, das schönselige Behagen des eignen Daseins weit mehr am Herzen lag, als die gesunde Erneuerung des Volkslebens. Dieses mußte zunächst die Schlacken auswerfen, deren Vorhandensein nicht von ihm selbst, sondern von seinen Lenkern seit Jahrhunderten verschuldet wurde. Viele aber waren in den Irrthum verfallen, den Sturm selbst für die Ursache all' der Abscheulichkeiten zu halten, die er hinwegzufegen bestimmt war." Nach der Revolution kehrte er nach Wien zurück, um hier seine schriftstellerische und poetische Thätigkeit fortzusetzen, für die Wiener Zeitung schrieb er zahlreiche seiner kleinen Essays, die er später in mehreren Büchern als „Philosophisch-kritische Streifzüge", „Geflügelte Stunden" u. s. f. gesammelt hat. Neben diesen doch mehr für den Tag bestimmten und geschriebenen kleineren Arbeiten gingen größere dichterische Werke her.

Allein die hauptsächliche poetische Wirksamkeit fällt doch in die Jahre, in denen Lorm sich in Dresden aufhielt. Im Alter von 35 Jahren verheirathete sich Lorm und zog nach Baden bei Wien, wo er ganz zurückgezogen von der Außenwelt im Kreise seiner Familie lebte. Im Jahre 1873 siedelte er nach Dresden über, wo er fast 20 Jahre geweilt hat und das ihm eine zweite Heimath geworden ist. Lorm knüpft an eine Anekdote an, um zu erzählen, wie er nach der sächsischen Hauptstadt gelangt ist.

„Es war einmal ein Hypochonder, dem der Arzt das Reiten empfohlen hatte. Der Leidende war dieser ritterlichen Kunst sehr wenig mächtig. Eines Morgens hatte er eben seinen nicht allzu feurigen Renner bestiegen, als ein Freund des Weges kam und fragte: »Wohin reiten Sie denn?« — »Ach!« erwiderte der Hypochonder seufzend, »wenn ich dies wüßte! Wohin es dem Gaul beliebt,« — das Pferd lief mit ihm spazieren. Kein Mensch hat eigentlich das Recht, diesen Reiter zu verlachen, ihn sonderbar oder ungeschickt zu nennen, selbst nicht der Führer eines Cavallerieregiments oder der erste Künstler einer Circusgesellschaft. Denn auch sie, wie wir Alle, reiten ein — Schicksal, das sie zu beherrschen und zu lenken glauben, während sie nach seinem Willen an ein Ziel getragen werden, das sie nicht im Voraus zu bestimmen wußten." So wurde er, ein Oesterreicher, in den Jahren, die man deshalb die besten nennt, weil sie nicht mehr die guten sind, zu bleibendem Aufenthalt nach Dresden verschlagen, wo er in seiner Jugend manchen Monat der Ferien, des Nichtsthuns durchschwärmt hatte, ohne zu ahnen, daß er hier einst die Stätte seiner fleißigsten Thätigkeit würde gründen müssen. Schon in den 50er Jahren war Lorm in Dresden für kürzere Zeit gewesen und mit den Berühmtheiten, die in der sächsischen Hauptstadt lebten, in nahen oder minder nahen Verkehr getreten. Damals lebte dort Robert Reinick, dessen innige und sinnige, unschuldsvolle Frühlings- und Jugendlieder in den Lesebüchern und Gesangsstunden aller Volksschulen fortklingen. Noch in der Blüthe des Mannesalters stehend, ist er an einem Brustleiden dahingeschieden, nicht anders, als ob die Natur seine Brust besonders dazu bestimmt hätte, sich auszusingen und dann erschöpft zu sein. Er selbst war durch das Leben geschritten wie ein elegisch ausklingendes Frühlingsgedicht. In Dresden lebte damals auch Wilhelm Wolfsohn, der russisch-deutsche Schriftsteller, der in der sächsischen Hauptstadt eine bedeutsame literarische Stellung einnahm. Er war eine zierliche Erscheinung, im geselligen Leben ein vortrefflicher Causeur, in seinem ganzen Wesen ein verspäteter Pariser Abbé aus der Rococo-Zeit. Eigentlich hatte ihn nur eine einzige Schöpfung in weiteren Kreisen bekannt gemacht, ein Drama: „Nur eine Seele". Es behandelte die wehmüthigste Seite der russischen Leibeigenschaft, den Fall nämlich, daß ein Mädchen von Geist, Bildung und edlem Gemüth auch nur eine willenlose Sache, eine Seele sein mußte. Denn bekanntlich wurden die Leibeigenen Seelen genannt, mit einer grausamen Aufrichtigkeit, die den ganzen Umfang dieser Herrschaft über den Menschen bezeichnete. Kaum hatte das sehr wirksam abgefaßte Schauspiel Wolfsohn's Erfolge zu ernten begonnen, als Rußland, der Schriftstellerei niemals günstig gesinnt, dem armen Literaten den Tort spielte, die Leibeigenschaft aufzuheben. Da war nun mit einem Schlage dem Stücke die oppositionelle Spitze und damit die Wirkung abgebrochen und heimlich mochte Wolfsohn bitter darüber klagen, daß Rußland so boshaft edelmüthig war, was der Dichter mit dramatischem Wehgeschrei verlangte, mit gütigster Grausamkeit zu erfüllen. Die gerühmte „Tragweite" wollte zufällig nicht weit tragen und Wolfsohn, der noch mehrere Stücke schrieb, hat mit keinem mehr irgend einen Erfolg zu erzielen vermocht. Was er Bleibendes der Literatur hinterließ, ist eine Uebersetzung russischer Novellisten in drei Bänden. Größer aber als Robert Reinick und Wilhelm Wolfsohn war ein Anderer, den Lorm sah und der zu den literarischen Sehenswürdigkeiten Dresdens vor einem halben Jahrhundert zählte — Otto Ludwig. Seine Erscheinung war die eines spanischen Ritters im Mittelalter, eine hagere Gestalt, ein lang gezogenes Gesicht mit romantischem Barte und edlen Charakters. Die ideale Erscheinung bewegte sich inmitten der am meisten realistischen Bestandtheile echt deutscher Poetenbedürftigkeit. Otto Ludwig wohnte in Dresden im sogenannten Trompeterschlößchen, einem alten Hause, das wegen seiner Verfallenheit einer alten Ritterburg zu vergleichen war und von dieser Seite allerdings zu der ritterlichen Erscheinung des Dichters zu stimmen schien. Wenn man ihn aber krank und gebrochen zwischen den Hecken sitzen sah, die seinen ganzen Sommergenuß ausmachten, umgeben von den an Schnüren hängenden Unterhosen, welche die armen Leute, die im Hause wuschen, hier trocknen ließen, dann empfand man erst das volle Elend, das auf dem unglücklichen Dichter lastete. Den Reiz tiefsinniger Art, den die mündliche Unterhaltung mit Otto Ludwig bot und der für die Wenigen, die den gänzlich Vereinsamten von Zeit zu Zeit aufsuchten, eine geheimnißvolle Erinnerung blieb, lernte auch Hieronymus Lorm kennen. Noch mit einer anderen Größe trat Lorm in den fünfziger Jahren in Dresden in Verkehr, mit Karl Gutzkow, der damals mit seiner Familie in der Lindenstraße wohnte, im englischen Viertel. Dieser jetzt eleganteste Stadttheil Dresdens war damals noch nicht völlig ausgebaut, es fehlten ihm sogar noch wichtige Verbindungsstraßen mit der inneren Stadt, zu der man über unangenehme Baustätten und zum Theil auf Feldwegen gelangen mußte. Seinen Reiz empfing das Viertel von der ihm zugehörenden öffentlichen Promenade, der „Bürgerwiese", und der Nähe ländlicher Umgebung, sowie vorzüglich des herrlichen „Großen Gartens". Damals war das Viertel nur ein Anfang. Die Lindenstraße hart an der Bürgerwiese barg das Haus, in dem Karl Gutzkow ein schönes Familienleben führte und ununterbrochen literarisch thätig war. Wer ihn nur als Schriftsteller kannte und persönlich nur in seinen Beziehungen zur Oeffentlichkeit, die ihn oft abstoßend und mißtrauisch erscheinen ließen, der machte sich keine Vorstellung von der Milde und Güte, die sein Wesen beseelten, wo er sich unbefangen zeigen konnte ohne Rücksicht auf literarische Interessen, im Familienkreise, unter den wenigen Freunden, die er zu diesem vertraulich hinzuzog. „Ein sinniges Vergnügen," sagt Lorm, „war es mir, zuweilen in seinem Arbeitszimmer zu stehen. Aus den Fenstern desselben sah man weder auf städtisches Treiben noch auf eine Landschaft von einem bestimmten localen Charakter; man sah auf die einfachen unabsehbar sich dahinziehenden Ackerfelder. Felder aber sind eine stille friedliche Repräsentanz der Bedürfnisse der Gesammtwelt und wohl geeignet, daß der ungestörte Ausblick auf sie einem Schriftsteller, der nicht für eine einzelne Stadt, für die Welt schreibt, die kosmopolitische Stimmung und Anregung verschaffe und bewahre." Karl Gutzkow war damals auch mit der ersten Grundlegung zu der seitdem so segensreich gewordenen Schillerstiftung beschäftigt, deren mächtigster Förderer, Major v. Serre, damals auch in Dresden lebte. Auch ihn, der eine altfranzösisch edelmännische, in Deutschland fast untergegangene Auffassung der Geselligkeit bewährte und der durch die von ihm mit unsäglichen Mühen veranstaltete und durchgeführte Schillerlotterie der Schillerstiftung den namhaftesten Theil ihres Besitzes zuleitete, hatte Lorm in den fünfziger Jahren kennen und schätzen gelernt. Lorm hat Dresden nicht vergessen und hat, als er im Jahre 1873 wiederkam, die sächsische Hauptstadt zu einem langjährigen Wohnsitz erkoren. Wieder und wieder kommt er in seinen Büchern auf das zurück, was ihm Dresden geworden ist und was er dieser Stadt schuldet. Noch in einer seiner letzten Schriften, dem kleinen Büchelchen „Die Muse des Glückes und Moderne Einsamkeit" spricht Lorm von seiner Liebe für seine zweite, seine sächsische Heimath: „Ich für meine Person genieße die Isolirung von der menschenbelebten Welt im Meißener Hochland, in der sogenannten sächsischen Schweiz und erlaube mir, dieses unwichtigen, weil persönlichen Umstandes zu gedenken, um nicht undankbar zu sein gegen den herrlichen Punkt, an welchem mir seit Jahren meine Ideen über das Verhältniß der Einsamkeit zur modernen Gesellschaft erwachsen sind. Dieser Punkt ist der Borsberg, zu dessen Füßen die Sommerresidenz der sächsischen Könige liegt: das friedliche unendlich stille und doch gerade in der Revolutionsgeschichte des vorigen Jahrhunderts so merkwürdige Pillnitz. Der gegenwärtige König von Sachsen scheint ein Natur- und Menschenfreund zu sein, und ich segne ihn alljährlich, obgleich ich so hohen Häuptern gegenüber wenig Talent zum Segnen habe, für die kostspielige Sorgfalt, womit die wunderschönen Wege zum Borsberg hinan gepflegt und die schattenspendenden Pflanzungen erhalten werden. Oben breitet sich das Jagdgebiet des Königs aus, in rauschenden Waldungen von lieblichem urdeutschem Charakter. Nun besteht aber ein Zusammenhang von nicht blos symbolischer Art zwischen den Gedankenhöhen, auf die sich der Geist zu schwingen sucht, und den Gebirgshöhen, welche der Leib erklimmt, zwischen der Atmosphäre der beiderseitigen Erhebungen, zwischen der Einsamkeit in der landschaftlichen Natur und der im Denken, welche letztere man Philosophie nennt. Diesen Zusammenhang brachte mir speciell der Borsberg zu lebendigem Bewußtsein. Die Luft, die man sein Leben lang unbemerkt einzieht und ausathmet, ist hier von einer Art, um das Athmen zu einem mit Bewußtsein genossenen Lebensgut zu machen. Das ist dieselbe Luft, die man erreichen will, wenn man die Alpen emporsteigt, um einige Zeit auf den Höhen einer vollkommenen Welt zu verweilen." Dies ist nur eine der zahlreichen Proben, die man geben könnte, um Lorm's treue Anhänglichkeit und Liebe zu Sachsen zu beweisen. Als Lorm im Anfang der siebziger Jahre sich in Dresden niederließ, traf er von seinen alten Bekannten

und guten Freunden, die er vor zwei Decennien gefunden, keinen mehr an: Robert Reinick, Wilhelm Wolfsohn, Otto Ludwig, sie waren schon lange todt, Karl Gutzkow hatte Dresden verlassen und lebte in Frankfurt am Main. Lorm stand jetzt im zweiundfünfzigsten Jahre, in einem Alter also, wo man nicht mehr so schnell neue Verbindungen anstrebt, neue Freundschaftsbande knüpft. Er lebte fast ganz für sich allein und seinem poetischen Schaffen; in den zwanzig Jahren, die Lorm in Dresden zugebracht hat, hat er die größte Thätigkeit entfaltet, sowohl eine productive, als eine reproductive, als Essayist wie als Dichter. Hier in Dresden entstanden die meisten und bedeutendsten seiner Romane und Novellen, seine Gedichte. Im Jahre 1892 ging Hieronymus Lorm zurück nach seiner mährischen Heimath, wo er in Brünn lebt, angelangt an der äußersten Grenze menschlichen Lebens. Vor vier Jahren hat er noch einen Band Gedichte herausgegeben „Nachsommer". Sie sind das letzte, das er veröffentlicht hat.

Ueberſieht man das Lebenswerk Lorm's, betrachtet man seinen äußeren Umfang, so muß man billig erstaunen über die Größe desselben. Rührt es doch von einem Mann her, den körperliches Ungemach im allerhöchsten Maße an jeder, sei es geistigen, sei es körperlichen Thätigkeit, zu hindern schien. Es ist selbstverständlich, daß die Leiden, die Hieronymus Lorm schon in so früher Jugend hat erfahren müssen, nicht ohne die nachhaltigste Wirkung auf sein Gemüth, auf seine Welt- und Lebensauffassung geblieben sind. Ein Mensch, dessen Verkehr mit der Außenwelt so beschränkt worden ist durch den Verlust des Gehörs, durch die Schwächung der Sehkraft, muß nothwendigerweise sich auf sich selbst zurückziehen. Er wird, wofern er ein zum Nachdenken geneigter Mensch ist wie Lorm, nachgrübeln über sich und sein Schicksal, um sich klar zu werden über das um ihn und in ihm. Er wird philosophiren über sein Verhältniß zur Welt und wie sich die Welt zu ihm stellt, er wird nicht klagen über unabänderliche Dinge, sondern sich, wenn auch mit Schmerzen, in sie schicken. Es wird endlich für ihn die Zeit kommen einer leidenschaftslosen Betrachtung aller irdischen Dinge. „Jeder Mensch," sagt Lorm einmal, „der nur eine Spur der Fähigkeit besitzt, Sinn und Werth des Lebens richtig aufzufassen, gelangt zu Momenten, in welchen er, selbst mitten im leidenschaftlichen Streben nach den entfernten Zielen seiner heißesten Wünsche, den Inbegriff alles Glückes in der ihm freilich übermenschlichen Kunst erblickt, Verlangen, Hoffnung und arbeitsames Streben nach dem Glück aufzugeben." Es giebt ein orientalisches Märchen, dessen Inhalt sich abstract auf die Formel bringen läßt: Wirf das Streben nach Glück weit von dir und du wirst das Glück selbst erfaßt haben, denn sein Wesen ist die Ruhe. Der unendliche Zauber der Ruhe, der über weltvergessenen und verkümmerten Städten und Stätten des Orients zu schweben scheint, und in der Stille, in der sich niemals Großes begiebt, das Ewige oder mindestens das Unveränderliche fühlen läßt, diese Ruhe ist für den Klugen oder Unglücklichen auch mitten im Tosen der abendländischen Hauptstädte als eine tiefverborgene aber echte Lebensfreude zu gewinnen. Einsamkeit ist ihre äußere Form, ästhetische Betrachtung ihre innere Erfüllung. Das Leben sperrt einen leeren Rachen auf, der fortwährend mit unserm Thun, Wirken, Genießen gefüllt sein will, um uns nicht zu verschlingen; das heißt mit andern Worten: das Leben an und für sich ist nur Langeweile. Unsere Zerstreuungen, Vergnügungen, Beschäftigungen dienen nur dazu, uns das Leben vergessen zu machen. Jeder hat seine bestimmte Lebenszeit, Zeitvertreib ist daher Lebensvertreib. Selbst die Kunst hat in ihren höchsten Schöpfungen kein anderes Ziel, als uns über das Leben zu erheben, folglich uns von demselben zu entfernen. Und dennoch hat die Natur uns eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an dies öde leere Leben eingepflanzt. Um jeden Preis, unter allen Bedingungen, und wäre es im größten Elend, will man leben. Der Mensch ist immerdar ein Kind, das, wenn es noch so spät geworden ist, nicht gern schlafen geht. Naturwissenschaft und Philosophie werden noch lange zu thun haben, um den Widerspruch zwischen dem Unwerth des Lebens und der Neigung zu demselben zu erklären und aufzulösen. Es giebt aber einen Zustand, in welchem die Ausgleichung des Widerspruches dem Gemüth wenigstens ahnungsweise aufdämmert. Dieser Zustand hat etwas Märchenhaftes; man könnte ihn ein kurioses Einkehrwirthshaus nennen, welches, so außerordentliche Genüsse es auch demjenigen bietet, der sich in ihm einfindet, doch von Jedermann gemieden und nur in dem Falle aufgesucht wird, wenn ein gar zu stark losbrechendes Wetter keine andere Zuflucht läßt. Das kuriose Wirthshaus ist die selbstgewählte Einsamkeit, die Einkehr im eigenen Innern, der Zustand, in welchem der Mensch zu sich selbst kommt. Gar Viele wissen instinctiv, daß sie in diesem ihnen eingeborenen Gasthofe sehr schlechte Bedienung fänden, daß ihnen nichts Erquickliches darin geboten würde. Sie vermeiden eifrig die Einkehr in die eigene Seele, sie sagen mit mehr Wahrheit als sie ahnen, es brächte keinen Vortheil, endlich zu sich selbst zu kommen, man wäre dabei doch zuletzt zu Nichts gekommen. Das Schicksal kehrt sich freilich nicht an solch verständiges Raisonnement, sondern treibt Manchen mit Wetterstürmen und gewaltigen Donnerschlägen in die Einsamkeit. Sie wird nicht fruchtbar sein, wenn sie nur die Folge des Schicksalzwanges ist; einzig und allein der freiwillige Antrieb, sie aufzusuchen, treibt auch Blüthe und Früchte aus ihr hervor. Die Einsamkeit reift nicht immer kostbare und auserlesene, aber stets seltsame Früchte, ganz verschieden von der geistigen Nahrung, welche täglicher Bedarf ist, und ganz anders gestaltet als die Nachrichten über politische und sociale Vorgänge in den Zeitungen. Deshalb reifen solche Früchte der Einsamkeit nicht minder unter dem Sonnenstrahl des täglichen Lebens, denn sie gehen aus der Betrachtung von Dingen hervor, die aller Welt vor Augen kommen, nur daß die Augen, die in der Geselligkeit umherschweifen, sich achtlos davon abwenden. Ein der Einsamkeit zugeneigtes Gemüth verleiht den Augen das Licht für die ästhetische Betrachtung und für solche Augen giebt es keinen gleichgiltigen Gegenstand. Die Dinge dieser Welt fallen durch die Schönheit oder das reine Gemüthsinteresse, das ihnen abzugewinnen ist, unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit. Alles, was geschieht, wirkt und lebt, scheint die Manifestation jenes unendlichen Gedankens zu sein, den auszusprechen Naturwissenschaft und Philosophie, Kunst und Leben seit Jahrtausenden sich vergebens bemühen. Die körperliche Gestalt der Dinge und die historische Thatsache sind feste Formen, welche der Gedanke selbst nicht zu durchbrechen vermag und welche die menschliche Erkenntnißweise wieder ihrerseits nicht so tief zu durchdringen versteht, um zu dem Gedanken selbst zu gelangen. Werden aber nun die Dinge und Thatsachen ohne die Zwecke und Absichten der Leidenschaft und des Eigennutzes betrachtet, dann zündet das contemplative Verweilen bei ihnen gleichsam ein Licht in ihrem Innersten an; die unumstößlich-feste Schranke, die das Unendliche von unserem Erkennen trennt, wird durchsichtig und mindestens für das Gefühl und die Ahnung tritt der ewige Gedanke auch aus den unscheinbarsten Dingen erkennbar hervor.

Das sind Gedankengänge Lorm's, die in seinen Schriften wieder und wiederkehren und die bezeichnend für seine Welt- und Lebensauffassung sind. Lorm besitzt eine erstaunliche Fähigkeit, seine Philosophie in Poesie umzugießen, alle seine Gedanken über den Menschen und sein Schicksal, über Geist und Natur in wohllautende, dem Ohr sich leicht einschmeichelnde Verse zu kleiden. Lorm's Gedanken sind immer sehr ernst und schwer, fast düster. Wenn man in seinen Gedichten liest, die uns das beste Bild von dem Dichterphilosophen geben, so ist es, als ginge man an einem dunkeln Herbsttage in der Waldeseinsamkeit dahin, über sich die wandernden grauen Wolken und den stürmischen zornigen Wind, der mit beiden Fäusten die Blätter von den Bäumen reißt. Würde man an einem solchen Tage nicht an das geheimnißvolle fast unsichtbare Werden aller irdischen Dinge denken und zugleich an ihre beinahe unmerkliche und doch so schnelle Vergänglichkeit und würde man da sich nicht erinnern jener Verse Lorm's: So lang die Sterne kreisen am Himmelszelt, vernimmt manch Ohr den leisen Gesang der Welt: „Dem sel'gen Nichts entfliegen, der ewigen Ruh, um ruhelos zu fliegen — wozu, wozu?"

Alfred Semerau.

Der ursprüngliche Weihename der St. Matthäikirche zu Leipzig.

Von Lic. th. R. Wolf, Diaconus an dieser Kirche.

Nach römisch-katholischer Sitte müssen sämmtliche für den katholischen Cultus errichtete Kirchen einen ihnen eigenthümlichen, speciellen Weihenamen haben, gewöhnlich den Namen eines oder einer oder auch mehrerer Heiligen. Viele Kirchen aber, die aus dem Mittelalter stammen und für den evangelischen Gottesdienst eingerichtet sind, haben ihn verloren, und er ist nur schwer noch in mittelalterlichen Urkunden wiederzufinden. Dies ist namentlich der Fall bei solchen ehemaligen Klosterkirchen, die im Volksmunde nur nach ihrem Orden genannt zu werden pflegten, wenn sie die einzigen Kirchen dieses Ordens in einer und derselben Stadt waren. So pflegte man besonders die Dominicaner- und Barfüßerkirchen nicht nach ihrem speciellen Weihenamen zu nennen, sondern bezeichnete sie kurzweg als ecclesia praedicatorum, Predigerkirche, bezüglich, was die letzteren anlangt, als Franciscaner-, Barfüßer-, Minoriten-, Minderbrüderkirche. Es ist darum heute noch nicht gelungen, den eigentlichen Weihenamen der noch stehenden Dominicanerkirche zu Pirna festzustellen. Auch von der ehemaligen Barfüßer- jetzigen Matthäikirche zu Leipzig, über die an sich nur sehr spärliche Urkunden vorhanden sind, war dieser Name nicht mehr nachzuweisen so daß weder im Codex Dipl. Sax. reg. noch in den beiden sehr lesenswerthen Darstellungen der Geschichte dieser Kirche (von D. Evers, mehr gelehrten Charakters, vom Jahre 1879, fast vergriffen, und von dem jetzigen Pfarrer D. Kaiser im Verein mit den übrigen Geistlichen der Matthäikirche im Jahre 1894 herausgegeben, mehr erbaulicher und populärer Natur) dieser Weihename genannt werden konnte. Vielleicht dürfte das Folgende Licht auf diesen dunkeln Punkt in der Geschichte dieser Kirche werfen und zur Feststellung dieses Namens dienen. Nach einer im Rathsarchiv zu Leipzig noch vorhandenen Testamentsurkunde vom Jahre 1441, 20. Sepetember, abgedruckt im C. Dipl. Bd. 9, S. 193, vermachte die Wittwe Nuendorf außer anderen milden Zwecken sämmtlichen damaligen Kirchen Leipzigs je ein Schock Groschen, bezüglich einen Gulden, und führt dieselben mit folgenden Namen auf: Ad s. Thomam, ad s. Nicolaum, ad s. Paulum (Dominicanerkirche, jetzt Universitätskirche), item ad s. Franciscum, ad s. Georgium (Hospitalkirche), ad moniales (Nonnenkirche zu St. Georg), ad beatam virginem (Rathhauskapelle oder Kapelle am Brühl), ad s. Katherinam (jetzt Katharinenstraße Nr. 12), ad s. Petrum, ad s. Jacobum, ad s. Johannem. Da nun in jenem Jahre die Barfüßerkirche, wenn auch nicht die jetzt bestehende, die erst im Jahre 1494 geweiht worden ist, schon vorhanden war (seit dem Jahre 1240 ungefähr), aber in dieser Aufzählung nicht mit dem üblichen Namen „Barfüßerkirche" erwähnt wird, da sämmtliche übrige hier genannten Kirchen bekannt sind, dagegen eine andere Kirche St. Francisci, wie aus dem reichen Urkundenschatze Leipzigs zu schließen, niemals existirt hat, so kann die mit ad S. Franciscum bezeichnete Kirche keine andere als die Barfüßerkirche gewesen sein. Es ist also mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ihr ursprünglicher Weihename „S. Francisci" hieß. Darauf deutet ja auch der bekannte Umstand hin, daß S. Franciscus der Stifter des Barfüßerordens gewesen ist. Man wende nicht ein, daß mit diesem Namen im Allgemeinen der Franciscanerorden bezeichnet sei, wie es ja oft vorkommt, Stifter für den Orden. Wird doch in jenem Testamente die Dominicanerkirche nicht wie oft: Predigerkirche genannt, sondern mit ihrem speciellen Namen: St. Pauli. Die Nonnenkirche St. Georg wird aber hier, um einer Verwechslung mit der gleichnamigen Hospitalkirche vorzubeugen, nur allgemein ad moniales genannt. Man sage ferner nicht, daß der Weihename St. Franciscus der Name sämmtlicher Franciscanerkirchen sei, denn das ist nicht wahr. Diese hatten verschiedene Patrone, z. B. hatten die Franciscaner zu Kamenz ihrer Kirche den Namen „Hl. Anna", die zu Zittau der ihrigen „Peter und Paul", die zu Löbau ihrer Kirche den Namen „Zum hl. Kreuz" gegeben. Sonach hat der Name der Matthäikirche folgende Wandlungen durchlaufen. Bis zur Einführung der Reformation hieß sie Barfüßerkirche S. Francisci, nach ihrer Wiederherstellung im Jahre 1699: Neue Kirche, seit dem Jahre 1879 St. Matthäuskirche.

Bücherbesprechungen.

— Grundriß der Handelswissenschaft (Handelslehre und Handelskunde) von Prof. W. Wick, Luzern. Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. ℳ 4,20. — Dieses Lehrbuch für Handels- und Fortbildungsschulen und verwandte Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung bildet den siebenten Band der Sammlung kaufmännischer Unterrichtswerke, die im Verlage obengenannter Firma erschienen sind. Der Verfasser theilt den sehr umfangreichen Stoff in zwei Gruppen ein: A. Die Grundbegriffe der Volkswirthschaftslehre und B. Der Handel und seine Hilfsgewerbe. Diese letztere zerfällt wieder in sechs Abtheilungen, von welchen jede eine größere Anzahl von in sich geschlossenen Abschnitten enthält. Das Ganze bietet eine solche Fülle an Stoff aus allen den Handel betreffenden Gebieten der Volkswirthschaft und der Gesetzgebung, daß es nicht blos als ein gutes Lehrmittel, sondern auch als ein Nachschlagebuch für Kaufleute bezeichnet werden kann. An vielen Stellen wird auf die Usancen und die Gesetzgebung verschiedener Länder hingewiesen und dadurch Anregung zu Vergleichen gegeben. Besonders oft ist das neue Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich angeführt und damit der Gebrauch des Buches auch in deutschen Handelsschulen ermöglicht. Da das Handelsgesetzbuch aber im engsten Zusammenhange mit dem gleichzeitig eingeführten Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich steht, so mußten auch die einschlagenden Paragraphen desselben bei Besprechung der Kaufarten Erwähnung finden; das H.-G.-B. behandelt in §. 373ff. nur den Handelskauf. Auch eine Erwähnung der Veränderungen in der Münzgesetzgebung des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns in den Jahren 1899/1900 wäre wünschenswerth gewesen, wie dies bezüglich der Deutschen Reichsbank geschehen ist. Hn.

— Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. XII, 206 S.; 8°. — Obwohl ich mich mit manchen Einzelheiten der vorliegenden „Einleitung" zu Geheimrath Lindner's „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" (Band I im Herbste zu erwarten) nicht ganz einverstanden erklären kann, freut es mich doch, sie gerade hier anzuzeigen, weil sie sich mit Recht an einen breiteren Leserkreis wendet, als dies bei „Geschichtsphilosophien" im sachmännischen Sinne zu geschehen pflegt. Mit Recht: frei von jedem gelahrten, schwerverständliche Fremdwörter gebrauchenden Ballast, giebt der Hallische Geschichtschreiber hiermit seine aus gereifter Beobachtung hervorgegangenen Erfahrungen preis. Es ist keine graue Theorie, also auch eigentlich keine Geschichts-„Philosophie", sondern der klare Niederschlag einer langjährigen, vernünftig beobachtenden Praxis; Lindner ist durchaus Empiriker. Viele seiner Sätze wirken schon deshalb durch ihre fast verblüffende Einfachheit. So gleich die Grundbehauptung: die Vielseitigkeit der Geschichte resultire aus dem Spiele zweier Kräfte: der Beharrung und der Veränderung. Der Verf. hat bereits 1900 in der Barth'schen Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie (XXVI, 3; vgl. „Die Kultur" II, 6/7, S. 536) dies gegenseitige Verhältniß als das Maßgebende, Bestimmende hingestellt; ich muß allerdings bekennen, daß mir bei diesen Ausstellungen stets die treffliche, weil in jedem Falle zutreffende Prophezeiung eingefallen ist: Entweder ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist. Denn die im Verborgenen waltenden Ursachen alles Geschehens läßt L. ununtersucht. Das ist nicht nur bequem und auch klug, sondern das ist gerade das, was mir seine Auseinandersetzungen im Ganzen so sympathisch macht. Wer, wie ich, der Ueberzeugung lebt, daß das Geschehen im Einzelnen wie im Großen niemals in allen seinen „Componenten" (Lamprecht) aufgedeckt werden wird, der bescheidet sich, sieht von einer Aufstellung subjectiver „Gesetze" ab und begnügt sich mit einer Reihe von Beobachtungen. Sein Bekenntniß lautet dann: unter gleichen Verhältnissen und Voraussetzungen kann etwas Aehnliches geschehen, braucht's aber nicht; sonst müßte ja jeder Philosoph, der die Geschichte naturwissenschaftlich meistert, ein unfehlbarer Prophet sein: ich habe noch keinen kennen gelernt. „Die Geschichte ist kein Rechenexempel." Mit dieser Bescheidenheit wird freilich L. den Beifall unserer Sociologen, die bekanntlich das Gras wachsen hören, schwerlich sich erringen, desto mehr aber die Zustimmung aller ehrlichen Urtheiler finden. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 95. Sonnabend, den 10. August, Abends. **1901.**

Erntepoesie.

Literarische Skizze von **Paul Pasig** (Ilmenau). (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Diejenigen Dichter, welche dem freudenreichsten Vorgange im Naturleben ihre Klänge liehen, scheiden sich klar in zwei Gruppen: die einen bleiben bei der Thatsache der Ernte stehen und pflegen, zum Theil wenigstens, über der Gabe auch den gütigen Geber droben nicht zu vergessen; die andern blicken weiter, tiefer und deuten den Naturvorgang sinnbildlich und geistlich, indem sie an die dereinstige himmlische Ernte erinnern, die am Ende der Tage nach den treffenden Reden und Gleichnissen des Heilandes (vgl. Matth. 13, 41 ff. u. a.) der Menschensaat bevorsteht, dabei auch jener Ernte gedenkend, die der gewaltige „Schnitter Tod“ jedem einzelnen Menschenkinde bereiten wird. Es einen sich demnach heitere, fröhliche Gedanken mit ernsten, mahnenden Klängen, und das ist der Grundton aller rechten Erntepoesie. Um mit der ersten Gruppe zu beginnen, in der das frohe Ereigniß nach seinen verschiedensten Aeußerungen und Folgen gefeiert wird, so können wir Schiller's bekannte Schilderung programmartig an die Spitze stellen:

„Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.“

Man hört hier gewissermaßen das Aechzen des unter der reichen Segenslast schier zusammenbrechenden, mit Kränzen geschmückten Erntewagens, der langsam, schwankenden Laufes der Scheune entgegenfährt. Am Aehrenkranze darf aber als Sinnbild der Erntefreude, die liebliche Kornblume nicht fehlen. Darum die Aufforderung (Schiller, Das eleusische Fest):

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären.“

Die Freuden der sauren Erntearbeit weiß Niemand anmuthiger zu singen als Hölty, der die Bedeutung des Gesanges bei harter Arbeit wohl zu würdigen weiß. Heute freilich ist der Gesang draußen auf den segenprangenden Feldern leider fast verstummt, und andere, nicht immer erbauliche Klänge sind an seine Stelle getreten. Wie ganz anders zu unserer Voreltern Zeiten! Damals hieß es („Erntelied“ von Hölty):

„Sicheln schallen,
Aehren fallen
Unter Sichelschall;
Auf den Mädchenhüten
Zittern blaue Blüthen,
Freud' ist überall.

Sicheln klingen;
Mädchen singen
Unter Sichelklang;
Bis, vom Mond beschimmert,
Rings die Stoppel flimmert,
Tönt der Erntesang.“

Den Mittelpunkt aber der Erntefreude bildet der winkende Erntetanz. Die Hoffnung auf ihn läßt alle Beschwerden der Arbeit vergessen, und der Schnitter jauchzt („Schnitterlied“ von Hölty):

„Ha! Morgen bringen wir Leute,
Geschmückt wie Freier und Bräute,
Der Ernte flatternden Kranz:
Dann tönen helle Schalmeien
Durch unsre lieblichen Reihen,
Dann schwing' ich Liebchen im Tanz!“

Und wie anmuthig, wenn auch im Geiste jener sentimental angehauchten Periode (18. Jahrh.), weiß Hölty die zarte Anknüpfung des Liebesverhältnisses zwischen Schnitter und Schnitterin zu schildern („Elegie auf den Tod eines Landmädchens“):

„Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.“

Realistischer, möchten wir sagen, fassen die neueren Dichter die Erntearbeit auf. Gottfried Keller erinnert hier an einen sinnigen Brauch seiner Schweizerheimath, der darin bestand, daß die jungen Burschen nächtlicher Weile die reife Saat der Wittwen und Waisen, denen es an Arbeitskräften fehlte, mähen („Es wallt das Korn“):

„Das sind die Bursche, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eig'nen, schweren Arbeit ruft!“

Dieser ethische Gedanke, bei der Ernte auch der andern, minder Beglückten nicht zu vergessen, gewährt auch der Poesie einen weiten Spielraum. In wuchtigen, gleichwohl tiefgefühlten Versen erinnert Albert Träger vor Allem an die Pflicht des Wohlthuns und Mittheilens, und vielleicht nie findet diese Mahnung willigere Ohren und Herzen, als zur Erntezeit („Des Armen Brod“):

„Läßt des Kornes gold'ne Garben
Gott für Alle reifen nicht?
Einer sammle, Andre darben:
Urtheilt menschliches Gericht.

Speichert gleich in jeder Scheuer
Giebelhoch der Ueberfluß,
Bleibt des Armen Brod doch theuer:
Daran denket im Genuß!“

Julius Sturm aber preist den glücklich, der einzig dem Himmel sich zum Danke verpflichtet weiß („Die Ernte“):

„O wie glücklich ist der Mann,
Der, wenn voll die Halme schwanken
Und der Schnitt beginnen kann,
Keinem Menschen braucht zu danken!

Aufrecht sammelt er und stolz,
Er, der Freie, Weltentfernte,
Was der Fluch des andern Golds
Nie berührt: das Gold der Ernte!“

Damit sind wir bereits bei der andern Gruppe der Erntelieder angelangt, die wir kurz als die allegorischen oder symbolischen bezeichnen können. Sie deuten die Erntethätigkeit sinnbildlich und stehen daher in gewisser Beziehung höher als die vorigen, denn sie sind tiefer an Gehalt. Schon der Sturm'sche Vergleich stellt an das Denkvermögen höhere Anforderungen. Am nächstliegenden freilich ist der Vergleich der Erntearbeit mit

der Arbeit des Todes, der wir Alle dereinst verfallen werden. Wem fiele hier nicht das schöne mittelalterliche Lied ein („Erntelied“):

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden,
Hüte dich, schön's Blümelein!“

So erscheint schon seit Alters der Tod mit Stundenglas und Hippe als der von Vielen gefürchtete „Sensenmann“. Anders der biedere Wandsbecker Bote Matthias Claudius. Ihm ist der Knochenmann der gute „Freund Hain“, dem er gern seine Werke widmet, was er einleitend mit den schönen Worten begründet: „Die Alten soll'n ihn anders gebildet haben: als 'n Jäger im Mantel der Nacht, und die Griechen: als 'n Jüngling, der in ruhiger Stellung mit gesenktem, trübem Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichnam auslöscht.... Bin aber doch lieber beim Knochenmann geblieben. So steht er in unserer Kirch', und so hab' ich 'n mir immer von klein auf vorgestellt, daß er auf 'm Kirchhof über die Gräber hinschreite, wenn eins von uns Kindern 's Abends zusammenschauern that und die Mutter dann sagte: der Tod sei über's Grab gegangen. Er ist auch so, dünkt mich, recht schön, und wenn man ihn lange ansieht, wird er zuletzt ganz freundlich aussehen.“ Das ist auch die Aufgabe der Poesie, den „Schnitter Tod“ und seine Arbeit in das Licht milder Verklärung zu rücken. Mit dem Gedanken aber an die Erntearbeit dieses Schnitters verknüpft sich unwillkürlich jener der Aussaat, ohne die keine Ernte denkbar ist. Und diese Ernte weist auf das Ende, die Auferstehung, hin. Darum ersann sich Klopstock die herrliche Inschrift für sein und seiner Gattin Grab: „Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen“, eine Grabschrift, von der Rückert preist:

„Die Thränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vor'm beschrieb'nen
Stein unter'm Lindenduft,

Wo wie in gold'nen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat, von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen.“

In seinem Osterliede aber „Auferstehn, ja, auferstehn“ führt Klopstock diese Erntegedanken in den treffenden Versen aus:

„Wieder aufzublühn, werd' ich gesät;
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.“

Der Vergleich ist offenbar biblisch und beruht auf Ps. 126, 5. 6: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Aber dieser Psalm ist nachexilisch und bezieht sich auf die erste Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft unter Josua und Serubabel (536), während noch ein Theil der Stammesgenossen im Gefängnisse schmachtete und erst später (458) zurückkehrte. Es muß also statt (Luther): „Wenn der Herr die Gefangenen Zion's erlösen wird“ u. s. w. heißen: „Als der Herr die Gefangenen Zion's erlöste“ u. s. w. mit folgenden Präteritis statt der Futura. Unter der „Thränensaat“ ist die lange, bange Leidens- und Prüfungszeit, zunächst in Babel, unter der „Freudenernte“ die Erlösung und Befreiung aus derselben gemeint. Nun kann der Dichter letztere auch auf die endliche Erlösung von allem Uebel (7. Bitte) beziehen (vergl. „Wenn der Herr wird einst erlösen“ von Sup. D. th. J. Pasig):

„Die hier säen unter Thränen
Mit vielem Seufzen, vielem Sehnen
Nach jenes Lebens Süßigkeit:
Ernten werden sie mit Freuden,
Was weinend einst sie hier ausstreuten,
Dort in dem Land der Herrlichkeit.
Denn wer hienieden geht
Und unter Thränen sät
Edeln Samen:
Der wird voll Freud'
Zur Garbenzeit
Dort sammeln für die Ewigkeit.“

Auch Schiller in seinem allbekannten:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos“

denkt offenbar an das Bergen der Menschengarben in den himmlischen Scheuern. Das meint auch Albert Knapp in seinem Kirchweihliede „Steig' auf, du Lied im höhern Chor“, der zugleich des himmlischen Vaterhauses gedenkt, auf das der Christ im irdischen Gotteshause sich am würdigsten vorbereitet:

„Einst sammelst du die Garben ein,
Einst wird ein Tag der letzte sein,
Daran wir hier erscheinen.
O Jesu, dann verlaß uns nicht,
Dann wollst du dort im Himmelslicht
Uns rein um dich vereinen!“

Schließlich gemahnt uns das „zur Ernte weiße Feld“ an die Missionspflicht der Kirche, Schnitter auszusenden und Garben zu sammeln für das Reich Gottes. Darum lehren Ernte und Erntefest noch mit H. Puchta („Herr, die Erde ist gesegnet“) beten:

„Was wir wirken und vollenden,
Sei ein Same für dein Reich.
Wenn du wirst die Sichel senden,
Sei die Ernte groß und reich!“

So sind Erntegedanken doch schließlich immer wieder Endgedanken, Gedanken an das Ende der Arbeit und das endliche Ausruhen von derselben. Das Bewußtsein der Vollendung der Arbeit aber gewährt innere Genugthuung, und die Hoffnung auf Ruhe erfüllt mit seliger Freude. Diese Gedanken verwerthet die Erntepoesie in fruchtbarster Weise, eingedenk des Wortes, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichniß“ ist.

Die neue Weltgeschichte in geographischer Anordnung.*)

Von Helmolt's Weltgeschichte in geographischer Anordnung liegt uns der siebente Band vor. Wir haben zu ihr in der Leipziger Zeitung Stellung genommen bei der Anzeige des ersten und vierten Bandes (Wissensch. Beilage Nr. 105 vom 9. Sept. 1899 und Nr. 134 vom 8. Nov. 1900) und sehen heute keine Veranlassung, betreffs der durch sie angeregten principiellen Fragen unsere Meinung zu ändern. Nach wie vor stehen wir ihr durchaus sympathisch gegenüber und sehen ihren Hauptvorzug in der Behandlung der Gebiete und Völker, die bisher häufig zu stiefmütterlich bedacht worden sind; nach wie vor aber können wir in der geographischen Anordnung keinen Gewinn erblicken, sondern müssen darin vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus einen Nachtheil sehen. Der vierte Band, der die Mittelmeervölker nicht als eine Einheit darstellte, wie er wollte, sondern das Zusammengehörige zerriß und dabei das neue Princip, nach dem die Geschichte jedes Landes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in einem Zuge dargestellt werden muß, doch nicht durchführte, war dafür ein besonders durchschlagender Beweis. Gerade weil in diesem vierten Bande der geographischen Anordnung am meisten nachgestrebt ist, wird er historisch wohl der schwächste von allen bleiben. Die geographische Ordnung in der Ausdehnung, wie sie hier principiell gefordert wird, widerspricht eben dem Wesen der Geschichtschreibung und erschwert jede wirklich universalgeschichtliche Betrachtung. — Mit Freuden stellen wir übrigens auch heute fest, daß die Ueberhebung, die aus den ersten Ankündigungen der neuen Weltgeschichte sprach, nachgelassen hat; mit gleicher Freude, daß es von der Berücksichtigung des Bodens stiller geworden ist; wir sehen in beiden Thatsachen einen Fortschritt, der dem Werke bei der ernsthaften Kritik zum Vortheil gereichen wird.

Der vorliegende VII. Band soll mit dem VIII. Band eine Einheit bilden und mit ihm zusammen eine Geschichte Westeuropas bis zur Gegenwart bringen. Er enthält fünf Hauptcapitel: I. Die wirthschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen von Prof. Dr. Richard Mayr mit den Unterabtheilungen 1) der Begriff „Westeuropa“, 2) der Kampf um die Vorherr-

*) Weltgeschichte. Mit 30 Mitarbeitern herausgegeben von Hans F. Helmott. Siebenter Band: Westeuropa, Erster Theil, von Prof. Dr. Richard Mayr, Dr. Armin Tille, Prof. D. Wilhelm Walther, Prof. Dr. Georg Adler und Prof. Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. Preis geb. 10 ℳ

schaft im Levantehandel und die Ausdehnung des südeuropäischen Einflußgebiets, 3) der Kampf um die Vorherrschaft in den nordischen Meeren und die deutsche Hanse, 4) Westeuropa im Zeitalter der Entdeckungen, 5) das Zeitalter des Merkantilsystems, 6) die letzten hundertfünfundzwanzig Jahre. — II. Renaissance, Reformation und Gegenreformation von Dr. Armin Tille in 3 Theilen: 1) Das Zeitalter der Reformbestrebungen in Staat und Kirche, 2) das Zeitalter der Reformation, 3) das Zeitalter der Gegenreformation. — III. Das abendländische Christenthum und seine Missionsthätigkeit seit der Reformation von Prof. D. Wilhelm Walther mit den Untertiteln: 1) Die Spaltung der Kirche in Confessionskirchen, 2) die einseitige Ausbildung der religiösen Richtungen, 3) die Herrschaft des Freidenkerthums, 4) die Restauration und die neue Ausprägung der Gegensätze. — IV. Die sociale Frage von Prof. Dr. Georg Adler in den Abschnitten: 1) Einleitung, 2) die sociale Frage in England, 3) die sociale Frage in Frankreich, 4) die sociale Frage in Deutschland, 5) die sociale Bewegung in dem übrigen Mittel- und Westeuropa, 6) allgemeine Ergebnisse. — V. Die Entstehung der Großmächte von Prof. Dr. v. Zwiedeneck-Südenhorst mit den Theilen: 1) Charakteristik des Zeitraums von 1650—1780, 2) das französische Königthum, 3) England und die Generalstaaten, 4) das Deutsche Reich nach dem westfälischen Frieden, 5) Baltische Neugestaltungen, 6) Frankreichs Machtentfaltung unter Ludwig XIV., 7) das Ende der spanischen Großmacht. Die Anfänge Rußlands, 8) der Staat der deutschen Habsburger, 9) die Entwickelung des preußischen Königthums.

Wir haben diese Gliederung des Stoffes absichtlich hierher gesetzt, weil aus ihr am schnellsten die Eigenart des Bandes zu erkennen ist. Er bringt im Wesentlichen die Geschichte Westeuropas und Deutschlands von der Reformation bis zur französischen Revolution, also in der Neuzeit, greift dabei aber über die geographische Abgrenzung hinaus nach Schweden und Rußland und behandelt außerdem gesondert die Wirthschafts-, Social- und christliche Religionsgeschichte bis zur Gegenwart. Mit dem geographischen Princip wird hier schon insofern gebrochen, als die Geschichte Westeuropas im Mittelalter in der Hauptsache fehlt; sie wird im 6. Bande behandelt werden unter dem Titel „Romanen und Germanen“, hätte aber nach geographischem Princip als erster Theil von „Westeuropa“ eingeordnet werden müssen. Auffallen muß bei dem Inhalt von Bd. VII, daß die Kirchengeschichte von der Reformation bis 1648 zwei Mal (in Capitel II und III) behandelt ist, doch tritt in II die politische Seite der Entwickelung in den Vordergrund; auffallen muß ferner, daß die Religions- und Handelsgeschichte und die der socialen Frage nicht mit der politischen Geschichte verbunden ist und über den Abschluß der politischen Geschichte (1780) hinausreicht. Gerade in der gegenseitigen Durchdringung der culturgeschichtlichen und politischen Betrachtung sieht ja die Richtung der neueren Geschichtschreibung, der der Herausgeber anhängt, einen besonderen Vorzug. Es wäre sachlich wohl richtiger gewesen, wenn die sociale Frage (und auch die Mission) dem VIII. Bande, der die Geschichte von der Revolution bis zur Gegenwart behandeln soll, zugewiesen wäre. Aber derartige Unebenheiten sind unvermeidlich bei dem Zusammenwirken mehrerer Mitarbeiter und werden im Ganzen wettgemacht durch die größere Sachkenntniß, die infolge dessen in den einzelnen Abschnitten waltet. Wir erkennen trotz der absonderlichen Einordnung rückhaltlos an, daß der Vorzug auch dieses Bandes darin liegt, gewisse sehr wichtige Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, die häufig nicht genügend behandelt sind, in den Vordergrund des Interesses gerückt zu haben. Es entspricht das dem andern Vorzuge des Werkes, die Geschichte vernachlässigter Völker mehr als sonst zu berücksichtigen. Freilich hätten nun auch die stiefmütterlich behandelte Kunst und Literatur besondere Capitel verdient, vielleicht kommen sie im VIII. Bande.

Sehr gefreut haben wir uns, daß der Begriff „Westeuropa“ nicht eigentlich geographisch sondern geschichtlich gefaßt wird. Er umfaßt das, was man geographisch als Mittel- und Westeuropa begreift, was aber seit dem Mittelalter zu einer von Osteuropa geschiedenen Cultureinheit geworden ist, was man von jeher den christlich-abendländischen Culturkreis nennt. Hier schließt sich also die neue Weltgeschichte im Wesentlichen an die alte an. Auch darin thut sie dies, daß sie, wie gesagt, trotz des geographischen Princips die Geschichte des Mittelalters hier ausscheidet. Wir betonen das mit dem Ausdruck der Anerkennung. Während des Mittelalters lag ja der Schwerpunkt der europäischen Geschichte in Centraleuropa, im römisch-deutschen Kaiserthum und im Papstthum; zu den Thatsachen, die nach alter Terminologie die Neuzeit heraufführen, gehört auch die, daß in gewisser Hinsicht (nicht in jeder, z. B. nicht in Hinblick auf den religiösen Individualismus) der Schwerpunkt nach Westeuropa verlegt wird. Dazu führten in handelsgeschichtlicher Beziehung u. A. die Entdeckungen, in politischer Beziehung die Thatsache, daß in Westeuropa (besonders in Spanien und Frankreich, aber auch in England) ein nationalgefärbtes Königthum, vielfach im Bunde mit dem aufstrebenden Bürgerthume, die alten Mächte des Feudalismus überwand, in Centraleuropa (Deutschland und Italien) aber der Feudalismus zwar auch abstarb, jedoch nicht zu Gunsten eines nationalen Königthums, sondern der Territorialherrschaften. Von diesen beiden Vorgängen ist bei Helmolt dem ersten ein besonderes Capitel gewidmet, der zweite nicht gesondert, aber (ohne Spanien, das auch hierher gehörte, indeß in den vierten Band gerathen ist) im Rahmen der politischen Geschichte behandelt. Man hat also vollkommen Recht, Westeuropa seit Beginn der Neuzeit besonders zu betonen, aber wahrlich nicht auf Grund des geographischen Eintheilungsprincips, sondern des alten verpönten historischen. Nach dem geographischen Princip mußte in diesem Bande auch die mittelalterliche Geschichte Westeuropas (oder besser Europas) behandelt werden. Mit einem Worte, auch dieser Band entspricht dem geographischen Princip in der Ausdehnung, wie es für die neue Weltgeschichte gelten soll, nicht; er kehrt im Wesentlichen zu dem alten Begriff der „Neuzeit“ zurück. Die Geschichte läßt sich eben in das geographische Prokrustesbett nicht einzwängen, und die Mitarbeiter emancipiren sich einfach von dem ihnen auferlegten unhistorischen Zwange. Natürlich liefert der Band auch noch weitere Beweise dafür. Die Geschichte Spaniens ist bei den Mittelmeerländern in Band IV bis auf die Gegenwart geführt; sie gehört historisch in den Band Westeuropa. Die Renaissance gehört nach dem aufgestellten Princip in den Band IV, sie wird dort sogar als die höchste Entfaltung der Mittelmeercultur gepriesen; historisch gehört sie in den vorliegenden Band und ist auch hier behandelt. Rußland hat nach dem Princip aus diesem Bande auszuscheiden; die historischen Zusammenhänge erfordern jedoch die Darstellung der hanseatischen Handelsbeziehungen nach Rußland, des nordischen Krieges &c., und diese Dinge sind denn auch hier behandelt. Das Princip fordert die getrennte Behandlung von Spanien, Frankreich, England, Deutschland &c., analog der in Bd. IV durchgeführten geographischen Ordnung der Mittelmeerländer; die historische Entwickelung verlangt ihre parallele Besprechung in kurzen Zeiträumen und so sind sie auch behandelt. Alles in allem wird die geographische Ordnung hier etwa in derselben Weise, wie bisher immer, angewandt, d. h. im Rahmen der historischen Perioden; wir sagen das nicht um zu tadeln, sondern im Gegentheil um den vorliegenden Band zu empfehlen. Wir können ihn aber auch empfehlen, weil das, was die einzelnen Verfasser bieten, gut, lehrreich und lesenswerth ist.

Sehr interessirt hat uns die im ersten Capitel von Prof. Mayr gebotene Handelsgeschichte, in der die Geschichte der Hanse, der Einfluß der Entdeckungen (Spanien-Portugal), die Zeit des Merkantilsystems (Niederlande, England, Frankreich) und die Weltwirthschaft des 19. Jahrhunderts besprochen werden. Sehr fein ist z. B. die Ausführung über die im 17. und 18. Jahrhundert aufkommenden neuen europäischen Bedürfniss (Zucker, Tabak, Cacao, Kaffee, Thee) und ihren Einfluß auf die Humanisirung der Europäer: „Auf die Jahrhunderte der Völlerei und der chronischen Alkoholvergiftung (15.—17.) folgte das Zeitalter der narkotischen Gegengifte (18. und 19.), das dem Zeitalter der Aufklärung und der Humanität parallel läuft. Gerade in den Kaffee, Thee, Chocolade und Zucker verbrauchenden Kreisen haben mildere Sitten und neue Geistesströmungen ihre lebendigen Träger gefunden.“ — Im zweiten Capitel behandelt Tille zuerst in einem Abschnitt mit dem Titel „Das Zeitalter der Reformbestrebungen in Staat und Kirche“ recht gut die Ideen der Renaissance, die französische Geschichte seit dem Ende des 13. und die deutsche im 14. und 15. Jahrhundert; bei der dann folgenden Geschichte der Reformation und Gegenreformation fehlt die Geschichte Englands, auch die Dänemarks und Schwedens. Das Gebotene aber ist durchaus lesenswerth. — Eigenartig ist nun das folgende Capitel. Sein Verfasser, Prof. Walther, geht von dem in dieser Weltgeschichte eigentlich verpönten Begriff „Neuzeit“ aus und schildert die innere Entwickelung des „neuzeitlichen“ Christenthums. Es werden besprochen die

Reformation (1517—1555), die Confessionskirchen (1555 bis 1648), ferner Orthodoxie, Pietismus, Freidenkerthum in der evangelischen Kirche (1650—1750) und die gleichzeitigen Siege des Jesuitenordens, weiter das Freidenkerthum und die katholische Kirche, sowie die Aufklärung in der evangelischen (1750—1815), endlich die Wiederherstellung der Kirche (1814 bis 1840), die Herausbildung neuer religiöser Gegensätze (1840 bis 1870), der Culturkampf und die Missionsthätigkeit des 19. Jahrhunderts. Es wird hier also eine Kirchengeschichte vom Beginne der Neuzeit geboten, die diese Seite des geschichtlichen Lebens im Zusammenhang trefflich beleuchtet. — Das Gleiche gilt von dem nächsten Capitel, in dem Georg Adler die sociale Frage behandelt. Wir sehen davon ab, daß es an die Stelle, wo es steht, weder nach geographischer, noch nach historischer (er beschäftigt sich mit Vorgängen des 19. Jahrhunderts) Eintheilung gehört, und bekümmern uns nur um seinen Inhalt. Von der Entwickelung der capitalistischen Productionsweise und ihren unmittelbaren Folgen ausgehend, behandelt der Verfasser zuerst die sociale Frage in England, wobei wir besonders auf die Würdigung der „Trades-Unions“ hinweisen wollen, dann die sociale Frage in Frankreich, Deutschland (hier sind sehr beachtenswerth die Ausführungen über die Anschauungen von Marx und die abweichenden Lassalle's, sowie über die Ueberwindung des Marxismus durch die Bernstein'sche Richtung) und den übrigen Ländern. Aus den allgemeinen Ergebnissen heben wir die feinsinnige Werthung der „Illusion“ für die Erreichung von praktischen Zielen, die von ihr ganz verschieden sind, hervor, sowie den tröstlichen Ausblick auf die allmälige Umwandlung der socialdemokratischen in eine sociale Reformpartei und auf die Entstehung eines socialen Constitutionalismus. — Das letzte Capitel greift nun von der Gegenwart, wohin die beiden eben erwähnten ausmündeten, weit zurück zu dem Jahre 1650 und setzt Tille's Darstellung fort. H. v. Zwiedineck-Südenhorst behandelt darin, im Wesentlichen nach der bisherigen weltgeschichtlichen Anordnung (wie sehr die geographische Anordnung durchbrochen wird, zeigt die Thatsache, daß in einem Abschnitte [S. 497 ff.] vereinigt wird: „Das Ende der spanischen Großmacht; die Anfänge Rußlands“) die Geschichte von 1650 die 1780. Er beginnt mit einer allgemeinen Charakteristik dieses Zeitraums, die wir mit besonderer Freude gelesen haben; in ihr weht weltgeschichtlicher Geist, und solche Erörterungen führen dazu, die Geschichte wirklich zu beherrschen. Die weitere Darstellung will die Entstehung der modernen Großmächte vom politischen Standpunkte behandeln; folgen können wir ihr nicht mehr, brauchen es aber auch nicht, denn der Verfasser hat sich schon durch seine „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums“ als einen der besten Kenner dieser Zeit bethätigt.

So können wir die einzelnen Capitel des Bandes unseren Lesern warm empfehlen, gerade weil ihre Verfasser sich dem geographischen Princip nicht wie in Band IV gefügt, sondern nach geschichtlichen Grundsätzen gearbeitet haben. Wir würden auf dies geographische Princip im Anfang unserer Anzeige gar nicht nochmals näher eingegangen sein, wenn nicht auch in der Ankündigung dieses Bandes gesagt wäre, daß der Grundgedanke der neuen Weltgeschichte „gezündet“ habe. Das ist betreffs des geographischen Princips nicht einmal für die Mitarbeiter richtig: was an ihm brauchbar ist, ist alt und stets geübt, was neu ist, erscheint verfehlt und auch in der neuen Weltgeschichte selbst aufgegeben. Wir hoffen deshalb, daß nunmehr das geographische Princip nicht mehr als epochemachender Fortschritt behandelt wird; dann sind wir bei den späteren Bänden der uns nicht erwünschten Nothwendigkeit überhoben darauf zurückzukommen, und können uns uneingeschränkt des vielen Guten freuen, was die neue Weltgeschichte bietet: des Inhalts der Einzeldarstellungen und des Vorzugs, bisher vernachlässigte Gebiete ausführlicher zu behandeln. Daß die Ausstattung vortrefflich ist, bedarf bei dem Bibliographischen Institut keiner Versicherung. A. Baldamus.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Aus dem soeben erschienenen 22. Bande der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung 1901), der die Erscheinungen des Jahres 1899 umfaßt, liegt uns der ein stattliches Heft (131 S.) bildende Sonderdruck von Hans F. Helmolt's Berichten über Allgemeine Weltgeschichte und Allgemeine Culturgeschichte vor. In ersterem werden 166, in letzterem nicht weniger als 1702 Nummern angeführt — eine nicht geringe Arbeitsleistung; wenn der Verfasser natürlich den weitaus größten Theil der behandelten Publicationen nur flüchtig eingesehen haben kann, so begegnen uns daneben doch auch recht eingehende Anzeigen, wie z. B. die von Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Sowohl den Begriff der Allgemeinen Weltgeschichte als namentlich den der Allgemeinen Culturgeschichte faßt H. ziemlich weit und erwähnt eine Menge Publicationen z. B. auf dem Gebiete der Philosophie, der Mathematik und der Naturwissenschaften, der Sprache und Literatur, der künstlerischen Entwickelung, bei denen man zweifeln kann, ob sie streng genommen in den Rahmen der Jahresberichte gehören. Immerhin wird dem Benutzer ein Zuviel lieber sein als ein Zuwenig. Eine fesselnde Lectüre können derartige Jahresberichte nicht bieten und zur Besprechung eignet sich namentlich ein einzelner Abschnitt daraus nicht besonders; in Einzelheiten einzugehen ist gerade bei solchen Arbeiten unmöglich. Im Ganzen ist die Zusammenstellung recht geschickt; daß das subjective Urtheil des Verfassers hier und da ein wenig in den Vordergrund tritt, belebt wohl die Darstellung, entspricht aber nicht ganz der eigentlichen Aufgabe der Jahresberichte. — Es sei uns gestattet, den sächsischen Geschichtsfreund bei dieser Gelegenheit auch auf den Bericht über Sachsen und Thüringen hinzuweisen, den auch diesmal wie seit einer Reihe von Jahren M. Laue mit großem Fleiße bearbeitet hat und der ein keine irgendwie wesentliche Erscheinung übergehendes Bild der sächsisch-thüringischen Geschichtsforschung im Jahre 1899 giebt. —m—

— Entwickelungstendenz im Welthandel. Eine handelspolitische Skizze. Von Victor Hugo, Gerichtsassessor, Mitglied des Reichscommissariats für die Pariser Weltausstellung. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. — Die vorliegende Skizzirung der wirthschaftlichen Entwickelungstendenzen der für den Welthandel hauptsächtich in Betracht kommenden Länder soll nichts Erschöpfendes bieten, sondern nur die springenden Punkte der Entwickelung aufzeigen und einige der Factoren aufdecken, auf welchen im Wesentlichen diese Entwickelung beruht. Aus der Vielheit dieser Factoren legt der Verfasser neben der Währung namentlich die folgenden sechs, als die am meisten hervortretenden, seiner Besprechung zu Grunde: 1) Volkscharakter und Klima, 2) natürliche Reichthümer des Landes, 3) Organisation des Handels, 4) Zoll- und Handelspolitik, 5) Verkehrspolitik, 6) Grad der culturellen Entwickelung und Capitalconcentration. In gemeinverständlicher und interessanter Weise werden in der Broschüre die für die großen Fragen der künftigen Handelspolitik wesentlichen Punkte aus der jetztzeitlichen Entwickelung zunächst derjenigen drei Staaten, welche in der Entwickelung der Industrie und der Betheiligung am Welthandel an der Spitze marschiren — Vereinigte Staaten von Amerika, Großbritannien, Deutschland — und sodann der folgenden Länder vorgeführt: Rußland, Indien, Japan, China, Vereinigte Staaten von Australien, Südamerika, Afrika. Als Ergebniß seiner Betrachtungen stellt der Verfasser fest, daß für Deutschland die im Welthandel sich vollziehende natürliche Entwickelung, die u. A. in dem Eintreten der Rohstoffstaaten in den Kreis der Industrieländer sich kundgiebt, nichts wirthschaftlich Bedenkliches an sich habe. Bedenklich seien dagegen die Tendenzen auf nationalwirthschaftliche Abschlußpolitik, welche in Rußland, Großbritannien und in den Vereinigten Staaten von Amerika und von Australien hervortreten. Diese Tendenzen sollten uns vor einer einseitigen Entwickelung unserer Exportindustrie warnen, da plötzliche Rückschläge durch rücksichtslose Versperrung von Absatzmärkten nicht ausgeschlossen seien. „Es ergeben sich mithin,“ so wird ausgeführt, „für Deutschland als Aufgaben die Kräftigung seiner Landwirthschaft neben seiner Industrie, nicht aus Gründen der kornwirthschaftlichen Selbständigkeit im Kriegsfall, sondern als Versicherung für Zeiten rückläufiger Bewegung seines Exports und zur Bilanzirung der deutschen Zahlungsbilanz. Zur Erhaltung der deutschen Concurrenzfähigkeit ist ferner wünschenswerth die weitere enge Verbindung der technischen Wissenschaften mit der Industrie und eine weitere Concentration des deutschen Capitals, sowie eine Cartellirung seiner Exportindustrien behufs geschlossenen Auftretens auf den ausländischen Märkten.“ Mit einem währungspolitischen Rückblick und einem handelspolitischen Ausblick schließt die Schrift, welche bei der großen Actualität, die alle diese Fragen zur Zeit besitzen, nicht nur für Fachleute, sondern für die weitesten Kreise von Interesse sein dürfte. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 96. Dienstag, den 13. August, Abends. 1901.

Wandertage in Mittelfrankreich.

Von Dr. W. Halbfaß-Neuhaldensleben.

Frankreich wird, abgesehen von Paris, der französischen Riviera am Mittelmeer von Ventimiglia bis Nizza und den Alpen Savoyens, verhältnißmäßig selten von Deutschen bereist, die nicht in Geschäften reisen, sondern Land und Leute kennen lernen wollen. Ein Beweis für diese Behauptung liegt in der Thatsache, daß wir noch keinen deutsch geschriebenen Baedeker für Frankreich besitzen. Für Rußland, für Aegypten, für Griechenland und für Spanien wie für England und Skandinavien, ganz abgesehen von der Schweiz, Oesterreich-Ungarn und Italien, hat Baedeker seine ebenso weltbekannten wie zuverlässigen Reiseführer in deutscher Sprache erscheinen lassen, für ganz Frankreich aber nur in englischer und französischer Sprache und vor wenigen Jahren erschien zum ersten Mal ein deutsch geschriebener Baedeker für die französische Mittelmeerküste. Es muß also wohl kein lohnendes Unternehmen sein, für die Handvoll Deutscher, die sich ins Innere Frankreichs wagen, ein in ihrer Muttersprache geschriebenes Reisehandbuch herauszugeben, oder es wird vorausgesetzt, daß diejenigen Deutschen, welche Frankreich bereisen, gebildet genug sind, ein französisch geschriebenes Handbuch benutzen zu können. Ich stelle also fest, daß es neben mehreren sehr guten, wenngleich nicht ganz so praktisch wie bei Baedeker eingerichteten Reiseführern französischer Autoren einen französisch geschriebenen Baedeker durch ganz Frankreich in 4 Theilen giebt (Nord-Est; Nord-Ouest; Sud-Est; Sud-Ouest) von bekannter Vortrefflichkeit und trete nach dieser historischen Abschweifung über die Verbreitung der Reisehandbücher in die Sache selbst ein, indem ich versuchen will, meine Eindrücke wiederzugeben, welche ich auf einer Reise im Hochsommer vorigen Jahres gewonnen habe, als ich gelegentlich einer der im Anschluß an den internationalen Geologentag zu Paris unternommenen geologischen Excursionen einen Theil von Mittelfrankreich kennen lernte. Ich gebe zugleich die Versicherung, daß ich die verehrte Leserin und den geehrten Leser mit der Erörterung sachwissenschaftlicher Fragen an dieser Stelle nicht belästigen werde.

1) Die Auvergne und das Velay. Wie ich wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf, ist der größte Theil des inneren Frankreichs mit Erhebungen von nur unbedeutender Höhe durchsetzt oder auch ganz eben, je weiter man nach Westen vordringend, sich der Küste des Atlantischen Oceans nähert. Die hauptsächlichsten Gebirge, die Alpen, die Pyrenäen, der Jura, die Vogesen, die Ardennen liegen alle an den Grenzen Frankreichs gegen benachbarte Länder. Die alleinige Ausnahme bildet das sogenannte Centralmassiv im mittleren und einem Theil des südlichen Frankreichs, zwischen den Flüssen Garonne, Loire und Rhone, wo alle Flüsse entspringen, die diesen drei großen Strömen Frankreichs zufließen, die große Wasserscheide dieses Landes südlich vom 48. Breitengrade. Zwei Namen aus diesem Bergland sind seit langer Zeit in aller Welt bekannt: das Hochland der Auvergne mit seinen vulkanischen Domen und die besonders aus der Zeit der Religionskriege vielgenannten Cevennen, die in Wirklichkeit kein eigentliches Gebirge sind, sondern nur den Steilabfall der Hochebene gegen das Rhonethal bilden. Fügen wir zu diesen beiden längst bekannten Namen das erst seit einigen Jahrzehnten genannte und besuchte Gebiet der Causses, so haben wir die drei hauptsächlichsten Glieder genannt, aus denen sich das „Dach Frankreichs" zusammensetzt. Zunächst also zur Auvergne.

An einem jener heißen Sommertage, deren der vorige August uns in Mitteleuropa so zahlreiche geschenkt hat, verlassen wir auf der Gare de Lyon die Weltausstellungsstadt Paris. Er ist, wie die meisten Pariser Bahnhöfe, ungemein umfangreich und es hält gar nicht leicht, sich auf ihm zurechtzufinden; der Schalter und Einsteighallen giebt es eine Menge und da gerade in der Frühe eine Masse Schnellzüge in kurzen Zwischenräumen diesen Bahnhof zu verlassen pflegen, so herrschte überall ein großes Gedränge. Indessen ging die Einschiffung Dank der wirklich musterhaften Zucht des Durchschnittsfranzosen und der wohlthätigen Einrichtung, daß man zu den Zügen ohne Androhung von allen möglichen und unmöglichen Strafen durch Ueberschreitung der Gleise — Jeder natürlich auf seine eigene Gefahr — auf kürzestem Wege gelangen kann, glatt von Statten und in einem sehr bequemen Coupé 2. Classe rollen wir durch das Herz von Frankreich dem Süden zu. Der Schnellzug Paris—Nimes, den wir benutzen, um auf schnellstem Wege die Auvergne zu erreichen, berührt während einer 10stündigen Fahrt bis Clermont-Ferrand nur wenige größere Orte. Bis Fontainebleau, dem bekannten Ausflugsort der Pariser mit seinem herrlichen an 70000 Morgen großen Wald, bleiben wir in der Nähe der Seine, dann überschreiten wir die nur schwach angedeutete Wasserscheide zwischen Seine und Loire, an deren rechtem Ufer wir von Gien bis Nevers entlang fahren. Bei der zuletzt genannten Stadt, der Hauptstadt des Departements der Nièvre mit etwa 28000 Einwohnern, verlassen wir die Loire und begleiten den Allier bis St. Germain-des-Fossés, einem sehr bedeutenden Eisenbahnknotenpunkte, denn von hier aus gehen die Routen nach Nimes, Vichy, dem größten Badeorte Frankreichs, und Lyon auseinander. Bis hierher ist die durchfahrene Gegend zwar landschaftlich höchst eintönig, legt aber vollgiltiges Zeugniß ab für die Fruchtbarkeit der belle France; das ganze Land ist gartenähnlich bebaut, Felder und Wiesen erscheinen wohlbewässert und überall sieht man den fleißigen französischen Bauer bei der Arbeit. Störend wirken nach meinem Geschmack im Landschaftsbilde die unzähligen unschön verstümmelten Chausseebäume, denen die meisten Zweige genommen sind, um mit ihren Blättern als Grünfutter zu dienen. Die Loire und später der Allier nehmen zwar ein breites Flußbett ein, aber mit dem Wasser darin sieht es recht kümmerlich aus. — Die unsinnige Entwaldung der Gebirge Mittelfrankreichs, welche erst seit wenig Jahrzehnten zum Stillstand gekommen ist, rächt sich bitter durch die Wasserarmuth fast aller französischen Flüsse. Von St. Germain-des-Fossés aus erreichen wir die Limagne, ein altes Seebecken von beträchtlicher Ausdehnung, jetzt eine der Kornkammern Frankreichs, besäet mit Dörfern und Städten. Bei der nächsten größeren Station Riom ändert sich plötzlich das Landschaftsbild, die Fruchtbarkeit der Felder läßt nach, am Horizont erscheint eine Reihe seltsam geformter Bergkegel, es sind die merkwürdigen Monts Dôme, von denen der Puy de Dôme ja der bekannteste ist, eine mehrfache Reihe vulkanischer Kegel, zwischen denen die alten Lavaströme, im Landesdialekt „Cheires" genannt, eingebettet liegen, ein seltsames Stück unserer Erdoberfläche, welches der Phantasie das Bild einer Mondgegend vorzuführen vermag und in Europa nur noch auf Island seines gleichen findet. Hier beginnt zugleich die Region der „villes noires", der schwarzen Städte und Dörfer, deren Häuser und Kirchen weit und breit aus den schwarzen Lavamassen dieser Gegend erbaut sind und dadurch einen eigenthümlich düsteren Anblick gewähren, trotz der breiten und regelmäßig angelegten Straßen und der üppigen Vegetation der Wein- und Obstgärten, welche sie umgeben. Clermont-Ferrand, die alte Hauptstadt der Auvergne, jetzt Amtssitz des Departement Puy de Dôme, eine der bedeutendsten Städte des inneren Frankreichs mit über 50000

Einwohnern, Sitz des 13. Corpscommandos, einer Universität etc., liegt sehr anmuthig auf der breiten Wölbung eines Hügels und von herrlichen Weinbergen umgeben; in seine Straßen schaut das Wahrzeichen der Stadt, der vielgenannte Puy de Dôme mit 1463 Metern, den wir morgen ersteigen wollen. Obwohl wir rein geographisch uns in der südlichen Hälfte Frankreichs, jenseits des 46. Breitengrades, befinden, trägt Clermont dennoch durch die Bauart der Häuser, den Typus und die Sprache seiner Bewohner und die Sauberkeit der Straßen durchweg ein nordfranzösisches Gepräge. Wir sollten uns später davon überzeugen, daß das eigentliche Südfrankreich erst südlich des Centralmassives beginnt und räumlich wohl kaum mehr als den 8. Theil des Landes einnimmt. — Da unsere Reisegesellschaft nahezu 40 Personen beträgt, so können wir nicht alle im Hotel de la Poste, dem ersten der Stadt an der Place de Jaude, Platz finden, sondern werden zum Theil in dem ½ Stunde entfernten Badeort Royat untergebracht, dessen vornehm eingerichtete Hotels auf eine sehr zahlungsfähige Kundschaft schließen lassen. Für den Abend hatte uns der Magistrat der Stadt zu einer Soirée im Stadthause eingeladen, an der sich von Clermont wohl Alles betheiligte, was irgendwie zu den Honoratioren gerechnet wurde. Es war eine sehr zahlreiche und glänzende Versammlung, von der wir, wie auf allen späteren receptions, äußerst liebenswürdig aufgenommen und bewirthet wurden. Selbstverständlich betheiligten sich auch, wie überall, die Spitzen der Militärbehörden, hier der commandirende General, an den Empfängen und man hatte reichlich Gelegenheit, Studien über die Physiognomien und das Auftreten der höheren französischen Officiere zu machen, die den bekannten Ausspruch von der französischen Höflichkeit und zuvorkommenden Gefälligkeit vollauf bestätigten. Allzulange konnten wir uns übrigens nicht auf der reception aufhalten, denn die Wagen, die uns nach dem Fuß des Puy de Dôme bringen sollten, waren schon zu einer sehr frühen Morgenstunde bestellt. Wir Bewohner des Badehotels in Royat hatten übrigens den Vorzug eine halbe Stunde länger schlafen zu können, denn der Weg führte von Clermont über diesen Ort, dessen warme Quellen schon von den Römern benutzt wurden. In Royat trifft man noch eine reiche Vegetation, denn das Dorf birgt sich im Schatten eines Waldes von Edelkastanien in einer von der Tiretaine durchflossenen Schlucht. Jenseits des Oertchens Fontanat ändert sich der Charakter der Landschaft. Sie wird eben, öde, eintönig, wir fahren über eine schweigende Haidestrecke, von strauchartigen Farnkräutern überwuchert, auf einem Trümmerboden, welcher von Schlacken, Puzzolanen, Kalk- und Glimmerstücken bedeckt ist. Auf dem Col de Ceyssat verlassen wir die Wagen. Hier steht ein aus Stein gebautes einfaches Wirthshaus, in dem es an jenem Morgen sehr lebhaft zuging. Das prachtvolle Wetter hatte nämlich neben uns noch zahlreiche andere Touristen und Leute aus der Nachbarschaft zu einem Besuche des Puy de Dôme gelockt und so waren es wohl an 100 Personen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Leute mit Lackstiefeletten und solche mit Holzpantinen, welche hier eine Ruhepause machten, bevor es in Zickzackwindungen den eigentlichen noch 2—300 Meter höheren Gipfel hinaufging. Von dieser Stelle aus gewährt der Berg jenes eigenthümliche mehr fesselnde als formenschöne Bild, das wir aus zahllosen Illustrationen kennen. In kaum Dreiviertelstunden ist die höchste Spitze, 1465 Meter, erklommen und wir können von der Plattform des meteorologischen Observatoriums, das den Gipfel des Berges krönt, in aller Muße die Aussicht betrachten. Ein gutes Stück des inneren Frankreichs liegt vor unseren Blicken ausgebreitet, doch ist der Fernblick, der sich nach Norden und in die Getreidefelder des Bourbonnais, nach Osten bis zur Mauer des Forezgebirges, nach Süden bis zu den Monts Dore und den Gipfeln der Cevennen erstreckt, weniger eindrucksvoll als der fremdartige Anblick der erloschenen Vulkane, die sich um den Puy de Dôme wie Vasallen um ihren König schaaren. Man zählt ihrer 39 gegen Norden, 25 gegen Süden und trotz einer gewissen Einförmigkeit — sie zeigen fast alle die einfache grüne Rasenbekleidung — entsteht doch eine belebende Mannigfaltigkeit durch den Unterschied der Höhe, der Kraterbildung und der Gruppirung im Einzelnen. Der Puy de Dôme zeigt wie mehrere andere Puy keine Krateröffnung, dagegen ist diese z. B. ausgezeichnet beim kleinen Puy erhalten, dessen Krateröffnung den Namen des Hühnernestes (Nid de la Poule) trägt und der sich wie das Kirchendach an den Thurm ansetzt. Für den fehlenden Krater werden wir auf dem Puy de Dôme durch zwei andere Merkwürdigkeiten entschädigt. Die eine ist das meteorologische Observatorium, — bekanntlich befinden wir uns hier auf einem classischen Boden der Meteorologie, hat doch Blaise Pascal auf diesem Berg zuerst die Höhenberechnung mittels des Barometers angewandt —, die andere ist ein im Jahre 1873 beim Bau eben jenes Observatoriums entdecktes antikes Bauwerk, das laut einer aufgefundenen Inschrift einen kolossalen Tempel des Merkur darstellte und wahrscheinlich von barbarischen Horden im 3. Jahrhundert nach Christo zerstört wurde. Man fand in dem zu Tage geförderten Schutt die kostbarsten Stücke antiker Marmorarten aus Italien, Griechenland und Afrika, Waffenstücke aus Eisen und Bronze und viele andere Gegenstände, die im Museum zu Clermont aufbewahrt sind. Natürlich ist hier oben auch hinreichend Gelegenheit geboten, sich Andenken an den merkwürdigen Berg zu kaufen, vornehmlich kleine Nippsachen aus Lava, für die leider ein unverschämt hoher Preis gefordert wurde. Den Abstieg nehmen wir über den kahlen und steilen Nordabhang, weil wir noch dem Nid de la Poule einen Besuch abstatten wollen. Einem Alpenfahrer mag ein solches Unternehmen ziemlich bescheiden vorkommen. Doch täuschen hier die großen Verhältnisse den Blick und das Hinabgleiten von dem schlüpfrigen Rasenhang des Puy de Dôme, wie das Hinaufklimmen zum gleichgestalteten Nid, wo nur die vom Heerdenvieh getretenen Pfade, die sentiers des brebis, dem Fuße einen Haltpunkt gewähren, kosteten uns manchen Schweißtropfen. Im Wirthshause „La Baraque", das auf einem Lavacouloir erbaut ist, welches vom Puy de Parion herabkommt, erholten wir uns bald von den ausgestandenen Mühen und bekamen zugleich eine Vorstellung von den culinarischen Genüssen eines französischen Landwirthshauses. An Sauberkeit und Bequemlichkeit stehen, wenigstens in einigen Gegenden unseres Vaterlandes, die deutschen Dorfwirthshäuser voran, aber hinter den französischen in Bezug auf die Reichhaltigkeit und Güte der Speisen und Getränke bleiben sie weit zurück. Mit fabelhafter Geschwindigkeit wurde uns in wenig mehr als einer halben Stunde ein Diner vorgesetzt von einer Beschaffenheit, daß man glauben konnte, man befände sich auf einem Pariser Boulevard und nicht in einem abgelegenen Dörfchen 1200 m über dem Meere. Bei der Rückfahrt nach Clermont genossen wir einen prachtvollen Ausblick über das weite Häusermeer dieser Stadt, aus welchem die mächtige Kathedrale Notre-Dame, aus schwarzem Lavagestein erbaut, majestätisch emporragt. Zur Rechten der Stadt fällt ein platter, nach 3 Seiten steil abfallender Bergvorsprung auf, welcher einer künstlichen Befestigung ähnelt. Hier lag das Gergovia der Arverner, das einst von Vercingetorix mit so viel Muth und Erfolg gegen Julius Cäsar vertheidigt wurde. Leider mangelte es uns an Zeit, die Straßen des alten Oppidum zu besichtigen, welche unter Napoleon III. durch den bekannten Oberst Baron Stoffel zu Tage gefördert sind. Dafür unternahm ich mit einigen Reisegefährten einen sehr lohnenden Ausflug nach dem alten Montferrand, welches in verwaltungsrechtlicher Beziehung zu Clermont gehört. Hier stoßen die Gegensätze gewaltig auf einander. Mit einer elektrischen Straßenbahn fährt man bis zu dem Eingangsthor der Stadt. Betritt man dieselbe, so wähnt man sich wie mit einem Schlage um eine ganze Anzahl von Jahrhunderten zurück, denn Montferrand besitzt eine große Zahl von Häusern aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, einzelne sogar noch aus dem 13. Jahrhundert. Alles ist dort so erhalten, wie in den grauen Zeiten des Mittelalters, die Treppen, die Erker, die Alkoven, die Zimmerdecken etc. Diese Häuser stehen aber nicht etwa leer oder dienen als Museen, sondern werden wie andere Wohnhäuser bewohnt. Die Einwohner führen die Fremden bereitwilligst durch ihre Räume und sind natürlich für ein Trinkgeld nicht unempfindlich, wir sind aber nirgends durch aufdringliche Bettelei belästigt worden. Südwärts von den Monts Dôme streicht eine andere Bergkette dahin, von einem der Quellbäche der Dordogne die Monts Dore genannt. Aus ihrer Mitte erhebt sich der höchste Gipfel des französischen Centralplateaus, der 1886 Meter hohe Puy de Sancy. Die Monts Dore bieten gegen die Monts Dôme einen ganz veränderten Anblick; statt der abgerundeten Kegel treten hier zackige Gipfel und scharfkantige Kämme auf, die nicht selten an die oberbayrischen und nordtiroler Kalkalpen erinnern. Der gewöhnliche Ausgangspunkt für die Besteigung des Puy de Sancy ist der Badeort Mont-Dore-les Bains, gleich Royat und dem benachbarten Bourboule eine echt französische Badestadt mit Theater, Casino etc. Die heißen Quellen, welche die Gäste gegen rheumatische Leiden meist mit gutem Erfolg benutzen, waren schon den Römern bekannt und die römischen Badevorrichtungen sind noch sehr gut erhalten.

Die Besteigung des Puy de Sancy nimmt etwa 2—3 Stunden in Anspruch und ist nirgends beschwerlich, geschweige gefährlich, dennoch standen uns eine Anzahl Pferde und Esel nach Belieben zur Verfügung und da auch hier, wie bei der Besteigung des Puy de Dôme, viele andere Leute den schönen Tag benutzten, so gestaltete sich der Aufstieg wie der Abstieg zu einem sehr bunten und unterhaltenden Bilde. Der Weg führt zunächst eine Strecke eben, dann wird in Windungen ein Thal durchquert und man erreicht endlich ein sattelartiges Plateau, über das die eigentliche Spitze noch gegen 100 m emporragt. Gar mancher Graurock trug nur widerwillig die ihm unwillkommene Last und ließ den Reiter ziemlich unsanft bei einer ihm passenden Biegung des Weges absitzen. Die Fußgänger konnten die Serpentinen des Aufstieges meist auf kürzeren Wegen abschneiden und so kam die ganze Karawane ziemlich gleichzeitig auf jenem Sattel an, wo nun auch die „hoch zu Roß" oder „niedrig zu Esel" Hinaufgekommenen Schusters Rappen besteigen mußten. Auf dem ziemlich schmalen höchsten Gipfel drängten sich dicht die Besucher und — Besucherinnen. Neben dem Lodenrock und den Bergschuhen des Geologen konnte man die feinen Sommerkleider und die Stiefelchen der Pariserinnen beobachten, welche ihren Gebieter auf seiner Badereise begleiteten oder auch nur zur Erholung die Auvergne aufgesucht hatten. Uebrigens mußte man es den feinen Badedämchen lassen: mit spielender Leichtigkeit, unter Scherzen und Lachen überwanden sie die 800 m Höhendifferenz und zeigten, auf der Spitze angekommen, nicht die leiseste Müdigkeit. Mit lebhaftem Interesse folgten sie den ausführlichen natürlich rein fachmännischen Ausführungen unseres geologischen Führers und zeigten sich gänzlich frei von jenem spießbürgerlichen Dünkel, welchen man leider so oft bei Sommerfrischgästen in unserem deutschen Vaterlande beobachten kann. Dasselbe musterhafte Verhalten der Einheimischen gegenüber unserer Gesellschaft, die vorwiegend aus Deutschen bestand, konnte ich überall rühmend auf unserer Reise beobachten. — Die Fernsicht vom Puy de Sancy ist nicht wesentlich von der des Puy de Dôme verschieden, reicht nur noch nach Süden etwas weiter, sehr malerisch ist auch hier die Nahesicht durch den Anblick der scharfen verwitterten Felsgräte und tief eingesenkten Thäler, unter denen das der Dore, des hauptsächlichsten Quellflusses der Dordogne, mit Mont-Dore im Hintergrund, am meisten in die Augen fällt. Von den vielen Maaren der Auvergne, den eigenthümlichen Kraterseen, deren wir ja auch in Deutschland in der Eifel charakteristische Beispiele besitzen, ist von hier aus leider keines sichtbar, denn der lac Chambon, dessen blaue Fläche heraufschimmert, ist nur eine seichte Erweiterung der Couze, eines Zuflusses des Allier. Abends genossen wir noch im Kurtheater eine Komödie von Augier „Maître Guérin", die recht flott gespielt wurde, wenigstens während der drei ersten Acte, die ich mir ansah, und am nächsten Tage ging es wieder in aller Herrgottsfrühe mit unserm Wagen fort, um die Eisenbahnlinie zu erreichen, welche im Westen das Centralplateau einschließt. Ausnahmsweise fuhren wir heute Morgen wohl an 2 Stunden durch einen herrlichen wohlgepflegten Tannenforst; er ist Staatseigenthum und wird daher sehr geschont. Im Allgemeinen ist die Auvergne leider sehr arm an Wald; und die eigenthümlichen, durch die ehemalige Vergletscherung des Landes bedingten Landschaftsformen, die schönen Fernsichten und das Fremdartige in der Bestellung der Felder, der Bauart der Häuser und den Trachten der Frauen müssen für den Mangel an schattigen Wäldern entschädigen, welche das Reisen in den meisten deutschen Mittelgebirgen zu einem Hochgenuß machen. Die durchweg aus Stein gebauten Häuser besitzen fast ausnahmslos sehr spitz zugehende Dächer, ein sicherer Beweis für die starken Schneefälle des Winters. Mittagsrast machten wir in La Tour d'Auvergne, einem altersschwarzen auf Basalt gebauten kleinen Nestchen, das historisch dadurch merkwürdig ist, daß die Familie des großen Feldherrn Turenne von einem Schlößchen abstammt, von dem nur noch kümmerliche Reste erhalten sind. — Am Nachmittage kamen wir wiederholt an riesigen erratischen Blöcken vorbei, an denen die Spuren ihres Transportes oft noch deutlich sichtbar waren, und fuhren dann von der Hochebene über 300 Meter hinab wieder in das Flußthal der Dordogne, wo wir in dem kleinen Städtchen Bort Halt machten. Es war ein Sonnabend Abend und Alles, was sich nur irgend freimachen konnte und Beine hatte, umstand mit den Zeichen höchster Neugierde unsere Wagen, als wir ihnen entstiegen. Eine gewisse Enttäuschung machte sich wohl unter den guten Bewohnern von Bort geltend, denn statt 120, von denen irgend ein naseweises Localblättchen gefabelt hatte, waren wir nur unserer 40, aber nichtsdestoweniger wurden wir mit großem Aufwand in unsere Quartiere gebracht, deren es eine ganze Menge waren, weil gleichzeitig mit uns noch eine Anzahl Sommergäste dort weilten und die Mehrzahl der Zimmer in den Hotels in Beschlag genommen hatten. Ich wohnte bei einem ehrbaren boutonnier, der seine beste Stube für mich eingerichtet hatte, welche, zwar im Uebrigen mehr als einfach eingerichtet, ein ganz vorzügliches Bett besaß, in dem ich im Gegensatz zu manchen anderen Reisegefährten vorzüglich und — völlig unbehelligt schlief. Die Betten in kleinen, nicht selten auch in großen französischen Orten pflegen nämlich Mitbewohner zu haben, die im Stande sind, dem ausgepichtesten Schläfer den Schlaf zu verleiden. Der Vormittag des nächsten Tages war mit geologischen Ausflügen in die nächste Umgegend ausgefüllt, zu Mittag aber trafen wir uns in dem Schulhause des Ortes, in welchem zwei in einandergehende Schulzimmer ausgeräumt waren, um unserer Mittagstafel Platz zu machen, weil die Gasthöfe keine genügenden Räume boten. So saßen wir also höchst vergnügt bei Melonen, Wein und Fisch — um nur einige culinarische Genüsse hervorzuheben —, während die Wände Wandkarten, botanische Abbildungen und Zeichenvorlagen bedeckten. Zu den Fenstern aber schaute mit offenem Munde die Schuljugend herein, die eine solche Entweihung der geheiligten Schulräume bis dahin gewiß für unmöglich gehalten hatte. Am Nachmittag fuhren wir mit der Bahn südwärts über Mauriac nach Aurillac, der größten Stadt der südlichen Auvergne. Der Glanzpunkt dieser Fahrt ist der Blick in das tief eingeschnittene Thal der Maronne bei der Station Loupiac-Saint-Christophe. Aus der Tiefe des Thals erhebt sich auf einem isolirten Hügel in äußerst romantischer Lage die Kapelle Notre-Dame-du-Château. Leider konnten wir aus dem Coupéfenster auf diese und andere Herrlichkeiten des Thals, das zu den großartigsten des inneren Frankreichs gezählt wird, nur einen flüchtigen Blick werfen, auf dem Reiseprogramm stand für heute Abend Aurillac und daher mußten wir ohne Gnade und Barmherzigkeit weiter rollen. Aurillac, die Hauptstadt des Departement Cantal, hat ca. 20000 Einwohner, ist natürlich Garnisonstadt, ich glaube sogar, mehrerer Regimenter, und liegt sehr hübsch am rechten Ufer der Jordanne. Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist die maison des Consuls, ein prachtvolles Gebäude im gothischen Stil aus dem 16. Jahrhundert, in welchem sich jetzt die Sparcasse befindet, und das Stadthaus, dessen Fassade mit den Büsten aller großen Männer, welche Stadt und Umgebung hervorgebracht haben, geschmückt ist. In seinen Räumen genossen wir alsbald wieder einen glänzenden Empfang, der von Seiten der Stadt besonders herzlich ausfiel, weil unser geologischer Führer einer ihrer Söhne war. Während des Empfanges spielte auf dem weiten Marktplatze vor dem Rathhause, der glänzend erleuchtet war, die Militärkapelle in wirklich ganz vorzüglicher Weise. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich theils auf dem Platze selbst eingefunden, theils hatte sie alle Fenster der Häuser, die nach dem Markt herausgingen, in Beschlag genommen. Und das Alles wegen einer Handvoll internationaler Geologen.

Die Wagenfahrt des nächsten Tages führte in östlicher Richtung über die Südabhänge des Cantalgebirges durch vorzugsweise in geologischer Beziehung interessante Gegenden und endigte in dem kleinen Badeort Vic-sur-Cère. Hier hat, ähnlich wie die Südbahngesellschaft im östlichen Tirol, die Orleansbahn auf ihre eigene Kosten ein vorzügliches Hotel erbauen lassen, in dem zur Abwechselung mal sämmtliche Theilnehmer zusammen nächtigen konnten. Hier, wie in dem gleich zu erwähnenden Hotel des Touristes auf dem Col du Lioran, welches gleichfalls der Orleansbahn zugehört, waren wir ganz vortrefflich nach jeder Richtung hin aufgehoben und konnten uns dieses Mal, ohne eine reception über uns ergehen lassen zu müssen, zeitig zur Ruhe legen. Am nächsten Morgen fuhren wir thalaufwärts Angesichts der großartigen Kunstbauten der Eisenbahn bis zum 1152 m hohen Col du Lioran zwischen der Plomb du Cantal (1858 m) im Süden und dem Puy de Orion (1694 m) im Norden. Die Straße durchbricht das Gebirge in einem 1412 m langen etwas kümmerlich durch Fackeln erleuchteten Tunnel, der schon im Jahre 1839 erbaut wurde, um den durch die Schneemassen häufig verursachten Verkehrsstörungen auf dem Paß ein Ende zu machen, die Eisenbahn überschreitet dagegen, gleich der Brennerbahn, die Paßhöhe auf freier Strecke. An die Brennerhöhe erinnert überhaupt der Col du Lioran in mehrfacher Beziehung, in klimatischer Beziehung gleicht unsere Fahrt und ihre Fortsetzung am

Nachmittag einer Fahrt auf der Brennerbahn gegen Bozen über Brixen und Sterzing nach Innsbruck, wenigstens was den Uebergang von einem südlichen nach einem nördlichen Landschaftsbild betrifft. Der Uebergang von den Kastanien und Weinreben zu den Tannen und Lärchen ist ziemlich unvermittelt. Unser nächstes Nachtquartier schlugen wir in Murat auf, einem zwar nur kleinen aber sehr malerisch am Fuß mehrerer Phonolitkegel gelegenen Städtchen. Der Stern von Murat ist der Rocher de Bonnevie, ein Basaltklotz, der sich 140 m unmittelbar über der Stadt erhebt und mit einer großen Statue der Jungfrau Maria gekrönt ist, doch ist auch ein Rundgang durch die alterthümlichen Straßen äußerst lohnend und am jenseitigen Ufer der Alagnon, eines Nebenflusses des Allier, liegt auf einem andern Vulkan eine hochberühmte alte Kirche, der wir aber erst am Nachmittage des nächsten Tages einen Besuch abstatten konnten, da wir für den Vormittag die Besteigung des Puy de Mary, des lohnendsten Aussichtsberges des Cantalgebirges (1787 m), auf das Programm gesetzt hatten. Der Weg nach diesem Berge führt ziemlich einförmig meist über kahles Weideland, das vor vielen Jahren natürlich von Wäldern bedeckt war. Bis zum 1582 m hohen Col du Puy Mary oder Pas de Peyrol ist der Weg fahrbar, denn über diesen Paß führt eine wichtige Gebirgsstraße nach Salers und Mauriac. Vom Paß geht's ziemlich steil über Rasen den nach allen Seiten frei abfallenden Berg hinan, der in einer halben Stunde erklommen ist. Ein weites Panorama von seltener Größe eröffnet sich von der Spitze des Berges, strahlenförmig gehen nach allen Seiten hin Thäler hinab, man steht hier wie auf einem Knotenpunkt im Gewirr unzähliger Höhenzüge. Malerisch ist die Aussicht jedenfalls zu nennen, aber schwerlich schön, denn es fehlt ihr gänzlich das Mannigfaltige, der Reiz des Gegensatzes zwischen Cultur und Natur. Alles ist hier oben ausgestorben und todt, man darf nicht vergessen, daß wir uns im Mittelpunkt des größten Vulkans des europäischen Festlandes befinden, allerdings eines erloschenen, aber die Landschaft trägt doch durchaus überall die Spuren gewaltiger Naturkräfte, welche sich der Cultur feindlich gegenübergestellt haben. Mit einem Wort, es fehlt der Aussicht von diesem in vieler Beziehung berühmtesten Berge Frankreichs das versöhnende erfreuliche Moment. Reichlich wurde dieser Mangel wieder ausgeglichen bei dem Mittagsmahl, das wir auf der Paßhöhe in freier Natur zu uns nahmen. Ein Proviantwagen mit dem nöthigen Eß- und Trinkvorrath war mitgefahren; während wir den Puy bestiegen hatten, war inzwischen das Mahl auf Tischleinen bereitet worden, die über die Rasenfläche gespannt waren, und kaum hatte der gute Rothwein die Kehlen befeuchtet und die Herzen schneller schlagen gemacht, als auch schon Toast auf Toast folgte. Die Fröhlichkeit erreichte aber ihren Gipfel, als unter allgemeinem Jubel auf dem schmalen Paßübergang beim Klang des Dudelsacks der Nationaltanz der Auvergne getanzt wurde. Ich muß hier einschalten, daß sich nicht nur mehrere Damen und Herren aus Aurillac und Murat unserer Expedition angeschlossen hatten, sondern daß auch viel Volk aus der nächsten Umgegend den schönen Tag zur Besteigung des Puy Mary benutzt und sich mit uns gelagert hatte. Der etwa 60jährige Bürgermeister von Aurillac ließ es sich nicht nehmen, den Nationaltanz, der in der Hauptsache in einem eigenthümlichen Vorbeitanz des Paares in gerader Linie unter entsprechender Bewegung theils des ganzen Körpers, theils der Gliedmaßen allein besteht, mit irgend einer ländlichen Schönen zusammen anzuführen.

So hatte sich unser Ausflug zu einem frohen Volksfest gestaltet, bei dem es trotz aller Lustigkeit der Theilnehmer sehr gesittet und anständig zuging und das uns Allen stets unvergeßlich bleiben wird. Nach unserer Rückkehr von Murat besuchte ich mit einigen Reisegenossen die schon oben erwähnte alte Kirche auf dem Rocher de Bredons. Interessanter als die Kirche waren uns die im vulkanischen Stein befindlichen großen nischenartigen Höhlen, die deutliche Spuren ehemaliger Bewohntheit zeigten, vor Allem aber die wahrhaft idyllische Klause, in der der Pfarrer der Kirche hauste. Das inmitten eines uralten durch Felsen vor Wind und Zugluft gänzlich geschützte Häuschen erschien uns so recht als ein buen retiro nach den Stürmen des Lebens. Mit Stolz und Behagen zeigte der Besitzer uns seine reichbesetzten Obstbäume und Weinspaliere, die nach den Proben zu urtheilen, welche wir kosten durften, einen ganz vorzüglichen Tropfen hergeben. Irgend welcher politischer Gegensatz trat nicht zu Tage, vom „Erbfeind" hatte der freundliche Priester nicht das Geringste an sich, der uns mit den besten Segenswünschen und Hoffnungen, uns noch einmal wiederzusehen, entließ und uns noch ein gutes Stück Weges das Geleit gab.

Die Bahn trug uns am folgenden Tage ein gutes Stück weiter östlich. Bis dicht vor Arvont, wo wir auf die große Linie Paris-Nimes übersteigen, die wir in Clermont verlassen hatten, bleiben wir im Thal der Allagnon, dann überschreiten wir den Allier und steigen das Plateau hinan, welches Allier und Loire trennt. In einem großen Tunnel wird die Wasserscheide zwischen beiden Strömen durchbrochen und nun befinden wir uns nicht mehr in der eigentlichen Auvergne, sondern in der Landschaft Velay, dem Bergland der alten Velavier oder Velauni mit der wundersamen Hauptstadt, die ihren Namen von den bizarren, zuckerhutförmigen Erhebungen ihres basaltischen Bodens erhalten hat: Le Puy. Wie viele der freundlichen Leser werden je von Le Puy gehört haben? Und doch gehört es zu den merkwürdigsten Landschaftsbildern der ganzen Erde, wenigstens nach der Aussage keines Geringeren als Alexander v. Humboldt's! Und in der That, wer von der Höhe des Mont Corneille, eines fast senkrecht mitten in der Stadt 134 m hoch emporragenden Basaltfelsens, auf welchem das aus russischen Kanonen gegossene Kolossalbild von Notre Dame de France aufgerichtet steht, das beiläufig gesagt ohne Piedestal eine Höhe von 16 m erreicht, wer von dort einmal Rundschau gehalten hat, der mag sich leicht zu der Ansicht des großen Naturforschers bekennen. Es läßt sich schwer eine Schilderung geben von dem unvergleichlichen Formenreichthum, von dem reizenden Wirrsal von Weinhügeln, mit Hunderten blinkender Landhäuser und zerfallener Schlösser geziert, wie vor Allem das malerische Polignac, ein charakteristisches Muster der vielen Reste südfranzösischer Feudalburgen, den mannigfachen Culturen, den sich überhöhenden Bergzügen mit Schluchten und Breschen dazwischen, den verschwindenden und wieder aufblitzenden Wasserläufen, den Bahnlinien und Straßen mit ihren Viaducten — Alles überspannt von einem hesperischen Himmel, zu dem im Süden die höheren Gipfel der Cevennen aufragen, unter ihnen der Gerbier de Joncs, die Wiege des Loirestromes, und der Piz Mézenc, der höchste Punkt dieses Gebirges. Diese Aussicht, das war uns Allen klar, war die Krone dessen, was wir bis jetzt in Mittelfrankreich genossen hatten. Uebrigens steht unmittelbar neben dem Rocher de Corneille ein zweiter, welcher noch steiler, fast wie ein Zuckerhut, und fast ebenso hoch emporragt, der auf seiner schmalen Kuppe eine in edlen Umrissen gehaltene Kapelle trägt. Am Fuße aber des zuerst genannten Felsens liegt die in romanisch-byzantinischem Stile erbaute Kathedrale, eine kunsthistorisch in höchstem Maße interessante Kirche, an der zwölf Jahrhunderte gebaut haben; besonders reizvoll und anheimelnd ist der Kreuzgang des an die Kirche angebauten Klosters. Außer diesem Bauwerk begegnen wir in Le Puy noch vielen Spuren aus den Zeiten der Römer und des Mittelalters, aber auch die Gegenwart hat Gebäude und Anlagen geschaffen, wie sie bei uns zu Lande wohl nur sehr selten ein Provinzialstädtchen von knapp 20000 Einwohnern aufzuweisen hat. Da ist das schöne Denkmal von Lafayette, der Brunnen Crozatier, vor Allem aber das inmitten herrlicher Gartenanlagen und Promenaden gelegene Museumsgebäude, ein Schmuckkästchen innen und außen, das jeder Großstadt zur Zierde gereichen würde. Es enthält neben kunsthistorischen, archäologischen, ethnographischen Sammlungen auch sehr bedeutende naturwissenschaftliche, die uns ein Vetter und Namensvetter des berühmten Dreyfus zeigte. Das Museum ist fast gänzlich auf Kosten eines Crozatier, Bürgers der Stadt Puy, gebaut. Hut ab vor solchen Patrioten! In den weiten Gartenanlagen vor dem Museum spielte am Abend uns zu Ehren die Regimentskapelle ihre lustigen und ernsten Weisen; mit Musik waren wir übrigens auch am Mittage vom Bahnhofe her, von einer großen Menschenmenge begleitet, in die Stadt eingeholt worden.

(Schluß folgt.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 97. Donnerstag, den 15. August, Abends. **1901.**

Wandertage in Mittelfrankreich.

Von Dr. W. Halbfaß-Neuhaldensleben.

(Schluß.)

Die beiden nächsten Tage galten einem Ausflug nach den höchsten Theilen der Cevennen, vor Allem der Besteigung ihres Höhepunktes, des 1754 m hohen Mézenc. Wie ich schon Eingangs dieser Schilderung hervorhob, sind die Cevennen kein selbständiges Gebirge, sie sind vielmehr im Grunde nichts Anderes als der Steilabfall des nach Osten zu sanft ansteigenden Centralplateaus in das Durchbruchsthal der Rhone; es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man bei ihrer Besteigung von Osten her kaum bemerkt, daß man allmälig an Höhe gewinnt. Gleich den Bergen der Auvergne und des Velay sind auch die Hauptgipfel der Cevennen vulkanischen Ursprungs, freilich aus einer so lange zurückliegenden Zeitepoche, daß sie die charakteristischen Formen der vulkanischen Berge fast ganz verloren haben und mehr den sanften Erhöhungen deutscher Mittelgebirge gleichen. Die Hauptkette der Cevennen ähnelt von Osten aus sehr dem Kamm des Riesengebirges von ihrem Nordfuß aus, nur fehlt, wie ja überall in Frankreich, der Wald. Nur dürftige Weiden, kaum unterbrochen von Wachholderbüschen und Zwergkiefern, und hier und da Trümmerhalden vulkanischen Gesteins erblickt das Auge. Grau in grau, das ist das Bild der Landschaft, die wir an diesem Tage durchfuhren; in die Landschaft fügen sich vollkommen ein die grauen Häuser der Cevenolen, deren Dächer bis fast an die Erde reichen und den Wohnungen ein gedrücktes düsteres Aussehen geben, und endlich auch die Bewohner selbst, ein kleines häßliches Volk mit meist stumpfsinnigen Gesichtern. Ihre Armuth ist durch die Dürftigkeit des Bodens bedingt, es scheint ihnen aber auch allmälig in ihrer Verlassenheit der Muth abhanden gekommen zu sein, sich aus ihren Verhältnissen durch eigene Kraft herauszuarbeiten. Wie zur Zeit der Religionskriege — bekanntlich stammt der größte Theil der in Deutschland wohnenden Hugenotten gerade aus dieser Gegend — so wandern auch heutzutage noch viele Männer aus, um theils in Paris und Marseille, theils aber auch jenseits des Oceans das Glück zu suchen, das ihnen in der Heimath nicht blühen will. — In Boussulet nahmen wir, da die Wirthshausräume zu klein waren, mitten auf dem Marktplatz des Dörfchens, wenn ich so sagen darf, das Mittagsmahl ein, natürlich umringt von allen weiblichen und männlichen Bewohnern des Oertchens. Manche Gruppe namentlich unter der weiblichen Bevölkerung wurde „geknipst“, besonders diejenige von Klöpplerinnen, die man in dieser Gegend an jeder Straßenecke, fast vor jeder Thür eifrigst bei der Arbeit versammelt sieht. Alle tragen sie eigenthümlich geformte Mützen auf dem Kopf, die je nach ihrem Familienstand, ob ledig, verheirathet oder verwittwet, mit Streifen von verschiedener Farbe versehen sind. Kurz vor Boussulet waren wir bei einem der großen Steinbrüche vorbeigekommen — sie machen den Hauptreichthum der Gegend aus — dessen Besitzrechtsverhältnisse vom socialen Standpunkte sehr interessant sind. Dieser Steinbruch gehört nämlich der Gemeinde Blavocy, aber nur den verheiratheten Mitgliedern, die unverheiratheten haben keinen Theil daran; stirbt die Frau, so erlischt der Mitbesitz des Mannes so lange, bis er sich wieder verheirathet hat. Es fing schon an leise zu dämmern, als wir den Doppelgipfel des Mézenc zu Gesicht bekamen, ein stumpfer Hang zur Rechten und ein etwas steilerer Kegel zur Linken, der die eigentliche Spitze des Berges bildet. Wir behielten beide Gipfel noch lange im Auge, denn um unser Nachtquartier, das Dörfchen Les Estables, zu erreichen, mußten wir einen großen Bogen um sie herumfahren. Les Estables ist ein kleines abseits der großen Welt gelegenes Cevennendörfchen mit grauen kleinen Steinhäusern und schmutzigen Gassen; indessen bewirkt die Nähe des Mézenc doch, daß es insofern ein wenig von der Cultur beleckt ist, als es zwei „Hotels“ von zwar nur bescheidenen Dimensionen besitzt, in denen wir aber, wie immer in Frankreich, ganz vortrefflich bewirthet wurden. Mit dem Nachtlager sah es allerdings weit kümmerlicher aus; ich erwischte mit zwei Kameraden ein ganz gutes Lager mit Strohmatratzen, auf dem ich gänzlich unbehelligt schlief. Andern Reisegefährten, welche wirkliche Betten erlangt hatten, erging es in dieser Beziehung bedeutend schlechter. Um 4 Uhr wollte man schon aufstehen, es herrschte aber zu dieser Zeit dichter Nebel, der recht naßkalt hernieder kam, ich zog es daher mit mehreren Freunden vor, noch ein wenig auf Besserung des Wetters zu warten, und machte mich erst gegen 6 Uhr an die Ersteigung des Gipfels, den wir in einer guten Stunde erreichten. Den gehofften Sonnenaufgang genossen wir natürlich nicht, ebenso wenig wie die vorangegangenen Gefährten, denn der Himmel war fast überall mit durchsichtigen Regenwolken umzogen, infolge dessen war die Fernsicht nicht eine derartige, daß man den fünften Theil Frankreichs übersehen konnte, wie in den französischen Reisebüchern zu lesen steht. Immerhin war die Aussicht doch in jeder Beziehung lohnend und interessant, die pièce de résistance bilden natürlich die Alpen des Dauphiné und Savoyens, von denen man zwar nicht den Montblanc, wohl aber den Mont Pelvoux deutlich unterscheiden konnte; in entgegengesetzter Richtung fesselten das Auge die erloschenen Vulkane von Velay und Cantal, die wir in den letzten Tagen kennen gelernt hatten. Zwischen dem Mézenc und dem deutlich erkennbaren tief eingeschnittenen Thale der Rhone sah man in die matten seltsam geformten Zacken und Vorsprünge eingerissener gorges des Boutières hinein, jedenfalls eine der besuchenswerthesten Klammen der französischen Berge. Gegen Norden verlor sich der Blick in die fruchtbaren Ebenen des Forez und Lyonnais, während im Südwesten hinter dem Gerbier des Joncs, dem Ursprung der Loire, das Departement Lozère den Horizont schloß, dessen Wunder wir in den folgenden Tagen schauen sollten. Den Glanzpunkt der nächsten Umgegend, die im Uebrigen unglaublich öde da lag, bildet der blaue Spiegel des Lac d'Issarlès, des tiefsten Sees Frankreichs. Den Rückweg von Les Estables nach Le Puy nahmen wir diesmal über das Städtchen Monastier, das seinen Namen von dem Benedictinerkloster trägt, welches schon im 7. Jahrhundert vom heiligen Calminius gegründet wurde. Nur wenige Reste dieses alten Bauwerkes sind noch erhalten, sie machen denselben düsteren Eindruck wie die Häuser von Monastier durch das vulkanische Material, aus dem sie erbaut sind. Daß das Hotel des Touristes, in dem wir zu Mittag speisten, uns zu Ehren mit Fahnen und Emblemen festlich geschmückt war und die halbe Bevölkerung natürlich unserem Einzug und Abzug beiwohnte, brauche ich wohl nur nebenbei zu erwähnen. Zeitig langten wir wieder in Le Puy an, denn wir mußten uns zu einem großen Bankett rüsten, das das „syndicat d'Initiative du Velay“, zu deutsch also der Fremdenverkehrsverein dieses Bezirkes, und der Magistrat der Stadt in dem größten Hotel zu unseren Ehren veranstaltet hatte und welches besonders verschönert wurde durch die Anwesenheit des Mr. Gaudry, des ersten Vorsitzenden des internationalen Geologentages, welcher eigens von Paris herbeigeeilt war, um uns hier zu begrüßen. Das Essen und der Wein und infolge dessen auch die Stimmung war ausgezeichnet, es gab eine große Zahl von Ansprachen, Reden

und Toasten, glücklicherweise nach französischer Sitte erst beim Nachtisch, eine Sitte, die ich auch für uns warm empfehlen möchte. Mit diesem Tag schloß unser Ausflug in die Auvergne, eine nicht weniger als 96 Kilometer lange Wagenfahrt sollte uns am folgenden Tage in ein anderes interessantes Stück Mittelfrankreichs bringen, in das Gebiet der Causses.

2) Die Causses. Die Causses sind jene großen Kalktafeln, welche zwischen Mende, Rodez und Montpellier den Südrand des centralen Hochlandes und den Ostabhang der Cevennen bilden; sie bedecken einen großen Theil der Departements Lozère, Aveyron, Gard und Hérault und tragen ihren Namen von dem lateinischen calx (Kalk), in mittelalterlicher Bauernsprache = caous. Sie entstanden am Grunde des Oceans in mesozoischer Periode durch Anhäufung von Sandkörnern und Resten abgestorbener Organismen. Mehr als 500 m mächtig, bildeten sie einst eine zusammenhängende Masse, aber die Wasserläufe schnitten Thäler ein, vertieften sie allmälig durch Erosion und spalteten sie in eine Menge kleinerer Causses und in vier Haupt-Causses, die von Sauveterre, Mejeon, Noir und Larzac. Die Causses sind wahre Wüsten, traurig, einförmig, ohne Wasser, ohne Wälder und beinahe ohne Einwohner. Schwerlich würde man auf den Einfall gerathen, sie dem Besuch von Touristen zu empfehlen, wenn sie nicht von einander durch jene obenerwähnten Thäler getrennt wären, die von eigenartigem Reiz Alles hinter sich lassen, was sonst an Klammen und Schluchten in Europa zu sehen ist und einzig und allein in den allerdings noch viel großartigeren Cañons des Colorado in Arizona (Nordamerika) ein Gegenstück finden. Noch vor 20 Jahren wußte man außer Frankreich und selbst in diesem Lande nur sehr wenig von diesem merkwürdigen Gebiet, das dadurch noch an Interesse gewinnt, daß es mehrere höchst großartige Höhlen mit unterirdischen Flußläufen und Seen besitzt. Solches Wunderland zu durchwandern, bot für uns doppelten Reiz, da unter uns als Führer derjenige Mann weilte, der diese Welt sozusagen erst entdeckt, genauer erforscht und der Oeffentlichkeit näher bekannt gemacht hat, ich meine natürlich E. A. Martel, den größten Höhlenforscher Europas, der mit seiner ganzen Persönlichkeit, in der starke Energie mit großer Liebenswürdigkeit gepaart ist, uns vom ersten Augenblick an, da wir ihn kennen lernten, gepackt und gefesselt hatte. Leider erlaubte es der Reiseplan und die beschränkte Zeit nicht, jene Merkwürdigkeiten in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen. Wir mußten uns mit einer kleinen Auswahl begnügen und die Hoffnung walten lassen, zu einer anderen Zeit das Versäumte nachholen zu können. Von Le Puy aus wäre Mende, die Hauptstadt des Departements Lozère und der passendste Ausgangspunkt für eine Tour durch die Causses mittels Eisenbahn, nur auf einem sehr großen Umweg über Arvant, Neussargues, Chanac zu erreichen gewesen, welcher den directen Weg um das 3—4fache übertrifft; wir wählten daher die directe Landstraße über Laugogne, die zugleich durch geologisch sehr interessante und wichtige Gegenden führt. Allerdings waren wir dadurch genöthigt, nicht weniger als 96 Kilometer mit der Achse in einem Tage zurückzulegen, eine Leistung, die nicht ganz gering anzuschlagen ist, wenn ich erwähne, daß unsere ganze Reisegesellschaft auf 2 große Wagen vertheilt war, in denen wir ziemlich eng sitzen mußten. Glücklicherweise stiegen wir, theils um geologisch bedeutende Punkte näher anzusehen, theils weil auf den langen Steigungen die Wagen Schritt fahren mußten, häufig ab, sonst wäre die Tour, die von Morgens 5 Uhr bis Abends ½ Stunde vor Mitternacht dauerte, eine unerträgliche Strapaze geworden. Zunächst ging es auf einer langen langen Rampe das Plateau hinauf, das die Loire von dem Allier trennt. Der Blick von der Höhe auf das tief im Thal liegende Le Puy bildete den Glanzpunkt dieses Theiles der Fahrt. Nach einer recht langweiligen Fahrt über das Plateau selbst erreichten wir an dem hübsch gelegenen Pradelles vorbei bei Laugogne, einer Station der Bahnlinie Paris-Nimes, das Thal des Allier, die kleinere Hälfte der Tagestour war beendet. Nach der üblichen Mittagspause von 2 Stunden müssen wir die Wasserscheide zwischen Allier und Lot oder, allgemeiner gesprochen, zwischen Loire und Garonne überwinden. Die Gegend ist hier ziemlich waldreich, die zahllosen Granitblöcke zwischen den dunklen Tannen und an den Abhängen der kleinen Flüsse gemahnen an die deutsche Heimath, etwa an den bayrischen Wald oder an den Oberharz, an dessen Hochplateau zwischen Clausthal und Andreasberg namentlich die Fahrt über das Plateau selbst lebhaft erinnert. Bei Châteauneuf de Randon wird gegen 8 Uhr noch eine kurze Eßpause gehalten. Noch eine Weile lang geht es bergauf, endlich ist die Höhe mit 1400 Metern erreicht und die Straße senkt sich erst langsam, dann immer energischer in das Thal des Lot hinab. Der Mond ist aufgegangen und beleuchtet gespenstisch die Felszacken und den dunklen Wald. Ganz unten in der Tiefe sehen wir ein kleines Licht heraufflimmern, aber es ist noch nicht Mende, es sind erst die Häuser des Dörfchens Badaroux, und noch manche Kehren fahren wir in magisch beleuchteter Nacht hinab, bis wir endlich das Straßenpflaster von Mende unter uns rasseln hören. Unsere von der überlangen Fahrt steif gewordenen Glieder wollen zu Anfang den Dienst versagen und nur langsam folgen wir dem voranschreitenden Führer in unsere Quartiere. Trotz der späten Abendstunde — Mitternacht war nicht mehr ganz fern — war in Mende noch Alles auf den Beinen, die Leute schrien einmal über das andere „Vive Martel“, der in That der populärste Mann des ganzen Departements ist, und im Hotel de Paris fanden wir, als wäre es die normale Dinerzeit, ein vollständiges Abendessen mit einer Reihe von Gängen vor, das wir natürlich in Anbetracht der späten Stunde nicht ganz durchzukosten vermochten. Mende, ein Städtchen von noch nicht 8000 Einwohnern, liegt ganz reizend zu beiden Seiten des Lot. Eine Zweigbahn führt von Le Monastier den Lot hinauf, deren Fortsetzung zum Anschluß an die Nimes-Pariser Linie geplant ist. Deutliche Spuren weisen auf römische Niederlassungen in dieser Gegend hin. Eine herrliche gothische Kathedrale ist der Stolz der Bewohner dieses Departementshauptstädtchens, welches in der Zeit, die vor den Eisenbahnen liegt, unter den französischen Officieren, wohl eigentlich mit Unrecht, als Strafgarnison angesehen wurde.

Die Wagenfahrt des nächsten Tages galt zunächst der Erklimmung der Causse und zwar in unserem Falle der Causse de Sauveterre, welche sich zwischen dem Lot im Norden und dem Tarn im Süden erstreckt und die größte aller Kalkplateaus dieser Gegend darstellt. Auf dem malerischen Pont-Neuf überschreiten wir den Lot und fahren auf dessen rechten Ufer, seinen Windungen folgend, bis zum Dörfchen Balsièges. Nun überschreiten wir abermals den Fluß und gewinnen, einem alten Flußbett folgend, in Serpentinen allmälig die Höhe der Causse Sauveterre, welche wir nunmehr in ihrer ganzen Breite bis zum Tarnfluß überqueren. Diese Causse gilt im Allgemeinen als die wenigst unfruchtbare von allen, aber nach Allem, was wir davon zu kosten bekamen, bot sie schon des Oeden und Trostlosen genug. Wir hatten unter uns Weitgereiste, welche den Orient genau kannten, sie behaupteten, daß sie wegen ihres Mangels an Vegetation, Wasserlosigkeit und ihres Steinreichthums an Palästina und an die wüste Umgebung von Suez gemahne. Als später die Sonnenstrahlen die graugelben Steinhütten eines ziemlich entfernt liegenden elenden Dörfchens beschienen, das kahl und nackt in einer kleinen Mulde lag, da fiel ihnen die überraschende Aehnlichkeit mit Nazareth und anderer Stätten des gelobten Landes auf! Es ist ein wahrhaft elendes Dasein, das die Leute hier oben führen, und doch hängen sie mit rührender Zähigkeit an ihrer Heimath und wandern nur äußerst selten aus. Damit auch die Staffage in dieser Landschaft nicht fehle, trafen wir eine Schafheerde. Doch weiter, die Pferde traben fort und fort. Wir kamen an der einsamen Baraque des Gendarmes vorüber, der einzigen Wohnstätte auf unserer Tour, und erreichen bald darauf den höchsten Punkt der Causses mit 1041 Meter. Nur noch wenige Schritte und ein wahrhaft überraschender Blick öffnet sich vor unseren Augen. Ueber 500 Meter unter uns liegt das Tarnthal mit den beiden Ortschaften Ispagnac und Molines, von Getreidefeldern, Wein- und Obstgärten umgeben, eine heitere Oase zwischen der Einförmigkeit der großen Causses und den großartigen Schneckenwindungen der Défilés, wo die Wände oft so naherücken, daß sie nur noch dem Wasserlauf Platz machen. In Ispagnac, wo das Wirthshaus direct an die Kirche angebaut ist, entwickelte sich bald ein heiteres Leben und Alles athmete ordentlich auf, den Steinwüsten der Causses entronnen zu sein. Es folgte nun eine 25 Kilometer lange Wagenfahrt durch den heiteren Theil der Gorges du Tarn, der zwar auch im hohen Maße sehenswerth ist, an Großartigkeit jedoch hinter dem Theil, den wir am nächsten Tage passiren sollen, zurücksteht. Was indeß der gesammten Klamm ihre ganz besondere Schönheit verleiht, das sind die Dolomitwände, welche den größten Theil ihrer Abhänge bilden; Wände, völlig zerrissen durch die atmosphärischen Niederschläge, durch Frost, Regen, Blitz und Hagel, mit Zinnen, Zacken und Thürmen, infolge der Eisenoxyde buntfarbig in allen Ab-

stufungen variirt über orange nach gelb. Nirgends als in der Dolomitformation findet man solche Orgien der Farben, solche ruinenhaften Felsen und phantastische Schroffen. Nur wenige kleine Ortschaften berühren wir, Quézac, Montbrun und Blajoux. Gegenüber Blajoux erheben sich auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses auf einem steilen, völlig isolirten Fels die Ruinen von Castel-Bouc, das schon im Jahre 1588 zerstört wurde, ein Bild erhabener Einsamkeit! In Sainte-Enimie, das sich amphitheatralisch auf beiden Seiten des Tarn erhebt, hört die Straße auf, toute route carrossable s'arrête, wie der Franzose sagt, die Weiterfahrt am Tarn geschieht auf dem Fluß selbst mittelst Barken. Sainte-Enimie ist eine uralte, schon in den Römerzeiten vorhandene Niederlassung und spielte namentlich zur Merowingerzeit eine bedeutende Rolle als Sitz eines Klosters, heutzutage lebt es in der Hauptsache von zwei sehr entgegengesetzten Industrien, nämlich von der Fabrikation von Lavendelöl und der Fremdenindustrie. Hier kommen auch noch Mandel-, Nuß- und Feigenbäume vor, die vortreffliche Früchte hervorbringen.

Einen ganzen Tag lang, 10 Stunden, mit ganz geringen Unterbrechungen, beständig einen Fluß auf einer Barke zwischen himmelhohen Wänden herabzufahren, das ist wirklich ein Naturgenuß, den man sich in Mitteleuropa so leicht nicht wieder verschaffen kann. Da sich noch einige andere Personen unserer Expedition in Sainte-Enimie angeschlossen hatten, so bildeten wir eine stattliche Flotille von gerade einem Dutzend Booten. Auf jeder Barke nahmen außer den beiden Bootsführern noch 5 Personen auf 2 Bänken Platz; die Schiffer bewegen ausschließlich durch Fortschieben den Kahn vorwärts, das Rudern ist gänzlich ausgeschlossen. Mit großer Geschicklichkeit verstehen es die Schiffer des Tarn zwischen den Tausenden von Klippen und Felsblöcken den Weg ungehindert fortzusetzen. Meist erreicht das Wasser nur die Tiefe eines halben Meters und noch weniger, an anderen Stellen bildet es seenartige Erweiterungen, die bis 20 m tief sein sollen. An einer Reihe von Stellen schießt das Wasser über eine etwa 1 m hohe Barre herab, dann steigen die Passagiere aus, und die Schiffer schieben allein den Kahn darüber hinweg, der, fortschnellend, sich natürlich mit Wasser füllt, welches dann gleich wieder ausgeschöpft wird. Stellen sich dagegen nur einfache Stromschnellen „ratchs“ in den Weg, so schießt das Boot über das mit Kieseln besäte Flußbett mit allen Insassen hinweg, ein zwar im ersten Augenblick etwas aufregender Moment, an den man sich aber, da er häufiger wiederkehrt, ganz ungefährlich ist und nur den Passagieren die Füße etwas naß macht, falls sie dieselben nicht rechtzeitig in die Höhe gezogen haben, bald gewöhnt. So bietet die Bootfahrt als solche schon Abwechselungen genug und die Zeit vergeht leider nur zu schnell. Dazu kamen aber noch die ganz besonderen Anziehungspunkte der Schlucht, welche Gelegenheit geben, die Fahrt zu unterbrechen und sich ganz dem Genuß einer außerordentlichen Natur hinzugeben. Den ersten größeren Halt machen wir bei dem Felsen von St. Chély mit einer Quelle, welche in Cascaden herabfällt und in einer Grotte entspringt, die man bis zu ihrem Ursprung verfolgt. Das Wasser treibt bei seinem Austritt aus derselben sofort eine Mühle. Es folgen dann der furchtbare Abhang von Pougnadoires in einer Höhe von 500 m, in welchem sich eine von 2 Familien bewohnte Höhle befindet, der Pas de l'escalette, von dem aus man einen großartigen Blick auf die Tarnschlucht gewinnen kann, und die alte Burg von La Caze, die wie alle Schlösser des Tarn aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammt. Wir fuhren dann weiter stromabwärts. Man gelangt zunächst zu einer seeartigen Erweiterung des Flusses, planiol genannt, die sich bis zu den Ruinen des Schlosses Hauterive erstreckt, passirt wieder eine Enge mit 500 m hohen Wänden und gelangt nach dem Fischerdörfchen Malène, wo über eine Brücke eine Straße einerseits nach Florac, andererseits nach Canourgue führt. Nun beginnt der großartigste Theil der Tour. Die Wände rücken noch näher zusammen und bleiben kaum 1000 m von einander entfernt. Die Barke gleitet lautlos in tiefem Wasser dahin, das auch nicht den schmalsten Pfad für den Fußgänger frei läßt. An dieser Stelle, „die Enge“ genannt, stieg im Jahre 1876 während einer furchtbaren Ueberschwemmung das Wasser im Laufe weniger Stunden um 25 Meter. An 600 m über sich sieht man die gezähnten Ränder der Causses von Méjan und von Sauveterre, welche hier am engsten aneinander gerückt sind. Kaum aus der Enge heraus, neues Entzücken, wir sind im Cirque des Baumes, einem riesigen Amphitheater, wo die Steilwände der Schlucht sich gegeneinander krümmen und so einen wahrhaften cylindrischen Brunnenschacht bilden. Dies ist der erhabenste Punkt der Tarnschluchten und überaus großartig muß ein Blick von oben herein in diese Schlucht sein. Martel sagte, daß er einen Vergleich mit den schönsten Aussichtspunkten des Großen Cañon des Colorado aushält. Am Ausgang des Circus verschwindet der Fluß unter einem Bergsturz, einem Chaos von Blöcken, Pas de Soucy genannt, und zwingt den Reisenden eine Strecke von etwa 2 km zu Fuß zurückzulegen, um auf der anderen Seite dieser natürlichen Wehr eine neue Barke zu nehmen. Hinter dem Pas de Soucy verbreitert sich der Tarn bis zum Weiler Les Vignes, um dann wieder auf 10 km Länge den gleichen Wechsel von Verengung und Erweiterung zu bieten. Den Hauptreiz dieses Theiles der Fahrt bilden die schon oben erwähnten Stromschnellen, von denen der Lon Raz del Prat der bedeutendste ist. Er wurde unter dem Jubel der Männer, dem Kreischen der Damen muthig genommen und nur ein Boot füllte sich durch die Ungeschicklichkeit des Fährmanns, der noch ein Neuling in seinem Beruf war, zur Hälfte mit Wasser, sodaß es zurückbleiben mußte und uns erst nach geraumer Zeit folgen konnte. Kurz vor Rozier, dem Endpunkt der Bootfahrt, unternahmen wir noch zu Fuß die Besteigung eines merkwürdigen Vulkans der Pliocänzeit, dann nahmen wir in dem sehr eleganten Hotel de la Muze unsere Abendmahlzeit ein, machten bei herrlicher Mondscheinbeleuchtung noch eine Promenade am Fluß entlang und schliefen dann nach der langen Wasserfahrt einen langen Schlaf des Gerechten. Rozier, in einer wilden Gebirgslandschaft gelegen, ist der Ausgangspunkt für einen Ausflug nach der berühmten Felsenstadt Montpellier-le-vieux, die nur 10 km entfernt liegt. Leider gestattete uns das Reiseprogramm nicht, sie jetzt zu besuchen. Das Ziel des nächsten Tages war ein Besuch der gorges der Jonte und der Höhle von Dargilan. Die Schlucht der Jonte, welche die Causse Méjean von der Causse Noir trennt, steht an Großartigkeit der des Tarn nach, die Wände fallen weniger steil ab und lassen neben dem Wasser Platz für eine Fahrstraße, die uns bis zu dem Punkte bringt, wo man auf die gegenüberliegende Seite des Flusses übersetzen und zu Fuß die ca. 200 m hohe Wand erklimmen muß, um zu dem Eingang in die Grotte de Dargilan zu gelangen. Diese erst 1880 entdeckte, 8 Jahre später von Martel näher erforschte Höhle gehört zu den großartigsten und schönsten Europas und steht in Frankreich wohl nur den Höhlen von Padirac und dem Aven Armand nach. Man muß natürlich der Feuchtigkeit wegen besondere Kleidung anlegen und kann in etwa 3 Stunden alle Hauptmerkwürdigkeiten in Augenschein nehmen. Der Besuch ist zwar nirgend gefährlich, aber bei Weitem nicht so bequem wie zum Beispiel der Höhlen im Harz oder in der fränkischen Schweiz. Nicht selten muß man sich mit Mühe durch einen schmalen Kamin hindurchwinden und mit den Füßen sorgsam auf die eisernen Tritte achten, die hier eingelassen sind, um dem Körper Halt zu geben. Auch ist die Beleuchtung bis jetzt nur eine sehr spärliche und beschränkt sich, abgesehen davon, daß hier und da ein Magnesiumlicht aufflackert und grelle Schatten auf die gewaltigen Stalaktiten und Stalagmiten wirft, auf die Talglichter, die jeder Besucher in die Hand bekommt. Nach dem Frühstück unternahmen wir einen Ausflug auf die Causse Noir, in dessen Innern sich die Höhle befindet, besuchten einige der großen Dolmen oder Steingräber, die hier aufgeschichtet sind, und sahen von oben in einen der zahlreichen Avens hinein, das sind die oft sehr kleinen trichterförmigen Oeffnungen, die sich plötzlich auf dem Erdboden aufthun, meist von Bäumen und Büschen umgeben sind, weil sich in ihnen das Regenwasser hält, und nach der Tiefe zu bisweilen in gewaltige Höhlen endigen, die bis jetzt erst zum kleinsten Theil näher bekannt sind. Die Aven Armand und Padirac sind die berühmtesten und bekanntesten. Zu unserem Wagen zurückgekehrt, fuhren wir nach Meyrueis, einem sehr hübsch am Zusammenfluß der Jonte mit dem Bétuzon und der Brèze gelegenen Städtchen. Dasselbe besitzt ein Museum, das alle die naturhistorischen Merkwürdigkeiten umfaßt, welche man beim Durchforschen der gesammten Causse-Gegend, einschließlich ihrer Höhlen, gesammelt hat.

Der nächste Reisetag war der letzte, den wir den Causses widmen konnten. Er führte uns zunächst auf die Causse Noir zurück bis zum 1030 m hohen Mayardin, der einen weiten Blick über diese Causse und den südlichen Theil der Causse Méjean gestattete, den wir am späteren Nachmittag überschreiten wollten. Vorher aber galt es, eines der größten Wunder dieser Gegend näher in Augenschein zu nehmen, nämlich das Schau-

spiel, wie ein Fluß, in einen Aven sich hinabstürzend, 125 m tiefer an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommt, um uns zu überzeugen, wie ein solcher Cañon, wie die Gorges der Tarn, in der Natur entstehen können. Dieser merkwürdige Ort wird Bramabian genannt (Stierjoch). Die Besucher können im Allgemeinen nur die Stelle betrachten, wo der Fluß in einem ungeheuren Aven die Erde verläßt und wo er als Klamm wieder zum Vorschein kommt, das Zwischenglied wurde zum ersten Mal am 27. Juni 1888 durch Martel erforscht, es zu begehen, ist zu gefährlich, um eine größere Zahl von Menschen hineinzuführen. Es umfaßt nicht weniger als 8 km Gänge, Schlöte und Kamine. Die Klamm steht den schönsten in den Salzburger Kalkalpen nicht nach, sie ähnelt am meisten der Königin unter ihnen, der Liechtensteinklamm, welche sie zwar nicht in ihrer Länge erreicht, wohl aber in der Enge der Wände übertrifft, die an einer Stelle nur einen Meter beträgt. Eine gewaltige Wasserfluth, die vor einigen Tagen hier niedergegangen war, hatte die eisernen Geländer, die zum Schutz der Besucher angebracht sind, weggerissen, einige Vorsicht war daher beim Begehen der Klamm, die nebenbei bemerkt so finster ist, daß man sich mit Lichtern bewaffnen muß, sehr am Platze. Indessen lief Alles gut ab und wir aßen sehr vergnügt in einer natürlichen großen Grotte ganz in der Nähe des Aven zu Mittag. Freilich beizte der Rauch des aus wenigen Steinen aufgebauten Kochherdes beim Essen uns die Augen, allein, was that's? Die Erinnerung an dies eigenartige Speisezimmer wird sobald nicht aus unserer Seele verschwinden. Die Weiterfahrt geschah im oberen Thal eben jenes Bonheur, der das Naturwunder von Bramabian geschaffen hat. Nur allmälig gewannen wir an Höhe und schon lange gewahrten wir das rothe Dach des Forsthauses, das auf der Paßhöhe steht, als wir diese selbst endlich erreichten. Der Blick von dem 1388 Meter hohen Col de la Serreynède war überraschender als irgend Etwas, was wir während unserer Reise gesehen hatten. Hinter uns das ganz sanft sich in der Causse Méjean abdachende Thal des Bonheur, vor uns in schwindelnder Tiefe das Städtchen Valleraugue, gerade 1000 Meter tiefer ein Steilabsturz, wie er nur am Südfuß der Alpen hier und da wiederkehrt. Der Unterschied zwischen Ur- und Kalkgebirge muß hier dem Blödesten aufgehen. Eine außerordentlich kunstvoll gebaute Straße führt in unzähligen Windungen das Thal des Hérault, der hier oben entspringt, hinab. Jenseits des Thales genießt man einen Durchblick auf den Dauphiné mit seinen Berg- und Hügelketten und hoch über einer Nebelschicht ragte in einsamer Majestät die Pyramide des Ventoux empor. Die Aussicht nach Süden auf Küste und Meer ist von hier aus durch vorliegende Berge verdeckt. Wir wurden auf die vom Mont Aigoual vertröstet, unserem heutigen Tagesziel. Dank den zähen Bemühungen von M. Favre, dem langjährigen Forstinspector dieses Theils von Frankreich, der uns zugleich jetzt als Führer diente, ist dieser Theil der Causse wieder recht gut angeforstet und zwar mit einer Tannenart, die aus den Karpathen stammt. Es steht zu hoffen, daß die Unterstützungen der Regierung, welche sich auf jährlich 4½ Millionen Francs belaufen, es ermöglichen lassen, von Jahr zu Jahr neue Theile der Causse wieder zu bewalden, ein allerdings sehr mühsames Unternehmen. Chronologisch kamen wir auf dem Mont Aigoual (1567 m) noch rechtzeitig an, um den Sonnenuntergang mitmachen zu können, aber der Himmel wollte uns nicht wohl. Obwohl auf einem Observatorium befindlich, konnten wir die Ferne von hier nicht beobachten, sondern mußten uns mit einem Blick in die Nähe begnügen, der große Aehnlichkeit mit der Aussicht vom Brockengipfel besitzt, wie denn auch die nächste Umgebung dem Brockenplateau gleicht bis auf die Buchsbaumwälder, die hier zu Hause sind. Die Fernsicht muß, nach den Beschreibungen zu urtheilen, die Favre uns davon machte, der sie besser wie irgend ein Anderer kennt, überaus großartig sein und an Umfang die vom Mézenc, dem höchsten Cevennengipfel, noch bedeutend übertreffen. Besonders interessant soll der Blick einerseits auf die étangs oder Haffe sein, die sich mit ihrem Silberstreifen scharf gegen die schwarzblaue Mauer des Meeres abheben, die in ungeheurem Bogen von Marseille bis Cette den südlichen Horizont abgrenzen, andererseits im Norden auf die Ketten hinter Ketten sich thürmenden nördlichen Cevennen, die in ihrer Kahlheit an die Wüstengebirge der Sahara erinnern. Der Durchmesser des Kreises, den der äußerste Horizont von hier aus einnimmt, soll 300 Kilometer noch bedeutend übersteigen, man könnte also bei klarem Wetter ein Gebiet von beinahe 100000 Quadratkilometer überschauen, das wäre etwa der 5. bis 6. Theil Frankreichs. Wie ich schon oben bemerkte, befindet sich hier ein meteorologisches Observatorium, das jener Hr. Favre gegründet hat und noch leitet. Uebrigens war bis vor wenigen Jahren noch die Ruine eines Thürmchens zu sehen: la tour Cassini, in dem einst der große Astronom Jahr und Tag den Saturn und Mars betrachtet hat. Es ist also hier classischer Boden. Die französische Militärverwaltung hatte die große Liebenswürdigkeit gehabt, für uns Matratzen herausschaffen zu lassen, und ein ungenannter Wohlthäter hatte die ganze Menage für unsere heutige Abendmahlzeit besorgt. Denn für gewöhnlich ist das Observatorium kein Wirthshaus. Natürlich wurde bei dem Mahle, das in einem sehr hübsch und sinnig mit Tannenzweigen ausgeschmückten und mit Papierkerzen erhellten — Petroleumlampen giebt's hier oben nur wenige — Raum eingenommen wurde, dieser Thatsache gebührend gedacht und mit dem Dank für die Führer der Expedition der Dank für die Behörden und den unbekannten Gönner eingeschlossen. Ein Tropfen Wehmuth floß in die allgemeine Freude, denn eine größere Zahl der Genossen, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen, mußten am andern Morgen vom Groß der Gesellschaft Abschied nehmen, weil Berufspflichten sie früher in die Heimath abriefen, während das Ende der Reise noch weit hinausgerückt war. Nach den letzten Toasten bei Tisch hieß es die Papierkerzen mitnehmen und zu Bett gehen. Wollten wir dies Geschäft nicht im Finstern besorgen, so mußten wir der Mahnung Folge leisten. Wir thaten dies um so bereitwilliger, da wir natürlich am nächsten Morgen den Aufgang der Sonne bewundern wollten. Pünktlich zur astronomisch festgestellten Stunde standen wir auf der Plattform des Observatoriums, aber dichtester Nebel hüllte uns und die Sonne ein, der zwar für den späteren Tag günstiges Wetter voraussehen ließ, für den Augenblick aber uns den Anblick des Meeres und der Alpen, einer umfassenden Rundsicht beraubte. Was war da zu machen? Betrübten Herzens tranken wir unsern Morgenkaffee, nahmen noch von den befreundeten Genossen Abschied und hurtig rollten unsere Wagen der Ebene zu. Bis zum Col de la Serreyrède nahmen wir denselben Weg wie am Nachmittag vorher, dann folgten wir eine Strecke weit der Straße im Thal des Hérault nach Valleraugue, bis wir bei dem Weiler Esperon rechts abbogen, um das Col du Minier zu gewinnen. Hier machten wir am Rande einer Quelle an der Chaussee noch einmal Halt, um das mitgebrachte Frühstück einzunehmen, das letzte, das uns noch aus der gemeinsamen Reisecasse geboten wurde, dann ging's in schärfstem Trabe die 1000 Meter, die Le Vigan, die nächste Eisenbahnstation, tiefer lag, hinab, daß uns manchmal Hören und Sehen vergehen wollte, wenn bei einem der vielen Vorsprünge, die zu umkreisen waren, das Fuhrwerk gerade auf den gräßlichen Abgrund loszusteuern schien. Je tiefer wir kamen, desto wärmer wurde es, desto südlicher die Vegetation. An großen Nuß- und Kastanienwäldern kamen wir vorüber, die Weinreben mit ihren großen dunkelblauen Trauben wurden immer dichter und als wir gegen Mittag endlich, bestaubt und beschmutzt, in Le Vigan eintrafen, da merkten wir gar bald, daß wir nun endlich Mittelfrankreich, das wir so lange durchstreift, verlassen hatten und uns in Südfrankreich befanden. Noch waren wir freilich in den Cevennen; auf der dreistündigen Fahrt nach der alten Römerstadt Nimes mußten sie in unzähligen kurzen und langen Tunnels durchbrochen werden. Noch immer bedeckte ein ununterbrochen glänzend schimmerndes sattes Grün die steilen Höhen und Thäler bis zu den Gipfeln, noch entfalteten an den Rändern feuchter Felsenschluchten die immergrünen Eichen die Fülle ihres dunklen Laubes und auf den höchsten Höhen die Rothbuchen ihre Blätter. Je mehr wir aber aus den eigentlichen Cevennen heraus in die Ebene kamen, desto grauer und kahler wurde die Scenerie. Wilde zerrissene Felsenzinnen weißschimmernden Kalkes und grauen Dolomits thürmten sich überall auf statt der grünen Höhen, auch die Flußbette lagen trocken und verödet da und wenn auch hier und da an den Abhängen ein Fleckchen Erde sich zeigte, wo kräftige Kastanienbäume schimmerten, der Grundcharakter der Landschaft blieb doch trotz aller Weintrauben der einer ernsten glühenden Felswilde. In Nimes will ich endgiltig von dem geduldigen Leser Abschied nehmen, unsere Fahrt durch die Provence gehört nicht in dies Bild hinein, das Land und Leute Mittelfrankreichs schildern wollte. Mit dem Wunsche, daß der Leser, sofern er das Land noch nicht kennt, es kennen lernen möge und daß es auch mir vergönnt sein möge, es ein anderes Mal noch genauer und gründlicher kennen zu lernen, nehme ich von der belle France Abschied.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 98. Sonnabend, den 17. August, Abends. **1901.**

Wiprecht von Groitzsch.

Wer in die ehrwürdige Jakobskirche der alten Elsterstadt Pegau tritt, dessen Augen werden sich unwillkürlich auf ein schlichtes, aber gewaltiges Grabmal aus der ersten Blüthe der großen sächsischen Bildhauerschule lenken. Ein Gypsabguß ist im rechten Skulpturensaal des Leipziger Museums zu sehen. Ein unbekannter Meister des beginnenden 12. Jahrhunderts hat es geschaffen und dem spröden Stein Licht und Leben in Form und Farbe verliehen. Ein hochgewachsener Held steht vor uns mit langwallendem Lockenhaar, blondbärtig, blauäugig, die nervige Linke auf dem dreieckigen edelsteinbespängten Schild, das Langschwert im Ledergürtel, mit weißem Kleid, blauem, reichgeschmücktem Mantel, fliegender Purpurtoga, mit Goldsporen an den zierlichen Schuhen. Das feingeschnittene Ohr hat das Kriegsaufgebot seines Kaisers vernommen, da tritt der Held gerüstet hervor, mit sieghaft flatterndem morgenrothem Panier führt er zu ihm jauchzend seine kampfgewohnte Schaar. Der Löwe windet sich unter seinen Füßen. Die reiche Ausstattung der Gewandung und Rüstung gemahnt an die Tage des salischen Kaisergeschlechts. Und vor uns lebt die gewaltige Zeit wieder auf, in deren Sitten die friedgewohnten Menschen von heute sich kaum zurecht finden. Es ist jene Zeit des Uebermenschenthums, nicht in Worten und Liedern, aber in Ideen und Thaten, und der vor uns liegt, ist ganz ein Kind jener Zeit. Kein Wort steht an seinem Grabmal, keine Urkunde hat er hinterlassen; zu langen Epitaphien und geschwätzigen Schriftstücken hatten Heinrich III. und Gregor VII., Heinrich IV. und V., hatten Konrad der Große und Lothar von Sachsen mit ihren Zeitgenossen keine Muße. Der Gedankenkreis des Ritters, des einzig gebildeten Laien, war noch nicht über alle Welt zerfahren, er kannte nur ein großes deutsches Kaiserthum. Die Faust stets am Schwert, setzte er in unverbrüchlicher Treue Leben und Blut nicht nur mit Worten und Versprechungen für seinen Fürsten ein, sondern auch in Schlacht und Fehde. Und dieselbe unverbrüchliche Treue, die heute Ausfluß von Wankelmuth genannt würde, diente vielleicht kurz darauf dem glücklichen Nebenbuhler. Jene Haudegen dienten der Partei und werden noch heute von der Partei gehoben oder geschmäht. Sie sind groß im Glück wie im Unglück, am größten in der Hand der Feinde. Was uns an diesen Riesengestalten heute als Selbst- und Herrschsucht erscheinen mag, ist vielmehr der Ausfluß selbstherrlich sich dünkenden göttlichen Berufs. Die Person hielt sich für vollständig eins mit der Idee und setzte eben Alles für diese, d. h. für sich, aufs Spiel, kleinliche Erwägung beiseite lassend. In dem Ausleben der eignen Persönlichkeit, in der fortwährenden Steigerung der Willenskraft und der Thaten, im andauernden sich Ungenügtseinlassen, beruht jenes Uebermenschenthum, und trat für die Herren der Welt diese Idee in den Vordergrund, so war die Unruhe, der Kampfmuth, das persönliche Einsetzen des Ichs das Kennzeichen der Vasallen. Und hier haben wir einen der größten und herrlichsten, der vom Erbe vertrieben, als fahrender Ritter begann, eine Krone erwarb und als Markgraf von Meißen und Pegauer Mönch endete: Wiprecht von Groitzsch.

Um seine Thaten schlang zu seiner eignen Zeit die Sage und Legende ihre blumigen Gewinde. Und wenn es auch die erste Persönlichkeit ist, deren Geschichte ein schönes Stück deutscher Erde zum erstenmal aufhellt, so ist doch diese Geschichte eines braven Pegauer Mönchs, der dem Gründer seines Klosters ein Denkmal setzen wollte, von zahlreichen Irrthümern getrübt. Der Mönch schrieb aus dem Munde von Augenzeugen nieder, nur 20 Jahre nach Wiprecht's Tod, neue Geschichtsforscher haben das Leben des Groitzscher Grafen klarzustellen gesucht, Widersprüche bleiben bestehen. Ich erzähle, was geschichtlich feststeht und was die Zeit von ihm erzählte, die Sagen nehme man als solche. Wiprecht's Heldengestalt wird dadurch nicht schemenhafter. Wiprecht's Zeitgenossen führten seinen Stammbaum auf das sagenhafte herulische Königsgeschlecht der Harlunge zurück. Wiprecht's Vater gleichen Namens war Herr des Balsamerlandes bei Salzwedel, das die Heruler einmal besaßen und deren Name noch in Besitzungen des Wiprecht'schen Hauses austritt. Als Wiprecht noch im zartesten Alter war, starb sein Vater 1050. Seine Mutter Sigena von Leinungen vermählte sich mit dem Grafen Friedrich von Lengenfeld bei Würzburg und übergab ihren Knaben der Vormundschaft eines befreundeten Grafen von Stade. Schon in seiner Jugend zeichnete sich Wiprecht durch Unerschrockenheit und Klugheit, Kraft und Rittersinn aus und erhielt bei der Schwertleite von seinem Vormund Tangermünde. Der Vormund fürchtete wohl das Heldenthum des jungen Wiprecht und freute sich, als dieser auf einen Tausch der Wiprecht'schen Allode gegen Burg Groitzsch, eine alte Stade'sche Besitzung, einging. Der junge Held zog nun in sein neues Gebiet an der Elster, konnte sich aber hier vor übermächtigen Feinden, an deren Spitze Beterich von Teuchern stand, nicht lange halten. Er ließ zwei treue Dienstmannen die Burg ruhig an Beterich übergeben; sie sollten das Seine hüten und auf bessere Zeiten warten. Mit 100 Mann zog er über das Erzgebirge zum Herzog Wratislaus von Böhmen, die Brust voll Hoffnungen, seine Thatkraft im Dienst eines Mächtigen zu bewähren. Mit Freuden nahm ihn der auf und Wiprecht sagte zu ihm: „Wie kann ein Mann von Deiner Macht und Treue zögern, den Kaiser um den Königstitel zu bitten? Willst Du ihn haben, so will ich Dir gern dazu verhelfen.“ Da übertrug ihm der Herzog die Leitung der deutschen Politik und zog mit ihm im Jahre 1079 dem Kaiser Heinrich IV. gegen die Sachsen zu Hilfe. Bei Flarchheim focht er tapfer, Wratislaus gewann des Gegenkönigs Rudolf Lanze, die dann mit kaiserlicher Genehmigung bei allen Festen jedem Herzog seines Geschlechts vorangetragen ward. 1080 zog Wiprecht mit dem böhmischen Heere über das Erzgebirge durch den Gau Nisan bis Hohenwussen b. Oschatz und nach Leipzig und Wurzen, verwüstete Alles und schlug dann die Sachsen in die Flucht. Dann ging er zu Heinrich IV. nach Regensburg und zog mit dem kaiserlichen Heer nach der Elster und über die Vogtei Weida nach Hohenmölsen. Der Gegenkönig Rudolf floh verwundet zum getreuen Merseburger Erzbischof zurück und erhielt nach seinem baldigen Tode im Dom eine noch jetzt vorhandene herrliche bronzene Grabplatte, an der Heinrich IV. kurz darauf die Worte sprach: „Ich gönne allen meinen Feinden ein so herrliches Begräbniß.“ Sieggekrönt zog auch Wiprecht nach Hause und hielt es an der Zeit, seine Stammburg zurückzuerobern. Beterich floh und wurde in dem südlich gelegenen Dorfe Queisau von Wiprecht's Kriegern getödtet. Die alten beiden treuen Dienstmannen lieferten die Burg aus, die Wiprecht mit zwei wohlbefestigten Thürmen versah. Der Zeitzer Bischof aber gab ihm 1100 Hufen mit Zubehör. Als nun der Kaiser 1080 allenthalben Sieger geworden war, ließ er 1081 den Heerbann zum Römerzug aufbieten. Wiprecht bewog den Herzog Wratislaus, dem Kaiser 4000 Mark Silber, der Kaiserin 30 Pfund und seinen Sohn Borwi mit 300 Rittern zu schicken, Heinrich IV. würde ihm aus Dankbarkeit dann die Königskrone geben. Wiprecht führte die Schaaren, in Ulm trafen die Streiter zusammen. Die Zelte Borwi's und Wiprecht's standen immer zusammen, als die Vorderhut in Welschland einritt. Die aufständischen Lombarden überwältigte der voranstürmende Wiprecht, er nahm alle Festungen, die am Wege lagen, und machte zahlreiche Gefangene, so daß sich der nachrückende Kaiser erfreut über die Heldenthaten aussprach. Bei Mailand ward Heerschau gehalten, die Römer gelobten

allenthalben Gehorsam, nur Rom blieb trotzig. Da umschloß der Kaiser die Stadt. Als Hungersnoth ausbrach und Wiprecht's Späher im Gebirge Nahrung verborgen fanden, eilte er rasch mit seinen Kriegern, die kostbare Beute zu holen, und kehrte zurück, mit Jubel von den Halbverhungerten begrüßt. Bei seiner Abwesenheit aber hatten die Belagerten einen Ausfall gemacht, da kam gerade Wiprecht noch zurecht. Es war Himmelfahrtsfest 1083. Mit flatternden Fahnen ordnete er die Seinen zum Kampf. In wildem Grimm fuhr er mit seinen Kriegern drei Mal durch die römischen Truppen und zurück, wie durch ein Spinngewebe. Die Gegner bedeckten schaarenweise das Blachfeld. Da sah er seinen Kaiser im Gedränge, umringt von römischen Kriegern. Ein heftiger Angriff trieb die Feinde ans Thor. So tapfer auch der Kaiser kämpfte, schließlich ward ihm das Schwert aus der müden Hand geschlagen. Wiprecht gab ihm das seine und ging mit seinem Schildbuckel so grimmig auf die Feinde, daß sie flohen. Nach sieben Tagen hatte ein Späher eine unbewachte Stelle der Mauer wahrgenommen. Mit allen seinen Kriegern und einer Schaar Böhmen erstieg er sie und bat durch einen Boten den König um sofortige Hilfe. 14 Groitzscher standen auf der Mauer, die übrigen folgten. Da machte der Kaiser einen Einfall, hieb die Thorflügel mit Beilen ein und als die Römer sich zu wehren anschickten, war Heinrich IV. bereits Herr der Stadt. Auf der Engelsburg und in der Peterskirche hielt sich Gregor VII. und machte mit den Seinen Ausfälle aus der Kirchthüre. Da sprach Wiprecht zu seinem Fahnenträger: „Wenn sie wieder öffnen, so wirf einen Balken so zwischen die Thüren, daß sie nicht wieder schließen können.“ Das geschah. Nun drang Wiprecht an der Spitze der Seinen vorwärts, durch Wort und Beispiel anfeuernd. Wie Gras mähten sie die Feinde nieder, im Sanctuarium wurde Gregor VII. gefangen und Wiprecht zur Bewachung übergeben. Im Frieden aber wurde er freigelassen, die Engelsburg hielt jedoch der Kaiser besetzt. Von den 60 Groitzschern blieben nur 5, von den 300 Böhmen nur 9 übrig „Unerschütterlichen Muthes und bereit, sich jeder Gefahr zu unterziehen, stürzten sie sich fast nach Barbarensitte in den Tod.“ Nun galt es, Verona zu nehmen, dessen Herzog endlich um Frieden bat. Wiprecht ward wegen des Sühnevertrags nach der Stadt gesandt und unterdessen rühmten die Erzbischöfe im kaiserlichen Lager den Heldenmuth Wiprecht's. Aber der Kaiser wollte ihn nochmals auf die Probe stellen und ließ ihn, wie durch Zufall, in ein Haus gehen, in dem ein Löwe verborgen war. Der getreue Eckart der Harlunge fehlte auch Wiprecht nicht und warnte ihn in Gestalt eines Ritters. Aber Wiprecht ging doch, sah bestürzt das Unthier und wollte seinem Waffenträger das Schwert entreißen. Der aber nahm es selbst und stürzte sich für seinen unbewaffneten Herrn auf den Löwen. Aber Wiprecht war viel zu stolz, als daß er sich von einem Diener hätte retten lassen, in der Heldenweise seiner herulischen Ahnen ging er ohne jede Schutzwaffe auf das Thier, zerriß ihm die Mähne und warf ihn zurück. Als er aber des Kaisers Anschlag erfuhr, erwachte der alte Ahnenzorn und er sprach: „Schien es Dir sehenswerther, die Kraft meiner Arme von wilden Thieren brechen, als an Feinden erproben zu lassen?“ Leidenschaftlich, aufbrausend und waffenstolz bebte er auch vor dem Kaiser nicht zurück und forderte seine Entlassung. Seinen stolzen Sinn beugte er nur nach kaiserlichen Versprechungen und nach der Zusage der Fürsten, mit ihm heimzuziehen, wenn Heinrich sein Wort breche. Die geistlichen Fürsten aber gaben ihm viel Land und Leute, und „der Kaiser ging ihm entgegen und bekannte, daß er sich an einem so tüchtigen aufs Treueste zu ihm und dem Reiche haltenden Mann gedankenlos vergangen habe“, und schenkte ihm Leisnig und andere Ländereien. Als aber der Friede wiederhergestellt war, frug ihn der Kaiser, wie er den Böhmenprinzen beschenken sollte. Er sprach: „Es genügt, wenn Du ihm reichlichen Sold für sich und die Seinen und 2 Schalen und Schüsseln, jedem Soldaten 2 Kleider und 2 Schüsseln (mit Gold?) giebst, dem Vater aber die Tapferkeit des Sohnes rühmst.“ „Und was willst Du?“ fuhr der Kaiser fort. „Jetzt nichts, aber empfiehl mich durch Borwi der Gunst seines Vaters, daß er mich an Deiner Stelle entschädigt.“ Als sie nun nach Hause kamen, fehlte es vor der Schaar der Großen nicht an Stoff zum Erzählen. Borwi aber empfahl seinen Waffengenossen auf kaiserliches Geheiß dem Vater sehr. Der gab ihm einen feinen Schild, Bogen und Köcher und viel Gold und Silber. Wiprecht aber nahm nur den Bogen und Köcher und sprach: „Gold und Silber kann ich mir selbst erwerben.“ Wratislaus dachte, er wäre unzufrieden, und brachte einen kostbareren Schild mit werthvollen Geschenken und ein goldenes Schachbrett mit krystallenen und elfenbeinernen Figuren. Er aber nahm nur das Schachspiel. Da brachte Wratislaus ein Elfenbeinhorn und 20 schön gesattelte Rosse. Er aber nahm nur das Horn. Da Wratislaus nicht wußte, woran er war, sprach Borwi zu ihm: „Aber Vater, einen mächtigeren und heldenhafteren Bundesgenossen kannst Du nicht bekommen, gieb ihm doch meine Schwester Judith zur Gemahlin.“ Mit Freuden willigte der Vater ein, gab ihm Judith und schenkte ihm die Gaue Nisan an der Elbe und Budisin. Mit Pracht zog er nun in seine Heimath zurück, jubelnd von den Seinen begrüßt. Da gab es viel zu erzählen und immer wieder zu erzählen und neu auszuschmücken. Und obwohl kein Sänger die Thaten in einen Liederteppich wob, entstand doch schließlich diese schöne Sage, als deren wirklicher Kern wir nur die Betheiligung am Römerzug, die Heirath mit Judith, die Gebietsvergrößerung, die Krönung des Königs Wratislaus 1086 zu Mainz und die Gefangennahme des Papstes, aber des zweiten Paschasius durch Heinrich V. 1111, herausschälen können.

In Groitzsch erwarteten Wiprecht die alten Feinde. Aber die Fehde dauerte nicht lange. Als einige Widersacher in Zeitz versammelt waren, eilte er nächtlicherweile dahin, überfiel sie, erschlug den Einen, der Andere flüchtete in die Zeitzer Jakobskirche. Da zündete Wiprecht die Kirche an und ließ den herauskommenden Feind blenden. Einmal griff ein Ritter unseren Wiprecht mit dem Speere an, durchrannte ihm den Schild und stieß ihm zwei Zähne aus. Da spaltete ihm Wiprecht den Schädel und schlug Alles in die Flucht. In seiner neuen Heimath Groitzsch aber hatte er nun endlich festen Boden gefaßt und alle Feinde rund herum überwunden. Als er aber einmal Einkehr bei sich hielt und daran dachte, wie vieler Mütter Söhne er erschlagen, wie viele Leute er arm gemacht und wie er Kirchen und Heiligthümer mit Blut besudelt, da ward sein harter Sinn zu großen Werken der Buße getrieben. Er ging nach Rom zum heiligen Vater, benetzte mit Thränen die Stufen, die er dereinst mit Blut getränkt hatte, und empfing vom Papst die Weisung, zum spanischen Patriarchen in Compostella und zu den Gebeinen des heiligen Jakob zu wallfahrten, dessen Zeitzer Kirche er zerstört hatte. Der sprach zu ihm: „Die öffentlichen großen Büßer unserer Zeit sind oft Spötter, die nach dem Ablaß erst recht sündigen. Nicht im Anfangen besteht die wahre Gerechtigkeit, sondern im Beharren. Dich, liebster Sohn, hat der Papst schon den weiten Weg geschickt, daß Deine übergroßen Sünden durch ein geringeres, erträgliches Maß der Buße getilgt werden können. Almosen tilgen die Sünden wie Wasser das Feuer, bau dem heiligen Jakob einen Tempel, bau ein Kloster für soviel Mönche, als Du kannst, daß diese durch ihre fleißigen Gebete Dir Aufnahme verschaffen in die ewigen Hütten!“ Wiprecht sprach: „Ehrwürdiger Vater, ich will Dir in Allem folgen und ein Kloster für 6 Brüder bauen.“ Da antwortete der fromme Patriarch: Wer kärglich sät, wird kärglich ernten. So wenige können übrigens die Ordensvorschrift nur mühsam aufrecht erhalten, ich schlage mindestens die doppelte Zahl vor. Je größer die Krankheit, je stärker die Arznei, wer reichlich giebt, empfängt reichlich.“ Dann gab er ihm ein Schienbein des heiligen Jakob, und Wiprecht sprach: „Wenn Gott mir das Leben giebt, thu ich Alles.“ Als er nun in die Heimath zurückgekehrt war, sah er in Eula eine hölzerne Basilika, der der Einsturz drohte. Wiprecht, der vor keiner Kirche vorüberging, ohne drinnen sein Gebet zu verrichten, trat ein, sah, wie sich eine Reliquienkapsel öffnete, aus der strahlender Glanz flimmerte, und fragte seinen Begleiter, ob der nichts gesehen hätte. „Nein,“ sagte er, „aber ich hab' drinnen ein großes Entsetzen empfunden.“ Da ließ nun Wiprecht sofort eine neue Kirche bauen und zog dann nach Groitzsch, um einen Platz für ein Kloster auszuwählen. Er fand ihn im nahen Pegau und legte, nachdem er von seinem Schwiegervater erst 700, dann noch 300 Talente empfangen hatte, den Grund. Wie Kaiser Konstantin trug er 12 Körbe Steine zu den 12 Ecken der Grundmauern und entflammte auch alle die Seinen mit solchem Feuereifer zur freiwilligen Arbeit; diese ward, nicht wie bei anderen Kirchen durch Frohnarbeiter, sondern durch Ritterarme vollzogen; die wollten sich alle an Eifer übertreffen. Aus dem Kloster Schwarzach, der Gegend, wo seine Mutter jetzt herrschte, ließ er einen Mönch als Abt kommen. Und am 26. Juli 1096 ward das Pegauer Kloster unter Beisein der benachbarten Bischöfe und Erzbischöfe, Ritter und Herren eingeweiht. Auch Wiprecht's Söhne, Wiprecht und Heinrich, nahmen Theil, Judith aber trug eine edelsteingeschmückte Krone und gold-

gewirkte königliche Kleider, die sie dann dem Kloster stiftete. Das Fest dauerte fünf Tage, und seine Gemahlin Judith erschien jeden Tag unter begeisterter Bewunderung der Feiernden in anderen Prachtgewändern. Für das Lesepult stiftete Wiprecht noch das schöne Schachbrett mit Figuren und zeigte seine Huld, wo er nur konnte. Pegau erhielt eine Mauer und ward zur Stadt erhoben, Kirche und Kloster aber empfingen die Einkünfte aus der dabeiliegenden Stadt mit Wiesen und Weiden, Gewässern und Mühlen, Feldern und Jagdgründen, Fischereien und 2 Dörfern, sowie anderen Einkünften. Zur Unterstützung der Mönche schenkte er später noch 2 Kirchen und 16 Dörfer. Und diese 16 neugegründeten Dörfer zeigen uns den alten Recken von einer ganz anderen Seite. Sie beweisen, daß er nicht nur ein tüchtiger Krieger, sondern auch ein gewaltiger Colonisator und Organisator war, dessen Verdienste erst heute ins rechte Licht gerückt werden können. Das Jahrzehnt nach der Gründung des Pegauer Klosters bildet geradezu eine Scheidemauer zwischen zwei Zeiten. Die Saale-Elbelinie war zwar dem Namen nach von Westen her bereits seit den Siegen der großen Sachsenkaiser von den Deutschen überschritten worden. In Wahrheit saßen aber noch im ganzen folgenden Jahrhundert die Wenden westwärts bis zu diesen beiden Flüssen, ja, Manche glauben sogar, Wiprecht stamme aus slovingischem Geschlecht. Seine Culturarbeit zwischen Schnauder und Mulde zeigt ihn jedenfalls als echten Germanen. Das war die gewaltige Zeit, als sich auf einmal der Blick des Deutschen, des deutschen Bauern zu erweitern begann, als er den Gesichtskreis von seiner Scholle und seinem Heimathsdorfe muthvoll hinaus auf die gesammten deutschen Gaue lenkte. Das war die große Zeit, als in Flandern und in Franken, in Bayern und in Thüringen, in Hessen und in Sachsen die jüngsten Bauernsöhne die überreichlich besetzten Hufen Altdeutschlands verließen. Sie kamen nicht leer. Voran zogen ihre Heerden. Die schweren Ochsenwagen waren mit Räderpflug und Rodeaxt, mit Samen und mit Geräth beladen. Sie kamen nicht leer. Die jungen Herzen schwellte der Muth, der Blick war voll Siegeshoffnung einer neuen Heimath zugekehrt, wo unermeßliche Wälder der Rodung, Sümpfe der Austrocknung, die Brache des Pfluges harrte. Es galt in der von Wenden spärlich besäten und gar nicht cultivirten Waldwüste zwischen Saale und Elbe und weiterhin ein Neuland auf friedlichem Wege zu erobern, ein Neuland, das nach Jahrhunderten doppelt so groß als das alte Stamm- und Vaterland werden sollte, ein großes und schönes Land, in das sie Grafen und Bischöfe beriefen. Sie sollten dort als freie Bauern, als neuer Bauernstand, der schon zur Landwirthschaft das Handwerk fügte, ein neues Dasein beginnen. Die Einwanderung erstreckte sich auf ganz Ostdeutschland und Wiprecht ist derjenige, von dem wir am Besten wissen, was er that und wie er handelte, einen Theil unseres schönen Vaterlandes zu besiedeln. Diese Culturthat wird ihm unvergessen bleiben. Und vielleicht erklang damals zuerst jenes unsterbliche Lied deutscher Siedler und Culturträger:

Nach Ostland wollen wir reiten,
Ins Ostland ziehen wir ein
All' über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besser Sein.

Als wir nach Ostland kamen
In's hohe Haus hinein,
Wohin man uns gerufen
Frisch über die Heide
Hieß man willkommen uns sein.

Der Erste, den Wiprecht rief, war einer der klügsten und tüchtigsten Männer, die ihm in seinem Leben begegneten. Es war der Abt Windolf aus Corvey, der Nachfolger Bero's. Er brachte ihn, als er am 9. November 1099 dem Kaiser Geschenke vom Böhmenkönig übergab, mit nach Pegau, daß er die Hirsauer Regel einführe. Aber er brachte mehr mit, seine ganze Wissenschaft, seine ganze enthaltsame und pflichteifrige Vorbildlichkeit, seine That- und Arbeitskraft. Windolf war ein bedeutender Lehrer, der „Pegauer Mönch" scheint sein Schüler zu sein, er brachte auch Bücher ins Kloster. Windolf war ein einflußreicher Herrscher in seinem Gebiet und der bedeutendste Abt, den je das Kloster hatte. Er schlug eigne Münzen und eroberte alles dem Kloster geschenkte Gebiet — mit dem Pfluge. Die „wilde, uncultivirte und häßliche" Umgebung des Klosters verwandelte er in einen Garten. Er baute neue Räume, ließ die Sümpfe trocken legen und von Dornen säubern, Hügel abtragen und bepflanzen, Fruchtbäume veredeln und Küchengewächse einführen, Wälder und Gebüsche ausroden, die Aecker weiter ausdehnen, neue Gotteshäuser und ganze Dörfer bauen und dem Gotteshause „das Gepräge vollendeter Schönheit" geben. Er erhöhte die Zahl der Brüder auf 40 und mehr, das neugegründete Wolftitz brachte jährlich ein Talent ein, ein anderes acht Solidi. Wiprecht war dabei der freigebigste Helfer und Förderer. Als er aber seine Mutter Sigena 1104 besuchte und schon lange den Plan erwogen hatte, sein ganzes Land zwischen Mulde und Schnauder so nutzbar zu machen, führte er ganze Schaaren unterfränkischer Ansiedler aus Lengenfeld in den Merseburger Sprengel. Er ordnete an, daß sie den angewiesenen Bezirk „nach völliger Ausrodung des Waldes bebauen und erblich besitzen sollten". Ganze Sippen erschienen, es wurde jedem seine Hufe zugewiesen und ein Schulze für jedes Dorf bestimmt, das er mit den Seinen durch eigne Arbeit urbar gemacht hatte und nach seinem eignen Namen benennen sollte. In Lausigk gründete er ein Kloster, und der Merseburger Bischof gab ein Privileg, daß außer Lausigk die Zehnten der neugegründeten 16 und noch zu gründenden anderen Dörfer zwischen Wyhra und Schnauder im Burgward Groitzsch dem Pegauer Kloster gehören sollen, das für immer unter der Gerichtsbarkeit und Gewalt des apostolischen Stuhles zu stehen hätte. Darnach betheiligte sich Wiprecht wieder eifrig an den kriegerischen Ereignissen. Im Kampfe zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich V. stand er mit dem Böhmenkönig auf des Vaters Seite. 1105 bewirthete er den Kaiser auf seiner Burg. Und als der Abfall allgemein wurde, führte er mit sicherer Hand und tapferer Schaar Ende des Jahres den Kaiser vom Erzgebirge mitten durch feindliches Gebiet in die treuen rheinischen Städte. Als aber auch diese zum Theil in die Hände des Sohnes fielen und der Kaiser sich in dessen Hände begeben mußte, beschwor Wiprecht Heinrich IV., die Reichskleinodien dem Sohn auszuliefern, um sein Leben zu retten. Heinrich IV. aber entfloh nach Lüttich und starb daselbst 1107. Wiprecht war mit beauftragt worden, auf Grund des Mainzer Fürstentages 1106 in Rom die neue Sachlage zu berichten. Unterwegs gefangen und wieder freigelassen, konnte er zunächst nichts thun und stellte sich seit 1106 völlig auf die Seite Heinrich's V., in dessen Nähe er meist weilte. Am 23. Mai 1107 ist er mit bei der Fürstengesandtschaft zu Chalons, entschieden vor dem Papst die Rechte des Kaisers zu vertreten. Die rauhen und herben Ritter erlangten keine Zugeständnisse, aber Wiprecht's Neffe Adelgoz wurde durch kaiserliche Huld Erzbischof zu Magdeburg. Als Borwi, vom Mährenfürsten vertrieben, bei Wiprecht Schutz suchte und 1107 zu Goslar vor dem Kaiser erschien, setzte dieser den rechtmäßigen Erben wieder ein. Im Triumph führte Wiprecht seinen alten Waffengefährten nach Böhmen, mußte aber wieder fliehen. Ende Mai 1108 weilte Wiprecht bei Heinrich V. in Merseburg und unternahm für seinen Kaiser einen Feldzug nach Ungarn. Er drang siegreich über Tulln bis Preßburg, kehrte aber dann zurück, um über Passau nach Mainz zum kaiserlichen Weihnachtsfest zu reiten. Da starb am 17. December 1108 seine Frau. Nach Jahresfrist feierte er mit der reichbegüterten Kunigunde von Beichlingen, der früheren Wittwe des Russenkönigs, die Hochzeit, zugleich heirathete sein Sohn die Tochter Kunigunden's; durch Vertrag sollten sämmtliche Ländereien bei Groitzsch bleiben. Im folgenden Jahre sehen wir den Grafen Wiprecht wieder als Anführer im Polenkrieg, wo auch der verbündete Mährenfürst umkam. Der Kaiser versprach nun zwar dem Wiprecht, Borwi wieder einzusetzen. Des Mährenfürsten Bruder aber behielt Böhmen mit fester Hand, sodaß diesen der Kaiser bestätigte. Als nun der jüngere Wiprecht dem Borwi half, wurden Beide 1110 gefangen genommen und nur gegen den hohen Preis von Budisin, Nisan, Leisnig und Morungen freigegeben. Trotzdem focht Wiprecht 1112 wieder auf kaiserlicher Seite gegen Lothar und belagerte im Juni Salzwedel mit. Die maßlose Hab- und Herrschsucht des Kaisers entzweite ihn aber mit diesem. Und nun mußte Wiprecht leider erleben, daß Heinrich V. sogar seine Burg Groitzsch belagerte und den jüngeren Wiprecht in sein Lager zog. Zu bald erkannte aber auch der Sohn des Kaisers Härte, reuig kehrte er zu seinem Vater zurück, der 1113 mit dem Mainzer Erzbischof auf sächsischer Seite stand. Jetzt führte Hoyer von Mansfeld die Fehde für den Kaiser und nahm Wiprecht am 21. Februar 1113 zu Warnstädt gefangen. Wiprecht soll sogar zum Tode verurtheilt worden sein. Die Söhne aber lieferten ihre letzte Burg Groitzsch aus, sodaß Wiprecht wenigstens ein erträgliches Gefängniß in Trifels hatte. Landlos irrten nun die Söhne umher und hielten

sich bei Gundorf im Walde versteckt, durch häufige Einfälle des Gegners Gebiet schädigend. „Als aber die Blätter fielen und im November sich das Dunkel der Wälder lichtete“ und die Winterkälte einen Aufenthalt im Freien verbot, baten sie ihren Vetter Adelgoz um Aufnahme. Der wies Wiprecht, seine Gemahlin und seine Mannen nach der Burg Loburg jenseits der Elbe zu dem Befehlshaber Pribron, der kurz zuvor noch Heide war; „denn damals ward über der Elbe drüben nur selten ein Christ angetroffen.“ Der thatkräftige Kaiser, der erst die geistliche Herrschaft gebrochen, wollte nun auch über alles Land Herr sein und verfuhr, von seiner göttlichen Machtfülle überzeugt, gegen Recht, Gesetz und Versprechen. Da verbanden sich alle seine Feinde. Am 11. Februar 1115 standen die Heere kampfgerüstet gegenüber. Die Morgenröthe spiegelte sich auf der schneeigen Flur, der Bischof las im sächsischen Heere die Messe, die rauhen Krieger auf die Gnade und den Schutz des Königs aller Könige und seines Fahnenträgers, des heiligen Stephan, hinweisend und die goldene Monstranz herumtragend. Dann begann die Schlacht. Der junge Wiprecht stand in der Vorderreihe. Wie ein Löwe stürzte er am Welfesholz auf Hoyer und erschlug ihn. Die Kaiserlichen flohen in wilder Flucht, die Sachsen jubelten. „Man mußte Gruben in der Erde machen, daß das Blut seinen Lauf gewann.“ Nun zog der junge Wiprecht wieder in Groitzsch ein, starb aber schon am 27. Januar 1116. Gegen andere vornehme Gefangene ward der Vater ausgetauscht und konnte nun am 29. September von seiner Burg auf kaiserlichen Befehl wieder Besitz nehmen. Heinrich V. wollte gern den einflußreichen Helden zum Freund und Berather haben, die völlige Versöhnung trat 1121 ein. Graf Wiprecht war inzwischen Burggraf von Magdeburg und Schutzvogt eines Halleschen Klosters geworden. Auf kaiserlicher Seite stand er im September 1122 beim Wormser Concordat und gewann bald einen so gewaltigen Einfluß, daß der Halberstädter Bischofssitz nach seinem Rath besetzt und Wiprecht selbst nach dem Ableben Heinrich's von Meißen 1123 vom Kaiser zum Markgrafen von Meißen ernannt ward. Der Wettiner Konrad aber wollte sich den Besitz nicht streitig machen lassen, und so griff der bald 80jährige Held nochmals zu den Waffen, stets des Rufes seines Kaisers gewärtig. Diesmal aber heftete sich der Sieg an die Fahnen des jungen wettinschen Sonnenaars Konrad. Wiprecht aber blieb im Besitze des Markgrafentitels; noch 1124, kurz vor seinem Tode, unterzeichnete er sich mit der ihm vom Kaiser verliehenen Würde. Als eine Feuersbrunst im Halleschen Kloster ausbrach, suchte er das Feuer ganz allein zu löschen und erhielt zahlreiche Brandwunden. Ins Pegauer Kloster zurückgekehrt, legte er das Ordensgelübde ab, empfing das Mönchsgewand und starb wenige Tage darnach, am 22. Mai 1124.

Mit seinem Sohne Heinrich, der außer der Magdeburger Burggrafschaft die Lausitz besaß, starb sein Geschlecht 1136, die Seitenlinie 1207 aus. Seine Tochter Bertha, die Herrin von Zwickau und Groitzsch, vermachte Groitzsch um 1143 dem Sohne Konrad's des Großen. Die Markgrafenwürde ging nach Wiprecht's Tode völlig an Konrad über. Der getreue Windolf starb 1156, unter ihm entstand das Grabmal und das Buch über Wiprecht. Beide Denkmale leuchten aus einer spärlich bekannten Zeitepoche eines eben aufblühenden Landstriches wie einsame Bergfeuer; sie erhellen farbenprächtig ein Zeitalter des Heldenthums in Schwert und Pflug und erfreuen und begeistern die Nachgeborenen durch die lebensvolle Darstellung jenes gewaltigen Recken.

T.

Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 94 d. Wiss. Beilage dieser Zeitung: „Der ursprüngliche Weihename der St. Matthäikirche zu Leipzig.“

Es sei noch nachträglich gestattet, auf drei weitere Urkunden hinzuweisen, welche die im obigen Artikel ausgesprochene Wahrscheinlichkeit, daß der ursprüngliche Weihename obiger Kirche „St. Francisci“ geheißen hat, bis zur Gewißheit verdichten. In einer Urkunde von 1435, Juni 25 (Cod. dipl. Sax. r. II, Bd. 10, S. 257) heißt es: „dem gardian u. gancze sampnunge des closters sancti Francisci barfusserorden zu Lipczk“ (also der Name des Klosters wird außer dem Orden, dem es angehört, besonders hervorgehoben). Ebenso steht auch S. 264 desselben Bandes: Kloster St. Francisci. In der Stadtrechnung von Leipzig über die Jahre 1542/43 wird als ein Ausgabeposten verzeichnet: „Bilde(r) abbrechen inn sanct Francisci closter bei den barfussen.“ So lange also nicht ein anderer Weihename als der ursprüngliche mit besseren Gründen gestützt wird, muß es bei diesem bleiben. Noch sei berichtigend hinzugefügt, daß das Weihejahr der in größerem Umfange wieder aufgebauten Barfüßerkirche nicht, wie in jenem Artikel angegeben, 1494 war — dies war wahrscheinlich das Anfangsjahr des Baues —, sondern jedenfalls das Jahr 1504 (vor dem 24. Febr.), wie aus zwei Posten in der Stadtrechnung über 1503/4 hervorgeht. Leider giebt es kirchliche Urkunden darüber so gut wie keine, sodaß die Vermuthung Raum gewinnt, die über die Reformation erbitterten Franciscaner hätten nach Einführung derselben in Leipzig die auf den Kirchenbau bezüglichen Urkunden vor dem Verlassen des Klosters beseitigt.

R. Wolf.

Bücherbesprechung.

— Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. XI. Jahrbuch für 1900—1901. Chemnitz, Commissionsverlag von O. May's Buchhandlung (E. Roeder). 1901. 133 SS. 8°. — Wie seine Vorgänger, so enthält auch das neueste Heft der Zeitschrift des rührigen Chemnitzer Geschichtsvereins neben geschäftlichen Mittheilungen und Vortragsberichten eine Reihe beachtenswerther Abhandlungen zur Stadtgeschichte. Mating-Sammler, der sich dereinst (1872) um die Gründung des Vereins besonders verdient gemacht hat, giebt zwei Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Stadt, die sich eng an das Urkundenbuch anschließen: eine Untersuchung der in demselben mitgetheilten erbrechtlichen Willküren von 1367, 1410/11 und 1421 sowie der damit zusammenhängenden Rechtssprüche in einzelnen Erbfällen, die für die allgemeine Entwickelung des älteren städtischen Erbrechts (insbesondere der Frauen) von Interesse ist, und eine Darstellung der Verhandlungen zwischen der Stadt und dem Ritter Heinrich v. Einsiedel wegen Uebernahme der Bürgschaft für eine Schuld des letzteren (1474). Auch die sorgfältige Arbeit von Bönhoff über das Archidiaconat Chemnitz, seine Entstehung und sein Ende, besonders aber seinen Umfang und den der vier Archipresbyterate, aus denen es sich zusammensetzt, gehört der älteren Stadtgeschichte an. Emil Weinhold vermag zur Geschichte des Chemnitzer Rathhauses zwar nur wenig zu geben, was über die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts hinausgeht; aber seine Mittheilungen über die Baugeschichte des alten Rathhauses und seiner Anbauten, des Weinkellers und des Thurms, die Beschreibung der Innenräume von der Zeit an, in der Paul Niavis sie schilderte, bis zur Gegenwart, die Uebersicht über so manches frohe und traurige Ereigniß, das sich in diesen Räumen abgespielt hat, geben ein lebensvolles Bild, das nicht blos den Einheimischen zu fesseln vermag. Von Bedeutung für die Geschichte unserer Schützengesellschaften ist ein längerer Aufsatz von A. Gottschaldt „Aus den Acten der Bruchschützengesellschaft zu Chemnitz“. Diese Gesellschaft, deren seit etwa 1660 vorkommender Name von dem sog. „Bruchhause“ oder „Bruch“ im Schießgraben herrührt, wo die Uebungen der „Wandschützen“ stattfanden, wurde Anfang des 16. Jahrhunderts begründet, aber erst 1522 durch den Rath bestätigt. Sie besitzt ein reichhaltiges Archiv, aus dem eine Anzahl „Schützenbriefe“ (Einladungen zu allgemeinen Armbrustschießen), die „Schießgesetze“ (besonders von 1663, 1666, 1732, 1802), eine Rechnung von 1710 u. A. vollinhaltlich mitgetheilt werden. Wir erwähnen endlich noch die actenmäßigen Mittheilungen von R. Franke über den langwierigen Prozeß der Geistlichen von St. Johannis in Chemnitz mit den Bauern der eingepfarrten Dörfer Gablenz und Bernsdorf, die sich hartnäckig ihrer Verpflichtung zur Holzfuhre zu entziehen suchten (1726 bis 1731): ein typisches Beispiel für zahlreiche ähnliche Rechtsstreitigkeiten jener Zeit, deren Spuren sich in so manchem Pfarrarchiv finden.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 99. Dienstag, den 20. August, Abends. **1901.**

Vogelleben auf Sylt.

Von Robert Berge, Zwickau.

Die nordfriesische, durch ihre Bäder allgemein bekannte Insel Sylt bildet für Jeden, der sein Auge inmitten jener meerumrauschten Einsamkeit auf ihre Sagenwelt und Geschichte, den Menschenschlag, welcher sie bewohnt, die Dünen und Haiden und die sich um sie herlagernde, wogende Nordsee lenkt, einen Urquell bedeutender Eindrücke und es könnte der Wunsch aufkeimen, alle hohen Geistesgaben zu besitzen, um als Maler die Pracht auf die Leinwand zu fesseln, als Dichter die Stimmung in Worten wiederzugeben und mit universalem Forschergenie den tausendfältigen Erscheinungen bis auf den innersten uns erreichbaren Grund nachzugehen. Sylt ist ein Ueberrest des alten Seeland, welches sich in der Vorzeit weit in das Meer erstreckte, und hatte nach zeitgenössischen Kartendarstellungen noch im 13. Jahrhundert eine nordöstliche Ausdehnung von etwa 25 Kilometern, während es gegenwärtig nur schmal ist. Unaufhörlich nagte die See am Ufer, wurden die Dünen vom Winde landeinwärts getrieben, über Fluren und Dörfer hinwegschreitend, brachen sich immer erneuernde, zahlreiche Sturmfluthen Stück um Stück ab, manche Ortschaft mit verschlingend, „und einst wird“, sagt ein Schriftsteller, „der Schiffer nur die Stelle zeigen, wo die Insel lag“.

Unter der Thierwelt nehmen dem Charakter Sylts entsprechend die Vögel die beherrschende Stufe ein. Von Wild kommt nur der Feldhase in Betracht, Kaninchen dagegen fehlen ebenso, wie die Raubthiere u. s. w. Dafür sind die Weideplätze Tag und Nacht von den Hausthieren, Pferden, Rindern und Schafen, bevölkert, unter denen die Letzteren das ganze Jahr über draußen bleiben und ein halbwildes Leben führen. Für die leichtbeschwingten Schiffer der Luft aber ist das Meer kein Hinderniß und in ungezählten Schaaren stellen sie sich an den gastlichen Gestaden ein, jedoch in besonderer Artenauswahl, was großentheils mit den Vegetationsverhältnissen zusammenhängt, denn Sylt ist nicht allein gänzlich wald-, sondern auch fast baumlos. Am besten gedeiht Baumwuchs noch im Schutze der Gebäude, wogegen er im Freien infolge der Stürme auf dem dürftigen Boden kaum aufkommt. Ueber die Hecken hängen die dünnen Zweige des Bockdorns (Lycium barbarum), in den Bodensenkungen wuchert niedrig die kriechende Weide (Salix repens) mit ihren silbergrauen Blättern und an den Dünen wächst klein und zierlich die sogenannte Sand- oder Dünenrose (Rosa pimpinellifolia). Erika, Sumpfbeere, Galium, Stiefmütterchen, Meerfenf, Salzkraut, Stranddistel, Hasen- und Schotenklee, Arnika, Habichtskräuter, Gräser und andere Gewächse breiten sich aus und die Küstendünen sind namentlich mit Sandriedgras (Carex arenaria), Sandhafer (Elymus arenarius) und Sandrohr (Ammophila arenaria) bedeckt, welche durch ihre Bewurzelung, beziehentlich Ausläufer dem lockeren Sande Zusammenhalt verleihen. Vergeblich wird man demnach auf Sylt Vögel suchen, welche Wälder und Gebüsche zum Aufenthalt erfordern. Die Melodien unserer meisten binnenländischen Sänger ertönen hier niemals, keine Grasmücke, kein Laubsänger läßt sich hören, Amsel- und Drosselschlag sind unbekannt, die Lieder des Rothkehlchens, der Nachtigall, des Pirols, ja des Edelfinken mischen sich nie in das Wehen des Windes oder das Donnern der See umher. Selbst Krähen sind mit Ausnahme des Herbstes und Winters nirgends vorhanden, die Cadaver verendeter Schafe, welche man nicht selten antrifft, bleiben daher während des Sommers von ihnen verschont und der Dünensand kann sie verschütten. Doch vermißt man durchaus nicht jeden Vogelgesang, Feldlerchen, Grauammer, Steinschmätzer (Saxicola oenanthe), zahlreiche Wiesenpieper, die weiße Bachstelze und die gelbe Schafstelze, Rauchschwalben, Haus- und Feldsperlinge tummeln sich umher, in den Zweigen nisten Hänflinge (Acanthis cannabina), und für die Staare sind Brutkästen aufgehängt. Die Hauptmasse des Bestandes liefern aber die Sumpf- und Schwimmvögel, die auf dem Boden brüten und ihre Jungen nach dem Ausschlüpfen davonführen. Nirgends auf der Insel dürften dieselben in gleicher Vielgestaltigkeit, auf einem verhältnißmäßig engen und übersichtlichen Raume angehäuft, der Beobachtung zugänglicher sein, als auf der nördlichen Landzunge, der Lister Gegend. Die ursprüngliche, unvergleichliche Einsamkeit der Dünenwelt wird dort durch den Menschen nur wenig gestört und wir empfinden hier wie in tausend Fällen, daß uns, gleichwie von den Gipfeln der Menschheit, auch auf der Höhe der Natur erhabene Majestät entgegenstrahlt. Weit schneidet eine Bucht von geringer Wassertiefe, der Königshafen, nahe bei dem Dörfchen List von Osten her in das Land ein. Derselbe war einstmals von blühenden und wohlhabenden Ortschaften umgeben, die Handelsschiffe von 12 Nationen, Kriegsflotten von über 100 Segeln vermochte er aufzunehmen und 1644 schlug in seiner Nähe König Christian IV. von Dänemark die vereinigte schwedisch-holländische Seemacht. Die Dörfer gingen jedoch durch wandernde Dünen und das Meer zu Grunde, der Hafen versandete und nur vom Sturm überraschte Hochseefischer heischen in ihm noch Zuflucht. Die verödete Bucht nahmen andere Schaaren in Beschlag, seetüchtig und wettererprobt kamen diese gezogen, sie wurde gewissermaßen zum Vogelhafen, da der Vogel bekanntlich zwar der Menschen-, nicht aber der Götterstärke weichen muß, und wo die Fluth an mächtigen Fahrzeugen aufschäumte, kräuselt sie sich nun unter den leichten Fußstößen gefiederter Ruderer. Zur Ebbe wird der Grund meistentheils entblößt, das Watt tritt hervor. Rasch eilen dann unglaubliche Heeresmassen von Geflügel herbei, überschwemmen dicht den feuchten Boden und schwelgen in dem Genuß der Fülle von Leckerbissen, die vor ihnen ausgestreut liegen. Das Schwirren und Flattern, Streiten und Schreien wird übertönt durch wohlklingende Rufe und Triller. Totaniden, Strandläufer, Regenpfeifer und andere treten gleichsam die Rolle der Singvögel an und auf der kahlen Fläche des Watts erschallt ein Concert, das an Wohllaut, Anmuth und Frische zuweilen mit den Leistungen binnenländischer Waldchöre wetteifern könnte. Aber allmälig verwandelt sich die Scenerie, die Fluth schwillt von Neuem an, das Meer kehrt zurück, die Schwärme vertheilen sich, und die Wogen nehmen wieder das Wort. Lebensenergie und Stimmenjubel jener Küstenvögel erwachen weniger mit der aufsteigenden Morgensonne, als infolge der Freilegung der nahrungsreichen Watten durch die periodisch zurückgehende See.

Zu den bemerkenswerthesten Vogelgestalten der Nordseeinseln und der Festlandküste zählt der Austernfischer (Haematopus ostrilegus), welcher in der Brutzeit jeden sich Nahenden, dem er mißtraut, mit Zudringlichkeit bestürmt. Auf den Weideplätzen am Königshafen nisten sie in großer Zahl. Kaum näherte ich mich am frühen Morgen dem Strande, so eilten die nächsten ungestüm heran und begrüßten mich mit durchdringenden Rufen. So lange ich mich in ihrem Brutbezirke aufhielt, ließen sie mir keine Ruhe, trotzdem sie nichts Ernstliches zu befürchten hatten, weil ich als harmloser Beobachter, keineswegs als Schütze oder Sammler erschien, und noch in später Abendstunde, wenn schon längst das stille Feuer der Leuchtthürme schimmerte, gaben sie mir das Geleit. Am Boden trippelt dieser schöne, etwa rebhuhngroße Vogel behend umher, oder bewegt sich in schnellem Laufe dahin. Schnabel

und Füße sind lang, lebhaft roth, Kopf, Oberkörper, Kropf und Schwanzende tief schwarz, die übrigen Theile blendend weiß, ein weißer Streifen auf der Flügelmitte ist vorn und hinten mit schwarzer Umfassung eingerahmt. So entfaltet der Austernfischer seinen ganzen Farbenprunk erst im Fliegen. Befindet man sich in der Nähe der Jungen, so holt er häufig in ziemlicher Entfernung niedrig über der Erde aus, kommt entenartigen Fluges in gerader Linie heran, beginnt mit aufgesperrtem Schnabel sein Geschrei und steigert dasselbe in unserer Nähe drohend zu unbeschreiblicher Wildheit, schießt gleichzeitig in steiler Curve empor, lenkt dann seitwärts ab, fliegt im Bogen zurück und wiederholt diese Abschreckungsmimik zuweilen lange Zeit. Den bedeutendsten Lärm erregt er, wenn man Junge ergreift und aufhebt, denn er ist um ihre Sicherheit äußerst besorgt und überwacht sie mit unermüdlicher Elternliebe, bis sie erwachsen sind. Durch dieses Betragen leitet er den Sucher auf die Spur seiner Brut, welche sonst nur schwer zu entdecken sein würde. Ich traf die jungen Austernfischer gegen Ende Juli noch vollständig im Dunenflaum, den Körper von starker Wachtelgröße, die Oberseite grau mit schwarzer Zeichnung, die Unterseite bis auf die graue Kehle weiß, der Fuß war vorn graublau, hinten fleischfarbig, der Schnabel bläulich-schwarzgrau, der Unterschnabel am Grunde röthlich, Alles sich zu einer trefflichen Schutzfärbung vereinigend. Sie hatten sich so geschickt gegen den Erdboden gedrückt, dabei Plätze an niedrigen Rändern, zwischen Steinen oder Pflanzen dabei benutzend, daß sie auch der erfahrenste Beobachter übersehen und an ihnen vorübergehen konnte. Ungeachtet ihrer Jugend wehrten sie sich schon tapfer mit dem Schnabel und liefen so schnell fort, daß ich eilen mußte, um sie einzuholen, wobei sie namentlich auf unebenem Grunde die noch sehr kurzen, stummelförmigen Flügel zum Balanciren erhoben, um das Hinstolpern zu verhüten, was freilich nicht immer gelang. Der Austernfischer ist ein ebenso guter Schwimmer wie Flieger, scheut sich nicht, bis an den Leib ins Wasser zu waten, und braucht daher vor der andringenden Fluth nicht zu fliehen. Unter den mannigfaltigen Tönen, die man von ihm hört, erinnert ein längerer, hell schallender Triller an das heimische Teichhühnchen (Gallinula chloropus), nur daß beim Austernfischer das Aufsteigen des Tons nach der Mitte und das Sinken gegen den Schluß nicht stattfindet, sondern die Lautfolge in gleichmäßiger Höhe verläuft. Austern aufzubrechen, ist er trotz seines Namens nicht im Stande und verzehrt daher auch keine. Mit ihm vereint trifft man an den gleichen Oertlichkeiten überall den Rothschenkel (Totanus calidris), von Körper etwas stärker als eine Bekassine, welchen lange, rothe Stelzbeine, eine graubraune, dunkel gefleckte Oberseite, das Weiß an Hinterrücken, Schwanz und Unterleib kennzeichen, und der sich durch sein lebhaftes Naturell und seine angenehme, flötende Stimme bemerklich zu machen weiß. Genau wie im Binnenlande, wo er ebenfalls brütet, sieht man ihn auch an der See auf dem Boden, einem Stein, Pfahl u. s. w. drollige, marionettenhafte Bewegungen ausführen, indem er mit dem Körper hebelähnlich und steif auf- und abwärts wippt, wobei der Drehpunkt im Hüftgelenk liegt. Häufig ist von seinen Verwandten der Kampfläufer (Totanus pugnax), dessen Männchen im Frühjahr einen großen, starren Federkragen um den Hals trägt, welcher wie ein Schild den Vordertheil des Körpers schützt und ihm bei den ritterlichen Turnieren von Nutzen ist, die diese merkwürdigen Klopffechter veranstalten. Den Schnabel gleich einer eingelegten Lanze nach vorn gerichtet, fahren sie wie Helden aufeinander los, doch pflegen sie bald zu ermüden und beenden das Duell, ohne den Gegner jemals kampfunfähig gemacht zu haben. Zerstreut könnten nach Rohweder (Die Vögel Schleswig-Holsteins) auch die Avosette (Recurvirostra avosetta) und der Steinwälzer (Arenaria interpres) hier nisten. Unser Kiebitz hält sich an jenen Gestaden in Menge auf und überall eilt er herbei, wo es Etwas giebt, ein „Hansdampf in allen Gassen", schreiend und durch die Luft wuchtend, bekundet er aufdringlich seine Theilnahme und Niemand ist vor ihm sicher. Wie oft mag, wenn wir uns auf einige Augenblicke in die Wikingerzeit, die Fehden der einstigen Stammeskönige, ins Faustrecht zurückversetzen, der allenthalben in die Sage verflochtene Vogel auf diesen Gefilden als Zeuge blutigen Waffenlärms die Kämpfer umschwärmt, seine gellende Stimme in das Streitgewühl gemischt haben und wir erinnern uns der schottischen Verse: Ach, wie oft, wenn Fürsten scepterlos dort in der Haide irrten, hast über den Verfolgten du geschwebt in wüstem Sumpf und Moor und durch dein Schrein den Feind herbeigeführt. Oft hingest du gleich einer Todtenflagge ob der Schaar, o Unglücksvogel du! Noch trug man hin zur Gruft die Opfer deines Flugs, da tönte ob der Bahre schrill dein Schrei, und wilde Mörder stürzten vor, entweihten die Gegenwart des Todes und füllten jäh das Grab mit Blut.

Einer der lieblichsten Strandvögel ist der schlanke, etwa lerchengroße Seeregenpfeifer (Charadrius cantianus), oben grau und unten weiß gefärbt, an den Halsseiten ein dunkles, vorn unterbrochenes Band tragend, trippelt er mit seinen zierlichen schwarzen Beinen umher, macht kippende Bücklinge und tupft mit dem schwarzen Schnäbelchen nieder, um Nahrung aufzunehmen. Alle seine Bewegungen sind überaus flink, mit raschen Flügelschlägen sieht man ihn umherschießen und hat er's auf dem Erdboden eilig, so jagt er ganze Strecken im schnellsten Laufe dahin, den Körper geduckt, den Kopf zurückgezogen, den Schwanz steil und kokett nach unten gefächert. Daß diese eigenthümliche Schwanzstellung dabei die allgemeine Regel bilden sollte, erscheint nicht gerade wahrscheinlich, doch hatte ich Gelegenheit, sie an mehreren Exemplaren und wiederholt zu beobachten, obwohl die Balzzeit, wo Derartiges in der Vogelwelt nicht ungewöhnlich ist, Ende Juli bei ihm lange vorüber zu sein pflegt. Voll Anmuth und Wohlklang ist auch die Stimme. Kräftige, hohe Pfiffe, zarte und einschmeichelnde Töne oder flötendes Trillern läßt er vernehmen und es ist nicht schwer, ihn durch Nachahmung seiner Rufe zum Antworten zu reizen, wobei man das Vergnügen genießen kann, sich noch mit ihm zu unterhalten, wenn ihn bereits die Schatten der Nacht dem Auge entzogen haben.

Die Lister Dünen besitzen den Vorzug, die alleinige Stelle innerhalb der deutschen Reichsgrenzen zu bilden, welche eine Colonie der Eiderente (Somateria mollissima) aufweist, deren eigentliches Verbreitungsgebiet der hohe Norden ist. Sie nistet nur an den Küsten im Antlitz des Meeres, nirgends an süßen Gewässern und stapelt dabei auf einem kunstlosen, gewöhnlich zwischen Pflanzen verborgenen Unterbau von Halmen, Moosen oder Seetangen ein Polster aus ihren kostbaren Dunen auf, in welches sie beim Brüten tief einsinkt und womit sie die Eier bedeckt, wenn sie nach Futter ausfliegt. Die Dunen sind von braungrauer Farbe, am Grunde weiß gefleckt und stechen bekanntlich an Weichheit und Elasticität alle andern Federn aus. Da sie anfangs meistens weggenommen werden, so ist die weibliche Ente, der das Brutgeschäft allein obliegt, genöthigt, sich immer neue auszurupfen, bis man sie ihr läßt, und wenn das Dunengewicht eines Nestes auf etwa 65 Gramm geschätzt wird, so sind zu einem Kilogramm ungefähr 15 Nester erforderlich. Schon während des Bebrütens der Eier verläßt der Erpel die Ente und geht auf die See hinaus, um zu vermausern, sich des ihn prächtig kleidenden, scharf abgesetzten Weiß und Schwarz des Hochzeitsgefieders zu entledigen und mit demselben unscheinbaren Braun zu umhüllen, welches die Ente das ganze Jahr trägt. Kaum sind die Jungen ausgekrochen und trocken geworden, so folgt letztere dem Beispiel des Gatten und vertraut sich mit den Ihrigen ebenfalls dem salzigen, mehr Sicherheit bietenden Elemente an. Tauchend wird die Nahrung vom Grunde heraufgeholt, anfänglich von der Mutter allein, wobei eine Tiefe von 20 und mehr Metern überwunden wird, und oft sieht man die Familien in der Nähe der Küste auf den Wogen, furchtsam außer Schußweite sich haltend. Flugbild und Flugbewegungen der Eiderenten haben vollständig entenartigen Charakter und werden durch den lang vorgestreckten Hals und die raschen Flügelbewegungen gekennzeichnet, auch der Gang ist unbeholfen und watschelnd, doch sind sie größer und stattlicher als selbst die Stockente. Gegen den Herbst vereinigen sich Weibchen und Junge mit den Männchen zu Schaaren, die auf dem Meere umherstreichen, aber nur selten verlieren sich auch in strengen Wintern diese Enten einmal in das Binnenland. Bei Wanderungen zwischen den Dünen stößt man auf eigenthümliche Erdbaue, welchen es auf den ersten Blick kaum anzusehen ist, daß es die Brutstätten eines Vogels sind, der Höhlen- oder Brandgans (Tadorna vulpanser), auch Brand-, Höhlen- und Bergente genannt. Dieselbe hat die Gewohnheit, in lockerem Boden Höhlen zu graben oder schon vorgefundene von Kaninchen, Füchsen und Dachsen zu beziehen, um ihr Wochenbett darin aufzuschlagen, und zwar angeblich selbst dann, wenn die Besitzer noch in ihnen wohnen. Weder der sonst keineswegs blöde Fuchs, noch der einem guten Bissen ebensowenig abholde Dachs sollen sich in diesem Falle an ihrer Hausgenossin vergreifen, die ungleiche Gesellschaft soll friedlich, obschon schiedlich in getrennten Gelassen unter einem Dache leben, und es müßte, falls wirklich kein „Latein" hineinspielt, unserer

Weisheit vorbehalten bleiben, jene paradiesischen Zustände mit der gegenwärtigen sündigen Welt theoretisch in Einklang zu bringen. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, auf Sylt hausen, wie bemerkt, keine Füchse, Dachse und Kaninchen und die Gänsehöhlen rühren hier von den Bewohnern her, welche sie in der Absicht einrichten, die Eier zu gewinnen. Gewöhnlich werden von einem unterirdischen Hauptgange verschieden angeordnete seitliche Röhren abgezweigt, die in etwas erweiterte, kreisrunde Brutkessel münden. Letztere sind oben offen und werden durch einen Rasendeckel verschlossen, den man nur abzuheben braucht, um zu dem Neste zu gelangen. Derartige Rasenstücke bedecken auch die Löcher, welche von oben in die Gänge gemacht und bei der Reinigung des Innern benutzt werden. Für die lothrechte Tiefe dieser Anlagen genügt es, wenn die Deckenstärke ausreichend ist, um nicht einzubrechen. Die Nistkessel eines Baues befinden sich in angemessener Entfernung von einander, damit jede Gans ungestört und ohne von den anderen beim Ab- und Zugehen Geräusch zu vernehmen, brüten kann. Im Frühjahre werden die Höhlen durch Wegnahme der Rasendeckel ausgetrocknet und ausgebessert. Die Gänse füttern das Nest mit weichen Daunen aus, und dasselbe enthält im Mai und Juni eine Anzahl Eier, welche diejenigen der Hausente an Größe übertreffen. Eine Zeit lang werden die letzteren abgenommen, dann läßt man sie jedoch liegen, damit noch Junge aufgebracht werden und die Vögel wiederkehren. Hierdurch soll die Legekraft bis auf 30 Eier gesteigert werden können. Nach dem Auskriechen führen die Alten ihre Nachkommenschaft in das Watt und die Hingabe an ihre Pflichten ist schon im Alterthume insofern mit Anerkennung gelohnt worden, als die Aegypter in den Hieroglyphen diese Gänse zum Sinnbild der Mutterliebe verwendeten, die sich dem Jäger opfert, ihre Kinder zu retten. Die Nahrung suchen sie mehr am Strande und auf dem Watt, weniger im Wasser, wobei sie nicht die schwerfälligen Bewegungen der Enten zeigen, sondern leichter einherschreiten. An dieser schönen Gans, bei der die beiden Geschlechter ähnlich gefärbt sind, ist das bunte Gefieder bemerkenswerth. Unter den 3 Hauptfarben herrscht Weiß vor, von dem sich namentlich in der Brustgegend ein breites, den Körper umschlingendes, rostrothes Band, auf der Schulter ein schwarzer Fleck, ein grünschillernder Spiegel auf dem Flügel und der glänzend dunkelgrüne Kopf mit dem aufwärts geschwungenen, karminrothen Schnabel in scharfen Linien abgrenzen. Obgleich scheu, weichen die Brandgänse dem Menschen weniger weit aus, als z. B. die Eiderenten, und lassen ihn näher ankommen, sodaß man selbst mit unbewaffnetem Auge die Farben deutlich unterscheiden kann, welche auch im Fluge kräftig hervortreten und den dahinstrebenden, überstockentengroßen Vogel mit buntem Schmelze zieren. Von Ende August an treffen in zahllosen Schwärmen verschiedene Arten Zugenten ein, die in den Vogelkojen dann zu vielen Tausenden gefangen werden.

Der eigentliche Charaktervogel der Nordsee ist die Silbermöve (Larus argentatus), wie für die Ostsee die Lachmöve, und unausgesetzt genießt man den Anblick dieses herrlichen, großen Seglers der Lüfte. Sie schwebt um die Dünen, umwogt die Küste, begleitet den Dampfer in die Ferne, und wenn die Umrisse des Ufers verschwunden und nur noch Himmel und Wasser zu erblicken sind, die Silbermöven umgeben ihn noch unermüdlich gleich einer fliegenden Leibwache, folgen dem Kielwasser, um treibende Abfälle aufzufischen, schweifen an den Seiten entlang, schwingen sich über das Schiff hinweg, ergehen sich in den kühnsten Flugspielen und stoßen von Zeit zu Zeit ihren Schrei hervor. Sie sind unübertreffliche Beherrscherinnen der Luft und scheinen deren wechselnde Strömungen vollkommen zu bemeistern. Ob sich Windstille ausbreitet oder schwerer Sturm die Atmosphäre durchwühlt, ihr Flug bleibt derselbe. Unbeirrt fliegen sie inmitten der tobenden Elemente mit mächtigem Fittich einher, mit dem Winde oder ihm entgegen, jetzt streifen sie geradeaus, dann biegen sie vielleicht seitwärts ab oder beginnen zu kreisen, schweben auf und nieder, gleiten langsam hin oder steuern in Sturmeseile nach einem Ziele, zuweilen auch verharren sie ruhig auf einer Stelle und in dem Allen erscheint die Freiheit ihrer Bewegung völlig unangetastet von den entfesselten, sausenden Gewalten um sie her. Staunen faßt uns, diese Thatsachen jedoch durch die Gesetze der Mechanik stichhaltig zu erklären, sind wir noch ziemlich außer stande. Bekanntlich begegnet dem Auge ein Bild voll ungemeiner Schönheit, wenn man von einem günstigen Punkte bei klarem, sonnenhellem Himmel auf die See hinausschaut. Das Smaragdgrün des Vordergrundes löst nach der Ferne zu ein wunderbares, gegen den Horizont immer dunkler werdendes Blau ab und aus diesem funkelnden, tausendfach glitzernden Farbengeschmeide, auf dem in unablässiger Hebung und Senkung schäumende Wellen, gleich den Mähnen eilender Neptunrosse, dahinfluthen, zeichnen sich wie weiße, leuchtende Wasserlilien die schwimmenden Silbermöven ab und tragen in das überwältigende Naturgemälde einen Schimmer zarter Anmuth. An den Dünen findet man die in eine Vertiefung gebauten und kunstlos mit Halmen und anderen Pflanzentheilen ausgefütterten Nester, welche, wo es angeht, unter Benutzung von Bodenvortheilen geschickt zwischen Gewächsen verborgen werden. Neben halbwüchsigen traf ich auch noch ganz beflaumte Junge an, was wohl einer Verzögerung der Brut durch Wegnahme der ersten Eier zuzuschreiben sein wird, da das Legen gewöhnlich schon im Mai seinen Anfang nimmt. Sieht sich ein Dunenjunges in seinem Unterschlupf entdeckt, so entledigt es sich, wenn es vorher gefüttert worden war, zunächst des Ballastes, indem es die empfangene Nahrung, unzerkleinert verschlungene Fische, in Klumpen auswirft, faucht und öffnet drohend den Schnabel gegen den Angreifer, wendet sich jedoch sogleich zur Flucht, um ein neues Versteck zu erspähen. Der kleine, hellgraue Körper mit den dunkeln Tupfen auf der Oberseite stolpert über jedes Hinderniß, trotzdem die kurzen Flügelchen fleißig zum Balanciren gebraucht und nur auf glattem Wege angezogen werden. Ein Schwarm Alter schwebt kreisend mit Geschrei und Wehklagen in der Luft, aber keine wagt herabzustoßen. Kiebitze, Austernfischer stürzen schimpfend heran und der Lärm wird durch das klägliche Piepen der Jungen zu immer erneuter Heftigkeit getrieben. Befinden sich flugunfähige Junge auf entblößten Flächen und nähert man sich, so setzen die Alten Alles daran, sie zum Flüchten nach den Dünengewächsen zu bewegen, wo sie schwer zu bemerken sind. Von der nordischen Sturmmöve (Larus canus) besitzt Sylt als Seltenheit ebenfalls eine Colonie. Diese Möve ist nicht allein beträchtlich kleiner als die Silbermöve, sondern unterscheidet sich von ihr auch durch Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Glaubt sie ihre Brut gefährdet, so stürmt sie auf den Gegner los, setzt mitunter ähnlich dem Austernfischer in der Ferne an und fährt lärmend herbei, kurz vor uns mit gellendem Schrei jäh emporsausend und sich dann wieder zurückwendend. Aehnliche Leidenschaftlichkeit bekunden die Seeschwalben, wenn sie ihre Brut schirmen. Von den Möven lassen sich diese sofort an dem gabelförmigen Schwanz, dem längeren, spitzigen Schnabel und den bogig eingeschnittenen Schwimmhäuten unterscheiden, während sie mit andern Vögeln gar nicht verwechselt werden können. Am häufigsten sind die Küsten- und Zwergseeschwalbe (Sterna macrura u. minuta), von denen sich die letztere bekanntlich auch im Binnenlande fortpflanzt. Die verschiedenartigen Stimmen, die wundervollen Flugbewegungen der überaus schlankgegliederten Wesen, das Durcheinanderschwirren, Erscheinen und Verschwinden gewähren beständige Unterhaltung. Von hervorragendem ornithologischen Interesse ist das Vorkommen der Raubseeschwalbe (Sterna caspia) auf dem Ellenbogen, der schmalen Dünenhalbinsel an dem nördlichsten Ende Sylts, welche am Königshafen hinläuft. Jene nur noch kleine Siedlung ist die einzige in Deutschland. Die Raubseeschwalbe übertrifft ihre Gattungsverwandten bedeutend an Größe, erreicht eine Körperlänge von 0,48 m und klaftert mit den Flügeln bis zu 1,35 m. Der kurze Schwanz ist nur wenig gegabelt und wird in der Ruhelage von den Flügeln weit überragt. Prangend sind ihre Farben: das helle Weiß vereinigt sich mit dem sanften Aschblau des Mantels, der tiefen Sammetschwärze des Oberkopfes und Nackens und dem brennenden Roth des großen Schnabels zu überraschender Wirkung. Insbesondere im Fluge, wo außerdem die Flügelspitzen schwarz erscheinen und die Füße in dem weißen Gefieder der Unterseite einen dunkeln Fleck erzeugen, vermag sie den Blick auf sich zu heften, ob sie nun, die gewaltigen, schmalen Schwingen langsam schlagend, arglos umherzieht, im Zorne ihre Bewegungen beschleunigt oder stoßtauchend auf das Wasser hinabstürzt, um eine Beute zu erhaschen. Ihre Stimme ist schwer wiederzugeben, doch läßt sie sich als ein rauhes, quakendes, ungefähr gänse- bis stockentenartiges Schnarren darstellen, das auch an den Kräik-Ruf des Fischreihers erinnert, während in der Besorgniß um die Brut heftige, durchdringende Töne erschallen. Die noch nicht flüggen Jungen verkriechen sich bei Gefahr zwischen den auf dem weißen Sande nicht sehr dicht aufgeschossenen Halmen der Dünengräser, und werden sie erfaßt, so schreien sie tüchtig und beißen mit dem kräftigen Schnabel,

welcher, wie auch die Zunge und das Mundinnere, gelb gefärbt ist, derb zu. Ihr Gefieder ist weiß und mit Ausnahme des Kopfes braun und schwarz gefleckt. Die Nester bestehen aus Erdvertiefungen und sind, wie überhaupt bei den Seeschwalben im Gegensatz zu den Möven, nicht mit Stoffen ausgekleidet, sondern die Eier ruhen auf dem bloßen Sande. In dem einen lagen noch 2 brutwarme Eier, etwa von dem Umfange der Stockenteneier, welche auf weißlichem Grunde eine bei jedem verschiedene dunkle Fleckung zeigten; sie variiren. Aus der Ferne winken Dünenketten herüber, die durch ihre schneeweißen, mit dunkelbewachsenen Stellen unterbrochenen Sandflächen den Eindruck von Gletschern machen, und wie um die Häupter der Alpenwelt der Steinadler, so zieht hier der nicht minder gewaltige Seeadler (Haliaëtus albicilla) zuweilen seine Bahnen und wird, obschon auf der Insel nicht horstend, im Herbst und Winter öfters erbeutet.

Zahlreich sind die Vogelarten, welche zu den Zugzeiten die Nordsee theils in geringer Zahl, theils in ungeheuren Massen besuchen, zur Ebbe die meilenweiten Watten ablesen und gelegentlich auch Sylt berühren. Die Flüchtigkeit dieser Erscheinungen, die Schnelligkeit der geflügelten Wanderer, die Ausdehnung des Gebietes, der Mangel an Uebersichtlichkeit, theilweise auch leichter Zugänglichkeit desselben bereiten einer genauen Feststellung die größten Schwierigkeiten. Trotz alledem sind wir bis zu einem gewissen Grade unterrichtet, am umfassendsten durch Gätke, welcher auf dem weltentlegenen, meerumtosten Helgoland gegen 400 Arten nachwies, von denen verschiedene sogar aus dem fernen Südeuropa, aus Asien und Nordamerika auf ihren Pfaden die Nordsee kreuzten. Vom Menschen ungestörten Thierfrieden würde man freilich auch in jenen Gegenden vergebens suchen, doch erscheint ihr Vogelreichthum Dank der unerschöpflich Nahrung spendenden See noch immer unermeßlich.

Bücherbesprechungen.

— Das neueste Heft der Historischen Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke, N. F. Bd. 51 Heft 1, München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1901) ist für den sächsischen Leser von besonderem Interesse durch einen Aufsatz von Paul Haake „Ein politisches Testament August's des Starken". Die traditionelle Geschichtsauffassung, die in der Geschichte Sachsens von jeher eine unerfreuliche Rolle gespielt hat und ihre Darstellung noch heute in hohem Grade erschwert, hat es zu einer unbefangenen Würdigung August's des Starken im Lichte seiner Zeit bisher nicht kommen lassen; an die Stelle der höfischen Lobhudelei der Zeitgenossen ist schon früh, als die beklagenswerthen Folgen der verkehrten auswärtigen Politik und des verhängnißvollen Confessionswechsels sich mehr und mehr bemerkbar machten, eine unbedingte Verurtheilung getreten, und es gehört ein gewisser Muth dazu, dem gegenüber auch den bedeutenden Eigenschaften des hochbegabten Fürsten und denjenigen Seiten seiner Thätigkeit, die für seine Lande von wohlthätiger Wirkung gewesen sind, gerecht zu werden. Man darf hoffen, daß die Biographie des Königs, die P. Haake auf Grund ausgedehnter archivalischer Forschungen zu schreiben beabsichtigt, für ein zutreffenderes Gesammturtheil über August den Starken die Bahn brechen wird. Als Vorläufer für eine Sammlung eigenhändiger Entwürfe und Briefe des Königs, mit deren Herausgabe der Verfasser von der K. Sächs. Commission für Geschichte beauftragt ist, erscheint hier eine anziehende Studie über ein merkwürdiges Schriftstück, das der König um 1705 in französischer Sprache unter dem Titel „Regel pour la posterité" niedergeschrieben hat. Es enthält eine Reihe von Grundsätzen für die Wahl der leitenden Beamten, über das Verhältniß des Fürsten zu den Ständen, besonders zum Adel, über auswärtige Politik und innere Verwaltung u. s. w., die sehr charakteristisch für den Fürsten und seine Zeit sind. „Sachsens Ruhm und Größe, der Machtzuwachs des Hauses Wettin: das ist der Leitstern der augusteischen Politik. Sie ist dynastisch, egoistisch, rücksichtslos, verschlagen, wie es die des Großen Kurfürsten, wie es die Friedrich's des Großen war. Sie mußte das sein; auf der Ausbildung starker Territorien beruhte die Zukunft der deutschen Geschicke." Von besonderem Interesse ist der Vergleich mit dem in dem Schriftstücke offenbar vielfach benutzten „Portrait de la cour de Pologne" Johann Friedrich v. Wolfframsdorff's, mit dem sich ein längerer Aufsatz des Verfassers im letzten Bande des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte beschäftigt. Wenn Ranke vom König August gelegentlich eine Charakteristik giebt, nach der er wenigstens nicht der indolente Genußmensch ist, zu dem ihn die landläufige Meinung stempelt, so bestätigt der Aufsatz Haake's und das „politische Testament" des Königs, so machiavellistisch auch die darin ausgesprochenen Anschauungen durchweg sind, doch im Wesentlichen Ranke's Urtheil. — An ein weiteres Publicum wendet sich Friedrich Meinecke „Zur Geschichte Bismarck's"; er giebt zunächst eine geistreiche kritische Uebersicht über die überreiche Bismarckliteratur der letzten Jahre, auf die wir jedoch nur hinweisen, nicht eingehen können. — Den sonstigen Inhalt des Heftes bilden eine warme Gedächtnißrede Dietrich Schäfer's auf den am 1. März verstorbenen Heidelberger Historiker Bernhard Erdmannsdörffer, und Miscellen von Paul Bailleu über die Stellung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im preußischen Ständekampf 1820 (mitgetheilt wird ein interessanter Brief desselben an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, in dem der Kronprinz entschieden die Beschwerden der Stände und ihre althistorischen Rechte gegen den Kanzler und den König vertritt) und von Alfred Stern über einen angeblich vom Prinzen von Preußen herrührenden, thatsächlich aber wohl vom Kriegsminister v. Stockhausen geschriebenen Brief von Mitte Januar 1851, den Poschinger in den Denkwürdigkeiten Manteuffel's anführt.

—m—

— Der mündliche Vortrag. Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht von Roderich Benedix. Dritter Theil: Schönheit des Vortrags. Fünfte Auflage. (Weber's Illustrirte Katechismen No. 240.) Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1901. Preis gebunden 3 ℳ 50 ₰. — Roderich Benedix war ein Meister des Vortrags. Als Schauspieler und als Recitator hat er Lorbeeren geerntet. Kein Wunder also, daß seine Lehrbücher über die Kunst des Vortrages mit Vertrauen begrüßt worden sind und sich bis heute noch guten Absatzes und großer Beliebtheit erfreuen. Der erste Theil seines Handbuches über den mündlichen Vortrag, der von der reinen und deutlichen Aussprache handelt, liegt in achter Auflage vor, der zweite, der sich mit der Rhythmik und Betonung beschäftigt, hat es auch schon auf vier Auflagen gebracht. Den Abschluß des Lehrbuches bildet der vorliegende dritte Theil, der auf die von dem Inhalt abhängige Stimmhöhe und Tonfarbe eingeht. Es fehlt nicht an Gelegenheit zu beobachten, wie häufig selbst auf der Bühne und auf der Kanzel in dieser Beziehung Verstöße begangen werden, wie die Rede bald durch ein Zuwenig, bald durch ein Zuviel von rhetorischer Kunst wesentlich an ihrer Wirkung einbüßt. Das Buch enthält zahlreiche Uebungsbeispiele und zeigt an ihnen alle die mannigfaltigen Abschattungen des Stimmtones, auf die es für die eindringliche Gewalt des Vortrages ankommt. Die Auswahl dieser Stellen verräth den erfahrenen Regisseur, und Jeder, der berufen ist, öffentlich und vor größerer Versammlung zu sprechen, wird viel lernen, wenn er die hier empfohlenen Uebungen fleißig und gewissenhaft durchführt. Freilich so viel steht fest: Einen Redner oder Schauspieler bildet kein Lehrbuch des Vortrags, auch das beste nicht. Das vermag nur das lebendige Beispiel und die mündliche Unterweisung. Und auch des alten Quintilian Wort behält noch allemal seine Geltung: Pectus est, quod disertos facit, oder, wie es der deutsche Dichter ausdrückt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

Immerhin dürfen die Benedix'schen Uebungsbeispiele aus deutschen Dichtern als eine brauchbare Vorlage zu Exercitien der Stimme bezeichnet werden. Sie finden für diesen Zweck auch schon vielfach Verwendung. Das beweist zur Genüge der Umstand, daß der vorliegende Katechismus ebenfalls bereits den Vermerk „Fünfte Auflage" trägt. Wer irgend in die Lage kommt, als Redner oder Declamator aufzutreten, sei es im Beruf oder in der Gesellschaft, wird es nicht bereuen, sich bei Roderich Benedix in die Schule begeben zu haben. Als einen Mangel des Buches empfinden wir, daß bei den Citaten niemals der Dichter genannt ist. Natürlich wird ihn der Benutzer des Buches in den meisten Fällen wissen. Aber eine Art Lässigkeit, um nicht zu sagen Rücksichtslosigkeit bleibt es doch, die Namen wegzulassen, und durch die Hinzufügung wäre der Katechismus um keine zehn Pfennige theurer geworden.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 100. Donnerstag, den 22. August, Abends. **1901.**

Dresdens schrecklichste Augusttage.*)

Am 23. August 1813 in den Morgenstunden sahe man von Dresden eine französische Truppenlinie auf der Höhe von Räcknitz ¾ Stunden südlich von der Stadt und hörte Gewehrfeuer. Schon schwärmten die Kosaken um die nächsten Dörfer. Die verbündete Heeresmacht war am 20. und 21. August in Sachsen eingedrungen. Das Centrum der Alliirten marschirte über Dippoldiswalde, der äußerste linke Flügel der Oesterreicher auf der Straße von Commotau durch das Erzgebirge über Sebastiansberg, Marienberg und Chemnitz, der äußerste rechte, der russische, zog auf der Pirnaischen Straße. Die Stadt Dresden konnte, wie es schien, einem kräftigen Angriffe nicht widerstehen, da die Heeresabtheilung der Franzosen viel zu schwach war, die Verschanzungen gegen die Uebermacht zu vertheidigen. Am 23. und 24. August blieb das Pirnaische Thor, an dessen Befestigung gearbeitet wurde, geschlossen. Viele vorstädtische Einwohner schafften ihre Habseligkeiten durch das Seethor und Wilsdruffer Thor in die Stadt. Als am 24. August der König von Neapel (Murat) in Dresden wieder ankam und die Rüstungen immer lebhafter wurden, regte sich immer lauter die bange Ahnung, daß die Umgegend der Stadt der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes werden könnte. Der König von Neapel ritt bald nach seiner Ankunft in Dresden unter dem Kugelregen der feindlichen Vortruppen, welche die Anhöhen im Süden der Stadt einnahmen, hinaus, um die Stellungen der Verbündeten zu beobachten, und die herumschwärmende feindliche Reiterei brachte ihn einigemale in Gefahr. Durch einen öffentlichen Anschlag ward an diesem Tage die Nachricht von den Vortheilen, welche die Franzosen kürzlich errungen hatten, bekannt gemacht, und Abend gegen 7 Uhr wurden diese Siege durch Kanonenschüsse gefeiert. Am 25. August hatten sich die verbündeten Heere vor Dresden versammelt. Sie dehnten sich von der Pirnaischen bis zur Freiberger Heerstraße aus. Schon in den ersten Morgenstunden hörte man den Geschützdonner, der sich immer mehr Dresden näherte, und dieser wurde an einigen Punkten, besonders in der Nähe des Großen Gartens so lebhaft, daß es schien, es sei den Russen und Oesterreichern ein Ernst, die Stadt zu nehmen. In der Nähe der Stadt entspann sich ein lebhaftes Gefecht mit einem russischen Husarenregimente. Schon entstand ein blinder Lärm: das Pirnaische Thor sei forcirt und ein Haufen Kosaken in der Vorstadt. Eins der hitzigsten Gefechte war in der Nähe des „Feldschlößchens“, welches mehrmals genommen und verloren ward und zuletzt in Feuer aufging. Die eintretende Nacht machte diesem Gefecht ein Ende. Die Vortruppen der Alliirten blieben während dieser Nacht auf den südlichen Anhöhen gelagert und die Franzosen behaupteten ihre Außenwerke. Die Linie dieser mit Kunst und Einsicht angelegten Befestigungen erstreckte sich von der Elbe westwärts bis zur Freiberger Heerstraße. Zwischen diesen Grenzpunkten lagen fünf starke Redouten, welche feste Blockhäuser mit Schießscharten hatten und sich zum Theil gegenseitig vertheidigten. Die Vorstädte der Altstadt waren überdies mit starken Verpfählungen umgeben und die Weißeritzbrücke, welche die Altstadt und Friedrichstadt verbindet, durch eine Batterie gedeckt. Die Gärten und Gartenhäuser an den äußeren Enden der Vorstädte waren zahlreich mit leichten Truppen belegt. Auf den inneren Wällen hatten sich gleichfalls Truppen gelagert. Geschütz war aufgepflanzt in denjenigen Straßen, welche in die Vorstadtthore einmündeten, und in mehreren Häusern an den inneren Thoren hatten Schützen die mit Sandsäcken belegten Fenster eingenommen. Die Stille der Nacht ward durch das Geräusch zahlreicher Wagenzüge, die auf das rechte Elbufer übergingen, und durch wilden Kriegslärm gestört. Entscheidende Ereignisse schienen nahe zu sein.

Der 26. August wird den Bewohnern Dresdens immer unvergeßlich bleiben. Es war ein sehr rauher mit Wind und Regen abwechselnder Tag, der die Aussicht in Dresdens Umgebung trübte. In den Frühstunden wurden die Franzosen von den Preußen unter dem General Kleist aus dem Großen Garten, wo die Schützen hinter zahlreichen Bäumen und Hecken gesichert waren, vertrieben und mußten sich aus allen Stellungen vor der Stadt in ihre Verschanzungen und in die Vorstädte zurückziehen. Die Kanonade und das Kleingewehrfeuer rund herum um die Altstadt setzte nicht einen Augenblick aus. In allen Straßen, vor allen Thoren lagen Truppen, die zum Kampfe sich rüsteten, und Verwundete, die man aus dem Gefecht zu allen Thoren hereinbrachte, verriethen einen hartnäckigen Kampf. Die Russen hatten ihre Stellung bei Strießnitz, die Preußen bei dem Großen Garten und die Oesterreicher dehnten sich weit über den Plauischen Grund hinaus aus. Von allen Seiten wurde vorwärts geschritten und den Franzosen wurden mehrere Redouten genommen. Das verbündete Heer näherte sich immer mehr der Stadt Dresden. Des Morgens nach 9 Uhr traf der Kaiser Napoleon aus Schlesien an der Spitze seiner Garden wieder in Dresden ein. Nun drangen unaufhörlich französische Truppenmassen mit Geschütz in Eilmärschen, von den schlesischen Kampfplätzen kommend, in Dresden ein, über die Elbbrücke und die obere Schiffsbrücke ein ununterbrochener Zug, der bis nach Einbruch der Dunkelheit fortdauerte. Ein paar Stunden nach seiner Ankunft ritt der Kaiser Napoleon vor die Stadt, um die Stellung der Verbündeten zu beobachten. Diese bildeten eine furchtbare Kriegsmasse, die man auf 130 000 Mann schätzte. Nach einigen ruhigen Stunden rückten die Verbündeten Nachmittags gegen 4 Uhr zum neuen Angriff vor. Ein furchtbarer Geschützdonner eröffnete den Kampf. Zahlreiche Batterien bedrohten ringsum die Stadt. Ein starkes Außenwerk, das seitwärts von dem Dippoldiswalder Schlage lag, wurde von den Oesterreichern trotz der heftigsten Gegenwehr erstürmt, mehrere Redouten fielen in ihre Hände. Nun drangen einige französische Regimenter aus den nach Pirna und Plauen führenden Thoren dahin, wo eben der glücklichste Erfolg das Werk der Alliirten krönen zu wollen schien; zahlreiche Abtheilungen der „jungen Garde“ brachen aus dem Ziegelschlage gegen das Dorf Blasewitz vor, um die hier aufgestellten russischen Batterien anzugreifen. Der sehr blutige, unentschiedene Kampf dauerte bis in die düstere Nacht hinein, wobei das Dorf Strießnitz, das von den Russen besetzt war, in Brand gerieth. Während hier der furchtbare Kampf tobte, fingen die feindlichen Batterien, die sich der Stadt immer mehr genähert hatten, Nachmittags gegen 5 Uhr an, Haubitzengranaten in die Stadt zu werfen, und fuhren damit bis in die einbrechende Dunkelheit fort, wobei viele Häuser beschädigt und einige Einwohner verwundet und getödtet wurden. Bange Besorgnisse erfüllten alle Gemüther, besonders erschraken die Bewohner der Vorstädte, als die Verbündeten vordrangen. Das waren die gefährlichsten Augenblicke! Jetzt flüchtete sich Mancher, der aus dem Dachfenster eines hohen Hauses das fürchterliche, prächtige Schauspiel des Gefechts mit angesehen hatte, in die Erdgeschosse, ja sogar in die Keller und Unzählige waren auf die Sicherstellung ihrer Person und ihrer besten Sachen bedacht. Die Angst vermehrte sich bei Nichtunterrichteten, welche die zum Theil mit starkem Knall zerspringenden Granaten für Bomben hielten, überall Feuersgefahr erblickten und sich selbst in den untersten Stockwerken nicht sicher glaubten. Zum Glück

*) Nach den Aufzeichnungen des Landwirthes Johann Christian Frost, der theilweise Augen- und Ohrenzeuge der Schlacht bei Dresden war.

hatte innerhalb der Stadt keine Granate gezündet und in den Vorstädten hatte es blos an 2 bis 3 Orten gebrannt; dagegen waren in der Umgegend mehrere bedeutende Feuersbrünste bis tief in die Nacht hinein sichtbar. Schon an diesem Abend wurde eine große Anzahl österreichischer Gefangener in die Stadt eingebracht. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Die Verbündeten nahmen ihre Stellungen auf den Anhöhen wieder ein und die Franzosen, welche die verlornen Redouten von Neuem besetzt hatten, zogen sich in ihre Verschanzungen und in die Stadt zurück. An diesem Tage kam auch der Thorwärter Merkert im Großen Garten um sein Leben. Preußische Truppen rückten vor sein Haus und forderten Branntwein. Merkert sagte: „Ich habe keinen.“ Die Preußen verlangten, er solle seinen Keller aufschließen. Er weigerte sich und stellte sich davor und erklärte, keinen Preußen in den Keller lassen zu wollen, bis ihm endlich ein feindlicher Soldat in der Wuth das Bajonett durch die Rippen stieß.

Am 27. August des Morgens um 4 Uhr begann das französische Feuer aufs Neue und dauerte den ganzen Vormittag ununterbrochen fort, während bei einem kalten Nordwind der Regen den ganzen Tag über vom Morgen bis Abend unaufhörlich vom Himmel herabströmte, weshalb die Infanterie gar nicht feuern konnte. Auch die ganze Nacht hindurch hatte es geregnet, wobei es dem Kaiser Napoleon in der dichten Finsterniß der Nacht gelungen war, sehr ansehnliche Truppenmassen über die Elbe gehen zu lassen und dieselben außerhalb der Stadt in Schlachtordnung aufzustellen. Gegen 7 Uhr früh brachen die Franzosen aus ihren Verschanzungen hervor. Der Kaiser Napoleon ließ eine ungeheure Menge von Kanonen auffahren. Es begann ein heftiges Feuer, eine starke Kanonade von beiden Seiten. Die Reiterei der Verbündeten machte mehrere Angriffe. Französische Heereshaufen, von zahlreicher Artillerie unterstützt, bedrohten das Centrum und den rechten Flügel der Verbündeten, aber die Hauptanstrengung der französischen Streitkräfte war gegen den linken Flügel gerichtet, der durch den Plauischen Grund von dem Centrum und dem rechten Flügel der Verbündeten getrennt war. Der König von Neapel drang mit dem Corps des Marschalls Victor durch einen von dem Elbthal auslaufenden Paß, durch den „Zschonergrund“, auf die Freiberger Heerstraße vor und griff diesen Flügel an, der sehr leiden mußte. Der stark herabströmende Landregen hinderte den nöthigen Gebrauch des Kleingewehrfeuers gegen die wüthend vorrückende französische Cavallerie. Ganzen Reihen versagten die Gewehre, sodaß sie nur mit dem Bajonett sich vertheidigen konnten. In wenigen Stunden war dieser Flügel von Franzosen umgangen und gefangen genommen. Auch der rechte Flügel der Verbündeten wurde gesprengt und 10 000 Mann gefangen genommen. Nach und nach entfernte sich der Donner der Geschütze von Dresden, und dies bestätigte die Nachricht, daß die Verbündeten an allen Orten sich zurückzögen. Dieser Rückzug ward hauptsächlich durch die Botschaft entschieden, daß der französische General Vandamme bei Königstein über die Elbe gegangen sei, also die Verbündeten im Rücken bedrohe. Zu den merkwürdigsten Ereignissen dieses Tages gehört auch der Tod Moreau's, der aus Amerika gekommen war, um an dem begonnenen Kampfe Antheil zu nehmen, eingeladen durch seinen alten Freund und Waffengefährten, den Kronprinzen von Schweden. Am 26. Mai 1813 hatte er sich eingeschifft und war am 6. August in Stralsund gelandet. Bei seiner Reise durch Schlesien hatte er gesagt: „Ich hoffe, es soll zu Preußens, ja ganz Europas, selbst zu Frankreichs eigenem Glück Alles gut gehen, denn auch Frankreich kann das Elend dieser Zeit nicht länger mehr ertragen.“ Am 27. August befand sich Moreau an der Seite des Kaisers Alexander von Rußland, welcher sich in die Nähe einer österreichischen Batterie begeben hatte, um ihr treffliches Feuer zu beobachten. Auf Moreau's Schultern ruhte Alexander's rechte Hand, und dieser hatte sie, das Gespräch abbrechend, zurückgezogen, als auf einmal eine Kanonenkugel Moreau's linkes Bein über der Kniescheibe traf, durch den Leib des Pferdes ging und auch den Untertheil des rechten Beines wegriß, dessen Kniescheibe noch zerbrach, als er besinnungslos herabstürzte. Die Beine wurden ihm abgenommen. Er starb an den Wunden. Aus Privatnachrichten französischer Officiere und Soldaten vernahm man über Moreau's Tod Folgendes: Napoleon habe vom Dippoldiswalder Schlage aus durch sein Fernrohr bei Räcknitz die verbündeten Monarchen erblickt, in deren Mitte den General Moreau. Napoleon habe sogleich dem dort commandirenden Artillerieofficier befohlen, eine Kanone auf diesen General zu richten, aber dabei sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, so daß er den Kaiser Alexander zur Rechten, den König von Preußen zur Linken auf keine Weise beschädige. Napoleon's Befehl wurde eiligst vollzogen und das Stück abgefeuert, wodurch Moreau zu Boden gestreckt wurde. Unser Chronist bemerkt hierbei: Dieser Schuß ist wohl schwerlich der Geschicklichkeit des französischen Artilleristen zuzuschreiben, als vielmehr der Vorsehung Gottes, der diesen Schuß so glücklich führte und einen der gefährlichsten Anführer der Verbündeten aus dem Wege räumte, der nur wenige Minuten vor seinem Unglück geäußert haben soll, als die Alliirten sich zur Retirade anschickten: „Die Schlacht haben die Franzosen zwar gewonnen, aber die Stadt Dresden ist verloren.“ Wäre Moreau gesund geblieben, so würde Dresden ohne Zweifel in einen Schutthaufen verwandelt worden sein; aber hier trifft das Sprichwort ein: „Der Mensch denkt, aber Gott lenkt.“ Gott ließ Moreau sterben und leitete Alles nach seinem väterlichen Willen und hatte keinen Gefallen an dem Verderben vieler Tausend Bewohner der Stadt Dresden.

Eine glänzende sächsische Waffenthat, die in manchen Berichten einfach todtgeschwiegen, in manchen der französischen Cavallerie zugeschrieben wird, schildert unser Chronist also: Am 27. August fochten die Sachsen als Helden. Das Kürassierregiment v. Zastrow unter dem Obersten v. Ziegler war langsam vorgerückt und in gleiche Höhe mit dem Dorfe Gorbitz gekommen. Auf einer Anhöhe hinter diesem Dorfe gewahrte man feindliche Carrés. Das 62. ungarische Infanterieregiment hatte sich zwischen Altfranken und der Straße in 2 Carrés formirt, eine Batterie in der Mitte. Eine Kirschallee war stark von österreichischen Jägern besetzt, welche der Kürassierbrigade unter den Kirschbäumen empfindliche Verluste verursachten. Jeden Augenblick glaubten die Kürassiere, vom Kartätschenhagel begrüßt zu werden; da plötzlich retirirt die Batterie im schnellsten Trabe und giebt das Carré preis. Vor dem entgegengestreckten Wald von Bajonetten stutzen die Pferde einen Augenblick. Der starke Regen hatte jedoch die Musketen durchnäßt und machte eine wirksame Salve der Infanterie unmöglich. Man ruft ihr zu, das Gewehr zu strecken und sich zu ergeben. Unbeweglich stehen die Ungarn. Da brechen nach einem erneuten Anlauf die Kürassiere an mehreren Orten zugleich in die Reihen der Infanterie ein. Der stürmische Andrang der Reiter macht jeden Widerstand vergeblich und das ganze Regiment, über 1700 Mann, sammt den Fahnen und 62 Officieren muß sich ergeben. Die 5 Escadrons der Kürassiere zählten kaum 700 Pferde. Noch verdient die ausgezeichnete Bravour eines Gemeinen vom Regiment Zastrow, Namens Gebauer, hier besondere Erwähnung. Gleich beim ersten Anprall der Pferde dringt er allein in's Carré und steuert, mit dem Säbel sich Bahn brechend, gerade auf eine feindliche Fahne los. Einige Kameraden, angefeuert durch sein Beispiel, dringen nach, um ihm Luft zu machen, und so gelingt es dem Tapferen, die Fahne noch vor Entscheidung des Sieges zu erbeuten. Der Kaiser Napoleon übersandte ihm, sobald er den Rapport vernommen, das Kreuz der Ehrenlegion. Nachdem die Gefangenen unter Escorte nach der Stadt abgeführt und die Schwadronen wieder formirt waren, entsandte man noch eine Abtheilung von 22 Pferden unter dem Commando des Leutnants Pilz zur Recognoscirung und es gelang dem tapferen Häuflein, noch eine Kanone der geflüchteten Batterie als letzte Trophäe des Tages zu erbeuten. Sichtbar waltete an diesem Tage Gottes Schutz über Dresden.

Am Abend des 27. August kam Napoleon mit den Abtheilungen der alten Garde, die im Gefecht gewesen waren, in die Stadt zurück. Es wurden mehrere Abtheilungen von Gefangenen eingebracht. Die meisten waren Oesterreicher. Sie wurden in die Kirchen eingesperrt, viele aber suchten sich ein Nachtlager in den Hausfluren; 12 Stück eroberte Kanonen und 10 Fahnen wurden durch die französischen Garden eingebracht. Die verbündete Armee war vollständig geschlagen. Dies war aber auch Napoleon's letzter Sieg auf deutschem Boden.

Soweit unser Chronist. Obwohl die Kriegswehen in Dresden noch lange nachzitterten, waren doch am Abend des 27. August Dresdens schrecklichste Augusttage vorüber. Gustav Frost.

Neue Musik-Literatur und neue Musikalien.

I.

Aus der Erkenntniß der dominirenden Stellung, zu welcher im geistigen Leben der Gegenwart unter allen Künsten die Tonkunst mit den vielen Darbietungen derselben in Concert und Oper und mit der weitverbreiteten Pflege derselben im häuslichen Kreise gelangt ist, erwächst auch den vorwiegend politischen Zeitschriften die Verpflichtung zu reger richtender, deutender und fördernder Antheilnahme an allem musikalischen Treiben und Schaffen, und mehr als das bisher geschehen ist, wird diese Anthellnahme sich auch in einer regelmäßigen sondirenden und kritisirenden Berichterstattung über Neu-Erscheinungen im Bereiche der musikalischen Literatur bethätigen müssen. Voraussichtlich werden gelegentliche Berichte solcher Art auch von manchen Lesern und Leserinnen der Leipziger Zeitung willkommen geheißen werden, und wir wollen demnach von Zeit zu Zeit bei genügend vorhandenem Materiale an dieser Stelle ein wenig über neue musikalische Schriften und Compositionen plaudern. Für unsere erste derartige Besprechung liegen uns Einsendungen der Verlagsgeschäfte von Breitkopf & Härtel (Br. & H.), Hermann Seemann Nachfolger (H. S.), E. W. Fritzsch (E. W. F.), Carl Merseburger (C. M.), Robert Forberg (R. F.), Max Brockhaus (M. B.) und Feodor Reinboth (F. R.) vor. Im erstgenannten Verlage erschien eine von Dr. Edgar Istel ernst-wissenschaftlich und doch sehr ansprechend geschriebene interessante und werthvolle Studie über „Jean Jacques Rousseau als Componist seiner lyrischen Scene »Pygmalion«“ und die in dieser als Beiheft zu den Publicationen der Internationalen Musikgesellschaft veröffentlichten Arbeit durch Text und Notenbeispiele vermittelte Bekanntschaft mit dem um 1770 aufgeführten Melodrama Rousseau's wird allen Künstlern und Kunstfreunden voraussichtlich weit mehr Freude bereiten als die Mehrzahl aller vorausgegangenen zu sehr nach der Studirstube oder nach Tageskritik schmeckenden Aufsätze in den „Hauptheften“ der Internationalen Musikgesellschaft. Prof. Dr. Hugo Riemann's „Präludien und Studien“ (2 Bände. H. S.) bringen eine Fülle interessanter Einzelabhandlungen über Musikunterricht, Musikpflege, Musiktheorie und Musikgeschichte, sowie manche auf die Entwickelung der Phrasirungsbewegung bezügliche Arbeiten des Autors, und jeder ernhafte Leser wird aus der Lectüre der beiden so reichhaltigen Bände sich viele Anregung zu weiterem Nachdenken, Forschen und Beobachten gewinnen können. Treten bei Riemann alle formalen Elemente der Musik in den Vordergrund, so hat Kurt Mey, von dessen früherer vortrefflichen Arbeit „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst“ bereits eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage (H. S.) erschienen ist, mit seinem jüngsten, groß angelegten Werke „Die Musik als tönende Weltidee. Versuch einer Metaphysik der Musik“ (Bd. I. H. S.) erstaunliche Einblicke in die metaphysische Gesetzmäßigkeit aller bedeutsamen Melodik erschlossen und völlig neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung aller Ausdrucksmusik gewonnen. Der thatsächlich hochbedeutende und für ein neues Wissen vom tiefinnersten Wesen der Tonkunst bahnbrechende Inhalt der Mey'schen Aufdeckungen macht die kleinen Ungebührlichkeiten des Vorwortes leicht vergessen. Eine größere Anzahl der von H. S. eingesandten Publicationen beschäftigt sich mit dem Leben und mit den Werken Richard Wagner's. In „Richard Wagner und Leipzig“ hat Eugen Segnitz auf Grund genauer Nachforschungen und Quellenstudien des späteren Meisters Beziehungen zu seiner Vaterstadt eingehend und fesselnd geschildert, während Hans Bélart in zwei Bändchen, die allerdings weniger gut geschrieben sind und gelegentlich auch Nachweise für die Richtigkeit mancher darin aufgestellten Behauptungen vermissen lassen, mehreres Interessante über „Rich. Wagner in Zürich“ mitzutheilen vermocht hat. In die bereits auf einige siebenzig stattliche Hefte angewachsene Sammlung der Seemann'schen „Opernführer“ sind neuerdings auch sehr eingehende und mit vielen Notenbeispielen versehene Abhandlungen über den „Fliegenden Holländer“, über „Parcifal“ und über den „Ring des Nibelungen“ eingereiht worden, die gleich den früheren Heften der Sammlung alles Wissenswertheste über die Werdegeschichte, die kunstgeschichtliche Bedeutung, die Dichtung und die Musik der betreffenden Werke den Lesern und Theaterbesuchern zur Kenntniß bringen. Manches auf Wagner Bezügliche bringen auch die unter den Sammeltiteln „Im Foyer“ und „Musikalische Skizzen“ veröffentlichten reizvollen Feuilletons von Richard Heuberger, während als Einzelbändchen („Moderne Musiker“) stimmungsvoll geschriebene und zum Theil mit trefflichen Illustrationen versehene Monographien über Arthur Nikisch (von Ferd. Pfohl), Richard Strauß (von G. Brecher), Carl Reinecke (von Eugen Segnitz), J. J. Paderewski (von Dr. A. Nossig), Ernst v. Schuch (von Dr. P. Sakolowski) und Gustav Mahler (von Schiedermair) erschienen sind. Neben ihrem zumeist vortrefflichen Inhalte erfreuen alle diese Publicationen aus dem Verlage von H. Seemann Nachfolger durch eine äußerst vornehme moderne Buchausstattung. Von den zwei durch F. R. vorgelegten Wagner-Führern haben wir Hans v. Wolzogen's altbekannten trefflichen „Thematischen Leitfaden durch die Musik zu Rich. Wagner's Parcifal“ auch in der neuen Stereotyp-Auflage herzlich willkommen geheißen, August Jahn's „Führer durch Rich. Wagner's romantische Oper Der fliegende Holländer“ aber als ein Elaborat erfunden, das selbst mit dem geringen Preise von 20 ₰ noch viel zu hoch bewerthet ist. Von Musikzeitschriften gingen der Redaction das Musikalische Wochenblatt (E. W. F.) und die Deutsche Gesangskunst (C. M.) zu; erstere ist und bleibt die unabhängigste, unparteiischste und darum vornehmste Musikzeitung Deutschlands, und letztere erstrebt auch weiterhin in sehr bedeutsamer Weise die Beseitigung alles Dilettirens und unverständigen Experimentirens in der Gesangslehre und die Gewinnung einer in Hinsicht der Tonbildung und der Stimmbehandlung auf sorgfältigste physiologische und phonetische Erkenntnisse begründeten deutschen Gesangskunst.

II.

Von den uns in buntem Durcheinander vorliegenden neuen Musikalien haben vornehmlich Hans Kößler's durch H. Seemann Nachf. in Partitur herausgegebene „Symphonische Variationen für großes Orchester“ uns lebhaftes Interesse abgewinnen können. Unter Aufgebot einer ganz hervorragenden musikalischen Satzkunst und einer durchaus vornehm klingenden Instrumentirung unterzieht der Componist ein im Charakter alter gravitätischer Tanzformen wirksam ersonnenes eigenes Thema sechserlei gegensatzreichen und fesselnden Umwandlungen und bringt alsdann sein mit gutem Rechte „den Manen Joh. Brahms'“ gewidmetes Opus mit einem kraftvoll contrapunktirten Finale zum Ausklingen. Wie wir zu unserer Freude hören, sollen Kößler's „Symphonische Variationen“ durch Hrn. Prof. Nikisch, der dieselben in Berlin bereits vorgeführt hat, auch hier in einem der ersten Gewandhausconcerte des Herbstes erstmalig zur Wiedergabe gelangen. — Gleichfalls bei H. Seemann Nachfolger sind drei größere Compositionen von Josef Frischen, dem Dirigenten der Musikakademie zu Hannover, in Partituren erschienen: zwei Stücke für großes Orchester „Herbstnacht“ op. 12 nach einem Gedichte von Hebbel, und „Ein rheinisches Scherzo op. 14, und Wilhelm Müller's Dichtung „Vineta“ in sehr klangschöner und ausdrucksreicher Vertonung für Tenorsolo, gemischten Chor und Orchester op. 13. Von den beiden hübsch erfundenen, formgewandt behandelten und reizvoll instrumentirten Orchestersätzen wird voraussichtlich das lebensprühende und pikant klingende „rheinische Scherzo“ sich in Bälde viele Freunde gewinnen und zu einem Repertoirestückchen der besseren Unterhaltungsorchester und Kurkapellen werden, während tüchtige gemischte Chorvereine die an Intonationsschwierigkeiten reiche aber sehr stimmungsvolle und sich prächtig steigernde Vineta-Composition als eine ebenso anregende wie lohnende Aufgabe willkommen heißen dürften. Arnold Mendelssohn, ein in Darmstadt lebender Urenkel des Philosophen Mendelssohn, der musikalischen Kreisen durch seine Compositionen zu Shakespeare'schen Gedichten und durch sein Musikdrama „Elsi, die seltsame Magd“ als ein tüchtiger, kerniger und ziemlich urwüchsiger Tonsetzer bekannt geworden ist, hat die Männerchorliteratur mit einem ganz köstlich gelungenen Schelmenstücklein bereichert. „Der Schneider in der Hölle“, humoristische Ballade aus „Des Knaben Wunderhorn“ für Tenorsolo, vierst. Männerchor und Orchester — dies der vollständige Titel der mit volksthümlicher Frische der Melodik, sehr charakteristischem Ausdruck und vielem ergötzlichen Orchester-Humore ausgestatteten Composition, die bei Rob. Forberg in Partitur, Clavierauszug und Stimmen erschienen ist und die allen besseren Männerchören und deren Hörerkreisen gewiß vieles Behagen bereiten wird. Doppelt erfreulich wirkt Mendelssohn's durchaus gesunde und ehrlich-musikalische Arbeit in gegenwärtiger Zeit, wo — wie wir das durch zwei gleichfalls bei Rob. Forberg verlegte Compositionen: „All-

Deutsches Lied" für Männerchor mit oder ohne Begleitung von Edmund Kretschmer und „Sturm" für Männerchor allein von Josef Schwartz op. 15 neuerdings erwiesen finden — die Erzeugnisse der Männerchor-Literatur nur allzuhäufig sich entweder in patriotisch gutgemeintem, aber musikalisch durchaus nichtssagendem Phrasenthume oder in beängstigend und belustigend zugleich wirkenden Häufungen tonmalerischer Effectchen ergehen. Das von Friedrich Hegar aufgebrachte und von ihm selbst mit reicher musikalischer Erfindung und vorwiegend mit gutem Geschmack gepflegte Genre der onomatopoetischen Chorballade artet unter Hegar's Nachahmern immer mehr zu einer die Seele des Gesanges vollständig dahinmordenden Wolluft an Geräuschen und Kakophonien aus, und wir stehen nicht an, diese ganze neueste Chorcompositions-Art oder -Unart als eine schmähliche Vergewaltigung der Menschenstimmen und als den verhängnißvollsten Irrthum im Musikleben der Gegenwart zu bezeichnen. Das Volkslied und das von Zöllner, Jul. Otto, Dürrner, Silcher, Mendelssohn und Anderen mehr so sinnig ausgestaltete volksthümlich-schlichte Chorlied, ein Gemüthsbesitz, auf den wir Deutsche stolz sein sollten, wird nun, da ihm durch die sich von überall her dreist hervordrängenden Gassenhauer schon ernstliche Gefahr droht, auch von seinen berufensten Hütern und Pflegern mehr und mehr im Stich gelassen und über einer rein renommistischen Freude am Bewältigen ungeheuerlicher Zumuthungen vernachlässigt, so daß von einem innig-edlen Klingen der deutschen Volksseele — in den Großstädten wenigstens — bald kaum mehr etwas zu vernehmen sein wird. Uns thäten Preissingen für Volkslieder und für volksthümliche Lieder Noth, bei denen die Preise nicht jenen Vereinen zuzusprechen wären, welche die schwierigsten Aufgaben am besten bewältigen, sondern denjenigen Chören, welche die schlichtesten Gesänge in schönster, gemüthsbewegendster Weise zum Vortrage bringen.

Aehnliche Bestrebungen, wie solche vorstehend im Hinblick auf die jüngste Männerchorliteratur gekennzeichnet worden sind, treten übrigens auch im Componiren für eine vom Clavier begleitete Solostimme zu Tage, und als ein gewichtiges Probestücklein solcher seriöser modern-musikalischer Ueberbrettl-Kunst dürften die nach Dichtungen von Max Haushofer mit viel Geist und wenig Gemüth componirten „Thurm-Balladen" von Ferdinand Pfohl (H. S. Nachfolger) manchem Interesse begegnen. Unter den Gesängen op. 18 und op. 23 von Paul Sakolowski (H. S. Nachf.) werden sangesfreudige Dilettanten manches Wohlgefällige — kritisch gestimmte Fachleute aber auch manches Mißfällige finden können

Als eine sehr bedeutsame Ergänzung zu den Liszt'schen Clavierübertragungen Bach'scher Orgelcompositionen erweisen sich die bei Rob. Forberg erschienenen sechs Hefte von Eugen d'Albert kunstreich für Clavier bearbeiteter anderer Präludien und Fugen in C-moll, G-dur, F-dur (mit der großen Toccata), A-dur, F-moll und D-moll von J. S. Bach. Clavierspieler, die zugleich gute Musiker sind, über eine bedeutende Technik im Legatospiele und im Octavenspiele verfügen und das Pedal als nothwendiges Hilfsmittel souverän zu verwenden wissen, werden sich selbst und ihren Hörern mit dem Vortrage der von d'Albert vorzüglich gesetzten Bearbeitungen viele Freude bereiten und volltönige Abbilder der großen Originale hervorzaubern können. Kleinkunst im vollen Sinne des Wortes, Dilettantenkost ohne besonderen Nährwerth aber in immerhin guter Zubereitung sind Nicolai von Wilm's fünf Clavierstücke op. 176 „Haideblumen" (R. F.), deren Erfindungsgehalt allerdings bedeutend hinter demjenigen früherer insonderheit vierhändiger Compositionen von Wilm (so besonders der Suite „Das Märchen von der schönen Magelone", der Suite op. 25 in B-dur und der ersten Ball-Suite op. 44) zurücksteht.

Schließlich erhielten wir einige Studien- und Vortrags-Compositionen für Streichinstrumente, auf die wir Interessenten noch ganz in Kürze aufmerksam machen wollen. Neues Material für den Unterricht lieferte C. Witting mit einem „65 kleine Violinstudien" enthaltenden Hefte (H. S. Nachf.), wogegen Jenö Hubay sich mit seinen interessanten „Dix Etudes concertantes pour le Violon" op. 89. Zwei Hefte, und mit seinem reizvollen „Perpetuum mobile. Pièce de Concert" op. 88. (Beides bei Rob. Forb.) ausschließlich an fertige Geiger wendet. Für Violoncello bearbeitet hat Jaques van Zier das leichtbeschwingte Allegro con grazia in Fünfvierteltact aus Tschaikowsky's „Symphonie pathétique", und sicher wird das anmuthvolle Tonstück auch in dieser neuen Fassung (R. F.) von allen einigermaßen gewandten und gut musikalischen Violoncello-Spielern freudig begrüßt werden. — Ein ganz eigenartiges von Richard Schulzweide verfaßtes Notenheft hat Max Brockhaus herausgegeben. Dasselbe ist als „Praktischer Anhang zu den Clavierauszügen der Repertoire-Opern" bezeichnet und bringt auf einigen fünfzig großen Druckseiten in Notenstich und Text alle allgemein üblichen Striche, Ueberleitungen und Verzierungseinlagen für zwanzig Opern von Adam, Auber, Beethoven, Boieldieu, Donizetti, Flotow, Gounod, Kreutzer, Lortzing, Meyerbeer, Mozart, Rossini und Weber. Eine Fortsetzung dieser Arbeit, die jungen Leuten, die sich als Kapellmeister, Sänger, Sängerinnen oder Regisseure für das Theater vorbereiten wollen, sowie auch Kritikern und auch musikalischen Opernfreunden aus dem Publicum gewiß gute Dienste leisten kann, ist in Aussicht genommen.

Arthur Smolian.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Die vorläufige Vormundschaft nach Reichsrecht und den Landesgesetzen. Von Dr. Heinrich Schanz. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. (80 S., Pr. 1,80 ℳ) — Die Schrift giebt neben einem geschichtlichen Ueberblick, worin die Entwickelung in den Landesrechten und im Reichsrechte kurz geschildert wird, eine Darstellung des materiellen und des formellen Rechts. Dort werden die Voraussetzungen für die Anordnung, die Wirkungen und die Endigung der vorläufigen Vormundschaft, hier die zuständigen Behörden und das Verfahren behandelt. Waren auch keine großen juristischen Probleme zu erörtern, so bietet doch die Schrift einen Einblick in den jetzigen Rechtszustand mit vielen praktischen Winken, die eine Beachtung wohl verdienen, um so mehr, als Einwendungen gegen das Dargestellte nicht zu erheben sind. K—d.

— Graf Otto von Bray-Steinburg. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Mit einem Vorwort von Professor Dr. K. Th. v. Heigel in München. Leipzig, S. Hirzel, 1901. VII, 208 S. 8°. Preis 4 ℳ — Ein feines Buch. Nicht blos den unter uns lebenden Bayern, sondern auch allen anderen Deutschen zu empfehlen, die über die Wehen, die das neue Deutsche Reich unmittelbar vor seiner Geburt verursacht hat, nicht aus Neugier, sondern um vor unberufener Nörgelei *warnen zu* können, genau unterrichtet sein wollen, genauer, *als dies aus* der landesüblichen von Preußen beeinflußten *einseitigen* Geschichtschreibung bisher möglich war. Besonders *solchen* Sachsen möchte ich diese (anscheinend) von den Hinterlassenen des im Dienst ergrauten, am 9. Januar 1899 heimgegangenen Diplomaten herausgegebenen Denkwürdigkeiten ans Herz legen, die 1866 und 1870 schon als denkende Männer erlebt haben: sie werden in der zweiten Hälfte des Buches auf Manches stoßen, das verwandte Saiten in ihrem Innern erklingen lassen wird. Gerade in diesen Tagen habe ich mich zufällig mit dem Versailler Vorfrieden vom 26. Februar 1871 näher abgegeben; unmittelbar unter den Unterschriften Bismarck's, Thiers' und Favre's findet sich die vom Grafen Bray eigenhändig niedergeschriebene Beitrittserklärung der süddeutschen Staaten („Les Royaumes de Bavière et de Wurttemberg et le Grand Duché de Bade ayant pris part à la guerre actuelle comme alliés de la Prusse [Klex!] et faisant partie maintenant de l'Empire Germanique, les soussignés adhèrent à la présente convention au nom de leurs souverains respectifs. Versailles, le 26 Février 1871. Comte de Bray-Steinburg, Baron de Waechter, Mittnacht, Jolly"): nun wissen wir, wie sauer es sich dieser wahrhafte Patriot hat werden lassen, ehe er sich zum Verständnisse der Aufgaben einer neuen Zeit hindurchgerungen hatte. Und doch ist dies schöne Schlußergebniß kein Wunder bei einem Manne, der schon im Februar 1847 seinem Könige gegenüber in der Judigenatsangelegenheit der Lola Montez die einzig richtige Haltung beobachtet hatte (S. 30 f. bemerkenswerthe Berichtigungen und Ergänzungen zu Treitschke V und allen daraus abgeleiteten Darstellungen jener bewegten Zeit). Auch im Hinblick auf die jedem Geschichtsfreunde willkommene Bereicherung unserer Kenntnisse über die bayerische Thätigkeit des vor Kurzem verstorbenen dritten Reichskanzlers kommt das Buch sehr zur rechten Zeit. Dafür aber, daß es in allen Punkten ein vornehmes Erzeugniß ist, bürgen die Namen des Bevorwortenden und des Verlegers. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 101. Sonnabend, den 24. August, Abends. **1901.**

Die Anfänge der Christianisirung des mittleren Elsterthales.

Von Diaconus Johannes Größel, Pegau.

Wir verstehen für die vorliegende Untersuchung unter dem mittleren Elsterthal die Gegend in der Umgebung der beiden nordwestsächsischen Elsterstädte Pegau und Groitzsch. Bestimmte Grenzen nach irgend einer Seite hin lassen sich für das zu besprechende Gebiet nicht ziehen. Am ehesten deckt es sich noch mit dem Umfang der alten Ephorie Pegau.

In dieser lassen sich die Anfänge der Christianisirung des mittleren Elsterthales zunächst zeitlich genau nicht feststellen. Greift man weit und will man nur mit Vermuthungen arbeiten, so darf man ganz vereinzelte Christen in genannter Gegend vielleicht schon im 6. und 7. Jahrhundert annehmen. Will man vorsichtiger im Urtheil sein, so kann man irgendwelche Anfänge des Christenthums östlich der Elster doch wenigstens in der Zeit suchen, als Bonifatius in Thüringen predigte. Doch fehlen auch für diese Annahme sichere Belege. Jedenfalls läßt die Aufstellung dieser Zeit als Ausgangspunkt der Untersuchung sicher stehende Schlüsse über die damalige Geographie unserer Gegend zu. Das mittlere Elsterthal gehörte im Bereiche der slavischen Vormacht dem Gau Chutizi zu, dessen Schreibweise wechselt mit Chuntizi, Gubici, Scudici, Chotiza u. s. w. Um später den Anhalt zu einigen geographischen Feststellungen zu haben, legen wir die Südgrenze des Gaues Chutizi ganz oberflächlich fest in einer Linie, die wir von der Mündung der Chemnitz in die Zwickauer Mulde in nordwestlicher Richtung nach dem Punkte ziehen, wo die Rippach in die Saale mündet. Nach dieser Grenzbestimmung lag das mittlere Elsterthal im Süden des Gaues und berührte sich mehr oder weniger mit drei weiteren slavischen Gauen, die an seiner Südseite lagen. Dies waren von der Saale her nach Osten gerechnet die Gaue Weitaha, Tucherini und Plisni, die wiederum sämmtlich im Süden bezw. Westen an den Gau Puonzowa stießen, der die Zeitzer Gegend umfaßte. Orte selbst werden zur Zeit der Anfänge des Christenthums in der Elsteraue und ihrer nächsten Umgebung nicht genannt. Nur im Westen lag Scutibure nicht weit, das heutige Dorf Schkeitbar, nördlich von Pegau und östlich von Lützen. In Scutibure war ein uraltes und bedeutsames Centralheiligthum der Slaven. Dagegen liegen zwei sichere Nachrichten über das sonstige Aussehen der Gegend vor. Dichte Waldungen erhoben sich über die sumpfigen Niederungen der Elsteraue. Nach Süden zu dehnte sich der große Forst, an dessen Südende, wie später zu berichten sein wird, Boso von Zeitz auszuroden, zu cultiviren und zu bekehren anfing. Nach Norden zu lagen die Wälder, deren Reste im Eichholz westlich von Zwenkau und in den Waldungen südlich von Leipzig noch geblieben sind, und im Osten nicht weit lag der große, in den Streitigkeiten des Bisthums Merseburg späterhin viel genannte große Wald des Gaues Chutizi, dessen Lage und Ausdehnung noch nicht sicher festgelegt zu sein scheint. Es ist nach den alten Urkunden der forestus inter Salam et Mildam fluvios et Siusili et Plisni provincias in pago Chutizi oder auch nach seinem muthmaßlichen Mittelpunkt bezeichnet der Forst Zuenkouua (Zwenkau). Trotz dieser zusammenhängenden dichten Bewaldung war das mittlere Elsterthal doch nicht vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Der ansehnliche Elsterfluß durchbrach es mit einem breiten Thal von Süden nach Norden und erschloß somit eine Verkehrsstraße, die wie heute noch schon in der ältesten Zeit den Verkehr zwischen Nord- und Süddeutschland vermittelte. Auf diesem Wege sind wie durch das Elbthal von Süden her die ältesten vorgeschichtlichen Bewohner Sachsens eingewandert; es ist eine Völkerstraße geblieben bis zur Zeit der Völkerwanderung. Darnach zogen durchs Elsterthal die Handelsleute von Nürnberg nach Leipzig (noch heute giebt es in Pegau ein sogenanntes Nürnberger Flecken) und heute fährt man den kürzesten Weg von Berlin nach Nürnberg und München durchs Elsterthal.

Von diesen zeitgeschichtlichen und localen Voraussetzungen aus läßt sich das Vordringen des Christenthums nach dem mittleren Elsterthal nun wie folgt bestimmen. Von Westen her brach sich das Christenthum Dank der Energie der ausländischen, irischen und anderen Missionare seine Bahn bis zum Lande der Thüringer. Aus Würzburg im Süden kamen keltische Glaubensboten nach dem Herzen Mitteldeutschlands, um den hier wohnenden germanischen Stämmen die Segnungen der neuen Lehre zu bringen. Aber obwohl man in Rom entweder in gutem Glauben ohne Kenntniß der wahren Sachlage oder nach der leichtherzigen Missionspraxis, wie sie von dort noch heute ausgeht, annahm, daß Thüringen schon der Kirche gehöre, und obwohl der Papst den großen Apostel der Deutschen Bonifatius gar als bevollmächtigten Reformator Thüringens dorthin schicken zu müssen glaubte, so war doch um die Mitte des 8. Jahrh. in dieser Mitte Deutschlands von einem umfangreichen oder nachhaltigen Erfolg der christlichen Predigt nichts zu spüren. Die Schuld hieran ist in verschiedenen Umständen zu suchen. Einmal waren, wie Hauck im 3. Theil seiner Kirchengeschichte Deutschlands urtheilt, die keltischen Missionare nicht geschickt und bedeutend genug, mehr zu schaffen als einige christliche Gemeinden zu gründen und etwa ein ganzes Volk aus heidnischer Roheit ins Christenthum herüberzuziehen. Das Haupthinderniß lag aber in den politischen Verhältnissen Thüringens. Die Kämpfe zwischen Germanen und Slaven waren noch nicht zu Ende und wenn es auch den ersteren gelang, die Saale als Grenze zwischen den feindlichen Gebieten zu erzwingen und zu behaupten, so war doch noch nicht die Rede von dem politischen Frieden, ohne den die Friedenspredigt von Christo nicht wirken kann. Daß Bonifatius dies erkannte und darum nicht eine nur eingebildete Kirche zu reformiren, sondern sie erst zu gründen und zu bauen gedachte, hat ihn zum größten Wohlthäter Mitteldeutschlands gemacht. Als ein echter Jünger Christi, in Armuth lebend und das Elend des Volkes theilend, predigte er das Kreuz und gewann innerhalb eines Jahrzehnts die Gebiete Thüringens dauernd und sicher der neuen Lehre; sein Erfolg erst machte die Christianisirung der benachbarten östlichen Landstriche, also auch die des mittleren Elsterthales östlich der Saale möglich. Als Ausgangs- und Stützpunkt derselben schuf er das Bisthum Erfurt, das nur leider keinen langen Bestand hatte. Er selbst dachte nicht daran, seine Missionsthätigkeit über die Saale hinweg auszudehnen. Ein kirchenpolitischer Grund, daß ihm etwa durch den Papst die Hände gebunden waren, oder daß man ihm nur insbesondere die Thüringer Lande als Arbeitsgebiet zugewiesen hatte, hielt ihn davon nicht ab. Wohl aber besaß er eine echt germanische Abneigung gegen die Slaven und ihre Art. Er haßte „dies abscheulichste und schlechteste Geschlecht der Menschen", wie er sie selbst charakterisirt und kümmerte sich darum nicht einmal um die unter den Thüringern versprengt lebenden Slaven, geschweige denn um die Lande, welche die Slaven ganz beherrschten. Ein Beweis dieser Zurückhaltung des Bonifatius ist die Verbreitung der nach ihm benannten Kirchen, die den Schluß darauf ja zuläßt, wie weit der Patron, nach dem diese genannt sind, seine Thätigkeit ausgedehnt hat. Nach den Forschungen Größler's finden sich östlich der Saale keine Bonifatiuskirchen. Dieser Umstand gilt auch als Beweis, wenn man nicht annehmen will, daß die den einzelnen Personen geweihten Kirchen nicht von diesen gegründet sein müssen, sondern wenn man auch nur nachweisen kann, daß die nach Bonifatius genannten Cultusstätten erst nach seinem Tode, aber doch in Erinnerung an seine Wirksamkeit gegründet worden sind. Wir rücken mit solchen Bonifatius-

kirchen unserer Gegend östlich der mittleren Saale bis Erfurt und bis Ziegenhain bei Jena nahe, wo Bonifatius 724 das Christenthum gepredigt haben soll. Weiter nördlich dagegen vermögen wir den Spuren des zweiten großen Missionars ziemlich weit nach Osten nachzukommen. Der hlg. Wigbert, von Geburt ein Angelsachse, der, wie es heißt, mit Bonifatius die Mühen der Mission in Deutschland getragen hat, gab wie dieser mehrfach Anlaß zu Kirchenstiftungen, deren nächste wir von uns aus in Erfurt und Cölleda suchen müssen. Neben diesen Fortschritten der Missionskirche kamen auch politische Interessen von Westen her auf unsere Elstergegend zu. Es lag den westlichen und damals eigentlich deutschen Mächten unseres Vaterlandes daran, eine sichere Ostgrenze gegenüber der drohenden Stellung der Slaven festzuhalten. Zunächst war die Saale zu dieser Grenzwehr ausersehen. Aber mit der Vertheidigung dieses Flusses war den Grenzstreitigkeiten zwischen Germanen und Slaven noch kein Ende gemacht und sie konnten nur eingeschränkt werden und ihr Ende finden, wenn man das östlich gelegene Land eroberte und eine weiter östlich erwählte oder gegebene Grenze festhielt. Karl der Große um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts hatte selbst noch keine Eroberungspläne, die auf den Besitz der Länder zwischen Saale und Elbe abzielten. Er begnügte sich mit einigen Streifzügen gegen die Wilzen und Sorben, gegen die letzteren, also auf unser Nordsachsen zu im Jahre 806. Um den Erfolgen dieser Expeditionen Nachdruck und Bestand zu geben, baute Karl im Norden die Feste Magdeburg, nach dem mittleren Elsterthale zu eine Feste bei Halle an der Saale. Zu gleichem Zwecke wurden in derselben Zeit auch angelegt die Burgen zu Saalfeld, Rudolstadt, Orlamünde, Kahla, Dornburg, Großjena und Goseck. Ja, Chronisten der Stadt Zeitz berichten sogar, daß Karl der Große in oder bei der Stadt eine Kapelle errichtet haben soll. Doch ist diese Meldung nicht verbürgt und paßt auch nicht zu der Thatsache, daß Karl der Große ebenso wenig wie an eine politische Unterwerfung auch nicht an eine Bekehrung der Slaven östlich der Saale dachte. Von seinen Nachfolgern ging nur Ludwig der Deutsche aus jener Vertheidigungspolitik heraus und zum Angriff über; vielleicht war er dabei von Missionsgedanken geleitet, soll er doch, wie Blankmeister in seiner Kirchengeschichte Sachsens als Sage berichtet, die Kirche zu Brießnitz bei Dresden gegründet haben. Sicher nähert sich das Christenthum unserer Elstergegend in der Zeit der Karolinger durch die Anlage der Burgen Rudelsburg, Saaleck, Naumburg, Weißenfels und Merseburg. So schließt sich von Westen her der Kreis christlich germanischer Cultur im 9. Jahrhundert immer enger um das mittlere Elsterthal. Um die gleiche Zeit aber gewinnt für dasselbe auch die Geschichte der Stadt Zeitz im Süden ihre Bedeutung. Ohne daß sich über ihren Ursprung und die Zeit ihrer Gründung sichere Nachrichten finden und geben lassen — auch Kreisgerichtsrath Rothe, der zuverlässigste unter den Zeitzer Chronisten, urtheilt nicht anders über die älteste Geschichte jener Stadt — ist doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Zeitz ebenso wie Merseburg schon im 9. Jahrhundert bestanden und einige Bedeutung für das umgebende Land gehabt hat, wenn es 100 Jahre später zum Sitz und zur Stütze eines Bisthums ausersehen wurde, denn nach kirchenrechtlichen Bestimmungen waren die Bisthümer an größere und bedeutendere Orte gebunden. War aber der Ort Zeitz als geschlossene Ansiedelung zu einigem Ansehen gelangt und erhielt er darum sein Bisthum, so ist es ebenso wahrscheinlich, daß dort deutsche Ansiedler neben den Slaven in überwiegender Anzahl gesessen und den Ort gehoben haben. In diesen Deutschen aber werden wir, wiederum zumeist aus jenem Grunde, daß nach ihrer Stadt das Bisthum verlegt wurde, Christen suchen müssen. So wäre Zeitz die erste nächste und größere christliche Ortschaft schon im 9. Jahrhundert, die in erster Linie berufen war, ihren missionirenden Einfluß auf das mittlere Elsterthal auszuüben.

Es ist wohl auch kein Irrthum, wenn man von der Mitte des 9. Jahrhunderts ab sicher Christen in unserer Gegend suchen will. Die Gegend zwischen Saale und Mulde, also der slavische Gau Chutizi weist nach mehrfachen Nachrichten damals schon Spuren deutscher Culturarbeit und also wohl auch Spuren des christlichen Bekenntnisses auf. Ein Weg dahin neben vielleicht vielen anderen, welche die christlich-germanische Cultur ging, führt sicher durch das mittlere Elsterthal. Wie wir schon oben sahen, zog am Elsterflusse entlang die alte Straße von Süden nach Norden. Viele deutsche Colonisten mögen darum von Südwesten her ihren Weg durchs Elsterthal genommen und hier Genossen, die des Weiterwanderns müde waren und denen die Gegend gefiel, zurückgelassen oder doch an die hier wohnende Bevölkerung von den geistigen Schätzen, die sie brachten, abgegeben haben. Und wären sie nicht auf directem Wege aus weiten Entfernungen hier durch und hierher gekommen, so hat doch wenigstens Zeitz damals Cultur und Christenthum bringend die Beziehungen zum nahen Elsterthal begonnen, die dasselbe noch heute um der guten Verbindung willen und aus anderen Gründen mit der nahen preußischen Mittelstadt unterhält. Geringer scheint mir der gleiche segenbringende Einfluß direct von Westen her auf unsere Gegend gewesen zu sein, denn während diese von Süden her leicht zugänglich war, führt heute noch keine bevorzugte Straße nach Westen und giebt es heute noch keine günstige Verbindung mit Weißenfels, der nächsten und größeren preußischen Stadt im Westen, und mit dem ganzen Saalthal. Entscheidend tritt endlich für den Eingang des Christenthums von Süden her die Wirksamkeit des Wendenpredigers Boso in Zeitz ein, von der unten die Rede sein wird. Boso's Auftreten und Erfolg in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts wurde durch verschiedene Factoren günstig vorbereitet. Zunächst scheint die beiderseitige Grenzbevölkerung an der Saale des beständigen Kämpfens müde geworden zu sein. Chronisten berichten, daß seit dem Jahre 880 von den Streitigkeiten zwischen Germanen und Sorben in unserer Gegend nichts mehr erwähnt wird. Es erscheinen ferner schon um 870 bis zur Mulde hin treue, dem Germanenthum ergebene Fürsten und es zahlen, wie Hauck berichtet, die Sorben nach den Siegen Herzog Otto's des Erlauchten von Sachsen um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts ihren Tribut. Auch Heinrich I. trug dazu bei, dem Christenthum den Weg nach Osten zu ebnen. Er setzte die Eroberungszüge ins Wendenland fort, versäumte aber auch nicht, die bereits unterworfenen Gebiete in seinem Rücken zu befestigen, indem er an herrschenden Punkten Burgwarde anlegte. Auch damit beruhigte er die Bevölkerung, die sich nach geordneten Verhältnissen sehnte und unter Aufgabe der gegenseitigen Abneigung sich gemeinsam für die vom Westen dargebotene Cultur zu interessiren begann. Freilich zog auch Heinrich I. noch nicht die letzte Consequenz seiner auf friedliche Absichten gerichteten Thätigkeit, daß er selbst auf die Christianisirung der beruhigten Gebiete bedacht war und erkannte, daß Sieger und Besiegte nur durch das Band einer Religion versöhnt und verschmolzen werden konnten. Auch die Kirche hat zunächst nicht gut gemacht und geleistet, was noch mehr ihre als der Könige Pflicht war und was diese aus immerhin noch entschuldbarem Mangel an Verständniß unterlassen haben. In erster Linie hätte es wohl zu den Aufgaben der Mainzer Erzbischöfe gehört, das Christenthum unter den Wenden wenigstens in den Strichen Mitteldeutschlands auszubreiten, die dem Mainzer Sprengel unterstanden. Doch es geschieht wiederum vom Westen aus zunächst nichts und wenn wir den Regierungsantritt Otto's I. als einen Wendepunkt in der Lage des Christenthums im mittleren Elsterthale und in seiner Umgebung ansehen, so läßt sich wohl anerkennen, daß es trotz der schwierigen Verhältnisse in einzelnen Personen und in einzelnen kleinen Gemeinden Boden gefunden hat. Doch gilt der Dank für seine Verbreitung weniger der Fürsorge der kirchlichen oder der weltlichen Macht als vielmehr dem Muthe deutscher Colonisten und einiger weniger von der Kraft der christlichen Predigt überzeugten Kleriker oder Laien, welche dem Trieb nicht widerstehen konnten, deutsche Cultur und universelles Christenthum in die unwirthlichen Gaue mit sorbischer Uebermacht zu tragen; denn gerade aus dieser Zeit liegen einzelne Nachrichten vor, wie trotz aller Regungen des Christenthums der slavische Götzencultus überhaupt und für unsere Gegend im obenerwähnten Heiligthume Scutibure im Besonderen mächtig gewesen sei, und von seinem herrschenden Einfluß redet wohl die Thatsache, daß jene Götzencultusstätte noch Jahrzehnte lang nach und trotz der Errichtung der zwei ihre Gegend nah umfassenden wendischen Bisthümer Merseburg und Zeitz in Blüthe stand. Erst König Otto nun ging, wenn auch nicht gleich am Anfang seiner Regierung, mit dem festen Plane um, das Vaterland zu einen christlichen zu machen, und hat auch zuerst unserer Gegend nachdrückliche Aufmerksamkeit bewiesen.

Die Bekehrung derselben ist auf's engste verbunden mit der Gestalt des ersten Wendenmissionars Boso, der früher Mönch im Kloster St. Emmeram zu Regensburg gewesen war. In seinem Auftreten liegt ein System, das aber wiederum nicht, wie man zuerst denken könnte, irgend eine geistliche Gewalt zum Ausgangspunkte hat, sondern auf die Absichten Otto's zurückzuführen ist. Denn Boso ist nicht wie die ausländischen Predigermönche

der früheren Jahrhunderte aus eigenem Antriebe in die Heidenländer gezogen, um dort das Evangelium zu predigen. Er kam überhaupt nicht als Missionar nach Zeitz, dem Mittelpunkt seiner Thätigkeit, sondern, wie Hauck nach Thietmar's Bericht annimmt, als geistlicher Rath, als Seelsorger, als Feldgeistlicher für die im Burgward Zeitz stationirte Garnison. König Otto habe ihn dorthin berufen, vielleicht noch nicht in der Ahnung und der Absicht, durch Anstellung solcher Garnisonprediger auf die heidnische Umgebung zu wirken, jedenfalls aber mit dem Erfolg, daß er so der Vater der eigentlichen Wendenmission wurde. Denn es galt für damalige Zeit selbstverständlich, daß man die auf entlegene Posten gestellten Besatzungen nicht ohne kirchliche Versorgung lassen konnte. Darum mögen noch von zahlreichen Burgwarden aus, die im 10. Jahrhundert über die Mulde hinaus bis an die Elbe vorgeschoben wurden, auf Otto's indirecte Veranlassung hin christliche Prediger unter ihrer heidnischen Umgebung gewirkt haben, nur vielleicht nicht mit gleichem Erfolge wie Boso und nicht wie dieser so glücklich, ausführliche Chronisten ihrer Thätigkeit wie den Bischof Thietmar von Merseburg zu finden. Boso's Arbeit nun an der Zeitzer Besatzung und der sonstigen christlichen Bevölkerung der Ansiedelung war wie wohl auch bei den meisten anderen zu gleichem Amte berufenen Mönchen nicht derart umfassend, daß ihm nicht Zeit genug geblieben wäre zu missioniren. Er war ein Mann von energischer Arbeitskraft, die er Angesichts der herrlichsten Aufgabe eines Christen, Andere zu belehren, nicht brach liegen lassen konnte und wie er zu schuldiger Belohnung für seine bisherigen großen Anstrengungen (es ist nicht bekannt, wo er diese in des Königs Dienst bisher aufgewendet hat) die Leitung der Gemeinde Zeitz erhielt, so hat er auch mit gleicher opferfreudiger Hingabe an seinem neuen Werke, an der Heidenmission gearbeitet. Er erbaute, wie Thietmar im 2. Buche seiner Chronik erzählt, in einem Walde bei der Stadt Zeitz, den er selbst ausroden und mit Häusern besetzen und nach sich benennen ließ, ein steinernes Gotteshaus, für dessen Weihe er auch sorgte. Er lernte und beherrschte selbst die wendische Sprache und brachte es nach Thietmar's Worten dahin, daß er durch unablässiges Predigen und Taufen dem Herrn eine unzählige Menge Volks gewann. Der locale Umfang seiner Missionsarbeit läßt sich nach keiner Seite hin feststellen; man kann nicht darauf schwören, daß und wie viel Bewohner des mittleren Elsterthales durch seinen unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Einfluß das Christenthum angenommen haben. Aber wenn eine dichtbesiedelte Gegend nur reichlich drei Stunden von dem Aufenthaltsorte eines so bedeutenden Missionars entfernt ist, wenn eine vielbenutzte Straße von diesem nach jener Gegend führte und wenn, wie der oben vorausgeschickten Charakterisirung des mittleren Elsterthales noch hinzuzufügen ist, bei der jetzigen Stadt Pegau der Ort zu suchen ist, wo die Reisenden jener Straße über die Elster setzen mußten, wenn also auch dadurch der Ort einige Bedeutung für die nähere Umgebung gewann, so ist der Schluß gewiß erlaubt, daß Boso entweder selbst der Missionar des mittleren Elsterthales geworden ist oder daß doch wenigstens infolge der Thätigkeit Boso's in Zeitz das Christenthum erst dorthin gekommen ist, denn wenn in jener Zeit im Allgemeinen, wie schon erwähnt wurde, das Christenthum dadurch nach Osten zu vorwärts ging, daß deutsche Colonisten nach den Slavenländern einwanderten, so ist es Boso's Verdienst im Besonderen, daß er solche Culturbringer in der Zeitzer Gegend ansiedelte. Boso's Bedeutung für unsere Gegend ist damit noch nicht abgeschlossen. Seiner wird noch zu gedenken sein, wenn man von dem missionirenden Einfluß des Bisthums Merseburg und seiner Bischöfe redet und wenn man z. B. nach den eingehenden Untersuchungen Nottrott's über die Wendenmission, d. h. über die besondere Praxis der Bekehrung berichten will, aber soviel ist schon jetzt gewiß, daß ihm für unsere Gegend in der Einführung des Christenthums die Hauptbedeutung zufällt, und es mag schon jetzt am Platze sein, mit Hauck's Worten diese Bedeutung zu charakterisiren, mit denen er seinen Bericht über Boso abschließt: „Wir können uns keine Vorstellung von Boso's Persönlichkeit machen. In Regensburg, wo man Grund gehabt hätte, stolz auf ihn zu sein, hat man ihn, wie es scheint, bald vergessen. Keiner der Regensburger Schriftsteller nennt seinen Namen. Auch in Sachsen, wo man Ursache hatte, ihm dankbar zu sein, fand er keinen Biographen. Thietmar, der ihn erwähnt, interessirte sich doch mehr für das, was der Kaiser ihm schenkte, als für das, was er war und leistete. Und doch ist sein Name bedeutend: er steht da für alle die namenlosen Helden, die zugleich als Prediger des Christenthums und Pioniere deutschen Wesens in den barbarischen Osten vordrangen. Der einzelne erreicht wenig, unbemerkt ging seine Arbeit vorüber, aber Jahrzehnt für Jahrzehnt häuften sich die unbeachteten Thaten und die unmerklichen Ereignisse auf: Das Resultat war, daß neue Zustände sich zu bilden begannen." Wir danken auch die neu beginnenden, vom Hauch des Christenthums immer mehr berührten Zustände des mittleren Elsterthales in erster Linie dem Boso. Aber auch König Otto brachte neues Leben gerade in diesen westlichen Theil des Gaues Chutizi herein, nicht durch Kriegszüge und Waffenthaten, sondern durch häufige Anwesenheit in Merseburg und Umgebung, das er besuchte, theils aus besonderer Vorliebe für den Ort, die er ja später noch durch die Gründung des Bisthums entschiedener bethätigte, theils um so manche Angelegenheit zu erledigen, die auf dem immer noch heißen Boden des Grenzlandes die Gemüther in gefährlicher Weise aufregte. In letzter Linie entscheidend aber war für die Christianisirung des mittleren Elsterthales die schon mehrfach erwähnte Gründung der 2 Wendenbisthümer Merseburg und Zeitz, die neben der Stiftung des Bisthums Meißen im Jahre 968 geschah. Die Erschließung dieser drei Missionsquellen für das östliche Wendenland ist das letzte Glied einer Kette von Maßnahmen, die Otto I. beschlossen und durchgeführt hat, um systematisch die Heidenvölker an den Grenzen und in den Grenzgebieten seines Reiches dem Christenthum zuzuführen. Erst in der Mitte seiner Regierungszeit ungefähr, zwischen den Jahren 948 und 955 hat er den Gedanken einer planmäßigen Wendenmission gefaßt und hat an ihr darnach trotz aller Schwierigkeiten als einem, zum Theil auch durch ein heiliges Gelübde geweihten Lieblingsgedanken seines späteren Lebens festgehalten und sie durchgeführt. Er begann mit der Errichtung des Erzbisthums Magdeburg, wo er schon 937 ein Benedictinerkloster zu St. Peter, Moritz und Innocenz gestiftet hatte. Er stattete schon dieses Kloster mit den weitestgehenden Vorrechten und sonst mit heiligen Reliquien und kostbaren Schätzen aus und gab damit dem Orte, in dessen Mauern es lag, ein Uebergewicht, das ihn zum späteren Erzbisthum vorausbestimmte. Nachdem er dann die Bisthümer Havelberg und Brandenburg begründet hatte, scheint er erst das rechte Interesse für die Wendenmission gewonnen zu haben, zu deren Stütz- und Mittelpunkt er Magdeburg zu erheben gedachte. Denn noch ehe er Rom für seinen Plan bestimmt und sich mit den deutschen Erzbisthümern und Bisthümern geeinigt hatte, deren Rechte durch die Neugründungen verkürzt werden mußten, band er sich durch ein heiliges Gelübde an die Durchführung seiner Pläne. Am Tage der Schlacht auf dem Lechfelde, den 10. August, der dem heiligen Laurentius geweiht war, gelobte er, für den Fall des Sieges diesem „Feuersieger" zu Ehren in Merseburg ein Bisthum zu gründen. Nach mehrfachen Unterhandlungen wurde 967 auf einer Synode zu Classe bei Ravenna Otto's Anträgen entsprechend beschlossen, Magdeburg als Hauptsitz und Merseburg, Zeitz und Meißen als Stützpunkte der Wendenmission einzurichten. Dabei bot sich für Otto Gelegenheit, den treuverdienten Wendenprediger Boso zu belohnen. Er hatte ihm schon früher einzelne Kirchen im Bereiche seiner Thätigkeit überwiesen; jetzt ließ er ihm die Wahl des Bischofssitzes zwischen Zeitz und Merseburg und Boso wählte sich die ruhigere Arbeitsstätte Merseburg. So gewinnt das mittlere Elsterthal wiederum Boso als Hüter und Förderer seines erwachenden Christenthums, denn wenn natürlich auch aus localen Gründen der Verkehr von jenem aus im Thale aufwärts nach Zeitz ein lebhafter geblieben ist, ja vielleicht durch Zuweisung einiger oberhalb Pegaus gelegener Ortschaften zu Zeitz lebendiger wurde als vorher, so kam nach den Grenzbestimmungen die nächste Umgebung von Pegau und Groitzsch zum Bisthum Merseburg. Die Bisthümer decken sich wohl genau, wie auch Winter im Archiv für sächs. Gesch. nachweist, mit den bestehenden Markgrafschaften. Soweit die Grenze für uns maßgebend ist, um im Elsterthal Zeitzer und Merseburger Gebiet zu trennen, oder um einen Ueberblick zu gewinnen über Ortschaften, die in seiner Nähe und aus dem gleichen Bisthumsbezirk genannt werden, gehen wir ihr von Westen her nach. Zuerst wird sie gebildet von der Saale bis zur Rippachmündung. Dann übernimmt sie die Rippach und von seiner Einmündung in diese südlich umbiegend der Grunabach, an dem die alte Pegauer Amtsgrenze einsetzt und über Dobergast und Oderwitz, also südlich das ganze Amt Pegau umschließend nach der Elster geht. Oestlich dieser zieht sich die Linie unter schwieriger Angabe bestimmter Lage südlich von Droßdorf und Kahnsdorf nach der Wyhra und wird von dieser aufgenommen und nach Südosten zu weiter geführt. Für die Richtigkeit dieser Annahme

spricht die Thatsache, daß noch heute die Pfarrstellen südlich der Linie Anrechte auf die Zeitzer Procuraturcasse haben, daß z. B. die Kirche zu Zöpen (nördlich von Borna) zu Merseburg gehört, wohin auch der Kirchenheilige Laurentius weist, während die dorthin eingepfarrte und südlich jener Grenzlinie liegende Kirche Groß-Zössen unter Zeitz gestanden hat. Endlich erscheinen schon 1320 in einem Abschätzungsbericht Gruna, Trautzschen, Profen, Gatzen, Langendorf und Lucka, bis auf Trautzschen als Orte südlich jener Linie zum Zeitzer Sprengel gehörig, während Stöntzsch, Pegau, Groitzsch, Droßdorf und Kahnsdorf als die südlichsten Kirchen des Bisthums Merseburg genannt werden. Nur bei Trautzschen, einem Dorf 3 km südlich von Pegau, kann die Zugehörigkeit geschwankt oder gewechselt haben. Die oben bestimmte Grenzlinie läßt es nördlich bei Merseburg; ebenso rechnet es eine Urkunde von 1012 dahin, in der Heinrich II. dem Bischof Thietmar die Herstellung des alten Bisthumsumfangs zusichert und als erstes in dieses gehörige Dorf Chruazis erwähnt, das um so eher für Trautzschen gelten kann, als es in einer anderen Urkunde mit geringer Aenderung Truazic genannt wird. Zwischen 1012 und 1320 muß also Trautzschen von Merseburg nach Zeitz umgelegt worden sein.

Mit der Gründung der Bisthümer beginnt selbstverständlich ein regeres Leben in unseren Gegenden und zwar nicht nur kirchlicher, sondern auch in gewissem Sinne politischer Art. Orte tauchen auf, deren Namen vordem nicht genannt worden sind. Von Merseburg in südöstlicher Richtung auf Pegau zu werden Piscini (ostsüdöstlich von Merseburg) = Pissen und Passini = Peissen 5 km nördlich von Pegau erwähnt. In der Grafschaft des Gaues Chutizi, deren Name erst noch fehlt, aber bald in der Grafschaft Groitzsch zu suchen ist, wird von einer dem Markgrafen Thietmar unrechtmäßig entzogenen Villa Itera berichtet. Es ist das spätere Eythra westlich der Elster und nördlich von Pegau. Ein Dorf Brezinsa in pago Scundira wird 983 durch Otto II. dem Erzbisthum Magdeburg überwiesen. Wahrscheinlich ist es eins der sogenannten Schnauderdörfer (Großprießligk, früher auch Großprießnitz geschrieben). 973 hören wir von Zuencua (Zwenkau), wo nach Thietmar's Bericht die Slaven die Rüstung des am Lechflusse erschlagenen Herzogs Konrad versteckt hielten. Von Merseburg aus fordert und erlangt sie Kaiser Otto I. noch kurz vor seinem Tode wieder zurück. Endlich mag noch nordwestlich von Pegau die Kirche zu Görschen angeführt werden, die nicht weit vom slavischen Heiligthume Scutibure lag und vielleicht gegen dieses ein christliches Gegengewicht bilden sollte. Diese Orte aber, die damals mit einiger Bedeutung genannt werden, haben, auch wenn es nicht ausdrücklich betont wird, ihre christliche Cultusstätte und somit ihren missionirenden Einfluß auf die Umgebung gehabt, und je enger wir das Netz solcher Orte um das Elsterthal ziehen können, desto gewisser ist es, daß auch hier das Christenthum immer mehr Fortschritte gemacht hat. Vielleicht läßt sich wenigstens nach einer Seite hin zeigen, daß mit großer Wahrscheinlichkeit bald nach der Gründung des Bisthums in und bei Pegau gottesdienstliche Stätten gewesen sind. Pegau hat eine Laurentiuskirche, ebenso das nahe Stöntzsch, das möglicher Weise sogar eine Moritzkapelle gehabt und so vielleicht nicht nur wie Pegau auf den Einfluß Merseburgs, sondern sogar des Erzbisthums Magdeburg hinweist. Dieses Stöntzsch (Cozini) wird ausdrücklich in der oben berührten Urkunde Heinrich's II. von 1012 erwähnt, in der dieser Kaiser dem Bisthum Merseburg seinen alten Besitz, wie er vor der Auflösung bestand, zusichert. Es wäre demnach nicht unmöglich, daß Stöntzsch schon vor dieser Auflösung 981 seine Kapelle hatte. Das Gleiche würde von Wiribeni gesagt werden können, dem heutigen Werben nördlich von Stöntzsch und Pegau, das eine uralte Wallfahrtskapelle gehabt hat.

Außer dieser Gründung von Kirchen, die mit ihrem Schutzpatron Laurentius auf Merseburg führen, läßt sich Bestimmtes über die Art der Ausbreitung des Christenthums nicht sagen. Thietmar erzählt von Boso, daß er, um die anvertrauten Seelen leichter in der wahren Lehre unterrichten zu können, eine Anweisung in slavischer Sprache geschrieben hat, ferner, daß er die Slaven bat und lehrte, das Kyrie eleison zu singen. Sonst läßt sich die allgemeine Art der Wendenbekehrung, wie sie z. B. Nottrott in seinem oben erwähnten Buche ausführlich beschreibt, auch auf die Gegend des mittleren Elsterthales beziehen, und was sonst und hier gilt, ist nicht sehr erfreulich, entspricht aber dem Wesen der Kirche jener Zeit, die nicht mehr geben konnte, als sie hatte. Ihre Bekehrung war ein Zwang, den die Herrschenden über die Tieferstehenden ausübten. Der Unterricht, der diesen Zwang modificiren sollte, war für die Fassungsgabe der heidnischen Köpfe viel zu kurz und mag nur in den ganz seltenen Fällen möglich gewesen sein und Zweck und Erfolg gehabt haben, wenn der Lehrer wie Boso wendisch verstand und sprach. Die Predigt selbst griff mehr negativ das Heidenthum an als nach Pauli Vorbild im Römerbriefe von heidnischem Aberglauben zum wahren Gottesglauben hinzuführen. Wenn nach Unterricht und Predigt dann die Absage und Bekenntnißformeln beantwortet waren, konnte die Taufe vollzogen werden. Unter solchen Umständen darf Boso's Mißerfolg nicht verwundern, daß die Wenden ihm zum Spott sein Kyrie eleison in ein blödes Ukrivolsa umdrehten, d. h. die Erle steht im Busch. Aus gleichen Gründen ist begreiflich, daß das Eindringen des Christenthums in die Heidenwelt ums Jahr 1000 nur ein sehr oberflächliches genannt werden kann.

Der Erfolg der christlichen Predigt mußte noch fraglicher werden, als auf Betrieb des ehrgeizigen 2. Bischofs von Merseburg, Gisiler, der sich mit dieser That das Erzbisthum Magdeburg gewann, das Bisthum Merseburg aufgelöst und sein Bestand in unserer Gegend zu Zeitz geschlagen wurde. Die Ausdehnung des bischöflichen Gebiets machte natürlich die eingehende Missionirung nicht leichter, denn es wurden wohl ihre Aufgaben, nicht aber ihre Mittel, diese zu erfüllen, größer. Erst 1004 konnte Heinrich II., der wie Otto I. eine Vorliebe für Merseburg hatte, nach dem Tode Gisiler's den alten Bischofssitz wieder aufthun und besetzen, wenn er ihm auch nicht die alte Ausdehnung und Macht wieder geben konnte, denn nur Zeitz gab seinen 981 empfangenen Theil wieder heraus. Das mittere Elsterthal kam also wiederum zu Merseburg, aber während der erste neue Bischof Wigbert sich nur wenig um die neue äußere Gestaltung des Bisthums kümmerte, setzte Thietmar, der mehrfach genannte Bischof und Chronist des 10. Jahrhunderts und besonders der sächsischen Kaiser, jene Wiederherstellungsurkunde Heinrich's II. im Jahre 1012 durch, welche die Grenzen zwischen Zeitz und Merseburg genau regelte und sie in dem Gebiete des mittleren Elsterthales allem Anscheine nach ebenso wie 968 festlegte. Wenigstens bestätigt eine Grenzbeschreibung aus dem Jahre 1066 diese Vermuthung. Das 11. Jahrhundert nun ändert und — leider muß es gesagt sein — bessert auch wenig in dem Verhältniß des mittleren Elsterthales zum Christenthum. Wie schwierig z. B. selbst beim allerbesten Willen die Missionsarbeit und sonstige Thätigkeit eines Bischofs im Bereiche seines doch nicht allzuweit ausgedehnten Sprengels war, beweist Thietmar mit seinem Berichte, nach dem er 1018 zum ersten und einzigen Male in die Südostecke seines Gebietes, in die Gegend von Kohren und Rochlitz kam und dort nur erst gerade bei dieser Gelegenheit eine längst ausstehende Firmelung vollziehen konnte. Es wäre ein übertriebener Optimismus, aus dem Umstande, daß in so weiter Entfernung junge Christen auf die Firmelung warten, zu schließen, daß dort eine dichte Christenbevölkerung gesessen habe und diese immer dichter geworden sei, je mehr man sich den Bischofssitz als dem Ausgangspunkt der Predigt nähere. Wohl war 1007 durch Bischof Wigbert der Cultusort Scutibure zerstört worden, dennoch aber hielten sich im breiten wendischen Volke die alten Slavengötzen fort, und die wenigen Adligen der slavischen Stämme, welche allmälig die Bedeutung des Christenthums namentlich nach seiner Cultur fördernden Art erkannten und übertraten, können noch lange nicht das Recht geben, von einer tiefgehenden christlichen Bewegung im Wendenvolke zu reden. Es tritt allerdings gerade im 11. Jahrhundert in den politischen Verhältnissen des mittleren Elsterthales noch ein Factor auf, der einer Ausbreitung und Befestigung des Christenthums in dieser Gegend nicht förderlich sein konnte. Es gab gerade zwischen 1050—1100 hier so viele Kämpfe und Unruhen, daß die Friedenspredigt des Christenthums hier gar nicht am Platze sein konnte. Sie gingen aus von dem Auftreten des Grafen Wiprecht von Groitzsch, der ums Jahr 1070 aus Norddeutschland kam und den Besitz der durch Tausch erworbenen Burg antreten wollte. Er wurde ihm durch die Eifersucht der in der Umgegend ansässigen Großen schwer gemacht, und Wiprecht's rauhe, wenn nicht besser gesagt rohe Kriegsnatur trug nicht dazu bei, Frieden in das durch die Kämpfe und Belagerungen aufgeregte Elsterthal zu bringen. Schließlich hat es sich doch aber in wunderbarer Weise gefügt, daß der Friedensstörer Wiprecht gerade berufen wurde, in und um Pegau der Gründer und Förderer der rechten Christenthumsverbreitung zu werden. Das geschah durch seine Stiftung des Pegauer Klosters im Jahre 1096, mit der eine neue Zeit in der Christianisirung des mittleren Elsterthales eintritt, die nach Umfang und Bedeutung einer gesonderten Bearbeitung werth ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 102. Dienstag, den 27. August, Abends. **1901.**

Einiges aus dem Allgemeinen Baugesetze für das Königreich Sachsen vom 1. Juli 1900.

Von Bürgermeister a. D. Mühle. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Das Mitte des Jahres 1900 wenigstens in seinen wesentlichsten Abschnitten, und seit dem 1. Januar 1901 in vollem Umfange in Kraft getretene neue „Allgemeine Baugesetz für das Königreich Sachsen vom 1. Juli 1900" ist an die Stelle der bisherigen Baupolizeigesetzgebung — Gesetz, das wegen polizeilicher Beaufsichtigung der Baue zu beobachtende Verfahren betr., vom 6. Juli 1863; die Ausführungsverordnung dazu von demselben Tage; Verordnung, die Baupolizeiordnungen für Städte und Dörfer und die Abänderung einiger Bestimmungen der Verordnung vom 6. Juli 1863 betr., vom 27. Februar 1869; die Baupolizeiordnungen für Städte und Dörfer vom 27. Februar 1869; Gesetz, die Giltigkeit der Localbauordnungen betr., vom 11. Juni 1868 — getreten und hat an Stelle der theilweise veralteten und den gegenwärtigen Verhältnissen, sowie den Fortschritten der Bautechnik und dem Anwachsen vieler Orte nicht mehr entsprechenden baupolizeilichen Gesetze und Verordnungen unter Fallenlassen der Scheidung von Stadt und Land ein klares und einheitliches Baupolizeirecht geschaffen. Als Grundzug geht durch das ganze Gesetz die möglichst weitgehende Wahrung der Selbstverwaltung der Gemeinden in Baupolizeisachen; der Ortsgesetzgebung der Gemeinden ist der weiteste Spielraum gelassen; ihre Bestimmungen können sogar unter Umständen in gewissem Widerspruche mit der Landesgesetzgebung stehen. Einige Abschnitte des neuen Baugesetzes, welche durch die zusammenhängende Darstellung ihrer zum Theil noch geltenden älteren, zum Theil neuen Bestimmungen den getroffenen Einrichtungen die erforderliche gesetzgeberische Klarheit geben und für die Allgemeinheit nicht ohne besonderes Interesse sein dürften, mögen nachstehend in übersichtlicher Weise behandelt werden.

I. Die gesetzlichen Bestimmungen in Baupolizeisachen.

Die Ausführung von Bauten unterliegt den Vorschriften der Reichs-, Landes- und Ortsgesetze und der örtlichen Polizeiverordnungen. Die Reichsgesetze gehen nach den allgemeinen Grundsätzen den Landesgesetzen, diese wieder den Ortsgesetzen und diese den örtlichen Polizeiverordnungen insofern vor, als Gesetze des engeren Geltungsbereichs mit Gesetzen des weiteren Geltungsbereichs nicht in Widerspruch stehen dürfen. Von diesem Grundsatze ist aber in Bezug auf das Verhältniß zwischen dem Landesbaugesetze und den Ortsbaugesetzen eine wesentliche Ausnahme gemacht worden. Eine „besondere gesetzliche Regelung der Bauangelegenheiten" erfolgt zunächst durch *Ortsgesetz in Gemäßheit der Bestimmungen des Baugesetzes*, dann aber auch *insoweit sie nach den örtlichen Verhältnissen neben demselben angezeigt* erscheint. Es können nämlich auch von den Bestimmungen des *Landesgesetzes* abweichende ortsgesetzliche Vorschriften insoweit erlassen werden, als sie entweder durch das Gesetz selbst gestattet werden (vergl. §§. 19, 52, 91, 148 Abs. 2, 149 Abs. 2, 174) oder durch örtliche Verhältnisse geboten sind. Es ist hiernach der Ortsgesetzgebung in Baupolizeisachen ein viel weiterer Spielraum und eine weit größere Freiheit gegeben, welche bei der Verschiedenheit der Verhältnisse der einzelnen Orte nothwendig ist, gegen deren Mißbrauch aber die Vorschrift schützt, daß die Ortsgesetze von der obersten Staatsbehörde zu genehmigen sind. Für örtliche Polizeiverordnungen gilt jedoch die Ausnahme der Abweichung von Reichs-, Landes- und Ortsgesetzen nicht; sie haben sich unbedingt im Rahmen dieser Gesetze zu halten und haben keine Gültigkeit, soweit sie mit denselben in Widerspruch stehen. Sie sind in Gemäßheit der Gemeindeordnungen der Aufsichtsbehörde anzuzeigen, ohne daß sie deren Genehmigung bedürfen.

Eine erschöpfende Aufzählung der der örtlichen Regelung (Ortsgesetze oder örtliche Polizeiverordnung) vorbehaltenen oder überlassenen Gegenstände ist bei der fortwährenden Entwickelung und Ummandlung der Verhältnisse und bei dem Auftauchen immer neuer Aufgaben im Bauwesen nicht möglich; die Ortsgesetzgebung kann sich auf dem Gebiete der Baupolizei auf Alles erstrecken, was ihr nicht durch Reichs- oder Landesgesetzgebung ausdrücklich entzogen worden ist. Es unterliegen jedoch der *ortsgesetzlichen Regelung* insbesondere: die Anlegung des Oblastenbuches (§. 4 Abs. 2), die Bebauungspläne und die Erfordernisse derselben (§§. 17, 19), die Bestimmung, inwieweit eine Staatsstraße oder ein Kommunicationsweg nicht als Straße im baurechtlichen Sinne gelten soll (§. 32), die Gleichstellung dauernder Einfriedigung (§. 42), die Uebernahme von Anliegerleistungen auf die Gemeindecasse (§. 52), die sofortige Enteignung der zu öffentlichen Plätzen bestimmten Flächen (§. 72), die Auferlegung von Bauabgaben (§. 77), die Festsetzung sogenannter Fabrikviertel (§. 86), höhere architektonische Anforderungen für einzelne Straßen oder Straßentheile (§. 90 Abs. 2), Bestimmungen über die Herstellung der Gebäude (§. 91), die Erfordernisse der Brandmauern und die Errichtung, Unterhaltung und Benutzung gemeinschaftlicher Brandmauern (§. 111), der Ausschluß von Scheunen u. s. w. aus bestimmten Ortstheilen (§. 112 Abs. 4), die Mindestanforderungen für Wohn- und insbesondere Miethräume (§. 115 Abs. 2), die Voraussetzungen für Dach- und Kellerwohnungen (§. 116), die Vorschriften über die Größe der Fenster (§. 117), die Anlage der Aborte und Wasserspülungen (§. 133 Abs. 4), das Verbot des Einbauens von Stallungen in Wohngebäude (§. 137 Abs. 1), Ausnahmen von der Anzeige- und Genehmigungspflicht der Bauten (§. 148 Abs. 2), die Anordnung von Zwischenbesichtigungen (§. 158 Abs. 2), Ausnahmen von der Schlußbesichtigung (§. 161 Abs. 3) und Erhöhung der Kosten (§. 174), während *wahlweise* durch *Ortsgesetz oder örtliche Polizeiverordnung* die Anlegung und Unterhaltung bez. Benutzung von Privat- und öffentlichen Brunnen (§. 81 Abs. 2), Maßregeln zur Ruß- und Rauchverhütung (§. 120 Abs. 9), die Grubenräumung und Düngerabfuhr (§. 133 Abs. 4), Einrichtungen der Baukontrole (§. 158 Abs. 2) und Bestimmungen über die Instandhaltung und Beaufsichtigung von Miethwohnungen und dergl. (§. 163) zu regeln sind, und den *örtlichen Polizeiverordnungen ausschließlich* Bestimmungen über die Reinhaltung der Straßen und Fußwege (§. 53), Bauvorschriften für Kirchen, Schulen u. s. w. (§. 93), Bestimmungen über die Reinigung der Schornsteine (§. 123) und Bestimmungen über die Reinhaltung, Lüftung und Beleuchtung der Höfe, Treppen, Fluren u. s. w. (§. 164) vorbehalten sind.

Von dem allgemeinen Grundsatze, daß Ortsgesetze von Gemeinden nur für ihren Bezirk verbindlich erlassen werden können, ist folgender Ausnahmefall nachgelassen worden. Liegen nämlich unmittelbar an einer einem Gemeinde- oder Gutsbezirke zugehörigen Straße Grundstücke, welche einem anderen Gemeinde- oder Gutsbezirke angehören, so können Vorschriften wegen Heranziehung von Grundstückseigenthümern zur Beschaffung, Herstellung und Unterhaltung der öffentlichen Verkehrsräume und Schleusenanlagen, sowie zur Leistung von Entschädigungen, Erstattungsansprüchen und Bauabgaben durch ortsgesetzliche Bestimmung auch auf diese, *außerhalb des Geltungsbereichs des Ortsgesetzes* gelegenen Grundstücke ausgedehnt werden, sofern überwiegende Billigkeitsgründe dafür sprechen und wenn vorher die Gemeindevertretung des Nachbarbezirks und die betroffenen Grundstücksbesitzer gehört worden sind. Die Abweichung dieser

Ausnahmebestimmung von den allgemeinen Grundsätzen liegt darin, daß nicht, wie bei gemeinschaftlichen Ortsgesetzen mehrerer Nachbarbezirke, deren Gemeindevertretungen selbständig über den Erlaß des Ortsgesetzes und seine einzelnen Bestimmungen zu beschließen haben, sondern die Gemeindevertretung des Nachbarortes nur zu hören ist, ihre etwaigen Einwendungen also das Zustandekommen des Ortsgesetzes nicht hindern können. Diese Ausnahmebestimmung war nothwendig, damit nicht Gemeinden in ihren begründeten Ansprüchen gegenüber dem mangelnden Interesse der Nachbargemeinden geschädigt und in ihrer baulichen Entwickelung nicht ausschließlich von dem guten Willen der Betheiligten abhängig werden.

Ortsgesetze in Baupolizeiangelegenheiten werden in Städten mit der revidirten Städteordnung von dem Stadtrathe und den Stadtverordneten, in mittleren und kleinen Städten von dem Stadtgemeinderathe, in Landgemeinden von dem Gemeinderathe, bez. der Gemeindeversammlung, für selbständige Gutsbezirke auf Antrag des Gutsherrn von der Amtshauptmannschaft unter Mitwirkung des Bezirksausschusses beschlossen und bedürfen der Genehmigung des Ministeriums des Innern. Das Baugesetz enthält auch einige wesentliche Abänderungen von Bestimmungen der Gemeindeordnungen in Bezug auf Ortsbaugesetze. Erstens ist in mittleren und kleinen Städten und in Landgemeinden die Zustimmung der Ortsobrigkeit weggefallen, zweitens ist stets die Genehmigung des Ministeriums des Innern erforderlich, drittens ist diese Genehmigung stets durch Vermittelung der Aufsichtsbehörde, welche den Kreisausschuß, beziehentlich den Bezirksausschuß zu hören hat, einzuholen und endlich sind in Städten mit revidirter Städteordnung Meinungsverschiedenheiten zwischen Stadtrath und Stadtverordneten, welche sonst das Zustandekommen eines Ortsgesetzes überhaupt vereiteln würden, vom Ministerium des Innern zu entscheiden, wodurch manche schwere Schädigung der zweckmäßigen baulichen Entwickelung eines Ortes vermieden wird.

Die Errichtung von Ortsbaugesetzen ist Gemeindesache, nicht Polizeisache. Es hat deshalb die Baupolizeibehörde als solche nicht direct mitzuwirken, wohl aber liegt ihr die Leitung des Verfahrens, die Herbeiführung der Beschlußfassung der zuständigen Gemeindevertretung, das Gehör der Sachverständigen und die Begutachtung und Berichterstattung ob. Selbständig können übrigens die Gemeindeaufsichtsbehörden (Kreishauptmannschaft mit Kreisausschuß; Amtshauptmannschaft mit Bezirksausschuß) auf die Aufstellung von Ortsbaugesetzen hinwirken, beziehentlich dieselben erzwingen, wenn ein dringendes Bedürfniß dazu vorliegt und die Gemeindevertretung sich weigert oder die Angelegenheit ungebührlich verzögert.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß bei der Aufstellung von Ortsbaugesetzen alle in Gemeindesachen zuständigen Behörden mitwirken und dadurch die Garantie gegeben ist, daß alle dabei in Frage kommenden Interessen die gebührende Berücksichtigung erfahren. Für das Verfahren bei Aufstellung der wichtigsten Ortsgesetze, der Bebauungs-, Umlegungs- und Enteignungspläne, sind im Gesetze noch besondere Vorschriften erlassen worden, worüber unten das Nöthige behandelt werden soll.

II. Die Behörden in Baupolizeisachen.

In Baupolizeisachen sind als Behörden zuständig: 1) die Gemeindebehörde, 2) die Ortsbehörde, 3) die Baupolizeibehörde, 4) die Amtshauptmannschaft, 5) die Kreishauptmannschaft, 6) das Ministerium des Innern.

Die Gemeindebehörde ist in Städten mit revidirter Städteordnung der Stadtrath, in mittleren und kleinen Städten der Stadtgemeinderath, in Landgemeinden der Gemeinderath. Insoweit, wie bei Errichtung von Ortsgesetzen und Aufstellung von Bebauungsplänen, sowie in Umlegungs- und Enteignungssachen die Gemeindevertretung in Frage kommt, besteht dieselbe in Städten mit revidirter Städteordnung in dem Stadtrathe und den Stadtverordneten, beziehentlich dem Stadtgemeinderathe, in mittleren und kleinen Städten in dem Stadtgemeinderathe, in Landgemeinden in dem Gemeinderathe. Hiernach ist nur in den Städten mit revidirter Städteordnung in der Regel eine besondere Gliederung in der Gemeindevertretung vorhanden.

Die Ortsbehörde ist in Städten mit der revidirten Städteordnung der Stadtrath, in mittleren und kleinen Städten der Bürgermeister, in Landgemeinden der Gemeindevorstand, in selbständigen Gutsbezirken der Gutsvorsteher.

Die Baupolizeibehörde ist in Städten mit der revidirten Städteordnung der Stadtrath, in mittleren und kleinen Städten, in Landgemeinden und in selbständigen Gutsbezirken die Amtshauptmannschaft. Das Ministerium des Innern kann jedoch einzelnen Bürgermeistern in mittleren und kleinen Städten, sowie Gemeindevorstanden und Gutsvorstehern die Geschäfte der Baupolizei ganz oder theilweise widerruflich übertragen. Für Staats- und Reichsbauten haben die Baupolizei die Landbauämter, die Bauinspectionen, Baubureaus und Bahnverwaltereien der Staatseisenbahnverwaltung, die Betriebsdirectionen und Verwaltungen der fiscalischen Bergwerke und des Blaufarbenwerks, die Baudirection für die Landesanstalten, die Garnisonbauinspectoren und verantwortlich beauftragten Regierungsbaumeister und die Oberpostdirectionen für ihren Geschäftsbereich auszuüben. Für jede Baupolizeibehörde ist von derselben mindestens ein Bausachverständiger zu bestellen und, soweit er nicht schon als Beamter in Pflicht steht, zu vereidigen. Der Bausachverständige soll in der Regel an einer deutschen Hochschule die Diplomprüfung oder die erste Staatsprüfung für das Hochbauwesen oder an der höheren Gewerbschule zu Chemnitz die Schlußprüfung der Abtheilung für Hochbau mit Erfolg bestanden haben; ausnahmsweise können dazu auch Bauingenieure und Baugewerksmeister nach Absolvirung einer deutschen Baugewerkenschule verwendet werden. Für alle diese Sachverständige ist noch eine mindestens dreijährige praktische Thätigkeit bei einem erfahrenen Architekten oder bei der Hochbauverwaltung des Staats oder einer größeren Gemeinde erforderlich. Zur Bestellung der Sachverständigen für die Amtshauptmannschaften und Kreishauptmannschaften, sowie zur ausnahmsweisen Verwendung von Baugewerksmeistern als Sachverständige bedarf es der Genehmigung des Ministeriums des Innern. Für die Amtshauptmannschaften sind die Brandversicherungsinspectoren, für die Kreishauptmannschaften die Brandversicherungsoberinspectoren des Ortes des Sitzes dieser Behörden mit Genehmigung der Brandversicherungskammer als Sachverständige bestimmt; dem Ministerium des Innern steht die technische Deputation zur Seite. Außer den ständigen Bausachverständigen sind vor Ertheilung einer Baugenehmigung gutachtlich noch zu hören: bei Bauten von Fabriken, gewerblichen Anlagen nach §. 16 der Reichsgewerbeordnung und solchen Werkstätten, in denen mit Elementarbetrieb gearbeitet wird, die Gewerbeinspection, bei Bergwerks-Tagsgebäuden das Bergamt, bei Bauten an Staatsstraßen, bei Brücken-, Ufer- und Dammbauten, bei Flußlaufberichtigungen, bei Bauten an fließenden Gewässern und in Hochfluthgebieten, sowie bei sonst vorliegendem flußpolizeilichem Interesse die Straßen- und Wasserbauinspection, bei Bauten an Ufern und im Hochfluthgebiete der Elbe außerdem noch die fiscalische Wasserbauverwaltung, im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege im Allgemeinen und vor der Festsetzung von Ortsgesetzen und örtlichen Polizeiverordnungen, Bebauungs-, Fluchtlinien-, Ortserweiterungs-, Umlegungs- und Enteignungsplänen und vor der Errichtung von Kranken-, Armen- und Siechenhäusern, sowie Schulhäusern der Bezirksarzt.

Die Amtshauptmannschaft ist theils Baupolizeibehörde (s. oben), theils Gemeindeaufsichtsbehörde für mittlere und kleine Städte, Landgemeinden und selbständige Gutsbezirke. Wenn letztere in Frage sind und für die Aufstellung der Orte, in welchen Ausnahmen von den strengeren Vorschriften des Baugesetzes bewilligt werden sollen, hat der der Amtshauptmannschaft beigeordnete Bezirksausschuß mitzuwirken, wie derselbe auch vor der Einberichtung von Ortsbaugesetzen zu hören ist.

Die Kreishauptmannschaft ist die Gemeindeaufsichtsbehörde für Städte mit der revidirten Städteordnung, Recursinstanz im Rechtsmittelverfahren und die für Ausnahmebewilligungen in der Regel zuständige Behörde. Die Mitwirkung des Kreisausschusses ist vorgeschrieben bei Errichtung von Ortsbaugesetzen und bei Meinungsverschiedenheit über den Erlaß und Inhalt von Ortsbaugesetzen zwischen Stadtrath und Stadtverordneten, bei der Aufstellung von Bebauungsplänen über selbständige Gutsbezirke und für die Berichtigung des Verzeichnisses der Orte für besondere Ausnahmebewilligungen.

Das Ministerium des Innern ist die oberste Instanz in Baupolizeisachen. Ihm ist die Genehmigung der Ortsgesetze, der Bebauungs-, Umlegungs- und Enteignungspläne und die Entscheidung von bei deren Aufstellung vorkommenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Stadtrath und Stadtverordneten, die Bewilligung von Ausnahmen allgemeiner Natur, insbesondere auch der Befähigungsnachweise der Bausachverständigen, die Bestätigung der letzteren

für die Kreis- und Amtshauptmannschaften und die Uebertragung von Geschäften der Baupolizei an andere Behörden vorbehalten.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß verschiedene Behörden mehrere Functionen in Baupolizeisachen in sich vereinigen. So ist der Stadtrath in Städten mit revidirter Städteordnung gleichzeitig Gemeindebehörde, Ortsbehörde und Baupolizeibehörde, der Bürgermeister in mittleren und kleinen Städten, der Gemeindevorstand und der Gutsvorsteher gleichzeitig Ortsbehörde und beschränkt auch Baupolizeibehörde, die Amtshauptmannschaft gleichzeitig Baupolizeibehörde und Gemeindeaufsichtsbehörde. Im Allgemeinen sind die Behördenverhältnisse in Baupolizeisachen dieselben wie bisher geblieben. Aus der Vereinigung mehrerer Functionen in einer Behörde sind bisher Unzuträglichkeiten und Verwicklungen nicht entstanden und für die Zukunft auch nicht zu befürchten; im Gegentheil ist eine größere Vereinfachung der Baupolizeigeschäfte hieraus zu erwarten.

III. Bebauungspläne, Fluchtlinienpläne, Ortserweiterungspläne.

Für die gesunde bauliche Entwickelung von größeren im Wachsen begriffenen Orten (Städten, Vororten, Industriedörfern) ist es sehr wesentlich, daß nicht ziellos und willkürlich gebaut wird, sondern daß die Bebauung nach vorher festgesetzten Fluchtlinien und Baubestimmungen erfolgt. Zu diesem Zwecke dienen die Bebauungs-, Fluchtlinien- und Ortserweiterungspläne. Diese drei Arten von Plänen unterscheiden sich dadurch, daß die Bebauungspläne, als die wichtigsten und umfassendsten, welche alle in Betracht kommenden Verhältnisse berücksichtigen, stets im Wege der Ortsgesetzgebung zu errichten sind, während die Fluchtlinienpläne nur von der Baupolizeibehörde, nach Befinden nach Gehör der Betheiligten und der Gemeindevertretung aufgestellt werden, und die Ortserweiterungspläne zwar nicht von der Gemeindevertretung, welche nur zu hören ist, sondern von der Baupolizeibehörde ausgehen, aber im Uebrigen auch im Wege der Ortsgesetzgebung festzustellen sind. Das letztere ist dadurch geboten, daß die Ortserweiterungspläne für einen ganzen Ort oder für mehrere an einander grenzende Orte ein Gerippe von Hauptverkehrsstraßen und Hauptzügen für die Ent- und Bewässerungsanlagen und dadurch die Grundlage für spätere Bebauungspläne bilden; die einfacheren Fluchtlinienpläne dagegen sind nur zulässig, insoweit es sich um einzelne Grundstücke an bereits bebauten Straßen oder um ein Neubaugebiet von geringerem Umfange oder in einem Orte oder Ortstheile ohne erhebliche bauliche Entwicklung handelt. Bei Aufstellung von Bebauungsplänen ist besonders auf die Anforderungen der Feuersicherheit, des zu erwartenden Verkehrs und der Gesundheit, auf die Wasserversorgung und die Entwässerung, auf die Lage und Entwicklung des Orts oder Ortstheils, auf das entsprechende Wohnungsbedürfniß und darauf, daß Straßen und Plätze nicht verunstaltet werden, Rücksicht zu nehmen. Unter steter Beobachtung dieser Hauptgesichtspunkte sind in den Bebauungsplänen örtliche Bestimmungen zu treffen über die Straßen- und Baufluchtlinien, die Anlage und Größenverhältnisse der Baublöcke, die Breite und Steigungen der Straßen, die Verbindungen der einzelnen Straßen unter sich und mit den Hauptverkehrspunkten, die Anlage freier Plätze und öffentlicher Pflanzungen, sowie von Plätzen für Kirchen, Schulen und andere öffentliche Gebäude, die Bauweise (geschlossene, offene, gruppenweise, mit oder ohne Vorgärten), die Abstände der Gebäude von der Straße und unter sich, die Gebäudehöhe und Geschoßzahl, die Höfe und Gärten innerhalb der Baublöcke, die Zulässigkeit gewerblicher Anlagen, den Umfang der Bebauung des Hinterlandes, die Berichtigung von Wasserläufen, die Unter- oder Ueberführung von Straßen, die Anlage von Brücken, Dämmen und dergl. und die Berücksichtigung der Hochfluthgebiete.

Das Verfahren bei Feststellung von Bebauungsplänen hat die Baupolizeibehörde zu leiten. Der Bebauungsplan ist in mindestens zwei Exemplaren (das Ortsgesetz kann eine größere Zahl von Exemplaren vorschreiben) bei der Baupolizeibehörde einzureichen und hat außer den Planzeichnungen die über die Bebauung des Geländes zu erlassenden besonderen Bauvorschriften (s. o.) zu enthalten. Die Planzeichnungen haben eine geometrische Aufnahme des betreffenden Geländes und der angrenzenden Grundstücke bis auf 30 Meter Entfernung im Maßstabe von 1 : 1000 (bei größeren Gebieten ist ein solcher von 1 : 2000 nachgelassen) mit Parzellengrenzen, Flurbuchsnummern und Himmelsrichtungen in schwarzer Farbe, ferner die künftigen Straßen, Plätze, Aenderungen bisheriger Fluchtlinien, Brücken 2c. in rother, Wasserläufe und Entwässerungen in blauer, Vorgärten und Vorhöfe in grüner Farbe darzustellen und über Unter- oder Ueberführung von Straßen, die Höhenlage der öffentlichen Verkehrsräume, Richtung, Bauart, Gefälle und Anschlüsse der Entwässerungsanlagen (Nivellementspläne und Profile im Maßstabe von 1000 : 100 oder 2000 : 200) Aufschluß zu geben. Die Baupolizeibehörde hat den eingereichten Bebauungsplan mit ihren Sachverständigen (s. o. Abschnitt II) in Rücksicht sowohl des öffentlichen, als auch des Privatinteresses der Betheiligten zu prüfen und mit allen dabei in Frage kommenden Staats- (Militär-, Forst-, Eisenbahn-, Straßen- und Wasserbau-, Bergbau-) und Gemeinde-, Kirchen- und Schul-Verwaltungen, beziehentlich mit anderen Betheiligten, auch Nachbargemeinden und Besitzern selbständiger Gutsbezirke zu verhandeln und erforderlichenfalls die nöthigen Abänderungen zu veranlassen, hierauf aber den Bebauungsplan in der Regel 4 Wochen lang öffentlich auszulegen. Diese Frist ist präclusiv; Widersprüche, welche nicht innerhalb derselben erhoben werden, sind nicht mehr zu beachten. Ueber fristgemäß erhobene Widersprüche entscheidet die Baupolizeibehörde. Die zeitraubende Auslegung des Bebauungsplans kann jedoch unterbleiben, wenn nur wenige Grundstücksbesitzer bei demselben betheiligt sind; dann genügt Mittheilung desselben an diese mit einer nur 14tägigen Widerspruchsfrist. Wenn nun alle Unterlagen beschafft, Alles nach allen Richtungen hin geprüft, alle Betheiligten gehört und alle etwaigen Widersprüche (durch Zurücknahme, Vergleich oder Entscheidung) erledigt sind, ist der Bebauungsplan der Kreishauptmannschaft einzuberichten, welche ihn mit ihrem und des Kreisausschusses Gutachten versehen an das Ministerium des Innern giebt. Ist von diesem die Genehmigung des Bebauungsplanes erfolgt, so macht ihn die Gemeindebehörde (also diesmal nicht die Baupolizeibehörde, da es sich um ein Ortsstatut handelt) öffentlich bekannt, und von dem Tage der erstmaligen Bekanntmachung an treten die nachstehend erwähnten Wirkungen des Bebauungsplanes in Kraft. Werden die Bebauungspläne von der Gemeinde an die Baupolizeibehörde gebracht, so müssen gleich bei der Einbringung gemeinsame Beschlüsse der Gemeindevertretung (Stadtrath und Stadtverordnete; Stadtgemeinderath; Gemeinderath) vorliegen, da es sich um die Formalitäten eines Ortsstatuts handelt; nur entscheidet in Städten mit revidirter Städteordnung bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Rath und Stadtverordneten über den Erlaß und den Inhalt eines Bebauungs- oder Ortserweiterungsplanes das Ministerium des Innern nach Gehör des Kreisausschusses. Wird jedoch, was auch zulässig ist, der Bebauungsplan von einem Privatunternehmer vorgelegt, so hat die Baupolizeibehörde zunächst Bescheidung darüber zu ertheilen, ob sie den Plan überhaupt zur weiteren Behandlung annimmt oder dies ablehnt, im ersteren Falle aber zunächst die Beschlußfassung der Gemeindevertretung, die zur Schaffung eines Ortsgesetzes nothwendig ist, herbeizuführen. Zur Vermeidung nachträglicher Ausstellungen und Weiterungen sind übrigens größere Bebauungspläne vor Beginn des Genehmigungsverfahrens dem Ministerium des Innern durch Vermittelung der Kreishauptmannschaft zur Kenntnißnahme und vorläufigen Prüfung vorzulegen. Für eine etwaige spätere Abänderung oder Ergänzung genehmigter Bebauungspläne ist dasselbe Verfahren, wie bei deren Neuerrichtung einzuhalten; nur ganz unwesentliche Aenderungen, z. B. geringe Veränderungen an Höhenlagen und Fluchtlinien, Verbrechung von Straßenecken und ähnliche, kann die Baupolizeibehörde mit Zustimmung der Betheiligten vornehmen.

Die rechtlichen Wirkungen eines festgestellten Bebauungs- oder Fluchtlinien- oder Ortserweiterungsplanes sind folgende. Die Regel ist, daß ein solcher Plan einschließlich der getroffenen besonderen Bauvorschriften von Bekanntmachung an für alle Bauten im Plangebiete maßgebend ist. Der Eigenthümer eines im Plangebiete liegenden Grundstücks darf zwar die planmäßig zum öffentlichen Verkehrsraum oder zu Vorgärten und Vorhöfen bestimmte Grundfläche bis zu deren Abtretung an die Gemeinde zu anderen, als definitiven baulichen Zwecken benutzen, einstweilen einfriedigen und vorübergehende Bauten einstweilen darauf errichten, auch, wenn der Straßenbau nicht bald in Aussicht genommen ist, Culturveränderungen an der Fläche vornehmen, er darf aber die noch nicht überbaute Grundfläche, soweit sie zu Straßen, Plätzen, Vorgärten u. s. w. planmäßig bestimmt ist, mit bleibenden Gebäuden nicht bebauen und hat alle solche einstweilige Bauten

und Vorrichtungen dann, wenn die Fläche zur Straße gezogen wird, ohne Entschädigung wieder zu beseitigen. Nur gegen Entschädigung sind, abgesehen von Enteignungen, in folgenden Fällen die Grundstücksbesitzer verpflichtet, Areal abzutreten: 1) Es ist das Areal zu entschädigen, insoweit zu dessen Freilegung in die Straßen- oder Baufluchtlinie ein vorhandenes Gebäude, welches erneuert oder in erheblicher Weise verändert oder erweitert werden soll, abzubrechen ist. 2) Es ist das ganze Grundstück zu entschädigen, welches durch die Abtretung von Areal zur Straße infolge der Feststellung einer neuen oder veränderten Fluchtlinie oder der Berichtigung eines Wasserlaufs nicht mehr bebaubar bleibt. 3) Es ist der Schaden zu ersetzen, welcher einem bereits bebauten Grundstücke durch die Veränderung der Höhenlage einer Straße oder die Berichtigung von Wasserläufen entsteht. 4) Es kann bei Einziehung eines Weges der Besitzer eines Grundstücks, welches nur von diesem Wege aus seine Zugänglichkeit hat, ausreichenden Ersatz des Weges oder Uebernahme des Grundstücks gegen Entschädigung verlangen. Dieselbe ist auch zu gewähren, wenn schon wegen der beabsichtigten Einziehung des Weges die Genehmigung zu einem Neu-, Um-, An- oder Ausbau versagt wird. Eine weitere Wirkung des festgestellten Bebauungsplanes ist die, daß eine Theilung der im Plangebiete liegenden Grundstücke nur mit Genehmigung der Baupolizeibehörde zulässig ist, damit die Vorschriften über die Schutzbrandmauern bei Gebäuden, über die Größe der Höfe und Gärten, sowie die Durchführung des Planes überhaupt gesichert sind, unbebaute Reste nicht verbleiben und eine etwaige unlautere Speculation mit Erfolg bekämpft werden kann. Das Gesetz', die Theilbarkeit des Grundeigenthums betr., vom 30. Nov. 1843 betrifft nur landwirthschaftliche Grundstücke und leidet auf Baugrundstücke keine Anwendung. Eine solche Theilungsbeschränkung ist der Grundbuchbehörde von der Baupolizeibehörde anzuzeigen. Während der Regel nach Bebauungspläne nur auf demselben Wege abgeändert werden können, auf welchem sie entstanden sind, ist doch den Enteignungsberechtigten nachgelassen, ohne Absetzung des umständlichen Abänderungsverfahrens mit ihren betreffenden Grundstücksflächen ohne Weiteres aus dem Bebauungsplane auszuscheiden; sie haben jedoch dann jeden dadurch entstehenden Schaden und jede Werthsverminderung den eine Art Rechts- und Interessengemeinschaft bildenden übrigen Eigenthümern der im Plangebiete liegenden Grundstücke zu entschädigen. Ein solcher Fall wird z. B. eintreten, wenn durch das Ausscheiden die Beschleusung des übrigen Plangeländes schwieriger und kostspieliger wird, wenn infolge Verschmälerung der Straßen die Anlieger in der Geschoßhöhe beschränkt werden oder wenn eine nach dem Plane zweiseitig zu bebauende Straße dann nur einseitig bebaut werden kann und hierdurch den Anliegern erhöhte Straßen- und Schleusenbeiträge zur Last fallen, und dergleichen. Die Feststellung und Bekanntmachung eines Bebauungsplanes giebt übrigens den Betheiligten noch nicht das Recht auf dessen unveränderten Fortbestand und auf seine Ausführung; er unterliegt jederzeit der Abänderung in dem geordneten Verfahren, ohne daß eine Entschädigung dadurch allein begründet *würde*; ein Anspruch auf Entschädigung aus Anlaß einer *nachträglichen* Abänderung des Planes tritt erst dann ein, wenn *thatsächlich* nach demselben zu bauen begonnen worden ist.

Um zu verhüten, daß in der Zeit zwischen Inangriffnahme der Bebauungspläne bez. Planveränderungen derselben und der Umlegungspläne einerseits und deren Feststellung andererseits der damit für die Allgemeinheit erstrebte Zweck nicht durch Bauten im Voraus vereitelt oder erschwert wird, oder gar absichtlich und künstlich Entschädigungsansprüche (s. o.) geschaffen werden, ist die Möglichkeit der Verhängung der sogenannten Bausperre gegeben, infolge deren Neu- und Veränderungsbauten und Theilungen von Grundstücken nicht oder doch nur insoweit genehmigt werden, als sie nicht die Durchführung der neuen Planungen zu erschweren geeignet sind. Die Verhängung der Bausperre ist unter genauer Angabe der betroffenen Grundstücke öffentlich bekannt zu machen und tritt außer Kraft, wenn nicht innerhalb zweier Jahre von der ersten Bekanntmachung derselben an die Feststellung des Bebauungsplanes erfolgt ist. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Das russische Handels- und Verkehrs-Recht in seinen wesentlichsten Bestimmungen, nach dem gegenwärtigen Stande der Reichsgesetzgebung und mit Berücksichtigung der internationalen Vereinbarungen und Verträge bearbeitet von Otto Handtmann. 1. Theil. Für die außerrussischen Länder. Verlag von Raimund Gerhard in Leipzig. — Trotz der fortschreitenden Entwickelung, welche die Handelsbeziehungen Deutschlands und anderer Länder mit dem russischen Reiche aufweisen, fehlt es in unseren kaufmännischen Kreisen noch vielfach an der nothwendigen Kenntniß der wesentlichsten Vorschriften des russischen Handels- und Verkehrsrechts. Aus dieser Unkenntniß der russischen Gesetzgebung, insbesondere der Zollvorschriften, erwachsen für die mit Rußland in Verbindung stehende Geschäftswelt nur zu häufig Nachtheile und Unannehmlichkeiten, welche bei vorheriger Information über die einschlägigen Bestimmungen vermieden werden können. Mit Hilfe des vorliegenden, knapp und allgemeinverständlich geschriebenen Buches wird sich jeder Kaufmann, Industrielle, Beamte u. s. w. zahlreiche Fragen rechtlicher Natur, die im geschäftlichen Verkehr mit Rußland hervortreten, leicht selbst beantworten können. Das Werk entspricht einem wirklichen Bedürfniß und liefert zugleich einen Beitrag zur allgemeinen Kenntniß des Czarenreiches, seiner vielfach eigenartigen und im Ganzen wenig bekannten Gesetze. Der erste Theil enthält außer einer statistischen Darstellung über die Staats-Einnahmen und -Ausgaben, sowie über den Außenhandel Rußlands eine Zusammenstellung der allgemeinen und speciellen Handelsbestimmungen und der Vorschriften über das Credit-, Bank-, Sparcassen- und Genossenschaftswesen. Die wichtigeren, allgemeines Interesse beanspruchenden Gesetze sind in wortgetreuen deutschen Uebersetzungen wiedergegeben. Aus den zahlreichen Abschnitten des ersten Theiles seien angeführt: Das Gerichtsverfahren in Handelssachen, das Konkursrecht, die Rechtsverfolgung, der gerichtliche Verkehr mit dem Auslande, Urtheile ausländischer Gerichte, Prozeßcautionen der Ausländer, Gewerbescheine für den Ausfuhr- und Einfuhrhandel, die Actien- und Versicherungsgesellschaften, Exportprämien, die Rechte ausländischer Kaufleute, ausländische Juden, Bestimmungen für Handlungsreisende, Besteuerung der Handlungsreisenden, Creditordnung, Regeln für Bankgeschäfte und Wechselstuben, die Valutareform und die Währung, das Wechselrecht, Umrechnung ausländischer Münze in Rubel. Der zweite Theil des Werkes wird die Fabrikgesetzgebung, die Handelsverträge und die Zollgesetzgebung enthalten. f.

— Neuer Wegweiser durch die deutschen Schutzgebiete in Afrika, der Südsee und Ostasien. *Nach den neuesten Quellen dargestellt von* Gottlob Kötzle. Mit Uebersichtskarte der Schutzgebiete. Verlag von Max Kielmann in Stuttgart. 2,50 ℳ — Dem Verfasser hat bei der Bearbeitung seines Buches ein reiches statistisches Material zur Verfügung gestanden, sodaß er die Abschnitte über Missions- und Schulwesen, über Sanitäts- und Bevölkerungsverhältnisse, über Production, Handel, Schifffahrt und Verkehr, über welche amtliche statistische Ausweise vorliegen, mit reichem Zahlenmaterial ausstatten konnte. Ein klares, übersichtliches Bild über die behandelten Verhältnisse in unseren Colonien ergiebt sich jedoch dem Leser daraus nicht sofort, da der Verfasser das Zahlenmaterial zu wenig organisch verarbeitet hat und sich meistens mit einer Aufzählung desselben begnügt. Auch die Capitel, welche sich mit den geographischen Verhältnissen unserer Schutzgebiete beschäftigen, enthalten viel werthvolles Material, das jedoch der Verfasser zu kritiklos verarbeitet hat, sodaß Hauptsächliches und Nebensächliches gleichwerthig nebeneinander steht und auch manches den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende guten Glaubens verwendet worden ist. So werden bei der Schilderung von Deutsch-Südwestafrika 5 Häfen aufgezählt, während doch diese Küste thatsächlich keinen einzigen brauchbaren Hafen hat und jene 5 „Häfen" nur offene Rheden sind, die keinen Schutz gewähren und auf die Bezeichnung Hafen durchaus keinen Anspruch machen können. Derartiger Oberflächlichkeiten, durch die manche thatsächlichen Verhältnisse in den Schutzgebieten in falsche Beleuchtung gerückt werden, ließen sich noch mehrere aufzählen. Immerhin aber wird der mit colonialen Verhältnissen Vertraute das Buch als einen kundigen Wegweiser in den verschiedensten Angelegenheiten unserer Colonien benutzen können, während ich das Buch als einführende Landeskunde unserer Schutzgebiete nicht in gleichem Maße empfehlen möchte.

Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 103. Donnerstag, den 29. August, Abends. **1901.**

Einiges aus dem Allgemeinen Baugesetze für das Königreich Sachsen vom 1. Juli 1900.

Von Bürgermeister a. D. Mühle. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

(Schluß.)

IV. Umlegung und Enteignung von Grundstücken.

Unter dieser Ueberschrift und in dem den gleichen Gegenstand behandelnden V. Abschnitte des allgemeinen Baugesetzes sind zwei von einander ganz verschiedene Einrichtungen zusammengefaßt, welche jedoch beide die Erleichterung der baulichen Entwickelung eines Ortes bezwecken, beide Eingriffe in das Eigenthumsrecht des Einzelnen enthalten und damit begründet sind, daß sie im öffentlichen Interesse nothwendig sind.

Bei der Umlegung handelt es sich um einen zwangsweisen Austausch von verschiedenen Besitzern gehörigen Grundstücken eines größeren Complexes, damit solche Grundstücke, welche infolge ihrer ungünstigen Gestaltung oder ihrer schiefen Lage zu den geplanten Straßen nicht oder nicht zweckmäßig bebaut werden können, behufs Gewinnung geeigneter Baustellen zweckmäßig neu- bezw. umgestaltet werden. Die zwangsweise Durchführung ist nothwendig, um gegenüber dem Unverstand, Eigensinn oder Eigennutz eines einzelnen Besitzers die ungehinderte Ausführung von Bebauungsplänen im öffentlichen Interesse zu gewährleisten. Etwas Aehnliches, wie diese im Baugesetze eingeführte Grundstückenumlegung zu Bauzwecken, besteht schon in Sachsen in der Einrichtung der Grundstückenzusammenlegung zu landwirthschaftlichen Zwecken nach den Zusammenlegungsgesetzen vom 14. Juni 1834 und 23. Juli 1861, und in der zwangsweisen Veränderung oder Verlegung von Baustellen bei ausgedehnten Ortsbränden nach den §§. 123 flg. des Brandversicherungsgesetzes vom 15. Oct. 1886. Diese Bestimmungen decken aber nicht das, was das Baugesetz für Bauzwecke gewollt hat.

Die Aufstellung von Umlegungsplänen nebst den dazu erforderlichen Ausführungsbestimmungen und die Vorlegung derselben an die Behörde hat entweder von der Gemeindevertretung oder von der Mehrheit der betroffenen Grundstücksbesitzer auszugehen; die formelle Behandlung und Feststellung der Umlegungspläne liegt in den Händen der Baupolizeibehörde. Es kann aber auch außerdem die Gemeindevertretung durch die Baupolizeibehörde zur Vornahme der Umlegung gezwungen werden, wenn es sich um durch Feuer, Wasser oder andere Elementargewalt zerstörte Gebäude und deren Wiederaufbau handelt. Hierdurch haben sich die betreffenden Bestimmungen des Landesbrandversicherungsgesetzes erledigt. Dem Umlegungsplane, in welchem die alten Grundstücksgrenzen schwarz, die neuen roth einzuzeichnen sind, ist ein Verzeichniß der betheiligten Eigenthümer mit Angabe der Flurbuchsnummern und Grundbuchsblätter und eine Tabelle über den Umfang und Werth der auszutauschenden Grundstücksflächen, der zu entziehenden oder neu zu begründenden Rechte und der zu gewährenden Entschädigungen beizufügen. Die Umlegung erfolgt in der Weise, daß die Grundstücke aller Betheiligten und die vorhandenen öffentlichen Wege in eine Masse vereinigt werden, aus dieser Masse das zu öffentlichen Verkehrsräumen bestimmte Land zunächst ausgeschieden und sodann das übrig bleibende Land so vertheilt wird, daß jeder Grundstückseigenthümer an dem Gesammtwerth des letzteren in demselben Verhältniß theilnimmt, in welchem er vorher bei dem Gesammtwerthe der nicht umgelegten Grundstücke betheiligt war. Bei den Werthsermittelungen sind unter Zuziehung von Sachverständigen alle den Werth der Grundstücke beeinflussenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen. Die neuen Grundstücke sind, soweit thunlich, in gleicher Lage zu gewähren und bebaute Grundstücke vorbehaltlich der erforderlichen Grenzberichtigungen dem bisherigen Eigenthümer wieder zuzutheilen; die künftigen Verkehrsräume sind möglichst mit den künftigen Baustellen antheilig zusammenzulegen. Es können jedoch einzelne bebaute und in besonderer Weise benutzte Grundstücke (Gärtnereien, Baumschulen, Ziegeleien mit Lehm- und Thonlagern) vorbehältlich bloser Grenzberichtigungen von der Umlegung ganz oder theilweise ausgeschlossen werden, wogegen Grundstücke, deren Flächeninhalt für eine Bebauung zu gering ist, gegen Entschädigung ganz an die Gemeinde abzutreten sind, welche wiederum ihrerseits diese Grundstücke gegen Rückerstattung der Abtretungssumme unter die übrigen Eigenthümer vertheilt. Nicht zu vermeidende Werthunterschiede zwischen den früheren und den umgetauschten Grundstücken können durch Geldentschädigungen ausgeglichen werden.

Wenn bei einer vorherigen Verhandlung mit den sämmtlichen Betheiligten eine Einigung erzielt wird, so ist der Umlegungsplan, ohne daß es des Nachweises eines öffentlichen Interesses bedarf, dem Ministerium des Innern zur Genehmigung vorzulegen, wird aber eine Einigung nicht erzielt, so wird der Umlegungsplan demselben nur zur vorläufigen Kenntnißnahme und Prüfung vorgelegt und dann das Verfahren eingeleitet, wie es für Aufstellung und Genehmigung von Bebauungsplänen vorgeschrieben ist. Da ein Umlegungsplan stets das Vorhandensein eines Bebauungsplanes zur Voraussetzung hat, so kann zwar das Verfahren zur Aufstellung und Genehmigung beider Pläne der Zeit- und Kostenersparniß halber mit einander verbunden werden, die Ausführung des Umlegungsverfahrens setzt aber stets die vorherige Feststellung des Bebauungsplanes voraus. Bei der Ausführung des Umlegungsplanes tritt das neu zugetheilte Grundstück rücksichtlich aller Eigenthums-, Nutzungs- und sonstigen Realrechte (mit Ausnahme der Beiträge zur Ausführung und Unterhaltung eines Wasserlaufs) an die Stelle des abgetretenen Grundstücks; Grunddienstbarkeiten aber, soweit sie nicht durch den Umlegungsplan aufgehoben oder abgeändert werden, bleiben nicht nur bestehen, sondern es können in demselben auch neue Grunddienstbarkeiten begründet werden. Geringfügige Grenzberichtigungen sollen, um das nur für größere Geländecomplexe berechnete umständliche Umlegungsverfahren zu vermeiden, durch die Baupolizeibehörde im Wege der Baugenehmigung geregelt werden.

Während nach Vorstehendem die Umlegung einen Austausch von Grundstücken zur Beschaffung zweckmäßiger Baustellen für den einzelnen Grundstücksbesitzer im Auge hat, bezweckt die Enteignung in der Hauptsache nur die zwangsweise Beschaffung öffentlicher Verkehrsräume für die Gemeinde gegen Entschädigung. Eine Enteignung für Bauzwecke war bisher nur in beschränktem Maße auf Grund des Gesetzes, die Gültigkeit der Localbauordnungen betr., vom 11. Juni 1868 im Wege der Ortsgesetzgebung möglich; das neue Baugesetz giebt diese Befugniß der Gemeindevertretung ganz allgemein und kraft Landesgesetzes. Erleichtert und erweitert ist die Enteignungsbefugniß ferner dadurch, daß nicht mehr, wie es das Gesetz von 1868 vorschreibt, dazu der Nachweis eines dringenden, also augenblicklichen Ortsbedürfnisses erforderlich ist, sondern daß es genügt, daß die Enteignung im öffentlichen Interesse geboten ist. Die Enteignung von Grundeigenthum, der die Auferlegung von Grunddienstbarkeiten, welche eine Beschwerung des Grundeigenthums enthalten, gleichsteht, kann gewährt werden, wenn es sich um 1) Verbreiterung, Geradelegung oder Fortsetzung der für den inneren Ortsverkehr bestimmten Straßen, Wege und Plätze, 2) Anlegung und Durchführung neuer dergleichen, 3) Erbauung und Verbreiterung von

Brücken, 4) Ufer- und Dammbauten, 5) Herstellung von Schleusen und Wasserleitungen, Einführung derselben in die einzelnen Grundstücke, sowie Anschluß der Schleusen an diejenigen benachbarter Gemeinden, 6) Ergänzung oder Verschmelzung unbebaubarer Grundstücksflächen in der geschlossenen Häuserreihe handelt. Die unter 1 bis 4 aufgeführten Zwecke sind wörtlich aus dem Gesetze vom 11. Juni 1868 herübergenommen; Punkt 5 ist durch die Bestimmungen über die Hausschleusen und den Anschluß von Schleusennetzen an die anderer Gemeinden erweitert; Punkt 6 ist neu. Der letztere bildet eine Ausnahme von der Regel, daß Enteignungen nur für öffentliche Verkehrsräume vorgenommen werden können, insofern, als dieselben auch zur Vermeidung häßlicher und gesundheitswidriger Zwischenschluchten, welche oft Gegenstand unberechtigter Speculation sind, angewendet werden können.

Der Antrag auf Enteignung ist von der Gemeindevertretung unter Beifügung des festgestellten Bebauungsplanes, bez. eines besonderen Enteignungsplanes bei der Baupolizeibehörde zu stellen; die letztere wirkt zunächst auf eine gütliche Einigung der Betheiligten hin und übermittelt den Antrag durch die Kreishauptmannschaft an das Ministerium des Innern; dieses gewährt sodann die Enteignungsbefugniß. Die Enteignung selbst und die Feststellung der zu gewährenden Entschädigungen wird nach erfolgter Verhandlung mit den Betheiligten an Ort und Stelle unter Zuziehung der Sachverständigen von der Baupolizeibehörde, und wenn eine Gemeinde betheiligt ist, deren Ortsbehörde gleichzeitig Baupolizeibehörde ist, von einem Beauftragten des Ministeriums des Innern vorgenommen. Die Sachverständigen sind hierbei nicht, wie das Brandversicherungsgesetz für Enteignungen bei größeren Bränden vorschrieb, von den Parteien zu wählen, sondern werden von der Behörde bestellt, wodurch eine größere Unparteilichkeit gewährleistet wird. Ein besonderes Enteignungsgesetz, welches insbesondere die Enteignungsgrundsätze allgemein regeln wird, ist in Bearbeitung. Bis zu dessen Erlaß gelten die Bestimmungen der §§. 9, 10 und 11 des im Uebrigen aufgehobenen Gesetzes über die Gültigkeit der Localbauordnungen vom 11. Juni 1868 noch weiter. Hiernach ist dem von der Enteignung Betroffenen, so weit der ihm erwachsende Schaden nicht in anderer Weise ausgeglichen werden kann, sowohl der ordentliche, als auch der außerordentliche Werth der zu enteignenden Sache oder des zu enteignenden Rechts, nicht minder der entzogene Gewinn in baarem Gelde zu ersetzen, und er kann dann, wenn sein Grundstück durch die Enteignung nur theilweise und zwar dergestalt betroffen wird, daß der übrig bleibende Theil oder auch nur ein Stück davon zur bisher stattgefundenen Benutzung nicht ferner tauglich ist, oder nur mit einem mit dem Werthe des Nutzens nicht im Verhältniß stehenden Aufwande wieder tauglich gemacht werden kann, oder zur Erbauung eines Hauses nicht mehr ausreicht, die Enteignung auch dieses Theils, dann aber, wenn sein Grundstück theilweise abgetragen werden soll, die Enteignung des ganzen Grundstücks verlangen.

Eine von der Enteignung zum Zwecke der Beschaffung des öffentlichen Verkehrsraumes abweichende Art der Enteignung ist die Zonenenteignung, welche bebaute Grundstücke betrifft. Wenn die Niederlegung von Gebäuden oder Gebäudegruppen im Interesse des Verkehrs oder der öffentlichen Gesundheitspflege unerläßlich ist, oder der Bebauungsplan für ein Gelände, dessen Gebäude durch Feuer, Wasser oder andere Elementargewalt zerstört worden sind, in einer ähnlichen Gefahren vorbeugenden Weise nicht anders ausgeführt werden kann, so ist das Ministerium des Innern berechtigt, die Enteignungsbefugniß für das ganze, zu einer zweckmäßigen Durchführung des Unternehmens erforderliche Gelände zu ertheilen. Nur die drei hervorgehobenen Fälle begründen die Zonenenteignung; eine Enteignung lediglich zur Verschönerung einer Straße oder eines Stadtviertels ist unzulässig. Eine Schonung des Eigenthumsrechts liegt übrigens bei der Zonenenteignung darin, daß dieselbe nicht ohne Weiteres in Wirksamkeit treten, sondern es den betreffenden Eigenthümern überlassen sein soll, zunächst selbst innerhalb einer ihnen zu stellenden Frist auf ihren Grundstücken die geplanten Neubauten vorzunehmen, und daß erst nach unbenutztem Ablaufe dieser Frist der Uebergang des nicht bebauten Landes an die Gemeinde erfolgt, welche dann ihrerseits die Bauten selbst und auf eigene Rechnung ausführt oder die Baustellen mit der Auflage planmäßiger Bebauung weiter veräußert.

Um der Bestimmung des §. 39 der Deutschen Grundbuchordnung gerecht zu werden und die bei Umlegungen und Enteignungen entstehenden neuen Eigenthums- und Grunddienstbarkeitsverhältnisse im Grundbuche verlautbaren zu können, ist die Baupolizeibehörde durch das Baugesetz angewiesen, diese Eigenthums- und Grunddienstbarkeits-Veränderungen dem zuständigen Grundbuchamte zur Verlautbarung im Grundbuche mitzutheilen.

V. Anliegerverpflichtungen, Erstattungen, Bauabgaben.

Wer sein Grundstück bebauen will, hat

1) das zu der im Bebauungs- oder Fluchtlinienplane festgestellten Straße, an welcher dieses Grundstück liegt, erforderliche Land auf eigene Kosten zu beschaffen, freizulegen und kosten-, pfand- und oblastenfrei an die Gemeinde unentgeltlich abzutreten und zwar in planmäßigem Umfange nicht nur auf die Länge seines zu bebauenden Grundstücks, also bei Eckbaustellen zu beiden Seiten, sondern auch noch darüber hinaus soweit, daß die Straße oder die Straßen einerseits Anschluß an eine dem Verkehre dienende Straße erhalten, und andererseits bis zum nächsten Straßenkreuz, dieses mit eingerechnet, reichen — soweit dem Bauenden dieses Straßenland nicht schon eigenthümlich gehört, hat er es erst von den Nachbarn zu erwerben oder dieselben zur gleichzeitigen Straßenbeschaffung zu veranlassen und zu verpflichten —;

2) diese ganzen Straßen in voller Breite vorschriftsmäßig, d. h. nach den besonderen Vorschriften des ortsgesetzlichen Bebauungsplanes, herzustellen;

3) auf diesen Straßen eine Hauptschleuse nebst Vorfluth und Anschluß an ein vorhandenes Schleusennetz, sowie die erforderlichen Beischleusen zu erbauen;

4) auf Erfordern die nöthigen Beleuchtungs- und Wasserleitungsanlagen einzulegen;

5) die Straßen nebst Schleusen und Nebenanlagen bis zur Uebernahme ihrer Unterhaltung seitens der Gemeinde zu unterhalten.

Je nach den besonderen Bestimmungen des Bebauungsplanes ist die Straße, welche doppelseitig bebaut werden kann, oder welche an einem Platze liegt, bis zu 24 m, diejenige, welche nur einseitig bebaut werden darf, bis zu 15 m Breite zu beschaffen und herzustellen. Der Theil des Grundstücks, welcher in den Platzkern fällt, ist von dem Eigenthümer ebenfalls an die Stadtgemeinde abzutreten, aber nur gegen Entschädigung. Im Uebrigen liegt die Beschaffung und Herstellung des Platzkerns der Gemeinde ob, wozu ihr Enteignungsbefugniß gegeben ist. Die Herstellung des Platzes hat spätestens dann zu erfolgen, wenn die ihn umgebenden Straßen fertig gestellt sind, ferner die ganze Platzfläche beschafft ist und wenigstens ein Drittheil des Platzumfanges bebaut ist. Diese drei Erfordernisse müssen für die Verpflichtung zur Platzherstellung zusammentreffen. Bei bisher unbebautem Gelände ist es gleich, ob neue Straßen überhaupt oder nur neue Straßenfluchtlinien an Stelle bisher geltender in Frage sind; bei Gebäuden, welche von den Straßen- und Baufluchtlinien betroffen werden, ist für das Straßenareal Entschädigung zu gewähren und die Fahrstraße von der Gemeinde herzustellen. Ob und inwieweit dauernd und freiwillig eingefriedigte Grundstücke den bebauten gleich zu achten sind, hat das Ortsgesetz zu bestimmen.

Die Art der Straßenherstellung und die Anlegung der Fußwege bleibt der ortsgesetzlichen Regelung überlassen. Im gesundheitspolizeilichen und bautechnischen Interesse (Vermeidung von Hohlräumen und Rohrbrüchen) sind jedoch Aufschüttungen des Straßenkörpers mit verwesenden, verfaulenden und sonstigen, den Boden und das Grundwasser verunreinigenden Stoffen verboten, und solche schon vorhandene Aufschüttungen zu entfernen. Das letztere kann allerdings unter Umständen (z. B. bei einer tiefen, mit Abraum aller Art zugefüllten Sandgrube) sehr schwierig und kostspielig werden.

Neue Straßen sind in der Regel zu beschleusen. An beschleusten Straßen muß in der Regel jedes zum Aufenthalte von Menschen dienende Gebäude an die Straßenschleuse angeschlossen werden. Der Zusatz: „in der Regel" soll den einfacheren Verhältnissen der kleineren Ortschaften Rechnung tragen. In einigermaßen größeren Orten mit erheblicherer Wohnungsdichtigkeit und mehr geschlossener Bauweise wird die Beschleusung ein öffentliches Bedürfniß sein und auf deren Durchführung im gesundheitspolizeilichen Interesse gedrungen werden müssen. Die Art, Tiefe und Größenverhältnisse der Schleusen bestimmt die Baupolizeibehörde, insoweit nicht darüber ortsgesetzliche Bestimmungen in allgemeinen Ortsbauordnungen oder in einzelnen Bebauungsplänen bereits bestehen. Auch in bereits bebauten Ortstheilen

sind bei vorhandenem Bedürfnisse Schleusen nach einem von der Baupolizeibehörde genehmigten Beschleusungsplane anzulegen; die Kosten derselben haben die Anlieger, welche einen Nutzen von denselben haben oder nach Vorstehendem ihre Grundstücke an die Schleuse anschließen müssen, antheilig zu tragen.

Die Ausführung der Straßen und Schleusen erfolgt entweder durch den nach Obigem verpflichteten ersten Anbauer, oder durch die Gemeinde auf Kosten des Verpflichteten, oder endlich durch die Gemeinde als Selbstunternehmerin. Die Gemeinde hat das Recht, eine der beiden letzteren Arten zu wählen. Bei den beiden ersteren Arten der Ausführung hat der erste Anbauer — vorbehältlich seiner Ersatzansprüche an die später Anbauenden — über die Adjacenz seines zu bebauenden Grundstücks hinaus (volle Breite von Straßenkreuz zu Straßenkreuz) die Kosten des Straßen- und Schleusenbaues zu tragen; bei der dritten Art dagegen hat die Gemeinde — ebenfalls vorbehältlich ihrer Ersatzansprüche — die ganzen Kosten zu tragen, beziehentlich auf längere Zeit zu verlegen. Die Herstellung der Straßen und Schleusen durch den ersten Anbauer (Bauherrn) unterliegt der Aufsicht der Baupolizeibehörde, welche auch den Zeitpunkt der Herstellung zu bestimmen hat. Die Herstellung seitens der Gemeinde auf Kosten des Bauherrn erfolgt erst nach Vorlegung eines Kostenanschlages an denselben zur Prüfung und nach Leistung von Sicherheit oder Vorschuß für die Anschlagskosten; für die Endabrechnung sind jedoch die wirklichen Herstellungskosten maßgebend.

Die Herstellung der erforderlichen Straßen und Schleusen ist die Vorbedingung zur Ertheilung der Baugenehmigung an diesen Straßen. Ausnahmsweise kann aber auch schon dann die Baugenehmigung unter den drei zusammentreffenden Voraussetzungen ertheilt werden, daß das Straßenland unentgeltlich abgetreten und für die Herstellung der Straße, Schleuse und der erforderlichen Nebenanlagen genügende Sicherheit geleistet ist, daß ferner die Verbindung des Neubaues mit dem bebauten Ortstheile in genügender Weise erfolgt ist und daß endlich für die Beschaffung guten Trink- und Wirthschaftswassers und die Beseitigung der Tage- und Abfallwässer ausreichend gesorgt ist. Von dieser Ausnahme soll jedoch nur bei Baulichkeiten zu vorübergehenden Zwecken, Landhäusern, landwirthschaftlichen Gebäuden, öffentlichen und gemeinnützigen Unternehmen, Gärtnereien, Fabriken und gewerblichen Anlagen Gebrauch gemacht werden.

Die Unterhaltung der Straßen und Schleusen liegt bis zu deren Uebernahme durch die Gemeinde dem Bauherrn ob, welcher, wenn an der Straße wenigstens ein Gebäude errichtet ist, dazu verpflichtet ist und sich dieser Pflicht durch eine Sperrung der Straße nicht entziehen darf, dafür aber durch andere Anbauende verhältnißmäßig entlastet wird. Der Antrag auf Uebernahme der Unterhaltung einer vorschriftsmäßig hergestellten und beschleusten Straße seiten der Gemeinde kann vom Bauherrn erst gestellt werden, wenn ein Dritttheil derselben, beide Straßenseiten zusammengerechnet, bebaut ist. Die Uebernahme selbst erfolgt ohne Weiteres, wenn die Gemeinde für den Bauherrn die Anlagen ausgeführt hat, dagegen durch Beschluß der Gemeindebehörde (Stadtrath, Stadtgemeinderath, Gemeinderath) nach einer Besichtigung unter Zuziehung von Sachverständigen, wenn der Straßen- und Schleusenbau durch einen privaten Bauherrn erfolgt ist; etwaige Mängel sind in angemessener Zeit vom Bauherrn zu beseitigen und außerdem haftet derselbe noch ein Jahr nach der Uebernahme für gute Herstellung der Anlagen.

Wenn nun auch nach Vorstehendem der erste Anbauer an einer neuen Straße dieselbe zunächst auf seine Kosten in voller Breite und einschließlich etwaiger Brücken, sowie von Straßenkreuz zu Straßenkreuz zu beschaffen, herzustellen und zu beschleusen hat, so geht seine endgiltige Anliegerverpflichtung doch nur so weit, als sein bebautes Grundstück an diese Straße, oder bei Eckgrundstücken an beide Straßen angrenzt. Er hat deshalb das Recht, antheilige Erstattung des ihm entstandenen Mehraufwandes von den später Anbauenden, und bei bereits vorhandenen bebauten Grundstücken von deren Eigenthümern dann, wenn sie Außenseiten, Fensteröffnungen, Schleusen oder irgend einen Ausgang nach der neuen Straße und aus Anlaß derselben erhalten und solche auch thatsächlich ausführen, zu verlangen. Das Gesetz geht aber noch weiter. Wird durch irgend welche Herstellungen an vorhandenen öffentlichen Verkehrsräumen Grundstücksbesitzern es ermöglicht, ihre Grundstücke unter leichteren Bedingungen oder sonst vortheilhafter zu bebauen, beziehentlich bebaute günstiger zu verwerthen, besser zu entwässern oder durch Um- oder Höherbau besser auszunutzen, so sind diese Grundstückseigenthümer verpflichtet, den Bauherrn wegen des ihm dadurch entstandenen Aufwands im Verhältniß zu der herbeigeführten Werthserhöhung zu entschädigen. Die Feststellung der Entschädigung hat zwischen den Interessenten privatim zu erfolgen; eine Baugenehmigung wird aber bis zum Nachweise der Gewährung oder Sicherstellung der Entschädigung zurückgehalten.

Während die Anliegerverpflichtungen nur auf die Straße oder die Straßen, an welchen das Grundstück liegt, sich beschränken, ist der Kreis der Entschädigungs- beziehentlich Beitragsverpflichtungen durch die Einrichtung der Bauabgabe wesentlich erweitert worden. Wenn nämlich eine Gemeinde — Privatunternehmer kommen hierbei nicht in Betracht — Straßen, Plätze, Brücken, Ufermauern, Dämme, Schleusen, Brunnen, Wasserleitungen, Beleuchtungsanlagen und ähnliche Anlagen selbst hergestellt, und hierdurch, sowie durch Aufstellung von Bebauungs-, Umlegungs- und Enteignungsplänen und durch Gewährung von Entschädigungen Aufwand gehabt hat, so kann sie denselben als Bauabgabe von allen den Grundstückseigenthümern, welche durch diese Ausführungen Vortheil haben — also nicht blos von den nächsten Anliegern — antheilig zurückfordern. Der Maßstab für diese Erstattungen ist ortsgesetzlich festzusetzen; während derselbe aber bei den Anliegerverpflichtungen nur die Länge des Grundstücks an der Straße ist, ist bei der Bauabgabe neben der Anliegerlänge die Bauweise, der Umfang der bebauten Fläche, die Geschoßzahl und die Zahl der eingebauten Wohnungen zu berücksichtigen. Das richtige Verhältniß dieser einzelnen Factoren zu finden, wird nicht leicht sein; wenn dies aber gelingt, ist allerdings der Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit am Besten gewahrt. Die Ausdehnung der Entschädigungen auf einen größeren Kreis von Interessenten ist besonders dann gerechtfertigt, wenn Nebenstraßen mit engeren Schleusen, Gas- und Wasserrohren an breitere Hauptstraßen mit großen Hauptschleusen, welche zur Entwässerung der ersteren, und mit weiteren Gas- und Wasserrohren, welche zur Versorgung der ersteren mit Gas und Wasser mit nothwendig sind, sich anschließen, so daß das Straßen-, Schleusen-, Gas- und Wasserrohrnetz eines größeren Geländecomplexes als ein Ganzes zu betrachten ist.

Alle diese in Vorstehendem behandelten Entschädigungs-, Ersatz- und Anlieger-Ansprüche und -Verpflichtungen sind in das Oblastenbuch einzutragen, dessen Einrichtung in größeren Städten sich sehr bewährt hat, im Baugesetze aber zur Einführung im Wege der Ortsgesetzgebung nur empfohlen worden ist. Es dient dazu, um allen Betheiligten jederzeit sichere Auskunft über die Belastung eines Grundstücks mit baupolizeilichen Verpflichtungen zu geben und umständliche Nachweise aus den Acten entbehrlich zu machen.

Alle Verpflichtungen, die durch baugesetzliche Vorschriften unmittelbar oder auf Grund solcher von der Baupolizeibehörde einzelnen Grundstücken auferlegt oder von Grundstückseigenthümern hinsichtlich ihrer Grundstücke in baupolizeilichen Angelegenheiten durch eine der zuständigen Behörde gegenüber abgegebene Erklärung übernommen werden, also insbesondere die vorstehend behandelten verschiedenen Anliegerverpflichtungen und Verpflichtungen zu Erstattungen, haften als öffentlich-rechtliche, dingliche Lasten auf den Grundstücken und gehen ohne Weiteres auf den jeweiligen Nachfolger im Eigenthume des betreffenden Grundstücks über, also auch auf den, der das Grundstück im Wege der Zwangsversteigerung erworben hat. Hierbei kommt es auf den Inhalt, nicht auf die Form der Verpflichtungserklärung an; es darf deshalb auch eine vertragsähnliche Form nicht täuschen; entscheidend ist, daß es sich um Rechtsverhältnisse des öffentlichen Rechts und nicht um reine Privatwillenserklärungen handelt, wenn auch die Rechtsgiltigkeit, Nichtigkeit oder Anfechtbarkeit solcher Erklärungen nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu beurtheilen und die schriftliche Beurkundung der Erklärungen vorgeschrieben ist. Eine Folge der öffentlich-rechtlichen Natur dieser Verpflichtungen ist auch die, daß Streitigkeiten über dieselben nicht im Justiz-, sondern im Verwaltungswege zu entscheiden sind.

Bücherbesprechungen.

— Moderne Staatsmänner. Von Siegmund Münz. Biographien und Begegnungen. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1901. — Das Buch gehört zu der besseren Gattung der neueren feuilletonistischen Literatur. Neue Thatsachen enthält es freilich nicht und erhebt darauf wohl auch keinen Anspruch. Am besten hat uns der Artikel über den kürzlich heimgegangenen Fürsten Hohenlohe gefallen, welcher übrigens — wie wir aus den Zeitungen ersehen haben — dem Verfasser eigenhändig und in sehr anerkennender Weise gedankt hat. Von deutschen Staatsmännern ist außerdem noch Graf Bülow, der gegenwärtige Reichskanzler, charakterisirt, von Russen finden sich drei, von England neun, von Italienern elf, welches Letztere wohl damit zusammenhängt, daß der Hr. Verfasser sich auch sonst viel mit Italien beschäftigt hat. Immerhin ist Deutschland, unseres Erachtens, zu kurz gekommen. Es brauchten doch nicht gerade Reichskanzler zu sein! An Staatsmännern, wie die aus anderen Ländern geschilderten, hat auch Deutschland keinen Mangel, wir nennen z. B. Miquel, Bennigsen, Windthorst. Daß Caprivi als Reichskanzler einfach wegdecretirt und Fürst Hohenlohe als unmittelbarer Nachfolger Bismarck's angesehen wird, können wir nicht billigen, da auch die Aera Caprivi im Guten und Bösen keineswegs ohne Bedeutung war. Vide Handelsverträge u. s. f. —tg—

— Pariser Briefe eines stellungslosen Commis. Von Werner Horn. Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag 1901. — Das kleine Buch ist eigenlich für eine Goslarsche Zeitung — der Verf. ist Goslarer — bestimmt gewesen und „meinem deutschen Gretchen" gewidmet. Letzteres finden wir (der Verf. möge es uns nicht verübeln) leidlich geschmacklos, denn bekanntlich pflegen die Franzosen spöttisch die deutschen Mädchen schlechthin mit Gretchen zu bezeichnen, wir aber stehen doch mit den Franzosen nicht mehr so, daß wir uns für verpflichtet halten müßten, ihnen alle ihre Unarten nachzumachen. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die betreffende Dame wirklich Gretchen heißt, aber selbst dann nicht! Im Uebrigen gehört das flott geschriebene Buch zur Ausstellungsliteratur. Aber auch die sonstigen Eindrücke, welche Paris auf den Beschauer macht, kommen zur Geltung. Der Verf. kann nicht gleich eine Stellung finden, sonst geht es ihm glücklicherweise im Ganzen recht gut und empfindsame Gemüther brauchen nicht zu fürchten, wenn sie den Titel lesen, daß sie mit Noth und Elend in allzu nahe Berührung kommen. —tg—

— William Morris, Die Kunst und die Schönheit der Erde. Herrmann Seemann Nachf. Leipzig 1901. — William Morris, Kunstgewerbliches Sendschreiben. Herrmann Seemann Nachf. Leipzig 1901. — Ernst Schur, Von dem Sinn und von der Schönheit der japanischen Kunst. Herrmann Seemann Nachf. Leipzig 1901. — Seit einiger Zeit erscheinen im genannten Verlag kleine sehr sorgfältig ausgestattete Hefte, die sich die Aufgabe zu setzen scheinen, in zwangloser Weise Beiträge zur Geschichte und Entwickelung der modernen Kunst zu liefern. Die beiden ersten Heftchen geben Vorträge des um das englische Kunstgewerbe so hochverdienten William Morris wieder, der eine derselben ist aus Anlaß der Preisvertheilung an die Studirenden der städtischen Kunstgewerbeschule zu Birmingham 1894 gehalten, der andere bedeutend ältere stammt aus dem Jahre 1881. Es müssen gute Vorträge gewesen sein, denn sie lesen sich nicht gut. Die dem Redner nothwendige Breite und häufige Wiederholung seiner Thesen wirkt beim Lesen etwas monoton; dazu ein pastorales Pathos, das vielleicht in der Uebersetzung besonders störend erscheint. Aber trotzdem ist es interessant, zu verfolgen, wie Morris seine Zuhörer zu packen sucht, wie er in unverwüstlichem Idealismus immer wieder darauf hinweist, daß die Erde geschaffen sei zum Glück des Menschen, nicht aber um zum Jammerthal zu werden, indem unter dem heuchlerischen Namen „Civilisation" Barbarei und Uncultur verbreitet werde. Hiervon ausgehend sucht er die Genießenden wie die Kunst Schaffenden zur Rückkehr zu einer reineren Art des Kunstgenusses und der Ausübung der Kunst zu bringen. Mag auch ein großer Theil dessen, was er für die moderne Kunst erkämpfen wollte, jetzt schon errungen sein, so vor Allem die Abwendung von der Nachahmung der historischen Stile und die Rückkehr zum Studium der Natur, seine Worte machen immer noch durch den Ernst und Eifer des Redenden Eindruck. „Solchen Glücklichen wie Ihnen," ruft er den Künstlern zu, „können wir nicht die Thorheit und Unehrenhaftigkeit nachsehen, die wir weniger Glücklichen, wie Bischöfen und Premierministern, Generälen und Landeigenthümern, großen Capitalisten und ähnlichen Leuten vergeben." Worte, die sicherlich weniger noch als leerer Schall wären, wenn nicht das ganze Leben und Streben William Morris' ein beredtes Beispiel für die Wahrhaftigkeit seiner Ueberzeugung gewesen wäre. Weniger erfreulich erscheint das letzte Heftchen, in dem Ernst Schur seine Ansichten über den Sinn und die Schönheit der japanischen Kunst niederlegt. Wenn auch die japanische Kunst längst entdeckt und der Höhepunkt der Begeisterung für ihre Reize bereits überschritten ist, so wäre es doch von Interesse gewesen, einen beredten Exegeten zu hören, der die sinnlichen Eindrücke, die wir ihr verdanken, in schöne Worte zu übertragen weiß. Diesmal scheint aber die japanische Kunst nur der Nagel gewesen zu sein, an dem einige Stilübungen in der Art der Schreibweise Maeterlink's und Huysman's aufgehängt sind. Ein gewisses Mitgefühl kann man dem Verfasser nicht versagen, wenn er nothgedrungen eine kurze Uebersicht über die japanische Kunst geben will und nun Namen und Daten so gar nicht in den schattenhaften Stil hineinpassen wollen und durch ihre robuste Körperlichkeit den ätherischen Flüsterton stören. Von seiner Art zu charakterisiren hier ein Beispiel „Persien: — ein merkwürdig — strahlendes Reich. Indien: — das Land der unaufgeklärten Geheimnisse, die in unserer Zeit begraben zu sein scheinen, nur manchmal blitzartig auftauchen, doch deren Abglanz uns noch aus den tiefen, seltsam-schwermüthigen Augen seiner sanften Bewohner leuchtet. Arabien: 1001 Nacht." Warum da nicht lieber gleich durch Interpunktionszeichen die Empfindungen des Autors zum Ausdruck bringen; unklarer würde seine Schrift dadurch kaum werden. S.-M.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue Revidirte Jubiläums-Ausgabe. Dritter Band. Biserta—Cesnola. Mit 40 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln, 16 Karten und Plänen und 250 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ. — Nachdem gegen Ende April dies. Jahres der erste Band der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon herausgekommen, ist nunmehr Anfang August bereits der dritte Band erschienen, der sich den beiden ersten Bänden dieses wichtigen encyklopädischen Nachschlagewerkes würdig anreiht. Soweit das eben überhaupt bei Benutzung der Stereotyp-Platten der ersten Ausgabe der 14. Auflage möglich ist, ist auch dieser Band der neuen Ausgabe überall gründlich und gewissenhaft überarbeitet, wirklich Veraltetes überall ausgemerzt und, wo es nöthig war, durch Neues ersetzt. So ist z. B. Graf Wilhelm Bismarck-Schönhausen, der erst am 30. Mai 1901 verschied, bereits als nicht mehr lebend aufgeführt, so desgleichen der czechische Maler Wenzel Brožík (gest. 15. April 1901) und Andere mehr. Im Uebrigen gilt, was ich hinsichtlich des Textes der ersten Ausgabe dieser ganzen Auflage Rühmliches gesagt, natürlich auch von dieser wiederholt überarbeiteten Neuausgabe des Werkes. Auch der vorliegende Band dieser Neuausgabe legt von der Sorgfalt der Redaction und ihres großen gelehrten Mitarbeiterstabes beredtes und erfreuliches Zeugniß ab und etwas Falsches in der Fülle von Angaben aufzuspüren wird, wenn nicht unmöglich, so doch überaus schwer sein, sodaß man diesem Führer durchweg volles Vertrauen schenken kann. Gleich hohes Lob gebührt auch dem reichen Illustrationsschmuck, so namentlich den überaus anschaulichen Chromotafeln: Blattpflanzen und Die Blutgefäße der Menschen (Doppeltafel) und der prächtigen Hauptbeigabe zum Artikel: Buchdruckerkunst, dem photographischen Facsimile des in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Originals vom Anfang der 42zeiligen Bibel (Vorrede des heiligen Hieronymus). Auch die 11 weiteren alten Druckproben innerhalb des Textes des Artikels Buchdruckerkunst tragen ganz erheblich dazu bei, den Werth gerade dieses ungemein belehrenden, dabei volksthümlich geschriebenen umfangreichen Artikels, der über alles Wissenswerthe die sogenannte Schwarze Kunst betreffend wünschenswerthen und erschöpfenden Aufschluß giebt. So darf auch dieser dritte Band mit gutem Gewissen warm der Beachtung der weitesten Kreise der Lesewelt empfohlen werden, zumal auch die ganze Ausstattung, die jedem Bande seitens des Verlags zu Theil geworden ist, die denkbar beste ist. Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 104. Sonnabend, den 31. August, Abends. **1901.**

Das öffentliche Interesse an der Meteorologie.

Von Professor Dr. H. Gravelius.

Das Vorhandensein eines sehr weit gehenden öffentlichen Interesses an der Meteorologie braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Wohl aber lohnt es sich, der Frage nach Art und Intensität seiner Bethätigung einmal näher zu treten und dabei die Betrachtung, zugleich wenigstens theilweise im Rahmen einer Vergleichung, der bezüglichen Verhältnisse bei uns und namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika durchzuführen.

Dieser Vergleich bietet sich übrigens mit einer gewissen Nothwendigkeit dar. Denn wenn es in der Meteorologie, speciell in der ausübenden Witterungskunde, darauf ankommt, einmal nie die weitesten Ausblicke und Umblicke — das Wort auch im eigentlichen, räumlichen Sinne genommen — zu versäumen, und dann doch zugleich auch wieder das Einzelne, wenn möglich bis in seine feinen Verzweigungen hinein, mit größter Sorgfalt im Auge zu behalten, dann ist für die Pflege einer ihrer Natur nach derartige Anforderungen stellenden Wissenschaft die Form des Bundesstaats jedenfalls eine ganz besonders günstige. Denn sie ist es ja, welche nun auch wieder *ihrer* Natur nach von vornherein jenes Nebeneinander von Centralisation und Decentralisation aufweist, wie es für Betrieb und Ausbildung der Meteorologie erfordert wird.

So ist denn auch in der That in Deutschland und in den Vereinigten Staaten die amtliche Meteorologie ganz ähnlich organisirt: eine Bundesbehörde, der die Pflege der großen allgemeinen Gesichtspunkte der Wissenschaft obliegt, und einzelstaatliche Institutionen, von denen wir vor Allem die Förderung speciellen Wissens, des Studiums der besonderen Verhältnisse der einzelnen Landschaften erwarten. Ein formaler Unterschied ist freilich nicht zu übersehen. Für Amerika trifft die eben gekennzeichnete Gliederung des meteorologischen Dienstes genau zu. Das „U. S. Weather Bureau" zu Washington ist in der That die meteorologische Centralinstanz der Union. In Deutschland tritt in naturgemäßem Entsprechen zu der überwiegenden Bedeutung des preußischen Staates neben das Reichsinstitut der Seewarte auch noch das Preußische Meteorologische Institut mit ebenfalls allgemeinen Aufgaben, so daß bei uns die Spitze des meteorologischen Dienstes eine Art Zweitheilung aufweist. Und daraus hat sich denn auch bis zu einem gewissen Grade eine Theilung der Arbeit entwickelt, wie denn z. B. die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre bei uns in Deutschland vorzugsweise unter der Führung des Berliner Instituts geschieht.

Die großen allgemeinen Aufgaben der Meteorologie und die Ergebnisse, zu denen bei ihrer Bearbeitung gelangt wird, haben für die Gesammtheit ohne Zweifel dasselbe Interesse, wie es jeder Fortschritt in der Erkenntniß überhaupt bietet. Aber dies Interesse wird doch für jeden Einzelnen, der nicht irgend welche fachlichen Beziehungen zum Gegenstande hat, meist ein mehr oder weniger außerpersönliches, nicht praktisch werdendes bleiben.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn wir Gebiet und Richtung der Thätigkeit der einzelstaatlichen Institute ins Auge fassen. Ist es ganz unbestrittenermaßen Sache der großen Centralen, die Vorgänge in der Atmosphäre rein an sich und von möglichst großen und vielen Gesichtspunkten aus zu betrachten, so glauben wir für die landschaftlichen Forschungsstätten folgendes Programm aufstellen zu dürfen:

Sie haben die atmosphärischen Zustände und Vorgänge in ihren Beziehungen zu der gesammten Natur des Landes zu betrachten; d. h. also im Speciellen: es ist der Einfluß der Oberflächengestaltung auf die Wettervorgänge und dann wiederum die Einwirkung dieser letzteren auf Boden, Gewässer und Vegetation fortlaufend und regelmäßig zu studiren.

Es tritt also für diese einzelstaatlichen Institute das geographische Moment in den Vordergrund, worüber freilich das physikalische nicht vernachlässigt werden kann, ganz ebenso wie die großen Centralen bei ihrer ganz vorwiegend physikalischen Arbeit doch oft genug auch das geographische Moment in Betracht zu ziehen haben.

Wir wiederholen nur eingangs bereits Gesagtes in anderer Form, wenn wir daran erinnern, daß das Wetter über einer Landschaft nicht betrachtet und verstanden werden kann ohne die Betrachtung der gleichzeitigen Vorgänge und Zustände in der Atmosphäre über weit ausgedehnten Regionen um das specielle Beobachtungsgebiet herum. Die Natur der Dinge sorgt also dafür, daß durch die Beschränkung der Aufgabe für die mit ihr Beschäftigten keineswegs auch eine Verengerung des Horizontes gegeben wird.

Die amerikanischen State Weather Bureaus haben sich von dieser *geographischen Auffassung* der Ziele und Zwecke ihrer Thätigkeit vollkommen durchdringen lassen. Ein — aber durchaus nicht etwa ein vereinzeltes — Beispiel dafür liegt in dem vor zwei Jahren ausgegebenen ersten Bande einer zusammenhängenden Darstellung der Wirksamkeit des meteorologischen Dienstes in Maryland vor. Es wird da vor Allem eine ausführliche und eingehende Darlegung der gesammten physikalisch-geographischen Verhältnisse des Staates gegeben. Es werden die morphologischen Eigenthümlichkeiten des Landes, sein Gewässernetz, seine pflanzengeographischen Bedingungen ausführlich erörtert. Und auf dieser Grundlage baut sich dann die Darstellung der meteorologischen Erscheinungen auf, nun nicht blos eine Sammlung von Zahlen und Tabellen, sondern ein lebensvolles Bild von den Wechselwirkungen all' der verschiedenen Erscheinungen, Zustände und Vorgänge auf- und untereinander.

Und gerade diese Wechselwirkungen, dieses gegenseitige Sichverketten ist es ja, was nun für den Menschen, der von der Natur abhängig ist, nicht nur das größte, sondern das ausschließliche Interesse bietet. Es wird uns daher leicht verständlich, daß gerade in den Vereinigten Staaten die landwirthschaftliche Bevölkerung der Meteorologie und dem meteorologischen Dienst mit großem Vertrauen gegenübersteht. In der That, der Landwirth der Vereinigten Staaten sieht, daß die Meteorologie nicht nur für ihn sorgen *möchte*, sie kommt nicht mit in Tabellen ausgedrückten Prätentionen zu ihm, sondern sie zeigt durch die geographische Auffassung ihres Berufes und die hieraus resultirenden Ergebnisse, daß sie wirklich helfen *kann*.

Ein ganz ähnliches Verhältniß hat sich im Süden und Südwesten Rußlands herausgebildet, wo zunächst schon seit guten anderthalb Jahrzehnten unter des trefflichen *Klossowskij* Leitung von Odessa aus das Südwest-Russische Meteorologische Netz ausgebildet worden ist, das von vornherein mit zielbewußter Energie und mit Erfolg Meteorologie im Dienste der Landwirthschaft getrieben. Und bei den eigenthümlichen Verhältnissen von Wetter und Klima, wie sie sich gerade dort, wiederum als Consequenz der geographischen Bedingungen, herausgebildet haben, ist ein Vorgehen wie das von Klossowskij in der That von ganz eminentem Werthe. Mehr nach Norden und Osten hin von dem genannten Netz sind durch die dankenswerthe Initiative einer erleuchteten Regierung von dem Forstdepartement im letzten Jahrzehnt Arbeiten geschaffen worden, die ebenfalls eine geradezu

ideale Erfüllung unseres oben aufgestellten Programmes aufweisen. Diese Unternehmungen in der Steppe stehen unter der Leitung des ausgezeichneten Professors der St. Petersburger Universität N. Adamow. Ich werde diese ganz hervorragenden russischen Untersuchungen, die der Schwierigkeit der Sprache wegen auch unseren wissenschaftlichen Kreisen in Westeuropa im Allgemeinen nicht zugänglich sind, demnächst ausführlich in einer besonderen Arbeit darstellen, und hoffe, auch in der Lage zu sein, hier noch einmal kurz im Besonderen auf den Gegenstand zurückzukommen.

Bei uns in Deutschland besteht zur Zeit noch nicht überall das zu wünschende Vertrauensverhältniß der Landwirthschaft und des Publicums überhaupt zur Meteorologie. Dafür haben wir die wenig beneidenswerthe Eigenthümlichkeit entwickelt, daß mit einer geradezu unglaublichen Kritiklosigkeit die große Mehrheit unserer Zeitungen und mit ihnen die von ihnen geleitete öffentliche Meinung jedem ersten Besten, der sich als Wetterprophet aufthut, nachläuft. Es ist ja nun am Ende gleichgiltig für uns Andere, wenn ein nur allzu großer Theil der Nation sich dauernd durch die absolut unfähige Theorie der sogenannten kritischen Tage hypnotisiren läßt; aber die Sache hat doch auch eine andere Seite. Wenn es an einem solchen angeblich kritischen Tage einige Tropfen regnet, wenn der Wind ein wenig auffrischt oder gar es in der Ferne einmal donnert, dann wird nicht ausbleiben, daß am nächsten Morgen so und so viel Zeitungen mit fetter Spitzmarke darauf hinweisen, daß es „schon wieder einmal eingetroffen sei". Wenn aber der kritische Tag ganz ruhig bei heiterem Himmel und herrlichstem Wetter verlaufen ist, dann wird die weitaus überwiegende Zahl derselben Zeitungen das einfach nicht registriren. Das heißt man aber die öffentliche Meinung ganz absichtsvoll irre leiten. Wenn das nicht geschähe, dann würde das Publicum längst eingesehen haben, daß die an die sogenannten kritischen Tage geknüpfte Prognose ganz genau so sicher ist, wie ein völlig beliebiges, auf keinerlei Ueberlegung oder Erfahrung begründetes Rathen.

Nun liegt mir nichts ferner als eine captatio benevolentiae gegenüber dem Leser. Wenn ich also ganz offen bekenne, daß ich die Annahme ablehne, als ob die Möglichkeit der in Hinsicht der kritischen Tage unzweifelhaft vorliegenden Massensuggestion durch jene besondere geistige Abnormität verursacht werde, die man gemeinhin wohl als Gegentheil von Klugheit zu bezeichnen pflegt, so bin ich hier nicht von dem Wunsche geleitet, durch eine nicht ernstgemeinte Höflichkeit meine wirkliche Meinung zu verdecken.

Die bezeichnete bedauerliche Disposition unseres Publicums ist historisch geworden. Es ist in hohem Maße bemerkenswerth, daß in unseren Küstengebieten der Falb'schen Prophezeierei wenig oder gar kein Interesse entgegengebracht wird. Der Bewohner jener Gegend, der mit seinem Erwerb zum großen Theil auf die See angewiesen ist, wird hauptsächlich Werth darauf legen, über diejenigen Witterungserscheinungen fortlaufend und zuverlässig orientirt zu werden, welche geeignet sind, jene Erwerbsthätigkeit zu beeinflussen, eventuell gänzlich zu stören. Das sind die Winde. Nun, diesem öffentlichen Interesse entspricht der von der Seewarte eingerichtete Sturmwarnungsdienst in hohem Maße. Die Bevölkerung der Küstenstriche hat erkennen gelernt, daß ihr die Meteorologie wirklich etwas sein und etwas helfen kann, so daß sich dort jenes oben besprochene Vertrauensverhältniß zu der Wissenschaft herausgebildet hat. Wo dies aber erst einmal Fuß gefaßt hat, da ist kein Boden mehr für die Falb und Genossen. Man sieht nun schon, worauf ich ziele, wenn ich oben offen sage, daß man dem Publicum nicht zum Vorwurf machen könne, wenn es im Binnenland eine allzugroße Neigung zeigt, allerlei Wetterpropheten, vom Laubfrosch bis zum kritischen Tag, unbedingten Glauben zu schenken.

Soll man nun der Wissenschaft einen Vorwurf machen, daß sie bisher nicht allerorten das Vertrauen der Allgemeinheit erworben hat? Das würde wirklich unrichtig sein. Weder hier noch in irgend einer anderen Frage des Lebens kommt man lediglich aus der Betrachtung gegenwärtiger Zustände heraus zu einem zuverlässigen und gerechten Urtheil. Ueberall heißt es, das Werden, die geschichtliche Entwickelung des Gegenwärtigen aus dem Vorhergegangenen in Betracht ziehen.

Für die Entwickelung der Meteorologie in Deutschland, insbesondere des Prognosenwesens, ist maßgebend gewesen, daß man fast bis in die Gegenwart hinein die ganze Last der Entwickelungsarbeit dem Centralinstitut, der Seewarte, allein aufgebürdet hat, also der Instanz, welche ganz wesentlich zur Ausbildung der allgemeinen Gesichtspunkte und Grundlagen berufen ist. Die Wissenschaft an sich ist dabei wahrlich nicht schlecht gefahren. Und die von der Seewarte ausgehenden Prognosen erfüllen alle Anforderungen, die man an sie stellen kann.

Freilich, und damit kommen wir zur Hauptsache, hat von jeher Niemand so sehr als gerade die Meteorologen der Seewarte es immer wieder und wieder betont, daß die dortigen Prognosen nur regionale Bedeutung beanspruchen, wie das aus ihrem Wortlaut zudem täglich auf's Deutlichste erhellt.

Um jene großen Prognosen der Seewarte wirklich überall nutzbar zu machen, bedarf es nun eines Eingreifens der landschaftlichen Institute im Sinne des oben formulirten Programms, denn die locale Wettergestaltung hängt in engster Weise ab von den geographischen Bedingungen im Einzelnen. Vor und hinter einem Gebirge (z. B. zu beiden Seiten des Erzgebirges) kann bei derselben allgemeinen Wetterlage sehr verschiedenes locales Wetter eintreten; und noch in weit kleineren Bezirken können wesentliche Differenzen auftreten infolge localer, orographischer Modification ein und derselben allgemeinen Ursache.

Wir werden also wiederum zu der Forderung getrieben, daß die landschaftlichen Institute bei ihren Arbeiten den geographischen Gesichtspunkt, um es kurz auszudrücken, unter allen Umständen in den Vordergrund rücken müssen, wenn anders die Ergebnisse ihrer Untersuchungen specielle und praktische Bedeutung beanspruchen sollen. Fehlt ihnen diese, d. h. fehlt ihnen die Beziehung zur Wirklichkeit der localen Vorgänge, so wird man sich nicht verwundern können, wenn das Interesse der Allgemeinheit sich von der Wissenschaft abkehrt, wenn an Stelle des Vertrauens Zweifel in die Leistungsfähigkeit jener treten.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß manchenorts direct entgegen diesen klaren aus der Natur der Dinge herauswachsenden Forderungen gearbeitet worden ist. So sind z. B. die Landesmittel des Niederschlags für das Königreich Sachsen Zahlen, welche gerade für das Land selber ohne jede reale Bedeutung bleiben und namentlich für die Landwirthschaft ohne jeden Werth sind. Es braucht das nicht näher ausgeführt zu werden; es genügt der Hinweis, daß ein und dieselbe Zahl als Landesmittel resultiren kann aus sehr verschiedener Vertheilung der Niederschläge über die einzelnen Bezirke, wobei also noch ganz abgesehen sein soll von der localen Vertheilung im engeren Sinne des Wortes. Welchen Werth soll also ein solches Landesmittel haben? Ganz Aehnliches gilt von der Formel, welche man entwickelte, um die Abhängigkeit der Regenmenge von der Meereshöhe eines Beobachtungsortes darzustellen. Auch die so erhaltenen Zahlen sind für uns im Lande selber, d. h. in concreten Fragen, und wenn es sich nicht um vergleichende Untersuchungen über größere Gebiete, etwa ganz Mitteleuropa, handelt — werthlos. Die Regenmenge eines Ortes hängt ja nicht allein von seiner Meereshöhe ab, sondern auch von der gesammten topographischen Lage des Ortes. Und diese topographischen Bedingungen dürfen bei Betrachtung einer einzigen Landschaft unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Formelgemäß sollten die nachfolgenden drei Orte, von rund 500 Meter Höhe, gleiche Regenmengen haben; die wirklichen sind hier angegeben

Meereshöhe	Ort	Regenmenge im Jahr
503	Reiboldsruhe	661 Millimeter
500	Elster	769 „
505	Bodau	876 „

Zu derartigen Mißstimmigkeiten zwischen der Wirklichkeit und der Theorie wird man aber immer leicht geführt werden, wenn man generalisirt, wo es nicht am Platze ist. Aber man darf sich nicht wundern, daß solchen Abweichungen der Realität gegenüber der Laie mit Mißtrauen erfüllt wird und leicht zu der Annahme neigt, daß die ganze Wissenschaft nicht viel Nutzen haben möge.

In der That haben denn auch solche Versuche, wie die eben gekennzeichneten, und ihre Ergebnisse auch für die reine Wissenschaft nur geringen, wenn überhaupt einen Nutzen. Was wir brauchen, namentlich im Interesse unserer Landwirthschaft, sind Untersuchungen in der durch das oben aufgestellte Programm gegebenen Richtung. Dahin würde, um nur ein concretes Beispiel herauszuheben, die Erledigung der wichtigen Frage nach der gleichzeitigen räumlichen Vertheilung bestimmter Witterungserscheinungen, z. B. der Niederschläge verschiedener Intensität, gehören. Zu welch werthvollen Aufschlüssen man durch solche Unternehmungen gelangen kann, habe ich erst jetzt wieder gesehen, wo ich eine entsprechende Arbeit über den südlichen

Schwarzwald durchgeführt habe. Sehr wichtig würde ferner das genaue Studium des Verhaltens der einzelnen meteorologischen Elemente an einer Reihe von Stationen beim Vorübergang von Cyklonen, je nach den von letzteren benutzten Zugstraßen, sein. Die Ausführung solcher Arbeiten würde uns dem Ziel einer meteorologischen Landesvermessung, das ich vor zwei Jahren in einem Vortrag vor der Oekonomischen Gesellschaft im Königreich Sachsen als das zu erstrebende hingestellt habe, näher bringen.

Dienen wir so der Wirklichkeit und nützen durch sie der Allgemeinheit in realer, greifbarer Weise, dann wird sich das öffentliche Interesse, das sich jetzt ganz ohne Zweifel zu einem großen Theile von der Wissenschaft abgekehrt hat, ihr auch ganz wieder zuwenden. Das Leben fordert von uns Wirklichkeit und Leben, es flieht vor unseren Abstractionen, und — auch wir kommen nur vorwärts, wenn wir stets im Contact bleiben mit Leben und Wirklichkeit.

Bücherbesprechungen.

— Hilty, Für schlaflose Nächte. 8°. 349 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Frauenfeld, J. Hubers Verlag. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ — Der Verfasser, durch seine früheren ähnlichen Arbeiten („Glück" 1.—3. Theil; „Lesen und Schreiben") in weiteren Kreisen bekannt, ist auch in dieser Schrift bemüht, seinen gebildeten Lesern in den Wirren und Dunkelheiten des Lebens manchen Fingerzeig zu geben und ihnen zu einer in Gott ruhenden Weltanschauung zu verhelfen. So weiß er unter Heranziehung und Verwerthung von Bibelstellen manches Gute und Besinnliche zu sagen. Anstatt „Für schlaflose Nächte" sagten wir lieber „Für stille Stunden" oder etwas Aehnliches. Zwar hat Hilty in langem Vorwort seinen Titel motivirt, aber wir können ihm nicht überall zustimmen. Daß wir in Schlaflosigkeit, die nicht ohne Grund und Zweck ist, mit Gott reden, gewiß! — aber „sonst mit liebenden Menschen, wenn sie vorhanden sind, vor Allem mit einer treuen Frau, deren Wort oder Hand oft eine große Beruhigung mit sich führt" — das möchte unseres Erachtens nicht immer rathsam sein; denn man müßte die treue Frau doch wohl erst wecken und auch ihr Schlaflosigkeit bereiten! Für den Fall, daß nun eine solche Hilfe nicht vorhanden ist, will Hilty sein Buch darbieten und giebt uns für jeden Tag des Jahres einen oder einige Gedanken zur Ueberlegung. Wenn jeder Tag uns nach einem bekannten Wort ein Lehrer sein soll, warum nicht auch unter Umständen eine schlaflose Nacht eine ebenso gute Lehrerin? Vielleicht giebt auch die vorliegende Schrift Manchem in nächtlichem, schlaflosem Dunkel eine Anregung zu einer höheren Lebensbetrachtung gegenüber der materialistischen Weltanschauung, die viele Gebildete ergriffen hat. Daß der Verfasser auch in der christlichen Lehr- und Lebensauffassung, wie sie sich von Anfang an gebildet hat, einen gewissen Pessimismus findet, der wieder heraus müsse aus dem Christenleben, daß das Alte Testament sonst trostreicher, als das Neue wäre, sind gewagte Behauptungen; interessant wäre zu hören, wie Hilty sich zu dem Prediger Salomonis hinsichtlich seiner letzten Meinung stellt. Die Verwerthung der Bibelworte ist überhaupt nicht immer einwandfrei. Auch die theologische und kirchliche Thätigkeit werthet Hilty doch, gelinde gesagt, gar zu gering und verkehrt, wenn er sich zu Sätzen hinreißen läßt wie: „Wenn dir dein Lebensglück am Herzen liegt, so laß dir das Christenthum durch keine Theologie oder Kirchlichkeit interpretiren, sondern suche es selber an der Quelle, in den Evangelien und auch in diesen vorzugsweise in den eigenen Worten Christi auf." (Nicht auch noch bei Hilty? — der Rec.) oder: „Daher (weil viele ihre Thaten nicht ändern wollen) nützt auch alle Predigt so wenig, und daher suchen alle Kirchen durch ihre gemalten Glasfenster nicht gar zu viel Licht in ihre Räume zuzulassen, weil es ihnen viele ihrer jetzigen Besucher vertreiben würde." Auch zu anderen ziemlich leichthin gesprochenen Behauptungen müssen wir unsere Fragezeichen setzen: Ist wirklich „Krankheit, richtig aufgefaßt und benutzt, das leichteste Mittel" zur Läuterung des Charakters? So allgemein wird doch der Satz nicht gelten können: Krankheit kann für den einen eine innere Läuterung sein, für den anderen taugt eine andere Prüfung. Die herbeigezogenen Schriftstellen beweisen die aufgestellten Behauptungen nicht. Unser Recensionsexemplar hat noch viele Striche und Fragezeichen. Alles in Allem glauben wir, daß es doch noch bessere Spruchkalender und Sammlungen von trefflicheren Aphorismen und christlicher Lebensweisheit giebt für Stunden der Einkehr oder, wie der Verfasser will, für — schlaflose Nächte.
D. K.

— Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von den Professoren Franklin, Mandry, M. Rümelin, Wendt, Dr. Bülow und Präsident Dr. von Kohlhaas. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1900/1901. Bd. 91. (Preis 9 ℳ) — Die angezeigte Zeitschrift will durch wissenschaftliche Ergründung des bürgerlichen Rechts und Prozesses der Praxis dienen, ihr in zweifelhaften Fragen ein Rathgeber sein. Wenn die Zeitschrift daher mit dem Eintritte des neuen Rechts diesem vornehmlich die Beachtung zuwandte, so handelte sie ganz folgerichtig. Wie sie aber in einer der Praxis förderlichen Weise ihren Zielen zustrebt, mag die Anführung einiger Abhandlungen aus dem vollendet vorliegenden 91. Bande darlegen. OLGRth. Thiele behandelt einen Theil des ehelichen Güterrechts, die sogen. Surrogation (BGB. §§ 1381, 1382), die künftighin wohl öfters geltend gemacht werden wird, Biermann die Unmöglichkeit der Leistung, Fohr das Leibzuchtsrecht des überlebenden Ehegatten, Schesold das selbständige Erwerbsgeschäft der Ehefrau (insbesondere das Verhältniß zum Ehemann) und das Einzugsrecht des Forderungspfandgläubigers, OLGRth. Schneider die Haftbarkeit des sogen. Spruchrichters (BGB. § 839 Abs. 2), LGRth. Dr. Knitschky die Bedeutung der Worte Erbschaft und Erbtheil, OLGRth. Th. Wolff die ungerechtfertigte Löschung im Grundbuche, Dr. Süßheim die böswillige Verlassung des Ehegatten und ihre Rechtsfolgen, Dr. Thiesing die Annahme eines außerehelichen Kindes an Kindesstatt durch die eigene Mutter, Prof. Dr. Wendt die Konkurs- und Gläubigeranfechtung, diese besonders dahin, ob für sie eine Ausschlußfrist oder eine Verjährung bestehe. Ullmann giebt einen Beitrag zur Auslegung des § 1380 BGB., Prof. Dr. Kohler Ausführungen über Substanzrecht und Werthrecht, sowie über Gemeinschaften mit Zwangstheilung. Geh. Jstzrth Dr. Schirmer greift in seinem Aufsatze Arbitrium merum etc. die Grundlagen des BGB. §§. 317—319 wegen der Vermengung der Willkür des arbiter mit dem ihm geschenkten Vertrauen an. Wenn der Anfang des 92. Bandes von dem gleichen Streben Zeugniß giebt, so darf die Zeitschrift wohl allen juristischen Kreisen zur Beachtung wohl empfohlen werden.
K—d.

— Beilageband zum Sächsischen Archiv für bürgerliches Recht und Prozeß (herausgegeben vom RGRth. S. Hoffmann, OLGRth. v. Sommerlatt und Dr. Wulfert) zu Bd. VIII—X, enthaltend Die Materialien zu den sächsischen Ausführungsgesetzen zum Bürgerlichen Gesetzbuche. Leipzig, Roßberg & Berger 1898—1901. — Mit dem eben erschienenen VII. Hefte ist die Materialiensammlung abgeschlossen. Das Bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Nebengesetzen griff tief in das Landesrecht ein und machte in jedem Rechtsgebiete, so auch im sächsischen, einschneidende Aenderungen nothwendig; da bei diesen zum Theil ganz neue Grundsätze zur Anwendung kamen, so war es nöthig, den Uebergang vom alten zum neuen Rechte, von den alten zu den neuen Grundsätzen zu vermitteln. Sollen aber die Uebergangsbestimmungen, wie die neuen landesrechtlichen Bestimmungen richtig angewendet werden, bedarf es häufig des Zurückgehens auf die Entstehungsgeschichte des Gesetzes und auf den früheren Rechtszustand. Das beste und zuverlässigste Mittel dabei ist die Einsicht und Prüfung der Gesetzesvorlagen und der Verhandlungen darüber, da sie einen Anhalt dafür geben, in welcher Absicht und in welchem Geiste die gesetzlichen Bestimmungen verfaßt worden sind. Wie schwer hält es aber, alle diese Hilfsmittel sich aus den verschiedenen Veröffentlichungen zu verschaffen, zumal in kleineren Gerichten und Orten. Ein Versuch würde es bald zeigen. Um so dankbarer muß das Streben der Leitung des Sächsischen Archivs und der Verlagsbuchhandlung anerkannt werden, in dem vorliegenden Beilagebande alle Materialien für die Ausführungsbestimmungen zusammen zu fassen, mögen es Entwürfe, Berichte oder Kammerverhandlungen sein; das Werk dient nicht nur dem gegenwärtigen Bedürfnisse, sondern auch und vielleicht noch mehr den künftigen Zeiten, wo es immer schwerer sein wird, sich die Unterlagen zu verschaffen, wo die Erinnerung an den früheren Rechtszustand mehr und mehr geschwunden ist. In welchem Umfange das Werk angelegt ist, ergiebt sich daraus, daß darin enthalten sind die Materialien für die Gesetze über den Ersatz von Wildschaden und die Rechtsfähigkeit der Jagd-

genossenschaften, über die Abänderungen der revidirten Gesindeordnung, für das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuche, für das Gesetz über Abänderung des allgemeinen Berggesetzes &c., für das Decret wegen Ermächtigung zum Erlaß von Ausführungsbestimmungen sowie die daraufhin ergangene Ausführungsverordnung, und das später ergangene Gesetz zur Ausführung einiger mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch zusammenhängenden Reichsgesetze, für das Gesetz über Anlegung von Mündelgeld, für das Gesetz wegen der Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, für das Gesetz zur Ausführung der Civilprozeßordnung und der Konkursordnung, für das Gesetz über die Gerichtskosten, für die Kostenordnung für Rechtsanwälte und Notare, für das Ergänzungsgesetz zum königlichen Hausgesetze und endlich für das Gesetz über Familienanwartschaften. Gewiß eine stattliche Reihe gesetzlicher Bestimmungen, die durch das neue Recht nöthig geworden waren. Daß alle Materialien dafür in einen Band von 1350 Seiten vereinigt werden konnten, war nur möglich bei Ausscheidung des nicht zur Sache Gehörigen, zumal die Verlagshandlung für eine gute Ausstattung gesorgt hat, die wohl ihre Schlußbemerkung rechtfertigt, daß ihre eigenen Herstellungskosten bei Weitem nicht gedeckt werden. Jedoch nicht deshalb, sondern noch viel mehr, weil ein Werk von dauerndem Werthe für Richter, Rechtsanwälte, Behörden vorliegt, ist es wünschenswerth, daß die Materialiensammlung eine solche Verbreitung finde, wie sie nach der Sachlage möglich ist. K—d.

— Entscheidungen und Verordnungen der obersten Schulbehörde zu dem königl. sächsischen Volksschulgesetz. Mit Genehmigung des königl. Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben. 13. Heft: Entscheidungen und Verordnungen aus den Jahren 1896—1901. Leipzig, Roßberg & Berger 1901. 107 S. 8. 1,50 ℳ. — Vorliegendes von der Verlagshandlung trefflich ausgestattete Heft bietet in 81 Entscheidungen und Verordnungen des königl. Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts einen Einblick in die Bewegung auf dem Gebiete der sächsischen Schulverwaltung in den letzten 5 Jahren. Besonders zahlreich und wichtig sind die Erlasse, die sich auf die bedeutsamste und segensreichste gesetzgeberische Maßregel, die Uebernahme der Alterszulagen auf den Staat, beziehen. Aber auch die andern Seiten des Volksschulwesens sind mannigfach vertreten. Die meisten Paragraphen des Volksschulgesetzes vom 26. April 1873 erfahren Erläuterungen, §. 7 z. B. in 6 verschiedenen Verordnungen. Die Entscheidungen zum Volksschulgesetze selbst bilden den ersten und weitaus umfangreichsten Theil des Heftes (S. 1—63), während der zweite (S. 64—69) die Erläuterungen zu der Ausführungsverordnung vom 25. August 1874 enthält. Die Nachträge umfassen gegen 30 Seiten (S. 70—101). Ein ausgiebiges, zeitlich geordnetes Inhaltsverzeichniß, eine sachliche Inhaltsübersicht und ein alphabetisches Sachregister gewähren die Möglichkeit schneller Orientirung in dem Büchlein, das für den Beamten auf dem Gebiete der Schulverwaltung ein werthvolles Hilfsmittel bildet. ü.

— Einführung in die Theorie und Praxis des Kindergartens. Von Eleonore Heerwart, Vorsitzenden des Allgemeinen Kindergärtnerinnenvereins, Ehrenmitglied des Deutschen Fröbelverbandes &c. (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 45.) Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1901. Preis geb. 2 ℳ 50 ₰. — Es hat der Kindergartensache von Anfang an nicht an Gegnern gefehlt, und sie hat deren noch heute. Die Schuld daran trifft wohl vorzugsweise ihre eignen Vertreter. Das zeigt jedem unbefangenen Beurtheiler auch das vorliegende Buch klar und deutlich. Niemand bestreitet Friedrich Fröbel das Verdienst, in seinen Spiel- und Beschäftigungsgaben den Müttern und Erzieherinnen vortreffliche Hilfsmittel dargeboten zu haben, deren verständnißvolle Benutzung dem Kinde im vierten bis sechsten Lebensjahre werthvolle und schätzbare Anregung gewährt. Aber wenn er und mehr noch seine Nachfolger sich geberdeten, als sei mit Fröbel's Kindergartenidee der deutschen Schule, ja der gesammten Nationalerziehung erst die feste Grundlage gegeben, die ihr bis dahin gefehlt habe, so war das eine Selbstüberschätzung, die zum Widerspruch herausfordern mußte. An dieser Ueberhebung krankt auch Eleonore Heerwart's Katechismus der Kindergärtnerei. Und sie wirkt hier um so unleidlicher, als diese Pädagogie sich durch ein ungewöhnliches Ungeschick im Gebrauch ihrer Muttersprache auszeichnet. Ein paar Sätze mögen zum Beweise für diese Behauptung dienen. S. 23: „Darum ist eine große Zahl von Kindern nicht geeignet, das einzelne nach seinem Wesen zu erziehen, es sei denn, daß genügend pädagogisch gebildete Hilfe angestellt wird.“ S. 29: „Der Kindergarten ist ein concentrischer in sich erweiternder Kreis (!), ein Mikrokosmus im Makrokosmus.“ S. 48: „Um dieses recht zu thun, gehört manches Aufräumen von alten Gewohnheiten dazu; ähnlich wie die neue hygieinische Anschauung einen Kehraus macht und »Luft, Licht, Wasser« predigt, anstatt der vielen Federbetten, verschlossenen Fenstern (!), Medicinflaschen und Wein, so giebt es auch gesunde Anschauungen über moralische und geistige Entwickelung; nur müßten Eltern die guten pädagogischen Werke darüber lesen.“ S. 170: „Die Kinder bringen die Symptome — es ist von Kinderkrankheiten die Rede — von zu Hause mit, müssen von den Eltern beobachtet und der Kindergärtnerin mitgetheilt werden“ (wer, die Kinder oder die Symptome?). Manchmal scheint sie das Gegentheil sagen zu wollen von dem, was ihre *Worte* bedeuten. So S. 74: „Darum muß die Kindergärtnerin *darauf* hinarbeiten, daß diese geistigen Thätigkeiten (nämlich Beobachtungsgabe und Erinnerungsvermögen) Gelegenheit und Stoff zur Uebung gar nicht bekommen.“ Auch ganz sprachwidrige Formen kommen vor, wie ein Präteritum „erschall“ für „erscholl“ (S. 48). Selbst der Unterschied zwischen mir und mich scheint der Verfasserin noch Schwierigkeiten zu machen. S. 77: „Das Kind verlangt etwas Neues und sein Vertrauen in dem Erzieher darf nicht getäuscht werden.“ Wir ersehen aus dem übrigens sehr dankenswerthen Verzeichniß von Fröbel- und Kindergartenliteratur (S. 177—183), daß Eleonore Heerwart auch in englischer Sprache schreibt. Hat sie über dem Englischen das Deutsche halb verlernt, so hätte sie eine geeignete Kraft für die Redaction zu Hilfe nehmen sollen. So wie das Buch ist, gewährt es demjenigen Leser, der in sprachlichen Dingen empfindlich ist, einen sehr bescheidenen Genuß. Im Uebrigen soll anerkannt werden, daß darin von Allem gesprochen wird, was einer angehenden Kindergärtnerin zu wissen von nöthen ist, und daß es insofern seinem Titel gerecht wird. Der Sache der Kindergärten neue Anhänger zu werben, dürfte dagegen dem stammelnden Deutsch der Verfasserin kaum gelingen. R. B.

— Der Zwingherr. Roman von Gustav Johannes Krauß. Berlin, Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde. — Der Roman könnte vielleicht wegen seiner hübschen Schilderung des Lebens und Treibens auf einem oberösterreichischen Herrensitze als ein annehmbares Stück besserer Unterhaltungslectüre gelten, wenn sich der Autor nicht in der wunderlichen Extravaganz gefiele, in seinem Helden eine problematische Natur von absolut unmöglichen Daseinsbedingungen und Charaktereigenschaften verherrlichen zu wollen. Dieser Mann, der Alles kann, heißt Dr. Wolfram und ist — laut Waschzettel — „von hoher geistiger Begabung, aber auch leidenschaftlichem, rücksichtslosem Willen zur Macht“, obwohl er sich in der Handlung des Romans eigentlich nur als guter Schachspieler, trefflicher Pistolenschütze und vorzüglicher Pädagog für stotternde Kinder ausweist. Außerdem sucht er mit den Mitteln der Suggestion ein kleines Edelfräulein ihrem fernen Geliebten abspenstig zu machen, um sich dann den Eltern als Schwiegersohn zu präsentiren. Sein schwarzer, halb schon gelungener Anschlag wird zwar durch einen wachsamen, wenn auch geistig nicht ganz normalen Gutsonkel glücklicher Weise noch verhindert, der aus der anderen Hemisphäre schleunigst herbei gekabelte Bräutigam macht's aber wie weiland Schiller's Ritter Delorges, so daß sich das arme Comtesserl an ihrem Clavierlehrer mit dem schönen Namen Sengstbratel begnügen lassen muß. Für die Möglichkeit und Richtigkeit der einzelnen Suggestions- und Desuggestionsmanöver des Hrn. Dr. Wolfram muß natürlich der Autor aufkommen; künstlerisch ist seine Absicht, der Erzählung durch die scharfe Würzung mit dem zur Zeit wieder viel debattirten psychopathischen Problem einen gewissen pikanten Reiz zu geben, jedenfalls mißlungen. Denn es fehlt Krauß, wie etwa Zola in seinem Romane „Lourdes“, die Kraft überzeugender Darstellung gerade der sogenannten „kritischen Momente“, die uns, für den Augenblick wenigstens, an die thatsächliche Wahrheit des Geschilderten zu glauben zwingt. Dieses künstlerische und psychologische Manko macht aus dem „Zwingherrn“ einen jener Criminalromane, die zwar von jeher ablehnende Kritiker, aber immer wieder ein „dankbares Publicum“ gefunden haben. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 105. Dienstag, den 3. September, Abends. 1901.

Pascal's Liebesfrühling.

Von Licentiat Dr. Kurt Warmuth.

Pascal, der Fanatiker der Askese, hat auch seinen Liebesfrühling gehabt. Er fiel in die Zeit seines freundschaftlichen Verkehrs mit dem Herzog von Roannez. Dieser stand im Banne von Pascal's Geist. Er wünschte, wie Margarete Perier*), Pascal's Schwester, berichtet, ihn beständig um sich zu sehen. Durch den jungen Herzog und Pair war Pascal, der nicht reich war, der Weg zu den Genüssen und Gefahren eines verschwenderischen Lebens geebnet.**) Die Gesellschaft jener Zeit, welche junge Leute wie der einundzwanzigjährige Herzog von Roannez und mit ihm der achtundzwanzigjährige Pascal besuchten, war erfüllt von Skepticismus und Atheismus, einer Erbschaft des vorhergehenden Jahrhunderts. Gewiß wird Pascal nicht theilgenommen haben an dem unordentlichen Leben, dessen Zeuge er war. Vielleicht ist ihm unter dem Eindruck von dem, was sich hier vor seinen Augen abspielte, die erste Idee zu seinen Pensées sur la religion gekommen. Der Herzog hatte eine 16jährige Schwester, Charlotte Gouffier. Zu jeder Zeit freundlich in Roannez' Hause aufgenommen, befand sich Pascal häufig in ihrer Gesellschaft. Er gewöhnte sich, sie zu sehen und zu lieben. Ohne den Unterschied des Standes zu bedenken, hegte er vielleicht die Hoffnung, ihr Gemahl zu werden. Möglicherweise mischte sich auch ein wenig Ehrgeiz in diese Neigung. Pascal hatte noch weltliche Gedanken. Die Hand der Schwester eines Herzogs und Pairs konnte ihm für seine Zukunftspläne wünschenswerth erscheinen. In dieser Periode seiner Schwärmerei für Frl. v. Roannez hat er die Abhandlung „Ueber die Leidenschaft der Liebe"***) geschrieben. Sie bietet eine Fülle feiner psychologischer Beobachtungen und ist besonders deshalb interessant, weil sie uns Pascal, den wir gewöhnt sind, als asketischen Einsiedler zu sehen, als Weltkind zeigt mit offenem, klarem Blick für das Leben. Mögen einige dieser glänzenden Gedanken hier ihren Platz finden!

Der Mensch ist zum Denken geboren. Es giebt keinen Augenblick, in dem er nicht dächte; aber die reinen Gedanken, die ihn glücklich machen würden, wenn er sie immer festhalten könnte, ermüden und entkräften ihn. Er kann sich an dieses einförmige Leben nicht gewöhnen, Aufregung und Thätigkeit sind ihm nöthig, d. h. er muß von Zeit zu Zeit durch die Leidenschaften erschüttert werden, deren lebendige und tiefe Quelle er in seinem Herzen fühlt. Die Leidenschaften, die dem Menschen am meisten entsprechen und viele andere in sich schließen, sind Liebe und Ehrgeiz. Sie haben keine Verbindung mit einander, doch stellt man sie häufig genug zusammen, aber sie schwächen, man könnte sagen, sie zerstören sich gegenseitig. Wie umfassend der Geist auch sei, er ist immer nur einer großen Leidenschaft fähig; wenn sich darum Liebe und Ehrgeiz begegnen, so sind sie nur halb so groß, als wenn blos eins von beiden sich vorfindet. Das Alter bestimmt weder Anfang noch Ende beider Leidenschaften; sie entstehen in den frühesten Jahren und bestehen oft bis zum Grabe. Da sie jedoch viel Feuer verlangen, so ist die Jugend ihrer mehr fähig, und sie erlahmen mit den Jahren; doch ist dies sehr selten. Das menschliche Leben ist elend kurz. Man rechnet es vom Eintritt in die Welt. Ich möchte es lieber von der Geburt der Vernunft an zählen, wenn man anfängt, durch sie erschüttert zu werden, was gewöhnlich erst mit dem 20. Jahre beginnt. Vor dieser Zeit ist man Kind, und das Kind ist nicht Mann. Wie glücklich ist ein Leben, das mit der Liebe beginnt und mit dem Ehrgeiz endigt! Hätte ich zu wählen, ich wählte dieses. Solange man Feuer hat, ist man liebenswürdig; erlöscht es, verschwindet es: wie schön und groß ist dann der Raum für den Ehrgeiz! Ein aufgeregtes Leben ist die Freude großer Geister, die mittelmäßigen haben daran kein Vergnügen, sie sind überall Maschinen. Darum hat der das glücklichste Loos, das der menschlichen Natur zu Theil werden kann, dessen Leben mit Liebe und Ehrgeiz beginnt und endigt! Je größer die Kraft des Geistes, desto größer die Leidenschaften. In einer großen Seele ist Alles groß. Man fragt, ob man lieben soll, man muß es fühlen. (A mesure que l'on a plus d'esprit, les passions sont plus grandes. Dans une grande âme tout est grand.) Wir werden mit einer Anlage zur Liebe in unserem Herzen geboren, die sich entwickelt in dem Maße, als sich der Geist vervollkommnet, und die uns Alles zu lieben treibt, was uns schön däucht, obwohl man uns nie gesagt hat, was schön ist. Wer mag da noch zweifeln, daß wir für etwas Anderes in der Welt sind, als um zu lieben? Und in der That, man mag es sich verbergen, man liebt immer. Selbst in den Dingen, von welchen man die Liebe abgelöst zu haben glaubt, findet sie sich heimlich und versteckt, und es ist unmöglich, daß der Mensch einen Augenblick ohne sie lebe. Der Mensch mag nicht allein bleiben mit sich; er liebt; er muß anderswo suchen, was er lieben kann. Er kann es nur in der Schönheit finden; aber da er selbst das schönste Geschöpf ist, das die Hand Gottes bildete, so muß er in sich selbst das Bild dieser Schönheit finden, die er auswärts sucht. Jeder kann hiervon die ersten Strahlen in sich wahrnehmen; jenachdem man bemerkt, daß die Gegenstände außer uns damit übereinstimmen oder sich davon entfernen, bildet man sich die Idee des Schönen oder Häßlichen über alle Dinge. Jedoch kann der Mensch, der aus sich herausgegangen ist und die hierdurch entstandene Leere auszufüllen sucht, sich nicht mit dem ersten Besten Genüge thun. Sein Herz ist zu weit, es muß wenigstens etwas sein, was ihm ähnlich ist und ihm am nächsten kommt. Darum besteht die Schönheit, die ihn befriedigen kann, nicht allein in der Schicklichkeit, sondern auch in der Aehnlichkeit: sie begrenzt und beschränkt sich auf den Geschlechtsunterschied. Die Natur hat diese Wahrheit so sehr in unsere Seele eingedrückt, daß wir Alles vorbereitet finden; es bedarf dazu weder Kunst noch Studium; es ist, als ob wir einen Platz in unserem Herzen auszufüllen hätten. Obgleich dieser allgemeine Begriff der Schönheit im Grunde unserer Seele eingegraben ist mit unauslöschlichen Zügen (cette idée générale de la beauté gravée dans le fond de nos âmes avec des caractères ineffaçables), erleidet er doch sehr große Veränderungen in der besonderen Anwendung, jedoch nur in Bezug auf die Art der Anschauung dessen, was uns gefällt. Denn man wünscht nicht nur geradezu eine Schönheit, man verlangt tausend Umstände, welche von der Stimmung abhängen, in der man sich befindet. Jeder hat gleichsam das Original seiner Schönheit, dessen Copie er in der Welt sucht. (L'on peut dire que chacun a l'original de ce beauté dont il cherche la copie dans le grand monde.) Jedoch sind es die Frauen, welche häufig dieses Original bestimmen. Wie sie eine unbeschränkte Herrschaft über den Geist des Mannes haben, so malen sie in ihm die Theile der Schönheit ab, welche sie haben, oder welche sie schätzen, und fügen auf diese Weise nach Gutdünken dieses und jenes der Grundschönheit bei. Darum giebt

---

*) Faugère, Pensées, Paris 1844. I, 381.
**) Faugère I, LXI ff.
***) Faugère I, 105.

es ein Jahrhundert für die Blonden, ein anderes für die Braunen, und die Getheiltheit der Meinung über diese beiden bei den Frauen entscheidet auch bei den Männern derselben Zeit für die einen oder die anderen. Die Mode selbst und das Land bestimmen häufig, was man Schönheit nennt. (La mode même et les pays règlent souvent ce que l'on appelle beauté.) Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die Gewohnheit sich so stark in unsere Leidenschaften mengt. Darum kann jeder seine eigene Vorstellung von Schönheit haben, nach der er die anderen beurtheilt und auf die er sie bezieht; darauf gründet es sich, daß ein Liebhaber seine Geliebte schöner findet und als Muster vorstellt. Die Schönheit ist in tausend verschiedene Arten getheilt. Die Frau weiß dieselbe am besten zu handhaben. Hat sie Geist, so belebt und erhebt sie dieselbe wunderbar. Wenn eine Frau gefallen will, und sie besitzt den Vortheil der Schönheit oder wenigstens zum Theile, so wird es ihr gelingen; selbst wenn die Männer kaum darauf achteten und sie sich keine Mühe gäbe, sie würde sie in sich verliebt machen. In ihren Herzen ist ein freier Platz, dort wird sie sich ansiedeln. Der Mensch ist für das Vergnügen geboren; er fühlt es, es bedarf hierzu keines anderen Beweises. Er folgt also seiner Vernunft, indem er seinem Vergnügen nachgeht. Durch Sprechen von der Liebe wird man verliebt. Nichts ist so leicht. Diese Leidenschaft ist für den Menschen die natürlichste. (A force de parler d'amour on devient amoureux. Il n'y a rien si aisé. C'est la passion la plns naturelle à l'homme.) Die Liebe hat kein Alter; sie wird beständig geboren. Die Dichter haben uns dies gesagt, darum stellen sie Amor als Kind dar. (L'amour n'a point d'âge; il est toujours naissant. Les poëtes nous l'ont dit; c'est pour cela qu'ils nons le représentent comme un enfant.) Die Liebe giebt Geist, sie erhält sich durch den Geist. Es bedarf einer gewissen Geschicklichkeit um zu lieben. Man erschöpft alle Tage die Arten zu gefallen, doch man muß gefallen und gefällt. Die Eigenliebe stellt uns für uns selbst so dar, als könnten wir mehrere Stellen nach außen ausfüllen; darum sind wir sehr damit zufrieden, geliebt zu werden. Wie man es mit Wärme wünscht, so bemerkt man es gar schnell und erkennt es an den Augen der Person, welche man liebt; denn die Augen sind die Dolmetscher des Herzens (les yenx sont les interprêtes dn coenr), aber nur der Betheiligte versteht ihre Sprache. Der Mensch allein ist etwas Unvollkommenes; er muß einen zweiten suchen, um glücklich zu sein. (L'homme seul est qnelque chose d'imparfait; il faut qu'il trouve un second pour être heurenx.) Er sucht ihn sehr häufig in der gleichen Stellung, weil man freier und leichter sich einander zeigen kann, und man fühlt, daß das Feuer wächst, obwohl man es derjenigen, die es anschürt, nicht zu gestehen wagt. Liebt man ein Weib ohne Gleichheit der Stellung, so kann der Ehrgeiz den Anfang der Liebe begleiten; aber bald wird er Meister. Er ist ein Tyrann, der Niemanden neben sich duldet, er will allein sein; alle Leidenschaften müssen sich beugen und ihm gehorchen. Eine hohe Freundschaft erfüllt das Herz des Menschen weit besser als eine alltägliche und gleiche; die kleinen Dinge fahren umher in seiner Fassungskraft, nur die großen halten still und bleiben. Man schreibt häufig Dinge, die man nur beweisen kann, indem man Jedermann auffordert, über sich nachzudenken und die Wahrheit dessen zu finden, wovon man redet. Hierin besteht die Kraft meiner Beweise. Wenn der Mensch nach irgend einer Seite seines geistigen Wesens zartfühlend ist, so ist er es in der Liebe. Denn von einem Gegenstande außer ihm berührt, wird er ihn fliehen, sobald er etwas seinen Ideen Widersprechendes in ihm findet. Der Maßstab dieses wählerischen Zartgefühls wird durch einen reinen, edlen und erhabenen Grund bestimmt. Mit dem wählerisch oder nicht wählerisch sein verhält es sich freilich so, daß man, wenn man jenes sein will, nicht weit davon entfernt ist, es im höchsten Grade zu sein. Die Frauen sehen dieses wählerische Zartgefühl bei den Männern gern, und dies ist, wie mir scheint, die verwundbarste Stelle, sie zu gewinnen: man sieht mit Vergnügen, wie tausend Andere verwerflich und nur wir schätzenswerth sind. Die geistigen Eigenschaften gewinnt man nicht durch Angewöhnung, man vervollkommnet sie nur. Daraus ist ersichtlich, daß dieses Zartgefühl eine Naturgabe und keine künstliche Erwerbung ist. Je mehr man Geist hat, desto mehr originale Schönheit findet man; aber man darf nicht verliebt sein, denn wenn man liebt, sieht man nur eine. (A mesure que l'on a plus d'esprit, l'on trouve plus de beautés originales; mais il ne faut pas être amoureux; car quand l'on aime, l'on n'en tronve qu'une.) Das Vergnügen, zu lieben, ohne daß man es sagen darf, hat seine Leiden, doch auch seine Süßigkeiten. Wie überglücklich fühlt man sich darin, alle seine Handlungen zu bilden, um einer Person zu gefallen, welche man unendlich schätzt! Man sinnt tagelang auf Mittel, sich zu entdecken, und verwendet ebensoviel Zeit darauf, als ob man die Geliebte unterhielte. Die Augen flammen auf und erlöschen wieder im selben Augenblicke, und obwohl man nicht gewiß ist, daß die, welche die Ursache dieser ganzen Verwirrung ist, darauf achte, so hat man doch die Genugthuung, alle diese Regungen für eine Person zu fühlen, die ihrer so würdig ist. Man möchte hundert Zungen haben, um sich zu erkennen zu geben; doch da man sich des Wortes nicht bedienen kann, muß man sich auf die Beredtsamkeit der Handlung zurückziehen. Bis dahin hat man stets Freude und ist sehr beschäftigt. Deshalb ist man glücklich, denn das Geheimniß, stets eine Leidenschaft zu unterhalten, ist, keine Leere im Geist entstehen zu lassen, indem man ihn nöthigt, sich stets *an das*, was so angenehm berührt, anzuschließen. Aber *wenn er in* dem eben beschriebenen Zustande ist, kann er nicht lange Zeit aushalten, weil er der einzige Handelnde in einer Leidenschaft ist, wo nothwendig zwei sein müssen, und seine Bewegungen erschöpfen sich leicht und schnell. Obwohl es dieselbe Leidenschaft ist, bedarf es doch des Neuen; der Geist gefällt sich darin, und wer sie sich zu verschaffen weiß, weiß sich geliebt zu machen. Nachdem man diesen Weg gemacht hat, nimmt die Fülle manchmal ab, und weil man keinen neuen Zufluß von der Quelle erhält, neigt man jämmerlich zum Ende; feindliche Leidenschaften erfassen das Herz und zerreißen es in tausend Stücke. Doch ein Hoffnungsstrahl — mag man auch noch so weit gesunken sein — hebt uns wieder zu der ersten Höhe. In diesem Spiele gefallen sich manchmal die Weiber; manchmal auch, wenn sie sich stellen, Zuneigung zu fühlen, haben sie dieselbe wirklich geradezu. Wie glücklich ist man, wenn dies geschieht! Eine feste und ernsthafte Liebe beginnt immer mit der Beredtsamkeit der Handlung; die Augen haben den besten Theil daran, dennoch muß man errathen, aber gut errathen. (Un amour ferme et solide commence toujours par l'éloquence d'action: les yeux y ont la meilleure part. Neanmoins il faut deviner, mais bien deviner). Wenn wir lieben, erscheinen wir uns selbst ganz anders als zuvor. Darum bilden wir uns ein, Jedermann bemerke es; dies ist aber ganz falsch. (Qnand nous aimons, nous paraissons à nous-mêmes tont autres que nous n'étions auparavant. Ainsi nous nous imaginons que tout le monde s'en aperçoit; cependant il n'y a rien de si faux). Weil jedoch der Gesichtskreis unseres geistigen Vermögens durch die Leidenschaften beschränkt ist, kann man sich nicht vom Gegentheil versichern und ist stets mißtrauisch. Wenn man liebt, macht man sich glauben, daß man die Leidenschaft eines Anderen entdecken werde; so hat man Furcht. Je länger der Weg in der Liebe ist, desto mehr Vergnügen findet ein zartfühlender Geist. Es giebt gewisse Geister, welchen man lange Zeit Hoffnung geben muß; dies sind die Feinfühlenden. Andere können den Schwierigkeiten nicht lange widerstehen, dies sind die Groben. Jene lieben länger und mit mehr Genuß, diese schneller, freier und hören bald auf zu lieben. Die erste Wirkung der Liebe besteht darin, daß sie Achtung einflößt. Man hat Verehrung für den, den man liebt. Mit Recht. Man kennt auf der Welt nichts Größeres. Die Schriftsteller können uns die Regungen der Liebe bei ihren Helden nicht gut beschreiben; sie müßten selbst Helden sein. Die Verirrung, an verschiedenen Orten zu lieben, ist ebenso widernatürlich wie die Ungerechtigkeit des Geistes. In der Liebe ist Schweigen besser als die Sprache. Es ist gut, sprachlos zu sein; es giebt eine Beredtsamkeit des Schweigens, welches tiefer dringt, als die Sprache je dringen könnte. Wie gut überredet ein Liebhaber die Geliebte, wenn er sprachlos ist, und wie geistreich ist er eben darin! (En amour un silence vaut mieux qu'un langage. Il est bon d'être interdit; il y a une éloquence de silence qui pénètre plus que la langue ne saurait faire. Qu'un amant persuade bien sa maîtresse quand il est interdit, et que d'ailleurs il a de l'esprit!) Wie lebhaft man auch sein mag, es ist gut, wenn es sich bei gewissen Gelegenheiten nicht zeigt. Alles dies geht ohne Regel und Nachdenken vor, und wenn der Geist es auch thut, so dachte er doch vorher nicht daran. Es geschieht mit Nothwendigkeit. Man betet häufig eine Frau an, die nicht glaubt angebetet zu sein, und

man wird nicht müde, ihr eine unverletzliche Treue zu bewahren, obwohl sie nichts davon weiß. Die Liebe muß eben sehr fein und sehr rein sein. Wir erkennen das Gemüth und folglich auch die Leidenschaften der Menschen dadurch, daß wir uns selbst mit Anderen vergleichen. Ich bin der Ansicht dessen, der sagte, in der Liebe vergesse man Besitz, Eltern und Freunde; die großen Freundschaften reichen so weit. Man kommt nur darum so weit in der Liebe, weil man keines anderen Dinges zu bedürfen glaubt, als des Geliebten. Das Gemüth ist voll, nirgends ist mehr Platz für Sorge und Unruhe. Die Leidenschaft kann nicht ohne Uebermaß sein, daher kommt es, daß man sich um das nichts kümmert, was die Welt sagt. Es ist keine Folge der Gewohnheit, sondern eine Forderung der Natur, daß die Männer den ersten Schritt thun, um die Freundschaft der Weiber zu erwerben. Dieses Verschwinden der Erinnerung, welches eine Folge der Liebe ist, und das feste Sichanschließen an den geliebten Gegenstand bringt in uns Eigenschaften zu Tage, welche man vorher nicht besaß. Man wird prachtliebend, ohne es je gewesen zu sein. Selbst ein Habsüchtiger, der liebt, wird freigebig und erinnert sich nicht, je die entgegengesetzte Gewohnheit gehabt zu haben. Der Grund davon liegt darin, daß manche Leidenschaften die Seele zusammenschnüren und sie unbeweglich machen, andere sie vergrößern und aufschließen. Man hat unrecht gethan, der Liebe den Namen Vernunft zu nehmen und sie beide sich entgegen zu setzen; denn Liebe und Vernunft sind dasselbe. Schließen wir darum die Vernunft nicht von der Liebe aus; sie läßt sich nicht von ihr trennen. Die Dichter haben also unrecht gehabt, uns Amor blind zu zeichnen; man muß ihm die Binde abnehmen und ihm den Genuß seiner Augen zurückgeben. (Les poëtes n'ont pas eu raison de nous dépeindre l'amour comme un aveugle; il faut lui ôter son bandeau et lui rendre désormais la jouissance de ses yeux.) Die für die Liebe geigneten Seelen verlangen ein thätiges Leben, das in neuen Ereignissen aufgeht. Wie inwendig Bewegung ist, so muß auch außen welche sein, und diese Art zu leben, ist eine wunderbare Anbahnung für die Leidenschaft. (Les âmes propres à l'amour demandent une vie d'action qui éclate en événements nouveaux. Comme le dedans est mouvement, il faut aussi que le dehors le soit, et cette manière de vivre est un merveilleux acheminement à la passion.) Es scheint, man habe eine ganz andere Seele, wenn man liebt; man erhebt sich durch die Leidenschaft, man wird ganz Größe. (Il semble que l'on ait toute une autre âme quand on aime que quand on n'aime pas; on s'élève par cette passion et on devient toute grandeur.) Achtung und Liebe sollen im richtigen Verhältnisse stehen, sodaß sie sich gegenseitig tragen, ohne daß die Achtung die Liebe erstickt. Die großen Seelen sind nicht die, welche am häufigsten lieben; ich rede von einer heftigen Liebe, es bedarf eines Ueberströmens von Leidenschaft, um sie zu erschüttern und zu erfüllen. Aber wenn sie anfangen zu lieben, so lieben sie weit besser. Man sagt, es gebe Nationen, welche geeigneter zur Liebe seien als andere; dies ist nicht richtig gesagt, wenigstens ist es nicht in jeder Beziehung wahr. Da die Liebe in einer Anhänglichkeit der Gefühle besteht, so muß sie überall dieselbe sein. Sofern sie außerhalb des Gefühls gewisse Bestimmungen erleiden kann, so kann freilich das Klima Einfluß haben; dies ist aber nur körperlich. Es ist mit der Liebe wie mit dem gesunden Menschenverstande. Gleichwie man glaubt, ebensoviel Geist zu haben, als ein Anderer, so meint man auch ebenso lieben zu können. Jedoch je weiter unsere Einsicht reicht, desto mehr liebt man bis auf die kleinsten Dinge hinaus, was Andere nicht können. Es gehört einige Feinheit dazu, um diesen Unterschied zu bemerken. Ist man fern von der Geliebten, so nimmt man sich vor, Vieles zu sagen oder zu thun; ist man nahe, so ist man unentschlossen. Woher kommt dieses? Daher, daß man volle Geistesgegenwart hat, solange man fern ist; vor dem geliebten Gegenstande aber ist diese erschüttert: für den Vorsatz bedarf es der Festigkeit, diese geht zu Grunde durch die Erschütterung. (Quand on est loin de ce que l'on aime l'on prend la résolution de faire ou de dire beaucoup de choses; mais quand on est près, on est irrésolu. D'où vient cela? C'est que quand on est loin, la raison n'est pas si ébranlée, mais elle l'est étrangement en la présence de l'objet: or pour la résolution il faut de la fermeté qui est ruinée par l'ébranlement.) Nichts macht uns verlegener, wenn wir lieben, als etwas für uns Günstiges zu sehen, ohne daß wir daran zu glauben wagen: man ist von Hoffnung und Furcht gleicher Weise angegriffen. Zuletzt siegt diese über jene. Wenn man heftig liebt, so ist es für uns immer etwas Neues, die Geliebte zu sehen. Nach einem Augenblick der Trennung finden wir, daß sie in unserem Herzen fehlt. Welche Freude, sie wieder zu finden! Man fühlt alsbald das Aufhören aller Unruhe.

Ob Pascal bei Frl. v. Roannez Erwiderung gefunden, wir wissen es nicht. Faugère*) hält es für glaublich. Jedenfalls knüpfte sich zwischen Beiden ein brieflicher Verkehr**) an, der die höchste gegenseitige Achtung und Vertrauen voraussetzt. Leider kennen wir die Briefe Frl. v. Roannez' nicht und von Pascal's Briefen sind uns nur Bruchstücke erhalten, erbauliche Stellen, welche die Strenge seiner jansenistischen Abschreiber allein aufbewahrt hat. Wie interessant wäre gerade das, was sie vernichtet haben, zur Beurtheilung des Menschen Pascal! Ueber Frl. v. Roannez giebt uns Margarete Perier einige biographische Notizen.***) Sie trat in Port-Royal ein und unterzog sich mit Eifer dem Noviziat unter dem Namen Schwester Charlotte de la Passion. Als Pascal gestorben war und Frau Perier Paris verlassen hatte, kehrte sie in die Welt zurück. Sie scheint geistig wie sittlich ihrem großen Liebhaber nicht ebenbürtig gewesen zu sein.

*) I LXVII. **) I 35. ***) I 383.

Bücherbesprechungen.

— Handausgabe der Deutschen Grundbuchordnung nebst einer systematischen Darstellung des materiellen Liegenschaftsrechts und den preußischen Ausführungsbestimmungen. Für die preußische Praxis bearbeitet von O. Philler, Landgerichtspräsident a. D. Berlin 1901. Otto Liebmann (245 S., Pr. geb. 5 ℳ.) — Von den Theilen des Werkes kommen für weitere Kreise besonders die Einleitung und die Grundbuchordnung in Betracht. Die Grundbuchordnung ist mit kurzen Erläuterungen versehen, die neben Verweisungen auf einschlagende weitere Gesetzesbestimmungen auch die praktische Anwendung zu erleichtern bezwecken sowie ergangene Entscheidungen kurz berühren, letztere freilich nur soweit solche im Jahrbuche f. Entsch. des Kammergerichts, in Gruchot's (Rassow's) Beiträgen z. Erläuterung und in der vom Reichsjustizamte herausgegebenen Zusammenstellung veröffentlicht sind. Die sonstigen, oft sehr reichhaltigen und gerade für die Praxis werthvollen Sammlungen sind unberücksichtigt geblieben, wie z. B. das Centralblatt. Bedeutsam ist die Einleitung, die eine kurze, aber ausreichende systematische Darstellung des materiellen Liegenschaftsrechts in den Haupttheilen enthält und so dem Werke die vollständige Wiedergabe und Erläuterung der vielen einschlagenden Bestimmungen des BGB. in glücklicher Weise erspart, zumal schon jede größere Ausgabe des BGB. die Bestimmungen erläutert. Dem Inhalte der Darstellung ist meist beizutreten und wenig zu bemerken. So z. B. zu S. 8, wo anscheinend die Eintragungsbewilligung des berechtigten und die Annahme des andern Theils als genügender Inhalt der Einigung angesehen wird (entgegen BGB. §. 873), wenn nicht etwa, wie die spätere Ausführung von GBO. §§. 19, 20 vielleicht andeutet, damit nur das formelle Consensprincip behandelt werden sollte. Zu S. 9 ist zu der Ausführung über Löschung zu bemerken, daß die Löschung von Hypotheken S. 24 behandelt wird. Das S. 10 unten Ausgeführte zu GBO. §. 41 stimmt nicht, da der Erbe ohne seine Eintragung als Eigenthümer nur die Uebertragung oder die Aufhebung eines Rechts, nicht aber die Belastung eines Grundstücks vornehmen kann. S. 19 ist §. 56 GBO. nicht richtig wiedergegeben. Zu S. 25/26 hätte vielleicht für die Briefhypothek die Wirkung einer zusammenhängenden oder unterbrochenen Reihe von öffentlich beglaubigten Abtretungen näher ausgeführt werden können, um die Wichtigkeit hervortreten zu lassen. Die Einleitung ist aber, hiervon abgesehen, gerade als eine besonders werthvolle Zugabe des Werkes anzusehen. Die übrigen Theile des Buches enthalten preußische Bestimmungen und Auszüge aus anderen Gesetzen. K—d.

— Russische Studenten. Ein Beitrag zur Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland von Erwin Bauer. Annaberg i./Sa. Verlag der Graser'schen Buchhandlung. Preis 2 Mark. — Die ziemlich umfangreiche Broschüre (168 Seiten) enthält vor Allem eine Darstellung und Kritik der gegenwärtigen

Studentenbewegung in Rußland und der letzten Unruhen an den russischen Universitäten. Das reiche Material wird uns trotz knappster Fassung in sehr anschaulichen Schilderungen vorgeführt. Wir lernen die Studentenunruhen der jüngsten Zeit und ihre Beweggründe kennen, wobei auch die Attentate auf den Minister der Volksaufklärung (Unterrichtsminister) Bogolepow und auf den Procurator des hl. Synod besprochen werden. In interessanter Weise erläutert der Verfasser, der sich wiederholt längere Zeit in Rußland aufgehalten hat, daß die Studenten bei ihren letzten Aufständen gegen die Obrigkeit durchweg in vollster moralischer Uebereinstimmung mit der gesammten oppositionellen Intelligenz im Reiche gehandelt haben und „daß die letzten Studentenunruhen ganz ohne Frage, wenn nicht direct als das Werk der revolutionären Propaganda, so doch als eine directe Folge ihrer unablässigen Arbeit im Reiche anzusehen sind". Deshalb scheiden auch diese Unruhen nicht nur aus dem Rahmen gelegentlicher oder zufälliger, durch bestimmte Vorkommnisse spontan gezeitigter jugendlicher Kopf- und Zügellosigkeit völlig aus, sondern sie gewinnen auch die Bedeutung symptomatischer Erscheinungen für die Gesammtentwicklung der öffentlichen Zustände im Czarenreiche. Die Studenten haben, wie Erwin Bauer des Weiteren hervorhebt, lediglich das in rasche Thaten umgesetzt, was als Gedanken und Pläne in den Köpfen und Herzen der liberalen Opposition lebt. Vor Allem bemüht sich der Verfasser den Beweis zu erbringen, daß die Revolten der Studirenden beiderlei Geschlechts in den Märztagen von 1901 im engsten Zusammenhange mit der socialrevolutionären russischen Arbeiterbewegung gestanden haben und daß wie in Moskau vom 8.—17. März so einige Wochen später die Studenten und die Studentinnen „nur die Führer der socialistischen Arbeitermassen gewesen sind, die zum offenen Aufruhr schritten". In einer Hinsicht aber ist der Verfasser nicht recht unterrichtet, wenn er an ein directes Zusammengehen der polnischen socialrevolutionären Arbeiterorganisation und der russisch-socialrevolutionären Arbeiterorganisation glaubt. Gerade zwischen den Polen und Russen radicaler und radicalster Richtung bestehen noch gegenwärtig unüberbrückbare Gegensätze, während sich zwischen den conservativen und gemäßigt liberalen russisch-polnischen Elementen zur Zeit mehr und mehr ein Ausgleich anbahnt, der schon zu bemerkenswerthen Annäherungserscheinungen geführt hat. Recht interessante Culturbilder bieten die Skizzen über den großen Moskauer Studentenball, der jedes Jahr im November in der alten Residenz des Reichs stattfindet und an dem sich oft bis zu 7000 Personen und mehr betheiligen, sowie die Schilderung des Stiftungsfestes der Universität Moskau (die sog. hl. Tatjana), das am 25/12. Januar in Moskau feierlich begangen wird. Da die Frage der russischen Hochschulreform augenblicklich die öffentliche Meinung in ganz Rußland auf das Lebhafteste beschäftigt und auch die deutschen wissenschaftlichen Kreise interessirt, so wird die Bauer'sche Schrift gerade jetzt für Viele eine willkommene Lectüre bilden. Der Verfasser bezeichnet es als eine über alle Maßen optimistische Anschauung der russisch-officiellen Kreise, daß mit den vom General Wannowsky geplanten Reformen im Unterrichtswesen alle Gefahr beseitigt und die russische Jugend wieder zum Gehorsam und zur Achtung der Autokratie zurückgeführt werden wird. Im Uebrigen kann man sich im Ganzen und Großen wohl mit den Schlußworten des Verfassers der Broschüre einverstanden erklären, die da lauten; „Freiheit und Betheiligung am Staatsleben — das sind die Forderungen der heranwachsenden russischen Generation, und diese Forderungen können nicht dadurch befriedigt oder beseitigt werden, daß statt Latein und Griechisch Naturwissenschaften in den Lehrplan der Schulen eingestellt werden. Solange die russische Bureaukratie bleibt, wie sie ist, und so lange nichts gethan wird, um die Vorbildung und sociale und materielle Lage der russischen Studentenschaft zu heben, — so lange wird sie ein Hauptelement der Revolution bleiben."

—e

— Finländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, sociale und politische Leben Finlands. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. — Von dieser neuen Zeitschrift, die in Anlaß der neuesten czarischen Russificirungspolitik im Großfürstenthume Finland zur Vertretung der finländischen Interessen in Deutschland begründet worden ist, sind bisher drei hübsch ausgestattete Hefte erschienen. Der Herausgeber, der sich als Uebersetzer aus der nordischen Literatur einen Namen gemacht hat, will nicht nur die denkenden Kreise unseres deutschen Vaterlandes mit den politischen und Culturverhältnissen des bedrohten Landes und mit dem Verlaufe und der Art des gegen dasselbe unternommenen Kampfes vertraut machen, sondern auch an der Hand der neuesten Geschichte Finlands Beiträge zu dem weltgeschichtlichen Ringen der „beiden großen Principien" geben, welche „von jeher im Gange der Geschichte um den Vorrang gestritten haben", des Princips der Freiheit, Selbstbestimmung und Eigenpersönlichkeit auf der einen und des Princips der Unfreiheit, des Selbstherrscherthums und der Bevormundung auf der anderen Seite. Finland bildet in der That hierfür ein ganz besonders lohnendes Object, denn es stellt nicht nur einen staatlichen Organismus dar, in welchem die Grundsätze der corporativen Selbstverwaltung sich zu schönster und erfolgreichster Blüthe entwickelt haben, sondern es weist auch im politischen Leben, im Bau des Staatskörpers und auf dem Gebiete der geistigen Strömungen eine scharf ausgeprägte und selbständige Individualität auf, wie sie in wenigen modernen Staaten und Nationen zu finden ist. Und daß gerade in Deutschland eine Zeitschrift begründet worden ist, welche für die Rechte und Errungenschaften der Finländer eine Lanze brechen will, das mag darin seine Rechtfertigung finden, daß das reactionär-chauvinistische Russenthum, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, seine Angriffe in diesem Falle „gegen dasjenige Volk richtet, das nicht nur als der äußerste Vorposten westeuropäischer Cultur überhaupt dasteht, sondern auch Dank seiner skandinavischen Traditionen und seiner von fremden feudalistischen Einflüssen unberührt gebliebenen historischen Entwickelung die Rechtsanschauungen des Germanenthums in ungewöhnlich reiner und kräftiger Gestalt verkörpert". Wird man sich somit mit der Tendenz und den Aufgaben der neuen Zeitschrift durchaus einverstanden erklären können, so beweist der gediegene Inhalt der drei vorliegenden Hefte, daß sowohl der Herausgeber wie seine Mitarbeiter mit Ernst und Liebe an die Arbeit gegangen sind. Der Untersuchung der staatsrechtlichen Fragen, welche den Gegenstand des finländisch-russischen Conflictes bilden, und der Schilderung dieses Conflictes selbst dienen u. A. die Artikel: „Die gegenwärtige Lage" von Nestor, „Panrussische Theorie und finländische Praxis" von W. van der Vlugt-Leyden, „Verfolgungen der finländischen Presse" von A. Werner, „Unterthänige Petition der Stände Finlands, betr. Mißgriffe in der Verwaltung des Landes", „Expansionsethik" von W. van der Vlugt-Leyden und „Aus den Februar- und Märztagen des schwarzen Jahres" von Z. Konrad, sowie die in jedem Hefte enthaltenen „Kleinen Notizen". Der Leser wird hier über die Vorgänge in Finland seit dem bekannten Manifeste des Czaren vom 15. Februar 1899 ausreichend und im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung des Landes unterrichtet. Hierher gehören auch als willkommene Ergänzungen die Aufsätze: „Zur Geschichte Finlands in den letzten Lebensjahren Kaiser Alexander's I." von Fritz Arnheim, „Die Auswanderung aus Finland" von O. Strömer und „Studentenleben in Finland" von Civis. Einen sehr lesenswerthen Artikel hat ferner Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena über „Die Bedeutung der kleineren Nationen" beigesteuert. Eine Abhandlung mit Illustrationen über „Finische Textilornamentik" von J. J. Tikkanen giebt interessante Aufschlüsse über die Volkskunst verschiedener finischer Stämme, und ein Bericht von Julien Leclerq in Paris über „Die finische Kunst auf der Weltausstellung in Paris" schildert anschaulich die Leistungen der Finländer in der Malerei, Bildhauerkunst, Holzschnitzerei rc. Außerdem ist in jedem der drei Hefte einem zeitgenössischen finländischen Dichter ein Essay gewidmet. Im ersten Hefte veröffentlicht Ernst Brausewetter eine fesselnde Studie über Juhani Aho, den Verfasser des auch in der Leipziger Zeitung besprochenen großen historischen Romanes „Panu", im zweiten Hefte entwirft W. Jelm ein interessantes Charakterbild des früh verstorbenen Dichters Karl August Tavaststjerna, und im dritten Hefte giebt ein Anonymus eine lesenswerthe Skizze der literarischen Wirksamkeit des Dichters Lars Stenbäck. Eine Anzahl gut übersetzter Gedichte und Erzählungen der genannten drei finländischen Schriftsteller belegen die über sie gefällten Urtheile und befriedigen in anregender Weise das Unterhaltungsbedürfniß der Leser. Sehr werthvoll ist auch die jedem Hefte beigegebene Bibliographie. Die Finländische Rundschau hat sich durch die bis jetzt erschienenen Hefte vortrefflich eingeführt und kann Jedem, der sich für das Land und seine Schicksale interessirt — und welcher Gebildete sollte dies nicht thun?! — bestens empfohlen werden.

Br.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 106. Donnerstag, den 5. September, Abends. 1901.

Ernst Ortlepp, ein verschollener Dichter.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

. . . einer Lyra ungeheurer Bogen
War ausgespannt bis an das Himmelszelt,
Mit Saiten, wie die Cedern stark bezogen —
Ich wähnte mich zum kühnen Spiel bestellt,
Ich schlug sie an und ließ Accorde wogen,
Die langhindonnernd hallten durch die Welt,
Und Meer und Sturmwind schienen mitzuwühlen
In meinem Meer und Sturme von Gefühlen.

Ernst Ortlepp in „Traum“ (1832).

Beim Durchblättern alter Zeitschriften aus den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts begegnet dem Forscher ein Name, den er in den Literaturgeschichten nur sehr selten verzeichnet findet. Seine Beiträge sind vorwiegend Gedichte politischen Inhalts und feiern die allgemeinen liberalen Forderungen jener Epoche, die damals beliebten Tendenzen der vormärzlichen Zeit, ohne ihnen wesentlich neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Was aber auffällt bei diesen Gedichten, ist ein großer Wurf in der Composition und in den Bildern, und dabei eine vollendete, oft meisterhafte äußere Form, wie sie späteren politischen Lyrikern, Freiligrath, Grün, Herwegh besonders zu Gebote stand. In den 40er Jahren verschwindet aber dieser Dichter aus dem literarischen Gesichtskreis, und nur in antiquarischen Katalogen begegnen wir hin und wieder einem Bändchen, das unter dem Namen Ernst Ortlepp verzeichnet ist. Dieser Dichter nun gehört in die große Reihe jener Talente, die nach einem kurzen vielversprechenden Aufflug flügelmatt wieder in die Prosa des Alltags heruntersanken, in jene große Reihe, als deren Typus seit Langem der junge schlesische Dichter Johann Christian Günther gilt, der am Anfange des 17. Jahrhunderts in einer trostlosen literarischen Epoche wie eine Oase dasteht. Das viel citirte Wort, mit dem Goethe das Leben dieses mit 28 Jahren im Elend verkommenen Talentes bezeichnete: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“, dies Wort gilt auch von den ähnlichen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts und vor Allem von Ernst Ortlepp. In den Versen, die ich an die Spitze dieses Aufsatzes setzte, hat er in einem großen gigantischen Bilde sein Leben und Dichten symbolisirt. Es war ein kurzer Moment großer Hoffnungen, das Gefühl einer hohen Bedeutung und das Bewußtsein eines ungewöhnlichen Talentes. Und darauf ein jahrzehntelanges Kämpfen mit dem Feinde, vor allen dem in der eignen Brust. Der Lebensgang dieses Verschollenen, der leider nicht so glücklich war wie Günther, mit 28 Jahren schon ins Grab zu sinken, sondern dazu verurtheilt war, 64 Jahre lang und darunter 20 Jahre hindurch ein Leben in Elend und Schmach hinzuschleppen, ist durch seine tragische Verknüpfung nach vielen Seiten hin interessant und belehrend.

Die Quellen für seine Lebensgeschichte sind außerordentlich gering. Das Meiste sagt er uns selbst in seinen eigenen Werken, in seiner zahlreichen Lyrik und seiner Prosa. Vor Kurzem hat F. Walther Ilges*), unterstützt vor Allem durch eigene handschriftliche Erinnerungen des Todten, versucht, die Lebensmomente Ortlepp's zusammenzustellen. Der Ueberblick weist eine Reihe von Lücken auf, es fehlt nicht nur an genaueren Daten über die einzelnen Epochen seines Lebens, es fehlt sogar an Erklärungen, wie und weshalb Ortlepp's Laufbahn ein solch trauriges Ende genommen hat. Noch heute lebt er im Gedächtnisse einiger Wenigen aus der Umgegend von Naumburg, Halle und Schkölen fort und wahrlich nicht in dem Lichte, in dem die Literaturgeschichte das Andenken eines solchen Mannes zu sehen wünscht. Er steht da als ein Trunkenbold, ein Vagabund und Bettler, der 20 Jahre hindurch, fast immer ohne Obdach, bei Fremden, Armen und Reichen, Bürgern und Bauern, zu Gaste gewesen, mit dem Rest seines poetischen Könnens, den Hochzeits- und Taufgedichten, seinen kärglichen Unterhalt bezahlte, für Das, was ihm nebenbei noch zu des Lebens Nothdurft erforderlich schien, seine Bettelgedichte an Fürsten und hochstehende Persönlichkeiten sorgen ließ und schließlich dann in einem Chausseegraben ertrunken aufgefunden wurde. Aus dem späteren Elend seines Alters aber flüchtete er noch oft wie hilfesuchend auf das kleine sonnige Eiland, das seine Kindheit war. Am 1. August 1800 wurde er in Droyßig bei Zeitz als Sohn eines Probstes geboren. Wieviele Brüder ihm vorhergingen oder folgten, ob er der Erstling der väterlichen Ehe war, darüber sagt uns die Ueberlieferung nichts mehr. Jedenfalls aber hat auch dieses Pfarrhaus keine Ausnahme von der guten alten Regel gemacht. Sein Vater war ein biederer und frommer Mann, der Typus des praktischen und sparsamen Hausvaters, aber jede tiefere Gemüthsanlage, jede heitere Auffassung des Lebens und jede geistige Beweglichkeit fehlten ihm. Ernst und schweigsam, phlegmatisch, durch und durch fast automatisch gewaltsam in seiner Pflichterfüllung, lastete sein Wille wie ein Alp über dem Hause. In seiner langen, knochigen Gestalt, so wie ihn Ortlepp selbst in ungedruckten Erinnerungen schildert, steht er da wie eine Zola'sche Figur. Der freundliche Gegensatz war die Mutter, weichlich und milde, mit einer Neigung zur Poesie, der sie aber nur in ausführlichen Briefen fröhnen konnte und durfte, auch hier noch beaufsichtigt von der Stumpfheit des Gatten. Ihre Lebhaftigkeit und ihre Lust zu fabuliren hat sich auf den Sohn Ernst übertragen und zu der rauhen Starrheit des Vaters, zu dem Ortlepp, äußerlich sein Ebenbild, innerlich nie ein Verhältniß gewinnen konnte, war sie der Gegenpol, der ihn auch später noch mit seinem Vaterhause versöhnte. So ungleich diese beiden Leute waren, so ergänzten sie sich doch in manchen Punkten, und wenn auch diese Ehe dem jugendlichen Gemüthe keinen erfreulichen Eindruck hinterließ, bot sie ihm doch genug Schönes, wovon er selbst in späteren Jahren noch zehrte. Der häusliche Unterricht des Knaben, der natürlich von dem Vater selbst ausgeübt wurde, trat etwas spät ein, da der kleine Ernst körperlich schwach war und eine physische Ausbildung der geistigen voranging. Die rücksichtslose Strenge, mit der der Pfarrer vorging, die pädagogische Tyrannei, die er ausübte, hätte bei jedem Anderen leicht das Gegentheil dessen bewirkt, was beabsichtigt war, wenn nicht ein kräftiges Talent und eine leichte Auffassungsgabe sich trotz äußeren Zwanges durchgearbeitet hätten. Dürftig genug waren die Verhältnisse des Pfarrhauses in Droyßig und später in Schkölen, um bei der Unruhe der Zeitverhältnisse — die napoleonischen Feldzüge waren die ersten weltgeschichtlichen Eindrücke der damaligen Jugend — es wünschenswerth zu machen, früh in ein gesichertes Nest unterzuschlüpfen. Die nahe Fürstenschule zu Pforta bot dazu Gelegenheit, als Ernst 12 Jahre alt war. Er hatte von früh auf ein Talent zur Musik gezeigt, das selbst des Vaters pädagogische Gewaltmittel nicht unterdrückt hatten. In Pforta wurde die Stelle eines Organisten frei, deren Ausfüllung zugleich ohne pecuniäre Opfer den übrigen Unterricht mit sich brachte, und so schickte ihn der Vater in diese alte erinnerungsreiche Anstalt, so seine Zukunft

*) Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. München, Deutsche Buchhandlung.

herrisch bestimmend und ihn einem gelehrten Berufe überliefernd. Zweifelhaft aber blieb es doch noch, ob die theologische oder musikalische Laufbahn eingeschlagen werde. Diese erste Trennung vom Vaterhause war der Abschied vom Jugendtraume, dessen der Dichter später so oft mit Rührung gedachte. Statt der „herrlichen Thorheiten“ der Kindheit traten jetzt eine regelmäßige Zucht und ein anstrengendes Studium ein. Unsere heutigen Schulmänner und Eltern, die über die Ueberbürdung der Jugend jammern, werden sich entsetzen, wenn sie in der Geschichte dieser sächsischen Fürstenschule nachlesen, was die noch jungen Zöglinge von Morgens 5 bis Abends 9 Uhr Alles leisten mußten. Die Disciplin lag noch theilweise in den Händen den Schüler selbst; ein Studirtisch versammelte 4 Schüler, Obergesellen, Mittelgesellen, Lichtputzer und Untergesellen. Die Aelteren besaßen eine widerspruchslose Autorität und verfehlten oft nicht, ihr pädagogisch disciplinarisches Müthchen an der jungen Wehrlosigkeit zu kühlen. Die geringe Vorbildung des jungen Pfarrersohnes rangirte ihn zunächst unter die letzten der Anstalt. Seine körperliche Schwäche und das Odium der Organistenfreistelle überlieferten ihn während der ersten Jahre schutzlos der mit Prügeln und sonstigen Chicanen nicht sparenden Willkür seiner vorgesetzten Mitschüler. Mit der Zeit aber änderte sich dies, und wenn auch der Eintritt und die Gewöhnung in die strenge Ordnung der Schule und die untergeordnete Stellung gegenüber den nur wenig älteren Kameraden den jungen Muth oft auf harte Proben stellten, so hat Ortlepp dennoch von diesen 6½ in Pforta verbrachten Schuljahren, von seinen Lehrern und Collegen und dem ewigen Gleichklang der Tage eine durch den wehmüthigen Reiz des unwiderbringlich Verlorenen poetisch verklärte Erinnerung bewahrt. Nur einmal weilte er während dieser Jahre längere Zeit im Vaterhause. Der Durchmarsch der Franzosen 1813 brachte Gefahr und Hungersnoth ins Land, und der Pastor in Schkölen holte seinen Sohn heim. Selbst ihn hatte der Sturm der Ereignisse aus seinem Phlegma aufgestört, so daß er sich zu einem grimmigen pereat Napoleon! aufraffte. Auch in den nächsten Jahren war die Gegend um Pforta der Schauplatz von Heeresdurchzügen aller Nationen. Die Schule selbst wurde zum Biwak. Ortlepp hat jene bänglichen, aber für die jugendlichen Gemüther dennoch so reizvollen Tage später mit Humor geschildert. Bekanntlich kam 1815 Schulpforta an Preußen. In diesen 6½ Jahren nun wurde aus dem jungen Pfarrerssohn mit geringer Vorbildung und von keineswegs hervorragendem Fleiße der tüchtigste und begabteste Maturus. Seine überraschende Geschicklichkeit in der Anfertigung griechischer und lateinischer Verse hatten ihm diese Auszeichnung verschafft. Es war ja noch der Ehrgeiz der damaligen Schulen, und vor Allem Pfortas, daß jeder ihrer Zöglinge seinen anständigen Vers machen konnte, beileibe aber nicht etwa in seiner Muttersprache, sondern lateinisch oder griechisch. Nicht weniger als 6000 griechische Verse will Ortlepp in Pforta gemacht haben, und die Geschichte dieser Anstalt verzeichnet es mit goldenen Lettern, daß vom Jahre 1543 bis 1813 in ihren Hallen mehr als 10 Millionen, bei einem einzelnen Michaeli-Examen im Jahre 1810 nach genauer Zählung nicht weniger als 23 980 Verse von den verschiedenen Classen geliefert wurden. Die deutsche Sprache selbst mußte sich eine unglaubliche Vernachlässigung gefallen lassen. Nicht einmal eine orthographische Rechtschreibung wurde den Schülern in genügender Weise beigebracht. Unter den damaligen Zöglingen war nur einer, der dieser gewaltsamen Unterdrückung der Muttersprache spottete und vor Allem im deutschen Aufsatz unübertroffen dastand, der spätere so jung verstorbene Dichter Franz Freiherr v. Gaudy. Die Lectüre der deutschen Classiker war streng verpönt, nur Klopstock war zugelassen. Höchstens der Zweck der Uebersetzung brachte Goethe's und Schiller's Meisterwerke den Schülern in die Hände. So übersetzte Ortlepp in jenen Schuljahren Goethe's Iphigenie in' griechische Verse. Der Weimarer Geheimrath, dem das Machwerk selbst vorgelegen hat, äußerte darüber skeptisch, aber sehr richtig: „Ja, so etwas kann ja durch Fleiß wohl erreicht werden.“ Dies Wort wurde für Ortlepp's Entwicklung von Bedeutung. Es ließ ihn zuerst ahnen, daß es wohl noch etwas Höheres gäbe als griechische und lateinische Verse aus dem Aermel zu schütteln, und brachte ihn auf die Lectüre der classischen deutschen Literatur, deren bedeutendere Erscheinungen er heimlich noch auf der Schule las und deren Eindruck ihn ebenso heimlich zu seinen ersten deutschen Gedichten bestimmt haben mag. Diese geistigen Turnübungen altclassischer Metrik haben jedenfalls nur eine gute Folge für ihn gehabt: die Ausbildung seines Sinnes für regelmäßige Versformen, die selbst seinen inhaltsleichtesten Productionen nicht abzusprechen sind.

Mit der besten Censur verließ Ortlepp 1818 Schulpforta. Der Wille des Vaters ersparte ihm die Wahl: Man schickte ihn nach Leipzig, um Theologie zu studiren, und hier lebte er auch zu diesem Zweck bis 1825, ohne aber das wenig lockende Ziel einer kargen Pfarrstelle zu erreichen. Das sechsjährige Klosterleben in Pforta hatte die Lebensorgane des jungen Menschen eingezwängt und zum Widerstande schwach gemacht. Das neue Leben, das sich ihm in der Universitätsstadt plötzlich aufthat und das er jetzt zum ersten Male in seiner bunten Realität genoß, mußte überwältigend auf ihn wirken, so wenig auch der väterliche Monatswechsel ihm gestattete, in vollen Zügen das Neue zu genießen. Die classischen Muster, nach denen er sich die Welt zurechtgelegt, waren ebenso wie die Ermahnungen des Vaters in Klein-Paris bald vergessen. Theater und Musik füllten seine Studienzeit aus. Sie waren Ereignisse für ihn, und die Welt des schönen Scheins wurde für ihn schon dadurch verhängnißvoll, daß er sich frischweg in die Naive des Theaters verliebte, ohne jedoch von dem traditionellen Ideale des schwärmenden deutschen Jünglings einen Finger breit abzuweichen. Sein Brodstudium war bald vergessen. Er dichtete und componirte, und selbst die Eindrücke der langweiligsten Collegien wurden ihm unter der Hand zur Poesie. Fleißig war er außerordentlich; in diesen Jahren debütirte er in Zeitschriften und Taschenbüchern, doch stets anonym oder unter fremden Namen. So gab er 1824 eine Broschüre heraus „Donnerkeil, in die Zeit geschleudert von Omikron“. Noch schwankte er aber zwischen den ungebundenen Existenzen des Schriftstellers oder des Musikers. Ein Fehler, der ihm verhängnißvoll werden sollte für seine ganze Zukunft, bildete sich schon in diesen Jahren heraus: das Bewußtsein einer schnellen Fassungsgabe und einer unbeschränkten poetischen Fruchtbarkeit verführte ihn zum hastigen Hinausschleudern und zur massenhaften Anfertigung seiner Productionen. Wie sie auf den ersten Wurf gelangen, so blieben sie liegen, zur Durcharbeitung konnte er sich nicht aufraffen, und so zeigten schon seine ersten Gedichte jenen Mangel, der später unausstehlich ins Kraut schoß, tief ergreifende, in Idee und Form vollendete Strophen wechseln wahllos mit den albernsten Reimereien; seine Prosa gefällt sich in den willkürlichsten subjectivsten Abschweifungen, jedem Einfall giebt der Dichter Raum, mag er nun zum Ganzen gehören oder nicht, kurz es fehlt jeder Sinn für die innere Gestaltung eines Kunstwerks, jedes ästhetische Empfinden für die Form der Idee. Sonderbar genug sticht davon die Regelmäßigkeit der äußeren Form ab. Die Folge seiner mangelhaften Durcharbeitung schnell hingeworfener Producte war noch ein anderer Fehler, den er wunderlicherweise mit seinem Schulkameraden Franz v. Gaudy theilte; er machte sich nichts daraus, fremde Vorbilder zu gebrauchen, halbe und ganze Verse aus anderen Gedichten in seine eigenen aufzunehmen, so daß diese manchmal aus Reminiscenzen zusammengesetzt erscheinen, bis dann plötzlich wieder ein eigener tiefer Laut alles Andere übertönt und uns versöhnen zu wollen scheint. Ein Besuch bei Ludwig Tieck in Dresden, der dem Namenlosen von jeder Beschäftigung mit der Poesie abrieth, hatte ihn aus seinem Schwanken nicht herausgerettet; noch unentschlossen sprang er von einem zum anderen über, und diesen Zustand des innerlichen Kampfes mit den widerstreitendsten Empfindungen bezeichnet er damals mit dem neuerfundenen Wort „Insichselbstzerrissenheit“. Den Schriftstellern des Jungen Deutschlands wurde in den dreißiger Jahren dies Prädicat „die Zerrissenen“ als Charakteristikum angeheftet nach einer so benannten Novelle A. v. Sternberg's (1832); Ernst Ortlepp scheint noch vorher der Erfinder dieses viel gemißbrauchten Wortes gewesen zu sein. Bemerkenswerth ist in Ortlepp's jugendlichem Ringen der Gegensatz, in den er sich von vornherein zu jedem Brodschriftstellerthum stellte und ebenso zur Wissenschaft. Schon in jener Broschüre „Donnerkeil“ schreibt er: „Wissenschaft und Kunst sind doch Antipoden, man sage dagegen, was man will. Wer also die Wissenschaft erwählt hat, der lasse die Kunst und umgekehrt, denn jede von ihnen hält gierig das ganze Leben an sich.“ Er faßte von vorne herein seinen Dichterberuf so hoch wie nur möglich auf. „Wie es Gott drang,“ heißt es weiter, „das unermeßliche Kunstwerk, das All zu schaffen, mit seinen Welten, Sonnen, Sternen und Himmel, so drängt's auch ihn — den Künstler — zu schaffen, und seine Welten sind Bilder, seine Sonnen Ideale, seine Himmel Phantasien.“ Er hat diese Ueberzeugung von einem Gottesgnadenthum des Dichters auch da festgehalten, wo seine

Existenz eine grausame Satire auf diese ideale Anschauung geworden war und seine ursprüngliche ideale Forderung, die Fürsten müßten den Dichter unterhalten, von ihm in einer widerlichen Weise durchgesetzt wurde.

Das Jahr 1825 brachte für Ortlepp eine erste Entscheidung. Sein Vater mußte ihm jede weitere Unterstützung aussagen, da mittlerweile noch zwei Brüder die Universität bezogen hatten. Die Mutter war außerdem gestorben, der Vater, altersschwach geworden, bedurfte eines Stellvertreters, der den Hauptheil seines Einkommens in Beschlag nahm. In Leipzig konnte sich Ortlepp daher nicht mehr halten, er kehrte nach Schkölen zurück, um sich dort in fünf stillen arbeitsamen Jahren auf seinen Dichterberuf vorzubereiten. Einen schönen Abschluß seiner Studentenjahre bildeten noch zwei denkwürdige Ereignisse: ein Besuch in Weimar und eine Audienz bei Goethe; dann eine vierwöchentliche Rheinreise zu Fuß, die mit 25 Thaler bestritten werden mußte und von deren Eindrücken der Dichter fast zeitlebens zehrte. Mit seiner Vorbereitung auf seine schriftstellerische Laufbahn in Schkölen oder „Dunkelstädt", wie er es in einem späteren Roman nennt und schildert, nahm er es bitter ernst. Er entwarf ein förmliches Programm für umfassende Studien und verfolgte es mit der seit Pforta vergessenen Pünktlichkeit und Unerbittlichkeit seiner Schuljahre. Aus jenem Institut hatte er noch jetzt die Meinung herübergerettet, daß Jeder, der „nicht ohne Kopf" sei, zum Dichter erzogen werden könne, und die Mängel seiner Schulbildung suchte er in dieser Richtung gutzumachen. Goethe war sein Ideal, umfassendes Wissen in jedem Fach, umfassendes Können in der Poesie, und wie er sich selbst seine Zukunft damals ausmalte, ist bezeichnend für sein noch das Höchste erstrebendes Wollen: „Ein Dichter muß die Schönheit der Erde kennen lernen und andere Länder sehen; er muß aus dem engen Kreise heraustreten und das große Ganze, Welt und Menschheit in seinen verschiedensten Gestalten anschauen; und dabei muß er ein freies und sorgenloses Leben führen und Alles genießen dürfen, was ihm die günstige Zeit entgegenbringt. Ist dies vorüber, so muß er ein Plätzchen haben, wo er ruhig und frei von allen äußeren Eindrücken schaffen und nur sich selbst leben kann." An Goethe, dem Günstling der Musen, ist dieses sybaritische Dichterideal gebildet; die gefährlichen Momente desselben wurden Ortlepp verhängnißvoll, die „Mäßigung", die allein zu diesem Ideale führen kann, hat er nicht gleich Goethe errungen. Den Schüler Goethe's aber verräth es, wenn er in diesen Jahren stiller Arbeit sich besonders mit der Natur vertraut zu machen suchte und sie in zahlreichen Gedichten verherrlichte. Von Einfluß auf seine Production war in diesen Jahren die Liebe zu einem Mädchen seines Heimathsdorfes; die Abweisung, die er hier erfuhr, hat für seinen Lebensgang, für seine Schätzung der Frauenwelt die unseligsten Folgen gehabt.

Was er in diesen und den folgenden Jahrzehnten Alles veröffentlichte, verlohnt nicht, mit Namen aufzuzählen, weil kaum noch ein Mitlebender einen Begriff damit verbindet. Das Meiste ist verschollen und war selbst dem Biographen unauffindbar. Unter seinem Namen veröffentlichte Ortlepp zuerst ein Jugenddrama „Cid" und seine Beiträge in Zeitschriften erregten Aufmerksamkeit. 1830 that er dann den entscheidenden Schritt; er wollte seine Kräfte erproben und siedelte wieder nach Leipzig über, gewiß nicht in Freundschaft sich von seinem Vater trennend, der schon am 18. Februar 1831 am Gallenfieber starb. Damit begann für ihn eine — nein, die kurze Zeit des Erfolges. Mit dem stolzesten Bewußtsein, das er naiv in die Worte kleidete „Mein Name wird unsterblich sein", und voll hoher Hoffnungen begann er jetzt eine fieberhafte Thätigkeit. Eine Reihe von politischen Gedichten, die er als Flugschriften hinausgehen ließ, erwarben ihm Beifall; ihre Gedanken waren nicht neu, aber er griff besonders in seinen Polenliedern die in der Luft liegenden und der allgemeinen Sympathie sicheren Stoffe auf, seine Form war gut, seine Bilder oft glänzend, seine Diction oft begeisternd und schwungvoll. So klatschte man ihm Beifall zu und übersah über dem Stofflichen die rein künstlerischen Schwächen seiner Productionen. Als er aber diese Stoffe aufgab, als er selbständige unpolitische Gedichte herausgab, fiel der Schwarm seiner Verehrer schnell von ihm ab. Die schon oben erwähnten Mängel, seine fahrige Nachlässigkeit und Wahllosigkeit griff die Kritik besonders der jungdeutschen Schriftsteller wie H. Laube auf, und eben noch an den ersten Erfolgen sich berauschend, war Ortlepp schon ein todter Mann. Die Masse seiner Production — 1832 erschienen neben den Flugschriften allein zehn Bändchen — konnte das Schicksal nicht aufhalten, traten doch dadurch um so mehr die Schwächen seiner Dichtungen zu Tage. Sorge und Noth stellten sich bald ein, er mußte sich zu journalistischer Thätigkeit, die er stets so tief verachtet, zu Uebersetzungen, Privatstunden, Clavierstimmen, Gelegenheitsgedichten &c. bequemen, nur um sein Leben nothdürftig zu fristen. Zwischendurch riß ihn dann der Glaube an seinen Dichterberuf wieder aus seiner mehr und mehr beginnenden Verzweiflung empor, mit einer von Begeisterung und Angst gepeitschten Hast wurde schnell ein neues Werk hinausgeworfen, von dem er den so qualvoll ersehnten Erfolg, eine Aenderung seiner Lage erwartete. Das Bedeutendste, was er so schuf, ist eine phantastische Charakteristik „Beethoven"; wie er hier die einzelnen Instrumente in des Meisters neunter Symphonie durch Wortmalereien zu charakterisiren versucht, ist für jene Zeit außerordentlich überraschend, mancher allermodernste Stilist würde auf die „himmelblaue Flöte", die „kecke, morgenröthliche, hellblonde Clarinette", den „schmeichelnden, summenden, braundunklen Fagott" &c. nicht wenig stolz sein. Schon damals wird Ortlepp begonnen haben, der Prosa des Alltags durch die Poesie des Alkohols auszuweichen. Daß schon nach den ersten Enttäuschungen Ortlepp's Muth gebrochen war und nur noch in vereinzelten plötzlichen Entladungen sich selbst wieder entdeckte, zeigen viele verzweiflungsvolle, sich und die Welt anklagende Verse, deren manche von wunderbarem Wohllaut sind.

1836 verstummte Ortlepp's Muse plötzlich auf sieben Jahre. Wie zum Hohn auf seine auch jetzt noch aufrechterhaltene Forderung, der Staat müsse für ihn sorgen, wurde er aus Sachsen ausgewiesen unter dem Vorwand zeitweiliger Mittellosigkeit, in Wahrheit seiner politischen Gedichte halber. Er wandte sich zunächst nach Stuttgart und lebte hier von Anthologien und Uebersetzungen. Was er hierin der Masse nach geleistet hat, grenzt ans Unglaubliche. In einem einzigen Jahre übersetzte er den ganzen Shakespeare, 36 Bühnenstücke mit 4722 Seiten Jamben! Und dabei muß diese Uebersetzung nicht so schlecht gewesen sein, wenn er auch seine Vorgänger rücksichtslos ausschlachtete; eine noch heute bekannte illustrirte Shakespeareausgabe hat einige seiner Uebertragungen aufgenommen. Byron, Smollet, Moore, Bulwer Boccaccio folgten. Eigenes schrieb Ortlepp in diesen Jahren fast gar nicht, nur die Vorreden und Zueignungen zu seinen zahlreichen Anthologien, von denen die Schiller-, Goethe- und Napoleonlieder bekannter geworden sind. Und trotz dieses eisernen Fleißes, trotz dieser erschreckenden Frohnarbeit kam er nicht weiter, ja wurde seine Noth von Jahr zu Jahr verzweifelter. Er hatte noch Humor genug, in dem niedlichen Gedicht „Vögleins Klage" seinen Zustand zu besingen:

Ich saß so manchen Tag
Schon auf so manchem Sträuchlein;
Doch der Zweig, wo ich der Ruhe pflag,
Es war kein Nahrungszweiglein.

So manches Bäumlein erlas
Ich mir im Lauf des Geschickes,
Doch das Bäumlein, wo ich saß,
Es war kein Baum des Glückes.

Ich flog landaus, landein,
Um mir ein Nestlein zu gründen.
Doch flog ich ins Haus auch hinein,
Brodkämmerlein konnt' ich nicht finden.

Ueber dieser Epoche seines Lebens schwebt eine Art von Geheimniß; was eigentlich die Ursache zu seinem Elend war, konnte sein Biograph nicht ermitteln. Eine Krankheit zwang ihn, Cannstatt zu besuchen, die folgenden Jahre über bis 1848 lebte er in Berg. 1843 wachte seine Muse wie aus einer Betäubung wieder auf. Es erschienen seine „Lieder eines politischen Tagwächters" als Gegenstück zu Dingelstedt's „Kosmopolitischem Nachtwächter" (1840). Was der Biograph von ihnen abdruckt, verdient stellenweise das Prädicat gewaltig. Auch einige tiefempfundene Liebesgedichte entstammen dieser Zeit. 1844 erschien sein Roman „Leben, Abenteuer und Meinungen des deutschen Michels", im folgenden Jahre u. A. eine Sammlung seiner Werke. Die Perle derselben ist das „Vaterunser des neunzehnten Jahrhunderts", eine gewaltige, verzweiflungsvolle, fast blasphemische Anklage eines im Innersten frommen Menschen.

Alles dies aber konnte seine Lage nicht ändern, er hatte auch schon die Hoffnung aufgegeben und 1844 begonnen, auf andere Weise des Lebens Nothdurft zu erwerben. Er verfaßte Bettelgedichte an Fürsten. Von da an ging es reißend mit ihm

abwärts. Er wurde zum Schmeichler und Speichellecker, den gekrönten Häuptern folgten reiche Privatpersonen, schließlich fiel jeder Rangesunterschied, und er dichtete sogar Bauern um Unterstützung an. Ende der vierziger Jahre siedelte er wieder nach Stuttgart über und schlug sich auf diese Weise bis 1853 durch. Von allen Hoffnungen war ihm jetzt nur noch die geblieben, wenigstens nach dem Tode die gehoffte Anerkennung zu finden. Als Dichter verstummte er von da ab fast gänzlich. 1853 wurde er auch von Stuttgart ausgewiesen und nun raffte er sich noch einmal auf, wenigstens einen Nahrungsberuf zu ergreifen. Er machte mit 53 Jahren sein Lehrerexamen und zwar mit Erfolg! Aber seine heruntergekommene Existenz ließ ihn nicht geeignet zum Erzieher erscheinen und so brach auch diese letzte Brücke zu einem geordneten Dasein zusammen. Seit 1855 lebte er in der Gegend seiner Heimath Schkölen als regelrechter Landstreicher, oft ohne Obdach, meist zu Gast bei Bauern, die er mit Hochzeits- und Taufgedichten bezahlte; die kargen Einnahmen, die ihm Bettelgedichte einbrachten, vertrank er, nicht mehr wählerisch, in — Schnaps. Unter denen, die ihm für seine poetischen Huldigungen in der beabsichtigten Weise dankten, war auch der damalige Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser. Von ihm erhielt er sogar eine Pension, deren Betrag er sich täglich in Höhe von 2 ½ Silbergroschen beim Postmeister holte. Aus jener Zeit sind noch manche Erinnerungen an ihn lebendig. Wenn er plötzlich in Schkölen auftauchte, sah man ihn zuerst auf dem Grabe seiner Eltern weinen und beten. Seine Kleidung war noch bis zur letzten Zeit halbwegs sorgfältig. Sein wunderliches Wesen machte ihn dennoch zum Spott der Jugend und trug ihm einmal gar vier Wochen Gefängniß ein wegen Störung des Gottesdienstes. In Schulpforta war er eine bekannte und bei den Schülern nicht unbeliebte Erscheinung. Da stand er oft unter dem offenen Fenster und lauschte dem Homerunterricht, und bei den Festen der Schüler war er unter ihnen und trug ihnen seine Gedichte vor. In der Nähe von Pforta fand er am 14. Juni 1864 einen elenden Tod im Chausseegraben.

So ist in traurige Erfüllung gegangen, was er einst als verzweifelte Anklage dem „Schicksal“ zugerufen:

> Rosen, dacht' ich, sollten mir erblühen!
> Thorenwahn! Was deine Hand gesäet,
> Alle deine Sorgen, all' dein Mühen,
> All' dein heilig Lodern, all' dein Glühen
> Hat der große Wintersturm verweht! —

Bücherbesprechungen.

— Homiletische Handbücher von Reyländer (Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Conferenz. Leipzig, Deichert, gebdn. 13 ℳ), Mayer (Die neuen evangelischen Perikopen der Eisenacher Conferenz. Ebendaselbst, 12 Lieferungen zu 1 ℳ), Caspari (Professor in Erlangen, Die epistolischen Perikopen nach der Auswahl von Prof. D. Thomasius, 2. gänzlich umgearbeitete und verbesserte Auflage, I. Hälfte, bis Ostern incl. Ebendaselbst, 3 ℳ 50 ₰), A. Pfeiffer (Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Kirchenconferenz. Ebendaselbst, 11 bis 12 Liefgn. zu 1 ℳ), v. Langsdorff (Neuere epistolische Perikopen nebst Offenb. Johannis. Leipzig, Fr. Richter, 12 Liefgn. zu 1 ℳ), Reu (Joh. Michael, Die alttestamentlichen Perikopen nach der Auswahl von Professor Dr. Thomasius. Festliche Hälfte. Gütersloh, Bertelsmann, geb. 8 ℳ). — Ueber die beiden im Laufe dieses Jahres bei Deichert und Fr. Richter erschienenen und nunmehr fast ganz abgeschlossenen Serien ein quantitativ vergleichendes Werthurtheil abzugeben, wird mir schwer; denn ich schätze sie beide in ihrer Art. Nur dadurch wird mir das Urtheil erleichtert, daß sich immer klarer eine bestimmte Verschiedenheit der Anlage und Durchführung zwischen beiden Handbüchern herausstellt, auf Grund deren jedes für das individuelle Bedürfniß seinen besonderen Werth erhält. Die mit großem Fleiße zusammengestellten Handbücher v. Langsdorff's scheinen mir den unmittelbarsten praktischen Werth zu haben, nicht blos, weil sie viele Perikopenreihen zugleich berücksichtigen, also am reichhaltigsten sind, sondern auch, weil sie in der Aufstellung und Benutzung sogenannter „Dispositionen“, in der Heranziehung casueller Verwerthung u. dergl. mannigfaltiger und direct auf die praktisch-rednerische Verwendbarkeit angelegt sind. Allerdings liegt in dieser unmittelbaren Brauchbarkeit auch die größere Gefahr des Mißbrauchs. Wer bei seiner Predigtvorbereitung nicht so sehr die fertig zugeschnittenen praktischen Behandlungen sucht als eine centrale Versenkung in den Schriftabschnitt (nach dem Grundtext, in der guten Ausgabe von Nestle), dem wird vielleicht das Reyländer'sche Werk mehr zusagen. Hier ist noch mehr Ausschachtung, Tiefbau, und weniger die Langsdorff'sche Kunst, auf den Fundamenten eine Colonie reizender Wohnungen nach eigenen Plänen und nach erprobten Mustern aufzubauen, womit ich übrigens nicht behaupten möchte, daß v. Langsdorff nicht zu fundiren, Reyländer und seine Mitarbeiter nicht zu gestalten verständen. An sich betrachtet, will ich mein Vorurtheil gegen fertige „Dispositionen“, wie sie beide Werke bieten, nicht unterdrücken. Reyländer sagt in seinem Vorwort sehr geschickt: „Wenn ich mir ein Haus bauen lasse, tröstet mich über eine verkehrte Anlage desselben sehr wenig die Versicherung des Baumeisters, daß er den Entwurf ganz und gar selbständig gemacht habe, mir wäre lieber, wenn er irgend eine Musterskizze benutzt hätte.“ Das wäre wahr, wenn unsere Predigt in erster Linie ein — Kunstwerk wäre. Wer aber der Ueberzeugung lebt, daß jede Wirkung einer Predigt unerläßlich abhängt davon, daß der Strom des göttlichen Lebens durch den Contact des persönlichen Geistes gehe, daß die Predigt zuerst Zeugniß und nur nebenbei Kunstrede ist, dem kann schließlich ein Stammeln in eigener Zunge, selbstverständlich unter der Voraussetzung innerer Ergriffenheit, ohne wenigstens eine ungelenke eigene Disposition als Frucht selbständiger Versenkung lieber sein, als eine Nachahmung beredterer Zungen. Obiges Gleichniß Reyländer's vergißt diesen persönlichen Zeugnißcharakter der Predigt und trifft deshalb die Sache nicht. Dahinter könnte sich ein bequemer Schüler auch verstecken, wenn er eine Stilarbeit zu machen hat; und ebenso wie dessen Arbeit eben persönlich, Zeugniß und Frucht seines Denkens und Empfindens sein soll, so soll unsere Predigt durchaus persönliches Zeugniß sein. Möglich, daß ich hiermit einseitig urtheile, man mag darüber anders denken können. Jedenfalls sind die genannten Werke durchaus tüchtig und werthvoll und sie ergänzen sich trefflich. Das Mayer'sche Evangelienwerk ist wohl die stärkste persönliche Leistung, weil es ganz vom Herausgeber gearbeitet ist; dafür fehlt wieder ein gewisser Reiz der Mannigfaltigkeit. Sehr annehmbar erscheinen mir darin die Auslesen aus der classischen Erbauungsliteratur. Das aus der lutherischen Kirche Amerikas hervorgegangene Werk von Reu ist ernst und tüchtig, aber minder reichhaltig als das vortreffliche Pfeiffer'sche, dessen vorsichtige kritische Haltung mir bemerkenswerth erscheint. Besonders hinweisen möchte ich auf Caspari, der zwar kurz, aber keineswegs dürftig, überaus frisch und kräftig, selbständig und central geschrieben hat. Für uns Sachsen freilich haben die Thomasius'schen Perikopen nur theilweise praktische Bedeutung. Lic. Neuberg.

— Handreichung für kirchliche Katechisationen. Die Lehre vom Reiche Gottes im Anschluß an die altkirchlichen Perikopen von J. Müller, Pastor. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 111 S. (1 ℳ 20 ₰). — Der Gedanke ist ansprechend, im Laufe eines kirchlichen Jahres das Reich Gottes nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande des kirchlichen Jugendunterrichtes zu machen, und der Verfasser hat sich einen guten Plan zurechtgelegt. Praktischen Nutzen freilich bringt er nur den Wenigen, die wirklich allsonntäglich zu katechisiren haben, und auch für diese in den etwas kurz gefaßten einzelnen Stücken noch etwas zu wenig. A. Neuberg.

— Der Kampf um die modernen Feldgeschütze. Berlin 1901. Vossische Buchhandlung. — Ein ungenannter Verfasser, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Fachmann, tritt in der vorliegenden, 28 Druckseiten enthaltenden Broschüre sehr warm für die Einführung der Rohrrücklaufsgeschütze ein. Zweifelsohne haben diese Geschütze ganz wesentliche Vorzüge gegenüber den Lafettenrücklaufsgeschützen, und wenn es wirklich gelingen sollte, die ersteren vollkommen kriegsbrauchbar herzustellen, so würden viele Staaten bei etwaiger Neubewaffnung ihrer Artillerie sich für dieselben entscheiden: vorläufig erscheint das aber noch recht zweifelhaft, namentlich nach den Erfahrungen, die man hierüber in Frankreich gemacht hat. A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 107. Sonnabend, den 7. September, Abends. **1901.**

Wilhelm Raabe.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Der Graubart steigt heute nicht mehr auf den närrisch buntfarbigen Gaul mit dem drolligen nach Urväter-Kinderkunst geschnitzten Märchenkopf und dem langen Holzstecken, der dort herauswächst, wo dem Hrn. v. Münchhausen bei der Erstürmung in Oczakow das Hintertheil seines „feurigen Lithauers“ unterm Leibe abhanden kam. Er verbirgt ihn aber auch nicht wieder im Schrank und wirft den Schlüssel zu dem letzteren verdrießlich aus dem Fenster. Im Gegentheil! Ihm ist sehr sonderbar, sehr wehmüthig-vergnüglich und vor Allem sehr mittheilungssüchtig zu Muthe: „O du schöne Zeit, als man noch so zu Pferde saß, und als solch ein Ding Schwingen ausbreitete, wie je ein Flügelroß, das einen geweihten Sänger in das ewige Blau trug.“ Und damit trägt der alte Herr seine alte Merkwürdigkeit zu den jetzt jungen Leuten: „Seht einmal hier, was der Mensch doch nach dreißig Jahren von sich wiederfinden kann!“ Darin liegt etwas, was mir erst in diesem Augenblicke ganz deutlich wird; nämlich, daß jeder Autor so schreiben soll, daß er sich ein Menschenalter später nicht vor seinem Geschriebenen zu fürchten braucht. Ueber sich und sein Geschreibsel lachen oder sich ärgern, darf er ruhig; aber mit dem sich fürchten ist es eine andere Sache. Das bringt zuviel Unruhe in das Blut! Und noch etwas liegt darin. Nämlich, daß ein wenig Kinderromantik zu Allem gehört, was dem Menschen auf dieser Erde hilft, ihm weiter hilft, wenn auch nur etwas behaglicher bis in den nächsten Tag hinein. — Diese Worte hat Wilhelm Raabe geschrieben, als er sein Jugendbuch „Der Heilige Born“ zum zweiten Male in die Welt hinausschickte; diese Worte bedeuten aber auch wiederum mehr als ein gewöhnliches Vorwort. Sie sind fast ein verschleiertes Bekenntniß. Der Graubart steigt heute nicht mehr auf den närrisch buntfarbigen Gaul mit dem drolligen nach Urväter-Kinderkunst geschnitzten Märchenkopf, sagt von sich selber Wilhelm Raabe im Februar 1891. Damals war er fast sechszig Jahr und fabulirte längst nicht mehr so wie er es in seiner Jugend gethan. Die Zeiten, da er die „Chronik der Sperlingsgasse“, „den Heiligen Born“, „Unseres Herrgotts Canzlei“ geschrieben, lagen nun um ein Menschenalter zurück. Er konnte sich jetzt, wenn er die Werke seiner Jugend wieder durchging und in ihnen zu blättern anfing, wohl ärgern über sein Geschreibsel oder darüber lachen, aber zu fürchten brauchte er sich vor ihm nicht. Ueber all den Dichtungen seiner Jugend lag ein unzerstörbarer Zauber von Anmuth und fröhlicher Kraft, der auch nach Jahrzehnten noch seine Gewalt übte, ein Zauber, wie ihn alles echte aus den Tiefen quellende Leben ausstrahlt. Auch wir heute brauchen nur ein paar Seiten in der Chronik der Sperlingsgasse zu lesen und sofort wieder gleich einem alten guten Bekannten tritt uns der alte Johannes Wachholder entgegen und der lustige Caricaturenzeichner Ulrich Strobel, sofort wieder sind wir in dem zwischen grünbewaldeten Bergen liegenden Ulfelden, der Heimath Franz Ralff's und Marie Volkmann's, sofort wieder in der kleinen engen dunkeln Gasse, von der tausend Fäden in die weite Welt und ferne Vergangenheit laufen und wieder zurück, wo so viel Leid und Glück sich zusammenfindet. Wir schlagen das Bunte Bilderbuch des sechszehnten Jahrhunderts auf, wie es der Heilige Born illustrirt, und wenden einige Blätter langsam um — da tritt vor uns, als ob er lebte, der tolle Klaus Eckenbrecher, das kohlblattähnliche Barett mit der Falkenfeder verwegen auf den Kopf gedrückt, der so voller Ränke und Schwänke ist, wie eine Buche voller Maikäfer; da sehen wir die liebliche Monika Fichtnerin über ein Beet blühender Astern gebeugt, da erscheint wieder vor uns die schöne bleiche Fausta la Tedesca und der arme Vicar Festus. Wir nehmen ein anderes Buch zur Hand: „Unseres Herrgotts Canzlei“ und wir sind in dem geächteten und von Moritz von Sachsen belagerten Magdeburg. Um uns das Lärmen der Sturmglocken, das Knattern der Hakenbüchsen, das Donnern der Karthaunen, Aufregung und Angst und Verzweiflung, aber auch Hoffnung und Zuversicht. Und die wilden zum Kampf rufenden Alarmglocken läuten, als Alles doch nach so viel Noth und Leid zu einem guten Ausgang gediehen, sanft und festlich froh die Hochzeitsfeier des Markus Horn und der Regina Lotter ein. Gleichviel ob der Dichter uns in die Vergangenheit führt oder in das bunte Leben der Gegenwart, immer weiß er gleich lebendig, gleich treu zu schildern, uns mit seinen Menschen leben zu lassen, an ihren Freuden und Leiden uns mit unseren Gedanken und Gefühlen zu betheiligen. Wilhelm Raabe ist heute ein alter Mann der Zahl seiner Jahre nach, aber ein junger noch nach seinem Herzen; das letzte Buch, das er uns geschrieben hat, beweist uns das klar. „Hastenbeck“ ist nicht die müde Arbeit eines schon an Ruhe denkenden, vom Leben und Leiden zermürbten alten Mannes, es ist ein schönes, kraftvolles Werk und in ihm finden wir wieder eine jener prachtvollen Frauengestalten, deren Wilhelm Raabe so viele geschaffen, die Wackerhahnsche, die sich würdig an die Seite der Frau Claudine Fehleysen im „Abu Telfan“, der alten Jane Warwolf im „Schüdderump“ stellt. — Das äußere Leben Wilhelm Raabe's ist regelmäßig und ruhig, ohne große Stürme, die es aus seiner Bahn gebracht hätten, verlaufen. Am 8. September 1831 wurde er zu Eschershausen im Herzogthum Braunschweig als Sohn eines Beamten geboren, mit neun Jahren kam er auf die einst in die Nähe Holzmindens verlegte Amelungsborner Klosterschule, deren er in seinem Roman „Das Odfeld“ gedenkt: „Aus der Klosterschule von Amelungsborn ist ein berühmtes Gymnasium geworden und der jedesmalige Rector darf sich auch noch Prior von Amelungsborn nennen und unterschreiben. Der Schreiber dieses hat da so ums Jahr Eintausendachthundertundvierzig unterm alten, wackern Schulrath Kokenius auch einmal eine Schulbank abgerieben. Er läßt es seine erlauchten Vorfahren in der Gelehrsamkeit, die klugen und ehrwürdigen Brüder der Cistercienser, durchaus nicht entgelten, wenn er wenig gelernt hat in Holzminden. Zur Tugend der Wahrhaftigkeit ist er jedenfalls dort angehalten worden, und wenn er mal bei einem Datum und Factum sein Recht als Poet zu scharf nimmt, so sollen weder Cistercium bei Dijon, noch Amelungsborn am Odfeld und auch nicht Holzminden an der Weser was dafür können und sich bei ihrem Besserwissen beruhigen dürfen.“ Seine Schulzeit beendete Raabe aber nicht in Holzminden, sondern auf dem Wolfenbütteler Gymnasium. Dann trat er als Lehrling in eine Magdeburger Buchhandlung ein, aber lange hielt es ihn hier nicht fest. Es war ihm keine Befriedigung, hinter dem Ladentisch zu stehen oder am Comptoirpult trockene Dinge einzuregistriren und zu notiren. Mit dreiundzwanzig Jahren verließ er Magdeburg, um in Berlin sich philosophischen, geschichtlichen und literarischen Studien zu widmen, 1856 nach seines Vaters Tode kehrte er nach Wolfenbüttel zu seiner Mutter zurück, verheirathete sich hier und blieb sechs Jahre in Wolfenbüttel. Dann zog er nach Stuttgart und 1870 nach Braunschweig, wo er heute noch seit mehr als einem Menschenleben wohnt.

Als Student hatte Wilhelm Raabe in der Spreegasse gewohnt und sie bot ihm auch den Rahmen für seine erste dichterische Arbeit „Die Chronik der Sperlingsgasse“. Dieses sein Erstlingswerk ist merkwürdiger Weise auch sein am meisten gelesenes Buch

geworden. Nennt man Raabe's Namen, dann denkt man unwillkürlich zuerst an die Chronik. Als Raabe dies Büchelchen schrieb, war er ungefähr 23 Jahre alt; es glückte ihm auch nicht so bald, dafür einen Verleger zu finden, aber als es gedruckt und in die Welt hinaus geschickt war, da war auch sein Ruf begründet, da wußten alle die, welche die Blätter der Chronik gelesen hatten, daß es einen echten deutschen Dichter mehr gebe und daß man von diesem Anfänger nach seiner eben abgelegten Talentprobe noch Größeres erwarten durfte. Nicht jeder Poet fing seine dichterische Laufbahn mit einem so groß gedachten und großzügig ausgeführten Werke an. Die „Chronik der Sperlingsgasse" giebt ein Bild der Welt und des Lebens im Kleinen, ein Bild, wie es sich im Geiste des jungen Dichters geformt und wie es ihm das bunte Treiben der Gasse gezeigt hatte. In dieser engen dunkeln kleinen Gasse findet sich Alles zusammen, was es in der großen Welt an Leiden und Freuden giebt. In der Chronik der Sperlingsgasse sind alle Gesellschaftsschichten vom hochgeborenen Grafen v. Seeburg herab bis zur Victualienhändlerin Madame Pimpernell und dem armen und doch glücklichen Schulmeisterlein Roder vertreten, in ihr findet man jeden Beruf wieder: Künstler, wie den Caricaturenzeichner Strobel, den Maler Frey, Schriftsteller, wie Wimmer, Gelehrte, kleine Handwerker und Kaufleute, den mittleren Bürger- und Beamtenstand. Wie alle Gesellschaftskreise und Berufe, findet man in der Chronik der Sperlingsgasse auch alle Lebensalter wieder von der Geburt bis zum Tode. Auch hier schon rollt der schwarze Wagen, von dem Raabe später in seinem Roman „Der Schüdderump" spricht, daher, der immerfort seinen Weg durch die Geschlechter alles Lebendigen fortsetzt, dessen Fuhrmann so schläfrig und düster mit dem Kopfe nickt, und dessen Begleiter, die Leidenschaften, mit Zähneknirschen und Hohnlachen die eisernen Stangen und Haken schwingen; denn ihrer ist ja das Reich und die Herrlichkeit der Welt, und wer kann sich rühmen, daß er im Kampf wider sie wirklich den Sieg davongetragen habe? Aber hier in der Chronik vernehmen wir doch nur das dumpfe Poltern des schwarzen Wagens wie aus der Ferne. Der Tod wirft hier noch nicht seine schweren schwarzen Schatten über alles im Sonnenglanz des Lebens liegende Leben. Die Chronik der Sperlingsgasse schreibt ja ein alter Mann, dem die Welt nichts mehr Neues bringen kann, der so viel schon an Leid und an Glück, obzwar Glück minder als Leid, erlebt hat, daß er gelassen und ruhig dem Ende seines Lebens entgegensieht, aber doch trotz all der Resignation, die aus den Erinnerungsblättern Johannes Wachholder's spricht, liegt es doch wie ein stilles Leuchten über dem Welt- und Menschenbilde, wie es die Chronik entwirft. Der Weg zum Glück führt durch den Schmerz, klingt es uns aus ihr entgegen, und der alte Wachholder sagt, nachdem er uns von seiner entsagenden Liebe zu Marie, von deren kurzem Eheglück, das sie mit Franz Ralff genießen durfte, von der Jugend und dem Heranwachsen Elise Ralff's und Gustav Berg's und deren glücklicher Vereinigung erzählt: „Als das junge Herzchen an meiner Brust pochte, auf der anderen Seite Gustav mir den Arm um die Schulter legte; als Helene weinend der jungen Braut den Kranz in die Locken drückte, da war es mir, als sei nun ein lange dunkles Räthsel gelöst, und ich senkte das Haupt vor der geheimnißvollen Macht, welche die Geschicke lenkt und ein Auge hat für das Kind in der Wiege und die Nation im Todeskampfe. Wie die Fäden laufen mußten, um hier in der armen Gasse sich zusammenzuschürzen zu einem neuen Bunde! Wie so viele Herzen fast brechen wollten, um ein neues Glück aufsprießen zu lassen! Das ist die große ewige Melodie, welche die Mutter im Lächeln ihres Kindes, der Denker in den Blättern der Natur und Geschichte wahrnimmt." Hier in der Chronik der Sperlingsgasse schon treffen wir einen der Raabe'schen Humoristen, Ulrich Strobel, den ersten in einer langen Reihe von Gestalten des Dichters, denen er gleichsam seine Rolle als Humorist abgetreten hat. Gleich in dem nächsten Buche, das Raabe der Chronik folgen ließ, lernen wir den zweiten der Humoristen kennen, den alten Privatdocenten Ostermeier, der das schöne Wort sagt, daß der Mensch Selbstthat und Selbstachtung brauche, um über die Pfützen, die auf dem Lebensweg stehen, hinwegzukommen; außerdem sei Selbstironie eine heilsame Zugabe. Hatte Raabe in seinem Erstlingswerk ein Welt- und Lebensbild im Kleinen gegeben und zu zeigen versucht, wie sich ihm, dem dreiundzwanzigjährigen, ein solches Bild darstelle, so begann er in seinen nächsten Werken nun gleichsam das, was er früher angedeutet, da und dort leise berührt hatte, auszuführen. Schon der Titel sagt es uns ziemlich deutlich, daß „Ein Frühling" eine Liebesgeschichte ist; doch ist er keine der gewöhnlichen, wie sie zu Dutzenden geschrieben wurden und werden. Ueberhaupt spielt die Liebe bei Raabe nicht solch eine hervorragende Rolle wie bei anderen Dichtern, naturgemäß greift sie oft in die Geschicke seiner Menschen ein, aber sie nimmt nicht unsere ausschließliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Gedanke, aus dem heraus das zweite Buch Raabe's entstand, ist der, zu zeigen, welcher Kraft die Liebe fähig sein muß und ist, wieviel Leid sie zu tragen vermag und welches Glück sie in sich schließt: die Liebe darf nicht nur ein frohes sonniges Spiel sein, das Tändeln einer schnell fliehenden Stunde, sondern sie muß auch voller Tiefe und Ernst sein, sonst kann sie sich nicht im Leben und fürs Leben behaupten. Das zeigt der Dichter uns an Klärchen Albeck, der Tochter des weiland Küsters von St. Gereons Dom, und an Georg Leiding. Auch in der Erzählung „Die Kinder von Finkenrode" wird noch die Liebe behandelt, doch hier ist das Thema ein anderes, die Liebe in ihren verschiedenen Formen. Wenn „Ein Frühling" noch reich ist an Episoden, die an sich schön aber doch so breit ausgeführt sind, daß sie das Gesammtbild verschieben, so ist in den „Kindern von Finkenrode" die Straffheit der Composition schon äußerlich dadurch hergestellt, daß Alles, was geschieht, sich im Geiste eines Einzelnen concentrirt. Diese Einheitlichkeit in Allem, hat man treffend gesagt, fühlt man auch unmittelbar aus dem dichterischen Hauche, der die Erzählung durchweht; das Ganze ist ein wunderbar duftiges Gewebe von Humor und Idylle; die Unentschlossenheit und der Mißmuth Max Bösenberg's, des Erzählers, äußern sich so zurückhaltend, daß sie den übrigen Eindruck nicht trüben. Mietze's Kummer gebärdet sich viel zu komisch, Sidonie läßt trotz aller Kunst der Verstellung ihre Zuneigung zu Mietze zu deutlich hervorblicken, Fasterling versteckt durch Poltern zu wenig seine Liebe zu seiner Tochter, als daß man ein trauriges Ende für das neckische Paar zu fürchten hätte. Auch Wallinger's Wahnsinn verbirgt seine Tragik und kehrt mehr die dem Idyllischen näher verwandte Romantik hervor. Es ist das Kleinstadtleben mit seiner bergigen, waldigen und ländlichen Umgebung, das überall in so lachendem Licht leuchtet. Wonnige Behaglichkeit liegt über dem kleinen Capitel, worin Max und Sidonie von der Gegenwart und der Vergangenheit Finkenrodes, soviel sie davon erlebt haben, plaudern. Die Reden der Kneipphilister im Goldenen Weinfaß muthen bei aller Flachheit des Witzes und der Kritik, die in wenigen Hinweisen gut getroffen ist, dennoch nicht übel an, z. B. wenn der gigantische Waldmensch, der greise Forstmeister Altenbach, spricht. Traulich liegt in dem Garten vorm Burgthor das kleine Wilbrand'sche Haus, in dessen Räumen Alles so geblieben ist, wie es vor 20 Jahren war. Dahinter am Gurlebach haben einst Max, Cäcilie und Käthchen gespielt, die Freude der Kinder und das Murmeln des Baches klingen noch durch die Jahrzehnte nach. Zauberhaft ist die Fahrt durch Thal und Wald über Schnee, das Läuten der Glocken in dem winterlichen Dorfe, der Lampen- und Lichterschein aus dem Forsthause in einsamer Mondnacht. Selbst der Humor ist idyllisch. Nur bei Weitenweber verräth er philosophischen Ursprung; bei Gundermann zeigt er sich harmlos fröhlich, auch ausgelassen; ebenso bei Mietze, oft mitten im närrischen Liebesjammer; meist ist er in der Heiterkeit oder der Komik der Situationen begründet. Sanningen bei Nacht, wo man auf dem Bahnhof für ein Glas Grog nicht die Hunde treten läßt und die Postmähren mit ihrer Chaise in Klapprigkeit wetteifern, macht seinem Namen Ehre. So prächtig zechen kann man dort schwerlich wie es in Finkenrode Gundermann, Mietze und Max thun, bis zu thränenseliger Trunkenheit, grinsend bedient von Mietze's Zigeunergnom Anton Nadra. Gegenliebe giebt man, wenn man Sidonie Fasterling heißt, zu erkennen, indem man am Weihnachtsabend dem draußen unterm Fenster klagenden Anbeter eine Honigkuchenpuppe hinauswerfen läßt. In Gundermann's Hause machen sechs Sprößlinge Lärm und Noth, sie fallen in den Graben und trinken Weinflaschen aus und die Mutter ist glücklich und der Vater lacht, es ist köstlich. Sehr ergötzlich wirkt schließlich die Ueberlistung Fasterling's wieder beim Zechgelage, diesmal nicht Nachts, sondern Morgens. Zwischenhindurch blickt mit Lachen der ernste Zeithintergrund: so wenn der Hauptmann sich in Erinnerungen an die Befreiungskriege tummelt oder sich das Chamäleon gegen den Halbmond aufbäumt. Ein Trauer- und Lustspiel werden die Kinder von Finkenrode im letzten Capitel genannt. Aber sie sind nicht so traurig, daß sie die Spannung eines schmerzlichen Nachgefühls erwecken, und nicht so lustig, daß sie zu einer Erinne-

rung an flüchtige Erheiterung verblassen. Wir sehen am Schlusse die Stadt mit ihren Bergen, Wäldern und Auen friedlich sich ausbreiten, reich an guten und glücklichen Menschen, wie Menschen glücklich sein können. Wer nicht reif für das Glück ist wie Max, muß zurück in den Trubel der Welt; wer zu übermenschlich ist wie Wallinger geht hinüber zur ewigen Ruhe. Eine ähnliche Mischung von Ernst und Scherz enthält die Sammlung kleiner Erzählungen, Skizzen und Reime „Halb Mär, halb mehr“. Nur wechseln darin der Ernst und der Scherz weniger in ein und derselben Dichtung als von der einen zur anderen ab. Daher gesellen sich zu den beiden theilweise düsteren geschichtlichen Erzählungen zwei von reinem ungetrübten Humor. Blos „Einer aus der Menge“ betrachtet ein Stück des alltäglichen Lebens vorwiegend ernst. Nicht zu dichten, sondern zu leben ist Raabe die Hauptsache, wie er in den zwei Strophen „Buch zu!“ kurz andeutet: im Sonnenschein können die Dichter nur lieben, er singe, sobald es regne und schneie; d. h. wo das Leben der Verschönerung und der Veredelung bedarf, tritt er ein. Und in dem kleinen Gedichte „Wunsch und Vorsatz“ will Raabe die Kleinen und die Einfältigen demüthig grüßen, wenn ihn die Großen und die Klugen abweisen. Darum preist er in der Erzählung „Einer aus der Menge“ die wahrhafte Göttlichkeit der Komödie, die der hoffnungslos krank daliegende Walter und seine ihn pflegende Braut Anna, Jedes um dem Andern den eigenen Gram zu verbergen und ihm die Stunden leicht zu machen, einander vorspielen. Darum stehen am Ende, nachdem sich das Grab über Walter geschlossen hat, die verheißenden Worte: „Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt Nichts um; auch nicht eine Thräne, auch nicht ein Blutstropfen.“ Das heißt, nicht allein die Großen und die Klugen, sondern auch die Kleinen und die Einfältigen tragen oft Werth, ja viel Werth in sich, mögen sie in der Menge gleichwohl verschwinden.“ Wenn Wilhelm Raabe bisher meist doch seine Menschen in das Leben der Gegenwart gestellt und nur ganz selten als Hintergrund der Ereignisse und menschlichen Schicksale eine verschollene Zeit gewählt hatte wie in den beiden kleinen Erzählungen „Lorenz Scheibenhart“ und „Der Student von Wittenberg“ die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, so ging er jetzt auf entlegenere Perioden zurück bis aufs Jahr 1258. In mehreren kleinen Novellensammlungen „Verworrenes Leben“, „Regenbogen“, „Ferne Stimmen“, „Deutscher Mondschein“, „Krähenfelder Geschichten“ stellte er lange entschwundene Zeiten und längst vergessene Menschen mit einer Lebendigkeit und Treue dar, wie er sie eben in seinen größeren in der Gegenwart spielenden Novellen gezeigt hatte. Die Gesammelten Erzählungen, in denen Wilhelm Raabe später all die genannten Novellenbände vereinigt hat, führen denjenigen, der den Dichter kennen lernen will, am besten und leichtesten in ihn ein. Unter diesen Erzählungen findet man einige der schönsten, die Raabe überhaupt geschrieben hat, so „Die Gänse von Bützow“, „Hollunderblüthe“, „Der Marsch nach Hause“, „Des Reiches Krone“, „Die Innerste“. Doch nicht nur im kleinen Bild, gewissermaßen in Miniatur stellte Raabe das Leben und die Menschen der Vergangenheit hin, auch große Bilder von früheren Zeiten malte er. Besonders lieb war ihm das 16. Jahrhundert mit seinen Kämpfen und Stürmen. Es war ein gläubiges, ungläubiges, abergläubiges Jahrhundert, sagt der Dichter einmal, dieses sechszehnte nach Christi Geburt. Selbst in den aufgeklärtesten, hellsten Köpfen schlangen sich Licht und Finsterniß zu so seltsamem Knäuel zusammen, daß man nie wissen konnte, welche tollen, phantastischen, verrückten oder erhabenen Gedanken, Meinungen und Thaten im nächsten Augenblick daraus emporschlagen würden. Das siedete, kochte, brodelte, warf Blasen, sprühte Funken und flammte hier in leuchtenden phantasmagorischen Farbenspielen auf, um dort in tiefster Finsterniß zu versinken! Das Banner der religiösen Freiheit wird aufgeworfen, die Gewalt und Autorität des Papstes und seine Macht „zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden“ wird siegreich angegriffen, die Rechtfertigung soll nicht mehr an das Individuum von Außen kommen: aus dem Staub und Schutt der Jahrtausende wühlt und gräbt man die Pracht der versunkenen antiken Welt ans Licht zurück und — errichtet Scheiterhaufen und verbrennt Hexen. Ewig schöne Bilder und Gedichte werden geschaffen und — Volksleben und Gesellschaft sind dabei fast in Thierheit durch roheste Genußsucht verfallen! Es war die Zeit der großen Gährung, die Zeit des Zersetzungsprozesses, der später seine Krisis im dreißigjährigen Kriege fand, in welchem der morsche Bau des Mittelalters krachend zusammenbrach, damit aus der Blut- und Schmutzpfütze, aus dem gebirghohen Trümmerhaufen eine andere Welt mit anderen Anschauungen sich erheben könne. Das Treiben und Wesen um den „Heiligen Born“ zu Pyrmont war im Kleinen ein treues Leben jener Zeit. Alle Elemente der geistigen und körperlichen Lebensbedingungen des Jahrhunderts wirbelten in dem abgelegenen Waldthal durcheinander und flossen zusammen in einem Hexensabbath sondergleichen. Wenn im „Heiligen Born“ das Leben des sechzehnten Jahrhunderts gleichsam in seiner Alltäglichkeit geschildert worden war, so gab der andere historische Roman „Unseres Herrgotts Canzlei“ einen Ausschnitt aus der großen Geschichte der Reformationszeit. Wenn dort die Menschen und ihre Schicksale die Hauptsache gewesen waren und in vielen einzelnen kleinen Zügen ein großes Bild entworfen worden war, so treten hier die menschlichen Einzelschicksale fast ganz in den Hintergrund; hier hat der Dichter fast nur das Jahrhundert selbst charakterisirt und die Geschichte der Regina Lotter und des Marcus Horn, des Andreas Kritzmann und des Leutnants Adam Schwartze sind nur wie in zarten feinen Fäden hineingeflochten in das große bunte Gewebe. Wilhelm Raabe liebt es in der Regel Zeiten des Kampfes darzustellen, wenn er die Vergangenheit schildert, Zeitläufte, wo die Schwerter aufeinanderschlagen, die von Blut- und Pulvergeruch erfüllt sind, in denen Menschenleben weniger als nichts gelten. Doch in dem Briefroman „Nach dem großen Kriege“ macht er eine Ausnahme. Die Freiheitskriege, die den Boden Deutschlands von den Franzosen säuberten, sind vorüber, allein alles Blut, das vergossen, aller Muth und Kraft, die aufgewandt sind für die große Sache, sind doch umsonst gewesen. Das Vaterland, das so lange unter der Fremdenherrschaft geschmachtet hat, ist noch so zertreten und zerrissen wie es war. Eine düstere Stimmung spricht aus den Briefen Fritz Wolkenjäger's an seinen Freund Sever. Es giebt wohl noch Männer gleich den Bart's, die alleweg trew ohn Furcht und Schew sind, wie's auf ihrem Erbhammer heißt, aber auch sie können nichts thun als müßig die Hände, die so gern helfend und rettend eingreifen möchten, in den Schoß zu legen und des Retters zu harren, der doch einmal kommen und aus der Noth helfen wird. Fritz Wolkenjäger schaut zuversichtlicher in die Zukunft als Sever und schreibt einmal an den Freund: „Wenn ich die Kraft und die Macht anschaue, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen in den Händen weniger kindischer Pfaffen, Höflinge, Weiber, Diplomaten und blödsinniger Kriegsknechte. — Hebe das Haupt, Sever, und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schwarzen Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Räthsel der Menschheit führt; — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Rüstzeug, die gute Wehr und Waffen unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ein Volk geboren wird. — O mein deutsches Volk, wie oft, wie oft hast du gefragt in Noth und Elend, in Jammer und Schmach, zertreten, verhöhnt und verspottet: Wo sollen wir Brod nehmen in dieser Wüste? — Mein theures deutsches Volk, ist nicht immer zur rechten Zeit Einer dagewesen, der dich errettet hat und dir zu essen gab? Ist nicht der Martin Luther gekommen und der Lessing und jüngst noch der Sänger der Freiheit Friedrich Schiller?“ Fast zehn Jahre später erst wieder, nachdem sein Erstlingswerk „Die Chronik der Sperlingsgasse“ erschienen war, faßte Wilhelm Raabe Welt- und Menschenleben in einem großen Bilde zusammen, das uns einen ganz andern Eindruck macht wie jenes früher entworfene. Wenn die „Chronik“ durch ihren Reichthum an Gestalten, durch ihre bunte Bilderpracht, durch die Verwickelungen ihrer Handlung gefesselt hatte, so zogen „Die Leute aus dem Walde“ durch die innere Bedeutung alles Geschehenden an. „Sieh nach den Sternen,“ sagt der alte Sternseher Ulex: „Da droben ist Alles Harmonie und Ordnung; nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen, glänzenden Gemeinschaft; selbst die regellosesten unter ihnen, die Kometen, ziehen ihren vorgeschriebenen Weg. Welch ein Contrast gegen das Getümmel hier unten! O sieh nach den Sternen, und wenn der dunkle Erdentag, wenn das irdische Gewölk sie dir verbirgt, so denke an sie

und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln." Diese Worte des Alten illustriren am besten das, was der Roman sagen will. Unter den Leuten aus dem Walde findet sich auch eine der schönsten Gestalten, die Raabe überhaupt geschaffen hat, der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen, der das Leben von den verschiedensten Seiten kennen gelernt hatte. Er hatte in seiner Jugend fast so viel Incarnationen durchgemacht wie ein indischer Gott; nun aber betrachtete er fast schon dreißig Jahre lang das Dasein von seinem hohen Dreibein im Departement der öffentlichen Sicherheit aus, und seine Philosophie war die eines geistreichen Mannes und Autodidakten, der Alles benutzt hat, um zu lernen, und in Fesseln und Ketten ein freier Mann geblieben, aber ein kaustischer Verächter aller Prätensionen menschlichen Stolzes und menschlicher Vollkommenheit geworden ist. Er war wenig krank und wenn er sich je unwohl fühlte, so litt er an versetzter Satire, wie andere Leute an versetzten Blähungen leiden. Dieser Natur konnte keine bessere Stellung in der Gesellschaft als die, in welcher sie sich befand, zu Theil werden. Dieser Hr. Fiebiger war ganz an seinem Platze im Polizeibureau Nummer Dreizehn. Er behauptete, zwei Gewänder zur Bedeckung seines Ichs zu haben, einen Frack und einen Schlafrock. Im Frack sammelte der Polizeischreiber den Stoff, welchen er im Schlafrock in langen Monologen sich selber oder in kurzen Bemerkungen Anderen, nach seiner Art verarbeitet, zum Besten gab, sich selber höchst vergnügt, Anderen zu Aerger, Lehre und Nutzen. Mit dem Roman „Die Leute aus dem Walde" hatte Wilhelm Raabe Alles, was er früher geschaffen hatte, übertroffen; den Gipfel seiner Gunst aber erstieg der Dichter mit den drei Romanen „Der Hungerpastor", „Abu Telfan", „Der Schüdderump", die in Zwischenräumen von zwei oder drei Jahren von 1864 bis 1869 erschienen. Diese Romane hängen eng mit einander zusammen und der Dichter selbst giebt am Ende des dritten eine Andeutung dafür, daß sie ein Ganzes bilden: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges." Die Motti schon, welche Wilhelm Raabe seinen drei größten Dichtungen vorangesetzt hat, deuten auf die Idee derselben hin. An der Spitze des „Hungerpastors" stehen Worte der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Der Dichter sitzt nicht zu Gerichte über die Schuldigen, er will sich nur der Bedrängten und Verfolgten annehmen, und „Der Hungerpastor" führt, so hat man es bei aller Kürze doch treffend gesagt, die Energie und die Erhebung zum Idealen auf den Welt- und Lebensgrund zurück und läßt sie aus ihm ihre Stärkung zum Kampfe gegen die gemeine und schlechte Wirklichkeit finden; „Abu Telfan" zeigt dann die Unvermeidlichkeit, die Angst und den Ausgang des Kampfes, der „Schüdderump" endlich stellt beide, die Energie und die Erhebung zum Idealen und die gemeine und schlechte Wirklichkeit, vor den Schrecken und den Frieden des Todes. Jener hat als Motto einen Spruch Mohamed's: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen", dieser einen Bürger'schen Vers: „Ergötztet ihr nicht lieber euch am lächerlichen Tand der Thorheit? Oder an dem heitern Glück, womit am Schluß des drolligen Romans die Lieb' ein leicht geneckte Paar belohnt? — Vielleicht!" Zweimal schon hatte der Dichter große Welt- und Lebensbilder gegeben, in der „Chronik der Sperlingsgasse" und in den „Leuten aus dem Walde", und in beiden hatte er gezeigt, daß der Weg zum Glück durch Schmerzen und Täuschungen aller Art führe. Es war aber vielleicht noch möglich, ein größeres Glück, einen tieferen Schmerz als die schon geschilderten zu ergründen, es war auch möglich, beide, Glück und Schmerz, nicht nur an einem einzelnen Menschen oder an Generationen, die auf einander folgten, darzustellen, sondern gewissermaßen an der Menschheit selbst; es war möglich, Schmerz und Glück allgemeiner und weiter, als ihre Beziehung zu einander es forderte, darzustellen, den Schmerz als das größte Hinderniß auf dem Wege zum Glück, das Glück selbst als den Inhalt des höchsten Lebensgefühls. Auf den „Schüdderump", den letzten Theil der Romantrilogie, sind noch im Lauf der Jahre mehr als zwanzig Bände gefolgt, die wieder und wieder von dem Reichthum der Gestaltung und der Erfindung Wilhelm Raabe's Zeugniß ablegen, unter denen sich einige sehr schöne Erzählungen wie „Horacker", „Wunnigel", „Deutscher Adel", „Alte Nester", „Stopfkuchen", „Gutmann's Reisen" u. s. w. und einige Meisterwerke finden wir „Unruhige Gäste", unter denen keine aber dem großen Romantrio den Rang streitig macht. Man hat Wilhelm Raabe einerseits zum Schüler Jean Paul's, andererseits zum Anhänger Arthur Schopenhauer's stempeln wollen. Für den aber, der genauer den Dichter kennt, kann weder von dem einen noch von dem andern die Rede sein. Auch ohne je sich mit den Schriften des Frankfurter Philosophen beschäftigt zu haben, würde der, der nachdenklich und tiefer das menschliche Leben betrachtet, zu dem Ergebniß kommen, daß Alles auf dieser Erde unvollkommen ist, daß kein Leben wohl ohne Schmerz und Schuld ist. Wenn Jean Paul den Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit immer von Neuem schilderte, so setzte Wilhelm Raabe Trieb und Leid des Lebens in Gegensatz. Man kann überhaupt nicht sagen, daß Raabe sich an irgend ein berühmtes Muster gehalten oder einem leuchtenden Vorbild nachgeeifert hat. Er ist niemals weder Goldsmith, Sterne noch Dickens gefolgt. Gleich, als er sich als Dichter bethätigte, zeigte er ein originales Gepräge und es giebt Niemanden in der deutschen Literatur, neben den man ihn als dort hingehörend stellen könnte. Er läßt sich nicht in ein bestimmtes Fach der Literaturgeschichte einregistriren, denn auch unter die Humoristen schlechthin kann man ihn nicht zählen. Er ist ein Dichter, bei dem wie an einem Apriltage Regen und Sonnenschein, Ernst und Scherz abwechseln, der aber nicht allein die Thorheiten des Lebens freundlich und mit einer gewissen Nachdenklichkeit belächelt, sondern auch sehr ernst blicken kann und gleich einem Seher hinab bis auf den Grund alles Seins schaut. Er ist ein Dichter, der die Menschen liebt, so gut oder so schlecht sie auch sein mögen; der weiß, wie schwer es ist, sich auf dem rechten Wege zu halten und nicht von ihm ab in die Irre zu gehen. Er ist ein Dichter, der auf die Sterne vertraut und einmal gesagt hat: „Dunkel ist an und für sich das Universum und das Licht darin geht nur von den glänzenden Kugeln aus, die wir Sterne nennen; dunkel ist auch von Grund aus die Menschenseele, ein ebenso großes Mysterium wie das Weltall; auch in ihr kommt das Licht von den Sternen, und deren giebt es viele und sehr schöne. Jeder von ihnen wirft einen anderen Schein in das dunkle Sein und dem echten Menschen verbinden sie sich in jeder guten, aber viel mehr noch in jeder bösen Stunde zu heilbringenden Constellationen." Er ist ein großer Maler, der uns viele Menschen leibhaftig vor die Augen, zum Greifen deutlich, gestellt hat; er hat keine Farben gespart, wo es galt, einem Bilde seinen leuchtenden Glanz zu verleihen, er hat scharf und klar gesehen und gezeichnet. Er ließ sich nicht durch die bunte schillernde Oberfläche der Dinge täuschen, er sah durch die Schale und prüfte den Kern. Er lobte stille Nachdenklichkeit, Ueberlegtheit und Bedachtsamkeit, und hat gern Menschen mit diesen Eigenschaften geschildert, er pries aber vor Allem die Schaffenslust und Schaffensfreude: „Arbeiten und schaffen soll Jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von Neuem geduldig aufrichten, denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist verloren überall. Wer aber jeden Schritt zum Grabe vertheidigt und würdig auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt."

Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— Schriften für das deutsche Volk herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Henschel, Adolf, Dr. Johannes Heß, der Breslauer Reformator. — Rocholl, Dr. Heinrich, Anna Alexandria Herrin zu Rappoltstein. Halle, Niemeyer 1900/1901. Je 0,10 M. — Mit diesen beiden Heften haben die „Schriften für das deutsche Volk" eine treffliche Bereicherung erfahren. Insbesondere dürfte Rocholl's Schriftchen, auf archivalischen Documenten beruhend, Beachtung verdienen.

G. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 108. Dienstag, den 10. September, Abends. **1901.**

Ein sächsischer Commerslieddichter.

Vor ungefähr zwanzig Jahren hörte ich in einem Dorfe meiner vogtländischen Heimath einen alten, verdienten Lehrer, der sich für deutsche Literatur interessirte, mit großer Wärme das folgende Gedicht hersagen:

Gleich wie der Baum die Wurzeln seiner Kraft
Sehnsüchtig birgt in mütterlicher Erde,
Doch kühn sein Haupt dem trägen Staub entrafft,
Daß es den Himmlischen befreundet werde —
So mag der Mensch mit zärtlich frohem Sinn
An der Natur, der ew'gen Mutter, hangen,
Doch aufwärts nach unendlichem Gewinn
Strebt kühn der Geist mit göttlichem Verlangen.

Auf meine Frage, von wem dieses schöne Gedicht sei, erwiderte der alte Mann, es sei früher vor vielen Jahren in Wiesenbad auf dem Promenadenplatze angeschlagen gewesen; es hätte ihm so gefallen, daß er es nach mehrmaligem Lesen seinem Gedächtnisse eingeprägt hätte; der Dichter sei ein gewisser Karl Hinkel, ein früherer Leipziger Student, gewesen, der auch gegen Napoleon gekämpft hätte; er wäre infolge der Feldzugsstrapazen krank geworden und hätte zur Genesung Wiesenbad aufgesucht, wäre aber frühzeitig gestorben.

Hinkel, fügte er hinzu, wäre auch der Verfasser des bekannten Studentenliedes

„Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen,
Fehlt nicht das blanke Schwert beim Becherklang" u. s. w.

Ein zweites von demselben Dichter verfaßtes Gedicht, das ebenfalls früher in Wiesenbad auf dem Promenadenplatze angeschlagen war, und das mein würdiger, alter Gewährsmann trotz seiner Jahre wohl in seinem Gedächtnisse aufbewahrt hatte, war das folgende:

Des Todes herbstlich rauhes Wetter
Zerstört die schönsten Blüthensterne,
Doch nur getrost; in sel'ge Ferne
Trägt sanft er all' die welken Blätter;
Er führt aus Trübsals Nacht und Noth
An treuer Freundeshand
Hinauf in's schön're Morgenroth,
Hinauf in's bess're Land!

Dieses Lied voll Todesahnung ist wohl der Schwanengesang Hinkel's gewesen. Näheres über den Dichter zu erfahren, war nicht leicht. Die Universität in Leipzig führte nur seinen Namen in ihren Listen; die verschiedenen Commersbücher waren in ihren Angaben über den Verfasser von „Wo Kraft und Muth" schwankend und ungenau, so z. B. das Leipziger, welches in der mir vorliegenden Ausgabe von 1874 einen „E. Hinkel, Bursch in Leipzig 1815" nennt. In dem älteren, von Georg Scherer herausgegebenen und von Franz Pocci und Ludwig Richter illustrirten Buche „Deutsche Studentenlieder" steht unter demselben hier als „Bundeslied" bezeichneten Gedichte: „Carl Hinckel, Bursch in Leipzig 1815" sowie die Anmerkung, daß „Text und Weise aus C. Hinckel's Leipziger Commersbuch 1816" entnommen seien; die Melodie sei „die Weise einer französischen Romanze". In Schauenburg's „allgemeinem deutschen Commersbuch, Lahr 1888" findet man als Dichter des „Bundesliedes" wiederum „E. Hinkel, 1815 Bursch in Leipzig". Das „Commersbuch, herausgegeben und mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen von Max Friedländer. Leipzig, Peters 1892" giebt Seite 163 an: „Wo Muth und Kraft in deutscher Seele flammen, Text nach dem Teutschen Liederbuch für Hochschulen, Stuttgart 1823. Der erste Druck in (Hinkel's) Leipziger Commersbuch 1815 lautet an manchen Stellen anders. Strophe 2 (Farbenstrophe) wird in den verschiedenen Ländern verschieden variirt. Im Original ist Weiß-Grün besungen. Die Melodie finde ich zuerst in der »Auswahl von Commers- und Gesellschaftsliedern«, Halle 1816" u. s. w. Unter dem Liede findet sich noch die Notiz: „C. Hinkel, 1815 (1794—1817)." In Hoffmann von Fallersleben, „Unsere volksthümlichen Lieder, 4. Auflage besorgt von Prahl" findet sich Folgendes über den Dichter: „Hinkel, Carl. Geboren 1794 in Chemnitz, Senior des Corps Saxonia zu Leipzig 1815, trat nach der Schlacht bei Leipzig, dem Aufrufe des russischen Generalgouvernements folgend, in das »Banner der freiwilligen Sachsen«, machte den Feldzug in Flandern als Leutnant der Landwehr mit. 1817 an die Ritterakademie in Liegnitz als Lehrer berufen, erkrankte er und starb, ehe er sein Amt antrat, am 22. December 1817 in Leipzig." Diese Angaben sind richtig bis auf das Geburtsjahr; Hinkel ist nicht 1794, sondern nach Angabe des Chemnitzer Kirchenbuches 1793 und zwar am 15. October geboren worden. 1817 starb der Dichter nach Aussage meines alten vogtländischen Lehrers infolge der Strapazen des Feldzuges. Eine Anfrage bei dem Neffen unseres Karl Hinkel, dem jetzigen Stadtrathe Otto Hinkel in Chemnitz, dem ich für seine liebenswürdige und bereitwillige Auskunft auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank sage, ergab Folgendes: „Karl Hinkel, der dritte Sohn des Kauf- und Handelsherrn Gotthilf Hinkel, bezog, nachdem er von 1807 an die Fürstenschule zu Schulpforta besucht hatte, 1812 die Universität Leipzig. Wie so viele akademische Jünglinge in der großen Zeit der Freiheitskriege griff auch er 1814 zu den Waffen und wohnte dem Feldzuge in Flandern und insbesondere den Gefechten bei Courtray und Tournay bei. Nach dem Friedensschluß ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig zurück und in dieser Periode entstanden seine Lieder »Erste Saitenklänge«. Leider starb er jedoch schon 1817 daselbst und eine große Hoffnung war mit ihm ins Grab gesunken! Der Umstand, daß der Tod des jungen Mannes so früh erfolgte, ist die Ursache gewesen, daß die Erinnerung an ihn für die folgenden Generationen der Familie sich nur spärlich und verblaßt fortpflanzte. Man gedachte des Verewigten als eines genialen und edlen Menschen, aber keine Niederschriften, Bilder, Andenken &c. sind zurückgeblieben, so daß selbst das Gedächtniß den Anflug einer Mythe trägt." Das Pförtner Stammbuch (Schülerverzeichniß von Schulpforta von 1543—1893, herausgegeben von Dr. Max Hoffmann, Berlin 1893) giebt unter Nr. 8437 an: „Aufgenommen 15./6. 1807 Karl Gottlieb Hinkel, Chemnitz. Vater Kaufmann †. Geboren: 13½ Jahre. Abgegangen 21. 3. 12. Gestorben 22. 12. 17. Premierleutnant bei der sächsischen Landwehr, cand. philol. (auch Dichter »Wo Kraft und Muth« u. a.[?])." Das Fragezeichen läßt vermuthen, daß der Herausgeber die Autorschaft Hinkel's über das „Bundeslied" als nicht ganz sicher ansieht.

Das Corps Saxonia in Leipzig, das ich ebenfalls um Auskunft bat, die mir in der liebenswürdigsten Weise zu Theil wurde, gab an, daß laut Corpsalbum Hinkel von 1812 an als Mitglied activ gewesen ist, 1815 war er Senior, als welcher er sich durch Umarbeitung der Constitutionen des Corps Verdienste erworben hat. In diesem Jahre dichtete er bei Gelegenheit des zur Begrüßung des zurückgekehrten Königs unternommenen Zuges der Studentenschaft nach Dresden das Gedicht: „Wo Kraft und Muth". (Vergl. Lieder zur 50jährigen Jubiläumsfeier des Corps Saxonia zu Leipzig 1862.) Dieses allbekannte Lied, in dem zuerst die weiß-grünen Farben besungen worden sind und dessen ursprünglichste Form folgt, erlebte bald verschiedene Veränderungen seines Textes. Die Melodie ist nach Prahl's Umarbeitung des Hoffmann'schen Buches „Unsere volksthümlichen Lieder" die der französischen Romanze: „Brûlant d'amour et partant pour la guerre".

Der älteste Text lautet:

Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flommen,
Fehlt nicht das blanke Schwert beym Becherklang;
Wir steh'n vereint und halten treu zusammen,
Und rufen laut in schwärmendem Gesang:
Ob Fels und Eiche splittern,
Wir werden nicht erzittern!
Den Jüngling reißt es fort mit Sturmesweh'n,
Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu geh'n.

Weiß, wie des Königs Haupt, ist unser Zeichen,
Und grün das Band, das unsre Brust umzieht,
Grün wie das Laub von unsern deutschen Eichen,
Grün wie die Hoffnung, die im Herzen glüht,
Ob Fels und Eiche . . .

Wir wissen noch den treuen Stahl zu schwingen,
Die Stirn' ist frei, und stark der Arm im Streit!
Wir dauern aus, und können muthig ringen,
Wenn es der Ruf des Vaterlands gebeut.
Ob Fels und Eiche . . .

So schwört es laut bei unserm blanken Schwerte,
Dem König treu, im Leben, wie im Tod!
Auf, Brüder, vor! und schirmt die Vatererde,
Und ruft hinaus in blut'ges Morgenroth:
Ob Fels und Eiche . . .

Und du mein Liebchen, die in süßen Stunden
Den Freund beseelt mit manchem Blick und Wort,
Dir schlägt das Herz wohl über Grab und Wunden?
Doch ewig lebt die treue Liebe fort!
Ob Fels und Eiche . . .

Trennt auch Geschick des großen Bundes Glieder,
Wir reichen uns die treue Bruderhand!
Noch einmal ruft, Saxonias wackre Brüder,
Dem König Heil! und Heil dem Vaterland!
Ob Fels und Eiche . . .

Die „Ersten Saitenklänge", von deren Dasein bis jetzt wohl nur Wenige eine Ahnung hatten und nach denen ich lange vergeblich geforscht, fanden sich in der königl. Bibliothek zu Dresden vor. Ihr vollständiger Titel lautet: „Erste Saitenklänge von Carl Hinkel, Leipzig bei Carl Friedrich Franz 1816". Das 124 Octavseiten zählende Bändchen enthält 39 Gedichte, 9 Rundgesänge und eine längere Romanze: Rolfo's Tod. Die Rundgesänge sind gewidmet „Meinen Freunden Jacob und Albert von Ludwiger". Die Saitenklänge beginnen mit einer Widmung und einer Bitte an Mutter Deutschland:

O Mutter Deutschland, höre meine Bitte,
Sey hold des Jünglings erstem Saitenklang!
Ich bin ja Dein mit kindlich frommer Sitte,
Dein, ewig Dein aus Herzens lautem Drang;
Geleite mich in Deiner Sänger Mitte,
Und höre, was mein frühes Leben sang,
Was ich gelebt in stiller Vaterhütte,
Durch Flur und Hain, am Strom und Felsenhang,
Wie Lieb' und Ruhm beseelt die raschen Schritte,
Durch reger Jugend irrgewundnen Gang.
O daß ich ewig also fühlt' und litte,
In Freud' und Leid erklingend lebenslang!
O Mutter Deutschland, höre meine Bitte!
Dir weih' ich fromm den ersten Saitenklang.

Unter den 39 Gedichten finden sich drei „Sachsenlieder", deren zweites das vielgesungene, bereits in seiner echtesten Form angeführte „Wo Kraft und Muth" ist. Das erste Sachsenlied, die „Sächsische Kokarde" betitelt, besingt die neue weiß-grüne Landesfarbe und trägt als Ueberschrift die Worte des Horaz: Te spes et albo rara fides colit velata panno. Es lautet:

Ein Himmelszeichen schaut herab von oben,
Vom Herrn zu Trost in Trennungsnacht gesandt;
Heilbringend steht es ob dem Vaterland,
Dem Treue wir bis in den Tod gelobten.

An jeder Stirne seh' ich's stolz erhoben,
An jede Brust geschmiegt dies theure Band;
Denn reinen Stoff erkor des Meisters Hand,
Und hat aus Laubesgrün den Saum gewoben.

Nie wird die weiße Blüthe sich entfärben;
Wir wollen rein, rein, wie wir es getragen,
Dies werthe Kleinod später Zeit vererben.

Und wenn uns Herz die Todesboten schlagen,
So sieh' und lächle, daß wir freudig sterben,
Und laß uns nicht, im Tode nicht verzagen!

Das dritte Sachsenlied, eine hochpoetische Nachahmung des „Heil dir im Siegerkranz", lautet:

Heil Dir im Rautenkranz,
Vater des Vaterlands,
Heil König Dir!
O wende nicht zurück
Von Deines Volkes Glück
Den treuen Vaterblick!
Heil König Dir!

Dich, König, gut und mild,
Dich, Deines Volkes Schild,
Dich segnen wir!
Und aus des Herzens Drang,
Laut bei dem Becherklang
Tönt unser Rundgesang:
Heil König Dir!

Wer Gott und König ehrt
Und unser deutsches Schwert,
Folgt dem Panier!
Gebt euch die Bruderhand,
Für Freiheit, Vaterland,
Treu bis an Grabes Rand,
Heil König Dir!

Wir fühlen hohen Muth
Und weihen Gut und Blut
Dir für und für!
Der ist kein Sachse nicht,
Wer nicht für Freiheit ficht
Und noch im Tode spricht:
Heil König Dir!

Dich, König, segnen wir,
Wir leben, Vater, Dir,
Dir sterben wir!
Wir folgen uns'rer Pflicht,
Und ob das Herz auch bricht,
Wir Sachsen zittern nicht!
Heil König Dir!

Ein größeres Heldengedicht mit dem Titel „Klotar, der Silberweise" ist in der Nibelungenstrophe gedichtet. Es behandelt ausführlich, in echt epischer Breite, den Kampf des Frankenkönigs Klotar mit dem Sachsenherzog Bertoald, der des ersteren Sohn Dagobert geschlagen. Sonst finden wir in Hinkel's „Ersten Saitenklängen" noch eine Anzahl heiterer Kneiplieder, Rundgesänge u. s. w.; ein einziges Gedicht, seinem Freunde Domm gewidmet, erinnert an den Feldzug von 1814 und 1815. Es trägt als Sinnspruch die Worte des Horaz: Utrumque nostrum incredibili modo consentit astrum und lautet:

Wer rein das Herz im Strahl der Freundschaft klärte,
Wer reich von Liebesquellen überfließt,
Und früh der Tugend heil'ge Flammen nährte,
Und selbst die Schuld des Vaterland's gebüßt:

O der du schön mit deines Glaubens Schwerte
Die Manen deutscher Heldenkraft begrüßt,
Du, Lieber, bist mir hold, bist mein Gefährte,
Hast manches Stündlein tröstend mir versüßt!

Nimm diesen Kuß und diesen Druck der Hand!
O daß Erinnerung an meine Seite
Dich oft und gern im Geist zurückgeleite!

Und noch vereint, wie einst im blut'gen Streite
Fern an des Meeres nebeldüstrem Strand —
Uns Liebe, Schwert, Gesang und Vaterland.

Die beiden im Anfange erwähnten Gedichte aus Wiesenbad, die mir durch mündliche Ueberlieferung übermittelt worden sind, befinden sich nicht in den „Ersten Saitenklängen", sind also später, d. h. kurz vor dem Tode Hinkel's entstanden. Wenn diese Zeilen eingehender, wie es bis jetzt geschehen, nachgewiesen haben, daß der Verfasser des Liedes „Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen" ein Chemnitzer Kind, ein Schüler der Fürstenschule zu Schulpforta, ein Leipziger Student und Mitglied des Corps Saxonia, ein Kämpfer für Deutschlands Befreiung und ein hochbegabter Dichter war, so ist ihr Zweck erreicht; wenn sie aber dazu Veranlassung gegeben haben sollten, daß der Name eines Edlen, der viel zu früh aus dem deutschen Sängerorden geschieden ist, wieder genannt wird, so würde der Herzenswunsch des Unterzeichneten erfüllt sein!

Plauen i. V., im April 1901.

Dr. Max Zschommler.

Bücherbesprechungen.

— Arnold, C. Fr., Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. 2. Hälfte. Halle, Niemeyer. 1901. 1,20 ℳ. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 69.) — Dieses Schlußheft der von uns bereits früher angezeigten Schrift stellt die Durchführung der Protestantenvertreibung, die preußischen Colonisationsbestrebungen, sowie die Herstellung der Glaubenseinheit im Erzbisthum Salzburg dar. In die neueste Zeit führt uns der Schluß, in dem der Verfasser das Wiedererwachen des Protestantismus, die Entstehung einer evangelischen Gemeinde zu Salzburg und die Erbauung einer Kapelle in Gastein schildert. Ein Blick in die „Anmerkungen" zeigt den rastlosen Eifer, mit dem der Verfasser in allen möglichen Archiven Material für seine werthvolle Arbeit gesucht hat.
G. B.

— Jahrbuch für Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Kosten-, Stempel- und Strafsachen, herausgegeben von R. Johow, Geh. Oberjustizrath, und V. Ring, Kammergerichtsrath. Berlin, Franz Vahlen. Bd. 21 (N. F. Bd. II) 1901. (Preis 6 ℳ, geb. 7,25 ℳ) — Aus dem Jahrbuche sind die Abtheilungen A und D, Entscheidungen in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und Entscheidungen anderer deutscher Obergerichte, für weitere Kreise von Bedeutung, die ersteren, weil bei der Größe des Spruchbezirkes verhältnißmäßig mehr streitige Fragen zur Entscheidung der Oberbehörde gebracht werden. So bietet auch der vorliegende 21. Band eine Fülle von interessanten Entscheidungen aus allen Theilen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, die für die richtige Anwendung des Reichsrechts werthvoll sind und volle Beachtung wohl verdienen. Die Abtheilung für Strafsachen bringt ebenfalls Manches, was auch den nichtpreußischen Lesern von Interesse ist.
K—d.

— Das deutsche Gerichtskostengesetz, die Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher und die Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige mit den sämmtlichen zur Veröffentlichung gelangten Entscheidungen des Reichsgerichts und der übrigen Gerichte. Nebst Sachregister und ausführlichen Gebührentafeln herausgegeben von Oskar Pörschel, Gerichtssekretär. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Leipzig, Roßberg & Berger 1901. (Leipziger Juristische Handbibliothek, Bd. 65. 252 S., Preis geb. 4 ℳ) — Eine fleißige Zusammenstellung der vielen Entscheidungen, die zu den genannten Kostengesetzen ergangen und in den bedeutenderen Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht worden sind. Sind die Entscheidungen zu einzelnen Bestimmungen sehr zahlreich ergangen, wie z. B. zum Gerichtskostengesetz §§. 9, 11, 85, so kann nur eine solche Zusammenstellung die Uebersicht bieten und die Anwendung erleichtern. Das Werk wird daher vornehmlich den Gerichtsbeamten und Rechtsanwälten dienen. Die angehängten Gebührentafeln sind praktisch aufgestellt und ergeben für die am meisten in Betracht kommenden Fälle ohne Mühe den Gebührensatz.
K—d.

— Von der Bearbeitung der Reichsgewerbeordnung in ihrer dermaligen Fassung, die der Präsident des königl. sächsischen Oberverwaltungsgerichts Dr. A. v. Bernewitz zur Erneuerung früherer Auflagen unternommen hat und in Leipzig bei Roßberg & Berger herausgiebt, ist die 2. Abtheilung des 1. Bandes erschienen. Sie umfaßt die Titel VI—X und einen Theil der Kaiserlichen Verordnung vom 31. Mai 1897. Wir haben bereits beim Erscheinen der 1. Abtheilung auf diesen ausgezeichneten, durch die bisherigen Auflagen schon namentlich unter den Juristen wohlbekannten Commentar der Gewerbeordnung hingewiesen und verfehlen nicht, dies bei der jetzt vorliegenden Fortsetzung zu wiederholen, wobei wir noch besonders anerkennend hervorheben, daß die Herausgabe der einzelnen Theile des Werkes so rasch erfolgt. Was Inhalt und Anordnung anlangt, so genügt es, zu bemerken, daß die Fortsetzung in jeder Beziehung den Erwartungen entspricht, die wir beim Erscheinen des ersten Theiles hegten.

— Die gewerbliche Unfallversicherung, wie sie durch die neue Gesetzgebung vom 30. Juni 1900 seit dem 1. October vorigen Jahres bez. dem 1. Januar 1901 in der Hauptsache Rechtens geworden ist, hat der Landesrath Alfred Jlling in Merseburg in Gesprächsform gemeinverständlich dargestellt. Das Buch ist ebenfalls bei Roßberg & Berger in Leipzig erschienen, in welchem Verlage der Verfasser bereits eine gleichartige Behandlung der Invalidenversicherungsgesetzgebung veranstaltet hat. Als Hauptzweck seiner Arbeit bezeichnet der Verfasser den, einen leichtfaßlichen Wegweiser durch die oft complicirten Vorschriften des Gesetzes und die umfangreiche Praxis des Reichsversicherungsamts in Unfallsachen für die gegen Unfall versicherten gewerblichen Betriebsbeamten, Werkmeister, Techniker und Arbeiter, sowie ihre Arbeitgeber und Berather zu schaffen. In zehn Gesprächen sind die Hauptgesichtspunkte der gewerblichen Unfallversicherung mit Geschick und Sachkenntniß erörtert. Ein Anhang enthält u. A. verschiedene in Betracht kommende Nebenbestimmungen, ein ausführliches alphabetisches Sachregister erleichtert den Gebrauch des sehr empfehlenswerthen und gut ausgestatteten Buches.

— Das Heft 31 der vom Verein der Finanzbeamten in Dresden herausgegebenen und in Conrad Weiske's Buchhandlung in Dresden erschienenen Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung bringt eine auf Grund des Jahrbuchs für das Deutsche Reich vorgenommene Zusammenstellung der deutschen Reichsbehörden — Preis 60 ₰. Wir machen namentlich die Unterbeamten, die sich auf ihre Prüfung vorbereiten, auf dieses Schriftchen aufmerksam.
∞

— Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Von Dr. jur. Wolfgang Heinze. Heidelberg 1901. Carl Winter's Verlag. — Wer etwa erwartet, in der sehr dankenswerthen Schrift eine Schilderung der ganz eigenartigen Verhältnisse in den Gesandtschaften während der Belagerung zu finden, der ist im Irrthum. Es handelt sich um eine völkerrechtliche Studie, bei welcher allerdings auch viel Thatsächliches mit unterläuft. Der Verfasser hat hierfür ein reichhaltiges Material, welches er in den Zeitungen, besonders den englischen, sowie in den englischen Blaubüchern und z. Th. auch in den französischen Gelbbüchern vorfand, benutzt. Nachdem er so in den ersten vier Capiteln die Vorgänge amtlicher Art vor und während der Belagerung dargelegt hat, wendet er sich in den folgenden Capiteln zu der völkerrechtlichen Aufgabe, die er sich gestellt hat. Er behandelt: China und das Völkerrecht, Gesandtschaftliche Unverletzlichkeit, Geschichtliche Entwickelung der gesandtschaftlichen Immunität im Allgemeinen und speciell in China. Hierbei sind neben den bekannteren völkerrechtlichen Werken auch Berichte über frühere europäische Gesandtschaften nach China benutzt worden. Wir können das betr. Buch als einen werthvollen Beitrag nicht blos zur Geschichte des Völkerrechts, sondern auch zur Zeitgeschichte angelegentlich empfehlen.
—tg—

— Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Von Graf Fleury. Berlin, Carl Siegismund. Autorisirte Uebersetzung von S. J. (ohne Jahreszahl). — Vor dem Namen des Verfassers und des Uebersetzers stehen Punkte . . . ., was wohl bedeuten soll, daß eigentlich noch mehr dahinter stecken kann. Graf Fleury wenigstens ist ja an und für sich schon ein recht hübscher Name! Möglicherweise ist es auch ein Pseudonym Wer kann das wissen? Das Buch selbst enthält manches Interessante, ohne sich übrigens über das Niveau der Feuilletonliteratur zu erheben. Man kann sagen, daß diese Art von Geschichtschreibung jetzt mit einer Methode behandelt worden. Erst sind die Bonapartes in eigener Person, mit ihrer Verwandtschaft und ihrem Anhange behandelt worden und nun kommen die übrigen Zeitgenossen an die Reihe. Wir erwähnen aus dem Inhalte: die Töchter Ludwig's XV. während der Emigration, Frau von Custine, Frau von Lavalette, die Wirkung der Ehescheidung unter dem Directorium, und lobenswerth in hohem Grade ist, daß Unanständigkeiten jeder Art vermieden sind, so daß jede Dame das Buch ungescheut in die Hände nehmen darf. Dagegen hätten wir erwartet, einige Portraits beigefügt zu finden. Wenn von hübschen Damen gehandelt wird, so gehört das doch gewissermaßen mit zur Sache.
—tg—

— Unter dem schweizerischen rothen Kreuz im Burenkriege. Von Dr. med. F. A. Suter. Leipzig 1901. Heinrich Schmidt & Carl Günther. — Die Berichte, besonders die ärztlichen, aus dem Boerenkriege schießen jetzt, man kann sagen, wie die Pilze aus der Erde. Und doch werden sie alle ihre Käufer finden. Das vorliegende Buch zeichnet sich durch Frische und Natürlichkeit der Darstellung aus, außerdem durch eine ungewöhnlich große Zahl von Illustrationen nach Photographien, welche der Verfasser zum Theil selbst aufgenommen hat. Daß derselbe nach ähnlichen Vorgängen es für angezeigt gehalten hat, sein eigenes Porträt dem Buche vorsetzen zu lassen, können wir nicht billigen. Wohin soll es führen, wenn dies allerwärts Mode würde? Zuzugeben ist, daß man an dem Verfasser einer solchen

Reise- und Kriegsschilderung, deren Held er doch gewissermaßen ist, ein persönliches Interesse nimmt. Dann würde es aber immerhin genügen, wenn der Verfasser auf einem der Bilder, neben Anderen, mit zur Erscheinung käme. Wir konnten diese wohlmeinende Bemerkung nicht unterdrücken und hoffen, daß sie auch in diesem Sinne verstanden werden wird. —tg—

— Prof. Dr. Heinrich Simroth: Abriß der Biologie der Thiere. 2 Bändchen mit 33 und 35 Textfiguren. Leipzig, 1901. Sammlung Göschen, Nr. 131 und 132, in eleg. Lwbd. je 80 ₰. — Die Sammlung Göschen besteht aus einer bereits stattlichen Anzahl von bedeutungsvollen Werken, deren Zweck und Ziel ist, dem gebildeten Laien eine klare, leicht verständliche Einführung in Gebiete zu verschaffen, die seinen besonderen Studien, seinem eigentlichen Berufe ferner liegen. Die Sammlung bietet in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und den neuesten Fortschritten und Forschungen beruhend, zuverlässige Belehrung. Die beiden jüngst veröffentlichten Bändchen 131 und 132 von Simroth sind wohl nach Inhalt und Form den bisher erschienenen analog, insofern sich der Verfasser bemüht hat, die biologische Abhängigkeit der Thiere von den Bedingungen der Außenwelt in umfassender und übersichtlicher Weise zur Darstellung zu bringen; eine Fülle von Einzelheiten legt Zeugniß ab von des Verfassers staunenswerther Beherrschung des Stoffes und seinen eingehenden Forschungen auf dem Gebiete der gesammten Thierwelt; doch da bei der überreichen Masse des Stoffes für theoretische Erörterung der Raum fehlte, so dürfte es dem gebildeten Laien ziemlich schwer fallen, durch die Lectüre der beiden Bändchen zum klaren Verständniß einzelner Abschnitt zu gelangen. Dem Fachmann aber bietet der gelehrte Verfasser ein praktisches Repetitorium und Nachschlagebuch für Biologie, das in übersichtlicher, alle Meinungen und Richtungen zusammenfassender, völlig objectiver Weise den modernsten allgemeinen Stand der betreffenden Wissenschaft wiedergiebt. Der erste, neun Abschnitte umfassende Theil behandelt die Entstehung und Weiterbildung der Thierwelt, ausgehend vom ersten Ursprung alles Lebens. Es werden besprochen: Die Zelle, die Zelltheilung, Befruchtung, Vererbung, Anpassung, der Kampf um's Dasein, der Begriff der Species; der Zusammenhang der Schwere und der thierischen Bewegung, der Einfluß des Lichtes auf die Farbe, der Schall (Ohr und Stimme), das Gefühl, die chemischen Einflüsse, die Einflüsse der Wärme und Elektricität auf das Thier und die Athmung. — Der zweite Theil bietet Hochinteressantes über die Beziehungen der Thiere zur organischen Natur, über Nahrung, Schutzmittel, Fortpflanzung, Symbiose, Parasitismus, rudimentäre Organe, Rückschläge, über das Leben der Thiere auf dem Lande und im Wasser, und am Schluß erhalten wir überraschende Einblicke in das animalisch Psychische. P—t.

— Der Ungebändigte. Roman von Karl Joh. Schwarz. Eberswalde-Berlin. Verlag „Jungdeutschland" (S. Dyck). 1901. — Das Buch ist nichts weniger als ein Roman, d. h. als ein abgeschlossenes literarisches Kunstwerk, sondern höchstens die roh-naturalistische Darstellung eines Lebensausschnittes irgend eines Decadenten. In neun Capiteln werden uns — sogar mit genauer Datumsangabe! — genau so viele Tage des „ungebändigten" Helden in ebenso unleidlicher, wie stereotyper Weise geschildert. Dabei ist jeder Versuch einer psychologischen Charakterentwickelung total mißglückt. Der Verfasser giebt nichts Anderes als eine Reihe unkünstlerisch dargestellter Schilderungen von etwa einem Dutzend Liebesverhältnissen, die noch dazu fast alle die gleiche Physiognomie tragen, da der neue Wiener Don Juan, Dr. med. Karl Stretti, seine Opfer einfach durch seine verblüffende Frechheit fascinirt, um sie dann je nach Belieben wieder abzuschütteln oder von ihnen seinen Liebestribut einzufordern. Kein einziger Zug muthet uns an diesem Helden, der geprügelter Pensionsknabe, zurückgesetzter Kliniker und unbefriedigter Weltumsegler in einer Person ist, irgendwie sympathisch an; er ist vom Scheitel bis zur Sohle das, was der Berliner mehr treffend als geschmackvoll ein „peinliches Ekel" nennt. Das Episodenwerk, ellenlange anthropogenetische Belehrungen, unklar und unoriginell in der Ausführung, ist dem Ganzen weder organisch angegliedert, noch künstlerisch motivirt, in seiner ermüdenden Breite. Ein Glück, daß der saubere Held sein Liebesleben bald satt bekommt und sich selbst „meuchelt"; freilich warum und cui bono das Alles? Wollte der Verfasser den viel behandelten Satz, daß der Mann am Weibe zu Grunde geht, wieder einmal beweisen, so mangelt doch diesem Exempel jede Klarheit einer logischen Beweisführung und vor Allem jede Vertiefung der erforderlichen Prämissen, wozu es dem Autor an künstlerischer Reife und Durchbildung fehlt. So ist denn das Buch nicht blos eine mittelmäßige Copie besserer Vorbilder aus der Zeit des nun bald schon aus der Mode gekommenen Naturalismus, sondern eine unreife und unfleißige Schülerskizze, die nur deswegen ausführlicher abgelehnt werden mußte, weil ihr Autor mit den Allüren der „genialen Nonchalance" auftritt, die noch immer nur gar zu leicht für die Kennzeichen echten Talentes gehalten werden. A.

— Norddeutsche Erzähler. Wilhelm Jensen, Alt-florentische Tage. Heinrich Seidel, Die silberne Verlobung. Julius Stinde, Martinhagen. 11.—15. Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde: Alfred Schall, Königliche Hofbuchhandlung. — Drei Novellen recht verschiedener Gattung sind in diesem Bande vereint. Aber es hat jede von ihnen einen gewissen Reiz, und jede ist für den Verfasser bezeichnend. Wilhelm Jensen führt uns um reichlich drei Jahrhunderte zurück in das kunstfrohe Florenz des Herzogs Cosimo. Es ist eine im Grunde recht peinliche Eifersuchtsgeschichte aus den Tagen der Renaissance, die er uns erzählt. Aber er weiß sie in einer Art aufzuputzen, die den Leser nöthigt, sich die häufig recht gesuchte und unnatürliche Ausdrucksweise, die sich Jensen angewöhnt hat, gefallen zu lassen, weil er zugeben muß, daß sie dazu hilft, die Zeitfarbe scharf auszuprägen. Ganz ausgezeichnet ist, wie bei Jensen immer, die Behandlung des Landschaftlichen. Dem sittengeschichtlichen Beiwerk ist so viel Sorgfalt gewidmet, daß es stellenweise die Handlung ganz zurücktreten läßt. — Einen viel einfacheren Ton schlägt Heinrich Seidel an. Seine Geschichte von der silbernen Verlobung zeigt uns, daß auch in dem Lärm der Großstadt noch Poesie gedeiht, man muß nur das Auge dafür haben. Daß er seine alte Lieblingsfigur, den Lebenskünstler Lebrecht Hühnchen, dem er so zu sagen seinen literarischen Namen dankt, noch einmal ausgegraben hat und in der Erzählung eine bedeutsame und liebenswürdige Rolle als Freiwerber für den silbernen Bräutigam spielen läßt, dafür werden ihm seine Verehrer gewiß besonders dankbar sein. — Eine sehr glückliche Vereinigung von frischem Humor und ergreifendem Ernste stellt die Gouvernantengeschichte von Julius Stinde dar. Die Cur, die an dem hochmüthigen Berliner Bildungsgänschen auf dem Mecklenburger Bauernhofe vollzogen wird, ist kräftig, aber sie schlägt an, und man freut sich ihres Erfolges. Es war gewagt, eines der traurigsten Capitel des Verbrecherthums unsrer Zeit, den Mädchenhandel nach dem Orient, zu berühren. Indeß die Art, wie es geschieht, ist taktvoll und schlägt jedes Bedenken. Wenn die Jensen'sche Novelle etwas reich mit historischen, insbesondere kunsthistorischen Kenntnissen prahlt, so verzichten die anderen beiden auf derlei gelehrte Ausmachung ganz. Dafür aber wirken sie desto unmittelbarer und anspruchsloser. Man kann den Band mit gutem Gewissen empfehlen. R. B.

— Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen, sowie für die Reserve- und Landwehr-Officiere der Feldartillerie. Bearbeitet von Wernigk, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule. 7. völlig neu bearbeitete Auflage. Zweite Lieferung. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Der 1. Lieferung des wohlbekannten Handbuches ist sehr bald die angekündigte 2. Lieferung gefolgt und das Werk hierdurch zum Abschluß gebracht worden. Während die 1. Lieferung die allgemeinen militärischen Verhältnisse, die Organisation der Feldartillerie, die Kenntniß des Pferdes, Stalldienst :c. behandelt, befaßt sich die vorliegende 2. Lieferung in der Hauptsache mit der Taktik und dem Schießen der Feldartillerie. Auch Taktik und Gefecht der verbundenen Waffen, Kartenlesen, Beurtheilung des Geländes haben hier Berücksichtigung gefunden und ist besonders dieser Theil durch frische lebendige Darstellung in Verbindung mit deutlichen Skizzen sehr geeignet, schnell und verständlich in diese Gebiete einzuführen. Auch der Theil über das Schießen ist durch zahlreiche Beispiele verbunden mit graphischen Darstellungen sehr anschaulich gemacht worden Das Werk hat allerdings in seiner Gesammtheit nunmehr einen Umfang gewonnen, der an den Privatfleiß der Reserve-Officiers-Aspiranten hohe Anforderungen stellt. Bei seiner Gründlichkeit und Klarheit erscheint das Handbuch sehr geeignet, auch von dem activen Officier beim Unterricht zu Grunde gelegt zu werden.

A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 109. Donnerstag, den 12. September, Abends. 1901.

Ein neues Bild der Kreuzigung Christi.

Als bei den Ausgrabungen unter und hinter der ehemaligen Kirche Sta. Maria Liberatrice südöstlich vom Castortempel auf dem Forum Romanum mehr und mehr die alten Wandmalereien der Kirche Sta. Maria Antiqua bloßgelegt wurden, werden manche diese Zeugnisse der Kunstthätigkeit einer verklungenen Zeit wie eine Offenbarung begrüßt haben. Insbesondere fesselte den Beschauer das Bild der Kreuzigung Christi, das in dem südöstlich von dem Chorraum mit der halbrunden Apsis befindlichen viereckigen Raum entdeckt wurde. Es befindet sich in einer nahezu quadratischen, wenig tiefen Nische, deren Boden etwa zwei Meter über dem Fußboden liegt. Zumal dem, der nicht lange nach der Bloslegung das Bild gesehen hat, werden die frischen, leuchtenden Farben des ausdrucksvollen Gemäldes einen großen Eindruck gemacht haben. Jetzt sind die Farben schon etwas verblichen. Es soll versucht werden, der historischen Bedeutung dieses Fundes mit einigen Worten gerecht zu werden, indem wir zuerst das Bild beschreiben, dann die Zeit seiner Entstehung bestimmen und endlich ihm seine historische Stellung anweisen.

Das Frescogemälde — wir wollen es so bezeichnen, obgleich die Farben nicht auf den nassen Kalk, sondern auf einen trockenen weißen Ueberzug über die Mauer aufgetragen sind — lenkt sofort die Aufmerksamkeit auf die Hauptperson der Darstellung, auf den gekreuzigten Christus. Nicht nur ist seine Gestalt größer gebildet, als die aller andern Figuren — sie ist nahezu lebensgroß —, sondern auch die centrale Stellung des Gekreuzigten läßt ihn schärfer in das Auge des Beschauers fallen. Auf einem Erdhügel, der wohl den Berg Golgotha versinnbildlichen soll, steht das Kreuz, mit drei Pflöcken festgerammt; das Kreuz hat offenbar die Form des sogenannten lateinischen Kreuzes oder sagen wir besser, der crux immissa, wenn auch das obere Ende, das den Titulus trägt, durch den Nimbus Christi verdeckt ist. An dem Kreuze hängt oder steht vielmehr der Gekreuzigte. Füße und Hände sind mit den Nägeln durchbohrt. Die Füße stehen nebeneinander, eine Form, die bis weit in das Mittelalter hinein festgehalten worden ist. Erst seit etwa dem 12. Jahrhundert legt man die Füße übereinander und durchbohrt sie mit nur einem Nagel. Auffällig ist, daß bei unserer Kreuzigung das ὑποπόδιον, das Trittbrett, auf dem in anderen Darstellungen der Gekreuzigte steht, vollkommen zu fehlen scheint. Doch wird dadurch an der Auffassung, daß Christus am Kreuze steht und nicht hängt, nichts geändert. Auch durch die streng wagerechte Haltung der Arme ist diese Fassung bezeichnet; und auch das hängt damit zusammen, daß Christus nicht als der Sterbende oder gar der Todte, sondern als der Lebende dargestellt sein soll. Denn das beweisen uns, neben allem Uebrigen, die großen, offenen, durchdringenden Augen Christi, die nach links, nach Maria zu gerichtet sind, aber doch auch den Beschauer nahezu direct treffen. Christus neigt sein Haupt leicht nach seiner rechten Schulter Maria zu. Umrahmt ist sein Gesicht von dunklem Haar und Bart; wir haben den sogenannten kallistinischen Christustypus in seiner, wenn auch ernsten, aber doch noch anmuthigen Form vor uns. Das Haupt hebt sich ab von dem goldenen Kreuznimbus. Bekleidet ist Christus mit einem langen von den Schultern bis zu den Füßen reichenden Hemde ohne Aermel, dem sogenannten Colobium, dessen schöne dunkelblaue Farbe gehoben wird durch die beiden gelben Streifen, die rechts und links von den Schultern bis zum Saume des Kleides reichen. Arme und Füße läßt das Gewand frei. Ueber dem Haupte Christi befindet sich der Titulus, eine Tafel mit dreieckigen Ausladungen rechts und links; eine Form, wie sie auch für Grabplatten in Anwendung gebracht worden ist. Die Inschrift auf dem Titulus ist griechisch. Sie beginnt mit einem Kreuz und lautet: IC O NAZωPAIOC/ O BACIΛEYC TωNI/OYΔ AIωN./ Links von dem Titulus ist die Sonne dargestellt (kaum mehr sichtbar), rechts der Mond, in den einfachen Formen, wie sie auf Kreuzigungsbildern üblich sind; der Mond ist als einfache Sichel mit einem geraden Streifen in der Mitte dargestellt. Links und rechts an den beiden Seiten des Bildes stehen Maria und Johannes. Sie stehen auf einem mauerähnlichen Bau von grauer Farbe, der den unteren Rand des Bildes einnimmt und sich hinter dem Erdhügel, auf dem das Kreuz steht, hinzieht. Maria ist gekleidet in den schwarzen Mantel; auch Haupt und Hände sind bedeckt; nur das Gesicht bleibt frei. Auch hier fallen die großen Augen auf und der Ausdruck des Schmerzes ist deutlich sichtbar. Das Gesicht ist edel, man kann sagen, schön gebildet. Sie hebt mit den Händen das untere, mit Fransen besetzte Mantelende zum Gesichte empor — ein gestus, der zur Andeutung der Trauer sehr häufig auf Bildwerken gewählt worden ist. Bezeichnet ist Maria durch die lateinische Inschrift: SCA MARIA. Rechts vom Kreuze steht der ebenfalls durch eine lateinische Inschrift (SCS IOHANNIS EVANGELISTA) bezeichnete Evangelist Johannes. Er ist jugendlich gebildet, bartlos; die großen Augen blicken den Beschauer an. Gekleidet ist er in ein weißes Untergewand; darüber ist der gelbe Mantel geworfen, und zwar so, daß auf der Brust das weiße Untergewand sichtbar bleibt und aus dem den Oberkörper umgebenden Mantel die rechte Hand hervorragt. Sie legt den vierten und fünften Finger an den Daumen; der zweite und dritte Finger sind ausgestreckt. Wir haben es also mit dem Redegestus zu thun, wie er besonders häufig (aber doch nicht ausschließlich) auf griechischen Bildwerken sich findet und darum als griechischer bezeichnet wird. Die linke Hand hält, an die Brust angedrückt, ein großes mit Edelsteinen besetztes Buch. Die mittelalterliche Art, die Bucheinbände zu verzieren, kommt hier sehr gut zum Ausdruck. Beide, Johannes und Maria, tragen den runden, goldenen, schwarzumränderten Nimbus. Der Hintergrund, von dem sich Johannes und Maria abheben, ist bergig oder felsig gebildet. Hinter Maria erhebt sich ein Berg in braunrother Farbe; hinter Johannes ein Berg, der in drei Streifen grün, gelb und grau gemalt ist. Johannes und Maria sind etwas kleiner gebildet als Christus, und ebenfalls wieder kleiner als sie die letzten beiden Figuren, die das Gemälde zeigt. Zwischen Maria und dem Kreuze steht eine mit LONGINVS bezeichnete bärtige Soldatenfigur in grünem Wams mit goldener Verzierung auf der Brust. An der linken Hüfte trägt er das Schwert. Die Beine sind auseinandergesetzt; das linke ist etwas höher gestellt als das rechte. Mit beiden Händen faßt er die Lanze und stößt sie Christus unter die rechte Achsel. Blut und Wasser strömen heraus. Ihm gegenüber zwischen Johannes und dem Kreuze steht ein anderer Soldat, ohne Namen; er reicht auf einer Stange Christus den Schwamm mit Essig hinauf. Zu seinen Füßen steht ein eimerähnliches Gefäß mit Henkel.

Alle die Züge der Leidensgeschichte, die unser Bild verkörpert, finden sich in dem Evangelium des Johannes, Cap. 19; und zwar finden sie sich zusammen nur in diesem Evangelium. Da haben wir die Erzählung von dem Jünger, den Jesus lieb hatte, zu dem er sagt: hier ist deine Mutter, nachdem er zu seiner Mutter gesagt hatte: Weib, hier ist dein Sohn. Weiter haben wir hier die Worte Jesu: Mich dürstet. Es stand da ein Gefäß voll Essig; da steckten sie einen Schwamm voll Essig auf ein Ysoprohr und brachten ihm denselben an den Mund. Im Matthäus- und Markusevangelium 27, 48 resp. 15, 36 ist allerdings nur von einem die Rede, der ihm zu trinken gab; dafür fehlt hier die Erwähnung des Gefäßes. Darauf

giebt Jesus den Geist auf. Es folgt die Erzählung, daß die Juden bitten, die Leichname nicht am Sabbath am Kreuze hängen zu lassen. Da Jesus schon todt war, zerschlugen ihm die Soldaten die Beine nicht, sondern einer von ihnen stieß ihm mit der Lanze in die Seite, da floß alsbald Blut und Wasser heraus. (Joh. 19, 34.) Es ist augenscheinlich, daß in unserem Bilde mehrere zeitlich auseinander folgende Vorgänge in einen Rahmen zusammengezogen sind. Während zu Johannes und Maria und zu dem Manne mit dem Schwamme nur der noch lebende Christus paßt, paßt der Stoß mit der Lanze in die Seite Christi nur zu dem bereits gestorbenen Christus. Und doch ist in unserem Bilde Christus deutlich als lebend dargestellt. Wie ist das zu erklären? Wir haben Bilder der Kreuzigung Christi (ungefähr derselben Zeit angehörig), bei denen durch die Inschriften: Siehe, dein Sohn; siehe, deine Mutter, bewiesen wird [1]), daß jener Augenblick gewählt ist, in dem Jesus für seine Mutter sorgt; aber wir haben auch eine [2]), unserer Darstellung bis ins Einzelne fast ganz gleichende, in welcher (außer dem Manne mit dem Schwamme) trotz jener Inschriften auch der Mann mit der Lanze angebracht ist. Daß aber Christus auch hier als der Lebende gedacht ist, beweist die zu beiden Seiten des Hauptes angebrachte griechische Inschrift: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Man könnte sich vorstellen, daß in die einfache Art der Darstellung, die des Gekreuzigten Fürsorge für seine Mutter zeigt, mehr wie ein accidens die Darstellung des Mannes mit der Lanze gekommen sei, vielleicht, weil man in einem Kreuzigungsbilde die Wunde Christi nicht missen wollte, da — das beweist uns die griechische Liturgie — das aus der Wunde hervorströmende Blut und Wasser von Bedeutung für den Glauben der Kirche war. Und dadurch habe der Künstler sich nicht veranlaßt gesehen, von der Darstellung Christi als eines noch Lebenden abzuweichen. Wir hätten also diese Combination und widerspruchsvolle Gruppirung zurückzuführen auf die Willkür und Gedankenlosigkeit des componirenden Künstlers, der, ältere Darstellungen sich zu Nutzen machend, vielleicht aus ästhetischen Erwägungen Christus als Lebenden gebildet hätte, während er ihn doch als Gestorbenen hätte bilden sollen. Wer aber die griechische Theologie, und wir werden sehen, daß unsere Darstellung der griechischen Gedankenwelt angehören muß, auch nur einigermaßen kennt, wird sich von dieser Auskunft nicht befriedigt erklären. [3]) Und wer sich überlegt, wie groß die Stelle ist, die die Bilder in der griechischen Frömmigkeit und Dogmatik des Mittelalters einnehmen, wird bereitwillig zugeben, daß wir ein gutes Recht haben, theologische Erwägungen zur Erklärung unseres Bildes heranzuziehen. Die griechische Erlösungslehre geht darauf hinaus, die Möglichkeit der Vergottung des menschlichen Leibes nachzuweisen. In Christus findet die Ueberwindung der φθορά und des Todes zuerst und endgiltig statt; aber nicht etwa erst in seinem Tode, sondern bereits bei seiner Menschwerdung. Der Tod Christi hat in diesem Gedankengefüge keine organische Stellung. Es kommt darauf an, in jedem Augenblicke sich der Unsterblichkeit auch des Leibes Christi bewußt zu werden. Darum auch die Speculationen, die darauf abzielen, darzuthun, daß die göttliche Natur Christi die menschliche ganz in sich aufnimmt, durchdringt und vergottet. Die göttliche Hypostase überwiegt jedenfalls sehr bedeutend, und für den Tod Christi bleibt wenig Raum mehr, da ein Gott eben nicht sterben kann. Sehr schön sind diese Gedanken in einem tetrastichon des 13./14. Jahrhunderts auf die Kreuzigung zu Tage getreten, das lautet: Der Maler hat Jesus an das Kreuz gehängt. Warum malst du ihn nicht geradezu als Gott? Die Gestalten der Leiber habe ich gelernt und kenne ich, aber Gott zu malen, sagt er, das ist nicht möglich. [4]) — Nach der Art, wie sich derartige Vorstellungen Jahrhunderte lang erhalten, sind wir auch berechtigt, für frühere Zeit diese Gedanken in Anspruch zu nehmen. Insbesondere gab es eine Stelle, wo die Nothwendigkeit vorhanden war, auch den Leib Christi als einen unsterblichen sich zu vergegenwärtigen. Das war die Stelle, wo das Abendmahl gefeiert wurde. Denn hier wird dem Gläubigen das Gegenmittel gegen den Tod gegeben und dieses Gegenmittel ist der wirkliche Leib Christi als unsterblicher. Wollte man in einem solchen Raume die Kreuzigung Christi darstellen und streng im Rahmen der griechischen Erlösungslehre bleiben, so konnte man Christus auch nach seinem Tode gar nicht anders, denn als Lebenden darstellen. Diesen Fall haben wir hier. In unserer Kapelle ist das Kreuzigungsbild an hervorragender Stelle angebracht und zwar nicht begleitet von anderen Bildern der heiligen Geschichte. Es ist angebracht über dem Altar, auf dem das eucharistische Opfer vollzogen wird; wir haben also ein gutes Recht, diese Darstellung mit dem Abendmahle in Verbindung zu bringen, und brauchen hier auch nicht darauf einzugehen, wie gerade durch die Liturgie eine solche Gedankenverbindung geboten und bewiesen wird. Es ergiebt sich, daß die Darstellung Christi am Kreuze als eines Lebenden ihren besonderen Grund hat und dem Gedankengefüge der griechischen Erlösungslehre ihre Entstehung verdankt.

Wir sind in der besonders günstigen Lage, die Zeit der Entstehung genau angeben zu können. Auf der unterhalb des Kreuzigungsbildes befindlichen Wand sind neben der sitzenden Maria mit dem Kinde Petrus und Paulus, Quiricus und Giulitta und auch zwei Männer dargestellt, die, wie der ihnen gegebene viereckige Nimbus beweist, noch lebten, als das Bild angefertigt wurde. Der eine dieser beiden Männer ist durch die Inschrift als Zacharias papa gekennzeichnet; Zacharias war Papst in den Jahren 741—752. Da nun dieses Bild nach Stil und Ausführung, überhaupt auch in vielen kleinen Zügen von keinem Anderen oder wenigstens zu keiner anderen Zeit gemalt sein kann, als das Kreuzigungsbild, — Jeder, der die Bilder sieht, wird denselben Eindruck haben, — so gehört auch das Kreuzigungsbild der Mitte des 8. Jahrhunderts an.

Welches ist seine historische Stellung? Wir hätten es leicht, den Ursprung des Darstellungsinhaltes und wohl auch der Formen zu bestimmen, wenn die Darstellung der Kreuzigung, die man bisher als die älteste datirte angesehen hat, wirklich dem 6. Jahrhundert angehörte. Ich meine die Miniatur in dem berühmten syrischen Evangelistarium des Rabulas in der Laurentianischen Bibliothek in Florenz aus dem Jahre 586. Wenn die Darstellung der Kreuzigung [5]) auch viel ausführlicher ist als die unsere, so ist doch augenscheinlich, daß beide auf dieselben Wurzeln zurückgehen. Das beweist nicht nur etwa der Typus des lebenden Christus, dessen Seite hier ebenfalls von der Lanze durchbohrt wird, sondern auch die ganze Formengebung, bei der man natürlich im Auge behalten muß, daß es sich hier um eine Miniatur, in unserem Kreuzigungsbilde um ein Wandbild handelt. Da das syrische Evangelistarium der syro-palästinensischen Gruppe von Denkmälern angehört, so würde man, wenn die Darstellung der Kreuzigung wirklich aus dem Ende des 6. Jahrhunderts stammte, sagen können, auch unsere Kreuzigungsgruppe stellt den syro-palästinensischen Typus dar; und es wäre zu untersuchen, ob nun nicht auch die Formen, in denen sie gehalten ist, auf auswärtigen, also anderen als römischen Ursprung deuteten. Aber das Kreuzigungsbild kann nicht dem 6. Jahrhundert angehören, sondern ist die Copie einer älteren Vorlage, die nicht vor dem 10. Jahrhundert entstanden sein kann. [6]) Es läßt sich natürlich nicht entscheiden, inwieweit diese Copie treu war; ja es spricht Vieles dafür, daß sie sehr untreu ist. Sie kann den syro-palästinensischen Charakter durchaus verwischt haben; und wenn auch die Miniatur des 10. Jahrhunderts immer noch als ein Erzeugniß der syro-palästinensischen Kunst anzusehen ist, so kann doch die Weise der Kunst so von der byzantinischen Kunst beeinflußt worden sein, daß wir diese Darstellung nur ganz allgemein für ein Erzeugniß der östlichen Kunst in Anspruch nehmen können. Da dieser Weg, den Ursprung des Typus zu verfolgen, versagt, müssen wir uns nach einem andern umsehen. In Monza befinden sich einige Oelfläschchen, die sicher aus Palästina stammen und dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören mögen. Auch die Kreuzigung [7]) findet sich darauf. Aber es ist eine ganz andere Darstellung. Man hat wohl die beiden Schächer zu beiden Seiten abgebildet, aber Christus am Kreuze darzustellen, hat man nicht gewagt. Dafür hat man nur das Kreuz gezeichnet, und über ihm das Brustbild Christi, eine Darstellung, wie sie sich auch auf dem aus dem 7. Jahrhundert stammenden Mosaik in Santo Stefano rotondo findet. [8]) Dieser Typus hat mit unserem Kreuzigungsbilde nichts

[1]) Garrucci, Storia dell' arte cristiana, tav. 433, 3
[2]) ebenda tav. 433, 4.
[3]) vgl. A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte II [2], 172 ff., 426 ff.
[4]) J. J. Tikkanen, Die Psalterillustration im Mittelalter, I, S. 134.
[5]) Abb. bei Garrucci, tav. 139, 1.
[6]) vgl. G. Stuhlfauth, Die Engel in der altchristlichen Kunst. S. 144 Anm. 5. S. 218 Anm.
[7]) Garrucci, tav. 434, 2. 5. 6. 7.
[8]) Garrucci, tav. 274, 2. de Rossi, Musaici, tav. XVII.

zu thun. Dagegen steht in enger Beziehung zu ihm die Darstellung auf dem Goldringe im Palermitaner Museum, der dem 7. Jahrhundert angehört.[9]) Soviel sich aus dem ungemein kleinen Bildchen erkennen läßt, ist wenigstens Christus am Kreuze ganz ähnlich gebildet, wie in unserer Darstellung. Der Ring zeigt verschiedene andere Scenen aus dem Leben Christi, und diese weisen deutlich auf syro-palästinensischen Ursprung hin.[10]) Mit dieser Kreuzigungsdarstellung kommen nun mehr oder weniger die Darstellungen auf 2 Monzeser Enkolpien zusammen, von denen die eine schon vorher genauer beschrieben worden ist.[11]) Schon die griechischen Inschriften, die sie bieten, deuten auf griechischen Ursprung; und mag man die Verwandtschaft mit dem Palermitaner Goldringe für zu gering achten, um den syro-palästinensischen Ursprung zu begründen, daß sie ein Werk des griechischen Geistes sind, kann nicht bestritten werden. Und da nun die ältesten Darstellungen der Kreuzigung, die wir auf abendländischem Boden haben — ich erwähne nur die Darstellung auf der Holzthür von Sta. Sabina[12]) —, einen gänzlich verschiedenen Typus zeigen, dagegen jene ihrer Composition und ihrem geistigen Gehalte nach die engste Verwandtschaft aufweisen, so werden wir auch unsere Darstellung als ein Product des griechischen Geistes in Anspruch nehmen können, und das kommt vorzüglich mit dem überein, was wir aus dem Charakter der griechischen Theologie in Anwendung auf unser Kreuzigungsbild glaubten folgern zu müssen. Ist aber nun festgestellt, daß das Kreuzigungsbild seinem Inhalte und seiner Composition nach ein Werk des griechischen Geistes ist, so ist es im Grunde gleichgiltig, zu fragen, ob die künstlerischen Formen, soweit von solchen die Rede sein kann, also der Stil des Gemäldes „byzantinischen" Ursprungs sind oder ob sie einer selbstständigen Entwickelung der abendländisch-römischen Kunst angehören. Daß Rom in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts keine selbständige Cultur hatte, sondern von Byzanz abhängig war, wie ja überhaupt die Verbindung mit Byzanz noch eine enge war, spricht jedenfalls dafür, daß auch die künstlerischen Formen mehr oder weniger aus dem Orient bezogen wurden. Man nennt Alles, was man an frühmittelalterlichen Mosaiken Roms etwa von Steifheit, Starrheit, unnöthigem Prunk u. s. w. entdecken mag, Zeichen des „Byzantinismus"; aber man sollte sich doch eher die Frage vorlegen, ob nicht in diesen Zügen gerade eine Entfernung von der echten und immer noch blühenden Kunst des byzantinischen Reichs zu sehen sei. Freilich müssen wir auch hier mit unserm Urtheil vorsichtig sein; denn die wirklich byzantinischen Denkmäler, auf welche wir uns berufen könnten, sind verhältnißmäßig selten, und so werden auch Diejenigen, welche unsere Kreuzigung ihren künstlerischen Formen nach als das Werk einer selbständigen römischen Kunst in Anspruch nehmen wollen, kein allzu schweres Spiel haben. Jedenfalls aber legen unser Bild und die zusammen mit ihm befindlichen Bilder ein gutes Zeugniß ab von dem verhältnißmäßig reichen Können des 8. Jahrhunderts in Rom. Die Anschauungen, die wir über diese Kunst nach den wenigen uns erhaltenen Mosaiken hatten, werden einigermaßen verbessert.[13]) Freilich nimmt die Kunst Theil an dem Prozesse, den die griechische Literatur des 8. Jahrhunderts zeigt; sie wagt es nicht neue Compositionen zu schaffen; sie wiederholt die alten; wie denn auch unser Bild fast aussieht wie eine genaue Copie des Mosaiks, das Papst Johannes VII. am Anfange des 8. Jahrhunderts im Praesepe Sanctae Mariae in der Vatikanischen Basilika anfertigen ließ, soweit man nach den Zeichnungen, die allein es uns erhalten haben, urtheilen kann.[14]) Aber wir sehen vielleicht auch daran, wie mächtig der Einfluß des griechischen Geistes in der Kirche war; und auch das gewinnt Bedeutung, daß sowohl Johannes VII. wie Zacharias, der mit unserem Kreuzigungsbilde in Beziehung steht, Griechen waren. Und das gerade zu einer Zeit, in welcher sich die Verbindung der Päpste mit den fränkischen Königen anbahnte, in welcher die christliche Kunst sich anschickte, über die Alpen zu ziehen, in welcher das neue Leben, das mit dem Eintritte der germanischen Völker in die griechisch-römische Culturwelt entstand, seine ersten bedeutenden Früchte tragen sollte. Natürlich wird sich nun auch in der Kunst Vieles ändern. Die frische, sprudelnde Kraft der nordischen Völker begnügte sich nicht, einfach zu übernehmen, was ihr geboten wurde; sie änderte, wo es ihr paßte. Es zeigt sich dies auch in den Kreuzigungsbildern; man braucht nur in den Utrechter Psalter zu blicken, der der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts angehört[15]); wenn auch das allgemeine Schema festgehalten ist, so wird doch Christus nicht gebildet als der lebende, sondern als der todte; und das hängt wieder mit dem Bestreben der abendländischen Theologie zusammen, so stark wie möglich das Leiden und den Tod Christi zu betonen. Wer aber nun den alten Bestand und den neuen Einschlag der neu entstehenden kirchlichen karolingischen Kunst kennen lernen will, für den sind Bilder wie unsere Kreuzigung von der größten Wichtigkeit, und wir behaupten nicht zu viel, wenn wir unser Kreuzigungsbild einen Markstein für unsere historische Erkenntniß nennen. G. F.

---

[9]) A. Salinas, del real Museo di Palermo. Palermo 1873, tav. A, 1.

[10]) Stuhlfauth, Die Engel 69, Anm. 3.

[11]) Garrucci, tav. 433, 3 und 4.

[12]) Abb. z. B. bei Grisar, Kreuz und Kreuzigung auf der altchristlichen Thüre von S. Sabina in Rom; in der Römischen Quartalschrift 8, 1894. 1 ff. Tafel I.

[13]) vgl. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst I, 420 ff.

[14]) Garrucci, 279, 1. 280,8. Müntz, Revue archéologique 34, 1877, 156 f. Liber pontificalis ed. Duchesne I, 386, Anm. 2. In Rom und Umgebung finden sich noch einige andere Darstellungen der Kreuzigung, die denselben Typus repräsentiren: in S. Valentino (aus der Zeit des Papstes Theodor 642—649, Abb. in der Römischen Quartalschrift 3, 1889, Tafel V, vgl. S. 120; Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, I, S. 177); unter S. Giovanni e Paolo, Abb. in der Römischen Quartalschrift 5, 1891, Tafel VII, vgl. S. 293—295, dem VIII./IX. Jh. zugewiesen; in Sant' Urbano alla Caffarella; Abb. bei Venturi, La Madonna, Milano, 1900, S. 327, vom Jahre 1011 (doch ist die Jahreszahl, wie ich mich überzeugt habe, keineswegs sicher). — Die vollständigste Aufzählung der Kreuzigungsbilder in Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, I, S. 172 ff. II, 1, S. 310 ff.

[15]) vgl. J. J. Tikkanen, Die Psalterillustration im Mittelalter, I, S. 280—283.

Bücherbesprechungen.

— Die Kriege Friedrich's des Großen. 3. Theil. — Der siebenjährige Krieg 1756—1763. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. 2. Band: Prag. Mit zwölf Plänen und Skizzen. Berlin 1901. E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71. — Dem ersten Band der Geschichte des Siebenjährigen Krieges ist sehr bald die Fortsetzung gefolgt, welche in nicht minder fesselnder, klarer und geschickter Weise den weiteren Verlauf dieses für Preußen wie für ganz Deutschland wichtigen und verhängnißvollen Krieges erzählt. Der 2. Band macht uns zunächst mit der Lage der Winterquartiere im Winter 1756/57 der beiderseitigen Heere bekannt, mit der Thätigkeit des Königs Friedrich vom November 1756 bis Februar 1757, den Verhandlungen und Kriegsentwürfen seiner Gegner und schildert die Ereignisse in den Winterquartieren bis Mitte März 1757, unter denen namentlich der Ueberfall auf Ostritz in der Neujahrsnacht sowie der Angriff der Oesterreicher auf Hirschfelde bei Zittau und der Vorstoß Bevern's auf Friedland bemerkenswerth sind. Dem preußischen Feldzugsplan und den Vorbereitungen vor dem Einmarsch in Böhmen sind zwei wichtige Abschnitte gewidmet, die das Interesse der militärischen Leserkreise besonders fesseln werden, weil der Feldzug des Jahres 1757 als einer der lehrreichsten und kühnsten des königlichen Feldherrn gilt und weil um die geistige Urheberschaft und die Auffassung der Pläne zu diesem Feldzuge die Hauptstreiter auf dem Felde der Kriegsgeschichte fleißig erkundet und heftig gekämpft haben, wir nennen Theodor v. Bernhardi, v. Taysen, Zimmermann, Caemmerer, Max Lehmann, sogar H. v. Sybel, dem wiederum Professor H. Delbrück entgegengetreten ist, und den jüngeren v. Bernhardi. Dieser Streit war in der Hauptsache darüber entbrannt, ob König Friedrich den Lehren vom Kriege seiner Zeit gefolgt sei oder ob er selbstbewußt sich über diese Anschauungen hinweggesetzt und schon jenes Ziel im Auge gehabt habe, welches man jetzt in die Form eines Schlagwortes zu zwingen sucht: Vernichtung der feindlichen Hauptmacht durch die Schlacht und die Verfolgung; ob er ferner den Entschluß zu dieser strategischen Offensive 1757 selbständig gefaßt habe oder dazu von Winterfeldt und Schwerin beeinflußt worden sei. H. v. Sybel und mit ihm die Vergötterer Friedrich's neigen der Ansicht zu, der König habe

allein diese Initiative besessen, H. Delbrück hingegen behauptet: Winterfeldt hätte die Anregung zu dem Invasionsplane gegeben. Der vorliegende Band des Generalstabswerkes nimmt in geschickter Weise eine vermittelnde Stellung eine, ohne irgendwie die beabsichtigte Verherrlichung König Friedrich's zu schmälern, indem es schreibt: „Was ihm die Athletenkraft zu solchem „coup d'éclat" verlieh, was den Staatsmann in ihm so hohe Sprache reden ließ, es war die stolze Zuversicht zu seinem Feldherrnthum und seiner Armee. Sein ganzes Wesen athmet jetzt freudige Entschlossenheit, denn von dem Augenblicke an, wo er seine rechte Flanke für absehbare Zeit frei weiß, ist er gewillt auf die Vorschläge Winterfeldt's und Schwerin's einzugehen." Es würde zu weit führen, weitere Einzelheiten hier zu besprechen. Der Inhalt des vorliegenden Bandes kann gleichsam das hohe Lied der Offensive genannt werden. Wir sehen, wie der endgiltige Kriegsplan des Königs weit über die zu seiner Zeit herrschenden Anschauungen vom Kriege hinausragt und die Operationen selbst fast neuzeitlich — in Moltke'scher Art — angelegt sind: concentrischer Vormarsch von drei Seiten her nach Böhmen, um sich im Angesicht des Feindes in der Gegend bei Prag zu vereinigen, Stellen der Hauptmacht des Feindes zur Schlacht, um den Vernichtungsstoß zu bewirken. Der Feind hingegen in seiner zersplitterten Aufstellung sieht sich genöthigt, seine Versammlung rückwärts zu suchen, dessen Führer verstehen nicht, den Vortheil der inneren Linie auszunutzen, damit geht dem feindlichen Heere von Anbeginn an das Vertrauen und der Schneid verloren. Als Prinz Karl von Lothringen, der kaiserliche Oberfeldherr, zur Armee kommt, findet er sie in einem arg zerrütteten Zustand. Das fortgesetzte kampflose Zurückweichen hatte Officiere und Soldaten entmuthigt. Die preußischen Truppen hingegen waren vom besten, hoffnungsvollsten, kampfesfreudigen Geist beseelt. Der Sieg sollte auch diesmal dem Kühnen und Muthigen zufallen. Die Schlacht bei Prag ist ein beredtes und rühmliches Beispiel, wie die Initiative von oben auch das frische Wagen der unteren Führer anspornt und zu kühnen Entschlüssen und rühmlichen Thaten mit fortreißt, denn wir sehen die preußischen Truppen mit einer Kampfesfreude und Siegeszuversicht dem Feinde auf den Leib gehen, die herzerhebend ist. Auf österreichischer Seite thun zwar die Truppen ihre Schuldigkeit, aber auch hier in der Schlacht fehlt der Führung die Entschlossenheit. Der fast allzu kühne Linksabmarsch der preußischen Armee vor der feindlichen Front zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels konnte, wenn er vom Feinde durch offensiven Vorstoß gestört wurde, die Entscheidung gewaltig ändern. Zwar kostete der Sieg von Prag ungeheuere Opfer und raffte, nach dem Ausspruch des Königs, die „Säulen der preußischen Infanterie" dahin, er krönte aber das für damalige Zeit große und kühne Wagniß des concentrischen Angriffs auf Böhmen. —r.

— Schreiber, Prof. Dr. P.: Jahrbuch des königl. sächs. meteorol. Institutes 1898. 16. Jahrg. II. Abtheilung. Chemnitz. 1901. Selbstverlag. — Die 2. Abtheilung des sächs. Jahrbuchs enthält alljährlich die Specialbeobachtungen der Centralstation, erhalten durch stündliche directe Ablesung oder durch Aufzeichnung selbstthätiger Instrumente. In diesem reichhaltigen Zahlenmateriale, das Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Winde, Niederschläge, Sonnenschein und Verdunstung umfaßt, werden Interessenten die Unterlagen zu feineren, streng wissenschaftlichen Untersuchungen geboten. Auffällige Erscheinungen im Gange des Barometers, Thermometers und der Niederschläge sind auf 2 Tafeln graphisch dargestellt, auch ist die wünschenswerthe Gleichartigkeit in der Form und dem Umfange der Publikationen im vorliegenden Hefte peinlich gewahrt worden. J. B.

— Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900. Von Otto Julius Bierbaum. Im Verlage der „Insel" bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1901. — Bierbaum, der Redacteur der „Insel", hat schon früher mehrere Gedichtsammlungen: „Erlebte Gedichte", „Nehmt, Frauen, diesen Kranz", herausgegeben und auch den beiden Jahrgängen des „Bunten Vogels" viele Gedichte beigesteuert. Alle diese poetischen Ergüsse zugleich mit vielen neuen Erzeugnissen seiner Muse hat Bierbaum nun in einem dicken Bande von 456 Seiten gesammelt und der Verleger hofft, die moderne Lyrik volksthümlich zu machen, indem er den Lesern für eine Mark diese umfassende Sammlung bietet. Nun kommt es allerdings weniger auf den Preis, als auf den Inhalt an, ob eine solche Sammlung volksthümlich wird, und in der That kann ein Theil dieser Gedichte einen solchen Anspruch machen. Bierbaum besitzt das Talent für abgerundete Chansons und ihm ist mancher derartige Wurf gelungen; ja einige derselben haben auf dem Ueberbrettl Wolzogen's großen Erfolg gehabt. Auch unter den Liederblüthen finden sich manche, die einen narkotischen Duft athmen und nicht auf den Beeten der Alltagslyrik gezüchtet sind; wir meinen, daß sich aus diesen Chansons, Liedern, mit Hinzunahme einiger Oden ein mäßiger Band hätte herstellen lassen, der ein anziehendes und erfreuliches Gesammtbild des Dichters gewährt hätte. In der großen Masse des in dem vorliegenden dicken Bande Gebotenen finden sich aber viele werthlose Posten, die nur dazu dienen, das Bild zu verdunkeln. Es sind dies Auswüchse der Hypergenialität, theils, was die Form betrifft, durch überschwengliche Bildlichkeit, der die Klarheit und Correctheit fehlt, und durch eine oft gewagte und geschmacklose Sprachbildnerei hervorgerufen, *wie in* Bezug auf den Inhalt durch herausfordernde Keckheiten *moderner* Weltanschauung und Sittenschilderung. — Verkennen *läßt sich* nicht, daß in vielen dieser Gedichte der kühne Schwung der Odendichtung herrscht, aber es fehlt noch das rechte Maß, und das Schielen nach dem Ungewöhnlichen, Frappirenden verdirbt den reinen Eindruck echter Poesie. Ein gefährliches Vorbild war hier Richard Dehmel, welcher ebenfalls das os magna sonaturum des Odendichters besitzt, aber durch gewaltthätige Aufbauschung des poetischen Stils und durch die Vorliebe für abnorme Situationen sinnlicher Liebe — man denke nur an seine Venus perversa — den Eindruck mancher gelungenen Verse wieder verdirbt. Zusammengesetzte Wörter, hochtönend und volltönend, wie sie der Odenschwung rechtfertigt und braucht, müssen durch ein feines Sprachgefühl gestaltet werden, sonst erscheinen sie schwerfällig und gesucht; wir geben hier eine kleine Auswahl: schwanenfittig-still, spinnewebenüberschleiert, schmerzdurchschtiert, Sonnenglücksmusik, Schimmerplan, Sagensang, Blinzellicht u. a. Wir könnten ein ganzes Register solcher Sprachbereicherungen zusammenstellen. In der Regel wird einem Adjectiv eine überraschende Standeserhöhung zu Theil und es wird mit einem Substantiv gleichberechtigt zu einem Worte zusammengeschweißt. Oft birgt auch eine solche Zusammensetzung in sich ein schiefes Bild, eine unerlaubte Katachrese. Diese finden sich sonst nicht blos in der Groteske, wo „die Sonne verrückt geworden ist und ihr Sternengedärm in der Nacht speit"; sie finden sich überall, wo Bierbaum's Muse auf den Kothurn steigt. In vielen Gedichten sucht Bierbaum *in Bezug* auf geschlechtliche Keckheiten mit Dehmel zu wetteifern. In dem Gedicht „Amor Vampyr" geht es „höllebrünstig heiß" her und die Arme des Liebenden werden mit Raubthierpranken verglichen. In den drei trunkenen Liedern zur Harfe sagt der Dichter, daß er lieben will wie ein seliger Gott und wie ein gesundes Thier:

Die faule Furcht der Menschheit blase ich hinweg
Mit meinem Odem voll rasender Sehnsucht.

Neben derartigen Geschmacklosigkeiten der neuesten Sturm- und Drangperiode macht sich auch oft ein volksthümlicher Singsang geltend, der sich oft in merkwürdigen Refrains ergeht. Wir werden bisweilen auch an Bürger erinnert, bisweilen auch an Heine, wie in dem Gedicht „Der weiße Maulwurf". Den derben, gesunden Humor in einzelnen Gedichten mag man sich wohl gefallen lassen. Im Grunde ist Bierbaum ein gesundes Talent; seine Auswüchse sind auf Rechnung falscher moderner Kunsttheorien und Vorbilder zu setzen; es ist dieser Gallwespenstich, der einen kräftigen Eichenstamm entstellt. Manche humoristische Ballade ist wohlgelungen. Freilich, so viele Gedankensymphonien mit Dissonanzen und Accorden die Sammlung enthält, eine bestimmte Weltanschauung prägt sich darin nicht aus. Ob Bierbaum Pessimist oder Optimist ist, das läßt sich schwer entscheiden; es ist ein Durcheinander von Stimmungen, von Beleuchtungen und da erhält Jeder seinen Theil von einer Muse, die bald himmelhoch-jauchzend, bald zum Tode betrübt ist. Die Muse Bierbaum's hat auf der anderen Seite nichts Eintöniges in den gewählten Dichtformen; jedes Milieu, jedes Tempo, jede Dichtart steht ihr zur Verfügung und es ist eine reiche Begabung, die sich in dieser voluminösen Sammlung ausspricht; aber die Reichhaltigkeit würde keine Einbuße erleiden, wenn der Dichter eine strenge Sichtung vornähme, die Juchzer eines burschikosen Uebermuths und die Ueberschwenglichkeiten eines manierirten Kothurnstils striche.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 110. Sonnabend, den 14. September, Abends. **1901.**

Das älteste Leipziger Schöffenbuch.

Von G. Wustmann.

Zu den ältesten Stadtbüchern, die im Leipziger Rathsarchiv aufbewahrt werden, gehört auch das älteste erhaltene Schöffenbuch aus den Jahren 1420 bis 1478. Es ist ein Folioband, in Holzdeckel gebunden, die mit rothem Leder überzogen sind. Vorder- und Rückseite waren einst in der Mitte und an den Ecken mit Metallbeschlägen verziert, die jetzt fehlen. Nur von den beiden mit Metall befestigt gewesenen ledernen Schließen sind noch Reste erhalten. Geschrieben ist das ganze Buch auf Pergament, und zwar enthält es 150 Blatt, also 300 Seiten. Der Band hat keinen Vorgänger, auch keinen Nachfolger, wenigstens keinen unmittelbaren. Die entsprechenden Bücher aus den Jahren 1479 bis 1502 sind verloren gegangen. Aus den Jahren 1503 bis 1518 sind sie lückenhaft erhalten (es fehlen die Jahre 1505, 1508, 1515 und 1517). Dann aber schließt sich die vollständige Reihe von 1518 bis 1581 an.

Es läßt sich leicht denken, daß dieses älteste Schöffenbuch schon um seines Alters willen für unsere Stadtgeschichte eine wichtige Quelle ist. Die Rathsbücher beginnen erst mit dem Jahre 1466, die Stadtrechnungen erst mit dem Jahre 1471. Hier haben wir ein Buch, das uns ziemlich ein halbes Jahrhundert weiter zurückführt — bis zum Jahre 1420! Dennoch ist es bisher noch von Niemand benutzt worden. Posern-Klett, der Herausgeber der beiden ersten Bände des Urkundenbuches der Stadt Leipzig, hat es zwar gekannt und sicher auch durchgelesen; die Blätter sind von seiner Hand gezählt und mit Bleistiftziffern versehen worden. Aber er hat nichts daraus abdrucken lassen. Es wäre auch mißlich, Einzelnes herauszupflücken. Wollte man das Buch veröffentlichen, um es der stadtgeschichtlichen Forschung zugänglich zu machen, so könnte das nur so geschehen, daß man es vollständig abdrucken ließe und gut bearbeitete.

Den Inhalt der Schöffenbücher bilden nämlich ausschließlich Aufzeichnungen über Handlungen der sog. freiwilligen Gerichtsbarkeit. Der vorliegende älteste Band wird auf dem ersten Blatte durch folgende Einleitung eröffnet (ich gebe sie in heutigem Deutsch wieder): „Als man schreibet nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr darnach im zwanzigsten Jahre am Dienstag nach der heiligen dreier Könige Tage, als Hartmann von Kunitz (im Or. Kuncz) das Gerichte saß, in Gegenwärtigkeit dieser nachgeschriebenen Scheppen: Nickel Stueßes, Hans Schreibers, Peter Ilburgs, Nickel Saldinbucken, Lucas Waltheims, Heinrich Müllers und Hans Wachauen, ist dies Buch angehoben zu beschreiben von Jahre zu Jahre alle Läufte, die sich nach jeglichem Gerichte des Jahres verlaufen mit Gaben, Giftungen und Auflassungen der Erbe, um eines gemeinen Nutzes willen aller Einwohner zu Leipzig (im Or. Lipczk), die Läufte der Gerichte von solcher Handlung wegen damit zu bewähren und zu gezeugen." Im Wesentlichen besteht also der Inhalt aus Aufzeichnungen über Eheverträge (zwei Leute, die eine Ehe schließen wollen oder schon verheirathet sind, haben „sich mit einander vergiftet [oder begiftiget] mit alledem, das sie haben oder immer gewinnen", d. h. sie haben einander ihr beiderseitiges Hab und Gut als „Gift", als Gabe dargebracht), Wechsel im Grundbesitz (einer hat sein Haus verkauft und überläßt es nun dem Käufer, der vor Gericht damit belehnt wird), Aufnahme und Löschung von Hypotheken (einer borgt eine Geldsumme und verpfändet dafür sein Haus, ein anderer zahlt eine Schuld zurück und befreit dadurch wieder sein Haus), Testamente, Stiftungen, Ernennung oder Entlassung von Vormündern usw. In den sechziger Jahren, wo das Rathsbuch angelegt wurde, fing man an, die auf den Grundbesitz bezüglichen Aufzeichnungen auch ins Rathsbuch einzutragen; sie treten daher seit dieser Zeit im Schöffenbuch etwas zurück. Seit 1465 werden die an einem Tage vollzogenen Eintragungen stets mit Donationes überschrieben, und die späteren Bände von 1503 an führen geradezu den Titel Liber donationum. Aber auch in dieser Zeit ist doch ihr Inhalt nicht hierauf beschränkt.

Vor allen Dingen gewährt uns das Buch einen klaren Einblick in die Einrichtungen des Leipziger Schöffenstuhls. Wir sehen zunächst die Zusammensetzung des Schöffenstuhls: er besteht aus dem Richter, der den Vorsitz führt, „das Gerichte sitzt", und einer Anzahl Schöffen. In dem Jahre, wo das Schöffenbuch beginnt, war die Gerichtsbarkeit noch nicht in die Hände der Stadt übergegangen, sie war noch im Besitz des Landesherrn, Richter war der landesherrliche Vogt. Auf den erwähnten Hartmann von Kunitz folgte von 1421 bis 1423 Hans von Koburg. Im Jahre 1423 überließ Kurfürst Friedrich zunächst pfandweise für 1500 Gulden die Gerichte der Stadt. Infolge dessen erscheint 1423 zum ersten Male ein städtischer Richter (Stadtrichter) an der Spitze des Schöffenstuhls; es heißt: „als Titze Kollewitz von der Stadt wegen das Gerichte saß". Darauf folgen zehn Jahre lang lauter Stadtrichter bis 1433. Sei es nun, daß der Landesherr nach zehn Jahren die 1500 Gulden zurückzahlte oder daß nach dem Tode Kurfürst Friedrich's (1428) die Verpfändung des Gerichts für erloschen erklärt wurde, im Jahre 1433 fielen die Gerichte wieder an den Landesherrn, denn in diesem Jahre heißt es: „als Johannes Untervoit von unsers gnädigen Herrn wegen das Gerichte saß". Es kann zweifelhaft erscheinen, ob Untervoit hier als Familienname oder als Amtstitel aufzufassen ist, denn der Familienname Untervoit kommt etwas später wiederholt vor, 1445 auch ein Hans Untervoit. Da aber Johannes Untervoit in den unmittelbar darauf folgenden Einträgen auch Johannes Thorwart oder Thorwärter genannt wird, so kann wohl kein Zweifel sein, daß er Thorwart hieß und Untervogt war. Wie sich freilich der Untervogt zum Vogt verhielt, ist unbekannt. 1434 aber, als die Stadt durch Zahlung von 3000 Gulden „das Gerichte wieder zu sich gebracht und gelöst hatte", wie es in den Buche selber heißt, erscheint sofort wieder ein Stadtrichter: Michel Gesewitz sitzt wieder „von der Stadt wegen" das Gerichte. Und damit war nun der Uebergang des Richteramts an die Stadt für immer vollzogen. Zwar wurde der Stadt auch 1434 die Gerichtsbarkeit nur pfandweise oder „wiederkäuflich" überlassen. Aber der Landesherr machte von seinem Wiederkaufsrechte nie Gebrauch, und 1508 überließ Herzog Georg der Stadt gegen eine nochmalige Zahlung von 3000 Gulden die Gerichtsbarkeit „aus viel nützlichen Ursachen erblich und ewiglich". Seitdem ist kein landesherrlicher Beamter wieder Richter in Leipzig gewesen. Erst viel später, 1574, hat Kurfürst August aus Gründen, die hier nicht hergehören — sie sind ausführlich dargelegt in meiner Geschichte der Leipziger Rathsverfassung (Quellen, Bd. 2) — den Schöffenstuhl ganz von dem Leipziger Stadtgericht abgetrennt und eine kurfürstliche Einrichtung daraus gemacht.

Die Stadtrichter wechselten jedes Jahr. Es ist bekannt, daß der Rath früher aus drei Abtheilungen von je 12 Rathsherren bestand. Zu jeder Abtheilung gehörte ein Bürgermeister, zwei „Baumeister" und ein Richter. Wie die drei Räthe, so wechselten auch die drei Richter in der Weise mit einander ab, daß aller drei Jahre wieder derselbe Richter an die Reihe kam. Anders die Schöffen; sie waren ständig und wechselten nicht. Ihre Zahl sollte offenbar eigentlich sieben sein. Sie erscheint

aber selten voll. Gleich im ersten Jahre unseres Buches, 1420, wird sie nur dadurch voll, daß der Stadtschreiber, der damals noch die Geschäfte des Schöffenschreibers mit besorgte — ein besonderes Schöffenschreiberamt wurde erst 1472 von dem Amte des Stadtschreibers abgezweigt —, mit in der Reihe der Schöffen erscheint. Es ist „Johann Schreiber“, eigentlich Johann Kind, der Schreiber. In den meisten Jahren werden nur sechs Schöffen genannt, bisweilen noch weniger. Es war das die Folge davon, daß die Schöffen auf Lebenszeit im Amte waren, und Lücken im Schöffenstuhl nicht durch Wahl der Gemeinde, sondern, ebenso wie die Lücken im Rathsstuhl, durch Zuwahl ausgefüllt wurden. Hierin war man ziemlich säumig, und so wurde die Siebenzahl selten erreicht. Der Richter ging übrigens niemals aus dem Kreise der Schöffen hervor; wohl aber trat er, nachdem er das Richteramt verwaltet hatte, bisweilen in den Kreis der Schöffen ein, nämlich dann, wenn er zum Bürgermeister aufstieg: die drei Bürgermeister gehörten stets dem Schöffenstuhl an.

Die Zahl der jährlichen Gerichtstage — der „Vordinge“, wie sie genannt werden — ist zu Anfange des Buches noch gering: vier oder fünf. Schon bis 1440 aber steigt sie, mehrfach schwankend, bis auf zehn, noch später bis auf elf. Zwölf Gerichtstage im Jahre kommen nur zweimal vor: 1443 und 1449, dagegen sinkt ihre Zahl später wieder bisweilen bis auf acht. Alle Gerichtstage wurden Dienstags abgehalten. Eigentlich ist ja der Dienstag (der dies Martis der Römer) der Tag des altdeutschen Gottes Zio, der dem Mars entspricht. Daher heißt er althochdeutsch ziestag, im Mittelhochdeutschen zistag. Da man aber später die niederdeutsche Form dinstag als Dingstag, d. i. Gerichtstag verstand (wie die hochdeutsche auch oft als Zinstag), so legte man auf ihn alle Gerichtssitzungen. Nur ganz ausnahmsweise, wenn etwa ein Fremder betheiligt war, der Eile hatte, wird einmal eine Gerichtshandlung an einem andern Tage als Dienstags „auswendig gehegetem Dinge“ vorgenommen, so 1459 am Tage vor Epiphanias (Freitag), wo ein Leipziger gegen einen Frankfurter ein Schuld anerkennt. Der erste Gerichtstag im Kalenderjahre wurde stets am Dienstag nach Epiphanias abgehalten, der zweite fast ebenso regelmäßig am Dienstag nach Quasimodogeniti. Ganz selten ist dazwischen noch eine Sitzung eingeschoben worden. Dieser zweite Gerichtstag im Kalenderjahre aber war der erste im Amtsjahre des neuen Richters. Wie der neue Rath am Montag nach Invocavit, so trat der neue Stadtrichter sein Amt stets am Dienstag nach Quasimodogeniti an; der erste Gerichtstag im Kalenderjahr war also der letzte im Amtsjahre des abtretenden Stadtrichters. Dann aber folgen die nächsten Sitzungen im Frühling oder zu Anfang des Sommers in kurzen Zwischenräumen auf einander, durchschnittlich aller vierzehn Tage. Weiterhin sind beliebte Tage der Dienstag nach Bartholomaei und der Dienstag nach Dionysii. An noch späteren Tagen werden nur noch wenige Sitzungen abgehalten; der letzte Tag im Jahre, der überhaupt in Frage kommt, ist der Dienstag nach Allerheiligen (1. November). Fiel der übliche Gerichtstag auf einen hohen Festtag, wie 1441 der Dienstag nach Quasimodogeniti auf den Marcustag, so wurde die Sitzung um eine Woche verschoben. Man kann also sagen, daß während des ganzen Winters in der Regel nur eine einzige Sitzung stattfand, die am Dienstag nach Epiphanias. Alle anderen fielen in den Sommer. Es ist daher leicht möglich, daß die Sitzungen damals noch im Freien abgehalten wurden, in der wirklichen „Dingbank“, die sich, wie aus mehreren Einträgen in unserem Buche selbst klar hervorgeht, außen am Rathhause an der Seite nach der Grimmischen Gasse zu befand. In zwei Einträgen aus den Jahren 1438 und 1439 — beide mal aus dem Sommer — heißt es geradezu, die Parteien seien „vor Gerichte und gehegete Dingbank“ gekommen. 1464 wird einmal eine Sitzung im Hause eines Schöffen abgehalten, der dabei als „Schöppenmeister“ bezeichnet wird; warum, wird nicht ersichtlich, der erste Schöffe war er nicht. Die Schöffenstube im Rathhause wird, wie wir aus dem Leipziger Urkundenbuche wissen, zuerst 1474 erwähnt; in diesem Jahre wird beschlossen, einen Thurm vor das Rathhaus zu bauen „und vor die Treppen, also itzund die Schöppenstube stehet“. Aus dem „itzund“ klingt heraus, daß das vielleicht noch nicht lange der Fall war. Anfang November 1472 heißt es einmal, die Parteien seien „vor Richter und Schöppen und auch vor andere Herren des Rathes auf das Rathhaus“ gekommen — der einzige Fall dieser Art in dem ganzen Buche. In diesen Jahren mehren sich auch die Fälle, wo noch an andern Tagen als Dienstags „Richter und Schöppen das Vording saßen“.

Es ist klar, daß ein Buch mit einem Inhalte wie dem oben kurz angegebenen eine Fülle von Nachrichten enthalten muß zur Entwickelungsgeschichte unseres Stadtbildes, unseres Gassen- und Straßennetzes, zur Häuserchronik, zur Geschlechtergeschichte, zur Gewerbegeschichte Leipzigs usw. Ich will hier nur einige auf den ersten Punkt bezügliche Proben mittheilen. Unsere Kenntniß des älteren Leipziger Stadtbildes war bis vor wenigen Jahren sehr dürftig. Was wir aus den drei Bänden des Urkundenbuches der Stadt Leipzig von Leipziger Gassen und Straßen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts kennen lernen, ist äußerst wenig. Es werden genannt (ich füge immer die Jahreszahl hinzu, wo ein Name zum ersten Male oder auch das einzige Mal vorkommt): 1292 unter den Kramern (hereditatem, quam inter institores habemus), 1354 die Hällische Brücke, 1390 der Neumarkt (Novum forum), 1427 die Burgstraße, 1463 das Salzgäßchen, 1467 die Petersstraße, 1477 die Katharinenstraße, 1480 die Grimmische Gasse, 1481 der Brühl, 1482 die *Nicolai*straße, 1499 das Barfüßergäßchen. Ein vollständigeres *Bild bieten* schon die alten Steuerbücher (das Harnischbuch von *1466 und das* Türkensteuerbuch von 1481 u. a.), die ich im ersten Bande der „Quellen zur Geschichte Leipzigs“ veröffentlicht habe. Noch viel mehr bereichert und vervollständigt aber wird dieses Bild durch unser Schöffenbuch. Hier werden hunderte von Häusern und Grundstücken mit Angabe ihrer Lage genannt — kein Wunder, daß sich aus den Blättern dieses Buches fast das ganze Leipzig des 15. Jahrhunderts vor unseren Augen aufbaut und daß wir daraus auch noch auf ältere Zeiten manchen sicheren Rückschluß machen können. Das älteste Schöffenbuch zeigt, daß das ganze Gassen- und Straßennetz der inneren, alten Stadt wie auch die wichtigsten älteren Vorstadtstraßen schon im 15. Jahrhundert, ja schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts vorhanden war. Es werden genannt (ich füge wieder stets die Jahreszahl bei, wo ein Name zuerst erscheint): Hainstraße (1420), Hällische Brücke (1420), Petersstraße (1420), Catherinstraße (1420), Brühl (1420), Markt (1420), Grimmische Straße (1421), Neumarkt (1421), Reichstraße (1421), Barfüßergasse (1421), Burgstraße (1422), Neustraße (1422), Niclausstraße (1422), Judengasse (1423), die Kramen (1423), Salzgäßchen (1424), Niclausgäßchen (1425), Ritterstraße 1426), der Sack (1436), Fleischergasse (1439), Eselmarkt (1439), Thomasgäßchen (1443).

Die Hainstraße erscheint sehr oft, und zwar niemals unter einer anderen Namensform als eben der der Hainstraße. Das ist bemerkenswerth, weil man gegen Ende des 15. Jahrhunderts anfing, sie vielfach Heustraße zu nennen (auf *lateinischen* Drucken des Buchdruckers Lotter, der seine *Druckerei* dort hatte: in regione foeni). Die Umdeutung spukt aber schon im Schöffenbuche vor, wo sich 1466 und 1468 die Formen Heunstraße und Hoynstraße finden. Sie beruht natürlich nur auf Mißverständniß, das Richtige ist Hain; 1424 und 1428 wird sogar noch Hagenstraße geschrieben.

Als Hällische Brücke wurde während des ganzen 15. Jahrhunderts die heutige Hallische Straße mit ihrer Fortsetzung jenseits der Promenade, der Gerberstraße, bezeichnet. Man unterschied nur, wie wir aus den ältesten Steuerbüchern wissen, Hällische Brücke inwendig (Hallensis intra) und Hällische Brücke auswendig (Hallensis extra). Wie wichtig muß für den Handelsverkehr Leipzigs die Parthenbrücke am Ausgange der Gerberstraße gewesen sein, daß man den ganzen Weg, der zu ihr führte, schon vom Brühl an bis zur Stadtmauer und über den Stadtgraben hinweg nach ihr benannte! Schon damals übrigens lagen auch noch jenseits der Parthe Häuser, an der heutigen Eutritzscher Straße; 1458 wird ein Haus auf der Hällischen Brücke „jenseit des Fließes“ erwähnt.

Sehr lehrreich für die Geschichte unseres Stadtbildes sind die Namen Neustraße und Neumarkt. Sie deuten mit ihrem „Neu“ auf eine doppelte Erweiterung der Stadt, eine nach Norden und eine nach Süden. Neustraße hieß im 15. Jahrhundert die westliche Parallele zur Hällischen Brücke, die heutige Plauensche Straße, auch sie mit ihrer Fortsetzung, der heutigen Nordstraße. Und auch sie wurde in die Neustraße innerhalb (Neustrass intra) und die Neustraße außerhalb (Neustrass extra) geschieden. Bis zum Jahre 1468 war die draußen liegende nur auf einem Umwege zu erreichen; erst in diesem Jahre wurden beide durch ein Pförtchen in der Stadtmauer und einen Steg über den Stadtgraben verbunden. Der Name der Straße zeigt deutlich, daß die Trockenlegung und Bebauung des Brühls von Osten nach Westen fortgeschritten ist; die Hällische Brücke war weit älter, sie gehört unzweifelhaft dem

frühesten Leipziger Straßennetz an. Eine Ortsangabe, die ich nicht zu deuten weiß, findet sich in unserem Schöffenbuche unter dem Jahre 1477; da wird ein Haus als „im Brühl auf dem Berge“ gelegen bezeichnet.

Höchst merkwürdig ist die Geschichte des Neumarkts. Es ist bekannt, daß noch im 18. Jahrhundert zwischen dem alten Neumarkt und dem neuen Neumarkt unterschieden wurde. Der erste heißt jetzt Universitätsstraße, der zweite schlechtweg Neumarkt. Posern-Klett meinte nun, der Name Alter Neumarkt sei aus Altmarkt entstanden; er wollte in dem südlichen Theile der Stadt, der dann durch die Erbauung des Paulinerklosters ganz umgestaltet worden sei, die ältere Ansiedelung sehen. Das ist aber aus sprachlichen wie aus sachlichen Gründen unmöglich. Die Reihenfolge in der Entstehung ist die: Markt, (alter) Neumarkt, (neuer) Neumarkt. Dieselbe Reihenfolge ist später, im 16. und 17. Jahrhundert, noch einmal bei der Erweiterung des Johanniskirchhofs angewandt worden; auch da unterschied man zwischen dem alten, dem altneuen und dem neuen Kirchhofe. Unzweifelhaft ist der heutige Markt der alte Mittelpunkt der Stadt; in ihn münden drei von den vier Straßen ein, die von den vier Stadtthoren herkamen: die Petersstraße (Petersthor), die Grimmische (Grimmisches Thor) und die Hainstraße (Ranstädter Thor). Nur die Reichstraße (Hallisches Thor) führt nicht unmittelbar auf den Markt, an ihre Stelle tritt die Katharinenstraße. Offenbar wurde nun, als der Marktplatz für den Verkehr in den Märkten nicht mehr ausreichte, ein zweiter Marktplatz hinzugenommen, der Platz hinter der Grimmischen Straße, zwischen der heutigen Universitätsstraße und dem heutigen Neumarkte. Ursprünglich wird hier nämlich gar nicht zwischen zwei Straßen unterschieden: noch in den Jahren 1420 bis 1446 ist immer nur vom Neumarkt die Rede, man kann, wenn nicht andere Angaben dazukommen, nie wissen, wo das betreffende Grundstück gelegen hat: ob nach der Universitätsstraße oder nach dem heutigen Neumarkt hin. Zum ersten Male im Jahre 1447 taucht die Bezeichnung auf: „auf dem alten Neumarkt gegen dem Paulkloster über gelegen“; dann folgt 1454 „auf dem alten Markte“, was aber — es handelt sich um Hof und Scheune — sicherlich auch auf dem alten Neumarkt heißen soll, 1465 „auf dem alten neuen Markte“, 1466 „auf dem alten Neumarkt“ und 1472 „auf dem Neumarkt hinter S. Paul gelegen“. Nun erst ist die Unterscheidung da. Aber es hat lange gedauert, bis sie allgemein üblich wurde. Noch 1545 z. B. wird das zum Paulinerkloster gehörige Bäckerhaus, das an der heutigen Universitätsstraße lag, einfach als „auf dem Neumarkt“ gelegen bezeichnet. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts scheint die Unterscheidung ganz durchgedrungen zu sein. Welche Bedeutung dieser zweite Markt für den Marktverkehr des 15. Jahrhunderts thatsächlich gehabt haben muß, geht wohl am besten daraus hervor, daß man Ende der siebziger Jahre hier das zweite große Kaufhaus der Stadt zu bauen anfing: das Gewandhaus. Wie das alte Kaufhaus, das Rathhaus, am Markt, so stand nun das neue Kaufhaus, das Gewandhaus, am Neumarkt. Endlich deutet auch das auf eine spätere Entstehung des Neumarktes, daß unter all den zahlreichen Eintragungen im Schöffenbuch, in denen Grundstücke am Neumarkt erwähnt werden, fast ausschließlich von Vorwerken und Scheunen die Rede ist. Der Neumarkt ist entstanden, als die ursprünglich rein kaufmännische Ansiedlung am Markt und an den in den Markt einmündenden Straßen bei wachsendem Wohlstand anfing, sich auch mit dem Betrieb der Landwirthschaft zu befassen.

Erfreuliche Klarheit gewinnen wir aus dem Schöffenbuche über Lage und Beschaffenheit der Kramen. Posern-Klett stellte sich darunter Buden vor und meinte, sie hätten auf der südlichen Hälfte des heutigen Marktplatzes gestanden. Beides ist unmöglich. Zunächst waren die Kramen keine Buden, sondern wirkliche Häuser. So oft auch in den Jahren 1423 bis 1477 von Grundstücken „in den Kramen“ oder „unter den Kramen“ die Rede ist, und es ist das mehr als zwanzig Mal der Fall, immer wird dabei das Wort Haus gebraucht, einmal auch Haus und Stall, und ein paar Mal ist (1426) sogar von einem Thurm die Rede. Und daß diese Häuser nicht bloße Waarenhäuser waren, zeigt ein Eintrag von 1474, worin es heißt: „sein Haus in Kramen gelegen, darinne er itzund wohnet.“ Diese Kramen aber bildeten eine vollständige Gasse, und zwar höchstwahrscheinlich die hinter dem Rathhause liegende Verbindungsgasse vom Salzgäßchen nach der Grimmischen Straße. Wenn wir uns eine richtige Vorstellung davon machen wollen, wie es im fünfzehnten Jahrhundert in dem innersten Kern unserer Stadt aussah, müssen wir immer bedenken, daß das ganze Viereck zwischen Markt und Reichstraße, Salzgäßchen und Grimmischer Straße, wie wir es heute sehen, nicht weiter zurück reicht als bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Das Rathhaus ist 1556 erbaut, und erst durch den Rathhausbau ist der Naschmarkt entstanden. Das alte Rathhaus war kleiner, es war noch von andern Gebäuden umgeben; in welcher Weise, wissen wir nicht, aber jedenfalls war ein guter Theil des heutigen Naschmarktes bebaut, und zwar eben mit den Kramen. Daß diese hinten am Salzgäßchen begannen, zeigen Einträge wie der von 1434: „in den Kramen an dem Salzgäßchen“ und der entgegengesetzte von 1461: „im Salzgäßchen an den Kramen gelegen“. Beide Mal handelt es sich um Eckhäuser.

Beim „Sack“, der das erste Mal 1436 erwähnt wird, ist nicht an die kurze Sackgasse hinter den geistlichen Häusern am Thomaskirchhof zu denken, die heute diesen Namen führt. Diese ist erst 1545 entstanden. An ihrer Stelle lag im 15. Jahrhundert noch das Wirthschaftsvorwerk des Thomasklosters. Dies ließ der Rath sofort abbrechen, nachdem die Klöster in seinen Besitz übergegangen waren, weil schon lange vorher die Nachbarn über seine Unsauberkeit und Feuergefährlichkeit geklagt hatten, und an seiner Stelle ließ er zehn kleine Bürgerhäuser erbauen, die er dann rasch verkaufte. Sie bilden den heutigen „Sack“. Der Sack des 15. Jahrhunderts lag aber ganz in der Nähe, nämlich an der Südseite des Thomaskirchhofes. Hier ging parallel mit der Burgstraße ein schmales Gäßchen hinter, das keinen Ausgang hatte. Es wird im Schöffenbuche ziemlich oft unter dem Namen „Sack“ erwähnt. Ein Rest davon ist noch die enge Schlippe an dieser Stelle, die freilich die wenigsten Vorübergehenden beachten, weil sie durch ein Thor geschlossen ist. Auch beim Eselmarkt ist nicht an den späteren Eselsplatz zu denken, der im Jahre 1839 in Ritterplatz umgetauft wurde, sondern der Eselmarkt des 15. Jahrhunderts war der kleine Platz, auf dem die Hainstraße, der Brühl und die Fleischergasse zusammenlaufen.

Für die kleinen Gassen, namentlich die Quergassen, die die Hauptstraßen schneiden und verbinden, hatten sich im 15. Jahrhundert noch keine bestimmten Namen im Volksmunde festgesetzt. Genannt werden im Schöffenbuche nur das Niclausgäßchen (das heutige Schuhmachergäßchen), die Barfüßergasse (der in den Barfüßerkirchhof mündende Theil der Fleischergasse), das Salzgäßchen und das Thomasgäßchen. Aber vorhanden waren die andern alle auch, wenn man nur die Art ihrer Bezeichnung zu deuten weiß. Gewöhnlich wurden die Quergassen nach den Besitzern der Eckhäuser an den Hauptstraßen genannt. Wechselten diese, so wechselte auch die Bezeichnung der Gäßchen. Wir wissen das schon aus den ältesten Steuerbüchern, wo z. B. 1466 das Schuhmachergäßchen als „hinter Cunz Preußer“, das Böttchergäßchen als „hinter Wolkenstein“, 1481 das Barfußgäßchen als „hinter der Stengerin“ erscheint. Durch das älteste Schöffenbuch wird es bestätigt. Auch hier werden Häuser, die in dem heutigen Schuhmachergäßchen lagen, 1461 und 1472 als „hinter Cunz Preußer“ gelegen bezeichnet. Preußer besaß das eine Eckhaus an der Reichstraße. Daneben wird das Gäßchen aber auch 1425 und 1458 als das Gäßchen bei S. Niclaus umschrieben, 1460 als das kleine Gäßchen bei S. Niclaus Kirchhof; 1461 wird ein Haus erwähnt „in der Reichstraßen an der Ecken gelegen, als man zu S. Niclaus gehet“. 1458 erscheint das Gäßchen aber auch schon unter dem fertigen Namen Niclausgäßchen. Das heutige Sporergäßchen, das seinen Namen oft gewechselt hat, das zu Ende des 15. Jahrhunderts nach dem Besitzer des einen Eckhauses an der Burgstraße Traupitzgäßlein, in der Reformationszeit bald Seidensticker-, bald Perlenheftergäßlein, in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach dem Besitzer des einen Eckhauses an der Petersstraße Cunz Kellers Gäßlein genannt ward, ist schon 1472 im Schöffenbuche als „hinter Pistoris“ da. 1475 erscheint es ganz ohne Namen: ein Haus wird bezeichnet als auf der Burgstraße „gen dem Gäßlein über gelegen“. 1454 wird ein Haus auf dem Neumarkt als „bei dem Quergäßchen gelegen“, 1457 eins als „in dem Gäßchen hinter dem Ordinario gelegen“ bezeichnet. Das „Quergäßchen“ ist natürlich das heutige Gewandgäßchen, das andere der Peterskirchhof, denn das Haus des Ordinarius lag oben an der Ecke des Neumarktes, der Peterskirche schräg über. In späterer Zeit blieben die Namen der Besitzer der am Eingange solcher Gäßchen gelegenen stattlichen Eckhäuser an den Gäßchen selber hängen, und so haben wir noch heute das Preußergäßchen aus dem 16. und das Goldhahngäßchen aus dem 17. Jahrhundert. Wäre dies schon früher geschehen, dann läge das Leipziger Preußergäßchen heute an ganz anderer Stelle.

Bücherbesprechungen.

— Egelhaaf, Dr. Gottlob, Gustav Adolf in Deutschland 1630—1632. Halle, Niemeyer, 1901. 1,20 *M.* (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 68.) — Einer der besten Kenner Gustav Adolf's bietet uns hier die frische, anschauliche Darstellung eines Abschnittes aus dem Wirken des „Löwen aus Norden", welches für jeden Deutschen, insbesondere jeden evangelischen Deutschen ein hohes Interesse hat. Es ist ein kurzes, aber sicher das wichtigste Stück des Lebens Gustav Adolf's, das hier vor uns aufgerollt wird. Der Verfasser hat übrigens außer dem ihm erreichbaren gedruckten Material auch Handschriftliches, dem Ulmer Stadtarchiv entstammend, benutzt. Seine Darstellung, das werden auch die Feinde Gustav Adolf's anerkennen müssen, ist eine durchaus objective, die sich mit ihrem Helden über den Parteistandpunkt erhebt. Jeder wahrhafte deutsche Patriot wird ihm trotzdem zustimmen müssen, wenn er sagt: „Wenn wir erwägen, daß unser heutiges Reich nicht denkbar ist ohne den Protestantismus und die Freiheit des Gewissens, so werden wir mit dem Urtheil nicht zögern, daß der heldenhafte König aus Norden, der uns vor spanisch-habsburgischer Verknechtung bewahrt hat, auch zu den Männern gehört, welche die Grundlagen des neuen Deutschland von lange her gelegt haben." G. B.

— Georg Worgitzky, Blüthengeheimnisse. Eine Blüthenbiologie in Einzelbildern. Mit 25 Abbildungen im Text. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1901. X und 134 S. In Originaleinband 3 *M.* — Jedes bessere Schulbuch der Botanik beschäftigt sich zwar im Allgemeinen mit der Blüthenbiologie, wir haben vortreffliche große Werke, vor Allem das Kerner'sche, aus dessen Studium man unendliche Belehrung über dasselbe Thema schöpfen kann, andere, die speciell den Beziehungen zwischen Blumen und Insecten gewidmet sind. Aber das vorliegende kleine Buch füllt durch seine Beschränkung auf allgemein zugängliche Pflanzen, seine verständliche Klarheit bei wissenschaftlicher Vertiefung und Vielseitigkeit und durch einen niedrigen Preis eine klaffende Lücke auf's Beste aus. Jede der 24 Blüthen ist so eingehend behandelt und erlaubt mit Leichtigkeit eine so gründliche Nachuntersuchung bis in die geringsten Einzelheiten, daß nach Ueberzeugung des Referenten kaum ein besseres Hilfsmittel empfohlen werden kann, auch dem Laien, der nur über die ersten Anfangsgründe hinaus ist. Dabei ist die Anordnung und die Auswahl so übersichtlich, daß Jeder, der sich mit dem beschriebenen Objecte vertraut gemacht hat, sich versucht fühlen muß, auch die übrigen Pflanzen, die er bestimmt und herbarisirt, zu deuten und einzuordnen. Auf die Pollen- und Nektarblumen (Klatschmohn, Heckenrose, Linde, Hahnenfuß, Vergißmeinnicht, Wiesenstorchschnabel, Hederich) folgen Immen- und Falterblumen (weiße Taubnessel, Schwertlilie, Veilchen u. a.), Insectenblüthler mit besonderen Einrichtungen (Besenginster, Knabenkraut, wilde Möhre, Kornblume, Haidekraut), endlich Windblüthler. Daß unter den letzteren der Wegerich als Windblüthler mit gelegentlicher Insectenbefruchtung und die Sahlweide als Insectenblüthler vom Bau eines Windblüthlers figuriren, zeigt, wie vollkommen frei vom systematischen Schema der Verf. sich bewegt. Die letzten 40 Seiten bringen eine allgemeine Uebersicht: Aus dem Gesammtleben der Blüthen. Der alterthümlich-moderne Schmuck über und unter jeder Seite, die Seitenzahl unten, wird manche Liebhaber finden. Srth.

— Wilhelm Haake und Wilhelm Kuhnert, Das Thierleben der Erde. Drei Bände, mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. 40 Lieferungen je 1 *M.* Berlin, Martin Oldenbourg. — Da von dem billigen Prachtwerke die beiden ersten Bände im Text abgeschlossen vorliegen, ist es gewiß angezeigt, kurz darauf zurückzukommen. Die Chromotafeln, die nicht der Reihe nach ausgegeben werden, sind noch nicht vollständig, da bereits viele vom dritten Band erschienen sind. Das günstige Urtheil, das den ersten Lieferungen mit auf den Weg gegeben werden konnte, hat sich erfreulicherweise dauernd bestätigt. Der erste Band behandelt Europa, der zweite Asien, Amerika und Australien. Die Anordnung hat sich als anregend erwiesen, sie ist geeignet, die modernen biologischen Bestrebungen ebenso wie die geographischen zu unterstützen. Daß hier und da die Einordnung einzelner Thiere auf Schwierigkeiten gestoßen ist, nimmt nicht weiter Wunder; so ist Doudobardia nicht ganz correct behandelt, was daher kommen mag, daß Haake an Stelle der westeuropäischen Testacella, die einheimische, nur wenigen Specialisten bekannte Raubschnecke vorführen wollte. Doch das ist eine Kleinigkeit, die dem Ganzen keinen Abbruch thut. Die bunten Tafeln von Kuhnert sind meist über alles Lob erhaben. Man merkt durch und durch moderne Schulung, aber ohne alle Manierirtheit, eine wunderbare Erfassung der Natur in ihren verschiedenen Stimmungen. Manches mag hier und da fremdartig erscheinen, weil nicht althergebrachte Regel Jedem gleich am Stil verräth, was gemeint sein soll; als ob nicht die Natur uns ebensolche Räthsel fortwährend aufgäbe! So mag die Darstellung des indischen Nashorns an der Tränke den Deutschen, der nie über die Reichsgrenzen hinauskam, verblüffen. Er weiß nicht, was er aus der bizarren Beleuchtung machen soll, bis der genaue Kenner der Tropen ausruft: Ja, das ist der Vollmond des Südens! Bedauerlicher, wenn auch nicht gerade verwunderlicher Weise hat der Künstler auf die gewöhnlichen einheimischen Kleinvögel nicht die größte Sorgfalt verwandt, das Gefieder, Arm- und Handschwingen sind mehrfach verzeichnet, nach ausgestopften Bälgen. Sie lagen dem Jagdfreunde nicht recht. Während z. B. die Wildschweine im dunklen Fichtenwald bei gelbem Abendschein ein wahres Prachtstück bilden, ist die Goldammer schlecht weggekommen. Doch ist gerade das leicht zu verschmerzen. Das Werk verdient die höchste Beachtung. Srth.

— James, William, Professor der Universität Harvard, Corresp. Mitglied der Kgl. Pr. Akademie der Wissenschaften in Berlin, Psychologie und Erziehung. Aus dem Englischen von Dr. Friedrich Kiesow, Dirigent der Abtheilung für experimentelle Psychologie des physiologischen Instituts und Docent der Universität Turin. Mit 2 Figuren im Text. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1900. gr. 8. 150 SS. 3,50 *M.*, geb. 4,30 *M.* — England und Amerika entwickeln neuerdings auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Psychologie eine erfolgreiche Betriebsamkeit. Eine Reihe von Arbeiten sind bereits ins Deutsche übersetzt worden und haben fruchtbare Anregungen gegeben. Auch das vorliegende Heft ist wegen der wissenschaftlichen Gründlichkeit, der selbständigen Beobachtung, der meisterhaften Beherrschung des Stoffs, der ernsten Lebensauffassung, der anschaulichen Darstellung, der knappen, oft sentenzenhaften Formulirung von größtem Interesse. Verfasser hat bereits ein größeres Werk veröffentlicht „Principles of Psychology", das aber noch nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. Zu den vorliegenden Vorlesungen war der Verfasser 1892 von der Harvardbehörde aufgefordert worden. Er hielt sie vor den Lehrern zu Cambridge und hat sie seitdem an anderen Orten wiederholt. Hierbei zeigte sich unter den Hören besonderes Interesse für das Concrete und praktisch Verwerthbare. So wurde denn dieses besonders betont. Der Inhalt ist in 15 Capitel eingetheilt, von denen die ersten 8 sich vorwiegend mit der Erziehung, die letzten 7 wesentlich mit den Grundlagen des Unterrichts befassen. Seinen Standpunkt bezeichnet der Verfasser als den biologischen, Hauptzweck ist ihm die Erziehung zum Handeln. In seiner psychologischer Begründung hebt er ihre Nothwendigkeit und die Mittel ihrer Durchführung hervor. Den Lehrern stellt er hohe Aufgaben unter besonderer Betonung der Wichtigkeit der persönlichen Einwirkung, z. B. in dem 6. Abschnitt über die angeborenen erworbenen Reactionen, wo er unter Anderm auch die Rugbyschule zur Zeit Dr. Arnold's als Beispiel anführt (S. 39). Aber auch den Schülern stellt er hohe Ziele, namentlich in der ausgiebigen Ausführung über die Gewohnheit und die Aufmerksamkeit, z. B. in der Ausführung „Kein Eindruck, kein Ausdruck" (S. 28). Trägt auch jede Vorlesung die Localfarbe der amerikanischen Heimath, so enthält doch das Buch auch für unsere entwickelten Schulverhältnisse eine Fülle werthvoller Winke, z. B. in der Ausführung über die Wichtigkeit des Handfertigkeitsunterrichts (S. 27), über die fünf Ehrgeizimpulse (S. 42), namentlich auch über die Gesetze der Gewohnheit (S. 50 ff.). Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Verfasser für die Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit der deutschen Erziehung, namentlich auf den Universitäten, einen bemerkenswerthen Blick hat und von ihr mit großer Anerkennung spricht. Dem gegenüber ist von Interesse die Charakteristik der englischen z. B. der Oxforder Erziehung, nach dem Ausspruche Jowett's: „Oxford kann einen englischen Gentleman lehren, wie ein englischer Gentleman sein muß." Wir müssen darauf verzichten, auf den Inhalt des Heftes näher einzugehen, und heben noch hervor, daß wir dem Uebersetzer wie dem Verleger für die Herausgabe zu Dank verpflichtet sind. ü.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 111. Dienstag, den 17. September, Abends. 1901.

Pirna und Lobositz.*)

Die neueste, großangelegte und hervorragende Veröffentlichung der kriegsgeschichtlichen Abtheilung II des Großen Generalstabes dürfte in unserem engeren Vaterlande ebenso viel Aufmerksamkeit und Antheil erwecken wie jenseits der grün-weißen Grenzpfähle, weil Sachsen von den Unbilden und Verheerungen des 7jährigen Krieges unendlich zu leiden hatte und es durch seine centrale Lage in Deutschland unwillkürlich, ähnlich wie es auch 1866 der Fall war, in den Gang der Ereignisse hineingezogen wurde. Sachsen mußte sich, bedingt durch seine Lage zwischen den feindlichen Mächten, für einen der beiden Gegner entscheiden; wohin sich die Wagschale der sächsischen Politik neigen würde, war nach dem Ausfall des Dresdner Friedens und nach den Familienbeziehungen des Dresdner Hofes zu den Höfen von Wien und Versailles nicht schwer zu errathen. Dies hatte König Friedrich wohl erkannt, auch versucht, durch Bestechung käuflicher Creaturen sich Gewißheit über die diplomatischen Geheimnisse der Cabinete der leitenden Minister in Wien und Dresden zu verschaffen. Die verwickelten Schachzüge der Politik der europäischen Cabinete sind im vorliegenden Bande in der Einleitung vollendet und übersichtlich klargelegt. Die Abtheilung für Kriegsgeschichte hat darin den Versuch gewagt, zu den verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges und den Antheil und die Absichten König Friedrich's, worüber in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts so viel geschrieben worden ist, bestimmt Stellung zu nehmen.

Die reiche Literatur über den Siebenjährigen Krieg hatte die Frage vielfach aufgeworfen, ob König Friedrich einen Eroberungskrieg habe führen wollen, oder ob er nur durch das Netz der Intriguen, welches seine Feinde über ihn werfen wollten, in den Krieg verstrickt worden sei. Im Anhang 1 dieses 1. Bandes findet der Leser eine Uebersicht über die wesentlichsten einschlagenden Werke angegeben. Es befremdet uns, darin ein Buch zu vermissen, welches seiner Zeit viel Aufsehen machte: das bekannte Werk des ehemaligen sächsischen Gesandten am englischen Hof, des Grafen Vitzthum v. Eckstädt, „Die Geheimnisse des Sächsischen Cabinets Ende 1745 bis Ende 1756“, welches zuerst kurz vor dem Ausbruche des Krieges 1866 anonym, nach dem Bekenntnisse des Verfassers in seinen Denkwürdigkeiten aber mit der Absicht geschrieben und erschienen war, die königl. sächs. Regierung 1866 auf die gleichartigen Verhältnisse wie 1756 hinzuweisen. Der Politik des sächsischen Ministers Grafen Brühl ist überhaupt in der Einleitung nur in geringem Maße gedacht worden. Das vorliegende Werk huldigt selbstverständlich der zweiten oben ausgesprochenen Anschauung, ist so angelegt, Friedrich möglichst zu verherrlichen, die nöthige Hurrahstimmung zu erwecken und den König als den Helden darzustellen, über den ein tragisches Geschick unverschuldet hereinbricht, der aber in entscheidender Stunde die Gunst des Augenblickes zu nutzen weiß und sein Schwert zieht, um den Knoten der Verwickelungen mit kühnem, wuchtigem Hieb zu durchhauen. Man muß die Berechtigung dieser Auffassung jener Stelle unumwunden zugestehen, ist sie doch berufen, die Tradition ihres großen Lehrmeisters, Moltke, des Heranbildners der Führer und Führergehilfen des preußischen Heeres, welche von Initiative, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit beseelt und durchdrungen sein sollen, fortzupflanzen; will sie doch auch ein Vermächtniß ihres heimgegangenen großen Chefs damit erfüllen; ja es ist erklärlich, anerkennenswerth, sogar für den preußischen Geschichtschreiber löblich und eine patriotische Pflicht, den König möglichst zu entlasten. Aber die geschichtliche Wahrheit läßt sich oft nicht blos erforschen, sie ist auch Gefühls- und Ansichtssache. Somit wird man andererseits auch bekennen müssen, daß, trotz des aufgewendeten Geschicks und der vorzüglichen Darstellungsweise der politischen Vorgeschichte in Abschnitt A., viele auf einem anderen Standpunkt Stehende die Sache anders ansehen, sich hierdurch nicht zu der Auffassung bekehren werden, daß König Friedrich jener Friedensfürst gewesen sei, als welcher er hier bis zur Mitte des Jahres 1756 erscheinen soll. Wir sind wenigstens davon nicht überzeugt und wenn S. 35 gesagt wird, daß seit dem Dresdner Frieden des Königs Streben nur darauf gerichtet gewesen sei, seinem Staate den Frieden zu erhalten, so trifft dies wohl nur insofern zu, als er Zeit gewinnen wollte, „die Güte der Armee zu heben“, um die Armee zu schulen und „seinen Generalen das Verständniß für das zu fördern, was in dem Kriege das große und das sublime genannt wird“, „das Officierscorps innerlich schon im Frieden in seine Kriegsaufgaben“ hineinwachsen zu lassen, „die taktischen Formen zum Gegenstand unausgesetzter Erprobung und Vervollkommnung zu machen und den Staatsschatz für die Bedürfnisse des Krieges zu füllen“. Er schrieb selbst in seinem politischen Testament 1752: „Wir haben durch die Eroberung Schlesiens den Neid von ganz Europa auf uns gezogen. Mein Leben ist zu kurz, um es in die beruhigte Stimmung zurück zu versetzen, wie sie unseren Interessen vortheilhaft ist.“ Weiter wird gesagt S. 6: „Die politische Lage Preußens beim Beginn der Friedenszeit, die dem 7jährigen Kriege vorausging, war somit durchaus ungünstig. Die Jahre sind reich an segenbringender Thätigkeit des Königs für die innere Verwaltung seiner Lande, aber stets war er gezwungen, die Hand am Degengriff zu halten, und der vornehmste Theil der königlichen Arbeit mußte es bleiben, das einzige Mittel, das er hatte, sich der drohenden Feinde zu erwehren, seine Armee, durch unausgesetzte Uebung mehr und mehr zu vervollkommnen.“ Zwar wird im Allgemeinen in Abrede gestellt, daß König Friedrich an einen Eroberungskrieg dachte, gleichwohl wird S. 25 gesagt: „Wohl war er sich bewußt, daß die Zeit der Eroberungen für Preußen noch nicht abgeschlossen sei, wollte sein Herrscher nicht stets ein »König der Grenzen« bleiben, und mit klarem Blick hat er auch die Gebiete bezeichnet, deren Erwerbung zunächst ins Auge zu fassen sei.“ Es lag im ganzen Wesen Friedrich's, in seiner Empfindlichkeit, Empfänglichkeit, seiner Nervosität, Unruhe, Hast und seinem Unbefriedigtsein, daß er überall Feinde sah und mißtrauisch sich von einem Netz von Gefahren umstrickt glaubte. Wir können aus der Einleitung auch nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die politische Vereinzelung Friedrich's ihn unverschuldet getroffen habe, vielmehr haben uns diese Darstellungen den Eindruck hinterlassen, König Friedrich sei dem Grafen Kaunitz diplomatisch unterlegen, er griff auch deshalb aus gekränktem Ehrgeiz mit zum Schwerte, um die diplomatische Niederlage zu verwischen. Wir wollen unsere Ansicht hauptsächlich aus Stellen des Werkes selbst erläutern. „Schon 1749 hatte es dem Könige geschienen, als ob er von Neuem zum Kriege gezwungen werden sollte,“ es konnte ihm nicht entgehen, „daß sich im Norden neue Gewitterwolken zusammenzogen, die sich voraussichtlich auf ihn entladen würden, deshalb glaubte er sich gezwungen, seinerseits militärische Maßregeln zu treffen, um sich vor einem überraschenden Angriffe sicherzustellen. Er war entschlossen, den Krieg, wenn er unvermeidlich werden sollte, mit aller Energie zu führen und sich nicht lediglich auf die Abwehr zu beschränken.

*) Die Kriege Friedrich's des Großen. 3. Theil. Der Siebenjährige Krieg 1756—1763. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. 1. Band: Pirna und Lobositz. Berlin, 1901. E. S. Mittler u. Sohn.

Nach seiner Ansicht war es der Wiener Hof, der zum Kriege schürte, und wenn er auch glaubte, daß Oesterreich später im Felde erscheinen werde als Rußland, so sollte doch der Hauptstoß Oesterreich treffen.“ „Am 6. März und den folgenden Tagen wurden für alle Provinzen der Monarchie die ersten Anordnungen für die Mobilmachung und Versammlung der Armee getroffen. Aber er wollte keineswegs den Krieg.“ Die Gewitterwolken verzogen sich auch wieder, sodaß Preußen abrüsten konnte. „Seit 1753 lag die Leitung der österreichischen Politik in den Händen des Grafen Kaunitz, der das unbedingte Vertrauen der Kaiserin-Königin besaß.“ „Es lag in der Art der Politik des Grafen Kaunitz, daß er trotz aller Kühnheit seiner Pläne doch jede Ueberstürzung vermied und mehr vom ruhigen Abwarten und klugen Ausnutzen der sich bietenden Gelegenheit den Erfolg erwartete. Das Ziel, dem er zustrebte, stand ihm fest, die Wahl des Weges dahin hielt er sich frei. So war er denn nach der Uebernahme des Kanzleramts nicht gleich auf die früheren Pläne zurückgekommen, sondern hatte zunächst die alten Beziehungen zu England aufrecht erhalten. Die drohende Gefahr eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England, der sich aller Berechnung nach nicht nur zur See und in den Colonien abspielen mußte, stellte ihn dann vor die Nothwendigkeit eines Entschlusses. Daß es schwer sein würde, sich der Theilnahme an diesem Kriege zu entziehen, erkannte er, ebenso aber auch, daß eine solche für Oesterreich nur Sinn hatte, wenn ihm dadurch der ersehnte Rachekampf gegen Preußen würde.“ Am 16. Januar 1756 schloß Friedrich mit England die sogenannte Westminsterconvention, die ihn vollständig politisch isolirte; zwar glaubte er „seine politische Stellung durch diese Convention überaus günstig gestaltet zu haben; mit England war er einig, Rußland war von England abhängig, so war Oesterreich vereinzelt und mußte sich ruhig verhalten“. Auch hoffte er in gutem Einvernehmen mit Frankreich zu bleiben. „Aber keine der an diesen Schritt geknüpften Erwartungen sollte sich erfüllen, im Gegentheil, der Vertrag sollte ihm zum Unheil ausschlagen.“ An seinen Bruder, den Prinzen August Wilhelm, schrieb er, nachdem er ihm alle seine Luftschlösser erzählt hatte: „Voila, quelles sont les suites qu'aura un petit coup de plume.“ Und diesen kleinen Federstrich, von dem sich König Friedrich eine solche Zauberwirkung versprach, hat sein energischster und gewandtester Feind, Graf Kaunitz, das für Oesterreich glücklichste Ereigniß genannt. Als diese Convention in Versailles bekannt wurde, setzte Kaunitz alle Hebel in Bewegung, um sein Ziel zu erreichen, die Trennung Preußens von Frankreich durchzusetzen; „bald hatte er den ersten großen Erfolg gewonnen, Frankreich gab Preußen auf“. „Das Heimliche in dem Vorgehen des Königs, der es gewagt hatte, ohne seinem Verbündeten ein Wort zu sagen, mit dessen Erbfeind einen Vertrag abzuschließen, hatte den französischen Stolz schwer getroffen.“ König Ludwig war mit der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz einverstanden und bereit, falls es zum Kriege kommen sollte, durch Geld das Unternehmen zu unterstützen. „In einem Punkte nur stieß Starhemberg auf bestimmten Widerstand. König Ludwig verweigerte seine Zustimmung zu einer weitergehenden, der Vernichtung gleichkommenden Veraubung Preußens. Den wahren Grund dieser Weigerung erkannte Starhemberg sehr wohl: Preußen sollte stark genug bleiben, gegebenenfalls ein Gegengewicht gegen Oesterreich zu bilden.“ Hierbei bekommen wir bereits eine Vorahnung der 100 Jahre später zum Austrag kommenden deutschen Frage. Am 2. Mai 1756 erfolgte der Abschluß des Neutralitäts- und Defensivvertrages zwischen Oesterreich und Frankreich. „Nur Oesterreich hatte Vortheil von diesem Vertrage. Kaunitz hatte erreicht, was er zunächst angestrebt hatte, denn Oesterreich war für die Dauer des englisch-französischen Krieges ungefährdet. Nach einem weiteren Geheimartikel hatte Frankreich auch eingewilligt, seinen Vertrag mit Preußen nicht zu erneuern. Für sich selbst hatte es Nichts erreicht; das Einzige war, daß es Vergeltung an Preußen ausgeübt hatte. Es hatte Friedrich gezeigt, daß er entbehrlich war.“ Auch in St. Petersburg bäumte sich die verletzte Eitelkeit der Kaiserin Elisabeth nach dem Bekanntwerden der Westminsterconvention auf. „Elisabeth war empört über das Verhalten Englands, das eben noch einen Vertrag mit ihr abgeschlossen hatte, der doch nur gegen Preußen gerichtet sein konnte, und nun hinter ihrem Rücken mit demselben verhaßten Preußen eine Verbindung eingegangen war. Am 19. Februar wurde der russische Gesandte in London, Fürst Galitzyn, in einem, in den schärfsten Ausdrücken abgefaßten Schreiben angewiesen, Lord Holdernene den Unwillen der Kaiserin über diesen Schritt auszusprechen. Der Abschluß des Vertrages ohne vorherige Mittheilung an Rußland wird darin sogar als eine Verletzung der äußeren »Anständigkeit« bezeichnet.“ Am 25. März beschloß die Staatsconferenz, Oesterreich Folgendes anzutragen: Rußland ist bereit, mit 80000 Mann Preußen anzugreifen und die Waffen nicht vor der Wiedereroberung von Schlesien und Glatz niederzulegen, wenn Maria Theresia gleichzeitig dasselbe thun will.“ So wurden auch hier Kaunitz' Wünsche erfüllt: Rußland sagte sich von England los und verbündete sich mit Oesterreich und Frankreich. „Das waren in Wirklichkeit die Folgen jenes kleinen Federstriches, auf den König Friedrich so große Hoffnungen gesetzt hatte.“ König Friedrich empfand schließlich selbst das Bedrückende seiner Lage, die er sich durch den Abschluß der Westminsterconvention geschaffen hatte, er suchte deshalb wieder mit Frankreich anzuknüpfen, „nachdem aber einmal die starke Abneigung König Ludwig's gegen Friedrich und sein fester Wille, sich mit Maria Theresia zu verbinden, erkannt war, wagte Niemand mehr zu widersprechen, der durch Amt und persönliche Stellung vom Hofe abhing.“ Es ist begreiflich, daß nun Friedrich Alles ausbot, um sein Verhältniß zu England auszunutzen. Er schrieb am 7. Juni an den Minister Grafen Finkenstein: „er solle Mitchell die Gefahr der Lage vorstellen und ihm seine Vorschläge auseinandersetzen, damit England noch einmal Alles aufbiete, um Rußland an sich zu fesseln. Stellte sich das als unmöglich heraus, so müßte die Pforte bewogen werden, Rußland und Oesterreich durch Androhung einer Kriegserklärung zum Stillsitzen zu bewegen.“ (!) Es wird dann weiter ausgeführt, daß Friedrich an eine unmittelbare Kriegsgefahr noch nicht glaubte, was sehr erklärlich ist, denn es ist ja klargelegt worden, daß die Cabinete erst im nächsten Jahre den Krieg beginnen wollten und eigentlich nur Defensiv- und Neutralitäts-Verträge geschlossen hatten. Friedrich konnte auch die Entwickelung der Dinge viel ruhiger mit ansehen, er hatte ja die Friedenszeit vortrefflich ausgenutzt, die Einrichtung der Uebercompleten sicherte der Armee einen raschen Uebergang zur Kriegsstärke. In Oesterreich waren diese Verhältnisse weit schwieriger. „Am 24. Juli sprach Maria Theresia in einem Schreiben an Starhemberg die Hoffnung aus, Friedrich möchte ihr die Zeit lassen, ihre Kriegsmacht in Böhmen und Mähren zusammenzuziehen, »ohne welches und insolang Wir Uns nicht in dem Stand befänden, den größten Theil der Preußischen Macht zu beschäftigen, weder der Sächsische noch ein anderer Hof in Teutschland wagen würde, sich nur in Tractaten wegen einiger Offensivmaßnehmungen gegen Preußen einzulassen. Ja, Wir selbst müßten Bedenken tragen, Unsere getreue Erblande einer nahen Gefahr auszusetzen.« Aus dieser Verlegenheit halfen Kaunitz die preußischen Rüstungen.“ Friedrich griff schließlich in seiner Ungeduld und nervösen Aufregung zu dem in der Politik stets sehr bedenklichen Mittel der Anfrage, was die außerordentlichen militärischen Vorkehrungen in Oesterreich bezweckten. Daß ihm keine befriedigende Antwort gegeben werden würde, konnte er sich wohl vorher sagen, es förderte aber doch nur seine Absichten und bestärkte ihn in dem Entschluß, seinen vermeintlichen Gegnern mit dem Angriff zuvorzukommen. „Am 21. Juli ließ der König seinen Minister Podewils kommen und theilte ihm alle diese Nachrichten mit, allerdings ohne ihm zu sagen, woher sie kamen. Er fügte hinzu, daß das Alles ihn mehr als je in dem Gedanken bestärkte, das »Praevenire« zu spielen. Der Minister stellte ihm vor, welche Folgen es haben könnte, wenn der König selbst zum Angriff vorginge und dadurch Frankreich und Rußland gewissermaßen »au pied du mur« drängte, ihren Verpflichtungen gegen Oesterreich nachzukommen. Er hielt ihm warnend vor, welche Verlegenheiten daraus entstehen könnten, wenn er sich drei so mächtigen Staaten zu gleicher Zeit widersetzen wollte.“ „Ja, der treue Diener des königlichen Hauses ging in seinem Freimuth so weit, mahnend zu sagen, daß die ersten Erfolge ja zweifellos glänzend sein würden, aber daß die Zahl der Feinde den König, der ganz allein und ohne Hilfe sei, doch vielleicht dereinst dazu bringen könnte, sich zu erinnern, was sein Minister ihm heute gesagt hätte.“ Aber der König blieb bei seinem Entschluß. Podewils hat Eichel in einem Schreiben betrübten Herzens von seiner Audienz bei dem Könige berichtet: „Allein alles dieses wurde gänzlich verworfen, vor einen Effect von gar zu großer Timidité gehalten und ich zuletzt ziemlich sèchement mit den Worten conzedüiret: Adieu, Monsieur de la timide politique.“ Eichel, der Einzige, der in alle Geheimnisse des Königs eingeweiht war

und auch zuweilen das feurige Aufbrausen seines Herrn mit stillem Bangen sah, antwortete, er müsse doch dem Könige „die Justice thun und bekennen, daß wenn sich auch nur einige sichere Lueur von Hoffnung fände, darauf man in gewisser Maaße tabliren könne, man hiesigen Ortes sehr gerne ruhig bleiben würde“. Des Königs Entschluß war aber gefaßt, deshalb richtete er noch eine zweite und dritte Anfrage nach Wien. „Einen Aufschub in den militärischen Bewegungen sollten sie nicht verursachen.“

Friedrich hatte die Friedenszeit, wie schon oben erwähnt, wunderbar ausgenutzt. „Während alle Anstrengungen des Königs darauf gerichtet waren, die Güte der Armee zu heben, blieben dagegen ihre Stärke, Zusammensetzung und Verfassung in dem Jahrzehnt nach dem Dresdener Frieden fast unverändert. So fest gegründet erwies sich der Bau, dessen Aufrichtung das Lebenswerk König Friedrich Wilhelm's I. gewesen war, daß der Nachfolger die Grundgestalt unberührt erhalten und sich mit den im Laufe der Jahre nothwendig werdenden Erweiterungen begnügen konnte.“ Auch in Oesterreich hatte man erkannt, „daß es die Manneszucht, das Feuer und die Manövrirkunst seiner Truppen sei, denen der König von Preußen seine Siege zu danken habe. Sich dem preußischen Vorbilde zu nähern, war daher unerläßlich, wenn das kaiserliche Heer mit Aussicht auf Erfolg in einen Kampf um die Wiedereroberung Schlesiens eintreten sollte“. Es heißt aber dann weiter, nachdem der Zustand der Armee Maria Theresia's besprochen ist: „Im Ganzen betrachtet, befand sich das kaiserliche Heer Ende Juni 1756 keineswegs in der Verfassung, in einen Krieg einzutreten. Reiter und Husaren waren noch auf Friedensstärke, eine unverhältnißmäßig weite Unterbringung hinderte die rechtzeitige Versammlung einer starken Macht in Böhmen, kein Regiment war marschbereit, da die Feldausrüstung nicht vervollständigt war. Auch für die Fortschaffung von Geschützen, Munition und Fuhrwerk waren keinerlei Vorkehrungen getroffen.“ Demnach fußten die Besorgnisse Friedrich's vor den österreichischen Rüstungen, die ihn zu den Anfragen in Wien verleiteten, auf falschen Nachrichten! Gleich eingehend, fleißig und genau ist auch auf die Bereitstellung der Mittel hingewiesen, deren König Friedrich zum Kriege bedurfte, auf deren Zusammenbringung er ebenfalls große Sorgsalt verwendete und seinen sparsamen Sinn richtete, aber auch diese Klarlegungen bekunden nur immer wieder, daß eben ein neuer Krieg beabsichtigt war und nicht blos das si vis pacem para bellum maßgebend war. Auch die Einsetzung des Feld-Kriegs-Directoriums bereits im August 1756 mit dem Sitz in Torgau deutete doch darauf hin, den nächstgelegenen Nachbar Sachsen anzufallen und zu erobern. Es heißt auch S. 163: „Somit war dies Feld-Kriegs-Directorium als Landes-Verwaltungsbehörde im feindlichen Lande gedacht, der in erster Linie die Einziehung der Steuern und Auflagen zufallen sollte.“ In Betreff der Verwendung der Mittel „vereinigte der König auch hier alle Fäden in seiner Hand und war der Einzige, der die Uebersicht über alle Ausgaben und Einnahmen behielt, und wie schon sein Vater sein eigener Finanzminister gewesen war, so war er es nun auf dem noch viel schwereren Wege eines Krieges, der seinen Staat oft dicht am Rande des Abgrundes vorüberführte“. „Der König entwarf ganz allein die Voranschläge über die Verwaltung der gesammten Staatsgelder, wie sie von seiner Hand geschrieben noch heute als Zeugnisse seines alle Seiten seines Staatswesens umfassenden Geistes vorhanden sind.“ Die Preise für die Lebensmittel und Heeresbedürfnisse gingen während des Krieges außerordentlich schnell in die Höhe, „gleichwohl hielt der König an dem Grundsatze fest, alle Lebensbedürfnisse möglichst baar zu bezahlen. Darum haben Soldzahlungen an die Truppen selbst in den schweren Bedrängnissen der späteren Kriegsjahre niemals gestockt. Auch darin war der König seinen Gegnern überlegen und man muß bei der Werthschätzung seines jahrelangen Ringens neben seiner Feldherrnthätigkeit dieser vorausschauenden unablässigen Berechnung für die finanziellen Bedürfnisse seiner Kriegführung die höchste Bewunderung zollen.“

Abschnitt B behandelt mit einer der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes eigenthümlichen, peinlich genauen und klaren Weise den Feldzug selbst. Er beginnt mit dem Satze: „König Friedrich war während der ganzen, dem Siebenjährigen Kriege vorausgehenden Friedenszeit überzeugt, daß ihm noch einmal eine blutige Auseinandersetzung mit Oesterreich bevorstände. Zahlreiche seiner Aeußerungen zeigen, daß er reiflich erwogen hat, wie ein solcher Krieg zu führen sei, und daß er hierüber auf Grund der Erfahrungen der vorhergehenden Kriege bestimmte Ansichten gewonnen hat. Zwei Gedanken treten dabei hervor. Einmal hatte er erkannt, daß die Vorbedingung aller weiteren Operationen die Besetzung Sachsens sein müsse, denn er war fest überzeugt, daß dieser Staat niemals ehrlich auf seiner Seite stehen werde, und daß er sich nicht noch einmal derselben Gefahr wie im zweiten Schlesischen Kriege aussetzen dürfe. Schon die geographische Lage Sachsens wies ihn darauf hin, es in seine Gewalt zu bringen. Wie ein Keil schob es sich in seine eigenen Lande ein; war es in der Hand der mit den Sachsen verbündeten Oesterreicher, so standen sie damit schon fast vor den Thoren Berlins und sprengten seine Besitzungen in zwei Theile. Hielt er dagegen Sachsen besetzt, so war die feste Verbindung mit seinen schlesischen Landen gesichert, und im Besitz dieser Stellung und der reichen Hilfsmittel des Landes war die militärische Lage von vornherein wesentlich zu seinen Gunsten geändert. Das Alles wies beim Ausbruch eines neuen Krieges auf eine schleunige Besetzung Sachsens hin, ehe noch die Oesterreicher im Stande waren, ihrerseits dort festen Fuß zu fassen.“ „Andererseits war Friedrich zu der Ueberzeugung gekommen, daß er dauernde und entscheidende Erfolge über Oesterreich nur gewinnen könnte, wenn er den Krieg nach Mähren hineintrüge.“ „Ein starkes Corps von 62 Bataillonen, 65 Escadrons Reitern und 20 Escadrons Husaren war zum Einmarsch in Sachsen bestimmt.“ In dem als „Rêveries politiques“ bezeichneten Theile seines politischen Testamentes von 1752 entwickelt der König den Gedanken eines neuen Eroberungskrieges. In ihm sollte Maria Theresia Böhmen entrissen werden, das an den Kurfürsten von Sachsen als Entschädigung für seine an Preußen abzutretenden Erblande zu fallen hatte. „Auch einen Feldzugsplan hierfür entwirft Friedrich, der auf denselben beiden Gedanken der schleunigen Besetzung Sachsens und des Einbruchs in Mähren beruht. Ebenso sind sie seinen vertrauten Generalen genau bekannt.“ Winterfeldt hat dann Ende 1754 oder Anfang 1755 für die zum Einfall in Sachsen bestimmte Armee ein ausführliches „Project zum Einfall in Sachsen, falls hier das Land von die Oesterreicher, Russen und Hannoveraner angefallen würde“ ausgearbeitet. „Alles war so eingerichtet, daß der Einmarsch gleichzeitig und überraschend erfolgen und die sächsischen Truppen, wenigstens die in den der Grenze am nächsten liegenden Garnisonen, aufgehoben werden konnten, ehe eine rückwärtige Versammlung der sächsischen Armee möglich war.“ „Die Absichten des Königs sind zum Theil durchkreuzt worden, er ist später aufgebrochen, als er es zuerst beabsichtigt hatte, und mußte darauf verzichten, Theile der sächsischen Armee vor ihrer Versammlung aufzuheben; kostbare Zeit ging dann durch die Einschließung der gesammelten Armee verloren.“ In Sachsen war man aufmerksam gewesen; war dies auch nicht das Verdienst des leitenden Ministers, des Grafen Brühl, denn dieser war nach wie vor sorglos, verblendet und leichtsinnig, so war es doch dasjenige des Grafen Rutowsky und des Chevaliers de Saxe gewesen, welche selbstthätig vorgingen. „König Friedrich beabsichtigte nicht, sich mit dem Kurfürsten von Sachsen in Unterhandlungen einzulassen und ihn zum Anschluß an Preußen zu bewegen. Er wollte sich lediglich der Truppen und Einkünfte des Landes bemächtigen, um sie nach eigenem Gutdünken zu verwenden. Er glaubte nicht, daß die sächsische Armee ihm ernstlich Widerstand leisten könnte. Sie war in der Versammlung bei Pirna begriffen, hatte aber nach seiner Ansicht nicht die Zeit gehabt, sich genügend zu verproviantiren.“ Es war die nämliche Politik, wie sie uns dann auch 1813 im Vertrag von Kalisch entgegentritt; man wollte nicht den Anschluß Sachsens, sondern man wollte es erobern (vergl. Oncken). Seinen Generalen gegenüber hatte Friedrich „kein Hehl aus seinen Plänen“ gemacht, seine Feinde suchte er „möglichst lange über seine wahren Absichten zu täuschen“. „Am 28. August stand das zum Einmarsch in Sachsen bestimmte Heer unter dem Oberbefehl des Königs in weitem Bogen von Halle bis Bunzlau längs der Grenze.“ In fast allen den hier angeführten Stellen ist doch unumwunden ausgesprochen, daß ein Eroberungskrieg geplant war. Wir sehen auch nicht den Grund ein, warum man dies verschleiern möchte, hat doch Friedrich nach dem Friedensschluß 1763 an seinen Bruder Heinrich geschrieben: „Ich hoffe, daß in 2 Jahren keine Spur mehr vom Kriege zu bemerken sein wird. Wenn der Staat einige Provinzen gewonnen hätte, so wäre das wohl ein Vortheil gewesen. Aber das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen. Das soll meine Ruhe nicht stören. Wenn ich nur die Uebel des Krieges

wieder gut machen kann. Darauf will ich meinen Ehrgeiz jetzt beschränken." Giebt es ein vollwerthigeres Zeugniß? Mag man über Friedrich's Absichten denken und streiten wie man will, er hat jedenfalls mit weitvorausschauendem Blick die Politik seines Staates geleitet, durch seine Thaten ihm die Großmachtstellung errungen und den Grund gelegt zur einstigen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, wodurch dem Deutschen schließlich auch „ein Platz an der Sonne" gesichert wurde. In Oesterreich wiegte man sich aber in sorglosen Träumen. Der F.-M. Browne berichtet im Juli: „Die verfügbaren Kräfte gestatteten kein angriffsweises Vorgehen. Da eine Verletzung der Neutralität Sachsens durch Preußen für durchaus unwahrscheinlich galt, so waren Böhmen und Mähren nur von Schlesien bedroht." „Am Tage des Einmarsches in Sachsen hatte der preußische Gesandte am sächsischen Hofe, v. Maltzahn, dem Grafen Brühl, darauf auch dem Kurfürsten mündlich die Gründe auseinandergesetzt, die seinen Herrn veranlaßten, durch Sachsen nach Böhmen zu rücken. Er sicherte strenge Mannszucht und Schutz des Landes zu, doch würde sich der König veranlaßt sehen, in Erinnerung an die üble Lage, in die er 1744 und 1745 gerathen sei, einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Die schriftliche Antwort auf diese Mittheilungen gestattete den Durchmarsch und bat um Schonung Sachsens."

Die nun folgenden traurigen Verhältnisse und die betrübenden Katastrophen bei Struppen und auf der Lilienſteiner Ebenheit sind ja zur Genüge bekannt. Die Darstellung auch dieser Ereignisse ist mit großer Sachlichkeit und wahrheitsgetreu nach den vorhandenen Quellen, namentlich auch nach Aster, geschildert. Es sei nur Nachstehendes aus dem höchst interessanten Inhalt herausgegriffen: „Der König unterschätzte die Widerstandsfähigkeit der Sachsen bedeutend. Von Tag zu Tag rechnete er mit Bestimmtheit darauf, daß die Capitulation infolge Lebensmittelmangels binnen Kurzem erfolgen würde." Als er sich bei seinen Erkundigungen von den Schwierigkeiten eines Angriffs auf die befestigte Stellung überzeugt hatte, „verwarf er auch schließlich den immer wieder erwogenen Gedanken, die Entscheidung durch die Mittel des gewaltsamen Angriffs zu beschleunigen. Dazu kam, daß der König die Absicht hatte, die sächsischen Truppen in die eigene Armee einzureihen, und deshalb möglichst jeden ernsten Zusammenstoß zu vermeiden wünschte." Die Schlacht bei Lobositz entschied den Feldzug von 1756 und bedingungsweise auch das Schicksal der sächsischen Armee bei Pirna, denn die Unternehmungslust Browne's wurde dadurch bedeutend gelähmt. Die Erzählung der Schlacht ist der kriegsgeschichtlichen Abtheilung sehr glücklich gelungen, es wird uns ein klares Bild der dramatischen Vorgänge und des wechselnden Schlachtenglückes entrollt. Wenn am Morgen des 1. October 1756, als noch undurchdringliche Nebel im Elbthale wogten, welche die Schlachtlinien des österreichischen Heeres noch dem spähenden Blick des auf dem Homolka-Berge haltenden Königs verdeckten, es ungewiß schien, ob dieser Tag eine Entscheidung bringen würde, so sollten im weiteren Verlauf des Vormittages zwar dem Könige noch einige Enttäuschungen über die Zweckmäßigkeit und Verwendung seiner Kriegskunst, seiner Lehren und seiner Taktik beschieden sein; der Nachmittag aber wendete die Krisis zu seinen Gunsten und am Abend behauptete sein Heer das Schlachtfeld und den Besitz von Stadt und Schloß Lobositz. Wohl war Friedrich noch im Zweifel, ob nicht am nächsten Tage seinen erschöpften Truppen neue Kämpfe bevorstehen würden; die aufgehende Sonne des 2. October begrüßte ihn als unbestrittenen Sieger. Browne war während der Nacht in sein Lager bei Budin zurückgekehrt. Unser Hauptinteresse an der Schlacht nehmen die Kämpfe auf dem linken Flügel in den Weinbergen des Lobosch-Berges, sowie die großen Cavallerieangriffe in Anspruch. Dort versagte zunächst die Taktik der „Wachtparade von Potsdam", es tobte dort ein erbitterter Nahkampf. Das Gefecht nahm dort, bedingt durch die Oertlichkeit, ganz den Charakter eines modernen Schützengefechtes an. „Nicht nur die Kroaten kämpften in aufgelöster Ordnung, gedeckt von Weinbergsmauern und Gräben, auch die Preußen sahen sich gezwungen, auf geschlossene Ordnung und Richtung zu verzichten. Die sonst nur als unselbständige Theile einer langen Linie in langsamem Gleichschritt vorgehenden und auf Commando feuernden Bataillone mußten sich im Gewirr der Weinstöcke, der Mauern und Häuschen in lockere Linien auflösen. Nur wenige Zugführer behielten ihre Abtheilungen in der Hand, meist sah sich der Mann auf eigene Kraft und eigenen Entschluß angewiesen." Die große Cavallerieattacke brach wie ein Sturm gegen den Willen des Königs los. „Als dann die geworfenen Kameraden zurückflutheten und es den Bemühungen Geßler's, der selbst eine Standarte ergriff, und einigen Officieren aus dem Stabe des Königs gelungen war, den wüsten Knäuel einigermaßen zu entwirren, da ging plötzlich ohne Befehl die gesammte Macht der preußischen Cavallerie nach vorn durch, mit ihr die kaum gesammelten Schwadronen Kyaw's. Unaufhörlich war dieser Reiterei die Unwiderstehlichkeit ihres Vorstoßes gepredigt, als erste Lehre ihr vorgehalten worden, sich nicht attackiren zu lassen, sondern stets dem Gegner zuvorzukommen. Jetzt, leider zur Unzeit, brach im edlen Eifer, die geschlagenen Kameraden zu rächen, der Drang nach vorwärts mit Naturgewalt hervor."

Aus den Schlußbetrachtungen heben wir noch Folgendes hervor: „Die geringe Voraussicht der Brühl'schen Staatskunst hatte es versäumt, die sächsische Armee mit allem Nothwendigen zu versehen, damit sie der schweren Krisis, die über das Land hereinbrach, widerstehen konnte. Für den Abmarsch nach Polen, der zeitweilig in Frage kam, waren ebenso wenig Vorkehrungen getroffen wie für ein längeres Verweilen bei Pirna, das nur Dank der entsagungsvollen Hingebung der Armee so lange ausgedehnt werden konnte." In Wien hatte man den Abmarsch der Sachsen nach Böhmen bestimmt erwartet und stand nun plötzlich vor der Nothwendigkeit einer Hilfeleistung an Sachsen, die bei der Unfertigkeit seiner Rüstungen von Oesterreich sehr unbequem empfunden wurde. Dies führte zum Entsatzversuch Browne's, der seine Maßnahmen der Lage angemessen traf. König Friedrich hatte aber das Schlachtfeld behauptet. Trotzdem war die Waffenstreckung der Sachsen noch nicht eine unmittelbare Folge der Schlacht. Der lange Widerstand der Sachsen vereitelte „die ursprüngliche Absicht, gesicherte Winterquartiere in Böhmen zu beziehen, denn die Verpflegung des südlich des Erzgebirges stehenden Theiles der Armee machte bereits die größten Schwierigkeiten. Der erste weitaus wichtigere Theil des Unternehmens von 1756, die Besitznahme Sachsens, war gelungen, der zweite, die Behauptung der böhmischen Grenzstriche, hatte sich als undurchführbar erwiesen."

—r.

Bücherbesprechungen.

— Halb Mähr, halb mehr. Zwei Erzählungen von Wilhelm Raabe. Jubiläums-Ausgabe mit Illustrationen von Carl Röhling. Berlin, G. Grote. — In dem feiernden Aufsatz über Wilhelm Raabe sind diese beiden kleineren Erzählungen — Lorenz Scheibenhart, Der Student von Wittenberg —, die hier in neuer Auflage vorliegen, bereits gewürdigt worden. Uns legte der Anblick des Büchleins die Frage nahe, ob Diejenigen Recht behalten dürften, die meinen, die plötzlich meteorartig aufgetauchte Raabe-Begeisterung werde nicht so lange anhalten, bis ein neues Buch von ihm erschienen sei, das Anlaß geben könnte, die Worte in Thaten umzusetzen, d. h. das Publicum zum Kaufen zu bewegen. Werden die Skeptiker Recht behalten? Jetzt ist die Gelegenheit da, die Probe aufs Exempel zu veranstalten. Nicht blos von einem Klopstock gilt das, was Lessing sagte, daß wir weniger erhoben und fleißiger gelesen sein wollen. Vielleicht vermerkt man sich dieses Buch sowie die andern Raabe'schen Schriften für das Bedürfniß der Weihnachtszeit. J. R.

— Feldgemäßer Schießdrill durch einfachste Methode von B., Major a. D. Berlin W., Militär-Verlag von R. Felix. 0,75 M. — Verfasser sucht in vorliegender kleiner Broschüre den Nachweis zu führen, daß infolge der Peinlichkeit bei seiner Schießausbildung für das Schul- und Punktschießen dem Schützen manche friedensgemäße Umständlichkeit im Ernstfalle nur schwer abzustreifen ist und dadurch das Treffergebniß beeinträchtigt wird. In erster Linie wird näher beleuchtet, daß unsere Schützen nicht gewöhnt sind das Ziel schnell zu erfassen, es unausgesetzt im Auge zu behalten, nach Waidmanns Art kurz zu zielen und rasch loszudrücken. Die Vorschläge, um zu einer feldgemäßen Schießausbildung zu gelangen, sind im Allgemeinen klar begründet und der Beachtung werth. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 112. Donnerstag, den 19. September, Abends. 1901.

Brettlpoesie.

Wenn man das verflossene Jahrhundert überblickt, so erstaunt man, wie groß der Reichthum war, den es uns an großen Lyrikern beschert hat. An das große Doppelgestirn Goethe und Schiller reihen sich eine Menge Sterne an, von denen wir nur Heine, Rückert, Freiligrath, Geibel, Lenau, Uhland, Schack, Mörike, Eichendorff, Chamisso in buntem Durcheinander nennen wollen, ohne daß mit dieser Zusammenstellung irgend eine erschöpfende Uebersicht geboten werden soll. Die Fülle ist eben so groß, daß ein Vergessen einzelner Namen verzeihlich erscheint. Die Classicität klang in einem reichen Concert aus, die einzelnen Farben und Strahlen, die sich bei den beiden Dioskuren vereint fanden, gingen für sich weiter ihren Weg. Am Schluß des Jahrhunderts stehen als einzig ernsthaft zu nehmende Lyriker unserer Zeit Keller und Meyer, die beiden großen Schweizer, da. Mit ihrem Tod aber ist der blüthen- und früchtebringende Ast scheinbar abgebrochen, der Strom versiegt. Was sonst auf dem Gebiet der Lyrik geleistet worden ist, erweist sich zum Theil als schwächlicher Nachklang der großen Zeit rein akademischer Art oder als ein völlig entartetes Decadententhum der schlimmsten Sorte, zu welchem wir z. B. die sog. moderne Lyrik der Dehmel, Holz, Schlaf und Genossen rechnen, die deutlich das Zeichen der Arterienverkalkung an der Stirn trägt. Zu dieser Art von Lyrik gehört auch die Brettlpoesie, die neuerdings in Aufnahme gekommen ist, volle Häuser macht, bis diese schließlich leer werden, und fieberhaft hergestellte hohe Buchauflagen erzielt, bis sie kein Mensch mehr kaufen will. Mit ihr wollen wir uns in diesen Zeilen einmal eingehender beschäftigen.

Vor uns liegen: Deutsche Chansons (Brettl-Lieder) von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. Mit den Porträts der Dichter und einer Einleitung von O. J. Bierbaum. 21. bis 30. Tausend. Berlin, Schuster & Loeffler. 1 ℳ — Die elf Scharfrichter. Münchner Künstlerbrettl. Erster Band: Dramatisches. Berlin, Schuster & Loeffler. 1 ℳ Wie schon aus dem oben Gesagten ersichtlich, haben es die Bücher, an denen die Ausstattung bedingungslos zu loben ist, zum Theil zu hohen Auflagen gebracht, ein Zeichen dafür, wie das Publicum werthet, Werthloses für theures Geld kauft und Werthvolles unbeachtet läßt. Von dieser Schätzung sind auch die Autoren und der Herausgeber eingenommen, der sich in der Vorrede gebührend selbst lobt. In einer Posse hörten wir einmal das Wort aus dem Munde eines verkannten Literaten: Selbstkritik ist die einzig wahre Kritik! Das scheint zu stimmen. Wenn dabei doch die Selbstkritik eine möglichst scharfe wäre! In der Vorrede zu den Chansons — sie beginnt mit der Anrede: Meine liebe, theure und unbeschreiblich blonde (!) gnädige Frau, mit dieser Geschmacklosigkeit, zu der sich im weiteren Verlaufe des Briefes charakteristischer Weise Süßlichkeit gesellt —, also in der Vorrede wird eine Lanze für das Variété gebrochen, das man auf eine höhere Stufe erheben will. Die Kunst im Dienst des Tingeltangels! Erst die Kunst im Dienste des Naturalismus — die „freien", im Joche des Naturalismus frohnenden, also unfreien Bühnen —, dann das Brettl. Eine gewisse Logik liegt ja hierin. Dann heißt es weiter: „Man kann Einrichtungen, die, wie das Variététheater, offenbaren Bedürfnissen des modernen Menschen gerecht werden, nicht ohne Weiteres wegdecretiren. Sie sind die Erzeugnisse unserer allgemeinen Zustände, Aeußerungen unserer Cultur, wie etwa unsere elektrischen Straßenbahnen; es würde uns jetzt etwas fehlen, wenn wir sie auf einmal nicht mehr hätten. Der heutige Stadtmensch hat Variéténerven; er hat nur noch selten die Fähigkeit, großen dramatischen Zusammenhängen zu folgen, sein Empfindungsleben für drei Theaterstunden auf einen Ton zu stimmen; er will Abwechslung — Variété! Damit müssen wir rechnen, wenn wir mehr sein wollen, als ästhetische Präceptoren; und wenn wir Künstler sind, mit dem Wunsche ins Leben zu wirken, so werden wir nicht auf die Idee verfallen, die Tingeltangels mit Feuer und Schwert, mit Polizei und Fanatismus auszurotten, sondern wir werden darauf denken, sie der Kunst zu gewinnen, sie in einem gewissen Sinne den ordentlichen Theatern ebenbürtig zu machen." Wie man sieht, wird mit diesen Sätzen, die das Variété als Bedürfnißanstalt des modernen Menschen proclamiren, der flachsten Unterhaltung das Wort geredet. Commis und Confectioneuse bilden von nun an das kritische Forum, vor das die Kunst gezogen wird. Was über deren Gesichtskreis hinausragt, wird schonungslos verdammt, kann es sich nicht fügen. Das Publicum ist zu schwach, das Bedeutende zu genießen, also bieten wir ihm das Unbedeutende. Läge da nicht die Schlußfolgerung nahe: das Publicum ist zu schwach zum Genuß von kräftiger Kost geworden, stärken wir also seinen Magen, damit es diese wieder verträgt. Doch darauf kommt man nicht, eben weil man selbst diesen gesunden Magen nicht besitzt. Dann heißt es, was die „Dichter" bieten, sei eine bescheidene Gabe von Baubeiträgen. Ist das nicht Koketterie, so enthält das Wort Wahrheit. Die Beiträge sind in der That bescheiden, sehr bescheiden. Von Beranger haben die Chansons den Namen geborgt, nur den Namen. Zwischen Beranger's reizenden und in ihrer Art bedeutenden Chansons und diesen unbedeutenden, Einem unter den Fingern zerflatternden Dingerchen ist ein himmelweiter Unterschied. Beranger hat verstanden, den französischen Volksgesang auf eine gewisse literarische Höhe zu erheben, so daß er dem Urtheil des Literarhistorikers Stand hält, ja dieser geradezu gezwungen ist, sich damit zu beschäftigen. Welcher Literarhistoriker aber würde diese Brettlpoesie der Mühe für werth halten, in den Bereich seiner Betrachtung zu ziehen? Dazu ist sie zu belanglos. Hin und wieder leiht man vom Volkslied die Form, nur mit dem Unterschied, daß die abgerissene, sprunghafte und infolgedessen einen gewissen Reiz besitzende Form hier lediglich Nachahmung und bloßer Klingklang ist, den wiederzugeben wenig Mühe erfordert, und wenn man die Dunkelheit des alten Volksliedes nachahmt, so vergißt man dabei, daß hinter dem anscheinenden Halbdunkel des Volksliedes etwas steckt, oft sogar Tiefsinn, während diese Dunkelheit des Brettlliedes, die angeblich etwas bedeuten will, nur dazu da ist, die Armuth des Inhalts zu verbergen. Oder soll etwa Folgendes etwas bedeuten? Der Verfasser ist Dehmel:

Weil nun wieder Frühling ist,
Leute,
Streu ich butterblumengelber Casper
Lachend
Lauter lilablaue Asternblüthen
Hei ins helle Feld!
Lilablaue Astern, liebe Leute,
Astern
Blühn im deutschen Vaterland bekanntlich
Blos im Herbst.
Aber ich, ich butterblumengelber Casper,
Streue,
Weil nun wieder heller Frühling ist,
Tanzend
Tausend dunkelblaue Asternblüthen
Hei in alle Welt!

Ein butterblumengelber Casper, der im Frühjahr blaue Astern ausstreut, was soll man sich dabei denken? So lassen sich eine ganze Reihe von Brettlliedern aufstechen, die Anlaß zum Kopfschütteln geben. Und wenn sie das nicht thun, so sind sie im

besten Falle harmlos, wie Liliencron's „Die Musik kommt" und Bierbaum's „Der lustige Ehemann". Was ist denn an diesen Liedern Besonderes dran? Ersteres ein Gedicht, das s. Z. in den Fliegenden Blättern stand, wo es auch am Ort war, kaum beachtet und höchstens belacht wurde und in eine ernsthafte Gedichtsammlung gar nicht hineingehört. Und das

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz' mit meiner Frau —

ja gehört das wieder auf das Brettl? Das ist ja gar nicht modern, daß Jemand für seine eigene Frau schwärmt und mit ihr tanzt, und modern will das Brettl doch sein. Wenn das Lied besonderen Anklang gefunden hat, so ist das ein gutes Zeichen für den sonst schlechten Geschmack im Publicum. Aber was beweist das für das Brettl? Diesem gemäß müßte Etwas sein, das darstellt, wie Jemand an einer Andern Gefallen findet und mit ihr tanzt und — davongeht, das wäre doch pikant und gepfeffert. Aber dieses Tanzpoem aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, ist für das Brettl doch gar zu ehrbar und anständig. Und was soll man zu Folgendem sagen, betitelt „Der schöne Alfred":

Da liegt er nun, der schöne Knabe:
Ob Freunde, weint an seinem Grabe
Und singt mit lautem Klaggetön:
Der gute Alfred war so schön, so schön,
Der gute Alfred war so schön.

Es kommen hundertachtzig Frauen
In Trauerkleidern, langen, grauen,
Und singen auch mit Klaggetön:
Der gute Alfred u. s. w.

Es kommen Fräuleins an dreitausend,
Vor Kummer bleich, vor Schrecken grausend (!),
Und singen auch mit Klaggetön:
Der gute Alfred u. s. w.

Es kommen dreißig holde Knaben,
Um ihren Abgott zu begraben,
Und singen auch mit Klaggetön:
Der gute Alfred u. s. w.

Der ganze Friedhof steht voll Herren,
Die alle ihrem Kummer wehren (!)
Und singen auch mit Klaggetön:
Der gute Alfred u. s. w.

Ja selbst die dieses Lied hier hören —
Gehn sie nach Haus, ich möchte schwören,
Sie singen auch mit Klaggetön:
Der gute Alfred war so schön, so schön,
Der gute Alfred war so schön.

Ein modernes Leichencarmen, kann man sagen. Auf dem Friedhof, der ungeheuer groß sein muß, diese 3000 Jungfrauen, 180 Frauen, 30 Knaben, die vielen Herren und Alle in einem fort diesen herzerschütternden Refrain singend:

Der gute Alfred war so schön.

Es gehört ein Simplicissimusbild dazu, um diese ganze Gesellschaft in würdiger Weise uns vor Augen zu führen. Wie wär's, wenn der Vortragende selbst mit Pleureusen verziert und Thränen vergießend aufträte? Und dieser Alfred, um den Alle, Männlein und Weiblein, jammern, er war so schön! In Wahrheit war er vielleicht ein recht fader Geselle. Denn was kann man anderes sein, wenn Einem am Grabesrand nicht mehr nachgerühmt wird, als die Schönheit eines glatten Gesichts mit Schnurrbartspitzen: Es ist erreicht? Für die Weltanschauung dieses Brettls ist es außerordentlich bezeichnend, wenn auf dem Friedhof, diesem ernstesten Ort der Erde, keine anderen Empfindungen wachgerufen werden, als die des Ballsaals. Doch Scherz bei Seite! Steht dies gedankenlose Lallen, das aus den oben angeführten Versen spricht, nicht auf einer Höhe mit dem weltberühmten Mann mit dem Coacs oder den Sängern von Finsterwalde, welche man wohl mit einigem Recht für werth erachten könnte, als eigentliche Blüthe der Brettlpoesie gelten zu können? Der Blödsinn steckt bekanntlich an und so scheint es uns nicht ausgeschlossen, daß der Wunsch in Erfüllung geht, den die letzte Strophe ausspricht, und alle Brettlbesucher beim Verlassen des Saales den Refrain nachgröhlen, ihn so auf die Straße verpflanzend. Doch genug mit diesen Citaten, die nur den Raum füllen, den man besser ernsthaften und würdigeren Dingen vorbehalten hätte. Einige Proben müssen wir aber doch noch anführen, um einen Punkt besonders hervorzuheben, den der gemeinen Erotik. Denn was Anderes als gemeine Erotik spricht aus Gedichten wie „Die Sünde", „Sechs Damen" und „Ilse"? Wer sind die sechs Damen, die in der Galerie Abends spazieren gehn? Ihre Namen werden aufgezählt: Marie, Brigitte, Kathinka, Dorinde, Rosalinde und Josefine.

Ach, wie waren diese Schönen
Liebenswürdig und galant,
Flüsterten mit Zaubertönen
Und sie winkten mit der Hand —
Und sie rauschten mit der Seide,
Die an ihren Kleidern war,
Und es blitzte ihr Geschmeide
Und es duftete ihr Haar.
Aber als wir näher kamen,
Lächelten gar seltsam sie.
Jede nannte ihren Namen;
Dann verschwanden die sechs Damen
Einzeln aus der Galerie.

Wer sind sie? Soll das Gedicht nicht durchaus sinnlos sein, für welchen Fall wir ausdrücklich um Absolution bitten, so ist die Beantwortung der Frage, wer diese Damen waren, die ihren Namen so geheimnißvoll flüsternd nennen und gleichsam ihre Adresse angeben, leicht. Dann „Ilse", eine Liebesscene auf dem Kanapee.

Er nahm mich um den Leib und lachte
Und flüsterte: O welch ein Glück!
Und dabei bog er sachte, sachte
Mein Köpfchen auf das Pfühl zurück.

Ist das nicht deutlich genug? Und diese Dirne ist froh, daß sie eine solche ist. Sie ruft:

Seit jenem Tag lieb' ich sie Alle,
Des Lebens schönster Lenz ist mein,
Und wenn ich Keinem mehr gefalle,
Dann will ich gern begraben sein.

Und doch war sie einst unschuldsvoll.

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines, unschuldvolles Kind,
Als ich zum ersten Mal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Von diesen Dirnen-, Cocotten- und Grisettenliedern sind noch mehrere in dem Buch vorhanden. Man führe um Gottes willen nicht etwa Goethe an, dessen „Spinnerin", um einen Vergleich mit diesen lüsternen, schlüpfrigen Sachen zu ziehen, sie durch den Vergleich zu heben. Goethe's „Spinnerin" ist sinnlich, sehr sinnlich, aber der schalkhafte Ton verklärt das Ganze, und vor Allem, diese junge Spinnerin, die der Versuchung durch den schönen jungen Mann erliegt, ist keine Dirne, wie die Ballade kein Brettllied. Eher ein Gretchen, nur daß der Schluß nicht tragisch ist und das Verhältniß, das Folgen hatte, eine natürliche Lösung erfährt. So ließe sich noch Manches sagen zu Ungunsten dieser Brettllieder. Ungesund, aber als Folgeerscheinung nur logisch ist die socialistische Färbung einiger Gedichte. Aus krankhaften gesellschaftlichen Zuständen, wie sie die eben citirten grob erotischen Sachen verrathen, keimt das Umstürzlerthum hervor.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
Wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
Nur Zeit!

So im „Arbeitsmann", und im „Erntelied":

Es kommt ein dunkles Abendroth,
Viel arme Leute schrei'n nach Brod.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schooß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Wie man sieht, der ganze Simplicissimus mit all seinen zerstörenden Tendenzen, auflösenden Absichten, die nur einreißen, nicht bauen wollen. Und da soll etwas Positives herauskommen? Wenn der Druckfehlerteufel aus der Brettlpoesie etwa eine Bettelpoesie macht, so wäre das verzeihlich und der Irrthum handelte aus einem gewissen richtigen Gefühl heraus. Es ist in der That nichts dran an diesen Sachen und der Königsmantel der Lyrik ist in Fetzen gegangen, so daß nur ein Bettlerkleid übrig geblieben ist. Damit wollen wir enden.

Betreffs der dramatischen Sachen, auf die eingangs hingewiesen worden ist, können wir uns ganz kurz fassen. Es sind

kleinere Dramen ziemlich witzloser, dabei anspruchsvoller Art, bei denen nur das Gute ist, daß das Publicum sie mit ihren Anspielungen nicht recht verstehen wird. Ganz wie bei Wolzogen's buntem Theater ja auch die Pantomimen und Dramolets dem Verständniß sich so ziemlich entzogen, da das Publicum sich, mit vollem Recht, um literarische Richtungen und Katzbalgereien herzlich wenig zu kümmern pflegt. Die Hauptsache ist auch hier der Name. Elf Scharfrichter, welch herrlicher Titel! Wie Wolzogen's buntes Theater Ueberbrettl hieß, so treten hier die Bezeichnungen die elf Scharfrichter ein, denen das Secessionsbrettl folgt, dann etwa Perpetuum mobile, Theater zum rasenden Jüngling und sonst noch Anderes. Die Hauptsache ist nur die, daß der Name möglichst unverständlich und damit aufsehenerregend ist und das ist damit erreicht. Der Effect ist da. Auf Kosten des guten Publicums, das hingeht, zahlt, vor Verwunderung den Mund aufsperrt und — nichts versteht. J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Der Lotse.** Hamburgische Wochenschrift für deutsche Cultur. Redaction C. Mönckeberg und Dr. Heckscher. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Bezugspreis 5 ℳ vierteljährlich. — Wir hatten in unserer ersten Besprechung des Lotsen auf Grund der erschienenen ersten Hefte am Ende des vorigen Jahres (Wiss. Beil. d. L. Z. 24. Nov. 1900 Nr. 141) dieses neue Unternehmen mit aufrichtiger Freude begrüßt und ihm gutes Gelingen für sein Vorhaben gewünscht. Auch heute, nachdem mehrere Monate ins Land gegangen, können wir im Großen und Ganzen, trotz Manchem, was wir an den Leistungen des Lotsen auszusetzen haben und auf das wir wenigstens nach einer Richtung hin heute weiter unten näher eingehen wollen, bekennen, daß der Lotse viel Gutes und Lesenswerthes geboten hat. Mit Verständniß und mit Geld, und das soll in Hamburg ja noch zu haben sein, läßt sich eben immer noch ein gutes journalistisches Unternehmen auf die Beine bringen und halten. Am wenigsten können wir uns mit der politischen Haltung des Lotsen einverstanden erklären. Wir wollen es ihm nachsehen, daß er recht kräftig im Freihandelsfahrwasser dahin fährt — übrigens nicht durchaus einseitig —, dieser Curs läßt sich psychologisch bei ihm leicht erklären, wenn er uns auch nicht zusagt, der Lotse ist eben ein Hamburger und vertritt als solcher in erster Linie Hamburger Großhandelsinteressen. Auch in den politischen und volkswirthschaftlichen Beiträgen ist viel mehr von den Mitarbeitern manches Gute und Anerkennenswerthe geleistet worden, aber der Ton macht die Musik, und die politische Haltung einer Zeitschrift kann man nicht nach den, wenn auch noch so hervorragenden, Leistungen einzelner gelegentlicher Mitarbeiter bewerthen, hier muß man vielmehr für die Beurtheilung in erster Linie als Maßstab die Haltung des Schriftleiters selbst anlegen; denn sie giebt den bleibenden Ton und die Richtung an, während die Beiträge der Mitarbeiter wechselnde sind und nach verschiedenen Richtungen auseinander gehen. Und gerade die politische Haltung des Herausgebers ist es, die uns noch immer nicht gefallen will und auf die wir deshalb heute speciell eingehen wollen. Wir hatten in dieser Beziehung schon in unserer ersten Besprechung gesagt: „In dem Kopfe des Leiters des politischen und volkswirthschaftlichen Theiles scheint uns zuweilen der Most noch allzu jugendlich zu rumoren." Dieses Urtheil hat sich uns in der Zwischenzeit nur verstärkt. Das wirkliche Lebensalter des Redacteurs kommt dabei nicht in Betracht, wir haben keinen Geburts- oder Taufschein Dr. Heckscher's in Händen gehabt, aber etwas jugendlich Unabgeklärtes haben für uns, wir können uns da nicht helfen, nun einmal solche Vorschläge, wie er sie z. B. in dem Artikel „Die Antisemiten kommen!" zur Abänderung des Hamburgischen Wahlrechtes macht, durch die etwa 30—40 Socialdemokraten der Eintritt in das Hamburgische Parlament gewährt werden soll, um durch sie Hamburg vor dem Schicksal zu bewahren „eine Hochburg für rückschrittliche, zünftlerische, antisemitische Bestrebungen" zu werden. Weiß Dr. Heckscher so genau, ob sich die Fluth, wenn einmal die Schleusen geöffnet sind, auch gerade im Augenblick wird zurückstauen lassen, wo sie aufhört ihm nützlich zu erscheinen? Solche Vorschläge sind zum Glück leichter auf dem Papier gemacht als in die Praxis umgesetzt. Einen ähnlichen Eindruck hat uns, um noch einen solchen Artikel zu erwähnen, der Angriff auf die Hamburger Nachrichten (Heft XIX) gemacht. Wir sind weit entfernt davon, mit den Hamburger Nachrichten in politischer Hinsicht durch Dick und Dünn gehen zu wollen, aber das genannte Blatt als kleines antisemitisch-agrarisches Blatt zu charakterisiren oder ihm doch eine solche Stellung zuweisen zu wollen, heißt doch wohl etwas vorschnell und unbedachtsam urtheilen. Doch genug für heute, wir wollen mit diesen Ausstellungen, das sei hier noch einmal gesagt, durchaus nicht Stimmung gegen den Lotsen machen, dessen Leistungen wir im Großen und Ganzen anerkennen, wir hielten uns aber zu diesen Anmerkungen diesmal für verpflichtet, da uns der allzuscharfe persönliche Ton und ein gewisser socialpolitischer Uebereifer, ein allzuhastiges Drängen nach politischen und socialen Experimenten, wie sie sich in den Leistungen des politischen Herausgebers häufig genug zeigen, als eine Gefahr für das Blatt erscheinen. Das nächste Mal mehr und hoffentlich wieder Besseres über den Lotsen.
W. B.

— **Der Bau des Weltalls.** Von Prof. Dr. J. Scheiner. Geh. 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 24. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Sechs Vorträge, welche der bekannte Potsdamer Astrophysiker Prof. Scheiner in den Berliner volksthümlichen Hochschulcursen gehalten hat, bilden den Inhalt des vorliegenden Werkchens. Dasselbe beabsichtigt somit in keiner Weise, eine vollständige Darstellung des Gesammtgebietes der Astronomie geben zu wollen. Capitel I („Die Stellung der Erde im Weltall") betrachtet zunächst die Erde als Glied unseres Sonnensystems und dann die Stellung der Sonne zu den Fixsternen. Es sind hier im Wesentlichen die räumlichen Entfernungen, die zur Anschauung gebracht werden. Capitel II („Der gestirnte Himmel") giebt das Wesentlichste aus dem Gebiete der Stellarastronomie. Das nächste Capitel ist der Erläuterung des Wesens der Spectralanalyse gewidmet und die folgenden beiden („Die Sonne" und „Die Fixsterne und die Nebelflecken") der Anwendung der Spectralanalyse auf die Gestirne. Das VI. Capitel („Der äußere Bau des Weltalls") sucht die Ergebnisse der Beobachtungen zu einem Gesammtbilde von der Constitution des Weltalls zusammenzufassen. Als Anhang sind eine Reihe von Tabellen astronomischen Inhaltes gegeben. Als ein ganz besonderer Vorzug des kleinen Schriftchens muß der Umstand hervorgehoben werden, daß der Verfasser es sich hat angelegen sein lassen, wo es irgend möglich gewesen ist, die Verhältnisse im Weltall durch Vergleichung mit solchen auf unserer Erde zu veranschaulichen. An Stelle der todten Zahlen tritt so die Anschauung bekannter räumlicher Verhältnisse.
B. P.

— **Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas.** Sechster Band. Taubenvögel, Hühnervögel, Reiher, Flamingos und Störche. 341 S. mit 31 Chromo- und einer schwarzen Tafel. Subscriptionspr. 10 ℳ, in Originaleinband 16 ℳ — Die Jagd ist aufgegangen, die Hühnerjagd florirt; da kommt der neue große Prachtband gerade recht. Die Freude und der Stolz des Waidmanns, die Hühner, meist von unseres Goering's Hand gemalt, bilden den Haupttheil, das Rephuhn, die Wachtel, deren traulicher Schlag leider bei uns immer seltener wird, die Waldhühner, Haselhuhn, Birk-, Auerhuhn, Moor- und Alpenschneehuhn und die Steinhühner, dazu als Fremdlinge, von denen der eine bei uns längst Heimathsrecht erlangt hat, der andere erst neuerdings in unserer Nähe, im Altenburgischen eingebürgert ist, der Fasan und der wilde Truthahn, nicht zu vergessen jener als Raritäten geschätzten Bastarde, des seltenen zwischen Birk- und Schneehuhn und des häufigeren zwischen Auer- und Birkwild, des Rackelhahns. Ein gelegentlicher Schuß holt wohl auch eine Taube herunter, sei es die Feld-, die große Ringel-, die Hohl- oder die zierliche Turteltaube. Noch willkommenere Beute würden die Reiher sein, schon der früher so gemeine Fischreiher, der in seinen Ständen immer mehr eingeschränkt wird, oder die Rohrdommel, oder einer der kleinen Nachtreiher, oder gar ein Purpur-, ja ein Silber- oder Seidenreiher. Wäre der Spätsommer so heiß geblieben wie das Frühjahr, dann hätte es wohl auch geschehen können, daß sich wieder, wie anno 1811, ein Flamingoschwarm nach Deutschland verflog. Welche Aussicht für einen Nimrod! Die Störche werden im Allgemeinen noch von ihm verschont, weniger der schwarze als der weiße Klapperstorch, der nun einmal trotz mancher Untugend altgeheiligtes Gastrecht genießt und fernerhin genießen soll. Von allen diesen erhalten wir sicheren Aufschluß über die Unterschiede nach Alter und Geschlecht, über die Lebensweise, über die Fortpflanzung, die Verbreitung, die Jagd u. s. w. Wünschen wir unseren Jägern

Waidmanns Heil, und daß sie sich nicht, wenn ihnen ein seltenes Federwild zur Beute wird, damit begnügen, es auszustopfen und als kostbare Trophäe in ihr Zimmer zu stellen, sondern daß sie gründliche Belehrung suchen, wie sie hier geboten wird, und schließlich ihr Glück bekannt geben zu Nutz und Frommen der Heimathskunde. Srth.

— Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. Erstes Heft: „Die Anfänge der alten Armee" und zweites Heft: „Briefe Preußischer Soldaten 1756/1757." Berlin 1901. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. — Die Kriegsgeschichtliche Abtheilung II des Großen Generalstabes hat in der letzten Zeit mit anerkennenswerthem Fleiß eine rege, weit umfassende Thätigkeit entwickelt, den höchst interessanten beiden Bänden über den 7jährigen Krieg sind soeben die beiden ersten Hefte der zu Jahresbeginn bereits angekündigten urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres gefolgt. Das 1. Heft enthält gleichsam als Einführung und Einleitung eine mit viel Fleiß und großem Geschick aus einem umfangreichen, verstreuten und verworrenen Actenmaterial zusammengestellte Geschichte der Anfänge der alten Armee aus der Feder des Oberleutnants Jany vom 3. Magdebg. Infanterieregiment Nr. 66. Es beginnt mit der Zeit nach den Hussitenkriegen, bespricht die Lehndienste und Landfolgen in der Mark Brandenburg, die Anfänge des Söldnerthums, die Werbungen für den Jülicher Erbfolgekrieg, die Aufgebote während des 30jährigen Krieges bis zum Ausbruch des ersten Nordischen Krieges. Es bildet eine gute Specialergänzung zu dem vor Jahresfrist erschienenen bedeutenden Werk von Georg Liebe: „Der Soldat in der deutschen Vergangenheit." Das 2. Heft ergänzt in glücklichster Weise die obengenannte Geschichte des Siebenjährigen Krieges, indem es Briefe von Augenzeugen der Schlachten von Lobositz und Prag veröffentlicht, die, weil sie von preußischen Soldaten herstammen, ein vollgiltiges Zeugniß für den vortrefflichen Geist ablegen, der in König Friedrich's Armee herrschte. Diese Briefe sind ein werthvoller Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte ihrer Zeit. Jedenfalls versprechen auch diese Veröffentlichungen des Großen Generalstabes würdige Glieder der anderen ausgezeichneten Schöpfungen desselben zu werden und dürften auch fernerhin das Interesse der Officiere und Geschichtsforscher rege erhalten. —r.

— Heckert (Oberst), Winke für die Leitung des Infanteriefeuers gegen Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Vierte, umgeänderte Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Preis 1 ℳ. — Diese Winke für die Leitung des Infanteriefeuers haben sich seit ihrem ersten Erscheinen im Milit.-Wochenblatt 1889 viele Freunde erworben, dies bestätigt die Ausgabe einer 4. Auflage, welch' letztere den neuen Schießvorschriften und der neuen Felddienstordnung angepaßt ist; auch hat der Verfasser auf einige Erfahrungen aus dem letzten Boerenkriege Rücksicht genommen. Dieses Schriftchen kann als recht anregend für die Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen allen Officieren empfohlen werden. —r.

— Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Band XVI und XVII. Hesperische Bilderbogen. Von A. Kellner. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1900. Preis brosch. 2,50 ℳ, Leinenband 3 ℳ — Der Zeichner dieser Bilderbogen ist ein bewährter Kenner von Land und Leuten, die er schildert. Neapel, sein Volk, seine Kunst und seine Natur sind ihm in langem Umgange vertraut geworden. Er beschönigt nirgends, noch schwärzt er an. Schatten und Licht vertheilt er mit gerechter Hand. Nur malt er naturgemäß mit den leuchtenden Farben, in die der Süden Himmel und Erde kleidet und ohne die er eben nicht der Süden wäre. Das giebt diesen Schildereien Localcolorit, giebt ihnen Wahrheit und Leben. Völlig greifbar stehen sie vor unserem Blick, die Volkstypen der Rosse- und Barkenführer, der Fischer und Bänkelsänger, der Lumpensammler und Lotto-Glücksritter. Kirchen-, Volks- und Familienfeste spielen sich vor unseren Augen ab. Wir werden zu Zeugen von Pferde- und Wagenrennen, von Kindtaufen und Schmausereien, wie wir die Todten begraben oder ärmliche Auswandererschaaren hoffnunggeschwellt fernen Küsten entgegensegeln sehen. Köstlich muthen die Theaterscenen an, denen wir unter Kellner's Führung beiwohnen. Wer hätte, wenn er jemals San Carlo, Bellini, San Carlino oder eines der Volkstheater am Hafen besuchte, nicht Aehnliches erlebt? Wer nicht beim aufdringlichen Applaus der sich für das Mittelmäßigste begeisternden Neapolitaner, bei ihrem rücksichtslosen Schwatzen, Spucken und sich Geberden sein Theil Verdrusses eingeheimst? Doch nicht nur von Neapels Volk, auch von seiner Natur und Landschaft geben diese Bilderbogen ein reizvolles Conterfei. Die „Golf-, Strand- und Inselbilder", deren einige in gebundener Rede gesetzt sind, wie die Wanderschilderungen „auf Seidenpfaden" stammen von Dichterhand. Sie lehren uns manch verstecktes schönes Flecklein Erde kennen, das kein Reisehandbuch nennt. Auch einen Ausbruch des Vesuvs erleben wir mit und die Qualen eines echten Scirocco bleiben uns nicht erspart in dem bunten Vielerlei dieser Blätter. Wer Neapel kennt und sich zurücklebend wieder dahin versetzen will, dem rathen wir, mit beiden Händen nach Kellner's Bänden, als den Perlen der ganzen Sammlung, zu greifen. J.

— Wandlungen. Von Marie Silling. Leipzig, Verlag von F. A. Berger, 1901. Preis 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Die kunstlos erzählte, aber trotzdem innig ergreifende Geschichte einer Frau, die durch ein langes, an schweren Opfern reiches Leben büßt für den Fehltritt ihrer Jugend und, geläutert von aller Selbstgerechtigkeit, durch ein spätes freundliches Glück entschädigt wird für alle die harten Stunden bitterer Reue und schmerzlicher Seelenkämpfe. „Wie thöricht sind wir doch, wenn wir jung sind! Wie wenig verstehen wir, was Andere erfreut und beglückt. Wir suchen das Glück, aber wir suchen es zu hoch. Statt in den täglichen kleinen Dingen des Lebens, im gegenseitigen Verstehen, in der Pflege des Unbedeutenden, suchen wir Etwas, das auf Erden nicht existirt, und verlieren darüber Frieden und Glück!" Eine Erzählung, die auf diesen Ton gestimmt ist und daneben Ehrfurcht lehrt nicht allein vor den großen Geheimnissen um uns her und in der Gestaltung der Menschenschicksale, sondern auch vor der furchtbaren Gewalt in uns selbst, der Stimme des Gewissens, die darf man empfehlen, selbst wenn sie vom künstlerischen Standpunkte aus manches Bedenken erweckt. Zwei Rathschläge möchten wir der Verfasserin ertheilen. Erstens: sie möge verzichten auf das Liebäugeln mit dem modernen Realismus. Das Ausmalen einer Scene wie die im zweiten Capitel will gar nicht zu ihrer sonstigen Art passen. Und zweitens: Wenn man einer Mundart nicht ordentlich Herr ist, so thut man wohl, die Leute lieber hochdeutsch reden zu lassen. Eine Unform wie „Majen" für „Magen" (S. 15) wird nirgends gesprochen, und das Plattdeutsch auf S. 69 ist auch ein sonderbares Gewächs. R. B.

*e. Die Weltausstellung in Paris 1900 und ihre Ergebnisse in technisch-wirthschaftlicher Beziehung von W. Gentsch. Berlin C. Heymann's Verlag. 2 ℳ — Wer im Trubel einer großen Ausstellung unbekümmert um die wechselnden rauschenden Unterhaltungen und Vergnügungen fleißig gearbeitet hat, vermag die Schwierigkeit zu beurtheilen, welche eine Berichterstattung über eine Weltausstellung bietet, wenn sie auch auf einem engen Gebiete die Leistungen aller vertretenen Nationen umfassen soll. Es ist deshalb ziemlich regelmäßig zu beobachten, daß eingehende fachwissenschaftliche Berichte erst nach Beendigung der Ausstellung fertig gestellt werden können, und auch die vorliegende Schrift kommt erst lange nach Schluß der Ausstellung, obschon der Verfasser als Ingenieur und Mitglied des Reichscommissariats für die Pariser Ausstellung das Material dafür sich leichter beschaffen konnte als die nur kürzere Zeit aus der Heimath nach Paris gekommenen Collegen. Die Mittheilungen dürften jedoch auch nachträglich so wichtig erscheinen, daß ein genaueres Eingehen auf diese Veröffentlichung wohl angezeigt erscheinen würde. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß nach eingehender Beschreibung des der deutschen Abtheilung überwiesenen Ausstellungsplatzes ein summarischer Ueberblick über die Leistungen auf einzelnen gewerblichen Gebieten immer unter Gegenüberstellung Deutschlands und der übrigen Culturländer gegeben wird und deren Schlußfolgerungen für Frankreich und für Deutschland als Ergebniß der vorjährigen Weltausstellung gezogen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 113. Sonnabend, den 21. September, Abends. **1901.**

Auf der Pilzsuche im Vogtlande.

Von Dr. E. S. Zürn.

Es ist nicht unsere Absicht, in Folgendem ausführlich darzulegen, wie in sachkundiger Weise Pilze gesucht und gefunden werden, auf welchem Wege man sich zum erfahrenen Pilzkenner heranbildet; dazu würde einmal der beschränkte Raum eines Aufsatzes nicht ausreichen, sodann würden wir auch nur etwas nachzuschildern versuchen, was vor uns berühmte Pilzkundige, wie Prof. Dr. O. Wünsche, Dr. J. Schroeter, Kummer, K. Schwalb, Gotthold Hahn und vor Allem in neuester Zeit Edmund Michael, Lehrer in Auerbach i. V., bereits in meisterhaftester Weise gelehrt und beschrieben haben. Der diesjährige Sommer bot uns aber die Gelegenheit, während mehrerer Wochen verschiedene schöne Gegenden des sächsischen Vogtlandes kennen zu lernen, und wer einmal im Vogtlande, besonders während der Monate Juli, August und September sich aufgehalten hat, der hat, wie wir, gewiß in den herrlichen Waldungen dieses an Naturschönheiten so reichen Theiles des Königreichs Sachsen ebenfalls Pilze gesucht, wie es hier eben jetzt fast Jedermann thut. Es erreicht zu haben, daß dem so ist, daß der hohe Speisewerth der eßbaren Pilze namentlich seitens der ärmeren Bevölkerung von Sachsens Waldgebirgsländern so allgemein geschätzt wird, ist ganz besonders ein großes Verdienst des genannten Lehrers Herrn E. Michael. Derselbe hat mit unermüdlicher Ausdauer und stets sich gleich bleibender Sammelbegeisterung viele Jahre hindurch den Pilzschätzen unserer Wälder nachgespürt und dadurch die weitestgehenden Kenntnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiete sich erworben. Er hat sodann wohl fast in allen größeren Städten und zahlreichen weiteren Ortschaften Sachsens größere wie kleinere Pilzausstellungen veranstaltet, woselbst je etwa 70 bis 150 verschiedene Pilzsorten zur Schau gebracht wurden. Auf seine Veranlassung wird — und zwar namentlich im Vogtland und Erzgebirge — besonders auch in den Schulen der Pilzkunde im Naturgeschichtsunterrichte größte Aufmerksamkeit zugewandt in der ganz richtigen Ueberzeugung, daß gerade die Jugend gar nicht frühzeitig genug sich im Erkennen der werthvollen Speisepilze üben kann, damit sie auf ihren häufigen Streifsuchen im Wald nach Pilzen vor Pilzvergiftungen bewahrt bleibe. E. Michael hat allen Pilzliebhabern schließlich noch dadurch den allerwerthvollsten Dienst geleistet, daß er i. J. 1895 seinen „Führer für Pilzfreunde" im Verlag von Förster u. Borries in Zwickau i. S. veröffentlichte. Dieses Buch bringt auf 40 Tafeln in vorzüglichstem Buntdruck die wichtigsten eßbaren Pilze neben solchen zur Anschauung, welche in jener Nachbarschaft am häufigsten sich finden, zum Theil den Speisepilzen sehr ähnlich sehen, dabei aber giftig oder giftverdächtig, zum Mindesten ungenießbar sind. Dieses Michael'sche Pilzbuch hat schnell in ganz Deutschland, wie auch im Auslande die weiteste Verbreitung und größte Werthschätzung gefunden, da nicht nur seine naturwahren Illustrationen, sondern namentlich auch sein ausgezeichneter Textinhalt über die Botanik der Pilze, die Rolle, welche dieselben im Naturhaushalte spielen, über ihre volkswirthschaftliche Bedeutung, über die Gefahr etwaiger Vergiftungen durch Pilze und deren Abwehr, über die Zucht, das Sammeln der Pilze die vortrefflichste Auskunft giebt. Den werthvollsten Theil dieses Werks bilden aber schließlich die jede Abbildungstafel begleitenden Einzelbeschreibungen vom Aussehen, Geruch, Geschmack, Standort, Wachsthum und Speisewerth oder -unwerth des betreffenden Pilzes.

Wir haben deshalb hier der verdienstvollen Thätigkeit Michael's auf dem Gebiete der Pilzkunde so ausführlich gedacht, weil wir während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der herrlichen, waldreichen Umgebung von Brunndöbra bei Klingenthal i. V. gewissermaßen auf Schritt und Tritt an dieselbe erinnert wurden. Groß und Klein ging hier fast alltäglich „in die Pilze und Schwämme". Auf allen Waldwegen begegnete man den Spuren eifrigster Sammelthätigkeit, abgeschnittenen, von sogenannten Pilzwürmern (d. h. den Larven von Aas-, Raub- und Schnellkäfer-Verwandten, von gewissen Fliegenarten 2c.), von zahlreichen Schnecken und noch anderen Pilzparasiten zerfressenen Pilzhut- und -Stieltheilen oder umgestürzten giftigen, bezw. ungenießbaren Pilzen. Der ärmere Vogtländer weiß es, wie gesagt, ganz besonders zu würdigen, welche werthvolle Bereicherung seine an und für sich meist bescheidene, ein zwischen Kartoffeln und Kaffee hauptsächlich nur abwechselndes Einerlei aufweisende Kost durch die Pilze erhält. Bei den hohen Fleischpreisen, die im Klingenthaler Bezirk z. B. sich kaum von denen der Leipziger Gegend unterscheiden, müssen die Pilze, welche ihrem durch Eiweißreichthum vornehmlich bedingten Nährwerth nach dem Fleisch nur wenig nachstehen, den Hülsenfrüchten gleich und den Halmgetreidemehlen weit überlegen sind, die Stelle des Fleisches vertreten. Hauptsächlich des Sonntags genießt man die Pilze als Zukost zu Klößen, Knödeln u. dergl. mehr und große, bereits gesammelte Pilzvorräthe werden, zerschnitten und ausgeputzt, auf Nudel- und Kuchenbrettern, auf niedrigen Dächern und an anderen schräg liegenden Plätzen für den Winterverbrauch an der Sonne getrocknet.

An einem schönen Septembermorgen haben wir nach genossenem Kaffeefrühstück unser trauliches Wohngemach, das durch lang herabhängende Rankenzweige wilden Weines vor den Fenstern mit goldiggrünem Dämmerlichte erfüllt wird, verlassen, weil die nach einigen Regentagen wieder in vollstem Glanze zur Geltung gelangten Sonnenstrahlen gar verführerisch lockten. Wir lenken, wie schon so häufig, unsere Schritte nach dem hinteren Brunndöbra-Thale, einem herrlichen, zu rechter wie linker Seite weithin von bewaldeten Kegel- und Langbergen flankirten Wiesengrunde. Zunächst wandeln wir rechts die Hauptstraße von Brunndöbra (einem sehr lang im Thalgrunde sich hinziehenden Dorfe von etwas mehr als 3000 Einwohnern) entlang, genießen in vollen Zügen die erquickend reine, frische Gebirgsluft und freuen uns über die schmucken Häuser, welche den Thalgrund füllen und vereinzelt auch die den letzteren umsäumenden Anhöhen hinaufgeklettert zu sein scheinen. Diese Häuser sind entweder ganz aus Holz gezimmert oder innen ausgemauert und außen mit Holz oder (vom oberen Stockwerk an bis zur Giebelspitze) mit Schiefer überkleidet, in geringerer Zahl gleich anderen Häusern wohl auch ganz massiv gebaut. Kleinere Nebengebäude und Gärtchen, sowie Wiesen- und Feldparzellen umgeben dieselben. Beim Passiren der Straßen von Brunndöbra und den diesem benachbarten Ortschaften Georgenthal, Steindöbra, Unter- und Ober-Sachsenberg, Klingenthal, Zwota 2c. nimmt unser Ohr verschiedene Laute wahr. Zunächst sind es eigenthümlich winselnde Töne, welche beim Abstimmen von Mundharmonikas fast aus jedem Hause, selbst aus den z. B. auf dem Aschberge höchstgelegenen Häuschen, hervorgebracht werden, denn im ganzen Klingenthaler Bezirk bis weit über die sächsisch-böhmische Grenze bildet die Herstellung von Mund- und Ziehharmonikas, Accordzithern und anderen Musikinstrumenten eine allgemein verbreitete Haus- und Fabrikindustrie. Daß bei solchem tagtäglich vorgenommenen Abstimmen von Musikinstrumenten das musikalische Gehör derer Erzeuger außerordentlich geübt wird, davon kann man sich oft überzeugen, lauscht man den am häufigsten des Abends und meist unter Begleitung von Guitarre, Geige oder Zither mehrstimmig außerordentlich klangvoll vorgetragenen Gesängen von Alt und Jung.

Wie auf dem Thüringer Wald und im Harz schallen uns ferner die Lockrufe gewisser Singvögel, am meisten und anhaltendsten das „Gibb, gibb" von Kreuzschnäbeln fast von jedem Hause entgegen und wir nehmen zu unserem Bedauern wahr, daß besonders diese im Freileben so ruhelosen, von zigeunerhaftem Wandertriebe beseelten Vögel, außer ihnen aber auch Zeisige, Hänflinge, Stieglitze, Buchfinken, Grasmücken- und selbst Meisen-Arten in ganz engen und primitiven Bauerchen gefangen gehalten werden. Diese Bauerchen hängen oder stehen den ganzen Tag über außen in der Fensteröffnung oder unter dem häufig nicht hohen Dachvorsprung. Ihre Insassen sind so der Sonnenhitze, wie dem Regen und jedem Zugwinde schutzlos preisgegeben. Auf seinen Kreuzschnabel hält der Waldgebirgsbewohner große Stücke, glaubt von ihm steif und fest, daß er alle „bösen Flüsse" und Leiden jeglicher Art „an sich ziehe", stellt ihn deshalb mit seinem Käfig unter das Bett eines erkrankten Familiengliedes, genießt auch im Krankheitsfalle sogar dieses Vogels Excremente oder spuckt frühmorgens nüchtern dreimal in des Kreuzschnabels Saufnäpfchen. Ferner hilft ihm der Kreuzschnabel sein Haus vor Blitzschlag, Hexerei und sonstigem Unheil behüten, weshalb, wie gesagt, besonders dieser Vogel als Hausmitbewohner fast allenthalben im Vogtlande wie in anderen Gebirgsgegenden zu finden ist. Jedoch nicht allein Musik- und Vogellaute bekommen wir beim Durchwandern Brunndöbras zu hören, es machen sich vor Allem auch zahlreiche Kinderstimmen vernehmbar, denn an Kindern reich gesegnet scheint das Vogtland zu sein. Es wurden uns Familien mit 9 bis 12 Kindern als keine außergewöhnlichen Erscheinungen bezeichnet. Und in welch' luftiger Gewandung präsentiren sich oft namentlich die kleineren Vogtländer; die kleinsten sind häufig nur mit einem Hemdchen bekleidet, wenn sie barfuß im Grase herumstampfen, und zwar soll das auch noch während der rauheren Jahreszeit vorkommen. Oh ihr Eltern verzärtelter Großstadtkinder, könntet ihr das öfter einmal mit ansehen! Auffallend viele allerliebste, lockenköpfige, blühend gesunde Kinder trifft man hier an, daneben natürlich auch so manches kränklich und verwahrlost aussehendes; „Aurrorra, du Drecksau, wärrschte wohl glei' aus'm Rinnsteen gieh'!" hörten wir einmal eine besorgte Mutter ihr Jüngstes anrufen, das ungewaschen und ungekämmt und mit illuminirter Nase im Straßenschmutz spielte. Jedenfalls schien Klein-Aurorchen sich nichts auf seine Namensverwandtschaft mit der ihrer rosig-sauberen Finger wegen zur Zeit des classischen Alterthums besonders bekannten Göttin der Morgenröthe einzubilden, denn es blieb im „Rinnsteene" hocken, bis es nach dem schon so oft bewährten Verfahren: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" schleunigst mit etwas Nachdruck aus seiner Idylle herausgerissen wurde.

Doch, wir müssen uns beeilen, aus Brunndöbra heraus und in den Waldbereich zu kommen, wollen wir uns nicht allzu vieler Abschweifungen vom eigentlichen Thema schuldig machen. Wir wandern nach der linken, ebenfalls an bewaldeten Berghängen entlang führenden Fahrstraße hinüber, an deren rechter Seite der forellenreiche Brunndöbrabach die Straße vom Wiesengrunde trennt. Blicken wir an breiteren Stellen dieses Baches hinab in dessen ungemein klares, über Felsen- und Kiesgrund eiligst hinweg sprudelndes und gurgelndes Wasser, so können wir auch dann und wann, da gerade jetzt die Sonne besonders heiß auf das Wasser scheint, unter einer Uferböschung eine halbwüchsige Forelle „stehen", d. h. scheinbar unbeweglich in senkrechter Stellung sich längere Zeit über erhalten sehen. In diesem Zustande vermögen geschickte Dorfjungen die Forellen bekanntlich am besten mit der Hand zu fangen oder, ihrer Ausdrucksweise nach, zu „greifen". An den Ufern des genannten Baches stehen, außer gewissen Blüthenpflanzen, wie Weidenröschen, Johanniskraut, der als Heilgewächs berühmten Arnika mit ihren großen, dunkelgoldgelben Korbblüthen u. s. w., niedrige Himbeersträucher, welche ihre durch köstlich aromatisch und süß schmeckende, große, reife, wie durch zahlreiche, noch unreife Beeren beschwerten Fruchtruthen zum Theil bis dicht auf das Wasser herabhängen lassen. Einen noch viel reicheren Bestand an denselben Fruchtsträuchern zeigen die Berghänge zur linken Straßenseite, besonders die Waldblößen daselbst, und in vielen anderen Gegenden der hiesigen Bergwälder kommen die Himbeersträucher sogar so massenhaft vor, daß sie selbst wieder gleichsam ausgedehnte niedere Wälder im Walde bilden. Die colossalen Mengen ihrer Früchte werden nur zu geringem Theile von der Bevölkerung eingeheimst, obgleich man häufig beerensuchenden Männern, Frauen und Kindern begegnet. Ein Gleiches gilt von den Unmassen von in den vogtländischen Wäldern heranreifenden Heidel- und Preißelbeeren. Hier lohnte sich die fabrikmäßige Ausnutzung dieser Fruchtschätze zur Herstellung von Conserven, Weinen, Likören, Säften u. dergl. mehr. So lange man nur die fruchtarmen, in der Umgebung der Großstädte gelegenen Wälder kennt, will man gar nicht an die Angaben so vieler Märchen glauben, daß die im Walde verirrten Mägdlein und Prinzen „von Beeren und Wurzeln" sich zu ernähren vermöchten. Von Beeren könnten dieselben hier gewiß nothdürftig ihr Leben fristen; nur fragt es sich: auf wie lange Zeit. Auf dem Waldhange an der linken Wegseite erblicken wir die ersten Pilze, welche in allen Nadelwäldern mit am allerhäufigsten vorkommen, besonders da, wo knorrige Baumwurzeln aus der Erde herausgetreten sind. Dieses häufige, zum Theil geradezu massenhafte Auftreten des bewußten Pilzes deutet uns an, daß derselbe im Haushalte des Menschen keine Verwendung findet, also wohl giftig oder doch wenigstens schlecht schmeckend, deshalb ungenießbar sein muß. Das Letztere trifft bei dem hier gemeinten Pilze, dem braunrothen Milchling, Lactaria rufa, zu. Derselbe hat dunkelrothbraunfarbigen Hut wie Stiel. Der erstere besitzt im Jugendzustande eine Buckelschild-, älter und größer geworden eine (nicht selten etwas einseitige) Taufbeckenform. Unterseits am Hute erblicken wir Lamellen- oder Blätterfutter, welches zuerst hellleder-, später röthlichbraunfarben ist. Das braungelbliche Fleisch dieses Pilzes scheidet viel weiße Milch aus, die stark brennend schmeckt, während das Fleisch selbst einen eigenartigen Bittergeschmack aufweist. Wohl ebenso häufig wie dieser Pilz zeigt sich überall im Walde der rothe Täubling, Russula rubra, dessen auf der Unterseite ebenfalls Lamellenfutter besitzender Hut ausgewachsen eine ähnliche Form wie der des braunrothen Milchlings hat, im Jugendzustande sich jedoch nach Täublingsart flach halbkugelig aus der Erde schiebt. Die Hutoberseite prangt stets im leuchtendsten Purpurroth. Durch diese herrliche, nach einem Regenwetter ganz besonders glänzend zur Geltung gelangende Farbe wird der genannte Täubling (ähnlich, wie der allbekannte und an allen Pilzstandorten in ganz Deutschland sehr häufige, giftige Fliegenpilz, Amanita muscaria, mit seinen oft riesig groß werdenden, schön scharlachroth gefärbten und mit weißen Warzen wie Pusteln besetzten Hüten) eine wahre Waldbodenzierde. Der Geschmack des weißfleischigen rothen Täublings gleicht dem des braunrothen Milchlings und, obgleich Michael diesen Pilz als eßbar bezeichnet, wird er doch im Volke nicht als Speisepilz angesehen. Doch, wir sollen Glück kaum nach Beginn unserer Pilzsuche haben! Am linksseitigen Waldhange zieht sich an einer Stelle ein ganz schmaler Pfad steil nach aufwärts und schon aus einiger Entfernung nehmen wir an dieses Pfades Anfang einen kleinen Trupp schön dottergelber pilzartiger Gewächse wahr. Beim Näherkommen bemerken wir, daß unsere anfängliche Vermuthung richtig war, es mit Eierschwämmen (Eierpilzen, Gelb-, Gehl- oder Pfifferlingen), Cantharellus cibarius, jenen im Volke so allbeliebten Speisepilzen, welche schon in der schönen Jugendgeschichte „Rosa von Tannenburg" eine Rolle spielen, zu thun zu haben. In dicker Nadelstreu noch halb versteckt, finden wir, theils neben einigen Moospolsterchen, theils unter Grashalmen ziemlich nahe beisammen, fünf leider noch recht kleine Eierschwämmchen. Der Hut ist noch ähnlich wie die Brause einer Gießkanne gewölbt, am Rande aber schon wellig um- oder richtiger eingeschlagen, während der ausgewachsene unsererseits schon in der Größe eines Männerhandtellers gefundene Hut eines Cantharellus cibarius eine trichterartig sich in etwas unsymmetrischer Mitte vertiefende Taufbecken-, nicht selten sogar eine Art Kreisel- oder Spitzkelchform erhält. Am Rande zeigt solcher Hut stark welligen Saum, ist er sogar wellig gelappt. Alsdann gleicht seine ganze Gestalt sehr einer Winden- oder noch richtiger einer Petunienblüthe. Nach dem stets dicken, voll- und festfleischigen Stiele, welcher in der Jugend meist eine verkehrte Kegelform, später einseitige Krümmung aufzeigt, zu verlaufen auf der Hutunterseite vom Hutrande aus parallel feinere wie gröbere Falten, welche in der Gegend des Hutrandes sich vielfach verzweigen und auch durch Querfalten mit einander in Verbindung stehen. Der ganze Eierschwamm ist meist helldotter- oder bräunlichcrêmegelb, nach der Mitte des Huttrichters zu gewöhnlich etwas heller gelb. Sein roh etwas pfefferartig schmeckendes, höchst angenehm pilzartig riechendes, gleichfarbiges Fleisch erhält durch die Küchenzubereitung den höchsten Wohlgeschmack. Fast frei von Pilzschmarotzern, halten sich die Eierschwämmchen, wenn sie aus dem Boden gedreht worden sind, wohl unter allen Pilzen am längsten frisch. Auf

Waldwegen, in trocknen Waldgräben und an Weg- und Grabenböschungen, auch auf kleinen Waldbodenhügelchen, besonders da, wo Moospolster und dünne Rasenhorste sind, fanden wir die Eierschwämme. Im Vogtlande trafen wir aber stets (ebenso, wie in den eben liegenden Wäldern in Leipzigs weiterer Umgebung, z. B. bei Naunhof) nur kleine, in Thüringens Wäldern an Stückzahl weit reichere Trupps von diesen Pilzen an, welche schon im Frühsommer zum Vorschein kommen und auf den Märkten, in den Gemüseläden der Großstädte neben Champignons und Steinpilzen in den größten Mengen zum Verkauf gebracht werden. Sehr verdroß es uns immer und ärgert es jeden Speisepilzsucher, stößt er auf denselben Standplätzen, statt auf die erwarteten Eierschwämmchen, auf falsche Gelb- oder Gehlinge (Cantharellus aurantiacus). Diese Pilze werden meist nicht so groß und sind, ganz besonders auch auf der Hutunterseite, mehr orangegelb gefärbt als die echten Gelblinge. Ihr Hutrand ist nicht so stark wellig gebogen oder gelappt. Ihre ausgewachsene Hutform erinnert etwas an den Schalltrichter einer Trompete. Der Stiel ist meist dünn, am jungen Pilz leicht ein-, am älteren stark mehrfach gekrümmt. Im Allgemeinen ähnelt aber sonst der falsche dem echten Gelbling sehr. Man kann eigentlich ihrem Aussehen nach die beiden nur dann von einander unterscheiden, wenn man sie nebeneinander erblickt. Zur besseren Unterscheidung verhilft dagegen der Gefühlssinn. Mit den Fingern läßt sich der falsche Gelbling viel leichter zusammendrücken als der echte. Sein Stiel fühlt sich etwa wie ein dünner Regenwurm an. Die Hutoberseite zeigt sich zudem wie von einer ganz dünnen, sammetweichen und weißlich schimmernden Lederhaut überzogen, so daß sie sich wie weiches Waschleder anfühlt und nach der Mitte zu einen weißlichen Schein hat. Uebrigens bezeichnet Michael diesen Pilz nur als giftverdächtig.

Wenden wir für ein Weilchen einmal unsere Augen wieder vom Erdboden weg, damit sie nicht fortwährend, wie hypnotisirt, nur den Waldboden anstarren, und unserer prächtigen Umgebung zu, so werden dieselben zunächst gefesselt durch das immer mehr sich verschmälernde Wiesenthal, dessen noch lenzartig smaragdgrün gefärbter Rasenteppich streckenweise sich derartig von tief blauviolett gefärbten Wiesen-Glockenblumen besetzt zeigt, daß gleichsam ein duftiger, veilchenfarbiger Schleier über denselben ausgebreitet zu sein scheint. Blicken wir nach rückwärts, so sehen wir weit im Hintergrunde hohe, von der Sonne voll beleuchtete Berggipfel, während drüben auf der rechten Thalseite ein von Nadelholz schwarzblau, dazwischen von theilweise schon goldgelb und goldbraun sich färbendem Buchenlaub schön buntfarbig bekleideter Bergrücken nach dem anderen sich vorschiebt und vor uns, je mehr unsere Straße bergan steigt, sich eine gleichfalls dicht mit herrlichem Wald bedeckte Bergwand hinter und über die andere erhebt. Und zwischen allen diesen Berggipfeln, Bergrücken und Bergwänden ziehen sich die anmuthvollsten Seitenthäler und Schluchten hin, von denen sich immer neue den bewundernden Blicken öffnen, daß man meint, es werde hier, wie fast überall anderwärts in dieser Gegend, das großartigste Naturwandeldiorama hervorgezaubert. Ab und zu unterbricht auf der linken Thalseite eine breite, grasreiche und mit jungen Fichten zwischen alten Baumstümpfen bepflanzte Waldblöße die Waldungen. Gefällte Baumstämme liegen vereinzelt kreuz und quer auf derselben; einige sind auch quer über den die Straße links vom Berghang scheidenden Graben gerollt. Auf sie setzen wir uns ein Weilchen nieder, beobachten das reiche Insectenleben, welches sich auf den am Waldberghange und besonders auf den Waldblößen sich ausbreitenden Beständen reich blühenden Haidegesträuchs entfaltet, und freuen uns besonders über die zahlreichen Citronen- und Perlmutterfalter, großen und kleinen oder Mauerfüchse, Pfauenaugen, Trauermäntel und sonstigen schönfarbigen Schmetterlinge, besonders auch über die kleinen, reizenden Bläulinge, welche entweder saugend an den Haide-, den Weidenröschen- und zahlreichen anderen Blüthen hängen oder auf dem sandigen Erdboden im Sonnenscheine ihre schimmernden Flügel auf- und zusammenklappen oder, wie besonders die Perlmutterfalter, Trauermäntel und ein scheuer Admiral, rastlos von Baum zu Baum flattern. Unter den letztgenannten Tagfaltern, wie auch unter den Citronenfaltern giebt es hier wahre Riesenexemplare. An einer Bodenstelle läuft eilfertig eine Goldhenne, jener prächtig goldgrün glänzende Laufkäfer, welcher durch Vertilgung von allerhand Bodenungeziefer dem Land- und Forstwirth wie Gärtner sehr nützlich wird, von einem Haideplätzchen zum anderen und etwas weiterhin sehen wir auf der kiesbedeckten Sohle des Grabens nicht minder schnell, wie den Goldlaufkäfer, einen Sandkäfer laufen, welcher ziemlich viel kleiner als die Goldhenne ist, aber gleichfalls in den schönsten Metallfarben, und zwar in Goldgrün, Rothviolett und Blau prunkt. In seinem Schnelllaufe hält der Sandkäfer öfter einmal ruckweise an, wobei er eifrig nach Beute umherspäht, welche wie bei der Goldhenne aus kleineren Insecten u. dergl. besteht.

Nachdem wir so ein Weilchen gesessen und der uns umgebenden Kleinthierwelt, z. B. auch den die Haideblüthen emsig besliegenden Bienen, Hummeln u. s. w., einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, verfolgen wir unseren Weg weiter, indem wir sehr bald einen links von der Fahrstraße abbiegenden Waldpfad betreten und auf Letzterem langsam bergan steigen. Auf zahlreichen Erdhügeln, noch mehr aber in öfter sich zeigenden, meist von Quellwasser durchflutheten Bodenvertiefungen — zwerghaften Thälern und Schluchten — zu beiden Seiten dieses Waldpfades stellen sich unseren Blicken die reizendsten Naturgruppen vor, welche über einem mannigfaltig zusammengesetzten Moosteppich zahlreiche Farnarten mit ihren schmucken, zierlichen, vielgestaltigen Wedeln und, zwischen diesen Farnen netzartig am Boden hinkriechend, frischgrünfarbige Bärlappflanzen bilden. Zwischen diesen Gruppen der genannten kryptogamen Gewächse stehen nun die verschiedensten Arten von Hutpilzen. Da sehen wir zunächst am Anfange des bewußten Waldsteiges an einer recht trockenen, zum Theil noch besonnten und von Haidekraut umgrenzten Stelle aus einem Polster vertrockneten Torfmooses halbkugelförmige, dunkelchokolade- wie auch heller, mehr fleischrothbraunfarbige Pilzköpfe sich herausschieben, welche später, wie beim braunrothen Milchling, beim Eierschwamm und bei verschiedenen anderen Pilzen, besonders auch bei den meisten Täublingsarten, zur unregelmäßigen Taufbeckenform sich umbilden. Bei dem hier gemeinten Pilz, dem sehr angenehm riechenden und roh nußartig schmeckenden, fest- und weißfleischigen Speise-Täubling, Russula vesca, ist der Rand des ausgewachsenen Hutes faltig-dickpolsterig, ganz außen häutig dünn und quergestreift. Weißes Blätterfutter befindet sich auf der Hutunterseite. Der säulenartige, kurze, dicke Stiel ist weißgefärbt. Roh, wie in der Küche zubereitet, ist dieser Pilz ebenso wohlschmeckend, wie Russula depallens, der jung röthlich-, älter gelb-, ganz alt bleichfarbig sich zeigende verbleichende Täubling, dessen ausgebildeter Hut gewöhnlich eine an einer Stelle hoch aufgestülpte Krempe aufweist. Der Speise-Täubling wird nicht selten mit dem mehr violettbraunfarbigen Spei-Täubling, Russula emetica, welcher sehr giftig ist und einen ekelhaften Geruch hat, verwechselt. Dessen ausgebildeter Hut ist jedoch viel flacher und gewöhnlich wie eine in der Mitte einen Knopf tragende Kappe oder wie ein flaches Kissen gewölbt, denn auch sein Scheitel zeigt meist einen knopfartigen Buckel, ist seltener flach vertieft. Der Spei-Täubling kommt mehr an feuchten Standorten vor. Jetzt, im September, nur noch spärlich, im August jedoch noch viel zahlreicher erheben sich über die Bodenuadelstreu zwischen schlanken Baumstämmen da und dort graue Fliegen- (Perlen- oder Panther-) Pilze, Amanita pustulata. Dieselben ähneln sehr den rothen Fliegenpilzen und weisen z. B. auf der Hutoberfläche die gleichen weißen Pusteln und Perlenwarzen auf, wie jener. Ihr voll entwickelter Hut hat aber eine höhere Schirmdachform, unter ihm hängt eine Manschette herab, wie wir sie jetzt als modern ganz ähnlich aus Papier schalartig um eine Topfpflanze gewickelt sehen, während die viel kleinere Manschette des rothen Fliegenpilzes mehr nach der Mitte zu dessen Stiel schief und mehr ohrförmig von unten nach oben sich öffnend umgiebt. Bei beiden Fliegenpilzarten zeigt der Stiel am Grunde eine zwiebelähnliche Knollenform auf und, wie bei einer Zwiebel, umgeben diesen Stielknollen beim grauen Fliegenpilze oder Perlenpilze (Perlen-Wulstling) außen eine gröbere, vom oberen Rand aus lappig eingerissene Schalenhaut, über welcher bei jungen Exemplaren etwa drei bis sechs Kreise von Hautschuppen stockartig den Stiel umschließen. Dieselben verschwinden am älter werdenden Stiele. Beim rothen Fliegenpilze sitzen meist drei kurze Hautschuppenkragen über dem Stielknollen. Wir haben deshalb die äußeren Unterscheidungs-Charaktermerkmale zwischen beiden Fliegenpilzarten so genau angegeben, weil — was nur Wenige wissen — der graubraune Fliegenpilz, wenn ihm seine streifenartig sich loslösende Oberhaut abgeschält wird, einen sehr guten Speisepilz abgiebt, der rothe Fliegenpilz dagegen — wie früher schon erwähnt wurde — ein allgemein bekannter Giftpilz ist.

Schon lange haben wir nach einem gewissen Pilze ausgespäht, welcher äußerlich ziemlich unscheinbar ist, nicht selten aber eine

recht beträchtliche Größe erlangt. Sein Hut hat eine typische runde Schwammform und erhebt sich auf relativ langem, dünnem, fast immer etwas kirschröthlich angelaufenem, meist leicht gekrümmtem Stiele. Ueberzogen wird dieser, im Inneren nicht etwa weichlich-schwammige, sondern festfleischige Hut, dessen Unterpartie schön grünlichgelbes Röhrenfutter ausfüllt, von starkfilziger Haut. Diese hat meist eine braun-olivengrünliche, seltener eine gelb-, braungraue oder grünlich-dunkelbraune Färbung. Kratzt oder bricht man von der Hutoberseite etwas ab, so zeigt die verletzte Stelle meist eine kirschrothe Färbung auf, wie auch das anfangs gelbliche Fleisch nach einiger Zeit häufig bläulich anläuft. Der betreffende Pilz ist der Filz-Röhrling, Boletus subtomentosus, welchen das Volk meist Ziegenlippe nennt und, wie alle Pilze mit Röhrenfutter und schlanken Stielen, z. B. den halbkugelig gewölbten, bräunlichgelben Sand-Röhrling oder Sandpilz, Boletus variegatus, den lederbraunen, im Alter sich nach dem Rande zu mehrfach krumm biegenden Kuh-Röhrling oder Kuhpilz, Boletus bovinus, den meist schön kastanienbraunen, früh und bei feuchtem Wetter sehr schmierig-schleimigen Butter-Röhrling (Butter- oder Ringpilz*), Boletus luteus, den orangerothbraunen Rothhaut-Röhrling (Rothhäutchen oder Rothhäubchen), Boletus rufus, den hell- bis dunkelbraunen Birken- oder Kapuzinerpilz, Boletus scaber ꝛc., als „Dürrstiel“ noch weiter bezeichnet. Sowohl Sand-, wie Kuh-, wie Butter-, wie Birkenpilz, wie Rothhäutchen, wie Ziegenlippe sind ausgezeichnete Speisepilze. Außer dem Butter- oder Ringpilz, welcher übrigens, trotz seines sehr delicaten Aussehens mit Unrecht von Vielen nicht genommen wird, zeigen sich auch der im helleren Laubwalde, am häufigsten unter Buchen und Birken vorkommende Kapuzinerpilz, weniger der Rothhaut-, der Kuh- und der Sandpilz, oberseits bei nassem Wetter schmierig. Indem wir so, nach Pilzen überall eifrig ausspähend, weiterschreiten, kommen wir wiederholt an halbwüchsigen Fichtenbeständen vorüber. Aufmerksam blicken wir namentlich zwischen und unter die niedrigsten Fichtenzweige, die letzteren dann und wann dabei hochhebend. Lange haben wir so vergebens Ausschau gehalten, sind auch öfter weiter in das Fichtendickicht hineingekrochen, ohne doch das Gesuchte gefunden zu haben. Da endlich sehen wir es zwischen zwei halbhohen, etwas weiter auseinander stehenden Fichten und einigen Rasenhorsten, dicht neben den Boden überdeckenden Fichtenzweigen schimmern wie dunkelbraun gebackene Semmeln und mit Behagen brechen wir fünf nahe beisammen stehende Steinpilze (Stein-Röhrlinge oder Herrenpilze, Boletus bulbosus s. edulis) aus der Nadelstreu des Waldbodens. Dieselben erweisen sich fast durchgängig beim Auseinanderschneiden noch als von Würmern und Schnecken unzerfressen. Ihr Fleisch ist delicat und schön weißfarbig. Zwei dieser Könige aller deutschen Waldedelpilze (welchen der Vogtländer eigentlich überhaupt nur die Ehrenbezeichnung „Pilze“ giebt, während er fast alle übrigen Pilze als „Schwämme“ bezeichnet) haben enorme Größe und gewiß ein paar Pfund Gewicht. Ihr dicker, festfleischiger Stiel ist walzig-kegelförmig, der der jungen Steinpilze verdickt sich nach der Basis zu sehr stark knollig. Der Hut ist ganz jung halbkugelig, später wird er mehr wie ein hochgepolstertes Rundkissen, im Alter zum Halbkugelschwamm sich auswachsend. Sein anfangs weiß-, später mehr gelblichweiß, alt gelbgrünlich werdendes Röhrenfutter ist fast immer, besonders am älteren Steinpilze, nach dem Stiele zu hochgewölbt, tritt nicht über den Hutrand hervor.*) Meist — namentlich bei nicht ganz im Schatten herausgewachsenen Steinpilzen — ist der Hut mehr oder minder dunkel-semmel- oder kastanienbraun gefärbt. Es giebt aber auch gelbbraune und unter den ganz jungen selbst weißlich wie weißgelblich gefärbte Exemplare unter diesen schmackhaftesten aller Pilze (neben den Champignons).

Da wir nun nach diesem und noch einigen weiteren, im tieferen Fichtendickicht gemachten Steinpilzfunden keine größeren Ueberraschungen auf unserer mehr im Spazierengehen flüchtig als nach Art professionsmäßiger Sammler betriebenen Pilzsuche zu erwarten haben (— denn Champignons trifft man hier, da Pferdeweiden, die bevorzugten Standplätze dieser Edelpilze, nicht vorhanden sind, nur äußerst selten an —), so lenken wir unsere Schritte wieder heimwärts. Durch unser Suchen nach Steinpilzen im Fichtendickicht haben wir die Neugierde gewisser reizender Vogelzwerge, welche schon vorher wiederholt sich uns im Nadelholze näherten, auf das Höchste erregt. Jetzt umflattern uns diese winzigen gefiederten Gesellen, eine Schaar von Goldhähnchen, allenthalben mit fein, aber durchdringend klingenden Lockrufen, während einige ihrer Anführer, niedliche Haubenmeisen, mit sanft trillerndem und zwitscherndem Geschwätz sich etwas mehr im Baumgezweige verborgen halten. Etwas weiter davon läßt eine der kleinen drolligen Tannenmeisen ihren wie „Bitslih, bitslih, bitslih — dieze, dieze, dieze“ und ähnlich klingenden Gesang mit großer Ausdauer hörbar werden. Aus weiterer Ferne vernehmen wir aber die schnarrenden Warnungsrufe einiger Eichelheher, sowie die Signale zweier Hühnerhabichte. Doch, die Mittagszeit naht bald! Eilen wir, daß wir noch einige Zeit vor derselben unseren Wohnsitz erreichen, damit noch ein Theil unserer Pilzschätze, zu schmackhafter Suppe zubereitet, die Mittagsmahlzeit bereichern helfen kann.

*) Weil zwischen Hut und Stiel eine Hautringmanschette sitzt. (D. Verf.)

*) Bei dem mit dem Steinpilze so viel verwechselten, abscheulich bitter schmeckenden und fast stets heller, auch röthlich braun gefärbten Gallen-Röhrling oder Gallenpilze tritt das mehr rosa gefärbte Futter wie aufgequollen tief unter dem Hute hervor. (D. Verf.)

Bücherbesprechung.

— Richard Wagner, Aether und Wille oder Haeckel und Schopenhauer. Hermann Seemann's Nachfolger. Leipzig 1901. 4 ℳ. — Richard Wagner — es ist nicht an den Tondichter zu denken — gehört zu denen, die sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein als moderne Menschen zeigen. Voll Achtung vor den Naturwissenschaften neben Geringschätzung des historisch Gewordenen, eine gewisse Nervosität, die eben so häufig abschweift als sie sich in Wiederholungen gefällt, dazu Subjectivismus, der sich nicht zum mindesten in kräftigem Schimpfen — frei nach Schopenhauer — offenbart, geben dem Buche sein Gepräge. Ganz gewiß ist das Werk nicht ausgereift, sicher ist es aber auch nicht ohne Geist geschrieben. Wenn sich einmal das wilde Geschlecht belehrt hat, bekehrt vor Allem zu ernster Selbstkritik, wird es jedenfalls Dauerndes zu schaffen im Stande sein. Im vorliegenden Werke scheint Wagner selbst nur das Product einer Uebergangsperiode zu sehen, wenn er es auch auf dem Titelblatt als „eine neue Lösung der Welträthsel“ bezeichnet. Wenn es wirklich eine Lösung neben anderen giebt, so scheint diese Lösung andere, also doch wohl auch berechtigte, nicht auszuschließen. Welche ist dann aber die wahre Lösung? Wir erfahren (S. 20), daß die Haeckel'sche „in ihren Grundzügen die einzige vernünftige“ ist. Wagner modificirt nun die Haeckel'sche Hypothese ein wenig und bringt dann als Hauptsache den Hinweis, daß der strebende und fühlende Aether, aus dem Alles geworden, das Ding an sich im Sinne des Schopenhauer'schen Willens sei. Methodisch interessirt dabei, wie Wagner das Unbefriedigende der mechanischen Hypothese durch das metaphysische Rüstzeug Schopenhauer's zu überwinden sucht. Daß Wagner bei solchem Beginnen einen objectiven Erfolg errungen habe, läßt sich nicht behaupten. Der Vorzug seiner Ausführungen liegt nicht auf Seiten der vorgetragenen Hypothese, sondern in der Anschaulichkeit, mit der er die ihm nöthigen Hilfserkenntnisse vermittelt. Die Relativität von Raum und Zeit, wie sie (S. 39, 67 ff.) gesucht trivial und doch mit gutem Humor dargestellt wird, ist wirklich im guten Sinne volksthümlich beschrieben. Schade, daß daneben soviel koketter Atheismus schillert, und daß die gelegentliche Nachahmung Nietzsche'schen Stils so seltsame Blüthen treibt! Da ruft Schopenhauer den Schweinen zu: „Ich gehöre nicht zur Herde, ich bin ein Hirte“ und wird somit zum Schweinehirten gestempelt, da wird vom Krämer-, Räuber- und Spitzbubenprotestantismus der Engländer gesprochen, als ob alle Engländer der gegenwärtigen Regierungspartei angehörten, und dergl. mehr. Solche Dinge fallen hoffentlich beim weiteren Wachsthum Wagner's ab, wie die Keimblätter von den jungen Pflanzen; schade wär's sonst um die schöne Kraft, die trotz aller Wildlinge in ihm steckt.

Dr. Grimm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 114. | Dienstag, den 24. September, Abends. | 1901.

Zur Geschichte der Leipziger Gesangbücher.*)

Eine hymnologische Skizze von **Hans Hofmann**, Leipzig-Oetzsch.

Vor der Reformation giebt es kein deutsches Kirchenlied in dem Sinne, in welchem wir dies Wort verstehen. Wohl sang man in Deutschland während des langen Zeitraumes von Otfried (833—868) bis Luther auch deutsche geistliche Lieder, und schon ein flüchtiger Blick in Ph. Wackernagel's „Das deutsche Kirchenlied" zeigt, wie groß die Zahl dieser geistlichen Lieder, wie viel Schönes, Sinniges und Tiefes in ihnen enthalten ist. Wenn aber in der mittelalterlichen Kirche je länger, je mehr der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen in den Hintergrund gerückt und statt seiner der Papst, Maria und die Heiligen „als segenspendende, hilfebringende, fürbittende Mächte vorgeschoben wurden", so entging damit dem christlichen Glauben, wie dem Liede des christlichen Volkes der wahrste, eigentlichste Inhalt, der tiefste, lebenskräftigste Impuls. Dazu lag fast 8 Jahrhunderte lang der Gottesdienst unseres Volkes in dem Banne der lateinischen Sprache gefangen, so daß unsere begabtesten deutschen Dichter, Männer, die nicht weniger ein Herz für ihr Volk, wie für die Kirche hatten, sich außer Stand sahen, ihre Gaben in den Dienst des kirchlichen Cultus zu stellen. Da wurde die Reformation in zwiefacher Hinsicht epochemachend für das deutsche geistliche Lied: 1) Luther gab dem deutschen geistlichen Liede seinen vollen, wahren Inhalt wieder; 2) Luther wies ihm seine rechte Stellung im Gottesdienste ein. So wurde das wiedergeborene, mit neuem Inhalte angefüllte deutsche geistliche Volkslied zum evangelischen Kirchenliede, das durch die Reformation in die Kirche einzog. Und 1524 ist das Geburtsjahr dieses deutschen evangelischen Kirchenliedes. Im Jahre 1524 erschien die erste Liedersammlung mit 8 Liedern in Wittenberg — eigentlich nur 3, vorher einzeln verbreitete, dann zusammengeheftete Flugbätter unter dem Titel: „Etlich Cristlich lider Lobgesang vnd Psalm, dem rainen wort Gottes gemess, aus der heyligen schrifft, durch mancherley hochgelerter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum tayl berayt zu Wittenberg in übung ist. Wittenberg 1524." Im selben Jahre noch erweiterte Luther diese erste Liedersammlung von 8 Liedern (5 von Luther, 3 von Speratus), und nun erschien sie mit 25 Liedern in Erfurt gedruckt als Erfurter Enchiridion oder Handbüchlein — das erste eigentliche Gesangbuch mit einer Vorrede Luther's, das viele Auflagen erlebte. Ebenfalls 1524 gab Johann Walther, der kurfürstliche Kapellmeister und Freund Luther's, das erste lutherische Choralbuch mit 32 deutschen Liedern und einigen lateinischen Gesängen und mit 43 Melodien zu Wittenberg heraus. Es enthielt die köstliche Vorrede Luther's „daß geistliche Lieder singen gut und vor Gott angenehm sei" und war für die Schülerchöre, die Chorknaben bestimmt — also ein Choralbuch. Diese von Luther selbst oder doch auf seine Veranlassung herausgegebenen Liedersammlungen mit den Jahr für Jahr sich mehrenden Kernliedern von Luther, Speratus, Jonas u. A. wurden nun in allen dem Evangelium sich öffnenden Orten nachgedruckt, vor Allem schon 1525 in Zwickau (das ja kursächsisch war), in Nürnberg, Straßburg, und wunderbarer Weise erschien auch — wie Prof. Bachmann in Rostock überzeugend nachgewiesen hat — bereits 1525 ein niederdeutsches, von dem Rostocker Reformator Joachim Slüter herausgegebenes Gesangkboek in Sassyscher sprake mit 54 Liedern. Darunter waren natürlich hauptsächlich die Wittenberger Kernlieder Luther's und seiner Freunde, aber doch finden wir hier auch schon 7 Lieder, die im Norden entstanden waren und die noch kein Gesangbuch enthielt, so vor Allem die Perle: „Allein Gott in der Höh sei Ehr", das in den hochdeutschen Gesangbüchern sich zum ersten Male 1539 findet, und zwar in dem ersten Leipziger Gesangbuche, gedruckt bei Valten Schumann. Nun die Nachbarschaft Rostocks mit Stettin giebt darüber Aufschluß. Der Verfasser des Liedes „Allein Gott in der Höh", Nicolaus Hovesch (= höfisch, ins Latein. übertragen Decius von decore, was sich ziemt, höfisch ist), war seit Ostern 1523 in Stettin für die Sache des Evangeliums thätig. Mit solcher Schnelligkeit verbreiteten sich mit der Reformation die Lieder und Liedersammlungen vom Süden bis zum hohen Norden Deutschlands. Immer neue, oft nur wenig vermehrte Nachdrucke genügten kaum, um der Nachfrage des sangesfrohen und gesangbuchskauflustigen Publicums zu begegnen. Aber man muß immer bedenken, daß alle diese so verschiedenen Gesangbücher überall nur dienten zum häuslichen und privaten Gebrauch, zum Erlernen der Lieder daheim, in den Schulen, für die Chorschüler — im Gottesdienste selbst, das gilt für die ganze damalige Zeit bis hinab ins 17. Jahrhundert, sang man ohne Buch aus dem Kopfe, aus dem Herzen. Man spottete über solche, die „wie ein Cantor die Gesänge lesend absingen wollten". So verbot noch 1697 ein Pastor im Merseburgischen einem Bauern in seiner Gemeinde, der sich ein Gesangbuch gekauft und nun in der Kirche der einzige aus einem Buche Singende war, solche Neuerungen aufzubringen. cf. Gerber, Kirchenceremonien S. 256. Balthasar Schupp in Hamburg aber beklagte sich 1656, er habe seine Zuhörer oft ermahnt, sie möchten, um die Worte recht zu singen, Gesangbücher in die Kirche mitbringen, aber die wenigsten thäten es. cf. Joh. Geffken: Die hamburg-niedersächs. Gesangb. S. 19. Indeß nicht nur durch die Liedersammlungen, Gesangbücher, Einzeldrucke von Liedern als Flugblätter, Abschriften u. s. w. verbreiteten sich die neuen Lieder mit solcher Schnelligkeit durch die Lande, nein, sehr oft auch nur durch die mündliche Verbreitung, von Mund zu Mund gehend, wurden sie der lebendige Besitz vieler Tausende. So vermittelten auch die Schulen die Verbreitung dieser Lieder, von den Schülern lernten sie daheim die Erwachsenen. In Essen z. B. lernten die Kinder Luther's deutsche Gesänge bei einem Weber Georg Tuber, zu dem viele Eltern ihre Kinder in den Unterricht schickten. Die Kinder kamen Sonntags Nachmittags haufenweise zusammen und sangen diese Lieder, die Bürger eilten herzu, um zuzuhören, so berichtet v. Oven. Wandernde Handwerksburschen brachten aus lutherischen Gegenden solche neue Lieder mit und verbreiteten sie, und oft war's umgekehrt: nicht durch die Einführung der Reformation in einen Ort kamen die Lieder Luther's dahin, sondern durch die Lieder Luther's zog auch die Reformation dann bald in solchen Ort ein. Wie in Magdeburg und Lübeck der Gesang evangelischer Lieder nachweislich entscheidend mitwirkte beim Durchbruch der Reformation, so auch an vielen anderen Orten. In Stendal zum Beispiel hatten einige Tuchmachergesellen und Schuhknechte, die in Sachsen gewandert waren, lutherische Lieder und Lehre bekannt gemacht. Nun hatte zwar daselbst, wie auch im ganzen Lande, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg alle Neuerungen streng verbieten lassen, allein

---

*) Hauptsächlich benutzte Quellen: Acta „Einführung eines besseren Gesangbuchs betr. u. s. w." 1772 Vol. I, II, III. Rep. IIIa Nr. 7 Leipziger Rathsarchiv. — Bachmann: Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher — Berlin 1856. — Dibelius: Zur Geschichte der luther. Gesangbücher Sachsens — in „Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte". Heft 1. Leipzig 1882. — Prüser: Johan Hermann Schein — Leipzig 1895. — Seifert: Die Reformation in Leipzig — Leipzig 1883. — Wustmann: „Aus Leipzigs Vergangenheit" — Leipzig 1885.

der Mönch Lorenz Kuchenbecker im Stendaler Franziskanerkloster, von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt, lobte in seiner Predigt die Lehre Luther's und die Lieder desselben und ermunterte am St. Annentage sogar seine Zuhörer, ein solches Lied zu singen, mit den Worten: „We et kan, de heve an, ick kan et nich." Da ließen sich die Handwerksburschen nicht lange nöthigen, sondern sangen und thaten es hernach in allen Predigten Kuchenbecker's. So zog das Evangelium auf Flügeln des Gesanges durch ganz Deutschland, so wurde die evangelische Wahrheit fast noch mehr ins Volk hineingesungen als hineingepredigt, so wurden die Liedersammlungen und Gesangbücher die Canäle, durch welche die evangelische Lehre und Wahrheit sich rasch und weithin verbreitete.

Wie sah es mit dem allen nun damals in Leipzig aus? Noch immer war in Leipzig und in dem ganzen Herzogthume Sachsen der Reformation Thür und Thor verschlossen und mit ganzer Strenge trat Georg der Bärtige dem Lutherthum entgegen, wie und wo er konnte. Er sah ja seine Lebensaufgabe darin, sein Land vor der lutherischen Pest zu bewahren. So ließ er alle lutherischen Bücher bei Buchhändlern und Privatleuten ausspioniren und confisciren, den Buchhändlern verbot er strengstens Luther's Schriften zu drucken und zu verkaufen, alle eigenmächtigen Versammlungen in der Gemeinde untersagte er, er verbot aufs strengste alle Neuerungen in Bezug auf die Sacramente und ließ die, die zur evangelischen Lehre hinneigten, scharf überwachen. Trotzdem hatte die Lutherlehre seit der Disputation 1519 immer mehr Wurzel gefaßt und Freunde gewonnen. Um lutherische Predigt zu hören, gingen die Leipziger ja, wie bekannt, nach Holzhausen hinaus, das — weil zu Kursachsen gehörig — einen lutherischen Prediger hatte, und ebenso gingen sie „über Feld in die Stiftskirche zur Eiche" d. i. nach Dorf Eicha bei Albrechtshain, wo Joh. Pfeffinger, Leipzigs späterer erster Superintendent, predigte. Manchmal ließ die Verfolgung und Bedrückung der lutherisch Gesinnten im Herzogthum und in Leipzig etwas nach, so besonders nach dem schönen, versöhnlichen Briefe Luther's vom 22. Dec. 1525 an Georg den Bärtigen, in dem Luther den Herzog demüthig um Verzeihung bittet, daß er ihn so oft „mit harter, scharfer Schrift angetastet" habe, und ihn flehentlich ermahnt, von seiner weiteren Verfolgung abzustehen; „denn mich's fast ansieht," so schreibt Luther geradezu rührend, „als sollt Gott unser Herre gar bald unser ein Theil von hinnen nehmen, und darauf stehet die Sorge, Herzog Jürge und der Luther müßten auch mit." Aber gar bald ward Georg's Stellung zu Luther wieder feindlicher, seit dieser ihn in der Schrift: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen" aufs Neue angegriffen hatte, und Georg trotz mehrfacher Beschwerden darüber beim Kurfürsten Johann dem Beständigen (1525—32) eine Bestrafung Luther's nicht durchsetzen konnte. Was er aber an Luther selbst nicht rächen konnte, das mußten seine evangelischen Unterthanen büßen. Zudem hatten sich in Leipzig verschiedene damals verstorbene Personen geweigert, das Abendmahl vor ihrem Tode zu nehmen, weil man es ihnen nicht unter beiderlei Gestalt reichen wollte. So erfolgten strenge Verbote gegen die Lutherischen. Die Leipziger Stadtkinder mußten von der Universität Wittenberg hinweggerufen, alle zur lutherischen Predigt Hinauslaufenden sollten des Landes verwiesen werden, alle lutherischen Bücher sollten bei Leibes- und Lebensstrafe verboten sein und bleiben. Daß Herzog Georg nicht blos drohte, zeigt der Umstand, daß er, als die halbe Stadt den Dr. Specht, der ehrlos begraben werden sollte, weil er das Abendmahl nicht in der alten Form hatte nehmen wollen, zu Grabe geleitete, aus Zorn darüber 70 Bürger, mit Weib und Kindern, zusammen 800 Köpfe, wirklich aus Leipzig ausweisen ließ. Erst 1539 nach Einführung der Reformation kehrten diese standhaften Bekenner in die Heimath zurück.

Immer trauriger wurde unter solchen Umständen, vor Allem bei dem strengen Bücherverbote, die Lage des Leipziger Buchhandels. Leipzig war bis zur Reformation ein Hauptverlagsort für römische Literatur und hatte schon damals die herrschende Stellung im deutschen Buchhandel und Verlag einzunehmen begonnen, die es heute hat. Unter diesen Leipziger Buchdruckern und Buchhändlern, damals Buchführer genannt, war eine ganze Anzahl, die persönlich zur neuen Lehre hinneigten. So hatten schon 1524 die Buchdrucker — und es sind lauter berühmte Firmen —: Melchior Lotter (bei dem Luther 1519 während der Disputation in der Hainstraße — jetzt Hotel de Pologne — wohnte und bei dem auch die großen Schriften Luther's von 1520 und die Bibelübersetzung von 1522 erschien), Peter Clement, Nikolaus Schmidt, Jakob Stöckel und Michael Blume eine Petition von 105 Leipzigern an den Herzog mitunterzeichnet, in der um Anstellung eines lutherischen Predigers gebeten wurde. Die Antwort fiel sehr ungnädig aus. Nun wurde jetzt (1529) durch das erneute strenge Verbot des Vertriebes von lutherischen Schriften in Leipzig, das damals 10 000 Einwohner hatte, das evangelische Gewissen und ihr Erwerbszweig zugleich empfindlich geschädigt. Ihre traurige materielle Lage, die daraus entstand, schildert der Buchdrucker Jakob Stöckel dem Rathe: „yre nahrunge lige gantz darnyder, vnd wo es mit yne also in die lenge stehen solte, wurden sye von huss hoff vnd alle yrer nahrunge komen, indeme das sie nichts nawes, das zu Wittenberg oder sust gemacht, alhir drugken vnd vorkauffen dörffen. Denn welchs man gerne koufft vnd darnach die frage ist, mussen (= dürfen) sie nit haben noch vorkauffen, was sie aber mit grossen houffen bey sich liegen haben — offenbar literarische Producte aus römischem Lager — dasselbig begert nymandts, vnd wenn sie es auch vmb sust geben wolten." Daraus erhellt, welch ungeheurer Verlust Leipzigs Buchhändler betraf, wenn sie die so stark begehrte — man denke doch daran, daß die 1. Auflage von der Schrift Luther's An den christlichen Adel deutscher Nation 4000 Exemplare stark im Juli herauskam und im August schon die 2. noch stärkere Auflage davon erschien — zahlreiche Reformationsliteratur nicht drucken und nicht verkaufen durften. Zwar nahm der Rath der Stadt Leipzig die vom Herzog anbefohlenen Bücherrevisionen nicht immer so genau, ihm waren diese Späherdienste verhaßt und im Interesse des so schwer geschädigten Leipziger Buchhandels sah man den Buchführern durch die Finger und ließ ihnen die Möglichkeit, bedenkliche Literatur vorher bei Seite zu schaffen, sonst wäre unfehlbar dieses so zahlreiche Gewerbe, „dero sich so viele dieses Handels bishero ernähret: Drucker, Buchführer, Setzer und andere, zu Grunde gegangen." Freilich gab es aber auch unter den Leipziger Rathsherren Streber, die beim Herzog gut stehen wollten und bei denen Angeber und Denuncianten immer ein geneigtes Ohr fanden. Ein solcher war der Rathsherr Hieronymus Walther. Von diesem findet sich in den Acten der theologischen Facultät zu Leipzig (cf. Seidemann, Beiträge II, 36 Nr. 10) ein Bericht an den Herzog Georg vom 11. Febr. 1533, laut dessen der Rath „bey den buchführern Lutherische Bücher habe suchen lassen, aber nicht mer, dann 2 kleine kinder büchlin geffonden". — Wie milde mußte der Rath revidirt haben! Und nun vermeldet dieser gesinnungstüchtige Rathsherr weiter, daß „nächtens einer zw yme (Walther) gekommen sey und yme die 3 bücher gepracht", die Walther dem Herzog anbei mitschicke, nämlich „das sangbuchlin hette er bey plumen (offenbar dem obengenannten Michael Blume) gekaufft, welcher die auch alle gedruckt, wie E. ffl. gnaden hinden an den büchlin vermerken könne; den psalter vnd Sumarien hette er bei Hans Francken gekaufft, So hette die der hawenschilt (Hauschild) auch alle veil, Sy lassen die aber nicht Jederman sehen". Aus diesem Bericht interessirt besonders das „sangbuchlin". Also ein Gesangbuch von Leipzig, gedruckt vor 1533 bei Michael Blume, wie in dem Büchlein hinten angegeben ist (dort stand immer der Druckort, der Drucker und die Jahreszahl) und offenbar ein evangelisches Gesangbuch, denn man hält's ja geheim! Es war wohl dieses Blume'sche Gesangbuch ein einfacher Abdruck einer der Wittenberger Liedersammlungen. Leider ist es bisher trotz vieler Nachforschungen nicht gelungen, auch nur etwas mehr als dies über dieses Blume'sche Gesangbuch zu entdecken, und so muß wohl bis auf Weiteres als das älteste Leipziger Gesangbuch

I. das Valten Schumann'sche Gesangbuch von 1539 gelten. Herzog Georg war gestorben. Herzog Heinrich der Fromme, der lutherfreundliche Bruder Georg's, den Georg in seinem Hasse gegen die Lutherlehre sogar vom Throne ausschließen wollte, die sächsischen Stände aber führten dieses Testament einfach nicht aus, Herzog Heinrich wollte gerade in Leipzig als Genugthuung für die armen, mißhandelten Einwohner die Reformation mit größter Feierlichkeit einführen. Dazu war der 25. Mai 1539 bestimmt, der 1. Pfingstfeiertag. Alle dazu Geladenen erschienen: Joh. Friedrich der Großmüthige von Kursachsen mit seinem Hofprediger Friedr. Myconius, sodann der Bruder des Kurfürsten Herzog Johann Ernst, dann Herzog Franz von Braunschweig, dazu Justus Jonas, Cruciger, Joh. Pfeffinger, der spätere 1. Superintendent Leipzigs, und vor Allem auf besonderen Wunsch des Herzogs Heinrich: Melanchthon und Luther. Luther selbst hielt am 1. Pfingstfeiertage — früh litt er an so hef-

tigen Kopfschmerzen, daß er deshalb absagen mußte, dafür predigte Dr. Justus Jonas über das Pfingstevangelium — Nachmittags trotz seines Kopfleidens seine gewaltige Reformationspredigt über Act. 2 in unserer Thomaskirche, die nicht nur brechend voll war, nein, man legte auch noch „von außen Leitern an die Fenster, um durch die absichtlich zerbrochenen Fensterscheiben zuzuhören". Glanzvoll verlief so die Feier und gewann die Herzen vieler Tausende für die Sache Luther's. Im Verlaufe der nächsten Monate vollzog sich dann allmälig und ziemlich glatt die Einführung der Reformation in Leipzig unter Mitwirkung der zurückgelassenen Theologen Jonas, Cruciger, Myconius, des Wittenberger Diaconus Loy und Joh. Pfeffinger's, der dann später noch allein das Reformationswerk vollendete und als 1. Superintendent in Leipzig blieb. In dem nunmehrigen evangelischen Gottesdienste wurden nun evangelische Lieder gesungen, deren Bekanntschaft das zu diesem Zwecke vom Leipziger Buchdrucker Valentin Schumann 1539 herausgegebene Valten Schumann'sche Gesangbuch vermitteln wollte. Dies V. Schumann'sche Gesangbuch besteht aus 2 Theilen: Der 1. Theil ist ein bloßer Nachdruck des Wittenberger Klug'schen Gesangbuches, das Luther 1529 zum 1. Mal, 1533 in unveränderter 2. Auflage und 1535 in 3. vermehrter Auflage bei Joseph Klug herausgab. Daß Schumann diese Wittenberger Sammlung Luther's nachdruckte — an vielen anderen Orten wurde sie ja auch nachgedruckt —, darüber war Luther nicht unwillig, sagte er doch selbst in seiner letzten Gesangbuchsvorrede, „es thun die Drucker sehr wohl daran, daß sie gute Lieder fleißig drucken." Autorenrechte nahm Luther nicht in Anspruch, wie er ja auch kein Autorenhonorar für seine Schriften nahm. Der 2. Theil dieses Schumann'schen Gesangbuches ist die eigentliche Leipziger Sammlung, die der Drucker Schumann ganz allein, wohl nicht einmal mit Hilfe eines Geistlichen veranstaltete, sie bringt 18 bedeutungsvolle neue Lieder, darunter zum ersten Male die Nicolaus Decius'schen Liederperlen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr", „O Lamm Gottes unschuldig", die bereits 1525 im Rostocker Gesangbuch sich fanden. 1540 erschien das Schumann'sche Gesangbuch in 2., 1542 in 3. Auflage. Gleich hier sei nochmals daran erinnert: 1) man benutzte auch dies Gesangbuch nur daheim, in den Schulen u. s. w., im Gottesdienste sang man auswendig; 2) neben diesem Schumann'schen Gesangbuche gebrauchte man in Leipzig ebenso gut alle die vielen anderen Gesangbücher, deren bis zu Luther's Tode 1546 etwa 50 Stück allerorten erschienen waren. An ein officielles Leipziger Gesangbuch, wie wir es noch vor 20 Jahren hier im Gebrauch hatten, ist damals noch lange nicht zu denken. Alle diese verschiedenen Gesangbücher sind Privatsammlungen, ganz privatim von reformatorischen Männern oder von unternehmenden Buchdruckern selbst herausgegebene Liedersammlungen.

Das nächste Leipziger Gesangbuch ist

II. das Valentin Babst'sche Gesangbuch von 1545,

hochberühmt als letztes, also auch vollständigstes Gesangbuch von Luther's Hand. Die bei Joseph Klug 1543 in Wittenberg erschienene 4. Auflage des Klug'schen Luthergesangbuches von 1529 erregte wegen ihrer vielen Fehler und wegen ihrer sorglosen Herstellung Luther's Mißfallen so sehr, daß er die Fortsetzung des Druckes bei Klug-Wittenberg aufgab und den Druck seines Gesangbuches in Leipzig bei Babst in der Ritterstraße von Neuem beginnen ließ. Das Babst'sche Gesangbuch mit einer neuen Vorrede Luther's, der vierten der vier bekannten Vorreden, in der Luther sich das Wortspiel nicht entgehen ließ, „es möge durch diesen Babst dem römischen Papste sehr viel Abbruch geschehen", enthält zuerst den berühmten Warnungsvers Luther's:

Viel falscher Meister itzt Lieder dichten,
Sieh dich für und lern sie recht richten,
Wo Gott hin bauet sein Kirch und sein Wort
Da will der Teufel sein mit Trug und Mord.

Der Babst enthält schon 88 Lieder. Dieses Babst'sche Gesangbuch ist nun von Babst selbst in 9 Auflagen gedruckt bis 1567, dann ist es in Leipzig allein nachgedruckt worden

in 7 Auflagen vom Drucker Jakob Berwaldt,
in 2 Auflagen „ „ Ernst Vögelin,
in 1 Auflage „ „ Andreß Richter,
in 1 Auflage „ „ Hans Steinmann,

also 20 Auflagen dieses Buches in Leipzig allein! Waren alle diese 20 bis etwa 1580 in Leipzig erschienenen Gesangbücher meistens bloße, oder nur um wenig Lieder vermehrte Abdrucke des Babst'schen Gesangbuches von 1545, so brachte wirklich Neues erst wieder die Leipziger Firma Johann Beyer.

III. 1582. Geistliche Lieder und Psalmen Dr. M. Lutheri und anderer frommen Christen

— ein Gesangbuch mit 225 Liedern. 1583. Geistliche Lieder und Psalmen — mit 190 Liedern (theilweise anderen wie in 1582). Joh. Beyer hat sich einmal umgesehen unter den Gesangbüchern, die etwas weiter weg von Leipzig erschienen waren (z. B. benutzt er als Quelle das Eichhorn'sche Gesangbuch aus Frankfurt a. O.), und so brachte er viele neue Lieder, z. B. „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr", sodann „Von Gott will ich nicht lassen", oder das Selnecker'sche „Das alte Jahr ist nun dahin" und andere. Wenige Jahre später erschien bei derselben Firma Beyer ein weiteres hervorragendes Leipziger Gesangbuch:

IV. Das Nicolaus Selneccer'sche Gesangbuch.

Nicol. Selneccer, Leipzigs 3. Superintendent, dessen Lieder schon weit verbreitet waren (z. B. „Laß mich dein sein und bleiben", „Allein nach dir, Herr Jesu Christ", „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ", „Wir danken dir, Herr Jesu Christ" u. s. w.), gab 1587 ein Gesangbuch heraus, das sehr berühmt war, aber trotz des Verfassers öffentlicher und hoher kirchenregimentlicher Stellung ebenfalls eine Privatsammlung war und blieb, ohne öffentlichen Charakter. Das Buch enthält 206 Lieder (Luther's und anderer Reformatoren alte bekannte schöne Lieder, darunter auch viele Selneccer'sche) und hat 2 Vorreden, die unter anderem Interessanten die damalige Leipziger Gottesdienstordnung und eine allerdings unvollkommene Aufzählung derer enthalten, die vor Selneccer schon Gesänge herausgegeben haben. Da heißt es: .... „alle diese haben zu Gottes Lob und Ehre gesungen, allen voran Luther. Ja Gott sei immer Lob und Dank auch für diese Wohlthat, daß es unter so eim großen wüsten Hausen Säu und Rindern im menschlichen Geschlechte noch giebt etlich wenig Nachtigallen und erhelt seine Turteltäublein, die dem Herrn singen .... Unter diesem Haufen begehre auch ich gefunden zu werden und komme derwegen mit diesen Liedern gezogen ...."

Unter der weiteren Zahl der zu Leipzig gedruckten und herausgegebenen Gesangbücher ist noch ein Buch erwähnenswerth vom Ende des Reformationsjahrhunderts, das ist

V. das Gesangbuch des Thomascantors Sethus Calvisius von 1596/97.

Es ist vor allen Dingen Choralbuch, denn es enthält nur 126 Lieder mit 4stimmigen Melodien und zwar zum ersten Male die Melodie im Discant. Bis dahin hatte der Tenor immer die Melodie geführt. So ist dieses Calvisius'sche Gesangbuch besonders musikalisch werthvoll. Und wenn Calvisius in der Vorrede dazu schreibt, daß er „um den Gottesdienst zu befördern und die Musica in diensten zu bringen dessen, der sie geschaffen, deß Herrn Lutheri und anderer Gottesfürchtigen leute geistliche gesenge, so in »reinen« lutherischen Kirchen u. sonsten gebreuchlich, einfeltig, doch richtig gesetzt habe", so ist dies Calvisius'sche Gesangbuch mit seiner Auswahl von „reinen" lutherischen Liedern auch kirchengeschichtlich interessant als Zeuge lutherischer Rechtgläubigkeit gegenüber dem allerdings schon von 1591 an unterliegenden Cryptocalvinismus. (cf. Dibelius „Zur Gesch. der luther. Gesangbücher Sachsens in Beiträgen zur sächs. Kirchengesch." Heft 1, S. 231, der ein Dresdener Gesangbuch von 1590, das auf Befehl Herzog Christian's von Sachsen erschien, als Gesangbuch des „Krell'schen Cryptocalvinismus" nachweist.) Dies Calvisius'sche Gesangbuch, dem Bürgermeister und dem Rath zu Leipzig gewidmet, ist gewiß unter den Chorschülern und in den musikalischen Häusern Leipzigs stark in Gebrauch gewesen, denn 1612 erlebt es eine um 4 Lieder vermehrte 2. Auflage und 1622 eine dritte. Aber „weil im Calvisius viele gute und gebräuchliche Lieder des seligen Herrn Lutheri und anderer geistreicher Autoren ausgelassen", so fühlte sich dessen Nachfolger auf der Thomasschule, der Thomascantor Joh. Hermann Schein veranlaßt, 1627 ein neues Chorgesangbuch herauszugeben unter dem Titel

VI. Cantional oder Gesangbuch augsburg. Confession, in welchem Luthers und anderer frommen Christen, auch des Autors eigene Lieder enthalten, so in den Chur- und Fürstenthümern, insonderheit aber in den beiden Kirchen (Thomas und Nicolai) zu Leipzig gebräuchlich. Es ist ebenfalls dem Rathe gewidmet und enthält 286 Lieder. 1645 erschien die 2. vermehrte (darin zum ersten Male Schein's berühmtestes Lied „Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt") Auflage. Daß dieses Chor-Gesangbuch des feinsinnigen Musikers und des poetisch sehr veranlagten Thomascantors vor anderen Gesangbüchern in Leipzig in Gebrauch kam, ist klar.

Der Rath hat gewiß das ihm gewidmete Werk als Kirchenpatron warm empfohlen und für dessen Verbreitung gesorgt, die Thomaner sangen daraus, aber da es einen Zwang, ein officielles Gesangbuch damals noch nicht gab, so haben ganz gewiß selbst in Thomas und Nicolai, noch mehr aber in den anderen Kirchen, die Kirchgänger in ein und demselben Gottesdienste — soweit sie überhaupt schon die Gesangbücher mit in den Gottesdienst brachten, cf. oben — der eine noch aus dem Selneccer'schen, der andere aus dem Calvisius'schen, und ein dritter aus einem anderen Leipziger oder auch aus einem auswärtigen Gesangbuche gesungen. Obgleich aber alle diese Gesangbücher noch Privatsammlungen einzelner Verfasser, Dichter, Musiker oder Drucker waren, die ganz „promiscue bei den Gottesdiensten gebraucht wurden", so gewannen doch einzelne solche Privatsammlungen infolge der Stellung und Bedeutung ihrer Herausgeber (wie das Selneccer'sche, das Calvisius'sche, das Schein'sche) ein großes Uebergewicht über andere Sammlungen.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **China.** Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg. Ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik. Herausgegeben von **Joseph Kürschner.** Leipzig, Hermann Zieger. Erscheint in 32 Lieferungen zu 75 ₰, Preis des ganzen Werkes 24 ℳ. — Das umfänglich angelegte Werk, das eben zu erscheinen begonnen hat, soll eine dreifache Aufgabe lösen. Es soll erstens Land und Volk, Sitten und Gebräuche, Kaiser und Regierung, Rechtswesen, Militär und Flotte, die Religions- und Missions-Verhältnisse, Unterricht und Wissenschaft, Literatur und Kunst, Handel, Verkehr und Landbau, schließlich die Geschichte des großasiatischen Reiches mit besonderer Rücksicht auf die Stellung Deutschlands zu China behandeln. Für diesen Theil sind Mitarbeiter wie E. v. Hesse-Wartegg, Frhr. v. Schweiger-Lerchenfeld, General d. Inf. z. D. v. Pfaff, Contreadmiral z. D. Plüddemann, Pastor Dr. R. Grundemann, Prof. Dr. Fr. Hirth, Dr. P. Dehn, Geh. Regierungsrath a. D. Schwabe gewonnen. Es soll zweitens die Geschehnisse der jüngsten Zeit, die Wirren und den Feldzug in China darstellen, welcher Aufgabe Generalleutnant z. D. v. Boguslawski, Capitänleutnant Rob. Kühne, Oberleutnant A. v. Müller, k. k. Linienschiffsleutnant Judrak, Baron v. Beaulieu-Marconnay, Marinestabsärzte Drr. Schlick und Nueffe, Forschungsreisender Dr. G. Wegener und andere zum Theil nicht genannte Mitarbeiter aus Officiers- und Beamtenkreisen sich unterziehen. Es soll drittens ein reiches Feuilleton darbieten, in dem solche Erzählungen und Dichtungen vereinigt sein werden, die durch ihren Ursprung, ihren Gegenstand oder die Localität auf China und die dortigen Ereignisse Bezug haben. Das Werk wird zahlreiche farbige Kunstbeilagen und Illustrationen enthalten, zu dem F. Lindner, W. Stöwer, v. Gerlach, Bohrdt, Compton, Jaumann ꝛc. beisteuern. Eine Publication von dieser Anlage, diesen Zielen und diesen Mitarbeitern wird, wenn die in dem Programm und in den Namen der Ausführenden liegenden Versprechungen sich erfüllen, in der That zu einem Denkmal werden, weitere Kreise interessiren und ihnen bei den zunehmenden wirthschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen Deutschland und China als Orientirungsmittel großen Stils beste Dienste leisten. Jetzt liegt uns nur die erste Lieferung vor, die wenig Anhalt zu einem Urtheil giebt, wir werden dieses aussparen, bis das Erscheinen des Werkes weiter gediehen ist.

— **O alte Burschenherrlichkeit!** Roman von **Harry Brun.** Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Preis geheftet 4 ℳ. — Was doch heutzutage Alles unter dem Namen Roman angeboten wird! Romantisch und „bizzar" (S. 14) genug ist es freilich, was dieses Buch „beinhaltet" (S. 75). Zunächst unterhält es uns mit akademischem Firlefanz: Biermimik, Paukfimpelei, Zecherei mit Damen und alten Herren u. dgl. Dann zerstreut sich der studentische Kreis. Wir hören, wie der eine Conleurbruder als Schafzüchter in den australischen Busch geht, der andere wird Seemann, ein dritter Fabrikdirector, ein vierter Zeitungsschreiber, noch ein andrer Landwirth u. s. w. In dem zweiten Theile geht es zum Theil wild her; bei einem Ueberfalle der australischen Farm durch „Buschrähndscher" (engl. bushranger) fließt tüchtig Blut. Die Verwickelung der ganzen Geschichte ist rein wirthschaftlicher Art. Ein Halsabschneider und Betrüger, der geistreicher Weise sich die gefälschten Unterschriften, mit denen er arbeitet, von einem Geschäftsfreunde in Australien, dem Inhaber eben jener Farm, anfertigen läßt, vernichtet durch seine unsauberen Machenschaften viele Existenzen und bringt auch einen der Freunde an den Rand des Verderbens. Schon scheint es, als solle das Laster triumphiren, aber die Vergeltung naht. Der halb verschollene Bruder des verschuldeten Fabrikbesitzers kehrt als rettender Goldonkel aus der Fremde heim. Es ist jener australische Schafzüchter. Sein Herr, der Besitzer der Farm, der inzwischen auch sein Schwiegervater geworden ist, war der Unterschriftfälscher. Er beichtet seinem Schwiegersohne vor seinem Tode alle seine Sünden und übergiebt ihm die urkundlichen Beweise für die Schurkereien des Bankiers Falk. Als sich der schändliche Wucherer entlarvt sieht, hängt er sich im Gefängnisse auf. Sein sauberer Sohn ist schon vorher auf schaudervolle Weise vom Leben zum Tode gebracht. Ein kühn in Scene gesetztes Fest — Zusammenkunft der alten Couleurbrüder — schließt die Handlung effectvoll ab. Diese Ereignisse, kräftig durcheinander geschüttet und mit einer ordentlichen Portion schwärmerischer, auch theilweise bedenklicher Liebeshändel verrührt, werden vorgetragen in einem Deutsch, das den Gesetzen der Muttersprache an zahllosen Stellen Hohn spricht. Wir hätten unsere Besprechung eigentlich in ein einziges Wort zusammendrängen können: Einstampfen!

R. B.

— **Neuland.** Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung, herausgegeben von Dr. **Cäsar Flaischlen.** Berlin, Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde. — Das Buch, dessen Herausgabe dem trefflich bewährten Redacteur des selig entschlafenen Pan zu danken ist, hat in jedem Falle als eine schätzenswerthe Publication von literarhistorischem Werthe zu gelten, die ihren Zweck, „einem weiteren Leserkreis Gelegenheit zu geben, sich selbständig und aus eigener Anschauung heraus ein Urtheil über das Können und Wollen, über die Kunst und Kunstbestrebungen unserer modernen deutschen Dichtung zu bilden," vorzüglich erfüllt, soweit das im Rahmen eines einzigen Bandes überhaupt möglich war. Das Sammelbuch enthält 40 Beiträge von 23 Autoren, die fast durchaus recht charakteristisch vertreten sind, wie denn die ganze Auswahl Geschmack und Geschick verräth. Daß bestimmte Grenzen aus Rücksicht auf den Leserkreis des Buches bei der Zusammenstellung der einzelnen Erzählungen inne gehalten werden mußten, gereicht seiner Physiognomie nur zum Vortheil und wird, wie Flaischlen mit Recht in seiner kurzen, aber instructiven Vorrede sagt, nur den auch heute noch mit eben so viel Emphase als Gedankenlosigkeit in die Welt geschleuderten Vorwurf entkräften können, die ganze moderne Richtung strebe nur Roheit an und habe nur Freude am Niederen. Nach den sattsam bekannten Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten, wie sie von hitzigen Gernegroßen im Namen und auf Rechnung der „Moderne" zusammen gesündigt wurden und werden, wird man darum vergebens in „Neuland" suchen; dafür bringt es eine große Reihe vortrefflicher Novellen und Skizzen unserer tüchtigsten Schriftsteller moderner Observanz. So lernt man in dem Bande, dem hoffentlich bald ein zweiter für die noch ausstehenden Vertreter und Vertreterinnen der Moderne folgen wird, aus mehr oder minder umfangreichen Beiträgen kennen — um nur die bekannteren Namen zu nennen — z. B. Halbe, Bierbaum, Liliencron, Flaischlen, Dreyer, Schlaf, die beiden Hart's ꝛc. — Eine kritische Besprechnng der einzelnen Prosadichtungen würde zu weit führen und kann um so eher entbehrt werden, als ihre Autoren sammt und sonders keine homines novi in der literarischen Welt mehr sind, sondern — auch das ist ein Vorzug des Buches — ernst zu nehmende Vertreter ihrer besonderen Welt- und Kunstanschauung, die die Tage ihres „Sturms und Drangs" längst hinter sich haben.

A.

— **Schreiber,** Prof. Dr. P.: **Decaden-Monatsberichte des königl. sächs. meteorol. Institutes 1900.** 3. Jahrgang. Chemnitz. 1900. Selbstverlag. — Da die Fertigstellung des Jahrbuches immer längere Zeit (gegenwärtig 2 Jahre) in Anspruch nimmt, giebt die Direction seit 1899 „Vorläufige Mittheilungen" in Gestalt von Decaden- und Monatsberichten heraus. Dieselben enthalten Alles in trefflicher Anordnung, was dem großen Publicum zu wissen erwünscht sein kann, und wir rathen Allen, die der vaterländischen Klimatologie und Witterungskunde Interesse abgewinnen, diese Berichte recht fleißig einzusehen.

J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 115. Donnerstag, den 26. September, Abends. 1901.

Zur Geschichte der Leipziger Gesangbücher.

Eine hymnologische Skizze von Hans Hofmann, Leipzig-Oetzsch.

(Schluß.)

Von allen den nächsten Liedersammlungen, deren das Jahrhundert des 30jährigen Krieges in seiner ersten Hälfte überhaupt nicht viel aufzuweisen hat und die erst wieder zahlreicher werden, nachdem erschollen das edle Fried- und Freudenwort, ragen unter etwa 20 mir von der Wernigeroder Bibliothek her bekannten, in Leipzig gedruckten und herausgegebenen Gesangbüchern nur 2 besonders hervor, das ist das vom Cantor Vopelius an der Nicolaischule herausgegebene

VII. Neu Leipziger Gesangbuch von 1682

mit 415 Liedern, in dem Schein's Werk von 1627 mit verarbeitet ist. Dieses Vopelius'sche Gesangbuch erschien 1682 mit Noten — 1693 in 2. Auflage vermehrt, aber ohne Noten — und mit einer sehr empfehlenden Vorrede des Professors der Theologie Dr. Georg Möbius und mit lobenden lateinischen Epigrammen des Rectors und einiger Collegen des Vopelius an der Nicolaischule. Es war weit verbreitet in Leipzig und ist gewiß vor Allem in der Nicolaikirche und in den der Nicolaischule nahestehenden Kreisen mit Rücksicht auf den Herausgeber und seinen Empfehler gebraucht worden. War nun dieses Gesangbuch der Nicolaitana, das aus dem damals schon sehr großen Liederschatze der evangelischen Kirche 415 der besten Kirchenlieder ausgewählt hatte, wirklich eine besonders für die christlichen Gemeindeglieder Leipzigs und anderwärts sehr brauchbare Liedersammlung, so trug dagegen das Gesangbuch, das wenige Jahre später die Thomana bot, ein wesentlich anderes Gepräge. Es waren dies

VIII. die Leipziger Kirchenandachten von 1694.

In dem empfehlenden Vorworte des Archidiaconus an St. Thomas, Gottlob Friedrich Seligmann, zu diesem Buche heißt es, daß der „werthe Herr Autor, so sich eine geraume Zeit um die Jugend in der Schulen wohl verdient gemacht", in diesen Kirchenandachten „die Ordnung des Gottesdienstes bei uns zusammengetragen" habe. Und in der Vorrede des sich M. J. F. L. unterzeichnenden Verfassers der Kirchenandachten selbst sagt derselbe, daß er das, was „bei unserm Gottesdienst an Sonn-, Fest-, Apostel-, Buß- und Dank-Tagen, als auch in Wochenpredigten und Betstunden vor Gebet und Lieder pflegen gebraucht zu werden, item die Fürbitten, Danksagungen, Collecten u. s. w., ingleichen, was der Inhalt oder Verstand der lateinischen Lieder sei, so in unseren Kirchen (wo Universitäten oder gelehrte Leute seyn um der Schüler und studirenden Jugend willen) sind behalten und noch nicht abgeschafft worden", in seinem Werke zusammengetragen habe. Daher sind die Leipziger Kirchenandachten von 1694 in ihrem ersten Theile eine Agende oder Gottesdienstordnung für Leipzig und erst in ihrem 2. Theile ein Gesangbuch, das aber auch nur die Lieder enthielt, die in Leipzig gesungen wurden. Aber eben wegen des rein localen Charakters dieses Gesangbuches mit seiner Gottesdienstordnung aus der Zeit von 1694 ist dieses Buch eine Fundgrube localgeschichtlicher Nachrichten aus jener Zeit. So erzählt es vom damaligen Motettenrepertoire des Thomanerchores, von Passionsmusiken zu Palmarum und Charfreitag, so bietet es Schulandachten von der Thomasschule und Anderes. Diese Leipziger Kirchenandachten mit ihren etwa 200 in Leipziger Kirchen gebräuchlichen Liedern, denen derselbe Verfasser noch einen Band „Hauß- und Hertzensandachten" mit anderen bekannten, schönen Kernliedern, die aber in Leipzigs Gottesdiensten weniger gesungen wurden, folgen ließ, sind auf der Thomasschule entstanden und vom Thomanerchor, von musikalischen Kreisen Leipzigs und allen denen, die der Thomasschule nahestanden, gebraucht worden. Ihr Verfasser aber, M. J. F. L., ist nach einer freundlichen Mittheilung Bernh. Friedr. Richter's, des als Bachforscher und Hymnolog bekannten Cantors an der Lutherkirche zu Leipzig, M. Joh. Franz Leibniz, Tertius der Thomasschule, ein älterer Bruder des Philosophen Leibniz.

Neben diesen beiden verbreitetsten Leipziger Gesangbüchern verdient noch ein Leipziger Gesangbuch aus jener Zeit erwähnt zu werden, das ist das sogenannte Bürgermeister Wagner'sche Gesangbuch von 1697 mit dem Titel: „Andächtiger Seelen geistliches Brand- und Gantzopfer." Dieses Buch, aus acht dicken Bänden bestehend, ist ein Sammelwerk der besten Lieder und enthält über 5000 Lieder. Eine volksthümliche Verbreitung hat es wohl nie gefunden, aber für wissenschaftliche und musikalische Zwecke war und ist es eine Fundgrube. So hat es sich auch in Joh. Seb. Bach's Nachlaß gefunden, und Bach hat die Texte seiner Motetten, seiner Cantaten und Passionen zum größten Theil daraus entnommen. Von diesen drei letztgenannten Leipziger Gesangbüchern war das Vopelius'sche entschieden das volksthümlichste und verbreitetste. Es erlebte viele Auflagen und 1729 erschien es sehr verändert und vermehrt mit dem Titel: „Das vollständige und vermehrte Leipziger Gesangbuch .... vormals von Vopelio, jetzt aber aufs Neue verbessert und vermehrt." 1734 aber erschien es in so veränderten und neuem Gewande, daß es von da ab nach seinem neuen Herausgeber das Hofmann'sche Gesangbuch heißt. Der damalige Prediger Carl Gottlob Hofmann hatte nämlich seinem Gesangbuch das Vopelius'sche als Stamm zu Grunde gelegt, und so entstand durch Weglassung und Umarbeitung veralteter, durch reichliche Hinzufügung neuer Lieder

IX. „Das Privilegirte vollständige und vermehrte Leipziger Gesangbuch, vormals von Vopelio, itzo aber aufs Neue verbessert und herausgegeben von Carl Gottlob Hofmann"

mit 1015 Liedern. Dieses Hofmann'sche Gesangbuch hat bis 1800 (genauer bis 1796) in Leipzig geherrscht, fast ausschließlich geherrscht und war vor Allem in den Stadtkirchen Leipzigs in fast alleinigem Gebrauch. Es erlebte beinahe jedes Jahr eine neue Auflage, aber nur die ersten drei hat Hofmann besorgt, dann wurde er nach Wittenberg berufen (dort hat er die Stadt auch mit einem Gesangbuche beschenkt). Alle weiteren Auflagen — mir sind allein aus den drei Bibliotheken Wernigerode, Leipziger Stadtbibliothek und Leipziger Universitäts-Bibliothek 18 Auflagen bekannt, und es sind deren vielleicht etwa 30 — aber entbehrten der Correctur und Verbesserung, da der Verleger Sebastian Barnbeck um des Gewinnes willen alle Unkosten scheute. So schlichen sich mit der Zeit nicht nur Nachlässigkeiten, sinnentstellende Fehler und pietistische Geschmacklosigkeiten ein, sondern das Buch schritt vor Allem nicht mit der Zeit fort und es war schließlich, ganz ohne daß der Rationalismus noch seine Ansprüche zu erheben brauchte, wirklich nicht mehr brauchbar. So hatte sich schon die Leipziger Universitätsgemeinde 1784 ein eigenes Universitätsgesangbuch mit 204 ausgewählten Liedern hergestellt. Dazu kam nun noch der Rationalismus. Seit 1750 hatte er in den höheren Ständen und bei den Geistlichen immer entschiedeneren Eingang gefunden. In der Predigt war die neue Weisheit schon länger und immer ungescheuter hervorgetreten. Und nun standen die Predigten dieser rationalistischen Kanzelredner mit ihrem Inhalt oft in zu grellem Widerspruche mit dem Inhalte der alten Kernlieder, und es war klar: so lange die alten Lieder in den Händen der Gemeinde waren und in ihren Herzen lebten, konnte die neue Weisheit

der Aufklärung mit ihrem vernunftgemäßen, gereinigten Christenthum nicht zur Herrschaft kommen. Also galt es gegen diese feste Schanze des väterlichen Glaubens, gegen die Gesangbücher Sturm zu laufen. So bekam Berlin 1780 sein neues zeitgemäßes verbessertes Gesangbuch von den Oberconsistorialräthen Diterich, Spalding, Teller, lauter Männern von hoher kirchenregimentlicher Stellung, auf deren Einfluß hin der König Friedrich der Große anordnete, daß dieses Gesangbuch bis 1783 in allen Kirchen und Schulen Berlins und sämmtlicher preußischen Provinzen einzuführen sei, bei Mylius in Berlin herausgegeben. Es enthielt 447 Lieder. „Ueber den Gehalt derselben und über die in jeder Beziehung jämmerliche Zurichtung der älteren darin aufgenommenen Lieder ist kein Wort zu verlieren“, so schreibt der Berliner Oberconsistorialrath Bachmann 1856. „Es genügt fast die einzige Thatsache, daß Luther's »Ein feste Burg« darin keine Stätte finden konnte und durch das Gellert'sche: »Wenn Christus seine Kirche schützt« ersetzt wurde.“ Flammende Proteste erschienen gegen dieses Gesangbuch, unzählige Kritiken, Petitionen an den König u. s. w. Vor Allem ist es dem Vorgehen eines schlichten Berliner Kaufmanns Apitzsch und seiner Schrift: „Wir haben's nun alle gelesen“ und der durch ihn in die Wege geleiteten Massenpetition zu danken, daß Friedrich der Große seinen Erlaß widerrief, den 5 petitionirenden Gemeinden: Dreifaltigkeit, Köln-Vorstadt, Gertraud, Neue und Jerusalem ihr altes (Porst'sches) Gesangbuch ließ und jeden Zwang in der Gesangbuchssache streng untersagte. Er resolvirte, charakteristisch für ihn, am 18. Jan. 1781: „Ein jeder Mann kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher anlangt, so steht einem jeden frei, zu singen: »Nun ruhen alle Wälder« oder dergleichen thöricht und dummes Zeug; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden — Friedrich.“ Berlin, Bremen, Holstein, die Niederlausitz, Thorn, Braunschweig, Oldenburg, Ansbach, Jena, St. Petersburg und viele andere Orte, sie alle hatten nun ihre neuen, so herrlich verbesserten Gesangbücher. Das ließ die guten Leipziger nicht schlafen, sie wollten auch mit fortschreiten. Der fast nicht vom Rationalismus berührte damalige Leipziger Superintendent Dr. Körner, der Großvater Theodor Körner's, hatte 1781 Leipzig vor solcher Wohlthat eines neuen Gesangbuches bewahren wollen, indem er auf Ansuchen des eine Verdrängung seines weitverbreiteten gutgehenden Hofmann'schen Gesangbuches fürchtenden Verlegers Barnbeck einen Anhang zu diesem Gesangbuche vorschlug. Der Rath der Stadt Leipzig ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein, da Leipzigs Bürgermeister, der ästhetisch und literarisch hochgebildete C. W. Müller, Geh. Kriegsrath — sein Denkmal steht in den Anlagen vor dem Magdeburger Bahnhofe — ein neues völlig rationalistisches Gesangbuch wollte. 1785 starb Körner; auf Betreiben des Bürgermeisters Müller wurde der dem Rationalismus ergebene Dr. Rosenmüller aus Gießen in Leipzigs Superintendentur gerufen. Diese beiden Männer nun nahmen jene oben erwähnten Mängel des alten Hofmann'schen Gesangbuches von 1734 zum Anlaß und Vorwand und — es wurde ein neues, echt zeitgemäßes Gesangbuch geplant und von 1793 an, nachdem man die kurfürstliche Erlaubniß dazu hatte, es auch zum Besten des Georgenhauses in eigenen Verlag zu nehmen, daran gearbeitet. Drei starke Actenbände berichten über die Vorverhandlungen des Rathes mit dem Dresdener Oberconsistorium, mit der Regierung, mit der theologischen Facultät und dem Consistorium zu Leipzig betreffs der Nothwendigkeit und der Anlage des Buches, betreffs des Inhaltes und der Censur, der das Buch durch die theologische Facultät unterliegen sollte, betreffs des Verlags und der Abfindung des Verlegers Barnbeck nach Abschaffung des Hofmann'schen Gesangbuches u. s. w. Im letzten Actenbande aber stehen die eigentlichen Gesangbuchsarbeiten. Die verschiedenen Mitarbeiter haben sich in die Arbeit getheilt: der eine wählt Lieder aus diesem, der andere aus jenem Gesangbuche aus, der eine bearbeitet die Katechismuslieder, ein anderer die Festlieder, ein dritter die Jesus-Lieder u. s. w.; dann circuliren die Vorschläge zur Begutachtung und Meinungsäußerung unter allen Mitarbeitern, die Lieder werden geprüft, alte Lieder verbessert und modernisirt, neue aufgenommen — aber wer diese Gesangbuchsverbesserer sind, das ist nicht zu ersehen, denn nur unter zwei bis drei solchen Actenstücken stehen die Verfasser, die meisten Beiträge sind ohne Namensangabe. Daß die Mitarbeiter „verschiedene hiesige Geistliche“ sind, sagen die Acten selbst an anderer Stelle. Nach eingehenden Schriftvergleichungen dieser Beiträge mit der Handschrift Leipziger Geistlicher und Lehrer der Rathsfreischule — denn auch dahin weisen die Spuren — in Gehaltsquittungen und anderen schriftlichen Beurkundungen, die sich im Rathsarchiv fanden, lassen sich folgende Männer bestimmt als Mitarbeiter dieses Leipziger rationalistischen Gesangbuches nachweisen: zuerst als Seele des ganzen Werkes:

1) Dr. Carl Wilh. Müller, Geh. Kriegsrath und Bürgermeister von Leipzig, und
2) D. Joh. Georg Rosenmüller, Superintendent und Pfarrer zu St. Thomas,

Dann als weitere Mitarbeiter:

3) M. Joh. Gottlob Bernhardi, Diaconus an St. Thomas,
4) D. Christian Gottlieb Kühnöl, Pfarrer } zu St. Nicolai,
5) M. Christoph Friedr. Ende, Diaconus } zu St. Nicolai,
6) M. Joh. Zacharias Herm. Hahn, Prediger und Katechet an der Peterskirche,
7) Appellationsrath Dr. Börner, Peterskirchenvorsteher.

Dazu

8) D. Morus, Professor der Theologie an der Universität,
9) D. Aug. Fr. Siegm. Green, Rathsmitglied,
10) Karl Gottlieb Plato, Director der Rathsfreischule,

und endlich — jedoch nicht mit ganz unbedingter Sicherheit:

11) Joh. Christ. Dolz, Lehrer an der Rathsfreischule.

Dazu die 3 Censoren der theol. Facultät: die Professoren
D. Joh. Friedr. Burscher,
D. Ernst Wilh. Hempel,
D. Carl Aug. Gottl. Keil.

Hätten sich nun diese Herausgeber nach den ihnen vom Oberconsistorium und Kirchenrath zu Dresden vorgezeichneten Punkten gerichtet, hätten sie das wirklich Anstößige und sprachlich Veraltete, wie die vielen durch pietistische Süßlichkeit und Frömmelei entstellten und unbrauchbaren Lieder beseitigt, hätten sie vor Allem die noch immer in den Gesangbüchern sich findenden lateinischen Gesänge beseitigt, so könnte man zufrieden sein. Aber statt dessen strichen sie fast alle die alten Kernlieder unserer Kirche oder verwässerten sie derart, daß sie nicht wieder zu erkennen sind. Auch

(X.) das Leipziger (rationalistische) Gesangbuch *von 1796*, bei dem die vom Landesfürsten verlangte Censur der theologischen Facultät doch immer noch ein, wenn auch nur geringes, Gegengewicht gegen zu übermäßige rationalistische Verflachung war, richtet sich selbst durch seine Verstümmelungen, seine philosophische und gänzlich unbiblische Sprache, durch seine unklare und dem gewöhnlichen Manne unverständliche Ausdrucksweise und vor Allem dadurch, daß die Lieder Luther's, mit denen einst die Gesangbücher eröffnet zu werden pflegten und die allezeit einen hervorragenden Platz in lutherischen Liedersammlungen einnahmen, aus dem eigentlichen Gesangbuche entfernt und nur noch aus Rücksicht auf einige altmodische Leute in einem Anhange beigegeben worden waren. „So weit hatte es der Rationalismus gebracht; so ging er um mit einem köstlichen Erbe der Reformation.“

Unter den vielen scharfen und schärfsten Kritiken dieses Leipziger Gesangbuchs von 1796, das in 30000 Exemplaren gedruckt worden war und am 1. Weihnachtsfeiertage 1796 in den Stadtkirchen eingeführt wurde, ist vor Allem besonders bemerkenswerth, daß das Geheime Consilium, d. i. die in evangelicis beauftragten Geheimräthe in Dresden, ihre allerhöchste Unzufriedenheit in unverblümten und scharfen Worten aussprechen. Sowohl der Rath und das Leipziger Consistorium, sowie auch die theologische Facultät für ihre mangelhafte Censur bekommen schon am 16. März 1797 scharfe Vorwürfe und Verweise. Vor Allem hatte neben den oben erwähnten Mängeln ein Umstand höchsten Unwillen in Dresden erregt. Unter Nr. 513 war nämlich ein Lied „für den Landesherrn“ aus dem Universitätsgesangbuch herübergenommen. Man hatte sich aber erkühnt, folgenden 6. Vers neu hinzuzufügen:

Er hasse den Gewissenszwang
Als eine Tyranney!
Und fordre nicht durch Straf und Drang
Der Bürger Heucheley!

Mit Beziehung darauf heißt es nun in dem kurfürstlichen Rescript vom 16. März 1797: „Es ist in unserem Lande von keinem Gewissenszwang die Rede und wird keineswegs von Bürgern Heuchelei, wohl aber von Lehrern, so in öffentlichen Aemtern angestellt sind, Beobachtung ihrer verfassungsmäßig geleisteten Pflicht erfordert.“ Und nun verlangte die Oberbehörde ausdrücklich „die

baldige Herstellung einer neuen veränderten Ausgabe des Gesangbuches, in welcher besonders der gerügte Vers in Wegfall komme." Dieses Verlangen hat der Rath einfach zu den Acten gelegt und — ignorirt. Er hatte ja freilich seine Pflicht erfüllt und hatte das Buch vorher zur Censur der theologischen Facultät vorgelegt. So blieb dieses jammervolle Buch in Gebrauch officiell eingeführt und benutzt in den Leipziger Stadtkirchen und — Schulen. Als aber der Vorrath von 30000 Exemplaren 1820 verkauft war und der Georgenhausvorsteher 10000 Nachdrucke des 1796er Gesangbuches beantragte, besann man sich doch auf die kurfürstliche Forderung „einer veränderten Ausgabe dieses Buches" von 1797, zumal da man's heimlich nicht gut nachdrucken konnte und da außerdem das kurfürstliche 10jährige Privileg schon 1806 abgelaufen und nicht wieder erneuert worden war. Da nun aber dem seit 1813 neu aufsprießenden religiösen Leben das seichte rationalistische Gesangbuch selbst durchaus nicht mehr genügte, so schlug der Rath auf Antrag des Bürgermeisters Dr. Singmann 1820 vor, eine Gesangbuchscommission bestehend aus Archidiaconus Dr. Goldhorn zu St. Thomae, Archidiaconus Dr. Bauer zu St. Nicolai und M. und Vesperprediger Wolf zu St. Petri unter Vorsitz des Superintendenten Dr. Tzschirner zur Herausgabe eines „neuen besseren Gesangbuches" zu erwählen. Also schon nach 20 Jahren das allgemeine Bedürfniß nach einem neuen Gesangbuch — gewiß die beste Kritik unseres Leipziger rationalistischen Gesangbuchs von 1796! Durch mannigfache Verzögerungen, durch den Tod mehrerer Commissionsmitglieder wurde das neue Gesangbuch aber erst 1843 fertig und Palmarum 1844 als

(XI.) Officielles „Leipziger Gesangbuch"

eingeführt. Inzwischen mußten freilich noch drei Mal heimlich je 3000 Exemplare des alten Gesangbuches von 1796 nachgedruckt werden, sodaß dieses doch noch bis 1844 sein unrühmliches Dasein gefristet hat, ja in Liebertwolkwitz bei Leipzig sogar bis 1883. Das letzte speciell Leipziger Gesangbuch von 1844 ist nun in alleinigem Gebrauch gewesen, bis 1883 das Landesgesangbuch eingeführt wurde. Zu dessen Gunsten verzichtete der Rath auf sein Leipziger Gesangbuch und ließ sich für diesen Gemeinsinn vom Landesconsistorium 30000 ℳ Entschädigungskosten zahlen.

Wir sind am Ende unserer kurzen Skizze über die Leipziger Gesangbücher, der in Bälde eine ausführliche Geschichte der Leipziger Gesangbücher in Buchform folgen soll. Was diese Skizze ergiebt, sei nun zum Schlusse noch einmal zusammengefaßt: Ueber 50 lutherische Gesangbücher und Liedersammlungen — von denen einzelne wie das Babst'sche von 1543, das Hofmann'sche von 1734 zahlreiche Auflagen erlebten — sind seit der Reformation in Leipzig gedruckt worden und erschienen. Wenn man alle diese Gesangbücher schlechthin „Leipziger Gesangbücher" nennt, so muß man dabei immer im Auge behalten, daß dieser Ausdruck im Laufe der Zeit nicht immer dasselbe bezeichnet. Zuerst versteht man unter „Leipziger Gesangbüchern" Privatsammlungen, die von einem Leipziger Verfasser oder Drucker ganz privatim herausgegeben und zunächst für den Hausgebrauch bestimmt waren, die in Leipzig mehr oder weniger neben einander verbreitet waren und später von den Kirchgängern auch im Gottesdienste ganz promiscue neben einander gebraucht wurden. Zu den Leipziger Gesangbüchern dieser Art gehören alle hiesigen Liedersammlungen aus den Jahren 1539—1734 und sie bilden in der Geschichte der Leipziger Gesangbücher — wie in der der lutherischen Gesangbücher überhaupt — die

I. Periode: die Gesangbücher sind Privatsammlungen 1539—1734.

Unter den etwa 35 Gesangbüchern dieser Art erscheinen als besonders hervorragend und vor Allem benutzt:

1) das Valten Schumann'sche Gesangbuch von 1539,
2) das Valentin Babst'sche Gesangbuch von 1543,
3) die Beyer'schen Gesangbücher von 1582 und 1583,
4) das Selneccer'sche Gesangbuch von 1588,
5) das Calvisius'sche Gesangbuch von 1597,
6) das Schein'sche Cantional von 1627,
7) das Vopelius'sche Gesangbuch von 1682,
8) die Leipziger Kirchenandachten von 1694.

Das Vopelius'sche Gesangbuch — zunächst auch noch eine Privatsammlung, die aber alle die in Leipzig bekannten und gesungenen Lieder enthält — wird der Grundstock, aus dem sich nach mehrfacher Verbesserung und Vermehrung

9) das Hofmann'sche Gesangbuch von 1734

entwickelt. Dieses trägt zum ersten Male auf dem Titel die Bezeichnung „Leipziger Gesangbuch", und es ist kein Zweifel, daß diese Hofmann'sche Sammlung mit ihren ca. 30 Auflagen, wenn auch noch nicht von der Behörde herausgegeben, so doch nicht nur fast allgemein in Leipzig verbreitet, sondern auch halbofficiell in den Leipziger Stadtkirchen eingeführt war. Aber auch in der Zeit dieses halbofficiellen Leipziger Gesangbuches wurden in Leipzig im öffentlichen Gottesdienste noch andere Gesangbücher benutzt. So sang die Petersgemeinde z. B. aus einem eigenen, von ihrem ersten Kirchenvorsteher, dem Proconsul Adrian Steger zusammengestellten und ihr unter dem 4. Mai 1718 zum Gebrauch vom Leipziger Consistorium genehmigten Gesangbuche, dann später aus dem von ihrem Pfarrer D. Johann Friedrich Bahrdt 1753 herausgegebenen „Privilegirten, neu verfertigten Evangelischen Gesangbuch", so benutzte die Universitätsgemeinde ihr eigenes Universitätsgesangbuch von 1784 in ihren Gottesdiensten. Dagegen dienten fast nur für den Hausgebrauch und für die Privaterbauung alle die pietistischen Liedersammlungen, deren in Leipzig von 1700 bis 1760 eine ganze Anzahl erschienen und verbreitet waren, wie

die „Seelenergötzende Andachtsharfe" von 1720,
die „Geistliche Himmelsrüstung" von 1730,
die „Andächtige Hertzensmusik" von 1725,
„Frommer Christen geistliche Seelenfreude" von 1739 ꝛc.

Das erste wirklich officielle d. h. von der Behörde selbst herausgegebene und für den Gottesdienst in allen städtischen Kirchen und zum Gebrauch auch in den städtischen Schulen officiell eingeführte „Leipziger Gesangbuch" war das Rosenmüller-Müller'sche Gesangbuch von 1796 und damit beginnt in der Geschichte der Leipziger Gesangbücher die

II. Periode: Die Gesangbücher sind officielle Liedersammlungen für alle Stadtkirchen Leipzigs, 1796 bis 1883.

Dazu gehören nur zwei Gesangbücher, denn nun ist naturgemäß die Herausgabe eines neuen Gesangbuches bedeutend erschwert. Es sind dies

10) das sogen. Rosenmüller-Müller'sche Gesangbuch von 1796 und
11) das Leipziger Gesangbuch von 1844.

Das 1883 aber in Leipzig und Dresden erschienene allgemeine sächsische „Landesgesangbuch" bedeutete das Ende der speciellen „Leipziger Gesangbücher", denn nun sind wir auch in Sachsen in die

III. Periode der lutherischen Gesangbücher, in die Periode der Provinzial- und Landesgesangbücher

eingetreten. Sollte es nun wünschenswerth sein, daß wir nach der Einigung Deutschlands und nach dem zu erwartenden Zusammenschlusse der evangelischen Landeskirchen auch ein gemeinsames, alle evangelischen Deutschen im In- und Auslande verbindendes Gesangbuch für das ganze Deutsche Reich erstreben möchten? So ideal und schön der Gedanke an sich unstreitig ist, so ist er doch im Interesse des evangelischen Kirchenliedes selbst unbedingt abzulehnen. Schon jetzt ist bei der weiten Verbreitung eines Provinzial- oder Landesgesangbuches eine verbesserte und vermehrte Auflage desselben ungemein erschwert und wird ängstlich vermieden. Damit ist aber zugleich nicht nur guten und schönen, neuen Liedern der Eingang in die Gemeinden verschlossen, sondern es verlieren auch die Dichter bei der Aussichtslosigkeit, daß ihre Lieder je Gemeingut der evangelischen Gemeinden werden, die Lust, ihre Kunst in den Dienst des evangelischen Kirchenliedes zu stellen. Darum ist in dieser III. Periode denn auch der reiche Strom evangelischer Liederdichtung, der in den zwei ersten Perioden so reichlich floß, daß wir mehrere Hunderttausende evangelische Lieder zählen, mehr und mehr versiegt. Käme es aber zu einem deutschen Reichsgesangbuche, so würde er voraussichtlich ganz versiegen. Das wäre doch ewig schade um dieses köstliche Erbe der Reformation.

Bücherbesprechungen.

— Ehre sei Gott in der Höhe! Tägliche Morgen- und Abend-Andachten für Schule, Anstalt und Haus. Von Pastor Habermas, Kgl. Seminar-Oberlehrer, und F. Passarge, Kgl. Seminarlehrer. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1901. Geb. 3 ℳ 50 ₰. — Dieses neue Andachtsbuch unterscheidet sich von den meisten der jetzt im Gebrauch befindlichen erstens dadurch, daß es die Schriftstellen nicht ausdruckt, sondern nur angiebt, so daß es den jedesmaligen Gebrauch der Bibel fordert, was sehr löblich ist, und zweitens dadurch, daß es eine Auslegung dieser Schriftstellen überhaupt nicht bietet. Hierüber wird man verschiedener Meinung sein. Manchem kommt das rechte Verständniß einer Bibelstelle erst dann, wenn er auf den einen oder den anderen Gedanken mit besonderen Worten aufmerksam gemacht wird; andere wieder empfinden eine Störung des Gesammteindruckes, wenn mit Hilfsmitteln menschlicher Beredtsamkeit an das gelesene Schriftwort noch etwas angefügt wird, was eben doch eine richtige Auslegung niemals sein kann. Diese Letzteren würden also von der hier getroffenen Einrichtung befriedigt sein. Für jede Morgenandacht auf alle Tage des Jahres ist ein besonderes Gebet vorhanden, wie in den meisten derartigen Büchern; für die Abendandachten dagegen ist auf eins der 60 Gebete verwiesen, die am Ende des Buches zusammengestellt sind. Mit Recht weisen die Herausgeber darauf hin, daß auf diese Weise manche dieser Abendgebete der Hausgemeinde allmälig ganz vertraut werden und in ihren Besitz übergehen werden. Zum Beginn und zum Schluß soll je ein Liedervers gesungen oder gesprochen werden. Aber auch der ist nicht ausgedruckt, so daß also das Gesangbuch täglich gebraucht werden muß, und es sind nur solche Lieder gewählt, die in jedem der neueren Gesangbücher stehen. Damit ein einigermaßen musikverständiger Hausvater den Vers auch ohne musikalisches Instrument anstimmen könne, steht bei jedem Liedervers die Melodie, die Tonart und der Anfangston dabei. Auch an manchen anderen Maßnahmen erkennt man die erfahrenen Pädagogen, die hier thätig gewesen sind, so vor Allem an der Einführung des Wochenspruches, der vor dem Morgengebet siebenmal als derselbe wiederkehrt. So eignen sich die Kinder nicht nur eine Reihe von Bibelsprüchen ganz von selber an, sondern sie erleben auch, daß die Erwachsenen, so gut wie sie, Bibelsprüche nach wie vor gewissermaßen lernen, ein heilsames Gegengewicht gegen das oftgehörte Gerede von Memorirzwang, das auch in die Kreise der Kinder schon gedrungen ist. Was die Wahl der zu lesenden Schriftabschnitte anlangt, so ist das Princip der Dieffenbach'schen Hausagende festgehalten, sie in innern Zusammenhang mit den Evangelien und Episteln des Kirchenjahres zu setzen; nur hat man wegen der Verwendung in der Schule das Sonntagevangelium meist auf den vorausgehenden Sonnabend verlegt. Um nun doch auch hierin einen Wechsel zu ermöglichen, ist ein Verzeichniß der sogenannten Eisenacher Perikopen vorausgeschickt, von dem je nach Wunsch eine oder die andere einfach an die Stelle der betreffenden altkirchlichen treten kann. Endlich fehlen auch nicht besondere Andachten für allerlei Schulfeierlichkeiten. So bequem, wie die meisten andern derartigen Bücher, macht das vorliegende die Sache nicht; aber wer die geringe Mühe des Aufsuchens in Bibel und Gesangbuch nicht scheut, wird bald erfahren, daß seine Hausandacht durch die reichere Darbietung aus Gottes Wort und durch den weihevollen Ton, den sie durch diese Anordnung empfängt, eine größere Feierlichkeit und nachhaltigere Wirkung haben wird. B. K.

— Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen von Otto v. Leixner. Zweite Auflage. Berlin, Alfred Schall, königliche Hofbuchhandlung, Verein der Bücherfreunde, 1901. — Es ist ein undankbares Geschäft, den Schäden am Volkskörper nachzuspüren, sie aufzudecken, die Sonde einzusetzen und mit scharfem Messer das erkrankte Gewebe zu entfernen. Aber es ist auch ein Verdienst, und der Arzt, der sich vor der Aufgabe nicht scheut, solche geheimen Wunden mit allen Mitteln der Wissenschaft der Heilung entgegen zu führen, darf zunächst gewiß des Lohnes sicher sein, der in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht allewege ruht. Aber auch Mancher der Geheilten oder Gebesserten, so wenig Vertrauen und Entgegenkommen er auch zuerst dem unverlangten Doctor zeigte, wird schließlich doch dankbar die geschickte Hand drücken, die ihm die Gesundheit wiedergab. Als ein Volksarzt dieser Art erscheint uns der Verfasser dieses Buches, und er selbst braucht das Bild mehrfach. — Leixner's Laien-Predigten haben uns vielfach an ein Buch erinnert, das, wenn wir nicht irren, mehr berühmt als bekannt ist: Sebastian Brant's Narrenschiff. So wie der Straßburger Stadtschreiber seiner Zeit ihre Gebrechen, Narrheiten nennt er sie, vorrückt und sie dadurch zu bessern sucht, so thut es auch Leixner. Natürlich sind es großentheils andere Fehler, gegen die der Laienprediger der Gegenwart eifert. Vierhundert Jahre machen schon einen Unterschied. Auch auf die Reime und den Schmuck der Holzschnitte verzichtet Leixner. Aber im Tone hat er mit Brant eine unverkennbare Verwandtschaft. Und ganz gewiß ist es ihnen Beiden gleich ernst mit ihren Absichten. Das spürt man schon nach wenigen Seiten, und wer den eindringlichen und herzbewegenden Worten der sechsten Predigt für Männer: „Von der Religion des deutschen Mannes" nicht anmerkt, aus wie tiefem und ehrlichem Empfinden sie herauskommen, und wer bei der wehmüthig ergreifenden Schilderung des himmlischen Friedens im „Lande der stillen Augen" (S. 245—252) nicht ein sehnsüchtiges Beben fühlt, der mag ruhig das Buch zuklappen und sich eine vergnüglichere Lectüre suchen; denn es ist dann für ihn nicht geschrieben, will sagen er ist noch nicht reif für solche Art geistiger Nahrung. Die wichtigsten Fehler der Männer, gegen die sich der Verfasser wendet, sind: die Trunksucht in ihren verschiedenen Abstufungen, Unkeuschheit, Vereinsmeierei und Jubiläumsseuche, Gigerlthum und Streberei, Chauvinismus und Scheinpatriotismus. Die sechs Predigten für Frauen und Mädchen behandeln den Luxus in seinen mannigfachen Erscheinungsformen, den beschäftigten Müßiggang, das gesellige Nichtsthun, falsche Bildungsziele (Frauenemancipation). Mit offensichtlicher Vorliebe verweilt Leixner bei der Ausmalung einer gesünderen Vorbildung der Mädchen für die ihrer harrenden Aufgaben im Leben. Sein Lieblingsgedanke ist die Einführung des sogenannten „Freiwilligenjahres" in die Mädchenerziehung. Wir führen zu diesem Plane seine eigenen Worte an (S. 181): „Zwischen dem 18. und 21. Jahr stellt sich jedes Mädchen dem jährlich zusammentretenden Ausschusse vor. Die Mädchen der wohlhabenden und reichen Stände beköstigen und kleiden sich selbst, denen der unteren wird durch Gemeinde und Staat die Verpflegung zu Theil, in den großen Städten in bestimmten Wohnhäusern. Die Mädchen dienen je nach Neigung und Fähigkeit als Krankenpflegerinnen, Hilfslehrerinnen; sie werden allen wohlthätigen Vereinen nach deren Bedarf zugetheilt; sie helfen bei den. Aufsuchen der Bedürftigen, bei der Vertheilung der Gaben; sie stellen in Blindenschrift Bücher her für die Armen, die des Augenlichts beraubt sind, sind thätig in Blinden- und Taubstummenanstalten, in den Häusern, wo elternlose arme Kinder unterrichtet und gepflegt werden, in Kinderkrankenhäusern ꝛc. Andere arbeiten in den Volksküchen und ähnlichen Anstalten, führen die Bücher, helfen die Einkäufe besorgen. Sie werden in Familien geschickt, wo die Mütter krank sind, um für die kleinen Kinder zu sorgen, die Mütter zu pflegen. Alle diese Arbeiten werden in den größeren und kleineren Städten durch bestimmte, von Frauen mitverwaltete Aemter geleitet, die für die richtige Vertheilung der Freiwilligen sorgen und dabei so viel als möglich die Begabung und Neigung der Einzelnen berücksichtigen." So vortrefflich der Vorschlag ist, er wird wohl noch geraume Zeit ein schöner Traum, ein frommer Wunsch bleiben. Das verkennt auch Leixner selber nicht; denn er läßt das 21. Jahrhundert herankommen, ehe er seine neue Schulordnung als verwirklicht annimmt. — Ob man diesen Laienpredigten sonst Erfolg versprechen darf? An manchen Stellen macht es den Eindruck, als glaube es der Verfasser selber kaum, ja als spotte er seines kindlichen Idealismus. An anderen wieder athmen seine Worte eine Wärme der Ueberzeugung, die unwillkürlich fortreißt. Ein Freund, wie ihn Sebastian Brant in dem Prediger Geiler von Kaisersberg fand, der sogar die Kanzel in den Dienst seiner Ideen stellte, wird sich schwerlich der Verbreitung des Buches und der Ausführung seiner Vorschläge annehmen. Aber ein Trost für den Verfasser und für Alle, die seine Anschauungen theilen — wir bekennen uns offen dazu —, liegt doch schon darin, daß sich, wenn auch erst nach sieben Jahren, eine zweite Auflage von dem Buche nöthig gemacht hat. Freuen wir uns einstweilen darüber und getrösten wir uns im Uebrigen des Spruches: Gut Ding will Weile han. Ein besonderes Wort der Anerkennung gebührt noch der Sprache des Buches, die mit großem Geschick die Fremdwörter meidet, sogar das sehr fest eingebürgerte und schwer zu verdeutschende Wort Ideal ersetzt durch das ein wenig gesuchte „Leitbild". R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 116. Sonnabend, den 28. September, Abends. **1901.**

Literarische Perspective.

Ein Blick aus der Höhe.

Vor Kurzem beklagte sich ein neuerer Lyriker, der Herman Grimm einige Zeit vor seinem Tode besuchte, darüber, daß dieser von dem „Aufschwung, den die deutsche Lyrik durch Liliencron u. A. erhalten habe“, so gar nichts wisse. Das Bekenntniß, daß Herman Grimm, der gepriesene Mann, gar keine Ahnung von diesem „Aufschwunge“ habe, hätte ihn fassungslos gemacht, sagte dieser Herr. Uns bestärkt dieses naive Geständniß, daß ein großer Gelehrter, der auf der Höhe des Lebens stand und die niederen Regionen gar nicht sah, von dem genannten Aufschwung nichts wußte, ein Geständniß, das uns fast komisch berührt, in der Gewißheit, daß unsere Zeit, d. h. ; viele Kreise derselben, die sich für maßgebend halten, von dem, was man literarische Perspective nennt, gar keine Ahnung mehr haben. Gehen wir beispielsweise einmal ins Theater, was wird uns denn da als etwas Maßgebendes hingestellt? Uns selbst ist es vorgekommen, daß man uns versicherte, der Faust Goethe's sei veraltet, die Zauberflöte eine Zauberposse, die keinen Werth mehr für uns habe, Hamlet sei ein ganz gewöhnliches Mordstück von der Art der berühmten und berüchtigten Jahrmarktsballaden. Solche Urtheile werden nicht nur von denen verbreitet, die kein Urtheil haben, wir meinen das gewöhnliche Publicum, auch von denen, die eins haben sollten, den leitenden Kreisen, denen vom Theater selbst. Sagte uns doch einmal ein bekannter Theaterleiter — sein Name wird jetzt aus Anlaß einer Theatergründung im Süden Deutschlands viel genannt —, daß es doch eigentlich thöricht sei, Verse zu schreiben und zu sprechen, denn welcher vernünftige Mensch spräche denn in Versen? Als ob es einem Menschen einfiele, zu singen, d. h. im gewöhnlichen Leben zu singen, und doch haben wir eine Oper! Und solche „Urtheile“ hört man in einem Athem mit dem Lob minderwerthiger moderner Sachen, die nicht länger leben werden, als die Kostüme, die bei der Aufführung benutzt wurden. Athemlos lauscht solch Volk Hartleben's Officierstragödie „Rosenmontag“ oder den Stücken von Philippi, trotzdem man sich doch bei einigem Nachdenken sagen müßte, daß z. B. das erstgenannte Stück innerlich unwahr sei. Aber gewisse Aeußerlichkeiten bestechen das Publicum und an diese hält man sich. Man nennt es wahr, wenn uns das Innere einer Leutnantsbude in der Caserne nach der Wirklichkeit vorgeführt wird, und übersieht dabei die Unwahrheit, die darin besteht, daß zwei Kameraden so schustig handeln sollen, wie die beiden intriganten Officiere in der genannten Tragödie. Man horcht gespannt auf den Ausgang des Stückes und denkt nicht daran, daß dieser junge Officier, der sich mit seiner Geliebten das Leben nimmt, handelte er logisch und vernunftgemäß, seinem Obersten von der veränderten Sachlage sofort hätte Kenntniß geben sollen, worauf ihm dieser sein Ehrenwort sicher zurückgegeben haben würde; die Lage war dann geklärt und ein anderer Ausgang nicht nur möglich, sondern sogar geboten. Aber daran denkt man nicht, nicht nur im Zuschauerraum, sondern auch bei der „maßgebenden“ Kritik. Hier kann man häufig die Erfahrung machen, daß Leute ihren Anspruch, ihre Ansicht öffentlich zu äußern, lediglich darauf gründen, daß sie ein paar Jahre lang das Theater besucht haben. Als ob der Theaterbesuch allein das Urtheil machte, als ob es nicht vielmehr auf Wissen und Lernen ankäme! Auch die Stücke von Otto Ernst, trotzdem sie zweifellos die beachtenswerthesten wie die erfolgreichsten der neuesten Tage sind, zählen wir zu dieser Kategorie von Werken, die, weil sie das Publicum confus, statt klar machen und in die Irre führen, nur dazu beitragen, die Perspective zu verdecken, statt den Blick auf diese zu öffnen. Eben deshalb haben wir auch unsere warnende Stimme erhoben, daß man solche unklaren Werke einem Publicum vorführe, das noch der leitenden Hand bedarf, etwa dem Publicum unserer Arbeitervorstellungen oder der Jugend. Wohlgemeinte aber uferlose pädagogische Ansichten („Flachsmann als Erzieher“) sind noch nicht geeignet, Positives zu ersetzen und bildend zu wirken, und ein gewisser Blick für die Thorheiten der Zeit („Jugend von heute“) ist noch nicht genug, um uns ein Bild der Zeit mit ihren Verirrungen selbst vorzuführen. Der Zuschauer wird in seinen Ansichten nicht gefestigt, wenn der Autor selbst noch nicht gefestigt ist. Und das ist Otto Ernst trotz seines Talentes und seiner Erfolge noch nicht. Und dann der berühmte Fulda! Was ist beispielsweise an seinem neuesten Stücke „Die Zwillingsschwester“ Besonderes? Es ist ein Spiel des Verstandes, weiter Nichts, das das Publicum wohl zwei Stunden lang einmal fesseln kann. Aber packen, wirklich packen, nein, das kann es nicht! Ganz abgesehen von der psychologischen Unmöglichkeit im vorletzten Act, in dem die betrogene Gattin sich darüber freut, daß sie noch Reize für ihren leichtfertigen Gatten hat, trotzdem sie sich sagen muß, daß sie diese in seinen Augen nur besaß, weil der lockere italienische Graf sie für ihre gleichaussehende Zwillingsschwester hält, die er auch zu lieben meint, worüber sie eigentlich trauern müßte. Doch das ficht das Publicum nicht an! So schwimmen wir in einem weiten See dahin, ohne Richtung, ohne festes Ziel, und das liebe Publicum, das sich bald nach links, bald nach rechts wendet, ist eigentlich zu bedauern, da es sich ohne solche festen Ziele und Perspectiven befindet, wenn ihm, getreu seiner Phäakennatur, indem es nur für den Tag und sein Wohlbefinden lebt, in diesem Brei nicht ganz wohl wäre. Ueber den Tag und seine Hervorbringungen vergißt man ganz das höhere Ziel. Auch auf anderen dichterischen Gebieten wird dies ganz übersehen, z. B. auf dem Gebiet der Lyrik. Was für ein albernes Zeug macht sich da jetzt als Zukunftslyrik breit in den Producten von Dehmel, Holz und Genossen. Sachen ohne Form, die die Form verleugnen, weil sie dieselbe für Lüge halten und Fälschung der Wahrheit, Sachen, die nur darauf ausgehen, Augenblicksbildchen mit Stimmung zu bieten, geben sich für ein Weltbild aus, so wie es die großen Lyriker, neuerdings Keller und Meyer gaben. Meyer z. B., ein Mann, der sich nach einer umherstreifenden tastenden Jugend zur Zucht der Arbeit emporgerungen, ein Geist mit der umfassendsten Bildung, die sich zum Ueberblick über die verschiedensten Religionen, Confessionen und Bestrebungen, zur Werthschätzung und zum Begreifen Aller erhob, giebt ein Exempel dafür, was ein wahrhaft großer Dichter sein soll. Er steht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit. Ganz etwa wie Dante s. Zt. oder Shakespeare in der seinigen. Ohne einen solchen weltüberschauenden und weltumspannenden Blick ist ein wahrhaft großer Dichter gar nicht denkbar. Und was für Zwerge an Kurzsichtigkeit, Unfähigkeit der Form gegenüber sind nun die sogen. modernen Lyriker mit ihren gestammelten Empfindungen, ihren lyrischen Fetzen, die kein Ganzes sind! Proben anzuführen halten wir nicht für nöthig, da es vor Kurzem schon geschehen ist. Hebt man den Blick wieder zu dem zur Höhe, der heute, wo der Ruf: Mehr Goethe! ertönt, von Neuem in den Vordergrund tritt, Goethe, an dessen Namen auch Jenes Namen gemahnt, der zu Beginn dieser Zeilen genannt ward, Herman Grimm, denkt man daran, daß wir in wenigen Jahren, 1905, die Säcularfeier von Schiller's Tode festlich und ernst gestimmt begehen, so erstaunt und erschrickt man zugleich, erstaunt, was geleistet worden ist, und erschrickt darüber, was jetzt geleistet wird. Liliencron ein Fortschritt auf dem Gebiete der Lyrik, einen „Aufschwung“ bedeutend! Dieser an und für sich

begabte, aber ohne Zucht gewordene, kritiklose, im Ethischen keineswegs gefestigte Geist, dem hie und da hübsche frische Liederchen gelingen, die wir wohl schätzen, aber nicht überschätzen, der es dann wieder nicht verschmäht, in die Liederlichkeit von Tingeltangel und Brettl hinabzusteigen und dort wohlfeile Lorbeeren zu pflücken, dem auf dem Gebiete des Romans und der Erzählung Ansätze wohl gerathen sind, ohne daß er es im Punkte der Form, des geschlossenen Aufbaues zu etwas gebracht hätte, Liliencron, sagen wir, einen Fortschritt auf dem Gebiete der Lyrik bedeutend! Herman Grimm hatte Recht, wenn er von diesem „Fortschritt" nichts wußte und keine Notiz davon nahm, was den kurzsichtigen Interviewer in Erstaunen setzte. Herman Grimm beschäftigte sich in der Hauptsache mit dem reiferen Goethe, indem er den jungen Goethe keineswegs so hoch stellte; ihm stand der Divandichter höher als der Verfasser des Leipziger Liederbuchs; und gerade die Divangedichte mit ihrer Tiefe, Reife, Abgeklärtheit, ihrer verhaltenen Gluth bieten so recht einen Meilenzeiger, der auf dem Wege zur Zukunft steht. Gebändigte Leidenschaft ist mehr als Leidenschaft, die sich zügellos gehen läßt, und über diese verfügte Goethe in seinem Alter in Menge, im Alter, das uns ja in Fülle das bringt, was in der Jugend man sich wünscht. Ueber diese gebändigte Leidenschaft gebot auch der Andere, den wir hier schon genannt haben, C. F. Meyer, den wir nicht überschätzen, aber nach Gebühr schätzen. Ueber diese Abgeklärtheit befiehlt auch ein anderer Meyer, Hans Georg, seltsamer Weise ein Berliner Autor, trotzdem diese Stadt, die nach Platen „so manchen Uebels Quell" ist — er spricht vom Literarischen — im Allgemeinen der dichterischen Production nicht günstig und der dort herrschende Geist der Verneinung der Poesie eher schädlich ist und wahrhaft schöpferische Geister sich mit Vorliebe fern der Sandebene der Reichshauptstadt in der Höhe der Entfernung halten. Dieser Hans Georg Meyer hat ein Epos geschrieben, „Eros und Psyche", das zu den hervorragendsten Leistungen der Zeit gehört und an dieser Stelle auch gewürdigt worden ist. Ein Epos, das den alten Stoff von Amor und Psyche behandelt, den auch Hamerling bearbeitete, aber zum Schlusse hin auf eigenartige Weise verändert, was als unberechtigt bekämpft, von uns jedoch registrirt worden ist. Dies Gedicht, das Werk eines abgeklärten, reifen Schulmanns, trotzdem gar keine Schulmeisterpoesie, anscheinend das Endergebniß langer Jahre, hat es zu einer zweiten Auflage gebracht; seinem Werth nach jedoch ist es noch nicht gewürdigt. Ob es sich so leicht in das Programm der Recitatoren einbürgern wird, wohin es gehört? Uns gemahnt es dem Niveau nach an Goethe's „Hermann und Dorothea", eins der reifsten Werke des Dichterfürsten. Es ist das auch solch ein Werk, das den Blick auf die Perspective offen hält, während andere sie verdunkeln und verdecken. Wie diese Verdunkelung auch von Seiten der Literarhistoriker aus gepflegt wird, beweist — wir kommen darauf, weil wir doch einmal bei dem Namen Meyer sind — die Literaturgeschichte von Richard Moses Meyer, einem Schüler Scherer's, der in seiner Schule so manche verderbliche Persönlichkeiten (Schlenther) groß gezogen hat. Diese „Literaturgechichte" ist zwar schon von anderer Seite zerpflückt worden, aber die Coterie, Clique und Claque hält sie immer noch aufrecht und was sie an Verdrehen der Perspective leistet, grenzt an's Unglaubliche. Man hat da das Gefühl, daß kleine Stämme plötzlich als große Bäume erscheinen sollen, Unterhölzer als Baumriesen. Ist es da ein Wunder, wenn derjenige, der so etwas liest und vielleicht auch darauf schwört, daß dieser den Halt vollständig verliert und sich schließlich gleich seinem „Meister" daran gewöhnt, die moderne Durchschnittswaare auf dem Büchermarkt für echte Größen zu halten? Mit dieser „Meierei", die uns neben nahrhafter Milch auch weniger Gutes gespendet hat, wollen wir diese Betrachtung schließen.

Ein Tröstliches ist nur das, daß die Entwickelung des Literarischen sich nach unabänderlichen Gesetzen vollzieht und daß nur die Tagesgrößen vergänglich sind, die sie hindern wollten, so daß das Polemisiren gegen diese sowie die Betrachtung der ganzen Materie eigentlich überflüssig ist, weshalb wir den Leser um Verzeihung bitten müssen, wenn wir ihn überhaupt damit behelligt haben. Indeß denken wir, auch diese Betrachtung wird ihr Gutes haben und Manchem hie und da doch die Augen öffnen in Betreff des Scheingoldes und des wahren Goldes *in der* Literatur. Und, um auf den Eingangs erwähnten *Zwischenfall* zurückzukommen, der uns Anlaß zu diesen Bemerkungen gab: es will uns scheinen, als ob der gute Interviewer, der so warm für den „Fortschritt der modernen Lyrik" eintrat, von Herman Grimm genasgeführt worden ist. Nicht sagen wollte ihm dieser greise und auf einer hohen Warte stehende Gelehrte, daß er die Poesie genannten Schlages nicht kenne, sondern ihm durch die Blume zu verstehen geben, daß er sie nicht achte und schätze und nichts von ihr halte. Daß der Interviewer das nicht begriffen hat und fassungslos ward ob dieses für ihn unbegreiflichen Geständnisses, hat etwas Komisches und erweckt kein günstiges Vorurtheil für ihn. Uns hat dieser Vorfall gezeigt, daß noch andere Richtungen und Wegweiser vorhanden sind, als die sog. maßgebenden Literaten neuer Art wissen, daß es noch etwas Höheres giebt als den Tag und daß ein Mann von unsrer Art, Wilhelm Raabe, dessen Ehrentag wir jetzt feierten, Recht behalten dürfte, der in ketzerischer Unbefangenheit sagte, daß das moderne Theater gar nicht mehr zu den führenden Mächten der Culturwelt gehöre. Zu Berge sträuben müssen sich die Haare Derer, *die* Ibsen, Suder- und Hauptmann für Größen halten, und *auch sie* werden fassungslos sein ob solchen Ausspruchs, der *die Götzen* von den Postamenten stürzt. Aber Wilhelm Raabe wird wohl Recht behalten und diejenigen führenden Mächte, die die Culturwelt leiten, werden wo anders zu suchen sein, etwa bei Raabe selbst. Und auch von anderen Gebieten der Literatur, Lyrik und Roman, wird vielleicht dasselbe zu gelten haben, *was Raabe vom* Theater aussprach; auch sie, Lyrik und Roman, *haben längst* aufgehört, zu den führenden Mächten des Culturlebens zu gehören. Sie gehören nur noch dem Kreise der Literaten und der Coterie an. Cum grano salis natürlich! Gewisse Leute, wir haben sie genannt, lassen wir unangetastet und von ihnen wird wohl dasjenige ausgehen, was für die Zukunft fruchtbringend wird und was eine andere, ergiebige und trostreiche Perspective eröffnet. Vorläufig aber dürfte es bei Goethe's Worten aus dem Divan bleiben:

Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten.

J. R.

Bücherbesprechungen.

— Die Anfänge unserer Religion. Von Lic. Paul Wernle, a. o. Professor an der Universität Basel. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1901. XII und 410 S. gr. 8. Preis 6 ℳ, geb. 8 ℳ — Die Gaben und Güter sind verschieden vertheilt, nicht blos im äußeren Leben, sondern auch die sittlichen und religiösen, selbst unter bewußten Christen, welche auf Grund ihrer eigenthümlichen Gewißheit einer Gemeinschaft mit Gott tiefer Verehrung voll auf Jesum Christum schauen. Die Verschiedenheit ist zum Theil rein persönlicher Art, ist aber zu einem anderen guten Theile durch die volklichen und kirchlichen Umstände bedingt, unter denen sie leben und von denen sie beeinflußt werden. Dort von Jugend auf die Anleitung zu tiefer ehrfurchtsvoller Scheu, welche mit Mühe das Recht, ja die Nothwendigkeit und Pflicht geschichtlicher Betrachtung der Gestalten der heiligen Schrift zur Geltung kommen läßt (vielleicht mit einem schließlichen Umschlagen ins Gegentheil), — hier leicht geschürzte, fast tändelnde Behandlung derselben Gegenstände im Sinne der Profangeschichte, schier ohne Rest von Pietät und Schonung fremden Gefühls. Dort im besten Falle mühsam ernstes Vorwärtsschreiten von Schritt zu Schritt zu größerer Freiheit; hier im gleichen Falle bei wachsender Reife allmäliges Zurückgreifen auf größere Behutsamkeit, und vielfache spätere Selbstverbesserung. Dort möchte man immer wieder zu kräftigem „Vorwärts" mahnen; hier heißt die nöthige Mahnung: Halt! und ne quid nimis! und Nonum prematur in annum! — Der Boden, von dem aus das vorliegende Werk zu verstehen sein wird, ist der von dem Wirrwarr tiefer Parteiungen zerrissene eines schweizerischen Kleinstaates und bekenntnißlosen Kirchenwesens und der modern religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise der christlichen Urgeschichte. Daher vielleicht die Neigung des Verfassers, die sich in der wenig erquicklichen Einleitung zeigt, als geschichtliche Grundlage des Urchristenthums einen „Wirrwarr" von Anschauungen anzunehmen, bei welcher Auffassung die immerhin geschlossene geistige Einheit des israelitischen Volkes ebenso wie der christlichen Urgemeinde zu kurz kommt, die der Verfasser selber später bewußt und kräftig benutzt (vgl. S. 21 f. 26 f.). Eben daher erklärt sich aber auch wohl der, freilich an eine machtvolle deutsche Schule sich anlehnende, beträchtliche Wagemuth des mit nicht geringen Gaben ausgerüsteten, aber noch jungen Verfassers: eine zusammenhängende geschichtliche

Darstellung der ganzen urchristlichen Verkündigung und Lehre nach verhältnißmäßig flüchtigen Studien und eindrucksvoller, aber kurzer Lehrthätigkeit abzufassen, und zwar — um sich mit einer solchen Darstellung von diesem Arbeitsgebiet beim Uebergange in ein anderes vorläufig zu verabschieden. Bisher schlossen etwa selbst so hervorragende Gelehrte wie C. Weizsäcker mit einer solchen Bemühung die Arbeit eines ganzen Gelehrtenlebens ab! Die hiermit bekundete Kühnheit wirkt um so überraschender, als, wie von anderer Seite mit Recht bemerkt worden ist, in dem ganzen Buche keine einzige Bibelstelle und keine einzige Seite der gewaltigen Fülle von gelehrten Arbeiten angeführt wird, die der Verfasser voraussetzt und verwendet. Niemand wird leugnen, daß einem solchen Vorgehen nicht wenig von dem anhaftet, was der classische Grieche Hybris nannte, und ernste Freunde von Theologie und Kirche werden nicht umhin können, die Gefährlichkeit desselben in der Richtung auf Verwirrung der Gemüther und Entwöhnung von ernster Arbeit sorgend zu empfinden und pflichtschuldig zu betonen. Inzwischen hat die Sache immerhin noch eine andere Seite. Vielleicht haben sich in den letzten Jahrzehnten die Verhältnisse in Kirche und Theologie geändert, und es ist jetzt möglich, gerade in Folge jener Vorarbeiten, daß ein jüngerer Theologe spielend einheimse, was Andere erarbeiteten, und in gefälliger Form vortrage, was „die Spatzen auf den Dächern pfeifen"? Etwas davon wird in der That der Fall sein. Mit jedem Jahr, ja mit jedem Tage mehr ward und wird zum geistigen Eigenthum weiter Kreise die Einsicht von der geschichtlichen Bedingtheit der urchristlichen Verkündigung und ihrer Träger, und immer drängender und brennender die Nothwendigkeit ihrer umfassenderen Berücksichtigung und Verwendung in der theologischen Wissenschaft und schließlich auch in der kirchlichen Unterweisung. Und von dieser Thatsache aus gewinnt das vorliegende Buch, auch wenn man die vorhin ausgesprochenen Bedenken voll aufrecht erhält, die Bedeutung eines beachtenswerthen, keineswegs nur unerfreulichen Zeichens der Zeit und verdient ernste, wenn auch mit größter Vorsicht zu verbindende Beachtung, sonderlich im Hinblick auf seine gefällige und anziehende Form und die werbende Kraft der Verlagshandlung, welche ihm vermuthlich eine nicht eben geringe Wirkung verschaffen werden. — Was den Inhalt des Buches anlangt, so wird, abgesehen von der oben bereits gekennzeichneten Einleitung, auch die ernsteste Geschichtsbetrachtung den Ausführungen des Verfassers vielfach ihre Zustimmung nicht versagen können, um so weniger, als dieselben ja auf Schritt und Tritt die Ergebnisse der bisherigen Arbeit verwerthen; und zwar nicht ohne Geschmack und eigene religiöse Tiefe, vermöge welcher Eigenschaften der Verfasser vor vielen Wunderlichkeiten neueren Schulbetriebes bewahrt bleibt, da er im Allgemeinen mit Recht die menschliche „Gottesgemeinschaft" als den Mittelpunkt der urchristlichen Verkündigung versteht, von dem aus die Einzelheiten zu begreifen seien (vgl. S. 34 ff.). Selbstverständlich ist trotzdem bei der großen Fülle mehr oder weniger gewagter Einzelbehauptungen eines solchen umfangreichen Buches eine rückhaltlose Zustimmung im Einzelnen so wenig möglich wie eine runde Ablehnung. Dazu fehlt es auch dem Verfasser von vornherein zu sehr an dem Verständniß für den geistigen Halt, den eine Volksseele wie die jüdische an einer einheitlichen Gedankenrichtung hat und den einzelnen Volksgliedern mittheilt: es fehlt an leitender Einheit der Gedanken; die thatsächlich vorhanden gewesene wird übersehen. Dies zeigt sich nicht zuletzt in dem sonst sehr lesenswerthen und der Wahrheit nicht entbehrenden Abschnitte über die Lehre Jesu, welcher beispielsweise hier angezogen sei, unter Hinweis auf die Beweisführung des Unterzeichneten in seinem Buche über die „Vorstellung vom Reiche Gottes" (Leipzig, Deichert, 1893—96). In diesem Abschnitte ist sehr ansprechend eine starke Betonung des geheimnißvollen Selbstbewußtseins Jesu und der geschichtlichen Bedeutung seiner Person überhaupt, welche nicht minder löblich mit Entschiedenheit von dem damaligen jüdischen Volksboden aus gewürdigt werden soll. Allein jene Bedeutung ist für den Verfasser im Wesentlichen die doch zuletzt unmeßbare und darum auch geschichtlicher Würdigung sich entziehende des religiösen Genies, und im Zusammenhange mit dieser, der oben gekennzeichneten Grundstimmung des Verfassers genehmen, Auffassung steht ein starker Mangel an Ernst in der Richtung auf wirkliche Geltendmachung der geschichtlich unleugbaren Bestimmtheit Jesu durch die israelitisch-jüdische Gedankeneinheit. Dieser Mangel spitzt sich zu bei der leichten Würdigung der Vorstellung Jesu vom Reiche Gottes und in der völligen Abwesenheit einer Verwendung des Kreuzestodes Jesu, der doch vermuthlich nicht mit Unrecht von der in solchen Dingen auch nach dem Verfasser (S. 37) nicht schlecht berathenen kirchlichen Theologie als die belangreichste Krönung des Wirkens und Lehrens Jesu empfunden worden ist, als solche aber von der neueren Theologie trotz meiner bez. Ausführungen (a. a. O.) noch immer übersehen zu werden pflegt. Infolge dessen fehlt bei dem Verfasser an der Darstellung der Lehre Jesu einerseits Jesu strenge und treue Bindung an seines Volks Gedankenkreise — bis zum Tode am Kreuze (Phil. 2), andererseits aber auch die Erkenntniß, daß diese Bindung eben mit Ausschluß aller Willkür am Kreuze nach Jesu eigener Absicht ihr bewußtes, im besten Sinne tragisches Ende gefunden hat. Und dieser Mangel an eigner Schärfe und an Würdigung des Zusammenhanges der biblischen Gedanken begleitet begreiflicherweise auch weiterhin die Ausführungen des sonst so gedankenreichen und anregenden, obwohl eben nicht ausgereiften Buches und macht insoweit ihre Tragkraft für gewünschte dogmatische Folgerungen (z. B. S. 52 f.) durchweg mindestens fraglich. Ein lehrreiches Beispiel davon ist die verblüffende Behauptung des Verfassers (S. 46), die Bergpredigt enthalte „eine große Fülle hoher Vorschriften ohne innere Verbindung", während man sie in Wahrheit (etwa mittels Weber's jüdischer Theologie) leicht als eine ziemlich einheitliche Kritik der pharisäischen Theologie begreifen kann. Was dort folgt (S. 46 ff.), zeigt übrigens den Einfluß moderner Ritschl'scher Kategorien, vor denen man sich bei Jesu Lehre hüten sollte. Begreiflicherweise leidet hierbei auch die Ausdrucksweise. Mißlich sind z. B. außer S. 35 f. die Ausführungen über den „Enthusiasmus" Jesu S. 40 f., mißlich ist die Verwendung des Wortes „Kirche" für die jüdische Cultusgemeinschaft, z. B. S. 22, 28 u. ö.; mindestens mißverständlich und für einen Theologen unschön ist die oft wiederkehrende Wendung „Erlösung von den Theologen" (z. B. S. VI, 60), und sehr verwunderlich die Hereinziehung des — Korans in den Bereich der jüdischen und christlichen Apokalypsen S. 35. — Bei dieser Gelegenheit sei endlich einmal in Berichtigung einer früheren Aussage des Unterzeichneten (Wiss. Beilage 1900, Nr. 85) nachgetragen, daß die Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, herausgegeben von Dr. Erwin Preuschen (Gießen, Ricker'sche Verlagshandlung), nach Versicherung des Herausgebers kein Parteiunternehmen in dem dort vermutheten Sinn ist, sondern lediglich als eine Stätte rein geschichtlicher Betrachtung des Urchristenthums gemeint ist, als welche sie übrigens auch damals bereits beschrieben wurde. G. Schnedermann.

— Heinrich Sienkiewicz, Quo vadis? Roman in zwei Bänden. Autorisirte Ausgabe. Elfte Auflage. 8°. 120 und 176 S. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag. — Dieser Roman ist mehrfach ins Deutsche übersetzt worden und hat überhaupt eine weite Verbreitung gefunden. Die vorliegende Uebersetzung ist zugleich eine ganz bedeutende Verkürzung, wie die Vergleichung mit der uns vorliegenden autorisirten Uebersetzung von E. u. R. Ettlinger, die bei größerem Format 616 Seiten umfaßt, ergiebt. Manchem aber ist vielleicht diese Kürzung nicht unwillkommen. Der Roman des vielgenannten polnischen Schriftstellers versetzt uns in die Zeit der Christenverfolgung unter Nero und schildert sehr anschaulich die entsetzlichen Leiden und Todeskämpfe der ersten Bekenner in Rom, aber unter allem äußeren Druck und Unterliegen die geistigen Triumphe der neuen weltüberwindenden Glaubensrichtung und der christlichen Liebe. Daneben läßt er den Leser in die ganze sittliche Versunkenheit am römischen Hofe blicken und zeichnet besonders Nero's Bild mit erschreckender Deutlichkeit und Wahrheit. Verflochten ist damit eine fesselnde Handlung, eine anziehende Liebeshistorie, die mit reiner, zarter Hand geschrieben ist. Der Roman lehnt sich an die römische Legende, wonach der Apostel Petrus aus Rom vor der Verfolgung weicht, aber auf der Flucht Christum sieht, der nach Rom geht; auf die Frage: Quo vadis, Domine? antwortet ihm der Herr: „Da du mein Volk verlässest, so gehe ich nach Rom, um mich zum zweiten Male kreuzigen zu lassen." Da kehrt Petrus um und erleidet den Märtyrertod. Wenn auch der Roman in eine Verherrlichung Roms, als Weltbeherrscherin, hinausläuft, so glauben wir doch, daß die vielfach geäußerte Meinung, er stehe im Dienste der Propaganda, eine sehr übertriebene ist. Nur hier und da merkt man den katholischen Schriftsteller. Einen historischen Roman kann man den vorliegenden, streng genommen, wohl nicht nennen. D. K.

— Leo Tolstoi, Der Sinn des Lebens. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumilow. Fünftes bis

siebentes Tausend. 8. 92 S. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1901. Geheftet 75 ₰. — Aus verschiedenen Briefen, Tagebüchern, noch unvollendeten Entwürfen und anderen Privatpapieren des Grafen Tolstoi sind, wie wir der Einleitung der vorliegenden Schrift entnehmen, die einzelnen mehr oder weniger aphoristischen Stücke derselben zusammengefügt und zwar von A. Tschertkoff, dem Freunde und Schüler Tolstoi's, doch mit Genehmigung des Letzteren herausgegeben und in seinem Sinne gesichtet und zusammengesetzt. Nachdem wir bereits in dem „Aufruf an die Menschheit“ und den dieser Schrift angehängten Ansichten über Religion ähnliche Gedanken Tolstoi's beleuchtet haben, vermögen wir nach Durchsicht dieser neuen an Wiederholungen sehr reichen Broschüre der Verlagshandlung leider nicht zuzustimmen, wenn sie in einer beigegebenen Besprechung meint, daß diese Ausführungen, welche sich allerdings mehr auf ethischem Gebiet bewegen, auch in den conservativsten und orthodoxesten Kreisen keinen Anstoß erregen werden. Ein wirkliches Ziel des Lebens giebt es nach Tolstoi nicht und kann es nicht geben, nur die Richtung des Weges zu erkennen und einzuschlagen ist unsere Aufgabe. Diese Richtung ist der s. g. Wille Gottes und diesen zu üben und so das Reich Gottes zu begründen, ist der Sinn des Lebens. Dabei geht Tolstoi auch sogleich auf sein Lieblingsthema, das sociale Gebiet, über und sieht in der Begründung des Reiches Gottes auf Erden auch sofort die gänzliche Umgestaltung dieser egoistischen, unvernünftigen, auf Haß und Vergewaltigung basirten Einrichtung des Lebens. Dabei ist sein Gott ein sehr allgemeines, unfaßbares, flüssiges Etwas oder Alles: „Durch unzählige und verschiedenartige Röhrchen strömt eine Flüssigkeit, ein Gas oder ein Licht. Dieses Licht ist die ganze Kraft des Lebens — Gott. Die Röhrchen sind wir Alle, alle Wesen.“ So seine Weltvorstellung und sein Gottesbegriff. Der Schrift ist ein Anhang beigegeben über den Selbstmord und die religiöse Erziehung. In der Möglichkeit, sich zu tödten, sieht er ein Sicherheitsventil, will aber die Oeffnung desselben nicht empfehlen und meint, daß der Mensch, so lange er lebt, die Möglichkeit der Vervollkommnung und die Aufgabe hat, der Welt zu dienen. Ungeheuerlich aber klingt, was Tolstoi über den hergebrachten Religionsunterricht äußert, über die Wunder und „unsittlichen“ Erzählungen der Bibel. Das heißt nach seiner Ansicht so viel, als aus Sagen eine ganze Lehre herstellen und diese den Kindern als vernünftige Geschichte beibringen wollen. Schreckliches, Dummes, Grausames findet er darin, „das fürchterlichste Verbrechen, das man sich vorstellen kann“, und wodurch die Seelen der Kinder „verkrüppelt“ werden. „Das Martern, Morden und Nothzüchtigen von Kindern ist nichts im Vergleich mit diesem Verbrechen.“ (S. 89.) Wer nun nicht abläßt, biblischen Religionsunterricht zu ertheilen, hört, was er ist.

D. K.

— Lesebuch für Fortbildungs-, Fach- und Gewerbeschulen nebst fachkundlichen Anhängen. Herausgegeben von Leipziger Fortbildungsschuldirectoren und Lehrern. A. Allgemeiner Theil. Leipzig, Verlag von Alfred Hahn 1901. 428 S. gr. 8. Preis geb. 1,60 ℳ — Noch bevor mir das vorliegende Buch zur Besprechung zugeschickt wurde, hatte ich ein Exemplar in eine Sitzung mitgenommen, um es einem Standesgenossen vorzulegen. Bei dieser Gelegenheit schob ich es einem danebensitzenden Gewerbtreibenden zu, der es erst flüchtig durchblätterte, dann genauer ansah, bald sich gründlich hinein vertiefte, ganze Stücke durchlas und sich schließlich den Titel abschrieb, um das Buch bei einem Buchhändler für sich zu bestellen. Er erklärte mir, er wolle es nicht nur selbst lesen, sondern auch als Familienlesebuch benutzen. Mit richtigem Blicke hatte er die Wichtigkeit dieses neuesten Lesebuchs als Volksbildungsmittels erkannt. Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste handelt von dem Berufsleben und zwar zunächst von den Personen, deren Ausbildung in der Lehre, auf der Wanderschaft, als Arbeiter und als Unternehmer in 4 Abschnitten behandelt ist. Als besonders wichtig sei noch hervorgehoben, daß das Buch den modernen Verhältnissen und Anschauungen entgegenkommt, indem die neuzeitlichen Verhältnisse und deren geschichtliche Entwickelung besonders ins Auge gefaßt sind. Dies tritt namentlich auch in dem zweiten Theile hervor, der von der Arbeit im Berufe handelt. Roh- und Hilfsstoffe, Betriebsmittel, Betriebsarten bieten eine Fülle wichtigen und fesselnden Stoffes. Verwiesen sei auf den zeitgemäßen Aufsatz: Bildet Genossenschaften! von K. Wilh. Altenberger, Das Handwerk in der Gegenwart nach Büchner, In der Maschinenfabrik von Karl Krause in Leipzig von O. Wittig. Als hervorragend gelungen ist die Form der Aufsätze zu bezeichnen. Großer Werth ist auf solche Lesestücke gelegt worden, die durch lebensvolle, anschauliche und packende Darstellung das Interesse des Lesers zu erregen und dauernd zu fesseln vermögen. Die Gesprächsform ist mit Glück verwendet. Als Beispiele erwähnen wir Stücke aus dem Abschnitte über das gesellige Leben mit seinen Unterabtheilungen: Familie, Gemeinde, engeres und weiteres Vaterland. Wir finden da ein Protokoll über eine Sitzung der Stadtverordneten zu Leipzig, eine Reichstagsverhandlung nach dem stenographischen Berichte, einen Aufsatz: Wie der Staat dem Gewerbtreibenden sein Recht wahrt von A. Hanns, Der Elektromotor im Kleingewerbe von J. Epstein, Bei der Morgensprache von Julius Wolff. Daß das Buch als Lehrmittel für die Fortbildungsschule besonders werthvoll ist, ergiebt sich darnach von selbst. Ist es doch von Directoren und Lehrern der Leipziger Fortbildungsschulen auf Grund jahrelanger Beobachtung und Erfahrung geschaffen worden. Der Aufgabe des Lesebuchs entsprechend ist es vortrefflich geeignet, die Ausgestaltung einer richtigen Weltanschauung und einer idealen Lebensauffassung zu bahnen, besonders aber den Schüler zu befähigen und geneigt zu machen, sich zum Selbstunterrichte und zur Selbsterziehung des Mittels einer geist- und sprachbildenden Lectüre zu bedienen. — Während dieser Theil A die allgemein bildenden Stoffe behandelt, soll der noch in Aussicht stehende Theil B den einzelnen Berufen und Gruppen besonders geeigneten Stoff bringen und den fachlich gegliederten Schulen den allgemeinen Theil ergänzen. Mit Interesse sehen wir diesem Bande entgegen. Haben sich doch auch die bereits erschienenen fachkundlichen „Aufgaben für Rechnen und Geometrie in Bauhandwerkerclassen“ (von H. Spielmann) und die „Aufgaben zur Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung“ (von O. Nestler) großen Beifalls zu erfreuen gehabt.

R.

— Schreiber, Prof. Dr. P.: Abhandlungen des königlich sächsischen meteorologischen Institutes. Heft 6. Die Niederschlags- und Abflußverhältnisse im Gebiet der Weißeritz während der Jahre 1866 bis 1900 und die sich daraus ergebende Einwirkung von Stauanlagen auf die Nutzung des Wassers und die Abflußvorgänge. Leipzig, 1901, Arthur Felix. — In anerkennenswerth kurzen Intervallen folgen die „Abhandlungen“ des Institutes einander und beschäftigen sich der Mehrzahl nach mit der Hydrologie vaterländischer Flüsse. Kaum sind vier Monate verflossen, daß uns die rührige Direction im 5. Hefte eine auf ein vierjähriges Beobachtungsmaterial gestützte Untersuchung über die hydrographischen Verhältnisse der Weißeritz vorlegte, die sie trotz ihrer Gründlichkeit und Eigenartigkeit bescheiden als „orientirende“ bezeichnete, und heute schon ist im vorliegenden 6. Hefte das alte Thema an einem 35jährigen Zahlenmateriale bis auf die Frage des Hochwasserschutzes erschöpfend zum Abschluß gebracht worden. In den ersten drei Abschnitten stellt der Verfasser die rein meteorologischen Verhältnisse: Größe der Abflußgebiete, der Niederschlags- und Abflußhöhen fest. Dann erst geht er zu der schwierigen Darlegung der Einwirkungen der Thalsperren über, wobei er wieder streng die Wassernutzung durch die Motoren der einzelnen Wasserwerke (Abschnitt 4) von der Wasserführung (Abschnitt 5) des Flusses unterscheidet. In beiden Abschnitten werden zunächst die Verhältnisse bei natürlichem (ohne Sperren) Ablaufe des Wassers dargelegt, und erst dann wird das Verhalten der Sperren bei vollem und bei abgemindertem Betriebe untersucht. Den Schluß von Abschnitt 4 bildet die Bestimmung der Wassermenge, welche ohne Verminderung des jetzigen Betriebes dem Flußlaufe zu anderen Zwecken entzogen werden kann, und den von Abschnitt 5 die Ermittelung der Fassungsräume der Sperren, welche zur sicheren Lieferung der Mindestwasser nöthig sind. Wir müssen es bei der kurzen Inhaltsangabe bewenden lassen, wenn wir nicht ganz ausführlich über die Arbeit berichten wollen. Die Neuheit der Sache, eine ungewöhnte und doch nothwendige Terminologie, das reiche Zahlenmaterial bringen es mit sich, daß ein kurzer Bericht für das große Publicum unverständlich bleiben müßte. Wir heben aber ausdrücklich hervor, daß wir uns keine bessere theoretische Vorarbeit für die in Sachsen zur Zeit geplanten Sperranlagen denken können, als die vorliegende, und daß die an der Sache zunächst interessirten Kreise der Direction zu Dank verpflichtet sind, wenn diese durch Anspannung aller Kräfte die rechtzeitige Herausgabe dieser beiden Hefte (5 und 6) ermöglichte. Sicher hat sie dabei manche andere nothwendige Arbeit zurückstellen müssen.

J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 117. Dienstag, den 1. October, Abends. 1901.

Wilhelm Raabe nach seinem siebzigsten Geburtstage
oder
Wie ein deutscher Dichter geehrt wurde.

Braunschweig ist eine interessante Stadt, reich an geschichtlichen Erinnerungen und an Denkmälern einer großen, vergangenen Zeit. Wenn man durch die alten Straßen geht, so glaubt man sich in die Zeiten der alten Hansa zurückversetzt, als die Welfenstadt für Norddeutschland den Ton angab und vor vielen anderen Schwesterstädten durch Reichthum, Würde und Kunstsinn sich auszeichnete. Braunschweig ist auch in der deutschen Literaturgeschichte manches Mal rühmlich bekannt geworden, es beherbergt auf seinen friedevollen, baumbeschatteten Gottesäckern die Gräber eines Lessing, eines Jerusalem, eines Leisewitz. Aber die Neuzeit mit ihrer hastigen Entwickelung hat den Braunschweiger Bürgern vielfach die Erinnerung an die ruhmreiche Zeit geraubt, das Gedenken an die glorreiche politische Vergangenheit und an die literarische Glanzepoche hat einen schweren Kampf bestehen müssen mit der modernen Berühmtheit Braunschweigs, die sich auf Spargel, Honigkuchen und Leberwürste gründet, — und die letztere hat recht häufig den Sieg davongetragen.

Aber die alten Zeiten wachen wieder auf. Seit Wochen und Monaten raunte man sich zu, daß in der guten Stadt Braunschweig ein berühmter Dichter wohne; nicht nur in den Theegesellschaften und literarischen Kränzchen, sogar in den Bierstuben und den Bürgerhäusern wurde davon gesprochen, und manch Einer wandte mal extra eine Mark daran und ging in Herbst's Weinstube, wo der große Mann regelmäßig des Abends zu finden sein sollte — und wo man ihn auch fand und sah, notabene wenn er zufällig das große Zeitungsblatt vor seinem Gesichte herabsinken ließ.

Daß der Mann schon seit 31 Jahren in ihrer Mitte wohnte und daß er in dieser Zeit ein Viertelhundert der köstlichsten, geistvollsten und tiefsinnigsten Erzählungen geschrieben hatte, daß in diesen Decennien eine auserlesene, immer wachsende Schaar von Lesern und Verehrern im deutschen Vaterlande sich in treuer Liebe um ihn geschaart hatte und bei seinem Namen das Herz höher klopfen fühlte, das war den guten Philistern natürlich nicht bekannt. Wilhelm Raabe — war es wirklich etwas Besonderes um ihn, der ganz so aussah wie andere Sterbliche und gar kein Aufsehens von seiner Person machte?

Der 8. September hat den guten Braunschweigern die Augen geöffnet, wenn sie nicht vorher schon aus den zahllosen, immer mehr anschwellenden Zeitungsartikeln gemerkt hatten, daß es doch etwas Besonderes um ihren Mitbürger war. Da traten sie aus ihrer stillen Verborgenheit hervor, die zahlreichen Freunde des Meisters, da kamen sie von Nah und Fern, die Mitglieder der Raabe-Gemeinde, da holte man ihn selbst aus der stillen Verborgenheit seiner Studirstube hervor und stellte ihn, den lieben alten prächtigen Herrn mit den guten tiefen Augen und dem so bezaubernd bescheidenen Wesen, vor aller Welt auf das Piedestal — und siehe da, er machte gute Miene zum bösen Spiele, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, er ließ sich geduldig zu seinem bayrischen Maximiliansorden noch vier andere hohe Orden und Medaillen umhängen, nahm die beiden Ehrenbürgerbriefe seiner Geburtsstadt und seiner jetzigen Heimath freundlich entgegen, desgleichen drei Doctordiplome, mehrere Adressen und viele andere Ehrungen und machte zu alledem ein so liebes, freundliches Gesicht, daß man's merken mußte, wie in seinem Herzen doch ein stiller Stolz, eine dankbare Freude aufkeimte. Die Braunschweiger aber standen auf dem weiten Platze des Altstadtmarktes, soweit sie im Rathhaussaale nicht hatten Platz finden können, und als der Meister zu seinem Wagen ging, rief man ihm brausende Hochrufe nach — nun wußten die guten Braunschweiger ganz gewiß, daß sie einen berühmten Mann, einen großen Dichter in ihrer Mitte hatten.

Kennen unsere Leser Wilhelm Raabe? Kennen sie auch seine Bücher, den Hungerpastor und die Chronik der Sperlingsgasse und Horacker, um nur die bekanntesten zu nennen? Ich wünschte wohl, alle deutschen Männer und Frauen kennten ihn so, wie ich ihn kenne, nicht nur aus seinen Büchern, sondern auch in seinen Lebensanschauungen, in seiner Lebensweise, in der ganzen schlichten und zugleich so erhabenen Würde seines Wesens. Dann würden sie verstehen, daß die Feier des siebzigsten Geburtstages dieses Mannes ein ganz besonderes Gepräge trug, das diese Feier vor vielen anderen Geburtstagsfeiern und ehrenden Festen auszeichnete. Eins nämlich war unverkennbar das Gepräge dieses 8. Septembers, daß man den gefeierten Mann nicht nur ehrte und nach Verdienst erhob, sondern daß man ihn lieb hatte, von Herzen lieb hatte, und daß dieses gemeinsame Gefühl einer treuen Liebe zu dem Meister die Hunderte von Festtheilnehmern, die aus allen Theilen Deutschlands gekommen waren, umschlang und aneinander schloß.

Wie sollte man ihn auch nicht lieb haben, den Mann, der seine großen Geistesgaben, sein unvergleichliches Erzählertalent und seinen unerschöpflichen Gedankenreichthum sein Lebelang im Grunde nur darauf verwandt hat, die armen, verlassenen, verwaisten, ungeliebten Menschenkinder hinter den Hecken und Zäunen hervorzuholen und sie seinen Lesern entgegenzuhalten mit der Aufforderung: Habt sie lieb, wie ich sie lieb habe! Seht, in diesen Wildlingen, diesen Verstoßenen wohnt auch eine liebeverlangende, heimwehkranke Seele, habt sie lieb und gebt ihnen wieder eine Heimath, damit ihr selbst, ihr Gesättigten und Befriedigten, aufs Neue erkennt, wie doch das größte Glück des Deutschen darin besteht, eine Heimath zu haben, ein still umfriedetes Stück Erde, das er sein eigen nennt und in welchem er mit seinem ganzen Wesen einwurzeln kann! Wie sollte man ihn nicht lieb haben, der uns die tiefste Sehnsucht unserer Herzen, den Hunger unserer Seele nach der Ewigkeit, so wunderbar ergreifend gedeutet hat und uns dann zum Dienst dieser Sehnsucht geworben hat: „Gieb deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!“ Diesen Mann, der uns lange vor dem Auftreten der Gründeutschen die erlösende Formel gegeben hat, die den Widerstreit zwischen dem Diesseits und Jenseits aufhebt, den Gegensatz zwischen Naturalismus und Idealismus zu einem harmonischen Klange zusammenwob in seinem ebenso tiefen wie einfachen Worte: „Blick' auf zu den Sternen und habe Acht auf die Gassen!“

Gewiß, man muß ihn lieb haben, den deutschen Mann mit dem Herzen voll brennender Liebe zu seinem Volke, dessen innerstes Wesen er durchschaut hat wie selten einer, den ehrlichen Mann, der kein Blatt vor den Mund nimmt und es dabei doch nur ein einziges Mal fertig gebracht hat, einen wirklichen Schurken zu schildern, den bescheidenen Mann, der fast ein halbes Jahrhundert gearbeitet, gedacht und geschrieben hat, ohne von weiteren Kreisen beachtet zu werden, und der trotz aller Nichtachtung und unverdienten Zurücksetzung nicht bitter und an seinem Lebensberufe nicht irre geworden ist.

Aber wer ihn noch näher kennt, als aus seinen Büchern, wer mit ihm in persönlichem Verkehr stehen darf, der legt auf dieses Wort von der Liebe doch noch einen innigeren, herzlicheren

Ton. Zweierlei macht Wilhelm Raabe zu einem vorbildlichen Manne, seine umfassende Gelehrsamkeit und sein feines, liebenswürdiges Wesen.

Seine Gelehrsamkeit, insbesondere auf dem Gebiete der Welt- und Literaturgeschichte, ist verblüffend. Als ich neulich beim Glase Wein mit ihm zusammensaß, kamen wir im Laufe des zwanglosen Gesprächs auf die Schlacht bei Aktium zu sprechen, und er declamirte die auf diese Schlacht bezügliche Horazische Ode ohne Anstoß „Nunc est bibendum" u. s. w. Ein anderes Mal, als wir von alten Volksliedern sprachen, recitirte er frei aus dem Gedächtnisse eines der alten, süßlichen Schäferlieder mit zahllosen Versen. Den einen großen Vortheil hat ihm sein fleißiges Geschichtsstudium eingebracht, daß er einen klaren Blick für die innere Geschichte Deutschlands gewonnen hat und daß er, der im Lande Braunschweig geboren ist und einige seiner schönsten Jahre in Württemberg verlebt hat, ein geradezu begeisterter Anhänger der Hohenzollern geworden ist. Vor Allem beherrscht er naturgemäß die deutsche Literaturgeschichte. Wenn ihm dabei auch der Umstand zustatten kommt, daß er während seiner Stuttgarter Jahre die meisten der hervorragenden deutschen Dichter und Schriftsteller persönlich kennen gelernt hat und daß noch heute viele unserer bekanntesten Dichter nach Braunschweig kommen, um den Meister Raabe zu grüßen, so ist es doch erstaunlich, aus einzelnen, kurz hingeworfenen Bemerkungen zu entnehmen, wie er in der deutschen Literatur lebt und zwar nicht nur derjenigen seiner Jugend und seiner Mannesjahre, sondern auch in derjenigen der modernsten Zeit. Man kann nicht behaupten, daß ihm die Modernen immer gefielen, dazu ist er denn doch ein zu grunddeutscher und zu idealistisch gerichteter Mann; aber er ist auch ebensoweit davon entfernt, sie grundsätzlich zu verwerfen.

Damit komme ich auf den zweiten Punkt, in welchem Wilhelm Raabe uns vorbildlich sein kann, sein feines, im Urtheil zurückhaltendes und Niemanden verletzendes Wesen. Selten wird man von ihm, Scherzworte etwa ausgenommen, ein schroff ablehnendes Urtheil über irgend eine Person oder irgend ein Ereigniß hören. Als ein weiser Mann, der mit offenen Augen den Lauf der Welt manch liebes Jahr beobachtet hat, steht er über den kleinlichen Streitereien des Tages und weiß, daß nichts in der Welt ohne Zweck geschieht. Einer seiner Freunde wurde neulich in widerwärtiger Weise beleidigt, und ich sprach ihm offen meine Entrüstung darüber aus; er aber entgegnete lächelnd: Das schadet nicht, solche Dinge müssen auch mal passiren; wer weiß, wozu es gut ist! Wie hat man ihm selbst mitgespielt, indem man ihn rücksichtslos beiseite schob und zu dem alten Eisen warf! Da mag er im Kampf gegen die eigene Selbstsucht und Ruhmsucht gelernt haben, alle Thorheiten der Menschen in einen höheren Plan einzuweben und sich im Ausblick auf den endlichen Sieg des Guten zu bescheiden. Wilhelm Raabe ist nicht das, was man einen höflichen, formfeinen Mann nennt, wenn er auch selbstverständlich die unter Gebildeten üblichen Umgangsformen beherrscht. Wohl aber wissen wir, die wir zu seiner näheren Umgebung gehören, sehr genau sein treues, gutes Herz zu schätzen, und haben oft unsere helle Freude daran, wenn dieser Grundzug seines Charakters nach außen zu Tage tritt.

Daher haben wir uns nicht besonders darüber gewundert, daß sein siebzigster Geburtstag sich zu einer so herzlichen, von großer Liebe getragenen und verklärten Feier gestaltete; aber gefreut haben wir uns doch darüber, um unseres Meisters willen, daß er endlich, nach so langen Jahren der Einsamkeit und des Wartens, den warmen Hauch der Liebe spüren durfte, der ihm aus seinem geliebten deutschen Volke entgegenwehte. Möchte ihm diese Liebe, immer weitere Kreise ergreifend und entzündend, die Tage seines Alters verklären, und möchten nicht nur die Braunschweiger, sondern alle deutschen Männer und Frauen erkennen, daß in ihrer Mitte ein großer deutscher Dichter, ein edler Mann mit gutem Herzen wohnt! **Alb. Warneke.**

Bücherbesprechungen.

— **Weltgeschichte.** Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch von Dr. **Herman Schiller**, Geheimem Oberschulrath und Universitätsprofessor a. D. **Dritter Band:** Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1901. VIII, 771 + 88 S., 8°. Preis: 10 ℳ — Zunächst meine unverhohlene Anerkennung der Unvoreingenommenheit der Verlagshandlung, die trotz ungünstiger Besprechungen die Fortsetzungen einsendet. Ich gehöre ja nicht zu den „Kritikern", die an ersten Bänden nur geringe Ausstellungen machen und erst den Schluß herunterputzen, habe aber mein objectiveres Verfahren sehr oft mit dem Reißen des Drahts büßen müssen. Spemann's entgegengesetztes Verhalten verdient deshalb besonderes Lob. — Vom Ausgange des Mittelalters bis zur französischen Revolution (= Neuzeit, I. Theil) oder, wie Schiller sagt: die Uebergangszeit vom MA. zur NZ., das ist der Inhalt des vorliegenden Bands. Da sich der Verfasser damit immer mehr von jenen Gebieten entfernt, wo er noch am ehesten zu Hause war, so würde man seiner Arbeit Unrecht thun, wollte man in ihr im Wesentlichen eigene Forschungsergebnisse erblicken; besser thut man, den Hauptnachdruck auf das Wörtchen „Handbuch" zu legen. Gegenüber der ausgesprochenen Feindseligkeit, womit der Herr Geheimrath, der ob seiner unbestreitbaren pädagogischen Verdienste auch heute noch über einen gewissen Einfluß verfügt, meiner „Weltgeschichte" den Weg versperren möchte, und trotz der Beobachtung, daß zahlreiche Quellenanführungen lediglich Decoration, aufgepappter Stuck sind, verfehle ich auch dies Mal nicht, den großen Fleiß hervorzuheben, womit diese Stoffmenge (Reformation und Gegenreformation in Mittel- und Nordeuropa, Blüthezeit und Niedergang Polens, Aufkommen Rußlands, Türkische Vorherrschaft in Südeuropa, Absolutismus, Bildung der Großmächte und Aufklärung, Nordafrika und Ostindien, Nordamerika und Ostasien) zusammengetragen ist und — was an diesem Bande angenehm auffällt — in leidlicher Ordnung vorgeführt wird: schon rein physisch genommen, eine nicht geringe Arbeitsleistung. Zwei Karten (Europa 1648 und 1740; die zweite mit 3 Cartons) sind dafür etwas wenig; von Nachdenken zeugen die Auswahl der 20 schönen Bildnisse und vor Allem die der Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses dienende Sammlung von 60 Quellen im Auszuge (Luther's Thesen — Verfassung der Vereinigten Staaten). *Ht.*

— **Aus Englands Flegeljahren.** Von Dr. Alexander **Tille**, 1890—1900 Docent an der Universität Glasgow. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1901. 408 Seiten. — Wir haben vor Kurzem an dieser Stelle (W. Beil. d. L. Z. Nr. 82 vom 23. Juli 1901) einem Buche über England (Ein Jahr in England von Prof. Dr. L. Kellner) eine empfehlende Anzeige mit auf den Weg geben können, wir wollen heute das Gleiche mit dem Buche Dr. Tille's thun. Zwei bemerkenswerthe Unterschiede zwischen diesen Büchern seien dabei aber gleich hier im Anfang hervorgehoben: wenn uns das Kellner'sche Buch vielfach an einer allzu optimistischen Auffassung aller englischen Zustände zu leiden schien, so glauben wir, daß Tille in dieser Beziehung zuweilen wieder etwas zu schwarz färbt, wenn Kellner's Buch sich leicht und glatt las, und gleichsam mehr nach Feuilletonart durch einzelne herausgegriffene gute Momentaufnahmen englisches Leben beleuchtete, so liest Tille's Buch sich schwerer, es operirt viel mit Zahlen und Statistiken und sucht wissenschaftlicher die inneren Zusammenhänge der zu Tage tretenden Einzelerscheinungen zu erfassen. Im Ganzen ist Tille's Urtheil über England und für seine Zukunft nicht günstig, was Tille da über die englische Politik, über den englischen Volkscharakter 2c. sagt, wird man als begründet gelten lassen müssen, ebenso das über die schlimmen Zustände und Aussichten beim englischen Heerwesen, wir bekommen hier eine geradezu vernichtende und mit guten Belegen versehene Kritik des englischen Militarismus zu lesen. Aeußerst interessant ist auch das Capitel über das englische Schulwesen und seinen Einfluß auf die Ausbildung des englischen Volkscharakters. Hier befindet sich Tille ja auf seinem ureigensten Gebiet und man wird sich seiner Führerschaft deshalb ruhig anvertrauen dürfen. Hingewiesen sei hier besonders noch darauf, daß Dr. Tille, der ja selbst während eines Jahrzehntes Docent an einer britischen Hochschule war, mit kräftigen Gründen dafür eintritt, daß nicht den Ausländern an den deutschen Hochschulen die Promotion zum Doctor so leicht gemacht werde, wie es jetzt leider geschieht, dadurch leidet nur das Ansehen des deutschen Doctortitels im Auslande. Tille verlangt, daß für die Immatriculation an einer deutschen Universität mindestens der englische Baccalaureus oder Magister artium gefordert werden müsse. Nach dreijährigem Studium an einer deutschen Universität könne

dann der junge britische bacc. oder mag. art. zum Doctorexamen zugelassen werden. Was Tille sodann über den Wettbewerb Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Industrie und des Welthandels ausführt, enthält eine Fülle reichen Materials und guter Gedanken, dem Hauptkern seiner Auffassung vermögen wir aber nicht in allen Punkten beizustimmen. Tille scheint uns etwas zu einseitig den reinen Unternehmerstandpunkt einzunehmen, viele von seinen Vorwürfen, z. B. gegen das englische Gewerkvereinsthum, werden unzweifelhaft berechtigt sein, aber so ganz in Grund und Boden verdammen, wie der Verf. es thut, mögen wir dasselbe doch nicht, auch die ungemischte Freude an dem Hindrängen Deutschlands zum Industrie- und Exportstaat vermögen wir aus oft dargelegten Gründen mit Dr. Tille nicht zu theilen. Im Großen und Ganzen bleibt Tille's Werk aber jedenfalls eine sehr glückliche Bereicherung unserer wissenschaftlichen Literatur über englische Zustände, gerade auch in der Hinsicht, daß es einmal, wenn wohl auch etwas übertrieben, der überschwänglichen Begeisterung für englisches Industriewesen und englische Arbeiterorganisation, wie sie bei uns im Schwange ist (cf. Brentano u. A.), einmal scharf entgegentritt. W. B.

— Maxim Gorjkij: Foma Gordjejew. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig. Derselbe: Ein sonderbarer Leser; Wanderungen eines Teufels. Deutsch von P. Jakofleff. Verlag von Richard Wöpke in Leipzig. — Aus der Zahl der jüngeren russischen Schriftsteller ragt Maxim Gorjkij durch Begabung und Eigenart um Hauptes länge empor. Er wandelt freilich auch die naturalistischen Bahnen seiner schriftstellernden Zeitgenossen, aber er verkümmert weder auf der glatten Oberfläche des Alltäglichen, noch bleibt er im Sumpfe stecken. Neben der Gabe lebendiger Schilderung und Wirklichkeit besitzt er Gemüthstiefe, Sinn für das Gute und Schöne und eine Phantasie, die jeden Augenblick bereit ist, den „Ritt in das romantische Land“ zu wagen, dessen Zauber ja unsere Modernen aus lauter Hyperrealismus allmälig zu verfallen scheinen. In seiner dichterischen Persönlichkeit erinnert Maxim Gorjkij an Nikolai Gogolj; gleich diesem ist er ein Ankläger der herrschenden Zustände im Czarenreiche, gleich diesem hüllt er seine traurigen Wirklichkeitsbilder in das Gewand schmerzerfüllter Satire oder jenes echten Humors, der unter Lächeln weint, und gleich diesem weiß er auch in der krassesten Darstellung der niederdrückenden Wahrheit des täglichen Lebens den ethischen Grundgedanken zum Ausdrucke zu bringen. Bei Gorjkij fühlt man sich versucht, an das bekannte „nomen omen“ zu denken, denn „Gorjkij“ heißt zu Deutsch „der Bittere“, „der Gramerfüllte“, und die Bitterkeit des feinfühligen Künstlers und wahren Patrioten gegenüber verrotteten Zuständen im Vaterlande scheint ihm die Feder in die Hand gedrückt zu haben. Dabei ist er leicht geneigt, sich aus der verhaßten Wirklichkeit ins Grotesk-Phantastische zu flüchten — ganz wie der geniale Gogolj. Jedenfalls gehört Maxim Gorjkij zu den wenigen lebenden russischen Schriftstellern, deren Schriften eine Verdeutschung verdienen, aber freilich — die Uebersetzungen müßten wenigstens den Versuch machen, der Eigenart der russischen Originale gerecht zu werden. Das ist nun bei den Uebertragungen der Schriften Gorjkij's, die oben angeführt sind, bei Weitem nicht der Fall, doch liest sich die deutsche Ausgabe des Romans immerhin noch passabel, während der Uebersetzer der Skizzen (Ein sonderbarer Leser und Wanderungen eines Teufels) seiner Arbeit ganz und gar nicht gewachsen gewesen ist. Der Roman Foma Gordjejew ist ein sonderbares Buch und durchaus keine erquickliche Lectüre; ich fürchte sogar, daß die meisten deutschen Leser es gar nicht verstehen und, durch einige allzugroße Offenheiten angewidert, unbefriedigt bei Seite legen werden. Der Roman schildert das Leben und Treiben der Kaufmannswelt an der Wolga und führt uns eine Reihe von Typen und Begebenheiten vor, die durchaus geeignet sind, abstoßend zu wirken, zum mindesten zu verletzen. Der Held Foma ist der Sohn eines Millionärs, der durch Schlauheit, Betrug und brutalen Egoismus reich geworden ist und an seiner unmäßigen Genußsucht zu Grunde geht. Der Sohn tritt in die Fußtapfen des Vaters, obgleich er im Grunde eine gut veranlagte Natur ist; aber er kann sich im Leben nicht zurechtfinden, seine Umgebung, die er zu irgend einem, ihm selbst nur dunkel vorschwebenden Ideal emporheben will, zieht ihn zu sich herab, weil er sich aus den Verhältnissen, in die er durch das Geschick gestellt ist, nicht zu befreien vermag; er vergeudet seinen Reichthum in schlechter Gesellschaft, wird schließlich von seinen schlauen Verwandten und Gevattern unter Curatel gestellt und verkommt in Schmutz und Blödsinn. So unvergleichlich wahr die einzelnen Gestalten in diesem traurigen Romane gezeichnet sind, so prächtig sich die Schilderungen der weiten Natur an der Wolga lesen, so spannend einzelne Bilder aus dem Leben des Volkes und der protzenden und schmausenden Kaufmannschaft geschrieben sind, — ich würde den Roman doch als ein ganz verfehltes Werk bezeichnen, wenn aus ihm nicht gleichzeitig die Seele des bis ins innerste Mark erschütterten Dichters sprechen würde —: in dem unglücklichen und unwürdigen Foma Gordjejew hat Gorjkij sein Vaterland gezeichnet, sein heiliges Rußland, das die Unwürdigkeit seines Daseins in der heutigen Verfassung und Gestalt fühlt, aber weder den Weg findet, der es aus der Corruption zur gesunden Entwickelung führen könnte, noch den Muth zur That der Selbstbefreiung besitzt. So gewinnt das düstere Gemälde, das der Dichter mit seinem Herzblute und jener dem Russen eigenthümlichen bitteren Selbstironisirung entworfen und rücksichtslos ausgeführt hat, eine tiefe Tragik, die auf den, der den Verfasser versteht, erschütternd wirkt. Was in Maxim Gorjkij eigentlich schlummert, was er will und wessen er fähig ist, das erfährt der Leser aus den drei Skizzen: Ein sonderbarer Leser und Zwei Wanderungen eines Teufels. Es sind dies gewissermaßen dichterische Selbstbekenntnisse oder Selbstkritiken des Verfassers in der Form von phantastischen Unterhaltungen, die er selbst mit irgend einer merkwürdigen Nachtfigur oder der Teufel mit dem Gerippe eines Schriftstellers und mit einem „Vertreter der Intelligenz“ führt. Schält man aus der bitteren Satire oder dem burlesken Humor dieser Skizzen die Wahrheiten heraus, die Gorjkij hier für sich und die gesammte Literaturzunft ausgesprochen hat, so wird man nicht umhinkönnen, ihm für seine Ehrlichkeit und seinen Idealismus dankbar die Hand zu drücken. Jedenfalls sollte Jeder, der sich berufen fühlt, öffentlich das Wort zu ergreifen, diese Skizzen, von denen wir hoffentlich bald eine bessere Uebersetzung erhalten werden, lesen —: wenn er Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, so kann er dabei nur an Selbsterkenntniß gewinnen. Br.

— Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. Erster Band. Sprache und Psychologie. Stuttgart, 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Preis 12 ℳ — Unter den Problemen, die den Menschengeist seit lange beschäftigen und immer beschäftigen werden, ist eines der lockendsten die Sprache. Wie ward sie? Nach welchen Richtungen ist ein Weiterkommen denkbar? Welchen Zielen strebt die Sprachentwickelung zu? Diese und andere Fragen kommen nicht zur Ruhe. Von den verschiedensten Seiten hat man schon versucht ihnen beizukommen. Erst neuerdings hat man unternommen, durch genaue Beobachtung und phonographische Aufnahme thierischer Laute — von Affen, Vögeln — eine Art Urzustand der Sprache festzustellen. Mit sehr bescheidenem Erfolge, wie sich denken läßt. In dem vorliegenden Buche läßt sich ein Schriftsteller, ein Dichter dazu herbei, seine Beobachtungen an der Sprache mitzutheilen. Warum sollte er das nicht? Die Sprache ist dem Schriftsteller der Thon, aus dem er seine Werke knetet. Liegt es ihm nicht näher als jedem Anderen, nachzudenken über das Woher und Wohin der Sprachentwickelung? Mauthner hat vom Beginn seines Auftretens nicht zu den naiv schaffenden Künstlern gehört, sondern zu denen, die über Griffe und Kniffe der Sprachkunst reiflich nachgedacht, das Handwerkszeug gründlich auf Tauglichkeit und Leistungsfähigkeit hin geprüft haben. Es mag wohl an die dreißig Jahre sein, daß ich Mauthner's Namen zuerst kennen lernte. Das oft aufgelegte Heftchen „Nach berühmten Mustern“ waren es, das mich mit ihm bekannt machte. Darin verspottete er mit solchem Geschick die Modeschriftsteller der Zeit durch übertreibende Nachahmung ihrer Absonderlichkeiten — ich entsinne mich mit besonderem Vergnügen der gelungenen Parodie auf die ägyptischen Romane von Georg Ebers —, daß glaub' ich die Betroffenen selber über den ausgelassenen Burschen haben lachen müssen. Uebrigens war es doch nicht blos zum Lachen, sondern das feine Gefühl für die Stilmanier jedes einzelnen Schriftstellers mußte Staunen erregen. Geraume Zeit später bekam ich dann einmal einen Roman von ihm in die Hand, „Bunte Reihe“ hieß er. Das war nun nicht gerade etwas Hervorragendes. Ein wenig erfreuliches Bild der Kabalen und Intriguen, die in dem Berliner Literatenklüngel spielen. Auch die „Würze“ des Geschlechtlichen fehlte nicht, ja es kam ihr sogar eine wesentliche Rolle zu. Etwas überrascht war ich

denn doch, jetzt Mauthner's Namen auf einem Wälzer von 657 Seiten Lexikon-Octav (erster Band!) zu finden mit dem gewichtigen und doch zugleich auch bescheidenen Titel: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Ich gestehe offen, so schweres Geschütz hatte ich von der Seite nicht erwartet. Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Schriftsteller Mauthner als Sprachphilosoph sich als geistreicher Denker bewährt. Während Andere sich damit begnügen, das Werkzeug der vorhandenen Sprachmittel mit Gewandtheit zu handhaben, sucht er sich klar zu werden, worauf die Wirkung der Sprache beruht, was ihre Weiterentwickelung fördert oder hemmt, in welcher Art sie stattfindet, welche Schranken ihr gesetzt sind u. s. w. Namentlich nach letzterer Seite hin haben Mauthner's Feststellungen unleugbar einen gewissen Reiz. Zwar neu sind die meisten kritischen Bemerkungen nicht, die er vorträgt. Es ist bekannt, wie bitter Goethe klagte über die Unzulänglichkeit des Stoffes, in dem er arbeite. Und obwohl alle großen Denker ohne Ausnahme das Bedürfniß gefühlt und bethätigt haben, der Sprache neue Begriffe abzuringen, so hat Mauthner gewiß Recht, wenn er die menschliche Sprache noch heute als ein recht unvollkommenes Werkzeug bezeichnet: „Sprache ist tauglich für die Wortkunst, Sprache ist untauglich für die Welterkenntniß“ (S. 216). Sehr genau kennt er die Literatur über die schwierigen und zum Theil mit den tiefsten Räthseln des Menschendaseins und der menschlichen Erkenntniß in engstem Zusammenhang stehenden Fragen, die er behandelt. Ja der Hauptinhalt des Buches ist eine Wiedergabe dessen, was die Weltweisen alter und neuer Zeit gesagt haben über das Wesen der Sprache, ihre Bedeutung für die Seelenfrage, ihren Werth oder Unwerth für das Denken und den gesammten geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit. Mauthner selbst denkt auch nicht unbescheiden von seiner Leistung, wenn er in der Einleitung (S. 2) sagt: „So mußte der Entschluß reifen, diese Bruchstücke entweder als Bruchstücke zu veröffentlichen oder das Ganze dem radicalsten Erlöser zu überantworten, dem Feuer. Das Feuer hätte die Ruhe gebracht. Der Mensch jedoch, so lange er lebt, ist wie die lebendige Sprache und glaubt, er habe Etwas zu sagen, weil er es anders sagt als Andere.“ Diese pessimistische Stimmung, die sich vorab in der Feststellung der Unzulänglichkeit menschlicher Sprache gefällt, beherrscht die ganze Darstellung und giebt dem ganzen Buche etwas Klagendes. „So ist es die Sprache allein,“ heißt es S. 656, „die für uns dichtet und denkt, die uns auf einiger Höhe die Fata Morgana der Wahrheit oder der Welterkenntniß vorspiegelt, die uns auf der steilsten Höhe losläßt und uns zuruft: Ich war dir ein falscher Führer! Befreie dich von mir!“ Erweist sich so das Endergebniß von Mauthner's Kritik der Sprache als ein rein negatives, so werden voraussichtlich auch die in Aussicht gestellten folgenden Theile des Werkes, der zweite, der die Sprachkritik auf die allgemeine Sprachwissenschaft anwenden will, und der dritte, der die Grammatik und Logik sprachkritisch behandeln soll, ebenso wenig greifbare Ziele zu Tage bringen. Fruchtbar kann man diese Kritik der Sprache also schwerlich nennen. In der That entspricht der mühevollen Arbeit, die der Verfasser auf die Erörterung seiner Probleme verwandt hat, der Erfolg sehr wenig. Dem Scharfsinn, der Gelehrsamkeit, dem Fleiße Mauthner's zollen wir Bewunderung. Aber daß die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache durch sein Werk eine wesentliche Förderung erfahren habe, können wir nicht finden.

R. B.

— **John Brinckman's sämmtliche Werke in plattdeutscher Sprache.** Erster Band: **Kasper-Ohm un ick.** Zweiter Band: **Uns' Herrgott up Reisen.** Dritter Band: **Voß un Swinegel. Höger up. Mottche Spinkus un de Pelz. De General-Reeder. Peter Lurenz bi Abukir.** Vierter Band: **Vagel Grip.** Berlin W. 30, Wilh. Werther's Verlag. Preis jedes Bandes 1 ℳ, geb. 1 ℳ 50 ₰, alle vier in zwei Bände gebunden 5 ℳ — Es erscheint viel Mundartliteratur jetzt. Oberdeutschland und Niederdeutschland, der Osten und der Westen wetteifern miteinander, in Vers und in Prosa die Töne zu Ehren zu bringen, die im Munde des ungelehrten Volkes unabhängig von der Schrift- und Büchersprache erklingen. Und nicht blos zum Zwecke geselliger Belustigung oder im halben Scherze bedient man sich des Dialektes, vielmehr hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß der Mundart in ihrer urwüchsigen Reinheit und Fülle die Kraft, die Gemüther auch im Ernste zu ergreifen und die Seelen in der Tiefe zu rühren, in ganz besonders hohem Maße innewohnt. Sogar auf den weltbedeutenden Brettern ist es keineswegs mehr allein das „Weanerisch“ der Operette und das Berlinerisch der Posse, in dem die Mundart zur Geltung kommt, selbst in dem vaterländischen Schauspiele vernimmt man die Klänge des Märkischen (Wildenbruch), und im modernen Trauerspiele die des Schlesischen (Gerhart Hauptmann). Offenbar besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen den Forderungen des neuzeitlichen Realismus und dieser Bevorzugung der Sprache, die das Volk redet, wenn es unter sich ist. Die Sorgfalt in der Behandlung des s. g. Milieu verlangt gewissermaßen die Anwendung der Mundart. Ob es freilich dieser künstlichen, wenn man will, auch künstlerischen Pflege der Mundarten gelingen wird, den wenn auch langsam, so doch unaufhaltsam sich vollziehenden Prozeß ihres Absterbens in einem irgend erheblichen Maße aufzuhalten, das bleibt doch sehr die Frage. Die seßhafte, bodenständige Bevölkerung, die sich unberührt erhält von fremden Einflüssen, ist die Trägerin und Bewahrerin der echten und unverfälschten Mundart. Was aber heißt in unseren Tagen noch seßhaft? Die stetig sich vervollkommnenden Verkehrsmittel, dazu die vielberufene Landflucht der Arbeiter und Arbeiterinnen; weiter das Hin- und Herfluthen der männlichen Jugend infolge des Dienstes im Heere, nicht zuletzt auch die Volksschule mit ihren durchaus berechtigten Forderungen an das heranwachsende Geschlecht — diese und andere Ursachen bedrohen den Bestand der Mundarten je länger je mehr. Werden doch schon in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf Anregung der Vereine für Volkskunde phonographische Aufnahmen von Gesprächen in Mundart veranstaltet, um sie, wenigstens als Eindrücke auf der Walze, der Zukunft sicher zu überliefern. Allzu schnell geht es übrigens mit dem Verfall der Mundarten noch nicht. Sie haben gar ein zähes Leben. Ich war kürzlich im Reichslande. Keine Silbe habe ich verstanden von dem Elsässer Ditsch der Landleute, obgleich ich Arnold's Pfingstmontag und Stöber's elsässische Gedichte ganz bequem lese. Inzwischen kommt die den Mundarten günstige Stimmung der Gegenwart unzweifelhaft allen den Schriftstellern zu Gute, die aus besonderer Neigung zur heimischen Scholle in der Mundart ihres Gaues geschrieben haben. Daß Mecklenburg mit seiner überwiegend landbauenden Bevölkerung unter allen deutschen Ländern das bevorzugteste Gebiet für die Erhaltung der Mundart in ihrer ungetrübten Reinheit darstellt, ist leicht begreiflich. Darum verdienen und genießen auch seine Volksschriftsteller überall in Deutschland besondere Beachtung. Wenn den ersten Platz unter ihnen unzweifelhaft Fritz Reuter einnimmt, so steht ebenso zweifellos der zweite Platz John Brinckman zu. Ja ich habe sogar schon von eingeborenen Mecklenburgern sagen hören, die Sprache Reuter's verrathe dem genauen Kenner hier und da das Streben, dem Verständniß des oberdeutschen Lesers entgegenzukommen, während bei Brinckman jede Silbe plattdeutsch gedacht, plattdeutsch empfunden sei. Diese feinen Unterschiede sind natürlich nur dem hörbar, der „von lütt up“ mecklenburgische Luft geathmet hat und bei „Spickgaus un Mettwust“ aufgewachsen ist. Das aber wird jeder Leser merken: man kann Reuter schon recht genau kennen und braucht doch erst einige Uebung, Brinckman zu verstehen. Indessen die Mühe lohnt. Sein kräftiger und gesunder Humor hat etwas Erfrischendes wie die Seeluft, seine Gestalten sind alle aus Kernholz geschnitten vom Kasper-Ohm bis zu Peter Lurenzen, dem Seehelden von Abukir, und ihre Rede — auch der oberdeutsche Leser spürt das genau — ist in vollem mecklenburgischen Saft erwachsen und ist durch keinen Tropfen fremder Beimischung gefälscht. Doch es thut wohl kaum noth, alle diese Vorzüge John Brinkman's noch zu preisen mit viel schönen Reden. Die Zahl seiner Freunde ist ja schon lange nicht mehr beschränkt auf seine plattdeutschen Landsleute, sondern er ist auf dem besten Wege, der zweite Classiker der mecklenburgischen Mundart zu werden. Ist etwas geeignet, ihn diesem Ziele näher zu bringen, so ist es die uns vorliegende erste Gesammtausgabe seiner Werke. Schöner, scharfer Druck auf gutem, festem Papier, handliches Format, dazu der wohlfeile Preis — das sind Vorzüge, die sicher das Ihrige dazu beitragen werden, der Verbreitung von John Brinckman die Wege zu ebnen. Oll Land Mekelbörg hett uns all männig ein orndlichen Kirl gewen, de sin Kram vestunn un to rechte Tit sin Sak makt hett. Uns' John Brinckman dat's ok ein von de Echten. Wat he schriewwt, dat hett Oart un Schick. Na man nich bang! Dat schüll doch met'n Düwel togahn, wenn de Lür sin Bäuker nich köpen willen! Täuwt ji man, dat kümmt mit Hupen!

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 118. Donnerstag, den 3. October, Abends. 1901.

Die 49. Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Freiburg-Baden.

Den zahlreichen Theilnehmern an der vorjährigen Hauptversammlung des Gesammtvereins, die anläßlich des 75jährigen Jubiläums des Königl. Sächs. Alterthumsvereins in den Tagen vom 24.—28. September zu Dresden stattfand, wird es erwünscht sein, auch über den Verlauf der diesjährigen Tagung etwas zu hören. Die Versammlung selbst nahm den Berichterstatter so vielfach in Anspruch, daß er seine Absicht, statt flüchtiger Momentaufnahmen ein Gesammtbild zu bieten, wie es für diese Stelle geeignet erscheint, erst heute auszuführen vermag.

Dies Gesammtbild kann als ein recht erfreuliches bezeichnet werden. Von Jahr zu Jahr wächst die Bedeutung des Gesammtvereins und die Wichtigkeit seiner Jahresversammlungen. Hängt dies einerseits mit der sehr günstigen Entwickelung des historischen Vereinswesens zusammen, so ist es andererseits auch ein glänzendes Zeugniß für die gute Leitung, deren sich der Verband zur Zeit erfreut. Wiederholt wurde im Laufe der Tagung auf eine frühere Sitzung, die der Gesammtverein zu Freiburg im Jahre 1867 abhielt, hingewiesen; die Zahl der Theilnehmer betrug damals 40—50. Die diesmalige Theilnehmerliste wies die stattliche Zahl 536 auf, darunter 159 Auswärtige; ist die Zahl auch durch die Aufnahme sämmtlicher Theilnehmerinnen, die in Dresden nicht mitgezählt wurden, etwas in die Höhe geschraubt, so ist sie doch die höchste, die bisher erreicht wurde. Von den 144 Vereinen, aus denen der Verband besteht, hatten etwa 50 Delegirte geschickt. Zum ersten Male hatte der Reichskanzler einen Vertreter (Geh. Oberregierungsrath Lewald) abgeordnet; außerdem waren amtlich vertreten die Regierungen von Baden, Braunschweig, Elsaß-Lothringen, Hamburg, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Preußen, Sachsen, der thüringischen Staaten, Württemberg, die Städte Dresden, Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim, München, mehrere preußische Provinzialverwaltungen, die historischen Commissionen für Baden und Württemberg und zu allgemeiner Freude auch ein deutscher Nachbarstaat, die Schweiz. Auf die Zahl der Theilnehmer kommt es freilich nicht an; aber auch die wissenschaftliche Thätigkeit der Versammlung war eine sehr rege.

Wie im Vorjahre, so ging auch diesmal der eigentlichen Versammlung ein Tag für Denkmalpflege voran, der seine Verhandlungen am 23. September in der Aula der Universität unter Vorsitz des Geh. Justizraths Prof. Dr. Loersch-Bonn eröffnete und während der nächsten Tage fortsetzte. Das Programm schloß sich an das vorjährige fast überreiche an, hatte aber wesentliche Einschränkungen erfahren. Ueber die wichtigste Frage, die der gesetzlichen Regelung des Denkmalschutzes, erstatteten die Vertreter der preußischen und der hessischen Regierung, Geh. Oberregierungsrath v. Bremen und Ministerialrath Freiherr v. Biegeleben eingehende Berichte, die erkennen ließen, daß in beiden Staaten eifrig an Denkmalschutzgesetzen gearbeitet wird; von hohem Interesse war besonders der bereits dem hessischen Landtage vorliegende Entwurf, der in mancher Hinsicht vorbildlich werden dürfte. Auch die Mittheilungen des Vorsitzenden über das im Canton Bern bestehende Denkmalschutzgesetz, das in der Beschränkung des Eigenthums ziemlich weit geht, waren sehr beachtenswerth. Zu lebhaften Besprechungen führte die Frage, inwieweit eine Enteignung zum Schutze von Bau- und Kunstdenkmälern stattfinden dürfe und müsse; ein Antrag von Prof. Dr. Mehlis-Neustadt a. H. auf Ermöglichung solcher Enteignungen zu Gunsten des Reiches wurde abgelehnt, da nach dem bürgerlichen Gesetzbuch die Enteignung lediglich Sache der Einzelstaaten ist. Ueber die Wirkungen der nach französischem Vorbild in Elsaß-Lothringen bestehenden Einwerthung (classement) der Denkmäler erstattete Conservator Wolff-Straßburg Bericht; ihrer Uebertragung auf andere deutsche Staaten stehen aber lebhafte Bedenken entgegen. Auf das Gebiet der praktischen Denkmalpflege führten die Vorträge des Provinzialconservators Prof. Haupt-Eutin und des Museumsdirectors Meier-Braunschweig über Hilfsmittel der Denkmalkunde vom Standpunkte des Conservators und Inventarisators, namentlich Denkmälerarchive; ferner die Berichte des Dombaumeisters Arntz über das Straßburger Münster, des Architekten Ebhardt über die Hohkönigsburg, des Architekten Kempf über das Freiburger Münster, des Bauraths Tornow über den Metzer Dom. Endlich beschäftigte sich der Denkmaltag noch eingehend mit dem schon vor 2 Jahren in Straßburg von Professor Dr. Dehio aufgestellten Plan eines knappen Handbuchs der deutschen Denkmalkunde, der ohne Unterstützung der Reichsregierung kaum durchzuführen ist; er bedarf noch weiterer Vorbereitung.

Berichterstatter vermochte nur einen Theil dieser Verhandlungen mitzumachen, da ihn der Gesammtverein selbst alsbald völlig in Anspruch nahm. Bereits am Nachmittag des 23. fand eine Sitzung des Verwaltungsausschusses, dem Referent angehört, statt. Am 24. früh 8½ Uhr wurde im prächtigen Saale des städtischen Kornhauses die Versammlung durch Generalmajor z. D. v. Pfister-Stuttgart, der den leider erkrankten Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses Geh. Archivrath Bailleu-Berlin vertrat, eröffnet. Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog von Baden, der das Protectorat übernommen hatte, konnte leider auch aus Gesundheitsrücksichten nicht persönlich theilnehmen, richtete aber ein huldvolles Telegramm an die Versammlung. Ministerialrath Dr. Böhm, Oberbürgermeister Dr. Winterer, Prorector Professor Dr. Kluge, Prof. Dr. Finke begrüßten die Versammlung im Namen der badischen Regierung, der Stadt Freiburg, der Universität, der drei in Freiburg bestehenden Geschichtsvereine und des Ortsausschusses. Dann begannen die Vorträge, deren nicht weniger als vier für die beiden Hauptversammlungen angemeldet waren. Sie behandelten durchweg Gegenstände von allgemeinerem Interesse und fesselten auch durch gewandte Darstellung; trotzdem nahmen sie verhältnißmäßig zu viel Zeit in Anspruch, so daß für eingehendere Discussion nicht Raum genug blieb, und es wäre doch die Frage, ob man nicht durch Festsetzung einer Zeitgrenze für die Vorträge, wie sie ja bei manchen anderen Versammlungen besteht, diesem Uebelstande abhelfen sollte. Da der Raum ein Eingehen auf den Inhalt nicht gestattet, so mag nur kurz erwähnt sein, daß Prof. Stutz über die Rechtsgeschichte des Freiburger Münsters, Professor Dr. Pfaff über Grimmelshausen's Bedeutung für die badische Volkskunde, Professor Dr. Gothein-Bonn über die Hofverfassung auf dem Schwarzwald, Stadtarchivar Dr. Albert über die Thätigkeit der historischen Vereine in Baden sprachen. Der letztgenannte Vortrag war hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß in Verbindung mit der Versammlung die Gesellschaft für Geschichtskunde in Freiburg ihr 75jähriges Jubiläum feierte. Die Vorträge füllten außer der ersten auch die zweite am 25. Sept. stattgefundene Hauptversammlung.

Reiches Material lag auch für die Abtheilungssitzungen vor; aber auch in ihnen wurden mehr Vorträge gehalten, als daß es zu gemeinsamen Besprechungen gekommen wäre, und hier ganz besonders wäre eine Aenderung geboten. In Abtheilung I/II für Vorgeschichte und Kunstgeschichte sprachen Prorector Prof. Dr. Kluge (Römische Alterthümer Deutschlands in sprachlicher Beleuchtung), Prof. Dr. Pfaff (Städtische Ausgrabungen in und

um Heidelberg), Geh. Hofrath Director Haug-Mannheim (Mittheilungen über die Keltenstadt Tarodunum bei Freiburg), Museumsdirector Keune-Metz (Ziegelsalinen im Seillethal), Architekt Thomas-Frankfurt a. M. über Ringwallforschung, Prof. Dr. Fabricius (Zur Geschichte der Limes-Anlagen in Baden und Württemberg), Prof. Dr. Anthes-Darmstadt (Ueber die Ausmündung des Odenwald-Limes an den Main); in Abtheilung III/IV für Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit Prof. Dr. Martin-Straßburg (Ueber die Heimath Hartmann's von Au), Prof. Dr. Michael (Wallenstein's Vertrag mit dem Kaiser 1632), Privatdocent Wahl (Wechsel der Ansichten über die Politik der deutschen Mächte im ersten Coalitionskriege), Prof. Dr. Beyerle-Freiburg (Reichenauer Funde), Archivrath Dr. Jacobs-Wernigerode (Ueber Kirchenbücherforschungen, wobei auch die eben erscheinende Arbeit von Blanckmeister über die sächsischen Kirchenbücher vorgelegt wurde), Prof. Dr. Mehlis (Walahstede, eine Pfalz der Merowinger). Zu lebhaften Aussprachen führten in der Sitzung der Vereinigten Sectionen die Berichte des Archivdirectors Dr. Wolfram-Metz und des Prof. Dr. Anthes-Darmstadt über den Fortgang der Herstellung historisch-statistischer Grundkarten, über die neuerdings gegen ihre Verwendbarkeit erhobenen Bedenken, insbesondere das Alter der Flurgrenzen, endlich über die Technik der Eintragungen und die gleichmäßige Anwendung vereinbarter Zeichen. Auch die Frage einer Fortsetzung des Walther-Koner'schen Repertoriums der Historischen Zeitschrift seit 1850, über die Dr. Tille-Leipzig berichtete, führte zu einer Debatte, die jedoch ebenso wie die Frage der Pflege und Inventarisation nichtstaatlicher Archive auf die nächste Versammlung vertagt werden mußte. Neu geschaffen wurde auf Antrag des Vereins für Sächsische Volkskunde eine (5.) Abtheilung für Volkskunde, zu deren Vorsitzendem Generalmajor z. D. Frhr. v. Friesen-Dresden gewählt wurde; die Verhandlung der aufgestellten Thesen mußte jedoch wegen Mangels an Zeit auf das nächste Jahr verschoben werden.

Dieser kurze Ueberblick zeigt wenigstens, in wie hohem Grade die Zeit der Versammlung in Anspruch genommen war. Daneben waren noch geschäftliche Angelegenheiten mancher Art zu erledigen, was in einer Sitzung der Vereinsabgeordneten stattfand. Wir erwähnen daraus nur, daß die nächste Hauptversammlung in Düsseldorf stattfinden wird. Doch auch für Erholung hatten unsere liebenswürdigen Freiburger Wirthe in reichem Maße gesorgt. Den Glanzpunkt in dieser Hinsicht bildete das Fest, das am Abend des 24. Sept. die Stadt Freiburg im Stadtgarten bot; man konnte hier nicht nur die trefflichsten Sorten Markgräfler und Ihinger nach ihren guten und nach ihren gefährlichen Seiten kennen lernen, sondern auch alle die hübschen Schwarzwälder Trachten studiren, deren schmucke Trägerinnen den Wein credenzten, und die vorzüglichen Leistungen des Freiburger Männergesangvereins wie die großartige Beleuchtung des Münsterthurmes bewundern. Auf die zahlreichen Reden und Trinksprüche, die bei dieser Gelegenheit wie bei dem Festmahl am 25. Sept. im Zähringer Hofe gehalten wurden, gehen wir nicht ein, sondern heben nur hervor, daß neben dem Ernst hier auch jener frische Humor, wie er dem Weinlande so eigen ist, zu voller Entfaltung kam. Daß für sachkundige Führung durch das herrliche Münster in trefflichster Weise gesorgt war, bedarf kaum der Bemerkung.

Die dritte und letzte Hauptversammlung fand am 26. Sept. in der Stadthalle zu Donaueschingen statt, wohin ein von der badischen Regierung gestellter Sonderzug die Versammlung — noch immer 350 Personen — führte. Die Bahn durchfährt das Höllenthal, dessen Reize freilich nicht zur vollen Geltung kamen, weil graue Regenwolken den Himmel bedeckten. In Donaueschingen gab der Archivar des Fürsten von Fürstenberg Dr. Tumbült einen kurzen Ueberblick über die wesentlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Dann folgten kurze Berichte über die Verhandlungen der Abtheilungen und der Abgeordnetenversammlung und ein Schlußwort des Vorsitzenden, in dem er seine Freude über den Verlauf der Versammlung und der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, in welcher die Hauptversammlungen des Gesammtvereins als eine Art Parlament für Fragen der Geschichts- und Alterthumswissenschaft allgemeine Anerkennung gefunden haben würden. Nach einem von dem leider abwesenden Fürsten von Fürstenberg dargebotenen Frühstück im „Museum" besichtigte man die reichen Sammlungen desselben, insbesondere die Gemäldesammlung mit ihren prächtigen altdeutschen Meistern, die Bibliothek mit den handschriftlichen Schätzen aus dem Nachlasse des Frhrn. v. Laßberg, des Archivs u. s. w. Leider stand dafür nur wenig Zeit zur Verfügung; denn schon um 4 Uhr führte der Sonderzug die Versammlung nach Freiburg zurück.

Wie die vorjährige Versammlung in Dresden, deren glänzender Verlauf wiederholt hervorgehoben worden, so wird auch die diesjährige in der reizvollen Stadt an der Dreysam in allen Theilnehmern die Erinnerung an nicht blos froh verlebte, sondern auch arbeits- und erfolgreiche Tage hinterlassen.

Freiburg i/B. —m—

Bücherbesprechungen.

— Die religiösen und ethischen Anschauungen des IV. Ezrabuches im Zusammenhange dargestellt. Ein Beitrag zur jüdischen Religionsgeschichte von F. Walther Schiefer, cand. theol. Leipzig, Dörffling und Franke, 1901. VIII und 76 S. gr. 8. Preis 1,20 ℳ. — Ein junger Leipziger Theolog veröffentlicht hier, für sein Alter frühzeitig, aber hinsichtlich des Inhaltes nicht zu früh, die erste Frucht fleißiger Sonderstudien auf dem Gebiete der jüdischen Schriftstellerei aus den Jahrhunderten des Urchristenthums. Man wird sich solcher Beweise des Fleißes unserer Leipziger Universität freuen dürfen, auch wenn man nicht, wie der von dem Verfasser freundlich erwähnte Unterzeichnete, jeden Beitrag zu besserer Würdigung des jüdischen Volksgrundes der urchristlichen Verkündigung für heilsam und zeitgemäß hält. Das 4. Ezrabuch gehört dem Bereiche der sogenannten pseudepigraphischen Schriftwerke an, in welchen unter der Flagge eines glanzvollen Namens der Vergangenheit der gefährdete Eifer für die Sache des jüdischen Volkes, seinen Glauben, sein Gesetz, seine Vorzüge neu belebt werden sollte, im Wesentlichen unter Verwendung jener apokalyptischen Darstellungsweise, wie sie der Christ aus der Offenbarung des Johannes kennt, welche ihrerseits ein solches Schriftthum voraussetzt. Es nimmt unter diesen Werken eine hervorragende Stellung ein; entstanden ist es, wie der Verfasser mit Recht annimmt, etwa 97 n. Chr. Der Verfasser bringt nun unter sorgfältiger Berücksichtigung der neueren einschlagenden Arbeiten die in diesem Buche geäußerten oder vorausgesetzten Gedanken in eine sachliche (systematische) Ordnung, indem er dazu die üblichen und naheliegenden Fächer (Lehre von Gott, dem Menschen u. s. w.) verwendet. Das Ergebniß ist ein sehr handlicher und nützlicher Abriß jüdischer Gedanken aus den Tagen der Apostel Jesu Christi, ein kleines Seitenstück zu der im gleichen Verlage erschienenen wichtigen „Jüdischen Theologie" Ferdinand Weber's (2. Aufl. 1897), welche mit gutem Rechte dabei vielfach angezogen und auf dem Umschlag neu in Erinnerung gebracht ist; die Beziehung und gegenseitige Bestätigung ist oft ganz überraschend. Das Büchlein kann sonach als Handreichung und Einführungsmittel für Jeden empfohlen werden, der den Wunsch hat und die Nothwendigkeit empfindet, der mit jedem Tage brennender werdenden Frage nach dem Verhältniß des Urchristenthums zu dem Judenthum jener Tage näher zu treten, besonders den Lehrern der Gemeinde in Kirche und Schule. Ueber einiges Einzelne in Auffassung und Darstellungsform ließe sich mit dem Verfasser rechten. So über die Nützlichkeit der Anwendung jenes Fachwerkes und eine damit zusammenhängende abstracte und fremdwortliebende Ausdrucksweise (z. B. „Gottheit" für Gott). Zuweilen wird wohl ein Gedanke anderswoher eingetragen (z. B. S. 10) oder nicht hinreichend geschichtlich erklärt (z. B. S. 14, am Ende). Lehrreich ist besonders die Darstellung der Schöpfungsauffassung (S. 25 f.), wobei aber der entschieden ungehörige Ausdruck „Schöpfungsmythen der Genesis" unterläuft, und der Messiaslehre (S. 51 ff.), deren Schwierigkeit vielleicht mehr zu kennzeichnen gewesen wäre. Besonders beherzigenswerth endlich als Beitrag zum Verständniß des Neuen Testaments (vgl. Joh. Cap. 8; 1. Thess. 2, 15 f.) ist die Schilderung des particularistischen Dünkels des Judenthums jener Tage (S. 44 ff.). G. Schnedermann.

— Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe in Kraft des heiligen Geistes. Von Hermann Cremer, Doctor der Theologie und der Rechte, ord. Prof. d. Theologie in Greifswald. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 1 ℳ 80 ₰. — Als dies Buch im vorigen Jahre zum ersten Male erschien, da sagten wir, der Gegner, dem es in allem Freimuth gewidmet war, werde wohl

daraufhin schweigen müssen (Wiss. Beil. Nr. 58 von 1900). Das ist auf eigne Art eingetroffen. Denn obwohl dieser Gegner, Pastor Lepsius, in vier Nummern seiner Zeitschrift „Das Reich Christi" sich mit dem Buche beschäftigt hat, ist doch alles sein Reden wie ein Schweigen gewesen, weil er dem Verfasser lauter Behauptungen unterschiebt, die dieser gar nicht aufgestellt hatte. Die ganze Streitfrage ist heutzutage beinahe nicht mehr wissenschaftlicher, sondern vielmehr praktischer Natur. Die biblischen Beweisführungen Cremer's, dieses großen Kenners der neutestamentlichen Sprache, lassen sich ja gar nicht widerlegen, wie wir das damals schon ausgesprochen haben; aber die Gegner können seine unanfechtbare Lehre von Taufe und Wiedergeburt für ihre Bekehrungsbestrebungen nicht brauchen und deshalb muß sie falsch sein. Trotzdem hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, um all der Mißverständnisse und Mißdeutungen willen sein Buch, so zu sagen, noch einmal zu schreiben und jeden Ausdruck, jede Wendung darauf hin zu prüfen, ob sie den Anlaß zu einer Ausflucht bieten könnte. Gleichwohl hat der Leser nicht zu fürchten, daß er sich durch einzelne polemische Verhandlungen zwischen den verschiedenen Standpunkten werde hindurch arbeiten müssen. Im Verlauf der Beweisführungen ist ein einziges Mal ein Gegner, Namens Bunke, mit einigen Sätzen citirt. Im Uebrigen wird der Irrthum der anderen Seite eben nur festgestellt und aus Bibel und Bekenntnißschriften widerlegt. Wollten wir dem nun im Einzelnen nachgehen, so müßten wir weit ausholen und tief eindringen. Gerade von den besten Büchern läßt sich am schwersten reden in einer kurzen Anzeige, wenn man schon aus Ehrfurcht vor seinem Verfasser und seinem Werke sich der herkömmlichen lobpreisenden Redensarten enthalten will. Wir können nur sagen: Jeder deutsche evangelische Pastor soll das Buch lesen und in dieser neuen Gestalt erst recht, und er soll es andächtig studiren, wenn er Evangelisation treiben oder veranlassen will. B. K.

— Alttestamentliche Bibelstunden zur Einführung der Gemeinde in das Verständniß der Heilsgeschichte. Von W. Grashoff, Consistorialrath in Meppen. Halle und Bremen, H. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1901. Dritter Band. Zweite Auflage. Achter Band. Je 2 ℳ 40 ₰. — Von diesen Bibelstunden, die schon seit einer Reihe von Jahren in der ersten Auflage vorliegen, ist jetzt der dritte Band, wie früher schon die beiden ersten, in zweiter Auflage erschienen, und mit der Herausgabe des achten Bandes ist das Werk nun in seiner Weise vollendet. Denn es handelt sich natürlich nicht um eine fortlaufende Erklärung des ganzen alten Testamentes, die in solcher Gestalt wohl überhaupt noch Niemand unternommen hat, sondern nur um eine Auswahl der Stellen, durch die der Zusammenhang der Heilsgeschichte dargestellt wird. Der uns vorliegende dritte Band enthält solche Stellen aus dem dritten bis fünften Buche Mosis. Die Auslegung, die ihrer Zeit wirklich einer hörenden Gemeinde dargeboten worden ist, wendet sich an Zuhörer und nunmehr an Leser, bei denen nicht blos Liebe zu Gottes Wort, sondern auch ein ziemlich gereiftes Verständniß für die Entfaltung der göttlichen Offenbarung vorausgesetzt wird. Wir sagen das nicht etwa, um schlichte Christen von der Benutzung dieser Auslegung abzuhalten, wozu gar kein Grund vorliegt, sondern nur um festzustellen, daß das Buch nicht mit jener Literatur verwechselt werde, die sich auf demselben Gebiet bewegt, aber dabei die Leser wie völlig Unwissende behandelt. Was den Inhalt der Erklärung anlangt, so gesellt sich zu der unerläßlichen sachlichen Begründung und Verdolmetschung des Wortlautes eine eindrucksvolle Anwendung auf die Geschichte des Reiches Gottes und auf die immer neue und immer gleiche Art des Menschenherzens in seiner Sündenthorheit und seiner Heilssehnsucht, in welcher Beziehung der Verfasser selber schöne und reiche Gaben besitzt. Alle Beachtung verdient auch der Versuch, die poetischen Stücke jener drei biblischen Bücher, nämlich die Sprüche Bileam's, das Lied Mose's und seinen Abschiedssegen in metrischer Uebersetzung wiederzugeben. So dichterisch schön Luther's Uebersetzung auch theilweise ist, so hat der Verfasser vollkommen recht mit seiner Behauptung, daß der Leser nur durch eine wirkliche deutsche Dichtung eine rechte Vorstellung von diesen poetischen Stücken bekommen kann. Was er hierin geleistet hat, das erfüllt nicht nur diesen Zweck, sondern dient nebenher auch noch der Richtigstellung manches Irrthums, den Luther bei seinen unzureichenden Hilfsmitteln begehen mußte. Der achte Band enthält in 24 Bibelstunden eine Auslegung der drei letzten Propheten Israel's, von denen Haggai ganz vollständig, Sacharja fast vollständig, aus Maleachi aber nur ein ganz kleiner Theil in zwei Abschnitten behandelt wird. Das Verständniß dieser prophetischen Sprüche, die bekanntlich außerordentliche Schwierigkeiten bieten, ist durch des Verfassers klare und lebendige Darstellung bis zu dem Punkte sicher zu erreichen, bis zu dem die Auslegungskunst überhaupt nach ihrem gegenwärtigen Stande zu führen vermag. Das treffliche Werk sei hiermit zu gesegneter Benutzung empfohlen. B. K.

— Wunderglaube im Heidenthum und in der alten Kirche. Von Th. Trede, weil. Pfarrer an der deutschen Gemeinde in Neapel. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1901. 4 ℳ — Pastor Diestel in Grunewald bei Berlin hat dies hinterlassene Manuscript des Heimgegangenen auf Wunsch der Wittwe zum Druck gebracht. Es ist schwer zu sagen, ob man sich darüber freuen soll. Denn diese Empfindung läßt sich nicht trennen von der Vorstellung, welcher Art die Leser sein werden, die das Buch finden wird. Sind es theologisch gebildete, kirchengeschichtlich geschulte Leser, die nicht jedem starken Eindruck ohne Weiteres nachgeben und unter seinem Einflusse Mögliches und Wahrscheinliches für Gewißheit nehmen, so kann ihnen das Buch von großem Nutzen sein, für etliche von ihnen annähernd den Werth einer Quellenschrift erlangen. Denn der erstaunlich belesene und unermüdlich forschende Mann hat aus der ganzen griechischen und lateinischen Literatur (denn nur um das Heidenthum der Griechen und Römer handelt es sich in dem Buche) jede Notiz herausgesucht, die sich auf den Wunderglauben bezieht, und hat dann wieder in derselben Absicht die Schriften der Kirchenväter und Kirchenlehrer des Alterthums durchforscht. Den so zusammengebrachten Stoff hat er, so zu sagen, auf verschiedene Gruppen vertheilt, deren Gliederung eine letzte Durchsicht noch vermissen läßt, und den so vertheilten Inhalt in einer Weise bearbeitet, daß eine Reihe von Capiteln entstanden sind (z. B. Cultische Wunder, Orakelwesen, Besessene, Mönchthum), die allerdings eine Art Ganzes für sich bilden. Aber aus dem Gesagten ergiebt sich, daß von einem regelrechten Fortschritt einer strengen Gedankenentwickelung nicht eigentlich die Rede ist und die Wiederholungen desselben Gedankens häufiger sind, als man bei einem methodisch geschriebenen Buch zu ertragen geneigt ist. Immerhin werden Gelehrte, die dieses oder verwandte Gebiete bearbeiten, und es ist hier noch sehr viel zu thun, reichen Stoff aus dem Buche ohne allzuviel Mühe entnehmen können. Stellen wir uns dagegen Leser vor, denen die eben bezeichneten Eigenschaften abgehen, Leute, die der Titel anzieht, und die dann aus dem hier gebotenen Gedankeninhalt recht verfehlte Schlüsse ziehen können, so möchten wir wünschen, das Buch sei nicht gedruckt worden. Wie Trede in dem christlichen Leben Süditaliens mit unzweifelhafter Sicherheit zahlreiche Spuren heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sitte nachgewiesen hat, so stellt er hier fest, daß die alte christliche Kirche in bedenklichster Weise viele Stücke heidnischen Wunderglaubens als giltig anerkannt und in ihre christliche Lehre mit entsprechender Verwendung herübergenommen hat. Das ist für jeden Kenner Augustin's und der alten Kirchenhistoriker nichts Neues. Aber Trede hat völlig unterlassen, genau zu untersuchen, inwieweit die alten Kirchenlehrer sich dabei auf biblischer Grundlage bewegt haben und also in ihrem Rechte waren, ja an einzelnen Stellen gewinnt es den Anschein, als ob biblische Stellen, die derartige Dinge berühren, mit den Aussagen der Kirchenväter auf ganz gleiche Linie gestellt werden sollten, als ob der Kritiker des falschen Wunderglaubens zugleich ein Leugner jedes Wunderglaubens sei. Klar ausgesprochen hat sich der Verfasser darüber nirgends, und deshalb ist sein Buch für gewisse Leser ziemlich bedenklich. B. K.

— J. Storjohann, König David. Sein Leben und seine Psalmen. Autorisirte aus dem Norwegischen übertragene deutsche Ausgabe von Pastor D. Gleiß. II. Band. Mit Anmerkungen oder Erläuterungen 3 ℳ (1. Bd. 3 ℳ. Beide Bände zusammen geb. 7 ℳ. Ausgabe für Laien ohne Anmerkungen in einem Bande 3,80 ℳ, geb. 4,50 ℳ) 260 S. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1900. — Im vollen Gegensatz zu den neueren Psalmenforschern von Delitzsch bis Wellhausen, also sehr verschieden gerichteten Gelehrten hat Pastor Storjohann in Christiania mit großem Eifer und kräftiger Ueberzeugung den Versuch unternommen, zu erweisen, daß nicht blos die von Delitzsch als davidisch angenommenen 44 Psalmen, sondern 80 (darunter auch 7 nicht mit David's Namen bezeichnete) dem königlichen Psalmendichter zuzuschreiben sind. Er thut das, indem er die jedesmaligen Lebensumstände aus David's Geschichte genau mit den betreffenden Psalmen zu verbinden und

so zu zeigen trachtet, um mit des Verfassers Wort zu reden, „wie der Strom der Geschichte, wenn er ungehindert und mit glücklicher Hand in die bunte Reihe der Psalmen hineingeleitet wird, einen Psalm nach dem anderen auf seinen Rücken nahm und ihn in der schönsten Reihenfolge mit vollgefüllten Segeln des Verständnisses weiter trug, wodurch ja mehr und mehr offenbar ward, daß auch nicht einer von ihnen unter falscher Flagge fährt.“ Wir haben uns seiner Zeit über den ersten Band geäußert. Das dort Gesagte gilt auch hier. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in genauere theologische Untersuchungen einzutreten, wir bringen aber die Fortsetzung des mit unentwegtem Fleiß verfaßten Werkes, das in guter Uebersetzung vorliegt, hiermit gerne zur Anzeige. D. K.

— Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Von Julius Kaerst. Erster Band: Die Grundlegung des Hellenismus. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. X, 433 S.; 8°. Preis: 12 ℳ. — Auf den ersten Blick erscheint einem das vorliegende Buch wie eine umfangreiche Dissertation, und die zahlreichen griechischen Citate können einen Realabiturienten von vornherein abschrecken. Aber bei genauerem Zusehen überwindet man bald die Abneigung vor des Verfassers Gewissenhaftigkeit, jedes Einzelurtheil durch Quellenbelege zu stützen, und allmälig verwandelt sich die Achtung vor seiner umfassenden Gelehrsamkeit in eine aufrichtige Bewunderung des seltenen Vorzugs, daß Kaerst über den schwierigsten Sonderforschungen niemals den das Ganze umspannenden Weitblick außer Acht gelassen, daß er überall einen echt weltgeschichtlichen Sin bewährt hat. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich diesem gediegenen Werk eine glänzende Zukunft prophezeie; denn in ihm ist thatsächlich dem vollen Verständnisse der hellenistischen Zeit — nomen et omen — der Grund gelegt. Die Aufgabe, die Umwandlung des in den engen Grenzen der altgriechischen Stadt sich darstellenden Staates in die weiten politischen Gestaltungen des hellenistischen Zeitalters und der in jenem Stadtstaat erwachsenen Cultur in die hellenistische Weltcultur nachzuweisen, ist völlig gelöst; und das Wesen dieser keineswegs einen allgemeinen Verfall bedeutenden universalen Neubildungen, die treibenden Kräfte ihrer wichtigsten Entwickelungsbestrebungen liegen nunmehr klar vor uns. Besonderer Werth wohnt innerhalb des ersten Bandes den von vollständiger Beherrschung des Stoffes zeugenden Erörterungen über die altgriechische Staatsphilosophie und über die Anfänge Makedoniens inne; schön ist auch die Schlußwürdigung Alexander's des Großen. Und über allem Wissen und Können schwebend eine wohlthuende Bescheidenheit. Einen Wunsch zum guten Ende: den nach einer strafferen Durchführung der griechischen Schreibweise (Ptolemaios, Argaios, Aigai, Hekatombaion, die Chersones u. s. w.). Zur Gründungsgeschichte von Alexandreia und zur Amonsoasenfahrt vgl. die begründeten Zweifel C. Niebuhr's in der soeben ausgegebenen zweiten Hälfte des III. Bandes meiner „Weltgeschichte“. Ht.

— Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreich(s)betrachtung von Herman Frank. Leipzig 1901, Hermann Seemann Nachfolger. 8°; VII, 184 S. (und 1 Ethnographische Skizze). Preis: 2,50 ℳ. — Eine Culturphilosophie, die in mancher Beziehung an die Art erinnert, womit Ludwig Stein Betrachtungen an der Wende des Jahrhunderts angestellt hat. Hohe Töne (vgl. den Untertitel und den Schluß des Vorworts: „Reden mußt ich! Hier stehe ich; ich kann nicht anders“) und nicht viel dahinter; gesucht, geschraubt, gekünstelt (charakteristisch dafür schon das Weglassen des zweiten n beim Vornamen — nach berühmten Mustern —, die beiden überflüssigen Kommata in der Widmung u. s. w.): obscuritati orationis suae dissolutae nomen hominis doctissimi praetendit, so könnte man oft ausrufen. Manches klingt an Urtheile, die Gust. Hirschfeld und Heinr. Gelzer, Karl Bücher („Arbeit und Rhythmus“) und Otto Seeck, Friedr. Wagner, Rud. Lotz, Max Nordau und Andere gelegentlich gefällt haben; namentlich Mehemed Emin Efendi's „Cultur und Humanität“ (Würzburg 1897) begegnet sich in vielen Punkten mit Frank's Vorurtheilslosigkeit (vgl. auch den Aufsatz in den Grenzboten 58, S. 307—314 und 371—380). Eine Verwerthung der Gedanken und Ergebnisse von A. Bajasitow's, Rob. Falke's und O. Pautz' Arbeiten über Mohammed und den Islam hätte der Schrift nichts schaden können; auch Kutsche's Abhandlung in den 97er Jahrbüchern des Vereins für Erdkunde in Metz (19) wäre hierfür zu empfehlen. Immerhin: vermißt man auch manchmal eine tiefere Begründung, mit einem denkenden Menschen, der gut beobachtet hat und seine Erfahrungen nicht ungenützt lassen möchte, haben wir es hier entschieden zu thun. Darum wünsche ich dem Buch aufrichtig die Beachtung, die es verdient. Ht.

— Zriny. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner. Herausgegeben und erläutert von Dr. E. Genniges, Director des königl. Gymnasiums zu Konitz. Erster Theil: Text. Mit zwei Karten. Zweiter Theil: Erläuterungen. Preis des ersten Theils: 50 ₰, des zweiten Theils 1 ℳ 10 ₰. — Es giebt wenige Stücke, die sich so gut eigneten zur Einführung der Jugend in die dramatische Lectüre wie Körner's „Zriny“. Die bilderreiche, schwärmerisch begeisterte Sprache, der vaterländische Inhalt, der erschütternde Schluß, dazu die Erinnerung an das tragische Geschick des Dichters — das Alles muß sich vereinigen zu tiefer Wirkung auf deutsche Knabenherzen. Der „Zriny“ gehört auch wohl an den meisten höheren Schulen zu dem eisernen Bestande der Lectüre der Mittelclassen. Das ist sein richtiger Platz. Der entschieden etwas unnatürlich übertriebene Heldenmuth der Ungarn, die ziemlich schablonenhaften Charaktere setzen eine Naivetät des Genießens voraus, die schon in den Oberclassen kaum mehr vorhanden ist. Die neuesten preußischen Lehrpläne von 1901 setzen den „Zriny“ als Lectüre der Obertertia an. Hier wird er so aufgenommen werden, wie der Dichter sich seine Wirkung gedacht hat. Die vorliegende Ausgabe — das 19. Bändchen der „Deutschen Klassiker“, erläutert und gewürdigt von E. Kuenen, Professor am königl. Gymnasium zu Düsseldorf, und M. Evers, Director des Gymnasiums zu Barmen — giebt zum ersten Male den Text genau nach Theodor Körner's Niederschrift. Alle bisherigen Drucke beruhten auf der von Körner's Vater besorgten Ausgabe, und es ist bekannt, daß dieser sich mancherlei Abweichungen vom Original erlaubt hat. Mögen diese Veränderungen immerhin lauter Verbesserungen sein, man wird dem Dichter das Recht nicht bestreiten wollen, daß sein Stück heute so gedruckt werde, wie er es geschrieben hat. Das Manuscript der Dichtung ist seit 1899 im Besitz des Körner-Museums in Dresden. Durch das Entgegenkommen des Directors dieses Museums, des Hrn. Hofrath Dr. Peschel, war es dem Herausgeber möglich, den ursprünglichen Text herzustellen. Schon dieser Umstand giebt der Ausgabe einen besonderen Werth. Auch die beigegebenen beiden Kärtchen — Plan von Alt-Sigeth und Karte von Ungarn — sind dankenswerth. — Die Erläuterungen, als besonderes Heft gedruckt, sind außerordentlich reichhaltig. In elf Abschnitte gegliedert, bringen sie eine kurze Inhaltsangabe, den Gang der Handlung, Aufbau, Ort und Zeit, die geschichtliche Grundlage, eine Darstellung der Hauptcharaktere; ferner behandeln sie Sprache und Vers, Entstehung, Aufnahme und Würdigung des Stückes, seine Quellen und Vorbilder; dann folgen Einzelerklärungen zum Texte, und schließlich eine Zusammenstellung der Sentenzen aus dem Stücke und eine Uebersicht über die bisherige Literatur zu Körner's Werken, insbesondere dem „Zriny“. Man sieht, sie geben mehr als man für den Unterricht unmittelbar braucht. Doch wird es dem Lehrer ein Leichtes sein, aus der Fülle des Gebotenen die geeignete Auswahl zu treffen. Nicht rathsam erscheint mir, dem Schüler die Erläuterungen in die Hand zu geben. Keinesfalls darf er sie während des Lesens benutzen; sonst wird seine Aufmerksamkeit zu sehr von dem Stücke selbst abgelenkt. Der Herausgeber wünscht mit seiner Ausgabe dazu beizutragen, daß Körner's Dichtung der deutschen Jugend immer mehr vertraut werde. Diesem Wunsche schließen wir uns von Herzen an. R. B.

— Quellwasser fürs deutsche Haus. Illustrirtes Volks- und Familienblatt. 1901. 25. Jahrgang. Ein Jahrgang umfaßt 856 Seiten. Wöchentlich eine Nummer. Alle drei Wochen ein Heft. Preis vierteljährlich 1,50 ℳ, das Heft 40 ₰. (Verlag von Georg Wigand, Leipzig.) Bestellung bei jeder Postanstalt und Buchhandlung. — Das Quellwasser bringt in jedem Jahrgange 4—5 Romane und etwa 20 Novellen, mehr als 100 gute und gemeinverständliche Abhandlungen aus allen Gebieten des Wissens, etwa 500 kurze Berichte über Zeitereignisse, etwa 100 Gedichte, 400 Recepte für Haus und Küche, 500 Räthsel und 200 nur gute Illustrationen. Das Blatt steht auf christlichem Grunde ohne Parteifärbung; seine Erzählungen gehören zu den besten, die es giebt. So ist z. B. der Roman „Das Erwachen“ von N. Bergmann, der soeben erscheint, ein Meisterwerk der schönen Literatur.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 119. Sonnabend, den 5. October, Abends. **1901.**

Die Bekanntmachung kirchlicher statutarischer Bestimmungen und Ordnungen.

Von Bezirksassessor Dr. Oertel-Annaberg.

Die Frage, ob und in welcher Weise allgemeine Anordnungen der Kirchenvorstände, um Giltigkeit zu erlangen, öffentlich bekannt gemacht werden müssen, wird in der Praxis verschieden beantwortet. Nicht selten ist der Auffassung zu begegnen, daß die öffentliche Verkündigung überhaupt nicht nothwendig sei, vielmehr einfache Beschlußfassung des Kirchenvorstandes oder in den Fällen, in denen allgemeine Anordnungen desselben, wie statutarische Bestimmungen über die Zusammensetzung des Kirchenvorstandes, Gottesackerordnungen, Regulative über die für geistliche Amtshandlungen zu erhebenden Gebühren, der Genehmigung der königl. Kircheninspection bedürfen, die erfolgte Decretertheilung genüge. Auch die Meinung findet sich vertreten, daß die Bezugnahme auf die getroffenen Anordnungen im öffentlichen Gottesdienste oder die Vertheilung der in Druck gebrachten oder sonst vervielfältigten Bestimmungen an die innerhalb der Kirchgemeinde wohnhaften Haushaltungsvorstände eine ausreichende Form der Verkündigung sei. Diese Ansichten sind indeß im Hinblick auf die Vorschrift in §. 3, in Verbindung mit §§. 11 und 6 des Gesetzes, die amtliche Verkündigung allgemeiner Anordnungen der Verwaltungsbehörden betr., vom 15. April 1884 (G.-V.-Bl. S. 131) nicht zutreffend. §. 3 Abs. 1 stellt als Regel auf, daß allgemeine Anordnungen und Bekanntmachungen der unteren Verwaltungsbehörden in den Amtsblättern zu verkündigen sind. Im Gesetzentwurfe war der jetzige §. 3 nicht enthalten. Wie die dem Entwurfe beigegebene allgemeine Begründung (Landtagsacten 1883/84 K. Decrete Bd. II, 61) erkennen läßt, bezweckte er, abgesehen von der Regelung des für die Ministerien und Mittelbehörden maßgebenden Publicationsmodus, lediglich darüber Festsetzungen zu treffen, „in welcher Weise Anordnungen der Gemeindevorstände in Landgemeinden und ihrer Stellvertreter, sowie sonst dazu berufener Gemeindeorgane, ingleichen der Gutsvorsteher in selbständigen Gutsbezirken verkündigt werden müssen, um dem allgemeinen Erfordernisse gehöriger Bekanntmachung zu genügen, dergestalt, daß sie einem Jeden gegenüber als bekannt gemacht gelten“. Nur in dem dem §. 11 entsprechenden §. 10 enthielt er eine die unteren Verwaltungsbehörden im Allgemeinen betreffende Bestimmung über die Benutzung des öffentlichen Anschlags als Verkündigungsweise. Erst auf Vorschlag der Gesetzgebungsdeputation der II. Kammer ist §. 3 in Anlehnung an §. 9 des Gesetzes vom 11. August 1855 eingefügt worden. Zur Begründung ist im Berichte der Deputation darauf hingewiesen, daß sie in Consequenz der Aufgabe, die sich der Gesetzentwurf gestellt, „noch die Bestimmungen über die Verkündigung der allgemeinen Anordnungen der übrigen unteren Verwaltungsbehörden, außer den Landgemeinden und den Vorstehern selbständiger Gutsbezirke“ vermißt habe, und daß „durch die Aufnahme auch dieser Bestimmungen das vorliegende Gesetz zu einem geschlossenen Ganzen werden würde, durch welches die gesammte Materie über die amtliche Verkündigung allgemeiner Anordnungen der Verwaltungsbehörden die umfassende Regelung und die bisherigen, in verschiedenen Gesetzen verstreuten, diesbezüglichen Vorschriften, sowie die geltenden Ortsgewohnheiten ihre Erledigung finden“. (Landtagsacten 1883/84 Berichte der II. Kammer Bd. I, Theil 2, 124.) Eine nähere Bestimmung des Begriffs der unteren Verwaltungsbehörde enthält der Bericht und auch die Begründung zu §. 10 nicht; indeß hat der Berichterstatter der Deputation, der Abg. Opitz, bei Berathung des Entwurfs in der II. Kammer eine solche gegeben, indem er — ohne von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren — erklärte: „Ich möchte auch darauf noch aufmerksam machen, daß nicht blos Städte und Amtshauptmannschaften unter den unteren Verwaltungsbehörden zu verstehen sind, sondern daß die sämmtlichen übrigen, auch Finanzverwaltungs- und sonstige Verwaltungsbehörden darunter begriffen sind.“ (Mittheilungen über die Verhandlungen des Landtags 1883/84 II. Kammer, Bd. I, 725.) Bei dieser Sachlage dürfte es, trotzdem weder im Deputationsbericht, noch auch bei Berathung des Entwurfs in den Kammern die kirchlichen Unterbehörden Erwähnung gefunden, doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß zu den unteren Verwaltungsbehörden im Sinne des Gesetzes auch die Kirchenvorstände, als die mit der gesetzlichen Vertretung der Kirchgemeinden betrauten Körperschaften, gehören. Zu vergleichen auch die Verordnung der Ministerien des Cultus und öffentlichen Unterrichts und der Justiz vom 10. Februar 1870 (G.-V.-Bl. S. 15), in der die Kirchenvorstände angewiesen werden, in dem dort näher bezeichneten Falle die Namen ihrer Mitglieder und später jede in den Personen der Mitglieder vorkommende Veränderung im Amtsblatte desjenigen Gerichts bekannt zu geben, in dessen Bezirk die betreffende Kirche liegt. Hiernach sind also alle von den Kirchenvorständen beschlossenen Anordnungen allgemeiner Art in dem für die politische Gemeinde, welche die Kirchgemeinde bildet, bestimmten Amtsblatte, und wenn die Parochie aus mehreren politischen Gemeinden oder Theilen solcher besteht, welche nicht ein gemeinsames Amtsblatt besitzen, in sämmtlichen Amtsblättern der verschiedenen Gemeinden zu veröffentlichen. Nur in solchen Fällen, in denen die Veröffentlichung im Amtsblatte zur Erreichung des Zweckes nicht geeignet erscheint, gewährt §. 11, Abs. 1 das Recht, diese Bekanntmachungen durch öffentliche Anschläge zu bewirken. Letztere sind aber nach Zahl und Ort so einzurichten, daß die Kenntnißnahme seiten derer, welche sich darnach richten sollen, thatsächlich ermöglicht wird. Für die Bekanntmachung umfänglicher Schriftstücke gestattet §. 11 Abs. 2, §. 6 des Gesetzes, mag die Bekanntmachung im Amtsblatt oder durch Anschlag erfolgen, daß nicht das ganze Schriftstück abgedruckt oder angeschlagen wird, sondern daß es an einer vom Kirchenvorstand bestimmten, Jedermann zugänglichen Stelle ausgelegt und durch das Amtsblatt oder einen der Bestimmung in §. 11 Abs. 1 entsprechenden Anschlag auf die Auslegung und den Ort derselben hingewiesen wird. Die in §. 7 nur für die Veröffentlichung in Gemeinde- und ortspolizeilichen Angelegenheiten in den Landgemeinden vorbehaltene Ausnahmebestimmung findet auf die Kirchenvorstände keine Anwendung. Die letzteren sind daher auch nicht berechtigt, durch statutarische Bestimmung eine von den Vorschriften in §§. 3, 6, 11 des Gesetzes abweichende Veröffentlichungsweise einzuführen. Die Nichtbeachtung der angezogenen Bestimmungen würde die Ungiltigkeit der in Frage kommenden Anordnungen zur Folge haben. Es ist daher durchaus geboten, zur Vermeidung der Weiterungen, welche im einzelnen Falle aus der Ungiltigkeit der allgemeinen Anordnungen und der zur Ausführung derselben getroffenen Maßnahmen, wie Ungiltigkeit der Wahl eines auf Grund ungiltiger statutarischer Bestimmung zugewählten Kirchenvorstandsmitglieds, rechtliche Unmöglichkeit der Beitreibung einer auf Grund ungiltigen Regulativs beanspruchten Gebühr für eine kirchliche Amtshandlung, entstehen, in solchen Kirchgemeinden, in denen die Bekanntmachung kirchlicher statutarischer Bestimmungen und Ordnungen bisher nicht in der vorgeschriebenen Weise erfolgt ist, diese nach Maßgabe der Bestim-

mungen in §§. 3, 6, 11 des Gesetzes noch nachzuholen. Daß neben der Veröffentlichung in der gesetzlich bestimmten Form außerdem der Hinweis auf neu erlassene Anordnungen im Gotteshause oder die Abgabe je eines Druckexemplars derselben an die Hausväter unbedenklich, ja in vielen Fällen sogar zweckdienlich ist, bedarf keiner Erwägung.

Die deutschen Edelfalken.

Wenn der Spätherbst naht mit seinen unwirthlichen Eigenheiten und Wald und Feld in ödes Grau kleidet, dann ist die Zeit der weiteren Ausflüge in's Freie für die Meisten vorüber. Nur Landwirth und Jäger sind durch ihre Thätigkeit genöthigt, nach wie vor in Wind und Wetter auszuharren. Unwillkürlich werden nunmehr die wenigen Erscheinungen der Thierwelt dem Interesse näher gerückt; unter diesen treten auch unsere Raubvögel hervor, von denen die größere Hälfte der in Deutschland vorkommenden Arten auch im Herbste und Winter ihren Platz behaupten. Hierher gehören die Falken, eine artenreiche Gattung, welche ihre Verbreitung über die ganze Welt ausdehnt. Vom stolzen, kraftstrotzenden Steinadler bis zum ähnlich gestalteten, aber unedlen Bussard, vom schnellen blutgierigen Habicht bis zur scheuen, eulenähnlichen Weihe finden sich viele äußere Merkmale und Eigenheiten, welche diese Gruppen mit den eigentlichen Falken vereinigen, nach denen die ganze Gattung ihren Namen erhalten hat. Diese letztgenannte Gruppe in ihren heimischen Gliedern zu schildern, sei unsere Aufgabe.

Schon Jahrhunderte sind vergangen seit der Zeit, wo die Falkenbeize (die Jagd mit abgerichteten Edelfalken auf Reiher) in Blüthe stand; aber heute noch gedenkt vor Allem die Dichtung jener anziehenden Schauspiele mit Begeisterung. Am gesuchtesten für Ausübung dieser Art von Jagd war damals der Jagd- oder Gyrfalke (Falco gyrfalco L.), eine Art, welche, dem hohen Norden beider Welten eigen, u. A. auch die Insel Island häufig bewohnt und deshalb in den Lehrbüchern öfter mit dem Namen „isländischer Falke" bezeichnet ist. Nach Deutschland gelangt dieser Vogel zeitweilig höchstens als Verirrter. Zwei andere zur Sippe der echten Edelfalken gehörige Arten sind in ganz Deutschland ansässig. Der geneigte Leser wolle uns in's Gebirge folgen, in die Formation des Sandsteines, welcher dort in mächtigen und fest zusammenhängenden Felsgruppen lagert. Wir besteigen eine hochragende Felswand und genießen von deren Höhe einen bezaubernden Umblick auf das näher und ferner sich ausbreitende Gelände. Plötzlich ertönt über uns ein gellender Schrei; wir erblicken in mäßiger Höhe einen Falken kreisen. Schiefergrau hebt sich im Strahle der Sonne sein Gefieder vom blauen Aether ab. Es ist ein Wanderfalke (Falco peregrinus Gm.); der Name des Vogels bezeichnet ihn als Zugvogel. Dies kann jedoch als nur theilweise richtig anerkannt werden. Vielfach überwintert unser Wanderfalke in seiner Heimath und streicht höchstens bei starkem Froste ein wenig in den nächsten Gemarkungen umher. Die Verbreitung des Wanderfalken erstreckt sich über ganz Deutschland. Als Brutvogel besitzen ihn die gebirgigen Gegenden häufiger als das flache Land. Eine regelmäßige Erscheinung ist er z. B. in der sächsischen Schweiz und dem anschließenden Lausitzer Gebirge. Nächst dem Gebirge sind es große zusammenhängende Waldungen der Ebene, welche ihm während der Horstzeit als Aufenthalt zusagen, weite Kiefernhaiden, wie sie Niederschlesien und die Mark Brandenburg zahlreich aufweisen. Selten sind die Fälle, daß dieser Falke in Gehölzen geringeren Umfanges horstet. Wir möchten daher an dieser Stelle hervorheben, daß ein Wanderfalkenpaar im Jahre 1809 auf der Landskrone, einem isolirten Vorbergkegel in nächster Nähe von Görlitz, seinen Horst aufgeschlagen hatte: seit der Zeit aber dort nie wieder! Häufiger gelangt er zur Winterzeit, wo ihn Nahrungsmangel plagt, gelegentlich seiner Streifzüge in das Weichbild großer Städte, z. B. Berlins. Hinsichtlich der Wahl seiner Speisekarte tritt der Wanderfalke insofern mit dem Habicht in Wettbewerb, als er namentlich in den Städten Tauben mit großer Gewandtheit schlägt. Im Freien verfolgt er alle nur irgend erreichbaren gefiederten Wesen von der Drossel bis zur Wildente. Der scharf beobachtende schlesische Ornithologe Gloger bemerkt mit Bezug darauf, daß er häufig den wandernden größeren Wasservögeln auf ihren Zügen folge. Sein Flug geht überaus schnell von Statten; in der Regel bewegt er sich wie bei den meisten Falken in nur mäßiger Höhe. Zu höheren Regionen erheben sich unsere Falken meist nur im Frühling am Horste. Letzteren legen sie als Bergbewohner mit Vorliebe an ragenden Felswänden an; in der Ebene wird er hohen Waldbäumen anvertraut. Das Gelege besteht aus 3 bis 4 Eiern, welche auf röthlichem Grundtone zahlreich gefleckt und gepunktet erscheinen.

Als ein in unserem Vaterlande noch etwas häufiger als der eben geschilderte auftretender Falke kann der Baumfalke (Falco subbuteo L.) gelten, welcher mit seinem größeren Verwandten in Gestalt und Lebensweise wesentlich übereinstimmt. Er trägt von allen unseren Raubvögeln nächst dem Thurmfalken die hübscheste Zeichnung. Die Oberseite zeigt ein dunkles Braun als Grundton, die Unterseite ist weißlich mit schwarzen Längsflecken. Vor Allem kennzeichnen einen alten Vogel dieser Art der blaß orangegelbe Schenkel und After. Im Allgemeinen finden wir diesen echten Edelfalken im Berg- und Flachlande; seinen Horst baut er regelmäßig auf hohen Waldbäumen und benutzt bei dessen Anlage mit Vorliebe verlassene Krähennester. Das im Mai erbrütete Gelege besteht aus 3 bis 4 gelblichen, über und über gepunkteten Eiern. Er bevorzugt offenbar mittelgroße Gehölze als Standort und bestreicht während seiner Horstzeit ein kleineres Revier als der Wanderfalke. Sein Flug ist überaus rasch und gewandt. Wenn wir im Wanderfalken den erdenklichsten Taubenfeind erblickten, so stellt der Baumfalke vornehmlich kleineren Vögeln nach, von diesen in erster Linie den Lerchen. Sein Zug im Frühjahr und Herbste geht in der Regel mit dem ihrigen Hand in Hand. Bei seiner nicht genug zu bewundernden Schnelligkeit entgeht ihm dann nur selten das auserkorene Opfer aus den Schwärmen der Wanderer. Auch auf Schwalben stößt er vielfach und fehlt auch diese schnellsten Flieger dank seinem scharfen Auge selten. Er ist eben der Schrecken aller Kleinvögel, wann und wo immer er erscheint. Das Flugbild des Baumfalken gleicht bei seiner ungemeinen Schnelligkeit und der geringen Größe dieser Art eher demjenigen des bekannten, schwalbenähnlichen Mauerseglers, als dem eines Falken. Eng verwandt mit dem Baumfalken ist eine noch kleinere Art, der Zwergfalke oder Merlin (Falco aesalon Gm.), ein Vogel, welcher hauptsächlich dem hohen Norden der alten Welt und Amerikas angehört. Doch sind auch bereits in Deutschland, welches er zur Herbst- und Winterzeit regelmäßig durchwandert und zeitweise bewohnt, Fälle seines Horstens beobachtet worden. Immerhin kann ihm aber das Zeugniß eines allgemeinen Wohnrechtes bei uns zu Lande nicht ausgestellt werden. Der männliche Merlin ist, besonders im hohen Alter, von hübscher Zeichnung: oben bläulichgrau mit schwarzen Schaftstrichen; unten blaßgelblich, in's Rostrothe spielend, mit schwarzbraunen Schaftflecken. In der Lebensweise gleicht dieser Falke dem ein wenig größeren Baumfalken vollkommen und stellt wie dieser ausschließlich unseren Kleinvögeln nach.

Hinsichtlich der Größe hält die Mitte zwischen dem Wander- und Baumfalken der Thurmfalke (F. tinnunculus L.), ein sehr hübsch gezeichneter, allgemein bekannter und — leider meist auch verkannter Raubvogel, soweit seine Bedeutung für die Natur ins Gewicht fällt. Die Färbung der alten Vögel ist schön rostroth, schwarz gewellt und gebändert; bei den jungen herrscht ein hellerer Grundton vor. Der Thurmfalke gehört zur Gruppe der unechten Edelfalken, welche sich von den echten äußerlich durch längere Formung von Flügeln und Schwanz, sowie langsamere wenngleich nicht minder gewandte Flugart, charakteristisch durch demgemäß bedingte andere Lebensweise unterscheiden. Sie schlagen ihre Beute nie oder nur selten während des Fluges und sind demzufolge der Vogelwelt von vornherein unschädlicher, als vielfach geglaubt wird. Unser deutscher Vertreter hat namentlich auf die Schaaren der für Feld und Wald so verderblichen Mäusearten, auf Amphibien und Coleopteren sein Augenmerk gerichtet, was seine culinarischen Genüsse betrifft. Eigenthümlich ist die Art und Weise, welche der niedliche Falke zur Erreichung seiner Beute für gewöhnlich anwendet. Auf freiem Felde beobachten wir ihn, während er in mäßiger Höhe seine Schwingenkreise zieht. Nicht sind es die weiten Bogen, welche der allbekannte Bussard am Horste ausführt; auch nicht der selbstbewußt strebende Flug des Wanderfalken: sanft gleitend und doch so sicher zeigt sich die Bewegung des roth schimmernden Raubvogels. In kurzen Pausen bleibt er flatternd über dem Punkte stehen, wo er eine Beute

erspähte, um alsbald herabzustoßen und sie zu ergreifen. Dieses sichernde Flattern wird mit dem Fachausdruck „Rütteln“ bezeichnet. Der Thurmfalke ist über ganz Deutschland verbreitet und heutzutage der häufigste Raubvogel, da man den größeren und ebenso nützlichen Bussard vielfach unnachsichtlich verfolgt hat. Sein Aufenthalt erstreckt sich hauptsächlich auf die Außentheile kleinerer Gehölze, welche in ihrer Nähe Acker- und Wiesenflächen darbieten. Er ist im großen Ganzen Zugvogel; jedoch überwintert er auch häufig. Für unsere Leipziger Gegend hat sich der Thurmfalke vom Sommerzugvogel nach und nach zum Standvogel herangebildet. Seinen Horst baut er sowohl auf grauem Felsgestein als im grünen Hag. Am liebsten haust er im Gemäuer verfallener Ruinen. In der Wahl seines Wohnortes dem Wanderfalken also mehr als dem Baumfalken ähnelnd, nähert sich der Thurmfalke jenem zudem in der Gewohnheit, gelegentlich seiner Wanderungen im Herbste und Frühjahr den Häusermassen der Städte zu folgen und auf hohen Thürmen stunden- und tagelang Rast zu halten. Der Name des Vogels bezeichnet diese Bauten als seinen Lieblingsaufenthalt. Ehedem horstete er auch öfter mitten in den Städten; in der Neuzeit werden derartige Fälle immer seltener. Nächst dem ein geräuschvolles Treiben bedingenden zunehmenden Verkehr hat den Thurmfalken vielfach die Zunahme der gleichfalls thurmbewohnenden Dohlen aus den Städten vertrieben. Nicht einmal als Wanderer lassen ihn die schwarzen Allesfresser unbehelligt, sobald sie ihn in ihrem Revier erspäht haben. Vor einer Reihe von Jahren konnten wir einen Beleg hierfür auffinden. An einer hohen zweithürmigen Kirche erschienen im Herbste ein paar Tage hinter einander einige Thurmfalken und faßten auf den vorspringenden Simsen der Thürme Posten. Die Dohlen hatten dies bald wahrgenommen und umschwärmten unter streitsüchtigem Gejohle die unschuldigen Wanderer, welche trotz versuchter Abwehr gegen die zudringlichen Schwarzröcke nichts auszurichten vermochten und unter Kundgebung ihres angenehmen Rufes: kli—kli—kli— schließlich immer das Weite suchten. In Anbetracht des überwiegenden Nutzens des Thurmfalken, sowie seiner unseren heimathlichen Fluren zur besonderen Zierde gereichenden anmuthigen Gestalt sei derselbe allen Vogelkennern und Jägern von Fach zur Schonung jederzeit und überall angelegentlich empfohlen.

C. Krezschmar.

Bücherbesprechungen.

— **Predigten über die Geschichte des Reiches Gottes** zum Gebrauch für Nachmittags- und Abendgottesdienste und für häusliche Erbauung von **Hermann Philipp Schnabel**, evangel. Pfarrer em. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1901. 4 ℳ. — Es wird ein seltener Fall sein, daß ein Herausgeber von Predigten behaupten kann, das, was er darbiete, sei in dieser Art und Form noch nie und nirgends erschienen. So thut der genannte Verfasser dieser Predigtsammlung, und wir müssen, so weit unsere Kenntniß in dieser Sache reicht, ihm zugestehen, daß er Recht hat. Alle die hier behandelten Dinge sind natürlich auch in Predigten schon sehr oft, und was die Aufrichtung des Reiches Gottes im neuen Bunde anlangt, schon unzählige Male behandelt worden. Aber wir kennen kein Predigtbuch, wo sie entsprechend ihrer kirchlichen Entwickelung der Reihe nach in einer Weise ihre Darstellung finden, daß Belehrung und Erbauung gleichmäßig berücksichtigt sind. Natürlich weichen diese Predigten, wie das ja nicht zu vermeiden war, in mancher Beziehung von dem allgemeinen Muster ab, das man trotz allen veränderten Arten und Methoden der verschiedenen Zeiten eigentlich noch immer bei der christlichen Predigt vor Augen gehabt hat. So muß beispielsweise um der Vollständigkeit willen hier auch von dem israelitischen Staatsleben, von Opferwesen und Speisegeboten und anderem derartigen Zubehör des alttestamentlichen Gottesreiches die Rede sein. In solchen Fällen überwiegt das Lehrhafte, aber doch nie in dem Maße, daß nicht auch eine erbauliche Wirkung erzielt würde. Deshalb hat der Verfasser auch diese Predigten ungefähr in Aehnlichkeit mit Missionsstunden am Nachmittag gehalten, und wir bewundern nachträglich noch die Gemeinde, die sich zu diesen theilweise sehr langen und, wie schon gesagt, oft vorwiegend beschreibenden und erzählenden Vorträgen an 35 Nachmittagen zusammengefunden hat. Wie der Titel schon selbst andeutet, würde sich ein ähnliches Unternehmen in den allermeisten Fällen recht wohl in Abendgottesdiensten, schwerlich aber am Nachmittag bewerkstelligen lassen. Was der Verfasser gewollt hat, das läßt sich am kürzesten so aussprechen: das, was man an höheren Lehranstalten im Religionsunterricht lernt, was aber die Volksschule nur unter ganz besonders günstigen Umständen in kurzem Auszuge bieten kann, das zu erfahren hat die hörende Gemeinde gewiß so gut ein Recht, wie sie über den Stand der äußeren und inneren Mission in besonderen Gottesdiensten Mittheilungen empfängt. Und nicht blos die in Bibelstunden und in besonderen Vereinigungen gesammelte Sondergemeinde hat dieses Recht, sondern die ganze hörende und feiernde Gemeinde, soweit sie sich als eine solche darstellt. Nur muß sie den Stoff so empfangen, wie es ihrem Verständniß entspricht. Wir bestätigen mit Freuden, daß die Art, wie der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat, als mustergiltig bezeichnet werden kann und geradezu anlockt und auffordert, dergleichen auch zu unternehmen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es sich nicht um ein unmittelbares Verwenden der hier gebotenen Predigten handeln kann, sondern nur um ein neues Einarbeiten und Bearbeiten des gewaltigen Stoffes in Anlehnung an dieses Vorbild und um eine selbständige Anpassung an die gegebenen Verhältnisse der Gemeinde, ihr kirchliches und religiöses Verständniß, ihre Fähigkeit und Freudigkeit zur Aufnahme einer höheren Gedankenwelt. Wir danken dem Verfasser für seinen bewundernswerthen Fleiß des Studiums und für den Fleiß der Liebe, mit dem er so für seine Gemeinde gearbeitet hat. B. K.

— **Einzelne Predigten. Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?** Osterpredigt von Lic. Dr. **Rüling**, Pfarrer zu St. Johannis in Leipzig. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1901. 20 ₰. Nach dem Osterevangelium aus Marcus stellt der Prediger die Frage des Osterfestes auf, wie sie der Titel giebt, und gewinnt dazu die Antwort, die in der Festthatsache enthalten ist. In edler, gedankenreicher Sprache entwickelt er alle die vergeblichen Lösungsversuche der großen Aufgabe, die Schrecken des Todes zu überwinden, und verkündet die große Freude, daß sie längst gelöst ist durch das neue Leben des Auferstandenen. — **Die Bedingungen einer gesegneten Synodalarbeit.** Predigt bei der Eröffnung der Landessynode von Dr. theol. et phil. **Oskar Ackermann**, Oberhofprediger und Vicepräsident des evangel.-luth. Landesconsistoriums. Dresden, v. Zahn und Jaensch. 1901. 25 ₰. Als Bedingungen gesegneter Synodalarbeit erkennt die Predigt auf Grund von 2. Tim. 2, 19 das Stehen auf dem rechten Grunde und das Erstreben des rechten Zieles. Die schlichtesten biblischen Gedanken von dem längst gelegten Grunde und von dem Aufbau der Gemeinde auf ihm gestalten sich hier nach dem apostolischen Vorbilde zu kraft- und weihevoller Vermahnung mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zustände der Kirche Christi und der Landeskirche, die ein gesegnetes Stück von ihr bilden soll. — **Die Frage des kommenden Pfingstfestes beim Schluß der Synodalarbeit: Ist das Reich Gottes inwendig in euch?** Predigt am Schlusse der Landessynode von D. **Georg Rietschel**, Geh. Kirchenrath, Professor der Theologie, erstem Universitätsprediger und Director des Predigercollegiums zu St. Pauli in Leipzig. Ebenda. Im Anschluß an die Lehre des Herrn vom Kommen und vom Sein des Reiches Gottes Luc. 17, 20f. sagt der Prediger von jener Frage aus, daß sie die Synodalmitglieder aus der Arbeit in die Stille führt und in der Stille für die Arbeit stärkt. Damit ist ausgesprochen, was im Einzelnen nachdrücklich und eindringlich entwickelt wird, daß die beste und nöthigste Arbeit für das Reich Gottes jeder Zeit die des Einzelnen an seiner Seele ist, daß aber auch alle andere Arbeit und auch die rein äußerliche ihr gutes Recht und ihren hohen Werth hat. B. K.

— **Der Pilger aus Sachsen.** Christliches Volksblatt für Stadt und Land. 67. Jahrgang. Friedrich Jansa in Leipzig. Vierteljährlich 50 ₰. — Das altbekannte christliche Wochenblatt, das seit längerer Zeit ein ziemlich verborgenes Dasein geführt hat, ist im Laufe dieses Jahres in einem neuen Gewand erschienen und gedenkt so neben den vielen ähnlichen Blättern, die einstweilen aufgetaucht sind, seinen früheren Platz sich wieder zu gewinnen, soweit das unter den veränderten Verhältnissen überhaupt möglich ist. Die seitdem erschienenen Nummern, die uns vorliegen, belehren uns, daß die Verlagshandlung einen kräftigen Anlauf nimmt und ihr Werk auf Grund umfänglicher und sorgfältiger Vorbereitungen treibt. Sie hat sich gute biblische

und religiöse Bilder von Pfannschmidt, Führich, Richter u. A. beschafft und stattet jede Nummer mit einem derselben aus in ganz vorzüglichem Druck, sie hat sich mit bekannten Volksschriftstellern in Beziehung gesetzt und einen Vorrath tüchtiger Beiträge erlangt. Sie muß auch einen thätigen und gut geschulten Schriftleiter, dessen Namen man jedoch nicht erfährt, zur Hand haben, wie das die sorgfältige Zusammenstellung der einzelnen Hefte mit ihren Mittheilungen aus Welt und Kirche beweist. Endlich ist man auch in Sachen des Bezuges den Spuren der anderen christlichen Volksblätter gefolgt, indem man ungefähr denselben Preis fordert und ähnliche Vergünstigungen für den Massenvertrieb gewährt (10 Exempl. 4 ℳ, 50 Exempl. 17,50 ℳ). Die Befürchtung freilich liegt nahe, daß das Blatt bei kräftiger Ausbreitung jenen anderen schaden werde. Doch müßte der Beweis wohl erst geführt werden, daß dieser Fall sicher eintreten wird. Man darf den Stand des Lesens im Volke, wie er jetzt vorhanden ist, mit dem früheren, wo beträchtliche Theile desselben außer Bibel und Gesangbuch eben nur den Kalender zur Hand nahmen, schlechterdings nicht mehr vergleichen, obwohl dieser frühere in vielen Gegenden nicht allzu lange zurückliegt. Und entsprechend dem jetzt herrschenden Lesebedürfniß und der sich fortwährend mehrenden Leselust kann man von einem überflüssig großen Angebot guten Stoffes kaum reden. Auch giebt es thatsächlich noch zahlreiche Leser und Lesergruppen im Volke, die sich bei der Empfangnahme und Auswahl dieses Lesestoffes gern und willig leiten lassen. So wollen wir wünschen, daß das in neuer Form erstandene Blatt ein gedeihliches und friedliches Wachsthum finden möge. B. K.

— Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Prof. D. O. Zöckler und Sem.-Director Lic. theol. E. G. Steude. Gütersloh, C. Bertelsmann. Jährlich 8 ℳ. — Gern lassen wir uns durch die Uebersendung eines Monatsheftes dieser altbekannten Zeitschrift (jetzt der 37. Band) an die gern erfüllte Pflicht erinnern, ihrer wieder einmal vor unseren Lesern zu gedenken. Welch reiche Fülle werthvoller Gaben ist in diesen Jahrzehnten durch die Hand des greisen Mitbegründers den Lesern gespendet worden, wie viele davon entstammen unmittelbar seinem unermüdlich forschenden und schaffenden Geiste! Auch das uns vorliegende vierte Heft dieses Jahrganges enthält solch eine Gabe von ihm, einen kurz gefaßten, aber trefflich übersichtlichen Bericht über den Abschluß des großen Werkes von Kattenbusch über das Apostolische Symbol. Der Hauptartikel des Heftes beansprucht die besondere Theilnahme der sächsischen Theologen. Pastor D. Höhne in Zscheila giebt einen ästhetisch tief begründeten Aufsatz über das Wesen und den Werth der modernen religiösen Malerei, indem er zwei allbekannte und typische Darstellungen der Abendmahlseinsetzung Punkt für Punkt mit einander vergleicht, die des Leonardo da Vinci und die erste und bekannteste von Uhde. Es läßt sich viel lernen aus den mit maßvollster Vorsicht gefällten Urtheilen über einen Gegenstand, der in der That mit dem Bekenntniß der christlichen Wahrheit, wie es diese Zeitschrift von jeher vertreten hat, nahe zusammenhängt. Spiegelt sich doch in Richtung und Ausprägung dieser modernen Kunst der ganze moderne Geist in seinem theologischen und kirchlichen Denken und Streben! An die kleinen Beiträge und Notizen schließt sich wie immer der theologische Literaturbericht, dessen Herausgabe jetzt Pfarrer Jordan in Warendorf besorgt. Somit wollen wir die allbewährte Monatsschrift unseren Lesern, soweit sie hier in Betracht kommen, aufs Neue in empfehlende Erinnerung gebracht haben. B. K.

— Das Echo. Deutsche Nachrichten. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Preis vierteljährlich 3 ℳ. Verlag von J. H. Schorer, Berlin SW., Wilhelmstr. 29. — Das Echo hat wie bisher, so auch in den letztverflossenen Monaten es verstanden, seine Leser, die es vorzüglich unter den Deutschen im Auslande sucht, über alle Ereignisse des öffentlichen Lebens, der Kunst und Wissenschaft, sowie über die neuen Entdeckungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Technik, wie endlich über die Vorgänge und Kämpfe in der Politik und Wirthschaftspolitik in Wort und Bild auf dem Laufenden zu erhalten. Wer in einer Zeitung nichts weiter als eine möglichst parteilose Berichterstattung über die wichtigsten Tagesereignisse sucht, der wird in dem Echo das, was er sucht, also finden können. Auf eine eigene Stellungnahme und Bewerthung der mitgetheilten Ereignisse verzichtet das Echo bekanntlich aber in den weitaus meisten Fällen gänzlich. W. B.

— Grüne Blätter für Kunst und Volksthum. Unter diesem Titel erscheinen im Verlage von Georg Heinrich Meyer (Leipzig und Berlin) seit Kurzem in zwangloser Folge Flugschriften vermischten Inhalts. Gemeinsam an ihnen ist, daß ihre Verfasser sich in offenen Gegensatz stellen zu jenen Schriftstellern, die die Welt und den Fortschritt aller Cultur einzig von dem Standpunkte des Berliner Literaturklüngels ansehen und beurtheilen. In dieser Beziehung hat das erste dieser Hefte eine Art von programmatischer Bedeutung: Literaturjugend von heute, eine Festpredigt von Fritz Lienhard. Was hier die Literaturjünglinge von der Spree zu hören kriegen, das wird ihnen freilich nicht allzu lieblich in den Ohren klingen. Helfen wird es gegenüber dem unheilbaren Größenwahn dieser Kreise vermuthlich auch wenig. Aber es ist doch ganz *gut daß* es einmal gesagt wird, und es giebt viele Leute in *Deutschland*, die Lienhard Recht geben. Wir verzeichnen die Titel des ersten Dutzends der „Grünen Blätter“: 1) Fritz Lienhard, Literaturjugend von heute. 2) Adolf Bartels, Wilhelm Raabe. 3) Fritz Lienhard, Deutsch-evangelische Volksschauspiele. 4) Heinrich Sohnrey, Der kleine Heinrich. Ein Waisenknabe aus dem Westen und eine Ansiedlergestalt aus der deutschen Ostmark. Zur Erläuterung einer socialpädagogischen und nationalen Aufgabe des deutschen Volkes. 5) Willy Pastor, Gustav Theodor Fechner und die durch ihn erschlossene Weltanschauung. 6) Oskar Schwindrazheim, Offener Brief an den Bürgermeister einer deutschen Kleinstadt. 7) Ernst Wachler, Heimath und Volksschauspiel. 8) Adolf Bartels, Heimathkunst. Ein Wort zur Verständigung. 9) Adolf Bartels, H. Nordheim (Henriette v. Schorn, geb. v. Stein). 10) Robert Mielke, Das deutsche Pfarrhaus und die Volkskunst. 11) Tirol im Liede. Ein Blüthenstrauß deutscher Dichtung aus den Tiroler Bergen. 12) Wilhelm Weigand als Lyriker. Man sieht, die Schlagwörter Volkskunst, Heimathkunst kehren mehrfach wieder. Wer sich *von* ihnen und von den Titeln überhaupt angezogen fühlt, *der bestelle!* Das Dutzend der Schriftchen kostet 1 ℳ 20 ₰, das *einzelne* Heft 15 ₰. Der Preis ist wohlfeil genug, wie uns scheint. R. B.

— Neuer kaufmännischer Bücherabschluß, entworfen und begründet, sowie im Vergleiche mit den bisher üblichen, minder zweckdienlichen Methoden des Abschlußverfahrens durchgeführt von Heinrich Schmitz. 4. Aufl. vermehrt durch den Bücherabschluß für Bankgeschäfte. Leipzig, Verlag von G. A. Glöckner. 1898. Preis ℳ 1.50. (112 Seiten.) — Der Verfasser, praktischer Buchhalter, beabsichtigt damit nicht, jungen Leuten die Kenntniß von dem Wesen der doppelten Buchhaltung beizubringen, sondern solchen, die mit derselben bereits vertraut sind, ein vom Standpunkte der Handelsgesetzgebung nicht anfechtbares Verfahren zu zeigen, wie man den schwierigsten Teil der Thätigkeit eines Buchhalters, den Bücherabschluß bewerkstelligen kann, ohne daß das an den laufenden Buchungen und an den Abschlußarbeiten betheiligte Personal Kenntniß von dem Geschäftscapital und seiner Zusammensetzung, sowie von Gewinn und Verlust erhält. Um das zu erreichen, ist das Geheimbuchsystem in Anwendung gekommen, das aber in seiner seither üblichen Form den beabsichtigten Zweck nicht vollständig erfüllt. Wenn nun auch die Bestrebungen, eine vollständige Geheimhaltung zu erzielen, nicht neu sind, so gebührt dem Verfasser doch der Vorzug, dieselben in ein System gebracht zu haben, das sowohl für Waaren-, als auch für Fabrik- und Bankgeschäfte anwendbar ist, und dessen Vorzüge im Wesentlichen darin bestehen, daß der Buchhalter jederzeit die Probebilanz aufstellen kann, ohne den Saldo des gesammten Geschäftsvermögens zu kennen; daß derselbe weder den Gewinn noch den Verlust erfährt, obgleich das Hauptbuch ordnungsmäßig abgeschlossen ist und fingirte Posten nicht vorkommen und daß der Chef mit wenigen Zahlen den Finalabschluß bewerkstelligen kann, wozu kaufmännische Kenntnisse nicht unbedingt erforderlich sind. Das dabei angewendete Verfahren ist methodisch richtig entwickelt und geeignet, dem geübten Buchhalter, bez. dem Geschäftsinhaber zu ermöglichen, sich in kurzer Zeit in das System einzuarbeiten und es im Geschäfte zur Anwendung zu bringen. Hn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 120. Dienstag, den 8. October, Abends. **1901.**

Wald, Wasser und Klima.

Von Professor Dr. H. Gravelius.

1. Bodenfeuchtigkeit und Grundwasser im Walde.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Klima und Wald einerseits, dem Walde und der Abfuhr der Niederschlagswasser in den Wasserläufen andererseits sind nicht nur Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Erforschung geworden, sie bilden auch aus vielfachen praktischen Rücksichten heraus für die Allgemeinheit Fragen von großem und sehr wichtigem Interesse. Gerade das hat es freilich mit sich gebracht, daß beide Reihen von Beziehungen nicht immer hinreichend auseinander gehalten worden sind, wodurch dann selbstverständlich irrthümliche Urtheile gezeitigt wurden: übertriebene Vorstellungen von der Wirkung des Waldes auf das Klima und namentlich den Wasserhaushalt auf der einen, und als Rückschlag eine Art Waldfeindschaft auf der anderen Seite, als jene naturgemäß sich nicht erfüllen konnten.

Es soll daher hier versucht werden, die Gesammtheit der in Betracht kommenden einzelnen Fragen in einer Reihe von Aufsätzen einer zum dermaligen Standpunkt unseres Wissens führenden Besprechung zu unterziehen, wobei dann selbstverständlich auch die Forschung des Auslandes in ausgiebigem Maße zu Worte kommen muß.

In erste Linie mag dabei eine Beziehung gestellt werden, deren eingehendere Kenntniß bisher weiteren Kreisen noch nicht näher gebracht worden ist, und bei deren Darstellung ich mich hier theilweise auf einige meiner früheren Veröffentlichungen an anderen Orten stützen kann.

Die Einwirkung der Wälder auf die Wasserverhältnisse des Bodens und des Untergrundes ist neuerdings namentlich in Rußland zum Gegenstand eingehender systematischer Untersuchungen gemacht worden, wobei zunächst wesentlich die beiden in der Ueberschrift gekennzeichneten Punkte näherer Bearbeitung unterzogen wurden. Von besonderem Interesse sind darunter die Untersuchungen Ototzkij's, der jenen Einfluß des Waldes studirt hat unter Ausnutzung der Variationen der klimatischen und gesammten physisch-geographischen Verhältnisse, wie sie das weite Gebiet des europäischen Rußland gestattet.

Seit mehr als einem Jahrzehnt mit pedologischen Studien über die Waldgegenden Rußlands befaßt, wurde Ototzkij zuerst im Jahre 1891 auf den Besitzungen des Grafen Woronzow und dann 1893 in einem Kronswald (Schipow'scher Forst), welche beide im Steppengebiete liegen, zur gelegentlichen Feststellung der Thatsache geführt, daß unter dem Walde in der Tiefe, in welcher in der unmittelbar sich anschließenden freien Steppe reichlich fließende Brunnen erschlossen waren, sich auch nicht eine Spur von Grundwasser fand. In Zusammenhang mit den Ergebnissen seiner andern, zum Zwecke seiner damaligen bodenkundlichen Arbeiten unternommenen Bohrungen wurde Ototzkij so bereits 1893 zu der Vermuthung gedrängt, daß unter dem Walde der Grundwasserspiegel (die eaux phréatiques Daubrée's) eine mehr oder weniger beträchtliche Senkung im Vergleich zu seinem Stande unter dem Freiland erfahren müsse. Es ist hier gegangen, wie so oft in den Wissenschaften, daß eine Wahrnehmung, wenn sie erst einmal gewissermaßen reif ist, um gemacht zu werden, dann auch ziemlich gleichzeitig von Verschiedenen, und meist auch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend gemacht wird. So hatte 1889 Ebermayer darauf hingewiesen, daß an einzelnen forstlich-meteorologischen Stationen Bayerns die drainirende Wirkung des Waldes zu gewissen Zeiten auch am Stande des Grundwassers sich bemerkbar mache, derart, daß bei gleichen Niveauverhältnissen letzteres im Freien oft so hoch stieg, daß die Bodenthermometer im Wasser standen, was im Walde weder gleichzeitig noch überhaupt je vorkam.

Immerhin war man bis 1895 nicht über gelegentliche Wahrnehmungen und Vermuthungen hinaus gelangt. Im genannten Jahre unternahm dann Ototzkij seine ersten systematischen Forschungen mit Hilfe der kaiserl. Freien Oekonomischen Gesellschaft in St. Petersburg. Die Untersuchung wandte sich zunächst dem schon erwähnten Schipow'schen Forst zu (rund 40° O. Gr., 50° 45′ N. Br.), einer jener Waldinseln der Steppe, welche an der südlichen Grenze des zusammenhängenden, von NO. nach SW. sich hinziehenden Waldes mehrfach auftreten. Der Forst nimmt die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Don, dem Bitjug und der Osserioda, ein, sich eng an das rechte Ufer des letzteren heranziehend. Die Untersuchungsmethode war hier wie auch in den späteren Fällen folgende: Es wurden möglichst geradlinige Reihen von Stationen angelegt, die, senkrecht zum Waldrande orientirt, vom Freiland in das Innere des Forstes verliefen. Die Bohrungen an den einzelnen Stationen mußten also eine Uebersicht über den Verlauf des Grundwasserspiegels geben. Die Reihen wurden ohne Rücksicht auf das Bodenrelief geführt, also insbesondere auch mehrfach jene engen steilwandigen Thälchen oder Schluchten der Steppe von ihnen durchschnitten. Wo es möglich war, wurden etwa schon bestehende Brunnen in die Reihe mit einbezogen. Diese Brunnen liegen alle in der freien Steppe: seit Langem ist es den Eingebornen der letzteren wohlbekannt, daß es vergebliche Mühe wäre, im Walde Brunnen erbohren zu wollen. Von größter Wichtigkeit für den Werth der zu ziehenden Schlüsse ist es, daß Ototzkij in schärfster Weise darauf bedacht war, daß innerhalb einer jeden Stationsreihe die Bodenverhältnisse für alle Stationen die gleichen waren.

Was die allgemeinen pedologischen Verhältnisse anbelangt, so liegt das Untersuchungsgebiet in der Region des Tschernosjom, welch' letzteres stellenweise durch die Einwirkung der Vegetation in jene Modification übergeführt ist, die in Rußland kurz als Waldboden (ljessnyj ssuglinok) bezeichnet wird. Körnige Structur und hellere Farbe unterscheiden den Waldboden von der eigentlichen Schwarzerde. Unter dem (gewöhnlichen oder modificirten) Tschernosjom liegt brauner Lehm, dessen Mächtigkeit in den einzelnen Reihen nur wenig variirte und der nach unten zu infolge größern Eisengehaltes gelegentlich eine mehr röthliche Färbung annahm.

Unter jenem Lehm, in dem vielfach Geröll eingelagert ist, wird eine geringere Schicht grauer Tertiärsande, und unter diesen grüner tertiärer Thon — sehr dicht und zäh und von größerer Mächtigkeit — angetroffen. Hierunter liegen graue, phosphathaltige Sande, deren Alter noch nicht genau bestimmt ist. Ihr Liegendes ist die Kreide, die übrigens an einigen wenigen Stellen durch die Denudation freigelegt ist. Auch das breite südliche Untersuchungsgebiet, der „Schwarze Wald" (Tschernoljeß) im Gouvernement Cherson, Alexander'scher Kreis (48° 20′ N. Br., 30° 8′ O. Gr.), ist eine jener vorgeschobenen — oder, besser gesagt, zurückgebliebenen — Waldinseln. Der nördliche Theil dieses Waldes findet seine Grenze am rechten Ufer des Ingulez, während der Südrand auf einer schmalen Wasserscheide verläuft. Im Großen und Ganzen scheint das Terrain wohl eben, wird aber auch hier noch von scharfen schluchtartig modellirten Thälchen durchzogen, die der Wanderer nicht eher wahrnimmt, als bis er an ihrem Rande angelangt ist; eine Erscheinung, die übrigens schon Ommer de Hell als wesentliches Charakteristikum der südrussischen Steppenwälder bezeichnete. Von neueren geologischen Publicationen über das Gebiet liegen nur Sokolow's hydrogeologische Studien im S. und SO. des Gouvernements Cherson vor, allerdings sehr kurz gefaßt, und nur einen Theil der Auf-

nahmen des Verfassers umfassend (St. Petersburg 1893). Man kann mit besonderer Beziehung auf den Alexander'schen Kreis die Ergebnisse kurz dahin zusammenfassen, daß über dem Granitgneis, der sich bis in die Wasserscheiden der Steppenflüsse verfolgen läßt, vornehmlich Tertiär und speciell Oligocän zur Ausbildung gekommen ist. In pedologischer Hinsicht kommt namentlich die über jenen Formationen lagernde Schicht Löß in Betracht. Das Profil der Otozkij'schen Bohrungsreihe zeigt diese Folge: Löß; dichter brauner Lehm 14—17 m; grauer lehmiger Sand, Lignitadern 0,70 m; dunkelgelber Sand 0,45—0,70 m; Lignit 0,07—0,10 m; weißer oder gelber Sand mit Kaolineinschlüssen 17 m. Es sind also in der besprochenen Beziehung die beiden Untersuchungsgebiete schon hinreichend verschieden. Die Ergebnisse aber sind in beiden vollkommen übereinstimmend.

Jede einzelne Bohrungsreihe zeigt, daß unter dem Walde eine bedeutende Depression des Grundwasserspiegels nicht nur gegenüber der freien Steppe, sondern auch jeder kleinern Waldlichtung stattfindet. Die zahlreichen Figuren, welche Otozkij seinen Abhandlungen beigegeben hat, stellen dies klar heraus. Nicht, wie nach oberflächlichem Urtheil vielleicht zu erwarten, parallel zum Bodenrelief verläuft der Grundwasserspiegel, sondern, sowie er unter den Wald tritt, kommt sofort eine scharf ausgeprägte Gegensinnigkeit seines Verlaufs mit jenem des orographischen Reliefs zur Erscheinung. In Ermangelung von Abbildungen mögen hier noch einige Schlußzahlen Otozkij's gegeben werden. Im Schipow'schen Wald beträgt bei Erischew auf einer Strecke von 190 m, vom Freiland nach dem Forst, die Senkung des Grundwassers 10,96 m; bei Laptiew sogar auf 32 m Distanz 10 m; im Schwarzen Walde bei Sandrow beträgt die Senkung 4,95 m auf 200 m, und bei Zybulew 10,78 m auf 114 m Distanz.

Es galt nun, die Bedeutung dieser Ergebnisse durch Untersuchungen unter gänzlich andern klimatischen und pedologischen Bedingungen zu prüfen. Hierzu boten sich naturgemäß die nördlichen Gouvernements dar, wo man ohnehin einen im Allgemeinen höheren Grundwasserstand voraussetzen durfte. Otozkij hat daher 1897 einige Terrains im Gouvernement St. Petersburg untersucht, und zwar den Wald von Udjelnaja, den Park des Observatoriums von Pawlowsk und den Wald von Drushnosselje.

Der Wald von Udjelnaja liegt auf der zweiten (Kolomiagyj) Terrasse des Newathales, die, von W nach O schmäler werdend, im Untersuchungsgebiet nicht über 1 km breit ist. Das Terrain ist ziemlich eben; nur hier und da zeigen sich niedrige Höhen, Inseln des Yoldia-Meeres. Unter der Krume befindet sich grauer bis gelber bröckliger Sand von verschiedener Mächtigkeit (von nahe 0 bis stellenweise 3 m), welche Variationen ohne Zweifel das Ergebniß der jüngsten Denudation sind. Unter dem Sande trifft man auf graugrünen, äußerst zähen, dichten Thon, der in wenigen Fällen von geringen Sandschichten durchsetzt wird (Yoldienthon, hfarvig lera).

Der Eindruck großer Feuchtigkeit von Luft und Boden, den man in diesem sehr dichten Walde erhält, wird von Otozkij sehr anschaulich geschildert. Aber wenn man auch meint, „bei jedem Schritt müßte das Wasser aus dem Boden quellen," so steht das Grundwasser doch unter dem Wald sehr tief. Die sorgfältigen Messungen Otozkij's haben hier zum selben Ergebniß wie in der Steppe geführt. Auf 56 m Distanz ist ein Gefälle des Grundwassers — vom Freiland nach dem Walde hin — von 1,62 m festgestellt worden. Ganz Entsprechendes ist in Pawlowsk gefunden, welches, auf der gleichen Newaterrasse liegend, ganz ähnliche Bodenverhältnisse zeigt wie Udjelnaja. Hier ist übrigens hervorzuheben, daß in Pawlowsk die gegenseitige Orientirung von Wald und Freiland eine solche ist, daß die obenerwähnte Gegensinnigkeit des Verlaufes von Grundwasserspiegel und Bodenrelief nicht zum Ausdruck kommen kann, wohl aber ist der Betrag des Fallens für den Grundwasserspiegel unter dem Walde wesentlich stärker als für das Terrain.

Bei Drushnosselje (67 km südlich von St. Petersburg, zwischen dem Bahnhof von Ssiwerskaja und Siwenskaja) handelt es sich um Birkenwald. Das Terrain ist eben und scheint noch in jüngerer Zeit von einem See eingenommen worden zu sein (Tümpel, Sümpfe, lacustre Ablagerungen). Das Freiland ist von Drainagegräben ausgiebig durchzogen; im Walde ist jedoch nie drainirt worden. Im freien Lande erschließt die Bohrung unter 10 cm Sumpfboden einen braunen Thon mit geringem Sandgehalt, unter dem wahrscheinlich der Sandstein ansteht. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich im Walde, wo indessen — es mußte dort tiefer gegangen werden — unter dem braunen noch ein graublauer, sehr zäher und feuchter Thon erschlossen wurde. Das Grundwasser wurde im Freiland in 0,50, im Walde in 2,60 m Tiefe angetroffen. Unter Berücksichtigung der Neigung des Terrains nach dem Walde hin ergiebt sich daraus eine Absenkung des Grundwasserspiegels von 1,16 m auf 68 m Distanz.

Es ist also im Norden die Einwirkung des Waldes auf das Grundwasser ganz gleichartig mit der im Süden gefunden worden. Eine Ergänzung seiner Studien war Otozkij noch erwünscht: Bisher waren nur ältere Wälder zur Untersuchung gekommen, bei denen also der Boden schon geraume Zeit der Einwirkung des Wurzelsystems ausgesetzt war. Es blieb also die Frage, ob auch junge Wälder, Neuanpflanzungen, eine gleiche drainirende Wirkung auszuüben vermögen. Sie ist zu bejahen. Otozkij hat 1898 das Aufforstungsterrain auf den de Carrière'schen Besitzungen untersucht, das ebenfalls im Alexander'schen Kreis des Gouvernements Cherson liegt, wie der Schwarze Wald. Große Hoffnungen hatte der um die südrussische Landwirthschaft so hochverdiente Schöpfer dieser Aufforstungen an sie geknüpft. Man hatte an eine durchgreifende Verbesserung der Bodenfeuchtigkeitsverhältnisse der Steppe gedacht, sogar auf die Möglichkeit der Erzeugung von Grundwasserströmungen (tetschenija wodej) als Folgeerscheinung des neu geschaffenen Waldes gehofft. Von alledem hat sich leider nichts erfüllt. Otozkij's Messungen haben gezeigt, daß der Boden unter dem Walde nichts an Feuchtigkeit gewonnen hat. Er zeigt keine Spur davon. Kein Grundwasser ist gefunden worden. In augenfälliger, wenn auch nicht programmgemäßer Weise wurde hier der Nachweis der drainirenden Wirkungen auch dieses jungen, rund 20jährigen Waldes geführt. Es sind da zwei zu Bewässerungszwecken dienende Teiche, von denen der eine, seichtere, in höherem Niveau in der freien Steppe liegt, während der andere, tiefere, am untern Ende des gleichen Thälchens dicht von dem jungen Walde umrahmt wird. Beim oberen Teiche haben also alle die Verdunstung beeinflussenden Factoren freies Spiel; beim untern sind namentlich Insolation und Wind stark behindert. Dennoch zeigt sich die den Anwohnern schon seit langer Zeit „wunderbar" vorkommende Erscheinung, daß der obere Teich stets bis August, ja September Wasser enthält, während der untere schon im Mai trocken liegt. Bemerkt man nun noch, daß die mechanische Analyse der Böden beider Teiche zu dem Schlusse auf gleiche Durchlässigkeitsverhältnisse führt, so ist auch hier kein Zweifel, daß das frühe Trockenwerden des untern Teiches ausschließlich bedingt wird durch die Einwirkung des ihn umgebenden jungen Waldes.

Die große Bedeutung dieser Ergebnisse Otozkij's liegt auf der Hand; wie der Verfasser mir schrieb, ist er jetzt damit befaßt, systematische und dauernde Beobachtungen der beschriebenen Art in verschiedenen Gegenden Rußlands einzurichten und durchführen zu lassen. Das ist sehr zu begrüßen, denn es wird für eine ganze Reihe von Fragen — namentlich im Gebiete der speciellen Hydrologie — von großem Interesse sein, die Entwickelung des Einflusses der Wälder auf das Grundwasser im Verlauf der jährlichen Periode näher kennen zu lernen.

Bodenfeuchtigkeit und Sickerwasser sind in dieser Beziehung ja schon einigermaßen untersucht. Eine kleine, inhaltsreiche Schrift, von Ebermayer, die in dankenswerther Weise eine Zusammenfassung der über 40 Jahre ausgedehnten Arbeit des Altmeisters der Forstmeteorologie, unter voller Berücksichtigung der auch von Anderen gewonnenen Resultate, liefert, giebt über diese Fragen, unter Beschränkung auf die vier Jahreszeiten, Auskunft. Auch Wysotzkij hat in einer durch zahlreiche Tabellen und graphische Darstellungen sehr werthvollen Abhandlung wenigstens die Zeit des ersten kräftigen Einsetzens der Vegetationsthätigkeit (Mai) mit derjenigen verglichen, wo sich mehr und mehr schon Ruhe eingestellt hat (October).

Ebermayer ist wohl der erste, der exacte systematische Beobachtungen über den Gegenstand gemacht hat (1884 bis 1886 erste Reihe von vergleichenden Bodenfeuchtigkeitsbestimmungen im Wald und benachbarten Freiland im Forstamt Bruck bei München). Russische Forscher sind dem bald gefolgt. (Vergl. v. Wiesner in Wollny's Forsch. auf dem Gebiete der Agriculturphysik, XVIII, 1895.) Wlisnin hatte auch den obengenannten Schwarzen Wald untersucht. Die Ergebnisse gingen überall dahin, daß die oberen Schichten des Waldbodens feuchter als die entsprechenden des freien Landes sind, daß aber in den unteren Schichten das Ver-

hältniß sich umkehrt: sie sind im Walde trockener als im freien Lande. Eine größere Arbeit von Morosow betrifft den Schipowschen Wald, für den Verfasser, wie nicht anders zu erwarten, zu durchaus entsprechenden Resultaten kommt. Wysotzkij's Arbeit ist dadurch besonders interessant, daß sie nicht nur Wald und Nicht-Wald vergleicht, sondern so specialisirt: Wald, Grasland (Wiese, Rasen), Stoppelfeld, Brachfeld. Es mögen nur drei Reihen aus einer größeren Tabelle Wysotzkij's ausgezogen werden. Die Zahlen geben die Bodenfeuchtigkeit in Procenten des Feuchtigkeitsgewichts der Bodenproben.

	Wald	Wiese	Feld	Brache
Oberfläche . .	13,9	5,6	9,7	3,5
0,5 m tief . .	15,1	14,9	15,4	19,7
2,0 „ „ . .	12,4	15,0	15,3	16,3

Eine Erläuterung ist unnöthig. Wohl aber muß bemerkt werden, daß Wysotzkij für sein Untersuchungsgebiet feststellt, daß im Walde der Untergrund derart austrocknet, daß das ganze Jahr hindurch eine „todte Schicht“ existirt, zu der niemals Feuchtigkeit vordringt.

Ebermayer war, wie schon erwähnt, der Erste, der solche vergleichende Beobachtungen durchgeführt hat. Bei ihm sind nebeneinandergestellt Fichtenbestände von 25, 60 und 120 Jahren und kahles Feld. Die Ergebnisse sind nach Jahreszeiten geordnet. Die Mittelzahlen für das ganze Jahr und die oberste Schicht (0—5 cm) sind:

	Jungholz (25 J.)	Mittelholz (60 J.)	Haub. Best. (120 J.)	Brache
Feuchtigkeit (Gewichtsproc.)	28,97	29,48	40,26	22,33

(Die zweite Zahl heißt auf S. 12 von Ebermayer's Schrift infolge Druckfehlers 20,48.) Es ist also dasselbe Ergebniß, wie es nun neuerdings Wysotzkij gefunden. Aber hier ist interessant, den Einfluß des Alters der Bestände auf die Feuchtigkeit der Oberflächenschicht aus diesen Zahlen kennen zu lernen. Für die tieferen Schichten erhält Ebermayer folgende Jahresmittel (in gleicher Reihenfolge wie vorhin):

18,67 17,32 19,73 20,23;

es sind dies Mittelzahlen aus den Ergebnissen für die Stufen 15—20, 30—35, 45—50 und 75—80 cm. Das ganze Jahr hindurch ist also der Waldboden in den tieferen Schichten trockener als im Freiland, aber hier zeigt sich, daß das gutwüchsige Mittelholz dem Boden am meisten Wasser entzieht, dann folgt das Jungholz und erst zuletzt kommt der lichtere haubare Bestand, wo die Bodenfeuchtigkeit sich schon der des Brachfeldes nähert.

Diese letztere Wahrnehmung zeigt, wie wichtig es ist, zu beachten, daß man in den Untersuchungen über den Einfluß des Waldes auf den Wasserhaushalt des Bodens keine Frage nur von der einen sich zunächst darbietenden Seite allein aus erledigen kann. Die zuletzt erhaltenen Zahlen sind nicht im Sinne einer Verminderung der Transpiration im alten Bestande zu deuten; die neueren sowie die früheren Untersuchungen, namentlich in Rußland, würden dem widersprechen. Es ist vielmehr der Nachdruck darauf zu legen, daß es sich in Ebermayer's Reihe um einen lichten alten Bestand handelt, in dem der Boden mehr Regen erhält als in Beständen mit dichterem Kronenschluß. Ebermayer hat die Frage, wieviel Regen im Walde zu Boden kommt, sehr sorgfältig studirt. Man sieht leicht, daß es sich da um recht complexe Verhältnisse handelt; der Gegensatz zwischen Laub- und Nadelholz, Belaubungsgrad, Standdichte sind hier als wichtigste Factoren in Betracht zu ziehen. In lichtem Bestande erhält der Boden einen größeren Antheil vom gefallenen Regen: daher dort eine größere Bodenfeuchtigkeit, die derjenigen des Brachfeldes sich schon nähert. Und andererseits: ein schwacher Regen kann durch die Wirkung des Kronendaches für den Boden ganz oder nahezu vollständig verloren gehen; mit wachsender Intensität des Regens wird aber jene Schirmwirkung geringer werden. So wird die Betrachtung naturgemäß zu derjenigen der Beziehung von Wald und Klima überhaupt sich erweitern. Anders muß die Rolle des Waldes da sein, wo durch die allgemeinen klimatischen Bedingungen eine Neigung zu stärkeren (intensiveren) Niederschlägen bedingt wird als da, wo diese im schwächeren Maße auftreten. Und dann tritt die Frage entgegen, wie der Wald auf den Wasserabfluß wirkt und welche Antheile der gefallenen Regenmenge als Sickerwasser und durch Verdunstung absorbirt werden. Die Bodendecke im Walde (namentlich Streu, Moos) spielt hier eine große Rolle (Riegler, Wollny, Wysotzkij). Schon eine relativ geringe Streuschicht steigert die Sickerwassermenge in hohem Grade. Nicht ohne Interesse ist es, die Angaben Ebermayer's über die Verdunstung im Walde zu vergleichen mit jenen, welche Hamberg in seinem Werke über den Einfluß des Waldes auf das Klima von Schweden macht, von dem später auch mehrfach die Rede sein wird. Ebermayer hatte auf Grund von Beobachtungen in den Jahren 1869 und 1870 gefunden, daß „die Verdunstung im Walde im Jahresmittel um etwa 64% geringer ist als im Freiland“ (d. h. sie ist 36% der letzteren). Hamberg's Zahlen beziehen sich auf das Decennium 1880—89. Ich habe für die von ihm angegebenen Stationen die Mittel gebildet, welche für die Sommermonate, in denen die Verdunstung hauptsächlich in Betracht kommt, folgendes geben, wo die Zahlen Procente der Verdunstung im Freiland (Lichtung) bedeuten: Juni 35, Juli 33, August 35, September 40; im Mittel 36.

Faßt man alles in dieser kurzen Zusammenstellung Skizzirte zusammen, so erhellt, daß die früher gern gehegte Meinung von der Förderung der Quellenergiebigkeit durch den Wald durchaus unhaltbar ist. Namentlich Ototzkij's jüngste Untersuchung redet in dieser Beziehung eine sehr deutliche Sprache; und im Zusammenhange mit Ebermayer's Darlegungen muß man geradezu sagen, daß der Wald diejenige Vegetationsform ist, welche den Boden am meisten austrocknet. Die Momente, durch welche er auf den Abfluß einwirkt, sind durchweg verzögernder Natur, freilich nur bis zu einem bestimmten Grade: bei Ueberschreitung einer gewissen Intensitätsgrenze des Niederschlages vermindert sich die Schirmwirkung des Kronendaches schnell, bei längerer Dauer des Regens wird die Wassercapacität der Bodendecke überschritten, der freie oberflächliche Abfluß eingeleitet und aufrecht erhalten. Freilich verliert der Wald darum nichts von seiner Bedeutung in Hinsicht auf die Hochwassergefahr, worüber in einem späteren Artikel Näheres wird beizubringen sein.

Bücherbesprechungen.

— Die Religion im Lichte des Bewußten von Paul Martin Kreßner. Zweite Auflage. (Titelauflage.) Leipzig, Alfred Lorenz. 1901. 3 ℳ. — Der Verfasser, ein Jurist, hat das Buch unter etwas umfänglicherem Titel und unter dem Namen Martin Paul im Jahre 1894 erscheinen lassen, obwohl es schon seit 1882 fertig vorlag nach elfjähriger Arbeit. Solch ein Lebenswerk, an das ein denkender, tiefforschender Mann seine beste Kraft gesetzt hat, darf nicht so schnell verschwinden, wie das in unserer schnell vergessenden Zeit vollends bei Werken reiner Geisteswissenschaft regelmäßig der Fall zu sein pflegt. Deshalb hat Professor Dr. Hohlfeld in Dresden mit Recht zu einem Mittel gegriffen, das einer solchen Zeit gegenüber ganz am Platze ist, ihr das schon Vorhandene in neuem Gewande wie etwas Neues zu zeigen. Und wenn dadurch nur etliche Leser gewonnen werden, die dem Denker auf seinen mühevollen Bahnen in Höhen und Tiefen zu folgen bereit sind, so ist auch damit schon der Geistesbildung unseres Geschlechtes ein Dienst erwiesen. Wir können den Standpunkt nicht einnehmen, bei dem der Verfasser mit seiner Religionsphilosophie wesentlich in Berührung mit Krause's All-in-Gott-Lehre kommt. Aber die Art, wie er sich aus reiner Liebe zur Sache der gesammten philosophischen Gedankenwelt bemächtigt und sich nun eine Basis schafft, von der aus er das religiöse Fühlen und Denken des Menschen erstehen läßt aus dem Bewußtsein unmittelbar heraus, hat etwas so Anziehendes, daß man ihm immer wieder gern zuschaut, wie er seine Fäden spinnt und anknüpft. Ein höchst interessantes Zuschauen ist das, aber freilich kein lustiges; denn mit seinem Meister Krause theilt der Philosoph die schwerfällige, mühsam sich vorwärts bewegende Sprache. Aber Romanstil wird ohnehin kein Leser erwarten, der zu einem Buch mit solchem Titel greift. Wir möchten gern den Weg genau schildern, den der Denker einschlägt, um von der Sinneswahrnehmung zu den Trieben und von da zum Gedächtniß und zu der reinen Geistesthätigkeit emporzusteigen, und möchten noch lieber einen Einblick in die geistvolle Construction eröffnen, mit der er die Entstehung der Gotteserkenntniß erklärt. Daß es den Menschen überhaupt gar nicht giebt, der ein solches Bewußtsein an und für sich besäße, ohne daß es beeinflußt wäre von den unzählbaren Einflüssen einer geschichtlich gewordenen Religion, das ist eben die Thatsache, von der jede solche abstracte Philo-

sophie als solche abstrahirt. Trotzdem ist sie gut und nothwendig, und wir bedauern nur, daß hier nicht der Ort ist, diese Gedankengänge aufzuzeigen. Wir wünschen aber von Herzen, daß sich die Absicht des Herausgebers nach aller Möglichkeit erreichen lasse, dem werthvollen Buch auf's Neue Bahn zu brechen. B. K.

— Folge du mir nach! Eine Sammlung gläubiger Predigten über die neuen, von der Eisenacher Kirchenconferenz festgesetzten Evangelien. Hast du den rechten Glauben? Eine dergleichen meist über die betr. Episteln. Von Johann Runp, Lic. d. Theol., Dr. phil., Pastor a. St. Stephani in Langensalza. Altenburg S. A., Stephan Geibel. 1901. Je 3 ℳ. — Jede der beiden Sammlungen enthält 18 Predigten, woraus sich von selber ergiebt, daß an eine auch nur annähernd vollständige Behandlung der Eisenacher Perikopen hier nicht gedacht werden kann. Zudem befindet sich in der ersten eine Predigt über einen freigewählten Text, in der zweiten sind zwei Predigten über altkirchliche Episteln. Es ist erklärlich, daß die neueste Predigtliteratur sich dieser Eisenacher Perikopen besonders eifrig angenommen hat. Aber allzu dringlich war das Bedürfniß nicht, da doch diese Texte fast ausnahmslos in den längst bekannten Perikopenreihen vertreten waren und somit auch in den Landeskirchen, wo freie Textwahl herrscht, jedem Prediger schon vertraut sein mußten, der sich seine Predigttexte mit verständnißvoller Berücksichtigung des Kirchenjahres wählte. Immerhin sind wir für diese Gabe dankbar. Der Herausgeber kennzeichnet seine Predigten selbst mit dem Worte „gläubig". Das ist ein zwar oft gehörter, aber nicht glücklicher Ausdruck für eine Predigt, deren Verkündigung bei aller Berücksichtigung wirklicher wissenschaftlicher Fortschritte, die seitdem gemacht worden sind, doch im Wesentlichen auf der Auffassung der biblischen Wahrheit beruht, wie sie von den Reformatoren vertreten und in den Bekenntnißschriften niedergelegt ist. Eine gläubige Predigt in diesem Sinne hält sich frei von jeder Vermengung mit historischer, wie dogmatisch-philosophischer Kritik, sie dient der Erbauung der Seele auf dem gelegten Grunde, der Förderung der Erkenntniß in der zweifellos feststehenden Wahrheit. Wir können den Predigten, die hier unter dieser Bezeichnung geboten werden, das Zeugniß ausstellen, daß sie diesem Begriff entsprechen. Sie beruhen auf gründlichem Studium des Textes, sie gelangen zu einer scharf gefaßten, wenn auch bisweilen etwas umständlich formulirten Bezeichnung der Hauptsache, sie knüpfen an an die allgemeine Erfahrung des von seiner Sünde beschwerten, nach Heil verlangenden Herzens in seinen mancherlei Nöthen und Aengsten und sie bringen beredt und eindringlich den rechten Trost des Evangeliums. Ein besonderer Vorzug dieser Sammlungen dürfte darin zu finden sein, daß sie auch Predigten über jene Texte an besonderen Feiertagen, wie Darstellung Jesu im Tempel, Johannisfest, Reformationsfest und Bußtag, enthalten. B. K.

— Zeugnisse von Christo. Gesammelt und herausgegeben von Jac. und Abr. Kröker. F. W. Köhler, Elberfeld. 1901. — Ein Heftchen, das den Vermerk „Januar" trägt, liegt uns vor; es läßt sich also vermuthen, daß dergleichen allmonatlich herausgegeben werden. Es enthält eine Predigt und den Auszug aus einer Predigt, die beide nicht von den genannten Herausgebern stammen. Beide verkündigen Christus mit großer Wärme und mit jener geschickten Verwerthung der täglichen Erfahrung, die jeder denkende Mensch an sich und Andern macht, wie wir sie bei vielgenannten Reisepredigern und Evangelisten regelmäßig finden. Aber wie bei den meisten dieser Leute fehlt das Beste auch hier, die kraftvolle Erinnerung an die großen Gottesthaten, die für Jeden bereits geschehen sind, und die trostreiche Predigt von der Erlösung, deren Giltigkeit nicht von menschlichem „Wollen oder Laufen" abhängig ist. B. K.

— Reise-Erlebnisse eines sächsischen Pfarrers in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich und Italien, Crimmitschau, R. Raab. Preis 1,20 ℳ. — In ansprechender Ausstattung liegt hier ein nettes Büchlein vor, bestimmt und geeignet zur Lectüre in stillen Mußestunden am heimischen Herde. Ein sächsischer Pfarrer, der früher Lehrer war, erzählt in ungezwungener Weise, was er auf seinen mannigfachen Reisen erlebt hat. Die Erlebnisse sind meist absonderlicher Art, manchmal ergötzlich. Eine Fülle von Land und Leuten wird uns hier vorgeführt. Wir wandern an der Hand des Vielgereisten durch die Lande, erleben mit ihm ernste und heitere Begebenheiten, besuchen bald ein weltfernes, stilles Pfarrhaus im Slovakenlande, bald die lauten, weltberühmten, volksbelebten Plätze und Kirchen der Hauptstadt unsers westlichen Nachbarreiches. Wir wandern mit ihm über die Schlachtfelder des letzten großen Krieges, gedenken der Gefallenen, ihrer Tapferkeit und so manchen, ritterlichen oder scherzhaften Soldatenstückchens aus jener ernsten, großen Zeit, und wiederum geht der Weg nach Osten, dorthin, wo an den Wassern der Nogat der stolze königliche Bau der kirchen- und weltgeschichtlich unvergeßlichen Marienburg emporragt. Beschreibungen und Schilderungen, geographische und geschichtliche Angaben sind verflochten und verwebt mit diesen Erlebnissen, so daß der vom Verfasser im Eingang angedeutete Grundsatz zur Ausführung kommt: utile cum dulci, Angenehmes und Nützliches. K—Oe.

— Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redacteure und Schriftsteller von Johannes Fritzenschaf. Verlag von Walther Fiedler in Leipzig, 1901. — Die Secundenzeiger der Geschichte nennt der Philosoph Schopenhauer die Zeitungen, deren Beruf es ist, die Begebenheiten, die sich alltäglich auf der Weltbühne ereignen, der Allgemeinheit mitzutheilen. Ursprünglich eine blose Benachrichtigungsanstalt, ist die Presse allmälig die Trägerin und Leiterin der öffentlichen Meinung, eine mächtige Förderin der Aufklärung und Bildung geworden. Aus verhältnißmäßig bescheidenen Anfängen hat sich das Preßwesen kräftig entwickelt und das geflügelte Wort von der 7. Großmacht ist nicht ohne Berechtigung. Bei dem allgemeinen Interesse, das sich vor Allem in Deutschland der Tagespresse zuwendet, ist es um so auffälliger, daß über ihr inneres Wesen, insbesondere über Fragen, wie eine Zeitung entsteht, wie ihr Inhalt beschaffen sein soll, welche Anforderungen an den Journalisten gestellt werden &c., noch sehr viel Unkenntniß herrscht. Hier aufklärend und unterrichtend zu wirken, ist der Zweck des vorliegenden Werkchens, das der Verfasser für Schriftsteller bestimmt hat, die sich entweder ganz der Tagespresse widmen oder doch mit ihr in nähere Berührung treten wollen. Das Büchlein bietet aber trotz seiner knappen Fassung so viel des Wissenswerthen, daß es auch weiteren Kreisen empfohlen werden kann. Uebersichtliche Anordnung des Stoffes und klare und sachliche Darstellung, das sind die Hauptvorzüge dieses Handbuchs. Man erkennt sogleich, daß der Verfasser keine blosen theoretischen Erörterungen zum Besten giebt, sondern daß er uns die aus der journalistischen Praxis gewonnenen Erfahrungen mittheilt. Was Fritzenschaf über den Beruf des Journalisten sagt und was er im „Besonderen Theile" ausführt, sind die geklärten Anschauungen und Urtheile eines Fachmannes. „Die Praxis des Journalisten" dürfte auch geeignet sein, manches Vorurtheil und manche schiefe Meinung, die noch über die Tagespresse verbreitet sind, zu beseitigen. J. O.

— Die Verordnung der königl. Ministerien des Innern und der Finanzen, den Verkehr mit Fahrrädern auf den öffentlichen Wegen betr., vom 2. April 1901. Text-Ausgabe zum Gebrauche für Justiz- und Verwaltungsbehörden, sowie für Radfahrer, mit ausführlichen Anmerkungen und einem Sachverzeichniß versehen. Von Dr. jur. Walter Oertel, Regierungsassessor. Druck u. Verlag v. A. Peitz & Sohn, Flöha i. S. 1901. — Wie der Verfasser in seiner Vormerkung selbst erklärt, verfolgt seine Arbeit in erster Linie den Zweck, den Justiz- und Verwaltungsbehörden, die in die Lage kommen, auf Grund der Verordnung vom 2. April 1901 Entschließungen zu fassen, die wesentlichsten ministeriellen Erlasse und Entscheidungen, die auf Grund jener Verordnung und ihrer Vorgängerin ergangen sind, an die Hand zu geben. Weiter aber bietet das auch wegen seines handlichen Formates sehr empfehlenswerthe Büchlein dem radfahrenden Publicum und den Polizei- und sonstigen Straßenaufsichtsbeamten eine allgemeinverständliche Erläuterung des Inhaltes und der Tragweite der einzelnen Bestimmungen. Werthvoll sind namentlich die klaren Begriffs-Definitionen. Mit großem Fleiße und geschickter Anwendung hat der Verfasser eine Fülle von praktischen Entscheidungen und die einschlagende Literatur gesammelt. Zweifellos ist das Buch geeignet, den behördlichen Organen und dem Publicum für den Radfahrverkehr in allen Lagen als wohlbeschlagener und sicherer Rathgeber zu dienen. Sein Ankauf kann warm empfohlen werden. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 121. Donnerstag, den 10. October, Abends. 1901.

Spitznamen der Völker.

Von Martin Beck.

Mit Spitznamen haben sich seit uralten Tagen Familienglieder, Bekannte und Freunde, Dörfer und Städte, Landschaften und ganze Völker liebevoll bedacht. Die germanischen Völker, deren Eigenart am Tiefsten im Humor wurzelt, haben in der Anwendung von Spitznamen immer ein Erkleckliches geleistet. Zur Einigkeit waren die Deutschen von jeher nicht leicht zu bringen. Daher sind die gegenseitigen Reibereien unter ihnen schon seit den ältesten Tagen an der Tagesordnung gewesen, so daß schon Tacitus, als er von der Vernichtung der Brukterer durch die Nachbarstämme erzählt, den Römerwunsch aussprechen konnte: möge doch diesen Völkern, wenn nicht die Freundschaft mit uns, so doch wenigstens der Haß unter sich bleiben, dauernd bleiben, weil ja doch jetzt, wo das Reich seinem Verhängniß entgegengeht, das Schicksal uns kein höheres Glück gewähren kann als die Zwietracht der Feinde. Wenn auch diese für uns recht beklagenswerthe und leider noch immer nicht ganz ausgerottete Thatsache, daß die germanischen Stämme in der ältesten historischen Urkunde über unser Volk bereits mit Behagen als immer in Zwist und Fehde mit einander lebend dargestellt werden, für das hohe Alter unseres Volkes und seiner Stammeseintheilung spricht, so hat sie doch auch die ersten Spottnamen einzelner Theile unserer Nation als fortdauernden Ausfluß dieser Feindseligkeit hervorgerufen. Bald größere, bald kleinere Gruppen hat der Volksmund schon damals mit Spitznamen belegt. Manche sind Beinamen geblieben, manche bis zu Eigennamen erwachsen. Der Ursprung einiger wird von dem Witz und der Sage selbst erklärt, wie z. B. der Ursprung der sechs Schwabennamen Seehas, Blitzschwab, Nestelschwab, Spiegelschwab, Knöpfleschwab und Gelbfüßler. Für den siebenten nur, den Allgäuer, hat sich kein würdiges Beiwort finden wollen, obgleich „ein grober Allgäuer Bauer“ das ganze Mittelalter hindurch gang und gäbe war. Andere haben eine bestimmte culturhistorische Unterlage, wie der Jahrhunderte hindurch übliche Spitzname Eselsfresser für die Schlesier und Berchtesgadener, weil sie in altgermanischer Zeit statt der Pferde Esel zu opfern, d. h. gemeinsam festlich zu verzehren pflegten. Dieser Spitzname, den auch die Dransfelder und wohl noch Andere führten, angeblich, weil sie einen Esel statt eines Hasen gegessen hätten, hatte damals durchaus keine verletzende Bedeutung, ebensowenig wie das Asina der Scipionen. Esel kam in alten Urkunden oft als ehrenwerther Beiname vor, so „ich Achaz Esel, Schultheiß zu Waldshut“ Anno 1398. Ein Adelsgeschlecht in Bayern hieß Frumesel, d. h. alter, erstgeborener Esel. Das Geschlecht der Esel von Eselsburg, das von 1328 bis 1540 blühte, führte mit Stolz im Wappen und auf dem Helme einen ganzen gehenden Esel. Der redliche und oft recht witzige schlesische Sinnspruchdichter Friedrich von Logau fühlte sich aber doch gekränkt über jenen Beinamen der Schlesier, der zu seiner Zeit (17. Jahrhundert) schon längst aus Unverstand einen beschimpfenden Sinn angenommen hatte. Er weist es deshalb zurück:

> Daß Schlesier haben den Esel gefressen,
> Ist entweder nichts oder bleibet vergessen,
> Sonst würden die Fremden sich eigen gewöhnen,
> Nach schlesischem Futter sich nimmer zu sehnen.

Andere alte Spitznamen gehen mit sittlicher Beurtheilung nur auf den hervorstechenden Hauptzug eines Stammcharakters ein, wie die blinden Hessen, weil sie tollkühn, wie blind in den Kampf gingen. Auch blinder Schwab ist gebräuchlich. Gewöhnlich nennt man aber Einen, der nicht sieht, was vor Augen ist, einen blinden Hessen. In Sebastian Frank's Sprichwörtern, Frankfurt 1541, findet sich: „Du bist ein blinder Hesse! wolt einen groben Dölpel und Fantasten damit anzeigen.“ Also ein plumper, wie hypnotisirter Draufgänger ist hier damit gemeint. Bei den Littauern heißt der Deutsche allgemein ein Blinder, aklas Wŭkĕtis, ein deutscher Michel. Die Sachsen hießen einst sprichwörtlich in Oberdeutschland die wilden Sachsen oder allgemeiner die Sachsenkerls. Das geht wohl bis auf die Zeit zurück, da die Franken die Sachsen mit dem Schwert zum Christenthum und zur Unterwerfung vergebens zu zwingen suchten. Den Schwaben, Franken und Oesterreichern galt im frühen Mittelalter der Sachse oder Niederdeutsche für derb, handfest, roh, aber auch für ehrlicher und biederer. „Die Sachsenkerls sind falbbärtig, weil sie Bier saufen,“ sagt Fischart in seiner Gargantua (1575). Und bei einem Bayern des 17. Jahrhunderts heißt es noch: „Wer mit Saufen aushartren kann, der ist ein tapferer Sachsenkerl.“ Das Wort Kerl war in Oberdeutschland ursprünglich fremd und ist erst aus der niederdeutschen Sprache dahin gelangt. Wenig beliebt waren vor Zeiten die Bayern bei den übrigen deutschen Stämmen. Sie hießen die „törschen“ Bayern, die thörichten. „Törscher denne baiersch“, heißt es im Parzival Wolfram v. Eschenbach's. Das Abenteuer von den fünf Eselsfüßen, die die Bayern über das Meer brachten, wie ein altes Gedicht aus dem Jahre 1366 kurz andeutet, scheint ein solcher Streich gewesen zu sein, der den Bayern den Spottnamen der Thörichten eintrug. Aber auch noch andere, schlimmere Beinamen gab man ihnen: räuberisch, geizig, rauh an Sprache „wie ein Ochse“, gefräßig, trunksüchtig, obschon ihr Trank Birnenmost war oder ein Wein, von dem man sagen durfte, wie es in Hugo v. Trimberg's Renner heißt, „daß bairisch Win, Juden und jung Wölvelin allerbest sin in der Jugent“. Von altbayerischer Eßgier sagt derselbe Dichter:

> So mag ein Beier sprechen wol,
> Des Lip ouch Magen Freude ist voll:
> „Wanne kumst du, Molle?
> Da Guotes was der volle,
> Da han ich getrunken und gessen,
> Bis ich min selbes han vergessen.“

Im sächsischen Vogtlande haben die Bayern einen recht drastischen Spitznamen: lateinisch podices rubri. Gelobt wurden übrigens an ihnen von jeher ihr tapferer kriegslustiger Sinn und ihre guten Schwerter von norischem Eisen. Bayrische Schwerter, die einen Eisenhelm durchschlugen, waren sprichwörtlich und verschafften ihnen manchmal den Vorkampf in der Schlacht. An einer Stelle des Gedichtes von Biterolf und Dietleib, wo Lob und Tadel der Bayern gegen einander abgewogen werden, heißt es von der Rauflust der Altbayern: „vom Streite redet da mehr ein Knecht, denn dreißig Ritter anderswo.“ Das Wort von den thörichten Bayern ist schon über 1000 Jahre alt. Andere deutsche Spottnamen haben aber ein noch viel höheres Alter. Von den Cheruskern sagt Tacitus: die einst die Braven und Biederen, jetzt aber Thoren und Weichlinge genannt werden. Auch die Namen der Gepiden und Sueven waren Spitznamen. Der gothische Stamm der Gepiden soll seinen Namen, die Gaffenden, nach der Erzählung des gothischen Geschichtschreibers Jornandes davon erhalten haben, daß sie Maulaffen feil hielten, als sie die Gothen auf drei Schiffen von Skandinavien über die Ostsee herüberkommen sahen. Ihr Name deckt sich aber in der Bedeutung völlig mit dem der Sueven, der nicht etwa die „Umherschweifenden“ bezeichnet. Beide bedeuten die Schläfrigen, Zögernden. Die Gepiden wurden spöttisch so genannt, weil sie bei der Wanderung der übrigen Gothenstämme südwärts noch zunächst bis ums Jahr 250 in ihren alten Wohnsitzen im Weichseldelta blieben. Und die Sueven wurden als Schlafmützen verspottet, weil auch sie an ihren alten

Stammsitzen und altväterischen Sitten festhielten, als die übrigen Germanen nach Osten zur Weichsel hin und nach Nordwesten vordrängten, wo ursprünglich bis über die Weser hinaus Kelten den deutschen Boden inne hatten. Denn gerade dort, wo wir die ältesten Sitze der festländischen Germanen zu suchen haben, finden wir später noch den Bereich der suevischen Stämme. Die Heruler, deren Name wie der der Cherusker von Heru, Schwert, herrührt, führten gewiß einst auch einen Spottnamen, da sie, vom Langobardenkönig Tato geschlagen, auf ihrer Flucht ein blühendes Flachsfeld für Wasser ansahen, das sie durchschwimmen wollten, eine Verblendung, die von der Volkssage auf die sieben Schwaben übertragen wurde. Die Langobarden, d. h. Langbärte, diese kleine, aber tapfere Völkerschaft suevischen Stammes an der linken Unterelbe, wo noch der mittelalterliche Bardengau mit Bardowiek an sie erinnert, die aber schließlich auf ihrem Zug nach Süden in der heutigen Lombardei verwälschte, hießen vorher Winilen. Ihren Spitznamen Langbärte sollen sie nach der von ihrem Geschichtschreiber Paulus Diakonus, der zu Pipin's und Karl's des Großen Zeit lebte, erzählten alten Volkssage von Wodan selbst erhalten haben. Als sie auszogen zum Kampf mit den an Zahl ihnen überlegenen Wandalern, denen Wodan Sieg versprochen hatte, baten sie Freia um Fürsprache. Sie rieth ihnen, Männern wie Frauen, diese die langen Locken nach vorn über den Busen wie einen Bart gebunden, sich vor Sonnenaufgang nach Osten blickend aufzustellen. Wodan wollte dem Volk, das er früh zuerst sah, den Sieg verleihen. Da drehte Freia Wodan's Bett westwärts, daß er beim Erwachen die Winilen erblicken mußte. „Was für breite Langbärte!“ brach er aus. Den Wandalern wußt' er den Bart nicht gewachsen. Von da an hießen die Winilen Langbärte. Und da zur Namensgebung ein Geschenk gehörte, was sprichwörtlich wurde, weshalb man sogar bei Schimpfnamen scherzhaft ein Geschenk zu fordern pflegte, schenkte ihnen Wodan den Sieg. Das Schwabenalter nennt man bekanntermaßen das Alter von 40 Jahren, weil die Schwaben erst so alt sein müssen, bevor sie klug werden. Heinrich Suso, ein Schwabe von Constanz, setzte den Durchbruch des geistlichen Mannesalters auf das 40. Jahr an. Aber auch sonst, wie im Renner Hugo v. Trimberg's, ward dieses Jahr als Schluß der eigentlichen Jugend, als Beginn des Mannesalters angesehen. Die Schwaben bleiben also nur dumm, solange sie noch jung sind. Das ist eigentlich ein Lob. Sie werden auch sonst stets ihrer Milde, Weisheit, feinen Zucht und Rede und ihrer Tapferkeit wegen, die ihnen in allen Reichskriegen das uralte Recht des Vorkampfes gab, gepriesen. Allerdings sagte einmal ein Beichtiger, wenn es auch nicht schön sei, wäre es doch keine Sünde, ein Schwabe zu heißen. Die Säue sollen auch ihren Chorgesang von den Schwaben gelernt haben. Doch meint der undeutsche Dichter, der diese Liebenswürdigkeit sagt, hier unter Schwaben die ihm verhaßten Deutschen überhaupt.

Die gegenseitige Spottlust der einzelnen Stämme und Völker unter einander ist sich immer gleich geblieben. Mit besonderem Wohlgefallen legt man die Spitznamen nach den Nationalgerichten oder -getränken bei. So nennt man noch heute die Bayern Bierbayern, die Sachsen, d. h. die Bewohner des heutigen Königreichs Sachsen, Kaffeesachsen. Letztere im Hinblick auf ihren berühmten Blümchenkaffee, der so dünn sein soll, daß die gemalten Blümchen im Grunde der Kaffeetasse uns noch freundlich entgegenlächeln können. Die Sachsen führen besonders in Bayern und Preußen den Spottnamen Kaffeesachsen. Eigentlich mit großem Unrecht, denn die Preußen verehren den Kaffee weit mehr, wie die allgemein übliche Sitte beweist, bei Ausflügen Kuchen und gemahlenen Kaffee mitzunehmen, sich im Wirthshaus kochendes Wasser und Geschirr geben zu lassen und selbst Kaffee zu kochen. Die Sachsen haben sich ebenso höflich als freundlich in den Spitznamen revanchirt, mit denen sie die Preußen verehrten. Großmäuler, besonders auf die Berliner angewandt, ist der wohlwollendste davon, dem sich in demselben Sinne Zündnadelschnauzen anschloß. Sandlatscher und Bettelpreußen, die einst auch üblich waren, seit 1870 aber verstummt sind, wiesen wohl auf die Zeit zurück, da das Königreich Sachsen noch die sandige und landwirthschaftlich arme Mark Brandenburg zum Grenznachbarn hatte. Die Hermunduren, die heutigen Sachsen und Thüringer, wurden einst als Kloßesser verspottet, weil sie gern Mehlklöße aßen. Im Vogtlande kommen noch jetzt wenigstens zweimal in der Woche, am Sonntag und Donnerstag, dem altgermanischen Feiertag, Kartoffelklöße auf den Tisch. Die Thüringer aßen auch Heringe mit Vorliebe, weshalb sie früher „Heringsnasen“ als Spitznamen erhielten. Deshalb rufen sich noch im Orlagau die Kinder zu, wenn sich Streit unter ihnen entspinnt:

Schimpft mich immer, wie ihr wollt,
Schimpft mich nur nicht Heringsnase.

An der Thüringen zugewandten Nordseite der alten Stadtkirche Saalfeld ist dieses Schimpfzeichen, die Heringsnase, noch in Stein gehauen zu sehen. Man nimmt auch an, daß die Thüringer, die eher das Christenthum annahmen als die Bewohner des Orlagaues, Heringe (wie auch Klöße) als Fastenspeise gegessen haben und deshalb von jenen, denen das fremdartig und lächerlich erschien, verspottet worden seien. Aber sie werden wohl beide Speisen schon vor der Christenzeit gern gegessen haben, da sie es auch heute noch thun, trotzdem sie kein Fasten mehr kennen.

Die von den Leibspeisen der Völker hergeleiteten Spitznamen sind einst auf die lustige Person des Volkstheaters übertragen worden. Auf diese Art sind der Hans Wurst der Deutschen, der Pickelhering der Holländer, der Jean Pottage der Franzosen, der Jack Pudding der Engländer und der Maccaroni der Italiener entstanden. Hans Wurst war schon im 16. Jahrhundert in Deutschland der allgemeine Ausdruck für einen Narren und Gecken, der sich unbeholfen benimmt und albern spricht. Anfänglich war der Name wohl auf das formlose Aussehen bezüglich, wie man in Sachsen und Thüringen noch jetzt sagt: ein Kerl wie ein Pfund Wurst. Ein beliebter Spitzname für die Engländer ist Beef, auch wohl Beefeaters, Rindfleischfresser. Im Besonderen führen diesen Spottnamen die hundert Mann Leibgardisten, die in der Tracht des 16. Jahrhundert im Tower zu London Wachdienste thun. „Ihr Beefeaters werdet euch doch nicht von Zwiebelessern schlagen lassen!“ rief Wellington in der Schlacht von Vitoria 1813 seinen Truppen zu. John Bull, Hans Ochs, ist ein anderer Spitzname für das englische Volk, ein humoristischer Repräsentant des englischen Nationalcharakters. Diesen Engländer aller Engländer hat John Swift in seiner History of John Bull, 1704, deren Held ein Tuchmacher ist, zuerst angewendet. Am geistvollsten charakterisirt hat ihn Washington Irving in seinem Sketch Book. Er wird mit viel Selbstverleugnung in Caricaturen von den Engländern selbst als stämmiger, untersetzter, vierschrötiger, stets zum Boxen fertiger, komischer Kerl mit dreieckigem Hut, rother Weste, Lederhosen und dickem Eichstock dargestellt. Diesem Spitznamen nachgebildet ist Bruder Jonathan, der scherzhafte Collectivname der Nordamerikaner. Er soll von Jonathan Trumbull herrühren, der zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges Gouverneur von Connecticut war und sich wegen seiner Klugheit und Geistesgegenwart die Achtung und Freundschaft Washington's in dem Grade erworben hatte, daß dieser nach einem ergebnißlosen Kriegsrath ausgerufen haben soll: „Wir müssen Bruder Jonathan zu Rathe ziehen!“ Der Ausruf wurde dann in schwierigen Lagen bald sprichwörtlich. Wahrscheinlicher aber bezieht sich der Spitzname auf das häufige Vorkommen dieses und anderer alttestamentlichen Vornamen in Neuengland. Für die Irländer ist in England der Spitzname Paddy üblich, eine Abkürzung von Patrick, dem Namen des Schutzheiligen Irlands. Der gute Mann denkt an sich selbst zuletzt, ebenso der höfliche. Unsern deutschen Spitznamen wollen wir deshalb zuletzt bringen. Der deutsche Michel sagt man gern in geringschätziger Bedeutung von uns. Dieser Spitzname ist schon über ein Jahrtausend alt. Er rührt von dem Bilde des alten Schutzheiligen des deutschen Volkes her, des an Stelle des Schlachtengottes Wodan getretenen Erzengels Michael, das auf der uralten deutschen Reichs-Kriegsfahne prangte und wohl nicht gerade der deutschen Malerei zur Ehre gereichen mochte. Denn mit dem deutschen Michel bezeichnete man immer einen schwerfällig-gutmüthigen und etwas einfältigen Menschen, wohl auch, weil Michel einst allgemein beliebter Vorname der Bauern war. Der deutsche Michel wird deshalb auch immer als plumper, knorriger Bauer abgebildet. Seit dem Befreiungskriege wurde der deutsche Michel der Spottname des ganzen deutschen Volkes wegen seiner politischen Unreife und Unempfindlichkeit. Seitdem der deutsche Michel aber bewiesen hat, wie er dreinzuschlagen versteht, wenn es sein muß, und Bismarck ihn auch politisch aufgerüttelt hat, wird dieser Spitzname höchstens noch in unwilligem Sinne gegenüber der Gleichgiltigkeit in nationalen Fragen angewendet.

Sogar Naturvölker haben denselben Trieb wie die Culturvölker, sich besondere Spottnamen beizulegen oder Geschichten zu erzählen, mit denen sie sich gegenseitig necken. Das ist besonders

auf einzelnen Südsee-Inseln der Fall. So heißen die Tahitier Schildkrötenwürger, weil sie angeblich einstmals eine in ihrer mächtigen Schale steckende Schildkröte mit den Fingern haben erwürgen wollen. Und die Huaheiner werden Scheerenbrater benamst, weil sie einmal eine Scheere, um sie zu schärfen, im Erd-Ofen mitgebraten haben sollen.

Bücherbesprechungen.

— Die Herrlichkeit Jesu Christi nach den drei ersten Evangelien. Von Lic. Dr. Johannes Kunze, a. o. Professor der Theologie. Leipzig, Dörffling und Franke. 1901. 50 ₰. — Der Aufsatz, der als Sonderabdruck aus der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung erscheint, hat sich, wie der Titel sagt, die Aufgabe gestellt, die völlige Haltlosigkeit einer neuerdings wieder besonders eifrig behaupteten theologischen Meinung nachzuweisen. Dieselbe geht dahin, daß erst der Apostel Paulus und der Verfasser des viel später geschriebenen vierten Evangeliums den Christus in ihren Schriften geschaffen hätten, den jetzt die Kirche als den Sohn Gottes bekenne und verehre, während der Jesus, den die drei ersten Evangelien uns zeigen, eine, wenn auch noch so hervorragende, so doch nur menschliche Erscheinung sei. Es versteht sich von selbst, daß Wesen und Art der christlichen Kirche völlig anders gestaltet werden müßten, wenn diese Meinung als eine wohlbegründete sich irgendwie feststellen ließe, wie denn die Versuche zu dieser veränderten Gestaltung bei den Vertretern jener Ansicht in Predigt und kirchlichen Maßnahmen überall zu Tage treten. Denn jene Evangelien sind thatsächlich die ältesten Urkunden der christlichen Religion und sie würden den Ausschlag zu geben haben, wenn wirklich zwei so grundverschiedene Auffassungen von dem Haupt und Herrn der Kirche in der Bibel neben einander bestünden. Aber sie bestehen nur für den, der sie suchen und finden will. Gewiß giebt es Verschiedenheiten der Auffassung und Darstellung in den verschiedenen biblischen Büchern, und es ist die Aufgabe der theologischen Wissenschaft, seit eine solche vorhanden ist, diese Verschiedenheiten zu erkennen, abzuwägen und, wo möglich, auszugleichen. Aber soweit gehen sie nirgends für den unbefangenen Leser, der sie ohne Hintergedanken auf sich wirken läßt, daß ihm aus demselben Bibelbuch heraus zwei mit einander unvereinbare Christusgestalten entgegenträten. Diesen Beweis führt der Verfasser seinem Thema entsprechend mit überzeugender Kraft und giebt damit einen sehr bemerkenswerthen Beitrag zur streng wissenschaftlichen Vertheidigung der alten christlichen Wahrheit. B. K.

— Sonntagsbuch für unsere Kinder von einer Mutter. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 1 ℳ 50 ₰. — Dem Buch hat der kürzlich verstorbene Oberpfarrer Dieffenbach, der bekannte Dichter von Liedern und Erzählungen für Kinder, seinen Segen noch mit auf den Weg gegeben, und diese Feststellung allein würde für alle Kenner solcher Literatur zu seiner Empfehlung vollständig genügen. Wir wollen aber dem Leser doch das darin Gebotene wenigstens kurz beschreiben. 32 biblische Abschnitte, zumeist bekannte Erzählungen aus den Evangelien, sind abgedruckt, um den Kindern vorgelesen zu werden, soweit diese nicht selbst die Bibel schon handhaben können. Zu jedem Abschnitt ist eine Auslegung hinzugefügt, die vollkommen den Ton anschlägt, in dem eine Mutter ihren Kindern eine biblische Geschichte etwas weitläufiger erzählen und erklären wird. Zur Unterstützung dieser mütterlichen Unterweisung sind zu 13 Geschichten gute Holzschnitte nach Schnorr'schen Bildern beigegeben, die in schlichten Haushaltungen, wo es an solchen Bildwerken fehlt, sehr willkommen sein werden. Die Verfasserin will mit dieser wirklich trefflichen Gabe anderen Müttern den Weg zeigen, auf dem sie diese ihre schönste Mutterpflicht erfüllen lernen können, und wir haben nur zu wünschen, daß sich recht Viele ihn so zeigen lassen. B. K.

— Mittheilungen des Stadtvereins für innere Mission in Dresden. Nr. 51. 26. Vereinsjahr. — Der Bericht giebt in gewohnter Weise Kunde von den zahlreichen Unternehmungen des Vereins, deren Besprechung in den Capiteln Jugend-, Kinder- und Armenpflege, Schriftenverbreitung, Herberge und volksthümliche Veranstaltungen bewirkt wird. In allen diesen Beziehungen hat, nach wie vor, eine rege Thätigkeit stattgefunden. Man hat sich der Jünglinge und Jungfrauen angenommen, um sie zu sammeln und zu bewahren und die gefährdeten retten zu helfen. Man hat für die Kinder gesorgt in Kindergottesdiensten, soweit solche nicht von der Kirchgemeinde übernommen waren, durch Kinderhort, Nähstube und Beschäftigungsanstalt für Knaben, wie durch Sommerpflege für die Kranken und Schwachen. Man hat Armenpflege getrieben, namentlich im Interesse der brodlosen Arbeiter, hat billige und gesunde Wohnungen beschafft, Predigten und christliche Wochenschriften verbreitet. Endlich hat man Vielen zu Dank die volksthümlichen Dichter- und Componistenabende regelmäßig weiter geführt. An diesen Arbeitsbericht schließt sich der umfängliche Finanzbericht über den Stand der Haupt- und Nebencassen. B. K.

— Limbach, S., Wegweiser in die heilige Schrift. 384 S. geh. 3 Frcs. 2,40 ℳ Lwd. 4 Frcs. 3,20 ℳ Kober C. F. Spittler's Nachfolger. Basel. — Der Verfasser will vor Allem dem schlichten Bibelchristen dienen, indem er ihm eine Einleitung bietet in die Bücher der Schrift und ihn mit dem jedesmaligen Verfasser und seiner Zeit sowie dem Inhalt und Charakter des betreffenden Buches kurz bekannt macht, auch eine Art Nachschlagebuch und biblisches Lexicon der Namen, der Worterklärungen u. s. w. bietet. Die Schrift enthält zugleich eine Erläuterung der alttestamentlichen Opfer, Gebräuche und Einrichtungen, die Geschichte Israels, Zeittafeln zur biblischen Geschichte und eine sich besonders auf Bengel's Evangelienharmonie stützende Darstellung des Lebens Jesu nach den vier Evangelien. Es dürfte mit diesem Buche Manchem, der ein nicht umfangreiches Hilfsbuch zum Bibellesen wünscht, besonders auch Lehrern, Leitern von Anstalten und Vorstehern von Jünglings- und Jungfrauenvereinen gedient sein. D. K.

— Meyer, F. B., Lichtstrahlen aus Gottes Wort. Ein Gang durch die Bibel in täglichen Betrachtungen. Uebersetzung des englischen Our daily Homily von M. K.-G. Vollständig in 5 Bändchen. 1) Erstes Buch Mose bis Ruth. 1899. 236 S. 2) Erstes Buch Samuelis bis Hiob. 1900. 244 S. 3) Psalter bis Hoheslied. 1900. 208 S. 4) Die Propheten. 1901. 256 S. 5) Das Neue Testament. 1901. 264 S. Jedes Bändchen kl. 8 geh. 1,50 Frcs. 1,20 ℳ Lwd. 2,50 Frcs. 2 ℳ Kober C. F. Spittler's Nachfolger. 1901. Basel. — In schlichter, concreter Darstellungsweise behandelt der Verfasser aus jedem Capitel der Bibel einen in die Augen springenden Vers in erklärender Besprechung. Zu Grunde ist dabei die revidirte Lutherbibel gelegt, hier und da auch die Elberfelder Uebersetzung. Die Betrachtungen dürfen wir wohl empfehlen; sie enthalten Auslegung und Anwendung des Wortes auf Herz und Leben. D. K.

— Kürzlich erschien im Druck von Breitkopf und Härtel hier der 1. Theil der vom Rath der Stadt Leipzig herausgegebenen Sammlung der Ortsgesetze der Stadt Leipzig, auf welche wir um so lieber hinweisen, als sie für jeden Leipziger Einwohner eine willkommene Bürgerkunde bieten. Der vorliegende erste Band umfaßt 44 Nummern und die Jahre 1875—1900; wir erwähnen daraus nur das Ortsstatut vom 20. December 1877 und das Pensionsregulativ von demselben Tage mit den verschiedenen Nachträgen, das Regulativ über die Competenzverhältnisse zwischen dem Rathe und dem Polizeiamte vom 12. Juni 1885, die Geschäftsordnungen für den Rath und die Stadtverordneten, das Regulativ für die Gemeindeanlagen vom 26. März 1879 nebst Nachträgen u. A. m. Der erschienene erste Theil der Sammlung kostet gebunden 1 ℳ 75 ₰ und zeichnet sich durch einen vorzüglichen Druck bei sonst angemessener Ausstattung aus. ∞

— Die Dohna'sche Fehde. Von Hubert Ermisch. Dresden, Wilhelm Baensch, 1901. (Sonderabdruck aus dem Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde Band XXII, Heft 3 und 4.) 68 S.; 8°. — Gern kehrt man wieder zu seiner ersten Liebe zurück: Ermisch's abschließende Untersuchung über die Dohna'sche Fehde (1385; besser: 1399 bis 19. Juni 1402 oder Mitte März 1406) muthete mich sofort vertraut an, weil jener merkwürdige, für die allgemeine Reichslage sehr bezeichnende Kampf in jene Zeiten fällt, die auch die Anfänge Ruprecht's bedeuten, mit denen ich mich vor einem Jahrzehnt lebhaft beschäftigt habe. Vom Beinstellen des Herrn v. Körbitz und der dafür prompt erhaltenen Maulschelle an (1385) bis zur ersten Eroberung des Königsteins durch Günther v. Bünau (1406) ein viel verschlungener Weg von Irrungen und Wirrungen zwischen Meißen und Böhmen: ein lohnendes Feld für einen so scharfsinnigen Forscher, wie es unser Herr Regierungsrath Ermisch

ist. Sicherlich wird auch der sonst nicht an Quellenuntersuchungen Geschmack findende Laie, falls er nur einiges Interesse an altmeißnischer Geschichte hat, von der durchsichtigen Darstellung erbaut sein. Und der auf ähnlichem Gebiet arbeitende Fachmann wird dem Verf. besondern Dank wissen: in diesem Sinne habe ich den von mir gemachten Fehler, das Rochlitzer Bündniß auf den 16. April (statt auf den 16. Juni) 1401 angesetzt zu haben, schleunigst verbessert. Auf Seite 32 muß es Zeile 30 1401 (statt 1403) heißen; und die Zusammenkunft zwischen Wilhelm und Ruprecht in der 1. Hälfte des Juni 1401 hat wohl nicht in Amberg selbst, sondern zwischen Amberg und Eger (Magdeburger Schöppenchronik: „de nie Koning Ruprecht kam wente bi Egra") stattgefunden, da es nach dem 20. Juni für einen Vorstoß Ruprecht's in der Richtung auf Eger keinen Raum giebt (vgl. das Itinerar des Königs in meiner Diss. S. 35). Ht.

— Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Preis vierteljährlich (3 Hefte) 4 ℳ. — Der Türmer vollendet mit dem vorliegenden Septemberhefte den 2. Band seines 3. Jahrganges (April bis September 1901). Wir sind bei unserer letzten Besprechung näher auf eine Charakterisirung dieser in jedem Falle eigenartigen und interessanten Monatsschrift eingegangen und können uns deshalb heute auf eine kurze Hervorhebung der wichtigsten Darbietungen der drei letzten Hefte beschränken. Die groß angelegte Erzählung aus dem Künstlerleben: „Feuer" von A. Rantzau wird in dem Septemberhefte zu Ende geführt. Von den anderen belletristischen Sachen seien noch genannt: „Mondschein" von Guy de Maupassant und „Vom Gastmahl" von Maurice Reinhold v. Stern. Das Juliheft bringt außerdem eine gehaltvolle Plauderei von Fritz Lienhard „Leben", bei der freilich die Bezeichnung Plauderei nicht in dem gewöhnlichen, leichte Feuilletonwaare bezeichnenden Sinne genommen werden soll, sondern nur auf die äußere Form bezogen werden will, ferner einen sehr hübschen und den Verstorbenen richtig und treffend charakterisirenden Nachruf für Herman Grimm von Carl Busse. Das Augustheft bringt außer einem Erinnerungsbild „Fünfundzwanzig Jahre Bayreuth" von Hans v. Wolzogen einen beachtenswerthen Aufsatz von Funck-Brentano über Fénelon, dessen 250. Geburtstag auf den 6. August d. J. fiel, sowie einen Nachruf für den verstorbenen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe von Richard Bahr, und einen hübschen Ausschnitt aus dem Werk von Moriz Heyne „Das deutsche Nahrungsmittelwesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert" über die Geschichte des Salates. Das Septemberheft endlich bringt neben einem interessanten Artikel von Max Hoffmann über den Berliner Alchymisten Leonhard Thurneisser einen Aufsatz von Prof. Dr. Hermann Schell „Die Kämpfe des Christenthums", den wir für den bedeutendsten der in den vorliegenden drei Heften der Türmers enthaltenen Aufsätze halten möchten. Der Verfasser behandelt besonders die Kämpfe des Christenthums mit dem Hellenismus, dem Islam und der Renaissance und stellt auch für den bevorstehenden Kampf zwischen Christenthum und Monismus dem ersteren den Sieg in Aussicht. Erfreulich, wenn auch bei der bekannten Stellung des katholischen Verfassers nicht besonders überraschend wirkt seine vorurtheilsfreie und scharfe Erfassung des Wesens des Protestantismus und der Stellung der freien Forschung in diesem. — Wir haben mit diesem kurzen Ueberblick natürlich keineswegs den reichen Inhalt der Zeitschrift auch nur annähernd erschöpft, sondern nur einige der uns am bemerkenswerthesten erscheinenden Artikel aus ihm hervorgehoben. W. B.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber Dr. Josef Ettlinger. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. Vierteljahrspreis 3 ℳ. — Auch das literarische Echo haben wir in unserem vorigen Berichte ausführlicher behandelt und können uns deshalb wie beim Türmer diesmal kürzer fassen. Die Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen, „Aus dem Engeren" betitelt, sind auch in dem verflossenen Vierteljahr fortgesetzt worden. Es werden behandelt die deutsche Schweiz von W. Bolza, woran sich noch in demselben Heft ein Aufsatz über die Literatur der Westschweiz von Dr. Eduard Platzhoff schließt, und Schlesien von Curt Walter Goldschmidt, der zunächst besonders auf die beiden Brüder Hauptmann, Gerhart und Carl, eingeht, ein Schlußartikel soll folgen. Wilhelm Raabe ist ein sehr anziehend geschriebener Artikel des ersten Septemberheftes von Albert Warneke-Braunschweig gewidmet, in dem besonders auf das Persönliche Raabe's näher eingegangen wird. Größere Artikel sind sodann noch außer Raabe gewidmet Carl v. Perfall in Köln, dem weniger bekannten aber entschieden selbständigeren und bedeutenderen Bruder Anton's v. Perfall, von H. H. Houben, dem französischen Schriftsteller Anatole France von A. Brunnemann und endlich erfahren noch eine eingehendere Würdigung Helene Voigt-Diederichs, die sich durch ihre „Schleswig-Holsteiner Landleute" so vortheilhaft in die Literatur eingeführt hat, und Marie v. Ebner-Eschenbach in einem Artikel: „Neues von und über Marie Ebner". Zum Schluß seien dann noch kurz einige der anderen größeren Aufsätze angeführt: Aus dem Wanderleben der Literaturen von Louis P. Betz, Schiller und wir von Carl Berger, Italienische Belletristik von Reinhold Schoener, Theatrokratie und Stilwirrniß von Carl Strecker, Die Exlibris von Fedor v. Zobeltitz, Neues zur Culturgeschichte von Dr. Georg Steinhausen, Aus der norwegischen Bücherwelt von Martha Sommer ꝛc. Autobiographische Skizzen, Proben, größere und kleinere Bücherbesprechungen, Theater- und Literaturbriefe aus aller Herren Ländern, Auszüge aus Zeitschriften und Zeitungen literarischen Charakters, Nachrichten und Bücherverzeichnisse vervollständigen wie stets den reichen Inhalt dieser einen vorzüglichen Ueberblick gewährenden Zeitschrift. W. B.

— Prof. O. Lungwitz und Prof. Dr. F. M. Schröter, Landeskunde des Königreichs Sachsen. Zunächst zur Ergänzung der Schulgeographie von E. v. Seydlitz herausgegeben. Mit 9 Profilen und Kärtchen im Text und einem Bilderanhang. 5. Aufl. Breslau und Leipzig, Ferdinand Hirt, Verlagsbuchhandlung. 24 u. 16 S. gr. 8. 50 ₰. — Das vorliegende bekannte, treffliche Büchlein weist in der eben erschienenen 5. Auflage eine Reihe werthvoller Verbesserungen auf. Bei den Bevölkerungsangaben wurde es durch die Unterstützung des Statistischen Bureaus des Königlichen Ministeriums des Innern und des Leipziger Statistischen Amtes möglich, die vorjährigen Ergebnisse der letzten Zählung zu verwerthen. Auch die Errichtung der Kreishauptmannschaft Chemnitz machte eine Umgestaltung des Textes nöthig. Dazu hat das Heft durch Einfügung von Plänen, Kärtchen und Bildern eine wesentliche Bereicherung erfahren. Das Büchlein ist nicht nur ein praktisches Lehrmittel für die Schule, sondern bietet auch jedem Freunde der Heimathkunde einen gründlich gearbeiteten Ueberblick. ll.

— Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 2. Auflage, geb. 3,20 ℳ. Leipzig 1901. Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Bei der Lectüre des vorliegenden ganz ausgezeichneten Werkes erinnerte Referent sich, wie schon so oft, mit Freude und Dankbarkeit der zahllosen Belehrungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, welche ihm seine geschätztesten Lehrer und vor Allem sein bester und treuester Lehrmeister, sein unvergeßlicher Vater, von frühester Jugend an zu Theil werden ließen. Genau in derselben vortrefflichen Weise, wie der letztere, versteht es auch der in den beiden Kraepelin'schen Büchern: „Naturstudien im Hause" und „Naturstudien im Garten" geschilderte Vater, seine drei wißbegierigen Söhne in das Studium der Natur einzuführen. Ob sich nun diese in trauter Dämmerstunde an Sonntag-Winterabenden in des Vaters gemüthlichem Studirzimmer gepflogenen naturgeschichtlichen Unterhaltungen beziehen auf gewisse als Hausgäste bekannte Thiere, wie den Hund und dessen Eingeweidewürmer, auf den Canarienvogel, den Goldfisch, auf Spinnen, Fliegen und sonstige Insecten, oder auf in Haus und Stube gern gehaltene und dort sich ansiedelnde Pflanzengestalten und ihre interessanten Lebenserscheinungen oder auf im Haus zur Verwendung gelangende Mineralien und die Geheimnisse ihres Wesens und ihrer Existenz, immer sind diese Gespräche gleich gründlich belehrend, hochinteressant und „frei des trocknen Tons". Ganz besonders der der Natur meist so fern lebenden Großstadtjugend dürfte das hier besprochene Buch ein vielbegehrter Schatz sein, gehört es doch zu den allerbesten seiner Art, wie sein Verfasser zu den berufensten Naturlehrern.

Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Expeb. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 122. Sonnabend, den 12. October, Abends. 1901.

Konrad Ferdinand Meyer's Bedeutung für die Jugend.

Zum Geburtstage des Dichters.

Dem Erwachsenen unter den Gebildeten ist Konrad Ferdinand Meyer, der Schweizer Dichter (geb. am 12. October 1825, gest. am 28. November 1898), nunmehr wohl zur Genüge bekannt geworden, nachdem er lange Zeit unbeachtet und unberücksichtigt geblieben war. Nicht so der Jugend. Diese weiß noch nichts oder wenig von ihm. Diesem Mangel abzuhelfen sollen die nachstehenden Zeilen dienen.

Für die Jugend kommt Meyer vor Allem als Lyriker in Betracht, d. h. als Verfasser von Balladen und erzählenden Gedichten. Die novellistischen Arbeiten des Züricher Poeten bleiben späteren Jahren vorbehalten. Als Balladendichter hat sich Meyer zunächst an Schiller und Uhland angelehnt, um später ganz selbständig, eigenartig und bedeutend zu werden. Wir greifen, um den Leser, unter dem wir uns sowohl den reifen Pädagogen wie den noch werdenden Jüngling vorstellen, gleich in die Gedichte selbst hineinzuführen, sofort einige heraus. Meyer hat die Stoffe zu seinen erzählenden Gedichten vielfach alten Quellen entnommen, die er, ein fleißiger Arbeiter, der er zeitlebens war, eingehend studirte; doch hat er die Stoffe selbstthätig so behandelt, daß etwas Neues, Eigenartiges daraus entstand. Eine altfranzösische oder provençalische Quelle erzählt von ein paar Gauklern, die ihr Horn so wundervoll zu spielen wissen, daß sie Alle entzücken, die es hören, voran den König Ludwig den Heiligen, der gerade auf seinem Kreuzzug begriffen war. Und was hat Meyer aus diesem einfachen kleinen Bericht gemacht! Er führt uns in die glühende Wüste des Orients, wo die ermatteten Kreuzfahrer lagern. Der König ist bereits so krank, daß man ein Recht hat anzunehmen, er werde sein seliges Ende bald erleben. Pagen melden die Gaukler an, drei Brüder aus Armenia, mit dem Wunsche, sie, die Fahrtgenossen des Königs, möchten die Gaukler gar zu gern einmal spielen hören. Der König in seinem frommen Sinne vermuthet jedoch in dem wundervollen Blasen Betrug der Welt und läßt die Gaukler vor sich kommen, damit sie in seinem Beisein den Zauber ihrer Kunst zeigen. Und nun setzen die Drei das Horn an den Mund und was erleben die erstaunten Zuhörer? Sie sehen etwas vor ihrem geistigen Auge und hören, was sie nie gehört. Doch der Dichter mag es selbst sagen.

Gemach vertönt der Hörner Schall,
Laut ruft Renaud von Reineval:
Du Herzenstrost der Minne!
Lucinden, die sich um mich kränkt,
In Treuen ihres Pilgers denkt,
Sah ich auf hoher Zinne.

Ich schaute, fällt jung Walter ein,
In meinem Teich den Widerschein
Von Eichen kühl und düster,
Ich sah mein Boot, der Ruder bar,
Das halb ans Land gezogen war,
Umneigt von Schilfgeflüster.

Ein Jeder hat im Horneslaut
Sein Herz belauscht, sein Lieb geschaut,
Sein Minnen und sein Sehnen.
Herr König sagt, was sinnet Ihr?
Was sehnet Ihr? Was minnet Ihr?
Was rinnen Euch die Thränen?

Herr Ludwig flüstert: Sel'ger Traum!
Mich hoben durch den Himmelsraum
Angelische Gestalten.
Getreuer Knecht, willkomm! erscholl
Ein Ruf — ich konnte wonnevoll
Die Thränen nicht verhalten.

Kann man schöner und ergreifender die Wirkung der Musik schildern, die Jedem das vor Augen führt, was er liebt und ersehnt? König Ludwig hatte Recht, es war ein Zauber, den die Drei ausübten, aber kein böser Zauber, kein Betrug der Welt, kein Höllenblendwerk, sondern ein guter himmlischer Zauber. Sie holten durch die Macht der Töne nur Das aus dem Innern des Menschen heraus, was in ihm schlummerte, unter ihm die edelste, verklärteste Sehnsucht nach Oben. Eins der älteren balladenartigen Gedichte, mit denen Meyer anonym zuerst auftrat und die noch deutlich die Anlehnung an ältere Muster zeigen, ist „Das Geisterroß“, zuerst „Vercingetorix“ genannt. Vercingetorix, der unglückliche gallische Armin, im Triumphzuge Cäsar's in Rom hinter dem Wagen des Triumphators schreitend, um am Abend

Wenn der Kahle schwelgt beim Mahl

erdrosselt zu werden. Die Gedanken des zum Tode Bestimmten sind nur bei seinem treuen Roß Ellid, das ihm im Tode vorausgegangen ist und das er in der Geisterwelt als Begleiter wieder zu finden gewiß ist.

Sterbend pack ich Ellids Haare,
Ein Befreiter spring ich auf,
Fahre, schwarzer Ellid, fahre!
Nach der Heimath nimm den Lauf!
Wogen tosen! Rhodan's Stimme!
In den Strom, mein Thier, und schwimme!
Cäsar's Schimmel blähn die Nüstern.
Ave Triumphator! schallt.
Des Gebundnen Lippen flüstern:
In der Heimath bin ich bald!
Ellid mit gestrecktem Jagen
Wird mich nach der Heimath tragen!

An Uhland gemahnt noch „La Blanche Nef“. Das Schiff, La Blanche Nef genannt, das von der Normandie nach England fährt, an Bord die Königskinder und die gesammte junge Edelwelt des Königreichs, die noch unschuldig sind, als sie abfahren, und schuldig werden, als sie auf See sich befinden und die Nixen sie überraschen. Sie rufen durch den Sang die Nixen aus der Fluth. Steffen, der Bootsmann und getreue Eckart dieser Schaar, sagt:

Ich warne junge Herrlichkeit
Und dich, normännisch Edelblut,
Das Singen schafft der Nixe Leid,
Dem freudelosen Kind der Fluth!

Sie aber hören's nicht, spotten fein und singen weiter.

Die See ist wunderlich erregt.
Was wandert um des Kieles Lauf?
Von Armen wird die Fluth bewegt,
Beglänzte Nacken tauchen auf.

Steffen warnt weiter, doch vergebens.

Umklammert hält den schrägen Mast
Ein blanker Leib als Schiffsfigur,
Daß Blanche Nef, von Graun erfaßt,
In wilder Flucht von dann fuhr.
Es klimmt und überklimmt das Bord,
Es läßt sich nieder aus den Tau'n,
Es kichert wie ein freches Wort,
Es schaudert wie ein lüstern Grau'n.

Und das Ende ist: Steffen, der dem König sein Wort verpfändet hat, daß er die Königskinder und die junge Normandie an Seele und Leib unversehrt nach England bringen werde, läßt, da ihm dies nicht möglich gewesen ist und es den ihm Anvertrauten ergangen ist, wie Harald's Rittern bei Uhland, das Schiff Blanche Nef auf die Klippen fahren und untergehen.

Er dreht das Steuer stracks und jagt
Der Klippe zu das Sündenschiff.

Der König lauscht zurück: Das scholl
Wie Sterbeschrei! Klar ist der Sund.
Ein Korb, von welken Blumen voll,
Sinkt Blanche Nef zum Meeresgrund.

Wir haben, um den Leser in die Mitte der Sache zu führen, absichtlich drei Gedichte Meyer's ausführlicher behandelt und reichlich citirt, um den, der Meyer noch nicht näher kennt, zu unterrichten, und können nun, ohne den Ballast von Citaten, weiter schreiten und mehr unsere Schlußfolgerungen daran knüpfen. Was haben wir an diesen Gedichten? Was hat insbesondere die Jugend an ihnen? Vielleicht ahnt man es schon. Die ganze Welt, in der sich das Sinnen und Trachten der Jugend, der Schüler bewegt, die Welt der Sage, Geschichte, der Phantasie, findet man hier wieder, verklärt und veredelt, so daß das Gedichtbuch unwillkürlich zur Ergänzung des Schulbuchs wird. Ist Uhland die Quelle von Genuß und Belehrung für die reiferen und niederen Classen, bildet Schiller mit seinen ethischen Balladen und Romanzen einen Hort der Festigung des Sittlichen im Menschen, so ist das bei Meyer auch der Fall. Mindestens in demselben Maße. Denn welch eine Fülle von Stoff öffnet sich Dem, der den Gedichtband Meyer's einmal durchblättert! Wie erstreckt sich schon das rein Stoffliche auf alle Gebiete der Historie und Sage, die dem Lernenden vertraut sind! Alte Geschichte, neue Geschichte, Mittelalter, Orient und Occident, Kreuzzug und Renaissance, Katholicismus und Reformation, Lutherthum und reformirtes Bekenntniß, Prädestination und freier Wille, Papstthum und Kaiserthum, Hohenstaufen, Sarazenen, mittelalterliche Romantik, provençalischer Minnesang, Liebesschwärmerei und Frauendienst, uraltes Christenthum, Ernst und Heiterkeit, Tragik, Humor, das Märchen in alter Zeit und von heut zu Tage, fromme Legende, Alpenmajestät und Reisesehnsucht in die Ferne und Weite und Höhe, Weihnachten mit seiner Kinderfröhlichkeit, mittelalterliche Bauthätigkeit und Künstlerthum, altdeutsche Meisterschaft, Gothik und romanische Baukunst, Wartburg, Münster, Dom, Griechenthum, Römerthum, Germanenthum, Gallierthum, die Schweizer Reisläufer, Apokalypse, eroberndes Spanierthum, die Feldzüge Napoleon's u. A. m., alles Das wird hier, in einem unendlichen Reichthum, berührt. Ist Schiller so reich in seinen Balladen und Romanzen? Uhland? Wir glauben nicht. Führen wir das, ins Einzelne gehend, weiter aus. Eine zusammenhängende Gruppe bilden etwa: „Der todte Achill", „Die sterbende Meduse", „Der trunkne Gott", „Der Gesang der Parze", „Das Joch am Leman", das erste nach einem Relief auf einem antiken Marmorsarkophag gedichtet, das die Meeresfahrt des todten Achill, den seine Mutter Thetis behütet, nach der Unterwelt darstellt. Erst in Balladenversform geschrieben, mit den von Gottfried Keller besonders gerühmten Worten schließend: Horch, Homer beginnt sein Lied! jetzt in Trimetern.

Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer!
Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht,
Sieht dir nicht ähnlich, Heros! Eher fährst
Du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu,
Und trägst den Myrthenkranz, beseligt und gestillt.

„Die sterbende Meduse": die Scene zwischen der Meduse und Perseus. Die Meduse, einst glücklich, dann durch den Haß der Menschen verbittert, im Tode wieder glücklich. „Der trunkne Gott": Alexander und Kleitos. Alexander, den Zug nach Indien träumend, sich für einen Gott haltend, Kleitos, ihn an seine Menschlichkeit gemahnend.

Alexander, du bist Staub!

Eine zürnende Gebärde!
Blitz und Sturz! Ein Gott in Wuth!
Ein Erdolchter an der Erde,
Windet sich in seinem Blut.
In den Abendlüften Schauer,
Ein verhülltes Haupt in Trauer,
Ausgerast und ausgegrollt!
Marmorgleich versteinte Zecher
Und ein herrenloser Becher,
Der hinab die Stufen rollt.

„Der Gesang der Parze": das Schicksal des Römerkinds. „Das Joch am Leman": Römer und Helvetier, die Ersteren durch das Joch schreitend, das die Letzteren ihnen errichtet. Eine andere Gruppe bilden die Balladen aus dem Bereiche des deutschen Mittelalters, die Hohenstaufenballaden: „Das kaiserliche Schreiben", „Friedrich II.", „Konradin's Knappe". Friedrich II., dieser geistvollste aller Hohenstaufen, war eine Lieblingsgestalt Meyer's. Er gedachte diesen Helden auch dramatisch zu verwerthen, was Plan geblieben ist. „Das kaiserliche Schreiben" betrifft den Tod des rebellischen Sohnes Heinrich. In dem Edict Friedrich's an Peter v. Vinea kämpft der Zorn des Kaisers mit dem Schmerze des Vaters. „Friedrich II." ist das Testament des sterbenden Hohenstaufen. Die Phantasien des Sterbenden leiten diesen an das Ufer des Meeres, wo der Fiebernde Kühlung suchend gern ruhen möchte.

Fern auf einem Vorgebirge,
Das in blaue Fluth hinausragt,
Steht ein halb zertrümmert Kloster
Und ein schlanker Tempelbau.

Zwischen Kloster und Rotunde
Schlagen wir das Zelt im Freien,
Selig athm' ich Meer und Himmel,
Bis mich Schlummer übermannt.

„Konradin's Knappe" behandelt den frühen Tod des jungen *Konrad*. Wir fragen: Kann man der Jugend mehr entgegenkommen, als wenn man ihr ihre Lieblinge aus der alten deutschen Geschichte so wieder vorführt? Biblische Erinnerungen rufen z. B. „Alle" und „Der Berg der Seligkeiten" wach. In dem allerbarmenden „Alle" bricht Christus zuerst das Brod des Lebens mit den Zwölfen, während es nachher allen Lebenshungrigen, die bisher darbten, zu Theil wird. „Der Berg der Seligkeiten" knüpft an die Thatsache an, daß auf dem Berg, auf den man die Bergpredigt verlegt, in der Christus den Hauptinhalt seiner Lehre dem versammelten Volke darbot, in den Kreuzzügen eine Schlacht stattfand, die für die Christen unglücklich verlief. An die Stelle der Liebesworte und Stille ist der Kampflärm getreten und das Gedicht schließt:

Vom Schwert erkämpft, vom Schwert zerstört,
Dies Reich hat nicht dem Christ gehört.

Durch seine Abstammung war Meyer mit dem Protestantismus verknüpft, durch seine Studien und die Vorliebe für die *Renaissance* mit dem kunstliebenden Katholicismus und den kraftvollen *Gestalten* wie Papst Julius II. Den Conflict, in den ein Spanier, Abkömmling eines der edelsten Geschlechter, denen Glauben und Blutesreinheit eins war, kommen kann, zeigt er in den „Spanischen Brüdern", einem der am meisten charakteristischen Gedichte Meyer's. Der katholisch gebliebene Bruder ermordet den geliebten Bruder, ehe dieser zum Renegaten, zum Verräther *an* der heiligen Religion wird.

Eng hält den Bruder er umfaßt,
Bang stöhnend senkt er Blick in Blick,
Küßt, küßt ihn noch einmal in Hast —
Und stößt den Dolch ihm durch's Genick.

Er hält den Bruder lang im Arm,
Mit unerschöpften Thränen netzt
Und badet er den Todten warm:
Noch starbest als ein Christ Du jetzt.

Das „Hugenottenlied" zeigt in prägnanter Kürze das Erbarmungslose der Prädestinationslehre, auf das Leben übertragen. Mit ganzem Herzen aber ist Meyer in seinen Luther- und Reformationsgesängen, auf die ja „Hutten's letzte Tage" vorbereiten. Wir nennen hier nur: „Lutherlied", „Hussens Kerker", „Der Landgraf". Luther, sich im Kloster mit Zweifeln an der Erlösung herumschlagend, bis ihm ein Vöglein zusingt:

Luthere, singts, wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält.

„Hussens Kerker": der Vorreformator vor seiner Verbrennung im Gefängniß betend und durch die Lauterkeit seines Thuns getröstet. „Der Landgraf": jener Landgraf Philipp von Hessen, der als Gefangener Karl's V. schmachtend sich doch des Erfolgs der Reformation in drastischen Ausdrücken freut:

Nun tröstet mich das Eine doch:
Das päpstlich Joch
Ist in den Dreck getreten!
Wir dürfen ohne Klerisei
Und Heuchelei
Getrost zum Herrgott beten!

An Weihnachten gemahnt „Friede auf Erden" und „Der gleitende Purpur". Ersteres giebt der nimmer ersterbenden Sehnsucht Ausdruck, daß einst ein ewiger Friede herrschen werde, getreu der Engelsbotschaft auf Betlehems Flur. „Der gleitende Purpur"

führt ene Scene vor, in der Kaiser Otto am Weihnachtsabend seinem aufrührerischen Bruder verzeiht. Auf des zum Bettler gewordenen Gefangenen Schulter gleitet der Purpur des Bruders hin und giebt dem Entblößten Schutz und Verzeihung.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Friede!
Und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

Meyer hatte auch für die Kinderwelt Sinn. Ein Gedicht „Fingerhütchen“ erschien sogar zuerst in einer Jugendzeitschrift. Es ist ein reizendes für das Verständniß der Kleinen wie geschaffenes Poem. Fingerhütchen, mit einem Höcker behaftet, durch eine Begegnung mit Elfen, in der es seine Geistesgegenwart beweist, von seiner Häßlichkeit befreit. Schöne Wahrheit steckt in dem Gedicht:

Ohne hübsche Leiblichkeit
Was ist Geisteswürde?

„Die Kapelle der unschuldigen Kindlein“ scheint nach einem Gemälde, das der Dichter vielleicht auf einer seiner Italienfahrten sah, gedichtet. Es ist von rührender Kindlichkeit.

Aus Henkerfäusten flogen zum Himmel sie empor,
Sie treten Zwei und Zweie hinein ins sel'ge Thor,
Einand an Händchen haltend und singend wohlgemuth.

Auch das Heimathsgefühl des Dichters möchten wir hier berühren: „Firnelicht“, „Himmelsnähe“. Immer von Neuem flüchtete Meyer aus dem Geräusch der Welt in die Höhe seiner Schweizer Berge, die ihm einen Theil seines Wesens gegeben hat. Bezeichnend für ihn ist

das große stille Leuchten

des Firnelichts, das er mehr als einmal feiert.

Nie prahlt ich mit der Heimath noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Hiermit haben wir eine Anzahl der Jugend verständlicher Gedichte unter Rubriken gebracht, um sie dem Leser näher zu rücken. Es ist aber noch eine ganze Menge da, die sich dem nicht einfügen, doch aber zu unserm Zweck dienlich sind und hier wenigstens kurz angeführt werden müssen. Wir nennen: „Milton's Rache“: die Rache an den Cavalieren der Stuart's, die den Dichter und seine Tochter bedrohen und daher als Knechte des Lasterkönigs in sein ewig Lied, das verlorene Paradies, verwoben werden. „Der Dazelhofen“: der Schweizer Landsknechtsführer, der, im Dienste des Condé, nicht gegen das deutsche Reich fechten will, ein Bild germanischer Charakterfestigkeit.

Da bricht vorm Knie der Berner
In Stücke krachend sein Sponton,
Dem Prinzen wirft zu Füßen
Die beiden Trümmer er und spricht:
Den König laß ich grüßen,
Das deutsche Reich befehd' ich nicht.“

„Das Gemälde“: ein sittlich Verirrter, der zum Verbrecher werden will, wird bei dem Einbruch in ein Heim durch das Bild der Mutter mit ihrem Kinde so gerührt, daß er sich wieder zum Guten wendet. „Alte Schweizer“: die Schweizer bei der Thronbesteigung Leo's XIII. ihr Donativ verlangend und als sie es erhalten sich segnen lassend. „Napoleon im Kreml“: in der Scene wird versinnbildlicht, wie der Mensch, sei er noch so genial, der Natur, hier dem Brande weichen muß. „Das Münster“: ein Bild altdeutschen Künstlerschaffens, treu und ehrlich. „Conquistadores“: der freche Wagemuth der spanischen Eroberer und Abenteurer im neu entdeckten Indien. „Die Schweizer des Herrn von Tremouille“: eine humorvolle Episode aus dem Uebergange der Schweizer Söldner über die Alpen, tüchtig bei aller Soldateskaausgelassenheit. „Bettlerballade“: ein Vorgang aus Veronas alter Zeit, der zeigt, daß Wohlthun belohnt, indem die Bettler, die Prinz Bertarit bewirthet, sich dafür erkenntlich beweisen und ihn aus einer drohenden Gefahr retten. „Thibaut von Champagne“: ein Rosenfang aus der Kreuzfahrerzeit. Als Schönstes aus der Welt bringt der heimkehrende Thibaut seiner Gattin Rosen aus Damascus mit. Welch eine Freude und Lebenslust!

Entpanzert, Knappen, mir die Brust, noch bin ich erzumschient,
Ich habe meinen Himmel hier und einen dort verdient!
Mit Rosen will ich d'rum zu Tisch, mit Rosen schlummern gehn,
Mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen auferstehn.

„Die Gedanken des Königs René“: René, dem frommem Lautenschläger, wird auf der Welt Alles genommen. Er ist stets derjenige, der zu kurz kommt, auf Erden und im Himmel.

Mir bleibt das himmlische Jerusalem!

Da schimmert unvergänglich Dach und Fach, —
Ich erb' es schon. Das Erben ist mein Sach'!
Doch geht mein Sach', wie hier, so droben, dort,
Holt aus dem Himmel mich der Teufel fort.

„Mit zwei Worten“: die Sarazenin, die dem aus der Gefangenschaft entkommenen Gilbert Becket nachfolgt und mit zwei Worten: London und Gilbert thatsächlich zum Ziel gelangt:

Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

„Das Auge des Blinden“: der Blinde sieht die unvergängliche Schönheit Don Juan des Oesterreichers, die diesem in den Augen der Welt längst genommen ist, da sein leiblicher Bruder ihm mit Gift vergeben hat, an dem er dahinsiecht:

Don Juan's zerstörte Jugend
Blüht in eines Blinden Auge
Fort in unversehrter Schönheit.

Wir sind mit der Analyse zu Ende, die wir absichtlich so eingehend wie möglich unternommen haben, um nichts fortzulassen, was sich für die Jugend eignet. Spricht diese bloße Zusammenstellung und Uebersicht nicht von selbst und überhebt uns fast der weiteren Darlegung, die darthun soll, was die Jugend an Konrad Ferdinand Meyer hat und warum dieser Dichter vor Allem berufen ist, in seinen Gedichten auch auf das heranwachsende Geschlecht zu wirken? Alles, was dem Schüler an Bildungsstoff in der Schule zugeführt wird, ist hier vertreten, veredelt, wie wir es nur bei den Classikern zu finden gewohnt sind. Ist es da zu viel gesagt, daß Meyer mit einigen seiner Gedichte, die aus den oben angeführten auszuwählen wären, wohl in den Plan des deutschen Unterrichts, der Declamation, einzuführen wäre? Ganz so wie Uhland und Schiller und Goethe? Die bildende Seite der Dichtung ist ein Maßstab für den Werth derselben, vielleicht ihr größter. Denn hat eine Dichtung keinen bildenden Werth, sinkt sie dann nicht ganz von selbst und geht in Sensation, unkünstlerischem Materialismus, Tagesbedürfniß, kurz in allem dem auf, was wie Schlacken ausgeschieden werden muß, soll reines Gold zu Tage treten? Und was hat der Jüngling und die Jungfrau Alles an diesen Meyer'schen Gedichten! Wie wird man erhoben, zum Nachdenken angeregt, erschüttert, fröhlich gemacht, wie erklingen die feinsten und edelsten Saiten in uns, rufen die besten Absichten und Elemente in uns wach und machen uns stark für das Leben, seinen Begegnungen mit Charakter zu trotzen? Kann sonach im besten Sinne des Wortes pädagogische Wirkung von Werken ausgehen, die wie z. B. moderne Bühnenwerke und Romane und Lieder ganz des bildenden Werthes entbehren? Man hat Gottfried Keller einen Pädagogen genannt, seinen Novellen einen stark erzieherischen Zug ziemlich ausgesprochener und strenger Art nachgerühmt. Gilt das nicht in gewissem Sinne auch von Meyer? Zwar kein Kathederpädagog ist er, wohl aber ein Herzenskündiger, etwa wie Shakespeare, und wirkt so ohne es zu wollen und unbeabsichtigt am meisten und besten. Wohlan, laßt ihn uns mehr für unsere Jugend benutzen! Laßt sie theilnehmen an den Schätzen, die der Dichter uns geboten hat, nicht uns allein, allen Denen, die danach verlangen. Man hat gesagt, wer die Jugend und Schule hat, besitzt die Zukunft und man hat damit Recht, wie man nicht nur im Guten, auch im Schlimmen jetzt vielfach erproben kann. Also geben wir der Jugend diese Sachen auch in die Hand, für die sie vollständig reif ist, zumal wenn Lehrer- und Erzieherhand sie leitet. Diese wird auch die Aufgabe haben, auf die Eigenheiten Meyer's in Stil und Sprache hinzuweisen, sie durch Entwicklungsgang und Nationalität des Dichters zu erklären, auf daß die Jugend nicht irre wird. Führen wir sie auch in Recitationen, in denen außer anderen bildenden Dichtungen Gedichte der Meyer'schen Muse zu Gehör gebracht werden, und wir werden damit erreichen, daß der Sinn für das Schöne, Gediegene von Neuem gefestigt wird, was heutzutage sehr nothwendig ist. Kurz, handeln wir im Sinne des Dichters, der nach langem Ringen und Verkanntsein endlich sich zu jener Höhe emporarbeitete, aus der er jetzt herabschaut, wie von einem Postament auf die Menge, wenn ihm auch das Denkmal noch fehlt, das, ihn in dieser Haltung darstellend, ihm einst zu Theil werden wird mit seinem Landsmann Keller gleich den Dioskuren in Weimar.

J. R.

Bücherbesprechungen.

— Die Christuslegende in ihrem Verhältniß zur arischen Mythologie. 1. Theil der Trilogie: „Götter- oder Menschendienst?" Von Dr. Arthur Sauer. Leipzig, Max Sängewald. 88 Seiten 8°. — Eine erstaunliche Offenbarung zuchtlosester darwinistisch gerichteter Schwärmerei, die auf alle christliche oder andere Beschränktheit und methodische ernste Arbeit weit herabsieht. Göttergeschichte, heißt das 2. Capitel; das 1. zeigt, daß die Menschen ihre Götter schaffen, je nach ihren Verhältnissen, die Neger schwarze mit stumpfen Nasen, die Arier blonde mit blauen Augen. Die Arier sind in Mitteleuropa (nicht in Skandinavien, noch weniger in Asien) zu Hause, gemäß neuerer evolutionistischer Erkenntniß; von da aus sei Cultur- und Religionsgeschichte zu gestalten. Odin — Thor, Rudin — Jahve (3. Cap.) sei demgemäß eine lehrreiche Götterparallele, nach welcher der Gott der Bibel gering genug zu beurtheilen sei. Das Messiasmotiv (4. Capitel) sei gemein-arisch. „Der Name Messias kommt vom persischen »Mashia« = Mann der Arier = erster Mensch = der aus dem Eschenholz Gezeugte = das durch Quirlen entstandene Feuer; Christus = griechische Uebersetzung des hebräischen Maschiach = Mashia der Perser ... Christi Beiname stempelt ihn zum Feuergott" u. s. w. Wer mehr von solcher Weisheit wissen will, dem sei besonders die bez. 37. Seite empfohlen. Was mag der Verfasser für einen Religionsunterricht voraussetzen und empfangen haben, daß er an solchen Gedanken Freude hat und bei Anderen erwartet? G. Schnedermann.

— Amtskalender für evangelische Geistliche auf das Jahr 1902. Herausgegeben von Pfr. J. Schneider. In zwei Theilen: Schreibkalender und Kirchliches Jahrbuch. 29. Jahrgang. 272 S. Kl. 8. In Leinen gebunden 1,20 ℳ. Kirchliches Jahrbuch ca. 24 Bog. 8. 3,50 ℳ, geb. 4 ℳ. C. Bertelsmann, Gütersloh. — Dieser Amtskalender, der sich längst als ein praktisches Kalendarium und Taschen-Notizbuch bewährt und eingebürgert hat, erscheint diesmal in etwas vergrößertem Format, um den zuweilen unzureichenden Raum für die Notizen zu verlängern. Das „Merkbuch" oder, besser gesagt, das Merkblatt für Adressen könnte allerdings noch um einige Blätter vermehrt werden. Sonst entspricht der Kalender wohl ziemlich allen Anforderungen und amtlichen Bedürfnissen der evangelischen Geistlichen. Er giebt Tabellen für Termine, Berichte u. s. w., für Collecten und andere Liebesgaben (äußere, innere Mission 2c.), Verzeichniß der Confirmanden, für Stolgebühren, Haus-, Armen- und Krankenbesuche, für Gedenktage u. A. m. Unter den empfehlenswerthen Büchern sind freilich nur die aus dem eigenen Bertelsmann'schen Verlage angeführt. Für nicht im praktischen Pfarramt stehende Geistliche ist vom 1. Theil eine Ausgabe B. veranstaltet, welche statt der verschiedenen Tabellen nur Notizblätter enthält und auf besonderes Verlangen geliefert wird. Auch stellt die Verlagshandlung für jede Art von Tabellen Reserveblätter zur Vermehrung der betreffenden Rubrik zur Verfügung. Das Kirchliche Jahrbuch berichtet über das kirchliche Leben und die Vereinsbestrebungen, ohne theologische Fragen zu behandeln, und ist ebenfalls zur Orientirung Geistlichen und Nichtgeistlichen durchaus zu empfehlen. D. K.

— Eugen Heinrich Schmitt, Die Culturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Mit Buchschmuck von J. W. Cissarz. 221 S. Preis brosch. 3 ℳ, geb. 4 ℳ. Eugen Diederich's Verlag. Leipzig 1901. — Der Verfasser beabsichtigt gründlich aufzuräumen mit dem Wust und Schutt früherer Zeiten und hofft, daß die nun kommende „geklärtere" Zeit in ihrem Naturerkennen die geistigen Fesseln, nämlich die kirchlichen Dogmen, welche die Geister der Menge noch gefangen halten, endlich sprengen werde. Die neuere Zeit habe es klar genug gemacht, zu welchem Abgrund sittlicher Verkommenheit eine theologisch und dogmatisch fundamentirte Cultur führt. Wenn es am Schlusse der groben, wir könnten sagen, rohen Behandlungsweise des vorliegenden Gegenstandes heißt, daß diese Darstellungen alle mildernden Umstände, die die Geschichte nur gestattet, heranziehen, um die geschichtliche Schuld nicht als persönliche Schuld der Individuen erscheinen zu lassen, sondern diese in gleicher Weise als Producte uralter Barbarei und eines nunmehr endgiltig zu überwindenden kindlichen und halbwilden Zustandes menschlicher Geistesentwickelung, so haben wir selbst von diesem Streben unter der Lectüre nicht viel verspürt. Thomas v. Aquino sollte nach Meinung des klar sehenden Autors nicht der doctor angelicus, sondern (wegen eines Irrthums) der doctor diabolicus heißen. Das christliche Moralisiren wird ein „Pharisäismus schlimmster Sorte" genannt. Das Gottesbild auch das der Reformatoren heißt (wie das Augustin's) ein dämonisches. Wir haben selten eine so von unsinnigem Haß erfüllte Beurtheilung der kirchlichen Dogmenbildung gelesen und bringen sie hier nur zur Anzeige, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als scheuten wir sie. D. K.

— Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte für höhere Schulen und zum Selbstunterricht, von Dr. Gotthold Klee, Professor am Gymnasium zu Bautzen. Vierte verbesserte Auflage. Elftes bis dreizehntes Tausend. Berlin, bei Georg Bondi, 1901. Preis 1 ℳ 50 ₰, gebunden 2 ℳ. — Acht Druckseiten voll günstiger, zum Theil sogar begeisterter Besprechungen der früheren Auflagen sind vom Verleger dieser vierten Auflage beigegeben. Universitätslehrer und Schulmänner aus allen Gauen Deutschlands bezeichnen einstimmig Klee's Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte als einen glücklichen Wurf, als einen bedeutsamen Fortschritt, begrüßen ihn mit dankbarer Freude. An vielen Lehranstalten ist Klee's Literaturgeschichte bereits amtlich eingeführt. Ueberall wo man sie benutzt, zeigt es sich, wie anregend und belebend sie auf die Schüler einwirkt. Es thut in der That kaum noth, für ein Buch, das so wie dieses sich selbst empfiehlt, noch die Trommel zu rühren. So sei denn nur so viel gesagt: Auch die vierte Auflage zeigt an vielen Stellen die vorsichtig bessernde Hand des Verfassers. Die wichtigste Aenderung besteht darin, daß in den Lebensbildern der Klassiker die abgerissenen Schlagwörter, in denen sich bisher die Darstellung theilweise bewegte, zu einem zusammenhängenden Texte verbunden worden sind. Das wird namentlich solchen Benutzern des Buches willkommen sein, die keinen Lehrer zur Seite haben, dessen Vortrag die Verbindung herstellt. Im Uebrigen ist das Buch mit wenigen Worten gewürdigt: Es verräth ebenso sehr den gründlichen Kenner und selbständigen Forscher wie den erfahrenen Lehrer und gewandten Erzähler. Knappheit der Fassung und Schärfe des Urtheils einerseits, echte und warme Begeisterung für unser deutsches Schriftthum anderseits — das sind Vorzüge, die dem Buche immer mehr Freunde werben müssen. Die erste Auflage erschien 1895, die zweite 1897, die dritte 1898, die vierte 1901 — eigentlich doch schon ein ganz schöner Erfolg. Immerhin läßt er dem Wunsche noch Raum: Mögen die künftigen Auflagen einander in immer kürzeren Abständen folgen! R. B.

— Gartenfeinde und Gartenfreunde. Die für den Gartenbau schädlichen und nützlichen Lebewesen. Von Prof. H. Kolbe, Custos am königl. Zoologischen Museum zu Berlin. Mit 76 Abbildungen. Band 34 bis 36 von Dr. Udo Dammer's Gartenbau-Bibliothek. Preis geb. 3,60 ℳ. Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund. — Jeden Gartenfreund wird das vorliegende Buch durch seine vortrefflichen Eigenschaften auf das Angenehmste überraschen. Zunächst fällt die außerordentlich geschickte und übersichtliche Eintheilung des Textes höchst vortheilhaft auf, ebenso wie ferner die gründliche Behandlung der einzelnen Abtheilungen, Capitel u. s. w. Ist es an und für sich schon eine sehr schwere Aufgabe, das große Heer der Culturgewächs-Feinde und -Freunde aus dem Thier- und Pflanzenreich derart im Allgemeinen und Speciellen zu beschreiben, daß Zoolog wie Botaniker davon befriedigt sein müssen, so wird es aber überhaupt nur bei hervorragender Begabung und souveräner Beherrschung des ganzen großen, vielgestaltigen Gebietes möglich, den noch viel weiter gehenden Ansprüchen des Nichtfachmannes — in diesem Falle also des über Garten-Schädlinge und -Nützlinge meist nur dürftig unterrichteten und blos eine populäre Schreibweise verstehenden Gärtners wie Gartenfreundes — zu entsprechen. Es bildet dieses Buch zugleich ein höchst werthvolles Nachschlagewerk, welchem die eingehenden Angaben über Vertilgung der Gartenschädlinge wie über Schutz der gartennützlichen Geschöpfe, ferner die zahlreichen prachtvollen Textabbildungen, sowie die vielen genauen Literaturnachweise zu größtem Vortheil gereichen. Schade nur, daß unter den thierischen Gartenfeinden Hasen, Kaninchen und Wühlmausverwandte nicht mit geschildert worden sind. Hoffentlich geschieht das in einer zweiten Auflage, welche dieses mustergiltige Buch nach Verdienst gewiß bald erleben wird. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 123. | Dienstag, den 15. October, Abends. | 1901.

Neue Gespräche Goethe's mit Eckermann 1897—1900.*)

Von Professor Dr. H. C. Kellner.

„Schreiben wir heute den ersten April?“ So könnte der Leser beim Anblick der Ueberschrift fragen. „Was ist's mit diesen neuen Gesprächen, die der Alte von Weimar mit seinem getreuen Eckermann in den Schlußjahren des 19. Jahrhunderts gehalten haben soll?“ Schlagen wir das Buch auf, das Dunkel wird sich schon lichten, ohne daß wir auf Mystik oder Spiritismus zurückzugehen brauchen. In der That, wir haben es hier mit einer scherzhaften Einkleidung zu thun, und zwar ist diese Einkleidung allerliebst, es ist einer jener Maskenscherze, die wir um so lieber verzeihen, als von ihnen das Horazische „im Lachen die Wahrheit zu sagen“ volle Geltung hat. Es ist nicht blos ein feiner und witziger Kopf, der hier Verstecken spielt — mit etwas Witz läßt sich ja die Goethische Sprechweise copiren —, es ist auch ein überlegener und universeller Geist, der auch den Ideengängen des Altmeisters zu folgen versteht. Unser Anonymus hat es sich in den Kopf gesetzt, Alles, was sich in den drei letzten Jahren auf der politischen, socialen und literarischen Schaubühne Frankreichs abgespielt hat, nach seiner Weise sich zurechtzulegen und darüber frisch von der Leber weg zu reden. Er will aber suaviter in modo vorgehen, will vornehm, ruhig und leidenschaftslos seine Meinung heraussagen, und da findet er keine bessere Maske als die des Alten von Weimar, wie dieser uns in den Eckermann'schen „Gesprächen“ entgegentritt. Und wie reizend trägt er seine Maske! Mit Vergnügen finden wir dabei die Allen sattsam bekannte olympische Ruhe, heitere Ironie, bescheidene Ueberlegenheit und mit Gedankenperlen durchwirkte Schlichtheit des Altmeisters in französischem Sprachgewande wieder. Da steht er da, umgeben von seinem Stabe: seiner Schwiegertochter Ottilie, seinem Secretär Eckermann, dem Prinzenerzieher Soret, dem Architekten Coudray, dem Kunst-Meyer, dem Consistorialrath Schwab u. s. w. — denn sie Alle erfreuen sich noch ihres Daseins; da empfängt er Besuche der Wissenschaftskoryphäen und verwickelt sie in geistvollen Gedankenaustausch über Alles, was in Frankreich geschieht, gesagt und gedichtet wird. Und wahrlich, er stirbt dabei nicht an Herzdrücken.

Was zunächst die politische Lage Frankreichs anlangt, so ist es vor Allem der unvermeidliche Dreyfushandel, der seine Kritik herausfordert. Bourget hat einmal in dieser Zeit das Wort Goethe's citirt: „Besser eine Ungerechtigkeit als Unordnung“ und hat es zu einer Waffe gegen Dreyfus gemacht. Dagegen verwahrt sich Goethe (Gespräch vom 7. Juni 1898) mit aller Entschiedenheit. Hören wir ihn selbst, wie er sich darüber Eckermann gegenüber äußert! „Das betreffende Citat findet sich am Schlusse meiner »Campagne in Frankreich« (gemeint ist die den Schluß bildende »Belagerung von Mainz« Anmerk. des Ref.) und bezieht sich auf einen Zwischenfall, der sich bei der Belagerung von Mainz durch den König von Preußen zugetragen. Die französische Besatzung hatte eben capitulirt. Ich war im Hauptquartier des Herzogs von Weimar und verfolgte mit Augen die französischen Soldaten, die inmitten einer höhnenden und drohenden Menschenmasse vorüberzogen. Zeigt sich da auf einmal ein Mann und eine Frau, beide zu Pferde. Hinter ihnen einige vierspännige Wagen, mit Kisten und Kasten bepackt. Da hört man das Volk murren und gleich darauf ruft's: »Haltet ihn an, schlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube, der unsere Kirche geplündert.« Das Volk war im Begriff auf sie loszustürzen und mit ihnen wenig Federlesens zu machen. Ich aber stürze hinunter, halte die Volksmenge auf und sichere dem Manne, seiner Frau und seinen Packwagen freien Durchzug. Am Abend nimmt mich einer meiner Freunde beiseite. »Welche Fliege sticht Euch?« sprach er zu mir: »Ihr habt Euch da in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte«. »Lieber Freund,« versetzte ich unter Anderem, »ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen. Das liegt nun einmal in meiner Natur.« Die Anwendung, die der französische Journalist von meinem Ausspruche gemacht, gestattet eine bedauerliche Zweideutigkeit in Auffassung des Wortes Ungerechtigkeit. An der in Frage stehenden Stelle bedeutet Ungerechtigkeit einen Schuldigen nicht nach Gebühr strafen, in dem journalistischen Artikel heißt es, einem Unschuldigen sein Recht versagen. Das sind doch zwei sehr verschiedene Ungerechtigkeiten, so verschieden, daß sie Niemand für gleichwiegend erachten möchte. Die eine bedeutet den Verzicht auf strafrechtliche Ahndung, die andere eine Unbill. Andererseits hat offenbar der Zeitungsschreiber meine Geschichte gar nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, und doch ist sie so klar. Daß dieser Dieb von Kirchenkleinodien vor dem Quartier des Herzogs von Weimar halbtodt geschlagen wurde, wäre eine erste Unannehmlichkeit gewesen, die mir gegen den Strich ging; und dann wollte es mir nicht in den Kopf, daß diese Volksmasse sich auf einen Menschen stürzen und den Platz mit blutigen Trümmern besäen sollte. Was verurtheilte ich damit? Ich verurtheilte die Lynchjustiz, das summarische Hinrichtungsverfahren, das, insofern es wesentliche Formen der Gerechtigkeit übergeht, eine Unordnung ist und bleibt. Und wahrlich, lieber hätte ich hundert Banditen laufen lassen, ehe ich eine Verletzung derselben zugegeben hätte. Das habe ich ausdrücken wollen, wenn ich sagte: Ich habe in eine solche Unordnung nicht einwilligen können. Es war besser, diesen Spitzbuben straflos ausgehen zu lassen. Aber Dreyfus im Bagno zu lassen, den jeder unparteiisch und überlegt Denkende unschuldig weiß und der vor allen Dingen außerhalb jeder gesetzlichen Form getroffen worden ist, nun, das ist doch augenscheinlich eine Unordnung und zwar die allerschlimmste; denn sie versetzt den Staatseinrichtungen den Todesstoß, den fundamentalen Unterlagen, die jede organisirte Gesellschaft gesetzlich schirmen. Die Leute, die ihn hingeschickt oder ihn auf seiner Insel festhalten, sie allein handeln als Feinde der socialen Ordnung. Und wenn der Herr um jeden Preis denn mein Abenteuer auf »die Affaire« anwenden wollte, nun, dann hätte er sagen müssen: »Dreyfus ist vielleicht schuldig: ich halte ihn für schuldig, aber darauf kommt's nicht an. Wenn in seinem Prozesse auch nur die geringste Ungesetzlichkeit begangen worden ist, muß seine Verurtheilung fallen: besser eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung.«“ Mit solchen oder ähnlichen Worten hätte sicherlich Goethe gegen den Mißbrauch seines Citats Einspruch erhoben. Wir haben die Stelle in deutscher Sprache wiedergegeben, um an einem Beispiele die Stileigenart des Verfassers zu zeigen. Ganz Goethe!

Den größten Teil des Buches nimmt selbstverständlich die Musterung der Literaturzustände des modernen Frankreichs ein. Auch hier zeigt sich der Verfasser als ein eminent philosophischer Kopf und als ein sicher zielender und in der Regel ins Schwarze treffender Kritiker. Sie alle werden aufs Korn genommen, die wahren und die falschen Größen, und erhalten ihre Censur ausgestellt von Goethe, der in den letzten siebzig Jahren ausschließlich französische Literatur getrieben haben muß. Da finden sie sich alle ein, die Maupassant, Daudet, Hervieu, die Vogué, Jaurès, Flaubert, Zola, Goncourt, Coppé, Loti, Mallarmé, Maeterlingk, Schwob, Kipling, Prévost, Stendhal und wie sie alle heißen, in buntem Gewimmel, Materialisten, Naturalisten,

*) Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann 1897—1900. Paris, Edition de la Revue Blanche, boulevard des Italiens 23. 1901. (320 S.)

Symbolisten bis herab zum jüngsten und allerjüngsten Frankreich. Ueber Zola bemerkt Coudray im Gespräch vom 19. Mai 1900: „Was mich in den jüngsten Romanen Zola's frappirt, wenn ich sie mit den früheren vergleiche, das ist der Schwund der früheren Eigenschaften und die Entdeckung völlig neuer. „L'Assommoir“ und „La Faute de l'Abbé Mouret“ waren das Werk eines mittelmäßigen Denkers, aber künstlerisch reifen Romanschriftstellers. Dahingegen ist in „Paris“, in „Rome“, in dem Roman, den ich jetzt im Feuilleton lese, der Aufbau nachlässig, den Typen fehlt es an Lebenswahrheit und die Längen wirken ermüdend. Ganze Capitel hindurch wird der Stil schwächlich und steht auf wankenden Beinen. Dafür ist aber der Gedankengehalt edel, gediegen, ursprünglich und enthüllt einen wahren Socialphilosophen. Auf alle Fälle, sagte Goethe, bleibt ein gemeinsamer Grundcharakter bestehen, und so muß es ja auch sein; denn er ist der eigentliche Wesenszug Zola's. Ich meine seine epische Vollkraft, seine strömende Fülle, jene Dichtermacht, jene echte Dichterkraft, die berührten Gegenstände zu vergrößern und zu verallgemeinern. In Ansehung der Unvollkommenheiten, an denen Sie Anstoß nehmen, meine ich, daß sie weniger von wirklicher Nachlässigkeit, als von einer gewissen Verachtung der Mache herrühren.“ Der Pseudo-Eckermann wirft hier ein, daß ähnliche Erscheinungen auch bei anderen Dichtern, z. B. bei Balzac zu beobachten sind. Darauf bemerkt Goethe: „Thatsächlich findet sich die Philosophie, die Zola heutigentags entwickelt, bereits in seinem ganzen Werke, sobald man tiefer hineinblickt. Jetzt erkenne ich, daß er noch nie sein optimistisches Traumgebilde einer vorwärts schreitenden Menschheit so kraft- und lichtvoll zum Ausdruck gebracht hat, — jenen Naturpantheismus, den wir bei Darwin, Fourier, den ionischen Philosophen und bei den Stoikern wiederfinden und der, ich darf es sagen, auch den Ideen entspricht, die ich an mehr als einer Stelle zum Ausdruck gebracht habe.“

So bewegt sich die Unterhaltung in geistreich-vornehmer Weise über alle nur denkbaren Gegenstände der Wissenschaft, Kunst und Literatur. Es giebt kaum irgend eine Entfaltung des heutigen Lebens in Frankreich, das der Pseudo-Goethe nicht wenigstens streift, selbst bis zum Turf herab. Da lesen wir unter dem 4. August 1897: „Bei Goethe zu Tisch mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter (Ottilie). Ich bat Goethe um die Erlaubniß, Weimar auf ein Paar Tage verlassen zu dürfen. Wo wollen Sie denn hin? fragte er mich. — Nach Baden-Baden. — Sie haben Geschäfte, Freunde dort? Nach einigem Zögern gestand ich ihm, daß ich in mir eine große Lust verspürte, den Pferderennen beizuwohnen, die dort stattfinden sollen. Der junge Goethe und seine Frau sahen sich mit starrem Erstaunen an und platzten schließlich Beide in Lachen aus.“ — Da haben wir einen jener humorvollen Züge, die des öftern aus dem Buche wetterleuchten. Eckermann als begeisterter Lobredner des Sports, des „life for struggle“ und Ottilie v. Goethe als Gegnerin des „Turf“! So weht nicht selten über die Person des armen Eckermann ein leichter Lustzug der Persiflage, der dem Leser eine wohlthuende Erfrischung bringt. Zum Schluß des Gesprächs heißt es: „Offenbar wußte Ottilie nicht recht, wie sie die Sache aufnehmen sollte. Träumerisch und verlegen verzog sie etwas ihr Mündchen, was Goethe nicht wenig Spaß machte. Kurz sagte er, ich denke, es wäre etwas zu naiv, ihm zu antworten. Aber wirst du dich noch wundern, Ottilie, daß kalte Philosophenseelen sich bei einem in diesem Sinne verstandenen Schauspiel begeistern können? Weißt du, jetzt hab ich fast Lust, dich mit Eckermann nach Baden-Baden mitzunehmen.“ Gelegentlich wird auch die deutsche Literatur herangezogen, um zeitgemäße Betrachtungen anzuknüpfen, so in dem Gespräche vom 7. Juli 1898. Da heißt es: „Diesen Morgen hat mir Goethe mit einer gewissen Feierlichkeit ein großes Project enthüllt, das ihn in den letzten Jahren beschäftigt hat: er will einen dritten Faust schreiben! »Mein Held,« sagte er zu mir, während ich mit religiöser Verehrung ihm zuhörte, »soll ein Symbol menschlicher Thätigkeit sein. Allein ich mache die Wahrnehmung, daß nach den längst verflossenen Tagen, da ich die ersten Theile meines Dramas schrieb, es Formen menschlicher Thätigkeit giebt, die ich damals nicht scharf erfaßt.«“ Bei weiterer Darlegung des Projectes kommt der Pseudo-Goethe auf das Lebensende Faust's zu sprechen.

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön! —“

„Da,“ fuhr Goethe fort, „war für mich damals das frei-kühne Unterfangen des Geistes zu Ende, das Unterfangen, die Mannesenergie zu schärfen, der Wissenschaft freie Bahn zu machen. *Als* ich diese Verse schrieb, hatte ich nur das Reich der *Civilisation* im Auge. Aber nun sage ich mir: Jetzt gilt es, etwas Anderes vorzubereiten — das Reich der Gerechtigkeit. Und da begriff ich, daß, um ein Volk wahrhaft frei zu machen, es nicht genügt, Moräste auszutrocknen. So entschloß ich mich, Faust weiterleben zu lassen, ihm noch einmal Kraft und Jugend zu geben und ihn in voller Rüstung in seine neue Aufgabe hineinzustellen, der Menschheit die Gerechtigkeit aufzuerlegen.“ In welcher Thätigkeit soll nun Faust erscheinen? Als socialistischer Agitator! Und in welcher Mephistopheles? Ebenfalls als Socialistenführer! Der erstere als begeisterter Prophet seiner Ideen, der letztere als die Personification des unheilvollen Einflusses, der jede ideal angelegte Action entgleisen läßt. Faust scheitert und muß sich am Schlusse des Ausblicks in eine verheißungsvolle Zukunft getrösten. Hier läßt der Pseudo-Goethe seine Maske fallen; denn dieses ganze Gespräch stimmt schwerlich zu den socialistischen Ideen, die Goethe vertreten hat und die in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ niedergelegt sind. Es ist dies übrigens nicht die einzige Stelle, in der der Verfasser aus der Rolle fällt oder, wenn man lieber *will*, die Maske ablegt. Wir glauben daher auch nicht, daß *er seine* Anonymität lange behaupten wird. Dagegen stimmen andere Stellen wieder wunderbar mit Goethe'schen Ideen überein, so vor Allem das herrliche, stimmungsvolle Gespräch vom 29. Sept. 1900, das die Philosophie des gestirnten Himmels in weihevollen Worten predigt, eine Predigt, deren Thema wir wenigstens noch zum Schluß hier anführen wollen. „Es wäre eine abgeschmackte Behauptung, die Menschen würden durch die Unermeßlichkeit des Universums niedergedrückt. Es ist eine Unermeßlichkeit, an der sie selbst Antheil haben. Aber tiefes Mitleid ergreift mich manchmal, wenn ich sie so auf ihrer Erde wie in einem fest verschlossenen Hause gefangen gehalten sehe. Höret ihr nicht, was die Gestirne zu euch reden? Sie sagen uns wieder und wieder, daß wir nicht allein in der Welt sind, daß die Erde kein verschlossenes Haus ist, sondern daß wir ebenso eng mit dem fernsten dieser Sterne verbunden sind, wie eine Zelle unseres Leibes mit der andern. Wir haben Theil an dem nämlichen Leben, das weder die Vega, noch das Siebengestirn, noch die Erde allein sichern können, sondern das unvollkommen wäre ohne die kleiste Knospe dieses Lindenbaumes. Das ist eine Wahrheit, die die Menschen voreinst besaßen, jetzt aber vergessen haben.“

Ja, wer auch der Verfasser des Buches sein mag, es steckt in ihm etwas von Goethischem Universalismus und Goethischer Methode. Er hat seine Maske gut gewählt. So wirbt der Goethische Geist bei den Culturvölkern seine Truppen, um als Führer die Erdenmenschheit durch das 20. Jahrhundert hindurchzuführen.

Zu: Ein sächsischer Commersliederdichter.

Meine Veröffentlichung in Nr. 108 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung hat mir unter verschiedenen freundlichen und anerkennenden Zuschriften aus allen Theilen des Sachsenlandes auch eine aus Dresden gebracht, die insofern von nicht zu unterschätzendem literarischen Werthe ist, als sie ein weiteres Gedicht Hinkel's enthielt. Hr. Hofrath Damm in Dresden, der Sohn des in meinem Aufsatze (Seite 430, Spalte 2) erwähnten Damm, des Kriegskameraden und Couleurbruders von Hinkel, war so liebenswürdig, in dem noch vorhandenen Album seines Vaters nachzusehen, und fand in demselben das folgende von unserem frühverstorbenen Dichter verfaßte Abschiedslied, das er zu veröffentlichen freundlichst gestattet hat. Ich sage auch an dieser Stelle Hrn. Hofrath Damm meinen verbindlichsten Dank. Das Gedicht lautet:

Fahr wohl, o Freund, den meine Seele liebt,
Mein Treu- und Eydgeschworner Kampfgeselle,
Hochherz'ger Schiffer sturmempörter Welle,
Den jetzt die trennungsfeuchte Zähre trübt,
Fahr wohl, o Freund, den meine Seele liebt!

Fahr wohl, o Freund, und sey mit Kraft bewahrt,
Laß fern hinaus die blauen Seegel schweben,
Nach seel'ger Inseln göttergleichem Leben,
Und ende dort die heimathlose Fahrt!
Fahr wohl, o Freund, und sey mit Kraft bewahrt!

Und dieses Wort bewahr' in Deiner Brust:
„Wir steh'n, bis all die ird'schen Bande reißen,
In Liebe treu und treu dem blau-blau-weißen!"
Des bin ich klar und deutlich mir bewußt,
Und dieses Wort bewahr' in Deiner Brust!

Fahr wohl, o Freund, den meine Seele liebt,
Und laß uns wiederfinden in dem Hafen,
Drinn alle Wetter, alle Stürme schlafen,
Und freudig tage, was die Seele trübt!
Fahr wohl, o Freund, den meine Seele liebt!

Leipzig, d. 1. Septbr. 1816. Dies schrieb zur Erinnerung Dein treuer Freund und Bruder Carl Hinkel P. C.

Am Rande des Albumblattes finden sich außer dem Cirkel des Corps Saxonia verschiedene lateinische Sprüche und die an den Feldzug erinnernde Bemerkung Hinkel's: „Unsere Erinnerungen gehen hinaus über den enggeschlossenen Raum der akademischen Jahre und verlieren sich nicht in die Druidenschatten. Wir entsiegeln sie mit der Rheinweinflasche, und edlen Mosler schlürfend, erlaben wir uns zugleich an ihnen. Sie führen uns zurück durch Brabant und Flandern, erreichen uns mit den Wellen der Nordseegestade." Außerdem findet sich auf dem Albumblatte von der Hand Damm's folgender Beitrag zur Lebensgeschichte Hinkels: „Mein treuer Freund starb am 21. December (soll wohl heißen 22.) 1817 in Leipzig an der Schwindsucht", wodurch bestätigt wird, was mein in Nr. 108 erwähnter Gewährsmann und ich vermuthet hatten.

Plauen i. V., im October 1901.

Dr. Max Zschommler.

Bücherbesprechungen.

— In der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des 80. Geburtstags Sr. königl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern hat sich der ordentliche Professor der Rechte Dr. Gottfried Heinrich Gengler in einem besonderen Aufsatze über die deutschen Städteprivilegien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts verbreitet. Ein Sonderabdruck dieser Abhandlung, der im Verlage von A. Deichert Nachf. (Georg Böhme) in Erlangen und Leipzig eben erschienen ist, liegt uns vor. Anschließend an die Darstellung des städtischen Entwickelungsprozesses, die Otto Stobbe in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Rechtsquellen giebt, und dieselbe ergänzend führt der Verfasser auf Grund eines reichen Quellenmaterials die verschiedenen Arten der Stadtprivilegien und ihren Inhalt vor die Augen, dabei die interessantesten und wissenschaftlich bedeutungsvollsten besonders berücksichtigend. Wir lernen zunächst die Fundationshandfesten oder Gründungsbriefe kennen, in denen die Neuanlage eines Orts, welcher mit städtischen Gerechtigkeiten und Einrichtungen sofort versehen werden sollte, entweder erst angeordnet oder nach erfüllten Voraussetzungen zum Vollzuge gebracht wird. In ihnen erscheinen stets drei Punkte hauptsächlich in Betracht gezogen: die Bau-, die Bevölkerungs- und die Organisationsfrage, bald diese, bald jene, zumeist aber die zweite in den Vordergrund gerückt, weshalb auch die Mehrzahl der Gründungsbriefe zugleich den Charakter von Ansiedelungsbriefen an sich trägt. Eine Abart bilden die Locationshandfesten, in denen vom Landesherrn oder von sonstigen Machthabern zunächst die vermögensrechtliche und jurisdictionelle Stellung der mit dem Anlagegeschäfte betrauten Mittelsperson, des Locators oder Erbschulzen geregelt und dann im zweiten Theile weitere wichtige Bestimmungen für die Bewohner der entstehenden Stadt angeschlossen werden. Durch die Stadterhebungsbriefe erfolgte die privilegienweise Erhebung der villae in civitates, während die Einwanderer-, Emigranten- oder Colonistenbriefe, welche bald eine Stadtgründung, bald eine Stadterhebung mit umfaßten, in der Zeit der namentlich in Frankreich auftretenden religiösen Unduldsamkeit (Edict von Nantes vom 10. October 1685) den Flüchtlingen in Deutschland eine neue Heimstätte gewährten. Ganz anderer Art, aber von hoher Bedeutung für die von mancherlei Gefahren bedrohte gedeihliche Fortentwickelung der deutschen Städte sind die im 16. und 17. Jahrhundert auftauchenden Restitutions- oder Restaurationsbriefe gewesen, durch welche den Städten die vom Landes- oder Stadtherrn aus gewissen Anlässen entzogenen Privilegien sämmtlich oder mit Auswahl zurückverliehen wurden. Dagegen sind die Confirmations- oder Bestätigungsbriefe urkundliche Erklärungen der Kaiser, Landesfürsten und Stadtherren, daß die von ihren Vorfahren oder einzelnen derselben herrührenden Freiheiten und Rechte einer Reichs- oder Territorialstadt sammt ihren althergebrachten, jenen gleich geachteten Gewohnheiten in unantastbarer behördlich geschützter Geltung für alle Zeit oder für einen festgesetzten Zeitabschnitt oder bis zum Eintritte eines politischen Ereignisses fortbestehen sollten. Sind den bestätigten Freiheiten noch neue Zugeständnisse an die Stadt vom Privilegienverleiher zugefügt worden, so erscheint die Confirmationsurkunde zugleich als Erweiterungsbrief. Confirmatorischen Charakters sind auch die Renovations- oder Erneuerungsbriefe, mittelst welcher ältere, im Originale beschädigte oder unbrauchbar gewordene oder abhanden gekommene Stadtprivilegien durch die Stadtherrschaft oder Bürgermeister und Schöffen nach ihrem Inhalte wieder hergestellt und damit für fortgeltend erklärt werden; eine Unterart derselben sind die sogen. Versicherungs- oder Gewährleistungsbriefe des Nachfolgers des Stadtherrn oder des Letzteren, die Privilegien der Stadt zu halten und zu schützen. In der Form der Bewidmungsverbände erfolgende Uebertragungen eines vorhandenen fertigen Stadtrechts auf andere jüngere Städte treten vom 16. Jahrhundert ab in den Hintergrund; sie waren zugleich Rechtzugsverbände, indem die Töchterstädte in den Schöffenstühlen der Mutterstädte den ordentlichen Oberhof besaßen. Inhaltlich unterscheidet man zwischen Collectiv- und Specialprivilegien, deren Art sich nach der Bezeichnung von selbst ergiebt. Die letzteren bewegen sich entweder auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes oder des stadtgemeindlichen Finanzhaushalts und der Verwaltung, oder in der Sphäre des Privatrechts oder im Bereiche des Gerichtsverfahrens oder endlich des Strafrechts, beziehen sich auch vielfach auf das Handels- und Gewerbewesen. — Die Abhandlung, deren Inhalt wir vorstehend skizzirt haben, bildet eine werthvolle Bereicherung der Kenntniß von der stadtrechtlichen Entwickelung und empfiehlt sich daher selbst. Der Preis beträgt 1,20 ℳ ∞

— Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten herausgegeben von Otto Erich Hartleben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München, Karl Schüler. — Ein Goethe-Brevier nennt sich dies Buch, das Goethe's Leben in seinen Gedichten wiedergeben soll. In der That bekommt man einen Leitfaden seines Lebens, jenes Lebens und Schaffens, das in seiner ungeheuren Bedeutung auch für unsere Zeit immer klarer wird. Auch durch solch ein Brevier wird das erst ins rechte Licht gerückt. Der Verfasser hat chronologisch das aneinander gereiht, was ihm von Goethe's Werken für sein Denken und Dichten von Bedeutung dünkt, von den leichten Anfängen in Frankfurt und Leipzig an bis zu dem Gedicht, das vielleicht das tiefsinnigste von Goethe ist: Bei Betrachtung von Schiller's Schädel, das ja auch auf unsern Dichter paßt. Ueber dem Text, da wo sonst die Seitenzahlen stehen, ist kurz eine Erläuterung dazu angebracht, so daß z. B. bei den römischen Elegien zu lesen ist: „Nicht in Rom, sondern nach der Heimkehr aus Italien, vom Herbst 1788 bis Frühjahr 1790 gedichtet. Hervorgerufen sind die Elegien durch das Verhältniß mit Christiane, die er bald nach der Rückkehr aus Italien, im Juli 1788 in Weimar kennen lernte. Am 2. August 1789 schreibt er aus Eisenach an Herder: »Einige Erotica sind gearbeitet worden.« In Goethe's erster Reinschrift tragen die Elegien den Titel: Erotica Romana. Die Elegien sind zuerst gedruckt in Schiller's Horen, Juli 1795. Christiane besuchte in jenem ersten Sommer Goethe heimlich in seinem Gartenhause. Dreiviertel Jahr lang blieb das Verhältniß unentdeckt. Schiller schreibt an Goethe den 20. Februar 1802 über die Elegien: »Ich weiß nichts darüber, selbst unter Ihren eigenen Werken.« Goethe an Schiller, 12. Mai 1795: »Mit den Elegien wird nicht viel zu thun sein, als daß man die zweite und die sechszehnte (in den Horen) wegläßt.« Die beiden sind denn auch später nicht in die Werke aufgenommen. Der erste, der die Elegien aus dem Manuscript kennen lernte, war Wieland, dem Goethe im Mai 1789 einige vorlas und über »dessen gute Art und antiken Sinn, sie anzusehen« er hocherfreut war. Dagegen fanden sie Herder und sogar der Herzog anstößig und widerriethen den Abdruck in den Horen. Die neunzehnte Elegie ist veranlaßt durch allmälig wachsende Klatscherei über Goethe's Verhältniß mit Christiane. Im März 1789 erfuhr davon die Frau v. Stein, der es Herder's Frau erzählte, diese ihrem Gatten u. s. w. Das Goethe-Brevier giebt die Elegien fast durchweg in der ältesten Lesart — der Horen — wieder. Goethe's

spätere »Verbesserungen« sind meist von Uebel. Diese beiden Elegien (die 2. und 16.) entstanden gleichzeitig mit den vorigen, denen sie ursprünglich als Nr. II und XVI zugeordnet waren. Sie wurden aus Prüderie unterdrückt und sind erst jetzt — leider immer noch castrirt — im philologischen Apparat der Weimarer Ausgabe abgedruckt." Diese Ueberschriften sind zu billigen. Zu tadeln ist aber die Auffassung, daß Goethe's „Verbesserungen" meist von Uebel waren. Das kann man nicht immer sagen. Daß Goethe hie und da in seinen Werken ausschweift (im allgemeinem Sinne genommen), wie auch in seinem Leben, kann nicht geleugnet werden; auch im Goethe-Brevier tritt dies deutlich zu Tage. Daß er hie und da beschnitt, daß Andere ihn dazu drängten, ist häufig von wohlthätiger Wirkung gewesen. Auch der Größte kann die Kritik vertragen und wohl ihm, wenn er von ihr lernt! Daß die römischen Elegien durch Selbstkritik verloren hätten, ist nicht unsere Ansicht. Erst so, wie sie jetzt vor uns liegen, haben sie jene classische Vollendung erhalten, die sie mit zu dem Schönsten stempelt, was wir von Goethe besitzen. Das Wort Prüderie ist nicht das richtig gewählte Wort. Man müßte ein anderes dafür setzen. Uns mißfallen überhaupt die Fremdwörter wie Prüderie, castriren an dieser Stelle. Sie geben dem Standpunkt, von dem aus hier Goethe's Werke betrachtet werden, etwas modern Eingebildetes und diesen Standpunkt verträgt die Betrachtung Goethe's nicht. Dazu ist er zu groß. Zu loben ist, daß durchweg die älteste Form (der Herausgeber sagt „deutschere", ein Wort, das wir beanstanden möchten, da es keinen Comparativ zu deutsch giebt) der Gedichte und Bruchstücke aus den Dichtungen, z. B. Faust, nebst den ältesten Ueberschriften gewählt wird, die oft der Sache eine andere Färbung geben. So steht statt Ilmenau 3. September 1783: Dem Herzog von Weimar zum Geburtstage. Ohne „prüde" zu sein, erkennen wir diese älteste Form manchmal, z. B. Gretchen's Meine Ruhe ist hin als die entschieden schönere, leidenschaftlichere an. Das Brevier giebt in der That einen Auszug aus Goethe's Werken, wennschon dieser das missen, jener das als überflüssig betrachten wird. Doch das ist ja subjectiv. Als Brevier verdient das Buch auf dem Tisch des gebildeten Menschen zu liegen. J. R.

— Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit mehr als 13000 Abbildungen im Text und auf 1313 Bildertafeln, Karten und Plänen. 21. Band. Jahres-Supplement 1900—1901. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Halbleder gebunden 10 ℳ. — Ein großer Nachtheil jedes Konversations-Lexikons, das bändeweise erscheint, ist, wie bekannt, daß beim Herauskommen der späteren Bände die früher veröffentlichten theilweise bereits veraltet sind und uns gerade über die neuesten und wissenswerthesten Ereignisse keinen Aufschluß geben können. Das zu verhindern ist keine Menschenkraft im Stande, und das ist um so bedauerlicher, weil es gar Vielen an den nöthigen Geldmitteln fehlt, sofort nach Abschluß der einen Auflage eines solchen Nachschlagewerkes sich gleich wieder die ersten Bände einer neuen Auflage anzuschaffen. Soweit möglich, sucht und versteht nun die Meyer'sche Verlagshandlung dem Uebelstande des baldigen vollständigen Veraltens vieler Artikel ihres Konversations-Lexikons dadurch abzuhelfen, daß sie regelmäßig nach Erscheinen des 17bändigen Hauptwerkes binnen Jahresfrist einen Ergänzungsband und darauf noch drei weitere Jahressupplemente erscheinen läßt, in deren Inhalt die Ereignisse der ersten Hälfte des laufenden Jahres noch, soweit angänglich, berücksichtigt werden. Der heute mir vorliegende 21. Band bildet das dritte und letzte der diesmaligen Jahres-Supplemente, deren jedes zugleich eine selbständige Encyklopädie des jeweiligen Jahres darstellt, und reiht sich seinen Vorgängern, sowohl was den Text als was den Bilderschmuck betrifft, ebenbürtig an, indem auch dieses 3. Supplement uns über alles bemerkenswerthe Neue der zweiten Hälfte des vergangenen und der ersten Hälfte des laufenden Jahres je nach Bedarf kurz oder ausführlich, stets aber unter Benutzung des allerneuesten und besten Quellenmaterials zuverlässig und gemeinverständlich orientirt. So sind in den Artikel Deutsches Reich, Oesterreich, Schweiz, Spanien bereits die Ergebnisse der Volkszählung vom December 1900, im Artikel Vereinigte Staaten von Amerika diejenigen der Volkszählung vom Juni 1900, im Artikel Ungarn bereits diejenigen der Volkszählung vom 1. Januar 1901 zu Grunde gelegt. An weiteren Artikeln, deren Hauptwerth größtentheils gerade in der Benutzung des allerneuesten Quellenmaterials liegt, seien nur kurz wenigstens die folgenden als überaus lehrreich hervorgehoben: Arbeiterschutz, Ausstellungen, Berge der Erde, Börsensteuer, China, Deutsches Capital im Ausland, Deutsche Literaturforschung in Frankreich, Elektrisches Licht, Erzlagerstätten, Evangelisch-socialer Congreß, Flüsse, die wichtigsten der Erde, Feldpost für das deutsche Expeditionscorps in China, Fernsprecher, Gebirge der Erde, Geschütz, Goldlagerstätten, Handelsschulen, Kabel, Memoirenliteratur, Musik der Naturvölker, Musiktheoretische Literatur, Opern, Uebersicht nach den Titeln, Pest (Verhütung ihrer Ausbreitung), Polarforschung, Postsparcassen, Postverträge, Regimentsnamen, Röntgenstrahlen, Salzgewinnungsstätten, Schiffsnamen, Seen, Socialdemokratie, Socialistencongreß, internationaler, Socialpolitik in Deutschland, Stadtbahnen, Städtewesen, Streikstatistik, Südafrikanischer Krieg, Tapeten, moderne, Töchterhort, Telegraphie ohne Draht, Unlauterer Wettbewerb, Urheberrecht und Verlagsrecht. Auch der Bilderschmuck verdient wiederum sowohl hinsichtlich seines Reichthums als auch hinsichtlich der Vortrefflichkeit der Ausführung alles Lob. Dieses dritte und letzte Jahres-Supplement des Riesenwerkes allein enthält nicht weniger als 750 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf 67 Illustrationstafeln (darunter vier Farbendrucktafeln und acht Kartenbeilagen) nebst zwei Textbeilagen. Von diesen Illustrationen verdienen vor Allem die sechs Tafeln: Moderne Bildhauerkunst; Entstehung der Gartenpflanzen, zwei Tafeln, eine davon in Farbendruck, Moderne Keramik, Tafel in Farbendruck; Rauchgeräthe, zwei Tafeln mit Erklärungsblatt; Moderne Tapeten, Tafel in Farbendruck und endlich die Tafel: Entstehung der Waffen rühmende Erwähnung. Sei zugleich mit dem vorliegenden Schlußbande nochmals Meyer's Konversations-Lexikon als Ganzes aufs Wärmste weiteren Kreisen empfohlen!

Prof. Dr. Karl Siegen.

— Unter dem Titel „Meisterbilder fürs deutsche Haus" bringt der Verlag des „Kunstwarts" in München (G. W. Callwey) für einen spottbilligen Preis Kunstblätter in den Handel, deren weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Uns liegen vor: Blatt 7, Bildniß von Hans Imhof von Albrecht Dürer; Blatt 8, Der heilige Hubertus von demselben; Blatt 9, Die Landschaft mit den drei Bäumen und Blatt 10, Die Zimmermannsfamilie, beide von Rembrandt; Blatt 11, Die Genesung von Rethel; Blatt 12, Der Judenkirchhof von Jakob v. Ruisdael. Die Blätter, Nachbildungen von Werken, deren Kenntniß zum Gemeingut der gebildeten Menschen gehören sollte, sind mittels der Zinkätzung hergestellt und ausgezeichnet gedruckt; jedes Blatt liegt in einem besonderen Umschlag, dessen Rückseite mit kunstgeschichtlichen und kunsttechnischen Mittheilungen zweckentsprechend angefüllt ist. Der Preis eines solchen Blattes beträgt nur 25 ₰ — wer Mappen sich zur Freude und zum Genuß mit guten Blättern füllen will und sich keine Originalarbeiten anzuschaffen vermag, oder wer im eigenen Heim unter den Seinen den Sinn für Werke der bildenden Kunst verbreiten will, dem müssen diese „Meisterbilder" eine willkommene Gabe sein. j.—

— Mirandoli, Cav. Pietro (Oberstleutnant im italienischen Geniecorps), Die Automobilen für schwere Lasten und ihre Bedeutung für militärische Verwendung. Uebersetzt aus dem Italienischen von Otfried Layriz (Oberstleutnant a. D.). Mit 21 Abbildungen. 1,25 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Bei der hohen Bedeutung, welche für eine Armee die Nachführung der schweren und großen Lasten, die ihre Kriegsbereitschaft und ihre Unterhaltung bedingen, hat, ist es unbedingt nöthig, daß die betheiligten Kreise den neuesten Erfindungen auf dem Gebiete des Motorwesens und der Frage der Verwendbarkeit des mechanischen Zuges für die Armee ihr Interesse zuwenden. Man wird in dem vorliegenden Heftchen einen guten und sachgemäßen Wegweiser finden. Da der Verfasser als Vorstand der technischen Abtheilung im italienischen Ministerium der Marine sich schon Jahre lang mit diesen Dingen beschäftigt hat — die italienische Armee verwendet den mechanischen Zug auf den Landstraßen bereits seit 1873 —, so fällt sein Urtheil gewiß ins Gewicht. Auch im südafrikanischen Krieg haben die Engländer für ihre ausgedehnten Etappenstraßen günstige Erfolge mit „dem Aut" zu verzeichnen. Die deutsche Armeeverwaltung hat es während der Herbstübungen versuchsweise verwendet. Die Liverpooler Fahrversuche im Juni 1901 haben theilweise sehr günstige Ergebnisse geliefert. Wer im vorigen Jahre Paris besucht hat, wird sich erinnern, daß sowohl in der Ausstellung als auch auf den Pariser Straßen das Automobil sehr beachtet wurde. Das Heft kann allen Militärs und Technikern empfohlen werden. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 124. Donnerstag, den 17. October, Abends. 1901.

Die Selbstfahrer im Dienste des Heeres.

Zur Motorwagen-Ausstellung in Leipzig.

Die Weltausstellung in Paris legte Zeugniß davon ab, daß die Selbstfahrer („das Aut", „Auto" u. s. w.), wie man die Automobilen in Deutschland benannt hat, sich schon weit mehr in Frankreich eingebürgert hatten als diesseits des Rheins, obgleich auch in Paris einige Fabriken Deutschlands und Oesterreichs sehr bemerkenswerthe Motorwagen ausgestellt hatten. In einem sehr flott geschriebenen Aufsatz: „Automobilismus" in dem Sammelwerk „Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild" führte Hans Forsten den Grund dieser vorgeschrittenen Verbreitung des Motorwagens darauf zurück, daß letztere in Frankreich deshalb so populär geworden seien, weil dort sofort die Frauen begonnen hätten, sich ihrer zu bedienen. „In Paris, der Sportstadt per excellence, sind die radelnden Frauen fast ganz verschwunden, dafür giebt es jetzt Hunderte von „Chauffeusen", die auf ihrem flinken Automobil durch die Straßen sausen und die die Radler auslachen, diejenigen aber, die den »vorsintfluthlichen« Fiaker benutzen, so tief verachten, wie etwa ein Adler die schwerfällige Schildkröte." Dieser vornehme Sport ist zwar nur für die oberen Zehntausend möglich, doch sieht man in Paris die Automobildroschken in ebenso langen Reihen an den Straßen und Plätzen halten, wie anderwärts die Droschken 1. und 2. Classe, und die Erfinder und Fabrikanten streben darnach, den Selbstfahrer auch dem Handel, Verkehr und Lastentransport mehr und mehr dienstbar zu machen. Die Wettfahrten, welche in den letzten Jahren unternommen worden sind, haben dem Automobilismus nicht gerade viel neue Freunde gewonnen, auch sind die Resultate dieser Wettfahrten mit Vorbehalt aufzunehmen. Selbst in Frankreich, wo man diese Preisbewerbungen stets mit großem Antheil verfolgt hat, ist bereits im Jahre 1899 das Interesse dafür sehr geschwunden, weil die Wettfahrt von Paris 1899, bei welcher es von 11 theilnehmenden Fahrzeugen nur fünf möglich wurde, die sechs Versuchsfahrten von im Ganzen 300 Kilometer Länge einwandfrei zurückzulegen, nicht besonders ausfiel. Die Unglücksfälle bei der Wettfahrt Paris—Berlin 1901, sowie beim Manöver in Luxemburg haben die Stimmung dafür nicht gebessert. Der Sport legt den Hauptwerth auf schnelles Fahren für die Personenbeförderung, deshalb wurden auch von der Industrie von Jahr zu Jahr für den Transport von Personen Verbesserungen angestellt und auch erreicht. Der Lastenbeförderung wurde nicht das gleiche Interesse entgegengebracht, da im Allgemeinen vorgezogen wurde, rascher zu fahren und weniger Lasten mitzuführen, obgleich vom ökonomischen Standpunkt das Letztere mehr angestrebt werden möchte.

Das moderne Automobil ist jetzt in vier scharf getrennten Arten vertreten: das Motorrad, der leichte Kutschwagen, der Wagen für gemischten Betrieb von Personen- und Waarenbeföderung und der eigentliche Lastwagen. Nur erstere beiden haben in ihren verschiedenen Unterarten einen einheitlichen und bestimmten Charakter. Was wir im vorigen Jahre in Paris von ihnen gesehen haben, wies Unterschiede auf, die sich auf Nebensächliches bezogen. Am beliebtesten waren die kleinen Motorwagen für zwei, höchstens drei Personen; ein derartiges zierliches, sehr gefälliges Fahrzeug zum Preise von 1750 Frcs. war in der Ausstellung bereits 700 mal verkauft worden. In den Wagen für schwere Lasten und für den gemischten Gebrauch herrscht dagegen eine unendliche Auswahl in Bezug auf Anlage, Bau und Ausführung. Die Motorräder und leichten Automobilen können leicht gebaut werden, da sie wenig Last zu tragen haben und der Sportsman schlecht gehaltene Straßen meidet. Bei dieser Art Wagen finden wir meist Benzinmotore, Kettenübersetzungen, Differentialverzahnungen, Räder mit Tangentspeichen, Kugellager, Pneumatikreifen u. s. w. Dazu kommen Lenkungsapparate mit getheilter Achse, d. h. mit Führungsrädern, die vermöge verticaler Spindeln und Zugstangen dirigirt werden, Aufhängung des Gestelles auf gewöhnlichen oder armbrustartigen Federn. Neben Benzin-Motoren, welche allerdings vorherrschen, finden wir bei einigen Wagenarten elektrische in Verbindung mit Accumulatoren. Diesen Wagen ist jedoch nicht die Unabhängigkeit eigen, wie den mit Benzin oder Dampf angetriebenen, da ihr Gebrauch zeitweises Wiederladen oder Umwechselung der Accumulatoren bedingt. Diese leichten Kutschwagen haben bei gutem Straßenzustande bei ununterbrochener länger dauernder Fahrt Geschwindigkeiten von etwa 20 bis 65 Kilometer die Stunde eine tägliche Etappenleistung von nahezu 100 Kilometer erreicht. Ganz anders sind die Verhältnisse für die Selbstfahrer mit Lastenbeförderung, denn Sicherheit, Pünktlichkeit, Sparsamkeitsrücksichten, Dienstbetrieb bei allen Jahreszeiten und jedem Wetter, das bedeutende Gewicht der Lasten stellen der Lösung dieser Aufgabe große Schwierigkeiten entgegen. So hat sich auch ungeachtet der mit Vorbehalt aufzunehmenden Resultate der Wettfahrten und der Probefahrten zu Liverpool diese neue Art von Beförderungsmittel noch nicht sehr weit verbreitet. Wohl haben sich in Frankreich einige Gesellschaften für Automobiltransporte auf der Landstraße gebildet, sie fristen aber ihr Dasein nur mittelst staatlicher Unterstützung.

Fast sämmtliche großen Staaten widmen aber auch diesem Zweige der modernen Technik ihr Interesse. Man hofft namentlich von diesen Fahrzeugen für den Gebrauch der Armee im Kriege Vortheil zu ziehen. Und mit Recht. Die neuesten Erfahrungen auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen haben gezeigt, daß für gewisse Zwecke und Gelegenheiten diese Selbstfahrer mit großem Vortheil an Stelle der jetzigen Transportmittel Verwendung finden können. Allerdings sind auch entgegengesetzte Stimmen laut geworden. Pietro Mirandoli, der Vorstand des technischen Bureaus im italienischen Ministerium der Marine, sagt*): „Sowohl auf dem Gebiete des Handels wie der Industrie ist die Zukunft dem thierischen Zug nicht günstig, denn überall tritt er gegen die mechanische Kraft zurück, deren Triumphzug unaufhaltsam, wenn auch langsam, fortdauert. Das bedeutet für die Zukunft eine schwere Gefahr für die Schnelligkeit und Vollständigkeit unserer Mobilmachung." In Paris konnte man die Wahrnehmung machen, daß die französische Automobilausstellung allerdings nur verhältnißmäßig schwach beschickt war. Hoffentlich beschicken die deutschen Fabriken die Leipziger Ausstellung zahlreicher. Man munkelte damals, wie Hans Forsten angiebt, daß die großen französischen Firmen ihre neuesten Schöpfungen überhaupt nicht ausgestellt hätten, um sich vor Nachahmungen zu schützen; dies wäre allerdings thöricht, aber es sei dem Fabrikanten bei dem „Ideenausbeutesystem" — dieses Wort ist einem geharnischten Artikel aus der Feder eines derartig bestohlenen Erfinders entnommen — nicht zu verdenken. Von deutschen Fabriken waren sehr gut vertreten die Berliner Maschinenfabrik Henschel u. Co., Daimler und Benz, Cannstatt und Mannheim, besonders beifällig wurde ein elektrischer Wagen System Lohner-Prosche von der Firma Jacob Lohner u. Co. in Wien betrachtet. Es ist dies eine der ältesten Wagenbaufirmen Oesterreichs, mit dem Gründungsjahr 1821, die seit 1896 den Automobilenbau aufgenommen hat. Die französische und englische Fabrikation stellt allerdings der Zahl nach die meisten Selbstfahrzeuge sowohl für Personen- als für Last-Verkehr her.

*) Die Automobilen für schwere Lasten und ihre Bedeutung für militärische Verwendung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Von französischen Firmen sind zu nennen: die Gesellschaft Mors, ferner Decauville ainé, Peugot, Dion und Bouton, Scotte (beide meist mit Dampfbetrieb) und Dietrich (mit Benzinmotor). In England hat der Marineconstructeur Thornycroft den sogenannten Lurry-Thornycroft hergestellt, ferner sind die Wagen von Bayley, Coulthawd, Leyland, Clarkson und Capel, Mann in Leeds mit seinen Mann-Fowler-Dampfkippwagen und Dampfrollwagen wohl die verbreitetsten. Neben den englischen verdienen auch einige neue amerikanische Straßenlocomotiven, die sehr gut ausgeführt waren und Federlagerung haben, Erwähnung. Es sind hier die Typen Advance, Russel and Case wegen Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Construction zu empfehlen. Wir sahen jüngst ein recht gefälliges Fahrzeug der deutschen Fabrik Adler-Fahrradwerke mit Benzinmotor.

Wie schon erwähnt, steht die Anwendung der Selbstfahrerwagen in unserer Zeit für militärische Zwecke im Vordergrund des Interesses. „In unserer Zeit der bewaffneten Volksheere ist die Theilnahme der Erfindungen, oder sagen wir lieber der Erfinder, an der Ausführung der Kriegshandlungen eine außerordentliche.“ Denn erfahrungsgemäß haben von jeher die betheiligten Fabrikanten an Lieferungen für Armeezwecke ein gutes Stück Geld verdient. (Man vergleiche den Coursstand und die Dividenden der Militär-Effecten-Fabriken, Löwe & Co. 24% Cours 234. — Thiele 15% — Loh Söhne 9½% u. s. w.) Die Anwendung der Selbstfahrer finden wir bereits seit dem Jahre 1873 bei der italienischen Armee als Straßenlocomotive auf den Landstraßen für den Transport ganzer Batterien vom Süden in das Aufmarschgebiet im Norden des Königreichs in Aussicht genommen. Im Sudanfeldzug sind schon 50 Wagen nach dem Systeme Carrion-Dietrich verwendet worden, welche für den Dienst von Beförderung von Waaren und Personen auf einer Straße von über 400 Kilometer eingerichtet waren. Die Engländer haben in Südafrika die Fowler'sche Straßenlocomotive sowohl zum Transport von Verwundeten als auch zur Wasserzufuhr mit Vortheil verwendet. Nach den Berichten der Kriegscorrespondenten haben sie sich bewährt. Später wurden auch gepanzerte Dampfstraßenlocomotiven mit gepanzerten Wagen nach Südafrika entsendet. Man beabsichtigte damit die schweren Geschütze zu befördern, die als Ergänzung der Feldartillerie sich gegen die befestigten Boerenstellungen als nöthig erwiesen. Im Daily Graphic war ferner empfohlen worden, der Cavalleriedivision French für den Transport von Munition und Artillerie Thornycroft-Wagen mitzugeben. Ein alter Praktiker aber, dem man einen derartigen Scotte-Train zeigte, sagte: „Die Eingeweide Ihres Automobils sind empfindlicher als die meiner Maulesel.“ Dies ist wohl auch das Bedenklichste bei der Anwendung der Motorwagen für Kriegszwecke: die Empfindlichkeit der Maschine.

In Deutschland hat man in den Manövern 1899—1901 Versuche mit Selbstfahrern angestellt. 1899 und 1900 sind nur Schnellfahrer zur Personenbeförderung erprobt worden, im diesjährigen Kaisermanöver sind jedoch auch Motorwagen für den Lastenverkehr verwendet worden. In Amerika hat man versucht, den Automobilismus auch für die Geschütze der Artillerie einzuführen; am 3. September dieses Jahres setzten sich von Chicago zwei selbstfahrende Geschütze nach Washington in Marsch. Das Ergebniß dieser Prüfung ist noch nicht bekannt. Im Allgemeinen werden in den verschiedenen Armeen Versuche und Prüfungen von Selbstfahrern zu folgenden Zwecken vorgenommen: 1) Nachschub von Lebensmitteln und Munition, 2) Transport von Verwundeten und Kranken und als Beleuchtungswagen, 3) für Feldtelegraphen und Feldpost, 4) im Festungskriege für Armirung von Werken, Munitionsnachschub, 5) für den Nachrichten- und Meldedienst (die Beförderung von Generalstabsofficieren auf weite Strecken würde als ein besonderer Vortheil erscheinen, weil sie dann ohne große Ermüdung am Ort der Befehlsgebung bez. im Stabsquartier anlangen), 6) für automobile Geschütze. Ueber den Ausfall der Versuche im diesjährigen Kaisermanöver entnehmen wir dem Milit.-Woch.-Bl. Nr. 88 das Folgende: Es wäre von der größten Tragweite, wenn sich die Hoffnungen, die für einen zukünftigen Krieg auf die Verwendung des mechanischen Zuges gesetzt werden, verwirklichen sollten. Die guten Aussichten hierfür sind nun durch diesen neuesten, dem Ernstfalle sich nähernden Versuch wiederum gestärkt worden, und diese Thatsache ist sein Hauptergebniß.“ Die Firma Dietrich hatte probeweise drei Selbstfahrer für Personenbeförderung geliefert, sieben andere waren Eigenthum der Militärverwaltung. Von den Dietrich'schen Wagen hatte einer bereits die Wettfahrt Paris—Berlin mitgemacht. Die Geschwindigkeit dieser Fahrzeuge schwankte zwischen 40 und 65 km in der Stunde; dasjenige, welches für den persönlichen Gebrauch Sr. Majestät des Kaisers bestimmt war, zeichnete sich durch seine elegante Ausstattung aus. „Diese Selbstfahrer, die sämmtlich mit Benzinmotoren versehen und für die Beförderung von drei bis sechs Personen eingerichtet waren, fuhren flink zwischen den vordersten Truppen und den Eisenbahn-Endpunkten, sowie zwischen einzelnen Stäben zur Befehls- und Nachrichtenübermittelung hin und her. Von ihrer Geschwindigkeit und ihrer »guten Lunge« machten sie auf den durchweg gut gehaltenen Straßen trotz des recht ungünstigen Wetters einen ergiebigen Gebrauch.“ An Lastselbstfahrern waren beim I. Armeecorps zwei Thornycroft'sche Dampfrollwagen in Gebrauch genommen, die den Truppen den Verpflegungsbedarf aus den Magazinen nachführten, trotzdem sie mit mancherlei Schwierigkeiten — Ungunst der Witterung, schlechten Wegestellen — zu kämpfen hatten. Beim XVII. Armeecorps waren zwei Fowler'sche Straßenlocomotiven vom Malta-Muster von je 6 t Dienstgewicht (Gewicht einschließlich Wasser und Heizstoff) in Verwendung, die je drei beladene gewöhnliche Wagen schwerer Art zogen. Auf den Straßen ging das trotz gelegentlicher Schlammentwickelung und Lachenbildung glatt von Statten und auch kürzere Strecken über freies Feld wurden im Allgemeinen gut überwunden. Dagegen entstanden einige Schwierigkeiten, wenn es galt, die Wagen mit den Biwaksbedürfnissen auf die zum Theil aufgeweichten Felder zu schaffen. Hier halfen sich die Straßenlocomotiven in der Weise, daß sie allein auf den Biwaksplatz fuhren und die Wagen mittels des Drahtseiles einzeln an sich zogen. Weniger erfolgreich zeigte sich der Scotte'sche „Tracteur“, der gleichfalls einer Probe unterzogen wurde. Im Allgemeinen bedürfen aber diese Lastenselbstfahrer und Tracteure noch weiterer Verbesserungen, bevor sie als ein brauchbares Kriegsfahrzeug angesehen und wirklich eingeführt werden können.

Die moderne Technik strebt aber unausgesetzt weiter und jedes Jahr hat uns neue Erfindungen und Verbesserungen gebracht. Somit ist auch von der Motorwagen-Ausstellung in Leipzig zu erhoffen, daß sie Fortschritte nnd bedeutende Leistungen des neuzeitlichen Beförderungswesens von Gütern, Lasten und Personen vorführen wird. —r.

Bücherbesprechungen.

— Ludwig Trager (Pfarrer), Die Offenbarung Johannis auf Grund der Heiligen Schrift eingehend erklärt. II. Band. 528 S. gr. 8. In Commission bei A. Deichert's Nachfolger (G. Böhme), Leipzig 1901. Preis 7 ℳ. — Der ehrwürdige Verfasser bringt seine überaus fleißige Auslegungs-Arbeit über das letzte Buch der Bibel, deren 1. Hälfte der Unterzeichnete in Nr. 6 dieses Jahrganges anzeigte, hier zur Fortsetzung und zum Abschluß, gewiß zu dankbarer Freude vor Allem derjenigen Leser, welche seine (keineswegs durchaus „kirchliche“) unbedingte Werthschätzung dieses Buches theilen; mögen sie nun durch fleißiges Studium und eigene Anschaffung seinen treuen Eifer und seine Aufopferung lohnen! Auch wer, wie die meisten neueren Theologen, anders zu der Sache steht (vgl. a. a. O.), wird sich des leuchtenden Beispiels so hohen Ernstes freuen und die wohlgemeinte Arbeit als nützlich zur weiteren Klärung begrüßen dürfen. Uebrigens will es scheinen, als ob der Verfasser selbst erfreulicherweise die Schärfe seiner anfänglichen Aeußerungen über das Buch in diesem 2. Theile, bewußt oder nicht, habe mildern wollen: weit milder klingen die bez. Aussagen seines Anhanges (S. 480 ff.), und wenigstens ein Versuch, wenn auch kaum ein befriedigender, zur Widerlegung anderer Auffassungen ist dort zu finden; auch ist das Ergebniß seiner dortigen Beweisführung im Grund nur: eine gewisse Möglichkeit („nicht unbedingt nöthig“ S. 483) für seine Auffassung. Entschieden zu leicht hat der Verfasser die schwierige Auseinandersetzung mit der jüdisch-apokalyptischen Literatur jener Tage genommen, welche nun einmal, wie unbequem auch, dem Buche (vorsichtig gesagt) zur Seite steht: er widerlegt (S. 494), daß „die johanneische Offenbarung in die Reihe dieser (nämlich gewisser einzelner) abenteuerlicher Schriftwerke“ gehöre, aber nicht, daß sie, und zwar nach des Verfassers (Johannes) eigner Meinung, irgendwie von der dort waltenden Denk- und Darstellungsweise ausgehe und durch sie beeinflußt sei. Demgemäß vermag er auch die Eigenartigkeit des Buches

nicht aufzuweisen, die in einer gewaltigen Schilderung der Herrlichkeit des Messias Jesus besteht, mit den Mitteln und Farben der „Apokalyptik" gemalt, und es steht zu fürchten, daß auf solche Weise die (geschichtlich angesehen) eigentliche Meinung des Buches doch nicht zur vollen Entfaltung komme. Von Einzelheiten der Auslegung, wie der eigenthümlichen Auffassung des 1000jährigen Reiches (S. 20; vergl. Sächs. Kirchen- und Schulblatt Nr. 37), wird am gegenwärtigen Orte abzusehen sein. — Wiederholt scheint übrigens (um eine Aeußerlichkeit zu erwähnen), vielleicht bei der Druckcorrectur, der sehr moderne Bousset mit dem berühmten französischen Theologen Bossuet aus dem 17. Jahrh. verwechselt worden zu sein (S. 484. 495. 524).
G. Schnedermann.

— Friedrich Thudichum (Prof. der Rechte a. D. in Tübingen), Die wahren Lehren Jesu. Leipzig, Max Sängewald. VIII und 208 S. gr. 8. Preis 3,50, geb. 4 ℳ. — Abermals ein „Zeichen der Zeit", beachtenswerth nicht wegen Gediegenheit des Inhaltes — außer insofern auch so „Christus verkündigt wird" (Phil. 1, 18) —, sondern als Bekundung des in Laienkreisen hie und da vorhandenen lebhaften, gewiß an sich berechtigten Verlangens, die geschichtliche Gestalt der Person und der Lehre Jesu näher kennen zu lernen, und als ein Beispiel der für wahre Einsicht nicht ungefährlichen Leichtfertigkeit und Eigenwilligkeit der Wege, welche dieses Verlangen unter Umständen zu seiner Befriedigung wählt; welches Verlangen vermuthlich auch manchen Leser an dieses Buch weisen wird, wenn nicht von berufeneren Lehrern der Gemeinde eine tiefer begründete Einsicht mit größerem Eifer dargeboten und verbreitet wird. Dem Verfasser dieser Schrift eignet im Ganzen eine „nicht durch große Sachkenntniß getrübte Unbefangenheit" in Bezug auf seinen Gegenstand, welche Unbefangenheit jedoch leider durch gewisse vorgefaßte feste Ideen meist in ihr Gegentheil verwandelt wird, so daß sein Buch geeignet ist, jenes berechtigte Verlangen mitsammt aller nicht minder berechtigten geschichtlichen Betrachtungsweise der Lehre Jesu bei ernsten Freunden von Kirche und Wissenschaft in unverdienten Verruf zu bringen. Freilich ist sein Gegenstand von der Art, daß dessen Herrlichkeit trotz der zuchtlosen Willkür der Darstellung in gewissem Maße doch zur Anschauung kommt. Wer insbesondere eine eigene Kenntniß davon hat, wird sich vielfach freuen können, wie Jesu Lehrgewalt auch bei so geflissentlich rationalistischer, sozusagen „rein menschlicher" Auffassung zum Ausdruck kommt, um so mehr, als der Verfasser von aufrichtiger und rührender Liebe und Verehrung zu dem Menschen Jesus beseelt ist. Solche Freude klärt sich aber, wenn man von der beigelegten „persönlichen Kundgebung" theilnehmend Kenntniß nimmt, in welcher der Verfasser den geschichtlichen Entwickelungsgang seiner religiösen Anschauung und die völlige Abwesenheit tiefer eingehender Studien offenherzig darthut. Denn es sind im Ganzen die zufälligen Einflüsse gewisser rationalistischer Strömungen und Erscheinungen (etwa bezeichnet durch Namen wie Lessing, Schleiermacher, Strauß, Bahrdt, Schröckh und den Protestantenverein), die den Verfasser von Schritt zu Schritt weitergetrieben, vor Allem aber zu der gewagten Vorstellung von überall wirkenden „kirchlichen Fälschungen" und zu ausgesprochener Vorliebe für „Häretiker" aller Art geführt haben, welche Vorliebe bei ihm in einer kritiklosen Anlehnung an Waldenser und Mennoniten Gestalt gewonnen zu haben scheint (S. 19 ff., 107 f., 142 f.). Von „sorgfältiger Prüfung aller Lesarten und Hilfsmittel", die das Vorwort behauptet, ist nicht einmal eine Ahnung vorhanden: der Verfasser scheint ganz Laie zu sein. Von den biblischen Quellen macht er einen erstaunlich freien Gebrauch ganz nach eigenem Belieben. Zunächst kommen für ihn nur die drei ersten Evangelien, besonders das Markus-Evangelium, in Betracht, soweit sie ihm nicht gleichfalls Zeichen der „Fälschung" tragen (z. B. in allen Wundergeschichten oder in Stellen, wo das Wort „Menschensohn" vorkommt, S. 30 f.); alle anderen Schriften des Neuen Testaments seien im 3. und in den folgenden Jahrhunderten gefälscht worden (S. 10 ff.), nämlich von einer „Priesterpartei", von welcher auch die „Zusammenstellung der Schriften des sogenannten Neuen Testaments zu einer Glaubens-Satzung (Canon)" herrühre. Diese Partei brauchte offenbar dergleichen (z. B. auch die christliche Zeitrechnung, S. 30) nur zu wollen, so geschah es. Von ihr stammt nach dem Verfasser einfach die Lehre über die Messianität und Gottheit Jesu (S. 5) und jede andere eigenartig christliche Lehre. Jesus selbst lehrte einfach einen reinen Begriff von Gott (S. 40 f.) und würdiges menschliches Verhalten in einem zu gründenden Reiche Gottes (S. 77 f.); er wollte Religionsfreiheit (S. 39) und Menschheitsreligion (S. 173 ff.); letzteres bezeugen auch Bahrdt, Balzer und Vögelin (S. 185). Dafür sei er auch gestorben (S. 39, 153 f.). — An wirklich geschichtlicher Einsicht, sieht man wohl, fehlt es dem Verfasser gar sehr; noch mehr an gesunder Würdigung der israelitisch-jüdischen Ausgänge der wahren Lehre Jesu, von welcher aus doch ungefähr alle vermeintlichen „Fälschungen" in Nichts zerfallen dürften, denn der wahre und wirkliche Jesus bedeutet für die jetzige religionsgeschichtliche Erkenntniß thatsächlich den Anfang der christlich-kirchlichen Lehrentwickelung. Im Einzelnen fällt auf z. B., daß das griechische didaskalos etwas Anderes bedeuten soll, als Rabbi (S. 35), daß die Jünger Jesu sämmtlich besitzlos gewesen seien (S. 37), daß Jesu „Aufruf an die Menschen lautete: laßt uns die Herrschaft Gottes begründen" (S. 77), daß die Juden einen Nationalgott hatten, den sie Jahwe, „später Jehova" nannten (S. 43), und daß von da aus alle Lehren der christlichen Priester, daß es drei Götter gebe und daß auch Menschen wie die Apostel und Maria Götter seien, hinfallen (S. 73). — Man wird Niemandem verwehren können, für seine Person eine geringe Einsicht von christlichen Glaubenslehren zu haben. Wer aber über einen so schwierigen und wichtigen Gegenstand schreibt, muß sich vor Allem selbst gründlicher unterrichten. Er wird dann von selbst etwas bescheidener auftreten. Denn eine so vollständige Nichtbeachtung, wie sie hier erfahren hat, verdient denn doch die neuere theologische Wissenschaft nicht. G. Schnedermann.

— Die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich in der Fassung des Gesetzes vom 17. Mai 1898 nebst den Einführungsgesetzen. Für den praktischen Gebrauch erläutert von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrath in Leipzig, unter Mitwirkung von Dr. Ernst Anger, Landgerichtsrath in Leipzig. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg 1901. — Der Petersen'sche Commentar ist in der juristischen Welt hinreichend bekannt, als daß er noch empfehlender Worte bedürfte. Wir begrüßen deshalb hiermit lediglich den erfreulichen Abschluß des Werkes, der infolge der Erkrankung des Reichsgerichtsrathes Petersen namentlich durch die Mitwirkung des Reichsgerichtsrathes Förtsch, der das schiedsrichterliche Verfahren bearbeitet hat, zum glücklichen Ende geführt worden ist. Auf Einzelheiten einzugehen ist natürlich hier nicht der Ort. Im Allgemeinen trägt der Commentar das Gepräge der bewährten früheren Auflagen. Die Auslegung der neuen abgeänderten Bestimmungen scheint uns im Verhältniß zu dem Uebrigen etwas weniger ausführlich zu sein, namentlich kurz ist das Aufgebotsverfahren weggekommen, auch über das Zwangsvollstreckungsverfahren erführe man gern manchmal noch etwas mehr, doch ist das freilich eine äußerst schwierige Materie. Vermißt haben wir die Berücksichtigung verschiedener juristischer Zeitschriften, z. B. der Zeitschrift des Deutschen Notariatsvereines, des Centralblattes für freiwillige Gerichtsbarkeit und Notariat u. a. Namentlich in Letzterem sind verschiedene Entscheidungen und Abhandlungen zu CPO. § 866 enthalten, die hätten erwähnt werden müssen. — Wir wünschen von Herzen, daß Reichsgerichtsrath Petersen auch die nächste Auflage noch in gekräftigter Gesundheit bearbeiten möge. Dr. A. L.

— Emile Zola, Die vier Evangelien. Arbeit. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosengang. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1901. — Emile Zola hat eine auffallende Wandlung durchgemacht. Der Verfasser der „Rougeon Macquart" war ein Pessimist; er konnte Welt und Leben nicht traurig und schwarz genug ausmalen; er war ein erbarmungsloser Physiolog der Gesellschaft, die gleichsam schmerzhaft unter seinen Händen zuckte. In seinen „vier Evangelien" ist Zola durchaus Optimist; der roman expérimental hat seine Rolle ausgespielt; mindestens spricht er nicht mehr das letzte Wort, wenn er auch noch in einer beträchtlichen Zahl von Capiteln spukt. Losung ist jetzt die bessere Zukunft. Die Helden sind mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt oder sie führen dieselbe bereits thatkräftig ins Leben ein; der Dichter selber ist ihr beredter und begeisterter Apostel. In dem ersten Roman dieser Serie: „Fertilité" hat er eine Lanze gebrochen für ein patriachalisches Familienglück, das in zahlreichen Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln blüht. Das Werk ist ein Protest gegen die in Frankreich herrschende Zweikindertheorie und der Dichter verkündet, daß auf der Erde Raum ist für immer neue, zahlreiche Geschlechter. Für uns Deutsche hat dies Evangelium geringere Bedeutung; unsere Pfarrer- und Schul-

häuser zeigen zur Genüge, daß der selige Malthus bei uns mit seinen Theorien und seinem Ankämpfen gegen die Uebervölkerung keine Anhänger findet. Der neue Roman „Arbeit" ist eine poetische Illustration Fourier'scher Theorien, wenn er auch nicht ein Phalanstère nach dem Grundriß und den Ausführungen derselben vor unseren Augen aufbaut. Und doch schafft der Held des Romans eine Art von Ikarien, wo die Arbeiter theilnehmen an dem Gewinn der Arbeit und jeder sich eines eigenen schmucken Besitzes erfreut. Die Arbeit selbst, die Arbeit in den Werkstätten des Maschinenbaues, wird durch alle neue Erfindungen erleichtert und vermenschlicht. Die alte Maschinenfabrik, die Hölle genannt, kann die Concurrenz mit der neuen nicht ertragen und an die alte verödete Stadt wächst eine neue heran, mit freundlichen Häusern ins Grün gebettet. In der Hölle die ganze Lohnsklaverei in ihrer barbarischen Form, in der Crecherie, der neuen Schöpfung des Helden Lucas, des großen Reformators der Arbeit, die Association von Capital, Geist und Arbeitskraft, die sich in den Gewinn theilen. Und ringsum bilden sich neue Associationen, Gruppen von Industrien. Der Handel nur ist zum Untergang verurtheilt als ein nutzloses, hemmendes, kraftverzehrendes Rad der socialen Maschine. In das Epos einer gesellschaftlichen Reform, mit welcher der Dichter der Zukunft vorgreift, sind einzelne Menschenschicksale eingezeichnet, die mit der Umwälzung mehr oder weniger zusammenhängen. Daß daraus ein spannender Roman geworden, kann man nicht sagen; die Bewegung im Großen und Ganzen erdrückt zu sehr das Einzelgeschick, obschon die Charakterköpfe mit Schärfe gezeichnet sind und es auch an verklärenden anmuthigen Frauengestalten nicht fehlt. Im ersten Theile hat Alles noch schärfere Contouren; im zweiten erscheinen die Figuren und Erlebnisse zu sehr in der wachsenden Glorie der socialen Wiedergeburt. Man darf indeß nicht glauben, daß der alte Zola gänzlich in dieser Fluth von Licht, in der er sich selber so behaglich sonnt und die er über die ganze Welt ausgießt, verloschen ist: einige Höllenbreughel gewinnt er noch seiner Maschinenhölle ab und es fehlt nicht ganz an Situationen, um derentwillen früher seine Muse moralisch geohrfeigt wurde. Fernande, die Frau des Directors der Hölle, Delareau, eine schöne, verführerische, treulose Frau, ist die Heldin der beiden Sensationsscenen, welche mit ihren brennenden Farben Zola in das Gewand seines Romans eingewirkt hat. Fernande will dem siegreichen Gegner der von ihrem Gatten geleiteten alten Maschinenfabrik den Todesstreich versetzen; sie erfährt, daß Lucas ein Verhältniß mit Josine, der Frau des wilden, unbändigen Arbeiters Ragu, hat, daß das Kind, das sie im Schooße trägt, jenen Lucas zum Vater hat — und mit dieser Nachricht, die sie selbst überbringt, will sie den Ragu zur rächerischen That gegen den großen Reformator reizen. Im Schlafgewand noch, zur Zeit als die Nacht- und Tagearbeiter sich ablösen, eilt sie hinunter in die Halle der Puddelöfen, wo sie Ragu treffen wollte. Es gelingt ihr auch, ihn allein zu finden und ihn zur Rache an Lucas aufzureizen; gleichzeitig aber wird sie ein Opfer seines wilden Gelüstes. Die ganze Scenerie und die Gefühle dieses perversen Weibes sind mit einem wahrhaft dämonischen Behagen geschildert. Ragu geht von dannen und verwundet Lucas schwer durch einen Dolchstich im Rücken. Doch auch Fernande entgeht ihrem Schicksale nicht. Als Frau des Directors war sie zwölf Jahre lang die Geliebte des Fabrikherrn, und als der Bankerott des Unternehmens unvermeidlich ist, da schleudert sie dem ungeliebten Gatten hohnlachend die Kunde ihrer langen Untreue zu. Wie er sie dann dem Tode weiht, dem gemeinsamen Tode, indem er mit einem gewaltigen Fußstoße einen kleinen eisernen Ofen von flammender Gluthhitze umstößt, so daß die brennenden Kohlen eine große Feuersbrunst hervorrufen, welche ihn und sie verschlingt: das ist der alte Zola; aber wieviel Mildes und Versöhnliches liegt in anderen Scenen und Charakteren, welche Herzenswärme, welche edle Begeisterung strömt uns aus ganzen Seiten entgegen, in denen der Evangelist Zola die Feder führt! Technische Detailmalerei und hoher Gedankenschwung vereinigen sich zu einer Gesammtwirkung, welche dem denkenden Leser hohen Genuß bereiten wird, während der Durchschnittsleser, der nur unterhalten und gepackt sein will, vielleicht Vieles weitschweifig und langweilig finden wird.

R. v. G.

— **Die Zwangsvollstreckung.** Neubearbeitet unter Berücksichtigung der am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Reichsgesetze von Dr. jur. **Hans Francke.** Preis 60 ₰. — **Die rechtlichen Wirkungen der Ehe nach dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuche.** (Vorträge über Gesetzeskunde und Verwaltung. Hilfsmittel zur Vorbereitung für die Beamtenprüfungen. Herausgegeben vom Verein der Finanzbeamten zu Dresden). Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft (Gg. Schmidt). — Zwei Schriften, die in aller Kürze ihren Gegenstand darstellen wollen, um dem Leser wenigstens eine Uebersicht, die wesentlichen Vorschriften zu geben; soviel, als für die Prüfungen zu wissen nöthig ist. Können sie bei der Kürze nicht alle Fragen behandeln, nicht in die Tiefe gehen, so geben sie doch durch Verweisungen Gelegenheit zu weiterem Eindringen. Gegen den Inhalt ist wenig zu bemerken. Die Berichtigung zu S. 12 der Zwangsvollstreckung muß wegfallen, da das Reichsgericht im Sinne des Textes entschieden hat. Ebenda muß es bei der Zwangsversteigerung heißen, daß die Beschlagnahme wirksam wird mit dem Eingange des Eintragsersuchens beim Grundbuchamte (nicht „dem Ersucher"), und S. *14* oben bei 2: die Handlung kann durch einen Dritten *nicht* vorgenommen werden, beides wohl Druckfehler. Beide Schriften werden ihrem Zwecke wohl dienen.

K—d.

— **Der Ring des Frangipani.** Ein Erlebniß von **Henri Thode.** Mit Zierleisten und Schlußvignetten von Hans Thoma und vier Tafeln. Dritte Auflage. Frankfurt a/M., Verlag von Heinrich Keller. Preis 5,40 ℳ. — Das Buch, das schon hinreichend bekannt ist (die erste Auflage erschien vor sieben Jahren), liest sich wie ein Märchen, wie eine Erzählung, in der die Phantasie des Verfassers den Faden gesponnen hat. Und doch ist Alles, was erzählt wird, soweit auch der moderne Mensch in Frage kommt, ein wirkliches Erlebniß. Der Verfasser, ein Schwiegersohn Richard Wagner's, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg, gelangte vor Jahren in den Besitz eines Ringes von deutscher Goldschmiedearbeit, der, etwa aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts stammend, auf dem venezianischen Festlande ausgegraben wurde. Die im Innern des Ringes angebrachte Devise „*mnt wollen dyn eygen*" *führte* den Verfasser und zwar an der Hand urkundlicher *Berichte, die* über den Fundort des Ringes erhalten sind, auf *Spuren, die es* ihm im Verein mit glücklichen Funden ermöglichten, *die* seltsame Inschrift des Ringes und die mit ihm im Zusammenhange stehenden Persönlichkeiten zu erforschen. Diese dritte Auflage, ein prächtig ausgestattetes Buch, ist im Format kleiner als die erste; es fehlen ihr die Tafeln, die alte Kunstwerke reproduciren, so daß sie um zwei Drittel billiger ist als die erste Auflage. Aber ihr fehlen nicht die prächtigen Zierleisten von der Hand Hans Thoma's, ein Schmuck, wie er sich köstlicher und sinniger nicht denken läßt.

j.—

— **Einführung in die antike Kunst.** Ein methodischer Leitfaden für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Dr. **Rudolf Menge,** Geh. Schulrath. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1901, Verlag von E. A. Seemann, brosch. 6 ℳ. — An Leitfaden, wie der vorliegende einer ist, ist kein Mangel. Je mehr für die Einführung der bildlichen Anschauung der antiken Kunst in den Gymnasialunterricht gewirkt worden ist, desto mehr hat sich auch das Bedürfniß nach einem brauchbaren Grundriß, der mit einem sachlich und anschaulich geschriebenen Text brauchbare Abbildungen vereinigt, geltend gemacht. Unter der reichlichen Anzahl solcher Bücher hat sich das vorliegende ganz besonders bewährt. Der Referent hat an der Hand der ersten Auflage vor etwa fünfundzwanzig Jahren seine ersten Kunststudien als Gymnasiast gemacht und dankbar bezeugt er, daß das Buch ihm von großem Nutzen gewesen ist. Inzwischen sind zwei weitere Auflagen erschienen, die zu verbessern der Verf. auf Grund seiner eigenen praktischen Erfahrungen sich hat angelegen sein lassen. Das gilt sowohl vom Text, der nicht nur stark erweitert, sondern vor Allem im Hinblick auf den Leserkreis methodisch praktischer gestaltet worden ist, insofern als die für die einzelnen Stilperioden besonders charakteristischen Werke unter genauer Darlegung ihrer stilistischen Merkmale herausgehoben werden. Es gilt aber auch von den Abbildungen, deren weitaus größter Theil auf Grund photographischer Aufnahmen jetzt in mechanischer Vervielfältigung dargeboten wird. Wir wüßten in der That der studirenden Jugend keine bessere Einführung in die Antike zu empfehlen als das Menge'sche Buch. Aber auch jeder andere Gebildete kann viel daraus lernen.

j.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 125. Sonnabend, den 19. October, Abends. **1901.**

Rundschau auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde.

I.

—ψ—. Dem gewaltigen Zeitalter der epochemachenden Entdeckungen vom Infanten Heinrich dem Seefahrer von Portugal an, welcher im fünfzehnten Jahrhundert Schiffe zur Erforschung der Westküste Afrikas ausrüsten ließ, bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, einer Periode, die zugleich in ihren Anfängen, wie Alexander v. Humboldt bemerkt, „ein wundersames Zusammentreffen großer Ereignisse in dem politischen und sittlichen Leben der Völker Europas“ bezeichnet, die eine geistige Bewegung hervorbrachte, in welcher die Weltordnung von Copernikus gefunden wurde, „Martin Luther die päpstliche Bulle zu Wittenberg verbrannte und die Reform begründete, welche dem Geiste Freiheit und Fortschritte auf fast unversuchten Bahnen verhieß“, in der die Renaissance in Kunst und Wissenschaft ihre höchsten und schönsten Blüthen trieb, diesem großen Zeitalter folgten dann später die bedeutenden Unternehmungen zur Lösung weitliegender, wissenschaftlicher Aufgaben in den zuvor neuentdeckten überseeischen Gebieten, welche in dem gelehrten Verfasser des „Kosmos“ ihren bedeutendsten und glänzendsten Vertreter fanden. Wie Prinz Heinrich von Portugal aus dem Geiste der antiken Welt vor fünfhundert Jahren der Vater „der maritimen Entdeckungsreisen und der modernen geographischen Forschung“ geworden war, er, der zu den großen Unternehmungen eines Columbus, eines Vasco da Gama und eines Magalhäes den Antrieb gegeben hatte, wenn er auch die Erfolge dieser Männer nicht erlebte. „Bei all seiner Arbeit,“ so bemerkte Clements A. Markham, der Präsident der „Royal Geographical Society“ in der zur 500jährigen Wiederkehr des Geburtstages jenes berühmten Prinzen von der Gesellschaft am 5. März 1894 veranstalteten Festsitzung, „bei all seiner Arbeit leiteten den Infanten drei Gesichtspunkte: zunächst die Erforschung der unbekannten Welt und zwar namentlich die Entdeckung des Seeweges von Afrika nach Indien, sodann die Gründung von Colonien für sein Vaterland und endlich die Bekehrung der Heiden. Mit solchen Zielen vor sich, machte er sich daran, die Mauer abergläubischer Furcht und Ignoranz niederzureißen, die schon so lange das Christenthum auf einen engen Theil des westlichen Europas beschränkt hatte.“ Markham ist sogar nach in neuester Zeit aufgefundenen Urkunden der Ansicht, daß einige der Seefahrer des Prinzen Heinrich Amerika erreicht haben, nahezu fünfzig Jahre vor des Columbus erster Reise. „Der Prinz war der begabteste Fürst seiner Zeit, die geringste seiner Tugenden würde genügt haben, einen Anderen unsterblich zu machen.“ Mit diesen Worten hat Alvize da Cadamosto, ein vornehmer junger Venetianer, der in den Diensten des Prinzen gestanden hat, diesen geehrt.

Mit dem nun zu Ende gegangenen neunzehnten Jahrhundert ist die Zeit jener großen Entdeckungen in fernen Landen wohl zum Abschluß gebracht worden. Seit Mitte desselben ist man bestrebt gewesen, nun auch in das Innere der Continente einzudringen und sie der Forschung zu erschließen. Wenn auch nicht so blendend, nicht so vom Hauche der Romantik umweht, nicht so die Sinne reizend und die Phantasie anregend wie das erste gewaltige Zeitalter der Entdeckungen, sondern wesentlich nüchterner, steht das jüngste in seiner Weise jenem doch ebenbürtig zur Seite. Während noch vor kaum fünf Jahrzehnten große Theile des Festlandgebietes der Erde vollständig unbekannt waren, giebt es heute kaum noch eine Stelle unseres Planeten, die dem Fuße kühner Reisender, die sich in Schaaren über alle Welttheile ergossen haben, unzugänglich wäre, sind fast alle weißen Flecke auf den Kartenbildern unserer Erde verschwunden und nur noch wenig Punkte zum Ausfüllen dem Unternehmungsgeiste und dem Forscherdrange übrig geblieben.

„Jetzt“ — bemerkte Frhr. v. Richthofen bei der Uebernahme des Vorsitzes der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin — „jetzt ist die Aufgabe der Aufhellung der ehemals dunklen Gebiete im Wesentlichen erfüllt. Selten wird es in Zukunft vergönnt sein, der Erzählung von großen Unternehmungen in unbekannten Ländern, wie wir sie von Barth, Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal und vielen Anderen hörten, zu lauschen. Die Aufgaben ändern sich. Mehr und mehr treten wir in eine Zeit ernster und vertiefter Forschung; die Arbeit wird nüchterner, die Ereignisse verlieren an Glanz und haben nicht mehr den Reiz, welchen das vollkommen Neue zu gewähren pflegt.“

In früher ungeahntem Maße haben das Interesse und die Theilnahme der weitesten Kreise die Unternehmungen des „letzten großen Zeitalters der Entdeckungen“ begleitet. Während Erd- und Völkerkunde ehedem vorzugsweise in dem Verkehre der verschiedenen Erdtheile und Länder unter einander die Hauptquelle fanden, aus der sie den Stoff für ihre Thätigkeit und Entwickelung schöpften, während sie früher nicht um ihrer selbst willen gepflegt wurden, ist das heutzutage ganz anders geworden; ja die beiden Wissenschaften, die in früheren Zeiten fast ausschließlich von den Brosamen lebten, welche von dem Tische der praktischen Interessen, des Handels und Wandels, herabfielen, stehen heute, Dank der Antheilnahme und der Förderung, welche sie in allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben, so lebensfrisch, so im Vollbewußtsein ihrer Kraft, so schaffensmuthig, so fruchtreich da, daß sie jetzt schon sich erkenntlich erweisen können und sogar dem Handel und Verkehre mit überreichen Zinsen das wieder zurückerstatten, was sie einst, gleichsam nur wie ein Gnadenbrod, von ihnen empfangen haben. Erd- und Völkerkunde sind nicht mehr Nebenwissenschaften, Stiefkinder einer Zeit, die nur, um das Dorado zu suchen, auszogen. Reiches und werthvolles Material wird ihnen jetzt alljährlich durch die Unternehmungslust und den Bienenfleiß der Forschungsreisenden zugeführt und von berufener, fachkundiger Hand verarbeitet, weshalb es bei dem regen Sinn, der allseitig sich für diese Bestrebungen kund thut, wohl gerechtfertigt, ja nothwendig ist, auch an dieser Stelle von Zeit zu Zeit eine *Rundschau über die neueren Errungenschaften auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, der Urgeschichte und Menschenkunde sowie aller verwandter wissenschaftlicher Fächer* zu geben. Die Fülle der geographisch-ethnographischen und anthropologisch-urgeschichtlichen Literatur, die jährlich auf dem Büchermarkte erscheint, ist eine so vielseitige und umfangreiche, daß kaum der Fachmann sie noch zu bewältigen im Stande ist, wie viel weniger der Laie, und doch empfindet er in unserer Zeit mehr denn je das Bedürfniß, fühlt mehr denn je die Nothwendigkeit und hat infolge dessen mehr denn sonst das Verlangen, über die Vorgänge und Ereignisse auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde unterrichtet und auf dem Laufenden erhalten zu werden. Die gegenwärtig beliebte Art der Bücherbesprechungen, die nur Bruchstücke, wie sie meist der Zufall zusammenwürfelt, nur vereinzelte Erscheinungen aber nicht ein zusammenhängendes Ganze bietet, genügt hier nicht mehr. Möglich wird eine Unterweisung, die nicht lediglich die Befriedigung der Neugier im Auge hat, eine wirklich fruchtbringende Belehrung nur durch eine methodische, umfassende, sachlich gehaltene Uebersicht der bedeutenderen Erscheinungen, die dem gebildeten Nichtfachmanne geboten wird, der weder Zeit noch Muße hat, sich in die dickleibigen und bändereichen Quellenwerke selbst zu vertiefen, und dem, wenn er das Verlangen danach trägt, das richtige Urtheil der Auswahl abgeht, das ihn vor Mißgriffen bewahrt. Bei der infolge dessen beabsichtigten Rundschau, die nicht lediglich kritisch zu verfahren

hat, sondern in geordneter Weise ganz besonders sachlich berichten soll, das Wichtigste und Bedeutendste der neueren Entdeckungen und Forschungen berücksichtigend, die ein Führer sein soll durch die umfangreiche Literatur, so daß man einen allgemeinen Ueberblick über alles Wissenswerthe auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde erhält, ist ganz vorzugsweise das ins Auge zu fassen, was namentlich für den größeren Kreis der Gebildeten von Interesse und Werth ist und deshalb einer allgemeinen Theilnahme sicher sein kann, ohne daß jedoch Zugeständnisse an die für unsere Zeit allerdings wenig rühmliche aber sehr beliebte sogenannte „populäre Literatur“ gemacht werden sollen. Wenn diese sich in unseren Tagen mit so viel Behagen breit macht und gewissen Kreisen ein nicht zu leugnendes geistiges Armuthszeugniß ausstellt, so beweist sie gleichzeitig auch für unsere Zeit die Richtigkeit des Bulwer'schen Ausspruches, „daß wir populär werden, indem wir affectiren ärmer an Geist zu sein, als wir wirklich sind“. Angesichts der Masse von Werken, welche angeben, die Schätze der Wissenschaft weiteren Kreisen vermitteln zu wollen, und die gleich einer Sintfluth den Büchermarkt überschwemmen, dem Bedürfnisse einer breiten Volksclasse nach geistiger Nahrung leider auch genügend, kann man es allerdings unseren Gelehrten nicht verargen, wenn sie mit Entsetzen vor Allem zurückschrecken, was als „populär“ bezeichnet wird, selbst auf die Gefahr hin, des Gelehrten-Hochmuthes geziehen zu werden. Und doch ist es sehr zu beklagen, daß sich die in erster Linie Berufenen zurückziehen, weil die an sich so ehrbare Darstellungsweise leider so sehr in Verruf gekommen ist, freilich nicht so ganz ohne die Schuld derer, die ihre Abneigung gegen dieselbe mit so viel Entrüstung an den Tag legen. Denn während nur die höchste Vertrautheit mit der Wissenschaft in den Stand setzt, diese klar und Allen verständlich darzulegen, geistvoll zu behandeln und in künstlerischer Darstellung zum Ausdruck zu bringen — was allerdings die Vertreter der Wissenschaft, denen oftmals noch ein recht langer Zopf anhängt, in ihrem gelehrten Dünkel vielfach unter ihrer Würde halten — hat sich leider nur zu oft die stümperhafte Anmaßung und die Unverfrorenheit der Mittelmäßigkeit für berufen gehalten, die Vermittlerrolle zu übernehmen, und dadurch eine an sich durchaus berechtigte, ja für die allgemeine Bildung nothwendige Darstellungsweise in Mißachtung gebracht. Am längsten haben wir Deutschen uns geweigert, jene so triviale Volksthümlichkeit in den Bann zu thun, doch endlich fangen auch unsere Vertreter der Wissenschaft an, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es ehrenvoller und rühmlicher, die allgemeine Bildung fördernder sei, in schöner Form klar zu sagen, was klar und geistvoll gedacht ist, als sich bei der gelehrten, der Menge unverständlichen Redeweise verharrend, schmollend zurückzuziehen und der anmaßungsvollen Mittelmäßigkeit das Feld zu überlassen. So haben wir bereits jetzt schon zahlreiche Werke aufzuweisen, welche das Bulwer'sche Wort Lügen strafen und in ebenso gediegener und geistvoller wie formvollendeter Weise den so nothwendigen Bedürfnissen nach wahrer und echter Geistesnahrung Rechnung tragen, so daß Engländer und Franzosen auch in dieser Beziehung uns nicht mehr so überlegen sind, wie es noch vor nicht allzulanger Zeit der Fall war. Bestätigt wird das Gesagte auch durch eine ganze Reihe von Werken, welche in der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der Reiseliteratur, der Erd- und Völkerkunde erschienen sind. Es soll nun ein Blick auf diese geworfen und von Zeit zu Zeit fortgefahren werden, der neueren Erscheinungen in planmäßiger Reihenfolge Erwähnung zu thun, so daß der Leser ein Bild der bedeutendsten Leistungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Erd- und Völkerkunde erhalten wird.

„Quid novi ex Africa?“ fragen wir heute noch, wie ein Bramarbas einst in einem Holberg'schen Lustspiele, und wenn Plinius der ältere in seiner Historia naturalis bereits sagt: „semper aliquid novi Africam afferre“, so giebt er uns ein griechisches Sprichwort wieder, das schon Aristoteles im achten Buche der Historia animalium mit den Worten anführt: „ἀεὶ Λιβύη φέρει τι καινόν“. Ja der Schwarze Erdtheil ist für die Länder- und Völkerkunde in der jüngsten Zeit fruchtbarer gewesen, denn zu irgend einer anderen. Die Literatur über ihn hat einen Umfang erreicht, daß sie nur schwer noch zu bewältigen ist, weshalb die Aufgabe um so gebieterischer an uns herantritt, die Spreu von dem Weizen zu sondern. Eine Ueberproduction hat sich auch hier breit gemacht, und von den Vielen, die sich berufen gefühlt haben, ihre Stimme vernehmen zu lassen, ihre Weisheit kund zu geben, sind nur Wenige, die wirkliche Leistungen, Leistungen von bleibendem Werthe aufzuweisen haben. Mit dem „ut desint vires tamen est landanda voluntas“ ist es hier nicht gethan. Der gute Wille allein thut es allein nicht, je schwieriger die Aufgabe ist, desto hervorragenderer Kräfte bedarf sie zu ihrer Lösung, und zwar gut geschulter Kräfte. Zu diesen Ausnahmen gehört Paul Kollmann, gegenwärtig Hauptmann in sächsischen Diensten. Als Oberleutnant für die kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika hat er sich nicht wie so viele seiner Kameraden mit dem Glauben genügen lassen, daß, wem ein Amt verliehen wird, dieser auch die Fähigkeiten dazu erhält. Ernst hat er seine Aufgabe erfaßt und ehe er seinen neuen Wirkungskreis aufgesucht hat, hat er sich gründlich für diesen vorbereitet und namentlich unter Professor v. Luschan's Leitung eingehende Studien am königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin gemacht. Diesem Umstande hat Kollmann ganz besonders die Erfolge zuzuschreiben, die er in ebenso rastloser, wie zielbewußter und wohlüberlegter Thätigkeit errungen hat, die von ihm in dem trefflichen und schönen Werke: „Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Colonien. Eine Schilderung des Victoria-Sees und seiner Völker. Verlag von Alfred Schall, Hofbuchhändler in Berlin“ niedergelegt sind und die wir ihm, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft wie unserer colonisatorischen Bestrebungen in Ostafrika, zu danken haben. Wir haben kein Werk über unsere ostafrikanischen Besitzungen in jüngster Zeit erhalten, das uns über ein wichtiges Gebiet dieser in so gründlicher, gediegener und verständnißvoller Weise unterrichtet, wobei namentlich ganz besonders die ethnographischen Verhältnisse eine eingehende sachkundige Behandlung erfahren haben und unsere Kenntnisse der betreffenden Völkerstämme wesentlich gefördert worden sind. Wenn alle unsere jungen Officiere, die in unsere Colonien hinausziehen, so zu wissenschaftlichen Forschungen befähigt, so tüchtig und für ihre Zwecke so wohl vorbereitet wären, wie wir es bei Kollmann sehen, so würden sich die Interessen unserer überseeischen Colonien in den besten Händen befinden.

Wenn Wissmann seinerzeit den Ausspruch gethan hat, und zwar nicht ganz grundlos, daß bei der Theilung Ostafrikas wir den schlechteren Theil behalten und den guten den Engländern abgetreten hätten, so daß diese mit ihrer bekannten Unverfrorenheit wie immer den Löwenantheil davongetragen haben, so ist uns doch auch manches gute Stück geblieben, wie Kollmann's Ausführungen darthun, der unseren Antheil am Victoria-Nyanza, dem größten centralafrikanischen Süßwasserbecken, als den „schönsten Theil unserer ostafrikanischen Colonie, der sicherlich noch einmal in der Zukunft eine wichtige Rolle in unserer Colonialthätigkeit spielen wird“ bezeichnet. Haben wir somit hier eine gute Erwerbung gemacht, so haben sich doch die Engländer am Victoria-See durch den englisch-deutschen Vertrag den besseren Theil angeeignet, denn Uganda ist nach Kollmann's Ansicht das fruchtbarste und üppigste Gebiet am Victoria-Nyanza. Hier gedeiht ganz besonders der Kaffeestrauch, und wenn er schon jetzt, fast ohne Pflege, gute Ernten giebt, so ist vorauszusehen, daß er bei rationellem Anbau und sachgemäßer Behandlung noch reicheren Ertrag und bessere Qualitäten geben wird. Kollmann ist der Meinung, daß der Kaffee einmal eine große Rolle im ostafrikanischen Export spielen wird. In den Kreis seiner Betrachtungen, die durch ihre Sachgemäßheit sehr vortheilhaft wirken und für die Wissenschaft werthvoll sind, hat Kollmann den Nordwesten, Westen, Süden und Südosten der den See begrenzenden Gebiete gezogen. Der Schwerpunkt liegt hier in der Schilderung der Völkerverhältnisse. So werden die ethnographischen Beziehungen eingehend erörtert, Cultur und Lebensweise anschaulich gezeichnet und in der Beobachtung von Sitten und Gebräuchen ein feines Verständniß für die Völkerpsyche an den Tag gelegt. So werden die Völker von Uganda, Karagwe, Kisiba, Ussindja, von der Insel Ukerewe, von Ussukuma und Uschaschi und die den Massai verwandten Stämme von Ikoma bis Ngoroïne vorgeführt. Ganz besonders interessant sind die Aufschlüsse, die wir über den Hüttenbau wie Schiffbau von Uganda erhalten. In der Anlage der Wohnstätten, in ihrem Bau, ihrer Ausstattung und Einrichtung prägt sich ein Sinn für peinlichste Sauberkeit und ein Schönheitsgefühl aus, wie man es bei andern Negerstämmen umsonst suchen würde. Kollmann sieht darin einen neuen Beweis, daß die Waganda, die Bewohner von Uganda, unter dem Einfluß einer von Nordost gekommenen, auf höherer Culturstufe befindlichen Rasse gestanden haben. Bei dem Bau einer typischen Ugandahütte muß man unterscheiden, ob

diese für einen gewöhnlichen oder vornehmen Mganda die gewünschte Unterkunft bieten soll, wonach sich die Größenverhältnisse und die Ausführung richten. Wichtig für die Waganda ist auch der Bootsbau, in dem sie es zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Wiewohl gebrechlich von Aussehen, vermögen einzelne dieser Fahrzeuge bis zu 100 Mann zu fassen, mit denen große Fahrten über den See unternommen werden, meist in räuberischer Absicht, um andere Negerstämme in Angst und Schrecken zu versetzen. Der See bietet der Bevölkerung manchen köstlichen Leckerbissen an großen und schmackhaften Fischen, aber ebenso gern ißt der Mganda geröstete Heuschrecken und Termiten, sein Gaumen ist auch nicht empfindlich, wenn der Fisch schon einen ganz bedeutenden Hautgout hat und den Geruchssinn arg beleidigt. Als Kochgeschirr bedient man sich großer irdener Töpfe, die mit einfachen Verzierungen geschmückt sind, ebenso sind kleinere Töpfe im Gebrauch. Ueberhaupt sind die Waganda im Verfertigen von Thonwaaren sehr geschickt, so stellen sie auch eine Fülle sehr schöner aus schwarzem Thon gebrannter Pfeifenköpfe her. Wie schnell die ursprüngliche, heimische Industrie in der Berührung mit den Europäern entartet und zu Grunde geht, erhellt daraus, daß die Töpfer von Uganda bereits Tassen, Leuchter, Becher, Schalen und ähnliche Gegenstände in europäischer Form herstellen, die theils schwarz mit feinen Linien- und Punktverzierungen versehen sind, theils bunte Ornamente zeigen. Es ist dies ein für die Forschung sehr zu beachtender Umstand, dessen Vernachlässigung der Wissenschaft schon vielen Schaden verursacht hat. Unter den mächtigen Einflüssen europäischer Cultur und Colonisation sind die Naturvölker, von denen bereits ein Theil ausgestorben und sicherem Untergange in nicht allzuferner Zeit geweiht ist, in einem völligen Umwandlungsprozesse begriffen. Da gilt es in zwölfter Stunde zu retten, was noch zu retten ist. Vieles ist bereits unwiederbringlich verloren gegangen, so daß wir nicht mehr im Stande sind, die Geschichte des Menschengeschlechtes lückenlos zu reconstruiren. Größte Gefahr ist aber vorhanden, daß noch weiteres unersetzliches Material verloren gehe, das für die Kenntniß künftiger Generationen aufzubewahren, eine Pflicht unserer Zeit ist; kommende werden dies nicht mehr vermögen und uns sehr berechtigte Vorwürfe machen, wenn wir die letzte Gelegenheit, noch zu sammeln, ungenützt vorübergehen lassen.

Im Gegensatz zu anderen Negerstämmen, die oft mit Schmuck allerlei Art und aus allem möglichen Materiale hergestellt förmlich überladen sind, verschmäht der Mganda solchen, damit dürfte auch zusammenhängen, daß er jede Verunzierung an seinem Körper unterläßt und so auch die Tätowirung bei ihm nicht gebräuchlich ist, wie er auch keine Verunstaltung an Ohren, Nase, Lippen oder Zähnen kennt. Ueberhaupt sind die Waganda sehr ästhetisch beanlagt, so lieben sie auch die Musik ganz besonders. Typisch für Uganda ist ein großes mit acht Saiten bespanntes, harfenartiges Instrument. Die Bekleidung ist sehr geschmackvoll und besteht zumeist aus großen Stücken Rindenstoff, der braunroth gefärbt wird und auf den dann mit schwarzer Schlammerde vielerlei ganz symmetrische Muster aufgetragen werden. Solche Stoffe zu tragen war früher das Privilegium des Königs und der Prinzessinnen. Wie die Waganda in ihren Hütten außerordentlich auf Reinlichkeit halten, so sind sie auch an ihrem Körper sehr sauber. Zum Waschen bedienen sie sich entweder des Saftes der Bananenstämme oder einer eigens aus Holzasche und Hammelfett hergestellten Seife. — Wie alle Erzeugnisse der Waganda sehr accurat, symmetrisch und geschmackvoll hergestellt sind, so sind es auch die von ihnen verfertigten Korbwaaren und sonstigen Flechtwaaren. — Als Waffe, wenn er in den Kampf zieht, führt der Mganda nur Speer und Schild mit sich; Bogen und Pfeile, Schwerter und dergleichen kennt er nicht.

Von allen Umwohnern des Victoria-Nyanza stehen die Waganda auf der höchsten Culturstufe, ihre Erzeugnisse übertreffen zumeist die der übrigen Völker am See, und wie viele des Lesens und Schreibens mit lateinischen Buchstaben mächtig sind, so sind sie auch religiöser Belehrung sehr leicht zugänglich. So hatte zuerst der Islam bei ihnen Eingang gefunden, dann waren bei ihnen englische und französische katholische Missionare mit Erfolg thätig gewesen. Dringt man dann weiter am Ufer des Sees nach Süden vor, so ist bei den Eingeborenen eine immer größer werdende Abnahme der Cultur und mit ihr des Schönheitssinnes zu bemerken, bis dieser endlich bei den Wassukuma beinahe ganz schwindet. Im Süden von Uganda schließt sich am Westufer des Nyanza Karagwe und Kisiba an, die beide durch die große Kagara-Ebene getrennt sind. Bei der Bevölkerung von Karagwe sind zwei Classen zu unterscheiden: die Wanyambo, die Vertreter der einheimischen Rasse, bei der der Negertypus hervortritt, und die eingewanderten Wahuma, die schlank gebaut sind, länglich ovale Gesichtsform, schmale Nasen und leicht gewelltes Haar haben, ein untrügliches Zeichen ihrer hamitischen Herkunft. Ethnologisch bemerkenswerth und für den West-Nyanza typisch ist es, daß alle Speere, Lanzen und Pfeile zwei Blutrinnen, eine blankpolirte Mittelrippe und eben solche Ränder zeigen. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit des Wahuma und sie wiederholt sich überall da, wo man Vertreter dieser Rasse findet. Während der Boden der Kagara-Ebene in Karagwe nicht besonders fruchtbar zu sein scheint, so gelangt man nach Durchwanderung der ausgedehnten bewaldeten Kagara-Ebene ostwärts in das naturschöne und fruchtbare Kisiba, das von den Wellen des Nyanza bespült wird. Das Klima ist dem von Uganda ähnlich, wie überhaupt das Land in seiner ganzen Form an dieses erinnert. Die Großen des Landes sind, mit Ausnahme Mutatembwa's, des Sultans von Kisiba, der ein echter Msiba ist, Wahuma, während das gewöhnliche Volk uransässig ist. Auffallend ist jedoch hierbei, daß auch diese letzteren sich im Aeußeren sehr vortheilhaft von den übrigen Negerstämmen unterscheiden. So verwenden die Wassiba ähnlich wie die Waganda große Sorgfalt auf die Herstellung ihrer Wohnungen, wobei sich jedoch immer ein Unterschied zwischen den oberen und unteren Classen der Bevölkerung bemerklich macht. Ein Leckerbissen sind auch für die Wassiba die Heuschrecken, die geröstet verspeist werden. Tätowirung wie jede mechanische Verunstaltung des Körpers fehlen auch in Kisiba, während sich die Wahuma in Karagwe vielfach mit schönen Tätowirungen verzieren, wie sie überhaupt lieben, sich mit allerlei Schmuck zu behängen. Eine, wie Kollmann angiebt, zum Theil recht geschmackvolle Bekleidung der Wassiba wird aus einer Unmasse von Raphiapalmen- oder Bananenblättern hergestellt. Die Vornehmen ziehen aber schöne Rindenstoffe vor, die im Lande selbst von besonderen Handwerkern in derselben Weise wie in Uganda hergestellt werden. Durch den District Ihangiro werden wir nun aus den Wassibaländern nach Ussindja geführt, was gleichzeitig einen geographischen wie ethnographischen Wandel bedeutet. Die Bevölkerung im nördlichen Gebiete von Ussindja sind noch Wassiba, während die Bewohner im Süden bereits den Typus der Wassindja tragen, die sich als Nachkommen der Ruhinda, eines den Wahuma ähnlichen hamitischen Stammes, bezeichnen. Ebenso gehen nach und nach die ethnographischen Merkmale der Wassiba verloren und die Einwohner nehmen im selben Maße andere Sitten und Gebräuche an. Von großer Wichtigkeit ist für die Wassindja das vielfache Vorkommen von Raseneisenstein im Lande. Sie nützen dies Geschenk der Natur auch emsig aus, so daß man in Ussindja zahlreiche Schmiedewerkstätten findet, die in großen, halboffenen Grashütten außerhalb des Dorfes untergebracht sind. Die Wassindja sind geschickte Schmiede, die all die nöthigen Speere, Pfeile, Messer, Aexte, Schmucksachen und sonstigen eisernen Gegenstände nicht nur selber zurecht hämmern, sondern auch das Metall aus dem Erz gewinnen. In den Schmiedehütten befindet sich in der Mitte die Stätte für das Schmelzfeuer, das hier durch Blasebälge angefacht wird, bei denen zwei mit Fell überspannte, aus einem Stück Holz geschnitzte, hohle Räume in eine Röhre übergehen. Nach dem Schmelzen des Erzes erhält man Klumpen Eisen, die noch sehr unrein und vielfach mit verbrannten Holzstücken durchsetzt sind. Nachdem man diese nach Möglichkeit gereinigt hat, schmiedet der Handwerker aus dem gewonnenen Eisen zunächst Haken. Von diesen werden große Mengen weit nach Norden und Süden ausgeführt, wo sie weithin einen geschätzten Handelsartikel bilden, aus dem die verschiedensten Geräthschaften gefertigt werden.

Ein den Wassindja verwandter Stamm sind die Bewohner der Insel Ukerewe, die Wakerewe, für die ganz besonders die eigenartig verzierten Schilde aus dem leichten Ambatschholze charakteristisch sind. Es hat sich hier ein Stil der Zeichnung herausgebildet, der auch auf anderen Geräthschaften wie Kürbisflaschen, Trinkbechern, Milchgefäßen, Holzschalen u. dergl. anzutreffen ist.

Nach Ueberschreiten des tief nach Süden einschneidenden Smith-Golfes gelangt man von Ussindja nach dem weiten Gebiete des nördlichen Unyamwesi, nach Ussukuma. Dieses Gebiet ist außerordentlich fruchtbar und ergiebig, so daß es als Kornkammer

für andere Länder dienen kann. Die Bodenverhältnisse sind hier für den Anbau von Feldfrüchten außerordentlich günstig, außerdem gedeihen daselbst in vorzüglicher Weise Ananas, Citronen, Apfelsinen, Mango, Cocos- und Dattelpalmen, Oel- und Cacaobäume, Feigenbäume und andere nützliche Gewächse. Die Wohnungen der Wassukuma liegen meist zu Weilern und Dörfern vereint im Lande zerstreut; einzelne Hütten sind selten, große Dörfer von ganz beträchtlicher Ausdehnung finden sich besonders in Nera. Alle Dörfer und einzeln stehende Hütten sind mit Pfahlpallisaden und dichten, hohen Euphorbienhecken umgeben, mit denen auch noch Theile der Felder umzogen werden. Mit der Feldarbeit beschäftigen sich die Ussukuma gleichmäßig, Männer und Frauen, das Vieh hüten gewöhnlich Knaben. Im Familienleben spielen die Weiber, deren ein Sultan bis zu hundert, ein gewöhnlicher Sterblicher bis zu fünf haben darf, keine so untergeordnete Rolle wie bei manchen anderen Stämmen, wiewohl sie am großen öffentlichen Leben keinen Antheil haben. Im Gegensatz zu anderen Stämmen, bei denen die Männer sich lediglich auf Rauchen, Essen, Trinken, Kriegen, höchstens Viehtreiben beschränken, alle Arbeit im Hause und auf den Feldern den Weibern überlassen, theilt die Ussukumafrau die Arbeit auf den Aeckern mit dem Manne. Früh morgens geht der Mann hinaus aufs Feld, während die Frau das Haus besorgt und für den Gatten das Essen kocht. Ist dies fertig, so trägt sie es ihm hinaus und verrichtet von da an statt seiner die Feldarbeit. Sehr gern rauchen die Wassukuma Tabak in schwarzen Thonpfeifen an kurzem Rohr und wie alle eigentlichen Neger schnupfen sie sehr stark. Musikinstrumente verfertigen die Wassukuma mancherlei an, womit auch im Zusammenhange stehen dürfte, daß sie Tanz und Gesang sehr lieben, wie sie denn auch im Allgemeinen ein lustiges Volk sind. So ist es auch üblich, daß bei aller Arbeit gesungen wird.

Von der Südostecke des Spekegolfes dehnt sich eine weite, mächtige Gras- und Buschsteppe aus, die östlich bis Ikome und Elmorau und nördlich bis zu den Baridibergen reicht. Hier befindet sich auch das Gebiet von Ushashi, ein Land, fruchtbar und reich an Naturschönheiten. Im afrikanischen Frühling, bemerkt Kollmann, ist ein Marsch durch diese Gegend geradezu herrlich. Infolge der glücklichen Verhältnisse ist das Land auch sehr stark bevölkert und liegt der Washashi sehr eifrig dem Ackerbau ob. Waffen und scharfe Instrumente schmieden sich die Washashi in großer Anzahl, doch haben sie für die Ersteren die Form und Gestalt von allen möglichen Nachbarstämmen entlehnt. Die Schilde der Washashi sind denen der Massai sehr ähnlich, oval und mit verschiedenen Farben auffallend angestrichen. Jede Dorfgemeinde hat auf dem Schilde ihr Stammesmuster, das den Zeichnungen auf den Massaischildern ähnelt. Die Bogen der Washashi sind auffallend groß und schön gearbeitet, ebenso sind die Pfeile der Krieger sehr lang und stets vergiftet. Besonders reiche Auswahl liefern die Washashi an kleineren scharfen Instrumenten und Messern.

So trefflich die Schilderungen sind, so vorzüglich sind die Abbildungen des Werkes, die in reichem Maße dem Texte eingestreut und getreu nach den mit vielem Verständniß von Kollmann hergestellten Sammlungen, die sich theils im königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin, theils im Museum für Völkerkunde in Leipzig befinden, angefertigt sind. Ein großes Verdienst hat sich hier auch die Verlagsbuchhandlung von Alfred Schall in Berlin erworben, die nicht nur in Bezug auf die Illustrationen kein Opfer gescheut hat, so daß diese den höchsten Ansprüchen gerecht werden und als mustergiltig hingestellt werden können, sondern die überhaupt das ganze Werk vorzüglich ausgestattet hat.

Werthvoll sind auch die sprachlichen Aufzeichnungen, die der Verfasser in einem Anhange bietet und die er theils selber gesammelt, theils der Liebenswürdigkeit der französisch-katholischen Mission des Süd-Nyanza zu verdanken gehabt hat. In Allem hat sich Kollmann als ein prädestinirter Forschungsreisender erwiesen, dem wir ein reiches und werthvolles Material zu danken haben, durch das unsere Kenntniß jener Gebiete ganz besonders in ethnographischer Beziehung bedeutend erweitert und vertieft worden ist. Hoffentlich werden wir uns noch zahlreicher Früchte seines Talentes für Forschungsreisen zu erfreuen haben.

Bücherbesprechungen.

— **Preußisch-österreichische Verhandelungen über den Crossener Zoll und über einen General-Commerz-Tractat zur Zeit Karls VI.** von Ludo M. Hartmann. Wiener Staatswissenschaftliche Studien Band III. Heft 1. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr 1901. 86 Seiten. — In der heutigen Zeit der Wasserstraßenprojecte in Preußen und Oesterreich, wo auch das Project einer Wasserverbindung zwischen Oder und Donau wieder aufgetaucht ist, wird es immerhin interessant sein, sich einmal mit der älteren Geschichte des Oderhandels und der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und Brandenburg-Preußen zu beschäftigen. Eine befriedigende erschöpfende Darstellung der Geschichte des Oderhandels giebt es zur Zeit noch nicht, da Klöden's Werk über den Oderhandel total veraltet ist. Das Beste über dieses Thema wird noch immer Schmoller's Arbeit über die wirthschaftliche Politik Friedrichs des Großen bieten. Referent selbst hat seiner Zeit einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Oderhandels zu geben versucht in der National-Ztg. und ausführlicher in der Frankfurter Oderzeitung. (Ueberblick über die Geschichte des Oderhandels bis zur Erwerbung Schlesiens durch Friedrich den Großen.) An dem Oderhandel lassen sich vorzüglich die drei großen Phasen der Wirthschaftsentwickelung (Stadtwirthschaft, Territorial- und Volkswirthschaft) verfolgen, worauf hier freilich nicht näher eingegangen werden kann. Für Oesterreich war es natürlich ein Hauptinteresse, für seinen schlesischen Handel die Wege nach der Nord- und Ostsee möglichst offen zu halten, während Brandenburg vor Allem daran liegen mußte, den schlesischen Handel durch brandenburgisches Gebiet zu lenken. Man war zu diesem Ende bestrebt, nach der Sperrung der unteren Oder und solange Stettin in nichtbrandenburgisch-preußischen Händen war, den schlesischen Handel durch den von dem Großen Kurfürsten gebauten Mülroser Canal über Berlin nach Hamburg zu leiten. Zu diesem Zwecke waren die Schlesier bei den hohen Crossener Zöllen lange Zeit ungemein besser als die Brandenburger selbst gestellt. Diese Vergünstigung der Schlesier fiel weg, seitdem Stettin preußisch geworden war. Die nunmehr folgenden preußisch-österreichischen Verhandlungen über eine Herabsetzung und Vereinbarung hinsichtlich des Crossener Zolles, die 1728 zu einem befriedigenden Ergebniß führten, behandelt L. M. Hartmann in dem vorliegendem Schriftchen in einer erschöpfenden und durchaus correcten Weise. Das vorhandene Actienmaterial ist gut gruppirt und wie es scheint mit richtiger Gesammtauffassung verarbeitet worden. Ein näheres Eingehen auf die erfreuliche Arbeit verbietet sich an dieser Stelle von selbst. W. B.

— **Sachsentreue.** Geschichten von **Wilhelm Schaer.** Verlag von F. A. Lattmann, Berlin, Goslar und Leipzig. — Fünf Erzählungen bilden den Inhalt des Bandes. Was ihnen gemeinsam ist und sie auszeichnet, das ist das kraftvolle landschaftliche Gepräge. Schaer ist der Erste nicht, der den eigenartigen Reiz der norddeutschen Tiefebene und des knorrigen und wortkargen, aber tief und stark empfindenden Menschenschlages, der dort haust, poetisch darzustellen unternimmt. Aber der Leser merkt bald, daß es dem Verfasser wahre Herzenssache ist mit seiner Liebe zu der dürftigen Scholle des schwarzbraunen Moorlandes und seinen Bewohnern. Die Gestalten, die er uns vorführt, sind allesammt nach dem Leben modellirt: der hartköpfige Heidebauer mit seinem unbeugsamen Eigenwillen, der alte wackere Dorfarzt mit seinem absonderlichen Freundschaftscultus, der sectdurstige Landrath, seine pompöse Gemahlin und seine verzogene Tochter, ferner der mitleidslose, rohe Wüstling und sein Gegenstück, der rastlos thätige Gutsherr mit seiner ernsten Auffassung von den Pflichten und Aufgaben eines heutigen Arbeitgebers 2c. Und so wenig die Erzählung sich aufhält bei der Schilderung der röthlichschimmernden Bruchwiesen und der niederen Kiefernwälder, es ist uns doch ab und zu beim Lesen, als hörten wir das leise Summen der emsigen Bienen, die durch die blühende Heide schwirren, als spürten wir in der Nase den brenzlichen Torfduft, der aus den strohgedeckten Bauerkaten aufsteigt. Nur die fünfte der Novellen, „Stieftöchterchen“, will nicht ganz in die Reihe passen; sie ist zu süß und rührsam gerathen — eine Gabe für Backfische. Die anderen vier aber dürfen als treffliche Erzeugnisse der jetzt mit Vorliebe gepflegten Heimathkunst allen den Lesern bestens empfohlen werden, die für diese erfreuliche Abart des modernen Realismus Sinn und Verständniß haben. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 126. Dienstag, den 22. October, Abends. **1901.**

Das Kind im Volksglauben der Ruthenen und Rumänen.

Von R. F. Kaindl, Czernowitz.

Geheimnißvoll entsprießt das Kind den verborgensten Naturkräften; schon dies regt die Phantasie an. Hinzu tritt aber noch das Streben, schon beim ersten Schritte des jungen Erdenbürgers in die neue Welt ihm Glück und Segen für die Zukunft zu sichern und ihn vor allem Bösen zu bewahren. Das sind die Ursachen, welche bei allen Völkern und zu allen Zeiten einen reichen Kranz von Ueberlieferungen um das Kind flochten. Daher sind auch dem Kinde im Volksglauben der Ostkarpathenbewohner, der Ruthenen und Rumänen, viele interessante Züge geweiht. Eine Auslese möge hier mitgetheilt werden.

Bei den ruthenischen Pidhirjane, den slavischen Bewohnern der Vorgebirgsgegend um Berhometh und Lukawetz in der Bukowina*), wird das Weib, wenn es guter Hoffnung ist, mit größerer Schonung und Achtung behandelt, als dies sonst der Fall ist, „weil es Leben giebt“. Naht die schwere Stunde, so wird die Hebamme gerufen, damit sie der Gebärenden Hilfe leiste; nur wenn die Mutter überrascht wird, z. B. bei der Feldarbeit oder auf einer Reise, sucht man „mit Gottes Hilfe“ ohne eine solche auszukommen. Der Mann verfolgt den Verlauf der Geburt gewöhnlich in der anstoßenden Stube, dem Vorhause oder dem Hofraume, um in dringenden Fällen beizuspringen. In unmittelbarer Nähe hält er sich nur ausnahmsweise auf besonderes Verlangen des Weibes auf. Nach der Geburt wird die Mutter durch ihren Mann, die Hebamme und alle Hausgenossen beglückwünscht und ihr Gesundheit, Glück und langes Leben gewünscht. Dem Kinde wird ein warmes Bad bereitet, in welches der Vater, auch wohl andere Familienmitglieder, Geldstücke hineinwerfen, deren Werth sich nach dem Vermögen des Hauses richtet. Diese Sitte soll bewirken, daß das Kind niemals Mangel an Geld haben soll. Außerdem pflegt man dem neugeborenen Knaben eine Sense, eine Hacke oder irgend ein anderes Wirthschaftsgeräth in die Hand zu drücken, damit er allezeit Kraft, Geschicklichkeit und Vorliebe für die wirthschaftlichen Verrichtungen habe. Dem Mädchen pflegt man aber eine Nadel oder dergl. zu reichen, damit es für weibliche Arbeiten Verständniß und Lust an den Tag lege. Neben diesen wohl noch von den heidnischen Urahnen übernommenen Bräuchen wird aber auch der christlichen Sitte Genüge geleistet, indem dem Neugeborenen ein Kreuzchen um den Hals gebunden wird, zum Schutz gegen alles Böse. In die bereit gelegten Windeln gewickelt und mit Muttermilch genährt, wird sodann das Kind in die Wiege gelegt. Diese besteht landesüblich zumeist aus einem Backtrog (koryto), der aus einem Holzklotz hergestellt ist und wegen seines halbrunden Bodens das Schaukeln ermöglicht. Zuweilen pflegt man diese schlichte Wiege neben dem Bette der Mutter mittelst vier Schnüren an die Stubendecke zu befestigen. Bald stellen sich auch Verwandte und Freunde ein, um die Eltern und Hausgenossen zu beglückwünschen. Niemand kommt mit leeren Händen; selbst der Aermste bringt der Mutter zur Anerkennung dafür, „daß sie Leben gegeben hat“, ein kleines Geschenk, sei es auch nur ein Hühnerei. Gewöhnlich besteht das Geschenk in Geflügel und „Kolatschen“ (geflochtenen Kuchen aus Weizenmehl); bei vornehmen Wirthen werden auch Viehstücke gespendet. Bei der Ankunft eines Fremden wird das Kind mit einem Tuche zugedeckt, damit es dem ersten Blicke des Ankömmlings entzogen werde. Bevor demselben gestattet wird, das Kind zu betrachten, muß er zunächst seine Fingernägel und sodann die Decke der Stube ansehen. Soll das Kindchen getauft werden, so werden gewöhnlich vier Zeugen aus dem Kreise der Verwandten und Freunde gewählt, und zwar zwei männliche und zwei weibliche (kum, kuma). Zu Gevattern können Angehörige jeder christlichen Confession gewählt werden; nur Juden sind ausgeschlossen. Der Taufzeuge übernimmt nach dem Tode des Familienvaters die Rechte desselben und übt über den Täufling (fin) die außergerichtliche Vormundschaft. Bei der Taufe erhält das Kind gewöhnlich den Namen eines geliebten Mitgliedes der Familie, zur Ehrung desselben und zur Erinnerung an ihn. Unmittelbar nach der kirchlichen Taufhandlung nimmt die Hebamme dasselbe aus den Armen der Pathen und legt es auf einen Tisch. Sodann wird das Kind von den Taufzeugen beschenkt und schließlich um einen kleinen Geldbetrag der Hebamme „abgekauft“. Erst nachdem dies geschehen ist, wird der Säugling der Mutter übergeben. Die Wöchnerin bleibt gewöhnlich fünf bis zehn Tage im Bette und volle vierzig Tage im Hause. Diese Sitte wird so streng innegehalten, daß das Weib nicht einmal vom nachbarlichen Brunnen Wasser holen darf. Die Frau gilt während dieses Zeitraums für unrein. Nach Verlauf der vierzig Tage verläßt die Wöchnerin zum ersten Mal das Haus, um sich in die Kirche zu begeben, wo der Priester über ihr die Reinigungsgebete verrichtet. Erst nach Vollzug dieses Brauches steht dem Weibe der Ausgang vom Hause frei. Die Kinder werden gewöhnlich ein Jahr lang von der Mutter gesäugt. Arme Weiber, welche ihren Kindern keine hinreichende gute Nahrung bieten können, pflegen denselben auch durch volle zwei Jahre die Muttermilch nicht zu entziehen. Stirbt ein Kind, so wird es ebenso wie die Leiche eines Erwachsenen ins beste Gewand gehüllt, auf eine Bank gebettet und mit einem Leintuche zugedeckt. An den vier Ecken dieser Bank werden Wachskerzchen angesteckt. Anverwandte und Bekannte versammeln sich zur Todtenwache, welche gewöhnlich achtundvierzig Stunden währt. Während dieser Zeit pflegt ein Kirchensänger am Todtenlager die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Hunde und Katzen werden der Stube, in welcher der Todte liegt, fern gehalten. Beim Leichenbegängnisse ist es Sitte, daß die versammelten Weiber die Leiche mit lauten Klageliedern zu Grabe begleiten. Alle diese Todtenklagen sind überaus gleichförmig; es sind durchaus nicht kunstmäßig gebaute Gesänge, sondern in singendem Tone hergesagte Sätze, welche nicht so sehr die Klage um den Todten als um die Zurückgebliebenen zum Ausdrucke bringen. Daher ist der Sinn dieser Klagen bei der Beerdigung eines Kindes etwa folgender: „Wer wird den trauernden Eltern fortan Freude bereiten; wer wird ihnen bei ihrer Arbeit helfen; wer wird sie im Alter unterstützen . . .“*) Dem Todten pflegt man in den Sarg das Kreuzchen, das er bei Lebzeiten trug, ferner auch Blumen mitzugeben. Am Grabe werden gewöhnlich Bäume gepflanzt. Am Sonntag nach der Beerdigung besuchen die Angehörigen des Verstorbenen die Kirche und begeben sich sodann zum Grabe, um hier zu beten und für das Seelenheil Almosen zu spenden. Vierzig Tage nach dem Leichenbegängnisse findet ein feierliches Todtenmahl statt. Vor demselben wird in der Kirche eine Trauermesse gelesen. Nach diesem Gottesdienst wird der Priester und der Kirchensänger in das Trauerhaus geladen, wo sich auch zahlreiche andere Gäste einfinden. Ein reichliches Festessen erwartet die Geladenen. Vor demselben wird eine Ge-

*) Näheres über dieselben in dem Artikel „Volksüberlieferungen der Pidhirjane“ im Globus Band 73 Nr. 15 und 16.

*) Ebenso lautet die Klage um einen verstorbenen Familienvater: „Wer wird die verlassene Mutter und die Kinder ernähren und für sie sorgen; wer wird sie belehren und berathen; wer wird sie vertheidigen . . .“

dächtnißandacht, der sogenannte Parastas, verrichtet. Die Trauer um den Todten dauert gewöhnlich ein Jahr. Die Seelen der ungetauften Kinder verfallen dem Teufel. Sie flattern in der Gestalt von Tauben oder auch als bittende, weinende Engel umher, erscheinen ihren Eltern und sonstigen Angehörigen und bitten um die Taufe. Wird das Grab des Kindes unter Verrichtung der Taufgebete mit geweihtem Wasser begossen, so kommt dies einer Taufe gleich und das Kind ist erlöst.

Sehr zahlreich und merkwürdig sind die Volksüberlieferungen der den Pidhirjane benachbarten Huzulen*). Da diese tief im Gebirge wohnen, so ist ihre Phantasie nicht nur lebhafter, sondern sie halten auch noch fester am Althergebrachten. Hier folgt eine Anzahl von Aberglauben und Gebräuchen, welche sich an die Geburt und die Jugend des Kindes knüpfen. Sie rühren aus Ploska her. Das Kind kann infolge des Blickes böser Augen sterben und die Wöchnerin wird von einer Hexe bei lebendigem Leibe aufgefressen, hört man die Leute oft sagen. Daher wird die Mutter und das neugeborene Kind durch die drei ersten Tage sorgsam hinter einem Vorhange verhüllt. Wird die hinter demselben liegende Frau von Träumen geplagt, so sagt man: der Teufel naht ihr und harrt auch ihrer Seele. Erst nach Verlauf dieser Frist dürfen Verwandte und Freunde ihre Besuche machen. Mit leeren Händen zu kommen ist eine Sünde; daher bringen Alle Geschenke. Ist der Erstgeborene ein Knabe, so muß man auf die Frage des ersten Gastes, ob es ein Sohn oder eine Tochter sei, dreimal antworten: ein Mädchen; sonst würde der Sohn nicht groß gezogen werden. Wonach das Kind zunächst hascht, damit wird es am geschicktesten sein. Daher trachtet man, daß der Knabe eine Axt — die Huzulen sind Waldbewohner —, das Mädchen einen Spinnrocken oder eine Nadel in die Hand bekommt. Auch pflegt man dem neugeborenen Kinde einen Löffel voll scharfer saurer Milch einzuflößen, damit es im Leben mit Allem vorlieb nehme. Man badet das Kind in kaltem Wasser, damit es sich vor nichts fürchte. Ins Bad gießt man etwas Weihwasser und besprengt das Kind mit demselben, um die bösen Geister fernzuhalten. Ein Kind, welches im „Häubchen" oder im „Hemd" geboren wurde, wird sehr glücklich sein. Manche Mütter binden das Häubchen fest zusammen und bewahren es auf, bis der Knabe herangewachsen ist. Dann wird ihm der Talisman mit dem Bedeuten übergeben, daß er den Knoten hinter dem Rücken löse. Vermag er dies, so wird er stets Glück haben. Bei ärmeren Wirthen werden nur zwei Taufzeugen (kum) geboten; bei reichen aber auch zehn, darunter zumeist die Brautzeugen der Eltern. Jeder bringt ein Geschenk, gewöhnlich ein Stück Leinwand und eine Kerze. Letztere wird während der Taufhandlung angezündet. Fällt ein Tropfen von derselben ins Taufwasser und versinkt in demselben, so deutet dies den Tod des Täuflings an. Geht der Rauch der Kerzen schön in die Höhe, so wird das Kind lang leben. Niest der Vater, so deutet dies auf das Glück des Kindes. Nach der Taufhandlung übergiebt man der Mutter das Kind unter herzlichen Glückwünschen: das Kind möge gesund sein, schön wie eine Rose, lustig wie ein Vogel in der Luft und die Forelle im Wasser. Beim Tische reicht man Jedem der „kumy" drei Kukuruzbrödchen mit den Worten: „Wir bitten auf Kolatschen." Darauf antworten die Pathen: „Wir danken, möget Ihr so ansehnlich und prächtig sein, wie Euer Kolatschen." Hierauf reicht jeder der Zeugen der Hebamme (baba) eines der Brode und etwas Branntwein. Diese stellt sodann auf den Tisch, bei welchem die Gäste sitzen, eine Schüssel voll Wasser und legt das Kind daneben. Nun werfen die Pathen und sonstigen Gäste in die Schüssel Geldstücke, dem Knaben für den Leibriemen (na remin), dem Mädchen für Ohrgehänge (na koltky). Für ihre Mühewaltung bei der Taufe wird den Taufpathen noch in besonderer Weise der Dank dargebracht. An einem Tage, der ihnen genehm ist und welchen sie zu bestimmen haben, überbringen ihnen die Eltern des Täuflings sechs Kolatschen, eine Schüssel Getreidekörner, ein Handtuch und vier Liter Branntwein. Diese Gaben werden in feierlicher Weise über dem Tische mit den Worten übergeben: „Wir bitten auf Kolatschen." Bei der Ueberreichung der Gaben wird die Hand mit dem Saume der Hemdärmel bedeckt, „damit das Haus (der Geber) nicht leer werde". Auch ist es üblich, daß man hierbei wegen der kleinen Gabe dreimal um Verzeihung bittet. Indem man einen der Kuchen vertheilt, wird der verstorbenen Vorfahren mit Namen gedacht. Hierauf folgt ein fröhliches Gelage. Am folgenden Tage führt der Gevatter als Gegengabe (osyrowczyna) ein mit Bändern geschmücktes Kalb in die Stube; auch zwei Wachslichter werden gebracht. Indem nun der Gevatter auf die eine Seite des Thieres tritt, die Eltern des Täuflings auf der anderen Seite sich aufstellen, spricht ersterer: „Ich bitte zum Opfer (prosymna osyrowczynu)"; dabei nimmt er ein Bischen Erde und schüttet sie dem Kalb auf den Hals, damit „es satt sei wie die Erde (aby syta jak zemla)". Hierauf antworten die Eltern: „Gebe Gott Glück (aby boch dal part)". Dann reichen sie sich über dem Kalbe die Hände und es findet wieder das ceremonielle Bitten um Verzeihung wegen der geringen Gabe statt. Die Gäste werden dann bis hinter das Thor geführt und nochmals beim Scheiden bewirthet. Ist das Kind todt, so werden die von den Eltern überbrachten Gaben nicht beim Tische übergeben, sondern auf den Boden neben angezündete Kerzen gestellt. Bemerkt sei noch, daß ein ganz ähnliches „Kolatschenfest" im Hause der Brautzeugen (batko) einige Zeit nach der Hochzeit stattzufinden pflegt. Das junge Ehepaar erscheint mit denselben Geschenken und wird unter Beobachtung derselben Ceremonien in gleicher Weise beschenkt.

Aehnliche Bräuche und Aberglauben sind auch bei den Rumänen zu finden. So sind in Zurin, einer Ortschaft an der Grenze der Bukowina und Rumäniens, folgende Volksüberlieferungen gang und gäbe. Damit das Weib ihr Kindchen leicht zur Welt bringe, darf es im gesegneten Zustande nie den Backofen schmieren; es soll Niemandem die Schuhe ausziehen, endlich auch Niemandem über den Zaun Wasser reichen. Damit das neugeborene Kind von Allen geliebt wird, werfe man ihm Zucker ins Bad. Soll es einst leicht tragen, so gebe man Federflaum ins Badewasser. Damit es eine reine und laute Stimme habe, koche man das Badewasser in einem neuen, starken Topf. Ist die Nabelschnur um einen neugeborenen Knaben gewickelt, so ist dies ein Zeichen, daß er beim Militär dienen wird. In die abgeschnittene Nabelschnur bindet die Hebamme drei Knoten; hierauf verwahrt die Mutter die Schnur. Hat der Knabe das zehnte Jahr erreicht, so giebt ihm die Mutter diese Schnur, damit er die Knoten mit einer Hand löse. Bindet er sie auf, so hat er auch seinen Verstand „aufgebunden"; gelingt ihm das Aufbinden nicht, so bleibt sein Verstand bis zum Tode „zugebunden". Ist ein Kind krank und weint es ununterbrochen Tag und Nacht, so weiß die Mutter sogleich, daß man ihr „das Weinen geschickt hat". Hat nämlich die Mutter einen Feind, so kann ihr dieser das Weinen schicken, um sich an ihr zu rächen. Dies bewirkt er in folgender Weise: Abends, wenn schon das Licht in der Stube der Mutter brennt, nähert er sich vorsichtig dem Hause und stellt sich unter den Dachvorsprung, und zwar gerade zwischen die zwei Fenster der Stube. Von hier sucht er von dem Dache, wenn es aus Stroh hergestellt ist, einen Halm oder, wenn es aus Schindeln besteht, ein Stückchen Holz zu erlangen. Ist ihm dies gelungen, so läuft er schnell mit seiner Beute nach Hause und näht sie in ein Kleidungsstück seines Kindes. Fortan kann das Kind des Hauses, von dem der Strohhalm oder das Stückchen Schindel gestohlen wurde, nicht mehr schlafen; es weint fortwährend, bis es schließlich oft auch stirbt. Dem kann die Mutter aber vorbeugen, wenn sie keine Zeit versäumt und das richtige Mittel kennt. Dieses besteht im „Zurückschicken des Weinens". Um das zu bewirken, muß die Mutter zuerst wissen, wer ihr das Weinen geschickt hat. Da ihr das in der Regel nicht bekannt sein kann, so muß sie an alle Häuser des Dorfes, in denen kleine Kinder sind, das Weinen zurückschicken. Gelingt es ihr nun an dem Hause, von dem ihr das Weinen geschickt wurde, so weint ihr Kind nicht mehr. Das Zurückschicken geschieht in folgender Weise: Die Mutter nimmt das kranke Kind auf den Arm und nähert sich dem Hause, dem sie das Weinen zurückschicken will. Hierauf zeigt sie mit dem Finger gegen das Fenster und sagt zum Kinde: „Schau Feuerchen, N. N., geh und erwärme Händchen und Füßchen; und nimm von dort Essen und Ruhe, laß das Schreien und Weinen, komm zur Mutter und schlaf wie das Lämmchen und Schweinchen." Dieses Mittel soll unfehlbar den gewünschten Erfolg haben. Weit verbreitet ist der Glaube, daß man ein kleines Kind nie allein in der Stube lassen darf. Das Volk glaubt nämlich, daß sonst die Frau des Teufels kommt, das Menschenkind wegnimmt und an seiner Stelle ein anderes zurückläßt. Dieser Teufelsbalg ist dem Kinde so ähnlich, daß selbst die Mutter diesen Unterschleif nicht bemerkt;

*) Ueber dieselben ist besonders zu vgl. das Werk „Die Huzulen", Wien 1893.

aber fortan hat sie mit dem Wechselbalg schreckliche Mühe und immerwährende Noth. Hat daher eine Mutter ein Kind und muß sie es einmal nothgedrungen allein lassen, so darf sie nicht vergessen, durch entsprechende Mittel das Verwechseln des Kindes zu verhindern. Dies geschieht dadurch, daß sie neben der Wiege über's Kreuz drei Dinge, und zwar ein Messer, einen Besen und eine Feuerkrücke legt. Hat die Mutter dies gethan, so kann sie beruhigt sein, daß ihrem Kinde während ihrer Abwesenheit nichts geschieht. Eisen, ferner Besen und Feuerkrücke haben eben die Kraft, den Bösen fernzuhalten; deshalb legen z. B. auch die Ruthenen in ihre Bettstatt ein Messer, um den Bösen fernzuhalten, und um den Hagel und Sturm, der ein Werk des Teufels ist, zu vertreiben, wirft man überall im Ostkarpathengebiete Besen und Feuerschürholz vor die Thüre.

Bücherbesprechungen.

— Aus meinem Leben. Von Dr. Julius Wiggers, Professor a. D. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1901. VIII, 367 S.; 8°. Preis: 7,60 ℳ. — Um die vorliegende eigne Lebensbeschreibung richtig zu verstehen, empfiehlt es sich, einige Sätze aus dem vom 31. Januar 1886 (!) datirten Vorworte wiederzugeben: „Wenn ich heute mit der Aufzeichnung meiner Erlebnisse den Anfang mache, so liegt diesem Unternehmen nicht die Ansicht zu Grunde, als sei ich ein berühmter Mann, noch die Absicht es auf diesem Wege zu werden. Der Zweck dieser Arbeit ist vorläufig nur, meinen Kindern zur Erinnerung an mich zu dienen." Weiß man dies und vergegenwärtigt man sich ferner, daß der Verfasser in dem gesegneten Alter von 80 Jahren am 6. März 1901 zu Rostock heimgegangen ist, so wird man den raschen Entschluß der Hinterbliebenen, diese sehr persönlich anmuthenden Aufzeichnungen zu veröffentlichen, nur mit freudigem Danke begrüßen dürfen: die Personen, denen die Veröffentlichung unbequem oder gar peinlich sein könnte, sind ja längst vom Schauplatz abgerufen; dagegen kann es uns jüngeren Deutschen nicht oft genug vor Augen gehalten werden, wie hart die Geschlechter vor uns haben kämpfen müssen, ehe das Reich erstand, an dem uns Naseweisen von heute so Manches nicht passen will. „Hart kämpfen": Julius Wiggers (nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder Moritz, † 1894), ao. Professor der Theologie in Rostock, Dr. theol. hon. c. und meklenburgischer Abgeordneter, wurde 1852 seines Amtes entsetzt und 1853 wegen Hochverraths mit 4jährigem Gefängniß (5. Mai 1853: zwei Tage nach seiner Hochzeit! bis zum 26. Mai 1857) bestraft (dem Bruder ging es bekanntlich noch viel schlimmer); lediglich ob unbeugsamer Ueberzeugung im Kampf um Wahrheit und Recht. Hatte Hannover 1837 seine Sieben, so sechzehn Jahre später Mecklenburg seine Vierzehn; es ist ganz nützlich, sich an jene Tage reactionärer Willkür und ihre Märtyrer von Zeit zu Zeit erinnern zu lassen. Ht.

— Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung von W. v. Seidlitz. Leipzig, E. A. Seemann. 1901. Preis 1,50 ℳ. — Eine berufene Feder hat diese Berichte niedergeschrieben. Sie sind in den ersten Monaten dieses Jahres zuerst in der Montagsbeilage des Dresdener Anzeigers erschienen und liegen nun, mit Nachträgen versehen, als geschlossenes Ganzes vor. Neben der modernen Kunst wird besonders den Sammlungen alter Kunst eine eingehende Würdigung zu Theil: der retrospectiven Ausstellung, der Centenarausstellung, der Ausstellung der Stadt Paris u. s. w. Die wohlthuende Objectivität und die überall hervortretende Sachkenntniß des Verfassers lassen es durchaus gerechtfertigt erscheinen, wenn diese Aufsätze über ihr ursprüngliches ephemeres Dasein hinaus den zahlreichen Besuchern der Ausstellung als Erinnerungsgabe dargeboten werden. j.—

— Holbein's „Ambassadors", the picture and the men. An historical study by Mary F. S. Hervey. London, George Bell and Sons, York Street, Covent Garden. 1901. Eleg. geb. — Seit dem Jahre 1901 besitzt die National Gallery in London von Hans Holbein's d. J. Hand ein großes Gemälde mit zwei lebensgroßen Figuren, das den traditionellen Namen „Die Gesandten" führt. Das Bild ist nach Holbein's eigener Signatur im Jahre 1533 gemalt worden, also während des zweiten Aufenthalts in London, wohin er von Basel im Frühjahr 1532 übersiedelte; nachdem es seinen Besitzer vielfach gewechselt hatte, gelangte es 1808 oder 1809 in den Besitz des Earl of Radnor in Longford Castle und vor etwa zehn Jahren zusammen mit einem Bildniß von Velasquez und Moroni für die Summe von 55000 Pfund Sterling, zu der die Rothschild's über die Hälfte beitrugen, in den Besitz des englischen Staates. Das Gemälde gehört zu den Hauptwerken des Künstlers und galt von jeher als ein unübertroffenes Meisterwerk der Porträtkunst. Schwierigkeiten hat bisher nur seine Erklärung gemacht. Zunächst galt es einen Namen für die beiden Männer zu finden, die, mit kostbaren Gewändern bekleidet und von bedeutsamem Beiwerk umgeben, noch dazu in ganzer Figur — die Hauptwerke Holbein's aus der damaligen Zeit zeigen Halbfiguren — sicher Persönlichkeiten von Rang und Würde darstellen. Eine besondere Rolle spielt aber, wie gesagt, bei dieser Erklärung auch das überreiche Beiwerk, das der Künstler in minutiösester, fast mikroskopischer Genauigkeit in dem Bilde angebracht hat: beide Männer lehnen sich auf einen Tisch, auf dem man einen Himmelsglobus nebst allerhand astronomischen Instrumenten sieht, auf einer unteren Platte einen Erdglobus, dessen zierliche lateinische Namen sämmtlich zu lesen sind. Daneben liegen Zirkel, eine Laute, ein Kasten mit Flöten, ein Choralbuch mit Text und Noten, ein großer Fisch, ein Buch mit astronomischen Berechnungen und Text in deutscher Sprache. Das sind alles keine nebensächlichen Dinge, sondern Gegenstände, die zu den Dargestellten offenbar in naher Beziehung stehen. Wer sind nun die beiden Männer? Die Ueberlieferung (so auch Woltmann in seiner bekannten Holbein-Biographie, 2. Aufl. I. S. 372) bezeichnet den einen als Sir Thomas Wyat, den berühmten Günstling Heinrich's VIII., eine Annahme, für die andere seiner Bildnisse sowohl als das Lebensalter zu sprechen schienen. Denn dies hat Holbein auf der Scheide des Dolches, den der Dargestellte hält, auf 29 Jahre angegeben. Wyat war, so charakterisirt ihn Woltmann, ein edler Krieger, ein gewandter Staatsmann und wurde von Heinrich VIII. oftmals zu wichtigen diplomatischen Sendungen benutzt, so daß der Name des Gemäldes gerechtfertigt erscheint. Außerdem war er in verschiedenen Meisterschaften und Künsten erfahren und als Dichter berühmt. In seinem Gefährten hat man einen gewissen John Leland erkennen wollen, einen Freund von Wyat; er war ein Gelehrter von Ruf und war von Heinrich VIII. zu seinem Bibliothekar und in eben jenem Jahre 1533, in dem Holbein das Bild gemalt hat, zum königlichen Antiquar ernannt worden. Diese ganze Combination hat sich nun als hinfällig erwiesen, seitdem die Verfasserin des oben angezeigten Buches bei einem Antiquar ein auf Pergament geschriebenes, ebenfalls an die National Gallery übergangenes Document fand „remarques sur le sujet d'un tableau", nach dem über die Person der Dargestellten kein Zweifel mehr walten kann. Es handelt sich um den „Jean Dinteville chevalier vicar de Polizy, qui fut ambassadeur en Angleterre pour le roy François I. ez années 1532 et 1533" u. s. w., und ferner „est aussi represente audict tableau Messire George de Selve Evesque de Lavaur, personage de grandes lettres, qui fut ambassadeur pres de l'empereur Charles cinquiesme" u. s. w. Dieses wichtige Document bildet für die Verfasserin den Ausgangspunkt ihrer eingehenden Untersuchung. Sie verbreitet sich ebenso ausführlich über die beiden Dargestellten, ihr Leben und ihre Werke, wie sie das Beiwerk, von dem wir sprachen, einer sorgfältigen Untersuchung unterzieht. Der Raum verbietet uns an dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehen, besonders da wir den Leser erst mit den wichtigsten Thatsachen, die die Untersuchung zur Voraussetzung hat, bekannt machen mußten. Das Buch ist mit einer ganz außerordentlichen Sachkenntniß und mit viel Aufwand von Mühe und Fleiß geschrieben, eine Monographie, wie man sie an Exactheit gar nicht besser wünschen kann. Auch die Ausstattung ist höchst gediegen; die vielen Abbildungen erleichtern wesentlich das Verständniß für den Gang der Beweisführung. j.—

— Illustrirter Führer durch die Sammlungen von Wien. Von Karl Eduard Schimmer. Nebst einer genauen Nachweisung der Besuchszeiten, eventueller (!) Eintrittspreise und anderen Bedingungen der Besichtigung. Mit 18 Illustrationen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis 1,80 ℳ. — Das gegen hundert Seiten umfassende Büchelchen ist für den gebildeten Laien bestimmt, der nicht Wochen oder gar Monate lang Zeit hat, sich durch die zahlreichen und reichhaltigen Sammlungen der österreichischen Kaiserstadt hindurchzuarbeiten. Seinen Zweck erfüllt es vollkommen; es orientirt schnell und leicht, und der Verfasser weist aus der Fülle der sich darbietenden Schätze mit richtigem Blick für das Wichtige auf alle jene Werke

hin, die sich als bedeutsame in ihrer Art hervorheben lassen. Wer also nicht die dicken Bände eines Reisehandbuches bei dem Besuch von Sammlungen und Museen tagtäglich mit sich führen will, dem sei dieser Führer angelegentlich empfohlen. Illustrirt brauchte er übrigens nicht zu sein; die wenigen Bilder können füglich entbehrt werden, um so mehr als die Auswahl nicht ganz geschickt getroffen ist. j.—

— Die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783. Nach dem Englischen von Edward J. Lowell mit Autorisation des Verfassers herausgegeben von O. C. Freiherrn v. Verschner, Major z. D. Mit 8 Plänen. Braunschweig und Leipzig, Verlag von Richard Sattler. 1901. — Dieses Buch, welches ein sehr trauriges Capitel deutscher Geschichte behandelt, enthüllt uns in seinen ersten Abschnitten — „Die Fürsten", „Die Verträge" und „Die Verträge vor dem Parlament" — die wahrhaft beschämenden kleinstaatlichen Zustände Deutschlands am Ende des 18. Jahrhunderts mit ihrem engherzigen brutalen Despotismus, der eingerissenen Sittenlosigkeit, Bestechlichkeit, Verschwendung und Habgier. Gleichzeitig mahnt es an die neuzeitlichen englischen Verhältnisse in Parlament und Heer. Nur mit Betrübniß liest man, wie unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege, der Deutschland verheert und schon so viel Menschen gekostet hatte, wiederum gegen 30 000 Deutsche an England verkauft wurden, nach Amerika segelten, von denen 12 544 nicht wieder nach Deutschland zurückkehrten. Wenn auch die kriegerischen Ereignisse in dem Werk etwas verworren geschildert sind, so bietet es andererseits, da es meist nach Aufzeichnungen von Feldzugstheilnehmern, Briefen, Tagebüchern u. s. w. zusammengestellt ist, mitunter recht merkwürdige und lesenswerthe Episoden, sodaß es, weil es dadurch mehr an das Gebiet der Memoirenliteratur streift, nicht allein militärische Kreise fesseln dürfte. Die Uebersetzung ist gewandt, Pläne veranschaulichen den Kriegsschauplatz, ein Quellen-Verzeichniß ergänzt das Buch. Der Druckfehlerteufel hat aber die Hand des Setzers etwas beeinflußt. —r.

— „Manöver." Erzählung aus dem Soldatenleben von Otto Behrend. Mit vielen Abbildungen von Adolf Wald. Geheftet 1 ℳ. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Otto Behrend ist bekannt als guter Kenner des Soldatenlebens und weiß dasselbe launig und humorvoll zu schildern. In dem vorliegenden Werkchen hat er ein Meisterstück geliefert, das von Adolf Wald mit vielen ausgezeichneten, packenden Bildern versehen ist. Ein junger Leutnant, der sich in vorzüglichem Quartier auch noch ein Bräutchen holt, ist kurz der Inhalt. Aber wie reizend sind die Schilderungen gelungen! Ausgezeichnet ist unter anderen ein musikalisches Frage- und Antwortspiel von Fenster zu Fenster mit Mandoline und Pianino. Allen Freunden eines kecken und doch harmlosen Humors kann dieses Buch warm empfohlen werden! —o—

— Französisches Lesebuch für Schulen und zum Privatunterricht. Mit einem ausführlichen und erklärenden Wörterbuch. Von Dr. L. Süpfle. Neu bearbeitet von Dr. A. Mauron. Elfte Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag 1901. — Gute Lesebücher sind für die Schule unendlich wichtig, und es muß anerkannt werden, daß sowohl in der Muttersprache als auch in fremden Sprachen schon manches Vortreffliche geleistet worden ist nach der Richtung hin, daß durch den Sprachunterricht auch Bildung des Herzens und des Verstandes erreicht werden soll, was nur durch kräftigen, nahrungshaltigen Stoff geschehen kann. Das französische Lesebuch von Süpfle, das schon früher in diesen Blättern besprochen wurde, hat sich in weiteren Kreisen Anerkennung und Geltung verschafft, es liegt nun abermals eine neue und zwar bereits die elfte Auflage vor, ein Beweis für die bewährte Brauchbarkeit. Und in der That zeigt sich bei der Auswahl und Zusammenstellung die Berücksichtigung dessen, was für das jugendliche Gemüth anziehend wie gleichzeitig auch für den paränetischen Zweck lehrreich ist Die vorliegende neue Auflage des Buches hat Verbesserungen in Orthographie und Interpunktion erfahren, auch wurden einige für den Schulzweck nicht ganz entsprechende Lesestücke weggelassen. Wir möchten noch erwähnen, daß in der Table des matières VI ein Druckfehler stehen geblieben ist (letteres). — Als parallel laufend mit dem obigen französischen Lesebuch erscheint des Verf. englisches Lesebuch:

Englische Chrestomathie für Schulen und Privatunterricht. Mit erläuternden Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. L. Süpfle. Neu bearbeitet von Dr. J. Wright in Oxford. Neunte Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag 1901. — Die Eintheilung ist dieselbe: erst verschiedene kleine Erzählungen, dann Lesestücke aus der Geschichte, Geographie ꝛc., Briefe, Reden, dramatische Stücke und Gedichte. Alle Auszüge sind aus den classischen Schriftstellern der Nation. Wir können die Süpfle'schen Lesebücher aufs Neue bestens empfehlen. W—k.

— Dr. O. Rapmund, Regierungs- und Medicinalrath in Münster i. W., Das öffentliche Gesundheitswesen. Allgemeiner Theil. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld 1901. — Das kürzlich erschienene Buch bildet einen Theil des Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max v. Häckel, als VI. Band der dritten Abtheilung: Staats- und Verwaltungslehre, und entstammt der berufenen Feder eines publicistisch vielfach mit Erfolg hervorgetretenen Medicinalbeamten. Derselbe beabsichtigt das öffentliche Gesundheitswesen in einem allgemeinem, dem vorliegenden, und in einem speciellen, noch zu erwartenden Theile darzustellen, welche beide für sich je ein abgeschlossenes Ganzes bilden sollen. Wie von dem Verfasser nicht anders zu erwarten war, hat er denn auch in dem ersten Theile des vorliegenden Buches eine klare und sachlich gehaltene Uebersicht über die Geschichte der Entwickelung des öffentlichen Gesundheitswesens, dessen Aufgaben und Organisation in allen Culturstaaten gegeben, während im zweiten Theile die gesetzlichen Bestimmungen über die Organisation des öffentlichen Gesundheitswesens verschiedener Länder zusammengestellt sind. — Ein Eingehen auf Einzelheiten des Buches verbietet sich hier; aber soviel kann über den Inhalt desselben gesagt werden, daß überall, wo der Verfasser hervortritt, ersichtlich wird, daß er seiner Aufgabe gewachsen war, und daß er die Grundlage jeglichen aufsichtsvollen Handelns auf dem Gebiete des öffentlichen Gesundheitswesens, den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Hygiene, in ihrem ganzen Umfange erfaßt hat und beherrscht. Da überdies seine berufliche Stellung ihn in weitestem Umfange mit allen Anforderungen des praktischen Lebens an eine zweckentsprechende Gesundheitsverwaltung vertraut gemacht hat, so ist ihm vollkommen gelungen, unsere Literatur um ein Werk zu bereichern, das nicht nur von den zunächst in Betracht kommenden Medicinalbeamten, sondern auch von allen mit der Pflege des öffentlichen Gesundheitswesens Betrauten gelesen zu werden verdient und ein unentbehrliches Nachschlagewerk für alle auf diesem Gebiete Thätigen bilden wird. —k.

— Führer durch Rabenau und seine Umgebung. Bearbeitet von Mitgliedern des dortigen Verschönerungs- und Gebirgsvereins. Mit 2 Karten und 2 Abbildungen. Dresden, Verlag von Alwin Huhle (Karl Adler's Buchhandlung) 1901. Preis 50 ₰ — Zu den kleineren Städten Sachsens, die durch Einzelschriften den Einheimischen und den Fremden näher bekannt gemacht worden sind, ist nun auch Rabenau hinzugekommen, ein etwa 350 m hoch gelegenes Bergstädtchen an der Eisenbahnlinie Hainsberg-Kipsdorf, dessen Name den Touristen, die das romantische Weißeritzthal besucht haben, geläufig ist. Mitglieder des dortigen Verschönerungs- und Gebirgsvereins sind in dankenswerther Weise bemüht gewesen, Alles, was die Stadt und ihre Umgebung an interessanten Dingen aufzuweisen hat, zusammenzustellen und damit den zahlreichen Besuchern des Rabenauer Grundes, aber zugleich auch den Bewohnern der Stadt selbst zu dienen und insbesondere bei der Jugend die Liebe zur Heimath zu fördern. Das Büchlein enthält zunächst genaue Angaben über die Lage des Ortes und führt dann auf einem bei der „Rabenauer Mühle" beginnenden Rundgange durch die Stadt die bemerkenswerthesten Gebäude und sonstigen Einzelheiten auf. Im Texte findet sich eine Abbildung des Marktplatzes. Im dritten Abschnitt wird der Industrie- und Gewerbethätigkeit Rabenaus kurz gedacht. Der vierte Abschnitt behandelt die reizvolle Umgebung; eine Abbildung veranschaulicht den Charakter des Rabenauer Grundes. Nach einigen Mittheilungen über die botanischen und geologischen Verhältnisse folgt ein Abschnitt über die Geschichte der Stadt, aus dem man ersieht, daß Rabenau etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in fortwährendem Aufschwunge begriffen ist. Im letzten Abschnitt lernen wir die Sagen kennen, die man sich in der dortigen Gegend noch heute erzählt. Dem Schriftchen sind 2 Karten beigefügt: ein Stadtplan im Maßstabe von 1:6000 und eine ausführliche Karte der Umgebung, die im Norden bis über Potschappel hinaus und im Süden bis Dippoldiswalde reicht. Der Maßstab, in dem diese Karte gehalten ist, ist nicht angegeben. Das sehr hübsch ausgestattete Schriftchen sei hiermit freundlich willkommen geheißen. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 127. Donnerstag, den 24. October, Abends. 1901.

Die Pleißeschäfer.

Bilder aus dem Leipziger Studentenleben des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Dr. W. Bruchmüller.

„Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute." An diese bekannten Worte aus der Scene in Auerbach's Keller im Goethe'schen Faust wird man stets zunächst denken, wenn man sich im Geist eine Vorstellung von dem Leipziger Studentenleben des 18. Jahrhunderts machen will. Dieses Wort und in zweiter Linie das von den zarten Schäfern an der Pleiße, die den wilden Jägern von der Saale gegenüber gestellt werden, hat die Vorstellung bei uns und schon theilweise bei den Zeitgenossen sich einbürgern lassen, daß gerade das Leipziger Studentenleben des 18. Jahrhunderts ein sehr zahmes und wenig burschikoses gewesen, daß das studentische Treiben in Leipzig vielmehr so ziemlich aufgegangen sei im Gigerlthum und in Tändeleien mit dem zarten Geschlecht — auf diese letzteren Beziehungen deutet ja auch der alte studentische Vers hin:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Halle mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen! —,

daß dagegen vom Raufen und Zechen in Leipzig ganz im Gegensatz zu Jena und Halle in jener Zeit wenig die Rede gewesen sei und daß das specifisch Studentische im akademischen Leben Leipzigs kaum oder doch nur wenig hervorgetreten sei.

Wenn wir in „Wahrheit und Dichtung" die Schilderung von Goethe's Studentenzeit in Leipzig nachlesen, so werden wir freilich diesen Eindruck bestätigt finden, der Kräpfel essende und deshalb das Colleg versäumende Student paßt ganz in diesen Vorstellungsrahmen hinein. Aber man wird auch sehr bald dann den Eindruck gewinnen, daß der junge Goethe wohl herzlich wenig Sinn für studentisches Leben gehabt und wohl nur oberflächliche Blicke in dieses Treiben hineingethan hat. Immerhin spricht die Auerbachscene im „Faust", der doch sicherlich persönliche Reminiscenzen an die Leipziger Studentenzeit zu Grunde liegen, in ihrem ganzen Verlauf dafür, daß auch in Leipzig kräftiges Trinken und Lust an Händeln unter den Studenten jener Tage wenigstens nicht ganz unbekannt gewesen sind. Der am Anfang genannte Satz von dem Kleinparis kann in diesem Zusammenhange deshalb nur als eine Satire auf die geringe politesse mancher Leipziger Studentenkreise angesehen werden, die den jungen Patricierssohn aus Frankfurt freilich wenig angesprochen haben mag. Wir haben am Schluß der Goethe'schen Schilderung seiner Leipziger Zeit ja dann auch noch die Beschreibung eines studentischen Auflaufes, aber auch diese ist herzlich farblos gehalten, und man spürt hier aus jeder Zeile, daß der junge Goethe eine innere Antheilnahme an studentischem Treiben nicht gekannt und das Ganze mehr als ein interessantes, fremdartiges Schauspiel betrachtet hat. Man wird deshalb Goethe schwerlich für den classischen Schilderer Leipziger Studentenlebens ansprechen dürfen.

Das nächste Buch, zu dem man sodann stets greift, wenn man über dieses Studentenleben sprechen will, ist Zachariä's Renommist. Hier finden wir direct die Gegenüberstellung des Pleißeschäfers und des Saalejägers in bewußter Form durchgeführt. Hier wird gekneipt und geraucht, daß die Wände krachen, hier wird gelärmt und geprügelt; aber es sind die aus Jena vertriebenen Burschen, die diese Heldenthaten vollführen, und nach Halle zieht der Renommist weiter, als ihm der Boden Leipzigs zu heiß geworden, während im Gegensatz dazu der Typus der Leipziger Studenten mit wohlgepudertem Schopf und in petits maitres herumläuft, nach Pomade und Parfüm duftet, seine „Scharmante" umtänzelt und in puncto des Degens sehr friedfertigen Anschauungen huldigt. „Armsel'ger" ruft der Renommist aus, als er in Leipzig angekommen:

. . . „in Leipzig bist Du nun?
Ja, hier, wo Alles ruht, wird auch dein Degen ruh'n!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weiß, daß Bursche Degen tragen?"

Und Selinde ruft ihrem Verehrer Sylvan zu, der von Jena gekommen, sich in Leipzig zum Stutzerthum bekehrt hat, aber sich doch am Ende entschließt, sich im Rosenthal mit dem Renommisten zu schlagen:

„Grausamer! nein, du bist in Leipzig nicht erzeugt,
Und eine Furie hat dich mit Gift gesäugt.
O hättest du zu mir die kleinste Gunst getragen,
Und wärst ein Leipziger, du würdest ihn — verklagen."

Der äußere Aufputz eines Leipziger Stutzers wird uns in den Versen geschildert, die die Morgentoilette Sylvan's beschreiben, in denen sich nebenbei ebenfalls wieder ein Hinweis auf die Friedfertigkeit des Leipziger Studenten findet:

„Ein weißer seidner Strumpf umwickelte das Knie,
Der Schuh, ein Meisterstück von feines Schusters Müh',
Erhob in schwarzem Glanz mit Band besetzte Kanten,
Und Schnallen schimmerten von böhm'schen Diamanten.
Le Grand trat ins Gemach; ein lumpiger Franzos',
Doch in der seltnen Kunst, das Haar zu kräuseln, groß.
Ein weißes Puderhemd floß zu des Stutzers Füßen;
Le Grand baut das Toupet und läßt sich Locken schließen.
Ein dicker Staub von Mehl, der still im Püster lag,
Schießt ungestüm heraus und trübt den heitern Tag.
Den weißen Hals umgab ein schwarzes seidnes Band,
Das sich bei seinem Kinn in eine Schleife wand.
Ein neuer Modesamt aus aschenfarb'ger Seide,
Voll Laubwerk schön gewebt, dient ihm zum Oberkleide.
Ein breitgewirktes Gold umgab der Weste Rand,
Und Atlas hieß der Stoff, aus welchem sie entstand.
Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüften,
Wenn sie der Frühling leert von rauhen Winterdüften.
Ein schwarzer Atlas war der Hüften enges Kleid,
Das Uhrband schimmerte mit goldner Herrlichkeit.
Um seinen Degen war ein weißes Band geschlagen,
Zum Zeichen, nie damit ein Blutduell zu wagen.
Sein Rohr aus Indien ziert ein besonderer Knopf,
Aus Meißener Porzellan ein Frauenzimmerkopf;
Der unbeseelte Thon sprach in des Aug' Entzücken;
Der Reiz war auf der Stirn, der Muthwill' in den Blicken.
So stellte sich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar.
Es rauschte West' und Rock, es duftete sein Haar,
Und um ihn her goß sich, in süßer Atmosphäre,
Lavendel und Jasmin, der schönen Welt zur Ehre."

Gerade auf Zachariä's Werk wird man mehr noch als auf Goethe's Darstellung die allgemein herrschende Vorstellung von dem galanten und geschniegelten Leipziger Studenten des 18. Jahrhunderts zurückführen müssen. Wenn man freilich tiefer in das geschichtliche Material eindringt, besonders in die Pasquillenliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, so wird man vielfach vom Studentenleben Leipzigs eine ganz andere und vielfach durchaus nicht günstige Vorstellung sich bilden müssen. Man wird sodann bald finden, daß all der Wust und Schmutz, der noch aus den verwilderten Zeiten des dreißigjährigen Krieges her dem deutschen Studenten im Blute steckte, seine Rauf- und Sauflust, aber auch andererseits seine Urwüchsigkeit dem Leipziger Studenten in durchaus nicht schmalem Theil ebenfalls anhaftete, daß es neben dem Stutzer in Leipzig auch den Renommisten in-

prachtvoll ausgebildeten Exemplaren gab, und daß auch im Gegensatz zu den reichen, eleganten Studenten in Leipzig für einen großen Theil der Studentenschaft Existenzbedingungen gegeben waren, die wir heute nicht mehr für menschenwürdig halten können. Einen Einblick in solche Zustände giebt schon die kleine, jetzt durch Wustmann Jedermann in einer Neuausgabe leicht zugänglich gemachte Schrift: Der Leipziger Student vor 100 Jahren. Wir wollen uns heute hier mit diesem kurzen Hinweis begnügen und nicht näher auf den Inhalt des Büchleins eingehen, dagegen uns hier einmal an der Hand authentischen Thatsachenmaterials, wie es uns die trockene aber dafür — für unsere hier zu behandelnde Zeit wenigstens — durchaus zuverlässige Berichterstattung Johann Jacob Vogel's in seinen Leipziger Annalen*) bietet, ein knappes Bild von dem Auftreten und Treiben der Leipziger Studenten um die Mitte und Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zu bilden suchen. Was wir hier sehen, wird uns die Ueberzeugung beibringen, daß, obwohl Leipzigs Ruf als elegante Stadt sich gerade erst im 18. Jahrhundert ausgebildet hat, auch hundert, resp. fünfzig Jahre später, zu Goethe's Studienzeit, der Leipziger Student sich schwerlich schon so stark gemausert haben konnte, daß er innerhalb der übrigen deutschen Studentenschaft eine ganz seltsame, unstudentische und vielfach wenig glückliche Figur spielen mußte. Wir werden zum Mindesten anzunehmen haben, daß es auch in Kleinparis zu Goethe's Zeit unter der Studentenschaft zu Zeiten recht studentisch und zuweilen wohl auch mehr als natürlich zuging, und daß der Leipziger Student ebenso wie früher und später keineswegs in allen seinen Vertretern der zahme Musterknabe gewesen, als den man ihn sich wohl vorzustellen gewöhnt hat.

Unendlich viel weiß uns Vogel aus Leipzig von einem an oder durch Studenten verübten Todtschlag, von Zweikämpfen mit tödtlichem Ausgang, von Raufereien mit Garnison und Stadtwache, von Fenstereinwerfen, Schreien, Tumulten und manchem noch Schlimmeren zu erzählen. Wir wollen uns jetzt seiner Führung ein wenig anvertrauen, um in medias res zu gelangen. Es sind freilich, wie schon gesagt, wenig erfreuliche Züge, die uns aus den Vogel'schen Annalen entgegentreten, man muß aber bedenken, daß in diesen Aufzeichnungen eben nur die merkwürdigsten Ausnahmebegebenheiten, zu denen eben solche Studententhaten doch auch gehörten, vermerkt worden sind, während das in ruhigeren Bahnen verlaufende Alltagsstudentenleben wohl auch freundlichere und solidere Seiten hatte, die uns freilich, wenigstens hier, nicht überkommen sind.

Beginnen wir gleich mit den schlimmsten Unthaten Leipziger akademischer Bürger. So begegnen uns in den Jahren von 1652 bis 1698, also in noch nicht 50 Jahren, allein neun Todtschläge, bei denen Studenten activ und passiv, oder auch nach beiden Seiten hin betheiligt waren; nicht inbegriffen in diese Zahl sind dabei noch die recht zahlreichen Todtschläge anläßlich von größeren Raufereien, die ebenfalls nicht zu selten zwischen Studenten und Stadtknechten, der Schaarwache und der Garnison, den sogenannten Defensionern stattfanden.

Im Jahre 1652 wird so z. B. ein Student durch einen anderen in der Klostergasse Nachts auf der offenen Straße erstochen, der Thäter stellte sich nach einigen Tagen selbst der Universität. Schon im Jahre 1653 haben wir wieder einen Todtschlag, wo betrunkene Soldaten einen Studenten am 25. Juli Abends um 9 Uhr auf dem Markte erschlagen. 1656 erstechen Studenten früh um 4 Uhr einen Pfeifer auf der Petersstraße, weil er ihnen nicht länger hatte aufspielen wollen. Die Thäter wurden zunächst aufs Wachthaus und dann ins Carcer geführt, aus dem sie nach etlichen Wochen Gefängniß und nach Erlegung einer schweren Geldstrafe entlassen wurden. Im Jahre 1658 erstach ein Hallenser Bürger einen Studenten Abends in der Reichsstraße bei den Fleischbänken, der Thäter entwischte und wurde am nächsten Tage vom Halsgericht in die Acht gethan und für vogelfrei erklärt. 1660 starb ein Student, dem man in der Grimmaischen Gasse aus dem Fürstenhause einen Stein auf den Kopf geworfen hatte. Im Jahre 1662 ereignete sich ein weiterer besonders schwerer Todtschlagsfall: Am 9. Juli dieses Jahres war ein auf der Burgstraße wohnhafter Student der Theologie von etlichen Freunden, die ihm gegenüber in der Baderei wohnten, zu einer „Studentenlust und beliebliche Nachtmusik“ geladen worden. Als er um 9 Uhr Abends nach Hause will, wird er auf der Straße von 4 Studenten überfallen, die nach heftigem Wortwechsel und unter Beleidigungen plötzlich auf ihn einhauen und stechen. Der Ueberfallene, ohne Stock, Degen und Hut, erhält mehrere Hiebe, entreißt jedoch einem seiner Gegner den Stab und wehrt sich, bis er, obwohl verwundet, die Thür seiner Wohnung erreicht, in die sein Wirth ihn hineinzieht und ihn auf einen Kasten bei der Thür hinsetzt. Der Wirth eilt hinweg, um einen Chirurgen herbeizuholen, inzwischen kommt einer der vier Angreifer zurück und stößt über die Hausthüre hinweg dem Verwundeten den Degen mit den Worten ins Herz: „Da hastu vollends deinen Rest!“ Drei der Uebelthäter wurden incarcerirt, der vierte, ein gewisser Starus aus Zittau, wird am anderen Tage in einem Brunnen auf dem Brühl entdeckt und, weil er nicht immatriculirt, von den Stadtgerichten gefangen gesetzt. Die drei anderen wurden nach einer ziemlich kurzen Haft wieder entlassen, Starus dagegen, den man für den Mörder hielt, wird mit der Tortur bedroht und gesteht die That ein, bei baldigem Widerruf von Neuem bedroht, sagt er aus, er müsse ja wohl bekennen, seine Unschuld werde aber an den Tag kommen. Bald darauf bekennt sich auch wirklich einer der drei entlassenen Mitschuldigen aus sicherer Ferne als der wirkliche Mörder, er habe sich zu der That nur den Degen des Starus geliehen. Auf dieses Bekenntniß hin wird Starus gegen Erlegung von 60 Rthl. Strafe am 28. Febr. 1663 aus dem Gefängniß entlassen. Mehrere Jahre später aber kehrt auch der sich nunmehr als Mörder Bekannthabende nach Leipzig zurück, protestirt dagegen, der Mörder zu sein, und „schwört sich los“. Nach diesem also ungesühnt gebliebenen Verbrechen tritt eine Pause von 31 Jahren ein. Erst 1691 hören wir wieder von einem neuen Todtschlag. Es wird am 23. März dieses Jahres Abends um 7 Uhr ein Student von einem anderen, dem er aufgelauert und den er verprügelt hat, in Heylands Haus am Neumarkt erstochen. 1693 wird sodann ein adliger Student am hellen Mittag von einem Fähnrich auf dem Markte erstochen; dasselbe Ende wird 1698 einem Tanzmeister und Musikus von Studenten auf dem Brühl bereitet. — Von Selbstmorden hören wir dagegen verhältnißmäßig wenig. Am 7. Nov. 1698 stürzt sich ein Student, der sich „etliche Jahre hier aufgehalten, aber die meiste Zeit in den Schenken und bei lustiger Gesellschaft“ zugebracht, in die Pleiße, Fischer aber ziehen ihn wieder heraus und er gesteht nun, daß er einige Male und zuletzt an dem Morgen der That selbst in dem Branntweinhause am Ranniſchen Thor von einem Fremden zum Selbstmord wäre „angefrischt“ worden. In seine Wohnung gebracht, schneidet er sich in einem unbewachten Augenblick mit einem alten Messer die Gurgel durch und stirbt reumüthig am 12. Nov. an dieser Verletzung, nachdem er seinem Beichtvater seine Sünden bekannt und das heilige Abendmahl empfangen hat. Ein weiterer Selbstmord wird uns noch aus dem Jahre 1708 gemeldet, in dem sich ein „melancholischer“ Student in seiner Wohnung in der Burgstraße mit einem Gewehr erschießt.

Duelle mit tödtlichem Ausgang werden uns ebenfalls verhältnißmäßig wenige genannt, doch zeigt die Art, wie sie ausgefochten wurden, noch eine so große Regellosigkeit, daß sie sich oft nur wenig über bloße Raufereien erheben. In dem einen gleich zu erwähnenden Falle wird man fast von einem Morde sprechen können. Man wird vielleicht diese verhältnißmäßige Seltenheit der Duelle auf die scharfen Duellmandate zurückführen dürfen, die von Zeit zu Zeit immer wieder erlassen wurden. Ihre häufige Wiederholung zeigt aber jedenfalls, daß es nie ganz gelang, das Duell auszurotten. Der schlimmste Fall, der uns berichtet wird, datirt aus dem Jahre 1677. Zwischen einem in Leipzig studirenden curländischen Baron Jakob Maydel und seinem Hofmeister Johann Besser, einem gelehrten und geschickten Manne, einerseits sowie einem Leutnant v. Lochau, einem Fähnrich v. Bennigsen und dessen Hofmeister Valentin Lange andererseits bestanden seit längerer Zeit Zwistigkeiten, die man durch ein Duell am 15. Februar des genannten Jahres in dem Tannenhölzchen bei Lindenthal auszutragen beschloß. Vier Gänge auf den Stoß zu Fuß zwischen Maydel und Lochau gingen ohne

*) Der genaue Titel des Buches lautet: „Leipzigisches Geschichts-Buch oder Annales, das ist: Jahr- und Tage-Bücher der Weltberühmten Königl. und Churfürstl. Sächsischen Kauff- und Handels-Stadt Leipzig, in welchem die meisten merkwürdigsten Geschichte und geschehene Veränderungen, die in und bey belobter Stadt und Gegend beydes in Geistl. als Weltlichen Sachen, sowohl in Friedens- als Krieges-Zeiten, von Anno 661 nach Christi Geburth an, bis auf die neuesten Zeiten, von Tage zu Tage sich begeben haben, enthalten sind, von Johann Jacob Vogeln. 2te Auflage. Leipzig in Lankischens Buchhandlung, 1756.“

Verwundung vorüber, worauf Lochau zu Pferd stieg, seine Pistolen in die Luft schoß und Mandel's Hofmeister Besser zu einem Gang auf Pistolen herausforderte, den aber die Secundanten nicht zugaben, da sich die Parteien nur auf den Degen und nicht auf Pistolen gefordert. Der nächste Gang fand sodann zwischen Besser und Fähnrich v. Bennigsen statt, wobei Letzterer, wenn auch nicht gefährlich, durch einen Stoß Besser's in die linke Hand verwundet wurde. Bennigsen stürzt sich jetzt wortlos zu seinem Pferde zurück, ergreift seine Pistole und feuert, freilich ohne zu treffen, nach Besser's Beinen, worauf Bennigsen's Hofmeister Lange, der während des ganzen Ganges zu Pferde mit schußbereiter Pistole gehalten, diese in die Luft abfeuert und ruft: „hauet zu, hauet zu!" Es entsteht ein Tumult, auf den Ruf Lange's tauchen Blauröcke, die Lochau und Bennigsen mitgebracht und in dem Busch verborgen hatten, auf und dringen schießend und stechend auf Besser ein, der sich ihrer erwehrt, bis seine Degenklinge zerspringt. In diesem Augenblick wird Baron Mandel, der sein Pferd losmachen wollte, von hinten durch eine Kugel getroffen und stirbt in den Armen Besser's. Lochau, Bennigsen und Lange entfliehen. — Im Jahre 1679 wurde weiter ein Student durch einen anderen im Rosenthal auf der Schmidt'schen Wiese im Duell erstochen. Der Thäter wurde im Rothen Colleg unter einem Federbett gefunden, nebst den Secundanten verhaftet und nach längerem Sitzen, weil er angab, in der Nothwehr gehandelt zu haben, da der Gegner ihn an einen Graben getrieben, in perpetuum, die Secundanten aber auf etliche Jahre relegirt. 1697 wurde in einem Duell vorm Petersthor auf einer Wiese hinter dem Scherzerischen Garten ein Student im dritten Gange erstochen. Der Thäter erhielt ein Vierteljahr Gefängniß und eine Geldstrafe. Dem Erstochenen widmete man folgende Grabschrift:

„Ich suchte meine Ehr' im Felde durch den Degen,
Ein Degen fällte mich, und war mir überlegen.
Die Seele bleibt bey Gott, der Nahme bey der Welt,
Was schadt es, daß der Leib durch einen Degen fällt?"

Wieder eine durchaus ungeregelte Improvisation, die ganz und gar mit unseren Begriffen vom Duell unvereinbar ist, zeigt ein Fall aus dem Jahre 1701, wo ein Corporal, der sich auf dem Welschischen Vorwerk mit einem Studenten veruneinigt und diesen vor dem Petersthor zwischen Schießgraben und Corps de Guarde gezwungen hatte, sich mit dem Degen zu wehren, von dem Studenten erstochen wurde.

Sehr zahlreich sind dagegen die Tumulte und Raufereien zwischen Studenten und Schaarwache, Stadtknechten und den sogenannten Defensionern, der in der Stadt und in der Pleißenburg liegenden Garnison, mit denen es immerfort wegen aller erdenklichen Ursachen Reibereien gab. Die Anfänger waren dabei keineswegs immer die Studenten, sondern in vielen Fällen wurden vielmehr diese von der Gegenpartei provocirt, wie die Gefechte auch keineswegs immer so glücklich und siegreich für die Studenten abliefen wie das uns im Renommisten Zachariä's geschilderte. Am 19. März 1655 war es zu Händeln zwischen Studenten und in Leipzig in Garnison liegenden Soldaten gekommen, bei denen einem der Soldaten die Nase und die „Hälfte vom Maul" abgeschlagen wurde. Die Soldaten sannen nunmehr auf Rache und überfielen zu diesem Zwecke auf dem „Thomaser Kirchhoff" einige Studenten, aber auch dieser Ueberfall nahm für die Soldaten einen schlechten Ausgang, indem einer der Ihrigen, als er mit seiner kurzen Wehre nach einem der Studenten stechen wollte, stürzte und sich mit seiner eigenen Waffe erstach. Im November 1659 kam es zu einem Streit zwischen Pennälen — so hießen bekanntlich die Studenten in ihrem ersten Studienjahr — und den Stadtknechten. Die Pennäle erstürmten die Häuser der Stadtknechte, warfen die Fenster heraus und zerschlugen allen in den Häusern befindlichen Hausrath, so daß die Bürgerschaft gegen die Ruhestörer aufgeboten werden mußte. Der Rector der Universität ließ am folgenden Tage ein scharfes Edict öffentlich anschlagen, in dem den Pennälen für die Zukunft ein solcher Unfug bei Strafe der Relegation verboten wurde.

Noch schlimmere Folgen hatte ein am 29. November 1674 von der Schaarwache auf die Studenten verübter Angriff. An dem genannten Tage hatte der neuerwählte Rector sein Rectormahl ausgerichtet. Die Studenten warteten ihm bei dieser Gelegenheit mit einer „lieblichen und schönen Nachtmusik" auf. Nachdem sie vorher im Metznerischen Hause am Markt die neucomponirten Stücke „Vokaliter und instrumentaliter" geübt, theilte sich Abends 9 Uhr der Haufe in 2 Chöre, der eine Chor, von zwei Nationen gebildet — bekanntlich bestand in Leipzig die Eintheilung der Studentenschaft in vier Nationen, die Meißner, Sachsen, Bayern und Polen, bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts —, zog in schöner Ordnung mit vielen Windlichtern und klingendem Saitenspiel, Pauken und Trompeten über den Markt, die Catherstraße (Katharinenstraße) und den Brühl, der zweite Chor, bestehend aus den beiden anderen Nationen, über den Markt, die Petersstraße und den Neumarkt. Vor dem Rectorhaus auf der Reichsstraße trafen beide Chöre wieder zusammen, wo nun nach Absingung eines deutschen Liedes beinah drei Stunden lang mit Harfen und Lauten die „liebliche und schöne Nachtmusik" vollführt wurde, worauf beide Chöre auf denselben Wegen, nur einander abwechselnd, auf den Markt zurückkehrten. Hier ereignete es sich nun, daß ein Studentenjunge durch einen Steinwurf die Schaarwache unter dem Rathhaus provocirte. Diese machte einen Ausfall, zertrennte den Haufen und zerschlug viele Instrumente. Für diesen Angriff riefen am nächsten Abend Studenten die „Circler" um 10 Uhr heraus, die mit Brustharnischen, Spießen und eisernen Flegeln bewaffnet herausbrachen. Bei diesem Angriff wurden nicht nur drei Studenten lebensgefährlich verletzt, sondern auch einer von dem Marktmeister mit einem Saufpieße erstochen. Von den Stadtknechten waren fünf „hart beschädigt" worden, von denen einem die linke Wade abgehauen war. Die einbalsamirte Leiche des Getödteten, der aus Holstein stammte, wurde am 31. December in feierlichem Zuge unter Glockengeläute von den Schülern, dem Ministerio, der Universität und dem Rathe in Karossen, den Adligen zu Pferde und allen Studenten, in Nationen getheilt, zum Hallischen Thore hinausgeleitet. Seit diesem Leichengeleit wurde es, wie es heißt, Brauch, daß bei Studentenbegräbnissen die Studenten in farbigen Kleidern und Degen paar- und paarweise mit zum Grabe gingen; dieser Brauch erhielt sich bis 1683, in welchem Jahre die Nationen aufgehoben wurden — gemeint ist wohl das Jahr 1682 —. Aus diesem letzten Zusatz dürfen wir schließen, daß die Farben, in denen die Studenten bei diesen Gelegenheiten auftraten, die Farben der Nationen gewesen sind, und daß die Chargirten, denn mit diesen werden wir die in farbigen Kleidern und mit Degen aufziehenden Studenten zu vergleichen haben, von den Nationen bestellt wurden. Wir haben also in dieser Notiz ein erstes Anzeichen von farbigen Unterscheidungszeichen der einzelnen Nationen und von einem öffentlichen Auftreten studentischer Vertreter in besonderer Tracht bei öffentlichen Gelegenheiten, das den Auffahrten unserer heutigen Corporationen entspricht. Eine andere Eintheilung der Studentenschaft als die nach Nationen, die sich auch durch die Tracht kenntlich machte, lernen wir aus einem ergötzlichen Streit aus dem Jahre 1698 kennen, es ist die in adlige und bürgerliche Studenten. Zwischen beiden Parteien brach im Juni des genannten Jahres ein Streit aus, weil auch die bürgerlichen Studenten begonnen hatten, Federn an den Hüten zu tragen, was bis dahin als ein Vorrecht von den Adligen in Anspruch genommen worden war. Die adligen Studenten sahen bald ein, daß sie gegenüber der Ueberzahl der bürgerlichen Studenten bei einem Austrag der Zwistigkeit mit dem Degen, wie er Anfangs auf dem Markte versucht worden war, den Kürzeren ziehen müßten; sie verfielen deshalb auf ein wirksameres Mittel, den Bürgerlichen das Federtragen abzugewöhnen. Sie legten selbst die Federn ab und ließen ihre Lakaien, Diener und Jungen reichen Federschmuck auf den Hüten tragen und diese sich „nachtreten". Dieser Schachzug veranlaßte die bürgerlichen Studenten bald, ihrerseits auf den Federschmuck zu verzichten.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Von den im amtlichen Auftrage durch den kaiserl. Geh. Reg.-Rath Dr. J. Krech bearbeiteten und herausgegebenen Entscheidungen des Bundesamts für das Heimathwesen ist kürzlich Heft 33, enthaltend die in der Zeit vom 1. Juli 1900 bis 1. Juli 1901 ergangenen wichtigeren Entscheidungen mit einem die 33 Hefte umfassenden alphabetischen Sachregister bei Franz Vahlen in Berlin erschienen. (Preis 2 M.) Einer besonderen Empfehlung bedarf das vorliegende Bändchen nicht, da es sich als Fortsetzung des wohlbekannten Sammlungswerkes seinen Vorgängern ebenbürtig anschließt.

— Aus demselben Verlage stammt eine von Dr. Paul Alexander Katz erläuterte Ausgabe des Reichsgesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901. Der Verfasser, Rechtsanwalt und Privatdocent an der königl. technischen Hochschule zu Berlin, hat seine Arbeit für die Praxis bestimmt; das Rundschreiben des kaiserl. Aufsichtsamtes vom 12. August ist als Anhang beigefügt, die einzelstaatlichen Ausführungsverordnungen sind bei § 125, auf den sie sich fast ausschließlich beziehen, in der Anmerkung mitgetheilt worden. Inhaltsverzeichniß und ausführliches alphabetisches Sachregister dienen dem leichtern Gebrauche des Buches in zweckmäßiger Weise. Der Preis von 6 ℳ erscheint zwar etwas hoch, erklärt sich aber vielleicht theilweise durch die gute Ausstattung des gebundenen Exemplars. ∞

— Das 8. Heft der Mittheilungen des statistischen Amts der Stadt Chemnitz enthält eine große, überaus sorgfältige Arbeit des Obermedicinalrathes Dr. Max Flinzer über die Bewegung der Bevölkerung in Chemnitz in den Jahren 1881—1884 mit besonderer Berücksichtigung der Todesursachen. Die Uebersichten schließen sich an frühere an. Da die Arbeit in der Hauptsache ein Zahlwerk ist, müssen wir uns versagen, näher auf sie einzugehen, zumal der Gegenstand soweit zurückliegt, daß wir für denselben in unserm Leserkreise jetzt nur ein geringes Interesse voraussetzen dürften. Indessen sind wir überzeugt, daß die Flinzer'sche Arbeit sich für die Statistik als werthvolles Glied in die Kette eingereiht, und möchten daher nicht unterlassen, deshalb auf sie empfehlend aufmerksam zu machen. Die Mittheilungen erscheinen in der Focke'schen Buchhandlung (L. Hapke) in Chemnitz. ∞

— Illustrirtes Jahrbuch der Weltgeschichte von Karl Jentsch. Erster Jahrgang. Das Jahr 1900. Verlag von Karl Prochaska, Teschen. Preis brosch. 1 ℳ — Das Büchlein ist brauchbar zu einer ersten raschen Orientirung über die politischen Hauptereignisse des behandelten Jahres. Mit den historischen und politischen Einleitungen sowie mit den oft durchaus nicht einwandsfreien und nicht besonders tiefgreifenden Betrachtungen über die einzelnen Ereignisse können wir uns jedoch nur sehr stellenweise einverstanden erklären. Eine starke Beschränkung dieser Raisonnements, event. ihre gänzliche Weglassung hätte die Brauchbarkeit des referirenden Theiles wesentlich erhöht. Die höhere Warte, von der aus der Herausgeber anscheinend die Ereignisse zu beurtheilen glaubt, besteht jedenfalls nur in der Einbildung des Verfassers. W. B.

— Wilhelm Jensen, Die fränkische Leuchte. Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. — Wilhelm Jensen's eigenartige Erzählungs- und Dichtweise verleugnet sich auch nicht in diesem neuen größeren Roman, der in der Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt. Es ist ein culturhistorisches Gemälde, welches an sich den modernen Leser fremdartig gemahnt; denn die Handlung spielt sich zwischen zwei Hexenprozessen ab. Der eine ist der Ausgangspunkt derselben, der andere der Endpunkt; dazwischen bewegt sich ein buntes Treiben, Schnapphähne und Raubritter, halbverstörte alte Weiber und Männer, eine lahme zigeunerhafte Unheilverkünderin, ein uralter Schäfer, für den die Göttergestalten der germanischen Sage noch lebendig sind und der, bei seiner Heerde und seinen Schafen unter seiner Linde verweilend, Alles, was er sieht und erfährt, in's Mythologische übersetzt. An Mord und Brand fehlt es nicht; rohe Kriegsknechte und zügellose Marodeure beleben die Scene; die Welt, in der wir uns hier bewegen, ist dieselbe, die uns der Simplicissimus schildert. Es ist also ein historischer, wir möchten sagen, ein culturhistorischer Roman. Das Weltgeschichtliche spielt nur von ferne herein. Die Kriegsthaten von Gustav Adolf und Wallenstein werden nur berichtet; lange Zeit zucken nur einige Blitze des Kriegsgewölkes am Horizont, in die Haupthandlung, die tumultuarischen Vorgänge auf der Festung und in der Stadt Heldburg hineinleuchtend, bis Herzog Bernhard von Weimar, eine jugendliche Heldengestalt, die sich gleich beim Beginn der Handlung in sympathischer Weise ankündigt, am Schluß als deus ex machina den Knoten löst. Der kranke Coburger Fürst, Johann Casimir, bringt es in dem Roman nur zu einer schattenhaften Existenz. Die fränkische Leuchte ist die Veste Heldburg, die heute, neu restaurirt, sich über dem gleichnamigen Meiningenschen Städtchen erhebt. Die Gemahlin des Herzogs hat ja den Titel einer Freifrau von Heldburg. In der Beschreibung dieser alten Burg, der Fernblicke von derselben auf die Landschaft in ihrer wechselnden Beleuchtung, der Vorgänge im Burghof und in den Gemächern der Burg mag Wilhelm Jensen an Walter Scott erinnern, was Kostümkunde, saubere Kleinmalerei, die Anschaulichkeit der Darstellung betrifft; nur daß die Muse Jensen's stets einen verträumten Zug hat, welche dem schottischen Meister fremd ist. Die Voraussetzung der Handlung ist das Strafgericht über eine der Hexerei angeklagte Heldburgerin, die das Opfer einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin geworden, in das Thurmverließ der Burg herabgelassen wird und dann den Martern der Folter erliegt. Ihr junger Sohn, ein schwächlicher Knabe, stürzt von dannen, sucht das Weite und es verschwindet alle Kunde von ihm; doch er kehrt zurück als kräftiger Kriegsknecht, der sich auf der Burg anwerben läßt. Niemand erkennt ihn wieder, bis er erst gegen den Schluß hin sein Incognito lüftet. Den Lesern aber ist's kein Geheimniß; denn sie haben sofort mit dem Scharfblick, der ihnen eigen ist, erkannt, daß dieser Hardung Niemand anders sein kann, als der fortgelaufene Knabe. Freilich, was er im Schilde führt, erfahren wir erst später; er will seine gemarterte und getödtete Mutter rächen. Inzwischen entbrennt aber sein Herz in Liebe zu der anmuthigen Trudberga und nächtlich unter der Linde und dem Schutz des heidnischen Schäfers kommen sie zusammen, bis Hardung die Kunde erfährt, daß sie die Tochter jener Frau ist, die als böswillige Anklägerin seine Mutter dem Tode geweiht. Dann sagt er sich plötzlich und heftig von der Geliebten los. Diese aber geräth selbst durch ihre nächtlichen Ausflüge zur Linde des altgermanisch angekränkelten Schäfers in den Verdacht der Hexerei — und ihre Anklägerin ist eine Nebenbuhlerin, die ihr den schmucken Hardung nicht gönnt. So muß sie durch eine Ironie des Schicksals, die gleichsam den Spieß umkehrt, für die Schuld der Mutter büßen. Sie sitzt in der Stube des Büttels, dem Tode geweiht. Inzwischen führt Hardung seinen Racheplan aus; mit den Kaiserlichen überrumpelt er die Burg. Herzog Johann Casimir hält es mit den Schweden; zugleich dringen Schnapphähne und Marodeure in das Städtchen und überliefern es den Flammen. Mord und Brand wüthet, bis schwedische Reiter heransprengen und dem Unwesen ein Ende machen. Hardung ist in die Stadt hinabgestiegen; ihn bekümmert doch das Schicksal der Trudberga. Er wird von den Reitern überritten und von dem Hauptmann als der Ueberläufer und Verräther erkannt und auf die Burg geschleppt. Für die Hexe wird indessen unten der Scheiterhaufen errichtet. Trudberga hat aber einen Schutzgeist auf der Burg, die Freifrau v. Gleichenberg, die sie unterrichtete und wie eine eigene Tochter liebte. Eine Jugendgeliebte des Herzogs Johann Casimir, hatte sie eine spätere Werbung desselben abgelehnt. Die Kunde von dem gegen ihren Liebling eröffneten Hexenprozeß war spät zu ihr gedrungen, sie bot Alles auf, das Mädchen zu retten; sie eilte in die Stadt hinunter, doch fand sie kein Gehör, weder bei den Städtern noch bei den Schweden. Da faßte sie den Entschluß, zum Herzog Bernhard zu eilen; und so weit der Weg zu seinen Truppen war — sie zögerte nicht; mit dem alten Schäfer zusammen suchte sie den jungen Feldherrn auf. Er erfüllte ihren Wunsch und kam noch zur rechten Zeit, um Trude vor dem Flammentod zu retten und auf die Burg zu flüchten. Dort harrte Hardung der Hinrichtung als Verräther und Spion. Gegen das Fürwort der Freifrau verhielt sich Bernhard anfangs ablehnend; doch zuletzt begnügte er sich mit einer Scheinexecution und begnadigte dann den Verbrecher. Hardung und Trude werden, per tot discrimina rerum, doch noch ein Paar. Die früheren Liebesscenen zwischen den Beiden werden von dem Dichter anmuthig geschildert; es weht ein frischer Wald- und Blumenduft durch dieselben, und so bilden sie einen willkommenen Contrast zu den grellbeleuchteten Schreckensscenen, welche die Muse Jensen's mit großer Unerschrockenheit ausmalt, ohne auf Leser mit schwachen Nerven Rücksicht zu nehmen. An kleinen Unwahrscheinlichkeiten fehlt es dem Roman nicht, doch man sieht darüber hinweg, wenn die Phantasie des Dichters uns so in ihren Bann hält, daß wir ihr gern durch Dick und Dünn folgen. R. v. G.

— Was die Kleinen freut. Bilderbuch mit Gedichten und Erzählungen. Zusammengestellt von Dora Schlatter. Zweite Auflage. Basel, Kober C. F. Spittler's Nachfolger, 1901. — Unter diesem Titel bietet die nicht unbekannte Verfasserin hübsche, in der Ludwig Richter'schen Weise illustrirte Hefte mit Gedichten und kleinen Erzählungen, wohl geeignet, den Kleinen Freude zu machen sowie Müttern und Kleinkinderlehrerinnen manchen Unterhaltungsstoff für ihre lebhaften und empfänglichen Zöglinge zu bieten. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 128. Sonnabend, den 26. October, Abends. **1901.**

Die Pleißeschäfer.

Bilder aus dem Leipziger Studentenleben des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Dr. W. Bruchmüller.

(Schluß.)

Kehren wir nach diesem kleinen Excurse zu unserem Ausgangspunkte, den Tumulten zwischen Studenten und den bewaffneten Hütern der Ordnung oder den Soldaten, zurück. Im Juli 1675 war es zwischen neuangeworbenen Schloßsoldaten und Studenten in der Reichsstraße zu einer Rauferei gekommen, bei der auf beiden Seiten auch von Feuerwaffen Gebrauch gemacht worden war. Schließlich trieben die Studenten die Gegner mit Steinwürfen über den Markt in das Schloß zurück. Wegen dieser Unruhen mußten die Thore gesperrt und die Bürgerschaft aufgeboten, sowie während der Nacht auf dem Markte Wachen aufgestellt werden. Zu einem Sturm auf das Petersthor führte im Jahr 1697 die Verhaftung eines Studenten, der, ein „guter Musikus, aber an Verstand blöde", als ein „gezwungener und wo anders entlaufener Soldat" von einem Hauptmann gefangen und in Fesseln auf das Petersthor war gebracht worden. Am 31. Januar nach der Frühpredigt rotteten sich hier die Studenten zusammen, durchbrachen mit bloßem Degen in der Faust die ins Gewehr getretene Wache, führten den Gefangenen mit Ketten und Banden heraus und unter Frohlocken in die Stadt, wo ihm die Fußeisen abgeschlagen und diese durch einen „Hüpeljungen" (?) zum Hohn auf die Wache zurückgeschickt wurden. Zu einem weiteren und größeren Tumult gab in demselben Jahre eine am 15. September dem „berühmten Theologen und Pastor in Hamburg" D. Joh. Fried. Mager gelegentlich eines Besuches in Leipzig von den Studenten, vor allen den Niedersachsen, dargebrachte Nachtmusik Anlaß. Nach dem Ende der Musik wird von dem der Musik zuhörenden Pöbel auf dem Markte ein lautes Gejauchze angestimmt und die Wache herausgefordert. Der Marktmeister mit seinen Knechten macht darauf gegen den Befehl des Bürgermeisters vom Naschmarkt aus auf die nichts ahnenden und mit der Musik fortziehenden Studenten einen heftigen Angriff, bei dem mit Flegeln dreingeschlagen, viele Instrumente zerschmettert, einem Studenten der Arm zerschlagen, mehrere „blutrünstig gemacht und übel zugerichtet werden". Auf eine Beschwerde der Studenten bei dem Bürgermeister entschuldigt sich dieser damit, daß der Angriff gegen seinen Befehl erfolgt sei. Andere Deputirte der Studentenschaft hatten sich inzwischen an den Stadtrichter gewandt, um Genugthuung zu fordern, waren aber von diesem, wie sie behaupteten, unhöflich abgewiesen worden. Obgleich daher der Rath versichern ließ, aller verursachte Schaden solle ersetzt und die Schuldigen bestraft werden, erschien am 17. September ein Zettel am schwarzen Brett des Inhalts, wer ein rechtschaffener Bursche sein wolle, solle am Abend nach Tische ins Fürstencolleg kommen und dem Stadtrichter helfen, die Fenster einwerfen. Der Stadtrichter ließ auf die Kunde von diesem Vorhaben hin die Wache unter dem Rathhaus sich mit Harnischen und Springstöcken bewaffnet bereit halten und ebenso einen Capitänleutnant mit einer Abtheilung Defensioner im unteren Zimmerhofe. Die Studenten rückten auch wirklich nach 8 Uhr in zwei Haufen vor des Stadtrichters Haus, Ecke Neumarkt und Grimmaische Straße, während der eine Haufe dem Stadtrichter die Fenster einwarf, wandte sich der zweite, mit Säbeln, Degen, Ofengabeln, Pistolen u. s. w. bewaffnet, gegen die anrückende Schaarwache. Anfangs zurückgeworfen, sammeln sich die Studenten wieder vor dem Hause des Stadtrichters, wo sich ein scharfes Scharmützel entspinnt, in ihm werden ein Stadtknecht erschossen und drei verwundet, während zwei Studenten „sehr übel" geschlagen und in Arrest genommen, die übrigen aber zerstreut werden. Die Defensioner hatten inzwischen den Naschmarkt besetzt gehalten, um das Rathhaus zu halten und der Wache den Rücken zu decken. Außerdem wurden noch das halbe Grimmaische Viertel der Bürger aufgeboten und Nachts Patrouillen durch die Straßen geschickt. Der Rath gebot den Bürgern, die Ihrigen Abends zu Hause zu halten, den Tumultuirenden keinen Unterschlupf und Hilfe zu Theil werden zu lassen und sich bereit zu halten, auf gegebenen Befehl gemäß der Feuer- und Auflaufsordnung mit dem Gewehr an die Jedem bestimmte Stelle zu eilen. Inzwischen drohten die Studenten mit einem neuen Auflauf, falls nicht einer der verhafteten Studenten, der nicht immatriculirt gewesen war, ebenfalls gleich den anderen an die Universität ausgeliefert würde. Gleichzeitig traf auch von Dresden, wohin der Auflauf gemeldet worden war, ein sehr scharf gehaltener obrigkeitlicher Befehl ein, der anordnete, Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Es wurden deshalb ein halbes Viertel der Bürgerschaft mit Ober- und Untergewehr in dem Rathhaussaal postirt, und Defensionerpatrouillen durch die Straßen geschickt, wodurch die Ruhe gewahrt blieb. Am folgenden Sonntag hatte sich einer der Prediger bei der Vesper scharf gegen den Tumult ausgesprochen, worauf nach der Predigt am schwarzen Brett ein Zettel erschien: „Cum N. publice contra officium suum nos contumeliose tractaverit, quilibet post coenam illud notabit." Aber auch trotz dieser Drohung kam es zu keinem weiteren Unfug, da die Universität die Collegien am Abende zeitig schließen und die sich versammelnden Studenten durch Pedelle ernstlich vor allen Unruhen warnen ließ, während gleichzeitig Defensionerwachen auf dem Naschmarkte, um die Nicolaikirche und auf der Ritterstraße aufgestellt waren. Den Schlußeffect bildeten verschiedene Relegationen. Im Jahre 1702 verursachte die Verhaftung eines Studenten einen Tumult zwischen Studenten und Defensionern am Grimmaischen Thore. Der Verhaftete hatte gegen das Verbot den Wall betreten und hatte diesen trotz gütlichen Zuredens auf „Verhetzung einiger Burschen aus dem Paulinercolleg" nicht verlassen wollen, weshalb er in Arrest genommen wurde. Als sich aber Studenten vor dem Grimmaischen Thore ansammelten und Miene machten, ihren Commilitonen zu befreien, wurde der Arrestant freiwillig den Studenten und einem herbeigeeilten Pedell übergeben. Trotzdem kam es zu „allerhand Raillerie und Höhnung" zwischen den Studenten und den Defensionern und endlich zu einem harten Rencontre, in dem ein Student, der seine Kameraden vom Kampf abzuhalten suchte, durch einen Gewehrschuß getödtet und mehrere Defensioner durch Degenstöße schwer verwundet wurden. Die Folge dieses Zusammenstoßes war ein Verbot des Schlafrocktragens auf der Straße, da viele Studenten unter diesem Kleidungsstück Waffen verborgen geführt hatten. Dem betreffenden königlichen Rescript entnehmen wir folgenden Passus: „Demnach wir in Erfahrung kommen, daß nach jüngstem Aufflauff zwischen denen Studenten und Soldaten zu Leipzig sich einige von denen Studiosis zu 6, 8 und 10 stark, des Nachts mit Schlaff-Röcken und weißen Binden um die Köpffe auff denen Gassen betreten lassen, Pulver und Pistole bey sich geführet und ein großes Geschrey verübet . . ." Das Rescript endigt mit einem Verbot des Schlafrocktragens bei Leibes- und Lebensstrafe! Um das Schlafrockverbot drehte es sich auch bei dem letzten uns von Vogel gemeldeten Tumult aus dem Jahre 1713, der uns besonders die sittliche Verrohung innerhalb gewisser Studentenkreise illustrirt. Vielfach hatte man sich in diesen Kreisen um das oben genannte Verbot durchaus nicht bekümmert,

sondern man hatte sich, wie Vogel schreibt: „in verbothenem Habit bey spätem Abend auff denen Straßen finden laßen, worunter auch einige unflätige Gemüther gewesen, welche aller Zucht und Erbarkeit zuwider, vornehme Weibes-Personen durch schandbare Entblößung ihres unverschämten Leibes, nach Eröffnung der Schlaff-Röcke, dergestalt erschrecket, daß einige darüber in Todesgefahr gerathen.“ Der Rath verbot nunmehr aufs Neue diese Tracht und ordnete an, daß, wer in ihr Abends betroffen werde, von der Schaarwache in Arrest genommen und bestraft werden solle. Nachdem mehrere Verhaftungen daraufhin stattgefunden, erschien am schwarzen Brett im Fürstencollegium ein Aufruf zur gewaltsamen Befreiung der Verhafteten. Darauf hin legte man eine Wache ins Collegium, während sich einige hundert Studenten vor dem Collegium ansammelten, sodann, als die Wache ihren Platz nicht räumen wollte, vor das Haus des Rectors auf dem alten Neumarkt zogen und unter stürmischen Rufen: „Wache weg! Wache weg!“ die Zurückziehung der Wache und die Freilassung der Gefangenen forderten. Als der Rector die Studenten durch Vertröstungen hinzuhalten suchte, rückten diese aufs Neue vor das Collegium, welches nun eiligst von der Wache geräumt wurde. Der fluchtartige Rückzug der Wache hatte den Muth der Studenten nicht unwesentlich erhöht, es erschien ein neuer Anschlag, der für den nächsten Tag alle Studenten zur Befreiung zusammenrief. Der nächste Tag brachte auch wirklich eine große Ansammlung von Studenten und vieles anderen Volkes vor dem Fürstencollegium. Die Stadtknechte erhielten den Befehl, den Pöbel zu zerstreuen, die Studenten aber zunächst unbehelligt zu lassen. Gegen diese bestimmte Ordre wurden von ihnen schließlich aber doch zwei Studenten gefangen fortgeführt. Darauf kehrten sie in Harnischen zurück und begannen nunmehr gegen Volk und Studenten feindlich vorzugehen, die Studenten jedoch leisteten Gegenwehr und trieben die Schaarwache schließlich mit Steinwürfen durch das Schustergäßchen zurück. Damit hatte der Tumult wieder einen allgemeingefährlichen Charakter angenommen, Patrouillen von Defensionern mußten wieder die Straßen durchziehen, an beiden Seiten des Collegs wurden Wachen aufgestellt und eine Staffette mit einer Meldung über die Vorfälle nach einer am schwarzen Brett angeschlagenen Drohung, daß, wenn die Freiheit nicht unangetastet bleibe, die Stadt an der Michaelismesse an drei Enden angesteckt werden und Blut fließen solle, nach Dresden gesandt. Von dort erschien auch alsbald eine Commission, die die Untersuchung leiten und nach den Rädelsführern fahnden sollte. Resultate scheint sie freilich wenige oder gar keine erzielt zu haben, da uns nichts dergleichen später gemeldet wird.

Durch die Begründung des Schlafrockverbotes werden wir nun auf ein anderes Gebiet studentischer Ausschreitungen geführt, nämlich auf die in sexueller Hinsicht und die auf dem Gebiete des Trinkens. Im Jahre 1665 wird z. B. über einen Studenten in absentia, „weil er ein Mägdlein genothzüchtigt“, in der Nationalstube des großen Fürstencollegs ein Halsgericht abgehalten. Das übermäßige Trinken fand seine Pflegestätte vor Allem in den Nationen, auf die wir später in Verbindung mit dem Pennalismus noch näher eingehen werden. Im Jahre 1688 verbietet der Rector durch ein kurfürstliches Rescript alles nächtliche Tumultuiren und Schreien in den Häusern und auf den Gassen, das eine Folge des unmäßigen Trinkens sei. Aber auch gerade bei den Promotionsschmäusen scheint es recht häufig zu starken Ausschreitungen gekommen zu sein. So fand am 29. Januar 1685 in der philosophischen Facultät eine große Magisterpromotion von 38 Candidaten statt. Bei dem Prandium vollführten uneingeladene Gäste einen großen Skandal, zerschlugen Gläser und Flaschen, warfen Tische und Bänke um und die zerbrochenen Weingläser und Flaschen durch die Fenster auf die Straße. Infolge dieser Ausschreitungen durften von diesem Zeitpunkte ab die Magistercandidaten keine hospites mehr einladen. Kurz vor Ostern 1711 trat in Leipzig ein aus Halle vertriebener Schwärmer (Pietist), dem aber auch in Leipzig bald „das Cantate geleget“ wurde, predigend auf und sagte in einer seiner Ansprachen: „Fressen und Sauffen sind die gemeinsten Laster, welche in Leipzig in Schwange giengen, und könnte man das absonderlich sehen, wenn man Doctores oder Magistros creirte, da fiele eine Bestie hie, die andere dorthin.“

Auch die Thee- und Kaffeehäuser und das Treiben in ihnen bildete nicht nur für den Rath, sondern auch für den akademischen Senat einen Gegenstand fortwährender Besorgniß. So hat 1697 der Rath erfahren, „welcher Gestalt in denen Bier- und Schenkhäusern, und sonderlich in denen ungebührlich eingeführten Thee- und Kaffee-Stuben nicht nur über bestimmte Frist Gäste gesetzet, sondern auch zu verbotenen schädlichen Spielen, Ueppigkeit und anderen Lastern Anlaß und Gelegenheit gegeben“, deshalb untersagt der Rath am 18. Mai den „ungebührlichen Thee- und Kaffeeschenken“ solche Nahrung gänzlich und verbietet den anderen Wirthen, über die Zeit Gäste zu setzen, sowie das Spiel und die Gesellschaft verdächtiger Weibspersonen. Am 24. Mai verwarnt sodann auch der Rector die Studenten ernstlich vor den Thee- und Kaffeestuben, „deren continuirlichem Besuch, spielen, tanzen und Conversation mit denen unzüchtigen Weibspersonen“.

Daß es aber auch an noch schlimmeren Elementen innerhalb der Leipziger Studentenschaft nicht ganz fehlte, zeigt ein Fall aus dem Jahre 1699. Am 11. März dieses Jahres wird ein Student, „der sich mehr des Stehlens als des Studiums beflißen“ und beim Einbruch in eine Stube ertappt worden ist, von den „Universität Landknechten“ aus dem Paulinum geführt und öffentlich auf ewig verwiesen. Am folgenden Tage wurde das Relegationspatent öffentlich angeheftet.

Wir wollen nun unser studentisches Sündenregister schließen mit einer kurzen Betrachtung des Pennalismus und des Nationalitätenwesens, sowie ihrer Bekämpfung, da sie von den damaligen Gewalthabern als die eigentlichen Wurzeln alles Unwesens angesehen wurden. Schon 1656 erfolgte ein erstmaliges Verbot des Pennalismus. Am 24. April dieses Jahres schlug der Rector ein kurfürstliches Rescript an, in dem die Studenten angehalten wurden, den „höchstschädlichen“ Pennalismus, das übermäßige Fressen und Saufen, das Balgen, Nachtschwärmen und Tumultuiren zu unterlassen. Geholfen scheint dieses Rescript wenig genug zu haben, schon 1661 sah man sich veranlaßt, dem Uebel in schärferer und umfassenderer Weise zu Leibe zu gehen. Dies geschah durch den öffentlichen Anschlag eines kurfürstlichen Patentes betreffend die Abschaffung des „gottlosen“ Pennalismus am 9. Juni des genannten Jahres. Aus dem ellenlangen sich in verschiedenen endlosen Wiederholungen ergehenden Patent wollen wir nur einige der bemerkenswertheren Stellen hervorheben. „ . . . Demnach wir die schweren und harten Land-Plagen, insonderheit den blutigen langwierigen Krieg, damit der allmächtige Gott nach seinem gerechten Gerichte unser geliebtes Vater-Land Teutscher Nation samt anderen benachbarten Königreichen und Landen heimgesuchet, wohl bedächtig zu Gemüthe gezogen, und den Ursachen, wodurch solche Plagen und Straffen über so herrlich und blühend Land gewältzet, etwas reiffer nachgesonnen, daß wir unter andern grausamen Lastern, welche wider die erste und andere Taffel der heiligen Geboth Gottes ungescheuet in Schwang gewesen, nicht die geringste Uhrsache zu seyn befunden, daß auff den meisten hohen Schulen in Teutschland und hierunter auch auff unsern Universitäten zu Leipzig und Wittenberg bey der studirenden Jugend eine solche höchst schädliche und hochsträffliche Gewohnheit und Unordnung eingerissen, daß nicht allein etliche ruchlose, freche und aller christlichen Zucht vergessene also genandte Pennal-Putzer sich befinden, die diejenigen, welche von anderen Privat-Schulen, Pädagogien oder Gymnasiis sich auff solche Universitäten eine mehrere Wissenschaft in denen Haupt-sprachen, freyen Künsten und Philosophicis zu fassen auch in den höheren Facultäten sich informiren zu lassen und zu proficiren begeben, oder an denen Orten, wo Universitäten seyen, gebohren, und erzogen sind, hochärgerlicher Weise mit schimpfflichen hönischen Worten und Geberden agiren und auffziehen, auch gar mit unehrlichen abscheulichen Frevelthaten und Schlägen barbarisch tractiren, ihnen offters solche Dienste und Auffwartungen, welche ein vernünfftiger Herr seinem geringsten Diener anzumuthen Bedencken träget, auffdringen, ja so offt es ihnen gefällig solche neuangehende Studiosos mit Schmäusen und kostbaren Gastereyen bey dem An- und Abtritt, auch wohl sonsten, wenn es ihnen beliebet, beschweren, also, daß dasjenige, was Eltern ihren studirenden Söhnen öffters mit ihrer höchsten Ungelegenheit bey diesen Geld-klammen Zeiten zur Unterhaltung auff ein Jahr destiniret, bey einer und andern Zeche und Gelack verschwendet werden muß, und dadurch manches schönes Ingenium mit obgedachten lasterhaften Exagitationen und concussionibus desparat gemacht, zum Bösen angeführet und gelocket, an dem Fortgange seiner wohlangefangenen Studien verhindert, die Eltern um ihre geschöpffte Hoffnung, und darneben Kirchen, Rathhäuser, Schulen und das gantze gemeine Wesen um manches nützliches Werckzeug unverantwortlicher Weise

gebracht werden, sondern auch, daß wie wir hierneben mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, über angeregte böse, straffbare Gewohnheit innerhalb wenig Jahren her noch diese höchst straffbare ärgerliche Unordnung eingerissen, daß diejenigen, welche von Trivial-Schulen, Pädagogien, oder Gymnasiis auff die Academien kommen, sich im ersten Jahr mit zerschnittenen Hüten, zerrissenen und gantz unanständigen Kleidern als wie Lotter-Buben herfür thun, an solchen Pennal-Wesen selbst Gefallen tragen auch hierneben aller Leichtfertigkeit und Untugend dergestalt befleißigen und ergeben, daß ohne Ansehen der Persohnen, Oerter und Zeiten sie solche Ungeberden, Laster und Frevelthaten ungescheuet begehen und ausüben, wofür auch die erbaren Heyden einen Abscheu getragen und dergleichen keine ehrliche Zunfft unter den geringsten Handwerkern duldet und leidet, da denn die Ingenia, so künfftig Gott, Königen, Churfürsten, und Herren und sonst dem gemeinen Besten in Kirchen, Raths-Collegien, Academien und Schulen und anderen Christlichen und Gott wohlgefälligen Officiis zu dienen gleichsam initiiret und eingeweyhet werden sollen, und hierzu Gottes, des H. Geistes gnädigen Beystand am meisten bedürffen, sich desselben höchstschädlicher Weise verlustig und hingegen dem Teuffel, dem Vater aller Untugenden und Laster bald in blühender Jugend dienstbar machen zu aller Ueppigkeit und leichten Sitten sich bereiten und den gewöhnlichen Lohn, so dann ihnen in ihrem künfftigen Leben mit später Reue und Beklagung auff den Hals ziehen. . . . ." Es wird nunmehr auseinandergesetzt, wie man sich deshalb zwecks Bekämpfung dieses Uebels mit anderen Fürsten und Ständen, in deren Gebieten noch die Universitäten Frankfurt a. d. Oder, Heidelberg, Jena, Rostock, Marburg, Helmstedt, Tübingen, Greifswald, Straßburg, Altdorf und Erfurt gelegen sind, verbunden habe, und sodann wird folgendes Verbot ausgesprochen: „. . . denen neu ankommenden jungen Studenten heimlich oder offentlich nachzustellen, sie auff der Gassen oder in ihren Logiamentern, Stuben, Schencken oder Wirths-Häusern an Tisch, Collegiis und sonsten vornehmlich aber in der Kirchen zu molestiren, bey Tag und Nacht zu impertiniren, zu exagitiren oder zu beschimpffen oder ihnen die geringste Ausgabe zu denen also übel intitulirten Pennal-, Acces-, Absolvir-, Stuben- oder Tischschmäusen, es geschehe solches gleich unter dem Vorwand der National-Conventikul (welche hiermit als unzuläßlich und höchst schädlich gäntzlich cassiert und abgeschaffet seyn sollen), oder irgend unter einem anderen Prätext anzumuthen, viel weniger soll ihnen zugelassen seyn, junge Studenten mit Bedrohungen, Schlägen und Diensten zu belegen oder sich sonsten auff einige andere Wege zu ihnen zu nöthigen, sondern vielmehr sie unter des Magistratus Academici und ihrer eigenen Hoffmeister und Präceptoren Aufsicht und Correctionen allein und inturbiret zu lassen." Des weiteren wird den augenblicklichen Pennälen geboten, ihr bisheriges „Habit" abzulegen und sich ehrbar zu kleiden, sich alles Unwesens und allen Ungehorsams gegen akademische Behörden und Lehrer zu enthalten ꝛc. Ferner wird sodann angeordnet: „daß Rectores und Professores mit allem Fleiß die Conventicula Nationalia als den Pfuel, daraus solch böses Wesen und was demselben anhängig, hervorgequollen, erforschen, solche gänzlich cassiren, ausheben und die Studenten treulich für Schaden warnen" sollen. Als Strafen aber für fernere Uebertretung des Pennalismusverbotes werden festgesetzt: für den ersten Uebertretungsfall Relegation auf einige Jahre und Mittheilung der Bestrafung an die verbundenen, oben genannten Universitäten, damit der Relegirte dort nicht immatriculirt werde; bei Rückfall erfolgt Relegation in perpetuum. Dieses „in perpetuum" scheint aber von Anfang an nicht so streng wörtlich gemeint gewesen zu sein, da im anderen Falle der auch vorgesehene zweite Rückfall doch unmöglich gewesen wäre. Bei diesem zweiten Rückfall also soll der Sünder cum infamia in perpetuum relegirt werden und zu keinem Dienst berufen werden dürfen, „sondern als ein malae notae subjectum, welches seine Jugend in Laster und Aergerniß zugebracht, von allen Ehrenämtern ausgeschlossen, und alles Favors unwürdig allenthalben geachtet, solches auch zu dem Ende der Obrigkeit des Orts, da er bürtig, anheim berichtet werden". Professoren aber und Wirthen, die solchen Pennalschmäusen Vorschub geleistet haben, wird, ersteren mit Absetzung letzteren aber mit Geld- und Gefängnißstrafen, Verlust des Geliehenen und im Wiederholungsfalle mit Landesverweisung und Ehrverlust gedroht. Seinen langen Bericht über diesen Vorstoß gegen den Pennalismus beschließt sodann unser Leipziger Annalist mit folgenden Auslassungen: „Solcher Gestalt ist der höchst schädliche Pennalismus gäntzlich abgeschaffet worden. Der lobesame Hoppelius hat in seinem Akademischen Roman p. 914 seq. den Pennalismus also abgebildet: Das Pennalwesen war eine rechte schänd- und schädliche Pest und war Anno 1660 so hoch kommen, daß es nicht mehr zu erdulden war. Denn wenn ein junger Student auff eine Teutsche Academie kam, mußte er die ersten 4 Wochen ein Fuchs heißen und durfte nicht zu ehrlichen Studenten kommen, sondern mußte auch in der Kirchen seine Stelle in der so genandten Fuchsecke nehmen, er durffte keine hübsche Kleider tragen, den Mantel (Degen durfften sie nicht anlegen) wie auch das Kleid und Hut mußt alles alt, gepflickt oder zerrissen seyn, kein Band war an ihnen zu sehen, je lumphafter ein Pennal gieng, je ehrlicher hielt er sich. Wann die alten Studenten speiseten, mußten sie vor den Häusern auffwarten, da irgend einer etwas zu befehlen hatte; kamen alte Studenten zu ihnen, so mußten sie spendiren, was jene verlangten, mußten aber nur einschencken und nicht trinken. Man zwang sie, unter den Tisch zu kriechen, zu heulen wie eine Katze oder Hund, ja den Speichel aufzulecken, und halff kein protestiren. In Summa, was ihnen von alten Academicis anbefohlen ward, das mußten sie ohne Unterschied thun. Wenn sie aber ihre Jahre ausgestanden hatten, als dann kleideten sie sich zierlich aus und wurden absolvirt. Aber sie durfften sich nicht rächen wegen einer im Pennaljahr ihnen angethanen Injurie." Ueber die Aufnahme, die das churfürstliche Verbot des Pennalwesens bei den Studenten gefunden, meldet endlich Vogel noch kurz: „Es haben sich zwar obgedachten Tages, als das Churfürstl. Mandat offentlich angeschlagen worden, über 200 Pennäle bey dem Collegio versammelt und sich leichtfertiger Weise zusammen verschworen, über das Pennalwesen wie vormals zu halten und keineswegs abzuschaffen, allein sie haben sich bald eines andern besonnen und nichts mehr weiter tentirt, ohne daß ein loser Bube den 12. Juni den Rector in seinem Hause molestirt und mit einem Stein ins Fenster geworfen." Der Attentäter wurde zunächst auf 6 Jahre relegirt und dann, weil er schon nach 20 Wochen wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, am 15. December gänzlich excludirt.

Damit also hatte man, wie man wenigstens glaubte, den Nationalismus und Pennalismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Freilich nicht für immer. Es ging auch hier, wie mit den meisten Verordnungen jener Tage. Man war sehr rasch mit langathmigen Mandaten und Edicten bei der Hand, wo es irgend ein Uebel zu bekämpfen gab, und die schärfsten Strafen wurden den Uebertretern angedroht, Strafen, bei denen man glauben sollte, daß auch den hartgesottensten Sündern die Lust übel zu handeln vergehen mußte. Aber damit war man auch meistens an der Weisheit Schluß gelangt, und mit der Durchführung der so strengen Verbote und der schweren Strafen haperte es meistens recht sehr bedenklich. Was wunders, daß diese Mandate ꝛc. meistens herzlich wenig fruchteten, und schon nach sehr kurzer Pause die bekämpften Uebelstände wieder im alten Flor standen, weil Niemand mehr sich um die papiernen Verbote bekümmerte. So hören wir auch schon 1682, daß der verbotene Nationalismus sich wieder habe einschleichen wollen. — Schon 1674 aber waren, wie wir oben bei der Schilderung des Geleites der Leiche des erstochenen Studenten gesehen haben, die Nationalitäten wieder da und haben sich anscheinend auch öffentlicher, wenn vielleicht auch nur stillschweigender Anerkennung zu erfreuen gehabt. — Die Studenten hatten wieder ihre Nationen, Senioren, Nationalbücher, Famulos, sowie ihre „conventicula und verdächtige Zusammenkünfte" eingerichtet. Endlich war der Rector eingeschritten, er hatte die Nationalbücher einholen, die Senioren mit ihren Famulis vorladen lassen und die Zusammenkünfte verboten. Am 23. August entstand infolge dieser Maßregeln vor dem Concilium ein Auflauf der Studenten, die die Nationalbücher zurückforderten. Hier abgewiesen, zogen die Demonstranten mit Lärm davon und verursachten in der Stadt einen Auflauf, der aber bald von der Schaarwache zerstreut wurde. Ein kurfürstliches sehr ungnädiges Rescript ordnete darauf eine Untersuchung und Bestrafung an. Die Rädelsführer wurden infolge dessen aus den Betten weg ins Carcer gesteckt, relegirt und zum Theil mit Gefängniß bestraft.

Damit sind wir so ziemlich am Ende mit dem, was wir hier über das Leipziger Studentenleben jener Tage zu sagen haben. Einige andere kleine ergänzende und freundlichere Züge seien hier noch angefügt.

Am 29. September 1657 kam Kurfürst Johann Georg II. nach Leipzig, um die Erbhuldigung der Stadt entgegenzunehmen. Für

den Einzug hatten auch die Studenten eine „Ehrenpforte“ errichtet, die Vogel uns folgendermaßen beschreibt: „In der Burgstraßen stunden auf beyden Seiten anfangs die damahls also genanndten Pennale, oder jungen Studenten, so noch kein völliges Jahr auff der Universität gewesen, hernach die Studenden biß an den Parnassum oder Ehren-Pforte, so sie vor dem Schlosse zwischen Hr. D. Francisci Romani P. P. Hause und dem Land-Hoffe in der Burgstraße künstlich aufführen lassen. Diese Ehren-Pforte war 8 Ellen hoch, 12 Ellen breit, 16 Ellen lang und bedeckte mit seiner Breite die Gasse, hatte die Gestalt eines Berges, dieser hatte 2 hohe Spitzen, deren jede fast 12 Ellen hoch war, das Sparrwerk war auswendig mit 1500 Ellen gewichster Leinwand überzogen, schwärtzlich gemahlet, und mit Mooß, Tannenbüschen und Blumenwerck bestecket und gezieret. Zwischen beyden Spitzen saß der Apollo mit einer Harpffen und auff beyden Seiten die 9 Musen mit ihren Instrumenten, alle von Thon gebrandt und theils vergüldet, theils gemahlet. Dieser Berg hatte eine Durchfahrt 7 Ellen breit, auff beyden Seiten der Durchfahrt waren Kammern, darinnen die Studiosi, als Ihre Churfürstl. Durchl. durchritten, auffs künst- und lieblichste musicireten, sodaß die Churf. Fr. Gemahlin mit ihrer Carette sich daselbst in etwas auffhielt und mit gnädigstem Wohlgefallen zuhörete. Vorn an der Durchfahrt stunden auff der rechten Seiten die Gerechtigkeit, auff der lincken die Stärcke in Mannsgröße, schön geziehret und bekleidet. In der Höhe zwischen denen Spitzen hieng ein grüner Rauten-Krantz und darunter ein Täffelein, darauff diese Wort mit güldenen Buchstaben stunden:

Dedicet ingressis arcus Roma alta Monarchis,
Et Janus geminâ singula fronte notet.
Ipse Tibi Heroo genus ortum è sangvine Apollo
Sedicat, & montem subjicit esse Tibi.
Neve tuum dubites virtutes aspice Musis,
Junctas haec Genti propria dona tuae.

Ueber der Pforte stunden diese Worte übergüldet: Potentissimo Principum/Johanni Georgio II. Elect./pio fel. Aug. Patri Patriae S. Rom. Im-/per. Praef. Praetorio & Vicario Bo/nar. literar. Conservatori Do-/mino indulgentissimo de-/votae pietati Serenitatisq. ejus Apol/linis & Musarum Filii in Aca/demia Lipsiensi/A. E. C./MDCLVII/m. Sept. d. 29. Auff den Hintertheil des Parnassi stund das Chur-fürstliche Sächsische Wappen gemahlet, und an der Durchfahrth die Mässigkeit und Klugheit.“

So unbeholfen und verzopft uns heute diese Huldigungskundgebung erscheinen mag, für ihre Zeit war sie großartig genug, und gab jedenfalls Kunde, daß auch die Leipziger Studentenschaft Sinn für Kunst und Wissenschaft entfalten konnte.

Von einer fröhlichen Maskenfahrt der Leipziger Studentenschaft, um auch dies hier noch anzuschließen, wird uns aus dem Jahre 1709 berichtet, sie scheint für Leipzig etwas Ungewöhnliches gewesen zu sein, da unser Annalist sie für aufzeichnenswerth gehalten. Er meldet, daß am 24. Januar des genannten Jahres diese Fahrt „in Masken und unterschiedlichen Habiten“ von den Studenten mit Schlitten auf dem Markt und aller Gassen vorgenommen worden sei. Wir haben es hier also wo[hl] sicher mit irgend einem studentischen Carnevals- oder Faschin[gs]aufzug zu thun.

Damit wollen wir für heute von der Leipziger Studentenschaft um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts Abschied nehmen. Aus dieser kurzen Betrachtung ihres Treibens geht zum wenigsten das eine mit Sicherheit hervor, daß die „zahmen Pleißeschäfer“ in Wahrheit wohl mehr in der Phantasie ihrer Zeitgenossen existirt haben, und höchstens vielleicht im Vergleich mit den Jenenser und Hallenser Studenten als Duckmäuser und galante Stutzer betrachtet werden dürfen, während sie, für sich allein betrachtet, uns doch auch manche recht rauhe und burschikose Seite gezeigt haben.

Bücherbesprechungen.

— Sohnrey's Dorfkalender für 1902. Herausgegeben im Auftrage des „Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande“. Berlin 1901, Verlag von Trowitzsch und Sohn, Wilhelmstraße 29. Preis 50 ₰. — Bauernkalender, landwirthschaftliche Kalender giebt es in Menge, gute und minder gute. Aber mit dem vorliegenden werden es wenige aufnehmen können. Heinrich Sohnrey ist der Herausgeber. Das ist eigentlich der Empfehlung schon genug. Denn unsere Landbevölkerung hat wohl kaum einen besseren Freund als ihn, den rührigen und unermüdlichen Geschäftsführer des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Im Jahre 1896 ist dieser Ausschuß mit Unterstützung des Königlich Preußischen Landwirthschaftsministeriums und des Königlich Sächsischen Ministeriums des Inneren gegründet worden. Vieles Gute hat er in den fünf Jahren seines Bestehens schon in die Wege geleitet, manch' treffliches Wort hat er in seinen Flugschriften und in seiner „Deutschen Dorfzeitung“ den deutschen Bauern zu hören gegeben. Sein Hauptarbeiter ist Heinrich Sohnrey. Man tritt Niemand zu nahe, wenn man das sagt. Eine stattliche Reihe bedeutsamer Schriften, die sich zum Ziele gesetzt haben, der Wohlfahrt des Landvolkes zu dienen, tragen seinen Namen. Daß er auch durch eine Anzahl ausgezeichneter Novellen bewiesen hat, mit wie warmem Herzen und liebevollem Auge er das Leben auf dem Lande beobachtet, sei nur beiläufig erwähnt. Deshalb versteht er sich wie Wenige auf den Ton, der Eingang findet in die nicht immer leicht zu bearbeitenden Köpfe der deutschen Bauern. Das zeigt dieser Kalender in bester Weise. Auch die Mitarbeiter, die Sohnrey geworben hat, gehen mit Lust und Verständniß an ihre Aufgabe. Der prächtige Thierarzt Dr. Helferich, der lustige Vetter Klaus und sein Vatersbrudersohn, der Bauermeister Klaus aus Vorsteldorf und noch viele andere tüchtige und erfahrene Männer lassen ihr Licht leuchten und ertheilen ihre Rathschläge in allerlei wichtigen Angelegenheiten. Krankenpflege auf dem Lande, Arbeitermangel, Gipsdüngung, Pferdefütterung, ländlicher Aberglaube — das sind so einige Gegenstände, die ich auf's Gerathewohl herausgreife. Erwin Gros erhebt seine Stimme zur Empfehlung von Darlehnskassen nach dem System von Raiffeisen, Dr. Fridrich Pfaff legt ein gutes Wort ein zu Gunsten der Erhaltung der alten malerischen Volkstrachten, Dr. Wilhelm Bode schildert mit beweglichen Worten die Gefahren des Alkohols u. s. w. Ueber den Erzählungen finden sich als Verfassernamen u. A. Peter Rosegger, Heinrich Hansjakob, K. Stöber, Joh. Kruse. Auch an schmucken Bildern fehlt es nicht. Und von Allem, was man sonst im Kalender zu suchen gewohnt ist, wird man Nichts vermissen. — Die Landwirthschaft hat es schwer heutzutage. Schwerer als mancher andere Beruf, wir wollen es gerne glauben. Aber ob nicht Vieles besser sein könnte, wenn sie nur ihre wahren Freunde erkennen und deren Mahnungen und Warnungen williger befolgen wollte? Aus diesem Kalender kann der Landmann erfahren, wer es gut mit ihm meint. Der Kalender hat von jeher, schon seit den Tagen des alten griechischen Kalendermannes Hesiodos, bei den Bauern eine große Rolle gespielt. Es war darum entschieden ein guter Gedanke, allerlei zeitgemäße Lehren für den Landwirth der Gegenwart in Form eines Kalenders darzubieten. Unsrer Meinung nach ist die Ausführung des Planes vorzüglich gelungen. Die Hauptsache bleibt nunmehr, daß der Kalender auch gekauft und gelesen wird und daß seine Lehren beherzigt werden. Fünfzig Pfennige ist ein wahrer Spottpreis. Bei Bestellung in größeren Partien tritt sogar noch Ermäßigung ein. Landwirthschaftliche Vereine sollten den Vertrieb von Sohnrey's Dorfkalender in die Hand nehmen. Sie können ihren Mitgliedern keinen besseren Dienst thun. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung. R. B.

— Frost, G., Pfarrer in Obergrünberg, In katholischen Landen. Reiseerlebnisse. Volksausgabe. 34 S. 8. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. 1901. Brosch. 30 ₰. — Der Sächsische Volksschriftenverlag hat mit diesem Schriftchen eine sehr gute Wahl getroffen. Er bietet uns darin in mehr als einer Hinsicht interessante Reiseberichte und gerne folgen wir dem Berichterstatter nach Frankreich, Rußland, Bayern und lauschen der gewiß sehr wortgetreuen Wiedergabe von Gesprächen, die er in diesen katholischen Ländern mit verschiedenen Personen, besonders Priestern, geführt hat. Gerne nehmen wir davon Notiz, daß das Buch in den Ministerialmusterkatalog aufgenommen ist. Die Abonnenten erhalten die Schrift in dem diesmaligen Jahrgang. Der Abonnementspreis beträgt für das Jahr nur 1,50 ℳ.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 129. Dienstag, den 29. October, Abends. **1901.**

Die Slawen in Deutschland.

Zur Jahresversammlung des Vereins für sächsische Volkskunde.

Von Dr. F. Tetzner-Leipzig.

Als die Römer am Rhein in jahrhundertelangem Ringen die Kraft der Germanen zu brechen suchten, war alles Land ostwärts bis zur Weichsel, March und Donau im Besitz deutscher Völkerschaften. Kriegerische Begabung und Landnoth im anderen Sinne als heutigen Tages, da man aus Sandwüsten Dörfer und aus Unland Gärten zaubert, führten unsere Landsleute in die Heere der Cäsaren. Immer neue Schaaren wogten die Ostseeströme und alten Handelsstraßen aufwärts, die Pontusflüsse und Alpenpässe hinab. Anfänglich mochte der Abfluß der Heimath heilsam sein; bei den nicht endenden Kriegen Roms aber war eine Schwächung unausbleiblich. Da geschah, was Jordanis andeutet. Die Slawen, die alle einst dem Ermanrich dienten und als Krieger verachtet wurden, drängten sich ein. Aus den Dienenden und Knechten wurden Herren, deren Sprache siegte. Als Franken und Hermunduren die Waffen maßen und die thüringische Königskrone 534 bei Burgscheidungen zertrümmert ward, scheint für die Slawen die beste Gelegenheit gekommen zu sein, dem angeborenen Drang nach Westen zu folgen. Die Franken begünstigten zeitweise dieses Nachrücken, konnte doch damit den Thüringern und Sachsen am besten Schach geboten werden. Wie groß der fränkische Einfluß war, zeigt des Beispiel des Franken Samo, der auf czechischer Seite 632 den Sorbenführer Derwan in seine Gemeinschaft zog. Einhart führt die Saale als Grenze zwischen Sorben und Thüringern an. Sie scheint aber neutrales Gebiet durchflossen zu haben, denn Karl wollte die Linie Kiel—Regensburg als Grenze auffassen. Aber er bewies durch die Gründung des Bisthums Verden 786 und sein Sohn durch die des Erzbisthumes Hamburg 834, daß die germanische Schutzherrschaft viel weiter reichte, denn Verdens Einfluß wurde bis zur Peene, Hamburgs Macht gar über das ganze Slawenland bis zum Ostmeer ausgedehnt. Das waren die ersten Schritte jener gewaltigen, germanischen Culturthat, deren Endziel die Verdeutschung eines Gebiets von doppelter Größe war, als die Westdeutschlands ist. Was fanden nun jene slawischen Stämme in Deutschland vor und was brachten sie mit? Man weiß von der vorslawischen Cultur Ostdeutschlands viel zu wenig, als daß man mit Bestimmtheit das und jenes gerade für die Germanen in Anspruch nehmen könnte; gingen ja doch auch die zurückgebliebenen Germanen im Slawentum auf, und manches konnte Späteren slawisch erscheinen, was gut deutsch war und nur slawisch sprechenden Germanen gehörte. Vielleicht ist so auch Ortrich's Nachricht aus dem Ende des 11. Jahrhunderts zu verstehen, nach der man im Liutizenlande Wotan, Thor und Freia verehrte. Germanen und Slawen wohnten durcheinander. Konnten doch noch im verflossenen Jahrhundert auf deutschem Boden Deutsche unter den Polen waschechte Slawen werden. So sind die „Bamberger“ in Posen deutsche Bauern aus Franken, die 1719—1754 in das entvölkerte Land gerufen wurden, und sind seit etwa 1851 polonisirt worden.

Zu den wichtigsten vorslawischen Denkmälern gehören die Runenfunde, die germanischen Friedhöfe und Burgwälle. Von den Runenstücken sind die Dannenberger Brakteaten, das Koveler Speerblatt, der schöne herulisch-rugische Ring, das Thonköpfchen „Fylgia“ zu nennen. Altgermanische Urnen- und Skelettfriedhöfe hat man zahlreich erschlossen. Nicht selten benutzte man Begräbnißstätten Jahrhunderte lang. So bietet der Rebenstorfer Urnenfriedhof in verschiedenen Schichten verschiedene Culturen, deren Alter Beigaben wie Münzen römischer Kaiser des zweiten Jahrhunderts und Geräthe aus karolingischer Zeit erweisen und slawische und vorslawische Cultur verraten. Die slawischen Beigaben sind weit ärmlicher als die germanischen. Uebrigens scheinen die Steinzeitfunde und das Merseburger Steingrab für das hohe Alter der Handelsstraße an der Saale zu sprechen. Auch die sog. Heiden- oder Schwedenschanzen, Rund- und Burgwälle hat man nach den Funden in slawische und vorslawische unterschieden. Jentsch zählt beispielsweise in der Niederlausitz 97 Erdwälle und nimmt davon 83 für die Slawen in Anspruch, indem er die andern 14 dem vorhergehenden Zeitraum zuweist. Dazu gehört der berühmte Burger Schloßberg, mag er nun das von Tacitus erwähnte Heiligthum im Semnonenhain gewesen sein oder anderen Zwecken gedient haben. Er hat Jahrtausende als Heiligthum gegolten, und es erweckt ein eigenes Gefühl, wenn man am Rand seiner blühenden Getreidefelder steht, durch seinen Sand das Dampfroß schneiden und an seinen Hängen die ohne Scheu zerstreuten Knochen und zahllosen Urnenscherben sieht. Die meisten der Wälle dienten wohl als Burgen, Helmold v. Bosau nennt sie ja castra. Die Zahl war groß, die Obotriten besaßen 53, die Wilzen 95 solcher Burgen. Sie waren wohl fast alle bewohnt und trugen zum mindesten ein Wacht- und Wärterhaus, von dem aus der Ruf des Thürmers erscholl. In Kriegszeiten rettete man die werthvolle Habe dahin. Auch als Opfer- und Begräbnißplatz dienten einzelne Schanzen, Preusker redet sogar von unterirdischen Gängen der Priester; jedenfalls haben die Slawen die vorgefundenen Wälle auch für ihre Zwecke dienstbar gemacht und ihre Zahl vermehrt. Geräthe, Waffen, Speiseüberreste u. A. findet man beim Nachgraben.

Was brachten die Slawen mit? Ueber ihren Culturzustand sind wir durch Funde und durch Schriftsteller wie Adam von Bremen, Helmold und Andere unterrichtet. Die Slawen lebten zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Deutschen in Hausgemeinschaften. Der Aelteste der Sippe hatte das oberste Recht, verwaltete die Besitzthümer und entwickelte sich schließlich zum Dorfhäuptling. Nach unten schieden sich die Smurden ab, Knechte und Unfreie. Die Endungen itz, is, eitz deuten darauf hin, daß in dem betreffenden Dorfe die Familie des in der Stammsilbe Genannten wohnt; das war übrigens bei den Deutschen, beispielsweise den mainfränkischen Siedlern Wiprecht's in der Lausigker Gegend, genau so. Die Wirthschaft wurde gemeinsam geführt, die Wirthschafts- und Ackerarbeiten gleichzeitig begonnen und beendet, wie dies ja bei den Kaschuben noch Anfang dieses Jahrhunderts war und bei den Slovinzen und Kuren theilweise noch ist. Jeder hatte gleichen Antheil am gemeinsamen Vermögen, am Gewinn wie in den lettischen Nehrungsdörfern. Und als ein bis heute giltiger Brauch hat sich bei den Sorben hie und da die Ausstattung und Hochzeitsausrichtung einer Waise durch reiche Besitzer erhalten. Bei aller Eltern- und Sippenliebe galt doch der unheilbar Erkrankte, der Verkrüppelte und Gebrechliche, wie der Ergreiste und zur Arbeit untüchtig Gewordene für eine Last und wurde getödtet. Notker sagt, die Wilzen hätten ihre Eltern gegessen, und heute noch ist das Loos der Auszügler in gewissen slawischen Gegenden nicht das beste. Häufig hat das Gericht über lieblose Söhne und Schwiegersöhne zu urtheilen, die sich der Altsitzer durch Gift, schlechte Behandlung, Entziehung der nothwendigsten Nahrungsmittel zu entledigen suchten. Es geht eben sehr Vielen wie dem Typus des Altsitzers, den Turgenieff's Meisterhand gezeichnet hat, aber nur selten hat ein solcher Altsitzer dann auch noch die Kraft des Königs Lear der Steppe. Ward die Sippe übergroß, so theilte sie sich nach Stämmen, und ein Theil suchte, mit Vermögen ausgerüstet, neue Wohnplätze im weiten Land, oder legte einen Neubau an, denn die Dörfchen waren sehr klein und festungsartig abgeschlossen. Z. B. die Klucken, die Ausbauten bei Polaben, Masuren,

Philipponen. Um die Dorfmark führten Zäune. In den Rundling bog ein Weg von der Straße ab, aber keiner zurück. Rundling und Angerdorf sammeln alles Leben auf dem Dorfplatz, sei's zur Gemeindeberathung, sei's zum Kinderspiel, oder zur Unterhaltung der erwachsenen Jugend am Abend und am Sonntag. Der Schlag des Schulzen auf das Klapperbrett rief sofort Alles zusammen, wie die Hillebille des Köhlers im Erzgebirge. Das Haus lag und liegt mit dem Giebel der Straße zugekehrt. Seine ursprünglichste Form war durch einen rechteckigen Grundriß bedingt. Das Erdgeschoß war ungetheilt und hatte in der Mitte den Feuerherd. Der Rauch zog ohne Esse durch das Haus, so ist es jetzt noch in einer Reihe slowinzischer und lettischer Häuser. Das Haus war klein; man kannte die zahlreichen Kammern und Gelasse nicht, sondern hatte auf dem Gehöft eine Menge einzelner kleiner Häuschen. Das wird besonders bei litauischen Gehöften von den Schriftstellern hervorgehoben. Aber auch bei andern Völkern lagen die Verhältnisse ähnlich. So hat der Pole für den Begriff Speicher ein Dutzend Worte. Der Speicher ist jetzt meist eine Kammer des Hauses in Stall oder Scheuer. Jene Worte aber haben doch, soweit sie nicht neue Speicherformen verschiedener Zeit darstellen, ehemals besondere Räume bezeichnen müssen. Die festere dauerhaftere Form des geräumigeren Hauses der Neuzeit räumte mit den Gebäuden und Gebäudchen auf. Wohnhaus, Stall, Scheune, Wirthschaftsgebäude sind allein übrig geblieben und die verschiedenen Speicher finden wir im Wohnhaus als Fleischkammer, Milch-, Mehl-, Schlaf-, Obst-, Häcksel-, Rumpelkammer wieder. Welchen Veränderungen das Haus selbst im Laufe der Zeiten unterlag, wie Wohlhabenheit und Fleiß auf der einen Seite, Anlehnung an neue Errungenschaften benachbarter Völker auf der anderen das Gepräge des slawischen Hauses änderten, mag nur ein Beispiel zeigen. Im alten Slowinzenlande ist eins der nordöstlichsten Dörfer Kluden im Glowitzer und Schmolsiner Kirchspiel und eins der nordwestlichsten Dievenow im Fritzower. Jenes ist noch heute slowinzisch, in diesem waren nach Schilderungen Backe's noch Ende des 18. Jahrhunderts slowinzische Reste. Ich will hier durchaus die für die Badegesellschaft neu eingerichteten Räumlichkeiten außer Spiel lassen und die alten Schindelhäuser mit ihren Bewohnern zum Maßstab nehmen. Und doch, welch saubere, freundliche, wohnliche Räume im Gegensatz zu den slowinzischen. In den Kluden liegen die Fischer den halben Tag in Schaaren von Früh bis Abends in der Kneipe beim scheusälichsten Fusel, und hier kennen sie diesen Trank gar nicht und unterhalten sich auf den Bänken am Bodden oder am Strand. Dort hocken ein halbes Dutzend Familien in ärmlichsten Schaluppen, hier hat Jeder sein schönes Heim. Dort bäckt man gleich eine Ladung zerdrückte Kartoffeln als Brod oder bäckt es auf der Karine (tauscht es in der Stadt gegen Fische ein), hier rüttelt Niemand an der eingebürgerten Ordnung schönen Backwerks. Wie schwer mag gerade das letzte Beispiel ins Gewicht fallen, etwa eine alte charakteristische Backform des Brodes ausfindig zu machen. Hier die große Hornform der polabischen Paggeleitzen, dort der rechteckige Grundriß der Masuren und da das lange und breite Oval der Niedersorben!

Jetzt haben sich die Gehöfte meist in der fränkischen Art entwickelt, so, daß die Gebäude rund um den Hofraum liegen. Die Felder schlossen sich ehemals nicht an das Gehöft an, sondern lagen in Blöcken oder Gewannen rund um das Dorf herum, die unter sich verschieden an Größe und Güte waren. Bei der späteren Auftheilung erhielt dann jeder Besitzer seinen Theil von jedem Block. Streckenweise waren die Dörfer in dichten Gruppen zu sehen. Die Verzettelung der Gehöfte wie bei den Westfalen kannten die Preußen und Sorben nicht, wenn nicht, wie bei den Slowinzen, der kärgliche Sandboden die Art der Anlegung selbst vorschrieb. Die Hauländereien gehen meist auf deutsche Besiedelung zurück. Die Hauländerdörfer sind ja eben nicht als ursprüngliche Dorfanlagen sondern als Einzelgehöfte gedacht. Die Beschäftigung der Slawen war seit alter Zeit Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Dorfhandwerk. Mit Handel gaben sich nur die Ostseeslawen ab, deren Julin noch heute golden aus dem Märchenlande schimmert. Adam von Bremen sagt, Julin sei die größte aller europäischen Städte gewesen. Slawen, Griechen und Barbaren hätten sie bevölkert, und auch Sachsen hätten dort wohnen dürfen, wenn sie sich nicht öffentlich als Christen zu erkennen gaben. An Sitten und Gastlichkeit habe es kein ehrenwertheres und gutherzigeres Volk gegeben. Alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten wären in der Stadt zu finden gewesen, die reich durch die Waaren aller Nationen gewesen sei. Helmold ergänzt, ein Dänenkönig habe Julin von Grund auf zerstört, doch seien noch Ueberreste vorhanden; das bezieht sich wohl auf Kanut's VI. Kriegszüge, infolge deren das 1124 von Otto mit der Taufe von 22000 Pommern begründete Wolliner Bisthum nach dem festen Kammin übersiedelte. Wollin selbst erhielt lange nach Helmold's Tod 1277 durch Barnim I. als deutsche Stadt lübisches Recht. Der slawische Ackerbau wurde mit dem hölzernen Hakenpflug betrieben. Der noch nicht ausgesogene Boden gab anfänglich, wie bei den Philipponen, reiche Ernten. War der Boden erschöpft, hatte man genug anderes Land zur Verfügung. Da Wald und Weide frei waren, konnten die Slawen nach Einführung der deutschen Herrschaft schwer begreifen, daß das Holen von Fischen, Honig, Wild, Holz Diebstahl sei. Ein Lette, ein Masure, ein Slowinze wird noch heute Dieb und Diebstahl verachten. Wird aber einer wegen Feld- und Waldplünderns bestraft und man fragt: „hat er denn gestohlen?", so wird der Freund antworten: „aber nein, wegen Holz." Donalitius läßt den besten Wirth den Holzdiebstahl rechtfertigen.

Die Gemeinsamkeit der Wirthschaft hatte ihre guten Seiten. Es konnte keine Verarmung eintreten, vollkommene Faulenzer waren unmöglich, dem Boden konnte gerade das zugemuthet werden, was er am besten leistete. Eine ruhige Gleichmäßigkeit wurde erzeugt, die gemeinsame Arbeit und der Rhythmus der Arbeit zeitigte die zahllosen Volkslieder und die gleichmäßige Lebensstimmung, Zusammenhalt der Dorfgenossen bei all und jeder Sache. Aber auch die schlechten Seiten fehlten nicht. Man kann sie wie die guten in den Kluden noch heute beobachten. Jeder thut so wenig als möglich, hilft dem andern nicht, wenn er mit seinem Antheil fertig ist. Wer nicht mit kann, wird ausgestoßen, keiner aber leistet mehr als sein Durchschnittsmaß, keine Individualität reißt mit Kraft sich aus der Stickluft der ewig lauen Verhältnisse heraus. Der Fremde („fremdes Hottig") gilt als Feind, oder doch als überflüssig; dem großen Ganzen dienende, von außen kommende Vortheile werden starr und hartnäckig zurückgewiesen, weil man Schlimmes dahinter vermuthet und „das noch lange für uns gut ist, was für die Väter gut war". Die Wohlthat gerechter Steuerunterschiede weist man zurück, alle wollen gleich sein. Alles trinkt, alles läßt sich zu gleicher Zeit trauen, alle werden und sind und bleiben dasselbe, was der Vater war. Sie müssen ja alle einem stärkeren Willen unterliegen. Die Deutschen erst brachten ihnen Märkte, Culturmittelpunkte, Anstrengung, Individualität. Frei aber waren sie alle, und in den Kämpfen gewannen tüchtige Oberhäuptlinge Einfluß, besonders bei den entfernteren Polen und Czechen. Pipin und die Karolinger unterjochten die Grenzstämme nicht, erst Heinrich's starke Hand legte nach Widukind's Angabe Burgen an und setzte Vögte und milites agrarii ein. Die Burgwarte waren zugleich Markt, Wegmittelpunkt und Kirchspiel. Jeder Krieger bekam ein Stück Land und, bei Auszeichnung, ein Lehen; er gehörte als Unfreier zum Burgwart, konnte aber frei werden, und meist mag sich ein solches Anwesen zum Rittergut entwickelt haben. Eine solche Vogtei war beispielsweise die Vogtei Weida an der Elster. Zu ihr gehörten schließlich mehrere Städte, Dörfer, Schlösser und Rittergüter. Die Naturalabgaben wurden auf die Schlösser zu den Untervögten gebracht, so hatte die Stadt Werdau noch lange an das Schloß Schönfels Heringe und Tuch zu liefern, auch nachdem es selbst ein Schloß besaß. Die Schloßherren hatten mit einem oder zwei Pferden und einer bestimmten Zahl Knechte beim Aufgebot in der Vogtei zu erscheinen. Und wie der Weidaer Vogt gegen Sorben und Czechen vom Kaiser geholt ward, so seine Nachkommen als Ordensritter zum Kampf gegen Preußen und Litauer. Und wie die Durchsetzung des Landes mit Burgen, das Herbeirufen von Ansiedlern an der Elster und Pleiße vor sich ging, so auch am Pregel und Njemen, an der Neiße und Oder. Die Pfleger der Ordensburgen hatten dieselben Aufgaben wie die Vögte an der Elster. Die Vögte und Burggrafen standen unter dem Markgrafen, und die Marken selbst schloß erst Otto I. ans Reich. 968 werden die 3 Marken Zeitz, Merseburg und Meißen, scheinbar kurz zuvor begründet, dem neuen Magdeburger Erzbisthum unterstellt, dem Russenapostel Adalbert, dem Erzbischof aller Slawen jenseits der Saale und Elbe. Markgraf Gero hat die Mark mit aller Kraft seinem Herrn unterworfen, schon werden die ersten Grafen der Slawengaue Serimunt, Neletici, Nisici erwähnt; ja 963 besaß er bereits die Lausitzen. Der Kaiser beschenkte ihn wiederholt, so gab er ihm 945 die Dorfmark Trebnitz, im Gau Zeitz. Wie die Deutschen allmälig Fuß faßten, lehren

andere Schenkungsurkunden. 965 giebt Otto der Magdeburger Morizkirche den Honigzehnten aus dem Muldengebiet, Otto II. der Merseburger Kirche einen Forst im Gaue Chutizi mit dem Wildbann. Am sichersten kann man die Fortschritte der Besetzung und Umklammerung im Ordenslande verfolgen. Daß indeß die Fortschritte nicht allzu rasch folgten, lehren andere Zeugnisse. Der Großvater Wiprecht's von Groitzsch gilt noch als Heide, sein Vater kämpft noch gegen die „Barbaren" bei Pasewalk, und unter Udo von Naumburg (1125—1148) gilt die Saale noch als Strom der Heiden, und das ganze östliche Land heißt Sorbia. Noch unter Wiprecht treten uns die Polen im Kampfe mit den Deutschen als so gewaltig entgegen, daß das Geschick der Marken noch nicht als entschieden gelten konnte. Die sich willig Bekehrenden wurden mit besonderen Rechten begabt, die übertretenden überhaupt milde behandelt. Nachdem im Wendenland Flüsse und Straßen mit Kriegern und Burgvögten besetzt waren und die Verwaltung sich wie ein Netz über das ganze Land gelegt hatte, sanken die Sorben allmälig zu Hörigen ohne Erbrecht herab, die der Herr versetzen konnte, denen aber doch gewisses Land blieb. Noch Donalitius weiß von solchen Versetzungen zu berichten. Die Smurden wurden Gärtner, Instleute, Häusler; die Withasen Dorfschulzen, die Supane (Saupen, Schöffen) Herren mehrerer Dörfer. Die Ritter aber bauten neben dem alten Slawendorfe ihr Vorwerk und legten Gewicht auf bessere Bodenpflege. Als nun im 11. Jahrhundert die Böhmenkönige den salischen Kaisern große Dienste thaten, die Polen aber in der Mitte des 11. Jahrhunderts schwächer wurden, konnte sich deutsches Wesen immer mehr ausbreiten. Polnische und böhmische Könige, litauische Großfürsten und deutsche Markgrafen riefen Siedler herbei. Vgl. Helmold (Ueb. v. Laurent, S. 208). 1293 erlosch im Gau Serimunt, 1327 in Altenburg, Zwickau und Leipzig, 1424 in Meißen die wendische Sprache bei Gericht. In Mecklenburg, Pommern und im Ordenslande machte die Siedelung rasche Fortschritte. Pommersche und polnische Fürsten begünstigten den Ausbau des Landes, die Germanisirung aber ging langsamer. In Preußen bedurfte es erst der Brechung des nationalen Widerstandes; die aus dem Westen herbeigerufenen Ansiedler verfuhren wie in den sorbischen Gegenden. Die deutschen Städteordnungen verhielten sich freilich sehr ablehnend den Slawen gegenüber. Man schloß sie von Zünften aus; die Kirchenchroniken sagen öfter: „Er beträgt sich wie ein Kaschub." Die Geschichtsschreiber sind bis auf die neuere Zeit voll Verachtung, die alten Innungsbriefe erwähnen, der Inhaber sei von ehrlicher, nicht von wendischer Geburt. Die Sprache unterdrückte man keineswegs, ja, welfische Fürsten waren stolz darauf, Unterthanen verschiedener Sprachen zu haben. Mit der festeren Begründung der Staaten erfreuten sie sich allmälig völlig gleicher Behandrung. So kam es, daß sich mit der Reformation Schriftsprachen entwickeln konnten, die freilich der naturnothwendigen, sich selbst vollziehenden Germanisirung nicht in den Weg treten konnten. Sogar die polnischen Landestheile an der Ostseeküste wurden immer mehr deutsch. Und als Friedrich Wilhelm I. noch dazu durch seine Salzburger Ansiedelungen in Litauen und Friedrich der Große durch seine fortgesetzte Culturarbeit in Schlesien, Westpreußen und im Netzedistrict immer neue deutsche Bauern und Handwerker in seine Lande brachte, begann die Zeit der Ausgleichung immer näher zu rücken, selbst als mit Schlesien die Czechen und mit Westpreußen die Kaschuben preußisch wurden. Verhängnißvoller war die Angliederung eines Theils der Polen, trotz aller Siedelungsversuche Friedrich Wilhelm's II. Und auch ihre Sachsengängerei hat einzelnen Provinzen ganz beträchtliche Minoritäten bescheert, in Berlin wohnen nach einem Ostmarkaufsatz 80000 bis 90000 Polen, nach Firck's 1890: 16000.

Welchen Umfang die Sachsengängerei angenommen hat, davon macht sich der Einzelne schwer einen Begriff. In Wilhelmsberg bei Kempen kamen an einem Tage (3. Osterfeiertag 1900) 8000, in der Osterwoche 14000 an und kehren im Herbst zurück. Sie kommen gar nicht weit her, aus dem angrenzenden Polen, meist von Juden geführt. In den 5 Gasthöfen des Oertchens haben sich die Inspectoren angesammelt und der Sklavenmarkt beginnt. Nur daß die Sklaven hier die Herren sind. Die Arbeiter wissen nämlich sehr wohl, daß sie gebraucht werden, und stellen ihre Forderungen. Sie sehen sich erst mehrere Contracte an und nehmen die geschmeichelsten. Fahrt und Beköstigung ist umsonst. Wie Heringe liegen sie bis zum anderen Tag an einander geschichtet. Für Unterkunft zahlen sie 10 Pfg., für die Tasse Kaffee 5 Pfg. Die Vermittler bringen nicht selten Trupps von 400 Mann, und da diese ein Kopfgeld von 3 ℳ von den Inspectoren bekommen, soll Mancher 12000 ℳ im Jahre verdienen. Die Inspectoren zerreißen sich um die Leute und es entstehen die häßlichsten Scenen. Noch mehr sollen in Kattowitz und Gleiwitz ankommen. Ich war in einem schlesisch-halbczechischen Ort, er stand um Pfingsten beinahe leer, Alles war ins innere Deutschland. Sie ergießen sich über das ganze Reich, meist als Feldarbeiter, Andere als Maurer. Die Rittergüter brauchen den größten Theil. Sie halten streng zusammen und ziehen gemüthlich und geordnet nach einander im Herbst mit ihren Ersparnissen in die Heimath zurück. Aber nicht alle. Viele bleiben in den westlichen Provinzen zurück und man hat auf die Gefahren hingewiesen, die diese meist einer anderen Confession angehörige, sich wenig assimilirende Gesellschaft dem Staate bereitet. So ist der alten deutschen Besiedelung die slawische gefolgt. Mit Mühe und Kraft hat dann das Deutschthum das Land zurück erobert, und aufs Neue sucht das Slawenthum nicht nur im Gebiet östlich der Saale, sondern auch im alten urdeutschen Westgermanien Boden zu fassen. Hoffen wir, daß Deutschland die rechten Mittel und Wege findet, daß die fremden Gäste willige Unterthanen und die neue Besiedelung zum Vortheile und Gedeihen unseres Vaterlandes ausschlagen möge.

Nun die einzelnen Stämme selbst! Nachdem sich von der slawisch-germanischen Urgemeinschaft die Germanen abgesondert hatten, blieben die Balten noch längere Zeit beim alten Stamm. Diese gliederten sich dann in Preußen, Litauer und Letten: alle sind evangelisch. Die **Preußen** saßen zwischen der Weichsel und dem Kurischen Haff. Nach der Erschlagung des Glaubensboten Adalbert von Prag, 997, machten die Nachbarfürsten Einfälle ins preußische Land, bis 1231 die Kreuzzüge der Ordensritter begannen. Nach verzweifelter Gegenwehr von Herkus Monte und anderen Gaufürsten und dessen schmählichem Tode (1273) verloren sie ihre Unabhängigkeit an den Orden. Ihre Sprache aber erhielt sich bis in die Tage des großen Kurfürsten. Die Uebersetzung des Katechismus, 1545, und das Enchiridion, Abel Will's noch fehlerreichere Uebersetzung von Luther's Kleinem Katechismus 1561, sind die Literaturwerke der Preußen; zu ihren letzten Kirchspielen gehörten Eylau und Pobethen. Die Preußen haben einst am tapfersten gegen das Deutschthum gekämpft, heute sind sie die eifrigsten Deutschen, die besonders litauischer und masurischer Eigenart Raum nicht gönnen. Die **Litauer**, deren Hauptmasse in einer Anzahl von 1½—2 Millionen jenseits der Grenze wohnt, haben das Land nördlich der Linie Labiau—Insterburg, Eydtkuhnen, Dubeningken inne, nördlich vom Memelstrom bilden sie, abgesehen von Memel, die überwiegende Menge und tragen noch ihre Trachten. Sie besitzen 78 deutsch-litauische Kirchspiele, von denen 56 evangelisch, 7 katholisch und 4 baptistisch sind (1898), und belaufen sich auf 121000 Seelen. In Berlin lebten 1890: 705, in Königsberg 469 Litauer. Eine selbständige Rolle haben unsere Litauer nicht gespielt. Zur Zeit des litauischen Königs- und Großfürstenthums lag der Schwerpunkt des Reiches in Wilna und als Jagiel's und Witold's Ritter die Blüthe des Ordens bei Tannenberg 1410 brachen, war Polen schon Mitbesitzer und Erbe der litauischen Herrschaft. 1422 aber gab Witold Preußisch-Litauen in Ordenshände. Dies war dann an Preußens Geschick geknüpft. Außer kirchlichen Schriften und ihrer Bibel haben ihre Dainos und Pasakos, Giesmes und Sprichwörter die Augen der gelehrten Welt auf sich gezogen. Es erscheinen mehrere Zeitungen und Kalender, die auch die Hauptsammelorte der litauischen schönen Literatur sind. Ihr größter Dichter, Christian Donalitius (1714—80) war Pfarrer in Tolminkemen, am Nordende der romintischen Heide, und schrieb außer deutschen Gedichten prächtig litauische Idyllen, so lebenswahr, daß ihn die realistische Dichtung unserer Tage als Vorbild nehmen könnte. Er war der erste moderne Dichter, der vor Klopstock im Hexameter dichtete und das bäuerliche Leben, wie es ist, mit allem volksthümlichen Verständniß schildert. Litauische Lyriker, Dramatiker, Novellisten sind darnach zahlreich aufgestanden; in Tilsit, St. Petersburg und einigen amerikanischen Städten sind auch Dramen aufgeführt worden. Die Letten oder **Kuren**, die als geschlossenes Ganze in Kurland und Südlivland wohnen, haben ihre südlichen Ausläufer am deutschen Meeresstrand von Nimmersatt bis Nidden auf der Nehrung. Vor Kurzem reichte ihr Gebiet noch bis Sarkau und 1648 bis Danzig. Die Uebermacht, beinahe Unvermischtheit besitzen sie in den Nehrungsdörfern Preil und Perwelk zwischen Schwarzort und Nidden. Ihre Zahl ist 1000. Ihre Kirchensprache war stets litauisch und deutsch. Lettisch reden sie nur beim Fischfang, nicht einmal allenthalben zu Haus, da

die Frauen häufig Litauerinnen sind. Mit den übrigen Letten stehen sie in keinem Zusammenhang, kaum daß sich eine lettische Bibel oder ein Gebetbuch zu ihnen verloren hat. Einige lettische Lieder, Sprichwörter und Geschichten unserer Kuren sind gesammelt worden. Ihr bedeutendster Sohn war der Theologieprofessor und Dichter Ludwig Rhesa (1776—1840) aus dem jetzt untergegangenen Karweiten. Er schrieb aber nur deutsch und litauisch. Als Freiheits-Sänger und -Kämpfer 1814, als volksthümlichster Dichter, als Bibelübersetzer und litauischer Philolog hat er sich einen Namen gemacht. In Rußland aber hat sich die lettische Literatur einen ziemlichen Ruf erworben. Die eigentlichen slawischen Stämme in Deutschland gehörten den Westslawen an, deren zwei Hälften, Czechen und Lechen, auch im Gebiet unseres Reiches noch vorhanden sind. Die Lechen theilt der Kiewer Mönch Nestor in Polen, Masovier, Lutizen und Pommern. Von allen besitzen wir Theile. Zunächst die **Polen** selbst. In einer Stärke von 2½ Millionen sitzen diese im südlichen Westpreußen, östlichen Schlesien und in ganz Posen, abgesehen von den zahlreichen Sachsengängern in Deutschland. Sie sind überwiegend katholisch, ihre Kirchensprache ist polnisch, zum kleinen Theile polnisch und deutsch. Ihre reiche Literatur gehört zum kleinen Theile nach Deutschland, zum größten nach Galizien und Rußland, dort gilt der Ruhm eines Kraßewski und Mickiewitsch. Der Gesinnung, Confession und Sprache nach am verwandtesten den Polen sind die **Kaschuben**, die in Stärke von 137000 Mann im nordwestlichsten Westpreußen wohnen. Bald unter eigener, bald unter polnischer Herrschaft stehend, haben sie es zu keiner Literatur gebracht. Erst nach ihrer Zugehörigkeit zum Reiche schrieben in neuerer Zeit Cenowa und Derdowski Gedichte. Die Lebakaschuben in Pommern sind evangelisch wie ihre Nachbarn, die Slowinzen. Die preußischen **Slowinzen** zählen nur 200 Köpfe und hausen in größerer Anzahl nur in den Klucken am Lebasee und in einzelnen Stranddörfern des Kirchspiels Garde am Garder-See. Sie sind wohl das alterthümlichste lechische Volk der Sprache nach und haben auch mehrere Bücher in ihrer Sprache veröffentlicht. 1586 gab der Bütower Pastor Krofey ein Gesangbuch, 1643 der Schmolsiner Pastor Michael Pontanus einen dreimal aufgelegten Katechismus heraus, beide unter Schutz pommerscher Herzöge. Die **Polaben** sind seit 1800 germanisirt, nur einzelne Worte, besonders die Gewannnamen, sind noch slawisch, besonders in der Gegend von Lüchow. Die Polaben sind wohlhabende evangelische Bauern, grenzten ehemals an die Obotriten und traten als Karl's des Großen Bundesgenossen gegen die Sachsen auf. Reich ist ihr Volksthum an Alterthümlichkeiten, da die besitzfrohe Bevölkerung in gewissem Gegensatz zur Stadt sich auf alte Einrichtungen etwas zugute thut. Nirgend sind die Dorfrundlinge und Gehöfte so künstlerisch schön. Außer handschriftlichen Wörterbüchern, verschiedenen Vaterunsern und Kleinigkeiten von Parum Schulze und Hennig-Wustrow ist besonders das Brautlied hervorzuheben, das auch Leibnizens und Goethe's Aufmerksamkeit erregte und von diesem in die „Fischerin" aufgenommen wurde. Die **Masuren** wohnen in Stärke von 260000 Köpfen südlich der Linie Dubeningken, Angerburg, Allenstein, Liebemühe in Ostpreußen: in der südlichen Hälfte überwiegen sie bei Weitem die deutsche Bevölkerung. Sie sind evangelisch und gutdeutsch wie die Litauer und Sorben. Ihre Kirchensprache und Literatur ist polnisch, wie die ihrer masovisch-katholischen Brüder jenseits der Grenze. Die Zahl ihrer Kirchenspiele ist etwa 100. Seit Einverleibung der Masuren ins Ordensland unter Witold treten sie nirgends mehr selbständig auf. Es haben sich in ihrem Volksthum besonders katholische Anklänge bewahrt. In masurischer Sprache sind nur Lieder und Sprichwörter aufgezeichnet worden; auch der bekannte Pfarrer Pogarzelski mit seinem Kauderwelsch schrieb nur deutsch. Unter den Masuren wohnen bei Alkuta 500 **Philipponen**. Das sind popenlose griechisch-katholische Masovier, Weißrussen und Litauer, die ihren Namen von einem ihrer Führer, Philipp Pustoswiät 1700, annahmen, als Altgläubige verschiedene orthodoxe und russische Einrichtungen verwarfen und 1827—1832 im Johannisburger Forst mit königlicher Genehmigung einwanderten. Sie gründeten 12 Dörfer mit 3 Klöstern und 3 Kirchen. Jetzt haben sie noch 11 vorwiegend deutsche Dörfer, eine Kirche in Eckertsdorf und einen Betsaal in Fedorwalde für eine abgesonderte Richtung. Brautraub u. A. haben sie längst aufgegeben, an Kirche und Sprache aber festgehalten. Da sie nur vornikonische Bücher anerkennen, haben sie fast keine Literatur entwickelt. Ich besitze ein handschriftliches Werk über ihren Gottesdienst und ihre Gebräuche. Von den czechischen Stämmen leben drei in Deutschland: Czechen, Mähren, Sorben. Die **Mährer** sind, mit Ausnahme eines evangelischen Kirchspiels, katholisch und zählen nördlich von Mähren und Schlesien noch 57000 Köpfe in den Decanaten Hultschin und Katscher in Südostschlesien, zwischen Oppa und Oder. Ihre Sprache ist mährisch und deutsch. Friedrich der Große erwarb das Gebiet in den schlesischen Kriegen. Ihre Sprache ist alterthümlicher als die czechische. In der letzteren Sprache sind auch ihre kirchlichen Bücher abgefaßt. Die **Czechen** besitzen als Anhängsel zum großen czechischen Sprachgebiet in Böhmen das alte katholische Grenzkirchspiel Tscherbeney in der Hummelsherrschaft, außerdem nur evangelische, meist auf Friedrich den Großen zurückgehende, über ganz Schlesien zerstreute Ansiedelungen, die mit Unrecht taboritische und hussitische genannt werden. Die Kirchdörfer heißen Straußeney, Hussinetz, Großfriedrichstabor, Friedrichsgrätz, Petersgrätz; zusammen etwa 13000 Seelen. Nur ihre Sprache ist czechisch, sonst fühlen diese Czechen deutsch. Die **Sorben** nun umfassen etwa 100000 (nach Anderen über 1½mal soviel) evangelische Volksgenossen und 10000 Katholiken. Davon besitzen die Niedersorben in der Mark 16 Kirchspiele zwischen Vetschau, Kottbus, Horno, Peitz, Tauer und Burg. Die Obersorben haben 22 schlesische und 23 sächsische Kirchspiele, gegenüber 70 Kirchspielen, die nach Eckard 1739 den Obersorben gehörten. Sie wohnen zwischen Muskau, Löbau, Bautzen, Schmölln (wo jetzt der sorbische Gottesdienst erloschen ist), Kamenz, Ossling, Hoyerswerda. Die Katholiken besitzen das Kloster Marienstern und Kirchspiele in Bautzen, Löbau, Krostwitz, Nebelschütz, Ostro, Radibor, Ralbitz und Wittichenau i. Schl. Die Kirchen- und Volkssprache ist deutsch und sorbisch. Die beiden Mundarten weichen so weit von einander ab, daß beispielsweise ein niedersorbischer Lehrer ein obersorbisches Lied nicht verstand, ein Gegenstück zu Peter dem Großen, die einen wendischen Küster in Wittenberg verstanden haben soll. Der Literatur ist in beiden Gebieten nicht viel über kirchliche Bedürfnisse, Kalender, Zeitungen hinausgegangen. *Bei den Niedersorben* haben Sauerwein und Koßyk, bei den *Obersorben Zeiler* und Bart Hervorragendes geleistet. Zu Sachsen *gehört* der größere südliche Theil der Obersorben. Dieser hat sich seit der Reformation ziemlich fest in dem alten Gebiet nördlich von Löbau-Schmölln erhalten, wenn auch die Sorben selbst fast alle zweisprachig geworden sind. Wollte man aber nun nach charakteristischen Unterscheidungen zwischen den benachbarten deutschen und sorbischen Bauern suchen, so würde man wenig Greifbares finden. Alle die Einrichtungeu, Spiele, Gebräuche, Sitten sind in ganz ähnlicher Weise beim deutschen Bauer zu finden. Nur Tracht und Sprache bilden unterscheidende Merkmale. Die Frauentracht hat es verschmäht, vor 200 Jahren die Mode mitzumachen und in der allgemeinen Gleichheit der Culturmenschen aufzugehen. Etwas Uralterthümliches ist sie durchaus nicht. Hätte der deutsche Bauer in den verschiedenen Gegenden sich nicht über die altfränkische Tracht seiner sparsameren oder selbstbewußteren Genossen lustig gemacht, so hätte er vielleicht auch eigene Trachten entwickeln können, wie es die Sorbin that und besonders die katholische. Jetzt ist die Tracht aber ein gutes Stück sorbischen Volksthums. Sieht man hingegen die Hochzeits-, Begräbniß-, Tauf- und Festgebräuche an, so findet man, was bei vielen deutschen Bauern in ähnlicher Vermögenslage noch zu sehen ist, wenn nicht die große Gleichmacherei und das Streben eingerissen ist, es den vornehmsten Herrschaften und Stadtleuten gleichzuthun. Nicht anders ist es mit den Jugendspielen. „Wer hat den Schlüssel?" Dies beliebte Spinnstubenspiel wird auch in Blankenhain bei Werdau gemacht. Und die mannichfachen Schulzenzeichen in Form eines Kegels, Hammers, Stocks, Hakens, einer Tafel u. s. w. sind in urdeutschen Gemeinden auch zu finden. Selbst im Geisterglauben ist die Uebereinstimmung leicht erkennbar. Oft ist aber der Sorbe eben der Conservativere und hat Einrichtungen und Sitten aufrecht erhalten, die der Deutsche längst aufgegeben hat. Diese schätzbare gute Seite des Sorben, das Alte nicht um jeden Preis wegzugeben, hat ihm wiederholt genutzt. Das Studium der Volkskunde erstreckt sich nicht blos auf Alterthümlichkeiten und Absonderlichkeiten, es hat auch der neuen Zeit mit all ihren Erscheinungen gerecht zu werden. Und wenn wir ihr ganzes Volksthum erfassen, werden wir um so freudiger bekennen, daß die Sorben sich als kein feindliches, sondern als ein harmonisches Glied in unser Staatswesen eingliedern.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 130. Mittwoch, den 30. October, Abends. **1901.**

Alte Häusernamen.

Von Gustav Pflugk.

„Einen Namen zu geben ist in der That eine Gabe, die zur Poesie gehört; die ganze Poesie ist, wenn wir soweit gehen wollen, die Kunst, Namen zu finden." Wenn wir diesen Ausspruch, den Carlyle in seinem Tagebuche gelegentlich der Besprechung der Straßentaufen gethan hat, zu Recht bestehen lassen wollen, so dürfte vor Allem das Mittelalter ein recht poetisches Zeitalter gewesen sein. Denn jene alte Zeit war so jugendfrisch, daß sie allen Dingen einen Namen zu geben wußte. Es führten z. B. im Mittelalter nicht nur Burgen und Höfe, Straßen und Plätze ihre besonderen Namen, sondern auch die Häuser. Ja, nicht blos die Häuser, sondern sogar einzelne Zimmer. Heinrich IV. von England, dem geweissagt worden war, er werde in Jerusalem sterben, verschied in einem Zimmer, das diesen Namen führte. Reste jener alten Sitte, jedem Hause einen besonderen Namen zu geben, haben sich bis in unsere Zeit in den besonderen Benennungen der Gasthäuser erhalten. Festgehalten haben ihre alten Namen auch die Apotheken und einzelne, freilich sehr wenige Privathäuser. Verhältnißmäßig viel alte Häusernamen finden wir noch heute auf dem durch seine Rauchwaarenhandlungen bekannten Brühl in Leipzig: Zu den drei Schwanen, zum goldenen Hufeisen, zum Kranich, zur goldenen Eule, zum Heilbrunnen, zum schwarzen Hufeisen, zum goldenen Strauß, zur goldenen Kanne, zum schwarzen Bock, zum Tiger, zum blauen Harnisch, zum rothen Adler. Aber, wie schon angedeutet, das sind nur kümmerliche Reste jener großartigen Fülle und wundervollen Mannigfaltigkeit, die im Mittelalter herrschte. Die Erbauer oder Besitzer eines Hauses schöpften dabei aus den verschiedenartigsten Quellen. Nicht selten benannten sie dasselbe nach ihrem Geburts- oder ihrem früheren Wohnorte. So hieß das Haus, das der Dichter Konrad von Würzburg in Basel bewohnte, zum Würzburg. In Frankfurt a. M. fanden sich unter den alten Häusernamen fast alle umliegenden Dörfer und Städte, von denen die ersten Besitzer der Häuser eingewandert waren. Aber auch weit entfernte Orte lieferten Beiträge, finden wir doch in den alten Urkunden Namen wie: zum Mailand, zum Venedig, zum Freiburg, zum Augsburg, zum kleinen Nürnberg, zum rothen Wiesbader, zum Heidelberg, zum Straßburg, zum hohen Homburg, zum Spessart, zur Stadt Fulda, zum Lünburg, zum Brandenburg, zum kleinen Limburg, zum Brüssel.

Mit ganz besonderer Vorliebe wählte man aber zu Häusernamen und Hausmarken Abzeichen des Gewerkes, des Handels, der Zünfte und Innungen. Geräthe oder Erzeugnisse eines Gewerbes oder Dinge, die mit dem Berufe des Erbauers oder Besitzers irgendwie zusammenhingen, sind in übergroßer Zahl und buntester Mannigfaltigkeit unter diesen Namen zu finden. Besonderer Werthschätzung erfreute sich von jeher die Zunft der Schmiede, in unseren alten deutschen Heldensagen wird ihnen begeistertes Lob gesungen. Aber auch im Mittelalter waren die Grob- und Nagelschmiede, die Feilenhauer und Schlosser, die Kupfer-, Kessel- und Messerschmiede, die Schwerdfeger und Harnischschmiede, und wie die Zweige der großen Schmiedezunft sich alle benannten, hochgeachtet. Die Bedeutung dieser Innungen für die mittelalterlichen Städte giebt sich kaum irgendwie klarer kund, als durch die Fülle von Namen, die aus ihrem Bereiche über die Städte als Häusernamen verbreitet waren. Da gab es Häuser zum rothen Pflug, zur güldenen Schar, zur Pflugschar, zum Pflugsrade, zum blanken Eisen, zur güldenen Sense, zur grünen Sichel, zum Sichelstiel, zum Grabscheit und zum Rechen, zur Hechel und zur Breche, zur Schaufel und zur Gabel, zum Hufeisen, zum Blasebalg, zum Eisenhammer, zur Feuerzange, zum güldenen Hammer, zur Futterklinge und zu den drei Hämmern. Natürlich waren auch die Erzeugnisse der Waffenschmiede zahlreich vertreten: zum eisernen Hut und zum weißen Helm, zur großen und kleinen Zier (an den Helmen), zum blanken Schild und zum rothen Schwert, zur Hellebarde und zum blauen Beil, zur Speerstange und zum Widerhaken, zum Säbel, zum Degen, zum gekrönten Speer, zum rothen Sporn, zum blauen Harnisch. Andere Zweige des Schmiedehandwerks waren vertreten durch die Namen: zum Schlüssel, zum Messer, zum spitzen Nagel, zur halben Zange, zum Kessel. Während die silberne und die halbe Kanne nebst dem goldenen Kännchen den Kannegießer verkündeten, deuteten die silberne und die goldene Schale, die silberne und die güldene Kette ebenso wie die verschiedenen Kelche, Ringe &c. auf den Goldschmied hin. Diese Namen kehrten natürlich auch, namentlich in den größeren Städten, häufig wieder, entweder in derselben Form oder auch in Varianten, so gab es z. B. Häuser zum kleinen, großen, güldenen, weißen, grünen Helm, zu den drei Helmen, zum großen, kleinen, weißen, schwarzen, blauen, grünen, rothen, bunten, steinernen, kleinen steinernen, alten Schild.

Die edle Zunft des Schmiedehandwerks hat einen reichen Beitrag zu den Hausnamen geliefert, aber auch aus allen andern Berufen hat man Benennungen der Häuser entlehnt. So ist bei Namen wie zur schwarzen Gewandscheere, zur Tuchscheere, zur Nähnadel, zum Mantel, zum blauen Rock, zum Flecken, zum schwarzen gekrönten Hut, zur rothen Haube, zur Pfrieme, zum rothen Stiefel, zum schwarzen Schuh und zur gelben Schnalle unschwer zu errathen, welches ehrsame Handwerk die Besitzer dieser Häuser betrieben. Die Häuser zur alten Farbe, zur halben Schwarzfarbe und zum Färbefaß waren Wohnstätten der Färber, zum bunten, güldenen, seidenen Beutel, zur kleinen Tasche, zum güldenen Sack und zur Lederhose die der Beutler. Die rothe Flasche erinnert an den Flaschner, der Spiegel- und der Gewehrschrank an die Glaser, die große und die kleine gewundene Kerze, der Lichtschrank und die Lichtputze an die Lichtzieher. Der Mehlbeutel und der Mehlkasten, der Backtrog und der Teigtrog, der Butterweck, die Bretzel und der Krapfen waren Abzeichen und Namen der Backhäuser. Die Kunst des Tischlers und Drechslers verriethen die Häuser zur Tafel, zur güldenen Lade und zum Lädlein, zum Stab, zum Kochlöffel und zum Quirl, die der Töpfer die Häuser zur Thonkugel, zur Töpferscheibe, zur grünen Kachel, zum Krug, zum Napf, zum großen Topf, zur Schüssel, zum Teller. In großer Mannigfaltigkeit offenbarten sich die Erzeugnisse der Böttcher an den Häusern zum Trog, zum Stotz, zum Stötzel, zum Schweinstroge und zum Waschstotz. Außer den Häusern zum schwarzen, weißen, rothen, goldnen, kleinen rothen, großen, bunten, gepichten Fäßchen gab es solche zum Waschfaß und zum Butterfaß, zum Schlegelfaß und Rosenfaß. Daß die Weincultur im Mittelalter in einzelnen Gegenden in Blüthe stand, beweisen die Häuser zur Weinhippe und Weinhaue, zum Weinkrug, zur Weinkannen und zum Weinfaß. Auch des Bieres war nicht vergessen, wie die Namen zum Braunscheid, zum Malzkasten und zum Bierschlauch verrathen. Natürlich ist es im engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, alle die zahlreichen Häusernamen aufzuzählen, es seien aus dem Gebiete der von Geräthen und Erzeugnissen entlehnten Namen in bunter Folge nur noch einige erwähnt: zum Rollwagen, zum güldenen Schlitten, zum Hemmschuh, zum Fuhrmannskittel, zum goldenen Schifflein, zum rothen Sattel, zur alten Reuße, zum Reibeisen, zum Rollsieb und zur goldenen Säge, zum Schleifstein und zum Mühlstein, zur Zündruthe und zum Dreschflegel, zum Korb und zum Salzkarren, zum Handschuh und zum kleinen Strumpf, zur

Salzmeste und zur rothen Leiter, zum Blaserohr und zur Wage, zu den drei Schinken und zur weißen Scheibe.

Diese Namen sind übrigens ein beredtes Zeugniß für die hohe Blüthe des Handwerks im Mittelalter und für das stolze Selbstbewußtsein, das die Glieder der mittelalterlichen Zünfte und Innungen beseelte. Die Leute, die ein Bild, einen Namen für ihr Haus wünschten, wählten es aus dem Gewerk, das sie nährte und ehrte. Sie drückten damit in naiver Weise die ganze Freude an ihrem Stande, an ihrem Berufe aus. Und diese Häusernamen sind ein schöner Beweis für die Ehre, die dem Handwerker seine Arbeit lieh. Heutzutage würde wohl nicht so leicht die Wahl auf jene Namen fallen, glaubt doch in unserer Zeit der geringste Schreiberssohn auf den fleißigen Handwerker herabsehen zu können. Es liegt auch etwas Kernhaftes darin, im Ernst und Scherz seine Bürgerwappen in seines Tages Arbeit zu suchen und dem Werkzeug wie dem Werke seine Ehre zu geben. Die Bürger stellten sich damit in keckem Gegensatz zu den Rittern, deren Schilde oft die phantastischen Geschöpfe der Thierwelt und Sage schmückten. Das neugebildete Volkselement, welches im Handwerker und Kaufmann die Städte neben den anderen Ständen entwickelten und das zu einem kräftigen Gegensatz gegen sie umschlug, zeigt sich in der Bilderwahl in lichter Weise. Neben Schwert, Helm und Krone des Ritters stellen sie dreist Pflugschar, Sense und Stoß auf ihr Wappen.

Daß die alten Städte auch schon ein Sitz musikalischer Leiden und Freuden waren, davon geben uns die Häusernamen hinlängliche Auskunft. Dicht beieinander lagen z. B. in Erfurt die Häuser zum Pfeifer, zum Spielmann, zum Hackebrett, zur Lauten, Geigen, Schallmeyen, zur Dreyangel und zur kleinen und großen Harpfen. Ferner gab es Häuser zum Fiedelmann und Trommelschläger, zum Fiedelbogen und zur Baßgeige, zur Pfeife und zur Trompete, zum Trummscheid und zur Windwage.

Nicht selten entlehnte man die Namen der Lage der Häuser und gewissen Eigenthümlichkeiten in Bauart und Aussehen. Fast immer war z. B. die Lage der Eckhäuser im Namen angedeutet. Außer den Häusern zur Ecke, zur kleinen, schönen, scharfen, weißen Ecke gab es solche zum Brücken-, Wald-, Ratten-, Maus-, Hasen-, Drachen-, Rosen-, Schild-, Pfaffen-, Frauen-, Würzburgereck u. s. w. Hierher gehörig sind wohl auch die Namen wie: zum großen Rasen, zum grünen Anker, zu den hohen Weiden, auf den Stufen, zum langen Gang, zum Winkel, zum hohen Wege, zur Steinbrücke, zum hohen Stege, zum Gänse- und Geißborn, zur Thongrube und zum Pumpbrunnen. Von besonderen Eigenthümlichkeiten der Häuser in Bauart und Aussehen u. dergl. m. legen Zeugniß ab die Namen: zum alten, neuen, hohen, niedrigen, krummen, grünen, gelben, rothen, weißen, bunten, steinernen Hause, zur neuen, hohen, weiten, grünen, rothen, blauen, schwarzen, eisernen, steinernen Thür, zur schwarzen und goldenen Pforte, zum rothen Thor. Ebenso die Namen: zum Querchhaus (stand in der Quere), zum breiten Steine und zur hohen Stufe, zur langen Treppe und zu den sieben Staffeln (Stufen), zum kleinen Schornstein und zum halben Giebel, zum blechernen Thurm und zum grünen Dächel.

In den Städten war im Mittelalter Handel und Gewerbe mächtig emporgeblüht, durch die Handwerker und Kaufleute waren die Städte groß geworden, durch sie zu bedeutendem Reichthum und gewaltiger Machtfülle gelangt. Es war deshalb nur zu erklärlich, daß sich der Bürger ein stolzes Selbstbewußtsein bemächtigte und daß sie nach einer politischen und idealen Ausgleichung ihres Rechts mit den Vorrechten der unter ihnen wohnenden, alteingesessenen Geschlechter drängten. Nun war es ein alter Brauch der Ritter, der schildbürtigen Freien, ihren Schild mit dem Bilde eines Thieres, eines Baumes, einer Pflanze, einer Blume u. s. w. zieren zu lassen. Mit diesem Bild oder Wappen, das gleichzeitig als Erkennungsmarke galt, schmückten sie auch ihre Burg. Infolge der wachsenden Freiheit des Bürgerthums wurde jedes Haus gleichsam zu einer städtischen Burg, und wie die Burgen der Ritter und die Höfe der alten Patriziergeschlechter, so nahmen auch sie Bilderzeichen an. Man geht deshalb wohl nicht fehl, wenn man die alten Häuserbilder und Häusernamen als eine Nachahmung des Ritterwappens auffaßt. Infolge dessen nähert sich auch ein großer Theil derselben dem Inhalte der Ritterwappen. Es ist dann derselbe Inhalt, aus dem die Bildschöpfungen des Mittelalters überhaupt flossen, die Thier- und Pflanzenwelt. Doch treten auch hier noch Eigenthümlichkeiten hervor, die dem städtischen Leben zuzuschreiben sind. Bei der Fülle von Bildern, die aus der Thierwelt entnommen sind und die oft ganz mit der Symbolik der Wappenschilder übereinstimmen, läßt sich doch nicht verkennen, daß das wirkliche Leben und sein Brauch weit schärfer und erkennbarer auf ihre Darstellung eingewirkt haben, als dies bei der ins Vage und Verwirrte gezogenen Wappenbildung der Fall war. Beobachtungen für das Leben und die Cultur lassen sich daher viel besser und sicherer aus ihnen ziehen. Sehr deutlich zeigt dies der Hinweis auf die Jagd. Wir finden Häuser zum grünen Jäger, zum Schützen, zum Falkener und zum Waidener, zum Jägerroß, zum Jägerhorn, zum weißen Bracken, zum Windspiel, Wachtelhund und Vogelsrohr. Von dem Jagdwild kehrt vor Allem der Name des Hirsches häufig wieder, es gab Häuser zum schwarzen, weißen, grünen, gelben, rothen, goldenen Hirsch, zum weißen und rothen Hirschchen, zum Tannenhirsch, zum rothen Hirschkopf, zum Hirschgeweih, zum Hirschhorn, Hirschsprung, Hirschlauf, Hirschberg, Hirschbach und zur Hirschtränke. Das Haus zur Hirschluke deutet auf das Instrument hin, mit welchem man den Ton der Hirsche nachahmte, um sie anzulocken. Anderen jagdbaren Thieren unter den Vierfüßlern begegnen wir in den Hausnamen zum Rehbock, zum Reh, zur Gemse, zum Hasen, zu den kleinen Füchsen, zum Eber, zum kleinen wilden Schwein. Gern wurden die Namen der heraldischen Thiere verwendet, am häufigsten wohl der des Löwen. Außer den Häusern zum Löwen und zum Steinlauen gab es solche zum großen, kleinen, schwarzen, weißen, rothen, gelben, grünen, grauen, bunten, güldnen, kleinen goldnen, großen weißen, schwarz und rothen, gelb und weißen, mittleren bunten, bunten grünen, gekrönten Löwen. Hierher gehörig sind ferner Häusernamen wie: zum Bär, Wolf, Tiger, Panther, Leopard, Elephant, Kameel, Einhorn, Rhinozeros, Meerkatze, Affe u. a. m. Natürlich waren unter den Hausnamen auch die Namen der meisten vierfüßigen Hausthiere vertreten, obenan der des Rosses, ferner die des Esels, des Ochsen, des Kalbes, des Schweines, des Bockes, des Schafes, des Lammes, des Hundes, der Katze u. s. w. Die Häuser zum Bären-, Schweins-, Hasen- und Hahnenstreit erinnern an Thierkämpfe, die im Mittelalter sehr beliebt waren. Unter den Vögeln, deren Namen als Hausnamen verwendet wurden, ragt, was die Häufigkeit des Vorkommens anbelangt, der Adler hervor. Dies ist erklärlich, war er doch das kaiserliche Wappen und das der freien Reichsstädte, und mancher Bürger wählte dieses Bild aus patriotischer Gesinnung für sein Haus. In gleicher Weise wurden verwendet die Namen vom Geier, Sperber, Storch, Kranich, Reiher, wilden Schwan, von der wilden Gans und Taube, von Eule, Rabe, Specht, Elster, Schnepfe, Auerhahn, Ente, welschem Hahn, Henne, Taube. Den Namen der Singvögel begegnen wir an den Häusern zur Nachtigall, zur Lerche, zum Galander (Heidelerche), zur Schwalbe, zum Staar, zur Kohlmeise, zur Grasmücke, zum Stieglitz, zum Zeisig, zum Lohfink, zum Zaunkönig. Selbstverständlich war auch der Gassenjunge unter den Vögeln vertreten, der Sperling. Von sagenhaften bez. ausländischen Vogelnamen fanden sich Greif, Strauß, Pelikan, Pfau, Papagei, grüner Sittich u. a. Ziemlich bedeutend war in den mittelalterlichen Städten schon die Fischzucht, und namentlich zur Fastenzeit waren Fische ein gern gesehenes Gericht auf der Tafel. Häuser waren daher benannt vom Aal, Karpfen, Lachs, Salmen, Hering, Stör, Stockfisch, von der Forelle und namentlich vom Hecht. Bei der Vorliebe für Thiernamen war man selbst zu den kleinsten und unscheinbarsten Vertretern derselben herabgestiegen, wie die Häuser zum Igel, zum rothen Krebs, zum goldenen Frosch, zum Hamster, zum Käfer, zum Ohrwurm, zur weißen Maus, zur Kröte, zur Hummel, zur Biene, zur Fliege, zur Schnacke, zur Heuschrecke und zur Ameise bezeugen. Des humoristischen Beigeschmacks entbehrte nicht die Nachbarschaft von Regenwurm, Kritzekäfer, Schabe, Wespe, Oehrling und Schnecke im alten Erfurt. Sehr gern entlehnte man auch die Hausnamen aus dem Pflanzenreiche, hielt Umschau unter Blumen, Büschen und Bäumen. Häuser zur Eiche, Linde, Buche, Birke, Erle, Tanne, zum Apfel-, Birn-, Kirsch-, Quitten- und Nußbaum waren ebenso häufig anzutreffen, wie die zum Rosen-, Reb-, Wein- und Hopfenstock, zum Dorn- und Haselbusch. Ebenfalls hier zu erwähnen sind die Häuser zum Rosenzweig und Apfelreis, zum Schlehendorn und Pirnreis, zur Weinrebe und zum Apfelzweig, zur goldenen Birne und zum rothen Apfel, zur Hagebutten und Weintraube, zur Winterbirne und zum Holzapfel, zur Citrone und zur Feige. Die häufige Wiederkehr der Rose in den Häusernamen — es gab Häuser zur weißen, schwarzen, rothen, bunten, goldenen, großen, mittleren,

kleinen Rose, zu den drei Rosen — erklärt sich einestheils aus der poetischen Anschauung aller Zeiten, nach welcher die Rose die Königin der Blumen ist, anderntheils aus der christlichen Symbolik. Das letztere ist wohl auch bei der Lilie der Fall, die im christlichen Bilde vorzugsweise das Attribut der heiligen Jungfrau war, und beim Kleeblatt, dem Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Von sonstigen hierhergehörigen Häusernamen seien noch erwähnt: zur gelben Blume, zur güldenen Distel, zur Sonnenblume, zur Nelke, zur Kornblume, zum Hanfstengel, zum Rautenkranz, zur Artischocke, Erbse und Linse.

Bei der Wahl der Häusernamen ließen sich die Besitzer der Häuser sehr oft auch von religiösen Gesichtspunkten leiten. Bei der Rose und Lilie ist schon darauf verwiesen worden, auch bei einzelnen Thiernamen hätte daran erinnert werden müssen, so bei den Hauptsymbolen des Christenthums, dem Lamm, dem Löwen, der Taube, dem Einhorn, dem Ochsen und dem Adler. In anderen Häusernamen treten uns die Attribute der Kirchenpatrone entgegen: das Rad, das Schwert, der Palmbaum, der rothe Hut, Bischofshut, Bischofsmantel, Bischofsstab. Gar nicht selten begegnen wir biblischen Personen unter den Haus-Bildern und -Namen: zum Adam und Eva, zum Jonas, zum Propheten Elias, zum König David, zum König Salomo, zu den heiligen drei Königen, zu den drei Weisen, zu den drei Mohren (mit den drei Kronen und dem goldnen Stern), zum verlornen Sohn, ja, selbst der heiligen Familie, der Engel und Erzengel, der Heiligen und der heiligen Dreifaltigkeit ist gedacht. Andere Häusernamen, die ebenfalls Zeugniß für die christliche Gesinnung ihrer Schöpfer ablegen, sind: zum englischen Gruß, Mariä Empfängniß, zur Gottesgnade, zum Rosenkranz, zum Kreuz, Herz, Anker und der Krone (Embleme der göttlichen Tugenden), zur Himmelspforte und zum Paradies, zu den zehntausend Märtyrern. Die Häuser zum Pilgrim und zum heiligen Grabe deuten auf die Wallfahrten nach Jerusalem, die Namen zu den nackenden Kindern und den frommen nackenden Kindern auf Hausbilder, auf denen Engel zu sehen waren, die gewöhnlich unbekleidet dargestellt zu werden pflegten. Bei der Wahl vieler Häusernamen, die scheinbar nur der Naturanschauung entlehnt sind, hat vielfach doch die christliche Auslegung mitgewirkt, so bei den Namen zur goldenen Sonne, zum halben Mond, zum weißen Stern, zum rothen, grünen, güldnen, blauen Strahl, zur trüben Wolke, zum Regenbogen.

Die Häuser zum Riesen, zu den drei Zwergen, zu den rauchen Kindern (die Zwerge wurden meist rauh, d. h. behaart dargestellt), zur nackenden Magd erinnern an die volksthümlichen Gestalten der Riesen, Zwerge und Nixen, die zum Meerwunder, zum wilden Mann, zur wilden Frau an die nach dem Aberglauben jener Zeit den Wellen entsteigenden, ungeschlachten Männer und Frauen. Zum Riesengarten, zur Riesenburg, zum Gral, zum Zobtenberge, zur Schneekoppe, zum Brocksberg führen uns sagenumwobene Orte vor Augen. Auf geschichtliche Personen und Ereignisse nehmen Bezug die Namen zum römischen Kaiser, zum König von England, zum König von Spanien, zu den drei Alliirten, zu den sieben Churfürsten, zum alten Landgrafen, zum neuen Burggrafen, zum Landwirth, zum Königsstreit (Friedrich Barbarossa-Heinrich der Löwe), zum Mönchsstreit (Disputation). Das englische Haus in Frankfurt a. M. erinnert an die englischen Flüchtlinge, die im Jahre 1553, als Maria Königin von England ward und die katholische Religon gewaltsam wieder einführte, ihr Vaterland verlassen mußten und zum Theil in Frankfurt gastliche Aufnahme fanden. Mitunter suchte sich das Volk die Entstehung der Häusernamen auch durch sagenhafte Erzählungen zu erklären und zu deuten. So theilen alte Erfurter Chroniken folgende Sage mit: Zu Erfurt sah einst ein Schäfer in seinem Garten einen Bock und ein Schaf an einem Rosenstocke stehen. Das Schäfchen aber scharrte mit seinem Fuß etwas Geld aus der Erde. Da grub der Schäfer nach und fand so viel Geld, daß er davon drei schöne Häuser bauen konnte. Er nannte aber das erste Haus „zum güldenen Schafe“, und ist daran auch ein Schaf in Stein zu sehen, das andere „zum Rosenstock“ und das dritte „zum schwarzen Bock“. Von einem Hause in Wien geht die Sage, daß in ihm einst ein armer Maler gewohnt habe, der so arm war, daß er die geringe Miethe seines Dachkämmerleins nicht bezahlen konnte. Der Hausherr, ein wucherischer Blutsauger, erklärte, ihm den Zins nachsehen zu wollen, wenn er die riesige Front des Hauses bemalen werde. Dem armen Teufel blieb natürlich nichts weiter übrig, als dem Verlangen seines Wirthes nachzukommen, und so entstanden an der Außenseite des Hauses schöne Malereien, von denen das Haus den Namen „das gemalte Haus“ erhielt.

In den Häusernamen spiegelt sich das Volksleben nach verschiedenen Richtungen hin wieder. Es ist deshalb nur zu erklärlich, daß auch der zwar etwas derbe und grobkantige, aber nichts desto weniger treffende Humor, wie ihn das 15. und 16. Jahrhundert in einer Fülle von Schriften offenbarte, in den Häusernamen zu Tage tritt. Solche wunderliche Namen waren: zum grünen Hasenohr, zum Sauschwanz, zum Kuhfuß, zur kalten Laus, zum wahnsinnigen Floh, zum Knoblauch und zur welken Rübe, zum dürren Baum und zum faulen Apfel, zum Kehrwisch und zum Tintenfaß, zum Eiszapfen und zur Nebelgrube, zum Kellerloch und zum weißen Hemde, zum Milchsäugen und zur Mistgabel, zum Schab den Rüssel, Küß den Pfennig, zum Eselgesang und zum Pferdsdreck, zum blauen Mondschein und zum verliebten Posthörndl, zum Schlaraffen und zur bösen Frau, zur Schlafmütze und zur kalten Wittwe u. dergl. m.

Alle diese Häusernamen gewannen natürlich im Laufe der Zeit eine privatrechtliche Bedeutung. Sie markirten den Besitz und waren daher für Verträge, Testamente, Zinsordnungen und dergleichen mehr von hoher Wichtigkeit. Es war ferner im Mittelalter Sitte, dem Personennamen den Hausnamen hinzuzufügen, z. B. Johannes Schüller zum bunten Faß, Heinrich zum Mohrentanz, da die betreffenden Personen auf diese Weise am schnellsten in ihrem Besitzthum aufzufinden waren. Aus diesen Gründen ward es schwer, ja, es erschien sogar unräthlich, die Häusernamen abzuändern. Wenn deshalb ein Haus durch Kauf oder auf irgend eine andere Weise an einen anderen Besitzer überging, so behielt es seinen Namen. Brannte ein Gebäude ab, und das war im Mittelalter bei der hölzernen Bauart nicht selten der Fall, so erstand mit dem neuen Hause meistens der alte Name. Wurden zwei Häuser zu einem vereinigt, so wurde das neue Haus bald nach dem einen, bald nach dem andern benannt, oft aber auch nach beiden, z. B. zum Engelrößchen und weißen Kreuz, zum grünen Sittich und gekrönten Hecht, zur blauen Lilie und güldenen Schloß. Freilich kam es auch vor, daß an Stelle eines Hauses zwei neue Häuser erbaut wurden, die andere Namen erhielten. So entstanden an Stelle des Hauses zum Altenburg in Frankfurt a. M. die Häuser zum Frankenberg und zum Bruneck. Auch sonst waren Namensänderungen im Laufe der Jahrhunderte nicht völlig ausgeschlossen. Wir lesen in alten Häuserchroniken: das Haus zum alten Wetterhahn nachmals zum rothen Männchen, zur goldnen Schachtel vorher zum neuen Burggrafen, zum Christophel vorher zum Petterweil nachmals zum jungen heiligen Geist. Ueber die Gründe, die zu Namensänderungen führten, ist nicht leicht Aufschluß zu bekommen, mitunter geben uns die alten Chroniken hier und da Auskunft. Im Jahre 1464 erbaute ein gewisser Johann v. Mehlem ein Haus auf dem Habermarkte in Frankfurt, das nach seiner Lage den Namen „zum Bornfleck“ erhielt, es hatte sich früher an der Stelle ein Brunnen befunden. Das über dem Thore befindliche v. Mehlem'sche Wappenschild, es zeigte einen rothen Krebs, brachte mit der Zeit dem Hause den Namen „zum rothen Krebse“ ein. Im 18. Jahrhundert gerieth aber auch dieser Name in Vergessenheit. Weil das Haus im Gegensatz zu all den umliegenden hölzernen Baulichkeiten ein Steinhaus war, so gab ihm der Volksmund den Namen „steinernes Haus“. In Leipzig erhielt das am Augustusplatz gelegene, ursprünglich „das große Fürstencollegium“ benannte Haus vom Volke gar bald den Namen „schwarzes Brett“ nach der unterm Eingange befestigten schwarzen Tafel. Man sieht aus diesen Beispielen recht deutlich, daß bei Namensänderungen durch das Volk immer ein recht sinnenfälliges Charakteristicum ausschlaggebend war. Mitunter gab es auch Leute, welche die alten Namen ihrer Häuser veränderten oder auch ganz abschafften, um sich mit der Zeit dadurch von der schuldigen Entrichtung der darauf lastenden Zinsen auf eine betrügliche Weise loszumachen. Deswegen wurde später verordnet, die Schilder oder Namen der Häuser ohne Erlaubniß der Obrigkeit und ohne Einwilligung des Zinsherrn nicht mehr zu verändern. Fand aber eine Veränderung auf solche Weise statt, so wurde sie in das Bauprotokoll eingetragen und dem Zinsherrn ein glaubwürdiger Schein der Namensveränderung zugestellt.

Die Namen wurden entweder an das Haus angeschrieben oder in die Wand eingegraben oder auf einem an demselben befestigten Schilde angebracht. Meistens war auch der im Namen enthaltene Gegenstand zu Nutz und Frommen des leseunkundigen Volkes angemalt oder durch ein Holz- bez. Steinbild plastisch

dargestellt. Die Schilder oder Zeichen hingen oft auch an eisernen Stangen, die weit über die Straße reichten, und so den Vorübergehenden beständig in die Augen fielen. Dadurch prägten sie sich viel leichter dem Gedächtniß ein und blieben weit fester haften, als unsere todten, unscheinbaren, oft sehr versteckten Zahlen. All der bunte Schmuck der Häuser, die poetische Mannigfaltigkeit der Namen ist geschwunden und nur kümmerliche Reste, kaum beachtet, sind noch vorhanden. Derselbe Geist, der mit nivellirender Gewalt alles Besondere und Eigenthümliche abkantet und glatt macht, hat die bunte Bezeichnung durch Hausbildernamen in Hausnummern verwandelt. Aber wenn auch all' die zahlreichen Namen ihrer ursprünglichen Bestimmung enthoben worden sind, erhalten haben sie sich dennoch. Einen sehr großen Theil derselben finden wir in unseren heutigen Familiennamen wieder, von denen viele dem reichen Schatze der Häusernamen entlehnt worden sind. Es seien zum Beweise des eben Gesagten zwei allbekannte Namen angeführt. Der Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch zum Gutenberg, hat seinen Namen von dem Hofe zum Gutenberge, den die Mutter seinem Vater als Heirathsgut eingebracht hatte. Im Jahre 1743 wurde zu Frankfurt a. M. in der alten, wegen ihrer Dunkelheit und ihres Schmutzes berüchtigten Judengasse im Hause Nr. 148 Mayer Anselm Rothschild geboren. Dieses Haus trug über seiner Thür einen rothen Schild und es ist zweifellos, daß der Gründer des hervorragendsten und angesehensten Handlungshauses der neueren Zeit nach dem Zeichen seines Geburtshauses benannt worden ist. Es könnten noch zahlreiche urkundliche Belege angeführt werden, die beweisen, daß in vielen Fällen der Hausname Familienname ward. Und aus diesem Umstande erklärt es sich auch zum guten Theil, daß so manche Familiennamen nichts anderes sind, als die Namen von Erzeugnissen und Geräthen, von Thieren und Pflanzen.

Bücherbesprechungen.

— Berger, Hermann, Dr. Pfarrer, Christenlehre in Unterredungen mit den Confirmanden im Anschluß an den Kleinen Katechismus D. Martin Luther's. Handreichung für den Confirmandenunterricht und zur Selbstbelehrung für Confirmirte. 192 S. gr. 8. Altenburg, S.-A., Verlagshandlung H. A. Pierer. 1901. — Viel ist in neuerer Zeit die Frage behandelt worden, ob unsere gegenwärtige Confirmationspraxis die richtige und wirksamste sei. Noch wichtiger aber erscheint es, den Unterricht und die seelsorgerliche Thätigkeit an den Confirmanden immer wieder zu revidiren und zu fragen, ob diese nicht noch wirkungsvoller und nachhaltiger zu gestalten wäre. Hierzu will die vorliegende Schrift verhelfen. Sie bietet besonders jüngeren Geistlichen eine Handreichung für den Confirmandenunterricht, indem sie in Fragestellung und Antwort die Bibel- und Katechismuslehre und zwar nach dem lutherischen Kleinen Katechismus durchgeht. Dabei wird mit der Taufe begonnen und den Sacramenten überhaupt und dann zum dritten, zweiten und ersten Hauptstück fortgeschritten. Ganz gewiß hat diese umgekehrte Reihenfolge mancherlei für sich. Wenn der Verfasser geradezu die Fragen und Antworten vorschreibt, so will er nicht einer Mechanisirung dieses Unterrichts Vorschub leisten, sondern zu einer rechten Bearbeitung und Durchdringung des Stoffes Anleitung geben. Er hat bereits in seiner „Christenlehre" für die Confirmanden (Altenburg 1897) den Kindern einen Leitfaden hergestellt, an den sich diese Unterredungen für den Geistlichen oder Lehrer oder auch für die Confirmirten zum Selbstunterricht genau anschließen, was die Anordnung des Stoffes und sogar die Ueberschriften angeht. Für den in der sächsischen Landeskirche gegenwärtig geordneten Confirmandenunterricht bietet der Verfasser allerdings zuviel Stoff; es wäre unmöglich, in 40—50 zur Verfügung stehenden Stunden den ganzen Katechismus eingehend und vertiefend zu behandeln. Daher ist in dem Vorwort bemerkt: „Sodann muß der Confirmandenunterricht entweder ein ganzes Jahr in wöchentlich zwei Stunden oder von Michaelis bis Ostern in wöchentlich drei bis vier Stunden ertheilt werden." Der Verfasser will dem Letzteren den Vorzug geben, weil dann die Unterbrechung durch die Sommerferien in Wegfall käme. Wir wollen in diese Untersuchungen hier nicht eintreten, jedenfalls aber kann (darin pflichten wir dem Verfasser bei) eine Zahl von etwa 50 Confirmandenstunden, die noch durch Unpäßlichkeit und Krankheitsfälle manchen Kindern verkürzt zu werden pflegt, im Winterhalbjahr nicht für hinreichend erachtet werden, den Confirmanden das anzueignen, was zumal in unserer Zeit und bei der Beschränkung des religiösen Unterrichtsstoffes in der Schule den Kindern zur Befestigung ihres Glaubens und Christensinnes dienen soll. Die Berger'schen Unterredungen sollen aber auch sächsischen Geistlichen, die sich eine Verkürzung herstellen müßten, bestens empfohlen sein. Sie sind bei völlig elementarer Fassung doch recht geeignet, die eigene Arbeit zu revidiren und den Confirmandenunterricht segensreich zu gestalten. Die Fragestellung ist eine correcte; nur Fragen wie: „Was ist Gott von uns?", „Was sind wir von Gott?" sind doch wohl zu beanstanden. D. K.

— Bibliographie der deutschen Recensionen mit Einschluß von Referaten und Selbstanzeigen. Supplement zur Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur. Band I. Nach Büchertiteln (Alphabet der Verfasser) geordnetes Verzeichniß von etwa 38000 Besprechungen deutscher und ausländischer Bücher und Karten, die während des Jahres 1900 in über 1000 zumeist wissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Sammelwerken deutscher Zunge erschienen sind, mit Sachregister. Unter besonderer Mitwirkung von Arth. L. Jellinek und Dr. E. Roth herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, Felix Dietrich, 1901. 4°; III, 406 S. Preis: 25 ℳ. — Es giebt Menschen, die entschieden eine ganz andere Organisation im Innern haben müssen, als Unsereiner; ich meine: eine Constitution etwa von der Art des Grammatikers Didymos mit den ehernen Eingeweiden (χαλκέντερος). Ich gehöre, das darf ich wohl sagen, auch nicht gerade zu den Leuten, die andauernd auf der altgermanischen Bärenhaut liegen und ihr Leben verträumen; aber so etwas von Opfermuth und Entsagung, Ausdauer und Sitzefleisch, wie es Felix Dietrich und seinen Gehilfen eigen ist, dürfte selbst unter deutschen Bibliothekaren selten vorkommen. Neben der bereits auf acht schwere Bände gediehenen, 125 ℳ pro Exemplar kostenden großartigen „Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur" (vgl. die Nr. vom 30. Oct. 1899) auch noch an ein zweites Unternehmen ähnlicher (oder genauer: ergänzender) Art zu denken und es mit ungebeugtem Optimismus in Angriff zu nehmen, das verdient selbst innerhalb der dem idealistisch gesinnten deutschen Buchhandel nahestehenden Kreise rückhaltlose Anerkennung und, was namentlich dem Verleger zu wünschen wäre, thatkräftigste Unterstützung durch Subscribirung. Zwei Theilschichten aus der großen Zahl gebildeter Deutscher sind es vor Allem, die als Förderer der Sache anzusehen sind: solche Collegen des Herausgebers, deren Verlagswerke einen großen Absatz erzielen müssen, ehe sie überhaupt einen nennenswerthen Gewinn abwerfen können, und deshalb auf die Unterstützung durch zahlreiche Preßstimmen förmlich angewiesen sind, und dann die vielen Verfasser, die sich noch um das Schicksal und die Aufnahme ihrer Geisteserzeugnisse im Publicum kümmern. Unser Besprechungswesen liegt, das wissen wir ja Alle, sehr im Argen; ich spreche aus Erfahrung und darf ruhig behaupten, daß Zeitungen, die, wie die L. Z., tagaus tagein den Bücheranzeigen unverminderte Sorgfalt widmen, direct zu den Seltenheiten gehören. Trotzdem ist es für die meisten Verleger und auch für gewissenhafte Autoren von großem Werthe, eine vollständige Sammlung einschlägiger Preßstimmen zu erhalten. Von selbst aber läuft eine solche keineswegs ein; die Expedition so mancher Zeitschrift versäumt es eben, Belege zu schicken: woher soll man dann, wenn man nicht fortgesetzt reclamirt, erfahren, ob eine wichtige Besprechung herausgekommen ist? Hier tritt, eine vollständige Neuheit auf diesem Gebiete, Dietrich's B. d. d. R. ein. Ich kann sie mit gutem Gewissen empfehlen; in dem Glauben, die namhafteren Kritiken über meine „Weltgeschichte" sämmtlich in Händen zu haben, machte ich bei Dietrich die Probe darauf und bin sofort eines Besseren belehrt worden: unter 45 aufgeführten Recensionen waren mir zwei bisher unbekannt, die nicht kennen gelernt zu haben ich wirklich hätte bedauern müssen. — Zum Schluß zwei kleine Reformanden und eine große Bitte: a) der Titel unserer Wiss. Beilage weist nicht das Wörtchen „zur", sondern „der" auf, und die Berichtigung zum Stichworte „Glagau" (auf S. 388) ist als falsch zu streichen; b) warum ist für diese Supplement-Reihe nicht sofort mit dem unpraktischen Ziffernsystem der Hauptreihe gebrochen worden? Die Einführung von allgemein gebräuchlichen und daher den überhaupt in Betracht kommenden Benutzern leicht verständlichen Siglen ist wohl nicht länger aufzuschieben. In diesem Sinn auf Wiedersehen beim II. Bande (1901)! Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 131. Sonnabend, den 2. November, Abends. **1901.**

Forstgefährliche Insecten in Leipzigs weiterer Umgebung.

Von Dr. E. S. Zürn.

Fährt man auf der von Leipzig über Döbeln nach Dresden führenden Bahnstrecke, so passirt man nicht weit hinter Beucha die ersten Waldungen, welche sich bis zur nächsten Station Naunhof und darüber hinaus hinziehen, letztgenanntes freundliches Landstädtchen auf drei Seiten umgeben und zum größeren Theile dem ebendaselbst verwalteten königl. Staatsforstrevier, zum kleineren dem fürstl. Schönburgischen Revier angehören. Leider zeigen die zwischen Beucha und Naunhof in der Nachbarschaft des Bahnkörpers sich ausdehnenden Fichten- und Kieferbestände kein tadellos gesundes Aussehen, die ersteren vielmehr allenthalben dürre Wipfel, welche mit ihrer rothbraunen und braungrauen Farbe gar auffallend von dem Dunkelgrün der übrigen Fichtennadelbelaubung sich abheben. Diese sonderbare Erscheinung verursacht zu haben werden vom Publicum meist die Eichhörnchen, die Spechte, die Nußhäher, die in diesem Sommer so abnorm stark gewesene Trockenheit des Waldbodens und Anderes mehr mit Unrecht beschuldigt. Die Kieferbestände sehen theilweise aber noch viel mehr mitgenommen aus. Ihre Kronen lassen nämlich sogenannten „Kahl-“ oder doch wenigstens „Lichtfraß“ erkennen, d. h. sie zeigen sich, ihres Nadelkleides ganz beraubt, in weithin rothgrau- oder rothbraunschimmernder, armseliger Blöße oder höchstens noch in einer sehr durchscheinenden Laubgewandung, die einem ganz defecten, dünnen, graugrünen Schleier gleicht. Ferner kann man vom Bahnwagen aus an den Stämmen solcher krank erscheinender Kieferbestände etwa in Dreiviertel-Mannshöhe rothbraune breitere und auf letzterer Mitte schwarzbraune schmälere Streifen, unterhalb dieser aber an vielen der den Bahnschienen am nächsten stehenden Kiefernbaumstämme außerdem noch eine eigenthümliche Moosgrünfärbung erkennen, welche bald als schmäleres, bald als breiteres Band die Bäume ebenfalls umgiebt. Auch für das Vorhandensein dieser Stammgürtel suchen Diejenigen, welche dieselben ganz richtig als sogenannte Leimringe erkannt haben, fast immer die sonderbarsten Gründe, meinen z. B., die Staatsforstrevierverwaltung habe solche Klebgürtel zur Abhaltung von Eichhörnchen, von Hasen, Kaninchen, Mäusen, von Spechten und anderen, an Baumstämmen hochkletternden Vögeln anbringen lassen. Höchstens hört man von Leuten, welche darüber genauer unterrichtet zu sein vermeinen, es sollten irgend welche „Würmer“ durch solche Leimringe verhindert werden, hinauf in die Baumkronen zu gelangen. Würde man solche Leimgürtel sich genauer während des jüngstvergangenen Monats October angesehen haben, so hätte man an denselben ein höchst eigenartiges Schauspiel und namentlich auch eine Erklärung für jene oben erwähnten merkwürdigen grünfarbigen Bänder entdeckt, welche dicht unter den Leimringen die Baumstämme umgeben. Man hätte dann nämlich die bewußten Grünfarbenstreifbänder zusammengesetzt gefunden aus unglaublichen Mengen von — Spannerraupen, d. h. zehnfüßigen, kleineren und dünneren Schmetterlingsraupen in grüner Livrée, welche beim Kriechen einen charakteristischen Katzenbuckel machen oder ausspannen. Die unseren Blicken sich zeigenden Spannerraupen können wir als die sehr gefräßigen, deshalb dem Nadelholz äußerst gefährlich werdenden Larven eines mittelgroßen Kleinschmetterlings, nämlich des Kiefern- oder Föhrenspanners (Fidonia s. Geometra piniaria) alsbald diagnosticiren. Interessant ist, was in dem classischen Werke von Judeich und Nitsche, betitelt: „Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsectenkunde“, Bd. II (8te Auflage, Wien 1895 bei Ed. Hölzel), auf Seite 968 und 969 unter Anderem über ähnliches Massenauftreten des ebengenannten Schmetterlings in früherer Zeit etwa folgendermaßen gesagt wird: Die ersten, historisch nachweisbaren Verwüstungen des Kiefernspanners fallen in das Jahr 1780 und in die Gegenden um Werdau, sowie in Pommern. In der Oberpfalz fraß der Kiefernspanner 1783—1784, 1787—1788, ferner wieder 1796—1797 stark, sodaß z. B. 1796 in einem Revier 100000 Klafter junges und älteres Stangenholz abstarben. 1797 wurden im weimarischen Revier Tannroda 315 Acker Kiefernbestand kahlgefressen; übrigens waren dieses ganze Revier und die benachbarten (damals kurmainzischen) Waldungen der Herrschaft Blankenhain vom Spannerraupenfraß angegriffen. 1799 war letzterer im Bambergischen. 1813 bis 1815 fand ein größerer Fraß in dem damaligen Fürstenthum Saalfeld, auf den Heideforsten zwischen Saalfeld und Pößneck statt. Derselbe erlosch aber von selbst und hatte wenig schädliche Folgen. 1815 und 1816 war ein Spannerfraß in der Oberlausitz und in Schlesien, namentlich auf der Herrschaft Klitschdorf, der Standesherrschaft Muskau und in den Waldungen der Städte Bunzlau und Görlitz, der sich auf 400000 Magdeburger Morgen vertheilte. 1832 und 1833 war ein größerer Fraß in der Gegend von Eger in Böhmen und in dem bayerischen Obermainkreise, sowie in den fürstlich Hohenlohe'schen Waldungen der Herrschaft Oppurg. Als Beispiel eines größeren, mehr im Süden aufgetretenen Kieferspannerfraßes sei der 1850 in Niederösterreich im Theimwalde, einer Fürstl. Liechtensteinschen Besitzung, erwähnt. 121 Joch wurden befallen, 40 Joch kahlgefressen und ein Abtrieb von 18000 Stämmen machte sich nöthig. Der stärkste bekannt gewordene Kieferspannerraupenfraß scheint in Mecklenburg, Pommern und der Mark im Anfang der sechziger Jahre in der Umgebung von Schwerin, Strelitz, Uckermünde, Anklam, Wolgast, Boitzenburg bis nach Tempelburg, Köslin, Rummelsburg, Stolp und Bütow geherrscht zu haben. In der königl. preuß. Oberförsterei Borntuchen wurden 1862 2645 Morgen befallen, davon 2000 Morgen kahlgefressen; 1863 kamen nur 600 Morgen hinzu. Die Oberförsterei Linichen hatte 2000 Morgen Lichtfraß und 500 Morgen Kahlfraß, im Ganzen dehnte sich aber der Fraß über 100 Quadratmeilen aus. 1870—1872 trat der Kieferspanner in den um Pößneck gelegenen Privatwaldungen von Sachsen-Weimar, -Meiningen und -Altenburg auf und wiederum besonders auf der im Weimarischen gelegenen fürstl. Hohenlohe'schen Herrschaft Oppurg. Anfang der achtziger Jahre hat sich in den königl. preußischen Oberförstereien Falkenwalde, Jaedkemühl, Ziegenort, Rothemühl, Torgelow, Eggesien und Stepenitz des Reg.-Bez. Stettin ein ausgedehnter Spannerfraß gezeigt. In der Oberförsterei Rothemühl wurden infolge des Fraßes 1881—1883 auf annähernd 125 ha über 11100 fm eingeschlagen. 1887 war ein bedeutender Fraß auf der böhmischen Herrschaft Waldsteinruh auf 402 ha, von denen 95 ha total kahl gefressen und 106 ha stark, sowie 201 ha merklich durchlichtet wurden. 1892 schien in der Oberpfalz und in Sachsen eine neue Kieferspannerfraßperiode zu beginnen. Im October wurde namentlich auf der Dresdener Heide ein starker Fraß in einzelnen Herden bemerkt ꝛc. Am stärksten haben die Kieferspannerraupen aber 1894 und 1895 im Nürnberger Reichswald in Bayern verwüstet, denn es wurden durch diese Insecten von ca. 30000 ha großen Beständen etwa 9000 ha kahl gefressen.

Der Kiefern- oder Föhrenspanner ist — wie das massenhafte Vorhandensein seiner Raupen an den uns vor Augen befindlichen Kieferstämmen beweist — auch in diesem wie im vergangenen Jahre in den Naunhofer Waldungen in Unmengen aufgetreten. Seine weitere Ausbreitung in anderen Kiefernwäldern steht zu befürchten, hat er sich doch bereits auch im Universitätswalde bei Oberholz in einem von andersartigen Bäumen eingeschlossenen Kieferbestande, sowie

in verschiedenen anderen von letzterem unweit entfernten Kieferwäldern gezeigt, ferner in den Wäldern von Reudnitz bei Dahlen und anderwärts. Seine Raupen sitzen in dem unsererseits zunächst besichtigten, etwa 60 bis 70 Jahre alten Kiefernbestande zu Tausenden unter jedem Leimringe; der durch sie gebildete grüne Bandstreifen wird immer breiter, je mehr wir der Bahnlinie entlang vorwärts und mehr in das Innere der Bestände hinein schreiten. An vielen Stämmen lagern sie factisch klumpen-, beutel- oder nestweise neben- und übereinander, und zwar völlig ausgewachsene und wohlgenährte Exemplare, welche sich zum Theil an Fäden zum Boden herablassen, zum Theil am Stamme bis zum Klebring herauf kriechen, größtentheils aber neben halberwachsenen Raupen tastend am Stamme unterhalb des Leimringes unter halbschlängelnden Körperwindungen sich hin- und herbewegen. Weitaus die meisten aller dieser Raupen kleben jedoch regungslos und scheinbar schon dem Verenden nahe in den Ritzen und Furchen der Rinde ganz dicht beisammen. Für sämmtliche Spannerraupen bildet der Leimring eine unübersteigliche Schranke, welche sie verhindert, am Kieferstamme hoch zu kriechen und im Nadellaube des Baumes in dessen Krone oben neue Fraßplätze anzutreffen. Außer den Raupen sehen wir aber auch — natürlich in spärlicherer Zahl — andere Insecten unterhalb der Leimringe gewissermaßen rathlos und, je nach ihrem mehr lebhaften oder phlegmatischen Temperament, schneller oder langsamer hin und wieder laufen, denn auch sie vermögen die doch relativ schmalen, d. h. nicht mehr als 2 bis 3 cm breiten Klebringe nicht zu überklettern. Das gilt von verschiedenen größeren und kleineren Rüssel- und einigen der niedlichen Gotteskäfer so gut, wie von mehreren Baumwanzenarten, einem flinken Tausendfuß und einem der allbekannten langbeinigen Kanker. Aber auch genug Spannerraupen sind „auf den Leim gekrabbelt“ und, selbst wenn ausnahmsweise einmal eine derselben ihrer Falle entrinnen sollte, ihr mit Leim beklebter Körper würde sich ganz bestimmt nicht zur Puppe umwandeln. Nur eine Anzahl Ameisen hat mit der diesen hochintelligenten Insecten eigenen Schlauheit eine über den unsererseits gerade beobachteten Leimring führende Brücke, nämlich eine etwas schräg auf den Leimgürtel gefallene und daselbst festklebende Kiefernadel, welche mit ihren beiden Enden über die beiden Ränder des Klebstreifens hinausragt, entdeckt und benutzt dieselbe natürlich fleißig. Auch eine besonders lange Kieferspannerraupe ertastete sich diesen willkommenen Schutzpfad und schickt sich gerade an, denselben entlang zu turnen, um so mit Leichtigkeit den ihr gelegten „Fußangeln“ zu entgehen. Sie wird von uns unbarmherzig an ihrem Aufstieg gehindert, wie noch so manche ihresgleichen unter ähnlichen Verhältnissen.

Ehe wir jetzt aber eingehender uns über die Anlegung der Leimgürtel aussprechen, müssen wir erst einiges Nähere über Aussehen, Lebens- und Schädigungsweise des Kieferspanners und seiner Raupe angeben. Dieser Schmetterling zeigt, wie das bei so manchem anderen Falter der Fall ist, ein bei beiden Geschlechtern durch seine Verschiedenartigkeit charakteristisches Farbengewand. Er besitzt eine Körperlänge von ca. 12—15 und eine Flügelspannbreite von etwa 30—38 mm. Das Männchen zeigt eigentlich eine hell- oder weißgelbe, durch viele schwarz- oder dunkelolivenbraune Zeichnungen aber diesen gleich erscheinende Grundfarbe auf, von welcher sich weiß- oder auch ledergelbe Flecken und Bänder scharf abgegrenzt abheben. Die Flügelunterseite ist heller und mehr röthlichbraun und namentlich die Unterseite der Vorderflügel ist hellgelblich gefärbt, die Unterseite der Hinterflügel zeigt sich dazu noch weißstreifig. Die Fühler sind dunkelbraun und durch zwei Reihen von Kammzähnen geziert. Der Körper ist verhältnißmäßig schlank und dünn, verjüngt sich besonders nach dem Hinterleibsende zu. Das viel gedrungenere und namentlich einen dickeren Hinterleib aufweisende Kieferspannerweibchen hat auf der Flügeloberseite eine hellrothbraune oder rothgelbe Grundfarbe, von welcher dunkelbraune, aber weniger scharf abgegrenzte Band- und Streifenzeichnungen weit schwächer als die hellen Zeichnungen auf den Flügeln der Kieferspannermännchen sich abheben, sodaß die Weibchen des Kieferspanners eigentlich eine rothbraune Gesammt-Charakterfarbe haben. Ihre Flügelunterseite ist fast so gefärbt, wie bei den männlichen Repräsentanten der genannten Spannerart, nur zeigen ihre Streifenfärbungen sich reiner weiß. Im Ruhezustande halten die Kieferspanner nicht, gleich anderen Spannerarten, die Flügel flach ausgebreitet, sondern halb wie auch ganz nach oben gerichtet. Die Fühler des Kieferspannerweibchens sind gelbbraunfarbig und borstenförmig. Die Raupen des genannten Schmetterlings sind jung etwa 3 bis 5, ausgewachsen ca. 30 bis 40 und mehr Millimeter lang. Während ihr Jugendgewand eine blaßgrüne oder grüngelbliche Färbung hat, zeigt bei der herangewachsenen Kieferspannerraupe die Körperfarbe sich licht- oder blattgrün, vereinzelt auch ambrafarben oder bräunlichgelb. Auf ihrer Rückenmitte verlaufen eine stärkere und jederseits neben dieser eine schwächere weiße, dunkelgrün eingefaßte Längslinie vom Kopfe bis zum Leibesende hin. Parallel zu diesen aber ziehen sich beiden Körperseiten entlang je eine schwefelgelbe Linie ebenfalls bis zum Kopfe. Meist vom Mai (bei abnorm früh eintretender und sehr warmer Frühjahrswitterung aber wohl auch schon vom April) an zeigt sich der Kieferspannerflug und kann bei späterem Anfang derselbe erst gegen Ende Juni, Anfang Juli zu Ende gehen. Mit ziemlich schnellen, aber taumelnden Flugbewegungen schwärmen die genannten Spanner den ganzen Tag über zwischen den Kieferkronen umher, und zwar in um so größeren Mengen, sowie um so lebhafter, je wärmer die Sonne scheint. Deshalb beobachtet man auch an den von der Sonne am stärksten und längsten beschienenen, sowie vor Zugluft besonders geschützten Waldrändern und Innenpartien der Kieferbestände die meisten Kieferspannerexemplare. Die an Zahl den Weibchen etwa um das Vierfache überlegenen, lebhafteren Männchen zeigen sich ferner nicht nur in der Kronenregion, wie jene, sondern auch — und besonders da, wo kein Unterholz vorhanden ist — tiefer umherflatternd. Es dauert jeder Kieferspannerflug etwa 6 Wochen lang; einzelne Exemplare dieses Kleinschmetterlings sollen bis 3 Wochen lang sichtbar bleiben (?). Oeftere Regen pflegen allerdings sein Umherschwärmen stark zu beeinträchtigen und dessen Dauer sehr abzukürzen. Daß die so flugbeweglichen Kieferspanner während ihres Schwärmens weiterwandern, ist zweifellos. Ratzeburg hat solche größere Wanderflüge Anfangs der sechziger Jahre während jener oben schon erwähnten starken Fraßperioden in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg beobachtet und auch Altum bezeugt dergleichen. Die gegenwärtigen Ausbreitungen dieses Schmetterlings in den Wäldern bei Naunhof und Oberholz lassen dasselbe erkennen, wenn auch die den kahlgefressenen Beständen benachbarten Kieferwaldparzellen durchaus nicht durchweg ebenfalls starken Spannerraupenbefall aufzeigen. Die befruchteten Kieferspannerweibchen legen je etwa 2 bis 32 Stück Eier*) an eine Kiefernadel und zwar an letzterer Unterseite. Aus denselben schlüpfen — was gewöhnlich nicht vor Mitte Juni zu geschehen pflegt, auf Naunhofer Revier beispielsweise im vergangenen Sommer gegen den 15. Juni erfolgte — die jungen Spannerraupen. Dieselben zeigen sich sehr bald äußerst beweglich, fallen sehr leicht und häufig zu Boden, so daß spätestens vor Mitte Juni das Anlegen der Leimringe sich nöthig macht. Die Raupen benagen die Kiefernadeln stets vom Rande aus und häufig nur an der einen Seite in derartiger Weise, daß diese Nadeln wie gesägt aussehen. Das Vorhandensein feiner Harztröpfchen charakterisirt die durch Kieferspannerraupen erzeugten Fraßstellen noch ganz besonders. Je mehr diese Raupen dem Stadium des Ausgewachsenseins sich nähern, um so größer wird auch ihre Gefräßigkeit, so daß von ihnen die Kiefernnadeln fast gänzlich, d. h. bis auf die Mittelrippe, abgeweidet werden. Letztere bleibt noch eine Zeit lang, während sie mit zunehmendem Abwelken sich ein wenig dreht, aufrecht auf dem kahlgefressenen Kiefernzweige neben noch vielen von ihresgleichen stehen. Sie alle verleihen alsdann dem betreffenden Baumtriebe ein bürstenartiges Aussehen. Haben die Kieferspannerraupen eine Baumkrone völlig abgeweidet, so lassen sie sich nach der Manier aller Spannerlarven von derselben hoch oben an langen selbstgesponnenen Fäden zum Boden herabgleiten und wandern zum nächsten Baume, um in dessen Krone, nachdem sie relativ schnell an seinem Stamme in die Höhe geklettert sind, neue Fraßplätze zu finden. Sind jedoch, je weiter der Sommer vergangen ist und auch die ersten Herbsttage vorübergehen, so ziemlich alle Kronen eines Kieferbestandes kahlgefressen, so suchen die Kieferspannerraupen benachbarte Bestände auf und kriechen dabei selbst über breitere

---

*) Nach Zählungen auf Naunhofer Revier. Professor Nitsche zählte auf Tharandter Revier im Juli 1892 auf einer 85 Jahre alten, 12 m hohen Kiefer an 87 mit Spannereiern besetzten Nadeln 462, an einer Nadel mithin im Durchschnitt etwas über 5, im Maximum 19 Stück. Bernas fand bis 25 Eier vom Kieferspanner an einer Nadel und mitunter in zwei Reihen an solcher.

Fahrstraßen, sowie durch Gräben. Mit bei anhaltend schöner, trockener Sommer- und Herbstwitterung im besonders hohen Grade für diese Insekten eintretendem Futtermangel fallen dieselben auch über andersartiges Gehölz, z. B. Fichten, Tannen, Eichen rc., her. So beobachtete Verfasser noch am 17. October, daß auf niedrigen Fichten-Unterholzbäumchen besonders an den oberen Zweigenden zahlreiche Kieferspannerraupen sich niedergelassen hatten und diese ganz in derselben Weise, wie die Kiefernzweige, sowie mit überraschend schnellem Erfolge kahl fraßen. Ist endlich die erstaunliche Freßgier dieser ungebetenen, grünlivirten Waldgäste völlig gestillt und sind sie selbst gänzlich erwachsen, so suchen sie — was meist gegen Anfang oder Mitte October, seltener früher, bei anhaltend schönem Spätherbst dagegen öfter erst im November, sogar im December geschieht — im Moose oder in der Nadelstreu, überhaupt unter der Waldbodenoberfläche Winterquartiere, um sich daselbst, und zwar durchschnittlich in einer Tiefe von 4 bis 5 cm, in leichteren, sandreichen Böden sicher aber noch ziemlich viel tiefer zu verpuppen. Diese Puppen sind anfangs grünlich, später glänzend braun von Farbe und diejenigen, welche künftige Weibchen enthalten, größer und dicker als die, welche spätere Männchen einschließen. Stets liegen die Kieferspannerpuppen frei von jeglicher Gespinnstumhüllung im Boden und zwar bei Massenvorkommen des gen. Schmetterlings weit über jede Baumkronentraufe hinaus gleichmäßig vertheilt. Sind Spätsommer und Herbst vorwiegend naßkalt und stürmisch, so verlassen die hier beschriebenen Insecten ihre Fraßplätze natürlich schon viel früher, um sich im Boden zu verbergen. Tritt aber, beispielsweise im October, wieder schönes Wetter ein, so kommen diese Raupen noch einmal zum Vorschein und schicken sich an, wieder an neuen Fraßbäumen in die Höhe zu klettern. Das Gleiche erfolgt weiter noch so oft, wie ein stärkerer Sturm die Kieferspannerraupen aus den Baumkronen herabschüttelt. Besonders der zu Anfang October tagelang so heftig aufgetretene Sturm hat gerade in dieser Hinsicht auf Naunhofer Revier viel genützt, indem er die Kronen der vom Spanner befallenen Kieferbestände vom größten Theile der Raupen befreien half, sodaß dieselben einige Tage später schon wieder zu Tausenden unter jedem Leimringe saßen. Die Angabe von Judeich und Nitsche, daß der Kieferspanner dürftige, schlechtwachsende Kieferbestände auf magerem Boden bevorzuge, sich auch nicht in Moorboden verpuppe, trifft weder auf Naunhofer, noch auf Oberholzer Reviere zu. Wie wir oben hörten, kann der Kieferspanner schon im April zum Vorschein kommen, wenn alsdann bereits anhaltend sehr warmes Frühlingswetter herrscht, und pflegt er das gewöhnlich von Mitte Mai an zu thun. Deshalb nimmt man womöglich schon im April, jedenfalls bis Mitte Mai die Bodenstreu, in welcher die Kieferspannerpuppen sich verborgen befinden, hinweg, d. h. man harkt sie auf Haufen zusammen, damit in diesen Streuhaufen die Puppen und die denselben etwa entschlüpfenden Spanner ersticken. Letzteres erfolgt mit Sicherheit, liegen die Kieferspannerpuppen etwa 18 bis 20 cm tief unter der Boden- oder unter einer Streuhaufen-Oberfläche. Das Zusammenharken solcher Streuhaufen wurde auf Naunhofer Revier im zeitigen Frühjahr dieses Jahres, und zwar auf einer einige Hektare großen Fläche, zunächst nur probeweise, ausgeführt. Man begann mit dieser Arbeit gegen Ende April und beendete sie vor Mitte Mai. Die Streuhaufen wurden dabei etwa 1 bis 1½ m hoch und 2 m breit wie tief, aber auch kleiner aufgeworfen und hatte beim einzelnen Haufen z. B. der Deckmantel etwa 16 qm Flächenumfang, der Inhalt dieses Haufens betrug ca. 6 cbm. Je höher und umfangreicher die bewußten Streuhaufen ausgeführt werden, um so mehr Kosten verursacht natürlich ihre Herstellung, um so sicherer gehen aber auch die in ihnen enthaltenen Puppen, resp. die den letzteren entschlüpfenden Schmetterlinge zu Grunde. Dieses Resultat helfen herbeiführen der völlige Luftabschluß und die sehr schnell und stark sich entwickelnde Hitze im Innern solcher Haufen. Deshalb hat man die puppenhaltige Streu möglichst tief nach innen und weit nach unten in die Haufen zu schichten. Um genauer festzustellen, wieviel Schmetterlinge aus den in jedem Haufen zu Tausenden befindlichen Spannerpuppen wirklich zum Ausschlüpfen gelangen, wurden vier solcher Streuhaufen dicht mit Gaze umzogen und gezählt in Haufen I 252, in Haufen II 120, in Haufen III 77 und in Haufen IV nur 2 Stück Kieferspanner. Da, wo nur zwei dieser Schmetterlinge in dem einen Streuhaufen gefunden wurden, entdeckte man Mengen von Flügel- und anderen Körperüberresten, mit denen man Ameisen sich beschäftigen sah. Ob die betreffenden Kieferspanner nun etwa eine Beute dieser Insecten oder eine solche von Spitzmäusen geworden waren, vermochte man nicht festzustellen. Das Weg- und Zusammenharken der Waldbodenstreu konnte in den Naunhofer Waldungen, wie schon betont wurde, nicht in größerem Umfange durchgeführt werden, anderenfalls wäre es zu theuer gekommen, da der Boden auf Naunhofer Revier vorzugsweise nicht mit Nadelstreu, sondern mit gewissen Carex-, d. h. Riedgras- oder Seggenarten, und unter diesen namentlich mit Carex brizoides, dem zittergrasähnlichen Riedgras, bedeckt ist. Solches massenhafte Vorkommen des genannten Grases hat übrigens (nebenbei bemerkt) zum Entstehen einer ganz eigenartigen Industrie, nämlich der des Verspinnens dieses (in hiesiger Gegend meist als „Seiseling" bezeichneten) Riedgrases zu sogenannten Waldhaarseilen, des Verarbeitens zu sogenanntem See- und Alpengrase, einem Polster- und Verpackmaterial von vorzüglicher Brauchbarkeit, geführt. Dasselbe wird in Naunhof schon seit dem Jahre 1874 von der Firma B. Schellenberg hergestellt und in alle Weltgegenden versandt.

An früherer Stelle wurde bereits betont, daß, da die Kieferspanner spätestens von Mitte Juni an zu erscheinen pflegten, bis zu diesem Zeitpunkte auch das Anlegen der Leimringe beendigt sein müsse. Zu der Vornahme dieser Abwehrmaßregel führte die Erfahrung und Beobachtung und die auf Beides sich gründende Annahme, daß die Kieferspannerraupen (ähnlich, wie die Raupen von Ocneria monacha, der Nonne oder dem Fichtenspinner, von Gastropacha pini, dem Kiefer- oder Föhrenspinner, von Panolis s. Trachea piniperda, der Kiefer- oder Forleule rc.) wenigstens einmal während ihrer ganzen Fraßperiode infolge von Sturm, Regen, Störungen durch sie vertilgende Vögel oder Insecten und dergl. mehr unfreiwillig zu Boden gelangen, alsdann aber wieder zu ihren alten Fraßplätzen hinauf klettern. Die Leimringe sollen nun verhindern, daß den Raupen das gelingt. Mit welch' gutem Erfolg sie das thun, beobachtete man in diesem Frühsommer auf Naunhofer Revier sehr deutlich. Man war kaum mit der Arbeit des Anlegens der Leimringe fertig geworden, so saßen auch schon große Mengen von Spannerraupen unterhalb der meisten Klebgürtel, ein Uebersteigen derselben vergebens versuchend. Solche Raupen, welchen diese Klebringe überall die Wege zum Futter versperren, müssen natürlich verhungern und zu Grunde gehen, falls sie nicht bereits ausgewachsen sind, ihr Fraßbedürfniß mithin gestillt wurde und sie den Erdboden aufzusuchen, darin sich zu verpuppen anschicken. Um das aber ebenfalls zu verhindern, wurden auf Naunhofer Revier vom 13. October dieses Jahres an mit einfachen Wurzel- oder Scheuerbürsten die unter den Leimgürteln sitzenden Kieferspannerraupen zerdrückt. Man kann sich hierzu auch solcher halbrund geformter Bürsten mit kurzen und spitzen Stahldrahtborsten bedienen, wie sie zum Reinkratzen der Obstbaumrinde benutzt und in größeren Geräthwaarenhandlungen verkauft werden. Dieselben bleiben weit länger gebrauchsfähig als die einfachen Wurzelbürsten, sind natürlich aber auch theurer als jene. Bei ihrer Anwendung zur Tödtung der Kieferspannerraupen müssen sie nur mehr von unten nach oben und quer von rechts nach links und wieder von links nach rechts als einfach von oben nach unten geführt werden. Bürstet man nämlich blos vom unteren Leimgürtelrande aus nach abwärts, so regnen ordentliche Unmengen von Raupen zu Boden, welche man natürlich zu zertreten hat, denn ob diese alle durch die Bürsten verletzt werden würden, so daß sie sich nicht mehr verpuppen können, das erscheint dem Verfasser sehr fraglich. Versuche, diese Kieferspannerraupen, statt mit Bürsten, mit Fausthandschuhen zu zerquetschen, fielen nur sehr unbefriedigend aus.

Noch bleibt zu schildern die Aufgabe, in welcher Weise auf Naunhofer Staatsforstreviere das Anlegen der Leimringe ausgeführt wurde. In Arm- oder Brusthöhe, d. h. ca. 1 bis 1¼ m hoch über dem Boden, wird ein etwa 2 bis 3 cm breiter Leimstreifen rings um den Baumstamm gezogen. Der hierzu benutzte Leim ist sogenannter Universal-Raupenleim, welcher von Wingroth in Mannheim i. B. zu beziehen ist und pro 1 kg ab Mannheim etwa 14 ₰ kostet. Dieser bleibt, was ihn so außerordentlich werthvoll macht, jahrelang am Baume klebfähig oder, wie der Forstmann sagt, „fängisch", so daß er nicht, gleich minder brauchbaren Leimpräparaten und wie die ganz besonders schnell wieder eintrocknenden, vor Bekanntwerden des Raupenleims in früherer Zeit aber ganz allein angewandten Theerringe, öfter hinter einander neu aufgetragen werden muß, was viel Arbeits- und Kostenaufwand ersparen hilft. Bisher

wurde der Raupenleim einfach mit einem Holzspatel, nachdem man an der betreffenden Stelle des Baumstammes die Rindenborke leicht weggekratzt hatte, aufgestrichen. Mit diesem primitiven Instrument ließen sich aber die bewußten Klebgürtel lange nicht so exact und gleichmäßig, sowie mit derartiger Leimstoffersparniß herstellen, wie es ein seit dem vergangenen Frühjahr auf Naunhofer Reviere in Gebrauch genommener, vom Schlossermeister O. Leipnitz in Naunhof (das Stück zu 3,50 ℳ) beziehbarer Apparat ermöglicht. Einen Baumbestand von ca. 1 ha auf Naunhofer Staatsforstrevier mit Leimringen zu versehen, kostete etwa 15 ℳ bei einem Verbrauch von 30 bis 35 kg Raupenleim. Dieses Leimringeln der Kieferbaumstämme hat sich bisher zweifellos als wirksamstes und relativ einfachstes wie billigstes Mittel einer Bekämpfung der Kiefernspanner erwiesen, weshalb es allen Besitzern von Kiefernwaldungen auch am meisten empfohlen werden kann.

Die Gefahr einer Heimsuchung der genannten Nadelbäume durch die in diesem Aufsatze beschriebenen Spannerraupen ist eine sehr große und darf deshalb keineswegs unterschätzt werden. Einmal hat wiederholter Kahlfraß der Kieferkronen ein Dürrwerden und Absterben der Bäume zur Folge oder es tritt dasselbe Resultat auch schon nach einmaligem Kahlfraß der Bäume dann ein, wenn die bereits früher genannten waldverheerenden Schmetterlinge, die Nonne, der Kiefernspinner, die Kieferneule oder auch die nach Kiefern-Kahlfraß besonders gern in den derartig heimgesuchten Beständen sich einstellenden Borken- und Kiefer-Rüsselkäfer das von den Kiefernspannerraupen begonnene Werk der Verwüstung der Kieferbestände vollenden helfen. Von den vielen, in der Fachliteratur genannten thierischen Feinden der Kiefernspanner und sonstigen Waldgehölz-Ungezieferarten, den Spitzmäusen, Igeln, Füchsen, Dachsen, Hähern, Krähen, Drosseln, Kuckucken, Goldhähnchen, Meisenverwandten, Finken u. s. w., wurden auf Naunhofer Reviere, und zwar besonders an den Waldstreuhaufen, bei der Vertilgung von Kiefernspannern, bezw. deren Puppen, beobachtet die Nußhäher und Finken, beim Ablesen der Raupen dieser Schmetterlingsart die Meisen, ganz besonders die Spechtmeisen oder Kleiber. Im Allgemeinen konnte aber eine besondere Zunahme dieser und anderer kerbthierfressenden Singvögel nicht wahrgenommen werden, ebensowenig, wie eine etwaige Vertilgungsthätigkeit durch Laufkäufer- oder Schlupfwespenverwandte, Raupenfliegen und andere insectivore Kerbthiere, sowie durch gewisse insectenvernichtende Pilze. Sehr würde gewiß ein Austreiben von Haus-, Trut- oder Perlhühnern in die von Spannern befallenen Kieferbestände — besonders im Spätherbst — zur Ausrottung des Kiefernspanners infolge Auflesens seiner Raupen und Puppen überall da mit beitragen helfen, wo solche Maßregel sich ausführen ließe.

Ziemlich zu Anfang dieses Aufsatzes wurde hervorgehoben, daß man namentlich längs der nach Naunhof führenden Bahnstrecke außer Kieferbeständen mit Licht- und Kahlfraß auch Fichtenbestände erblickt, deren Gipfeltrieb- und auch tiefer an der Krone befindliche Zweigenden kahl gefressen, infolge dessen rothbraunfarbig, wie erfroren oder vertrocknet sich zeigen. Diese Triebenden wurden ihrer Nadelbelaubung beraubt von den 20füßigen, ca. 15 mm lang werdenden Afterraupen der Fichtenblattwespe Nematus abietum, welche meist von Ende Mai bis Anfang Juli (unter Umständen auch schon früher oder noch später) nicht nur die Fichten-Frühlingstriebknospen, worin ein Theil von ihnen den Eiern entschlüpfte, sondern auch nach und nach alle die jungen Nadeln an diesem Maiwuchs, dessen leuchtend hellgrüne Farbe auch ihre eigene Körperfarbe ist, abweiden. Die Fichtenblattwespe besitzt eine Körperlänge von 4—5, eine Flügelspannweite von 9—11 mm. Das Männchen derselben ist hellbraunfarbig und etwas kleiner als das schwarzbraun gefärbte Weibchen. Am 28. Mai d. J. wurde auf Naunhofer Revier der erste Flug dieser Schädlinge festgestellt. Anfang Juni hören dieselben in der Regel wieder auf zu schwärmen. Da, wo sie sich nur in geringerer Zahl zeigen, belegen sie mit ihren Eiern, resp. Larven nur die jüngeren, etwa 20 bis 30 Jahre alten Bestände, wo sie aber massenhaft auftreten, fallen ihnen Fichten aller Altersclassen zum Opfer. Haben ihre Raupen das Endstadium ihrer Entwickelung erreicht, lassen sie sich zu Boden fallen und verpuppen sich daselbst. Die von ihnen abgefressenen Triebpartien sterben allmälig ab und hat wiederholte Heimsuchung der Fichten durch Blattwespen (auf Naunhofer Revier seit Jahren) allenthalben sowohl Wipfeldürre als Wipfel-Doppelbildung zur Folge. Beides schmälert aber eine Erzielung von Nutzholz, ferner die Gewinnung tadelloser Christ- und Decorationsbäume, wie auch sogar die Production guten Deckreisigs außerordentlich. Diesem Waldgehölzschädling steht man bis jetzt leider machtlos gegenüber, was seine bisher wenig beobachtete Gefährlichkeit sehr erhöht. Vom 8. bis 10. Mai dieses Jahres wurden zwar — speciell zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke — in der bereits beschriebenen Weise Leimringe angelegt, doch kann dieses Verfahren, da es sich natürlich nicht an ganz stammlosen, also noch jüngeren Fichtenbäumen würde ausführen lassen und andererseits nur an jungen Stangenhölzern, von deren Kronen die Räupchen abgeschüttelt werden könnten, empfehlenswerth sein dürfte, keinerlei Erfolg haben. Schutz der insectenfressenden Vögel und Aufhängen der v. Berlepschschen Nistkästen zur Förderung vermehrter Ansiedelung dieser so nützlichen Thiere bewährte sich als Mittel zur Bekämpfung der Fichten-Blattwespe bisher noch am besten. Auch die Nonne (der Fichtenspinner Liparis s. Ocneria monacha), jener gefährlichste, deshalb mit Recht auch meistgefürchtete unter allen waldbaumschädlichen Schmetterlingen, hat sich auf Naunhofer Staatsforstrevier leider in vermehrtem Grade gezeigt. Beim vornehmlich im Monat August vorgenommenen Absuchen dieses auf weißem Grunde so geschmackvoll schwarzbunt gezeichneten Spinners wurden gefangen im Jahre 1899 226, im Jahre 1900 ca. 400, in diesem Jahre aber über 2000 Stück und auf Leisniger Revier sogar mehr als zehnmal so viel. Ferner vermehrte sich in den Naunhofer Waldungen seit den letzten Jahren ganz ungemein Tortrix viridana, der Eichentriebwickler. Dessen riesig gefräßige, gelblichgrüne, durch zahlreiche Schwarzpunktirungen aber dunkel- oder schmutzigfarben erscheinende Raupen hatten z. B. im Mai dieses Jahres in so gewaltigen Mengen fast sämmtliche Eichen kahl geweidet, daß auch das kleinste Zweiglein derselben sehr bald in kläglichster Blöße gen Himmel starrte und man beim *Passiren* solcher Eichbäume es ständig wie bei einem feinen *Regen rieseln* hörte. Das, was da in unzählbaren winzigen *Klümpchen* zu Boden rieselte, war der Koth der gierig laubschrotenden Wicklerraupen, von welchen jeder schwächere Wind übrigens schon Dutzende auf die Hüte und Kleider Vorübergehender herabwehte. Man wandelt eben auch unter Raupen nicht ungestraft! — Als diese lebenden Freßmaschinen in Raupengestalt mit den unendlichen Eichenlaubmengen völlig aufgeräumt hatten, fielen sie mit noch ungeschwächter Freßgier über alle Arten Unterholz her — wahrhaft eklige Geschöpfe! Viele Stare halfen übrigens als wirksamste Vertilger dieselben decimiren und sich derartig um die Eichen der Naunhofer Wälder nicht unwesentlich verdient machen. Glücklicherweise ist die Vegetationskraft dieser urdeutschen Waldbäume eine so außerordentliche, daß auch ein derartig gründlicher Kahlfraß durch baldige Neuproduction von Laub in seinen schädlichen Folgen gemildert wird. Immerhin machen die letzteren sich fühlbar genug. Welche ungeheuren Mengen von Maikäfern endlich namentlich in den Wäldern von Leipzigs weiterer Umgebung im Frühling und Frühsommer der Jahre 1895 und 1899 geschwärmt haben, das schilderte Verfasser in seiner jüngst im Verlage von H. Seemann Nachf. in Leipzig-R. erschienenen Broschüre, betitelt: „Maikäfer und Engerlinge, ihre Lebens- und Schädigungsweise, sowie ihre erfolgreiche Vertilgung“, ebenso, wie alles das, was durch den Titel ebengenannter Schrift näher gekennzeichnet wird. Ganz besonders in diesem Jahr machte sehr starker Engerlingsfraß sich nicht nur in den Waldungen, sondern auch besonders auf Kartoffel- und Rübenfeldern, auf Wiesen, in Baum- und Pflanzschulen, in Obst- und Gemüsegärten wieder bemerkbar und wird das Jahr 1903 voraussichtlich ein besonderes Maikäfer-Flugjahr sein.

Da heißt es ebenfalls: Gut aufgepaßt und rechtzeitig vorgebeugt! Beides erleichtert uns den durch abnorm trockene Jahreswitterung (wie wir sie theils schon im vergangenen, ganz besonders aber in diesem Spätfrühjahre, Sommer und Herbst hatten und noch haben) unendlich erschwerten und vervielfältigten Kampf gegen alles Culturgewächs-Ungeziefer ganz außerordentlich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 132. Dienstag, den 5. November, Abends. 1901.

Die Anfänge des deutschen Bankwesens.*)

e—. Das Recht der römisch-katholischen Kirche untersagte in weitester Ausdehnung, die Nutzung fremden Capitals zu vergüten. Als dieses Zinsenverbot, ausgerüstet mit der ganzen geistlichen und weltlichen Macht der Kirche, vornehmlich seit der Zeit der Karolinger in Deutschland Eingang gewann, fand es in den weltlichen Gesetzen der Kaiser, Landesfürsten, Städte, in den Rechtsbüchern u. s. w. fast bedingungslose Anerkennung; in dem Betriebe des täglichen Verkehrs dagegen wurde es, sobald dieser sich weiter ausbildete und besonders den persönlichen Credit entwickelte, als naturwidrig auf das Heftigste bekämpft. Am Ende dieses in der Geschichte der Volkswirthschaft einzig dastehenden Kampfes zwang der Verkehr im 16. Jahrhundert die Gesetzgeber, wenigstens fünf und sechs Procent Zinsen anzuerkennen. Aber bereits im Mittelalter vermochte das Wuchergesetz unsere Gesetzgeber doch nicht so weit von dem natürlichen Boden des Capitalverkehrs zu entfernen, daß sie nicht, entsprechend der Natur des deutschen Rechts, in einigen wichtigen Ausnahmen die Forderung von vereinbarten Zinsen für die vertragsmäßige Nutzung fremden Capitals gestatteten. Eine dieser Ausnahmen bilden die zinsbaren Darlehen der Wechsler. Seit frühester Zeit erforderten die deutschen Münzzustände den Geschäftsbetrieb von Wechslern. Da nämlich die Kaiser das Münzregal als Kaufwaare, Geschenk oder sonst an geistliche und weltliche Fürsten übertrugen, entstand im Reiche durch die verschiedenen Zinsfüße, durch die absichtliche oder unabsichtliche Veränderung des Münzgehaltes eine unglaubliche Verwirrung. Sie steigerte sich noch dadurch, daß die Fürsten das Münzregal als ergiebige Finanzquelle nutzten und ausbeuteten. Die fremden Münzherren verschlimmerten das Uebel, indem sie die inländischen besseren Münzen aufkauften und einschmolzen. So fiel der Münzwerth stetig und bedenklich schnell; weder die in sich schwankenden Coursnormirungen der Käufer, noch die oft von den Parteien selbst übertretenen Münzvereinigungen benachbarter Münzherren halfen dagegen. Ueberall im Reiche traf man dieselben Mißstände; in Pommern u. A. nutzten selbst die Städte als Inhaber des Münzregals letzteres ebenso zum größten Nachtheil des Verkehrs. Indeß gerade die Städte mußten als Hauptsitze des Verkehrs am meisten unter dieser Plage leiden, daher suchten viele derselben schon seit dem 12. Jahrhundert bei der Münzprägung mitzuwirken; das Münzrecht selbst erwarben sie nicht. Wo die Kaiser oder Fürsten es nicht selbst behielten und ausübten, übertrugen sie es als Lehen vielfach dienstmännischen oder patrizischen Geschlechtern, welche eine eigene Zunft, die „Hausgenossen“, unter dem Münzmeister bildeten und Abgaben an den Lehnsherrn entrichteten. Eines der Hauptprivilegien dieser Hausgenossen war, daß sie allein in den Städten Geld wechseln durften. Das Privileg des Wechselns erschien so bedeutend, daß nach ihm alle Münzer Wechsler genannt wurden.

Im Nordosten Deutschlands wie in Polen und Litthauen übten seit dem 12. Jahrhundert die Thätigkeit der Wechsler nicht die Münzer, die Hausgenossen, sondern angesehene Kaufleute aus, welche im Uebrigen ihren kaufmännischen Geschäften oblagen. Hier handelte es sich vornehmlich um den Wechsel der für den päpstlichen Hof in diesen Gegenden als Abgaben, Geschenke u. s. w. eingegangenen und durch besonders bevollmächtigte päpstliche Sammler an einzelnen Hauptorten zusammengebrachten Geldbeträge. Während nämlich in den übrigen Ländern des europäischen Nordens die Curie durch ihre eigenen Wechsler oder wenigstens durch die Commanditen italienischer Bankhäuser diese Beiträge einziehen ließ, mußte sie hier darauf verzichten, weil weder die Höhe der Beträge, noch der sonstige Zustand des Verkehrs, besonders des Zwischenhandels genügten, um solche Wechsler zur Niederlassung anzulocken. Erst seit dem 15. Jahrhundert wurden hier die Gelder der Curie, welche bisher nach der Umwechslung baar und direct an den päpstlichen Hof gingen oder baar nach Flandern und von Brügge dann durch die dortigen italienischen Zweigbanken in Form von Wechselbriefen nach Avignon wanderten, von deutschen und italienischen Wechslern aus Krakau und Breslau baar oder in Wechselbriefen nach Italien gesendet. Neben diesen Kaufleuten und jenen Münzern, zuweilen vielleicht aus letzteren hervorgegangen, besorgten den Geldwechsel endlich schon seit dem 13. Jahrhundert eine Anzahl von Nebenwechslern. Von den Münzern beaufsichtigt oder unabhängig von ihnen, durch die städtische Obrigkeit gegen Caution und jährliche Abgaben concessionirt, wechselten dieselben ebenfalls Geldbeträge oder besorgten den Baartransport; sie liehen aber auch zinsbare Darlehen gegen Pfänder, Bürgen und andere Sicherheit, nahmen Depositen an und schafften auf Bestellung Wechselbriefe. An der Münzprägung waren sie indeß nicht betheiligt. 1316 befanden sich in Lübeck zwölf solcher Wechsler, welche dem Rathe jährlich je 12 Mark Abgaben zahlten. In gleicher Weise schieden sich in Hamburg seit dem 13. Jahrhundert Münzer und Wechsler. Viele der letzteren besaßen erbliche Wechselbänke (Buden) nahe dem Rathhaus und der Börse, welche sie nach Belieben wie andere Realrechte übertrugen. Solche Nebenwechsler findet man auch in den preußischen und polnischen Städten, so in Danzig, Königsberg, Thorn, Krakau, Breslau, Brieg schon seit dem 14. Jahrhundert. Sie beschränkten sich entweder darauf, Geld gegen Geld zu wechseln und Darlehen gegen Sicherheit zu geben, oder sie dehnten ihren Geschäftsbetrieb auf Geldtransporte und Besorgung von Wechselbriefen, selbst bis Süddeutschland und Flandern, aus. Italienische und niederländische Wechsler, die sich seit dem 15. Jahrhundert in diesen Gegenden ansiedelten, mochten letztere Erweiterung ihres Geschäfts gefördert haben. Eben der Erweiterung wegen mußten diese Wechsler jährlich mehrmals Geschäftsreisen zwischen den einzelnen Orten ihrer Geschäftsbezirke selbst und mit den die Nebenorte besuchenden Dienern unternehmen. Hier erleichterten ihnen die regelmäßigen Jahrmärkte, vornehmlich die von Danzig, Thorn, Posen, Breslau, Naumburg, Leipzig, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, die Abwickelung der Verbindlichkeiten. Denn wie in den großen Wechselmessen der Champagne erwiesen sich auch hier die Märkte dazu besonders geeignet, wenn sie auch nicht wie jene Mittelpunkte des Waaren- und Geldverkehrs bildeten. Sie vereinfachten die Handhabung der Wechselgeschäfte, indem z. B. die Wechsler Deckung für die auf die Messe gezogenen Wechsel mitbrachten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, als in den Wechselordnungen so eingehende Rücksicht auf die Meßwechsel genommen wurde, beeinträchtigte das damals gerade erstarkende Indossement deren Bedeutung. Erst im 16. und 17. Jahrhundert wurden solche Geschäftsreisen der Wechsler weniger nöthig, da abgesehen von der wachsenden Bedeutung der Märkte die einzelnen Wechsler selbst von ihren Wohnsitzen aus sich mit einander in regelmäßige Geschäftsverbindung setzten und so bis zu den nächsten Märkten auf einander ziehen konnten, wie in Süd- und Westeuropa die italienischen und französischen Wechsler.

Neben diesem deutschen Ursprung der Wechsler läßt sich ein italienisch-niederländischer nachweisen. Bekanntlich errichteten schon

*) Der Aufsatz baut sich, außer auf den allgemein culturgeschichtlichen Werken von Klein, Falke, Jansen u. s. w., namentlich auf den städtegeschichtlichen Werken über Frankfurt (Kriegk, Deutsches Bürgerleben), Hamburg (Koppmann's Schriften), Lübeck (Pauli), Augsburg, sowie namentlich auch auf den Werken zur Geschichte der Juden (Stobbe, Grätz) auf.

seit dem 8. Jahrhundert die Hauptplätze des italienischen Handels, Amalfi, Ancona, Venedig, dann auch französische Handelsorte Niederlassungen im Orient. Noch über die dem Handel besonders förderlichen Kreuzzüge hinaus blühten diese Niederlassungen. Von solcher Grundlage aus verbreitete sich der verzweigte Waaren- und Geldhandel der italienischen Kaufleute und Bankiers trotz der mannigfachsten Verfolgungen über Frankreich, die Niederlande und England. Die Commanditen der großen italienischen Bankhäuser folgten den Kaufleuten in die Fremde, um ihnen bei Regulirung des von ihnen im Eigenhandel eingenommenen Geldes Dienste zu leisten. Vornehmlich war dies in Süddeutschland bei den steten unmittelbaren alten Handelsverbindungen mit Italien und Frankreich der Fall. Hier wie in Norddeutschland hießen diese fremden Wechsler Lombarden, Walen (d. i. Wallonen).

Endlich müssen bei der Frage vom Ursprung der Wechsler in Deutschland die Judenwechsler genannt werden. Die Juden erwiesen sich überall, wo der Geldverkehr durch äußere Hemmnisse unterbrochen wurde, als unersetzbares Bindeglied zur Förderung des persönlichen Credits. Ihre Zinsgeschäfte mit allen Schichten der Gesellschaft, besonders auch mit den kleinen Handwerkern, traten eine lange Zeit hindurch fast allein dem kirchlichen Zinsverbot direct entgegen und bahnten vornehmlich dessen endliche Beseitigung an. Schon in der ersten Zeit des erwachenden Verkehrs wohnten in Deutschland Juden vereinzelt. Neben den Klerikern waren sie seit jeher die allbereiten Geldvermittler an den Sitzen der geistlichen und weltlichen Machthaber. Als Nichtchristen und Angehörige einer fremden Rasse wohnten sie in besonderen Stadttheilen und Gemeinden, blieben ausgeschlossen vom Rechte der christlichen Einwohner und zahlten an die Kaiser oder an die von diesen privilegirten Inhaber des Judenregals als ihre Leibeigenen oder „Kammerknechte“ für Duldung und Schutz eine hohe Geldabgabe; außerdem entrichteten sie an die ihnen zunächst übergeordneten Machthaber kleine Steuern, wogegen sie sich zur Ermöglichung ihres Unterhalts besonderer Privilegien erfreuten. Dieselben bezogen sich auf ihre Gemeindeverfassung, ihren Frieden, ihr Gericht, ihr Beweisrecht und speciell auch auf ihre Geldgeschäfte. Unter letzteren waren die bedeutendsten, daß sie ungestraft Zinsen von Darlehen fordern und öffentliche Banken und Pfandhäuser halten durften. Die Wechsler in Deutschland nun, deren dreifache Entstehung im Vorstehenden dargelegt worden ist, besorgten von den Geschäften der großen italienischen Bankhäuser, entsprechend den deutschen Verhältnissen, vornehmlich nur drei: den Handwechsel, das Darlehen und den Wechselbrief. Erstere zwei Geschäfte vollzogen indeß besonders nur die Judenwechsler und die Wechsler deutschen Ursprungs, den Wechselvertrieb besorgten diese höchstens innerhalb kleinerer Entfernungen, kaum über Deutschlands Grenzen hinaus nach Flandern und Italien. Mannigfach aber, je nach Zeit- und Ortsverhältnissen, griffen die Einen in den Geschäftskreis der Anderen hinüber und regten gerade durch ihren gewinnreichen Betrieb nach einer Seite auch die Vertreter der anderen Geschäfte an, sich hierin zu versuchen. Vermöge ihrer Kenntniß der Münzsorten und der Course derselben, vermöge ihrer mannigfachen Verbindung mit den Münzmeistern und den Prägeanstalten, endlich wegen ihrer vielen Reisen nach den vornehmsten Marktplätzen der Nachbargebiete eigneten sich für den Betrieb des Handwechsels vornehmlich die Deutschen und Judenwechsler. Der Gewinn bei demselben mußte nach den oben dargelegten Münzverhältnissen bedeutend sein; als Ersatz der Arbeit und der Vorauslagen der Wechsler fiel er nicht unter das kirchliche, noch weniger unter das weltliche Wucherverbot.

Viele Wechsler begnügten sich hiermit zweifellos neben ihren kaufmännischen Privatgeschäften. Andere hielten, was sich damit trefflich verbinden ließ, außerdem Darlehen gegen Zinsen und Sicherheit jederzeit bereit. Wie vereinte sich dies mit dem im Mittelalter so mächtigen Zinsverbot der Gesetze? Die Juden zunächst standen außerhalb der Christenheit und ihrer specifisch christlichen Gesetze, deren eines das Wuchergesetz war. Das Alte Testament gestattete ihnen sogar, Zinsen für Capitalsnutzung von Nichtjuden zu fordern. Und wenn einzelne Päpste, wie Innocenz III., in besonders heiligem Eifer die weltlichen Behörden aufforderten, die Zinsen der Juden zu behindern, widrigenfalls aller Verkehr zwischen Juden und Christen aufhören müsse, so fand dieses Vorgehen, mit geringen Ausnahmen bei Klerus und Bauern, wenig Folge. Man gestattete ihnen hier ganz allgemein, Zinsen von Darlehen straflos zu fordern. Einzelne, selbst geistliche Machthaber sprachen sogar unverhohlen dem kirchlichen Zinsverbot gegenüber aus, der Judenwucher sei nöthig, da den Christen das Zinsnehmen verboten sei; auch thäten jene damit nichts Sündliches, denn Juden hätten in diesem Punkte kein Gewissen. Selbst in den Gesetzen Kaiser Friedrich's II. für Sicilien liest man diese Begründung. Hiermit hatten die Kirche, der Kaiser und die ihm untergebenen Gewalthaber zunächst mittelbar die Wechsler und deren zinsbare Darlehen bereits anerkannt. Sie sahen ihre Stellung und ihre Geschäfte ganz wie diejenigen der Juden an. Entsprechend war auch ihre rechtliche, kirchliche und gesellschaftliche Stellung allgemein diejenige der Juden; ihre zinsbaren Darlehen billigte man aus denselben Gründen wie die jener. Als sie immer mehr sich nothwendig erwiesen für die großen und kleinen Geldbedürftigen, erkannte man ihre Zinsforderungen erst thatsächlich, dann in besonderen Privilegien an, endlich gar in allgemeinen Gesetzen. Solche Billigung konnte um so weniger ausbleiben, als die Kunde von den selbst für unsere Zeit großen Zinsgeschäften der italienischen Bankhäuser und ihrer Zweigbanken sich immer wieder auf den angegebenen Wegen von Italien durch Deutschland verbreitete. Das geschah vor den Augen der Päpste, der Hauptwächter des Zinsenverbotes. Die Salimbeni in Florenz liehen dem Rathe von Siena im Jahre 1260 allein 20000 Gulden auf Zinsen, noch größere zinsbare Capitale liehen andere Florentiner Bankiers 1307 dem Könige von England, der ihnen dafür den Marktpreis der englischen Wolle als Zinsen zahlte. Als die Zinsen, dann die Capitalien nicht gezahlt wurden, fallirten 1329 die Brughini, später die Bardi in Florenz mit einem Ausfall von 16 Millionen Gulden. Ja um 1220 schon deponirte die heilige Jvitta von Huy in Belgien Beträge bei den dortigen Wechslern, um an deren Zinsgewinn theilzunehmen. Solcher zinsbarer Depositen von Geistlichen waren bei den Bardi's 550000 Gulden eingelegt, und in England errichtete Richard von Cornwallis, der reiche Bruder Heinrich's III., eine Generalwechselbank, indem er durch ein königliches Privileg sich die alleinige Bankconcession ertheilen und jeden anderen Bankhalter durch harte Strafen von der Concurrenz ausschließen ließ. Gestatteten doch selbst die Päpste nicht blos Laien Zinsgeschäfte, sondern mußten auch selbst der unerbittlichen Noth des Verkehrs weichen. Papst Clemens IV. nahm gerade die Wechsler und deren Zinspraxis aus, als er die Einwohner von Siena mit dem Bann belegte, und eben er klagte bitter über die Zinsengier der Wechsler, die ihm einst 50 Procent von 100000 Pfd. Darlehen als Zinsen vorweg abgezogen hatten. Paul IV. aber machte unter dem Deckmantel einer nur gedachten Bankanlage eine Anleihe von 100000 Scudi auf 9 Jahre für hohe Zinsen zur Tilgung der Schulden aus den feierlichen Bestattungen Julius' III. und Marcell's III. So liehen denn auch in Deutschland von den Wechslern und Juden weltliche und geistliche Machthaber bis zum Kaiser hinauf. Jene wurden die eigentlichen Inhaber der flüssigen Geldcapitalien, die Träger und rastlosen Förderer des persönlichen Credits. Auch die Depositen der Behörden, selbst mit Geldern, welche pupillarische Sicherheit verlangten, sowie der Privatleute bei den Wechslern, um sich Antheil am Zinsgewinn zu verschaffen, waren in Deutschland üblich. Und selbst die Geistlichen scheuten sich nicht, auf diesem Wege ihr oder der Kirchen und Klöster Vermögen zu mehren. Eben deshalb und wegen der von ihnen gegebenen zinsbaren Darlehen stellte manches Stadtrecht sie geradezu auf eine Stufe mit den wuchernden Juden, und die Concilien und Synoden beschworen sie mit weltlichen und himmlischen Drohungen und Strafen, von solcher zwiefachen Uebertretung des Zinsverbotes abzulassen. Vergebens — die Macht des Verkehrs und der Reiz des Geldes waren stärker.

Die Wechsler in Deutschland versuchten sich mehr mit kleinen Darlehen, welche sie gegen Faustpfänder und hohe, nur auf kurze Zeit bemessene Zinsen an unbemittelte Handwerker und Händler gewährten. So bildeten sie die Vermittler des Geldumlaufs nach den unteren Schichten der Gesellschaft hin; von Woche zu Woche liehen sie diesen die Beträge für die Geschäfts- und Haushaltskosten, ein weniger nöthiges Hausgeräth oder Haushaltungsstück nahmen sie zum Pfande und erhielten ihr Capital und reiche Zinsen jedesmal wieder, sobald die Kunden des Schuldners ihre natürlich hierdurch gesteigerten Kaufschulden tilgten. So glichen jene Wechsler den Marktfrauen unserer Zeit in Paris, welche sich für ein Darlehen von 3 Livres wöchentlich 2 Sous (173% jährlich) zahlen ließen und doch damit ein so brennendes Bedürfniß der unteren

Volksschichten befriedigten, daß die Schuldner für sie baten, wenn sie wegen Wuchers bestraft werden sollten. Eben weil jene Wechsler die so überaus zahlreichen unbemittelten Glieder der Gesellschaft von einem Hauptübel, dem Geldmangel, zu befreien vermochten, festigte sich allmälig die Stellung der Wechsler, zunächst der Art, daß die Inhaber der Wechselbanken jeder Zeit unter bestimmten Bedingungen der Sicherheit und Zinszahlung Darlehen gewährten. Seitdem mußten die Geldsuchenden, daß sie, sobald sie nur jene Bedingungen erfüllten, stets baare Darlehen hier vorfanden. So entstand die Darlehensbank neben der Wechselbank für Schuldner und Gläubiger. Ein besonderer Hinweis auf dieselbe liegt in dem sogenannten „Schadennehmen". Wenn nämlich bei Darlehen der Gläubiger zur Zahlungszeit vergebens die Zahlung seitens des Schuldners erwartete und des Geldes dringend bedurfte, so gestatteten ihm die weltlichen Gesetze im Anschluß an das kirchliche Recht, sich das Darlehenscapital von Wechslern gegen Zinsen und Sicherheit zu leihen, und der Schuldner war verpflichtet, diese Beträge, welche der Gläubiger auf des Schuldners Schaden vom Wechsler geliehen hatte, nebst Zinsen und allen Unkosten dem Gläubiger zu erstatten. Daß dieses Rechtsgeschäft nicht blos in Deutschland, wo die Stadtrechte genaue Vorschriften darüber enthalten, sondern seit dem 13. Jahrhundert auch in Norddeutschland üblich war, läßt sich vielfach nachweisen. Aber im weiteren Verlauf des Verkehrs erwies die Darlehensbank sich trotz des kirchlichen Zinsenverbotes oder auch durch dessen Ausschluß gesunder Darlehensconcurrenz so nöthig und nicht selten heilsam für das Geldbedürfniß zunächst der niederen Stände, daß die Gesetze nicht blos die zinsbaren Darlehen der Wechsler wie ein nothwendiges Uebel anerkannten, sondern sogar die bisher nur freiwilligen Darlehensgeber nöthigten, unter bestimmten Bedingungen offene Darlehensbanken, diese Anfänge unserer Banken und Pfandhäuser, zu halten. Eine Anzahl von Stadtrechten, welche eben dies Institut für die Städte als wesentlich kennzeichnen, schreiben ihnen dabei nur ein hohes, doch bestimmtes Zinsmaximum, verschieden für leihende Bürger oder Gäste, meist nur auf Wochenfrist und kleine Capitalien berechnet, und etwa Einzelnes über die Sicherheit vor. Damit hing zusammen, daß nach dem Freiburger (i. Br.) Stadtrechte der Priester es von der Kanzel herab den Gläubigen anzeigen mußte, wenn ein Wechsler oder Jude aus der Stadt fortziehen wollte, damit Jeder gegen Rückzahlung der Darlehen und Zinsen seine Pfänder auslöste.

Neben den Privatbanken erscheinen jetzt sehr bald auch städtische Wechselbanken, städtische Leih- oder Pfandhäuser, und zwar zuweilen mehrere in derselben Stadt, wofür dann oft die Stadträthe hohe Abgaben an die fürstliche Casse zahlen mußten. Diese Institute mußten sich um so leichter Eingang verschaffen, als bereits seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts städtische Leibrentenbanken in Uebung waren, welche gegen Empfang eines angemessenen Capitals den Einzahleuden etwa 10—12½ % Rente während ihrer Lebensdauer entrichteten, beim Tode derselben aber das Capital zurückbehielten. Da bei privaten Leibrentenverträgen, ebenso wie noch heute bei den im Bauernstande häufigen Altentheilsverträgen, sich über die schlechte Behandlung, die unregelmäßige Rentenzahlung an die Rentengläubiger, deren baldiger Tod den Rentenschuldnern erwünscht war, ewige Klagen erhoben, machten die gewissenhaft verwalteten städtischen Leibrentenbanken ein vortreffliches Geschäft und warfen den öffentlichen Cassen namhaften Gewinn ab. An die Leibrentenbanken schlossen sich nun die städtischen Wechsel-, Darlehensbanken und Pfandhäuser, indem die Behörden sich entweder vornehmlich Antheil an dem Gewinne der privaten Banken gleicher Art sichern oder gleichzeitig damit den Wucher der privaten Banken unmöglich machen wollten. Für die Banken ersteren Zweckes giebt Frankfurt a. M. einen höchst interessanten Beleg. Der dortige Rath, welcher seit 1346 das Regal des Handwechsels erwarb und es Nebenwechslern zur Ausübung übertrug, welcher ferner seit 1346 das Recht, kleine, seit 1429 das Recht, große Münzen zu prägen, von den Kaisern erhielt, errichtete 1402 eine Handelsbank, deren kaufmännische Geschäfte er mit seinem eingeschossenen Capital durch vierzehn bestellte Geschäftsleute besorgen ließ. 900 fl. gab er der Bank als Stammcapital und ließ außerdem 1500 fl. für die Stadtcasse durch die Bank einziehen. Privatleute durften von vornherein ihre Gelder bei derselben anlegen und deponiren. Die Geschäfte der Bank bestanden wesentlich in Handwechseln, Depositen und Geldgeschäften, besonders Darlehen. Die angelegten Privatgelder schützte der Rath zu seinem eigenen Vortheil durch ein Gesetz vom Jahre 1402 dahin, daß diese Gelder Niemand — also auch nicht die Gerichte — sollte „verkümmern oder aufhalten" dürfen. Schon 1403 erwies diese Bank sich so vortheilhaft, daß der Rath statt ihrer vier neue von einander unabhängige Banken errichtete, deren eine er selbst, wie jene erste, verwaltete, während er die drei andern durch Concessionen an Privatleute vermiethete. Die Geldgeschäfte waren unbegrenzt: sie erstreckten sich auf zinsbare Darlehen, Anweisungen, Wechselbriefe; letztere stellte sie auf Verlangen aus, die auf sie — meist in den Messen fälligen — gezogenen Wechsel, zum Theil von weiten Orten her, löste sie ein; das Discontiren war bekannt. Der Gewinn des Rathes aus diesen vier Banken schwankte in den ersten neun Jahren zwischen 100 und 991 fl. Letztere Summe aber bildete im Jahre 1409 $^1/_{33}$ der Staatseinnahmen. Anderer Art waren die städtischen Banken, welche sich den Privatbanken der Juden und Wechsler gerade gegenüber stellten, um deren übermäßiges Zinsnehmen zu hindern. Hier forderten die an sich zur Zinsforderung nicht privilegirten Bankhalter nur Namens der städtischen, fürstlichen oder kaiserlichen Macht von dem Bankdarlehen regelmäßige, doch nicht zu hohe Zinsen. Ein Privileg für eine solche Bank gab unter Anderen Kaiser Maximilian I. 1498 dem Rath von Nürnberg: in diesem wird ausdrücklich auf den Wucher der Juden verwiesen und an die Hilfe für die kleinen Geschäftsleute gedacht; die „Wechselbank" sollte nicht nach Gewinn streben und den Zinsertrag auf ihren Unterhalt, dann „zum gemeinen Nutzen und Gut der Stadt" anwenden. Das kirchliche und weltliche Zinsverbot wurde hier von der Behörde offen verletzt.

Der Zinsfuß der Wechsler schwankte gegenüber dem gewöhnlichen Zinsfuße (der Renten), der von 10—12% im 13. und 14. im 15. und 16. Jahrhundert allgemach auf 5—6% niederging, zwischen 30—40% für Wochenzahlungen. Eben deshalb zogen die Gesetze oder die einzelnen Bankconcessionen diesen Zinsen, wie erwähnt, bestimmte Grenzen, und die öffentlichen Banken suchten durch ihre Concurrenz, was sie bei ihren oben gezeichneten vielen Vortheilen natürlich sehr gut konnten, den Zinsfuß herabzudrücken. Doch auch jene gesetzlichen Zinsmaxima mußten sich dem Verkehre fügen, und so schwankten auch sie vom 13.—15. Jahrhundert für Mittel- Süd- und Westdeutschland etwa von 20—40%. In Brandenburg gestattete man bis zum 15. Jahrhundert 24%, in Breslau im 14. Jahrhundert 25%, dagegen schon in Brieg in derselben Zeit 54%. In Oesterreich blühte wegen Verschuldung der Fürsten der Wucher der Judenwechsler, denen nicht selten wichtige Finanzquellen des Staates dafür verpfändet wurden; 1246, unter Friedrich II., dem letzten Babenberger, war er 174%, unter dessen Vater Leopold dem Ruhmreichen gar 304%. Ottokar II. von Böhmen verwarf 1254 jede gesetzliche Grenze dieser Zinsen. Im 16. Jahrhundert sanken allmälig auch die Zinsen der Wechsler auf 10—12%, doch gestattete man selbst in Belgien ihnen noch 1606 gesetzlich 50% pro Woche. In Deutschland fühlten die Volksmassen, daß ihre Wechslergläubiger ihnen nicht selten übermäßige Zinsen abforderten. Das Zinsverbot fesselte nach allen Seiten ihren Capitalverkehr; immer von Neuem wurden sie in die harten Hände derselben Gläubiger zurückgestoßen. Sie sahen, wie auch Kirche und Kaiser, Fürsten und Räthe den nämlichen Gläubigern sich beugten. Als jene aber, die Quelle des Uebels verkennend, immer rücksichtsloser gegen die Judenwechsler vorgingen, als sie dadurch diese Gläubiger zu immer stärkerem Zinsdruck zwangen, als gar Hungersnoth und Pest hereinbrachen, da fiel das fanatische Wort der eifernden Priester zündend in die heiß erregte Masse, an vielen Orten loderte der Haß der schuldenden Christen gegen die wuchernden Judengläubiger empor. Die Kirche weiht die Klagen des Volkes, sie verdammt die Söhne Israels und schleudert das kirchliche Zinsverbot auch ihnen entgegen; gemieden von Allen, ein Auswurf des Menschengeschlechts, auch äußerlich gebrandmarkt, sollen die Juden, sich selbst überlassen, in eigener Sünde vergehen. Und das Volk lockt es, auf ein Mal die Qual der Schulden zu tilgen, und ein für alle Mal. Am Ende des 13. Jahrhunderts, dann um die Mitte des 14., dann in immer neuen Aufständen dieses und das folgende Jahrhundert hindurch fallen die Volksmassen über die Judenviertel der Städte her. Sie plündern, rauben erbarmungslos, den Wucher auszugleichen, sie stoßen ihre Feinde in die Verbannung, sie martern, sie morden die Uebelthäter und ihr ganzes Geschlecht. Sie zerreißen ihre Schuldurkunden, sie löschen die Summen mit der Gläubiger Blute, mit ihrem Leben zahlen sie die Zinsen. „Die grenzenlosen

Summen", ruft der Chronist aus, „welche Adel und Heer, Bürger und Bauern ihnen schuldeten, das war der Juden Verderben!" Die Machthaber gedachten der Hilfe, welche sie von den Juden bedurften, mit harten Strafen züchtigten sie den Aufstand. Vergebens! Je mehr die Juden verloren, desto mehr mußten sie in Zinsen wieder gewinnen. Von Neuem stürzte sich das Volk auf die Verhaßten. Die Behörden setzten die Zinsen, die Capitalien, den Zinsfuß herab, aber für alle Zeit wollten die Schuldner der Bedrängniß los sein. Die Gesetzgeber verboten den Juden jeden Wucher, verboten die Annahme von Klagen wegen Zinsen, untersagten die Ausführung der gesprochenen Urtheile; jeder Bürger sollte berechtigt und verpflichtet sein, den Wucher der Juden vor Gericht zu ziehen, jeder Verkehr zwischen Juden und Christen verboten sein, der nicht vor dem Richter stattfand oder für die nöthigsten Bedürfnisse oder auf offenen Märkten; ja aus ihren Gebieten vertrieben sie die Unseligen. Aber wieder und wieder kehrten diese zurück und wucherten von Neuem. Die Christen selbst, durch ihre Lage genöthigt, durch ihre Gesetze nicht genügend zurückgehalten, begannen mit ihnen jenseits der Landesgrenzen die alten Geschäfte. Wo sollten sie sonst zu leihen nehmen? Die schmählich Vertriebenen riefen sie zurück und ihre Wucherklagen begannen wieder. Wo die Landesgerichte den armen Gläubigern das Urtheil verweigerten, verklagten diese ihre Schuldner bei dem nächsten kaiserlichen Gericht. Die Schuldner wurden verurtheilt; sobald sie ihr heimisches Gebiet überschritten, strafte man sie mit der Acht. Und wieder reformirte man die Gesetze, aber im nächsten Augenblick schon waren sie den reißend fluthenden Ereignissen nicht mehr gewachsen. Mit den härtesten Strafen bedrohte man wuchernde Juden und ungehorsame Christen. Es fruchtete nichts! Der Verkehr ließ sich in seiner einzig möglichen Bahn nicht fesseln, nicht hemmen, nicht zertreten. Die Gesetzgeber wußten nicht mehr zu helfen. Das Mittel freilich, welches zweifellos half und von Grund aus, wußte man nicht anzuwenden, weil es unmöglich schien: die Verträge zwischen Juden und Christen für ungiltig zu erklären, die Wucherer zum Ackerbau und anderen Beschäftigungen zu gewöhnen oder das kirchliche Zinsverbot zu beseitigen. That man es nicht, so mochte man auch die Folgen tragen; man mußte dann die Verfolger mit ganzem Nachdruck niederwerfen und den Juden endlich die Hilfe vergelten, die man so oft von ihnen empfangen hatte. Der Zorn der Verfolger und das Blut der Verfolgten schrien auf gegen das Gesetz der Kirche. Diese Judenverfolgungen aber sprachen, weil sie neben dem Wucher der Judenwechsler noch den religiösen Haß und dessen Steigerung durch die Pest zur Ursache hatten, nicht gegen die frühere Behauptung, daß die hohen Zinsforderungen der Wechsler dem Volke Nutzen brachten. Daher zeigten sich auch nirgends in Deutschland allgemeine Verfolgungen der Wechsler. Die deutschen Fürsten aber suchten, wenn sie auch nicht selten die Zinsen der Wechsler beschränken mußten, doch vornehmlich dieselben zu Gunsten des Verkehrs in ihrem Lande und eben auch zum Nutzen ihrer Privatcassen heranzuziehen. Daher zürnten die kirchenrechtlichen Schriftsteller jener Zeit auf das Heftigste gegen die Schirmherren der Wechsler wie gegen diese selbst. Sogar gegen den Wucher der Juden wandten die Gesetzgeber selten die härtesten der ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, und gerade die Reichsgesetze zeigten sich hier auffallend milde, indem sie wohl seit Anfang des 16. Jahrhunderts die Zinsverträge der Juden für nichtig erklärten, doch den Landesfürsten aufgaben, ihre Juden zu ehrenhaften Gewerben überzuleiten. Und schon im Reichsabschied von 1548 gestatteten sie den Juden ausdrücklich, von ihren Darlehen wieder fünf Prozent zu fordern, und suchten nur weiteren betrügerischen Umgehungen dieser Zinsgrenze durch Juden und Judenwechsler vorzubeugen. Und eben Karl V., welcher in den Niederlanden durch eine Reihe von Edicten den Wechslern und Privatbanken das Zinsnehmen ganz untersagte, dann die Wechsler wenigstens mit sittlichem Makel behaftete und ihnen den Zutritt zu Kirche und Altar verweigerte, ließ sich in Deutschland ebensowenig wie seine Vorgänger von jenem Grundsatz des Zinsverbotes leiten, sondern gestattete hier den Wechslern das Zinsnehmen, in richtiger Erkenntniß, wie wichtig für die Gestaltung des Capitalverkehrs die Wechsler, ihre Banken und Pfandhäuser waren.

Bücherbesprechungen.

— T. Schöllg, Christian Heinrich Zeller, Inspector der Anstalt in Beuggen. Ein Lebensbild. Mit Zeller's Portrait in Stahlstich. 224 S. 8. Geh. 1,60 ℳ. Lwd. 2,40 ℳ. — Mutter Zeller in Beuggen. 4. Aufl. 96 S. 8. Geh. 50 ₰. Fein Lwd. 1,20 ℳ. — Christliche Lebensbilder haben eine lehrreiche und erziehliche Kraft. Das gilt ganz besonders von den hier vorliegenden Biographien. Zeller, der erste Vorsteher des Rettungs- und Brüderhauses in Beuggen, hat durch sein Beuggener Monatsblatt reichen Segen gestiftet, aber noch mehr als was einer schreibt und lehrt, wirkt, was er thut, lebt und ist. Den ganzen Werdegang und das reiche Wirkungsfeld des seltenen Mannes, von seiner Kindheit an bis zu seinem Heimgang und dem Anstaltsleben nach seinem Tode, schildert uns der Herausgeber, der, nachdem die ausführliche Lebensbeschreibung Heinrich Zeller's von Thiersch nach 25 Jahren vergriffen war, auf die Anregung der Verlagshandlung sich zu dieser neuen Lebensgeschichte des ausgezeichneten Erziehers und christlichen Pädagogen entschloß. Auch auf die Zeitumstände in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirft die Biographie Zeller's manches Licht, besonders in religiöser und pädagogischer Hinsicht. Von der Hand des ebenfalls bereits heimgegangenen Sohnes Reinhard Zeller, der des Vaters Nachfolger in der Beuggener Anstalt gewesen ist, liegt in vierter Auflage auch ein mit großer Liebe gezeichnetes Lebensbild der Mutter Zeller in Beuggen vor, von der Heinrich Zeller zu sagen pflegt: „Brüder, was ich lehre, das lebt sie!" Wir bringen die beiden Biographien zur Anzeige, indem wir insbesondere Gemeinde-, Vereins- und Anstaltsbibliotheken darauf verweisen. D. K.

— Bienengräber, Alfred Dr., Oberpfarrer in Meerane, Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Predigten für die sämmtlichen Sonn- und Festtage eines Kirchenjahres. 640 S. 4. Leipzig, Internationaler Kunstverlag M. Bauer & Comp. Prachtausgabe mit 12 Bildern zum Preise von 15 ℳ, eine Volksausgabe mit 6 Bildern zum Preise von 12 ℳ. — Die Verlagsanstalt hat sich mit der Ausstattung der vorliegenden Predigten ein besonderes Verdienst insofern erworben, als sie dem auf der Landessynode ausgesprochenen Wunsche nach Herstellung von Erbauungsbüchern mit großer Schrift Rechnung trägt und in dieser Beziehung Mustergiltiges leistet. Auch sonst ist die Ausstattung eine sehr kunst- und schmuckvolle. Nicht blos daß für jede Predigt ein diesbezügliches Bild über den Text gedruckt ist, es sind dem Werke auch besondere Kunstblätter in Buntdruck sowie eine Familienchronik beigegeben, die nur gegen sich haben, daß sie das Predigtbuch für weitere Kreise und breite Schichten des Volkes zu theuer erscheinen lassen. Für diese aber ist es in seiner ganzen Anlage berechnet. Die Predigten folgen in ihren Texten nicht einem bestimmten Jahrgang von Perikopen, die Predigttexte sind vielmehr theils dem Alten, theils dem Neuen Testament, bald den Evangelien, bald den Episteln entnommen oder ganz frei. Die Sprache ist schlicht und allgemein verständlich, was wir den Predigten als großen Vorzug anrechnen dürfen und was sie für Jedermann geeignet machen. Sie gehen der betreffenden Schriftwahrheit nach und ruhen auf durchaus positivem Grunde. Das Werk dürfte insbesondere sich zum Geschenk bei Jubelhochzeiten u. s. w. sehr wohl eignen. D. K.

— Penn-Lewis, J., Von Angesicht zu Angesicht. Blicke in das innere Leben Mosis. 96 S. kl. 8. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger in Basel. 80 ₰. — Einen directen Verkehr mit Gott, wie Moses ihn hatte, wie ihn Viele, auch viele Christen nicht mehr haben, zu fördern ist die Absicht, welche die Verfasserin mit ihrem aus dem Englischen übersetzten Büchlein verfolgt. Dazu geht sie das Leben Mosis durch, es überall mit der neutestamentlichen Schriftwahrheit in Verbindung setzend. In der Wiedergabe der Schriftstellen ist vielfach die Elberfelder Bibelübersetzung zu Grunde gelegt. Nicht überall können wir mit der Verwerthung der herangezogenen Schriftstellen uns einverstanden erklären. Die Ausführungen haben hier und da etwas Künstliches und Sprungweises. Wir dürfen aber die Innigkeit des Glaubens, die aus dem Schriftchen spricht, und die edle und doch einfache Form anerkennen. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 133. Donnerstag, den 7. November, Abends. 1901.

Zur Colonisirung und Germanisirung des südlichen Sorbenlandes.*)

Von Dr. W. Bruchmüller.

„Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar,
Darto Frederick mit dem roden Haar —
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren."

Mit sicherem Griff hat in diesem Verse das alte Volkslied die drei Männer zusammengefaßt, die der deutschen Geschichte des 12. Jahrhunderts in ihrem politischen Verlauf das charakteristische Gepräge verliehen haben. Wenn man, bezaubert durch die glänzende Erscheinung und die hohen weitausschauenden Ziele der Staufen, zunächst dazu geführt wird, in der Verwirklichung der imperialistischen Reichsidee dieser Staufer das allein erstrebenswerthe Ziel der damaligen deutschen Politik zu sehen, so wird man freilich leicht dazu geführt werden, eben über der glänzenden Erscheinung Friedrich's I. die schlichteren Gestalten der beiden anderen oben genannten Männer zu übersehen, oder sie doch wenigstens hinter Friedrich's Gestalt zurücktreten zu lassen. Oder man wird es wenigstens bedauern müssen, daß es uns nicht vergönnt war, besonders Friedrich I. und Heinrich den Löwen gemeinsam an der Durchführung und Vollendung der alten Weltkaiseridee deutscher Nation arbeiten zu sehen.

Bei einer kühleren Betrachtung der Dinge wird man meinem Dafürhalten nach freilich zu einem anderen Resultate gelangen müssen. Man wird es dann geradezu als ein Glück für die Zukunft und die Fortdauer unseres Volkes ansehen lernen, daß in der Antagonie Heinrich's des Löwen dem Streben Friedrich's ein Gegengewicht gegeben war, das verhinderte, daß einseitig die gesammten Kräfte der Nation für die Erreichung eines auf die Dauer nicht zu realisirenden Traumes verschwendet wurden. Die Kaiserpolitik der Ottonen und Staufer hat, das sei rückhaltslos anerkannt, unserer mittelalterlichen Geschichte einen Glanz und einen ideellen Schwung verliehen, der unserer ganzen späteren Vergangenheit bis auf unsere Tage nicht nur nach der idealen sondern auch nach der realen Seite hin Vortheil und Segen gebracht hat und hoffentlich auch unserer Zukunft weiter noch Segen bringen wird. Denn gerade die Kaiseridee und der Kaisertraum hat von jeher einen Ferment geboten, der oft den geistigen Zusammenhalt unserer Nation gesichert hat, und noch heute, wo wir, freilich zum Glück, kein internationales, sondern ein nationales Kaiserthum haben, ein starkes geistiges Bindemittel zwischen den particularistisch auseinanderstrebenden Elementen unserer Stämme bildet. Trotzdem würde, das wird mir heute, glaube ich, Jeder zugeben, die volle Einsetzung unserer gesammten Volkskraft für die Ziele Friedrich Barbarossa's nicht ausgereicht haben, um auf die Dauer ein abendländisches Kaiserthum deutscher Nation gegen die Concurrenz der Kirche und den erwachsenden Widerstand der übrigen sich ihrer selbst bewußt werdenden abendländischen Nationen zu behaupten. In diesem Kampfe hätte sich die Kraft unserer Nation in kurzer Zeit verbluten müssen, wie sich die Kraft der Staufer verblutet hat.

Einen Beleg für diese Behauptung kann man schon aus einer Betrachtung der Politik der Ottonen und Staufer selbst gewinnen. Otto I. der Große vereinigte in sich noch die beiden Richtungen der deutschen mittelalterlichen Politik, die wir später getrennt von einander in den Personen Heinrich's des Löwen und Friedrich Barbarossa's repräsentirt sehen, die zunächst liegende, nationale, auf die Ausdehnung und den Ausbau des deutschen Volksgebietes gerichtete, und die in die Ferne schweifende, universell imperialistische, auf die Errichtung eines abendländischen Kaiserthums zielende. Dieser umfassenderen, beide Seiten der mittelalterlichen Kaiserpolitik umspannenden Richtung seiner Politik verdankt Otto seine Erfolge. Mit der ersteren hat er den Grund gelegt für die späteren Erfolge des Deutschthums im Osten, denn wenn auch ein großer Theil seiner Errungenschaften hier später wieder durch die Schuld seiner unmittelbaren Nachfolger verloren gegangen ist, so fanden doch die Männer, eben vor Allen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, sowie schon vorher Kaiser Lothar, die hier im Osten die ottonische nationale Politik wieder aufnahmen, noch genug Fundamente im Grunde vor, auf denen sie ihren Neubau nationaldeutscher Gestaltungen ausführen konnten. Mit seiner imperialistischen Politik hat aber auch Otto I. nur vorübergehende Erfolge errungen, und seine Nachfolger, die, während sie seine ostwärts gerichtete, nationale Politik vernachlässigten, einseitig nur auf der imperialistischen Bahn seinem Beispiel folgten, sind auf ihr gänzlich gescheitert bis zu dem tragischen Ausgang des glänzenden Staufergeschlechtes.

Was an realen Grundlagen für eine spätere nationale Kraftentfaltung uns aus dem Ende des Mittelalters überkommen ist, das ist jedenfalls nicht das Werk der Staufer, sondern das Werk eben der Männer, die jene von mir als nationale bezeichnete Politik betrieben haben, also, um nur die hervorragendsten zu nennen, Otto's I., Markgraf Gero's, Heinrich's des Löwen und Albrecht's des Bären. Man beachte dafür nur, daß fast volle drei Fünftel des heute in Europa von Deutschen besiedelten Gebietes auf einstigem slavischen Colonialboden liegen, daß der ganze Schwerpunkt unserer nationalen Kraft sich auf diesen Boden verschoben hat, daß nicht nur Berlin, sondern auch Wien auf solchem Colonialboden liegen, während am Ausgang des 8. Jahrhunderts, um 790, als Karl der Große seine imperialistische Politik zur Entfaltung brachte, das Deutschthum — eine bisher noch viel zu wenig beachtete, von Meitzen betonte Beobachtung — in die engsten Grenzen eingeschränkt war, die es je während des Verlaufes unserer Geschichte innegehabt hat. Man wird deshalb nicht die zeitweilige Aufrichtung eines abendländischen deutschen Kaiserthums, sondern die Germanisirung des deutschen Ostens als die größte That des deutschen Volkes im Mittelalter zu bezeichnen haben.

An diesem wunderbaren Werke hat das ganze deutsche Volk in Jahrhunderte langer Arbeit mitgearbeitet, alle Stämme und alle Stände ohne Ausnahme. Diese That ist in Wahrheit eine wirkliche Volksthat, nicht die einzelner großer Männer. Es ist bezeichnend, daß gerade aus der Colonisationsgeschichte verhältnißmäßig nur wenige Namen solcher Männer, von denen wir ja schon oben die wichtigsten kennen gelernt haben, hervorragen. Man könnte diese Zahl gewiß noch um ein Beträchtliches vermehren, ich erinnere hier nur an die Namen eines Wichmann von Magdeburg, eines Wiprecht von Groitzsch, sowie an die der verschiedenen Fürsten aus den Häusern der Askanier und Wettiner, das ändert aber nichts an der Thatsache, daß wir es hier in der Hauptsache mit einem im guten Sinne des Wortes demo-

---

*) Hauptsächlichste benutzte Literatur: A. Meitzen: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 4 Bände 1896. E. O. Schulze: Die Colonisirung und Germanisirung der Gebiete zwischen Saale und Elbe 1897. Vergl. auch desselben Verfassers Aufsatz in der Wissensch. Beilage der L. Z. 1897 Nr 16. 6. Februar 1897: „Die Germanisirung des westelbischen Kur-Sachsens". Sächsische Volkskunde. Hrsg. von Dr. Robert Wuttke S. 60—112. Verlauf und Formen der Besiedelung von Prof. Dr. E. O. Schulze. Heinrich Leo: Untersuchungen zur Besiedelungs- und Wirthschaftsgeschichte des Thüringischen Osterlandes in der Zeit des früheren Mittelalters. 1900. Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte Bd. VI Heft 3.

ratischen Werke, mit dem Werke der Nation in ihrer Gesammtheit zu thun haben. Deutsche Kaiser und Könige haben an diesem Werke gebaut wie Karl der Große, Heinrich I., Otto I., Lothar von Supplingenburg, die deutschen Fürsten, die Kirche, sodann vor Allem der deutsche Adel und das deutsche Bauernthum, das dem ganzen Werk erst Bestand und Festigkeit verliehen, und zuletzt, weil damals erst in der Ausbildung begriffen, auch das deutsche Bürgerthum, das das Ganze mit dem glanzvollen Emporblühen neuer mächtiger deutscher Städte krönte.

Wenn man nach den inneren und äußeren Gründen fragt, die alle diese verschiedenen Stände und Stämme, diese Einzelpersonen und Massen zu einer in einheitlicher Richtung sich fortbewegenden, Jahrhunderte dauernden, oft unterbrochenen, aber immer wieder mit zäher Energie aufgenommenen Arbeit trieb, so wird man bei so mannigfaltig gestalteten Kräften eine einheitliche, Alles auf eine einzige Formel zurückführende Antwort nicht erwarten dürfen. Verschiedenartig nach Stand und Namen, wie die Personen es waren, werden vielmehr auch die Motive, die sie zum Werke trieben, gewesen sein, wirthschaftlicher, politischer und religiöser Art. Nur die eine bestimmte, und zwar negative, Antwort wird man hier geben können: Ein bewußt nationales Motiv in unserem modernen Sinne wird man allen diesen Colonisatoren nicht andichten dürfen. Denn auch die lebhaften und sich in den blutigsten Grenzkriegen bekundenden Stammesgegensätze zwischen den angrenzenden Slaven und Deutschen dürfen nicht auf ein solches bewußtes Nationalgefühl zurückgeführt werden. Dagegen spricht schon, daß sich öfters deutsche Stämme, ebenso wie z. B. auch Karl der Große, wendischer Bundesgenossen im Kampfe gegen einen anderen deutschen Stamm genau so bedient haben, wie gelegentlich die Wenden deutsche Hilfe gegen andere Slavenstämme anriefen und erhielten. Dagegen spricht weiter die germanisirende Thätigkeit slavischer Fürsten z. B. in Schlesien und Pommern, die von sich aus zahlreiche Deutsche in ihre Gebiete zogen und dort ansiedelten. Hierher gehört sodann noch die Erscheinung, daß, wie z. B. der Franke Samo in Böhmen, deutsche Führer öfters zur Herrschaft über Slavenstämme gelangten. So hat der genannte Samo im 7. Jahrhundert in Böhmen sich ein czechisches Reich begründet und es mit gutem Erfolge sowohl gegen Avaren wie gegen Franken vertheidigt.

Wollen wir etwas näher auf eine Erörterung der mannigfachen Motive für die Colonisirung und Germanisirung des deutschen Ostens eingehen, so war, um mit den Kaisern und Königen anzufangen, bei Karl dem Großen auch für seine Slavenpolitik wohl die imperialistische Idee wie bei allen seinen Unternehmungen das treibende Motiv. Dasselbe gilt auch in gewissem Sinne für Otto I., wenn bei ihm auch das religiöse Moment daneben als wirksam hervortritt. Bei Heinrich I. und Lothar — beide nüchterne, auf das Reale gerichtete Naturen — machte sich fast ausschließlich das politische Moment geltend. Sie standen den Slaven ähnlich wie die späteren angrenzenden Landesfürsten mehr als interessirte Territorialherren denn als deutsche Könige gegenüber. Sicherung der alten Grenzen und Erweiterung derselben war für sie wohl das Ausschlaggebende. Die Anerkennung der deutschen Oberherrlichkeit seitens der Slaven hatte für sie also nur soweit Werth, als dadurch die deutschen Grenzen erweitert und gesichert, sowie die Einkünfte durch Tribut rc. vermehrt wurden. Imperialistische Ideen lagen Beiden dabei ferne. Aehnliche politische und wirthschaftliche Motive waren später für den Adel sowie für die Kirche bestimmend, für letztere in zweiter Linie wohl auch noch das religiöse Interesse der Heidenbekehrung, das in sich aber auch doch wieder einen stark wirthschaftlichen Beisatz trug, der auf die Ausdehnung des Grundbesitzes und der Zehntenerträge hinauslief. Wir werden gerade auf diese Punkte noch im weiteren Verlauf unserer Darstellung näher einzugehen haben. Bei Bürgern und Bauern war durchaus das wirthschaftliche Moment ausschlaggebend.

„Naer Oostland willen wy ryden,
naer Oostland willen wy mêe,
al over die groene heiden,
frisch over die heiden!
daer isser een betere stêe.

Als wy binnen Oostland komen
al onder dat hooge huis,
daer worden wy binnen gelaten,
frisch over die heiden;
zy heeten ons willkom zyn."

So lauten zwei Strophen eines vlämischen Auswandererliedes des 12. bis 13. Jahrhunderts.*) In dem letzten Verse der ersten Strophe: „daer isser een betere stêe" ist das wirthschaftliche Motiv für die Auswanderung klar ausgesprochen. Das 11. und 12. Jahrhundert ist eine Zeit der wunderbarsten Entfaltung ungeahnter Volkskräfte, überall rühren sich neue Kräfte und drängen mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer Erweiterung der gesteckten Volksgrenzen. Das Mutterland ist nach Beendigung der zweiten Rodeperiode vollständig bis in die Waldthäler der Mittelgebirge und die Moorflächen der Flußniederungen hinein ausgebaut, der deutsche Bauer hat durch die Ausbildung eines bäuerlichen Hofrechtes eine neue bäuerliche Standesfreiheit sich errungen, die Fixirung der Grundrente bei ständig steigenden Erträgnissen des immer intensiver angebauten Bodens bringt ihm hohen materiellen Wohlstand, die alte Gebundenheit löst sich, ihm wird freier Zug gegen wirthschaftliche Gegenleistungen zugestanden rc. Ich will auf die Gründe dieser Entwickelung und ihre näheren Umstände hier nicht näher eingehen, was sich um so leichter erübrigt, als ich diese Verhältnisse schon früher eingehend in meinem Aufsatz: „Deutsches Bauernleben zur Zeit der Hohenstaufen" **) geschildert habe. Kein Wunder, daß in dem Bauern jener Tage trotziges Selbstbewußtsein und ein ständig wachsender Unabhängigkeitsdrang dahin führten, ihm eine wagende Fahrt in die Ferne des Ostens heraus aus dem enger werdenden Heimathland immer lockender erscheinen zu lassen. Denn bei dem so gut wie völlig beendeten Ausbau des Mutterlandes wurde es immer schwieriger, den Ueberschuß der wachsenden Bevölkerung im Mutterlande unterzubringen, zumal die Gewöhnung an Wohlstand und Behagen ein breiteres Siedeln erwünscht und begehrt machten, und man sich deshalb nur ungern in die mit der wachsenden Volksdichtigkeit enger werdenden Verhältnisse des Heimathlandes einfügte. Hinzu mag, wenn auch wohl nach meiner Ansicht bei dem Bauern in geringerem Maße, der allgemeine, durch die Kreuzzüge angeregte Hang jener halb weltlichen, halb geistlichen Abenteuer- und Wanderlust getreten sein, der jedem Zug in heidnisches Land einem gewissen religiösen Anstrich verlieh und damals die ganze abendländische Christenheit beherrschte. Dieses waren die Motive, die seit dem 12. Jahrhundert auf den Ruf des vorangegangenen Adels, der Fürsten und der Kirche einen ununterbrochenen Zug deutscher Siedler über die Elbe nach dem slavischen Osten führten, um hier in langsamem, aber sicherem, unaufhaltsamem Vordringen ein neues Deutschland zu schaffen, bis die Verschlechterung in den Zuständen des Mutterlandes endlich diese mächtigste Entfaltung deutschen Volksthumes leider zum Stillstand, ja zu theilweisem Rückstauen brachte.

Ehe wir nun zu einer Betrachtung der Unterwerfung und Besiedelung des Slavenlandes selbst übergehen, wird es gut sein, einen Blick auf die Grenzen des Slaventhums und die Gruppirung seiner Einwohner vor dem Einbruch der Deutschen zu werfen.

In die durch die Bewegung der Völkerwanderung von den Germanen frei gewordenen Landgebiete waren die Slaven nachgerückt. Man hat früher, so z. B. Müllenhof, angenommen, daß die altgermanische Bevölkerung nicht gänzlich ihre alten Sitze geräumt, sondern noch vielfach sitzen geblieben und von den Slaven unterworfen worden sei. Diese unterworfenen Germanen hätten sodann die unterste breite Volksschicht gebildet, während die herrschenden Slaven darüber nur eine dünne obere Adelsschicht abgegeben hätten. Mit dieser wunderbaren Hypothese wollte man die später verhältnißmäßig rasch sich vollziehende Germanisation des Slavenlandes erklären. Heute hat man diese Hypothese jedoch mit Recht fallen lassen, denn wenn sicherlich auch einzelne germanische Reste in den verlassenen Gebieten zurückgeblieben sein werden, so sind diese sicherlich doch nur unbedeutend gewesen und bald rest- und spurlos im Slaventhum aufgegangen.

Wenn man nun auch nicht eine feste, scharfe Grenze zwischen Slaven und Germanen bis ins Einzelne hinein ziehen kann, sondern sich Slavenansiedelungen als Einsprengungen in das Germanenthum auch noch westlich der im Allgemeinen eingehaltenen Grenze finden, so wird man doch den von Karl dem Großen im Jahre 805 gezogenen limes sorabicus im Allgemeinen als diese eigentliche Grenze festhalten dürfen. Durch die Eroberung des

*) J. F. Willems: Oude vlaemsche Liederen. Gent 1848, S. 35.

**) Wissensch. Beil. der L. Z. Jahrgang 1898, Nr. 75, vom 30. Juni 1898.

Thüringischen Reiches waren die Franken in unserer Gegend zunächst mit den Sorben in Berührung gekommen. Im Jahre 623 beginnen ihre Kämpfe mit den Böhmen unter dem schon oben genannten Franken Samo, gegen den Herzog Rudolf von Thüringen die Saalelinie als Grenze behauptete. Der von Karl dem Großen sodann nach der Besiegung der Avaren und der Unterwerfung der Sachsen, wie gesagt im Jahre 805, gezogene limes sorabicus verlief von Lorch an der Enns längs der Donau nach Regensburg, von da zur Recknitz, über Bremberg bei Nürnberg, Forchheim, Bamberg, Erfurt, Naumburg, Merseburg, Magdeburg, Chesla (vermuthlich in der Nähe von Gifhorn) — dieser Ort ist jetzt nicht mehr vorhanden — und Bardowick. Die genannten Orte waren zugleich als die Vermittelungspunkte für einen Handelsverkehr mit den Slaven bestimmt. In den Alpen setzt somit die Slavenwestgrenze ungefähr ein bei den Tauren und der unteren Enns, läuft sodann zur Donau bis Regensburg, führt weiter über die Einöde des südlichen Böhmer- und Bayerischen Waldes zur Rezatmündung und von dort, dem Laufe der Rednitz, Regnitz und Itz folgend, bis zur Höhe des Thüringer Waldes. Von hier aus bildet nördlich die Saale und Elbe bis zur Ohremündung die Grenze, diese läuft dann weiter die Ohre aufwärts über den Drömling bis zur Ilmenau und Göhrde nach Lauenburg, jenseits der Elbe folgt sie der Delvenau, Steckenitz und Schwentine zur Kieler Bucht.

Nach Meitzen zerfallen nun die Slaven zwischen dieser Grenze und der Weichsel in vier Theile, die untereinander wesentliche Stammesverschiedenheiten aufweisen: 1) die Wenden von Wagrien bis zur Tollense und Oder, die bis in das 12. Jahrhundert hinein zahlreiche kleine Stammesgebiete aufweisen — im Durchschnitt berechnet Meitzen die Größe eines slavischen Volksgaues auf 50—100 Quadratmeilen, in unseren Gebieten, besonders im Thüringischen Osterlande, waren die Gaue allerdings viel kleiner —, 2) die Slaven in Böhmen und Mähren, 3) die Preußen, 4) die des heutigen Gebietes von Polen, Pommern, Schlesien und der Neumark. Wohin bei dieser Eintheilung Meitzen die Sorben unseres Gebietes gerechnet hat, ist mir, offen gestanden, nicht ganz ersichtlich geworden, wahrscheinlich wird er sie zu den unter 4) genannten gezählt wissen wollen.

Etwas nähere Auskunft über die Vertheilung und Gliederung der nördlichen Slaven giebt uns eine Aufzeichnung eines Geistlichen, der zwischen den Jahren 866 und 890 wahrscheinlich zu St. Emmeran in Regensburg gelebt hat. Ich theile aus ihr nur die näher für uns in Betracht kommenden Stellen mit. Es werden da aufgezählt: „regio, quae vocatur Surbi — Sorbenwenden, die Lausitzer und Meißner Slaven —, in qua regione plures sunt, quae habent civitates L. Iuxta illos sunt, quos vocant Talaminzi — Daleminzier, Glomatscher in der Dresdener Elbebene —, qui habent civitates XIIII .... Vuislane — Polen — Sleenzane — Schlesier — civitates XV. Luusizi — Lausitzer — civitates XXX, Dadosesani — Djedoschaner im Gau Diedisi am rechten Boberufer bis zur Oder — civitates XX, Milzane — Miltschaner, Milzani in der Oberlausitz — civitates XXX, Besunzane — Besuntschaner um Businz am rechten Oderufer gegenüber Crossen — civitates II. Verizane — im Werenofeld zwischen Saale und Elster — civitates X .... Lupiglaa — Lupiglawa wohl bei Leipzig (Luppe) oder in der Niederlausitz an der Lubis — civitates XXX, Opolini — Opolaner um Oppeln — civitates XX, Golensizi — Geloschiner um Golßen in der Niederlausitz — civitates V." Unter den civitates wird man nach Meitzen befestigte Orte zu verstehen haben, von denen in unseren Gegenden je einer auf etwa zwei Quadratmeilen fällt, eine große Zahl dieser civitates ist später verschwunden.

Die Sorben, also die Bewohner der Nieder- und Oberlausitz, der Mark Meißen und des Thüringischen Osterlandes, zerfallen in verschiedene Stämme und Stämmchen, von denen hier einige genannt seien: die Lusicanen und Milcanen etwa in der heutigen Nieder- und Oberlausitz und eine Reihe kleinerer Stämme links der Elbe, z. B. die Dalaminzier und Glomacen — Lommatzsch —, Kolodicier in der Fuhneniederung, die Siusler an der unteren Mulde ꝛc. Am größten scheint die Zersplitterung, wahrscheinlich infolge der deutschen unmittelbaren Nachbarschaft, die keine größere politische Centralisirung aufkommen ließ, in dem Thüringischen Osterlande gewesen zu sein. Hier finden wir eine Menge kleiner Gaue, die von einander durch weite wüste Waldstrecken getrennt, zugleich auch politische Gebilde für sich repräsentirt haben werden. Von solchen slavischen Besiedelungsheerden finden wir hier einen kleinen gleich nördlich der Höhen des Fichtelgebirges an der Saale um Hof herum, an der mittleren Saale dann einen solchen um Saalfeld, daran anschließend den Orlagau, später im Besitz der Kölnischen Erzbischöfe, weiter nördlich gegenüber Jena den kleinen Gau Strupenice. An der Elster um Plauen treffen wir den Gau Dobena, dann einen Bezirk um Greiz und Weida. Elsterabwärts stoßen wir sodann auf den schon sehr früh dicht besiedelten Gau Gera, dieser Geragau berührt sich mit dem Hauptsiedelungsgebiet an der Pleiße, dem Gau Plisni um Altenburg, ein weiter südlicheres Anhängsel dieses Gaues bildet der kleine Gau Zwicowe um Zwickau. Der nördliche flachere Theil dieses Gebietes an dem unteren Lauf der Saale, Elster und Pleiße zeigt ein einheitlicheres Gebiet slavischer Siedelungen, hier finden wir den Gau Puonzowa um Zeitz, Tucherini um Teuchern, Wetaha westlich davon bis zur Saale, und nördlich von diesen dreien und dem Pleißengau das Land Chutici. Auf diesem Gebiete hatten die Gaue oft nur die Größe von fünf Quadratmeilen. Hier finden wir später die Marken Zeitz und Merseburg. Die Mark Zeitz erstreckte sich von der Saale und Schwarza bis in das Waldgebiet zwischen Zwickauer Mulde, Chemnitz und Zschopau. Die Südgrenze bildet eine Linie von der Schwarzaquelle bis zum Spitz-, Fichtel- und Keilberg, die Nordwestgrenze bildete von Rudolstadt bis zur Mündung der Rippach unterhalb Weißenfels die Saale, die Nordostgrenze gegen Merseburg die Rippach und der Grunabach bis zum Dorfe Grunau, von dort verläuft sie östlich über die Elster und Pleiße, bis sie oberhalb Borna die Wyhra erreicht, dieser folgt sie aufwärts bis zur Mulde bei Waldenburg und verläuft dann östlich von dieser im Urwald. Die Mark Merseburg umfaßte die Gaue Chutici und Susali. Chutici reichte von der Saale zwischen Rippach und unterer Elster nach Osten bis auf das rechte Muldeufer, hier gehörten zu ihm z. B. Nerchau, Mutzschen, Leisnig, Colditz, Wechselburg. Nordöstlich von Chutici lag der Gau Susali um die Mulde herum, in ihm fanden sich unter Anderem die Burgwarde Wurzen, Püchau, Eilenburg, Düben, zweifelhaft ist, ob auch die Gegend um Delitzsch zu Susali oder bereits zum Gau Neletici gehörte. Die Mark Meißen umfaßte die alten Gaue Daleminza und Nisani. Nisani erstreckte sich um die Elbe herum von der böhmischen Grenze etwa bis Coswig, die westliche Grenze bildete die wilde Weißeritz und der Tharandter Wald, die östliche die kleine Röder, die Gegend von Neustadt, Röhrsdorf und Schluckenau. Im Westen und Norden wurde Nisani von dem Gau Daleminza umschlossen, der von Chutici über die Elbe bis etwa zur großen Röder oder weiter zur Pulsnitz reichte. Nicht zu diesen Marken, aber doch zu dem Gebiete unserer Betrachtung gehört ein Strich von der unteren Saale über den Unterlauf der Mulde hinweg bis zur Elbe und schwarzen Elster, die Gaue Neletici, Nisici und Serimunt umfassend, die von der Geronischen Mark aus der deutschen Herrschaft zum Theil schon im Anfang des 10. Jahrhunderts unterworfen wurden. Neletici erstreckte sich zwischen Fuhne, Saale und unteren Elster, seine Ostgrenze ist unsicher, Nisici reichte von der unteren Mulde über die Elbe bis zur schwarzen Elster. Serimunts Grenzen bildeten im Westen die Saale, im Norden die Elbe, im Osten die Mulde und im Süden die Fuhne.

Die Eroberung dieser Gebiete nahm nun nicht, wie man wohl vermuthen dürfte, ihren Ausgang von der alten Saalelinie aus, sondern, da der Schwerpunkt der deutschen Macht sich unter den Sachsenkaisern weiter nach Norden verschoben hatte, nahm auch von dort, und zwar von den Harzgegenden aus die Eroberung ihren Anfang. Vom Harz aus gingen die Sachsenkönige nach Südosten das Elbthal aufwärts. Schon Heinrich I. hatte die Daleminzier niedergeworfen und im Jahre 928 Meißen gegründet. Von Meißen hatte man sodann durch Befestigungsanlagen an den Flußübergängen eine Verbindung dieses vorgeschobenen deutschen Postens mit der deutschen Machtbasis hergestellt, im Uebrigen aber das Land noch nicht unterworfen. Erst Otto I. trat planmäßig an eine Unterwerfung und Christianisirung dieser Gebiete heran; der erste Schritt hierzu war die Errichtung von Marken. Die wichtigste dieser Marken war die Gero's an der mittleren Elbe mit dem Centrum Magdeburg. Gero, dem die Grafen des Nordthüringgaus, Derlingos, Hardagos und Suevons untergeordnet waren, unterwarf von seiner Mark aus die Gaue Serimunt, Neletici und Nisici. Zwischen 955 und 965 wurde dann auch das Gebiet des Osterlandes in die Reichsverfassung einbezogen und hier die

Marken Zeitz und Merseburg und weiter im Osten die Mark Meißen und bald auch die gleichnamigen Bisthümer errichtet. Diese Unternehmungen nahmen ihren Ausgang von Thüringen, und infolge dessen war es auch vornehmlich der Adel aus Thüringen und Franken, der sich hier seßhaft machte. Des Weiteren wurden um diese Zeit, wenn auch noch nicht dauernd, die Ober- und Niederlausitz unterworfen.

Man wird die nunmehr mit dieser Eroberung einsetzende Periode in zwei Epochen theilen müssen. Das 10. und 11. Jahrhundert stellt sich im Allgemeinen dar als die Zeit der Eroberung und der Organisation der deutschen Herrschaft, von einer eigentlichen deutschen Colonisation ist noch nicht in ausgedehntem Maße die Rede, die Schichten, die damals die Bewegung trugen und das einzige deutsche Element im Slavenlande bildeten, waren der Adel und die Dienstmannen. Die zweite Periode umfaßt das 12. und 13. Jahrhundert, in ihr findet die eigentliche Colonisation und Germanisation statt, jetzt hält der deutsche Bauer in breiten Massen seinen Einzug, und es blühen allmälig die deutschen Städte empor. Durch die Errichtung der Marken, Bisthümer und zahlreicher, allmälig immer weiter vorgeschobener Burgwarde wurde das Gebiet in die deutsche Verwaltung einbezogen, die Burgwarde wurden mit deutschen Adligen und unfreien deutschen Kriegern, den sogenannten milites agrarii, die wohl meistens dem Bauernstande entstammten und sich später zu dem kleinen Landadel emporentwickelten, besetzt. Diesen deutschen Elementen, die mit größerem oder kleinerem Landbesitz als Lehn ausgestattet wurden, wurde sodann durch die Einführung der deutschen Flurverfassung ermöglicht, die alten, ihnen zugewiesenen Slavendörfer auszubauen, auch hier und da neben den alten neue Slavendörfer durch Erweiterung der Flur anzulegen, und wohl auch gelegentlich frei gewordene Hufen mit aus dem Mutterlande herbeigeholten deutschen Hörigen zu besetzen.

Erst seit dem 12. Jahrhundert, als allmälig die alten, von den Slaven besiedelten Gebiete bis an die Grenze der Möglichkeit ausgebaut waren, begann man dann auch mit der Heranziehung deutscher Bauern und der Anlage deutscher Dörfer aus wilder Wurzel in den von den Slaven bisher unangebaut gelassenen Theilen des Landes, den Waldeinöden und den Flußniederungen mit schwerem Sumpfboden, zu deren Bebauung sich die slavische Ackerbautechnik nicht entwickelt genug gezeigt hatte. Die politische Lage begünstigte ein solches Vorgehen in ganz hervorragendem Maße, die Verhältnisse des Mutterlandes, haben wir früher schon kurz berührt. Kaiser Lothar hatte mit Energie im Osten geordnete Zustände geschaffen, die Macht Polens war zersplittert und Böhmen hatte sich dem Reich angeschlossen, während gleichzeitig Heinrich der Löwe, die Holsteiner Grafen und Albrecht der Bär die weiter nördlich wohnenden Slaven zwischen Ostsee und Oder für immer niederwarfen.

Daß die Einwanderer der Hauptsache nach aus den benachbarten Gebieten kamen, ist naturgemäß. Im südlichen Osterland bildeten die Thüringer die Hauptmasse der Einwanderer, Franken breiteten sich aus von der oberen Saale über das ganze Gebirgsland bis zur Elbe um Dresden und weiter bis nach der Lausitz und in die Sudeten hinein. Wiprecht von Groitzsch z. B. besetzte gleich im Anfang des 12. Jahrhunderts die Waldgebiete zwischen Schnauder, Wyhra und Mulde mit Franken. Sachsen siedelten sich an der unteren Saale abwärts von Halle an und dehnten sich, stark vermischt mit holländisch-vlämischen Siedlern, über die Mulde hinweg die Elbe aufwärts aus. Sächsische Bergleute aus Goslar verpflanzten weiter die Kunst des Bergbaues ins sächsische Erzgebirge; der älteste Theil von Freiberg führte von ihnen den Namen Sächsstadt; auch Altenburg erhielt Goslarer Stadtrecht. Thüringer und Sachsen setzten sich weiter auch im Dobnagau im Vogtlande fest. Auch Bayern und Schwaben haben nicht ganz gefehlt, so finden sich Bayern im Vogtlande und im westlichen Erzgebirge. Ein bedeutsames Element dieser Stammesmischung bildeten weiter die Niederländer; seit ihrem ersten Auftreten als Siedler bei Bremen um 1106 haben sie sich besonders über die Alt- und Kurmark, im Magdeburgischen, von der goldenen Aue bis in die Lausitz und nach Schlesien hin ausgebreitet. In unserem Gebiet finden sie sich am zahlreichsten im Flachland an der unteren Mulde und Elbe. In Bitterfeld hat sich die „Flemminger Societät" bis in die neueste Zeit erhalten; im Kreise Delitzsch finden sich Orte wie Flemsdorf und Flemmingsthal, in Kühren bei Wurzen wurden 1154 Vlamingen durch Bischof Gerung von Meißen angesetzt. An der Elbe saßen sie in fast ununterbrochenem Zuge von Kralau bei Magdeburg über Gommern, Leitzkau, Zerbst, Aken, Dessau, Wörlitz, Pratau, Wittenberg, Jüterbog, Pretzsch, Prettin, Torgau bis Löbnitz an der Mulde und zur schwarzen Elster bei Uebigau und Schweinitz. Meist waren dies Colonisten Albrecht's des Bären und des Magdeburgers Wichmann. In den höheren Theilen finden sie sich nur sehr vereinzelt.

Was nun die Colonisation unseres Gebietes in charakteristischer Weise von der anderer Slavengebiete unterscheidet, ist der Umstand, daß hier die Landesherren weniger direct als Colonisatoren im großen Stil aufgetreten sind, als etwa Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und Andere. Dieser Umstand läßt sich wohl daraus erklären, daß es sich hier nicht mehr um ein neuerobertes Land handelte, in dem die Wenden ausgerottet waren oder zum Theil aus politischen Gründen noch vertrieben werden mußten. Hier herrschten vielmehr für die Colonisation die wirthschaftlichen Motive vor. Zu nennen als Colonisatoren wären hier etwa nur Wiprecht von Groitzsch, Markgraf Konrad der Große, Markgraf Dietrich, der Schildau und Landsberg begründete, und Markgraf Otto, der das um 1162 von ihm gegründete Kloster Altenzelle mit 800 von ihm selbst gerodeten Hufen ausstattete. Auch die Klöster beschränkten sich zunächst mehr auf die Anlegung großer, eigenbetriebener Musterwirthschaften. Das größte Verdienst um die Besiedelung tragen vielmehr neben den Bauern selbst die kleinen ritterlichen Herren, sie vornehmlich sind es gewesen, die die weiten noch ungerodeten Waldgebiete und Brüche den Colonisten erschlossen haben, nachdem sie vorher den An- und Ausbau der alten Sorbendörfer und ihrer Waldmarken vollendet. Die Besiedelung ging meistens in der Weise vor sich — mit Ausnahme des Osterlandes, wo Locatoren nicht nachgewiesen sind —, daß ein sogenannter Locator ein ihm zugewiesenes Gebiet in Hufen zerlegte und an von ihm herbeigezogene Bauern vertheilte. Dem Locator selbst wurden etliche Hufen als erbliches Lehn überwiesen, er hatte als Erbschulz die niedrige Gerichtsbarkeit im Dorf auszuüben, die Abgaben und Leistungen einzutreiben und das Lehnpferd zu stellen. Die Bauern waren persönlich frei und besaßen ihre Hufe zu Erbzinsrecht, ihr Besitz war also ein erblicher, aber nicht ganz frei veräußerlicher, die Abgaben waren mäßig und fest normirt, Dienste werden nur selten erwähnt und belaufen sich dann auch nur auf etwa 3 bis 4 Tage im Jahre, auch der kirchliche Zehnte wurde bald trotz des Protestes der Kirche fest fixirt, eine Beschränkung des freien Zuges fand in der ersten Zeit nicht statt.

So überzog sich im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts das alte Slavenland mit einem Netz neuer deutscher Dörfer, von denen aus sich dann auch allmälig eine Germanisirung der alten Slavendörfer anbahnte und durchsetzte. Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts war der Ausbau des Flachlandes so gut wie vollendet, die hohen Gebirgsgegenden sind zum Theil erst im 14. oder gar erst im 15. Jahrhundert voll ausgebaut worden.

Damit ist auch in unseren Gebieten, trotzdem eine gewaltsame Verdrängung der Slaven gar nicht oder doch nur selten vorgekommen ist, ja zum Theil in der ersten Zeit der deutschen Herrschaft eine dichtere Ansiedelung der Slaven durch Erweiterung der alten slavischen Dorffluren, wie wir gesehen haben, vorgenommen wurde, aus dem alten Slavengebiet ein deutsches Land geschaffen worden. Freilich geht E. O. Schulze darin sicher zu weit, wenn er dieses Land und seine jetzige Bevölkerung als rein germanisch anspricht und den Charakter der Bevölkerung nur aus der Mischung der verschiedenen deutschen Stämme erklären will. Schulze meint, eine Verschmelzung germanischen und slavischen Blutes habe nicht stattgefunden, vielmehr habe nach dem natürlichen Gesetz der Auslese das germanische Blut das sorbische links der Elbe vollkommen verdrängt. Wir sehen nicht ein, wie Schulze diese seine Ansicht begründen will, halten es aber auch nicht für nöthig, daß krampfhaft jegliche Mischung slavischen und germanischen Blutes abgeleugnet werden muß, als ob an der slavischen Abstammung an und für sich ein Makel hafte. Hauptsache ist, daß aus den Nachkommen der deutschen Siedler und aus ihrer Vermischung mit den slavischen Voreinwohnern ein Geschlecht erwachsen ist, das tüchtig und fest das überkommene Besitzthum der Väter wahrt und mehrt und deutsch ist und bleibt in Sprache, Denken, Fühlen und Glauben. Bleiben diese Hauptsachen bestehen, so wollen wir um den Tropfen slavischen Blutes, der in den Adern dieser Bevölkerung rinnt, uns nicht streiten und brauchen uns seines Vorhandenseins nicht zu schämen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 134. Sonnabend, den 9. November, Abends. 1901.

Der Martinsvogel.

Wenn die jetzige Jahreszeit mit ihren vielen nebligen und naßkalten Tagen auch sonst der Annehmlichkeiten nicht allzu viele aufzuweisen hat, eine solche pflegt sie doch mit sich zu bringen, die Bratgans nämlich. Tausende von Gänsen müssen bekanntlich gerade zu dieser Zeit, besonders zum Martinstage, ihr Leben lassen, um dann ihr Dasein in gebratenem Zustande zu beschließen. Da nun die Werthschätzung, die der Mensch den Thieren zu Theil werden läßt, nicht zum Wenigsten durch seinen Magen bestimmt wird, der Martinsvogel aber nicht nur gebraten, sondern auch in mancherlei anderer Form der Zubereitung eine schmackhafte Speise liefert, so ist es wohl erklärlich, daß gerade die Gans unter den Insassen unserer Geflügelhöfe eine vor Allem bevorzugte Stellung einnimmt. Fügen wir noch hinzu, daß es auch in erster Linie die Gans ist, die dem Menschen in ihren Federn und Daunen ein Mittel darbietet, um nach des Tages Last und Mühen auf weichem Pfühle der mehr oder weniger wohlverdienten Ruhe zu pflegen, so wird es gewiß nicht Wunder nehmen, daß dieser sich schon frühzeitig der Zähmung und Pflege eines so vortrefflichen Thieres zugewandt hat.

Vermuthlich ist die Gans der älteste Vogel gewesen, dessen Zähmung sich der Mensch angelegen sein ließ. Freilich läßt sich auch hier (Hahn, Die Hausthiere und ihre Beziehungen zur Wirthschaft des Menschen) für den Anfang nichts feststellen, besonders nichts, was auf eine wirthschaftliche Zucht deutete, doch finden sich auf Gegenständen, die der prähistorischen Zeit angehören, Vasen z. B. des sogenannten mykenischen Stils und vielfach sonst, Bilder, die man mit einiger Anstrengung als Gänse oder Enten erkennen kann. Unsicher wie das „Wann“ ist auch das „Wo“ der ersten Zähmung. Man hat wohl Babylonien genannt und auch Hahn spricht sich in seinem Werke für dieses Land als ursprüngliches Zähmungsgebiet aus. „Freilich, so sagt er, kann ich nur eine gewisse Bedeutung für die Gans in Babylonien nachweisen und sonst zunächst noch nichts. In Babylonien haben wir öfter Gewichte in der Gestalt eines Schwimmvogels; Gewichte in Form von Thiergestalten, in Aegypten z. B. oft in der des Löwen, sind ja in älterer Zeit häufig. Im weit entlegenen Birma fand aber Colonel Hule in den fünfziger Jahren solche Gänsefiguren als Gewichte noch allgemein verbreitet. Sollte nicht hier ein Zusammenhang vorliegen? Der Weg führte natürlich über Indien; in einem Grabe in Indien wurde auch eine Gänsefigur gefunden. Hier in Indien spielt der Vogel Henza eine wichtige mythologische Rolle, hat aber den Zusammenhang mit unserer bescheidenen Gans verloren. Die Birmanen aber wußten noch, daß ihre Gewichte eine Gans vorstellen. Aus diesem Grunde bin ich geneigt, für die Gänsezucht, die freilich im Osten nicht bedeutend geworden ist, doch ein östliches Centrum und zwar wieder Babylonien anzunehmen.“ Mag es nun wirklich richtig sein, daß die Babylonier Gänse gezüchtet haben, so ist doch noch keineswegs bewiesen, daß es sich dabei um die Graugans, Ansor cinereus, handelt, die ganz ohne Zweifel die wilde Stammform unserer Hausgans ist. Diese Graugans ist und war in ihrem Brutbezirk zwischen den Gestaden des Atlantischen Oceans im Westen und des Stillen Oceans im Osten und zwischen dem 45. Grad n. Br. im Süden und dem 60. bis 70. Grad im Norden beschränkt. Daher ist es, so äußert sich Marshall (Velhagen & Klasing's Monatshefte 1898/99), schwer einzusehen, wie die alten Babylonier gerade zur Züchtung dieses Vogels sollten gekommen sein, da doch auch alle anderen Gänsearten, wie z. B. die canadische, die chinesische, die Nilgans und andere mehr, sich leicht zähmen lassen. Die Nilgans, die jetzt noch in Syrien Brutvogel ist, wurde im alten Aegypten als wirkliches Hausthier gehalten und es ist wahrscheinlicher, daß sie den Babyloniern, wenn sie überhaupt eine Gänseart gezähmt gehalten haben, bekannt war, als unsere wilde Graugans. Im Alten Testament wird an keiner Stelle der Hausgans gedacht, die doch bei den heutigen Juden einen der beliebtesten Braten abgiebt und in vielen culinarischen Dingen das verbotene Schwein ersetzen muß. Das Schweigen über den Vogel wäre auffallend, wenn er wirklich in Babylonien ein häufiges Hausthier gewesen wäre, da die Beziehungen zwischen den alten Juden und Babyloniern doch zahlreich und innig genug waren.

Den alten Griechen waren die Hausgänse wohlbekannte Thiere. Schon Penelope besitzt eine kleine Heerde von zwanzig Gänsen, an denen sie ihre Freude hat: sie erscheinen als Hausthiere, die weniger um des Nutzens willen, den sie bringen, als wegen der Lust des Anblicks, den sie gewähren, von der Herrin des Hofes gehalten werden. Zugleich sind die Gänse nach griechischer Vorstellung wachsame Hüterinnen des Hauses. Auf dem Grabe einer guten Hausfrau war unter Anderem eine Gans abgebildet, um die Wachsamkeit der Verstorbenen auszudrücken. Welch ein volksthümlicher Vogel die Gans seit der Errettung des Capitols in Rom geworden war, ist ja allgemein bekannt. Von dem sagenspinnenden Livius an ist durch alle Jahrhunderte die Rettung des Capitols durch den warnenden Schrei der Gänse wie ein Wunder weiter erzählt und Anlaß geworden, die Tugend dieses Thieres ans Licht zu ziehen. Ueber des Hundes gepriesene Wächtertreue ward die der Gans gehoben, in öffentlicher Jahresfeier ehrte Rom dankbar das Andenken der rettenden That und selbst die nüchternen Praktiker, wie Columella und Vegetius, empfehlen die Gans als sicherste Hut im Bauergehöft wie im Kriegslager. Daß Lukrez und Isidor jene Großthat auf den scharfen Geruch der Gänse zurückführen, kann ihren Ruhm nicht schmälern, vielmehr nur dazu dienen, uns auf eine weitere Gabe der Gans aufmerksam zu machen. Veranlaßt wurde übrigens der Aufenthalt dieser Vögel auf der heiligen Burg der Römer dadurch, daß sie die geweihten Vögel der Juno regina waren, die zusammen mit Jupiter und Minerva die Götterdreiheit des Capitols bildete. Daß sie aber in einem solchen Verhältniß zur Juno standen, hatte seinen Grund darin, daß sie als keusche, häusliche und fruchtbare Vögel in gewissem Sinne das Ideal der Weiblichkeit vertraten.

Zur Zucht wurden bei den Römern sorgfältig die ganz weißen Gänse ausgewählt, so daß sich mit der Zeit eine Abart bildete, die sich von der grauen Wildgans und ihren directen Abkömmlingen merklich unterschied. Wie noch im heutigen Italien, war auch im alten die Gans in der kleinen Landwirthschaft nicht so verbreitet, wie im Norden: theils fehlte es an dem nöthigen Wasser, theils wurde der Schaden gefürchtet, den das mit den Halsmuskeln und dem kräftigen Schnabel die jungen Pflanzen abzupfende und die Weide verunreinigende Thier anzustiften pflegt. Aber in den großen Chenoboskien der Unternehmer und Villenbesitzer schnatterten zahlreiche Schaaren dieser Vögel; dabei ward durch Zwangsfutter die übergroße Leber erzeugt, nach der den Schwelgern der Mund wässerte, eine künstliche Krankheit zum Dank für die Rettung des Capitols. Um die geschätzten großen Lebern zu erzielen, mästete man die Gänse mit Feigen. So erwähnt Horaz der mit Fett und Feigen herangemästeten Gans, und diese Mast war noch zu Zeiten des Naturforschers Geßner, also Mitte des XVI. Jahrhunderts, üblich; da man aber über frische Feigen diesseits der Alpen kaum verfügte, so nahm man getrocknete und weichte sie im Wasser ein. Das Fleisch der Gans aß die vornehme Welt Roms nicht; es galt für plebejisch. Dagegen wurden, wie Marshall mittheilt, die Füße oder Latschen

als ein besonderer Leckerbissen angesehen. Man röstete sie und servirte sie mit einem Ragout aus Hahnenkämmen. Plinius hielt es der Mühe werth, den Namen des Erfinders dieses Gerichts der Nachwelt zu bewahren: es war Messalinus Cotta, der Sohn der Messala.

Der Geschmack der Deutschen hat sich anscheinend schon von alters her dem Fleisch der Gänse zugewendet und gerade die Bratgans ist es, die sich bei uns noch immer ganz besonderer Werthschätzung erfreut. Am meisten zeigt sich diese Werthschätzung wohl im Monat November und in nicht wenigen Gegenden unseres Vaterlandes darf am 11. November, dem Martinstage, die gebratene Gans auf keinem Tische fehlen. Bestimmtes über den Ursprung dieser Sitte wissen wir nicht, soviel aber ist sicher, daß die Gänse um diese Zeit am besten sind. Gelehrte des XVIII. Jahrhunderts haben diesen Brauch auf die alten Römer zurückzuführen versucht, die auf diese Weise die Erinnerung an die Errettung des Capitols festlich begangen haben sollten und damit jedenfalls ihre Dankbarkeit gegen die wachsamen Gänse in etwas eigenartiger Weise zum Ausdruck gebracht hätten. Verbreiteter ist wohl die Anschauung, daß die Sitte des Gänseessens zu Martini mit dem heiligen Martin von Tours im Zusammenhang steht. Der heilige Martin, so wird erzählt, habe aus übergroßer Bescheidenheit nicht Bischof werden wollen und habe sich während der Wahl in einem Winkel hinter Fässern verborgen gehalten. Darüber hätten sich die Gänse beunruhigt und, wie es ihre Mode ist, wenn etwas Fremdartiges sie stört, heftig geschnattert. Auf diesen Spektakel hin seien die Leute hinzu gekommen und hätten den guten Martin gefunden und aus seinem Versteck hervorgezogen, „und dis“, fährt der alte Treuer fort, der eine Untersuchung des Ursprungs und der Bedeutung des „Martins-Manns“ geschrieben hat, „sollen die Ursachen seyn, warum an dem Martinsfeste es so stark über die Gänse hergehe“. Schnöde Ketzer erzählen allerdings noch Anderes. St. Martin habe einmal zu viel des fetten Gänsebratens zu sich genommen und sei krank geworden. Aus Aerger darüber habe er dann alle Gänse, deren er habhaft werden konnte, todtschlagen lassen. Seine Anhänger wiederholten dies alljährlich an seinem Geburtstage zum Gedenken an den heiligen Mann und sich selber zu fein leiblicher Erquickung. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer uralten Sitte der Germanen und Kelten zu thun, nach der zur Zeit der winterlichen Sonnenwende Gänse geopfert und gespeist wurden. Diese Sitte wurde dann später, wie es ähnlich mit vielen heidnischen Gebräuchen geschehen ist, mit dem heiligen Martin in Verbindung gebracht. Jedenfalls erstreckt sich die Sitte des Gänseessens am Martinstage noch heute fast über das ganze germanische Europa, über Deutschland, einen Theil von Oesterreich, Dänemark, Schweden, Norwegen und theilweise über Frankreich. Die Protestanten glaubten begreiflicher Weise diesen Feiertag festhalten zu müssen, denn sein Vorabend fällt auf den 10. November, an dem bekanntlich Luther, der ja auch in der Taufe den Vornamen Martin erhielt, geboren wurde.

Auffallend ist es, daß trotz der langen Zeit, seit der die Gans als Hausthier gehalten wird, bei ihr von einer eigentlichen Rassenbildung, wie dies bei Tauben und Hühnern der Fall ist, kaum geredet werden kann. Abgesehen von der Farbenänderung — die meisten zahmen Gänse sind weiß — ist eine Abweichung von der wilden Stammform nicht erzielt worden, denn die durch die Mästung erlangte Hausgans mit einem Gewichte von 12½ bis 15½ kg darf, wennschon das Gewicht der Wildgans nur 5 kg erreicht, als Rasse wohl kaum angesehen werden. Von Interesse dürfte vielleicht gerade an dieser Stelle die Charakteristik sein, die der treffliche Schilderer der Thier- und Pflanzenwelt, Masius, von der Hausgans gegeben hat. „Die Zähmung,“ so schreibt er, „durch welche einzelne Thiere offenbar zu einer höheren Stufe der Intelligenz emporgehoben sind, hat bei der Gans das Gegentheil zu Wege gebracht. Die wilde Gans ist ein Muster der Klugheit; sie muß im freien Felde mit Gräsern, Schnecken, Fischen, Körnern, Beeren, mit Allem, was die karge Natur des Winters übrig läßt, fürlieb nehmen und in hohen schnellen Flügen durch Nacht und Frost von Strom zu Strom ziehen. Die zahme, nur von der schweren Mast des Getreides und der Kartoffeln lebend, zum geruhigen Haus- und Weidethier umgewandelt, ist ein Urbild der Dummheit geworden. Sie ist zum Sklaven geworden; aber das Tragische, was in solcher Situation liegen kann, ist hier in das Komische umgeschlagen, weil der Widerspruch des Instincts und der gesammten Körperanlage gegen die durch den Menschen angemuthete Umwandlung unauflösbar zurückbleibt. Die Gans ist ein Cavallerist zu Fuß, ein Schwimmer zu Lande. Keinen Augenblick findet die ihrem Element entrissene Gestalt das ursprüngliche Gleichgewicht; ihr ist Mittel- und Schwerpunkt des Wesens genommen. Auf breitem Ruderfuß schleppt sich der plumpe, in der Gefangenschaft massiger gewordene Körper hin, mit jedem Schritte halb zur Seite schwankend, halb vornüber fallend; der Hals nur reckt sich steif auf, und das Auge stiert gedankenlos immer gerade aus. Getrieben weiß sie nirgend aus noch ein, wankt rechts und links, immer rathlos, immer schnatternd. Treibt man sie heftiger, so wird das Geplärr zum wüsten gellen Geschrei, das wirre Thier spreizt die Flügel auseinander, schlägt sie heftig zusammen, ohne sich auch nur einen Zoll vom Boden zu erheben: denn lange Entwöhnung hat die Kraft der Flügel gebrochen. Aber die Gans zeigt auch tapferen Muth; es ist die ganze Persönlichkeit bei ihr noch nicht widerstandslos weggewischt. Dem Hunde, dem Buben, der ihrer Heerde naht, streckt sie mit wüthendem Zischen den Schlangenhals und den gähnend geöffneten Schnabel entgegen, und der Falke, ja der Fuchs, muß oft sein Raubgelüst im Kampfe mit dem Gänserich büßen. Auch mit einander kämpfen sie: die Schlachten, welche sie auf gemeinsamer Weide sich liefern, sind heftig genug, so daß zuweilen Tage vergehen, ehe der Trompeter des unterliegenden Haufens das Zeichen zum Rückzuge giebt. Man sieht, in dem Phlegma der Gans ist manches Edle verborgen, das Naturmenschen wohl anziehen kann.“

Wie schon zu Anfang erwähnt, ist es auch die Gans, die uns das Material für unsere Federbetten liefert. Dem Alterthum war die Benutzung der Daunen zur Herstellung von Federkissen fremd; wollte man weich sitzen, so mußte man Decken oder Felle unterlegen. Erst um die Wende des ersten Jahrhunderts lernten die Römer diese Verwendung der Federn von Kelten und Germanen kennen. Zu Plinius' Zeit wurden ganze Heerden von Gänsen aus Belgien nach Italien getrieben, namentlich aus dem Gebiet der Morini, die an den belgischen Küsten, etwa an der Schelde, wohnten. Die zarten, weißen Federn, die von dort her kamen, waren berühmt und sollten (s. *Victor Hehn*, Culturpflanzen und Hausthiere) einer Art angehören, die den Namen gantae führte. Es war kein Hausvogel, sondern eine Art wilde Gans, und die von ihr gewonnenen Federn standen in so hohem Preis, daß auf den entfernten römischen Militärstationen oft ganze Cohorten auseinandergingen, um dieser Jagd obzuliegen. Die so gestopften Kissen waren eine Neuerung, zu der die echten Römer bedenklich den Kopf schüttelten; wir sind jetzt, fügt Plinius hinzu, zu dem Grade von Weichlichkeit gelangt, daß sogar Männer ohne eine solche Vorrichtung ihr Haupt nicht niederlegen können. Um die Gans in Bezug auf ihre Federn in ausgedehntestem Maße nutzbar zu machen, begnügt sich heute der Mensch nicht damit, ihr diese erst nach dem Tode zu nehmen, sondern rupft sie schon zu Lebzeiten an der Brust, dem Bauch und unter den Flügeln. Gut gefütterte männliche Thiere werden unbarmherzig sechs Mal im Jahr gerupft; weibliche Zuchtgänse darf man vom November an ihrer Federn aber nicht mehr berauben, weil sie dies zu sehr schwächt. Sobald die jungen Gänse vollständig befiedert und so groß sind, daß die Flügel über dem Schwanze sich kreuzen, beginnt zum ersten Male die Procedur des Rupfens. Man merkt zu dieser Zeit recht bald, daß die Federn „reif“ sind, wenn sie beim Putzen in Menge umherfliegen. Dann darf man nicht länger säumen, weil die Mauser beginnt und man später viele junge Federn mit herausreißen würde. Reif sind die Federn, wenn sie völlig harte Kiele haben und diese nicht mehr blutig sind. In der warmen Jahreszeit werden die Federn ganz kahl fortgepflückt, während man im Herbst und Winter einen Ueberzug von Flaum stehen läßt.

Während es nun keinem Zweifel unterliegt, daß das civilisirte Rom mit der Benutzung der Daunen den sogenannten Barbaren einen neuen Luxus entlehnte, ist nicht ganz so klar, von wem die Verwendung der Feder zum Schreiben ihren Ausgang nahm. Das Alterthum hatte entweder mit einem härteren Griffel in ein weicheres Material geritzt oder flüssige Farbstoffe durch ein Rohr auf den Untergrund aufgetragen. Plötzlich erscheint der gespaltene Federkiel als Schreibmaterial und hierfür wurde bald die Gans fast ausschließlich der Lieferant. Im XVI. und XVII. Jahrhundert entwickelte sich in Deutschland eine eigne, die Schreibfeder betreffende Literatur, die neben vielem Wust doch auch manches Geistreiche und Witzige enthält. Ein gewisser Michael Fendius, ein gelehrtes

Original des XVI. Jahrhunderts, verfaßte, wie Marshall in seinem schon oben erwähnten Aufsatze mittheilt, nicht weniger als 326 lateinische Distichen, besser und schlechter, wie es gerade kam, zum Lobe der Gänsefeder. Der pfalzgräfliche Leibarzt Michael Mayer, ein nicht weniger schnurriger Herr, schrieb eine Lobrede auf die Gans, in der er hervorhebt, ihr Geschlecht sei wahrscheinlich eins der besten und edelsten, lebe es doch auf und in dreierlei Elementen: der Erde, dem Wasser und der Luft. Wie nützlich sei der Vogel dem Menschen durch sein Fleisch und Fett, durch seine Daunen und nicht am wenigsten durch seine Flügelfeder, durch die der Kaiser den Königen und Fürsten geböte. Aus der großen Anzahl von Reimgedichten, Rätseln u. s. w., welche die Schreibfeder betreffen, mögen hier einige der besseren folgen. Ein seiner Zeit (Ausgang des XVI. Jahrhunderts) berühmter Dichter, Johann Stigelius, singt:

O Feder, du regierst auf Erd
Der Könige Scepter und Schwert,
Du meldest an zu jeder Zeit,
Ob Fried im Land sei oder Streit ...
Ohne deine Hülffe, Rath, Beistand
Ist kein gelehrter Mann im Land.

Bei einem anderen herzlich prosaischen Poeten jener Tage, Olorinus, dessen lateinische Gedichte der wunderliche Taubmann verdeutscht hat, heißt es:

Die Feder thut regieren
Die ganze, weite Welt,
Thut manchen Menschen zieren,
Verdient ihm Gut und Geld.

In der Gänse-Logia, einer wunderlichen Scherzschrift über die Gans aus dem XVII. Jahrhundert offenbar nach einer niederdeutschen Quelle, findet sich folgendes Rätsel:

Ich bin ein kurzes Rohr, belochet in der Mitten,
Von dem, der mich gebraucht, geritzet und geschnitten;
Ich trinke schwarzen Saft, der auf dem weißen Feld
Gelehrte Furchen zieht, zu dienen aller Welt.

Die Federn aus dem rechten Flügel wurden denen aus dem linken bevorzugt, weil sie nach links convex, nach rechts concav waren, also besser in der Hand lagen. Die frische Feder wurde „gezogen", d. h. rasch und wiederholt durch glühende Asche oder heißen Sand bewegt, in späteren Zeiten auch mit geeigneten Chemikalien (Säuren) behandelt, um sie zu entfetten und ihr die nöthige Elasticität zu verleihen.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes wollen wir noch in Kürze der Art und Weise gedenken, in der die bedauernswerthen Gänse gemästet werden. Wie man die armen Thiere hierbei seit jeher gequält hat und noch quält, ist geradezu unglaublich und es ist an der Zeit, daß man endlich mit dem weitgebräuchlichen „Nudeln" oder „Stopfen" der Gänse aufhört, um so mehr, da durch eine minder grausame Mästungsweise zwar nicht so fettes, aber ungleich gesunderes Fleisch hervorgebracht wird. Denn jede genudelte Gans befindet sich keineswegs im naturgemäßen und gesunden Zustande; sie leidet vielmehr an der ekelhaften „Fettkrankheit" oder „Fettsucht", welche in diesem Falle allerdings künstlich und absichtlich erzeugt ist, das Fleisch und Fett der Gans, namentlich aber ihre Leber für Nahrungsmittelzwecke zum Mindesten nicht verwerthbarer und empfehlenswerther macht. Jene verschwollenen, weißen, d. h. krankhaft entfärbten Lebermassen, wie sie namentlich in Frankreich durch die Mästung hervorgerufen werden und die Grundlage zu den „weltberühmten Gänseleberpasteten" bilden, sind im günstigsten Falle unverdaulich, bergen aber auch nicht selten noch mancherlei andere Gefahren für das menschliche Wohlbefinden in sich. Alle diese Thatsachen, sie sollten endlich dazu beitragen, unsere Hausfrauen von der Verwendung einer Mästungsweise Abstand nehmen zu lassen, die für die betroffenen Thiere nichts Anderes als eine grausame Quälerei bedingt, dem Menschen aber auch nur einen fragwürdigen Nutzen gewährt.

Dr. C. M.

Offenliegende Goethefunde.

Es wird in Deutschland wenige Personen geben, deren Name so allgemein bekannt ist und so oft genannt wird als Goethe, und die Zahl Derer, denen Alles, was nicht unmittelbar Realitäten zu schaffen bestimmt ist, als „Blech" erscheint, schrumpft wenigstens in Beziehung auf Goethe immer mehr zusammen, wofür schon die Schule sorgt. Dem Verlangen, von Zeit zu Zeit etwas über Goethe zu vernehmen, entsprechen auch die Zeitschriften aller Gattungen, wobei es freilich manchmal auch ernsthaft zu nehmenden Blättern widerfährt, daß sie Nachrichten über Goethe als neue Funde bringen, die Jedem, der sich einigermaßen mit Goethe beschäftigt hat, schon als seit hundert Jahren bekannt feststehen. Aber auch das Entgegengesetzte kommt vor: Das vor Aller Augen Liegende ist auch Denen unbekannt, denen es am nächsten liegt, Kenntnisse davon zu besitzen. So brachte vor etwas mehr als Jahresfrist ein Dresdner Amtsblatt eine Rüge, daß Dresden noch kein öffentliches, Goethe darstellendes Bildwerk besitze, wenn man nicht ein Genregemälde an einem Hause am Terrassenufer dahin rechnen wolle, während doch von Schiller wenigstens ein Medaillon am Körnerhause vorhanden sei. Hätte sich der Mahner nur die Mühe genommen, die Terrasse heraufzusteigen, so würde er am Gebäude der königl. Akademie der Künste auch ein Goethe-Medaillon gefunden haben und bei weiterer Fortsetzung seines Weges über die katholische Kirche hinaus zwei Kolossal-Statuen Goethe's. Jener Mahner mag sich aber wegen seiner Unkenntniß trösten, denn als ich in Gegenwart von Personen in Dresden, die sich gründlich mit Goethe beschäftigen, mein Staunen aussprach, daß man namentlich das eine Bildwerk, an dem fast täglich Hunderte und Tausende von Menschen vorübergehen, übersehen könne, so merkte ich Jenen die Verlegenheit an, daß sie selbst nicht wußten, was das Kunstwerk sei, auf das ich ziele. Und trotzdem ist diese Statue das Werk eines der ersten Bildhauer Deutschlands und eines Mannes, dem Goethe persönlich bekannt war, dem er zwar nicht zu dem Werke gesessen, der ihn aber mit künstlerischer Aufmerksamkeit hatte betrachten können, da er zugegen war, als der Bildhauer Rauch die bekannte Goethebüste nach dem Leben modellirte. Kurz, ich meine die sitzende Goethe-Statue von Rietschel im linksseitigen Eingang des königl. Opernhauses. Und wenige Hundert Schritte davon auf dem Architrav des königl. Museums nach der Zwingerseite eine zweite stehende Statue von demselben Meister. Rietschel's Goethe-Statue in Weimar steht insofern im Werthe der am Theater befindlichen nach, als letztere Goethe im höheren Alter darstellt, in dem Rietschel ihn kennen lernte, erstere aber den noch im mittleren Alter stehenden Goethe. Zur weiteren Kenntnißnahme sei darauf hingewiesen, daß im Albertinum noch eine sitzende Goethe-Statue und eine Goethe-Büste sich befindet, beide von Rietschel modellirt. In Zarncke's „Kurzgefaßtem Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß" fehlen diese in Dresden befindlichen Rietschel'schen Darstellungen ebenfalls, da sie Originalaufnahmen im engeren Sinne nicht sind.

Aber auch an neuen Mittheilungen über Goethe, die bisher der Oeffentlichkeit entzogen waren, fehlt es noch immer nicht. Abgesehen von den alljährlichen Veröffentlichungen aus den reichen Schätzen des Goethe-Archivs, tauchen von Zeit zu Zeit im Privatbesitz befindliche Briefe Goethe's und Aufzeichnungen von Personen, die mit ihm verkehrten, auf. Auch in „Goethe's Gesprächen" ist es mir möglich gewesen, einiges aufzunehmen, was ich mir zugängigen Handschriften und mir gemachten mündlichen Mittheilungen verdanke. Der Zufluß aus solchen Quellen ist so beträchtlich, daß z. B. jetzt das 1865 erschienene Buch: „Goethe und Leipzig" mindestens um die Hälfte mehr Stoff enthalten müßte. Dabei dürfte auch eine Nachricht nicht fehlen, die bisher noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt zu sein scheint, und zwar über einen Besuch Goethe's in Machern. Der berühmte dortige Schloßpark war häufig das Ziel von Ausflügen aus der Umgegend, wie er es noch heute ist, und Goethe mußte um so mehr zu einem solchen veranlaßt werden, als sein innigster Freund Behrisch Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau, Sohnes des damaligen Besitzers von Machern, war. Eine Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt hat Goethe zurückgelassen, indem er sich mit Wolfgang Goethe an die Wand des Balconzimmers in der künstlichen Ruine des Parkes anschrieb. Diese Inschrift ist allerdings leider nicht mehr vorhanden, aber als sie zu verbleichen begann, wurde sie auf ein Metalltäfelchen eingegraben, das man an derselben Stelle anbrachte. Seit einigen Jahren ist es indessen wieder entfernt. Der jetzige Besitzer, Hr. Eduard Schnetger, sowie einige andere noch lebende Ortsbewohner haben die ursprüngliche Schrift Goethe's noch gesehen. Also gehört zu den Goethe-Stätten auch Machern.

Bdrmn.

Bücherbesprechungen.

— **Magdalene Thoresen: Signe's Geschichte. Der Lutnehof. Niel's Loch im Haus.** Erzählungen. Preis gebunden 6 M. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. 1901. — Der Grunow'sche Verlag hat uns bereits im vorigen Jahre einen Band von Novellen der hervorragenden nordischen Verfasserin geboten, auf den wir empfehlend haben hinweisen dürfen. Was wir von jener Sammlung „An einsamen Küsten" gesagt haben, können wir auch den jetzt erschienenen drei Erzählungen nachrühmen. Sie zeigen dieselbe originelle dichterische Kraft, eine große Schönheit der Sprache, die sich oft zu sententiöser Höhe erhebt, und eine sehr anschauliche Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Charakteren des Nordens. Schon vor Jahren ist ein ziemlicher Theil der Thoresen'schen Novellen übersetzt worden; die hier vorliegende Uebertragung ins Deutsche ist eine ganz vortreffliche, nicht zu gebunden und nicht zu frei, so daß sie dem Original wirklich gerecht wird, und dieses kaum von seiner ursprünglich kernfrischen Schönheit und Klarheit etwas einbüßt. In „Signe's Geschichte" wird uns in Kolbein Starkar eine echt nordische Kraftnatur vorgeführt, die niederdrückend, ja zermalmend auf ihre Umgebung einwirkt. Wir können die Erziehung, die seine einzige Tochter Signe von ihm empfängt, mit ihrer späteren Geschichte, ihrer Liebe zu Gudmund, ihrem Fall und der ihr auferlegten und von ihr aufnommenen Sühne psychologisch wohl vereinen. In dem Pfarrer wird ein anderer bis zur unbeugsamen Starrheit ausartender fester Charakter dem Kolbein gegenübergestellt; die sich ergebenden Conflicte mit ihren tragischen Ausgängen fordern die Antheilnahme des Lesers und sind voll spannender Effecte. Eins freilich ist den Thoresen'schen Erzählungen wie vielen andern literarischen Erscheinungen der nordischen Länder eigen: an vielen Lebensbildern eine tiefdunkle Farbengebung, Ernst und Schmerz und das Schreckliche, das den Leser schrecken soll. Das tritt ganz besonders in der zweiten ebenfalls mit hoher dramatischer Kunst aufgebauten Erzählung hervor: „Der Lutnehof." Nur die Liebe breitet in abgeklärter Form ihren milden Schimmer über all das Dunkel der Leidenschaft, trägt zur Lösung der entstehenden Verwickelungen bei und schafft endlich Bahn durch das Gedränge der Conflicte und Schrecknisse, unter denen zuvor viel stirbt und untergeht. Die Thoresen'schen Novellen erheben sich in ihrer sinnigen Darstellungsweise und plastischen Kunst als eigenartige Erscheinungen vortheilhaft auf dem Gebiete der erzählenden Literatur über das Gros der den Büchermarkt überschwemmenden Romandichtungen. D. K.

— **Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild.** Politische und Cultur-Geschichte von **Hans Kraemer** in Verbindung mit Geh. Legat.-Rath Dr. Wilhelm Cahn, Dora Duncker, Reg.-Rath Georg Evert, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Leo Frobenius, Prof. Dr. Georg Galland, Theodor Göbel, Assessor Dr. James Goldschmidt, Geh. Post-Rath Ferdinand Hennicke, Prof. Dr. Hermann Klaatsch, Ingenieur Dr. Heinrich Lux, Hugo Müller, Dr. Albert Neuburger, Prof. Dr. J. Pagel, Dr. Felix Poppenberg, Hoftheater-Intendant a. D. Aloys Prasch, Architekt Max Ravoth, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Franz Reuleaux, Dr. Hubert Schmidt, Dr. Fritz Specht, Dr. Rudolf Steiner, Dr. Friedrich Walter, Privatdocent Dr. Karl Weule, Capitänleutnant a. D. Georg Wislicenus, Oberst und Abtheilungs-Chef im Großen Generalstab Graf Yorck von Wartenburg. Band II—IV. Berlin, Leipzig, Stuttgart und Wien, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. [, o. J.] VIII, VII, VIII; 488, 447, 480 S.; 4°. Preis je 12 M. — Im Laufe des Jahres 1898 habe ich zu einigen Malen Gelegenheit genommen, auf die Anfänge des „XIX. Jahrhunderts" von Kraemer hinzuweisen. Nach jahrelanger Pause den damals abgerissenen Faden wieder aufnehmend, darf ich heute den ersten, die Zeit zwischen 1795 bis 1840 behandelnden Band mit seinen 12 Beiträgen in doppelt so vielen Abschnitten bei Seite lassen, um die schwachen Kräfte meiner Berichterstattung auf die drei anderen Bände zu vereinigen. Bekanntlich hat Kraemer, was ich ihm innerhalb mehrerer Kritiken über andere Werke gelegentlich vorgerückt habe, den überreichen Stoff dadurch am bequemsten zu bewältigen gesucht und auch verstanden, daß er das 19. Jahrhundert durch die Caesuren 1840 und 1871 drittelte: so mußten sich bei gutem Aufpassen und bei einiger Erfahrung in der Stoffvertheilung drei annähernd gleich starke Bände ergeben; das Jahr 1900 und was sonst noch nicht Platz gefunden hatte, bildete dann als schönen Schluß den 4. Band. Daß man auf diese Weise die Anstellung einer Gesammtrechnung über das verflossene Säculum nicht gerade verinnerlicht oder vertieft, dürfte ohne Weiteres einleuchten; doch liegt es mir fern, dem Herausgeber einen Strick daraus zu drehen. Vielmehr muß es ihm selbst der gelbste Neid lassen, daß sich sein Organisationsgeschick glänzend bewährt hat. Ich weiß, was es heißt, in absehbarer Zeit vier Bände von dem angegebenen Umfange zu Stande zu bringen; alle Achtung! Auch der in solchen Dingen unbewanderte Laie kann sich sein Verschen darauf machen, wenn er das Verzeichniß der (nur theilweise wirklich thätig gewesenen) Mitarbeiter auf dem Titel zum 1. Bande vergleicht mit dem des 4. Bands: das Fehlen der Einen, das Hinzukommen von Andern schließt neben manchem Erfreulichen sicher eine tüchtige Dosis gehabten Aergers ein. Bei derartigen Sammelwerken liegt eben das Hauptverdienst unbestreitbar darin, sie überhaupt zu Stande gebracht zu haben, ohne die Geduld der Abonnenten auf eine allzu harte Probe zu stellen. Und wenn man auch zum Schlusse die Berichterstattung über einzelne Gebiete (Geschichtschreibung, Sprachwissenschaft!) ganz und gar vermissen muß, wenn man auch jenen Beitrag lieber etwas ausführlicher, diesen lieber von einem geschulteren Mitarbeiter geschrieben gesehen hätte — sei zufrieden, lieber Leser, und dankbar; denn auch hier heißt es mit vollem Rechte: das Bessere ist der Feind des Guten. Jedenfalls wüßte ich kein Werk, worin es einem so bequem wie hier gemacht würde, die Bilanz des ganzen vergangenen Jahrhunderts zu ziehen, ohne sich mühselig mit zerstreuten Arbeiten oder schwerfälligen Specialwerken abplacken zu müssen: greif nur hinein ins Volle, und wohl immer wirst du auf deine Rechnung kommen. Darum muß der Tadel im Kleinen verstummen, weil er ans Kleinliche streifen würde. Denn es ist nicht blos der zum größten Theile von hervorragenden Fachmännern verfaßte Text, der die Leistungen des 19. Jahrhunderts an unseren Geiste vorüberziehen läßt: getreulich wird der *Inhalt* durch klug aufgespürte, geschickt ausgewählte und *geschmackvoll* ausgeführte Illustrationen (Textbilder und *Tafeln*) dem *Verständniß* auch des blödesten Laien näher und nahe gebracht; ja, ich glaube nicht daneben zu greifen, wenn ich der Annahme Raum gebe, daß gerade (wenn nicht ausschließlich) die Bilder den außergewöhnlich, aber verdient großen Absatz des Ganzen erklären. — Nun nur noch ein paar Worte über die Gliederung der Bände II—IV im Einzelnen. Band II umfaßt, wie ich oben angedeutet habe, die 3 Jahrzehnte zwischen 1840 und 1871, Band III die zwischen 1871 und 1899, Band IV das Pariser Ausstellungsjahr 1900, sowie Heerwesen und Kriegsflotte im ganzen Jahrhundert. Davon hat der Herausgeber die Staaten- und Völkergeschichte (bis zum Boerenkrieg einschließlich), Professor Weule (eine besonders glückliche Acquisition!) die Forschungsreisen, Geheimrath Reuleaux das Ausstellungswesen (nur in Band II/III), Ravoth (und Poppenberg) Baukunst und Kunstgewerbe, Steiner das geistige Leben, Prasch das Theater, Neuburger Physik und Chemie, Dora Duncker die Frauen (sehr hübsch!), Lux Elektricität, Industrie und Verkehr, Schmidt die Ausgrabungen bearbeitet, während die Photographie in den Händen Müller's, die Stenographie und öffentliche Wohlfahrtspflege in denen Specht's, die Musik in denen Walter's, der Arbeiterschutz in denen Evert's, Darwin in denen Klaatsch's, die bildenden Künste in denen Galland's, die Rechtspflege in denen Goldschmidt's, die Post in denen Hennicke's gelegen haben; der Rest: das Völkerrecht, die Heilkunde, die Himmelskunde, das Buchgewerbe, das Coloniale, schließlich Heer und Marine war bei Geheimrath Cahn, Prof. Pagel, Geheimrath Förster, Th. Göbel, Leo Frobenius, † Graf Yorck und Gg. Wislicenus ohne Ausnahme ausgezeichnet untergebracht. Alles in Allem ein Werk, zu dessen rascher Vollendung man den findigen und fleißigen Herausgeber ebenso beglückwünschen darf wie den Verleger, der (das beweisen die zahlreichen Beilagen, zu denen die Vorlagen zu beschaffen ein schönes Stück Geld gekostet haben mag) keine Opfer gescheut hat, um einem möglichst großen Leserkreise wirklich etwas zu bieten, woran jeder Einzelne seine Freude haben, woraus jeder Einzelne gediegene Belehrung schöpfen kann. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 135. | Dienstag, den 12. November, Abends. | 1901.

Märchen und Sagen der Neger.*)

Von Martin Beck.

Wie das bei europäischen Völkern der Fall ist, so stehen auch bei den Negervölkern Afrikas die dichterischen Schöpfungen der Einbildungskraft auf verschieden hoher Stufe. Das richtet sich eben hier wie da ganz nach der geistigen Fassungskraft und der dichterischen Befähigung. Im Allgemeinen aber muß man den überlieferten Sagen, Märchen und Fabeln wie den frei erfundenen Erzählungen, mit denen sich die Neger zu unterhalten pflegen, eine lebendige Einbildungskraft und dichterische Empfindung zusprechen. Die sehr beliebten Thierfabeln namentlich zeugen von regem Beobachtungsgeist und treuer Naturwahrheit und enthalten bei spannendem Ausbau oft recht schlichte, aber treffende Gedanken. Fast alle Erzählungen spitzen sich auf eine Lebenswahrheit oder gute Lehre zu. Mancher frei erfundenen Erzählung, wie sie z. B. die immer heiteren Hereros über Alles lieben und sich Abends regelmäßig aus dem Stegreise erzählen, brauchten selbst wir Deutschen uns nicht zu schämen, so lebensvoll und spannend sind sie erdacht.

In einer ganzen Gruppe von Märchen nimmt Jemand die Gestalt eines Thieres an, behält aber seine innere Menschennatur bei. Und es erinnert an deutsche Märchen, daß er in diesen Zustand durch die Zauberei eines Feindes versetzt worden ist und schließlich durch den Kuß der treuen Geliebten seine menschliche Gestalt wieder erhält. In vielen Märchen erscheint in vollständig rettungslosen Lagen ein Vogel als deus ex machina, gewiß die Verkörperung eines Schutzgeistes oder Stammvaters. So in einem Märchen der Betschuanen, dem afrikanischen „Kleinen Däumling“. Es geschah einmal vor vielen, vielen Jahren, daß einige Kinder von einem heftigen Orkan fortgeführt und in die Wüste gebracht wurden. Als der Abend hereinbrach, beschlossen die Kinder, nach Hause zurückzukehren. Aber ein Ungewitter mit heftigem Regen und Donnerkrachen überfiel sie, und sie waren sehr erschrocken. Unter ihnen befand sich aber ein beherzter Knabe Namens Mosemanyanamatong, der ihnen Muth zusprach und sagte: „Fürchtet Euch nicht, ich kann einem Hause befehlen, sich selbst aufzubauen.“ Da sagten sie: „Sei doch so gut und thu das!“ Er sprach: „Haus, erschein'!“, und es erschien, sowie auch Holz zum Feuer. Da gingen die Kinder in das Haus hinein und zündeten ein großes Feuer an und rösteten einige wilde Wurzeln, die sie aus der Erde gruben. Während sie nun die Wurzeln rösteten und lustig waren, kam ein großer Menschenfresser, und sie hörten, wie seine Stimme sagte: „Mosemanyanamatong, gieb mir etwas von den wilden Wurzeln, die Du hast.“ Sie hatten große Furcht, und der beherzte Knabe sagte zu den Mädchen und den andern Knaben: „Gebet mir etwas von dem Eurigen.“ Sie thaten dies, und er warf die Wurzeln hinaus. Als nun der Menschenfresser noch immer aß, begaben sie sich hinaus und liefen davon. Er aß die Wurzeln auf und lief ihnen dann nach. Als er ihnen aber näher kam, streuten sie noch einige Wurzeln auf die Erde, und während er sie auflas und aß, liefen sie weiter. Endlich kamen sie in's Gebirge, wo Bäume wuchsen, und da die Mädchen schon sehr müde waren, so stiegen sie alle auf einen hohen Baum. Dorthin kam auch der Menschenfresser und versuchte mit seinem scharfen, langen Nagel den Baum zu fällen. Der muthige Knabe aber sprach zu den Mädchen: „Während ich singe, müßt ihr fortwährend sagen: Baum, sei stark! Baum, sei stark!“ Er selbst aber sang folgendes Lied: „Es ist thöricht, es ist thöricht, ein Reisender zu sein und eine Reise zu unternehmen, wenn Mädchenblut an einem haftet. Als wir wilde Wurzeln rösteten, überfiel uns eine große Dunkelheit, es war keine Dunkelheit, sondern grauenvolle Finsterniß.“ Während er sang, kam ein großer Vogel und schwebte über ihnen und sprach: „Haltet Euch fest an mich an!“ Die Kinder hielten sich fest an den Vogel, und er flog mit ihnen fort und brachte sie in ihre Heimathsstadt. Als er dort anlangte, war es Mitternacht, und er setzte sich nieder an dem Thore des Hauses von Mosemanyanamatong's Mutter. Als die am Morgen aus ihrem Hause trat, nahm sie Asche und warf sie auf den Vogel. Sie sagte: „Dieser Vogel weiß, wo unsre Kinder sind.“ Am Mittage schickte der Vogel dem Häuptlinge eine Botschaft und ließ ihm sagen: „Befiehl Deinem ganzen Volke, auf allen Pfaden Matten auszubreiten.“ Und der Häuptling befahl, dies zu thun. Da brachte der Vogel alle Kinder zum Vorschein, und die Leute waren sehr erfreut.

In einem Märchen der Hereros erscheint auch ein großer Vogel als Retter. Ein Häuptling verliebte sich in die schöne junge Frau eines andern Häuptlings. Er tödtete diesen daher meuchlings, raubte die Frau und brachte sie auf seine Onganda, das ist der Hauptplatz seiner nach Zehntausenden zählenden Rinderheerde. Als er aber eines Tages mit seinen Leuten auf die Jagd gegangen war, entfloh die Geraubte. Zufällig kehrte der Häuptling etwas früher als sonst heim, entdeckte die Flucht und verfolgte sofort wuthentbrannt mit allen seinen Kriegern die Flüchtige. Diese war noch nicht weit gekommen, als sie schon die Stimmen ihrer Verfolger hinter sich vernimmt und immer näher und näher kommen hört. In ihrer größten Angst erblickt sie einen dichtbelaubten, hoch- und dickstämmigen Giraffenakazienbaum. Ihre Todesangst läßt ihr das schier Unmögliche gelingen, ihn zu ersteigen und sich im dichtesten Laube zu verbergen. Kaum geschehen, sind die Verfolger zur Stelle. Bestürzt und rathlos stehen sie still. Bei diesem Riesenbaum hört die Spur der Flüchtigen auf. Daran denkt Niemand, daß sie hinaufgeklettert sein könne. Das hätte selbst ein gewandter Mann nicht fertig gebracht. Da es über dem Suchen, Forschen und Berathen Mittag geworden ist, die Sonne sengende Gluth niedersendet und der Magen vor Hunger knurrt, lagert man sich im Schatten des Baumes, ißt und bespricht, was man thun soll. Da hören sie plötzlich ein leises Geräusch hoch in dem Laube über sich. Die bis jetzt regungslos lauschende Frau hatte unvorsichtig eine leichte Bewegung gemacht. Unwillkürlich richten sich Aller Blicke nach oben. Ein scharfes Forschen, und im Nu springen die Männer mit einem Freudengeschrei auf, das die Aermste erzittern macht. Man fordert sie auf, herabzukommen, man bittet, man verspricht ihr alles Gute. Umsonst, sie läßt sich nicht in die Falle locken. Man droht fürchterlich. Auch umsonst. Es gelingt auch Keinem, den Baum zu erklettern. Der Stamm ist zu dick. Da besinnt man sich endlich und schickt einige Männer nach der Onganda zurück, um Beile zu holen. Sobald die wieder zur Stelle sind, geht es frisch an's Werk, den Baum zu fällen. Hieb auf Hieb erschallt, und die Unglückliche steht dabei Höllenqualen aus. Schon wankt der Baum, schon holt man zum letzten Axthiebe aus. Da kommt mit einem Male ein gewaltiger Geier mit weit ausgebreiteten Fittichen zu der halbtodten Frau auf dem Baume geflogen, bietet ihr den Rücken dar und trägt die ihrem ermordeten Gatten treu Gebliebene sanft durch die

*) Benutzt wurden: Campbell, 2. Reise in Südafrika, Weimar 1823; Emil Holub, Von der Capstadt in's Land der Waschukutumbe, Wien 1887; Ratzel, Völkerkunde, Bd. I, Leipzig 1885; Prof. Dr. W. Schneider, Die Religion der afrik. Naturvölker, Münster 1891; Dr. M. Kranz, Natur- und Culturleben der Zulus, Wiesbaden 1880; Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. II; Petermann's Geogr. Mittheilungen 1856; Schnorr, Archiv f. Literaturgesch., Bd. X (Afrik. Märchen v. Liebrecht, S. 110).

Lüfte in die ferne Heimath zu ihren Eltern, und die überraschten Verfolger hatten das Nachsehen.

Thiere und Menschen, erzählen sich die Neger in Bornu, verstanden sich ursprünglich alle. Dieses schöne Verhältniß hörte aber auf, als ein Mann seinem Weibe das Geheimniß desselben verrieth. Deshalb, schließen die Erzähler jedesmal, soll man den Weibern kein Geheimniß anvertrauen. Alle Thierfabeln, auch unsere, stammen jedenfalls aus einer Zeit, in der man den Thieren höhere Verstandeskräfte zuschrieb. Als Muster eines hottentottischen Thiermärchens, das an Humor der Erfindung der dichterischen Begabung der Neger alle Ehre macht, möge das vom „Leopard und Widder" erzählt sein. Als ein Leopard einst von der Jagd heimkehrte, kam er zufällig an den Kral eines Widders. Nun hatte der Leopard nie zuvor einen Widder gesehen und näherte sich ihm deshalb in sehr unterwürfiger Weise, indem er sagte: „Guten Tag, mein Freund! Wie magst Du wohl heißen?" Der Widder antwortete mit rauher Stimme, indem er sich mit dem Vorderfuße auf die Brust schlug: „Ich bin ein Widder und wer bist denn Du?" „Ein Leopard," stammelte der andere, mehr todt als lebendig. Dann nahm er Abschied und eilte heim, so schnell ihn seine Füße trugen. Mit ihm zusammen lebte ein Schakal. Zu dem ging er und sprach: Freund Schakal, ich bin ganz außer Athem und halbtodt vor Schreck. Ich habe soeben einen fürchterlichen Burschen mit großem, dickem Kopfe gesehen, der mir auf die Frage nach seinem Namen ganz grob antwortete: „Ich bin ein Widder!" „Was für ein närr'scher Kerl von Leopard bist Du doch," rief der Schakal, „daß Du solch ein schönes Stück Fleisch fahren läßt! Wie kannst Du das nur thun? Aber morgen wollen wir uns auf den Weg machen und es gemeinsam verzehren." Am andern Tag machten sich beide nach dem Krale des Widders auf. Als sie von der Höhe eines Hügels auf diesen Kral herabsahen, erblickte sie auch der Widder, der ausgegangen war, um frische Luft zu schöpfen, und eben überlegte, wo er sich wohl heute den zartesten Salat suchen könnte. Da eilte er nun sofort zu seiner Frau und rief ihr zu: „Ich fürchte, unser letztes Stündlein hat geschlagen. Der Schakal und Leopard kommen beide auf uns zu. Was wollen wir anfangen?" „Sei nur nicht bange," meinte das Weib, „sondern nimm das Kind hier auf den Arm, geh' damit hinaus und kneife es recht tüchtig, sodaß es schreit, als sei es hungrig." Der Widder gehorchte und ging so den beiden entgegen. Sobald der Leopard ihn aber erblickte, ergriff ihn sofort wieder die größte Furcht und er wollte umkehren. Für diesen Fall hatte der kluge Schakal aber schon Vorsorge getroffen. Er hatte nämlich den Leoparden mit einem Lederriemen an sich selbst festgebunden. Er zog den Leoparden und rief: „So komm' doch!" Da kniff der Widder sein Kind recht tüchtig und rief dabei erfreut: „Das ist recht, Freund Schakal, daß Du uns den Leoparden zum Essen geschleppt bringst. Mein Kind schreit schon vor Hunger." Sobald der Leopard diese schrecklichen Worte hörte, stürzte er in Todesangst davon. Der Schakal bat wüthend, ihn doch loszulassen. Aber über Berg und Thal, durch Gebüsch und über Felsen schleifte er den Widerstrebenden mit und hielt erst inne in seiner Flucht, als er sich und den zerschundenen Schakal glücklich nach Hause gebracht hatte. Und hier blickte er sich erst noch einmal scheu um. So rettete der Widder sein Leben.

Den reichsten Schatz von Thierfabeln haben unter allen afrikanischen Völkern die Buschmänner, dieses arme zigeunerhafte Urvolk Südafrikas, das von den Negern und den europäischen Ansiedlern wie die wilden Thiere behandelt wird. In allen Sagen und Märchen der Buschmänner spielt die Katze, die Heuschrecke, die Hauptrolle. Der ganze Kreis phantastischer Beziehungen, den sie um dieses Thier spinnen, zeugt von der kindlichen Anschauungsweise dieses Naturvolkes, das fast unverändert im Urzustande wie vor 3000 Jahren verblieben ist. Bei dem eigenthümlichen Vortrage ihrer Märchen, die der Redeweise kleiner Kinder ähnelt, lassen sie jedes Thier in seiner Art reden und formen sogar den Mund dem des Thieres entsprechend. Als Beispiel sei der Inhalt eines Buschmanns-Märchens mitgetheilt: Ein Quaggaweibchen giebt seinem Kinde aus großer Zärtlichkeit die eigene Leber zu essen, und das Kind läßt die Schildkröte ein Stückchen davon kosten. Diese findet es sehr wohlschmeckend und spricht davon zu den Schakalen, zu deren Stamm der Mann des Quaggaweibchens gehörte. Nun treiben die Schakale diesen an, seine Frau umzubringen, denn er habe wohlschmeckendes Fleisch geheirathet. Er folgt ihren bösen Rathschlägen und tödtet seine Frau, indem er zwischen die Felle ihres Lagers vergiftete Knochen schiebt. Die zum Tode verwundete Mutter, von ihren Kindern begleitet, die einen tief ergreifenden Sterbegesang auf dem ganzen Weg singen, begiebt sich von ihrer Hütte zu einem Quell. Hier trinkt sie, stirbt aber bald darauf. Nach dem Tode des Quaggaweibchens kommen die Schakale und Hyänen herbei, zerschneiden den Leib in Stücke und kochen sie, wobei die Kinder bitterlich weinen. Eins davon setzt sich auf das Dach der Hütte. Indem es beim Weinen die Augenlider zusammendrückt, fallen die Thränen in den kochenden Fleischtopf, sodaß er zerspringt. Darüber jammern die Schakale laut auf. Nun wird in dem Topf der Hyänen gekocht. Da geht es eben so zu. Endlich ist das Fleisch aber doch gekocht und Alles verzehrt. Der grausame Mann des gemordeten Quaggaweibchens heirathet wieder und zwar dessen Schwester. Aber die Eltern, die Quaggas, faßten Verdacht und fürchteten, daß er seine neue Frau gleichfalls umbringen würde. Sie veranstalteten deshalb eine große Tanz- oder Spielversammlung, und bei dieser Gelegenheit umringten sie den Schwiegersohn und traten ihn zu Tode.

Die Thiermärchen der Zulus stehen schon höher. Die *Zulus* halten die Eidechsen für giftig und tödten sie. Das begründen sie mit folgendem Märchen. Als die Welt an das Licht der Sonne gekommen war, fragten die darauf lebenden Thiere: „Soll der Mensch auch sterben oder wird er ewig leben?" Als Botschafter hatten die Thiere aber das langsame Unwabo (Chamäleon) geschickt. Es kam nun vom Himmel herab, um zu verkünden, daß der Mensch ewig leben solle. Aus verletztem Ehrgeize hatte sich aber sogleich nach dem Chamäleon auch die schnellfüßige, grauäugige Intulo (Eidechse) mit derselben Frage in den Himmel gedrängt und dort auf ihre geschmeidigen Reden die Antwort erhalten, daß die Menschen zuletzt doch sterben würden. Natürlich kam die hurtige Eidechse viel eher auf der Erde an, als das gutmüthige, langsame Chamäleon, das noch dazu häufig stehen blieb, um von den Früchten am Wege zu kosten, und gab Auskunft auf die Frage der Thiere. Und die Folge davon ist, daß die Menschen nicht ewig leben, sondern sterben müssen. Deshalb, weil sie ihnen die Unsterblichkeit raubte, tödten die *Zulus jede* Eidechse, die sie erblicken.

Wie die Hottentotten erzählen, hatte der *Mond ein Insect* mit der Kunde geschickt: „Wie ich sterbe und sterbend lebe, sollt auch ihr sterben und im Sterben leben." Der Hase aber lief schneller und sprach: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, sollt auch ihr sterben und nicht wieder lebendig werden." Darüber erzürnte der Mond, nahm einen Stock und schlug den Hasen auf die Nase. Daher kommt die Hasenscharte. Der Hase aber zerkratzte dem Mond das Antlitz. Daher kommen die Flecken im Monde. Die Namaqua-Hottentotten, zu beiden Seiten des Oranjeflusses, essen deshalb heute noch kein Hasenfleisch.

Manche Märchen der Neger haben verwandte Züge mit Märchen, die auch außer Afrika gang und gäbe sind, sogar, wie schon berührt, mit deutschen, wie z. B. auch das unter den Kaffern weitverbreitete Märchen von dem kleinen Rothmagen, das schon im Namen an unser Rothkäppchen erinnert. Es war einmal vor alten Zeiten ein Knabe, der hieß „der kleine Rothmagen". Eines Tages ging er auf Feldarbeit. Während er hackte, wurde er durstig. Er ging daher zu einem Wasserpfuhle, um daraus zu trinken. Da kam plötzlich seine Mutter herbei und sprach: „Der Herr des Wassers wird Dich ums Leben bringen." „Das ist mir ganz gleichgiltig," entgegnete er, „denn ich werde allein sterben." Hierauf sagte seine Mutter: „Wenn Du von dem Wasser trinkst, so gehe ich fort." Und sie ging auch wirklich fort. Der kleine Rothmagen aber trank. „Warum hast Du von meinem Wasser getrunken?" sprach der Herr des Wassers. „Du mußt sterben, denn Deine Mutter hatte Dir verboten, von dem Wasser zu trinken." Da machte der kleine Rothmagen die Augen zu und wurde von dem Thiere verschlungen, das sich gewöhnlich im Wasser aufhält und Menschen und Vieh verschlingt. Das Thier begab sich dann nach seinem Lager in einem großen Wasserpfuhle. Als es den erreicht hatte, blieb es am Ufer liegen, weil ihm der Magen zu sehr überfüllt war. Nachdem es eine Zeit lang so dagelegen hatte, kam ein großer Frosch aus dem Pfuhle heraus und sprach: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du den, der von Deinem Wasser trinkt, nicht verschlingen sollst? Denn Du mußt sonst sterben und wir werden dann Niemand haben, der sich unser annimmt." Nachdem der Frosch dies gesprochen, tauchte er wieder unter das Wasser. Das Thier aber sagte gegen Abend: „Mir thut der Bauch weh." Daher versammelten sich alle Thiere am Ufer des Wassers, und es sprach zu ihnen: „Gebt acht auf das, was ich Euch sage." Und

alle Thierchen, die in dem Wasser lebten, gaben acht. Das Thier aber sprach: „Ihr bleibet hier alle ohne Freund zurück.“ Da gingen alle fort und begaben sich zu ihren Freunden. Sobald sie alle fortgegangen waren, starb das Thier. Der kleine Rothmagen aber war noch in dem Magen des Thieres lebendig. Er zog sein Messer heraus, schnitt den Magen des Thieres auf und kam hervor. Nun ging er nach Hause und sprach zu seiner Mutter: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich nicht sterben würde?“ „Ich wußte nicht, daß Du einen Rettungsplan im Kopfe hattest“, sagte seine Mutter. Und der kleine Rothmagen blieb fortan in dem Dorfe seiner Eltern.

Zahlreiche Märchen der Neger sind ätiologischer Natur, d. h. sie wollen eine vorhandene Thatsache durch eine erdichtete Erzählung erklären. So erzählen die nördlich von Akkra an der Goldküste wohnenden Akuapem-Neger, ihre alten Vorfahren hätten gesagt, sie wollten etwas unternehmen, um zu Nyankompon (= strahlende Höhe, d. i. Gott) zu gelangen. So stellten sie Alle ihre Fufu = Mörser (Fufu ist eine aus Yams oder Pisangfrüchten bereitete, kloßähnliche Lieblingsspeise der Neger, die mit Fischsuppe gegessen wird) aufeinander. Aber gerade einer fehlte noch, um hinauf zu reichen, und doch hatten sie keinen mehr. Da wurden sie einig, den untersten, auf dem alle übrigen standen, herauszuziehen und auf die Spitze zu stellen. Als sie das machten, fiel Alles über den Haufen und sie wären beinahe davon erschlagen worden, ein Schicksal, dem sie nur durch die Flucht entgingen. Bei diesem jähen Schreck schrien sie Alle in verschiedenen Sprachen durcheinander. Daher giebt es seitdem so vielerlei Sprachen unter der Sonne. Vorher gab es nur eine. Dieses Schildbürgerstückchen erinnert deutlich an den babylonischen Thurmbau. Aetiologisch ist auch ein anderes Märchen der Akuapem-Neger. Nyankompon hatte eine sehr schöne Tochter. Wenn sie Jemand heirathen wollte, sagte er immer nein. Die Spinne und die Katze überlegten, sie seien des Vaters Kammerdiener und wollten ihn deshalb fragen, ob er nicht einem von ihnen seine Tochter zur Frau geben wolle. Er entgegnete ihnen: „Ihr seht, daß ich euch beide liebe, und ihr habt mich um eine Sache gefragt, die ich nur einem von euch geben kann. Deshalb werde ich etwas an den Eingang des Dorfes setzen und euch um die Wette rennen lassen. Wer zuerst dort anlangt, soll meine Tochter erhalten.“ Er that so und ließ sie wettrennen, und die Katze langte zuerst dort an. Daraufhin gab er seine schöne Tochter der Katze. Und als dies geschah, wurde das Auge der Spinne roth vor Neid und sie ward der Katze spinnefeind. Aber Gott hatte auch einen Widder und zwar einen sehr großen. Mit diesem, sagte er, wolle er etwas Besonderes vornehmen und zwar an einem Sonnabend. Als das die Spinne hörte, ging sie am Freitag Abend in Gottes Schafhof, um jenen Widder zu fangen, schlachtete und aß ihn, streute die Gebeine umher, und die Suppe goß sie ins Kleid der Katze. Am Morgen sagte Gott, man solle den Widder holen. Man ging und fand ihn nicht und berichtete es wieder. Nun ließ Gott ausschellen, es habe Jemand ein Thier genommen. Es wurde genauer nachgesehen und in der Wohnung der Katze ein Gerippe gefunden. Gott sprach: „Geh', ruf sie!“ Man that so und fragte sie: „Woher kommen die vielen Gebeine in Deinem Gehöfte?“ Sie sagte: „Ich weiß nicht.“ Sodann fragte man sie weiter: „Woher diese Suppe in Deinem Kleid?“ Sie hatte kein Wort zur Entgegnung. Deshalb erklärte man ihr, sie sei es, die den Widder gestohlen habe. Gott aber nahm ihr seine Tochter wieder. Von der Zeit an schreit die Katze: „M'aniawu! M'aniawu!“ (mein Auge ist gestorben; das bedeutet: ich schäme mich).

Andere Märchen desselben Negerstammes, sämmtlich ätiologisch, können ihrer Länge wegen hier nicht mitgetheilt werden. Sie fesseln aber lebhaft durch ihre Erfindungsgabe, die an bekannte orientalische Märchen erinnert. So das Märchen, weshalb es jetzt viele Peitschen giebt, während man einst nur eine kannte; warum man zu sagen pflegt, „es ist nichts“, wenn etwas Belangloses auf den Weg fällt; weshalb der Asansa (Habicht) kommt, wenn man Wald zur Rodung verbrennt ꝛc. Man spricht auch davon, wie der Gottesdienst auf die Weißen gekommen sei. Das ging so zu. Ein Kind und seine Brüder lebten in Europa zusammen. Wenn die Brüder aufstanden oder sonst etwas thaten, riefen sie ihre Fetische an. Jenes Kind aber rief Gott an. Nun sagten seine Brüder, sie wünschten nicht, daß es Gott anrufe, sondern es solle thun wie sie. Zudem sei es noch ein Kind. Das Kind aber blieb bei seinem Thun. Deswegen hatte auch sein Vater keine Freude an ihm. Eines Tages kam er auf den Gedanken, seinen Kindern Ringe von Gold machen zu lassen. Er sagte ihnen aber, wer seinen Ring verliere, müsse es mit dem Leben büßen. Nun geschah es einmal, daß er eine Mahlzeit veranstaltete und alle seine Kinder dazu einlud. Sie kamen mit ihren Ringen. Des Kindes Brüder aber waren schon im voraus eins geworden, ihm heute einen Streich zu spielen. Sie hatten deshalb bereits einen Beutel verfertigt, und einer hielt ihn verborgen. Als die Mahlzeit vorüber und das Kind guten Muthes war, redeten ihm seine Brüder zu: „Trink' Palmwein! Trink' Palmwein!“ Und da sein Kopf eben ein Kindskopf war, trank es und wurde trunken. Nun zogen ihm seine Brüder den Ring vom Finger und steckten ihn in den Beutel, den sie zu diesem Zweck gemacht hatten. Den gaben sie den Fischern und sprachen: „Wir bitten Euch, nehmt den Beutel und werft ihn sehr ferne in's Meer.“ Die thaten also. Als aber die Augen des Kindes wieder klar und vom Wein nüchtern wurden, sah es zuerst auf seinen Finger und siehe, sein Ring war nicht mehr da. Da rief es: „Mein Gott! Mein Gott!“ Seine Brüder, die das hörten, spotteten sein und fragten: „Warum rufst Du so?“ Das Kind entgegnete: „Mein Ring ist verloren.“ Nicht lange darnach hörte auch der Vater von der Sache und befahl seinen Kindern, ihm ihre Ringe zu zeigen. Sie gingen und brachten sie. Nur das Kind konnte seinen nicht vorzeigen. Der Vater fragte: „Wo ist deiner?“ „Verloren.“ Da gebot er seinen Söhnen, ihren Bruder in's Gefängniß zu setzen. Nach drei Tagen solle er gehängt werden. Der Tag kam, an dem das Urtheil vollstreckt werden sollte, und das Kind richtete noch eine letzte Bitte an den Vater: „Erlaube, daß man mir noch einen Fisch röste, damit ich ihn esse, bevor ich sterbe.“ Der Vater erlaubte der Mutter des Kindes, ihm diesen letzten Liebesdienst zu erweisen. Sie ging an die See, kaufte dort einen Fisch, zerspaltete ihn, um ihn zu braten, und was fand sie im Schlund des Fisches? Einen Beutel. Und in dem Beutel einen goldnen Ring. Da sagte das Kind: „Es ist schon recht. Auf dies hin will ich mich hängen lassen. Hierauf zeigte es den Beutel sammt dem Ring dem Vater und den Brüdern. Als die das sahen, riefen sie alle: „Wir wollen Gott dienen. Gott, ja Gott ist gerecht.“ Nur wagte Niemand mehr, das Kind zu tödten. In früheren Zeiten, erzählen die Akuapem auch, soll Nyankompon dem Erdboden viel näher gewesen sein als jetzt. Wenn die Menschen etwas wünschten, z. B. wenn einer Fische haben wollte, brauchte er nur mit einem Stecken zu Gott hinaufzustoßen, dann fielen Fische wie Regentropfen auf die Erde. Die Menschen brauchten dann die Fische nur aufzulesen. Aber, was geschieht? Ein Weib stieß Fufu in einem Mörser und hatte nicht Raum genug für seinen Stößel. Da sagte es zu Nyankompon: „Erhebe dich ein wenig, ich habe nicht Raum genug für meinen Fufu-Stößel.“ Nyankompon gehorchte und fragte: „Bis hieher?“ „Nein“ sagte es, „noch etwas weiter.“ So that es dreimal. Endlich hieß sie ihn Halt machen. So geschah es, daß Gott dem Erdboden so fern kam, daß er es nicht mehr hört, wenn ihn Jemand ruft, und mit den billigen Fischen war es vorbei. Wäre jenes Weib nicht gewesen, bekäme man sie heute noch umsonst. Benachbarte Negerstämme sagen, das Weib habe aus Versehen Gott ins Gesicht gestoßen. Da wäre er zornig so weit zurückgewichen, daß er die Menschen nicht mehr höre. Dafür regieren Geister als Vermittler zwischen ihm und den Menschen die Erde.

Die Serrakolet, die Hauptbevölkerung von Galam (Kadjaga) am linken Senegalufer, knüpfen an die Felsen von Balu die Sage von der Teufelsbraut Binda-Balu. Wegen ihrer seltenen Schönheit, ihrer unvergleichlichen Stimme und ihrer Herzensgüte war diese Jungfrau allgemein beliebt, bewundert und viel umworben. Durch ihre Leichtgläubigkeit wurde sie aber eine Beute des Geistes Golokala, der ihr in Gestalt eines hübschen und liebenswürdigen Jünglings erschien und durch seine süßen Schmeicheleien und goldenen Versprechungen den Sinn berückte. Sie gewann es über sich, ihre zärtlich geliebte Mutter zu verlassen und dem Geliebten in seinen Zauberpalast zu folgen. Hier erkannte sie zu spät und mit Schaudern, daß sie einem der schlimmsten Teufel, der jetzt die Gestalt eines gräßlichen Krokodils angenommen hatte und in einer finstern Höhle mit anderen Ungeheuern zusammen hauste, Herz und Hand geschenkt hatte. Auf ihr Angst- und Hilfegeschrei vernahm sie als Antwort eine wunderbare Stimme, die ihr sagte, daß sie nur durch Verwandlung in einen Stein ihrem entsetzlichen Loose entrinnen könne. Sie willigte ein. Am

andern Morgen sah man auf dem schwarzen Felsen, deren Fuß der Senegal umspült, einen Quarzblock und in jeder Nacht vernimmt man Klagetöne aus den kalten Steinen. Gololsala beginnt seine Nachstellungen immer von Neuem. Pinda aber stößt den verkleideten Engel der Finsterniß von sich. Und in diesen Kampf wird die ganze Natur hineingezogen. Der Himmel verdüstert sich. Der Sturm heult, die Wogen donnern gegen die Felsen, die Löwen brüllen, die Krokodile krächzen. Und die Bewohner von Balu sind dann starr vor Entsetzen und glauben sich der Wuth des rasenden Nachtgeistes preisgegeben.

Von der Entstehung des Tanganjika-Sees erzählten alte Neger vom Stamm der Wadschidschi Stanley Folgendes: Wo jetzt der See sich ausbreitet, war vor alten Zeiten eine unermeßliche, von vielen Völkern bewohnte Ebene, auf der zahllose Heerden weideten. In der Ebene lag eine große Stadt, deren Häuser hohe Zäune umgaben. Hier wurde das Vieh die Nacht über eingepfercht. Einer dieser Zäune umschloß eine tiefe Quelle, der ein kleines Gewässer entströmte, das einzige, das in der Umgegend vorhanden war. In der Quelle befanden sich auch vortreffliche Fische, die dem Besitzer des Gehöftes reichliche Nahrung boten. Doch durfte das Vorhandensein dieses Schatzes nur den Mitgliedern der Familie bekannt sein. Sonst drohte großes Unglück. Eines Tages schickte die Frau des Hofbesitzers, die einen Liebhaber hatte, diesem ein Gericht Fische aus der wunderbaren Quelle. Das schmeckte ihm so vortrefflich, daß er wissen wollte, woher das delicate Fleisch kam, das einen viel besseren Geschmack hatte als Hammel- oder Ziegenfleisch. Die Frau verrieth es aber nicht, bis eines Tages ihr Mann einmal verreisen und sich in Geschäften nach Uvinza begeben mußte. Da er von ihr Abschied nahm, gebot er ihr dringend, Niemand die Quelle sehen zu lassen, was sie auch versprach. Als sie jedoch ihren Mann fern glaubte, holte sie ihren Liebhaber herbei und gab ihm das Allerbeste, das sie hatte, zu essen. Nach der Mahlzeit, bei der das unbekannte Fleisch in reichem Maße genossen worden war, forschte der Mann immer dringender nach der Herkunft des Fleisches. Zuletzt gab die Frau nach und führte ihn zu der Quelle. Nie hatte er etwas Aehnliches gesehen. Voller Erstaunen betrachtete er die glänzenden Fische, wie sie einander verfolgten und wie sie emporsprangen und untertauchten. Da mit einem Male ließ sich ein furchtbares Krachen vernehmen. Die Erde öffnete sich und die schöne Ebene versank so tief, daß die längsten Angelschnüre sie nicht erreichen konnten. Die Quelle trat aus und füllte die große Kluft an. Vieh, Felder, Häuser, Gärten, Menschen, kurz Alles wurde von dem Wasser bedeckt und es entstand ein See.

Schließlich seien noch die Sagen über die Entstehung der Neger mitgetheilt. Die südlich vom Nyassa-See wohnenden Marave erzählen, die ältesten Menschen wären sämmtlich schwarzhäutig gewesen und hätten im Mittelpunkte der Erde gesessen. Als sie auseinander gingen, mußten sie zunächst durch einen Fluß waten, um sich rein zu waschen. Zum Unglück waren die Voreltern der Neger dem Schlafe sehr ergeben. Sie eilten daher nicht sogleich zum Flusse und zum Orte ihrer Bestimmung, sondern schliefen weiter. Beim Erwachen sahen sie, daß alle übrigen schon jenseits des Flusses sich befanden und von dem Wasser rein und weiß geworden waren. Nun eilten auch sie zum Strome, gewahrten jedoch zu ihrem Schrecken, daß sein Bett bereits ausgetrocknet war und kaum noch einige Pfützen enthielt. In ihrer Hast stolperten sie und fielen in die Lachen. Ihre Hände und Fußsohlen wurden dabei naß und sind deshalb etwas bleich geblieben. Warum die Weißen aber klüger als die Neger sind, das wissen die Eweer an der Sklavenküste. Als Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen hatte, da war Nodsie, eine noch jetzt stehende Stadt im Osten, die Stätte, wo er den Menschen bildete. Er schuf zwei Paar Menschen, ein schwarzes und ein weißes. Nachdem Gott zuerst das schwarze und dann das weiße Paar erschaffen hatte, ließ er einen kleinen und einen großen Korb vom Himmel auf die Erde hernieder. Den Menschen gab er dann die Weisung, sich in Frieden in diese beiden Körbe zu theilen. Sofort griff das schwarze Paar nach dem großen Korbe und überließ den kleinen dem weißen Paare. Das schwarze Paar fand aber in seinem Korbe eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischernetzen, einen Bogen und Pfeil zur Jagd und Goldstaub zum Handel. Das weiße Paar fand in dem seinen nur ein Buch. Aber es las fleißig darin und erlangte dadurch so viel Weish.it, daß der Weiße den Schwarzen gar bald in Allem übertroffen hat und viel reicher wurde als er. Deshalb wurde der Weiße vom Schwarzen beneidet und verfolgt. Gott aber kam den Weißen zu Hilfe, ließ ein langes Seil vom Himmel herunter und leitete sie über das große Wasser hinüber. Dort kam er jede Nacht mit ihnen zusammen und lehrte sie den Schiffsbau. Sie fuhren in ein fernes Land, aus dem sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waaren zurückkehrten, um mit den Schwarzen in den afrikanischen Wäldern Tauschhandel zu treiben. Es spricht sich in dieser Sage ein gutes Stück ehrlicher Selbsterkenntniß aus und sie zeigt, wie gewiß auch sämmtliche mitgetheilten Proben ihrer Sagen- und Märchendichtung, daß die dichterische Begabung der Neger, wie ihr geistiges Leben überhaupt, sich nicht blos auf ein starkes Nachahmungsvermögen beschränkt.

Bücherbesprechung.

— Handelsgeschichte des Altertums von Prof. E. Speck, Oberlehrer am Realgymnasium mit Höherer Handelsschule in Zittau. Zweiter Band: Die Griechen. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1901. VIII, 582 S., 8°. Preis: 7 ℳ — Mit unverhohlner Anerkennung habe ich in der Wissenschaftl. Beil. Nr. 136 vom 13. November 1900 den die orientalischen Völker behandelnden 1. Band dieser gründlichen und grundlegenden Handelsgeschichte des Alterthums begrüßt. Und mit solcher Anerkennung soll und darf auch bei diesem 2., den Griechen gewidmeten Bande nicht gegeizt werden. Nicht als ob etwa im Einzelnen viel Neues geboten würde: das Werk ist ja nicht für Gelehrte geschrieben, sondern gerade deshalb, weil Speck mit ebenso großem Fleiße wie Verständniß für das Wesentliche den verstreuten und spröden Stoff gesammelt, gesichtet und verarbeitet hat. Das mag ihm 'mal Einer nachmachen! Den Besuchern unserer Handelshochschule wird die rasche Ausgabe der Fortsetzung besonders willkommen sein; sie kommt gerade recht zum Beginne des Winterhalbjahres. — Ein der neuern Richtung in der Geschichtschreibung abgelauschter einleitender Abschnitt über Land und Volk, dann zwei größere Capitel über die politische und sociale Entwicklung bis zu Alexander dem Großen (für dessen Zeit natürlich Kaerst's „Hellenismus“ noch nicht verwerthet werden konnte) bilden die solide Grundlage. Darauf baut sich das Gebäude auf, dessen Richtlinien des Verfassers eigene Geistesarbeit darstellen: Colonien, geistige Cultur, äußere Cultur und Handel sind die weiteren Abschnitte überschrieben; dem Handel sind davon allein 6 (d. i. die Hälfte des Buchs) gewidmet. Und zwar schildern Capitel 7—9 den griechischen Handel unter dem Einflusse der politischen Ereignisse, zeitlich bis ins 4. vorchristliche Jahrhundert hinabführend. Der 10. Abschnitt beschäftigt sich mit dem Binnen- und Außenhandel (im ganzen Gebiete des Mittelmeers); das vorletzte Capitel behandelt die Gegenstände (Waaren, Sklaven, Geld), das letzte die allgemeinen Verhältnisse des Handels (Preis und Gewinn, Betrieb, Vermögen, Massenverarmung, Luxus, staatliches Eingreifen, Abgaben und Zölle, Münzen, Maße und Gewichte, Straßen, Canäle und Schifffahrt). Ueberall sind die jüngsten Forschungsergebnisse, nur dem Kennerauge sichtbar, in die fließende Darstellung verwoben. Nur in einer Beziehung erscheint mir das Verfahren des Verfassers rückschrittlich: in dem heutzutage geradezu auffälligen Festhalten der vor einem Menschenalter noch üblichen lateinischen Schreibung griechischer Eigennamen. Wenn Kypselos und Kypseliden, warum dann noch Cyrene, Cyzikus, Sicyon? Wenn Mainalier und Aigypten (in Arkadien), warum Potidäa und Aeoler? Wenn Synöikismos, Kersobleptes, Demokedes, Byblos, Medimnos, Theorikon, Elektron, Himation, Omphalos, warum denn noch Phalerum, Cimmerischer Bosporus, Chius, Parus, Delus? Und wie unangenehm klingt doch z. B. der Demos von Samus! Die ägyptische Suveränität Amenhotep's III. (1419 bis 1383!) über Rhodos und Mykenai ist wohl kaum zu halten. Unter den Quellennachträgen habe ich namentlich das theilweise noch immer nicht veraltete Werk August Boeckh's über die Staatshaushaltung der Athener (1. Ausg. 1817; 3. Ausg. 1886) vermißt. Ein Register fehlt leider auch diesem Bande; hoffentlich ist ein Gesammtregister geplant. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 136. Donnerstag, den 14. November, Abends. 1901.

Kinderpredigten.

Da steh' ich auf der Kanzel
Und predig' wie ein Hansel;
Da kommt die Maus
Und lacht mich aus,
Da war die ganze Predigt aus.
(Hildburghausen.)

Sie bilden eine Gattung volksthümlicher Kinderpoesie, die das geringschätzige Achselzucken und Naserümpfen sogenannter Gebildeter wohl öfters hervorgerufen haben dürfte, sind aber dennoch echte und rechte Kinderpoesie. Das beweist zunächst ihre Ueberlieferung aus alter Zeit, also ihr Jahrhunderte überdauernder Gebrauch. Zingerle führt sie in seinem „Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, Innsbruck 2. Aufl." von Seite 164—166 aus dem 14. Jahrhunderte vor, ebenso Wackernagel in seinem Altdeutschen Lesebuche Seite 967. Dann sehen wir es besonders aus ihrer weiten Verbreitung über die deutschen Gaue. Man begegnet ihnen nicht nur in unserm engeren Vaterlande vom Vogtlande bis zur Lausitz, sondern auch im Elsaß, der Schweiz, Baden, Württemberg, Bayern, Hessen-Nassau, am Niederrhein, in Oesterreich, Tirol, Böhmen, Thüringen, Norddeutschland bis Schleswig-Holstein und Ostpreußen. Sie müssen sich also dem Kindersinne zusagend bewährt haben und noch bewähren.

Ihr Werth liegt aber durchaus nicht in der Tiefe ihres Gedankeninhaltes, der sich doch meist nur im Kreise der von keiner Seite bestrittenen Thatsache, daß Aepfel keine Birnen sind, dem Bauer das Leben sauer wird, ein Kalb kein Ziegenbock ist und die Wurst zwei Zipfel habe, bewegt, sondern nach Hildebrand und Götze in ihrer eigenartigen Form, des von alters her bei den Kindern so sehr beliebten Kettenreimes. Diese ist in ihnen in geradezu meisterhafter Weise ausgebildet. Es wird dabei ein Schlangenreigen in Worten aufgeführt, dessen künstliche Verschlingungen sehr wohl mit dem geordneten Herüber, Hinüber und Durcheinander dieser turnerischen Schreitungen verglichen werden können. Sie besteht aus lauter an einander gereihten Sätzen, von denen jeder einen Vers mit zwei Hebungen bildet, die auf die Stammsilbe des Subjects und Prädicates fallen. Das Vergnügliche dabei ist, daß der Fortschritt immer nur durch die Umkehrung der Glieder gewonnen wird. Es ergiebt sich dadurch für die einzelnen Gliederpaare das Schema:

a ist (oder ist nicht) b
b „ („ „ „) c.

„Aeppel sin keene Bern
Bern sin keene Aeppel.

Die Wurscht hat zwee Zäppel,
Zwee Zäppel hat die Wurscht."

Auf diese Art werden jedesmal zwei Verse durch einen Gedanken zusammengehalten, indem die Träger der Versfolgen sich in Form eines Kreuzes gegenüberstehen. Zu dieser logischen, die Verspaare innerlich gleichmäßig gestaltenden Regel tritt dann noch der Reim als äußeres Bindemittel zwischen den einzelnen Verspaaren. Es kommt auf diese Weise neben dem Gedanken der Klang und außer dem geistigen Principe im Innern das sinnliche im Aeußern zur Geltung. Das darauf folgende Gesetzchen:

c ist (oder ist nicht) b und
b „ („ „ „) c

ist dann ebenso gebildet, nur daß b auf das vorher schließende a reimt:

„Der Bauer muß leiden Durscht,
Durscht muß der Bauer leiden,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm das Leben."

Das Ganze wird daneben oft noch mit ausdrücklichen Worten in Anfang, Mitte und Ende, oder auch mehr Theile eingetheilt:

„Meine Predigt geht an,
„ „ ist halb,
„ „ ist aus",
auch: „Meine Predigt ist ein Viertel"

oder die Einleitung wird durch eine auch sonst bei den Kindern beliebte Klangformel gebildet:

„Troß, troß, trüll ꝛc.
Quibus, quabus, die Enten gehen barfuß ꝛc.
Eins, zwei, drei, alt ꝛc.
Gras, gras grimmel ꝛc.
Ihr Diener, meine Herrn ꝛc.
Guten Tag, meine Herrn ꝛc.
Also, meine Herrn ꝛc.
Meine Damen und Herrn ꝛc.
Ich wollt euch mal was sagen ꝛc.
Amen, Amen, Amen ꝛc."

Es geschieht dies ähnlich, wie die Paare vor dem Tanze mehrmals hin- und herwiegen, um in den Takt zu kommen. Der Abschluß wird entweder neckisch durch eine überraschende Wendung genommen.

„Füß' sind keine Händ', die Predigt hat ein End!
Psalter ist kein Testament, die Predigt hat ein End!
Grütze frißt die Maus, die Predigt ist aus!
Ein Pfund wiegt keine Maus, die Predigt ist aus.
Kee Knutkäädchen is keene Maus, die Predigt ist aus.
Ein Luder ist die Maus, die Predigt ist aus.
Klein ist die Maus, meine Predigt ist aus.
Luder ist kein Schwein, nun soll meine Predigt aus sein.
Kein Luder ist ein Schwein, meine Predigt geht jetzt ein.
Eine Katze und eine Maus, da war die ganze Geschichte aus.
Das Kalw hadd 'ne bunt Huut, Mei Preddig öss ut.
Reben sind keine Distel, das ist die ganze Epistel.
Dörner sind keine Disteln, so lauten die Episteln,
Ein Wild ist keine Kuh, der Prediger hat Ruh.
Ledig ist das Brod- (Semmel-)schapp, nun steig ich von der Kanzel herab" ꝛc. ꝛc.

oder man schleudert den Zuhörern ganz unerwartet eine Beleidigung ins Gesicht:

„Die Büchs ist kein Holzschlegel, bist doch ein grober Flegel!
Fritze heißt mein Bruder, und du bist ein altes Luder!"

oder man ruft endlich das Ende durch das für Kinder höchst verständliche Bild der Sättigung herbei:

„Und wenn das Kind gegessen hat, so ist es satt.
Habt ihr noch ein Brosamlein, so streuet es den Vögelein!"

Einige Formen aus der Nähe und Ferne (ich könnte sie verzwanzigfachen!) sind:

1.

E Huehn unn e Hahn,
D' Breddi geht an;
E Kueh unn e Kalb,
D' Breddi isch halb,
E Katz unn e Muß,
D' Breddi isch uß.
Dort lauft e Muß,
Wer sie fangt macht sich e großi großi Belzkabb drus!
(Elsaß, Stöber.)

2.

Et wär mal e Mann,
Min Preddig fangt an,
De hadd' ne witte Koh,
Här flietig to.
De Koh hadd en Kalw,
Min Preddig öss halw,
Dat Kalw hadd 'ne bunte Huut,
Min Preddig öss ut.
(Preußen, Frischbier.)

3.

Kickriki — Hahn!
Meine Predigt geht an;
Mein Rad und mein Wirtel,
Meine Predigt ist Viertel,
Meine Kuh und mein Kalb,
Meine Predigt ist halb;
Meine Katz und meine Maus,
Meine Predigt ist aus!
(Nassau, Kehrein.)

4.

I predige, wos i weiß:
En olti Muttigeiß,
Si het den Schwanz vertore
Vor hunderttousig Johre,
Si het en wieder g'funde
Vor hunderttausig Stunde.
(Basel, Bremer.)

5.

Eine Henne und ein Hahn,
Meine Predigt geht on.
Hanti putanti,
Süß ist nicht hantig,
Hantig ist nicht süß.
Ein Bauer ist kein Fürst,
Ein Fürst ist kein Bouer,
Mein Leben ist souer,
Souer ist mein Leben,
Der Weinstock hat Reben,
Reben hat der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kolb,
Meine Predigt ist halb,
Halb ist meine Predigt,
Mein Bauch ist noch ledig,
Ledig ist mein Bauch,
Meine Mütze ist rauch,
Rauch ist meine Mütze,
Mein Bruder heißt Fritze,
Fritze heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus,
Meine Predigt ist ous.
(Oesterreich, Vernaleken u. Branky.)

6.

Heert meine Härrn
Aeppel sin geene Bärr'n,
Bärr'n sin geene Aeppel,
De Worscht hat zwee Zäppel,
Zwee Zäppel hot de Worscht,
Der Bauer muß leiden Dorscht,
Dorscht muß leiden der Bauer,
's Lähm wärd'n sauer,
Sauer wärd'n 's Lähm
Der Weinschdog drägt Rähm,
Rähm drägt der Weinschdog,
E Golb is gee Ziechenbog,
E Ziechenbog is gee Galb,
Meine Breedicht is halb,
Holb is meine Breedicht,
Der Bauch is mer leedich,
Leedich is mer der Bauch,
Meine Midse is rouch,
Rauch is meine Midse,
De Maus frißt gerne Gridse,
Gerne Gridse frißt de Mous,
Meine Breedicht is aus.
(Leipzig, Hildebrand.)

Sind diese vorgeführten Reime auch echte deutsche volksthümliche Kinderpoesie? Sie sind zunächst deutsche Volkspoesie. Die deutsche Sprache ist eine rhythmische, die sogenannten classischen sind metrisch. Sie wägt und bringt den Rhythmus durch den Ton, durch Hebung und Senkung der Stimme hervor; jene messen; sie ordnen nach der Zeitdauer, nach Länge und Kürze. In den Kinderpredigten finden wir die einfachen stark markirenden Rhythmen der deutschen Volkslieder, die gewisse Kunstdichter in vornehmer Ablehnung Knüttelverse nennen. Diese sinnlich starken, nicht blos zu dem fein gebildeten Ohre, sondern zu dem ganzen Körper sprechenden Tonbewegungen sind gerade dem einfachen Kunstgeschmacke unserer Kinder entsprechend; denn durch diese starke Hervorhebung des Rhythmus, durch die Freude an der regelmäßig wiederkehrenden harmonisch geordneten Tonhebung, kennzeichnet das Kind den Vortrag aller seiner Spiellieder, bei denen es oft schwer zu bestimmen ist, ob gesungen oder gesprochen wird. Wir nennen es freilich „leiern“!

Diese Kinderpredigten zeigen dann die den Kinderliedern eigenen klangvollen Reime; denn für diese hat das Kind eine besondere Vorliebe. Ob sie nach den Kunstregeln ganz rein sind oder nicht, ob statt des Reimes einmal eine Assonanz mit unterläuft, ist nicht ängstlich; aber klingen muß es. Dabei gilt jedoch keineswegs der Grundsatz: „Reim dich oder ich freß dich!“

Zuletzt ist der volksthümlichen Kinderpoesie eigen, daß der Gedanke stets mit dem Reime zu Ende geht. Es wird in ihren Erzeugnissen wohl nie vorkommen, daß der Gedanke nicht mit dem Reime zugleich bei einem Abschnitte ankommt und, indem er auf die folgende Verszeile hindrängt, den Reim verkleidet und so das Ganze weniger verständlich macht. Auch ist die Reimfolge hier wie dort die einfachste, die sich denken läßt, so daß das reimfördernde und das Ohr spannende Wort schon in der nächsten Zeile seinen Widerklang findet. Wie wichtig alle diese Dinge für das Verständniß und das Einprägen gereimter Sprachformen sind, das erfährt man sofort, wenn man einmal Erzeugnisse der Kunstpoesie, die den gegentheiligen Charakter an sich tragen, kleineren Kindern einzuüben versucht.

Wie schon Eingangs erwähnt wurde, würde der Werth dieser Erzeugnisse auf der Waage theoretisch-kritischer Prüfung ziemlich leicht befunden werden. Sie stehen aber, trotzdem ihnen die Pforten des Schulzimmers verschlossen sind, dennoch im Dienste der ungeheuren Aufgabe, die jeder junge Weltbürger zu lösen hat, und diese ist: „Die Bewältigung seiner Muttersprache nach Inhalt und Form.“ Er faßt sie aber außerhalb der Schule auf seine eigene Weise an; die Sprache wird Gegenstand seiner Spielthätigkeit; denn alles naturgemäße Lernen geschieht mit Lust, weil es die fortschreitende Bewältigung eines Stoffes ist. Das naturgemäß lernende Kind fühlt sich deshalb als Sieger, es merkt selbst freudig das Wachsen seiner Kraft. Darum wird Jeder, der einst wahrhaft jung war, sich auch jener Jugendbegeisterung nicht schämen; er wird sich gern in jene Zeit versetzt fühlen, wo diese Klänge ihn stets aufs Neue entzückten, ihm die erste geistige Nahrung boten, seine Phantasie belebten, seine Spiele begleiteten und seine Träume umgaukelten. Er weiß gewiß:

„Aus Keimen, die vom Boum gefallen,
Wird Hochwald, wipfelnd weit und breit,
Und ous des Kindes leisem Lallen
Der Donner der Beredtsomkeit.
Drum sollt ihr Kleines nicht verachten,
Ob scheinbor es im Schatten steht,
Wenn euer Dichten, euer Trachten
Oft noch so sehr in's Große geht.“

Ebensowenig sollen uns die Derbheiten, die in diesen Erzeugnissen, wie in jeder Volksrede, hie und da mit unterlaufen, abschrecken. Sie können unserem gesellschaftlichen Leben und Ausdrücken zuwider erscheinen, um so weniger sind sie es der kindlichen Unbefangenheit. Das Volk trägt keine Handschuhe, und sein Wort kann unsauber sein; aber es giebt Barbaren in lackirten Stiefeln und deren Wort ist glatt und schlüpfrig zugleich. Zudem deckt die Form des Liedes und Spruches jede unabsichtliche Nacktheit zu und so geschieht auch hier was Goethe von den Legenden sagt:

„Sie kamen nockt vom Himmel an
Und wußten sich nicht zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an,
Und keines brauchte sich zu schämen.“

Denen endlich, die in diesen Kinderspielen gar eine Herabwürdigung ernster, ja heiliger Handlungen und Gebräuche sehen wollen, antwortet Julius Sturm:

„Am Himmel funkelt Stern an Stern,
Solch' Lichtlein hätt' mein Kindlein gern;
Es streckt die kleinen Aermchen ous,
Greift nach dem hohen Himmelshaus.
Es ahnt noch nichts von Zeit und Roum
In seinem Porodiesestraum
Und lebt den Engeln Gottes gleich
Allüberoll im Himmelreich.“

Wer sich übrigens über die psychologische Bedeutung der gesammten volksthümlichen Kinderpoesie Klarheit verschaffen will, der sei auf die verdienstvolle Arbeit von Dr. Götze „Die Volkspoesie und das Kind“ im 1872er Jahrgange von Ziller's Jahrbuch für wissenschaftliche Pädagogik verwiesen. Wem aber beim Lesen dieser Zeilen manche selbstgeübte Variante aus seiner Jugendzeit einfallen sollte, der möge sie getrost an das Archiv des Vereins für sächsische Volkskunde (Herr Prof. Dr. Mogk, Leipzig, Färberstraße 18) einsenden. O. M. S.

Bücherbesprechungen.

— Langmesser, A. Dr., Allein durch den Glauben! Kurzgefaßte Auslegung des Galaterbriefes. 152 S. Geh. 1 ℳ, Lwd. 1,60 ℳ. Kober, C. F. Spittler's Nachfolger, Basel. — Der Verfasser hat seiner Auslegung des Galaterbriefes ganz gewiß einen sehr bezeichnenden Titel gegeben, wenn er den paulinischen Satz darüberstellt: „Allein durch den Glauben!“ Seine Ausführungen sind nicht exegetischer, sondern homiletischer Art; er behandelt den Galaterbrief in 14 Predigten und möchte den Gedankengang dieses Briefes mit seiner Auslegung einem weiteren Leserkreise zugänglich machen. Die Predigten werden dem jedesmaligen Schriftabschnitt durchaus gerecht, haben eine anfaßliche Art und suchen durch manches geschichtliche Beispiel die biblische Wahrheit noch verständlicher zu machen. D. K.

— Von der in der Leipziger juristischen Handbibliothek (Oberjustizrath Oberlandesgerichtsrath Max Hallbauer und Geh. Regierungsrath Dr. Walter Schelcher) erschienenen 7. Auflage der vom Präsidenten des Königl. Sächsischen Oberverwaltungsgerichts Dr. A. v. Bernewitz bearbeiteten Reichsgewerbeordnung, deren ersten Band wir bereits besprochen haben, liegt der zweite Band vor, mit welchem das umfängliche, in Juristenkreisen hochgeschätzte Werk zum Abschlusse gelangt ist. Dieser Band enthält alle bisher zur Gewerbeordnung reichs- und staatswegen ergangenen Nebengesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Sachsen nebst einem ausführlichen Sachregister. Der Bernewitz'sche Commentar zur Gewerbeordnung hat sich schon längst in der Literatur einen guten Namen gemacht, das beweist nicht nur die Zahl seiner Auflagen in verhältniß-

mäßig kurzer Zeit, sondern namentlich der Umstand, daß er auch außerhalb des Königreichs Sachsen von den höchsten Rechtsprechungs- und Verwaltungsbehörden bei Erkenntnissen und Erlassen vielfach angeführt wird. Der Commentar ist den Behörden ein unerläßliches Handbuch geworden, aus welchem einerseits für die Beurtheilung des Sachverhalts mit Sicherheit werthvolles Material geschöpft werden kann, andererseits aufgetauchte Zweifel sich fast regelmäßig beheben lassen. Dabei zeichnen sich die in dem Werke enthaltenen zahlreichen Citate vornehmlich durch ihre Sicherheit und übersichtliche Zusammenstellung am geeigneten Orte aus. Der Preis des 2. Bandes beträgt 8 ℳ, er ist im Verhältnisse zu dem reichen Inhalte nicht zu hoch, zumal die Verlagshandlung von Roßberg und Berger in Leipzig besonders auf guten Druck und schönes Papier gehalten hat. ∝

— Der Kampf auf dem westfälischen Friedens-Congreß um die Einführung der Parität in der Stadt Augsburg. Von Dr. Hermann Vogel. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping), 1901. 8°; I, 66 S. Preis: 80 Pfg. — Aus zwei Gründen, einem äußeren und einem inneren, ist der Ankauf der vorliegenden Abhandlung jedem Freunde der Reformationsgeschichte ans Herz zu legen: erstens deshalb, weil in sothanen Zeitläuften, wo zwar recht oft von Parität die Rede ist (Fall Spahn, „Weltgeschichte in Charakterbildern", Katholischer S. C. und Anderes mehr), aber noch öfter nicht danach gehandelt wird, der Nutzen einer geschichtlichen Vertiefung dieses verschieden ausgelegten Begriffs ohne weiteres einleuchtet; zweitens deshalb, weil uns die Geschicke der Stadt, wo 1530 das vornehmste symbolische Buch der Lutheraner überreicht, wo 1548 das die Protestanten knebelnde Interim als Reichsgesetz verkündet, wo 1555 der die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands vorläufig ordnende Religionsfriede geschlossen worden ist, auch fernerhin interessiren müssen, soweit eben confessionelle Dinge in Frage kommen. Im Westfälischen Frieden haben die Protestanten Augsburgs durch Valentin Heider's Standhaftigkeit und Ausdauer die hart bestrittene Parität errungen. Ht.

— Forschungen zur Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Dritter Theil (13. und 14. Jahrhundert). Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1901. XVIII, 339 SS. 8°. 9 ℳ — Sieben Jahre sind verflossen, seit der erste Band von Davidsohn's groß angelegter Geschichte von Florenz, der bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts reicht, erschienen ist. Die gewaltige Fülle von neuem Material, die eingehende Forschungen in den italienischen Archiven zu Tage gefördert, hatte den Verfasser genöthigt, schon diesem Bande ein Heft mit „Forschungen" beizugeben. Aber immer mehr häufte sich der Stoff; um seiner Herr zu werden, hat der Verfasser dem zweiten Bande für Geschichte schon zwei weitere Theile der Forschungen vorausgeschickt, deren ersten wir früher hier besprochen haben. Der uns vorliegende Band zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste ist wirthschaftsgeschichtlichen Inhalts. „Die reichbewegte Geschichte von Florenz bleibt unverständlich, gräbt man nicht jenen Wurzelfasern der Geschehnisse nach, die tief im Boden des Wirthschaftslebens ruhen. Doch auch das Wirthschaftsleben wird unverstanden bleiben, wenn man nicht zugleich die Gesammtheit des politischen Daseins und alle Wechselfälle desselben ins Auge faßt." Um eine feste Grundlage für diese wechselseitige Würdigung der wirthschaftlichen wie der politischen Momente zu haben, giebt der Verfasser eine aus nicht weniger als 25 meist italienischen, doch auch spanischen und französischen Archiven und mehreren Bibliotheken geschöpfte Sammlung von (1304) Urkundenauszügen zur Geschichte des Florentiner Handels, Gewerbes und Zunftwesens in den Jahren 1209—1330, die jedem Forscher auf dem Gebiete der Handels- und Gewerbegeschichte außerordentlich viel Neues bietet; denn neu ist so ziemlich Alles, was der Verfasser bringt. Durch Uebersichten und Register, wie erläuternde Bemerkungen, ist der reiche Stoff bequem benutzbar gemacht. Da aber der zweite Band der „Geschichte", der die Verarbeitung dieses Materials bringen wird, wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte, so können wir uns hier auf einen kurzen Hinweis beschränken. Dasselbe gilt von dem zweiten Abschnitte des Bandes, der eine Menge bisher unbekannter urkundlicher Nachrichten zur Geschichte jener wilden Fehde der „Schwarzen und der Weißen" bringt, die sich in den Jahren 1299—1306 in Florenz und Pistoja abspielte und ganz Mittelitalien in Mitleidenschaft zog. —m—

— Geschichte Siciliens von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Dritter Band. Die Angriffskriege Athens und Karthagos. Mit vier Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1901. XXVI, 705 SS. 8°. 26 ℳ — Der dritte Band dieser ausgezeichneten Uebersetzung des hochbedeutenden Werkes, auf das wir an dieser Stelle bereits mehrmals hingewiesen haben, hat infolge Erkrankung des Herausgebers mehrere Jahre auf sich warten lassen. Er behandelt die Kriege Athens mit Syrakus (433—407 v. Chr.), die für ersteres so verhängnißvoll wurden, und den zweiten Karthagereinfall (410—404 v. Chr.), also einen Zeitraum von kaum drei Jahrzehnten, der aber für Siciliens Geschichte von der allergrößten Bedeutung ist: Sicilien, bis dahin eine „Welt für sich", tritt plötzlich in das hellste Licht der Weltgeschichte. Die Kämpfe mit Athen sind schon unendlich oft behandelt worden; man muß dem Verfasser Recht geben, wenn er meint, daß dieser Zeitraum „besser bekannt sei, als irgend ein anderer der sicilischen Geschichte, fast möchte ich sagen, als irgend ein anderer der griechischen Geschichte". Viel trug dazu der Umstand bei, daß unser wichtigster Führer auf diesem Gebiete der größte Geschichtschreiber Griechenlands und einer der größten aller Zeiten, Thukydides, ist; es ist eine sinnige Huldigung, wenn der Uebersetzer den Band dem Andenken des bedeutendsten Thukydidesherausgebers Johannes Classen (und daneben Alfred Fleckeisen's) gewidmet hat. Aber wo ein so hervorragender Gewährsmann uns leitet, da liegt die Gefahr besonders nahe, daß der Forscher mit dessen statt mit den eigenen Augen sieht. Dieser Gefahr Widerstand geleistet zu haben, ist das besondere Verdienst Freeman's; er hat nicht blos auch alle anderen vorhandenen Quellen, insbesondere die namentlich von Diodor und Plutarch überlieferten Berichte des Philistos, aufs Gewissenhafteste benutzt, sondern — und das ist unsers Erachtens sein Hauptverdienst — durch Forschungen an Ort und Stelle sich eine so lebendige Anschauung der Vorgänge verschafft, wie keiner seiner Vorgänger. Das kommt ganz besonders auch dem zweiten Abschnitt des Werkes zu Gute, der Darstellung des Karthagereinfalls und des Emporkommens des Dionysios, für den die Quellen unendlich dürftiger fließen und die Forschung weit weniger vorgearbeitet hatte. Es kann indeß unsere Aufgabe nicht sein, an dieser Stelle näher auf den Inhalt des bei aller Vertiefung ins Einzelne doch von wahrhaft universalgeschichtlichem Geiste getragenen Werks einzugehen; das hat die Kritik bereits beim Erscheinen der englischen Originalausgabe gethan. Wir möchten nur nochmals hervorheben, daß auch die Uebersetzung ein Kunstwerk ist und ihre Lectüre einen wahren Genuß bietet; so mancher Zusatz bezeugt, daß der Herausgeber vollkommen den Stoff beherrscht und mit den Ergebnissen der neuesten Forschung genau vertraut ist. —m—

— Historische Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Sybel), herausgegeben von Friedrich Meinecke. N. F. Bd. 51 (der ganzen Reihe Bd. 87). Heft 2 und 3. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1901. — Die uns vorliegenden Hefte der altbewährten Zeitschrift, deren Redaction Prof. Dr. Meinecke auch nach seiner Berufung nach Straßburg zu unserer Freude fortführt, enthalten diesmal mit einer einzigen Ausnahme Beiträge zur neueren Geschichte. Diese Ausnahme ist ein Aufsatz des kürzlich verstorbenen Straßburger Historikers Ernst Sackur „Ein römischer Majestätsprozeß und die Kaiserkrönung Karl's des Großen", in dem die noch immer offene Frage nach den unmittelbaren Ursachen der Kaiserkrönung Karl's dahin beantwortet wird, daß sie in unmittelbarem Zusammenhang mit denselben localrömischen Vorgängen stand, die den damaligen Römerzug Karl's veranlaßt haben: mit dem von einer großen römischen Partei ausgehenden Aufstand gegen Leo III. im Jahre 799. Um die Bestrafung der Schuldigen und die Vernichtung jener Partei zu erreichen, mußte der Papst, da nach altrömischem Rechte die Capitalgerichtsbarkeit in Rom ausschließlich dem Kaiser (bez. dem von ihm beauftragten Stadtpräfecten) zustand, nicht aber dem Patricius, durch die Uebertragung der Kaiserwürde an den bisherigen Patricius Karl eine neue competente Strafbehörde schaffen. Er wählte dazu einen Augenblick, in dem Karl in der weihevollen Stimmung der letzten Weihnachtsfeier des Jahrhunderts nicht geneigt war, gegen die überraschende Umwandlung seiner Stellung zu protestiren, wenn er auch wohl wußte, daß lediglich persönliche Interessen den Papst leiteten. — In ein sehr entlegenes Gebiet führt uns der Aufsatz von G. Mitsukuri „Ein Beitrag zur Geschichte der japanischen Christen im 17. Jahrhundert". Auf Grund von Actenstücken des vaticanischen Archivs und verschiedener japanischer Hausarchive, die theilweise abgedruckt werden, behandelt er eine merkwürdige Gesandtschaft, die 1613—1616 im Auftrage

des genialen Fürsten Masamune nach Spanien und Rom ging, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen und eine Organisation der japanischen Christengemeinde unter Mitwirkung der Franziscaner-Observanten zu erreichen. Die Mission blieb im Wesentlichen erfolglos. Die Ausführungen des Verfassers beleuchten in fesselnder Weise die christlichen Missionsbestrebungen in Japan während des 16. und 17. Jahrhunderts wie die politischen Verhältnisse des Landes. — Ferdinand Hirsch giebt eine ebenfalls durchweg auf archivalischem Material beruhende, lichtvolle Darstellung der Wahl Johann Sobieski's zum Könige von Polen (1674), die, wie alle polnischen Königswahlen des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deshalb von großem allgemeinem Interesse ist, weil sie wesentlich beeinflußt war von dem großen Kampfe zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon; neben ihnen wirkten auch die Polen benachbarten Mächte Schweden, Rußland und Brandenburg mit, denen daran liegen mußte, Polen nicht zu mächtig werden zu lassen. Es ist uns nicht möglich, hier die mannichfachen Verwickelungen und Intriguen zu verfolgen, deren letztes Ergebniß war, daß hauptsächlich mit Hilfe der französischen Partei — statt eines der verschiedenen Throncandidaten aus fürstlichen Häusern — dem eben damals durch seine Türkensiege hochberühmt gewordenen Krongroßfeldherrn und Großmarschall die Königskrone zufiel. — Eine gerade neuerdings mehrfach berührte Frage behandelt Walter Friedensburg „Die römische Curie und die Annahme der preußischen Königswürde durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1701)". Trotz der bekannten Versuche des Jesuiten Mauricio Vota und Bischofs von Ermeland Andr. Zaluski, die Frage der Erhebung Preußens zum Königthum zu benutzen, um den brandenburgischen Kurfürsten der katholischen Kirche zu gewinnen, sehen wir, daß sowohl die Curie diesen Versuchen anfangs ziemlich theilnahmlos gegenüber stand, als auch der Kurfürst wenig Gewicht auf ihre Zustimmung zu legen schien. Was die erstere dann wohl zu der veränderten Haltung bestimmte, die sich in ihrem Protest gegen das neue Königthum und in dem bekannten Breve an die katholischen Mächte vom 16. April 1701 äußert, war, wie Fr. nachweist, vor Allem der Einfluß Frankreichs, das eben damals Brandenburg-Preußen ernstlich zürnte, weil es in dem eben beginnenden Kampfe mit Oesterreich um das spanische Weltreich auf die Seite der Gegner Frankreichs getreten war. — Die Hefte enthalten endlich noch Miscellen von August Fournier (ein Brief Napoleons I. an seine Gemahlin Marie Luise vom 28. März 1814), von Reinhold Koser (Seydlitz in der Schlacht von Kunersdorf) und von Theodor Schiemann (eine im Geh. Staatsarchiv zu Berlin vorhandene Denkschrift des Prinzen von Preußen über die russische Politik aus dem Sommer 1855) sowie reichhaltige Literaturberichte, Notizen und Nachrichten. —m—

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Fünfter Jahrgang. 1901/1902. Erster Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing (1901). VIII, IV, 248 S. außer den Beiblättern; 4°. Der Jahrgang von 12 Heften im Abonnement 24 ℳ; einzelne Hefte zu erhöhten Preisen. — Entgegen meiner in früheren Anzeigen zehn Mal geübten Gepflogenheit, die schöne Zeitschrift für Bücherfreunde des Hrn. v. Zobeltitz, die nun schon mitten im 5. Jahrgang steht, dadurch unsern Lesern nahezubringen, daß die größern Aufsätze, in gewisse Rubriken geordnet, sämmtlich aufgezählt werden, um auch den Fernerstehenden ein vollständiges Bild von der Reichhaltigkeit des Gebotenen zu geben, will ich diesmal ein anderes Verfahren einschlagen, das vielleicht noch mehr Appetit erregt und den Absatz heben hilft. Ich greife aus den 27 Abhandlungen nur drei heraus: die von Erich Ebstein über Bürger-Bilder, die von Konrad Haebler über gedruckte spanische Ablaßbriefe der Inkunabelzeit und die von Alexander Tille über Goethe's Faust auf der deutschen Bühne, um aus der Wichtigkeit des darin Enthaltenen auf die der andern 2 Dutzend schließen zu lassen. Die von Ebstein (Göttingen) besorgte Zusammenstellung der Bildnisse G. A. Bürger's führt den Nachweis, daß leider gerade die schlechtesten, unähnlichen Vorlagen (von Fiorillo und seinen Nachahmern) am meisten wiederholt worden und in viele Bücher übergegangen sind, während die guten Oelbilder, Kupferstiche (namentlich von Riepenhausen) und Schattenrisse (von denen hier vier zum ersten Male veröffentlicht werden) der Vergessenheit anheimgefallen sind. Kein Freund der Literatur unserer classischen Zeit darf diesen Aufsatz, die Grundlegung zu einer Bürger-Ikonographie, unbeachtet lassen; es wäre verdienstvoll von der Verlagshandlung, davon einen womöglich erweiterten Sonderabdruck zu veranstalten. Zeitlich noch in dieselbe Periode, wenn auch um ein halbes Jahrhundert später, fällt das Thema, womit sich Alex. Tille (I) beschäftigt hat. Mit Recht betont er, daß er damit nicht nur ein Stück deutscher Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts schildere, sondern auch ein Stück geistigen Volkslebens und deutscher Sittengeschichte zum Besten gebe. Den Hauptinhalt bilden die interessanten, vortrefflich illustrirten Erörterungen über die Aufführung von Partien aus dem „Faust", die Fürst Anton Radziwill seit 1814 vorbereitet und 1816 (S. 16 sind diese Ziffern entschieden verdruckt) mit musikalischer Begleitung am Berliner Hofe veranstaltet hat. Wie hat sich doch seitdem die Vorstellung des Publicums in Bezug auf Gretchen's äußere Erscheinnng verändert! Ganz anderer Natur ist die dritte Abhandlung, die von Konr. Haebler in Dresden. Er ist im Stande, anstatt der bisher als allein erhalten geglaubten 2 spanischen Ablaßbriefe deren zwanzig nachzuweisen; schon wenige Jahre nach der Einführung der Buchdruckerkunst (spätestens seit dem Jahr 1480) hat der Druck von Ablaßbriefen in Spanien demnach eine weite Verbreitung gefunden. Es giebt wohl Niemand, der das schwierige, aber dankbare Arbeitsfeld des spanischen Inkunabeldrucks mit solcher Meisterschaft beherrscht wie Haebler. — Aus dem Beiblatte sind diesmal die Nachrichten über Veränderungen im Vorstande der Gesellschaft der Bibliophilen (deren Mitgliederstand sich auf die erfreuliche Höhe von mehr als 500 gehoben hat) erwähnenswerth: Secretär ist jetzt Hr. Dr. Schüddekopf in Weimar und 1. Vorsitzender Hr. F. v. Zobeltitz, während die schnell beliebt gewordenen Rundfragen Hr. Arthur L. Jellinek in Wien mit bekannter Belesenheit beantwortet. Ht.

— „Das Buch von der deutschen Flotte." Von R. v. Werner, Viceadmiral a. D. Achte vermehrte und verbesserte Auflage des Buches von der Norddeutschen Flotte. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing. — Die neue Auflage dieses bekannten und schon vielgelesenen Buches wird allseitig willkommen geheißen werden und sicherlich auf manchem Gabentische zu Weihnachten zu finden sein. So wie es jetzt vorliegt, wird es dem Gegenstande, dessen Popularisirung es von Anfang an gedient hat, entsprechend der neuesten Entwickelung unserer Kriegsflotte vollkommen gerecht. Es giebt ein umfassendes und allgemeinverständliches Bild von dem Wesen, der Einrichtung und der Bedeutung des Kriegsschiffes, der verschiedenen Typen, der Flotte als Ganzem, es macht den Leser in anschaulichen Schilderungen mit dem Seeleben vertraut. Die Sachbeherrschung, die sich in seinem Inhalte bekundet, und die klare und flüssige Form, in der letzterer erscheint, erheben das Buch zu einem vorzüglichen Orientirungswerk, das in gleichem Maße unterhält wie belehrt. Nach einem geschichtlichen Rückblick auf das deutsche Seewesen und die wechselnde Bethätigung deutscher Seemacht, befaßt es sich mit dem Bau und der Ausrüstung der Kriegsschiffe, mit der Bemannung derselben, mit den Schiffen der heutigen deutschen Kriegsmarine, mit dem Dienste an Bord, mit unseren Kriegshäfen und mit dem Leben an Bord, in letzterem Capitel all die mannigfaltigen interessanten Seebilder auf einer Welt-Fahrt an S. M. Fregatte „Seestern" wiederholend, die den Kern der ersten Auflage des Buches bildeten und die aus einer Zeit stammen, da noch mit den Segelschiffen dem Seeleben eine besondere, inzwischen durch den Dampf verscheuchte Poesie innewohnte. Vollbilder in Bunt- und Schwarzdruck und zahlreiche Abbildungen und Schiffsporträts im Text, die von Wilhelm Diez, Hans Bohrdt, Johannes Gehrts, Richard Knötel und Anderen herrühren, schmücken das Werk. Jeder Typ des deutschen Wasserfahrzeuges, vom Einbaum des Germanen bis zum Linienschiff der „Barbarossa"-Classe, ist hier zu sehen. Alles in Allem ist das Buch, dessen neuester Auflage die Verlagshandlung die würdigste Ausstattung gegeben hat, vollauf dazu angethan, seinen Zweck zu erreichen, d. h. unsere Marine, die einen so großen Factor für den nationalen Wohlstand und die Machtstellung Deutschlands bildet, in ihrem Wesen, ihrer Geschichte und Bedeutung dem Verständniß eines weiten Kreises näher zu bringen, diesem eine klare Anschauung vom Einzelnen und Ganzen zu geben und die Theilnahme an den nautischen Angelegenheiten und Lebensfragen des Deutschen Reiches zu erhöhen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 137. Sonnabend, den 16. November, Abends. 1901.

Ernstes und Heiteres aus dem kirchlichen Leben vor 300 Jahren.*)

Man soll die gute alte Zeit nicht voreilig loben auf Kosten der Neuzeit. An dieses Wort wird man recht erinnert, wenn man einmal auf das pastorale und kirchliche Leben in Deutschland am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts einen Blick wirft. Was zunächst die finanzielle Lage des damaligen Geistlichen betrifft, so war diese in den meisten Fällen eine trostlose. Beim Eintritt der Reformation war bekanntlich das scheinbar herrenlos gewordene Kirchengut der Habgier der Fürsten, Städte, Gutsherren und Bauern zum Opfer gefallen. Alles nahm den günstigen Augenblick wahr, um von dem, was so aus Laienhänden in den Schoß der Kirche zusammengeflossen war, wieder an sich zu reißen. Herzog Ulrich von Württemberg, ebenso Kurfürst Joachim II. von Brandenburg plünderten die Kirchen und Klosterschätze, um ihre Schulden zu bezahlen. In Nürnberg und anderen Städten hatte der Rath sich in den Besitz der verschiedenen kirchlichen Stiftungen gesetzt. Vielfach theilten sich die Dorfbewohner in die Pfarräcker. Daraus erklärt sich zur Genüge die dürftige Lage, in der die meisten Pfarrer sich befanden. In Hessen z. B. betrug das Baareinkommen eines Landgeistlichen 50, eines Stadtgeistlichen 70 Gulden. Herzog Albrecht von Preußen setzte fest, daß an vermögenden Orten der Pfarrer 4 Hufen Landes und 50 Mark an Geld haben sollte. Wenn in Dresden ein Hofprediger 400 Thaler Gehalt bezog, so wurde dieses ein fürstliches genannt. Was Wunder, wenn die bittersten Klagen laut wurden und man nur mit Mühe und Noth sich durchs Leben durchschlagen konnte. Joh. Gerhard, der berühmteste Theologe seiner Zeit, wird melancholisch, weil er mit dem knappen Salär, das er als Superintendent in Heldberg bezieht, nicht auskommen kann, während der Hofprediger Schäbel in Stuttgart seine Armuth von der heiteren Seite auffaßt. Er schreibt an seinen Freund Schmidt: „Ich lebe hier nach der Weise der alten Sabiner d. i.: in Dürftigkeit, von dem mir feindseligen Gelde mit Schlägen behandelt. Dennoch kann ich mit dem Komiker rühmen: während nichts da ist, fehlt doch auch nichts, und schon insofern bin ich reich genug, daß ich mich auf die Armuth, meine alte Hausgenossin, gut verstehe.“ Die Prediger werden so schlecht unterhalten, ruft ein Professor in Herborn, daß sie vor Hunger umkommen müssen. Der Pastor Martin in Wittenberg bekommt 120 Gulden und muß im wahren Sinne des Wortes betteln gehen, um seine starke Familie, 15 Köpfe, darunter 12 Söhne, die er nach den 12 Aposteln nannte, nicht verhungern zu lassen. Es ist freilich eine Klage, die am Anfang des 30jährigen Krieges laut wird, die aber doch sonderbar ist, weil sie aus dem Munde des Hofpredigers Laurentius in Dresden kommt: „Wegen der höchst unbilligen Zurückhaltung meines sauer verdienten Salärs, schreibt er, habe ich nicht einen Groschen in meiner Gewalt, auch nicht soviel, daß ich mir ein Pfund Fleisch oder dergleichen kaufen kann, das Bier aber muß ich alles borgen, worüber ich in unumgängliche Schulden gerathe.“ Wir verstehen somit, wie z. B. der Superintendent Golser in Dresden in Schrecken geräth, als er von seinem Landesherrn Kurfürsten August zum Pathen bei der Taufe des 7. Prinzen geladen wird, und er ordentlich aufathmet, als der Kurfürst ihm zugleich mittheilt: „wegen des Eingebindes solle er sich nicht beunruhigen — ein Goldgülden würde genügen.“

Erklärlich ist auch die Klage eines armen Dorfpastors damaliger Zeit, der hauptsächlich auf die Bezüge bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen angewiesen ist, und der am Ende des Jahres voll Betrübniß in sein Kirchenbuch einschreiben muß: „in diesem Jahre ist gestorben keins, getraut keins, getauft eins, und das war meins.“ Es ist auch vielleicht darum entschuldbar, wenn die Pfarrherren zu anderen Erwerbsmitteln ihre Zuflucht nahmen, die sich mit der Würde ihres Amtes nicht in Einklang bringen ließen. Daß es aber an dem gewesen ist, geht u. A. aus einer kursächsischen Verordnung am Ende des 16. Jahrhunderts hervor, worin den Geistlichen alle unehrliche Hantirung verboten wird, besonders, daß sie Schankzeichen ausstecken oder Leute zur Zeche im Hause sitzen haben. Zudem kommt, daß der Bauer sich oft genug weigert, Zehnten und andere Abgaben zu leisten. Man hat mir den Bissen ins Maul gezählt, beschwert sich der fromme Johann Arndt. Die Ackerleute haben mit der Mistfuhre das Einzige und Beste für mich gethan. — Solche Fälle, daß die Gemeinden eine Extravergütung gewährten, wie z. B. die Gemeinde von Kolberg, die ihrem Pastor 25 Gulden schenkte zur Ausrüstung der Hochzeit seiner Tochter, oder die Gemeinde zu Fraustadt, die ihren Diaconus Valerius Herberger freigebig in den Stand setzte, eine stattliche Hochzeit zu feiern, waren etwas Außergewöhnliches. Uebrigens ging es damals nicht nur in den Pfarrhäusern, sondern sogar in manchem Fürstenhause sehr knapp zu. So schreibt die Herzogin Sophie von Mecklenburg: Mein Herr hat selten Geld in der Kammer. Ich kann wohl vor Gott mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts wüßte in den 4 Jahren, die ich mit ihm im Ehestand gelebt, das er für mich gekauft hätte, als 18 Ellen schwarz Samt und 14 Ellen weiß Atlas zu Kleidern. Einmal wollte er mir einen Spiegel zu 60 Thalern kaufen — da nahm ich aber lieber das Geld und ließ dem Krämer den Spiegel. Ich hatte alle Jahre 400 Gulden, davon ich bestreiten mußte Frauenzimmer und Mägde, Schuhe und Strümpfe und dergl.

Zu der materiellen Noth vieler Pfarrhäuser kam noch hinzu die wechselvolle Existenz, auf die ihre Bewohner gefaßt sein mußten. Je nachdem die katholische, lutherische oder reformirte Lehre sich der Gunst des Landesherrn erfreute, ja sogar der einzelnen Kirchenpatrone, wurden die Geistlichen ein- und abgesetzt. Ein Tillmann Heshusius, ein bekannter theologischer Schriftsteller unserer Zeit, wurde 7 Mal aus seinem Amte vertrieben. Musäus der ältere, der seines Pastorates in Breslau verlustig ging, weil er während des Interims nicht aufhörte, von des Papstes Mord singen zu lassen, war, da er 55 Jahre alt starb, auf 14 verschiedenen Stellen gewesen. Georg Creutz, Pfarrer in Schiltigheim bei Straßburg, wurde wegen irriger Fassung der Lehre von der Erbsünde mit Weib und fünf Kindern der Stadt verwiesen. Von ihm stammt wahrscheinlich das Lied, das zeigt, wie sicher er bei seinem Schicksal auf Leidensgefährten rechnen durfte. Der Titel lautet: Ein schön Kindergebet reimweis allen frommen Predigerkindern, deren Eltern um christlicher Lehre willen werden ins Elend gestoßen, von einem frommen Hausvater seinen Kindern im Elend niedergeschrieben. Auch betreffs der Pfarrbesetzung müssen recht unheilvolle Zustände geherrscht haben. Ein gewisser Meyfart, Professor in Erfurt, dringt auf Abstellung folgender Mängel: „Weil an manchen Orten die Pfarreien um Geld verkauft, in die Freundschaft verschenkt und um Heirath von den hohen Priestern, Prälaten, Doctoren, Räthen, Rentmeistern, Jägern, Balbierern, Hofschranzen, Pritschern vertauscht und ausgebettelt werden, muß solches abgethan werden. Weil an manchen Orten den Gemeinden keine freie Wahl gelassen wird, werden aber gezwungen und mit scharfen Drohungen gereizt, diesen oder jenen anzu-

*) Es wurde benutzt: Tholuck: Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs im Verlauf des 17. Jahrh. Gotha 1852 — Ders.: Lebenszeugen der luth. Kirche aus allen Ständen vor und während des dreißigjährigen Krieges. Berlin 1859. — Döllinger: Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkung. München 1847—1851. — Meurer: Ev. Pfarrhaus. — Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit, u. a. m.

nehmen, muß solches abgethan werden. Weil viele Gemeinden, zumal auf Dörfern und Flecken trachten nach keinen gelehrten und frommen Männern, sondern begehren Einfältige, wie sie reden, d. i. ungeschickte Esel und lose Gesellen, nur daß sie solche behalten, nicht neu annehmen, zu derselben Abholung, Einweisung oder sonst etwas aufwenden dürfen, muß solches abgethan werden." In ähnlicher Weise rügt Arnold Mengering, der berühmte Strafprediger seiner Zeit, zuletzt Superintendent in Halle, der die Sünden aller Stände nach dem Alphabet durchgeht, also Ammen, Apotheker, Bartscheerer, Bergknappen u. s. w., das Stellenbesetzungsverfahren hinsichtlich der Geistlichen, ebenso das Leben derselben. Denn dieses war bisweilen durchaus nicht vorbildlich für die Andern. Die Klagen über die Unfrömmigkeit, über das anstößige Leben, über die Ungeschicktheit so vieler für das Predigeramt kehren in unserer Periode immer wieder. Mancher liegt noch im Bett, schildert der Bußprediger Saubert in Nürnberg, wenn er in der Kirche aufwarten und die Epistel lesen soll, kann das Evangelium nicht recht lesen, weil er den Rausch nicht ausgeschlafen hat. Wenn er des Sonntags zu Mittag predigen soll, bleibt er bei der Gesellschaft sitzen, bis es bald Zeit, daß er den Predigtstuhl besteigen soll, macht darauf ein Dicentes her, daß es unserm Herrgott erbarmen möchte.

Das charakteristische Kennzeichen des Pfarrers damaliger Zeit war indessen die Streitsucht in Glaubenssachen. Sie nahm allgemach einen immer kleinlicheren und verbissenern Charakter an, so daß selbst ein so in Ewigkeitsgedanken versunkener Geistlicher, wie Philipp Nicolai, der Dichter des Liedes: „Wachet auf, ruft uns die Stimme des Wächters sehr hoch auf der Zinne" Unglaubliches darin leisten konnte. Das Bewußtsein, Wächter der reinen Lehre zu sein, erweckte vollends bei weniger tief angelegten Geistern einen krassen Uebermuth. Welche Schmähungen mußte sich der bekannte und scharfsinnige Schuster Jacob Böhme in Görlitz seitens des dortigen Pastors Gregorius Richter gefallen lassen! Schon die Anmaßung des Schusters — dieses Hallunken, wie er ihn zu nennen pflegte, sich in die Reihe theologischer Schriftsteller zu wagen, war in seinen Augen ein strafbares Vergehen. Als er es so weit gebracht hatte, daß Böhme der Stadt verwiesen wurde, ruft er ihm die Worte nach: Fort denn, niemals kehre zurück, gehe elend zu Grunde, du Flickschuster, der Schuh bleibe in deinen Händen, nicht die Feder! Bei der Beerdigung Böhme's fängt der Diaconus, der für den sich weigernden Pastor primarius die Leichenrede halten muß, diese also an: Lieber wollte ich 20 Meilen weit gegangen sein, einem Andern zu Gefallen, als solches zu verrichten. Nicht besser verfuhren die Geistlichen unter sich. Wenn in einer Stadt, schreibt ein Professor in Marburg 1586, zwei Prediger sind, die keinen dritten haben, mit dem sie sich herumbeißen können, so fangen sie unter einander selbst zu zanken und sich wechselseitig zu schmähen an, und nicht selten bewirken sie auch Parteiungen unter den Bürgern oder wiegeln die Unterthanen gegen die Obrigkeit auf — Sachen, die ich nicht zu schreiben wagte, wenn sie nicht allbekannt wären. Als der 1. Band von Arndt's „Wahrem Christenthum" im Jahre 1605 erschienen war, erhob sich wegen angeblicher Irrthümer in diesem Buche eine heftige Fehde in der gesammten evangelischen Welt. Der College Arndt's an derselben Kirche, ein gewisser Denecke, verketzert diesen in seiner Anwesenheit auf der Kanzel vor versammelter Gemeinde, nennt sein Thun und Predigt Jökelei und Hudelei und stellt ihn als den ungelehrtesten Esel hin, der die Theologie nie gekannt. Begreiflich, daß der arme Arndt in die Klage ausbricht, ich hätte nie geglaubt, daß unter den Theologen so giftige böse Leute wären. Eine Schrift oder wenigstens eine Disputation gegen Calvinisten und Papisten gehörte damals nicht weniger wie das Magisterdiplom zu der Ausweisung eines tüchtigen Theologen. Ein gewisser Coletus treibt es in seinem Eifer gegen den Calvinismus so weit, daß er ein Gebetbuch gegen die Calvinisten schreibt, und die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg nimmt vor ihrem Tode ihrem Beichtvater das Versprechen ab, in der zu haltenden Leichenrede den Calvinisten eins auszuwischen. Solche Urtheile wie die des Professors Meißner in Wittenberg: „daß auch in der reformirten Kirche viele Erben des ewigen Lebens sind, weiß der, welcher die Seinen kennt," waren etwas Unerhörtes. Bei diesem ausschließlichen Interesse für religiöse Spitzfindigkeiten nimmt es nicht Wunder, daß der Appell eines ungarischen Edelmanns am Ende des 16. Jahrhunderts, lutherische Mission unter den Heiden zu treiben, als münzerisch und quäkerisch bezeichnet und mit den werthlosesten Gründen dagegen gestritten wird. „Es hätten ja die Christen, Juden und Heiden genug unter sich, denen das Evangelium besser als sonst unter dem Himmel gepredigt werden könne. Nur an die Apostel sei jener Befehl: »in alle Welt auszugehen« gegeben, den lutherischen Predigern aber dazu kein Beruf ertheilt. Noch mehr: es seien ja Heiden in so viel staatlichen Büchern von Christen widerlegt worden, und würde überdies das Evangelium den Heiden von den Papisten verkündet, wenngleich mit Beimischung des papistischen Sauerteiges."

Sehen wir nun von den Streitigkeiten ab und werfen wir einen Blick auf die sonstige Thätigkeit des Pfarrers. Sie mag keine leichte gewesen sein. In Fraustadt z. B., wo Valerius Herberger Diaconus und später Pastor war, bestanden drei sonntägliche Predigten, damit, wie es heißt, die Leute nicht am Sonntag auf schlechte Gedanken kämen. Daneben bestanden Kinderlehren und Katechismusexamina, Montags und Freitags Wochenpredigt, an den anderen Tagen Bibellection, überdies Leichenpredigten und wöchentlich nach der Freitagspredigt Communion. Wir Prediger, klagt Herberger, predigen uns fast zu Tode. Noch intensiver wurde das Predigen am Hofe des Herzogs von Oldenburg betrieben. Ein fürstliches Fräulein Agnes von Brandenburg schreibt aus Stettin: Sonsten werden wir gar heilig, wir gehen alle Tage in die Kirche und hören alle Tage 3 Predigten. Freilich, moquirt sie sich zuletzt, wissen wir von keiner nichts. In der Regel waren die Predigten sehr lang. Länger als 2 Stunden dauert die Leichenrede, die ein gewisser Blank in Berlin seinem Collegen hält. In die Verlegenheit, was sie predigen sollen, kamen die Prediger freilich nicht. Die Masse von theologischen Streitigkeiten lieferte immer wieder neuen Stoff. Ob das erbaulich auf die Zuhörer wirkte, war gleich. Es ist eben die Zeit, wo man als Summe der Religion ansieht, zu wissen, wie man sich über die Religion gestritten habe. Ebenso fleißig wie das Predigen besorgte man die Seelsorge. „Man soll nicht blos die Kranken, sondern auch die Gesunden oft besuchen, welch Specialwerk mehr Nutzen schafft als manche Predigt," mahnt der Hofprediger Buscher. Der fleißige Hausbesuch, nicht nur in Krankheit und wenn sie ihnen das hochwürdige Sacrament reichen, wird den Predigern in der hessischen Kirchenordnung damaliger Zeit an das Herz gelegt. „Zur Unterstützung der Geistlichen in der Seelsorge sollen seniores ernannt werden, denen gewisse Straßen und Häuser zugeordnet werden, worauf sie sonderlich ein wachsames Auge haben müssen." Aus Pestzeiten und Kriegszeiten haben wir herzerhebende Beispiele von Unermüdlichkeit und Treue in der Seelsorge. Das Wirken eines Valerius Herberger dürfte allgemein bekannt sein, wie er an die Fenster der Häuser getreten ist und Trostsprüche den Pestkranken zugerufen hat, wie er mit dem Todtengräber ganz allein die Leichen begraben hat. Er ging voran und sang. Der Todtengräber führte die Leiche auf einem Karren nach, an welchem ein Glöcklein hing, damit die Leute in den Häusern bleiben sollten. In dieser täglichen Todesgefahr dichtete Herberger das bekannte Lied: Valet will ich dir geben, du arge böse Welt. Es war jedenfalls angebrachter, die Dichtkunst in solchen Dienst zu stellen, als wie es von einem gewissen Dillher in Nürnberg, einem Mitgliede des Schäfer- und Blumenordens, geschah. Er lud nämlich durch poetische Programme zu den sonntäglichen Gottesdiensten ein. Das eine lautet:

O todergebner Mensch, komm schau das Heil der Welt,
Den höchsten Gottessohn — an deiner Statt gestellt,
An das verfluchte Holz — durch deine Missethat.
Bedenk die Marterqual, die er gelitten hat.
Ein deutsches Andachtslied — das Geist und Feuer hegt
Dadurch dein Sinn entzündt — die Himmelsflamme regt
Wird Kley [das war der Lehrer an der Sebaldusschule] mit
Lorbeerlaub bezieret, singen vor,
Wenn morgen ist geendt die Predigt und das Chor

Betrachten wir noch kurz das allgemein kirchliche Leben. Konnte der Pastor damaliger Zeit daran seine Freude haben? Der katholische Geschichtsschreiber Döllinger sammelt in seinem Buche: „Die Reformation, ihre Entwickelung und ihre Wirkung" mit sichtlichem Behagen hunderte von Zeugnissen aus lutherischem Mund, die uns beweisen sollen, wie überaus trostlos die kirchlichen und sittlichen Zustände am Ende des 16. Jahrhunderts durch die Schuld des Protestantismus gewesen seien. Indessen solche Klagen gehen durch alle Jahrhunderte. Wer könnte nicht meinen, es sei unsere Zeit geschildert, wenn ein Pfarrer 1598 klagt: in jedem Kirchspiel der

Braunschweigschen Lande giebt es Epikureer, die sich Jahre lang in der Kirche und beim Abendmahl nicht eingefunden haben — oder wenn ein anderer jammert: es giebt unter den Predigtzuhörern solche, die nachdem sie das ganze Jahr hindurch durch H....., Diebstahl oder andere Laster sich befleckt, am Ende des Jahres einen Tag auswählen, um das Abendmahl zu genießen, und auch von diesem Tage gehören nicht einmal alle Stunden Christo, sondern nur die, wo sie ihre Sünden heuchlerischer Weise beichten; wenn ein dritter sich beklagt, daß das Beten aufgehört habe, ein vierter: daß Jeder sein Christenthum sich zurecht mache, und ein fünfter die abscheuliche Heuchelei so Vieler betont, „indem sie meinen: sie wären gute Christen, wenn sie nur zur Kirche und zum Abendmahl kommen, sie lebten sonst, wie sie wollten." Solche ehrliche Geständnisse über die Sünden und Mängel ihrer Glieder sind von jeher etwas Seltenes und Ungewohntes in der katholischen Kirche gewesen und lassen es begreiflich finden, wenn der katholische Schriftsteller durch sie zu ganz ungerechtfertigten Schlüssen verleitet wird. Trotzdem geben wir zu, daß es oft recht unerfreuliche Zustände waren, denen sich der Geistliche gegenübersah. Allgemein sind die Klagen über die Uebertretung des 6. Gebotes und über die Trunksucht. Es wird keine Kirche, Schule oder Leiche angefangen ohne Gesöff — die meisten gehen aus der Kirche in die Saufhäuser. In den meisten Adels- und Fürstenhäusern herrschte eine überaus laxe Moral. So schreibt der französische Gesandte Marschall Grammont in seinen Memoiren über einen deutschen Fürsten: Er besaß keine andere Thätigkeit, als daß er sich jeden Tag übermäßig betrank. Nur an dem Tage, wo er zur Communion ging, trieb er den Respect gegen das Sacrament so weit, daß er sich am Morgen nicht betrank. Dafür trank er die ganze Nacht, bis er unter dem Tisch lag. Für die verlotterten Zustände suchte man und wohl nicht mit Unrecht einen Grund in dem Umstand, daß die Prediger ihren Zuhörern das Seligwerden zu leicht vorstellten, daß sie aus Besorgniß, die Werkgerechtigkeit zu predigen, zu wenig Gewicht legten auf den Glauben, der in der Liebe thätig ist. Darum schärft eine kursächsische Verordnung am Ende des 16. Jahrhunderts ein: Die Pastoren sollen nicht vergessen, daß man die Gnadenpredigt vortragen müsse, daß zugleich die Schärfe des Gesetzes die Verhärteten und Gottlosen treffe, deren Zahl überall eine ungeheure ist, und haben sich also ernstlich der Predigt der Buße zu befleißigen. Denn, folgert ein Anderer, sobald fleischlich gesinnte Menschen hören, daß sie zur Erlangung der Gerechtigkeit und Seligkeit nichts thun können, daß diese ihnen nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben zu theil werde, so legen sie die Hände in den Schoß und wollen nichts mehr Gutes thun. Das vielfach herrschende todte Christenthum unserer Zeitperiode giebt, um das nur beiläufig zu erwähnen, Anlaß, das Weltende als nahe bevorstehend zu bezeichnen. Im Jahre 1582 erklärte sich das Consistorium zu Bayreuth gegen die Annahme des Gregorianischen Kalenders, weil aus Gottes Wort und anderen Zeugnissen bewußt sei, daß der jüngste Tag vor der Thüre steht — weshalb kein neuer Kalender nöthig sei — und eine Verordnung vom Jahre 1594 beginnt mit den Worten: „Nachdem die Welt anfängt gebrechlich zu werden und baufällig, ist es hoch von Nöthen, sie mit einer Consistorialverordnung zu schützen." Wie sauer aber machte man auch einem Prediger das Leben, der wirklich ernstlich auf Zucht und Ordnung drang. Wenn es auch gewiß zu den Ausnahmen gehörte, was der Pfarrer Johannsen in Tondern in sein Kirchenbuch geschrieben hat: J. Dicksen schlug mich mit einer Heugabel zu Boden, ich wurde als todt ins Haus getragen, J. Volkmarsen wollte mich mit meinem eigenen Spaten erstechen, Paul Jensen ging mir mit einer geladenen Flinte nach u. s. w., so kommt das Urtheil des Meißener Superintendenten Georg Striegnitz aus dem Jahre 1595 der Wahrheit schon näher. Er schreibt: „Es ist kein Dorf, kein Dreckstädtlein so geringe und klein, daß man nicht über den Pfarrer klagte, der seines Amtes treulich wahrnimmt, daß er zu harte und strenge sei, und wollen schlecht, er soll predigen, was sie gerne haben und hören. Geschieht etwa eine Straf- und Bußpredigt, so heißt es: der Pfaff hat mich gemeint, ich will es ihm nicht lassen gut sein, er soll es erfahren; item was soll das Schelten und Lästern auf der Kanzel? So fein wissen sie davon zu reden, ja dürfen wohl kommen und mit ihm auf's Heftigste expostuliren und müssen die armen Prediger oft einer alten Wettermacherin, einer Wäscherin, einem rotzigen Bauer, einem unmächtigen Bürger Rechenschaft ihrer Predigt halber geben und sich verantworten." In ihrem Bestreben, Mißbräuche abzustellen, wurden die Prediger überdies gehindert durch des geringe Entgegenkommen seitens der weltlichen Obrigkeit. Eifersüchtig auf seine Rechte hatte z. B. der Magistrat von Nürnberg, Hamburg und Frankfurt das Superintendentenamt abgeschafft. Eine kirchliche Bestrafung wurde neben der obrigkeitlichen nicht für rathsam gefunden. Mißtrauisch verhielt sich die weltliche Obrigkeit gegenüber jedem Versuch von Kirchenzucht und suchte hinter ihr unlautere Motive. So wurde dem edlen Polycarp Leyser nachgesagt: er hätte nur deswegen die Zahl der Pathen auf drei beschränkt, um die Strafgelder bei Uebertretung dieses Gebotes in seine Tasche stecken zu können. Doch für diesmal genug. Ich meine: auch diese Schilderung warnt uns davor, voreilig die gute alte Zeit auf Kosten der Neuzeit zu loben. Z.

Bücherbesprechungen.

— Köberle, Justus Lic., Privatdocent der Theologie, **Die Motive des Glaubens an die Gebetserhörung im Alten Testament.** Sonderabdruck aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des achtzigsten Geburtstages Sr. königl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. 4. 30 S. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. Preis 1 ℳ — Es ist ganz gewiß keine müßige Untersuchung, die der Verfasser in der Erlanger Festschrift anstellt. Je mehr das Alte Testament und die von ihm überlieferte Geschichte gegenwärtig einer negativen Kritik ausgesetzt ist, desto dankenswerther erscheint es, den tieferen Glaubensinhalt desselben aufzudecken und dem Herzschlag zu lauschen, der sich in der alttestamentlichen Gottes- und Weltanschauung deutlich hören läßt, dem Gebet. Köberle ist seiner Aufgabe mit wissenschaftlichem Ernste nachgegangen und hat mehrere Stufen des Glaubens an die Gebetserhörung und der zu Grunde liegenden Motive unterschieden. Fehlt zuerst jede Reflexion über die Erhörlichkeit des Gebets und wird diese als etwas durchaus Selbstverständliches betrachtet, so läßt sich doch alsbald eine Motivirung des Glaubens an die Erhörung beobachten, sei es, daß dieser Glaube einen Anhalt gewinnt an dem überlieferten Namen Gottes oder an der Geschichte Israels. Dabei fehlt nirgends die Hervorhebung der sittlichen Bedingungen der Gebetserhörung. In der Erwählung Israels und so im eigensten Interesse des alttestamentlichen Bundesgottes findet weiter der Fromme eine Garantie für seinen Erhörungsglauben. Dazu kommt die Erwählung Zions zum Wohnort zur besonderen Gnadengegenwart Gottes durch den Tempel. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser ganz besonders das große Gebetbuch der Psalmen und die Gebetsacte mustert und aus der sich hier erschließenden Gebetswelt das Vorhandensein und die Motivirung der Erhörungsgewißheit im Alten Testament darthut, die noch frei ist von allerlei Verirrungen der späteren pharisäischen Zeiten. Wir sind seinen Untersuchungen mit Interesse gefolgt. D. K.

— M. von Hochfeld, **52 Sonntagsgedanken.** 239 S. W. Bobach & Comp. Berlin und Leipzig. 4 ℳ — Obschon auf dem Titel der Vorname nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, war es nach der Lectüre der ersten Seite nicht schwer, sofort einer Frau die Autorschaft der vorliegenden Schrift zuzuschreiben. Von einer Frau und besonders für Frauen und Mädchen sind diese auf allgemein religiös-sittlicher Grundlage stehenden Sonntagsgedanken geschrieben. Sie dürften manche Anregung geben können. Das Buch ist sehr ansprechend ausgestattet. D. K.

— Aus dem Verlage der **Berliner Stadtmission**, Berlin SW. 61, liegen vier neue Erscheinungen vor: **Die Meineidigen.** Eine Dorfgeschichte aus dem Warthebruch von **Hermann Wießner.** Geb. 1 ℳ — **Die neue Sintfluth.** Preisgekrönte Erzählung von **O. Brennekam.** 2. Aufl. geb. 1 ℳ — **Im Kampfe um die Macht.** Eine Erzählung aus dem modernen Arbeiterleben von **Josef Maertl.** geb. 1 ℳ — **Durch Nacht zum Licht.** Eine Erzählung aus gemischter Ehe von **Adolf Fauth.** geb. 1 ℳ — Der Buchverlag, aus dem die vorliegenden Schriften hervorgegangen sind, steht im Dienste der Innern Mission und hat uns durch die von ihm besorgten Erzählungen schon zu mancher Bibel- und Katechismuswahrheit volksthümliche Illustrirungen geboten. Das Volksleben durch gute Erzählungsliteratur in christlicher und kirchlicher Hinsicht erziehlich zu beeinflussen, ist heute eine überaus wichtige Aufgabe,

zu deren Erfüllung man besonders begabter Autoren bedarf. Es ist den Verfassern der vier neuen Erzählungen im Großen und Ganzen auch wohl gelungen, den geeigneten Ton zu treffen. Hier und da (besonders in dem dritten der angezeigten Bücher) tritt die Absicht, zu einer bestimmten Ansicht bekehren zu wollen, zu stark zu Tage, was der Erzählung immerhin ein Stück Kraft und Wirkung benimmt. Die erste Geschichte versetzt uns in das ländliche Leben des Warthebruchs und ist ein anziehend geschriebener Beleg, wie leicht das zweite Gebot übertreten wird; es ist nicht blos eine Warnung für das Volk, dem es vielfach an richtiger Erkenntniß von der Heiligkeit des Eides fehlt, es ist auch eine Mahnung an die mit der Handhabung des Rechts Betrauten, es ernster mit der Eidesleistung zu nehmen, als es gewöhnlich geschieht. Wir können dem verurtheilten Landmann nicht unrecht geben, der in dieser Geschichte bei der Gerichtsverhandlung fragt: „Warum ging Alles bei der Eidesleistung so unheilig und hastig zu, während es doch heute hier manchmal so feierlich war wie in der Kirche, namentlich als der Herr Präsident sprach?“ Die zweite Erzählung aus der Feder Brennekam's schildert das Verderben, welches die Trunksucht in unserem Volke wie eine neue Sintfluth verursacht, und ist wohlgeeignet, in den betreffenden Kreisen zu nachdrücklicher Warnung verbreitet zu werden. Die mahnende Stimme, die hier ergeht, ist um so eindringlicher, als man sieht, wie der dem Trunke zuerst Abgeneigte, der seinen Freund sogar warnen konnte, der Verführung schließlich selber nachgiebt und dem Verderben verfällt, während der dem Laster Zugeneigte im Elend auf That und Wort seines Seelsorgers achtet und gerettet wird. Der Verfasser, der in der dritten Geschichte das heutige Fabrikleben schildert, möchte die Arbeiter zur Besinnung rufen. In der vierten Schrift geht Adolf Fauth auf das confessionelle Gebiet über und biet uns mit seiner Erzählung ein für die Gegenwart sehr bezeichnendes Geschichtsbild von der in gemischten Ehen und Familien sehr lebhaften, oft aber wie in diesem Falle doch vergeblichen katholischen Propaganda. Besonders wollen wir Volks- und Gemeindebibliotheken auf diese vier, auch äußerlich gut ausgestatteten und dabei sehr billigen Schriften aufmerksam machen, und der Hoffnung und Bitte der Verlagshandlung, daß Pastoren, Lehrer, Guts- und Fabrikbesitzer sie in ihren Kreisen ausleihen möchten, um der Sache willen, der sie dienen, gerne Ausdruck geben. D. K.

— **Neue Christoterpe 1902.** Deutsch-evangelisches Jahrbuch. In Verbindung mit S. Keller, Chr. Rogge, L. Weber herausgegeben von **Reinhard Mumm.** Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1902. 450 Seiten, Preis broschirt 4 M., geb. 5 M. — Die Neue Christoterpe für das Jahr 1902 erscheint zum ersten Male unter der Aegide ihres neuen Herausgebers Reinhard Mumm, nachdem ihr bisheriger Herausgeber Max Vorberg am 18. December vorigen Jahres verstorben ist. Ihm, dem vielseitigen, reichbegabten Manne, widmet Geh. Regierungsrath Friedensburg einen zwar kurzen, aber warm gehaltenen Nachruf, der freilich keine volle Würdigung des reichen Lebens des Verewigten geben kann und will. Der neue Herausgeber hat sich einer allzu bescheidenen Zurückhaltung befleißigt, die wir bedauern. Er ist mit keinem einzigen Wort vor seine Leser getreten. Geist und Richtung dieses Jahrbuches ist der gleiche freilich geblieben, und so hat der Herausgeber wohl gemeint, sich zurückhalten zu dürfen. Höchstens könnte man in diesem neuesten Bande eine verstärkte Neigung verspüren, sociale Zeitfragen im christlichen Geiste mehr als früher zu erörtern, was wir nur mit Freuden begrüßen können. Ob diese Neigung nun eine blos mehr durch Zufall in diesem Bande hervortretende ist, oder ob dauernd diesem Gebiete von Zeitfragen größere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, darüber hätte uns eben ein Wort des neuen Leiters aufklären dürfen. Ueber den Charakter der Christoterpe und über ihre eigenartige Stellung in der Fluth unserer Literatur haben wir schon in früheren Anzeigen uns näher ausgesprochen, auch eine allgemeine Empfehlung dieses in seinem christlichen Leserkreise von alter Zeit freudig erwarteten und aufgenommenen Weihnachtsgastes braucht kaum wiederholt zu werden. Es erübrigt kurz auf die einzelnen Darbietungen des neuen Bandes hinzuweisen. Sein Hauptwerth scheint uns diesmal mehr in den Aufsätzen und Abhandlungen geschichtlichen, ästhetischen und socialpolitischen Inhaltes und weniger in den Darbietungen belletristischer Natur oder gar den lyrischen Gedichten zu liegen. Letztere sind vielmehr, um diese schwächste Seite des Bardes wie aller seiner Vorgänger gleich zu erledigen, durchweg herzlich unbedeutend und künstlerisch nichtssagend, es wäre sicherlich kein Fehler, wenn ihre Anzahl für die Zukunft stark beschränkt würde. Von den kleinen Erzählungen haben uns am meisten zugesagt: „Prickelnd“, Novellette von August Sperl, „Wie ein tönend Erz“ von Renate Pfannschmidt-Beutner und „Milchen Tannzapf“ von H. v. Schreibershofen, während uns Ernst Schrill's Erzählung „Der Bankerott der Geschwister“ und ebenso „Cajetanus Sachsenmeier's Verdienst“ von Hermann Oeser doch allzu construirt erscheinen wollen. Was die sociale Fragen berührenden Artikel angeht, so seien hier genannt: D. v. Bodelschwingh's „Meinen lieben Brüdern von der Landstraße“, in dem der Verfasser lehrreich und fesselnd in der Form einer Ansprache ein Programm wirkungsvoller Armenpflege und Fürsorge für Arbeitslose sowie der Bekämpfung des berufsmäßigen Bettelns entwickelt. Gräfin Clara Bernstorff macht Mittheilungen aus der Arbeit der kirchlich-socialen Frauengruppe unter den Berliner Heimarbeiterinnen in der Confectionsindustrie, während Emil Bunke ein Lebensbild des Grafen Shaftesbury, des Vorkämpfers der Fürsorge für die englischen Industriearbeiter um die Mitte des 19. Jahrhunderts, zeichnet. Eine vorzügliche literargeschichtliche Studie liefert Prof. Dr. Gotthold Böttcher in seinem Aufsatz: „Der moderne deutsche Roman in seiner literarischen Entwickelung und Bedeutung.“ Die Arbeit will nur in großen Zügen die Entwickelung des modernen Romans geben und die Höhepunkte hervorheben, sie macht deshalb auf Vollständigkeit keinen Anspruch, im Ganzen ist das vorgesteckte Ziel wohl erreicht, in Einzelheiten wird man freilich dem Verfasser widersprechen dürfen. So, wenn er behauptet, die Reformation sei die „Mutter der Persönlichkeit“. In dem umgekehrten Verwandtschaftsverhältniß wird man das Richtige treffen. Das Sichselbstbewußtwerden der Persönlichkeit documentirte sich in der Renaissance und in der Reformation. Bei dem Zurückverfolgen der Quellen der modernen Dorfgeschichte hätte wohl etwas weiter als *bis auf* Immermann zurückgegriffen werden dürfen, z. B. *bis auf Maler* Müller. Wilhelm Raabe, dessen 70. Geburtstag *wir eben* gefeiert, hätte wohl etwas eingehender gewürdigt werden dürfen. Christian Rogge behandelt in einer gehaltvollen Skizze die Entwickelung der öffentlichen Redekunst in Deutschland, während ein Aufsatz von Elisabeth Lorentzen Luise v. François und besonders ihrer „Letzten Reckenburgerin“ gewidmet ist. Interessante Erinnerungen aus seinem Leben als Metzer Garnisonprediger bietet uns Adolf Stöcker, während D. Paul Kaiser in seinen „Nordlandsfahrten“ fesselnde Skizzen aus dem Volksleben Dalekarliens zeichnet. Das Leben und die Bedeutung der Heiligen Hedwig für die Cultivirung des östlichen Deutschlands speciell Schlesiens schildert Prof. D. Karl v. Hase in seiner Arbeit „Eine deutsche Fürstin und Heilige“, freilich scheint uns die Bedeutung Hedwig's darin etwas zu stark betont, der Aufsatz hat aber trotzdem das Verdienst, weitere Kreise auf diese bedeutende deutsche Frauengestalt des Mittelalters aufmerksam zu machen. Alles in Allem ein reiches, anregendes, fesselndes Buch, durchweht von echtchristlichem, deutschen Geiste. W. B.

— **Den Obstbau schädigende Pilze und deren Bekämpfung.** Zwei große Farbentafeln mit 40 Abbildungen und erklärendem Text. Von königl. Garteninspector **Ph. Held.** Geb. 2 M., in größeren Partien billiger. Frankfurt a. O. 1902. Verlag von Trowitzsch u. Sohn. — Auf das Erscheinen eines Buches, wie das vorliegende, haben sehr Viele, welchen das Wohl unserer Obstgehölze wirklich am Herzen liegt, schon lange gewartet, bildete doch für die meisten Obstbaufreunde ganz besonders das Capitel der obstgehölzfeindlichen Pilze und der durch dieselben verursachten Krankheiten jenes vielerwähnte „Buch mit sieben Siegeln“. Trotz der sehr großen Schwierigkeiten, welche jede populäre Manier einer Beschreibung irgendwelcher Culturgewächsschmarotzer naturgemäß bieten muß, ist es dem Verfasser dieses Werkchens vortrefflich gelungen, alle die vielen Aufschlüsse in sachgemäßester Weise zu geben, welche das Thema des Buches umfaßt. Auf das Beste helfen seine an und für sich schon sehr leicht verständlichen Ausführungen zahlreiche buntfarbige Illustrationen veranschaulichen, welche an naturwahrer Wiedergabe nichts zu wünschen übrig lassen. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 138. Dienstag, den 19. November, Abends. 1901.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Der den Vorsitz führende Secretär der philologisch-historischen Classe, Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Windisch, hielt folgende Ansprache: „Hochansehnliche Versammlung! Die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften hat sich heute abermals versammelt, um in einer öffentlichen Sitzung das Andenken von Gottfried Wilhelm Leibniz zu feiern. Er hat aber selbst am besten für die dankbare Bewahrung seines Andenkens gesorgt, denn in diesem Jahre hat der von ihm angeregte Akademiegedanke eine Form angenommen, die sich in der vollsten Harmonie mit seiner die ganze Wissenschaft umspannenden Anschauungsweise befindet, und die darauf abzielt, ein gewisses Zusammenwirken der gesammten wissenschaftlichen Welt in allen gleichgestimmten Culturvölkern für größere wissenschaftliche Aufgaben zu ermöglichen. Vom 16. bis 20. April 1901 hat in Paris zum ersten Male die Association Internationale des Académies unter dem Vorsitz des französischen Mathematikers Gaston Darboux getagt. Diese internationale Vereinigung ist angebahnt worden durch die Bestrebungen, welche die Akademien deutscher Zunge (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien) zu der Herausgabe des Thesaurus linguae latinae geführt, und vier derselben (die genannten ohne Berlin) zu einem dauernden Cartellverbande für wissenschaftliche Fragen vereinigt haben. Der nächste weitere Schritt vollzog sich dadurch, daß die Royal Society zu London in sehr dankenswerther Weise an den Bestrebungen des Cartells theilnahm, schon dadurch auf eine internationale Erweiterung desselben hinwirkend. Ohne die Königl. Preußische Akademie in Berlin war eine solche nicht denkbar. Diese folgte einer Einladung der Königl. Bayerischen Akademie auf den Cartelltag in München am 23. Mai 1899, woselbst eine besonders von der Wiener Akademie angeregte und vorbereitete Berathung über die Gründung einer Association gelehrter Gesellschaften stattfinden sollte, und übernahm dann, dazu in Vorschlag gebracht, die Führung in dieser Angelegenheit. Auf ihre Einladung und unter dem Vorsitz ihres Secretärs Arthur Auwers fand am 9. und 10. October 1899 die über die Statuten einer internationalen Vereinigung der Akademien berathende Conferenz in Wiesbaden statt, an der bereits zehn Akademien betheiligt waren, die Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften zu Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Rom, St. Petersburg, Wien, die Académie des Sciences des Institut de France zu Paris, die Royal Society zu London und die National Academy of Sciences zu Washington. Es wurde in Wiesbaden beschlossen, auch die Académie des Inscriptions et Belles Lettres und die Académie des Sciences morales et politiques des Institut de France und die Akademien zu Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Kopenhagen, Madrid und Stockholm zum Beitritt einzuladen. Die Wahl des Ortes für eine erste Tagung der Internationalen Vereinigung fiel auf Paris. Nachdem die in Wiesbaden vereinbarten Statuten und weiteren Beschlüsse von den einzelnen Akademien gutgeheißen worden waren, wurde dies auf einer Vorversammlung des Comité de l'Association Internationale des Académies am 31. Juli und 1. August 1900 in Paris definitiv festgestellt, so daß nunmehr von den Pariser Akademien zu der ersten Tagung vom 16. bis 20. April 1901 in Paris eingeladen werden konnte. Fast alle die genannten Akademien waren durch Delegirte vertreten, unsere Gesellschaft durch die Herren His, Fischer und Gelzer. Auf die Verhandlungen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die Früchte einer derartigen Vereinigung können nicht sofort in die Erscheinung treten, aber fruchtbare Gedanken sind angeregt worden, es werden sich Gruppen von Akademien für bestimmte Unternehmungen bilden, und diese werden für die Mittel und Wege sorgen sie auszuführen. Die Statuten sind so gefaßt, daß kein Glied einem drückenden Zwange unterliegt, daß kein Glied über seine Mittel hinauszugehen genöthigt wird, daß jedem Gliede in jedem Falle die Freiheit des Entschlusses zusteht, sich zu betheiligen oder sich nicht zu betheiligen. Am 1. Januar 1902 geht die Direction auf die Royal Society zu London über, da die nächste Versammlung in London stattfinden soll.

Auch unsere Gesellschaft kann in die Lage kommen, sich mit Rath und That an einer größeren Aufgabe zu betheiligen. Mit um so größerer Dankbarkeit ist daher zu begrüßen, daß unserer Gesellschaft in diesem Jahre ein Stiftungscapital von 75 000 M zugefallen ist, dessen Zinsen zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werden sollen. Hr. Ferdinand Wilhelm Mende, gestorben zu Leipzig am 10. April 1857, hatte in einem Nachtrage zu seinem Testamente der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ein Vermächtniß von 25 000 Thalern ausgesetzt. Nachdem sich die Vorbedingungen dieses Vermächtnisses erfüllt hatten, auch das königl. Ministerium uns die Erlaubniß ertheilt hatte, diese Stiftung anzunehmen, hat der Neffe des hochherzigen Stifters, Hr. Julius Hard in Leipzig, uns die genannte Summe in der entgegenkommendsten Weise durch Hrn. Justizrath Oehme zum 1. Juli d. J. auszahlen lassen. Ich gestatte mir den Dank der Gesellschaft, den die beiden Secretäre Hrn. Julius Hard schon in einem Schreiben ausgesprochen haben, hier nochmals öffentlich zu wiederholen. Zur besonderen Befriedigung gereicht uns, daß die Verwendung der Stiftung von Seiten des verständnißvollen Stifters nicht an zu eng gefaßte Vorschriften gebunden worden ist. Die Zinsen sollen zu zwei Drittel der mathematisch-physischen Classe, zu einem Drittel der philologisch-historischen Classe für geschichtliche und nationalökonomische Forschungen zu Gute kommen, insbesondere für solche, die auf das praktische Leben der Völker gerichtet sind und lehren, „durch welche Sitten und Thaten die Wohlfahrt der Nationen befördert oder zu Grunde gerichtet worden ist, und welcher künstlichen und naturgemäßen Staatseinrichtungen es bedürfe, um in cultivirten und zugleich übervölkerten Ländern Arbeitslosigkeit und Mangel am Nöthigen von den Aermeren abzuwenden". Diese Worte sind ein schönes Zeugniß sowohl für die Menschenfreundlichkeit, die den edlen Stifter beseelte, als auch für die ihn nicht minder ehrende Werthschätzung der Wissenschaft. Der Name dieses trefflichen Bürgers von Leipzig, des Hrn. Ferdinand Wilhelm Mende, wird bei uns alle Zeit in Ehren stehen. Wir nennen seine Stiftung die Ferdinand Wilhelm Mende-Stiftung.

Es kamen in diesem Jahre die Erträgnisse zweier älterer Stiftungen, die für die Unterstützung der wissenschaftlichen Bestrebungen jüngerer Gelehrter bestimmt sind, zur Vergebung. Ueber die Zinsen des Dr. Härtel'schen Vermächtnisses hatte für die Jahre 1900 und 1901 die philologisch-historische Classe zu verfügen: diese hat je 1000 Mark dem außerordentlichen Professor Dr. Georg Holz und dem Privatdocenten Dr. Ferdinand Sommer, beide an der hiesigen Universität, zuertheilt. Die dreijährigen Zinsen der zu Ehren des verstorbenen Professors Dr. Anton Springer gegründeten Stiftung im Betrage von 1125 M hatte dieselbe Classe dem jungen Kunsthistoriker Dr. Herbert Hirth in München zuerkannt. Nachdem dieser begabte junge Gelehrte zu unserem Bedauern von einem jähen Tode ereilt worden war, ehe er die beabsichtigte Forschungsreise hatte antreten können, ist die von Neuem verfügbar gewordene Summe einem anderen jungen Kunsthistoriker, Hrn. Dr. Erich Hänel in München, zugesprochen worden.

Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften hat in diesem Jahre den Tod zweier hochgeschätzter Mitglieder zu beklagen ge-

habt, des Hrn. Geheimen Raths Oskar Schlömilch in Dresden und des Hrn. Geheimen Hofraths Ludolf Krehl in Leipzig. Beiden soll jetzt ein ihr Andenken ehrender Nekrolog gesprochen werden.

Die Verdienste Oskar Schlömilch's (ordentliches Mitglied der mathematisch-physischen Classe seit dem 7. Febr. 1852, gestorben am 7. Februar) schilderte Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Krause; die Gedächtnißrede auf Ludolf Krehl (ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Classe seit dem 24. April 1869, gestorben am 15. Mai) hielt Hr. Prof. Dr. Fischer. Hierauf wurden folgende Vorträge gehalten:

1) Hr. Professor Dr. Zimmern sprach über das Princip unserer Zeit- und Raumtheilung. Er führte dabei u. A. aus, wie in unserer in letzten Gründen auf das alte Babylonien und das daselbst heimische Sexagesimalsystem zurückgehenden Tageseintheilung in 24 Stunden zu 60 Minuten eine Zerstörung des ursprünglichen bei den Babyloniern noch klar zu Tage tretenden Princips vorliege. Denn in Babylonien zerfiel der Tag statt in 24 Stunden zu 60 Minuten vielmehr in 12 Stunden zu 30 Minuten. Darnach liege unserer Tageseintheilung ursprünglich die Auffassung zu Grunde, daß der Tag ein Jahr im Kleinen sei, mit 12 Stunden zu 30 Minuten entsprechend den 12 Monaten zu 30 Tagen des abgerundeten Sonnenjahres. Außerdem träte auch nur bei dieser ursprünglichen Form der Tageseintheilung ihre Identität in Proportion und Benennung mit der Kreiseintheilung in 360 Grad, die sich übrigens in Babylonien bereits für das siebente vorchristliche Jahrhundert urkundlich belegen lasse, klar hervor, während auch hier bei uns der Zusammenhang gestört sei. Denn gegenwärtig correspondirten bei der täglichen scheinbaren Sonnenbewegung eine Zeitminute vielmehr mit ¼ Himmelsgrad und werde außerdem beim Kreis als Minute bezeichnet, was bei der Zeit Secunde heiße. Zum Schlusse betonte Redner noch, daß diese von den Babyloniern aufgestellte großartige Harmonie zwischen Zeit und Raum, Himmelsraum und Erdraum, Makrokosmos und Mikrokosmos bei denselben nicht als zufälliger Mechanismus, sondern als Offenbarung der beiden babylonischen Hauptgottheiten, des Sonnengottes und des Mondgottes, gegolten hätte, demnach, ähnlich wie bei Leibniz, als eine prästabilirte Harmonie.

2) Hr. Professor Dr. Schmarsow führte den Freskenschmuck einer Madonnenkapelle in Subiaco vor, die er auf einer Studienreise als Werk eines der beliebtesten Maler der Renaissance erkannt hat und demnächst in dem Jahrgang der „Kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Publicationen" veröffentlichen wird. Er wies besonders auch auf die Wichtigkeit der Wandgemälde für den Uebergang der Kunst aus der Raum- und Körperdarstellung des Quattrocento in den sogenannten „großen Stil" der Hochrenaissance hin. Sie sind gerade bei einem Meister, der zeitweilig als Nebenbuhler Rafael's angesehen werden mochte, für die allmäligen Fortschritte des zusammenhängenden Wachsthums äußerst lehrreiche Zeugnisse, und gewähren die willkommene Ausfüllung einer bisher empfindlichen Lücke in diesem nur historisch erklärbaren Entwickelungsprozeß.

3) Hr. Wirkl. Staatsrath Professor Dr. v. Oettingen sprach über die Forderungen der malerischen Perspective vom mathematischen Standpunkte aus. Kunstwerke aller Art sind Projectionen von Objecten im Raume, wie sie, von einem Punkte, dem sogen. Centrum aus gesehen, auf ebener Fläche erscheinen. Mit Recht wird gefordert, daß auch von anderen Punkten aus, also excentrisch beschaut, das Bild richtig erscheine und merkliche Verzerrungen vermieden werden. Bei streng geometrisch richtiger Construction treten indeß nicht immer die drei Hauptelemente, Horizont, Augenpunkt und Augendistanz ins Spiel. Redner untersuchte alle Gebiete der Construction, bei denen diese Elemente oder ein Theil von ihnen nicht mitwirkt. Das Auge des Beschauers gewinnt alsdann eine gewisse Freiheit der Bewegung, bei der gar keine Verzerrung möglich wird. Es wurden die möglichen Fälle combinatorisch gesichtet und praktische Resultate gezogen, die in vielen Fällen einen erheblich großen Spielraum dem excentrischen Beschauer gewähren, während in anderen jede Entfernung aus dem Centrum eine Störung bewirkt, oder gewisse construirte Theile richtig, andere verzerrt erscheinen.

Oberschwäbische Schlösser und Städte.

Durch Oberschwaben führt die vielbefahrene Hauptlinie Ulm — Friedrichshafen und vielleicht überschlägt der Eine oder der Andere der Schweizerfahrer in Biberach oder Ravensburg einen Zug, um einen Blick auf diese altbekannten oberschwäbischen Reichsstädte zu thun. Daß aber auch abseits dieser Linie Oberschwaben des Interessanten genug bietet, erfahren nur die wenigsten Reisenden. Auf einer Reise vom Norden nach dem Bodensee begriffen, wählte ich einen etwas außergewöhnlichen Weg, um das Schwäbische Meer zu erreichen; ihn in kurzen Worten zu schildern und zur Nachahmung aufzufordern ist der Zweck dieser Zeilen.

Die Hohenzollernbahn hatte mich von Tübingen aus über Hechingen und Balingen ins Donauthal nach Sigmaringen gebracht, das ich in Nr. 10 der Wiss. Beilage im Jahre 1899 geschildert habe. In Herbertingen verließ ich die nach Ulm abwärts ziehende Donauthalbahn und vertraute mich der oberschwäbischen Localbahn an, die über Saulgau nach Altshausen zieht, wo sie in die Querbahn Pfullendorf—Aulendorf einmündet. Saulgau, das bis zum Jahre 1805 zu den 5 vorderösterreichischen Städten gehörte, ist nur durch seine fruchtbare Umgebung merkwürdig und allenfalls durch den Umstand ausgezeichnet, daß sie von Herbertingen aus auch mit Motorwagen, die auf den Schienen der Eisenbahn laufen, erreicht werden kann. Ich fuhr also gleich nach Altshausen weiter. Hier steht ein 600 Jahre lang vom Deutschherrenorden bewohntes weitläufig erbautes Schloß, das jetzt theils zu Oekonomie-, theils zu Jagdzwecken dient; zum Schloß gehören einige tiefe Weiher, in denen treffliche Karpfen hausen. Vor der Weiterfahrt nach Pfullendorf zu stärkte ich mich in der Bahnhofsrestauration, in der Speisen und Getränke noch in altmodischer Art gut und reichlich aufgetragen werden, und verließ bei der einsam gelegenen Station Hoßkirch-Königsegg den Zug. Hoßkirch ist ein alter Ort, der einmal sogar eine Reichsstadt gewesen ist; Spuren von Mauern, Thoren und Gräben sind noch heute vorhanden. Auf der anderen Seite winkt auf dem Abhang einer waldbewachsenen Hochebene Schloß Königsegg und unten am Berg liegt lieblich zwischen Wiesen und Wald der Königssee, einer der vielen Ueberreste der großen Gletscherzeit, unter deren Einfluß einst ganz Oberschwaben stand. Mein Sinn stand jedoch noch etwas weiter nach dem 1 Stunde entfernten Schloß Königseggwald, das sich die Grafen v. Königsegg-Aulendorf vor etwa 150 Jahren erbaut haben. Das inmitten eines hübschen Schloßgartens gelegene, im Barokstyl erbaute Gebäude wird jetzt nur von einem gräflichen Rentenverwalter bewohnt. In dem Gedanken, hier ist's gut Rentmeister sein, wurde ich noch bestärkt durch das köstliche Naß, das im schattigen Bierkeller die gräfliche Brauerei spendete. Der Plan, Schloß Königsegg zu besuchen, scheiterte an der Abfahrtszeit der Züge, doch ein kurzes erfrischendes Bad im Königssee konnte ich mir nicht versagen. In kurzer Zeit sind wir wieder in Altshausen und dampfen nach Aulendorf weiter, dem oberschwäbischen Eisenbahnknotenpunkt. Wir wenden uns nordwärts, doch schon bei der nächsten Station Schussenried, dem Mittelpunkt der oberschwäbischen Torfindustrie und berühmt durch die vorgeschichtlichen Funde aus der Pfahlbauerzeit, besteigen wir die sehr elegant eingerichteten Wagen der kleinen Secundärbahn, durch welche die alte Reichsstadt Buchau mit der großen Welt seit einigen Jahren verbunden ist. Daß sie am Federsee liegt, weiß Jeder, der Schiller's Wallenstein's Lager gelesen hat, wie der erste Arkebusier dem Wachtmeister auf seine Frage: Und Du bist auch nicht aus der Näh? antwortete: Ich bin von Buchau am Federsee. Der Federsee, der offenbar seinen Namen von den an und in ihm in Menge wachsenden Feder- oder Wollgräsern trägt, ist bei seinem heutigen Umfang der letzte Rest eines einst weit größeren Wasserbeckens, das nicht mit Unrecht das oberschwäbische Meer genannt wurde. In seinen Fluthen spiegeln sich übrigens nicht die Häuser von Buchau, das beinahe eine halbe Stunde noch von ihm entfernt liegt, wohl aber winkt der Kegel des oberschwäbischen Rigi, des Bussen (vgl. den oben erwähnten Aufsatz) freundlich herüber. Während die zu ein Drittel von Israeliten bewohnte Stadt recht unansehnlich und schmutzig ist, enthält das sogenannte „Stift", dessen Aebtissin einst Reichsfürstin war, ein sehr ansehnliches Schloß und eine Abteikirche mit sehr altem Thurm. Das Schloß ist jetzt fürstlich Thurn und Taxis'sches Eigenthum. Viel anziehender muß die Lage des

Städtchens gewesen sein, als es noch, wie schon der Name besagt, als Insel im See lag, mit ihrer heutigen ziemlich unfreundlichen Umgebung söhnt nur der fürstliche Stoff aus, durch den sich die Brauerei einen weithin geachteten Namen gemacht hat. Nach Aulendorf zurückgekehrt, brauchen wir nicht lange zu warten, um in östlicher Richtung nach Waldsee weiter zu dampfen, einer württembergischen Oberamtsstadt, die sehr anmuthig zwischen zwei Seen, dem Stadtsee und dem Schloßsee, eingeschlossen liegt. Obwohl sie nur wenig über 3000 Einwohner zählt, macht die Stadt einen überaus stattlichen Eindruck, und in Gedanken verglich ich sie mit gleich großen Landstädtchen in Hinterpommern oder im polnischen Westpreußen, welcher Vergleich natürlich sehr zu Gunsten Waldsees ausfiel. Noch einschneidender tritt einem der Unterschied in der Cultur Oberschwabens und jener östlichen Striche Deutschlands entgegen, wenn man die Stätten mit einander vergleicht, in denen der reisende Mensch gespeist, getränkt und gebettet wird. Alles macht hier nicht nur einen gediegenen und behaglichen, sondern sogar einen geistig überlegenen Eindruck, welcher sofort die tausend Jahre Cultur im besten Sinne des Wortes ahnen läßt, die Land und Leute vor dem Osten voraus haben. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist neben einem fürstlichen Schloß der Linie Waldburg-Wolfegg-Waldsee das im gothischen Stil 1426 erbaute Rathhaus; in der fürstlichen Gruft der Stadtkirche ruht der trutzige „Bauernjörge“, Georg Truchseß von Waldburg, der im Jahre 1525 überall, wo er hinkam, die Bauern zu Paaren trieb. Gern wäre ich in den gastlichen Mauern der einst auch österreichischen Stadt geblieben, allein die mir nur knapp zur Verfügung stehende Zeit trieb mich am nächsten Morgen wieder eine Strecke weiter östlich nach einem Glanzpunkt Oberschwabens: Schloß Wolfegg. In der buckeligen Welt einer echten Moränenlandschaft liegt es am Rande eines kleinen Hochplateaus, das nach drei Seiten steil abstürzt. Schon auf der Bahnfahrt nach der Station gl. N. zeigt es seine imponirende Lage, vom Bahnhof selbst aus ist es nicht sichtbar. Ich machte vom Bahnhof zunächst einen kleinen Abstecher nördlich zum idyllischen Metzisweiler Weiher und marschirte dann durch prachtvollen Buchenhochwald zu dem Weiler Althann, dessen kleines Kirchlein hoch über dem Ufer des Flüßchens Arch liegt, das sich ein tief eingerissenes Flußbett in die Landschaft eingegraben hat. Prächtig liegt von hier aus gesehen das mächtige Schloß vor den Blicken des Beschauers und mit Freude wandelt man am Ufer des Flüßchens hinauf, bis man eine Allee uralter Linden erreicht, die direct zum Schloß hinaufführt. Hier oben befanden sich auch die Wohnungen der fürstlichen Beamten, die man wahrlich um dieselben recht sehr beneiden darf. Das Schloß, das in seiner jetzigen Gestalt im Jahre 1687 erbaut wurde, ist durch einen ca. 50 m langen Rittersaal mit 24 kolossalen Bildsäulen der Truchsessen von Waldburg und durch reiche Gewehrsammlungen ausgezeichnet. Seine Hauptsehenswürdigkeit bildet aber eine über 100000 Nummern umfassende Kupferstichsammlung, die einen eigenen Custos besitzt. Vortrefflich sind namentlich die altdeutschen und altniederländischen Meister vertreten, in deren Anblick gar schnell eine Stunde verrann. Das Mittagsmahl nahm ich in dem unweit des Schlosses gelegenen Gasthof „Zur Post“ ein, der, wie alle oberschwäbischen Gasthäuser, einen äußerst behaglichen und freundlichen Anstrich hat und alle nicht zu hoch geschraubten Ansprüche vollständig befriedigt. Seine Wände waren durch Bleistiftzeichnungen eines bedeutenden Künstlers geziert, welche den letzten der verstorbenen Fürsten in verschiedenen Jagdstellungen behandelten. Nach einem kurzen Spaziergang durch den hübschen Schloßgarten wandte ich mich wieder dem Bahnhof zu und fuhr über Kißlegg, wo die Bahnen nach Memmingen und Hergatz auseinandergehen, südlich nach Wangen. Das alte Wangun mit seinem stattlichen Rathhaus und seinen zwei schönen Stadtthoren liegt ganz nahe der bayerischen Grenze und ist dadurch lange Zeit in seiner Entwickelung gehindert worden. Erst neuerdings hat es Anschluß an das bayerische Eisenbahnnetz erhalten. Das Ravensburger Thor ist mit bunten Malereien al fresco versehen, das Rathhaus ist im Stil des Augsburger Rathhauses erbaut und zeichnet sich besonders durch eine kunstreiche Gitterthür aus, ein Meisterstück mittelalterlicher Schmiedekunst. Letztere feiert übrigens auch in den prachtvollen Wirthsschildern wahre Triumphe und da die Anzahl der Wirthshäuser in dem kaum 2000 Einwohnern zählenden Oberamtsstädtchen eine sehr große ist, so kann man wohl die Behauptung aufstellen, daß in Wangen das Handwerk des Kunstschmiedes noch einen goldenen Boden hat. Nachmittags ging's wieder nach Kißlegg zurück, nicht ohne bei Ratzenried die hochgelegene Brücke über die untere Argen bewundert zu haben; im Volk heißt die kurze Strecke wegen der Kostspieligkeit ihres Baues das Millionenloch. Auch in Kißlegg giebt es zwei Waldburgische Schlösser, von denen eines der Wolfegg-Waldseer, das andere der Zeil-Wurzacher Linie gehört. Beide sind mit wohlgepflegten Gärten und anmuthigen Anlagen umgeben. Doch die Zeit drängt. Der Zug führt bei Gebrazhofen an dem hübschen Ellenazhofer Weiher vorüber und setzt mich in Leutkirch ab, der alten Reichsstadt in der Haide, wo einst der Gerichtsstuhl des kaiserlichen Landrichters für „die freien Leute auf der Leutkircher Haide und in der Pürs“ stand. Niemals hat die Stadt und ihre nächste Umgebung in irgend einer Beziehung zu den vielen Rittersitzen gestanden, die sich ringsum befinden. Das Städtchen, das erst im Jahre 1815 infolge des Wiener Friedens an Württemberg abgetreten wurde, erfreut sich Dank einer sehr ausgedehnten Landkundschaft der Geschäfte eines großen Wohlstandes, der sich auch äußerlich in der Beschaffenheit der Häuser und Straßen, wie in der Opulenz der Wirthshäuser documentirt. In der Nähe des im Renaissancestil erbauten Rathhauses erinnern zahreiche Arkaden an südtiroler Städte. Nach einem erquickenden Bad im Stadtweiher machte ich mich sogleich auf, um den Stolz Leutkirchs, die Wilhelmshöhe, zu besteigen. Es ist dies eine unmittelbar neben der Stadt gelegene mit parkartigen Anlagen versehene Anhöhe, die ihren Namen von dem alljährlich hier stattfindenden Kinderfeste führt. Die Abendsonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die stolzen Buchen, die den Festplatz einrahmen, und verklärte das schöne Alpenpanorama, das ich von dem Schänzle genoß: vom Daumen und Hochvogel bis zum Säntis und Altmann lagen die Allgäuer und Appenzeller Berge vor den Blicken ausgebreitet und hochbefriedigt stieg ich über die sogenannte Vogelhaide wieder zur Stadt hinab. Beim Abendschoppen im „Mohren“ hatte ich einen Eingeborenen kennen gelernt, der sich aus freien Stücken erbot, mich am nächsten Morgen mit seinem Fuhrwerk nach Zeil zu fahren; dessen Schloß mein nächstes Ziel bildete. Ich hatte gern angenommen und pünktlich stand in aller Frühe der Rappe vor der Thür und entführte uns Beide nach dem hoch über dem Nibelgau thronenden Schloß Zeil, der überans anziehenden Residenz des Fürsten Wilhelm von Waldburg-Zeil-Trauchburg, des Präsidenten der Kammer der württembergischen Standesherren. Auf Abgabe meiner Visitenkarte wurde mir bereitwilligst die Erlaubniß zu Theil, die sehr umfangreichen Räumlichkeiten des Schlosses zu besichtigen, dessen Inneres fast durchweg aus Holz mit einer Raumverschwendung gebaut ist, die das Erstaunen jedes in der „quetschenden Enge“ der Großstadt Aufgewachsenen erregen muß. Zahlreiche Gemälde, meist Familienbildnisse der Waldburger, antiquarische und naturhistorische Merkwürdigkeiten, sowie eine großartige Sammlung Geweihe von selbstgeschossenem Rothwild füllen die Zimmer an; zu jedem führt von dem Corridor, der durch alle vier Flügel geht, eine kunstvoll gearbeitete Doppelthür. Auf den Corridoren selbst stehen endlich noch viele Truhen und Schränke, die jedem Kunstgewerbemuseum zur Zierde gereichen würden. Von einem Altane herab genießt man einen prachtvollen Fernblick auf die Allgäuer Alpen; der Schloßgarten ist besonders berühmt durch sein ausgesuchtes Tafelobst und Weinreben, die vielleicht die höchst gelegenen Anlagen dieser Art in Württemberg sind. Schloß Zeil liegt etwa 800 Meter über dem Meer. Von der Haltestelle Zeil aus nahm mich die Bahn bis nach Isny mit, der südöstlichsten Stadt Schwabens, von altersher berühmt durch ihre Lage am Fuße des „Schwarzen Grat“, der zweithöchsten Erhebung Württembergs. Mehr noch als Leutkirch und Wangen hat sich Isny den Charakter als ehemalige Reichsstadt erhalten. Noch wird sie von Thürmen, Mauern und Wallgräben umgeben, und wer auf einer Umwanderung um die Stadt, wozu eine schattenspendende Promenade, welche rings um die Altstadt zieht, geradezu einladet, in der Nähe des Schwanenteiches zwischen ehrwürdigen Eichen, Eschen und Ulmenbäumen den Blick auf die vier Seitenkanten des Espenthor-Thurms und die bastionartigen Ausbuchtungen der Stadtmauer genießt, wird augenfällig an die fränkischen Stadtjuwele Dinkelsbühl und Rothenburg erinnert. Den Mittelpunkt der alten Stadt bildet der Marktplatz, auf welchen die von 4 früheren Stadtthoren herführenden Straßen einmünden. Um ihn gruppirt sich eine Anzahl alterthümlicher Gebäude, charakterisirt durch die an der Straßenfront hinführenden Bogengänge. Unter diesen Arkadenbauten ragt mit seinem Giebeldach hoch empor das Rathhaus, ein wahres Capitolium,

das sehr schöne Säle, ausgestattet zum Theil mit reichen Decken- und Wandverzierungen aus Holz, zum Theil mit stilvollen Stuccaturarbeiten, enthält. Auch einige Alterthümer ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, darunter ein mächtiger Kachelofen aus dem 17. Jahrhundert, auf den unser Führer mit sichtbarem Stolze hinweist. Wer Lust hat, in alten Urkunden zu wühlen, dem bietet das städtische Archiv reichste Gelegenheit; ich zog es vor, den Nachmittag zu einem Ausflug nach dem „Schwarzen Grat“ zu benutzen. Dieser höchste Punkt des langen bewaldeten Höhenzuges der Adelegg, welcher sich zwischen Isny und der bayerischen Grenze erhebt, liegt 1119 m über dem Meere und gewährt einen großartigen Rundblick über die bayerischen, niederösterreichischen und östlichen Schweizer Alpen, sowie eine liebliche Aussicht über die oberschwäbische Hochebene und nicht zu vergessen über einen großen Theil des Bodensees. Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß der Aussichtspavillon, wenn er seinen Zweck erfüllen soll, eine beträchtliche Erhöhung und die Wege zum „Schwarzen Grat“ eine bessere Markirung vertragen können. Eine halbe Stunde abwärts liegt in einer Einsattelung des Kammes die einsame Schletteralpe, eine ausgedehnte Bergweide, auf welcher wohl 60—70 Kühe Nahrung finden. Auch der Wanderer kann hier eine bescheidene Erfrischung zu sich nehmen; ich traf sehr gutes Flaschenbier an. Nachdem ich nach meiner Rückkehr in Isny das Abendessen eingenommen hatte, lockte der prächtige Abend zu einem Spaziergang nach einer zweiten weit näher gelegenen Perle in der Umgebung von Isny, das ist der „Rain“, ein nur 10 Minuten vom Marktplatz entfernter schattiger Eichen- und Lindenhain mit nicht weniger als 3 Sommerkellern. Dieser Prater im Kleinen bietet nicht nur an heißen Sommertagen einen prächtigen Aufenthalt, sondern auch Abends, wenn auf den Weiden ringsum das melodische Geläut der Kuhglocken ertönt und ein kühler Bergwind um Stirn und Wange streift, aber auch der Gaumen durch einen kühlen Trunk Befriedigung findet. Der nächste Morgen, der letzte, den ich im schönen Allgäu genoß, fand mich schon zu sehr früher Stunde — alle Anzeichen sprachen für einen sehr heißen Tag — auf dem Wege zum Schloß Syrgenstein. Dieses malerisch im Argenthal gelegene Schloß birgt, wie ich wußte, Sammlungen des bekannten leider zu früh verstorbenen Grafen Waldburg-Zeil, des Reisebegleiters von Dr. Finsch nach Westsibirien, und ich hoffte, sie sehen zu können. Die Hoffnung trog nicht, denn als ich nach einer zweistündigen Wanderung auf ziemlich staubiger Landstraße auf dem Schloßhof stand und meine Karte abgab, da ward mir aufgethan und in liebenswürdigster Weise durfte ich nicht nur die Sammlungen und die reichen Kunstschätze des alten Schlosses bewundern, sondern ich mußte auch noch zu Tisch bleiben und den Schloßbewohnern von meinen Wanderungen erzählen, während mir Frau Gräfin alle Einzelheiten des interessanten Baues, dessen Inneres, wie bei Schloß Zeil, ganz und gar aus Holz besteht, erklärte. Den gleichen Weg, den ich gekommen, zurückzulegen, wurde mir erspart, da ich auf dem Rückweg die berühmten Argenfälle bei Riedholz besuchen wollte. Unweit dieses Dörfchens hat die obere Argen, ein Zwillingsfluß der oben erwähnten unteren Argen, eine wohl 100 Meter tiefe Schlucht in das Gestein gewühlt und stürzt nun tosend und schäumend über die ungeheuren Blöcke und Bänke aus Nagelfluh, welche ihrem Lauf im Wege stehen. Der Alpenverein hat diese wilde Schlucht durch Brücken und Stege, durch Geländer und Treppen so bequem zugänglich gemacht, daß selbst Damen das erhabene Schauspiel dieser Cascaden ohne Gefahr genießen können. Den schönsten Blick hat man von der obersten imposanten sogenannten „Eisbrücke“. Da ich mein Gepäck im Rucksack mit mir trug, so brauchte ich von hier nicht nach Isny zurück, sondern konnte südlich durch das obere Ende der Schlucht nach dem Laubenberg wandern, wo ich noch einmal das grüne Oberschwaben grüßte, das ich in den letzten Tagen durchwandert hatte. Dann stieg ich hinab ins Thal zum Dorf Grünebach und befand mich nach einer kleinen Stunde auf der Station Harbatzhofen der Bahnlinie Kempten—Lindau. Noch an demselben Tage lustwandelte ich am Ufer des Schwäbischen Meeres und rüstete mich zu weiteren Wanderungen im Helvetierland.

Dr. H.

Bücherbesprechung.

— „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich v. Sybel. Volksausgabe in sieben Bänden. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. — H. v. Sybel's groß angelegtes und durchgeführtes Geschichtswerk, das die Wiedergeburt des Deutschen Reiches nach authentischen Quellen darstellt, bedarf heute, da es in einer hochwillkommen zu heißenden Volksausgabe vorliegt, keiner ausführlichen Besprechung und Empfehlung mehr. Wenn es auch bei seinem Erscheinen und bei späteren Neuauflagen, wie bei der Art und Bedeutung des hier behandelten Stoffes verständlich ist, in diesem und jenem Punkte die Kritik mobil gemacht hat, so ist doch die Gründlichkeit der Forschung, der Riesenfleiß der Arbeit, die Klarheit und Wärme der Darstellung anerkannt und bewundert und ist betont worden, daß allein schon um des hier verarbeiteten reichen und kostbaren Materials willen für lange Zeit auf v. Sybel's Werk zurückgegriffen werden muß. Dem Verfasser hat seiner Zeit für die ersten fünf Bände eine Fülle des besten Materials zur Verfügung gestanden, das ihm die Bestände der Staatsarchive sowie die Registratur des Auswärtigen Amtes in Berlin an ministeriellen Erlassen und Berichten der Gesandten, Sitzungs- und Conferenz-Protokollen, Telegrammen und Depeschen der fremden Mächte, ferner die Acten des preußischen Staatsministeriums, des Großen Generalstabes sowie die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau boten, und das er auch noch aus zahlreichen mündlichen Mittheilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen gewann. Den Zutritt zu ersteren Quellen, der keinem Historiker vor ihm gestattet worden war, verdankte v. Sybel dem Fürsten Bismarck, der den lebhaftesten Antheil an der Entstehung und Vollendung des Werkes nahm und für letztere auch seine directe Beihilfe einsetzte, als dem Verfasser nach seinem, Bismarck's, Rücktritt die Erlaubniß zur Weiterbenutzung der Acten des Auswärtigen Amtes entzogen worden war. Der große Kanzler unterstützte v. Sybel durch zahlreiche persönliche Mittheilungen für die letzten zwei Bände und berichtigte vor deren Drucklegung eigenhändig, was ihm hierzu Veranlassung gab. Dazu stützte sich der Historiker auf eine Menge urkundlichen, zu großem Theile bis dahin wenig beachteten Materials, das in der gedruckten Literatur des In- und Auslandes enthalten war, ferner auf solches, das ihm in Tagebüchern, interessanten Correspondenzen Verstorbener, ungedruckten oder noch nicht publicirten Selbstbiographien zugänglich gemacht ward, und mit weiterer Hilfe von Auskünften, die ihm eine große Zahl hervorragender Theilnehmer an den bedeutenden historischen Actionen bereitwilligst gab, führte er seine Arbeit zu dem ihr gesteckten Ziele. Sybel's Darstellung, wenigstens die eigentliche Geschichtserzählung, setzt bei der Bewegung des Jahres 1848 ein, geht im zweiten Bande von der Unterwerfung Preußens in Olmütz bis zum Scheitern des deutschen Fürstentages in Frankfurt a. M. vor, behandelt im nächsten Bande ausschließlich die schleswig-holsteinische Angelegenheit, ist im vierten Bande der Vorgeschichte des Krieges von 1866 gewidmet, führt uns im darauffolgenden mitten in die kriegerischen Operationen dieses Jahres, zeigt im sechsten die Weiterentwickelung der deutschen Dinge, von den Anfängen des norddeutschen Bundes bis zu den Wahlen zum Zollparlament, stellt im letzten Bande die Verhandlungen des preußischen Landtages wie des norddeutschen Reichstages dar und endet hier mit der Schilderung der Ereignisse, die zu dem großen Kriege führten, in den „Frankreich für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein“ ging und in dem die „Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes hoffentlich für alle Zeiten gesichert“ ward. Wenn von diesem monumentalen Geschichtswerke nunmehr eine Volksausgabe geboten ist, deren Preis wenig mehr als ein Drittel des früheren beträgt, so wird das gebildete deutsche Publicum diesen Schritt der Verlagsbuchhandlung gewiß durch zahlreiche Anschaffungen des Werkes zu einem lohnenden machen und das zunächst gleich bei der Auswahl von Weihnachtsgaben thun. Die neue Ausgabe ist selbstverständlich vollkommen identisch mit der seitherigen, was sich auch auf die Fußnoten und Bemerkungen bezieht. Neu ist ihr neben einem Titelbilde des Verfassers ein Namens- und Sachregister beigegeben, das namentlich denjenigen, die über die eine oder andere Frage der Geschichte und Politik von 1850 bis 1870 nachschlagen wollen, willkommen sein wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 139. Donnerstag, den 21. November, Abends. **1901.**

Ludwig Bechstein.

Zum hundertsten Geburtstage des Märchenerzählers.

Am 24. November wird man sich eines Mannes zu erinnern haben, der sich auf allen Gebieten der Poesie bethätigt hat, von dem aber nichts mehr auf uns gekommen ist, als einige Arbeiten, in denen man eine große Kunst des Wiedererzählens von etwas Gehörtem findet. Nur sehr Wenige werden wissen, daß und was Ludwig Bechstein noch außer seinen Sagen und Märchen geleistet und hinterlassen hat.

Am 24. November 1801 zu Weimar geboren, verlor Ludwig Bechstein schon früh seine Eltern. Sein Oheim Johann Matthäus Bechstein, der als Naturforscher sehr bekannte und bedeutende Kammer- und Forstrath in Dreißigacker, nahm sich der Waise hilfreich an. Johann Matthäus hatte seinen einzigen Sohn, einen begabten und fleißigen jungen Menschen, verloren und es verlangte ihn nach einem anderen Kinde, dem er Vater sein konnte. Seine Wahl lenkte sich auf Ludwig Bechstein, den er am 24. October 1810 in sein Haus als Pflegesohn aufnahm. Johann Matthäus war ein strenger, pflichttreuer Mann, der auf den Fleiß seiner Knabenjahre noch im späten Mannesalter mit Wohlgefallen zurückblickte. Lebhaft erinnerte sich Ludwig eines Abends, als er sich Unzufriedenheit und heftige Worte des Pflegevaters wegen Mangels an Schülerfleiß zugezogen, nach denen Johann Matthäus das Zimmer verließ und bald darauf mit einem ziemlich starken Quartbande wiederkehrte, den er auf den Familientisch legte und aufblätterte. „Guck! dies schrieb und malte ich als Junge von elf Jahren!“ sagte er, „und da gab es für mich keine gezogenen Federspulen, keine Tinte, keine Farbenkästchen, ich mußte selbst sehen, wie ich zu Federn und Tinte und Farben kam; die Federn zog ich den Gänsen aus und härtete sie über Kohlen, die Tinte machte ich von Kienrus und zu Farben preßte ich den Saft der rothen, gelben und blauen Waldbeeren.“ Dieses Buch, das anzustaunen Ludwig damals mit thränenden Augen gezwungen war, kam nachher in seinen Besitz und er blickte es immer mit stiller Verehrung an. Es war zum größeren Theil voll steifer Nachbildungen steifer Vorschriften, meist christlich dogmatischen Inhalts, mit künstlich verzierten Initialbuchstaben und großen Kanzleischriftzeilen, darin eine Reihe voranstehender Blätter, immer unten den vollen Namen des elfjährigen Schreibers und den Monatstag enthaltend; fast auf jeder Seite war eine weltliche oder geistliche Figur gezeichnet, oft ganz heterogen mit dem Inhalt der Vorschrift. Thätlich strafte Johann Matthäus nur selten, dann aber derb und vor Allem den Unfleiß. Wenn über solchen Ludwig's ihm befreundete Lehrer geklagt hatten, waren trübe Stunden auszuhalten; es wurde auch mit Hausarrest gestraft und mit Essen in der Gesindestube. Dies waren nun freilich unpädagogische Maßregeln, denn da die eine halbe Stunde entfernte Schule zu besuchen war, so wurde der Hausarrest auf dem möglichst lang ausgedehnten Heimweg umgangen, und das Essen in der Gesindestube gewöhnte an die Unterhaltung mit dem Gesinde und an dieses selbst um so mehr, da ohnehin in dieser Stube im Winter Ludwig's Schulbücher standen, er in ihr die Schularbeiten machte und auch viele ökonomische Beschäftigungen in diesem sogenannten Stübchen vorgenommen wurden. Hier vernahm er durch den Kutscher Mönch aus Sättelstädt die ersten Sagen vom Hörselberg, hier las er heimlich und verstohlen die ersten Volksbücher: Siegfried, Melusina, Fortunatus und Genoveva. Johann Matthäus überließ seiner Frau die Erziehung der Pflegekinder — auch ein etwas älteres Mädchen als Ludwig war im Hause — und sie paarte dieselbe mit Liebe und Strenge. Sie war unablässig bemüht, auf Veredelung des Herzens hinzuwirken, den Sinn für Reinlichkeit wie für nützliche Thätigkeit wach zu erhalten. Sie ließ die Kinder an allen Arbeiten theilnehmen, denen sie sich selbst mit unterzog und die Ludwig meist gern mit verrichtete, einige aber auch ungern, wie Raupen und Schnecken von dem Gemüse lesen und jäten; hingegen gießen, Obst schnitzen, Erbsen und Linsen lesen, Bohnen schneiden, Federn schleißen u. a. m. dergl. that er um so lieber, weil Unterhaltung dabei war, während er außerdem Abends, mit am Familientisch sitzend und nur lesend beschäftigt, sich gedrückt fand und jede Gelegenheit benutzte, sich davon wegzustehlen. Seine Liebe wie sein Dankgefühl gegen seine Wohlthäter waren sehr scheu und sehr schüchtern, einestheils verstand er noch nicht, Umfang und Größe des Guten, das ihm zu Theil wurde, zu würdigen; anderentheils erstickte eine bisweilen zu schroff sich äußernde Strenge die freie Regung kindlicher Zuneigung, und daß ihm das Anschmiegsame und Einschmeichelnde im Benehmen abging, schadete ihm oft. Was ihm in diesem Punkt mangelte, verstand um so besser die muntere und aufgeweckte, klügere Pflegeschwester zu üben, die mit Witz und Laune stets zu erheitern wußte. Auch schrieb sie eine niedliche gut lesbare Handschrift, während Ludwig oft von Johann Matthäus hören mußte: „Du schreibst wie ein Guckelhahn. Kein Buchstabe meint es mit dem anderen gut.“ Oft mußte er auch hören, daß Eduard, Bechstein's Sohn, in Allem viel strenger und karger gehalten worden sei, und wie liebevoll und gut Ludwig auch behandelt wurde, er fühlte bisweilen, daß er kein eigenes Kind sei, und wenn er es nicht immer selbst fühlte, so bekam er es von Anderen zu hören. Wie friedfertig und zärtlich auch die Ehe der beiden Gatten war, so fiel nie auf Ludwig ein Strahl größerer Liebe von jedem Einzelnen, als wenn der andere Theil verreist war, was auf Ludwig's Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck machte. Johann Matthäus war gesprächiger, mittheilsamer als sonst; gab mehr Zucker, schnitt größeres Kuchenstück, schenkte ihm Siegel, die Ludwig wie damals fast alle Knaben sammelte, und deren fast jeden Tag Johann Matthäus neue brachte, nahm ihn sogar mit auf irgend einen größeren Spaziergang. Die Tante war freundlicher, zärtlicher, liebevoller, sie nahm ihn gern mit auf weitere Ausflüge. Zu des Oheims Leid schien sich Ludwig's Sinn für die Freuden und Wunder der Natur nicht erschließen zu wollen. Ludwig behielt nicht den einfachsten botanischen Namen, unterschied nicht den Finken vom Sperling, sah den Hasen nicht laufen, den des Oheims Falkenauge in weitester Ferne entdeckte, und so entsprach er nicht allen Hoffnungen und Erwartungen, mußte auch nicht selten die Rolle des Rüpels spielen. Hatte er sich die Kleider unsauber gemacht und zerfetzt, erschienen Gesicht und Hände schmutzig, dann hieß es: „Der Junge soll ein Schlotfeger werden“ — und bei Unfleiß ward die häufige Drohung laut: „Ein Schneider sollst du werden, denn zu etwas Besserem taugst du nicht!“ Ruhig stand in einem kleinen Bücherschrank in der Kammer Christian Gotthilf Salzmann's Krebsbüchlein, dessen erzieherische Grundsätze Johann Matthäus stets lebhaft zu befolgen sich bestrebte. Der Tisch in Bechstein's Hause brachte einfache Hausmannskost, und war, wenn nicht Besuch anwesend, sehr geregelt. Wein gab's nur Sonntags, Champagner nur an beiden Geburtstagen. Den Familientisch beleuchtete Abends nur ein Talglicht, an Weihnachten oder sonstigen Winterfesttagen deren zwei, Johann Matthäus spielte gewöhnlich, ehe er sich an den Tisch setzte, etwas Clavier, dann las er, bisweilen laut, Unterhaltungsschriften, mit denen ihn des Apothekers Jahn gute Lesebibliothek regelmäßig versah, oder auch Cramer's neueste Romane. Ludwig war natürlich diese Lectüre eine verbotene Frucht, die ebenso natürlich

nicht unbenascht blieb, denn er hatte eine wahre Lesewuth, obwohl er Vieles sehr spät verstehen lernte. Noch nach Jahren entsann er sich der angenehmen Schauer, welche Apel's und Laun's Gespenstergeschichten, Fouqué's Galgenmännlein und Hoffmann's Elixire des Teufels erregten. Nebenher lief auf anderem Wege verschafft die Lectüre der Volksbücher, der Insel Felsenburg, die Fata der Seefahrer, Robinson, Don Quixote, später Klopstock, Schiller, Matthisson. Zeitungen kamen wenig in's Haus, neben dem Meiningischen Wochenblatt wurde das Sachsen-Gothaische gelesen, die Gothaische Zeitung, der Allgemeine Anzeiger und die National-Zeitung der Deutschen und des berühmten Naturforschers Oken Zeitschrift Isis, kein belletristisches Journal kam ins Haus und von Literaturzeitungen kamen nur die Jenaische. Die Christbescheerung liebte die Hausfrau möglichst glänzend zu machen, da wurden so viele Kerzen aufgesteckt als Leuchter vorhanden waren und die Bescheerung für alle Hausgenossen war in der großen Wohnstube. Neben anderen Gaben war bei den Weihnachtsgeschenken immer auch etwas Geld, außerdem empfing Ludwig nur selten Geld und bei besonderen Anlässen. Damals stand noch die Unsitte der Neujahrsgratulationen in voller Blüthe. Es gratulirten die Hoffouriere, die Kammerboten, Kanzleiboten, der Hoftrompeter, die Hautboisten, Chorschüler, Currentschüler, der Hofkirchner, der Stadtkirchner, der Schloßcalcant, die Schloßschüler, der Kirchenvogt, der Thürmer, die Postillons, der Briefträger, die Garnisontambours, die Tambours des engeren und des weiteren Ausschusses, der Marktmeister, Schützenzieler und Trommler nur allein aus der Stadt — aus dem Dorf aber der Schulmeister mit den Chorabstanten, die Musikanten, Flurschützen, der Hirte und — der Todtengräber. Und warum hätte der Todtengräber den Lebenden nicht gratuliren sollen, daß sie ihm noch nichts zu verdienen gegeben? Es war wie ein Jahrmarkt oder Vogelschießen voll Seiltänzer und Hundekomödien, wenn Trommler verschiedener Art, Postillons, Musikcorps und Singchöre verschiedener Art das Dorf mit ihrem Getön und Getös erfüllten — und wenn endlich das laute Getümmel des Tages schwieg, so wanderte noch ein Privatsingchörchen aus der Stadt, das den schönen Namen „Die Möps" führte, mit einer Laterne durch den Schnee der Gassen und sang vor den Thüren herzzerbrechende Lieder. Reisende Jäger mit ihren Betteleien rissen nie ab und in seinem ganzen Leben sah Ludwig Bechstein nicht so viel reisende Jäger als Fechtbrüder, wie zu Dreißigacker und zum Jahreswechsel. Die Neujahrsnächte mit Punschgelagen und dem unvermeidlichen Schießen gefeiert liefen nicht immer ohne Händel ab. Geschossen wurde allseits und zwar furchtbar, die Akademiker schossen den Lehrern das Neujahr an, die Bauernburschen ihren Mädchen und die Jungen mit Schlüsselbüchsen sich selbst. Ludwig selbst schoß tüchtig mit. So kam das Jahr 1812 heran und eines Morgens stand eine Compagnie Franzosen mitten im Dorfe, durch das den Knaben sein Weg zur Schule nach Meiningen führte. Er ging ruhig und unbefangen durch die Reihen, welche die Gewehre zusammengestellt hatten und müßig standen; plötzlich ohne Veranlassung schlug ihn ein französischer Söldling heftig ins Gesicht. Im Herbst 1813 waren sie wieder da, einzeln, versprengt, verhungert kamen sie. In der Schloßallee lasen sie abgefallene Roßkastanien auf und bissen in wüthenden Hunger hinein, weil sie so unwissend waren, dieselben für eßbare Kastanien zu halten. Die Knaben liefen ins Schloß und holten ihnen, was ihr Mitleid zu bieten vermochte, Brod und Wasser. Durch die Stadt kamen zahllose verwundete und kranke Franzosen von allen Waffengattungen, ihnen, den elenden Flüchtlingen wogten wieder frische Heere entgegen, nach Sachsen zu — auch dem Tode entgegen. Viele der Kranken starben in Meiningen — das Lazarethfieber trat verheerend auf —, noch bezeichnet ein riesiger Grabhügel auf dem alten Friedhofe die Stätte, da sie ihre letzte Ruhe gefunden. Mittlerweile wurde die große Schlacht bei Leipzig geschlagen, dem letzten Krankentransport folgten schon die Kosaken. Die ersten achtzehn sprengten am 25. October durch das obere Stadtthor. Der Rückzug der französischen Armee nach der Leipziger Schlacht berührte Meiningen wenig, wohl aber wogte die russische Hauptarmee wie ein Strom vom Walde daher in das Thal der Werra nieder. Am 29. October ritt Kaiser Alexander mit seiner Generalität feierlich ein und hielt einen Rasttag; auch das preußische Hauptquartier rückte ein und siebzigtausend Mann Soldaten füllten Stadt und Umgegend. Ueberall lodernde Wachtfeuer — ein Wunder, daß nicht, namentlich auf den Dörfern, Unglück entstand. Johann Matthäus Bechstein hatte einen russischen Generalmajor, zehn gemeine Kürassiere und zwei Bediente zwei Tage lang als Einquartierung. Später kamen Kosaken, denen Preußen folgten. Zahlreiche Freiwillige aus dem Meininger Lande schaarten sich unter die Fahne des heiligen Kriegs. Aber mitten in erregter kriegsbewegter Zeit kam die theatralische Muse auf ihrem Thespiskarren nach Dreißigacker. Im Juni 1814 gab eine kleine wandernde Gesellschaft unter der Leitung eines Hrn. Burmeister und eines Hrn. v. Osten Vorstellungen Schikanedrischer Singspiele und Kotzebue'scher Lustspiele im Wirthshaussaal. Auf die Musikantentafel an der Wand wurde ein Kanapee gestellt, das Karl Gottlob Cramer, der Romanschreiber und damalige Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker, herlieh zum Sitz für die der Vorstellung mindestens einmal beiwohnende Herzogin; Holzstühle und Schulbänke bildeten die Sitze im Zuschauerraum. Von Zeit zu Zeit sprang ein vorwitziger Hühnerhund irgend eines Forstakademikers extemporirend auf die drei Fuß überm Boden befindliche Bühne, ohne der Wirkung Eintrag zu thun. Klingemann's „Faust" war das erste Schauspiel, das Ludwig Bechstein sah. Naturgemäß machte es auf die empfängliche Knabenseele einen unvergänglichen und unverlöschlichen Eindruck. Erst der erschütternde Eingang, dann die Kirchhofsscene mit der erleuchteten Kapelle und der Weltgerichtshymne, dann des Fremden unheimliche noch schwarze Gestalt, sein Hinausdeuten in die Nacht, Faust's: „Dort liegt der Spessart. Trotz sei dir, hinaus zum Spessart" und Wagner's angstdurchbebter Ruf: „Gott schütze uns, die Hölle ist losgegeben im Spessartwalde" und dann des ganzen Stückes effectreiches Abspielen — immer blieb der Spessart für Bechstein ein Stück Geisterreich. Wenn einerseits literarische Erzeugnisse nicht tiefer und nachhaltiger Eindrücke auf das Gemüth und die Phantasie des Heranwachsenden ermangelten, boten ihm die entscheidenden Jahre der Befreiungskriege bunte und schnell wechselnde Bilder, die der reife Mann in seinen späteren erzählenden Werken nachzumalen sich bemüht hat. Das Frühjahr 1813 brachte des öfteren französische Einquartierung, erst kam ein Sergeantmajor, dann ein Bataillonschef mit zwei Bedienten und drei Pferden. Es waren Dragoner und der Posten vor der Hausthüre vertrieb sich „nach nichtsnutziger Franzosenart" die Langeweile damit, daß er die Köpfe des kleinen Spalierzaunes am Hausgärtchen mit dem Säbel zerspaltete, wodurch Ludwig eine stete Erinnerung an diese saubere Einquartierung blieb. Die im October einrückende russische Einquartierung blieb nur zwei Tage; die beiden Bedienten waren Leibeigene und Ludwig Bechstein unterhielt sich oft und gern mit ihnen, da ein kleiner gedruckter russischer Dolmetscher zur Verständigung half, ebenso mit den nachfolgenden Kosaken. Besonders anziehend für den Knaben war das auf offener Straße mit Gesang und Vorsprechen abgehaltene Gebet dieser Söhne des Don und Ural, mit dem jedesmal am Schluß von Allen laut und gleichzeitig mit griechischer Betonung gesprochenen Amen. Nach den Kriegsjahren wurde es wieder in Meiningen und Dreißigacker ruhig und die nächste Zeit verstrich, ohne irgend etwas Außergewöhnliches zu bringen. In dem merkwürdigen Regenjahr 1816, wo die Werra über die Ufer trat, die Heuernten überschwemmt wurden und der Weltuntergang durch Wasser prophezeit wurde, warf Ludwig Bechstein ein hitziges Fieber auf das Krankenlager, wo er sich der sorglichsten und liebevollsten Pflege zu erfreuen hatte. Durch seine Phantasie wirrten sich oft die Bilder der in Aussicht gestellten Sintfluth, er befand sich auf Schiffen oder kämpfte mit Wogen und Wellen.

Im Herbst 1818 schied Ludwig aus des Oheims ihm zu Heimath gewordenen Hause. Der von Ludwig während der Knaben- und frühen Jünglingsjahre mit vielen Akademikern unterhaltene Umgang brachte ihm den Gewinn mancher geistigen Anregung, und er fand in diesen Kreisen manche Theilnahme. Ein Akademiker, der Leutnant Frhr. v. Gemmingen-Guttenberg, der später Sachsen-Meiningischer Oberjägermeister wurde, schrieb dem Scheidenden aufmunternd auf ein Albumblatt: „Flammen entzünden sich leicht, wo nur ein Funke recht glüht, wenn ein kräftiger Geist kühn in dem Wollen sich zeigt. Mögen diese Worte Sie aufmuntern, Ihr Dichtertalent nicht liegen zu lassen, wenn die Zeit es Ihnen nicht verbietet." Allein vorläufig galt es für Ludwig Bechstein sich einen Beruf zu erwählen, der ihm die Mittel zu einer späteren sorglosen und bequemen Lebensführung bot. Er wandte sich der Pharmacie zu in Arnstadt, wurde, nachdem seine Lehrzeit beendet, Apothekergehilfe und ging als solcher nach Meiningen und Salzungen in Stellung. Er besuchte von Arnstadt seinen Oheim einmal in Dreißigacker und einmal in

Waltershausen auf Johann Matthäus' Freigut, der Kemnote, und fand ihn äußerst freundlich und liebevoll. Da Ludwig zufriedenstellende Zeugnisse mitbrachte, schwanden die Besorgnisse, die Bechstein anfänglich über seine Zukunft gehabt, und machten väterlich günstigen Entschlüssen Platz. Ein poetischer Erstlingsversuch, in dem Ludwig seinem Oheim seine Glückwünsche zum Geburtstage darbrachte, soll den alten Johann Matthäus wegen seiner einfachen und tiefen Empfindung bis zu Thränen gerührt haben, wie wenig er auch sonst mit Antheil, ja vielmehr mit Mißbehagen die poetische Anlage und Entwickelung seines Pfleglings nach dieser Richtung hin betrachtet und beurtheilt hatte. Nicht lange nach diesem Geburtstag starb der alte Bechstein, und als Ludwig im Frühjahr 1822 heim nach Dreißigacker kam, fand er nicht mehr den Mann, der ihm den Vater zu ersetzen gesucht und gewußt hatte. Johann Matthäus' Frau, tiefgebeugt, in mancherlei Sorgen verwickelt, von allerlei Ansprüchen umdrängt und belästigt, blieb ihm gut und liebevoll gesinnt, wie denn Herzensgüte ein Hauptzug ihres Charakters war. Durch die lange Reihe von Jahren, welche der Wittwe noch zu leben gegönnt war, herrschte zwischen ihr und dem Pflegesohn ein inniges Verhältniß, das durch wechselseitige Besuche wie durch Briefwechsel unterhalten wurde. Ludwig Bechstein fand neben seiner berufsmäßigen Thätigkeit noch Zeit genug, um sein dichterisches Talent zu pflegen und zu fördern, verschiedene Zeitschriften nahmen Gedichte und Erzählungen von ihm auf. Als Zweiundzwanzigjähriger ließ er als erste selbständige Schrift die „Thüringischen Volksmärchen" erscheinen, auf Wunsch seiner Angehörigen unter dem veränderten Namen C. Bechstein. In diesem Buche zeigte sich ziemlich deutlich Musäus' Einfluß. Eine dem Mittelalter, den Sagen und Märchen aus dem Volksleben, insbesondere seiner thüringischen Heimath zugewandte romantische Richtung, verbunden mit einer schwärmerisch-religiösen Liebe zur Natur, namentlich zur Pflanzenwelt, kennzeichnet, wie man richtig bemerkt hat, seine ersten Versuche in dieser Richtung und offenbarte sich, wenn auch im Laufe der Jahre mannigfach schattirt, in allen seinen folgenden Schriften. Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, dem die poetischen Versuche Bechstein's aufgefallen waren und dem der junge Dichter werth der Unterstützung erschien, bot Bechstein die Mittel zu einem dreijährigen akademischen Studium. Seit dem Jahre 1828 widmete sich nun Bechstein in Leipzig und München der Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst. In München verlebte er eine für sein späteres Leben sehr einflußreiche und förderliche Zeit, trat in geistig bedeutende Gesellschaftskreise und knüpfte unvergeßliche Freundschaftsbande. Als er fünf Jahre vor seinem Tode von Italien heimkehrend in München kurze Station machte, trat ihm ein schönes Echo alter Liebe und Freundschaft im geselligen Kreise der Zwanglosen entgegen, denen der Dichter Franz v. Kobell einen von ihm in Gesellschaft des Königs Max selbst erlegten Gemsbock verehrt, den im festlich heiteren Kreise mit zu verzehren Bechstein gastliche Einladung erhielt. Im Kreise der Zwanglosen herrschte durchweg Eintracht und Frohsinn und Altmünchner und neuberufene Gelehrte vereinten sich in gegenseitiger Achtung und Anerkennung und die Wirren der Zeit und mannigfaltigen Spaltungen schienen diesem Kreis in keiner Weise berührend nahe zu treten. Auch als Bechstein sein dreijähriges Studium beendet hatte, hörte Herzog Bernhard nicht auf, sich seiner anzunehmen. Er ernannte ihn zum Cabinetsbibliothekar und zum zweiten Bibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Meiningen. In dieser Stellung blieb Bechstein viel Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit, die er denn auch nach Kräften nützte. Am 14. November 1832 gründete Bechstein den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, dessen Director und zuletzt Ehrenpräsident er bis zu seinem Tode blieb. Nicht lange währte es und die Güte des Herzogs machte ihn zum alleinigen Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek und zum Hofrath. Seit dem Jahre 1844 bei der Ordnung des hennebergischen Gesammtarchivs beschäftigt wurde er vier Jahre später von den vier Theilhabern Meiningen, Preußen, Weimar und Coburg als gemeinschaftlicher Archivar angestellt. Nur Reisen unterbrachen das ruhige Leben und die geregelte Thätigkeit Bechstein's. Im Jahre 1835 unternahm er zusammen mit Eduard Duller, der sich durch seine populäre Geschichte des deutschen Volkes einen Namen gemacht hat, und mit Oscar Ludwig Bernhard Wolff, dem bekannten Improvisator, für den sich Goethe so lebhaft interessirte, eine Reise nach Brüssel und Paris, die Bechstein in seinen „Reisetagen" beschrieben hat. Zwanzig Jahre später führte ihn sein Weg nach der berühmten Villa Carlotta, die Jeder kennt, welcher den Comersee aufgesucht hat. Diese zweite italienische Reise verdankte Bechstein eigentlich einem glücklichen Zufall. In den Wintern der Jahre 1854 und 1855 versammelte die junge Erbherrschaft von Sachsen-Meiningen geist- und gemüthvolle Abendzirkel um sich und belebte sie mit Liebenswürdigkeit und Anmuth. Theils freie, theils ausgearbeitete und niedergeschriebene Vorträge der in jene Kreise Berufenen boten in mannigfachem Wechsel den Stoff zu lebhafter Unterhaltung über verschiedene Zweige der Geschichte, Poesie und Kunst dar und wirkten anregend und geistfördernd auf alle Theilnehmenden. In diesen Abendzirkeln hatte sich schon oft das Gespräch auf die der Erbprinzessin gehörige Villa Carlotta am Comersee gelenkt, von deren Reizen Bilder zeugten; lebendige Schilderungen erregten den Wunsch, diese Villa näher kennen zu lernen. Da sich auch das Gespräch auf die Formen südlicher Poesie lenkte und unter diesen vorzugsweise auf die des regelrechten Sonettenkranzes, so mußte Bechstein der Erbprinzessin nähere Andeutungen über diese Form geben und die Regeln darlegen, auf deren Grund der schwierige Bau eines kunstgemäßen Sonettenkranzes aufzuführen ist. Schließlich forderte die Fürstin Bechstein mit freundlicher Liebenswürdigkeit auf, ihre Villa aus der Phantasie in einem solchen Sonettenkranze zu besingen, und als Preis dafür stellte sie das künftige Selbstschauen derselben halb scherzend, halb im Ernst ihm in Aussicht. Die Aufgabe war eine poetisch schöne, obwohl nicht leichte. Es galt etwas nie Gesehenes mit dem geistigen Blicke zu umfassen und eine bestimmte Oertlichkeit zu preisen, auf die Gefahr hin, daß die Wirklichkeit Alles oder doch Vieles ganz anders erscheinen lassen dürfte; Bechstein hielt daher die ganze Dichtung in der Form eines ihm selbst gekommenen poetischen Traumes, zu der er um so berechtigter zu sein glaubte, als er nicht glauben konnte, jemals die gepriesene Oertlichkeit mit leiblichem Auge zu sehen, da er nicht mehr an die Möglichkeit einer großen Reise dachte. Es blieb seine letzte Reise überhaupt, seitdem verließ er nicht mehr Meiningen, wo er am 14. Mai 1860 gestorben ist.

Ludwig Bechstein hat sich auf allen Feldern poetischer Thätigkeit als ein begabter und fleißiger Arbeiter bewiesen. Nur einmal hat er seine zahlreichen lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen, die überall in Taschenbüchern, Almanachen, Zeitschriften verstreut waren, gesammelt in seinen „Gedichten". Bechstein besaß in hohem Maße die Kunst, seine Gefühle und Empfindungen in leicht faßlicher Form auszudrücken. Die Componisten vertonten gern und gut seine Lieder. Heinrich Marschner componirte „Die Abendwölkchen prangen", Andreas Zöllner, Bechstein's Landsmann und Freund, componirte „Mein Stern", „Doppelständchen", „Dein Wohl, mein Liebchen", „Gebet der Erde". Bechstein zog in den Kreis lyrischer Behandlung alle Vorgänge des alltäglichen Lebens, Freude und Leid der Liebe, die Schönheit der Natur. Manches seiner besten Lieder scheint er nicht niedergeschrieben, sondern gesungen und erst dann fixirt zu haben. Seine neue Naturgeschichte der Stubenvögel, auf deren Titelblatt er sich mit Beziehung auf seines Oheims berühmtes Buch „Bechstein der Jüngere" nannte, ist ein aus einzelnen lyrischen Stücken bestehendes Lehrgedicht, das mit Unrecht wenig beachtet wurde. Auch in diesem Buch fällt Bechstein's bedeutendes Formtalent, das ihn manchmal sogar zu Kunststückchen und Künsteleien verführte, stark ins Auge. Eine besondere Vorliebe besaß Bechstein für das Sonett und seine erste größere, selbstschöpferische Arbeit nannte er „Sonettenkränze". Beinahe durchgehends lyrischen Charakter tragen die größeren epischen Dichtungen, welche Bechstein veröffentlicht hat, „Die Haimonskinder", „Der Todtentanz", „Faustus" und „Luther". Es sind einzelne Bilder und Scenen, in die diese Epen zerfallen; glücklich ist Bechstein eigentlich nur da, wo es, wie im Todtentanz von Holbein, das einzelne Bild mit einer poetischen Erläuterung zu versehen gilt. In dieser kann er seiner stets sich hervordrängenden Neigung zum lyrischen Ausdruck folgen, soviel er mag, da schadet es der Wirkung nicht. Es ist ganz charakteristisch für Bechstein, daß er sich als Helden seiner Epen Figuren der Volkssage und eine Gestalt des Mittelalters genommen hat. Bechstein war und blieb ein Romantiker und hat sich freudig und offenkundig stets als solchen bekannt. Am meisten geschlossen ist noch unter den Epen Bechstein's sein letztes, das erst nach seinem Tode herausgegeben wurde „Thüringens Königshaus". Wie in seinen Epen ging Bechstein auch in seinen prosaischen erzählenden Werken gern auf vergangene Zeiten zurück, ins Mittelalter oder in die Reformationszeit. So spielt einer der besten Romane Bechstein's „Das

tolle Jahr" im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu Erfurt, er schildert die Händel der Bürgerschaft mit dem Rathe der Stadt. Den Gedanken romantisch-epischer Behandlung des dankbaren Stoffes, den „Das tolle Jahr" behandelt, erfaßte Bechstein schon, als er in Arnstadt noch als Pharmaceut lebte. Falkenstein's Chronik regte ihn dazu an, aber er fühlte, daß er des Stoffes nicht Herr sei, und es vergingen vier bis fünf Jahre, ehe er es wagte, ihn, nachdem er sich für die Darstellung solcher Art etwas mehr auszubilden versucht hatte, wieder vorzunehmen. In Leipzig, wo er studirte, begann er die Ausarbeitung des Buches, das er ein Jahr später in München beendigte. Seine einzigen ihm damals zugänglichen Quellen waren Falkenstein, Gudenus und ein alter Stadtplan von Erfurt. Nur wenige Zeit war ihm vergönnt, auf Localstudien in Thüringens Hauptstadt selbst zu verwenden, er hatte auch dort keine Freunde, die ihm zur Hand hätten gehen können. Nur der alte Buchdrucker Ritschl von Hartenbach nahm sich seiner an, führte ihn herum, gab ihm Bescheid auf seine Fragen, kannte Vieles und Bechstein arbeitete in der Eile so viel als möglich. Nur zwei Tage war er in Erfurt und in dieser Zeit sammelte er die örtlichen Beziehungen. Der Rosenbaum am Hause der Michaelsgasse zog ihn an, die ganze Umgebung, ihr alterthümliches Aussehen interessirte ihn. Die Chroniknachricht, daß Balthasar Kellner den Rosenhagen besessen, bewog Bechstein, Baum und Hain für identisch zu nehmen und dorthin in eine ihm passende Localität den Schauplatz des Romans zu verlegen. Die Willkür, mit der Bechstein verfuhr in der Umstellung historischer Thatsachen, das freie Schalten mit historischen Personen blieb nicht unbemerkt und ungerügt. Bechstein hat niemals an sich, wenn er einen historischen Roman zu schreiben vorhatte, die strengen Anforderungen in Bezug auf geschichtliche Treue, so fern es sich um ganz bekannte Thatsachen handelte, und ein farbenprächtiges wahres Zeitcolorit gestellt, die wir zu stellen gewohnt sind. Er informirte sich stets ziemlich schnell über das für ihn Brauchbare. Dann trat die Phantasiethätigkeit in ihre Rechte. Er modelte und umgoß die historischen Persönlichkeiten, bis sie schließlich durchaus nur seine Geschöpfe zu sein schienen. Im „Tollen Jahr" z. B. sind alle darin enthaltenen Liebesverhältnisse, die meisten Beziehungen zu Heinrich Kellner's früherem Leben, die zu seinen Brüdern und eine Menge handelnder Personen ganz Bechstein's Erfindung. Schwerlich hat es jemals eine Rosa und Charitas Millwitz gegeben. Zwei liebliche Mädchen, Schwestern, Erfurterinnen, liehen Bechstein's Einbildungskraft ihre Züge, Gestalten und edle Sitten für jene beiden Patriziertöchter. Eine erzählende Arbeit, die sich auf ernste und gründliche Studien aufbaute, war der dreitheilige geschichtliche Roman „Grumbach". Hier stellt man die Frage, die auch Bechstein selbst einmal nebenher aufgeworfen hat, ob die Schwere der dichterischen Stofffülle diesem Werke nicht Schaden gethan und ob nicht Bechstein besser daran gethan hätte, aus dem ihm überreich zu Gebote stehenden Material über die bekannten Grumbach'schen Händel eine streng geschichtliche Darlegung herauszuarbeiten. Am Ende seines Romans „Das tolle Jahr" giebt Bechstein eine in der allgemeinsten Fassung, die sich denken läßt, gehaltene Inhaltsangabe: „Eintracht, Friede und redliches Streben sind die starken Wurzeln am Baum des Glücks; nagt an diesen kein Wurm, dann vermag der Sturm der Geschicke ihn zwar zu beugen, aber nicht zu fällen. Aus ihm sprossen die Blüthen der Zufriedenheit, der Ruhe, der Mäßigung und reifen zur Goldfrucht einer wahren, edlen und sittlichen Freiheit — wie in Familien so in Staaten. Das sind schlimme Gärtner, die da meinen, der Boden des Glücksbaums müsse mit dem Blut der Könige und Völker und mit der Asche verbrannter Städte gedüngt werden; sie möchten die Nationen glauben machen, sie bauten der Freiheit ein Eden, während ihr Wüthen die stillen Gärten des Glücks zu dem macht, was ihr Inneres ist — zu trostlosen Wüsten." Wenn man sich die Mühe nimmt und Bechstein's Schriften daraufhin durchsieht, findet man oftmals am Schlusse einer Arbeit eine ganz summarische Inhaltsangabe, vielleicht sogar noch mit einer Mahnung und Warnung, das zu thun und jenes zu lassen. „So hatte ein Mensch von roher Gemüthsart um einer Verhöhnung willen durch Schuld eines Dritten einem fleißigen und hoffnungsvollen Jüngling das Leben genommen, ein Mutterherz gebrochen, eine schuldlose glückliche Liebe zerstört, ein edles Mädchen bis zum Tode betrübt und auch das Band der Liebe zweier anderen jungen Herzen zerrissen — mindestens auf lange Zeit, und zwei wackere Männer mit Kummer belastet." Das ist der Schluß einer Novelle „Der Pfarrer zu Meslar". Ich erwähne diese Thatsache nicht ohne Absicht. Auch am Schlusse der von Bechstein erzählten Märchen finden sich derlei Zusammenfassungen und volksthümliche, ja triviale Wahrheiten, wenn nicht sogar ein Märchen selbst allbekannte Dinge, zum tausendsten Mal wiederholt, illustrirt. So denkt Rothkäppchen: Du willst niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat. „Wider den Tod kein Kraut gewachsen ist" heißt's am Schluß von „Gevatter Tod". Der weisen Männer Lehre: „Es ist ein unweiser Rath, der mit dem Teufel umgeht. Wer gern mit ihm umfährt, dem wird ein böser Lohn bescheert" beschließt das Märchen vom Richter und Teufel. Das sind nur einige Beispiele.

Bechstein zählte in den vierziger und fünfziger Jahren des abgelaufenen Säculums zu den sogenannten beliebten Erzählern, er gefiel dem Publicum und um dessen Nachfragen nach neuen Werken zu genügen, producirte er schnell und flüchtig. Ihm mangelte die Zeit sorgfältig auszuführen, was er geplant. Diese eilfertige Arbeitsweise merkt man auch den erzählenden Werken an, sei es, daß sie ins Mittelalter, in die Reformationszeit zurückgehen oder zu Zeiten des Dichters spielen. Für die Gegenwart kam Bechstein sehr zu statten, daß er in seinen empfänglichsten Jahren, wo die Eindrücke sich noch tief und scharf einprägen, Zeuge weltgeschichtlicher Begebenheiten gewesen war. Er ist auch glücklicher in der Schilderung zeitgenössischer Zustände und Verhältnisse als in der vergangener Epochen; daher ist es erklärlich, wenn die „Fahrten eines Musikanten", ein Roman, der in der neuen Zeit spielt, den meisten Beifall gefunden hat. Bechstein giebt in seinen großen erzählenden Werken gern ein Lebensbild. In „Clarinette", dem Seitenstück des eben genannten Romans, erblickt man z. B. einen nicht hochbegabten, aber seinem Glück thatkräftig nachziehenden, vom Schicksal hin und her geworfenen Mann, der anspruchslos erzählt, was er erlebt und wie es ihm ergangen. Man sieht eine keineswegs fingirte bescheidene Gestalt aus gedrückten Verhältnissen auftauchen, ein schönes Talent sich erfreulich ausbilden und feste Neigung zu einem Zweige des großen Baumes der Kunst zum Lebensleitstern werden. Man sieht aber auch Verirrungen der Jugend, Leichtsinn und Thorheit, verfehlte Wünsche und belohntes Streben und endlich eine odysseische Irrbahn, die der Held durchläuft, ohne das heimathliche Ithaka ersehnter Wunscherfüllung zu finden — mit einem Wort, man sieht ein Leben. Bechstein hat sich, wie schon erwähnt, auf allen Gebieten der Poesie bethätigt, er ist erstaunlich fleißig gewesen. Was hat er nicht Alles in den siebenundzwanzig Jahren, die er literarisch thätig war, geleistet! Er gab Chroniken, Urkundenbücher, Denkschriften, große Sammelwerke, altdeutsche Dichtungen heraus; er schuf sich im Deutschen Museum eine Zeitschrift, die des Neuen und Ungedruckten an Sagen, Märchen, Liedern gar viel brachte, er schrieb Operntexte für Rohr, Dorn und Elster; er verfaßte Dramen und veröffentlichte dramaturgisch ästhetische Abhandlungen, er schrieb ein dickes Buch über Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.

Bekannt und genannt heute noch ist Bechstein allein durch sein Märchenbuch, zu dem Ludwig Richter so wundervolle Zeichnungen gemacht hat, durch sein Neues Deutsches Märchenbuch und sein Thüringer Sagenbuch. An seiner Heimath hat Bechstein stets in anhänglicher Liebe gehangen und ihr viele Denkmäler in seinen Schriften gesetzt. Einfach und natürlich hat er die Sagen, die er mit unendlichem Fleiß sammelte, erzählt, ohne Zuthat und Ausschmückung der eigenen Phantasie. Durch seine Märchen hat er sich die Herzen der Jugend erobert und er steht nun als Märchenerzähler neben Musäus und den Grimms. Die Grimms erzählen ihre Märchen schlicht und mit der Freude, die es macht, wenn man Schönes erzählen kann. Bechstein erzählt wie ein Papa, der am Ende auf eine hübsche Nutzanwendung bedacht ist. Er gönnt sich Zeit und malt einzelne Züge aus, er hat gar keine Eile. Er wird schon noch fertig, er macht sogar manchmal einen Witz, den das Kind noch nicht versteht. Wenn er fertig ist, und das Kind noch an all die bunten Figuren denkt, die an ihm vorüberflogen, und den Mann und die Frau im Essigkrug in kindlichem Mitgefühl bedauert, dann sagt der Papa Bechstein: „Weißt du auch, warum ich dir das Märchen erzählt habe? Ja? Siehst du, so geht's den Leuten, die nicht genug bekommen können."

Alfred Semerau.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 140. Sonnabend, den 23. November, Abends. 1901.

Der Tod im deutschen Volksglauben.

Von Dr. Julius Paſig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es ist eine alte, bis in die graue Vorzeit zurückreichende schöne Sitte, einen Tag im Jahre den Manen der Heimgegangenen zu weihen und die theuren Grabhügel mit dem Schönsten, das die Natur bietet, mit frischen Blumen zu schmücken, ein Brauch, der sich augenscheinlich aus dem Bedürfnisse des Volkes heraus entwickelt hat, wie aus den verschiedenartigen Zeitpunkten zu folgern ist, an denen das Todtenfest im Laufe der Zeiten gefeiert wurde. Aber die stille, geheimnißvolle Majestät des Todes hat in unserem deutschen Vaterlande noch eine Menge mehr oder weniger sinniger Gebräuche, die auf den Tod und das Sterben Bezug haben, gezeitigt, von denen freilich fast alle den heidnischen Sitten unsrer Vorfahren entstammen und mit einer Fülle abergläubischer Anschauungen umsponnen sind. Hierher gehören zunächst die Wahrsagungen in Beziehung auf den Tod, die sogenannten Anzeichen. Daß es den fernen Verwandten und Geliebten „ein Zeichen giebt", wenn der Tod eines der Ihrigen bevorsteht, das ist ein durch ganz Deutschland im Volke verbreiteter Glaube. Es ist dies bekanntlich ein Gegenstand, der nicht blos dem Bereiche des Volksglaubens angehört, sondern den auch in neuerer Zeit die Anhänger des Spiritismus auf wissenschaftliche Weise zu erklären versuchen. So stirbt nach dem in Norddeutschland, speciell Schlesien, verbreiteten Volksglauben Jemand, wenn das „Leichenbrett" fällt, d. h. wenn sich ein unerklärliches Poltern, besonders ein Klopfen unter dem Fußboden hören läßt, ferner wenn das Brod im Backofen mitten entzweispringt, wenn man auf dem Wege eine Nähnadel mit einem schwarzen Faden findet, wenn bei einer Leiche ein Auge offen steht oder beim Tischler eine Fuge platzt oder die Säge klingt. Letzteres gilt auch unter dem Volke in Ostpreußen als ein untrügliches Todesanzeichen. Ebenso glaubt man in Schlesien, daß derjenige von den Angehörigen, der die erste Schaufel Erde auf den Sarg wirft, zuerst nachsterben werde. In Westfalen und der Wetterau zeigt dem Volke das Rumpeln auf dem Boden am ersten Advent den baldigen Tod des Hausvaters an. In Thüringen wird nach dem Heraustragen der Leiche alles in den Ofentöpfen befindliche Wasser auf die Straße geschüttet; wenn nun der Dampf von diesem fast immer warmen Wasser auf das Haus zu zieht, so stirbt nächstens wieder Jemand aus dem Hause oder dessen nächster Verwandtschaft. Als weitere Anzeichen des bevorstehenden Todes eines Hausgenossen gilt es in Süddeutschland, wenn ein Licht von selbst verlischt; in Mitteldeutschland, am Rhein und in Westfalen, wenn ein Spiegel, ein Bildniß von der Wand oder ein Schlüssel aus dem Thürschlosse fällt, sowie wenn im Betttuche kreuzweise gelegte Falten sich finden; in Lauenburg, wenn der Hund im offenen Fenster mit dem Kopf nach dem Zimmer zu sitzt; in Sachsen, wenn der Holzwurm oder die Todtenuhr pickt. Ein in der Mark, der Lausitz und auch Schlesien vielverbreiteter Volksglaube ist es, daß, wenn Erde von der Seite des Grabes auf den Sarg oder vor dem Einsenken desselben herabfällt, bald Jemand aus derselben Familie stirbt, und nach dem Glauben des Volkes im Hunsrück ist die nächste Leiche ein Kind, falls beim Zuwerfen des Grabes die erste Scholle auf das Fußende des Sarges fällt, wenn dagegen auf das Kopfende, so ist es ein Erwachsener. Nach dem Zumachen des Grabes werden gewöhnlich die Schaufeln auf den Grabhügel geworfen; die zuletzt geworfene giebt nach dem Glauben des Landvolkes in der Mark die Richtung an, in welchem Gehöft die nächste Leiche sein wird. Wenn der Zipfel von Halstüchern, Bändern u. dergl. einer Leiche bei geöffnetem Sargdeckel auf dem Friedhofe im Winde bewegt wird, so stirbt nach einem Volksglauben der Lausitz bald Jemand von denen, die auf derjenigen Seite stehen, nach welcher das Tuch oder Band flattert. Als Anzeichen eines bevorstehenden wichtigen Todesfalles gilt es in Franken, wenn bei dem Todtengräber die Schlüssel an der Wand von selbst rasseln. Nach dem Glauben des Volkes in Ostpreußen und auch in Süddeutschland stirbt bald der Geistliche, wenn eine Kerze auf dem Altar verlischt; wenn dies bei einer Confirmation geschieht, stirbt ein Confirmand in demselben Jahre, wie man in Mecklenburg glaubt. Ein sehr verbreiteter Volksglaube in Nord- und Mitteldeutschland ist es auch, daß noch Jemand aus derselben Familie sterben wird, wenn die Thurmuhr während des Begräbnißläutens schlägt. Ist der letzte Ton beim Begräbnißläuten von der kleinen Glocke angeschlagen, so stirbt zunächst ein Kind, von der mittleren, so stirbt ein Mädchen oder Jüngling, von der großen, ein Erwachsener, wie das Volk in der Oberlausitz glaubt; ebenfalls gilt es dort als ein Zeichen, daß der Kranke stirbt, sobald sich der Geistliche beim Weggehen von der Krankencommunion noch umwendet. In Hessen und Westfalen kündet ein während des Vaterunsers in der Kirche entstehendes Geräusch den nahen Tod eines Gemeindemitgliedes an. Unter dem Volke in Thüringen gilt es für ausgemacht, daß von zwei jungen Eheleuten derjenige zuerst sterben muß, dessen Fußspur am Altar nach der Trauung am meisten sichtbar ist; ähnlich in Schlesien, wo man glaubt, daß bei einer Trauung, bei der ein Stuhl leer bleibt, sich der Tod auf diesen setze und eins von den Brautleuten bald sterben müsse; in Thüringen gilt derjenige der beiden Brautleute dem baldigen Tode verfallen, der sich auf dem Wege zur Kirche unwillkürlich umsieht. Von eigentlichen Todesahnungen findet sich im Volksglauben nur sehr wenig; was der Mensch von einem zukünftigen Tode erfährt, das muß sich ihm äußerlich kundthun, der Mensch hat Visionen. Die Gabe des sogenannten „zweiten Gesichts", durch welche man den Tod eines Menschen nicht ahnt, sondern vor Augen sieht, entweder auf ein Haus zu schreiten oder auf dem Dache sitzen oder vorübergehen, kommt in Schlesien, Ostpreußen und Ostfriesland vor.

Sehr mannigfaltig und verschiedenartig sind auch die Sitten und Gebräuche, die der deutsche Volksglaube bei Todesfällen selbst beobachtet. So wird das Sterben durch äußerliche Mittel erleichtert, indem man in Schlesien, Mecklenburg, der Mark und Hessen dem Sterbenden plötzlich das Kopfkissen unter dem Haupte wegreißt; in Schlesien, Westpreußen und Franken dürfen keine Hühnerfedern in das Kopfkissen gesteckt werden, sonst kann der Mensch nicht ruhig sterben. Ist ein Todesfall eingetreten, so werden in Schlesien und Ostpreußen alle Schlafenden geweckt, weil es sonst ein Todesschlaf werden würde; in Lauenburg wird vom Landvolke, wenn der Hausvater stirbt, alles Vieh im Stalle angerührt, und in Sachsen, der Mark, Westfalen und der Wetterau pflegt man bei dem Tode eines Angehörigen die Fenster aufzumachen, damit die Seele hinausfliegen kann. In Mecklenburg, Schlesien, Hessen und Franken herrscht im Volke der Glaube, daß man auf die Leiche keine Thräne fallen lassen darf, weil sonst der Weinende selbst bald stirbt oder dadurch die Grabesruhe des Todten gestört wird. In Pommern, Ostpreußen und Schlesien pflegt man bei der Leiche, solange sie noch über der Erde ist, ein Licht zu brennen. Vor der Beerdigung darf dort aus dem Hause nichts weggeliehen und nur die nothwendigste Arbeit verrichtet, in Thüringen kein Vieh aus dem Stalle gelassen werden. Nach dem in Mecklenburg, Schlesien und Ostpreußen herrschenden Volksglauben darf man bei Anfertigung des Sterbekleides keine Thräne darauf fallen lassen, weil der Todte sonst keine Ruhe im Grabe hat; aus dem-

selben Grunde darf es nicht an einem Sonntage genäht werden, auch darf beim Nähen kein Knoten in den Faden gemacht werden, sonst kommt der Todte wieder und läßt sich von der Näherin den Knoten auflösen. In Westfalen pflegt man das Geschirr, das ein Verstorbener gebraucht hat, zerschlagen an einen Kreuzweg zu setzen, damit der Todte nicht wiederkehrt. In sehr vielen Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland wird noch an demselben Tage, an dem der Hausherr oder die Hausfrau gestorben ist, allen Hausthieren, den Bienen im Stock, oft selbst den Bäumen im Garten und dem Getreide und anderen Sämereien in den Scheunen und auf dem Boden der Todesfall angesagt, oft unter sehr feierlichen Formen, sonst gehen sie sehr bald ein, die Bienen wandern aus oder die Sämereien gehen nicht auf; in Westfalen und der Wetterau muß überhaupt Alles im Hause durchgerüttelt werden; in Altenburg bekommt bei dem Tode der Hausfrau jedes Stück Vieh im Stalle einen anderen Platz, weil sonst das ganze Vieh hinstirbt. In allen diesen Gebräuchen des Todansagens offenbart sich der tief gemüthvolle Zug, welcher die deutsche Häuslichkeit durchweht, denn auch die Hausthiere und die Pflanzen des Gartens werden als zur Familie gehörig betrachtet. In Sachsen, Schlesien, Mecklenburg und Hessen dürfen der Leiche keine Kleider und Wäsche mit in den Sarg gegeben werden, die ein Anderer getragen hat oder die mit eines Anderen Namen gezeichnet sind, sonst wird auch dieser vom Tode nachgeholt, oder es wird, besonders in Sachsen, der Leichenwäsche das Buchstabenzeichen ausgeschnitten, weil sonst noch Andere in der Familie sterben würden. Der Leiche pflegt man in der Mark, Westpreußen und Sachsen ein Geldstück in die Hand oder in den Mund mitzugeben, wie auch die alten Griechen ihren Todten einen Obolus für den Fährmann Charon mitgaben, der die abgeschiedene Seele in die Unterwelt beförderte; in Sachsen wird außerdem der Leiche eine Citrone unter das Kinn gelegt, weil sich sonst der Mund öffnen und der Todte keine Ruhe im Grabe haben würde. Bei der Beerdigung ist es in der Mark, Sachsen, Schlesien, Mecklenburg und Hessen Gebrauch, die Stühle oder Bänke, auf denen der Sarg gestanden, umzukehren und die Hausthür sofort hinter dem Sarge zu verschließen, damit der Todte nicht wieder erscheine oder damit nicht noch Jemand im Hause ihm nachsterbe. In der Lausitz setzt man beim Heraustragen den Sarg dreimal auf der Thürschwelle nieder, damit der Verstorbene nicht wiederkomme, aus demselben Grunde darf in Pommern, Schlesien und einigen anderen Gegenden der Sarg nicht mit dem Kopfende zuerst aus dem Hause getragen werden. Die Leiche wird in Westpreußen stets auf der großen Landstraße nach dem Kirchhof gefahren, und wäre es ein noch so großer Umweg; das Stroh von dem Wagen, auf welchem der Sarg stand, läßt man an der Kirchhofsthüre liegen, weil es dem Todten gehört, denn wenn man es wieder mit nach Hause nimmt, hat der Geist keine Ruhe und kehrt immer wieder nach dem Hofe zurück, um sein ihm entzogenes Eigenthum zu suchen. In Pommern wird dagegen das Stroh vom Leichenwagen auf die Grenze geworfen.

Kaum minder ausgedehnt ist der Kreis von Anschauungen, der sich im Volksglauben um das Leben der abgeschiedenen Seelen entwickelt hat, denn der Tod vernichtet nicht das Leben, sondern verändert es nur, es ist nicht ein verklärtes, sondern haftet an dem Diesseits, unheimlich für die Lebenden, die deshalb bemüht sind, dem Todten die Ruhe im Grabe zu verschaffen. Man giebt dem Todten das mit, was ihm im Leben das Liebste war, damit er seine irdische Beschäftigung nach dem Tode fortsetzen kann. Hieraus erklärt sich auch, daß man in fast allen Gräbern aus der heidnischen Vorzeit allerlei Geräthe, Waffen u. dgl. findet. Einmal noch kehrt, wie das Volk in manchen Gegenden glaubt, der Verstorbene immer in sein Haus zurück und dieser Abschiedsbesuch bald nach dem Begräbniß wird ihm sogar auf jede Weise erleichtert. So ist es in Ostpreußen eine sehr allgemeine Sitte, auf die Dorfgrenze, über welche der Leichenzug geht, einen Haufen Stroh zu legen, damit der Todte bei seiner Rückkehr in seine frühere Wohnung darauf ausruhen kann. Wer dieses Stroh wegnimmt, wird von ihm so lange beunruhigt, bis es wieder hingebracht worden ist. Vierzig Tage lang muß überhaupt jeder Gestorbene noch auf Erden wandeln, und die Zeiten, wo die Todten besonders wiederkehren, sind um Johanni und Weihnachten. Auch hier ist es Ostpreußen, wo mancherlei darauf bezügliche Anschauungen im Volke sich erhalten haben. So brennt man dort in der Weihnachtsnacht im Hause Licht, damit die heimkehrenden Todten sich daran wärmen können, und um Mitternacht vom Allerheiligen- zum Allerseelentage versammeln sich alle Verstorbenen aus der Gemeinde in der Kirche und halten einen ordentlichen Gottesdienst, bei dem der verstorbene Pfarrer predigt. Stirbt eine Wöchnerin, so kommt sie 6 Wochen lang in jeder Mitternacht wieder, um ihr Kind zu stillen, und man findet wohl auch ihr Bett eingedrückt, wie auch das Volk in Schlesien glaubt. Besonders ist es ein in vielen Gegenden Deutschlands verbreiteter Volksglaube, daß die Selbstmörder im Grabe keine Ruhe haben, auch nicht, wer bei Lebzeiten Geld vergraben oder versteckt hat, ferner nicht der Meineidige, Wucherer, Geizige und wer Grenzsteine verrückt oder seinem Nachbar ein Stück Acker abgepflügt hat. Sie müssen als Spukgeister und Gespenster erscheinen, theils in menschlicher Gestalt, theils als Feuermänner, Irrlichter, Kröten, schwarze oder feurige Hunde, feurig leuchtende Schweine &c. Schaarenweis treten sie auf im wilden Heere, welches besonders in den zwölf Nächten tobend durch die Lüfte zieht. Nach dem Volksglauben in der Oberpfalz müssen die Seelen der Verdammten als kleine schwarze Fische in dunkeln Gewässern leben; sie kommen nur bei Mondlicht an die Oberfläche und können nicht gefangen werden. Wenn nur noch 3 Jahre zu ihrer Erlösung fehlen, dürfen sie in jeder Weihnachts- und Walpurgisnacht in menschlicher Gestalt auf dem Wasserspiegel tanzen, ihre Kleidung wird mit jedem Jahre heller, und wenn die Stunde ihrer Erlösung da ist, ist sie weiß.

So zeigt sich im Volksglauben über den Tod, dieses große Räthsel, vor dem alle Staubgeborenen sinnend stehen bleiben, bei allen deutschen Stämmen eine merkwürdige Einheit und Uebereinstimmung, und die gemeinsame Quelle ist der altgermanische Götterglaube, der sich auch in mancherlei anderen Sitten und Gebräuchen des deutschen Volkslebens mit seltener Zähigkeit erhalten hat.

Bücherbesprechungen.

— Aus dem Spittler'schen Verlage bringen wir zur Anzeige: A. Schuckall, Boten Gottes, Geschichten für Kinder. 32 S. 20 ₰. Von demselben Verfasser, Von da und dort. Geschichten für Kinder. 40 S. 20 ₰. — E. Kortüm, Heini und seine Geige. Erzählung für die Jugend. 80 S. 40 ₰. — Johanna Zeller, Doctors Kinder. Eine Erzählung. 48 S. 25 ₰. — schlichte Erzählungen mit christlicher und moralischer Tendenz, die wir auch zur Vertheilung an Kinder wohl empfehlen dürfen. D. K.

— Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts nach Herbartischen Grundsätzen. Bearbeitet von D. W. Rein, Professor an der Universität Jena, A. Pickel †, Seminarlehrer in Eisenach, und E. Scheller, Seminarlehrer in Eisenach. III. Das dritte Schuljahr. 4. Aufl. Leipzig, H. Bredt, 1901. gr. 8. VIII, 235 S. und 2 S. — Von besonderem Interesse ist es, die vorliegende 4. Auflage des dritten Schuljahrs aus dem allbekannten Werke mit den früheren Ausgaben zu vergleichen. Nicht nur der Umfang ist gegenüber der ersten Auflage um fast 100 Seiten gewachsen, auch die Anordnung zeigt wesentliche Aenderungen auf. Während in der ersten Ausgabe die einzelnen Fächer in 7 Abschnitten behandelt wurden, die 2. Auflage in 3 Theilen Sachunterricht, Sprachunterricht und Formenunterricht unterschied, finden wir diesmal 2 Hauptschnitte. Unter A werden die historischen Fächer mit den 3 Unterabtheilungen: Gesinnungsunterricht, Kunstunterricht (Zeichnen und Singen) und Sprachunterricht behandelt. Unter B folgen unter der Ueberschrift „Naturkundliche Fächer" Geographie, Naturkunde und Rechnen. Als Beispiel für die zum Theil sehr einschneidenden Aenderungen sei der Gesinnungsunterricht angeführt. Während er früher in 2 Reihen behandelt wurde, der biblischen und der profanen, wird diese Spaltung jetzt auf das 4. Schuljahr verschoben, indem sich die Verfasser der neuerdings vielfach geltend gemachten Anschauung angeschlossen haben, daß die alttestamentlichen Erzählungen, nach ihrem religiösen Werth geschätzt, nicht den breiten Raum und die Wichtigkeit verdienen, die bisher im Jugendunterricht ihnen beigelegt wurden. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Verschiebung zu verhandeln, ist hier nicht der Ort. Die Grundlage des Gesinnungsunterrichts bilden nun die Thüringischen Sagen, „welche ebenso werthvoll für den Forscher germanischer Vorzeit, wie als Unterrichtsmaterial für den Unter-

richt des dritten Schuljahres unserer Thüringischen Erziehungsschule geeignet sind". Als neuer Mitarbeiter ist Fr. Lehmensick, früher in Jena, jetzt Seminarlehrer in Frankenberg, eingetreten. Als Anlage sind dem Hefte „Grundlinien zu einem Lehrplane für eine achtclassige Volksschule in Thüringen, entworfen am pädagogischen Universitätsseminar zu Jena" beigegeben. — Die Verlagshandlung hat auch diesem Buche die bekannte solide Ausstattung zu Theil werden lassen. u.

— „Lang ist's her." Heitere und ernste Erinnerungen aus dreißigjähriger Dienstzeit in Frieden und Krieg. Von Conrad Alberti, Oberstleutnant a. D. Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt. — Das vorliegende Buch beginnt mit Schilderungen des Lebens in kleinen ostpreußischen und märkischen Garnisonen und des militärischen Friedensdienstes, wie er vor dem deutsch-französischen Kriege gethan wurde, giebt sodann Bilder persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen aus diesem großen Feldzuge und endigt mit allerhand Erzählungen aus der Zeit, die der Verfasser nach dem Kriege in seinem neuen Standorte Metz zubrachte. Die Darstellung der kleinen und kleinlichen Verhältnisse in den obengedachten Garnisonen hat, obwohl sie auf Erfahrungen vor drei Jahrzehnten beruht, zum guten Theile noch für heute Geltung, und die frische humorvolle Art, in der Alberti von den Beziehungen des Militärs zum Civil, von den Bedingungen und Beschränkungen des Daseins in jenen kleinen Garnisonen erzählt, die amusante, charakteristische Vorführung von Originalen in dem Dragonerregiment, dem er damals angehörte, sichern ihm das Interesse und den Beifall der Leser. Nicht minder bewirken das die Abschnitte, die sich auf das Leben in und unmittelbar nach dem Kriege beziehen und von denen einige wie „Der Schah von Persien" an Erheiterung die besten Winterfeld'schen Soldatengeschichten erreichen, vor welchen sie zudem die Authenticität des Inhalts voraus haben. In die Capitel aus dem Feldzuge sind Erinnerungen an den General v. Goeben eingeschoben, den der zum Obercommando der gegen Faidherbe operirenden I. Armee als Ordonnanzofficier befehligte Verfasser aus der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Alberti schildert diesen hervorragenden Militär nicht als Soldat und Feldherrn, wozu er nach seinen damaligen Kenntnissen und Erfahrungen ja auch nicht berufen gewesen wäre, sondern giebt nach eigner Wahrnehmung nur mancherlei kleine Züge bekannt, die „den liebenswürdigen Charakter dieses so bescheidenen, zartfühlenden und edlen Mannes" erkennen lassen. Daß dieser Zweck auch ohne unfreundliche Seitenblicke auf den Vorgänger v. Goeben's im Obercommando erreicht worden wäre, sei nebenbei bemerkt. Im Ganzen verdient das Buch Alberti's viel gelesen zu werden; von der Lectüre dieser oft vortrefflich pointirten Schilderungen und Erzählungen werden selbst Diejenigen sich befriedigt fühlen, welche mit der bereits reichlich vorhandenen Literatur dieser Art und speciell mit Feldzugs-Erinnerungen wohlbekannt sind.

— Der Dienstunterricht für den Kanonier und Fahrer der Feldartillerie. Bearbeitet von Wernigk, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule, und Trautz, Leutnant im 4. Badischen Feldartillerie-Regiment Nr. 66. Mit 4 Tafeln in Steindruck und 75 Abbildungen im Text. Berlin 1901. E. S. Mittler u. Sohn. — Der durch verschiedene Dienstvorschriften schon rühmlichst bekannte Hauptmann Wernigk hat im Verein mit Leutnant Trautz nun auch eine solche für den Unterricht der Kanoniere und Fahrer der Feldartillerie bearbeitet. Dieselbe enthält das gesammte artilleristische und dienstliche Wissen, welches der Kanonier und Fahrer während seiner kurzen Dienstzeit zu erlernen hat. Freilich ist hier der Begriff „Kanonier" im vollendetsten Sinn aufgefaßt, d. h. es ist hier Alles zusammengestellt worden, wovon der intelligenteste Theil der Kanoniere — also der Gefreite, der gleichzeitig berufen ist im Bedarfsfalle den Geschützführer zu vertreten — Kenntniß haben soll. Bei der größeren Masse wird man sich vielfach mit einem geringeren Maße des Wissens begnügen müssen und es ist Aufgabe der den Unterricht überwachenden Vorgesetzten, zu beurtheilen, wie weit der Stoff des hierbei zu verwendenden Buches auf dieselbe auszudehnen ist. Dem strebsamen Kanonier wird das Buch auch zur Selbstbelehrung recht willkommen sein, wobei der geringe Preis (geheftet 65 Pf., cartonnirt 75 Pf.) die Anschaffung erleichtert. A. B.

— Japan und die Japaner. Skizzen aus dem fernsten Osten. Von Graf Hans v. Königsmark. Mit 24 Vollbildern. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900. 6 ℳ — Wenn auch Japan gegenwärtig ebenso gut seine Touristensaison hat wie die Schweiz, Italien oder Norwegen, und sich jährlich ein Strom von Globetrottern über das Land der aufgehenden Sonne ergießt, so ist doch im Allgemeinen unsere Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner noch recht lückenhaft, was um so mehr zu bedauern ist, als Japan dank seiner günstigen geographischen Lage eine ausschlaggebende Rolle bei der Entwicklung der Dinge im fernen Osten zu spielen vermag und das aufstrebende Volk ein nicht zu unterschätzender Mitbewerber auf dem Weltmarkte geworden ist. Wir müssen deshalb für jede Belehrung dankbar sein, die uns das Verständniß japanischer Verhältnisse vermittelt und uns den japanischen Nationalcharakter verstehen lehrt. Gerade in dieser letzten Beziehung ist das vorliegende Buch von besonderem Werthe, da uns der Verfasser mit einer Fülle von japanischen Charakterzügen bekannt macht und uns ihre Entstehung zu erklären versucht. So gilt dem Verf. als die große Erzieherin des japanischen Volkes die allgemeine Oeffentlichkeit; denn was immer in Japan geschieht, geschieht öffentlich, Verborgenes irgend welcher Art giebt es im japanischen Leben nicht, Tugenden wie Fehler müssen sich offenbaren und so verdankt der Japaner dieser Oeffentlichkeit seines Lebens seine unerschütterliche Ruhe, Würde und Selbstbeherrschung, sein geschmeidiges, höfliches Wesen und die selbst dem Manne aus dem Volke eigenen verbindlichen Umgangsformen. Es würde zu weit führen, hier dem Verfasser in seiner Analyse des japanischen Volkscharakters nach weiter zu folgen, dies eine Beispiel möge genügen für die feine Beobachtungsgabe des Verf., die sich auch bei der landschaftlichen Schilderung glänzend bewährt. Auf Kreuz- und Querzügen lernen wir die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten des Landes kennen und selbst durch den Japanern noch ziemlich unbekannte Gegenden wie die Insel Hokkaido und die Heimath der Ainos führt uns der reisegewandte Verfasser. Der Gesammteindruck, den das Buch macht, ist ein durchaus günstiger, und keiner seiner Leser wird es, ohne Nutzen davon gehabt zu haben, aus der Hand legen. Dr. F.

— 33 Jahre in Ost-Asien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten von M. v. Brandt. Erster Band, mit dem Bildniß des Verfassers. Verlag von Georg Wigand in Leipzig. Preis geheftet 6,50 ℳ — Mit der Geschichte unserer Beziehungen zu China und Ostasien wird der Name Max v. Brandt's für immer unlöslich verknüpft sein, nicht nur weil er der Erste gewesen ist, der den officiellen Verkehr zwischen Deutschland und China angebahnt hat, sondern auch weil er in mehr als dreißigjähriger Thätigkeit den Boden vorbereitet hat, auf dem sich unsere Unternehmungen und Handelsbeziehungen zu China entwickelt haben und sich in Zukunft hoffentlich noch entwickeln werden. Die Geschichte seiner Thätigkeit in China, zu deren Darstellung sich der greise Diplomat nach beendeter Laufbahn entschlossen hat, bildet deshalb auch eine Geschichte unserer Beziehungen zu China, und aus diesem Grunde haben die Memoiren M. v. Brandt's Anspruch auf das allgemeinste Interesse. Von den bereits erschienenen zwei Bänden liegt uns der erste Band vor; er erzählt in behaglicher Breite die Erlebnisse des jungen Diplomaten während jener denkwürdigen Expedition, die unter dem Grafen Eulenburg 1860 nach China auszog, um die ersten Beziehungen zwischen Preußen und China anzuknüpfen und mit den Höfen von Peking, Jedo und Bangkok Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsverträge abzuschließen, welche den Angehörigen der deutschen Staaten das Recht der Meistbegünstigung sichern sollten. Zu den interessanten Einzelheiten des Verlaufs dieser Expedition fügt der Verfasser im Laufe der Erzählung lehrreiche Vergleiche zwischen Einst und Jetzt, gute Lehren, die er aus seiner langjährigen Thätigkeit gezogen hat, und werthvolle Fingerzeige für die Zukunft, die uns vor manchem Nachtheil schützen und uns von großem Nutzen sein können. Der vorwiegend historische Inhalt des Buches wird durch diese Beigaben wesentlich vertieft und das Memoirenwerk wird dadurch ein nützlicher Wegweiser in der Behandlung der ostasiatischen Frage, so daß die dreiunddreißigjährige Arbeit des verdienstvollen Diplomaten auch späteren Geschlechtern noch von Nutzen sein wird. Dr. F.

— Städte-Lexikon des Deutschen Reiches. Auf Grund amtlicher Materialien bearbeitet von E. Petzold. Bischofswerda, Verlag von E. H. Petzold. 1901. Preis in Leinen geb. 2 ℳ — Das vorliegende Städte-Lexikon enthält ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Städte des Deutschen Reiches, sowie aller ländlichen Ortschaften mit dem Sitze eines Amtsgerichts und solcher von über 5000 Einwohnern mit Angabe der Einwohnerzahl nach der Volkszählung vom 1. December

1900 (zum Theil nur vorläufige Ergebnisse), der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, Verkehrsanstalten, Militärbehörden und Truppentheile, Rechtsanwälte, Notare, Prozeßagenten, Rechtsbeistände, Gerichtsvollzieher, Bank- und Speditionsgeschäfte rc. Außer der Einwohnerzahl nach der neuesten Volkszählung ist auch die Einwohnerzahl nach der Zählung von 1895 in Klammern mit angegeben. Sämmtliche Angaben sind, wie im Vorwort bemerkt ist, den neuesten Materialien entnommen und größtentheils durch directe Anfragen bei den zuständigen Behörden ermittelt worden. Die Schreibweise der Ortsnamen ist die der statistischen Bureaus der einzelnen Staaten. Ein Verzeichniß der zahlreichen Abkürzungen geht dem Buche voraus. Ferner befinden sich vor dem lexikalischen Theile ein Verzeichniß der Reichsbehörden, kurze Angaben über Flächeninhalt, Einwohnerzahl, Eintheilung, Behörden rc. in den deutschen Bundesstaaten, ferner eine Tabelle über Bevölkerungswachsthum der deutschen Bundesstaaten von 1816—1900 und eine Zusammenstellung der Städte des Deutschen Reiches mit 20000 und mehr Einwohnern. Der Abschnitt über die deutschen Bundesstaaten weist an verschiedenen Stellen unklare oder falsche Begriffsbestimmungen auf und bedarf daher bei einer etwa nöthig werdenden neuen Auflage der genauen Durchsicht. In erster Linie scheint das Buch für solche bestimmt zu sein, die viel mit dem Gerichte zu thun haben, da der Angabe der Gerichtsbehörden und derjenigen Personen, die mit diesen in irgend einer Beziehung stehen, ein verhältnißmäßig breiter Raum gewidmet ist. An Brauchbarkeit würde das Buch gewinnen, wenn die darin mitgetheilten Einwohnerzahlen endgiltige wären. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck zwar sehr eng, aber deutlich. C. R.

— Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. Achtzehntes Heft: Lauter lustigs Zeig! Neunzehntes Heft: Spaß muß sei! Von Emil Müller. Annaberg, Verlag der Graser'schen Buchhandlung (Richard Liesche) 1901. Preis jedes Heftes 70 ₰, cartonnirt 80 ₰. — „Die zur Stunde in allen Theilen Deutschlands sich zeigende Anerkennung unserer Mundarten ist nicht, wie Manche glauben, die vorübergehende Erscheinung einer Modethorheit, welche über kurz oder lang der Lächerlichkeit anheimfällt, sondern die Folge der sich mächtig regenden urwüchsigen deutschen Volkskraft, das natürliche Ergebniß des wiedererwachten Nationalgefühls seit der Neugründung des Deutschen Reiches." So lasen wir unlängst in einer Betrachtung über die Sprache der Gegenwart. In der That fehlt es in keinem Theile des deutschen Vaterlandes an Zeugnissen für die steigende Werthschätzung der Volksmundart. Nicht an letzter Stelle verdient hier Erwähnung und lobende Anerkennung die Sammlung alter und neuer Reime und Geschichten aus unserem sächsischen „Aarzgeberg", die Graser's Buchhandlung (Richard Liesche) seit einer Reihe von Jahren herausgiebt und deren achtzehntes und neunzehntes Heft soeben erschienen sind. Es ist wieder echter und rechter Volkshumor, der in den Geschichtchen dieser beiden Hefte sein Spiel treibt. Salonfähig sind allerdings ein Theil der Späße nicht. Indessen für die Unterhaltung in feinen Salons sind sie ja auch nicht berechnet. Wer aber Verständniß hat für die allzeit vergnügte Laune und den immer zu harmlosem Schabernack aufgelegten Sinn, der dem Völkchen im Gebirge eigen ist, für seine Anspruchslosigkeit und schlichte Derbheit, der wird auch an diesen Schnurren seinen Spaß haben. Zumal den Erzgebirger selber, den das Schicksal in die Fremde verschlagen hat, werden die Hefte der Graser'schen Sammlung anmuthen wie ein herzlicher Gruß aus der alten lieben Heimath. Ja bei manchem der ausgelassenen Stückchen mag ihm das Auge feucht werden im wehmüthigen Gedenken an die Zeit, da er selber gern dabei war, wenn es galt, mit lustigen Genossen einen unschuldigen Streich auszuführen. Wir bemerken noch, daß die ersten 16 Hefte auch in vier Leinwandbänden zu je 2 ℳ 50 ₰ zu haben sind. Mit dem nächsten, dem zwanzigsten Hefte, wird ein fünfter Band der Sammlung voll. Glückauf zur Fortsetzung! R. B.

— Einzelheiten aus dem Gebiet der Rochlitzer Geschichte. Von Dr. W. C. Pfau. Sonderabdruck aus dem Rochlitzer Tageblatt 1901 Nr. 128 ff. und Nr. 159 ff. Rochlitz i. S., 1901. Druck von M. Bode. 55 SS. 8°. — Die verdienstvollen Arbeiten von Pfau zur Rochlitzer Ortsgeschichte verstecken sich zum Theil im Rochlitzer Tageblatt. So erfreulich es ist, daß unsere Zeitungen mehr und mehr dem immer allgemeiner werdenden localgeschichtlichen Interesse Rechnung tragen, so entziehen sich doch die in ihnen erscheinenden Aufsätze fast vollständig der Kenntniß weiterer Kreise und werden auch in den engeren, für die sie zunächst bestimmt sind, meist schnell vergessen; es sollte daher, soweit wenigstens die Arbeiten auf Quellenforschung beruhen — und das ist bei den Pfau'schen Arbeiten durchweg der Fall — auf ihre Sammlung und Verbreitung durch Sonderabdrücke mehr als bisher Bedacht genommen werden. Vom typographischen Standpunkte aus machen freilich solche nicht umbrochene Abdrücke, wie der vorliegende, einen nicht gerade angenehmen Eindruck; indeß das ist im Grunde Nebensache. Das Heftchen enthält den Bericht eines Augenzeugen, des Fabrikanten Ch. F. Winkler, über die kriegerischen Vorgänge in Rochlitz von 1813, der wenige Jahre später niedergeschrieben und in einer Bekrönungsvase des 1817 vollendeten Neubaues der später Hartmann'schen Fabrik geborgen wurde, wo er sich neuerdings gefunden hat: eine lebendig geschriebene und für die Localgeschichte nicht unwichtige Darstellung. Von allgemeinerem Interesse sind die unter der Aufschrift „Wirthschaftliches aus der Rochlitzer Pflege im 16. und 17. Jahrhundert" vereinigten Arbeiten, die den weitaus größten Theil des Heftes füllen. Sie betreffen, abgesehen von einer kurzen Notiz über Flößerei, die Fischerei (Fischwässer, Fischzucht, Fischhandel, Fischschutz, Fischereigerechtigkeit u. s. w.), den Wein-, Obst- und Gartenbau, vor Allem aber die Jagd- und Forstwirthschaft in der Gegend von Rochlitz und beruhen vor Allem auf den alten Rochlitzer Amtsrechnungen, aus denen zahlreiche Einträge wörtlich mitgetheilt werden, daneben auf anderen Actenstücken des Rochlitzer Rathsarchivs und des Dresdner Hauptstaatsarchivs; eine ergiebige und mit Geschick benutzte Quelle sind endlich die Flurnamen, deren Sammlung eine wichtige Aufgabe der Zukunft ist. Vermag der Verfasser nach diesem Material auch keine vollständigen Bilder zu geben, wie ja bei allen wirthschaftsgeschichtlichen Untersuchungen Lücken unvermeidlich sind, so sind seine Beiträge doch in hohem Grade beachtenswerth, da für die Geschichte der Wasser-, Land- und Forstwirthschaft Sachsens bisher noch außerordentlich wenig geschehen ist. —m—

— Der II. Jahrgang der „Mühlhäuser Geschichtsblätter", Zeitschrift des Mühlhäuser Alterthumsvereins, mit Unterstützung der Stadt Mühlhausen i. Th. herausgegeben von Stadtarchivar Prof. Dr. E. Heydenreich (Mühlhausen, Carl Albrecht vorm. G. Danner'sche Buchhandlung), enthält außer dem an dieser Stelle (Nr. 85) bereits besprochenen längeren Aufsatze des Herausgebers über das Archiv der Stadt Mühlhausen, der zwei Drittel des Heftes füllt, noch Mittheilungen aus der Geschichte der dortigen Lohgerber-Innung von R. Zencker (besonders aus dem Innungsbriefe von 1565), einen von Hermann Aemilius veröffentlichten merkwürdigen Brief des Führers der bei den Reichstruppen in der Pfalz stehenden Mühlhäuser Stadtcompagnie vom 25. Februar 1713, einige Notizen zur Geschichte des Klosters Reifenstein auf dem Eichsfelde, insbesondere seinen Güterbesitz und seine Beziehungen zu Mühlhausen, zusammengestellt von Schneiderwirth, und eine Reihe kleinerer Mittheilungen und Bücheranzeigen. Wieder sind dem Hefte zahlreiche Illustrationen in Lichtdruck und Holzschnitt beigegeben. —m—

— Heusinger v. Waldegg's Kalender für Eisenbahn-Techniker. Herausgegeben von A. W. Meyer. XXIX. Jahrgang 1902. Gebunden nebst Beilage. Wiesbaden. J. F. Bergmann. 4 ℳ — Der Inhalt dieses Kalenders, der den ununterbrochen sich vollziehenden Wandlungen und Fortschritten auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens getreulich folgt, hat in der vorliegenden 29. Auflage wesentliche Aenderungen erfahren. Neu bearbeitet sind die Abschnitte „Mechanik" von Prof. Dr. Sommerfeld und Prof. Dr. Bräuler in Aachen, „Maschinenbau" von Dipl. Ingenieur und Assistenten Chr. Garrett Smith in München, „Eisenbahnbetrieb" von Geh. Baurath Nitschmann in Berlin. Der Abschnitt „Elektrotechnik" von Prof. Wedding in Berlin ist umgearbeitet und erweitert worden. Die Preisangaben sind nach dem jetzigen Stande berichtigt und das Beamtenverzeichniß bietet ein sehr zuverlässiges Adreßbuch aller Eisenbahntechniker. Der Kalender kann nur wiederholt als bequemes und brauchbares Hilfsmittel jedem Fachmann empfohlen werden. —x.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 141. Dienstag, den 26. November, Abends. **1901.**

Der Göta-Canal, das Gebiet der schwedischen Senke.

Wer je seinen Wanderstab in andere Länder gesetzt, wer mit offenen Augen die Schönheiten landschaftlicher Scenerien zu beurtheilen gelernt hat, dem wird nicht unbemerkt geblieben sein, daß so und soviele Landschaftsformen viel Aehnliches haben, daß diese und jene charakteristische Contur wiederkehrt. Doch giebt es auch Landschaften, von denen man mit Recht behauptet, daß sie nur einmal auf unserem Erdball anzutreffen sind, daß nur eine oder zwei andere an sie entfernt erinnern können. Eine solche Landschaftsform ist der mittlere und südlichere Theil Schwedens, den man in der Wissenschaft den „baltischen Schild“ nennt. In keinem Winkel Europas begegnet man diesem Landschaftsbild wieder, höchstens ließe sich die große arktische Seenplatte Nordamerikas damit vergleichen. Das Ganze ist eine gewaltige Platte, aus der sanftgewölbte, sehr langgezogene Rücken hervorragen; sie gehört der archäischen Formation an, auf ihr liegen zerstreut große Silurschollen. Mächtige Gneis- und Granitmassen sind fast ausschließlich das bodenbildende Material. Der schwedische Granit ist weithin berühmt, und wo sein Abbau nicht mit zu großen Betriebs- und Abfuhrkosten verbunden ist, wo sein Gefüge besonders feinkörnig und fest ist, sind weitausgedehnte Steinbrüche angelegt worden, wie z. B. bei Warberg am Kattegat. Geht die durchschnittliche Erhebung der schwedischen Senke nicht über 50 m hinaus, so bringen doch verschiedene höhere Erhebungen einige Abwechselung in die landschaftliche Contur. Den Ausgang des Wenernsees bewachen zwei gewaltige Diabasberge, die nur durch ein enges Thal, durch das sich die Eisenbahnlinie von Wenersborg nach dem mittleren Schweden hinzieht, getrennt sind. Der in den Wenernsee hineingeschobene Diabasrücken ist der Halleberg (166 m); südlich von ihm liegt der einen dreimal größeren Flächenraum bedeckende Hunneberg (148 m). Wichtiger als diese Berge ist in dem Landschaftsbild der Kinnekulle (279 m) in der Mitte des südlichen Ufers des Wenernsees am Ostrande der Lidköpinger Bucht. Man müßte eigentlich von einem Kinnekulle-Gebirge reden, denn 14 km in nordsüdlicher und 6,5 km in westöstlicher Ausdehnung bildet dieser Gebirgsstock eine Welt für sich. Diese prägt sich aus in verschiedenen Erhebungen, die in dem Högkullen am höchsten steigen, in den mannigfachen und schönen Thälern, in der überaus reichen, sonst in gleicher Höhe nicht wiedergefundenen Vegetation und in den zahlreichen, einen gewissen Wohlstand verrathenden Ansiedelungen. Geologisch ist dies Gebirge wie fast jeder andere höhere Berg des mittleren Schwedens interessant, insofern wir genau von seinem Fuße an langsam zur Höhe die verschiedenen Formationen beobachten können. Die Basis bildet die mächtige, ausgedehnte Gneisschicht; ihr ist eine Sandsteinschicht aufgesetzt, auf die wiederum mit deutlichen Schichtgrenzen Alaunschiefer, Kalkstein und Thonschiefer lagern; über die oberste Schicht ergießt sich die wesentlich jüngere Trappformation, die aus dem gluthflüssigen Erdinnern kommend die übrigen Schichten durchbrach und so zu oberst gelangte. Wie der Wenernsee sein größeres Ufergebirge hat, so auch der Wettersee. In der Mitte seines Ostrandes erstreckt sich in der Ausdehnungsrichtung des Sees von Nord nach Süd der nahezu 10 Kilometer lange und 3 Kilometer breite Omberg (263 m). Sein geologischer Aufbau ist fast der gleiche wie der des Kinnekulle. Der Südrand des Wettersees ist noch von bedeutenden Erhebungen umrahmt, die sogar die für unser Gebiet nie wieder angetroffene Höhe von 378 m erreichen. Der die Jönköpinger Bucht bewachende Rogberga steigt bis zu einer Höhe von 327 m. Größere Berühmtheit als diese höchsten Berge hat der Taberg (313 m); ist er doch einer der eisenreichsten Berge Schwedens, der mit seinem Material alle Hochöfen Europas auf lange Jahre hinaus mit Nahrung versorgen könnte. Leider wird das werthvolle Material infolge Kohlenmangels nicht genügend ausgenutzt. Ein beachtenswerther Hügelzug unseres Gebietes ist noch der Kolmården zwischen Nyköping und Norrköping. Er ist das Grenzgebiet zwischen Ostgotland und Södermanland, also zwischen Götaland und Svealand. Trotz der geringen Höhe (100 m) sind dieser langgestreckte und ähnliche andere Rücken wegen ihrer Unwegsamkeit, ihrer felsigen Rücken und großen Wälder und Sümpfe bedeutungsvolle Grenzmarken der einzelnen schwedischen Provinzen und in Kriegszeiten strategisch wichtige Gebiete, wie es der schwedisch-dänische Krieg erwiesen hat.

Kaum wie ein anderes Gebiet ist das Landschaftsbild der baltischen Platte durch die Eismassen der Glacialzeiten modellirt worden. Eine 1700 bis 1800 m dicke Eisschicht hat sich langsam darüber hinwegbewegt, von Norden kommend, und hat den Hügeln und Bergen die Rundung gegeben, dem anstehenden Fels die Schrammen und Rillen von Nord nach Süd und Südsüdost und hat das Land mit langgezogenen Moränenschuttketten und unzähligen erratischen Blöcken überdeckt. Die Wanderblöcke, die in den verschiedensten Größen, von Faust- bis Hausgröße, überall herumliegen, sind geschätztes Straßen- und Eisenbahnbaumaterial. Die Schrammen und Rundhöckerformen lassen sich besonders gut an den der Ostküste in fast unzähligen Mengen vorgelagerten Inseln, den Schäreninseln, beobachten. Aber auch im Innern des Landes treten diese Glacialspuren häufig dem Wanderer entgegen. Zu diesen Glacialerscheinungen gesellen sich noch andere außerordentlich interessante Gletscherspuren, das sind die Riesentöpfe (schwedisch Jättegrytar). Bei den Trollhättanfällen lassen sich bequem solche Riesentöpfe beobachten, die auf ganz denselben Ursprung zurückführen wie die im Gletschergarten zu Luzern, insofern sie auf dem Grunde eines Gletscherbaches unterhalb des Gletschers durch kreisende Gerölle entstanden sind. Ein außerordentlich harter Untergrund läßt das reichlich gespendete Oberflächenwasser nicht versickern und läßt es zu mehr oder minder großen Wasserbecken ansammeln, deren Zahl eine unendliche ist. Schon Bismarck bemerkte, als er das südliche Schweden durchwanderte, daß man sich von der Menge der Seen schwer eine Vorstellung machen könne. Wenn auch einige Verwerfungen und Senkungen den Grund zu den größeren Seen gelegt haben, so giebt doch die Gesammtheit der Seen davon Zeugniß, ein wie hartes Gestein der schwedische Granit und Gneis ist und wie wenig Wasser verdunstet. Die Seen stehen meist miteinander in Verbindung, und hier und da entwickeln sich ansehnliche Bäche und Flüsse; im ganzen Großen hat das gesammte schwedische Flußsystem den Charakter des Unfertigen, des Werdenden. Mitten durch den baltischen Schild läuft von Ost nach West eine große Senke, gleichsam die Nord- und Ostsee verbindend, und giebt den Grund zu den großen Wasseransammlungen des Wenern- (44 m), Hjelmare- (23 m) und Mälarsees. Der Wettersee ist über den Südrand der Senke hinausgerückt. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß wir in dieser Senke einen alten Meeresarm vor uns haben, der früher Nord- und Ostsee direct von West nach Ost verband, und somit Südschweden als Insel in der Ostsee lag. Die Vermuthung, daß uns in der schwedischen Senke auch eine geologische Scheidelinie begegne, liegt sehr nahe. Dem ist nicht so, wir haben sie nur als rein hydrographische Grenze aufzufassen, die die Gewässer Mittelschwedens sammelt und sie nach Westen dem Kattegat und nach Osten der Ostsee zuführt.

Der größte unter den Seen des Götacanalgebietes ist der Wenernsee (Wenern) mit einem Flächenraum von 6238 qkm. Er ist 11½ mal so groß wie der Bodensee, und wenn man sich mitten auf ihm befindet, sieht man die begrenzenden Ufer

nicht mehr. Seine größte Tiefe hat man mit 86 Meter gelothet. Er ist das Sammelbecken der Flüsse aus Westgötland, Dalsland, Vermland und einer kleinen Anzahl Flüsse von Westmanland. Der bedeutendste Zufluß ist der das Vermland durchfließende Klar-Elf. Seinen einzigen Abfluß besitzt der Wenern in dem Götaelf an seiner Südspitze bei Wenersborg. Der Götacanal verbindet ihn mit dem Wettersee. Dieses Seebecken ähnelt durch seine nordsüdliche Erstreckung den italienischen Alpenseen. Wenn er auch dieselbe Längsausdehnung wie der Wenern besitzt, so doch nicht die Breite, und umfaßt nur 1898,5 qkm, ist also 3½ mal so groß als der Bodensee. Das Wasser des Wettern zeichnet sich vor allen schwedischen Seen durch seine große Klarheit aus; Gegenstände lassen sich bis zu einer Tiefe von 40 m wahrnehmen. Hoher Wellengang, unerwartet eintretende Stürme und Nebel sind nichts Seltenes; außerdem ist dieser See reich an elektrischen Phänomenen und zeigt Spiegelschwankungen, die an die Seiches des Genfer Sees erinnern. Seine größte Tiefe beträgt 120 m, wenn es auch der umwohnende Schwede nicht glauben will, der ihm eine unergründliche Tiefe giebt. Von geringer Ausdehnung ist das Gebiet, dessen Gewässer er sammelt. Sein einziger Abfluß ist in Nordost der Motalaström. In der Achsenrichtung der schwedischen Senke erstreckt sich der Hjelmare-See, 522 qkm groß, fast gleiche Größe mit dem Bodensee, 23 m ü. M. und gegen 20 m tief. Der letzte größere See unseres Gebietes ist der Mälarsee, fast in gleicher Höhe mit dem Ostseespiegel, hat einen Flächenraum von 1687 qkm und eine größte Tiefe von 52 m. Seine Fluthen mischen sich an der Norrbro, der stattlichen und 19 m breiten Granitbrücke in Stockholm, mit denen der Salzsee, der Saltsjön, wie die Ostseebucht von Stockholm genannt wird. Die Saltsjön wie der Mälar sind ausgesprochene Schärenhöfe (Skärgårde), deren Landschaftsform durch unzählige Klippen und Inselchen bedingt wird. Die Flüsse von Westmanland und Upland wenden sich den letzten beiden Seen zu. Alle Flüsse zeigen auf ihrem Lauf seenartige Erweiterungen und sind für Schifffahrt und Flößerei außerordentlich günstig. Auffällig ist bei allen schwedischen Seen die geringe Tiefe bei bedeutender Flächenausdehnung. Dieser Umstand ist indeß weniger merkwürdig, wenn man daran denkt, daß die Seebecken nur die Formen der übrigen Oberflächengestaltung wiederholen.

Was das prähistorische Schweden besaß, was ihm verloren ging, das hat in historischer Zeit der Mensch zu ersetzen gesucht: die Verbindung der Nordsee mit der Ostsee. Diese Verbindung nennt man schlechthin „Götacanal". Seit 1832 ist die ganze Götacanallinie eröffnet. Sie ist, von Göteborg an bis Mem an der Ostsee gerechnet, 385 km lang, das ist die Eisenbahnstrecke Leipzig—Erfurt—Offenbach—Frankfurt a. M. Von diesen 385 km sind 89 km gegraben oder in den Fels gesprengt; 16 m beträgt die untere und 27 m die obere Breite und 3 m die Tiefe des Canals. Der Götacanal ist eine der wichtigsten Wasserstraßen unseres Erdballs. Mit dem Gedanken der Verbindung des Skageraks mit der Ostsee beschäftigte sich bereits der Bischof Brask von Linköping (1516). Kriegsfälle und Mangel an Mitteln ließen es nur immer bei vorhandenen Projecten bestehen trotz des lebhaften Interesses, das auch Gustav Adolf und Karl XII. dem Canalbau schenkten. Unter letzterem sehen wir die ersten energischen Versuche, die Trollhättanfälle durch Schleusen zu umgehen; doch diese Bauten der Ingenieure Schwedenborg und Polhelm wurden durch Treibholzmassen wieder zerstört. Erst den eifrigen Bemühungen des Frhrn. Baltzar Bogislaus v. Platen (geb. 1766 auf Rügen, gest. 1829), der 1810 die Götacanalgesellschaft begründete, ist es zu danken, daß die Arbeit an dem großen und schwierigen Werke zu Ende geführt wurde. Jetzt passiren die Gesammtstrecke des Canals jährlich 3000 Schiffe, das Stück Wenersborg—Göteborg 6000 Schiffe. Der Personenverkehr hat sich auf der Strecke Göteborg—Stockholm außerordentlich gehoben, sodaß an 5 Tagen der Woche im Sommer die Gelegenheit zu dieser Fahrt sowohl von Göteborg als auch von Stockholm aus geboten ist. Wer das mittlere Schweden kennen lernen will, dem ist die Götacanalfahrt zu empfehlen; durch diese Fahrt gewinnt man einen völligen Einblick in die schwedische Natur, in die schwedischen Ansiedelungen und das schwedische Industrieleben. Leider wird diese Strecke noch zu wenig von der Touristenwelt beachtet; ja die Canalfahrt gilt vielfach für beschwerlich. Diese Ansicht ist bedauerlich, und ihr muß man entschieden entgegentreten, denn die Abwechselung an landschaftlichen Scenerien, an menschlichen Ansiedelungen ist so mannigfaltig, wie sie nicht wieder in ganz Schweden angetroffen werden, auch sind die Dampfboote ganz comfortabel eingerichtet, nur heißt es hier, in der Saisonzeit sich rechtzeitig einen Cajütenplatz bestellen. Daß wir mit dem eben Gesagten nicht zuviel behaupteten, ergiebt ein flüchtiger Ueberblick der Götacanalfahrt.

In dem Hafen „Lilla Bommen" besteigen wir eines der Götacanaldampfboote. Mit einer respectvollen Fahrgeschwindigkeit geht es im stattlichen Götaelf hinauf, an dem sich links und rechts ansehnliche Hügelreihen hinziehen. Nur die Rebengelände fehlen und wir hätten ein Stück des Rheins. Die Höhen sind von spärlichem Wald bedeckt, oder mit Heidekraut überzogen, die des linken Ufers oft kahl und lassen die herrlichsten Rundhöckerformen erkennen. Aus dem grünen Thale und den einmündenden Seitenthälern lugen die rothangestrichenen Häuser hervor. Von fern her winken die Ruinen der alten Burg Bohus. Da wird der Blick von dem Wrack eines Schiffes angezogen und wird ganz und gar gefesselt von dem Landschaftsbild bei Ströms-Canal. Bei Akersvaß legt das Dampfboot an. Man steigt hier aus, und während das Schiff die Trollhättanschleusen passirt, besichtigt man die gewaltigen Trollhättanfälle. Diese bestehen eigentlich aus vier Fällen, den Helvetesfällen (Höllenfällen) 7½ m, dem Stampeströmfall 2½ m, dem Toppösfall 13 m und den Gullöfällen 7 m hoch. Zwischen dem ersten und zweiten Fall breitet sich das große Bassin Hojums Varp aus. Von Fällen im eigentlichen Sinne kann man hier nicht reden; sie sind nur als Katarakte, Stromschnellen aufzufassen, deren Höhe von 30 m sich auf eine Strecke von 1½ km vertheilt. Die Wassermenge wird auf 550 cbm in der Secunde geschätzt und die gesammte Kraft der Wasserfälle auf 220000 Pferdekräfte. Einen Gesammtüberblick über die Fälle genießt man von der König Oskar-Brücke aus. Wer Zeit hat, wird den Strömbergs Klint zu besuchen nicht vergessen. Außer den Fällen beanspruchen unser Interesse die Schleusen, deren der Götacanaldampfer 58 auf seiner ganzen Fahrt zu überwinden hat. Es möchte dies für den Augenblick Vielen langweilig erscheinen. Es ist indeß immer für Abwechselung gesorgt. Hat das Schiff mehrere Schleusen zu passiren, so hat man bequem Zeit, auf gut gepflegten Wegen die nähere Umgebung des Canals zu durchwandern, sich an den herrlichen Wäldern und Feldern, an schwedischen Baulichkeiten ꝛc. zu erfreuen. Der Dampfer gebraucht zum Passiren einer Schleuse 10—15 Minuten. Die Weiterfahrt führt von Trollhättan aus in der Ausmündung des Götaelfs in den Wenern, wo das liebliche Wenernborg angelegt ist. Von hier aus ist der Dampfer in 5 Stunden am Fuße des Kinnekullegebirges. Bei Sjötorp, dem Anfange des Götacanals, verläßt das Dampfboot den Wenern und erreicht nach 5½stündiger Fahrt die Eisenbahnstation Töreboda. Nach diesem Orte erreicht man bald den höchsten Punkt des Canals, 91 m ü. M.; ein Obelisk bezeichnet die höchste Stelle. Von hier aus geht's in gleicher Höhe bis zum Wikensee und weiter bis Rödesund, der Station von Karlsborg. Auf einer Halbinsel im Wettersee liegt diese einzige und mächtige Festung Inner-Schwedens. Von Karlsborg geht's direct östlich über den Wettern nach Wadstein, von dessen Seite aus die bewaldeten Höhen des Omberges herübergrüßen. In Motala steigt man aus und geht nach dem ¾ Stunden entfernten Borenshult. Der Dampfer passirt währenddessen 5 Schleusen. Er nimmt uns dann wieder auf zu der herrlichen Fahrt über den Boren-See, dessen Ufergelände als die schönsten des gesammten Canals gepriesen werden, gewiß aber nur von solchen, die sich den letzten Theil der Fahrt nach Stockholm schenken. Der Canal trennt sich bei Borensberg vom Motala-Strom und verläuft eine lange Strecke hoch über dem Niveau des Stromes. Nachdem der Roxensee durchfahren ist, gelangt das Dampfboot nach Norsholm, Kreuzungspunkt des Canals mit 4 Bahnlinien; weiterhin geht's durch den See Asplängen nach der Schleuse bei Klämman, wo der Canal sich zwischen zwei steilen Felsen durchzwängt. Die ganze landschaftliche Scenerie wird von da ab wieder belebter durch die bald mehr oder minder nahe herantretenden Felsen. Bei Vänneberga liegt der Canal hoch über der umliegenden Gegend, auf die man vom Dampfer aus herabblickt. Hier kann man auch wieder das Schiff verlassen und geht auf Promenadenwegen nach der berühmten Wasserheilanstalt Söderköping, das mit Norrköping durch Eisenbahn verbunden ist. Bald nach Söderköping, vorbei an den herrlichen Felswänden Ramundershäll, erreicht der Canal Mem, seinen Einmündungsort in die Ostsee. Die Ostseebucht Slätbaken öffnet sich, vorbei geht's an den malerischen Ruinen von Stegeborg, weiterhin an der großen Bucht Bråviken, der Einfahrt nach Norrköping.

Zur kurzen Rast läuft das Dampfboot in Oxelösund an, nimmt dann seinen Lauf innerhalb der Schärenküste, denn die offene See ist fast immer recht stürmisch. Weiter führt die Fahrt durch die schären- und inselreiche Hälfjärden-Bucht hinein in den Södertelge-Canal nach dem von Stockholmern besonders frequentirten Sommerfrischenort Södertelge. Jetzt wird die letzte Schleuse passirt und das Dampfboot gelangt in den waldumgrenzten Mälarsee, um nach zweistündiger Fahrt von Södertelge aus am Riddarholm in Stockholm anzulaufen. Die ganze Canalfahrt von Göteborg nach Stockholm beansprucht 56—60 Stunden. Sie wird größtentheils (70% der Reisenden) von Göteborg aus unternommen, obwohl die Beschreibungen der Canalfahrt (darunter alle schwedischen) merkwürdiger Weise mit Stockholm anfangen. Den Theil der Fahrt von Göteborg bis in den Wetternsee nennt man westgötische Linie des Götacanals und den von Motala aus bis Stockholm ostgötische Linie. Die Götacanalfahrt erschließt ein ziemlich vollständiges Bild schwedischer Natur und schwedischen Lebens. Neben fruchtbaren Gefilden, selbst Weizen gedeiht noch in der Nähe des höchsten Punktes des Canals, große Wälder, in denen Fichte und Kiefer vorherrschen. Unter den Laubbäumen drängt sich überall die Birke hervor, dann die Zitterpappel, die Espe, aus deren Holz man in Jönköping die weltberühmten Sicherheitszündhölzer herstellt. Neben sumpfigen und unfruchtbaren Gegenden liegen ausgedehnte Weiden, die großen Viehheerden eine reichliche Nahrung geben. Lebendiges Vieh und Butter sind in neuester Zeit Ausfuhrartikel geworden. Reich ist der Bestand an Pferden; auf 100 Einwohner rechnet man 10 Pferde. In guten Jahren ist es möglich, auch Hafer und Gerste auszuführen. Bekannt ist die große Holzausfuhr, die noch über die Norwegens geht. Ganz Schweden ist reich an Waldungen. Nur in der Göteborger Umgegend bemerkt man bedenkliche Lichtungen des Waldbestandes. Auf den waldbedeckten Plateaus des Hallebergs und Hunnebergs ist noch ein reichlicher Bestand von Elchwild.

Das gesammte Gebiet der schwedischen Senke ist nach jeder Richtung hin für Schweden eine bevorzugte Gegend. Darum finden wir auch hier die zahlreichsten und größten Ansiedelungen, am Wenern das breit und schön angelegte Wenersborg (6000 Einwohner) als Mittelpunkt zahlreicher Dampferlinien, am Nordrand dieses Sees Carlstad, die Hauptstadt von Vermland, und den Meßplatz Christinehamn, am Götaelf Trollhättan (6000 Einwohner) mit seinen großen Carbidfabriken, Schleif- und Walzwerken und der Locomotivenfabrik von Nydquist & Holm, die alle die natürliche Kraft der Trollhättanfälle ausnutzen, am Wettern die starke Festung Carlsborg, Jönköping (22000 Einwohner) mit seinen zwei großen Tändsticksfabriken, Wadstena mit seinem denkwürdigen Schloß und seiner Klosterkirche, Motala mit seinem berühmten Eisenwerk Motala verkstad, das gegenwärtig 1200 Arbeiter beschäftigt, an den Stromschnellen des Motala-Ström Norrköping (37500 Einwohner) mit seinen Baumwoll-, Wollgarn-, Tuch- und anderen Fabriken, in der Nähe des Ostseegestades Oxelösund mit seinem sich mächtig entwickelnden Güterumschlag und seinen Kalksteinbrüchen, Söderköping und Södertelge mit ihren Kaltwasserheilanstalten u. v. a. Ansiedelungen mehr. Gewiß ist es kein Zufall, daß an den Enden der großen Achse, die sich durch die schwedische Senke zieht, die beiden größten und bedeutendsten Städte Schwedens entstanden sind: Stockholm und Göteborg. Stockholm verdankt seine Entfaltung der glücklichen Lage am Ausfluß des Mälarsees, wo es sich von der Insel Staden, gleichwie Paris auch von einer Insel aus, allmälig über benachbarte Inseln und das Festland ausbreitete. Das ist sicherlich eine der schönstgelegenen Städte Europas. Nachdem der größte Theil des Ostrandes der Ostsee nicht mehr im schwedischen Besitz war, wurde Stockholm auch aus seiner centralen Lage innerhalb des schwedischen Reiches herausgeschoben. Das ist der vorwiegendste Grund, weshalb Stockholm im letzten Jahrhundert verhältnißmäßig nicht so gewachsen ist wie andere Städte Schwedens, so besonders wie das viel jüngere Göteborg. Dessen Aufschwung datirt seit der Continentalsperre, als es sich die Engländer als Lagerplatz ihrer Waaren für Nordeuropa auserkoren hatten. Göteborg war 1805 6mal kleiner als Stockholm, 1835 4mal, 1860 3mal und 1901 nur 2½mal kleiner. Stockholm stieg in den Jahren 1805 bis 1901 von 112000 Einwohnern auf 350000 Einwohner, Göteborg von 12000 Einwohnern auf 140000 Einwohner. Hätte sich Stockholm in demselben Verhältniß vergrößert, so müßte es jetzt weit über 1 Mill. Einwohner haben. Für Göteborgs Aufschwung kommt wiederum seine Lage in Betracht. Sein fast immer eisfreier Hafen ist der größte Hafen Schwedens an der Nordsee. Demnach hat Göteborg für den Welthandel und Weltverkehr eine viel exponirtere Stellung als Stockholm, was für die schwedische Ausfuhr nach England, Frankreich und Holland von weittragendster Wichtigkeit ist. Stockholm wird indessen nie seine Bedeutung für den Ostseeverkehr verlieren, und an Anlage, Schönheit und Pracht kann keine andere schwedische und nordische Stadt an die königliche Inselstadt heran, die man mit Recht als das nordische Venedig preist.

Ee.

Bücherbesprechungen.

— Meyer, Dr. L. (Geh. Kriegsrath), **Grundzüge der deutschen Militärverwaltung.** Zugleich als zweite Auflage des gleichnamigen Werkes von R. de l'Homme de Courbière, Geh. Kriegsrath. Geheftet ℳ 8,—, geb. ℳ 9,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Durch die in den letzten Jahren auf den meisten Verwaltungsgebieten des Heeres erlassenen neuen Gesetze und Verordnungen sind die früher gebräuchlichen Nachschlagebücher von R. de l'Homme de Courbière und von Fröhlich veraltet. Das vorliegende vom Geheim. Kriegsrath Dr. Meyer neubearbeitete Handbuch schließt sich dem erstgenannten von R. de l'Homme de Courbière in der Hauptsache an und bietet für alle Kreise einen unentbehrlichen Rathgeber, um sich über die vielseitigen Gebiete der Militär-Verwaltung zu unterrichten, besonders für solche Stellen, denen die bezüglichen Gesetze oder Dienstvorschriften nicht zur Hand sind. Deshalb kann es auch den jüngeren Officieren, Officiersaspiranten, Officieren des Beurlaubtenstandes für ihre Studien warm empfohlen werden, zumal es nicht nur eine trockene Aneinanderreihung von Gesetzesstellen ist, sondern auch die geschichtliche Entwickelung des gesammten Verwaltungswesens und dessen einzelner Zweige sehr lehrreich bespricht. Wir heben daraus die historische Entwickelung des Mobilmachungsplanes, der in Preußen bis zum Jahre 1726 zurückreicht, sowie diejenige des Waffenwesens, der Remontirung u. A. hervor. Einen verhältnißmäßig großen Umfang nimmt selbstverständlich der Abschnitt des Etats der Militärverwaltung in Anspruch. Im vierten Abschnitt, Geldverpflegung, vermissen wir nach dem Officiers-Unterstützungsfond die Erwähnung der Officiers-Darlehnscassen. Nach dem Sanitäts- und Lazarethwesen konnte noch der Genfer Convention eingehender, als es in der Fußnote S. 338 geschehen ist, gedacht werden. Punkt 475 der Felddienstordnung konnte hier vorbildlich sein. Einige wichtige Einrichtungen der der Armee sind äußerst knapp behandelt, z. B. Generalstab, Kriegsakademie, Kartenwesen u. dergl.

—r.

— Emile Zola: **„Der Zusammenbruch"** (der Krieg von 1870/71). Roman. Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. In 25 Lieferungen à 40 ₰. — Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat in dieser Ausgabe auch weniger Bemittelten die Anschaffung dieses ausgezeichneten Buches ermöglicht. Wir haben schon die ersten Lieferungen seiner Zeit besprochen. Das Werk liegt nunmehr vollständig vor [uns und wird unserer früher geäußerten Ansicht in vollem Maße gerecht. Das Buch, das schon vor längeren Jahren erschienen, ist rühmlichst bekannt. Der ausgezeichnete Schriftsteller hat in seinem Débacle ein Meisterwerk geschaffen, es ist ein ernstes Mahnwort gegen das Gloire-Phantom, die Revanchegelüste und gegen jeden Krieg. Großartig werden von Zola die Greuel und Schreckensscenen des Krieges geschildert, die furchtbare Roheit und die Entfesselung der Leidenschaften, die der Krieg mit sich bringt, wie die haarsträubenden Leiden, denen Soldaten und das ganze Volk ausgesetzt sind. Mit rücksichtsloser Schärfe kritisirt er die unglaubliche Disciplinlosigkeit der französischen Armee, die Verweichlichung der höheren Officiere, die alles Maß übersteigende Mangelhaftigkeit der Verpflegung. Zola's Muth, seinen Landsleuten so schonungslos die Wahrheit zu sagen, ist zu bewundern. Wenn in einzelnen Fällen auch einzelne Officiere ꝛc. des deutschen Heeres mitgenommen werden und in recht ungünstigem Licht erscheinen, so nimmt uns das nicht Wunder. Im Ganzen kommen wir noch recht gut weg. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet. Ungern legt man das Buch aus der Hand, und wenn das auch zum großen Theil in dem Inhalt begründet ist, so hat doch auch der Uebersetzer ein Hauptverdienst daran, denn eine schlechte Uebersetzung verdirbt das beste Buch. Hervor-

ragend sind die Illustrationen; mit großem Geschick wird das Charakteristische hervorgehoben, ohne daß dieses sich plump aufdrängt. —o—

— Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert, Das Thierleben der Erde. Drei Bände mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Berlin, Martin Oldenbourg. 40 *M.* — Das prächtige Werk liegt jetzt fertig vor uns, eine Zierde jeder Bibliothek. Man kann dem Autor, dem Künstler und dem Verleger nur gratuliren, daß sie bis zuletzt gleichmäßig in Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgehalten haben, um den ausgezeichneten Anfang bis zu einem würdigen Ende durchzuführen. Von Kuhnert's Chromobildern ist nur zu wiederholen, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, wahre Cabinetstücke sind, und auch die wenigen Tafeln niederer Wirbelthiere von Weczer-Zicki sind wohl gelungen, wenn man von der perspectivisch verzeichneten Hornviper absieht. Es dürfte wohl zu empfehlen sein, daß die Tafeln in besonderer Ausgabe für sich abgegeben würden, da mancher Liebhaber den Wunsch hegen wird, eine Anzahl als Wandschmuck zu verwenden. Die Textillustrationen, bei der künstlerischen Auffassung fast durchweg mustergiltig, zeichnen sich in sehr vielen Fällen durch die originelle Auffassung aus namentlich da, wo es Kuhnert vergönnt war, sie in den Tropen unmittelbar dem Leben abzulauschen. Hier sind viele Bilder entstanden, die dauernden wissenschaftlichen Werth behalten werden. August Specht dürften die Zeichnungen niederer Seethiere, z. B. des Einsiedlerkrebses mit der Adamsie, am besten gelungen sein. — Es erübrigt noch, jetzt nach dem Abschluß einen Blick auf den Charakter und die Bedeutung des Ganzen zu werfen. Stellt schon die schnell genug bewältigte Abfassung der drei Bände von je 600 Seiten u. m. bei dem großen Format der schriftstellerischen Energie Haacke's ein glänzendes Zeugniß aus, so wird dasselbe durch die gründliche Art der Behandlung nur um so werthvoller. Wie es Haacke vermieden hat, neue Ideen in das Buch hineinzutragen, wie er vielmehr nur durch gründliche Zusammenfassung des Bekannten, in der Literatur aber Zerstreuten zu wirken sucht, so hat er's auch unterlassen, sich mit der oft zweifelhaften Begrenzung rein zoogeographischer Gebiete und ihrer Erörterung zu befassen. Man mag das im wissenschaftlichen Interesse vielleicht bedauern, der praktische Zweck, dem gebildeten Laien ein ausgezeichnetes Orientirungsmittel zu bieten, wird nur um so besser erreicht. Der Elementarunterricht in der Erdkunde, in Schule und Haus, kann sich gar kein besseres Hilfsmittel wünschen. Es ist so ganz den modernen biologischen Bestrebungen Rechnung getragen. Wie der Unterricht von der Heimath auszugehen hat, und wie er da die biologischen Genossenschaften neuerdings in den Vordergrund stellt, so beginnt Haacke mit Mitteleuropa und schildert nach einander das Thierleben der Wälder, des Feldes, der menschlichen Ansiedlungen und des Wassers, er geht dann zu den Grenzgebieten über, zu Nordeuropa, den Alpen, der pontischen Region und Südeuropa; daran schließt sich Asien, wo sich naturgemäß die Biocönosen nicht mehr in gleicher Weise durchführen lassen. Nord- und Vorderasien wird eingetheilt nach dem arktischen, sibirischen, südwestasiatischen und kaspischen Thierleben, Süd- und Hinterasien nach dem vorderindischen, hinterindischen, inselindischen und hinterasiatischen, Nordamerika nach dem westarktischen, canadischen und Unionsthierleben, Mittel- und Südamerika nach den Tropen, Patagonien-Chile und Westindien unter kurzer Anfügung der Galapagos, Australien nach dem austropapuanischen (austrotasmanischen und papuanischen) und dem austropacifischen (neuseeländischen und polynesischen), Afrika nach dem festländischen (nordafrikanischen und äthiopischen) und dem indoafrikanischen (madagassischen und übrigen insularen) Thierleben. Kürzer wird in der Hälfte des dritten Bandes, ganz unsern Schulbedürfnissen entsprechend, das Meer behandelt, erst die Küstenbewohner, „das Grenzthierleben", nordatlantisches, nordpacifisches, indopacifisches, mittelatlantisches, arktisches und antarktisches, dann das oceanische. Ungefähr 50 Seiten sind den Hausthieren gewidmet und ein kleiner Abschnitt den Schmarotzern. Ueberall sind die Wirbelthiere, Säuger und Vögel namentlich, in den Vordergrund gestellt, die Schilderung der Landthiere geht selten über die Arthropoden hinaus, die Ersteren aber sind bis auf den modernsten Standpunkt fortgeführt. Bei der geographischen Zerrissenheit der Systematik sind die ausführliche systematische Uebersicht und das gewissenhafte Register von besonderem Werthe. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß die Verlagshandlung Einbanddecken in doppelter Ausführung zur Verfügung stellt. Möge dem Werke, das sich durch seine pädagogische Schulung wie durch seine Schönheit in gleichem Masse empfiehlt, die verdiente Verbreitung nicht fehlen! Srth.

— „Himmel und Erde", illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von Dr. Hermann Paetel, Berlin. Redacteur: Dr. P. Schwahn. XIII. Jahrgang. Preis vierteljährlich 3,60 *M.* — Wenn es auch der Redaction einer Zeitschrift, die Himmel und Erde umfaßt, gewiß niemals an Stoff mangeln wird, so wird es doch immer einer gewissen Sorgfalt und Geschicklichkeit ihrerseits bedürfen, den für eine populärwissenschaftliche Zeitschrift geeigneten Stoff richtig auszuwählen, flache Sensationslectüre fern zu halten und für die unterhaltende Belehrung des Lesers über den Fortschritt unserer Naturerkenntniß im Allgemeinen und über Entdeckungen und Erfahrungen, die für das öffentliche Leben von besonderer Wichtigkeit sind, zu sorgen. Ein Ueberblick über den Inhalt der letzten sechs Hefte der vorliegenden Zeitschrift wird den Beweis erbringen, daß die Redaction mit Erfolg bemüht gewesen ist, den erwähnten Ansprüchen gerecht zu werden und außerdem den Inhalt möglichst vielseitig zu gestalten. Wir beschränken uns bei dieser Aufzählung auf die größeren Aufsätze und erwähnen nur, daß sich in jedem Hefte noch inhaltreiche kürzere Mittheilungen und bibliographische Notizen finden. Die letzten sechs Hefte brachten folgende Aufsätze: „Maß und Zahl in der Erdgeschichte" von Prof. W. Ule; „Die neueren Methoden zur Erforschung der Atmosphäre mittels des Luftballons und Drachen" von Prof. Aßmann; „An den Grenzen des Lebens" von K. Marcinowski; „Das Wetterschießen" von Prof. Dr. Börnstein; „Die Entstehung der Farbenempfindungen" von Dr. Estel; „Schmuck aus der Thierwelt" von Dr. Dahms; „Ueber akustische Resonanz" von M. v. Piranie; „Die Atomistik und ihre Probleme" von J. P. Müller; „Der Zusammenhang zwischen Astronomie und Ethnologie in den kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker" von B. Messow; „Der neue Stern im Perseus" von Prof. Ginzel; „Frühlingstage im Mittelmeer" von Dr. Rumpelt; „Die Taifune in den ostasiatischen Gewässern" von Capt. Jachmann; „Bulgarische Reiseskizzen" von Dr. Kassner; „Die Eisenbahn in Deutsch-Südwestafrika" von Kürchhoff; „Das Flußeisen, der Baustoff der Neuzeit" von Prof. Dr. Wedding; „Unterseeboote" von Oberleutnant Kürchhoff; „Die elektrochemische Industrie" von Dr. Müller. Die jedem Hefte beigegebenen Illustrationen waren meist mustergiltig und trugen erheblich zum Verständniß der Aufsätze bei. Dr. F.

— Das Problem der deutschen Börsenreform in rechtlicher und wirthschaftlicher Beziehung unter besonderer Berücksichtigung der Judikatur des Reichsgerichts und des Oberverwaltungsgerichts von Ernst Heinemann, Mitherausgeber des Saling'schen Börsen-Jahrbuches. Berlin, Carl Heymann's Verlag 1901. — Der Verfasser bespricht in dem ersten kritischen Theil der Schrift den Begriff des Börsentermingeschäfts, die Entwickelung der Börsengesetzgebung und der Rechtsprechung und kritisirt hiernach in scharfer Weise die in diesen Fragen ergangenen, Eingeweihten wohl bekannten drei Urtheile des I. Civilsenats des Reichsgerichts vom 12. October 1898, 25. October 1899 und 1. Dezember 1900 sowie das Urtheil des Preuß. Oberverwaltungsgerichts vom 26. November 1898. Sämmtliche Urtheile sind nach der Ansicht des Verfassers unhaltbar; insbesondere habe es nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen, die Spekulation, die man gewiß in einigem Umfange habe einschränken wollen, in der schrankenlosen Weite der reichsgerichtlichen Auffassung zu treffen, und was das Urtheil des Oberverwaltungsgerichts anlangt, so sei der in demselben gegebene Begriff der Börse verkannt. Im zweiten — reformatorischen — Theil werden die Bewegungen gegen das Börsengesetz, Vorschläge, Voraussetzungen und Grenzen für die Börsenreform sowie die Bedeutung des Differenzeinwandes besprochen. Der Verfasser wünscht die Beseitigung des Börsenregisters und des Differenzeinwandes und glaubt, daß eine weitere Reform, um sie auf das zunächst Erreichbare zu beschränken — neben den im Bereiche der Actiengesetzgebung liegenden — solche Maßnahmen erheischt, welche gegen die Verleitung zum Börsenspiel gerichtet sind. Das Buch ist nicht leicht aber interessant zu lesen. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 142. Donnerstag, den 28. November, Abends. 1901.

Wie das Volk sich die Fremdwörter mundgerecht macht.

Von Martin Beck.

„Sprich doch, wie Dir der Schnabel gewachsen ist," ruft man Dem zu, der sich hochtrabend oder über seinen Bildungsgrad hinaus auszudrücken sucht oder auch verlegen nicht frisch von der Leber weg zu reden wagt. Die schlichte, ungekünstelte Redeweise des Volkes, die Muttersprache, wie die angeborene Sprache so bezeichnend heißt, versteht man am Besten. Der Volksmund hat daher seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern das Bestreben gehabt, fremde oder unverstandene Wörter seiner Zunge anzupassen. Man nennt das Volksetymologie. Der Germanist und Dresdner Oberbibliothekar Förstemann hat dieses Wort zuerst gebraucht und zwar 1852 in einem Aufsatze, der Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung eröffnete. Seitdem ist der Ausdruck bei uns und auch in fremden Literaturen heimisch geworden. Volksetymologie könnte man kurzweg mit Volks-Worterklärung verdeutschen. Die Etymologie (vom griech. ἔτυμον, Wahrheit, also wörtlich Wahrheitslehre) sucht nach der Grundbedeutung, dem Ursprung der Wörter. In diesem Sinne nun darf man Volksetymologie nicht ganz auffassen. Das Volk will sich die ihm fremden Wörter nur mundgerecht machen. Es will sich etwas dabei denken, einerlei, ob es das Richtige ist oder nicht. Ein Wort, bei dem es sich nichts denken kann, widerstrebt ihm. Sein Sprachgefühl sträubt sich dagegen. Der Name soll ihm nicht blos leerer Schall und Rauch sein. Man nennt die Volksetymologie deshalb, um sie mit einem anderen Fremdwort zu erklären, Assimilation oder Aehnlichmachung eines Wortes. Anlehnung, Umbildung, Zurechtlegung, Umdeutung, Alles trifft nicht den Kern der Sache. Umdeutschung ist noch am Entsprechendsten. Das Volk will das Wort mit der Sache, die es bezeichnet, in ein innigeres Verhältniß bringen. So grobe sprachliche Fehlgriffe dabei mit unterlaufen, so geistreich und gemüthvoll können diese eigenartigen Wortneubildungen zuweilen sein. Sie sind deshalb von großem Werthe für die Völkerseelenkunde. Sie bilden einen Maßstab der Kraft des Selbstgefühls eines Volkes. Je mehr ein Volk sich dem Eindringen des Fremden in sein sprachliches und demnach geistiges Empfinden widersetzt und diese fremden Elemente entweder abweist oder nur in gewaltsamer Angleichung seinem Sprachgute einverleibt, desto größere geistige Stärke beweist es damit. Auch die Form der Umprägung ist beachtenswerth für das Volksbewußtsein. Fremd und feindlich waren einst gleichbedeutend. Gast hieß ursprünglich Feind. Ein Volk, das international fühlt und sich von jedem Volke spielend Aeußerlichkeiten in Sprache oder Sitte aneignet, kann wohl die einfältige und urtheilslose Masse eine Zeit lang blenden, bezeugt damit aber nur seine längst eingetretene und vollständige nationale Zersetzung, seine Vaterlandslosigkeit. Seine Volksgenossen wissen sich nur durch Rasse oder Religion noch verbunden und fühlen instinctiv, daß sie als Allerweltsmenschen fanatisch Einer für Alle, Alle für Einen eintreten müssen, um sich zu erhalten. Dieses ängstliche solidarische Interesse ist der einzige und zähe Kitt, der sie hält. Nicht darin beruht der Culturfortschritt, daß mit den äußeren trennenden und hemmenden Grenzscheiden der Völker durch die ungeahnten Errungenschaften des gegenseitigen Verkehrs auch die inneren verwischt werden. Im Gegentheil. Je mehr jene ihre scheidende Wirkung verlieren, desto schärfer machen sich diese geltend. Es ist, als ob die Völker sich stemmen wollten gegen die scheinbar auftauchende Idee einer verschwommenen einheitlichen Menschheit ohne nationale Unterschiede. Denn jedes sucht immer mehr seine Sonderart zu befestigen, zu klären und ihr die Liebe der eigenen und die Achtung fremder Volksgenossen zu gewinnen. In dem festen Charakter jeder Völkerindividualität, im klaren Nationalbewußtsein liegt die höchste Kraft und Entwickelungsfähigkeit eines Volkes. Die Sprachreinigung ist ein erfreulicher Beweis für das wieder erwachende Selbstgefühl der Völker. In Zeiten starken Nationalgefühls mied man Fremdwörter oder wandelte sie um zu Wörtern der eigenen Sprache. Zu andern Zeiten wieder, da das Nationalbewußtsein fast erstorben war, suchte man Fremdwörter und unterließ ihre Umbildung. Es ist also sehr berechtigt, diese kläglichen Zeugen eines nationalen Niederganges wieder aus der Sprache auszumerzen. Duldsamer denkt man den naiven Wortbildungen der Volksetymologie gegenüber. Sie bekunden die Findigkeit des sprachschöpferischen Volksgeistes. Oft in heiterer Weise zeigen sie, wie das Volk sich zu helfen wußte und sich von dem Fremdling nicht verblüffen ließ. Mit festem Griff packte es ihn und stutzte ihn zurecht, bis er aussah wie ein Einheimischer. Zufall und Laune waren maßgebend. Hauptsache blieb der Gleichklang. Ob der ärgste Blödsinn dabei mit unterlief, that nichts zur Sache. Wenn es nur verständlich klang. Es ist ein kindliches Schaffen des Sprachgeistes. Wie ein Kind oft ganz originell Wörter ausspricht und Gegenstände benennt, wie es seiner Sprachfähigkeit und seiner Fassungsgabe entspricht, so macht es das Volk mit den ihm unverständlichen Fremdwörtern. Wahr ist's, daß dabei gar arge Entstellungen veralteter einheimischer und fremder Wörter sich in der Sprache eingebürgert haben. Aber dafür entschädigt reichlich die Befriedigung über die Beweglichkeit und Bildsamkeit der Sprache und über das naive und geniale Schaffen des Sprachgeistes. Wo der Volksgeist sich noch in sprachschöpferischer Freiheit bewegt, ist die Volksetymologie zu Hause. In der lebendigen griechischen und deutschen Sprache finden wir sie deshalb mehr als in der starreren lateinischen. Der deutsche Volksgeist hat besonders in der neuhochdeutschen Sprache das Bestreben, auf dem Wege der Volksetymologie Unverstandenes in allgemein Verständliches umzubilden, so umfangreich ausgeprägt, wie kein zweiter. Der deutschen Sprache steht darin die englische am nächsten. Die französische ist bei derselben, ja, zum Theil noch größeren formellen Assimilationsfähigkeit nicht so zur begrifflichen Umdeutung geneigt. Auch der Reichthum der Sprache ist der Volksetymologie günstig. Je mehr Ausdrücke für einen Begriff zu Gebote stehen, desto mehr ist der Anschluß an ein ähnlich klingendes einheimisches Wort durch einfache lautliche Umwandlung erleichtert. Wie der Mann mit nachsichtigem Lächeln die eigenartigen Wortbildungen des Kindes zuläßt, so gönnt die gebildete Schriftsprache auch mit Behagen den urwüchsigen, doch immer von sprachlichem Denken zeugenden Umdeutschungen von Fremdwörtern im Munde des ungebildeten Volkes eine Daseinsberechtigung im Sprachschatze. Beide regellose Wortbildungen, die des Kindes wie die des einfachen Mannes aus dem Volke, gewähren oft erfrischenderen Genuß, als die nüchterne, wissenschaftliche Kenntniß des Wortursprunges. Eine ausdrucksreiche, lebendige Sprache gewinnt die Volksetymologie aus der weiteren Entfernung der Sprache von ihrem ursprünglichen Zustande und aus der größeren Berührung des Volkes mit fremden Völkern. Beides hat gerade bei der deutschen Sprache eine üppige Wucherung der Volksetymologie veranlaßt. Je weiter die Sprache sich von ihrem ursprünglichen Zustande entfernt hat, desto geschäftiger ist das Volk, veralteten, unverständlich gewordenen Wortformen scheinbares Leben durch Umbildung einzuhauchen. Denn auch einheimische Wörter, die es nicht mehr versteht, sind dem Volke

Fremdwörter. Diese Art der Fremdwortumdeutschung, die das Sanskrit fast gar nicht kennt, weil es nicht von seinem Urzustande abwich, ist in unserer deutschen Sprache sehr reich vertreten.

Um einige der auffälligsten Formen herauszugreifen, sei nur an Vormund erinnert, das mit dem althochdeutschen munti, Schutz, zusammenhängt, aber jetzt mit Mund zusammengebracht und als Vorsprecher aufgefaßt wird; an das ähnlich gebildete Leumund, das nicht der Leute Mund bedeutet, sondern vom althochdeutschen liumunt, Ruf, herrührt; an Maulwurf, das mit dem althochd. molta, Staub, mittelhochdeutsch molte, zusammenhängt (in Norddeutschland noch Müll für Kehricht) und eigentlich Moltwurf, Erdwerfer, hieß; an Hagestolz, vom althochdeutschen hagustalt, Hagwalter, der nur über einen Hag, einen kleinen Nebenhof, gesetzte jüngere Bruder, der seines geringeren Besitzes und der Mindergiltigkeit seiner Ehe wegen lieber ledig blieb, aber nicht „Stolz hegte“; an Bratwurst, die ihren Namen vom althochd. prât, Fleisch, hat, also Fleischwurst bedeutet, worauf noch hinweist, daß nicht alle Bratwurst, wie die sogen. polnische und die ähnliche, mit grobgeschnittenem Fleisch gefüllte, steinharte Bauernbratwurst, gebraten wird. Das sind unbewußt mundgerecht gemachte Fremdwörter aus der deutschen Sprache, die in den zwei großen Wandlungen unserer Sprache vom Althochdeutschen ins Mittel- und Neuhochdeutsche ihren Grund haben, wobei manche alte Form abstarb und fremd wurde. Bei bewußten Umdeutschungen fremdsprachlicher Wörter spielte wohl auch der Drang, das Wort durch ein ähnlich klingendes deutsches Wort sich verständlicher zu machen, eine Hauptrolle. Häufig brach aber auch der Humor durch. Man kannte die wirkliche Bedeutung des Fremdwortes wohl, fand aber Vergnügen daran, es in scherzhafter Weise umzudeutschen. Daran hat nicht nur das Volk seine Freude, bei dessen auf die Muttersprache beschränkter Sprachkenntniß die lebhafte und witzige Parteinahme für diese Muttersprache sehr begreiflich ist, sondern auch der Gelehrte.

Der geniale und sprachgewaltige Satiriker des 16. Jahrhunderts, Johann Fischart, ist der Altmeister der absichtlichen Volksetymologie. Ganz vereinzelt nur finden sich schon vor ihm literarische oder gelehrte Volksetymologien, wie z. B. bei Leo v. Rozmital, der in seiner „Ritter-, Hof- und Pilgerreise“, 1465 bis 1467, das Cap Finisterre den „finstern Stern“ nennt, „darüber hinaus ist nichts als Himmel und Wasser, und Gott allein weiß, wo das ein Ende hat“. Sein „finsterer Stern“ ist nachher sogar auf manche Karten übergegangen. Bei Albinus „Meißnische Land- und Bergchronika“, Dresden, 1589, heißen die Sudeten das Südödische Gebirge. Fischart's geistvolle, launige Wortverdrehungen und Wortspiele liest man noch immer mit großem Vergnügen (Podagra, Pfotengram; Jesuiten, Jesubitter und Jesuwider; melancholisch, maulhenkolisch; arab. Dragoman [Dolmetsch], Tragemunt; Notar, Nothnarr &c.). Ihm folgte darin der wackere Hamburger Pastor und Schriftsteller Balthasar Schuppius in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und der volksthümliche und kraftvolle Wiener Hofprediger Abraham a Sankta Clara (Ulrich Megerle) in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts nach. Ganz im Ton und der Weise Abraham a Sankta Clara's hat Schiller die bekannte ergötzliche Strafpredigt des Kapuziners in Wallenstein's Lager geschrieben, in der die lustige Soldateska in lauter witzigen Umdeutschungen abgekanzelt wird. Von Schuppius rührt die treffende Verspottung der Alchymie oder Alchimisterei in seinem Regentenspiegel, 1659, als Allkühmisterei her. Einen Philosophus nennt er Philosaufaus. Bei Abraham a Sankta Clara ist Heliogabal eine Höllgabel, der verlorene Sohn ein Irrländer (Landstreicher), und er meint, daß das gemeine Volk bei Ischarioth an Ist gar roth gedacht habe wegen seines rothen Haares und Bartes. 1551 machte man sich Interim durch Hinterihm mundgerecht, wie witzige Quartaner heute für Interpunktion wohl Hinterpunktion sagen. Luther verdeutschte Legende in Lügende, woraus Lüg-Ente und später Ente für Zeitungslügen gekürzt worden sein soll. Dieser Ausdruck ist aber wohl aus dem noch älteren „blaue Ente“ entstanden, womit man eine wenig glaubhafte, aber immer wieder auftauchende Nachricht bezeichnete im verwandten Sinne von blauem Dunst vormachen. Blau drückte etwas Verschwommens, Nebelhaftes aus.

Die unbewußte Umdeutschung aus der älteren deutschen und aus fremden Sprachen ist stets im guten Glauben geschehen. Sie ist deshalb auch frei von scherzhaften Anspielungen. Ihr ist durchaus das Gepräge des Natürlichen, Ungesuchten und Ungekünstelten eigen, das sich ursprünglich in dem Vorgange volksetymologischer Wortbildungen zeigt. Diese aus innerer Nothwendigkeit entsprungenen Umwandlungen, die mit einheimischem Wortklange auch einheimische Begriffe erzeugten, gehören der Hauptsache nach alten Zeiten an. Für die deutsche Schriftsprache ist deshalb die Zeit der Volksetymologie längst abgeschlossen. Die naive und ungezwungene Anpassung fremder oder fremdgewordener deutscher Wörter war nur in einer Zeit lebhafter Beweglichkeit der deutschen Sprache möglich. Die alte deutsche Sprache zwang instinctiv das fremde Wort zu Sklaverei. Es mußte ihr dienen. Unsere neuhochdeutsche Sprache, die kraftloser und langsamer geworden ist, dient dem fremden Worte. Sie nimmt es so auf, wie sie es von dem fremden Volke hört, und thut lieber dem angeborenen Sprachorgane Gewalt an. Sie giebt die Treue gegen sich um des Fremden willen auf. Das kannte die ältere deutsche Sprache nicht. Sie waltete ihres natürlichen Rechtes, Alles auf den subjectiven Standpunkt des Einheimischen und Bekannten zurückzuführen.

Durch die geographische Lage und die historische Entwicklung Deutschlands kam das deutsche Volk stärker mit fremden Völkern in Berührung als irgend ein anderes. Die Volksetymologie konnte daher bei ihm, unterstützt durch Lebendigkeit und den Reichthum der Sprache, geschäftiger sein, als anderswo. Auf gleichen Ursachen beruhend, finden wir eine ebenso rege Volksetymologie auch bei den Griechen, die z. B. aus dem Namen des Kaisers Caracalla, der diesen Beinamen erhielt, weil er den gallischen Kriegsmantel, Caracalla, in Rom einführte, *Καράκαλλος* (Caracallos), Schönkopf, machten, aus unserm Arminius einen Armenier *Ἀρμένιος* (Armenios) &c. Die lateinische Sprache, deren Volksetymologie Otto Keller, Lat. Volksetymologie und Verwandtes, Leipzig, B. G. Teubner, 1901, ausführlich darstellt, latinisirt griechische und nichtgriechische, asiatische und afrikanische Ortsnamen und behandelt lateinische Wörter volksetymologisch. Eins der schönsten und interessantesten Beispiele ist caduceus und caduceum, Heroldsstab und Merkurstab, das aus dem griechischen *κηρύκειον* (coryceion), Heroldsstab, entstanden ist. Die volksetymologische Anlehnung an caducus, dem Tode verfallen, und der Gedanke an Merkur als den Todtengeleiter sind zweifellos. Aus dem griechischen Namen *Βερενίκη*, Berenice, Siegbringerin, wurde im Gedanken an Verona Veronica. Aus dem gothischen Namen Hunjareiks, der Hochstrebende, machte die lateinische Zunge Honorius, der Ehrenvolle. Aus dem keltischen Namen Irlands, Erin, die Westinsel, Hibernia, die Winterliche. Aus Pileatus, der Behutete, bekam der bekannte Berg der Schweiz den Namen Pilatus, der dann von der Sage mit dem römischen Landpfleger in Beziehung gebracht wurde, gerade wie mittelalterliche Mönche aus Pontius Pilatus einen pontischen Pilatus machten. Heliogabal war aus dem syrischen Namen Elaiagabalos entstanden. Gewiß im Hinblick auf den Sonnengott Helios. Denkt man an die vorhin erwähnte Umdeutschung Heliogabal's durch Abraham a Sankta Clara in Höllgabel, so wird man unwillkürlich an die Umwandlung des Namens Blei, zur Renaissancezeit in Plumbum latinisirt, in Pflaumenbaum erinnert, für dessen niederdeutsche Form (Plumbon) Plumbum gehalten wurde. Der Träger des Familiennamens Pflaumbaum in einer bekannten deutschen Seestadt suchte darum nach, den Namen Blei wieder führen zu dürfen. Aehnlich ließ sich eine in Amerika eingewanderte deutsche Familie Feuerstein dort Flint nennen, wie der Feuerstein englisch heißt. Spätere Nachkommen der Familie hielten das aber für das deutsche Flinte und übersetzten den Namen in Gun, den die Familie noch heute führt. Die sicilische Stadt Egesta klang ihren römischen Eroberern zu sehr an egestas, Mangel, Theuerung, an. Sie nannten sie daher lieber mit einem Anklang an seges, Saat, Segestas. Das arabische Hamalet, Anhängsel, wird seit Plinius' Zeit im Lateinischen zu amoletum (im Anschluß an amoliri, abwenden) und amuletum, Amulet, Talisman. Der Hahn hieß gallus, genau so wie der Gallier. Der Name rührt wahrscheinlich von einem Stamme kaka, nach der Stimme des Hahns, her. Mit der Endung lus müßte man bei den Römern, zu denen der Hahn wie zu den Griechen erst in verhältnißmäßig später Zeit aus dem Morgenlande kam, eigentlich cac-lus, callus erwarten. Da der Volkswitz zwischen dem immer ohne Ursache Streit suchenden und sich in die Brust werfenden Hahn und einem buntgeschmückten, prahlerischen gallischen Krieger eine Aehnlichkeit herausfand, nannte er wohl den Vogel einfach gallus. Der Humor, der in der griechischen und deutschen Volksetymologie sehr stark vertreten ist, fehlt sonst, der Soldatenwitz aus-

genommen, fast gänzlich in der lateinischen Volksetymologie. Die Römer waren Verstandesmenschen und neigten mehr zur ernsten Würde.

Aus der französischen Volksetymologie seien die Ausrufe morbleu und parbleu (potztausend, Sapperment, Teufel auch!) herausgegriffen, die beide mit blau, bleu, nichts zu thun haben, sondern durch bieu aus dieu, Gott, hervorgegangen sind. Morbleu heißt ursprünglich mort de dieu, beim Tode Gottes! Mordblei macht die süddeutsche Volksetymologie daraus. Parbleu bedeutet par dieu, bei Gott. Daraus hat die deutsche Volksetymologie, der Parapluie für Regenschirm nicht unbekannt war, den Ausruf: Donnerwetter, Paraplie! geschaffen. Die französische akademische Jugend hat unsern derberen Namen für das feinere Verruf als verjus übernommen, das sonst die saure Traube bezeichnet. Der Schah Nassr-Edin, den der Berliner Volkswitz seines häufigen Ausspuckens wegen „nasser Ede" (Eduard) nannte, wurde in Brüssel mit Miau begrüßt, da Schah und chat (Katze) gleichlauten. Der Strickbeutel heißt im Französischen sonderbarer Weise ridicule, lächerlich, eine Entstellung aus reticule, vom lat. reticulum, Netzchen. In Deutschland, wo zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts diese Beutel Mode waren, sagte man dann Ritterkiel. Als im Jahre 1865 bei Alise-Sainte-Reine die Bildsäule des Vercingetorix, des keltischen Armin, aufgestellt wurde, bekreuzten sich die Bauern vor dem Saint-Getorix, dem neuen Heiligen, wie ihnen der Name nach französischer Aussprache klang. So wurde auch St. Mamertus im Hinblick auf mamelle, die weibliche Brust, zu Saint Mammaire und zum Schutzpatron der Ammen. Der berühmte Montmartre in Paris ist eigentlich der Berg Merkur's. Aus Mons Mercurii wurde Montmercre und schließlich Montmartre. Französische Schulkinder nennen ihre grammaire (Grammatik) ihre grand' mère (Großmutter). Wird in einer französischen Apotheke de l'huile d'Henri cinq verlangt, giebt der Apotheker sofort Rizinusöl (de l'huile de ricin). Es ließe sich ein ganzes Buch über französische Volksetymologie füllen. Weit bedeutender und vor Allem humorvoller ist die englische, die allerdings wie die deutsche selten druckbar ist und deshalb nur zum Theil der Schriftsprache angehört. Aus unserm Wermuth hat sie wormwood, Wurmholz, geschaffen, gerade wie die Holländer Wormkruid (Wurmkraut). Aus dem lateinischen falbala, unsrer Falbel, recht treffend furbelow (wörtlich: Pelz unten). Die Eberesche, die einst Runenbaum hieß (rountree), heißt jetzt Rothbaum (roantree). Die Stachelbeere bekam ihren Namen gooseberry nach dem französischen groseille. Der Ruf O yes (O ja), mit dem englische Ausrufer beginnen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist aus dem französischen oyez (hört) verderbt. Aus melancholisch macht der englische Slang, die volksthümliche Redeweise, lemoncholish mit Anlehnung an lemon, Citrone. Aus Renegat runagate, indem an runaway, Ausreißer, und gate, das Thor, durch das er läuft, gedacht wird. Aus Apotheker potecarry, Topfträger. Die Rotten row (faule Allee) im Hydepark zu London hieß ursprünglich französisch route du roi, Königsweg, weil hier der König gern fuhr. Vlissingen ist dem Engländer Flußingen (Flushing). Shakespeare's imperativischer Name (Schwinge den Speer) soll aus dem Namen eines wallonischen Vorfahren des Dichters, Jacques Pierre, ins Englische umgewandelt worden sein.

Die italienische Volksetymologie ruft beim Zutrinken: brindisi, ganz so wie heute die alte Stadt Brundisium heißt. Damit hat der allgemein übliche Ausdruck aber nichts zu thun. Er ist aus dem Deutschen „bring Dir's" hervorgegangen. Das Capitol heißt Campidoglio, Oelfeld. Der alte classische Berg Soracte mußte zu einem merkwürdigen Heiligen San Oreste werden. Aus Ammogostos (die Sandverschüttete) auf Cypern machten die Venetianer Famagusta (fama, augusta, von erhabenem Ruf). Die Zeitung nennt der Italiener nicht gazetta, von gaza (Schriftensammlung) sondern nach der geschwätzigen Elster (gazza) gazzeta. Bei Pappagallo für Papagei dachte er wohl an pappa (Semmelbrei) und gallo (Hahn.) Der Spanier hat aus dem lateinischen Vagabundus (Bummler, Landstreicher) einen Vagamundo (Weltstreicher) gemacht. In Holland heißt ein Rhetoriker ein Rederijker, ein Redereicher. Die Türken nannten Plewna (Kirschenstadt) im Gedanken an ihr Nationalgericht (pilav, Reis) die Reisstadt, Pilavna, und Muktar Pascha anfangs Ghazi, den Siegreichen, als sich das Blättchen aber gewendet hatte, nur noch Gaz die Gans. Man wird eben kein Volk auf Erden treffen, dessen Sprache keine Volksetymologien besäße. Sie sind die nothwendige Folge der Berührung mit fremden Völkern.

Doch nun zum Schluß zurück zu unserm lieben Deutsch, das eine überwältigende Fülle mundgerecht gemachter Fremdwörter besitzt, die fast alle das Buch Karl Gustaf Andresen's „Ueber deutsche Volksetymologie", 6. Aufl. 1899, gesammelt hat. Im Gegensatz zu der alten, der gelehrten oder literarischen Volksetymologie, deren Bildungen längst Bürgerrecht in unserer Sprache gewonnen haben, ist die moderne Umdeutschung eine bewußte, absichtliche. Nach der Methode der Umwandlung kann man bei ihr naive Umdeutschung unterscheiden, wenn ihr der Sinn des fremden Wortes unbekannt war und die Aehnlichmachung nur dem Klange folgte, und, bei der Bekanntschaft mit dem Sinn des Fremdwortes, eine erklärende und eine humoristische Form. Auf diese drei Arten lassen sich alle Volksetymologien zurückführen. Naive Umdeutschung erfolgte überaus häufig bei Orts- und Personennamen, wie Katzenellenbogen aus Catti Melibocus (der Hessen Brocken), Türkheim im Elsaß und Türkenfeld in Bayern, die von Thüringern begründet waren, aus Thuringoheim und Duringfeld, Paulsborn aus Phol's (Balder's) Quelle, Rothschild auf Seeland aus Roeskilde, altnordisch Hroarsskilde (König Hroarsquelle), Klagenfurt aus Claudii forum (Claudius' Markt), Wünschendorf (windisch, d. h. wendisch Dorf), Erlkönig aus dem dän. Elverkonge, Elfenkönig, Vitzthum aus Vicedominus (des Herrn Stellvertreter), Ammon aus Ammann, Amtmann &c. Für das ihm unverständliche und schwer zu sprechende Superintendent sagt das Volk lieber der Sakrament oder Sapperment. Daß ein ferner liegendes Fremdwort durch ein geläufigeres, bei dem sich etwas denken läßt, ersetzt wird, kommt oft vor. Aber auch deutsche Wörter ersetzt man oft, um zu mildern oder sich einen Anstrich von Bildung zu geben, durch unverstanden und falsch gebrauchte fremde, wie in Thüringen neidral für neidisch, modest für modern. Aus Christian wurde Kristan, Kirsten, Kirstein, Kirschstein und anderseits auch Kresse. Erklärende Umdeutschungen sind z. B. Helefant für Elefant, ebenso Helfenbein, wobei jedesmal an helfen, und Hedhexe für Eidechse, wobei an Haidehexe gedacht wurde. Das gastrische Fieber wurde zum garstigen Fieber, sarkastisch zu sehr garstig, der Virtuos zum Fertigos, der Civilverdienstorden zum Zuvielverdienstorden, massakriren zu mordsakriren, Fourage zu Futterage, Xantippe zu Zankippe. Kuhlatsch, wie man im Vogtlande für Goulasch sagt, Gerichts- oder Forsthallunk (statt Adjunkt) in Oberbayern, rattekahl für radical, reene (rein) führen statt renoviren mögen erklärend und naiv zugleich gemeint sein. Die Grenzen lassen sich da selten feststellen. Das ist auch mit humoristischen Umdeutschungen der Fall. Rein humoristisch ist z. B. lehmannkolisch (Dresdner Gegend) für melancholisch, das etwas an das schon erwähnte englische lemoncolish erinnert, und Fischart's maulhängkolisch. Ferner Actenverwahrius für Actuarius. Aquarium verdeutschte sich ein Kind in Quakquarium, Museum in Besehum. Ein in alter Zeit aus Surinam Heimgekehrter, also ein Surinamer, bekam den Namen Sauereinnehmer. Herrmöglich verschlossen sagt man im württembergischen Franken für hermetisch verschlossen.

In reger Thätigkeit machte man sich stets auf beiden Seiten in einem Kriege die Ausdrücke des andern Volkes mundgerecht. Zur napoleonischen Zeit schuf man aus Dumouriez in Pommern den General Dummerjahn, aus Belle Alliance die Schlacht bei Ballertanz. Als Napoleon über deutsche Truppen eine Parade abhielt, erzählt der anhalt-bernburgische Hofmusikus Klinkhardt in seinen fesselnden Erlebnissen „Aus schwerer Zeit" (1813—15), hatten diesen die Adjutanten eingeschärft, vive l'empereur zu rufen. Die braven Mecklenburger schrieen nun dem Kaiser in ihrem Plattdeutsch zu: Pip mit lange Röhr (Pfeife mit langem Rohr)! weil sie es nicht besser verstanden hatten, und Napoleon dankte freundlichst dafür. Als 1815 die verbündeten Oesterreicher, Russen und Preußen in Paris einzogen, hieß es dort von ihnen: les rustres, les autres chiens et les plus chiens. Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 sagten die deutschen Soldaten für Maire stets der Maier und für Mairie einfach die Marie. Das Gasthaus Cheval blanc bei Straßburg nannten sie blanke Schwalbe, den Ort Sainte Marie-aux-chênes Sang Marie so schöne, den Mont Valerien Baldrian und Bulrian, Mars la Tour Marsch Retour, Le Mans natürlich Lehmanns, General Frossart Freßsack, Marschall Canrobert Zahn-Robert, die Champs élysées Schanzeliesschen, die rue de Sèvres rothe Seefe (Seife), Mac Mahon Max Mahon. Als Napoleon zuletzt in

Chiselhurst war, hieß es, er sei in Schüsselwurst. Die Franzosen dagegen nannten Gambetta anfangs in ihren Zeitungen Grandbetta, nach seinem Sturze aber Grandbêta. Für armistice sagten sie amnistie, für Kasematte cachematte, wohin man sich verkroch. Die französischen Bauern nannten unsere Landwehr die langues vertes (so heißt die Pariser Mundart).

Wir können hier unmöglich weiter auf die zahlreichen anziehenden Einzelheiten unserer deutschen Volksetymologie eingehen. Das Mitgetheilte, dem wir auch manches wohl noch nicht allgemein Bekannte einfügen konnten, genügte uns für den Zweck, diesem interessanten Gebiete Aufmerksamkeit zuzulenken. Wenn für unsere Schriftsprache die Volksetymologie abgeschlossen ist, so ist das nur den Fortschritten der Sprachwissenschaft zu danken. Die Gelehrten überwachen die Sprache. Das Eindringen sprachpathologischer Erscheinungen ist unmöglich. Anders ist es mit den Quellbächen der Schriftsprache, den Mundarten. Eine davon wurde ja nur durch besondere Umstände zum Hauptstrom, eben zur wohlgezähmten, veredelten Schriftsprache. Aber in den Mundarten, aus denen die Volksseele ihren Athem schöpft, ist auch die Volksetymologie ewig lebendig. Und wie da der Sprachgeist schafft, ist von hohem Werthe für die Erkenntniß der Volksseele.

Bücherbesprechungen.

— Freytag, Oberstleutnant z. D. und Bezirkscommandeur: Organisation und Dienstbetrieb eines Bezirkscommandos. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2,80 ℳ — Der Verfasser, dem eine reiche, vielseitige Erfahrung im Dienste der Bezirkscommandos und bei Reserve- und Landwehrübungen zu Gebote steht, hat den in das bürgerliche Leben so vielfach übergreifenden Dienst der Bezirkscommandos und deren Organisation in dem vorliegenden Buch übersichtlich und eingehend geschildert. Man findet Aufklärung über das Personal und den Dienstbetrieb der Bezirkscommandos, über die Hauptmeldeämter, über das Musterungs- nnd Aushebungsgeschäft, Invalidisirungsverfahren, ökonomische Musterungen, Controlversammlungen, das Officiercorps des Landwehrbezirks, das Kriegervereinswesen u. a., sodaß dies Werk als guter Rathgeber allen denen empfohlen werden kann, die zu den Bezirkscommandos in irgend einer Beziehung stehen. —r.

— Friedrich List. Von Karl Jentsch. Mit Bildniß und Facsimile. (= Geisteshelden [Führende Geister]. Eine Sammlung von Biographien. Einundvierzigster Band.) VIII, 216 S.; 8°. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901. Preis: geheftet 3,60 ℳ — Seit 7½ Jahren Angestellter des Hauses, das Joseph Meyer (1796—1856) begründet hat, habe ich vor Friedrich List (6. VIII. 1789 — 30. XI. 1846) nicht blos „vorzügliche Hochachtung" (Wilh. Roscher in seiner Besprechung des „Nationalen Systems der politischen Oekonomie": GGA. 1842, II) gehabt, sondern empfinde für ihn noch etwas mehr: Mitgefühl, Berehrung, ja Liebe. Denn List ist mir in erster Linie nicht nur der bahnbrechende Volkswirthschaftslehrer, sondern namentlich auch ein gut Stück leibhaftigen Deutschthums: in der reinen, uneigennützigen Liebe zum deutschen Vaterlande, dessen damals noch unverbundenen Glieder ihn, den Propheten künftiger Größe, mißverstanden und verketzerten, in dem durch Quälereien und Verfolgungen nicht zu unterdrückenden Freiheitsdrang, in dem als Kehrseite der Medaille eine nervöse Ruhelosigkeit aufweisenden Wandertrieb, in dem genialen Geschicke, ganzen Völkern neue wirthschaftliche Wege zu weisen und das Große zu meistern, und dem echt deutschen Unvermögen, dabei — wenn nicht zuerst, so doch mit — für sich selbst zu sorgen, in den gigantischen Plänen und dem durch die Misère des Kleinen herbeigeführten tragischen Untergange. Das Buch hält uns Sachsen und namentlich den Leipzigern einen Spiegel vor: versündige dich nicht an Zeitgenossen durch Undank! Es ist recht von dem Verfasser, daß er gerade die wenig erhebende, nein: beschämende Rolle, die angesehene Bürger Leipzigs vor zwei Geschlechtern gegenüber dem „moralischen Gründer der deutschen Eisenbahnen" (Henri Richelot) gespielt haben, nicht verschleiert hat; und es bleibt ein solamen miserum, daß man damals auch sonst in Deutschland nicht viel anders an List gehandelt habe. Jentsch spricht ihm als die einzige Stellung, die er hätte bekleiden können, die eines (auch heute noch utopischen) Reichshandels- und Verkehrs-Ministers zu; in Wahrheit endete vor 55 Jahren ein in den Tod gehetzter Schriftsteller. So belohnt Deutschland seine führenden Geister. — „Um von der Publicistik leben zu können, muß man heute über dies, morgen über jenes schreiben, was gerade Marktwerth hat", so äußert sich der Verfasser an einer Stelle der vorliegenden Lebensbeschreibung, wie ich glaube, nicht ohne eigene Bitterniß im Herzen. „Die Wandlungen im Zeitenstrome" haben den vormaligen katholischen Pfarrer, der die Unfehlbarkeitslehre nicht mitmachen wollte, zu den „Grenzboten" u. s. w. u. s. w. geführt; es ist erstaunlich, auf welchen Gebieten sich der vielseitige, scharf beobachtende alte Herr noch rüstig herumtummelt. Im List-Buch ist er der Klippe der Flüchtigkeit, die im zu raschen Arbeiten liegt, dadurch glücklich entgangen, daß er mit einer einzigen Ausnahme dies Mal sich im Hintergrunde hält und möglichst den Helden selbst reden läßt: ein Verfahren, dem man schon deswegen nicht den sonst naheliegenden Vorwurf der Bequemlichkeit machen darf, weil eine ausführliche Kritik von List's Ansichten dem Zwecke der Sammlung, wovon diese Biographie das 41. Glied bildet, direct widersprochen hätte: Die Bibliographie am Schluß ist mehr als dürftig; namentlich hätte Rudolf v. Scala's vortrefflicher Aufsatz in der Zukunft, deren regelmäßiger Mitarbeiter Jentsch doch ist, ebensowenig fehlen dürfen, wie die Jedem leicht zugängliche Neuausgabe des „Sächsischen Eisenbahnsystems" durch Herrn v. Brandt. Ht.

— Kürschner's Jahrbuch 1902. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hillger's Verlag. — Zum fünften Male ist nun Kürschner's Jahrbuch bereits erschienen, diesmal wieder in einem Umfang von 916 enggedruckten Seiten mit staunenswerth reichem Illustrationsschmuck, der beste Beweis, daß das Buch schon in den weitesten Kreisen Eingang gefunden hat; denn sonst würden Herausgeber und Verleger sich nicht zum fünften Male entschlossen haben, so viel für einen solchen Spottpreis dem Leser zu bieten. Trotz des Massenumsatzes, auf den dies Buch berechnet ist, falls der Verleger überhaupt dabei bestehen will, und den es offenbar auch gefunden hat (denn Professor Kürschner kennt wie irgend einer sein Publicum), ist es fast unbegreiflich, was Alles in Wort und Bild auch der neue Jahrgang wieder bringt. Ja man könnte sich eher verwundert fragen, was er nicht bringt? So groß ist die Fülle des Wissensstoffes, der sich in diesem Jahrbuch aufgespeichert oder vielmehr planmäßig und übersichtlich geordnet in allgemein verständlicher Darstellung vorfindet. Das macht dem Kürschner Keiner nach, geschweige denn daß dieser findigste und unternehmungsfreudigste aller deutschen Schriftsteller in dieser Hinsicht gar von Jemand überboten werden könnte. An Uebersichtlichkeit aber zeichnet sich das neue Jahrbuch vor seinen Vorgängern noch dadurch erheblich aus, daß das, was man beisammen sucht, auch bei einander zu finden ist, obwohl man sich aus dem umfangreichen alphabetischen Inhaltsverzeichniß ohnedies leicht Raths erholen kann, wo man dies und jenes am raschesten nachschlagen kann. Alle unentbehrlichen Rubriken der vorigen Jahrgänge weist selbstverständlich auch der neue Jahrgang wieder auf, Alles aber ist zeitgemäß ergänzt und erneuert und Veraltetes verständnißvoll berichtigt. So hat u. A. der Abschnitt über Heer und Marine eine durchgreifende Neubearbeitung und Erweiterung von berufenster Seite erfahren. So enthält die Darstellung des studentischen Verbindungswesens gleichfalls viel Neues. Andere Rubriken sind vollständig neu, so namentlich die lesenswerthen kurzen Uebersichten über alle irgendwie bemerkenswerthen Wissensgebiete, wie Astronomie, Baukunst, Bildhauerkunst, Botanik, Chemie, Entdeckungen und Reisen, Erfindungen, Forstwissenschaft, physikalische Chemie, Geologie, Geschichte, Literatur, Logik, Malerei 2c., kurz man findet auch unendlich viel, was man in einem solchen Jahrbuch eigentlich gar nicht zu verlangen berechtigt ist, am wenigsten bei so bescheidenem Preise. Auch der Bilderschmuck, dessen Ausführung gleichfalls fast durchweg Lob verdient, ist noch reichhaltiger als in den früheren Jahrgängen und so steht sicher zu hoffen, daß Kürschner's Jahrbuch siegreich in immer weitere Kreise dringt, und das verdient es in hohem Maße sowohl wegen der fast unglaublichen Fülle als auch wegen der Zuverlässigkeit des Gebotenen. Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 143. Sonnabend, den 30. November, Abends. **1901.**

Christian Dietrich Grabbe.

Zum hundertsten Geburtstage des Dichters.

Einen Dichter wollen wir ihn doch nennen, der am 1. (nach anderer Version am 11.) December 1801 geboren wurde und am 17. September 1836, also kaum 35 Jahre alt, starb, trotz der Verurtheilungen, die er, mit Recht, von berufener Seite, hie und da auch ein wenig durch den Dünkel gewisser Literaturhistoriker hat über sich ergehen lassen müssen. Denn eine gerechte Beurtheilung kann, wenn sie dem in Verbitterung Dahingeschiedenen auch das nachträglich nicht zu geben vermag, was er sich selbst vorenthalten hatte, so doch den Nachkömmlingen und Nachschaffenden manche lehrreiche Bemerkung machen und auch das Gemüth, das Mitleid, das ein Rückblick auf das Leben und Schaffen des hoffnungsvoll Beginnenden und zweifellos reich Begabten nothwendig erwecken muß, soll nicht ganz leer ausgehen. Sagte Grabbe doch, als sein kurzer Lebensweg bereits seinem Ende nahe war, mit einer Art von Entsagung: Was kann aus einem Menschen werden, dessen erster Anblick — Grabbe's Vater war Zuchtmeister in einem Zuchthaus — ein alter Sträfling und Mörder war? Und eine Stelle ist uns immer in Grabbe's Werken als besonders charakteristisch für ihren Urheber aufgefallen. Als — in der „Hermannsschlacht“ — die Lage für Varus bereits ganz trostlos geworden ist, Unwetter und Germanen auf die zusammenschmelzende Römerschaar einstürmen, da sagt der Präfect Eggius, den bereits Todesahnungen umfangen, zu dem Feldherrn Varus, als sie Beide so zu sagen im Kothe sitzen: „Was hat man endlich von all den Plagen? Ein bischen Schlaf.“ Wie oft mag diese düstre Lebensphilosophie, die aus dem Munde eines Menschen kam, der sich in der Verzweiflung wenige Stunden nachher das Leben nahm, durch Grabbe's Gehirn gezogen sein! Sollen solche Betrachtungen die Schwäche im Wesen des Dichters Grabbe auch nicht bemänteln, sollen sie uns nicht weichherzig und sentimental stimmen — gegenüber Verunglimpfungen, wie sie von eingebildeten Kritikern und Literarhistorikern ausgegangen sind, darf auch auf diese ungünstigen Einwirkungen auf das Leben Grabbe's wenigstens kurz hingewiesen werden, wie es in diesem Falle uns auch wie eine Pflicht erscheint, auf die Begabung des oft Verlästerten und früh Abgeschiedenen besonders hinzudeuten.

Ein Landsmann Grabbe's, der fast um zehn Jahre jüngere Ferdinand Freiligrath, auch ein Detmolder Kind — Grabbe erblickte in Detmold das Licht der Welt und liegt auch daselbst begraben — hat ein feierndes Todtengedicht auf Grabbe verfaßt, betitelt: „Bei Grabbe's Tod“. In demselben wird eine Lagerscene wer weiß wo geschildert, an der der Dichter theilnimmt. Es ist Abend. Der Tag mit seinen Mühen ist vorbei. Der Signalschuß ist gefallen, der die Nacht ankündigt, zum Theil lagert sich die Masse bei der Musik, die einen Choral spielt, zum Theil im Zelt bei den Marketendern und beim Spiel. Da trifft der Erzählende alte Bekannte, die er lange nicht gesehen, aus der Heimath. Er fragt nach Jenem und Diesem, auch nach Grabbe, und erfährt, daß dieser todt sei. Das rührt ihn wie ein elektrischer Schlag an und er entweicht dem Lärm und flüchtet sich in die Einöde, um den Gedanken, die ihn bedrängen, nachzuhängen. Das Gedicht fährt dann fort:

Ich trat hinaus, ich gab der Nacht mein Haar;
Dann auf die Streu, die mir bereitet war,
In einem Kriegerzelt warf ich mich nieder.
Mein flatternd Obdach war der Winde Spiel;
Doch darum nicht floh meinen Halmenpfühl
Der Schlaf — nicht darum bebten meine Glieder.

Nein, um den Todten war's, daß ich gewacht:
Ich sah ihn neben mir die ganze Nacht
Inmitten meiner Leinwandwände.
Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt ich die Hand: Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprüh'nder Gluth
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Karthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers!

So ist's! Wie Würfelklingen und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohnt in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.

Sei's! Diesen Mantel werf ich d'rüber hin!
Du warst ein Dichter! Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?
Dies Haus bewohnten Don Juan und Faust;
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form, — laßt ihn! er hat gedichtet!

Es ist Zeit, daß wir die Werke dessen, den wir hier nicht blos wie sein Landsmann Freiligrath feiern, sondern unbefangenen Auges betrachten wollen, den Lesern, die doch nicht alle mit Grabbe vertraut sind, einmal herzählen und kurz charakterisiren. Grabbe begann mit seinem wüsten Jugenddrama „Herzog Theodor von Gothland“, einem ungeheuerlichen Opus, das die Erstlinge anderer Stürmer und Dränger, Schiller's „Räuber“, Hebbel's „Judith“ an grotesken Excessen weit hinter sich läßt. Es wird uns nicht einfallen, dem Dichter aus dem Wüsten und Grotesken irgend einen Vorwurf machen zu wollen, da Genies häufig — nicht immer, siehe Goethe, der auch hier eine Ausnahme machte und mit maßvollen Werken begann, die dabei doch genial waren — mit Ausschweifungen anfangen, um dann zur Vollendung emporzusteigen. Aber das ist gerade das Kennzeichen Grabbe's, und wir setzen dies Charakteristicum gleich an die Spitze dieser Bemerkungen, um Weiteres zu ersparen, daß Grabbe aus diesem Stadium nie recht herauskam, niemals, wie Rudolf Hildebrand sich einmal in einer Vorlesung ausdrückte, die Studentenstiefel auszog, wennschon sich eine Art von Entwickelung bei ihm nachweisen läßt, vom Unvollkommenen zu einer gewissen Höhe der Vollkommenheit, die sich in „Don Juan und Faust“, neben dem Napoleondrama Grabbe's bedeutendstem Werk, in den beiden Hohenstaufendramen („Kaiser Friedrich Barbarossa“, „Kaiser Heinrich der Sechste“) endlich in „Napoleon oder die hundert Tage“ zeigt, und dann herab zu den Altersstücken, wenn bei einem Dreißigjährigen von Alter die Rede sein kann, die einen gewissen Geiz und eine gewisse Dürftigkeit verrathen („Hannibal“, „Die Hermannsschlacht“). Hiermit haben wir die Hauptthätigkeit Grabbe's schon erschöpft, denn Bagatellen, wie das burschikose Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das Aschenbrödelmärchen, das tragische Spiel „Nanette und Maria“ lassen wir ganz aus dem Spiel, da es uns hier nicht darauf ankommt, weder einen Lebenslauf Grabbe's zu verfassen, noch seine Werke literarhistorisch zu behandeln, sondern unsere Aufgabe eine ganz andere ist, wie der Leser auch schon herausgemerkt haben wird. Höchstens kann man noch das

umfangreiche Fragment „Marius und Sulla" hinzunehmen, das großartige Züge an sich trägt und mit zu dem Bedeutendsten zählt, was der Dichter geschaffen hat. Denn das Großartige, Gigantische ist die eigentliche Domäne Grabbe's, wennschon der eine bekannte kleine Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen häufig genug gethan wird. An diesen unmöglichen Zügen allein scheitert schon jeder Versuch, diese Sachen je für die lebendige Bühne zu gewinnen, denn sie lassen sich nicht ausmerzen, sie sind mit dem Ganzen verquickt, verwachsen. Das Ueberstiegene liegt in der ganzen Anlage. Im „Napoleon" — es ist die Scene: die Schlacht bei Ligny — heißt es einmal: Kanonenkugeln schlagen in die Erde. Vitry (Kaisergardist, ergreift einige und wirft sie fort): Canaillen, ihr könntet ricochettiren! Napoleon: Wie heißt Du? Vitry: Philipp Vitry. Napoleon: Du bist Hauptmann. Das ist so ein Schritt, ein bedenklicher Moment, anscheinend erhaben und doch — es zuckt uns um die Mundwinkel. So ließen sich viele Beispiele anführen. Daneben wieder finden wir Züge von unleugbarer Größe, im „Don Juan und Faust", welches Stück nur den Fehler besitzt, daß es zwei Helden hat, den dämonisch zum Genuß und den zum Wissen Strebenden, von denen der Erste schließlich im Interesse des Publicums die Oberhand behält, so daß die Theilnahme an dem Einen die am Andern aufzuheben droht, in den Hohenstaufendramen, im „Napoleon", ja sogar noch in den beiden letzten Dramen Grabbe's, im „Hannibal" und der „Hermannsschlacht", namentlich im „Hannibal", dessen letzter Act, der Tod des von den Römern gehetzten Helden beim König Prusias Blumenthal's, des neuesten Herausgebers Grabbe's, Bewunderung mit Recht erregt. Die Schilderung des Unterganges Karthagos aus dem Munde des Negers Turnu gehört mit zu dem Grandiosesten und Einwandfreiesten, was der Dichter geschaffen. Es ist schon gesagt worden, daß es fast unmöglich erscheint, diese Dramen je für die Darstellung zu erobern. Dennoch sind sie aufgeführt worden, „Don Juan und Faust" einmal — schreibe einmal! — zu Lebzeiten des Dichters, die Hohenstaufendramen neuerdings öfter; sie sind wohl die bühnengemäßesten beiden Stücke Grabbe's, die ihren Nacken den Theaterforderungen am leichtesten beugen. „Napoleon" ist bearbeitet worden, ebenso „Hannibal", ebenso „Gothland"; ob sie aufgeführt worden sind, wissen wir nicht. Ihr Lapidar- und Freskenstil widerstrebt der Bühne allzusehr. „Don Juan und Faust" hat zuletzt Paul Lindau, als er Leiter des Theaters in Meiningen war, für die Bühne zu gewinnen gesucht. Die Bühnenbearbeitung ist sogar, in Meyer's Volksheften, erschienen. Damit dürfte aber auch die Theatergeschichte dieser Stücke erschöpft sein und auch wir gelangen zu einem gewissen Abschluß unserer Betrachtung.

Der Leser, der Grabbe nicht kennt, und auch für diesen sind diese Zeilen berechnet, hat nun wohl schon einen Begriff von dem Dichter bekommen. Nimmt man das Gesagte und die feiernden Trauerverse Freiligrath's zusammen, so erhält man ein Bild. Wir sehen im Geiste „des Hohen prächtige Stirn", wir ahnen seine „Brände", die das „lodernde Gehirn" hervorgebracht hat und die „Asche" werden sollten, als er frühzeitig starb, wir sehen an diesen Bränden, die „Wachtfeuern" gleichen, „der Hohenstaufen Heeresvolk" ruhen (die beiden schon genannten Hohenstaufendramen), „des Corsen Volk" („Napoleon oder die hundert Tage") und „des Karthagers" („Hannibal"). Wir wissen jetzt, daß sich „in dieses mächt'gen Schädels Raum", den Grabbe in der That besaß, wie das überlieferte Bild beweist, „Befeindetes bestritten" hat. Wir zweifeln nicht daran, daß er „ein Dichter" war, über den der Feiernde den „Mantel warf", d. h. über seine Schwächen und Fehler. Der Feiernde zaubert uns auch noch „Don Juan und Faust" vor unser Auge und behauptet, daß er „die Form zerbrach", Grabbe, was wir ja schon wissen, da das zur Genüge aus dem bereits Gesagten hervorgeht. Aber Grabbe „hat gedichtet" und das ist uns ja auch klar geworden. Dann aber fährt Freiligrath fort, an seine Lagerscene anknüpfend:

Der Dichtung Flamm ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tausende, die unterm Linnen hier
In Waffen ruhn — was sind sie neben dir?
Wird ihrer Einen, so wie dich man nennen?

Doch sie verzehrt; ich sprech es aus mit Graun!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfe pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie. Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt.
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt ich von einem eingestürzten Tempel.

Hierzu haben wir auch noch Bemerkungen zu machen. Freiligrath behauptet, daß der Dichtung Flamme allezeit ein Fluch sei. Das kann man doch nicht so ohne Weiteres sagen. Sie kann ein Fluch sein, wie wir es an Dichtern wie Günther, Kleist, Hebbel und unserem Grabbe sehen, aber es braucht das durchaus nicht immer der Fall zu sein, wenn wir dabei an Goethe, Schiller und unzählige Andere denken. Auch für den leidenden Schiller war der Dichtung Flamme kein Fluch. Daß diese Flamme verzehrt, ist wohl wahr. Welche Flamme thäte das nicht? Man sieht es ja an Schiller, der sich thatsächlich aufsog in seinen Werken, zuletzt im „Demetrius", dem er sein Leben opferte, während der behagliche Philister es nicht so gemacht haben würde, der sich seiner Familie und Gesundheit erhalten hätte und Poesie Poesie hätte sein lassen und den sterbenden Schiller seine Arbeit vielleicht noch zum Vorwurf gemacht haben würde. Die Kunst verzehrt überhaupt oft, wie man das ja an Mozart sieht, dessen Tragik ein Mörike so meisterhaft wiedergegeben hat. Und Male brennt sie! Das kann auch wiederum der Wahrheit entsprechen, braucht es aber nicht. Einsam geht der Poet mit flammender Stirne durch die Mitwelt, das ist leider wahr und für ihn selbst nicht angenehm. Aber daß der Dichtung Mal ein Kainsstempel sei, dagegen möchten wir uns zuletzt erst recht wenden, wenn es auch unbestreitbar ist, daß die Welt den Dichter flieht und nüchtern richtet. Da sei Gott vor, daß das immer so wäre! Wenn das der Fall ist, ist der Dichter selbst etwas daran Schuld. Und das war bei Grabbe doch der Fall. Gehen wir darauf ein!

Freiligrath deutet den Mangel bei Grabbe schon in den Worten an: in ihm habe sich wie ein wüster Traum Befeindetes bestritten. Das Wort „wüst" ist gut gewählt; es bringt die Empfindung genau zum Ausdruck, die man erhält, wenn man Grabbe's Dramen, selbst seine besten, liest. Und schade, daß bei dem Befehden befeindeter Mächte sich diejenigen Eigenschaften als zu schwach erwiesen haben, die zur Entwickelung, Vervollkommnung führen konnten, und jene die Oberhand behielten, die die innere Zerstörung bedingten, so daß es mit dem Bild von dem eingestürzten Tempel seine Richtigkeit hat. Es ist falsch, wenn man für das Liegenbleiben eines genial veranlagten Menschen lediglich die äußeren Umstände verantwortlich macht, die unglückliche Zeit, in der Grabbe zweifellos lebte, die nur niederdrückend wirken konnte, die Reactionsjahre der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die wahrhaft Großem hinderlich waren, den Mangel einer Erziehung, den bildenden Einfluß seiner Frauen, eheliches Unglück u. A. m. Diesen Mangel haben andere Dichter auch empfunden, sind aber trotzdem etwas geworden. Die feindlichen Mächte, von denen Freiligrath redet, waren in Grabbe's Innerm selbst thätig und wirkten von da aus tödtlich. Grabbe wurde schließlich von Grabbe selbst zu Boden geworfen. Wenn es falsch ist, was einem verwandten Dichtergeist, dem unseligen Günther, seine Grabschrift nachsagt, daß das Schicksal es nicht wollte, daß seine Dichterkraft zur Reife kommen sollte, so gilt das auch von Grabbe: auch er wollte lediglich selbst nicht, daß seine Dichterkraft zur Reife kommen sollte. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten" (Goethe von Günther in „Dichtung und Wahrheit"). Bezeichnender Weise und ebenso verhängnißvoll stand an seinem letzten Lager, an dem seine einfache alte Mutter sorgend weilte, die Einzige, die ein Herz für ihn hatte, wenn sie ihn auch nicht verstand, während seine Frau kalt fern von ihm weilte, der Teufel Alkohol, der ihm zeitlebens zum Verhängniß werden sollte. Der Rum spielte eine große Rolle in Grabbe's Leben und übte jene anfeuernde Wirkung aus, mit der die Brände seines Gehirns lodernd erhalten wurden. Doch soll man nicht dem Schicksal und der Welt aufhalsen, was die Flasche verbrach. So erhält man denn doch ein wesentlich anderes Bild von Grabbe, als Freiligrath es malt. Die „hohe prächt'ge Stirn" bleibt bestehen, aber was hinter ihr arbeitet, war nicht immer gesund und schuf häufig Caricaturen des Großen statt des Großen selbst, so daß die Wirkung die dem Ernste entgegengesetzte war. Vor den Werken, „Don Juan und Faust", den Hohenstaufen-Dramen, „Napoleon", „Hannibal", „Hermannsschlacht" haben wir Respect, aber nur weil sie Zeugniß ablegen von einer großen Begabung, die auf das Gewaltige

hinarbeitete, weil sie viele schöne Stellen, packende Momente enthalten, nicht weil es vollendete Sachen sind. Es war in der That eine „grelle Brunst", die in Grabbe lohte und dem entsprechende Wirkung äußerte. Seine Begeisterung war rein, das steht außer allem Zweifel, aber weil sie einem zerstörten Geist entsproß, waren ihre Aeußerungen fragwürdiger Natur. Sie „zerbrach die Form", wie Freiligrath ganz richtig sagt, was nicht immer ein Zeichen normaler Thätigkeit ist. Kann man an Stelle des Zerbrochenen nichts Neues, Festes setzen, so wirkt man nur zerstörend und vernichtend, wie ein entfesselter Strom, mit dem man Grabbe wohl vergleichen kann, der nicht nur Anderes, auch sich selbst verwüstet. So kann man von ihm wohl sagen: „er hat gedichtet", muß aber hinzufügen: aber was! Nicht immer etwas, woran sich ein geläuterter Geschmack erbauen kann. Die Kunst war für Grabbe thatsächlich ein „Fluch", aber nur, weil er selbst es wollte, und nicht diese ist an und für sich ein Fluch für den Dichter, sondern der Dichter schafft sie sich erst zum Fluch. Daher „verzehrt" sie auch; denn es ist ganz natürlich, daß sie das thut, denn aus dem Fluche kann nichts Lebenverlängerndes, Heilsames entsprießen. Aber es ist nicht die Verzehrung, der ein Schiller, ein Mozart anheimfiel, während Goethe in seinem großartigen Selbsterhaltungstrieb sich von Allem fern hielt, was ihn hätte verzehren können, die etwas Bleibendes, Schönes als Spur zurückließ, wie der Tod der Raupe der Beginn des Schmetterlings ist, sondern was Grabbe in seiner Selbstverzehrung und Selbstzerstörung schuf, erfüllt uns thatsächlich, wie Freiligrath wahr bemerkt, mit „Graun". Das nun folgende Bild vom Jüngling, der „braun und kräftig" an dem Knaben vorbeiging, und im Gegensatz dazu das des frühzeitig Gealterten, der bleich war, dessen „hohe Stirn" — Grabbe war zuletzt ganz kahl — die Spuren des allzu anstrengenden Sinnens trug, dessen „Schläfen im Fieber" pochten, dies Bild wirkt auf uns infolgedessen, weil es logisch ist, erschütternd. Um so mehr, als es sich um keinen Gewöhnlichen handelte, der hier zu Grunde ging, zum Theil aus ungünstigen Umständen, mindestens in gleichem Maße aber durch eigene Schuld, ein Hochbegabter! Wir sehen thatsächlich einen „Tempel" vor unseren Augen einstürzen, dessen Schönheit uns zuerst entzückte, und das erfüllt uns mit Trauer. Grabbe trug, wie Freiligrath schließt, ein „Mal" auf seiner Stirn, das den jüngeren Landsmann an das des Brudermörders Kain erinnert, aber dieses Mal hat er sich selbst aufgedrückt und der, den er erschlug, war sein eigenes Selbst und der Mord war eine Art von Selbstmord.

Nun wird man vielleicht fragen: warum Spalten hier füllen und uns alles das sagen, bei dem doch eigentlich nichts herauskommt, da es sich um Jemand handelt, der doch nichts Vollkommenes hinterlassen hat? Da Alles sich nur um eine Persönlichkeit dreht, die nichts hat lernen wollen im Leben? Wohl können wir darauf antworten: damit Andere etwas daraus lernen, eben deswegen fangen wir hiervon an. Oder glaubt man, daß man heutzutage nichts mehr zu lernen hat aus der Vergangenheit? Viel, sehr viel, wie zu allen Zeiten. Unreife Stürmer und Dränger, die zum Theil geistig und körperlich bereits zu Grunde gegangen sind in frühen Jahren oder als verunglückte Genies ein kümmerliches und halb komisch anmuthendes Dasein fristen, haben die letzten Jahrzehnte mehr als einen gezeitigt, und wenn diese aus Grabbe's Leben und vorzeitigem Ausgang etwas hätten lernen können, so wäre es besser um sie gewesen. Und dann noch etwas Anderes! Wir unterschätzen nicht das wahrhaft Große, das in Grabbe steckt, wenn es auch von Caricaturen vielfach überwuchert war. Trotz des Naserümpfens gewisser Literaturprofessoren vom Schlage Wilhelm Scherer's, die sich über den „thörichten Grabbe" aufhielten! Wie hätte sich das Andenken an ihn ein Jahrhundert erhalten können, wenn nicht doch in ihm wenigstens Keime des Großen enthalten gewesen wären? Und dieses Große, der gewaltige Zug, der Grabbe vorzugsweise zum Historischen und Grandiosen in der Weltgeschichte hinzog, ist ein Element, das wir zur Stärkung in der Gegenwart dringend benöthigen. Wir finden es daher durchaus begreiflich, wenn sich, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, gerade die Jugend zu Grabbe hingezogen fühlt und sich an ihm begeistern will, und wir vermögen hierin keinen schlechten Drang zu erblicken, den man etwa zügeln müßte, dem man Einhalt zu thun verpflichtet wäre, sondern im Gegentheil, der zu befördern ist. Die Schlacken, die sich im Gold befinden, wird ein reifer gewordener Geist doch von selbst gewahr, aber das Gold bleibt ihm im Gedächtniß und wirkt schimmernd durch das ganze Leben nach. Es sind nicht die schlechtesten unserer neueren Dichter, die sich an Grabbe, namentlich in jugendlichen Jahren, berauscht haben, wir nennen nur C. F. Meyer, der als Jüngling viel in ihm las. Auch Heine schwärmte eine Zeit lang von ihm und erinnerte sich noch auf seinem Schmerzens- und Sterbelager mit Rührung seiner. Gemahnt Grabbe auch mehr als an Shakespeare selbst an dessen Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger, so haben auch diese große Züge aufzuweisen und an diese können wir uns auch wohl halten. Befördern wir die Anerkennung dieser nicht schlechten Züge! Wenn hier und da im December Grabbe'sche Stücke, wenn auch vereinzelt, aufgeführt werden, so täuschen wir uns darüber nicht, daß das nur Experimente sein werden, die Repertoirestücke nicht schaffen werden. Aber trotzdem schaden diese Aufführungen nicht, vielmehr sie nützen, schon weil sie einmal einen Hinweis auf das Vorhandene enthalten, und die Bühne ist ja nicht blos zur Befriedigung des Alltags da, sondern sie soll uns ab und zu auch zeigen, daß Große auf Erden gewandelt haben. Auch diese Aufführungen werden ihr dankbares Publicum haben.

Nimmt man all das zusammen, so fallen uns auch jene Worte Freiligrath's jetzt wieder ein, die wir zuerst in einem anderen Lichte sahen und die uns jetzt doch noch ein anderes Bild ergeben, das wir mit Staunen und Wehmuth betrachten. Wir sehen Den, der vor hundert Jahren geboren wurde und schon nach einem Menschenalter von der Weltbühne wieder abtrat, ein Unzufriedener, Gescheiterter, vor uns, im Besitze einer prächtigen Stirn, die Freiligrath so rühmt, mit einem lodernden Gehirn begabt, das Brände hervorrief, die Wachtfeuern gleichen für der Hohenstaufen Heeresvolk, des Corsen Volk und des Karthagers, mit einem mächtigen Schädel, in dessen Raum sich grimmige Feinde bestritten, wir sehen einen wirklichen Dichter vor uns im Gegensatze zu den Dichterlingen seiner Zeit, die die Menge umbuhlten und mit süßlicher Kost bestachen, während Grabbe, die Menge verachtend, trotzig für sich seinen Weg allein schritt, allerdings bittre Menschenfeindschaft im Herzen, wir schauen den Schöpfer des „Don Juan und Faust", einen Geist, dem die Form zu eng war, daß er sie zerbrach, der aber doch Großes dichten — wollte, der den Fluch des Lebens trug, aber ein Leuchter, der die Welt erleuchten — wollte, den man nennen wird, während die Tausende, die mit ihm lebten, Niemand nennt und kennt, ein Mann, der sich verzehrte, so daß aus dem Jüngling mit dem braunen Haar und kräftig früh ein Gealterter wurde mit kahlem Haupte, dessen hohe Stirn sann und dessen Schläfen im Fieber pochten, der Male trug, aber doch ein Poet mit flammender Stirn war, ein herrlicher Tempel! Und so kann man auch die Strophe wohl gelten lassen, die Freiligrath Grabbe widmet, es ist die erste, mit der er anhebt, als die Nachricht der Lagergenossen ihn erschreckt hat, daß Grabbe todt sei, eine Strophe, mit der wir Abschied nehmen wollen, weil sie freundlichere Gefühle in uns wachruft:

Es rieselte mir kalt durch Mark und Bein!
Sie senkten ihn vergangnen Freitag ein,
Mit Lorbeern und mit Immortellen
Den Sarg des todten Dichters schmückten sie —
Der du die hundert Tage schufst, so früh! —
Ich fühlte krampfhaft mir die Brust erschwellen.

J. R.

Josef Rheinberger †.

Am Dienstag den 26. ds. Mts. ist in München der königl. Professor und königl. Hofkapellmeister Dr. Josef Rheinberger, langjähriger Theorie- und Orgel-Lehrmeister an der königl. Akademie der Tonkunst und Leiter des königl. Kapellchores, zur ewigen Ruhe eingegangen. Den Münchener Zeitungen und den musikalischen Fachblättern wird es obliegen, den schweren Verlust nachzuweisen, den die Kunstkreise der schönen Isarstadt und andererseits die vielen in aller Welt wirkenden dankbaren Schüler des vortrefflichen und allgeliebten Meisters durch diesen Todesfall erleiden mußten — wir haben anläßlich der Trauerkunde darüber nach-

zusinnen, was der edelgeartete, vielseitige und sehr fruchtbare Tonsetzer Josef Rheinberger der weiten Musikwelt gewesen ist, oder was er ihr doch sein könnte und sein sollte.

Josef Rheinberger, der am 17. März 1839 zu Vaduz im Fürstenthum Liechtenstein als Sohn des dortigen fürstlichen Rentmeisters das Licht der Welt erblickte, hatte schon im Alter von 7 Jahren die Organistenstelle an der Kirche zu Vaduz angetreten und zu gleicher Zeit auch schon beachtenswerthe Compositionsversuche gemacht. Nach weiterer tüchtiger Unterweisung in dem nahe gelegenen Feldkirch war Rheinberger im Jahre 1851 nach München gekommen und hatte dort bis 1854 gründliche Studien an der königl. Musikschule absolvirt, deren Lehrercollegium er sich 1859 als Lehrer für Clavierspiel und Theorie einreihte, und der er nach der auf König Ludwig's II. Wunsch durch Hans v. Bülow vollzogenen Umwandlung des Institutes von 1867 bis an sein Ende als königl. Professor der Composition und des Orgelspiels angehörte. Sein Name und der Name Dr. Franz Wüllner's waren es, die auch nach Bülow's plötzlichem Weggange von München die königl. Musikschule in stetigem Ansehen und hohen Ehren erhielten. Schon 1867 hatte sich Rheinberger mit der tiefgebildeten, geistvollen Fanny v. Hoffnaaß, der Verfasserin vieler von ihrem Gatten componirten Dichtungen, verheirathet, und 1877 nach Wüllner's Uebersiedelung nach Dresden übernahm Rheinberger an Stelle des bisher von ihm cultivirten Oratorienvereins die Leitung des königl. Hofkapellchores.

Inmitten all seiner reichen Lehr- und Dirigententhätigkeit hat Rheinberger aber nie aufgehört, den Stimmen seines Inneren zu lauschen, und seine die Opuszahl 200 überschreitenden Werke legen Zeugniß ab von einem unermüdlichen, durchaus vornehm gearteten und vielfach sehr erfolgreichen Schaffen. Auf allen Gebieten der musikalischen Composition hat Rheinberger sich angebaut und in dem Verzeichnisse seiner Werke wechseln in bunter Folge Symphonien, Kammermusikcompositionen, Clavierwerke und Schöpfungen für die Orgel mit ein- und mehrstimmigen Gesangswerken, Kirchencompositionen und selbst Schauspielmusiken und Opern ab, von welch Letzteren besonders die wirksame Musik zu Calderon's „Wunderthätigem Magus" und die Oper „Die sieben Raben" in München und auch über München hinaus vielfach aufgeführt worden sind. Aus seinen sonstigen Schöpfungen ragen am bedeutsamsten hervor: das viersätzige symphonische Tongemälde „Wallenstein", das Rheinberger in den sechziger Jahren einmal auch selbst im Leipziger Gewandhause vorgeführt hat und dessen dritter Satz „Wallenstein's Lager und Kapuzinerpredigt" als ein einzig dastehendes Meisterstückchen gelten kann, die sogen. florentinische Symphonie, die sehr wirksamen Claviertrios, einige Clavierwerke, von denen hier nur die symphonische Sonate op. 47, das „Thema mit Veränderungen" op. 61, die kraftvolle Passacaglia op. 132, die feinsinnigen „Vortragsstudien" op. 183, die geistvollen von Bülow häufig gespielten „Pianoforte-Studien für die linke Hand allein" und das glanzvolle As-dur-Concert op. 94 erwähnt sein mögen, viele sehr klangschöne Chorwerke, so „Das Thal des Espingo" und „Wittekind" für Männerchor mit Orchester, der Cyklus „Maitag" für begleiteten Frauenchor und die ganz besonders wirksamen Männerchorlieder „Dornröschen" aus op. 125 und „Du sonnige, wonnige Welt" aus op. 130, und schließlich die vielen prächtigen Compositionen für die Orgel, unter denen viele Sonaten (speciell die in D-moll, Es-moll und G-dur stehenden) und die stimmungsreichen „Charakterstücke" zu weitester Verbreitung gelangt sind.

Unter den der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts angehörenden Componisten nimmt Rheinberger eine ziemlich auffällige Sonderstellung ein. Am nächsten könnte man ihn vielleicht zu Brahms stellen, dem er an Tiefe allerdings nicht ganz gleichkommt, andererseits aber auch jenen grüblerisch-tiefsinnigen Zug vermissen läßt, den man an Brahms so vielfach als Schumannisch bezeichnen hört. In seiner Formbeherrschung erinnert Rheinberger jeweils an Mendelssohn, dem er jedoch in der von so vielen Anderen aufgenommenen Süße und Hastigkeit nie nachgeeifert hat, und träte in seinen Compositionen nicht zuweilen ein gewisses Streben nach allerdings Vor-Wagnerischer und Vor-Liszt'scher Modernität der Melodik und Harmonik zu Tage, so könnte man Rheinberger füglich als einen großen Epigonen der Classiker bezeichnen. Ob Rheinberger's Tongedanken Eigenart genug besitzen, um in eine weitere Zeit hinaus lebensfähig zu bleiben, darüber wird die Zukunft zu entscheiden haben, während über die hervorragende Tüchtigkeit und Gesundheit der Rheinberger'schen Musik wohl auch heute schon alle ernsthaften Musiker nur einerlei Meinung sein können. Auch dürfte es heute schon als feststehend gelten, daß Rheinberger speciell auf dem von ihm mit besonderer Vorliebe und mit ausgeprägtester Eigenart cultivirten Gebiete der Orgelcomposition wahrhaft Mustergiltiges und darum Bleibendes geschaffen hat.

Auch Rheinberger hat gleich manchen anderen Componisten aus den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts darunter zu leiden gehabt, daß seine musikalische Mitwelt in hellen Schaaren dem lodernden Feuerbrande zuströmte, den Richard Wagner mit seinen gewaltigen Gesammtkunstwerken der Menschheit entzündet hatte, und daß nun selbst Diejenigen, die dem Flammenspiele nur als Neugierige oder selbst als Zweifler oder Verhöhner nahe getreten waren, bei ihrer Abkehr von demselben doch zu sehr geblendet waren, als daß sie das mancherlei Schöne, das sich um sie im Halbdunkel einer maßvolleren Ausdrucksweise barg, wahrzunehmen und klar zu erschauen vermochten. So hatte sich denn auch ein gewisser Widerwille gegen die Wagner'sche Kunst als ein unschön wirkender kleinlicher Zug an der in jeder anderen Hinsicht großen und adligen Individualität Rheinberger's herausgebildet, und er, der sonst zwar etwas verschlossen und Störungen seines Innenlebens abhold — im Grunde aber doch durchaus höflich, liebenswürdig und warmherzig war, konnte recht unwirsch und selbst bitter werden, wenn man an diese seine wunde Stelle rührte.

Aus der Zeit, da ich selbst zu Füßen des vortrefflichen Meisters sitzen und seiner Unterweisungen in Contrapunkt, Formenlehre und Instrumentation theilhaftig werden durfte, entsinne ich mich eines Vorkommnisses, das zu charakteristisch ist, als daß ich es meinen verehrlichen Lesern vorenthalten möchte. In München wurde damals sehr ernstlich gearbeitet, und früh 8 Uhr mußten wir im königl. Odeon zum Contrapunkt antreten. Die ersten Bayreuther Festspiele waren eben gewesen, und mit ganz wenigen Ausnahmen bestand unsere Classe aus lauter leidenschaftlichen Wagnerianern, denen die Wagner-Antipathie ihres sonst so hoch verehrten Lehrers geradezu als eine Art Verrücktheit erschien. Oft geschah es da, daß vor Rheinberger's Erscheinen an die große Notentafel irgend ein Wagner'sches Leitmotiv geschrieben wurde, und daß man beim Eintritt des Herrn Professors mit heimlicher Schadenfreude wahrnehmen konnte, wie dieser, die Notenzeichen schnell überfliegend, dieselben als Leidmotiv erkannte und unter Stirnrunzeln und mit einer ärgerlichen Handbewegung die Worte sprach: „Aeh! wischen Sie das weg!" Just zu jener Zeit hatte aber Rheinberger sein As-dur-Clavierconcert fertig componirt und ein Hr. v. Duniecki, ein damals etwa sechzehn Jahre alter, ganz wunderbar beanlagter Schüler der Anstalt, der leider frühe schon im Irrenhause endete, sollte das neue Werk aus dem Manuscripte studiren und erstmalig öffentlich vortragen. Ich war Mitschüler des Hrn. v. Duniecki bei dem Clavierpädagogen Prof. Carl Bärmann, hatte solcherweise das neue opus noch gleichsam tintenfeucht kennen gelernt und schrieb nun eines Morgens in jugendlichem Uebermuth statt eines Leitmotivs das Hauptthema des ersten Concertsatzes an die Tafel. Rheinberger kam und blickte schnell nach der Tafel. Schon hatte er die Hand zur abwehrenden Geste erhoben, schon krauste sich seine Stirne — aber die Hand sank, die Falten glätteten sich, und Rheinberger ließ in Gnaden stehen bleiben, was Rheinberger ersonnen hatte.

Ich glaube diesen kleinen Unfug aus kecker Jugendzeit nun, da der verehrte Meister seinen Schülern und der musikalischen Welt entrissen worden ist, dadurch gut machen zu sollen, daß ich aus dankestreuem Herzen den Wunsch ausspreche: Die Zeit möchte, wenn sie an die Tafeln der Tonkunst herantritt, auch die richtende Hand zurückhalten und recht Vieles von dem stehen lassen können, was Josef Rheinberger, der ernsthaft-edle Tondichter, in dieselben eingetragen hat.

Arthur Smolian.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 144. Dienstag, den 3. December, Abends. 1901.

Ein neuer Band von Lamprecht's „Deutscher Geschichte".*)

Von dem Inhalt und dem Werthe des jüngsten Erzeugnisses Lamprecht'scher Aufnahme- und Arbeitsfähigkeit in einer verhältnißmäßig kurzen Anzeige den Lesern auch nur eine annähernde Vorstellung zu verschaffen, ist sehr schwer. Von vornherein bin ich davon überzeugt, daß es innerhalb der nächsten Monate und Jahre eine ebenso große Fluth von Betrachtungen und Entgegnungen im Gefolge haben wird, wie Lamprecht's methodologische Aufsätze und Abhandlungen der letzten Zeit. Wie man sich aber auch im Einzelnen zu des Verfassers Behauptungen und Schlüssen stellen mag: so viel steht heute schon fest, daß ich selbst unter den zahlreichen Rückblicken auf das verflossene Jahrhundert kein einziges Buch namhaft zu machen wüßte, das der geistigen Cultur der Vergangenheit, die wir Alle eben erst durchlebt haben und theilweise mit vollstem Rechte noch zur Gegenwart zu schlagen geneigt sind, auf dem Gebiete der Tonkunst, der bildenden Kunst, der Dichtung und der Weltanschauung dermaßen gerecht würde, wie dieser „erste Ergänzungsband". Zu dieser eben gebrauchten Bezeichnung sei erklärend eingeschaltet, daß sich der Plan der „Deutschen Geschichte" im Laufe der Zeit äußerlich einigermaßen verändert, d. h. beträchtlich erweitert hat. Das Gesammtwerk wird, wenn es vollendet vorliegen wird (was wohl selbst der erbittertste Gegner der Lamprecht'schen Geschichtsauffassung um der Sache willen wünschen muß), drei Abtheilungen und zwei Ergänzungsbände umfassen. In der ersten Abtheilung werden die nächstens in 3. Auflage erscheinenden Bände I—IV die Zeitalter des symbolischen, typischen und conventionellen Seelenlebens (= Urzeit und Mittelalter) enthalten; in der zweiten Abtheilung sind die Bände V—VIII der Schilderung des Zeitalters des individuellen Seelenlebens (= der neuen Zeit) gewidmet, während die dritte Abtheilung (Bände IX—XII) das Zeitalter des subjectiven Seelenlebens (= neueste Zeit) darstellen sollen; die beiden Ergänzungsbände endlich sind dem Zeitalter der „Reizsamkeit" (= der zeitgenössischen Geschichte) vorbehalten. Ein Plan, der in seiner Großartigkeit an sich schon Hochachtung herausfordert. Dasselbe Gefühl haben wir auch der Ausführung gegenüber, soweit sie heute als vorletztes Glied der Kette in Betracht kommt. Weshalb, so fragt man zunächst, jetzt gerade dies Stück? Als Lamprecht beim Ausarbeiten des (noch nicht veröffentlichten) 7. Bandes (wenn man die 2. Hälfte von Band V als sechsten Band bezeichnen darf) zum deutschen Seelenleben im 17. und 18. Jahrhundert gelangte, zeigte sich ihm, daß eine tiefe und klare psychologische Charakterisirung des individualistischen Zeitalters bei seinem Ausgang im 18. Jahrhundert nur unter eingehender Kenntniß des mit der „Empfindsamkeit" einsetzenden subjectivistischen Zeitalters erreichbar war. Und als er nun das seelische Wesen dieser Jahrzehnte festlegen wollte, ergab sich bald die Nothwendigkeit einer vorherigen Erfassung und Durchdringung der psychischen Strömungen im 19. Jahrhundert bis zur eben verabschiedeten Gegenwart. Die möglichst seine Klarlegung irgend eines Zeitalters ist also nur möglich, wenn man im Stande ist, es mit seinen Nachbarn bis ins Kleinste zu vergleichen.

Vergleichen, das ist es, worin die durch die fruchtbare methodologische Arbeit der letzten Jahre augenscheinlich sehr geläuterte Geschichtsauffassung Lamprecht's ihre Stärke hat, ihren Beruf erblickt. Den hohen Werth der Vergleichung betont Lamprecht nicht etwa blos für das bessere Erkennen der socialpsychischen Kräfte innerhalb der verschiedenen Stufen der deutschen Geschichte, sondern auch mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß sich die für Deutschland gefundene Eintheilung auch in der Entwickelungsgeschichte anderer Völker wiederhole und bewähre (S. VIII). Der bisher fast allgemein geübten Beschränkung (und Beschränktheit) geht er scharf zu Leibe, wenn er sagt (S. 62): „Wir könnten unsere heutige Lage um vieles sicherer, und weit hinaus jedenfalls über die bloße Analogie mit der Urzeit, bestimmen durch sehr eingehende geschichtlich-vergleichende Forschungen über unsere Cultur im Verhältniß zu der Cultur fortgeschrittenerer Völker, weniger der Griechen und Römer*), bei denen nahe Verwandtschaft mit uns und tausend zwischen uns und ihnen in Receptionen und Renaissancen gezogene Verbindungen die Einsicht in die verhältnißmäßige Bedeutung der Vergleichsmomente stören, als vielmehr durch intensive Vergleiche mit der geschichtlichen Entwickelung der Inder, der Chinesen und theilweise auch der Japaner — kurz der geschichtlichen Träger des großen asiatischen Culturkreises, des zweiten in der Welt, der neben uns und entwickelungsgeschichtlich vielfach vor uns steht." Ich brauche wohl nicht erst darauf hinzuweisen, daß diese Gedankengänge den Beweggründen, von denen ich den Plan zu meiner „Weltgeschichte" habe ausgehen lassen, außerordentlich nahe verwandt sind. Und wie seiner Zeit Lamprecht besonders aus diesem Grunde den Beginn meines Unternehmens mit unverhohlner Freude begrüßt hat, so konnte wiederum mich die Bereicherung der unter Lamprecht's Leitung stehenden Heeren-Ukert'schen „Staatengeschichte" um eine außereuropäische Abtheilung nur mit lebhafter Genugthuung erfüllen: Gutta cavat lapidem. Auch sonst habe ich, wenn ich an meine Anzeige von Brückner's „Russischer Geschichte" in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 115 vom 24. September 1896 zurückdenke, allen Grund, gewisse Fortschritte des vorliegenden Bandes dankbar anzuerkennen; ich meine z. B. S. IX die Erklärung: „Es wird leicht sein, mir hier und dort Ungenauigkeiten, ja auch Fehler nachzuweisen", und das wenn auch mit einigem Widerstreben ausgesprochene Eingeständniß, daß der künstlerische Widerwille gegen die von L. gebildeten -ismen nicht unberechtigt sei (S. 85). Was mir aber vor allen Dingen zusagt, das ist die auf den ersten Blick vielleicht recht äußerlich anmuthende Einbeziehung des Abschnitts über die Weltanschauung der führenden Geister der jüngsten Vergangenheit in diesen der Kunst gewidmeten Band. Wer sich diese Anordnung etwas genauer auf ihre Ursachen hin ansieht, wird bald merken, daß, was mir persönlich aus der Seele gesprochen ist, der Philosophie damit in erster Linie ein künstlerischer Zug zuerkannt wird. Daß Nietzsche mehr Künstler als Denker ist, stand ja wohl Vielen bereits fest; daß aber auch die Metaphysik eines Fechner oder die von L. scharf bekämpfte Normenphilosophie eines Windelband mehr die „Ergebnisse dichterischer Eingebung und phantasievoller Vermuthung" (S. 4) sind als Glieder der einen großen Wissenschaft, das dürfte für Manche den Reiz der Neuheit haben und sie zum Widerspruche bewegen — ich gehöre nicht zu diesen, sondern gehe am liebsten noch etwas weiter, indem ich namentlich der Philosophie der Geschichte die wissenschaftliche Eigenschaft aberkenne: sie ist Glaube, Gefühl, Vermuthung, Religion oder Kunst, aber keine Wissenschaft. Auf die Kämpfe, die diese „Degradation" hervorrufen wird, bin ich schon jetzt gespannt.

*) Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. Erster Ergänzungsband: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Erster Band: Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtkunst — Weltanschauung. Berlin 1902, R. Gaertner (Hermann Heyfelder). XXIII, 471 S.; 8°. Preis: 6 M

*) Vgl. hierzu neuerdings Paul Cauer (Ueber philologische Weltanschauung) in den Preuß. Jahrbüchern, November-Heft.

Nach diesen Erörterungen allgemeiner Natur einige Bemerkungen im Besonderen. Der Abschnitt über die Tonkunst ist unter den 4 Abschnitten, die der Band enthält, dem Verfasser wohl am schwersten gefallen, da er von Haus aus der Malerei und, wie seine reiche Bibliothek beweist, auch der Dichtkunst der Gegenwart viel näher steht, als der Tonkunst. Um so bewunderswürdiger ist es, welche Mühe es sich Lamprecht hat kosten lassen, um dem Innersten der Tonkunst die tiefsten Geheimnisse und Regungen abzulauschen; so mancher Satz in diesem Capitel ist der schriftliche Niederschlag von Empfindungen, die die von Wustmann jr. (dessen Namen ich auf S. XI neben denen Barge's, Göhler's und Prüfer's vermisse) geleiteten musikhistorischen Aufführungen im gastlichen Heime Lamprecht's hervorgerufen haben. Das Ergebniß lautet (S. 23): In der neuesten Musik lassen sich die Stufen der Empfindsamkeit, der Romantik und der Reizsamkeit nachweisen. Dieselbe Stufenfolge gilt ebenso für die Malerei, wie für die Dichtkunst. Bei dem letztgenannten Capitel ist es interessant zu beobachten, wie Lamprecht die jüngstdeutschen Dichter, ohne gewaltsam „schachteln" zu müssen, mit seinem Verständniß und Taktgefühl einzuordnen versteht. Um einen herauszugreifen: man lese einmal die Würdigung Detlev's v. Liliencron (S. 214 ff.) und halte daneben die gewiß auch nicht oberflächliche Besprechung, die A. K. T. Tielo den gesammelten Werken dieses „Vollblutmenschen" in der Deutschen Literaturzeitung Nr. 46 vom 16. November gewidmet hat — welch' himmelweiter Unterschied! Wie sehr auch Lamprecht in solchen Fällen sich zu vertiefen und ins Einzelnste einzulassen vermag, niemals vergißt er die allgemeinen Zusammenhänge. Wer also wissen will, was wir an Hauptmann und Sudermann, an Dauthendey und Hofmannsthal (dessen „Bergwerk von Falun", veröffentlicht in der Insel II, 1, auf S. 347 wohl mit hätte erwähnt werden sollen), an Heinr. Hart und Avenarius rc. rc. eigentlich haben, der nehme sich daraufhin diesen neuesten „Lamprecht" vor, und er wird ihn selten unbefriedigt weglegen; was man z. B. unter Impressionismus zu verstehen habe, wird einem jetzt erst recht klar. Den deutschen Historiker möchte ich kennen lernen, der sich eine solche Weite des Blicks gewahrt, eine so umfassende Bildung angeeignet hätte, wie Karl Lamprecht! Ht.

Bücherbesprechungen.

— Beiträge zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung. Herausgeg. von Dr. G. Schnedermann, Professor in Leipzig, und Martin Pache, Superintendent in Großenhain. Heft 1. Druck und Verlag Ernst Heitmann. Leipzig, 1901. 64 S. 0,75 ℳ. — In unserer Zeit wachsen auf allen Gebieten des Wissens Zeitschriften und Heftfolgen mit reformirender Tendenz wie Pilze aus der Erde. Da ist einem Unternehmen wie dem vorliegenden gegenüber das Bedenken gerechtfertigt: ist's nothwendig, erfüllt's ein wirkliches Bedürfniß? So viel ist gewiß: die rechte Gestaltung der kirchlichen Unterweisung in hohen und niederen Schulen, auf der Kanzel und im Confirmandenunterricht ist die wichtigste kirchliche Frage der Gegenwart. Eine ebenso unableugbare Thatsache ist eine gewisse Unsicherheit und Rathlosigkeit, mit der viele Theologen in Kirchen- und Schulamt vor wichtigen Problemen der Unterweisung stehen. Ich nenne z. B. die praktische Verwerthung der Ergebnisse alttestamentlicher Schriftforschung, die Werthung des Dogmas, die Auflösung der alten strengen Inspirationslehre, die Auseinandersetzung mit der modernen Naturwissenschaft u. A. m. Wer nach einer Lösung dieser Probleme ehrlich ringt, der wird jeden Versuch, ihm dabei Handreichung zu leisten, mit Freuden begrüßen; ihn muß auch das neue Schnedermann'sche Unternehmen lebhaft interessiren. Es gewinnt aber dadurch noch einen ganz besonderen Werth, daß es, frei von aller Parteischablone, ein Sprechsaal für Männer aller theologischen Richtungen und Parteien werden will. Daß die Herausgeber sich dieses Ziel stecken, kann nicht genug anerkannt werden. Das ist ja der Unsegen unseres kirchlichen Lebens, daß die Zerklüftung in verschiedene Heerlager, kirchliche Parteien, theologische Schulen eine Verständigung in so wichtigen Fragen hindert, daß die meisten nur Blätter ihrer Richtung lesen und von den Arbeiten aus einem anderen Lager nichts wissen, ja oft gar nichts wissen wollen und nach dem berühmten Dictum handeln: „Ich kenne die Meinung des Gegners nicht, aber ich mißbillige sie." Es kann nur segenbringend und versöhnend wirken, wenn, wie im vorliegenden Blatt, ein neutraler Boden geschaffen wird, wo Männer aller Parteischattirungen sine ira et studio ihre Meinungen austauschen und Einer vom Andern lernen können. Darum ist es dringend zu wünschen, daß die „Beiträge" sich einen recht großen Kreis von Lesern und von Mitarbeitern erwerben. Das vorliegende 1. Heft bringt außer einem Vorwort Professor Schnedermann's Artikel, die Cardinalfragen anrühren. Oberpfarrer Naumann-Treuen bringt einen Aufsatz: „Gottesbund und Religion" auf die centrale Stellung der Lehre vom Gottesbund und der Gottesgemeinschaft. Divisionspfarrer Falke-Berlin behandelt das Verhältniß von „Dogma und Gemeinschaft mit Gott". P. Winter-Bockwa entwirft eine feingezeichnete Charakteristik des modernen Menschen und formulirt dann die Aufgabe, die die Predigt des Evangeliums dem modernen Menschen gegenüber hat. Eine Ergänzung hierzu bietet Sup. Pache in einem Ausschnitt aus einer Osteransprache über „Das Verlangen der Menschenseele nach Gott und unserer Predigt". P. Jäger-Leipzig wendet sich in einem „Wort über die Kindergottesdienste" gegen die einseitige Behandlung evangelischer Perikopen im Kindergottesdienst und fordert die Benutzung alttestamentlicher und besonders epistolischer Stellen, wofür er treffliche Winke giebt. Den Schluß des Heftes bilden „Gesichtspunkte und Anregungen", mehr skizzenhafte kurze Aussprachen über wichtige Probleme, deren spätere gründliche Behandlung sie vorbereiten wollen. Es ist hier nicht möglich und thunlich, mit jedem Aufsatz im Einzelnen sich auseinanderzusetzen und etwa abweichende Anschauungen geltend zu machen. Aber das Urtheil darf getrost ausgesprochen werden: Alle Beiträge sind's werth, daß man sie liest und durchdenkt. Niemand wird das Heft aus der Hand legen ohne inneren Gewinn. Zum Schluß möchte ich noch eins anerkennen. In dem 1. Hefte kommen fast nur Männer positiver Richtung zu Worte. Wohlthuend berührt der irenische Ton, der durch ihre Erörterungen klingt, der ehrliche Wille, abweichende Meinungen zu verstehen und gerecht zu beurtheilen. J. N.

— Fürst Bismarck als Christ. Vortrag, *gehalten am* 21. März 1901 in Leipzig von Jhs. Penzler. *Leipzig*, Verlag von Fr. Richter. 1901. 60 S. — Der Verfasser der vorliegenden Skizze verhehlt sich nicht, daß es sehr schwierig ist, eines Menschen Stellung zum Christenthume darstellen zu wollen, weil es sich dabei um das persönlichste, innerste Leben handelt. Er unternimmt die Aufgabe aber wegen der zahlreichen ehrlichen Aeußerungen des Fürsten Bismarck über die Frage. Dabei enthält er sich möglichst aller eignen Reflexionen und läßt den Fürsten selbst reden. So bietet der Vortrag in der Hauptsache eine Zusammenstellung der Aeußerungen Bismarck's, die ein Licht auf seine religiösen Anschauungen fallen lassen; sie entstammen zumeist seinen Briefen und Reden. Erschöpfend will der Verfasser nicht sein, natürlich ist auch die Frage der religiösen Entwicklung des Fürsten damit nicht gelöst, aber das Ziel, das der Verfasser sich steckt, wird erreicht. Die Skizze, die von wohlthuender Pietät durchweht ist, wird Vielen willkommen sein. A. Bs.

— Naundorff, Dr. jur. E., Rath am königl. sächs. Oberverwaltungsgericht, Handbuch für die Gemeindevorstände des Königreichs Sachsen. 2. verm. u. vollst. umgearb. Aufl. Gebdn. 6 ℳ. — Das vorliegende Handbuch bildet die 2. Auflage des im Jahre 1896 erschienenen „Handbuchs der Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden im Königreiche Sachsen". Sie ist bestimmt, zugleich den seinerzeit von dem verstorbenen Kreishauptmann v. Bosse in Bautzen herausgegebenen „Leitfaden für die Gemeindevorstände und Gutsvorsteher des Königreichs Sachsen", zuletzt in 6. Auflage erschienen 1895, der nicht wieder neu aufgelegt werden soll, zu ersetzen. Schon hierdurch war, abgesehen von den Fortschritten und einschneidenden Aenderungen der Gesetzgebung auf vielen, die Thätigkeit der Gemeindebehörden beruhenden Gebieten der Verwaltung, eine wesentliche Vermehrung und Erweiterung des Stoffes bedingt. Die Aufgabe des Verfassers, das vorliegende reichliche Material in einer für den Zweck des Buches passenden Form zu bewältigen, eine handlich, gemeinverständliche und dabei zugleich möglichst erschöpfende Darstellung aller den Geschäftskreis der Gemeindevorstände berührenden reichs- und landesrechtlichen Gesetze und Verordnungen zu geben, war keine leichte; sie ist von ihm aber in der vortrefflichsten Weise gelöst worden. Das Buch giebt in klarer und systematischer Anordnung nach den verschiedenen

Zweigen der öffentlichen Verwaltung eine Uebersicht über den gesammten Bereich der gemeindebehördlichen Thätigkeit: Gemeindeverfassung, Vermögensverwaltung und Anlagenerhebung, Armenwesen, Wegebau und Wegerecht. Die wichtigsten Zweige der Polizeiverwaltung (Sicherheits-, Sitten-, Gesundheits- und Wohlfahrts-, Bau-, Gewerbe-, Gesinde-, Feuer- und Veterinärpolizei), die Arbeiterversicherung nach ihren drei großen Gebieten, ferner über das Jagdwesen, das Fischereirecht und die Schlachtversicherung; daran schließen sich kurzgefaßte Darstellungen des Verfahrens in Verwaltungssachen, Verwaltungsstreitsachen und Verwaltungsstrafsachen, sowie die Bestimmungen über Zwangsvollstreckung. Den Schluß bildet eine praktische Anleitung zur Behandlung der Amtsgeschäfte der Gemeindevorstände (Registrandenführung, Actenwesen, Dienstschriften, Listenführung). Alles dies ist vom Verfasser nicht etwa blos durch Auszüge und wörtlichen Abdruck von Gesetzesvorschriften und Verordnungen dargestellt, sondern selbstständig verarbeitet und in eine Form gebracht, die den wesentlichen Inhalt der Gesetze und Verordnungen ebenso knapp und erschöpfend wiedergiebt, wie sie ihn dem allgemeinen Verständnisse näher bringt und erschließt. Dabei ist aber dem Leser des Buches durch die Citate an der Spitze der einzelnen Abschnitte überall Gelegenheit gegeben, die einschlagenden Vorschriften in den Gesetzblättern aufzusuchen und nachzulesen. Endlich ist auch unter zahlreichen Verweisungen auf die in Fischer's Zeitschrift veröffentlichten Ministerialentscheidungen die Verwaltungspraxis bis auf die neueste Zeit gebührend berücksichtigt worden. Ein ausführliches Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches. Nach Alledem kann dieses Werk sämmtlichen Gemeindevorständen des Landes als ein zuverlässiges und höchst nützliches Hilfsmittel für die Ausübung ihrer Amtsthätigkeit empfohlen werden.

Dr. Sch.

— Zu den gesuchteren Commentaren der **Gewerbeordnung** für das Deutsche Reich gehörte schon immer derjenige des inzwischen verstorbenen Wirkl. Geh. Legationsraths Dr. **Paul Kayser**, weiland Senatspräsidenten beim Reichsgericht, der bereits früher in 2. Auflage mit 3 Ausgaben erschienen ist: für das Reich, für Preußen und für Elsaß-Lothringen. Nachdem unterdessen die Gewerbeordnung durch die Novellen der letzten Jahre vielfache Abänderungen und Ergänzungen erfahren hatte, bedurfte es auch einer gänzlichen Umarbeitung des in der Praxis sehr beliebten Kayser'schen Buchs, mit welchem der königl. preußische Regierungsassessor Dr. K. Steiniger in Berlin beauftragt worden ist. Von dessen Hand liegt uns der Kayser'sche Commentar, Abth. für das Reich, in gänzlich umgearbeiteter 3. Auflage vor, wie er soeben im Verlage von H. W. Müller in Berlin erschienen ist. Er enthält das Gesetz selbst und die von Reichswegen erfolgten Ergänzungen und Ausführungsvorschriften, wobei Dr. Steiniger in anerkennenswerther Weise bestrebt gewesen ist, um den jetzigen Bedürfnissen zu entsprechen, mit der schon in den früheren Auflagen beobachteten Kürze möglichste Vollständigkeit zu verbinden. Daher ist thunlichst alles Wissenswerthe aufgenommen worden, aber stets in knappster Form; kritische Erörterungen wurden auf das zulässige Mindestmaß beschränkt. Die Erläuterungen beginnen regelrecht mit einer Angabe der Gesetzesmaterialien, auf die weiterhin verwiesen wird. Von Landesgesetzen und Verordnungen sind vorwiegend diejenigen der vier Königreiche berücksichtigt. In den Anhang für das Reich ist neben den Reichsausführungsvorschriften auch die für Preußen zu §. 16 der Gewerbeordnung erlassene technische Anleitung wegen ihres allgemeinen Werths aufgenommen worden. Inhaltsverzeichniß und alphabetisches Sachregister erleichtern den Gebrauch des umfänglichen Werks, dessen Preis von 5,50 ℳ gebunden bei guter Ausstattung sehr mäßig ist und dem Buche neben dessen anderen Vorzügen seinen früheren Liebhaberkreis gewiß erweitern helfen wird.

∞

— **Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik** (Fichte-Ulrici), im Verein mit Professor Siebeck-Gießen und Professor Volkelt-Leipzig herausgegeben von Professor **Falckenberg**-Erlangen. 118. Band 1. Heft. Leipzig 1901, Hermann Haacke. — Aus dem Verlage von C. E. M. Pfeffer ist die altberühmte Zeitschrift für Philosophie in Hermann Haacke's Verlag übergegangen. Schön ausgestattet in allen Aeußerlichkeiten, birgt sie eine Fülle des Anregenden in dem neuen Hefte. Die Namen der drei Herausgeber sind dabei an sich schon ein Programm. — Die Führerrolle in dem vorliegenden Hefte hat unser Leipziger Aesthetiker und Psycholog Johannes Volkelt übernommen. Volkelt's scharfsinnige Analyse hat diesmal die Erinnerungsgewißheit als Untersuchungsobject ergriffen. Distinguirend und eliminirend schält er die uns elementar erscheinenden Bewußtseinsinhalte heraus aus der Fülle des psychisch Vorhandenen. Er begründet entschieden und fest das Recht dieser Methode, die allzu leicht vernachlässigt wird von denen, die im Messen und Wägen aller Erkenntniß einzige Quelle sehen. Er mißachtet die Psychophysik ganz gewiß nicht, aber er sieht in ihr — darin übrigens mit Wilhelm Wundt übereinstimmend — eben nur einen Zufluß unserer Erkenntniß des psychischen Geschehens. „Es ist," ruft er, „als ob im seelischen Leben nichts vorkommen dürfte, was der Forderung klarer Verständigkeit und »exacter« Behandlung zuwiderläuft. Ich möchte im Gegentheil den Satz wagen, daß die Zergliederung des Bewußtseins, je unbefangener sie geschieht, umsomehr zur Anerkennung einer Fülle von einfachsten Bewußtseinsgeheimnissen führt" (S. 19). Am gewählten Thema weist der Denker das nach: wohlthuend ist die Feinheit und Anmuth, die dabei selbst in der Polemik sichtbar wird. „Das Problem der Freiheit bei Goethe" behandelt Siebeck. Goethe's Ansicht, daß wir die angeborene Individualität ausbilden müssen zur Persönlichkeit, ist die Grundlage der Siebeck'schen Ausführungen. Die von Siebeck vorbereitete Darstellung der Philosophie Goethe's in Falckenberg's „Classikern der Philosophie" wird uns Gelegenheit geben, auch den vorliegenden Ausführungen besser gerecht zu werden. Die zur Freiheit führende Gemüthsbestimmtheit der „stillen Seele" verdient wohl eine ausführlichere Schilderung. Man nimmt bei Goethe so oft als Kälte, was zartsinnige Zurückhaltung ist, man versteht bei ihm so oft als Mahnung zur bedingungslosen Unterordnung, was ein Rath zur Gewöhnung an nothwendige Bedingtheit ist! Eine Darstellung des Glogau'schen Systems der Philosophie giebt Hans Clasen, Bemerkungen zu Richard Wahle's „Definitiver Philosophie" Heinrich Gomperz. Richard Hamann schließt seine Abhandlung über das Problem des Tragischen ab, während Dr. Hermann Leser eine culturphilosophische Skizze über das persönliche Heldenthum in der Geschichte: „Zur Würdigung Nietzsche's" beginnen läßt. Wir wollen nicht auf eine Kritik dieser Theildarbietungen eingehen; ihre bloße Erwähnung aber mag die Reichhaltigkeit der Zeitschrift illustriren, die zudem noch Recensionen aus berufener Feder, Notizen aus der Republik der Gelehrten, Inhaltsangaben der verwandten Zeitschriften giebt. Glückauf zur Fahrt aus dem neuen Hafen!

Dr. Grimm.

— **Briefe von Friedrich August v. Stägemann an Karl Engelbert Oelsner aus den Jahren 1818 und 1819.** Herausgegeben von **Franz Rühl** (= Bausteine zur Preußischen Geschichte, herausgegeben unter Mitwirkung von Oberbibliothekar Dr. Altmann, Oberlehrer Dr. van Niessen, Professor Dr. h. c. Th. Preuß, Professor Dr. Rühl, Professor Richard Schmitt, Maxim. Schultze, Privatdocent Dr. Th. Sommerlad, Archivrath Dr. Winter u. A. von Dr. Maximilian Blumenthal, königl. Bibliothekar in Berlin. 1. Jahrgang, Heft III). Berlin 1901, Richard Schröder (vorm. Ed. Döring's Erben. 122 S., 8°. Preis 4 ℳ — Reichlich 50 ₰ für den Bogen erscheint etwas hoch gegriffen; doch findet dieser außergewöhnliche Preis seine Erklärung darin, daß an einen mehrere Hunderte von Abzügen überschreitenden Absatz von vornherein nicht zu denken ist. Den Gehilfen Hardenberg's wird ja kennen, wer sich mit der preußischen Wiedererneuerung genauer abgegeben hat; aber den Pariser Agenten Karl Engelbert Oelsner? Der dürfte in den weitesten Kreisen gänzlich unbekannt sein. Deshalb hat Franz Rühl Recht, wenn er im Vorwort sagt: „Ich darf annehmen, daß die hier mitgetheilten Briefe nur von Solchen gelesen werden, die mit der Geschichte der Zeit einigermaßen vertraut sind." Diese Wenigen allerdings werden dem Königsberger Professor, einem unserer gefürchtetsten Kritiker, für seine Veröffentlichung dieser im Besitze der Familie v. Olfers befindlichen Abschriften (Verbleib der Originale unbekannt) Dank wissen; eine zweite Reihe soll in nicht zu langer Zeit folgen. Dann aber wird hoffentlich ein gutes Sachregister mit ausgegeben werden! Ht.

— Die **Maxim-Maschinenkanone** und ihre Verwendung. Mit 17 Abbildungen im Text. Berlin 1901. Verlag R. Eisenschmidt. — Von einem ungenannten, jedenfalls aber fachmännischen Verfasser liegt eine Broschüre von 40—50 Octavseiten vor, welche über die Verwendung der Maximkanone an Bord und Land, sowie deren Construction, das Zusammenwirken des Mechanismus und die Laffetirung ein recht klares Bild bringt. 17 in den Text gedruckte Abbildungen suchen das Verständniß zu erleichtern, soweit das durch Abbildungen allein zu ermöglichen

ist. Angaben über die Gewichtsverhältnisse und die ballistischen Leistungen bilden den Schluß des Schriftchens. Ein Anhang bringt Mittheilungen über die Thätigkeit und den Erfolg, welchen die Maschinenwaffen des deutschen Kanonenbootes „Iltis“ in den Kämpfen bei der Einnahme der Takuforts hatten und somit Gelegenheit fanden, die erste Feuerprobe zu bestehen. Aus der kurzen Einleitung hören wir, daß diese Maschinenwaffen in der Gewehrfabrik von Martinikenfelde (Berlin) seit einigen Jahren hergestellt werden, und man wird wohl kaum in der Annahme irren, daß diese Fabrik der vorliegenden Veröffentlichung nicht fremd ist. A. B.

— v. Freytag-Loringhoven, Frhr. (Major), Studien über Kriegführung auf Grundlage des Nordamerikanischen Secessionskrieges in Virginien. Zweites Heft: Maryland, Fredericksburg, Chancellorsville, Gettysburg. Mit 4 Kartenbeilagen in Steindruck und 14 Textskizzen. M. 4,—, geb. M. 5,25. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Die sehr interessanten kriegsgeschichtlichen Schriften des Majors Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, z. B. „Napoleonische Initiative 1809 u. 1814“, sowie „Die Heerführung Napoleon's und Moltke's“ haben wir früher mit Antheil gelesen und auch in unserer Zeitung besprochen, wir konnten deshalb auch an seine Studien über Kriegführung ziemlich hohe Erwartungen stellen, die auch voll erfüllt wurden. Der Nordamerikanische Secessionskrieg hat von je her ein umfassendes und lehrreiches Gebiet für kriegswissenschaftliche Studien geboten und war in mancher Beziehung vorbildlich für die neuere Kriegführung, namentlich für die Reiterei, obgleich die Lehren und Erfahrungen jenes Kriegsschauplatzes für europäische Verhältnisse übertragen nicht als allgemein giltig und nachahmungswerth angesehen werden können. Denn wo würde beispielsweise in Europa ein Cavallerie-Corps in der Stärke von 1800 Pferden sogleich einen vollständigen Ersatz an neuen Pferden finden, wie es Stuart bei seinem Raid Mitte October 1862 in Pennsylvanien möglich war? Dieses 2. Heft beginnt mit dem Ueberschreiten des Potomac durch die Armee von Nordvirginien, nachdem, wie wir früher gesehen haben, die nordstaatlichen Armeen bis unter die Mauern Washingtons zurückgedrängt worden waren, und behandelt die weiteren kriegerischen Ereignisse in Maryland 1862, die Schlacht bei Fredericksburg, die den fast allgemein giltigen Lehrsatz zu Schanden macht, daß die passive Vertheidigung allein nicht den Sieg herbeiführen kann. Es werden dann die Kämpfe im Jahre 1863 am Mississippi und in Tennessee, die Schlachten von Chancellorsville, die ferneren Ereignisse bis zur Schlacht bei Gettysburg und der Manöverkrieg in Virginien bis Ende 1863 geschildert und betrachtet. Die an diese Kriegszüge und Gefechte geknüpften Betrachtungen behandeln allerdings mehr das Gebiet der großen Heeresoperationen und gehen nur vereinzelt auf taktische Lehren ein, nehmen aber vielseitig Rücksicht auf ähnliche Vorgänge in der Kriegsgeschichte, auf die Heerführung Friedrich's II., Napoleon's, Moltke's und auf den Krieg 1870/71. Wir können diese Studien mit gutem Gewissen jedem strebsamen Officier empfehlen. Gewiß wird jeder gern dem scharfsinnigen Verfasser auf seinen Kriegszügen jenseits des Oceans folgen und sich von seinen lehrreichen Betrachtungen fesseln lassen. —r.

— J. Reinke, Prof. der Botanik an der Universität Kiel, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin, Gebr. Paetel 1901. XV u. 637 S. 83 Textabbildungen. — Das halb philosophische, halb biologische Buch beschäftigt sich in sechs ausführlichen Abschnitten mit folgenden Problemen: Biologie und Philosophie, die Nothwendigkeit im biologischen Geschehen, die in den Organismen wirksamen Kräfte und Gesetze, der Elementorganismus, die Abstammung der Organismen, der Voluntarismus und die mechanistisch-psychische Auffassung des Lebens. Es versteht sich von selbst, daß man von einem hervorragenden Specialisten immer etwas lernen kann, und so wird hier der Nichtbotaniker Belehrung finden, sobald der Autor auf Caulerpen, Sphacelarien, Flechten oder Leguminosen zu sprechen kommt; im Uebrigen aber wird er, wie ich glaube, das Buch kaum mit völliger Befriedigung aus der Hand legen. Viel Geplänkel mit einigen Philosophen, wie es scheint, nicht ohne Mißverständnisse, und öfters nicht ohne Inconsequenzen. So wird gleich zu Anfang Wundt's Ansicht vom Zweck der Philosophie bekämpft. Wundt sagt: „Er besteht überall in der Zusammenfassung unserer Einzelkenntnisse zu einer die Forderungen des Verstandes und die Bedürfnisse des Gemüthes befriedigenden Welt- und Lebensanschauung.“ Reinke betont mit Emphase, daß er darin die Forderung nach Wahrheit vermißt. Als ob sie nicht klar und selbstverständlich darin läge! Mißverständlich ist entschieden die Annahme, die Befriedigung solle sich nach Wundt bis auf die Fälschung und Leugnung unbequemer Thatsachen beziehen, wenn z. B. an Stelle einer dreiseitigen Scheitelzelle bei einem Moos ausnahmsweise eine zweiseitige auftaucht. Inconsequent erscheint es, wenn der Autor auf der einen Seite das bekannte „Ignorabimus“ für feige Fahnenflucht erklärt, auf der anderen aber jedes Gebiet der Naturwissenschaften, in dem unsere Methoden augenblicklich noch nicht zur völligen Klärung hinreichen, als transcendent im philosophischen Sinne betrachtet. Da würde sich doch das Gebiet des Transcendenten täglich verschieben müssen. Wird wohl irgend Jemand dem Ausspruche zustimmen (S. 77): „Der manchmal gehörte Satz, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben, ist ein handgreiflicher Unsinn“? Gemeint ist vermuthlich die Thatsache, daß man nicht leicht gleiche Ursachen in der Natur finden wird, insofern als zwar eine äußere Einwirkung dieselbe ist, nicht aber die Objecte, auf die sie sich erstreckt. — Daß der Verf. die Zielstrebigkeit wieder hervorholt, mag Geschmacksache sein. Mit der Gliederung aber des Principes der biologischen Finalität in das Princip des Ziels, das Princip der Vorbereitung und das Princip des Zwecks wird die Teleologie kaum einverstanden sein, da das erste und dritte zusammenfallen. In der Hauptsache zielt das Buch darauf ab, dem vom Verf. früher aufgestellten Begriff der Dominanten zum Durchbruch zu verhelfen, wo er aber schwerlich erfolgreich sein wird. Er nimmt einen einmaligen Schöpfungsact der Lebewesen an, wobei zum Mindesten ein Flagellat als Urorganismus schon viel zu hoch und zu complicirt sein dürfte. Diesem sind die verschiedensten Dominanten eingeimpft, Gestaltungsdominanten, psychische Dominanten, General- oder Integralgestaltungsdominanten, ein Entwicklungspotential u. dergl., ohne daß irgendwelche Präcisirung der Begriffe im Einzelnen versucht würde. Die ganze Entwicklung der Organismen soll sich von der Urzelle an nach mechanischen Principien vollziehen, wie bei den Maschinen. Die Dominanten sollen, gleichfalls wie bei den Maschinen, in der Mikrostructur ihre Ursache haben. Dabei wird aber jeder Versuch von anderer Seite, derartigen Structuren einen wenn auch nur hypothetischen Ausdruck zu geben, wie es Weismann mit seinen Biophoren, Determinanten ꝛc. angestrebt hat, weit von der Hand gewiesen. Ueberhaupt läßt sich der Verf. nur auf wenige andere Autoren, z. Th. älteren Datums ein, die zoologische Seite der Biologie kommt nur sehr oberflächlich weg. Auch an Wiederholungen fehlt es der Darstellung nicht, so tauchen die 300 neuholländischen Acacien oft genug auf. In manchen Fällen geht die Erörterung so weit in botanisches Detail ein, daß man sich nicht mehr in einer allgemeinen, sondern in einer speciellen Biologie zu befinden meint. Gar zu oft tritt auch die Betonung des persönlichen Glaubens an die Stelle ausführlicher Beweise. Kurz man hat das Gefühl, als wenn unserer Zeit eine scharfe Gliederung von einem bestimmten Standpunkte aus mehr noth thäte, als ganz allgemeine Discussionen, lieber eine theoretische Biologie als die Einleitung zu einer solchen, und noch lieber eine praktische als eine theoretische, denn praktisch kann hier nicht in dem Sinne von „mercantil“ stehen, sondern sich nur auf die Zusammenfassung möglichst vieler Thatsachen beziehen. Das Theoretische folgt dann von selbst. Doch ist zuzugeben, daß eine solche allgemeine Biologie wohl noch im weiten Feld ist, daher jede einzelne Erörterung willkommen zu heißen ist. Srth.

— Der Sachse. Illustrirte Wochenschrift. Dresden-A., Cranachstraße 7, viertelj. 13 Nummern 1 ℳ 50 ₰, monatlich 50 ₰. — Wenn wir nicht schon eine solche Fluth von Zeitungen hätten, so würden wir diesem Blatte, schon wegen seiner patriotischen und auch volksthümlichen Haltung, ein recht günstiges Prognostikon stellen. Reiche Mittheilungen aus der Zeit- und Landesgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung auch der sächsischen, Bilder von vielgenannten Zeitgenossen, namentlich Staatsmännern, so z. B. Graf Bülow, der Reichskanzler, im Kreise seiner Familie, ferner unsere Minister v. Metzsch und Dr. Rüger, ferner D. Dibelius in Dresden, Ansichten wie die von Moritzburg u. s. f. werden dem Blatte hoffentlich manchen Freund erwerben. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 145. Donnerstag, den 5. December, Abends. **1901.**

Das königl. sächs. 6. Infanterie-Regiment Nr. 105, König Wilhelm II. von Württemberg.*)

Zum 200jährigen Gedenktage der Errichtung seines Stamm-Regiments.

Die Geschichten der älteren sächsischen Infanterie-Regimenter lassen sich trotz der vielfachen Wandlungen und Formationsveränderungen, welchen sie im Laufe der Zeit durch die politischen und kriegerischen Ereignisse unterworfen waren, in der Hauptsache mit Sicherheit bis zu ihrem, Jahrhunderte weit zurückliegenden Ursprunge verfolgen. Nächst den beiden Grenadier-Regimentern 100 und 101, errichtet 1670, können die aus der ehemaligen 2. Infanterie-Brigade „Prinz Friedrich August“, vormals „vacat Prinz Max“ hervorgegangenen Regimenter 104 und 105 Anspruch darauf erheben, die ältesten sächsischen Infanterie-Regimenter zu sein. Nachweislich lassen sich Geschichte und Stamm derselben auf das unterm 7. Dec. 1701 in der sächsischen Armeegeschichte zum ersten Male erwähnte Regiment „Graf v. Beichlingen“ zurückführen. Aus diesem Grunde feiert auch das 5. Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich August“ Nr. 104 am 7. Dec. dss. Js. in seiner Garnison Chemnitz sein 200jähriges Stiftungsfest, während das Schwester-Regiment 105, aus dienstlichen und anderen Rücksichten, diese Feier erst im Monat Juni 1902 in Straßburg i/E. festlich zu begehen beabsichtigt. Ueber die gemeinsame Vorgeschichte der beiden Regimenter ist in Kürze Folgendes zu erwähnen. Das Stammregiment „Graf v. Beichlingen“, während des nordischen Krieges in Polen 1701 errichtet, erhielt 1702 die Feuertaufe in der Schlacht bei Klissow. Von 1702 bis 1714 Regiment „Graf v. Wackerbarth“ genannt, finden wir es betheiligt am spanischen Erbfolgekriege und am nordischen Kriege. Es zeichnete sich ebenso wie die übrigen sächsischen Regimenter hervorragend aus bei der Eroberung der Festung Lille 1708, in der Schlacht bei Malplaquet 1709 und beim Sturme auf die Festung Douai 1710. Seinen Namen wiederholt wechselnd und an den Kriegen Mitte des 18. Jahrhunderts rühmlich theilnehmend, entwickelte sich aus dem Regiment Wackerbarth nach und nach das Regiment „Prinz Maximilian“. Diesen Namen führte es von 1764 an mit kurzer Unterbrechung über 100 Jahre ehrenvoll, denn nach dem Ableben des Regimentschefs im Jahre 1838 behielt das Regiment dessen Namen unter der Bezeichnung „vacat Prinz Maximilian“ noch weiter. Da die weitere Vorgeschichte des Regiments 105 bis zum Jahre 1867 im Allgemeinen mit der des 104. Regiments zusammenfällt, so muß mit Rücksicht auf den beschränkten Raum darauf verzichtet werden, die Einzelheiten derselben wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, an welchem die Sondergeschichte des 105. Regiments deutlicher hervortritt, hier näher zu schildern. Wir übergehen deshalb die Zwischenzeit und greifen vor bis zum Jahre 1815. Nachdem aus den Trümmern des Regiments Max, nach dem Feldzuge in Rußland und dem Gefecht bei Lüneburg 2. 4. 1813, das 2. provisorische Linieninfanterieregiment und aus diesem 1815 das alte Regiment Max unter der Bezeichnung „2. Linieninfanterieregiment Prinz Maximilian“, aber zu 3 Bataillonen, wieder gebildet worden war, sehen wir in dem 3. Bataillon desselben den Zweig des alten Stammes „Beichlingen“, welcher sich kräftig weiter entwickelte und schließlich zum jetzigen Regiment 105 heranwuchs. Nach den Kriegsstürmen napoleonischer Zeit folgte eine lange Friedensperiode, in welcher das Regiment „Prinz Max“ abwechselnd in Zwickau, Döbeln, Freiberg und Dresden garnisonirte und emsig an seiner militärischen Ausbildung arbeitete, so weit es der geringe Mannschaftsstand und die beschränkten Mittel damaliger Zeit gestatteten. Infolge des 1849 gegen Dänemark ausbrechenden Krieges fand das Regiment in Schleswig willkommene Gelegenheit, das Einerlei des langen Friedensdienstes durch kriegerische Thätigkeit zu unterbrechen. Im Gefecht bei Düppel am 13. 4. thaten sich das 2. und 3. Bat. rühmlich hervor, während das 1. Bat. an jenem Ehrentage nicht zum Eingreifen kam. Nach Beendigung dieses kurzen Feldzuges ins Vaterland zurückgekehrt, erfolgte in Sachsen eine größere Armeevermehrung. Die Infanterie-Regimenter wurden um ein 4. Bat. vermehrt und bildeten Brigaden; dementsprechend erhielt das Regiment Max vom 1. 10. 1849 an die Bezeichnung: 2. Inf.-Brig. „vac. Prinz Maximilian“, bestehend aus dem 5., 6., 7. und 8. Inf.-Bat. (letzteres neu gebildet). Die 2. Brig. erhielt als Garnisonen Chemnitz (5., 6. Bat.), Schneeberg (8. Inf.-Bat.), und von 1858 an auch Marienberg (7. Inf.-Bat.). Da nach verschiedenen Uniformsveränderungen bei der Infanterie im Jahre 1862 die dunkelgrünen Waffenröcke durch hellblaue ersetzt wurden, so erhielt die 2. Brig. solche mit gelben Kragen und Aufschlägen. Am 25. 5. 1866 wurde ihr die Ehre zu theil, in dem im Jahre vorher geborenen Prinzen Friedrich August wieder einen Chef zu erhalten und dessen Namen in Zukunft zu führen. Nachdem die gespannten politischen Verhältnisse in dem damals noch nicht geeinten deutschen Vaterlande 1866 zum Kriege zwischen Preußen einer- und Oesterreich-Sachsen andererseits geführt hatten, kam es am 3. 7. 1866 zur großen Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. In derselben wurde die 2. Brig., in der Absicht, mit der Leib-Brig. den Umfassungsversuchen des österreichisch-sächsischen linken Flügels seitens der Preußen durch einen Offensivstoß über Neu-Prschim—Hradek zu begegnen, in ein schweres und verlustreiches Gefecht bei Ober- und Nieder-Prschim verwickelt, welches viele Opfer an Officieren und Mannschaften forderte und in dem sich das 8. Inf.-Bat. unter Major v. Elterlein durch seine unerschütterliche Haltung besonders hervorthat. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht und dem geordneten Rückzuge über die Elbe, über Olmütz und die kleinen Karpathen, bezog die 2. Brigade bis zum Friedensschluß in der Umgebung von Wien Erholungsquartiere. Die sächs. Armee kehrte im November 1866 in die Heimath zurück. In Folge Beitritts zum Norddeutschen Bunde wurde sie unterm 1. 4. 1867 als XII. (königl. sächs.) Armeecorps neu gebildet, bedeutend vermehrt und unter Commando des Kronprinzen Albert als commandirenden Generals gestellt. Die 2. Inf.-Brig. erhielt die Bezeichnung 3. Inf.-Brig. Nr. 47 und theilte sich in 5. Inf.-Regt. „Prinz Friedrich August“ Nr. 104, gebildet aus dem 5. und 6. Inf.- und einem neu aufgestellten 3. Bat. und in 6. Inf.-Regt. Nr. 105, gebildet aus dem 7. und 8. Inf.- und einem neu aufgestellten 3. Bat. Nach einer gemeinsamen ruhmreichen Vergangenheit von 166 Jahren trennten sich die Nachkommen des alten Regiments „Graf v. Beichlingen“, um fortan selbständig neue Ruhmesthaten in die Geschichte des sächs. Heeres und ihres eigenen Regiments einzutragen.

Mit dem Uebergange in die neuen Verhältnisse traten im sächs. Heereswesen einschneidende Veränderungen ein. Neben den preußischen Reglements u. s. w. kamen auch das Zündnadelgewehr und die allgemeine Wehrpflicht zur Einführung. Das 6. Inf.-Regt. Nr. 105 erhielt die Aushebungsbezirke um Glauchau und Zwickau, seine noch jetzt bestehende Uniform und als Garnisonen mit dem Regts.-Stab, 1. Bat. (Major v. Gablenz) und 2. Bat.

*) Nach Larraß und Aufschläger, Geschichte des K. S. 6. Inf.-Regmts. Nr. 105; v. Schimpff, Das XII. A.-C. im Kriege 1870/71 und nach eigenen Erlebnissen.

(Oberstleutnant v. Elterlein) Plauen und mit dem 3. Bat. (Oberstleutnant Günther) Oelsnitz; als Regimentscommandeur trat an die Spitze Oberst v. Schmieden, bisher Commandant des 13. Inf.-Bat. Im August 1867 erhielt das 1. Bat. aus der Hand Sr. Majestät des Königs Johann eine neue, seine jetzige Fahne, während die des vormaligen 7. Inf.-Bat. und früheren 3. Bat. „Prinz Max" an das 3. Bat. abzugeben war. Wie alle sächsischen Truppentheile, so arbeitete sich auch das 6. Regt., eingedenk der beherzigenswerthen Worte des königl. Kriegs- und Landesherrn, mit Eifer und Pflichttreue in die neuen Armeeverhältnisse ein. In voller Friedensthätigkeit begriffen, kam im Juli 1870 überraschend die bekannte Herausforderung des Franzosenkaisers Napoleon III. an König Wilhelm von Preußen und an das ganze deutsche Volk, welche mit der Mobilmachung des gesammten deutschen Heeres beantwortet wurde und den deutsch-französischen Krieg zur Folge hatte. Nach beendeter Mobilmachung fuhr das 6. Inf.-Regt. Nr. 105 unter Commando des Obersten v. Tettau (Oberst v. Schmieden trat im Mai 1869 z. D., führte 1870/71 die sächs. Besatzungsbrigade und starb 1893 als Generalmajor z. D. in der Lößnitz) von Plauen aus dem Vater Rhein zu und erreichte am 27. 7. bez. 28. 7. Castell bei Mainz, wo es am 29. 7. den Rhein überschritt. Das Regiment, in seiner Kriegsgliederung mit dem Schwester-Regiment 104 und dem 1. Jäger-Bat. „Kronprinz" Nr. 12 die 3. Inf.-Brigade Nr. 47 (Commandeur Oberst v. Leonhardi) bildend und mit der 4. Inf.-Brig. Nr. 48 zur 2. Division Nr. 24 (Commandeur Generalmajor Nehrhoff v. Holderberg) gehörend, marschirte durch die Pfalz, überschritt am 11. 8. die französische Grenze und am 16. 8. die Mosel bei Pont-à-Mousson. Das XII. Armeecorps, am 18. 8. früh aus seinen Biwaks bei Mars-la-Tour und Puxieux aufbrechend und den äußersten linken Flügel der 2. Armee (Führer: Prinz Friedrich Karl von Preußen) bildend, ging divisionsweise zu beiden Seiten der Straße Mars-la-Tour—Jarny in der Richtung auf letzteres vor. Die 47. Brig., welche an der Spitze der 24. Division marschirte, nahm die Richtung auf Batilly und sodann 2 Uhr 15 Min. infolge höherer Führung auf das Dorf Ste. Marie-aux-Chênes, welches französischerseits besetzt war und bereits von unserer Artillerie beschossen wurde. Um 3 Uhr schritt sie zum Angriff gegen das Dorf. Dem Jäger-Bat. „Kronprinz", welches im Vortreffen in Comp.-Colonnen auseinander gezogen war, folgten auf dem rechten Flügel Regiment 104, auf dem linken Regiment 105, letzteres in 3 Treffen in der Reihenfolge 1., 2. und 3. Bat. Als das Regiment aus dem gedeckten Wiesengrunde westlich St. Marie heraustrat und den oberen Thalrand überschritt, kam es ins heftigste Chassepotfeuer. Trotz aller Ermüdung, infolge des langen und heißen Anmarsches und des knurrenden Magens, da früh nicht abgekocht worden war, folgten die Compagnien unaufhaltsam mit schlagenden Tambours ihren muthig voraneilenden Officieren nach, so manchen todten, verwundeten oder erschöpften Kameraden auf der Strecke liegen lassend. Mit betäubendem Hurrah stürmte das 1. Bat. (Major v. Kessinger) südlich des Weges Bois-de-Ponty—Ste. Marie in das Dorf hinein, durch dasselbe hindurch und bis an die jenseitige Umfassung vor. Das 2. Bat. (Major v. Tettenborn) in gleicher Höhe mit dem 1. griff die Dorfumfassung nördlich des Westeinganges an, das 3. Bat. (Oberstltnt. Günther) schob sich, einen Haken bildend, links. Gleichzeitig stürmten rechts vom 105. Regiment 104 und von Süden und Südwest 3. Bat. 108 und 7 preuß. Garde-Bat. 3 Uhr 30 Min. war Ste. Marie in deutschem Besitz. Die Rothhosen, dem 94. Regiment angehörend und viele Gefangene zurücklassend, zogen in der Richtung auf Roncourt ab, von frischen Truppen auf der vorzüglich eingerichteten Vertheidigungsstellung auf dem Plateaurande von St. Privat aufgenommen. 4. und 5. Comp., rechts anschließend 6., 7. und 8. Comp. 105 und andere Truppen der 47. Brig. waren über die Dorfumfassung hinausgefolgt, während das 3. Bat. 105 Befehl erhielt, das Dorf im Norden gegen Roncourt zu decken. Mit einem mörderischen Feuer vom erwähnten Plateaurande empfangen, mußten die Truppen im hinhaltenden Defensivgefecht auf deckungsloser Ebene in demselben aushalten und erlitten große Verluste, doch dem ermunternden Beispiele ihrer Officiere folgend, welchen der tapfere und ritterliche Commandeur Oberst v. Tettau durch seine Unerschrockenheit und Ruhe voranleuchtete, wankten sie nicht. Als die Franzosen vorgingen, um sich wieder in Besitz des verloren gegangenen Roncourt zu setzen, kam das 3. Bataillon, von Norden her flankirt, in sehr schwierige Lage. Von 3 Comp. 108 unterstützt, erwehrte es sich jedoch mit Aufbietung aller Kräfte des heftigen Andranges. Nachdem Ste. Marie als Stützpunkt für die weitere Umgehung des XII. Corps auf Roncourt und St. Privat gewonnen war, sammelte sich die 47. Brigade auf höheren Befehl und zwar das 105. Regiment nordwestlich des Dorfes. Beim Sammeln der Compagnien fehlte mancher Kamerad, welcher lebensfrisch am frühen Morgen die goldigen Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßt hatte, jetzt aber bleich und starr den Rasen deckte und den feurig rothen Ball der untergehenden Sonne des Siegestages von St. Privat nicht mehr schauen sollte, oder andere lagen schmerzgekrümmt auf hartem Boden im Dunkel der Nacht einsam auf einem vergessenen Fleckchen des verwüsteten Schlachtfeldes, mit vertrockneten Lippen nach einem erquickenden Trunke lechzend! Schwere Opfer hatte die Feuertaufe dem jungen Regiment 105 gekostet, aber glanzvoll hatte es sie bestanden. Viele schöne Züge von Tapferkeit und Todesverachtung von Officieren und Mannschaften konnte das Regiment als erstes Ruhmesblatt in seiner Geschichte verzeichnen. Beim Sturm und Kampf um Ste. Marie fielen den Heldentod oder starben an den erhaltenen Wunden: Hauptmann Scheffel, Premierleutnant Blohm, Leutnants v. Kospoth, Aster, Philipp, Menz, Langwagen und v. Gutschmidt, 126 Unterofficiere und Soldaten; es wurden verwundet: Oberstleutnant Günther, Hauptmann v. Rouvroy, Leutnant Franke und 301 Unterofficiere und Soldaten, 20 Mann wurden vermißt. Bei Verdun am 24. 8., bei Nouart am 29. 8. und bei Beaumont am 30. 8. in Reserveverhältniß, fand das 105. Regiment in der denkwürdigen Schlacht bei Sedan wieder Gelegenheit thätig einzugreifen. Am 1. 9. früh, unter Zurücklassung der Tornister, von Douzy in Richtung auf La Moncelle, sodann 6^{30} V. in nördlicher Richtung längs des Westrandes des Gehölzes Chevalier vorgehend, entwickelte es sich längs des Weges Villers-Cernay, da die Franzosen, im Besitze der Brücke über die Givonne bei Daigny, über dieselbe im Vormarsch waren. Das 1. Bat. besetzte mit 3 Comp. eine Hecke, das 3. Bat., unter Hauptmann Baumgarten, mit 2½ Comp. ein dicht dabei gelegenes Hölzchen. Das 2. Bat. löste sich rechts vom 3. auf. Gegen eine Uebermacht, welche nach und nach auf 12 Bataillone und mehrere Batterien anwuchs, und den heftigsten Angriffen ausgesetzt, hatte das Regiment einen schweren Stand. Da die Patronenbüchsen in den Tornistern zurückgelassen worden waren, begann die Munition auf die Neige zu gehen, trotzdem hielt das Regiment tapfer aus und wies mehrere Angriffe durch heftiges Feuer ab. Bei einem dritten Angriff von Turkos und Zuaven, welcher schon ganz nahe herangetragen war, brach Hauptmann Baumgarten mit den Compagnien des 3. Bat. mit kräftigem Hurrah zum Gegenstoß kühn vor, welcher den Feind so überraschte, daß er Kehrt machte. In dem Augenblicke, als die Franzosen zu einem 4. Angriff ansetzten, kam das Jäger-Bat. „Kronprinz" im Laufschritt herbeigeeilt und trug durch sein Schnellfeuer dazu bei, daß das Regiment seine Aufgabe erfüllen und die Stellung tapfer behaupten konnte bis zur Entwickelung der noch rückwärtigen Truppen. Das 2. und 3. Bat., welche sich ganz verschossen hatten, sammelten um etwa 7^{30} V. hinter dem so hartnäckig vertheidigten Wäldchen und übernahmen die Deckung der Artilleriestellung, während das 1. Bat. sich am Vorgehen des 104. Regiments gegen Daigny betheiligte, wo ein heißer Kampf entbrannte. Da die Franzosen in dem Hammerwerk La Rapaille hartnäckigen Widerstand leisteten und von dort aus die gegen Daigny vorgehenden Truppen flankirten, so wandten sich die 2. und 3. Comp. 105 gegen ersteres und nahmen es erst nach längerem heftigen Kampfe in Besitz, hierbei eine größere Anzahl von Gefangenen machend. Der Verlust des Regiments am Siegestage von Sedan betrug: Hauptmann v. Raab und 20 Mann todt, Major v. Kessinger (leicht), Premierleutnant Erfurth und 100 Mann verwundet. Am 18. 9. traf das Regiment in der Cernirungslinie vor Paris ein und bezog am 29. 9. zum ersten Male die Vorposten bei Gagny. Der Dienst in der nächsten Zeit vollzog sich regelmäßig derart, daß abwechselnd ein Bataillon Feldwachen und Replis bei Maison Rouge u. s. w. in vorderster Linie besetzte, der Rest des Regiments Bereitschaft in Montfermeil u. s. w. hatte. Sobald es nicht auf Vorposten stand, lag es in zweiter Linie in Villevaude, le Pin u. s. w. Mitte November wurde es nach Pomponne verlegt und übernahm die Vorposten zwischen der Straßburger Bahn und dem Marnefluß, von Maison blanche bis Ville Evrart. Dem Regiment blieb es versagt, in den ruhmreichen Schlachten von Villiers, am 30. 11. und 2. 12., durch welche die großen Ausfallsversuche der Pariser

Armee abgewiesen wurden, unmittelbar thätig einzugreifen. Am 30. 11. hatte das 3. Bat. Vorposten, 1. und 2. Bat. standen in Bereitschaft bei Chelles; im Laufe des Tages übernahm das 2. Bat. die Vorposten bei Noisy le Grand, auf dem linken Marneufer, wohin das 1. und 3. Bat. am 1. 12. nachfolgten. Am 2. und 3. 12. stand das vereinte Regiment bereit bei Champs, am 4. 12. rückte es wieder vom linken, im Soldatenwitz das falsche Marneufer genannt, aufs rechte in die alten Bezirke zurück. Mit blutigen Köpfen abgewiesen, hielten die Franzosen bis gegen Weihnachten Ruhe, erst um diese Zeit machten sie wieder Versuche, den sie umklammernden eisernen Ring zu sprengen. Es kam infolge dessen jetzt häufig zu recht unerwünschten Störungen in der Gleichmäßigkeit des Belagerungsdienstes durch nächtliche Alarmirungen, lange Bereitschaftsstellungen bei grimmiger Kälte, Schnee und Wind und durch verschiedene Ausfalls- und Vorpostengefechte. Am 21. 12. war das 2. Bat. betheiligt am Ausfallsgefecht gegen Ville Evrart und Maison blanche, am 26. 12. das 3. Bat. gegen Maison blanche. Nach der Beschießung des Mont Avron und der Eröffnung des Bombardements von Paris zeigten sich die Franzosen um so rühriger durch Unternehmungen gegen unsere Vorposten, je mehr sie die Ueberzeugung gewannen, daß ihr Widerstand bald am Ende sein werde. Am 5. 1. 1871 betheiligte sich das 2. Bat. an einer Demonstration gegen Fort Nogent, am 11. 1. hatte die 5. Comp. ein Vorpostengefecht bei Neuilly, vom 11. zum 12. 1. war Vorpostengefecht der 6. Comp. bei Rosny und am 24. 1. Vorpostengefecht der 6. Comp. bei Nogent. Diese verschiedenen Gefechte brachten dem Regiment noch einen Verlust von 2 todten und 8 verwundeten Mannschaften. Am 29. 1. endlich erfüllte sich das monatelange Sehnen der vor Paris im Felde stehenden Truppen. Paris capitulirte! Großer Jubel herrschte überall, denn das Ende des Krieges schien nahe und Heimkehr winkte. Die Forts, welche uns manche unruhige Stunde bereitet hatten, wurden von deutschen Truppen besetzt. Mit stolzfreudigem Gefühl rückte das Regiment 105 im Fort Rosny ein, welches es mit mehrmaliger Unterbrechung bis zum Abmarsch aus der Einschließungslinie besetzt hielt. Am 6. 3. traf das Regiment unerwartet der Befehl, daß es mit zur Besatzung der wiedergewonnenen Reichslande Elsaß und Lothringen bestimmt sei. Nachdem es noch die Ehre gehabt hatte, an der großen Heerschau auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Villiers vor dem Heldenkaiser Wilhelm I. theilzunehmen, fuhr es nach sechsmonatlichem Aufenthalt vor Paris am 9. 3. seiner neuen Bestimmung entgegen. Es schied nun für längere Zeit, länger als damals geahnt wurde, aus dem engeren Verbande des heimathlichen Armeecorps, mit welchem es zu Sieg und Ruhm geführt worden war. Am Ende der kriegerischen Thätigkeit konnte es mit Genugthuung auf seinen Antheil an den Erfolgen dieses glorreichen Feldzuges zurückblicken. An Auszeichnungen für sein Verhalten in den Kämpfen erhielt es 4 Ritterkreuze des Militär-St.-Heinrichs-Ordens, 3 Ritterkreuze des Verdienst-Ordens mit Kriegsdecoration, 16 Ritterkreuze des Albrechtsordens mit Kriegsdecoration, 1 Eisernes Kreuz 1. Cl. und 31 Eiserne Kreuze 2. Cl. für Officiere, 3 goldene und 74 silberne St. Heinrichs-Medaillen, 93 Eiserne Kreuze 2. Cl. für Unterofficiere und Soldaten, außerdem erhielten 7 Unterofficiere goldene bezw. silberne Medaillen des Verdienst- und Albrechts-Ordens. Ebenso wie alle im Felde gestandenen Infanterie-Regimenter erhielt auch das 105. Regt. später in den Spitzen seiner Fahnen als Auszeichnung das Eiserne Kreuz. Das Regiment, im Verbande des neugebildeten XV. Armeecorps, wurde der 31. Division und 62. Inf.-Brig. zugetheilt und erhielt mit Stab, 1. und 2. Bat. zunächst in Schlettstadt, mit dem 3. Bat. in Straßburg Standquartier. Nachdem mittlerweile auch das Ersatzbataillon aus Dresden herangezogen worden war, wurde das Regiment im Juni 1871 auf Friedensfuß gesetzt. Im September desselben Jahres wurde auch der Regimentsstab und das 1. Bat. nach Straßburg verlegt, woselbst der geliebte Landesvater König Johann das Regiment mit seinem Besuche beehrte. Nachdem dieser im October 1873 zum großen Schmerze seines Volkes aus diesem Leben abberufen worden und sein erlauchter Sohn, der ruhmgekrönte Führer der Maas-Armee, Kronprinz Albert, in der Regierung gefolgt war, beehrte dieser im Hochsommer 1875 zum ersten Male sein 6. Regt. Nr. 105 mit einem Besuch. Zu Beginn des Jahres 1874 war der tapfere, vornehm-ritterliche und väterlich wohlwollende Commandeur, Oberst v. Tettau als Generalmajor an die Spitze der 3. Inf.-Brig. Nr. 47 getreten (wurde 1898 als Generalleutnant z. D. zur großen Armee abberufen, tief betrauert von allen früheren Untergebenen), ihm folgte als Commandeur Oberst v. Bosse, bisher beim 8. Inf.-Regt. Nr. 107. In angestrengter Friedensarbeit, wie es die politischen Verhältnisse in den Reichslanden und die militärischen einer großen Garnison und Grenzfestung mit sich brachten, verflossen die nächsten Jahre. Im August 1877 wurde durch Verlegung des 2. Bat. von Schlettstadt das Regiment in Straßburg vereinigt. Nachdem in diesem Jahre Kaiser Wilhelm zum ersten Male die Reichslande besucht hatte, hielt er im Jahre 1879 daselbst zum ersten Male Kaisermanöver ab, an welchen auch das 105. Regt. betheiligt war. Nach bewährter 6jähriger Commandoführung schied im Januar 1880 Oberst v. Bosse als Generalmajor und Commandeur der 3. Inf.-Brig. Nr. 47 vom Regiment (starb als Generalleutnant z. D. 1895 in Dresden), an seine Stelle trat Oberst Clauß, welcher bereits am 1. 4. 1881 zur Disposition trat (lebt in Dresden). Unter dem Nachfolger, Oberst Larraß, erhielt das Regiment den erhöhten preußischen Mannschaftsstand, nahm dasselbe am Kaisermanöver 1886 Theil und bezog das 2. Bat. die nach modernen Anforderungen erbaute Esplanadenbaracke. Nach 6jähriger rastlos thätiger Commandoführung trat Oberst Larraß 1. 4. 1887 als Generalmajor an die Spitze der 2. Inf.-Brig. Nr. 46 (später Stadtcommandant von Dresden, woselbst er als Generallnt z. D. jetzt lebt). Ihm folgte Oberst v. Sichart, bisher beim Schützen-Regt. Nr. 108. In diese Zeit fiel die große Armee-Vermehrung und infolge dessen die Zutheilung des 105. Regts. zur 66. Brig. und 33. Div. Nach dem schmerzlichen Heimgange des greisen Heldenkaisers Wilhelm I. und seines Sohnes und Nachfolgers Kaiser Friedrich III., folgte der jugendfrische Kaiser Wilhelm II., welcher im August 1889 zum ersten Male als deutscher Kaiser die Reichslande besuchte. Bei dieser Gelegenheit fand bei Straßburg große Parade und eine größere Felddienstübung statt, an welchen das Regt. betheiligt war. Nachdem dieses recht verzettelt, zum Theil auch mangelhaft in den alten französischen Casernen, abwechselnd in der Schleusen-, Nicolaus-, Kronenburger-, Finkmatt-, Fischerthor-Caserne, in den Cavalier-Casernen und auf den Forts untergebracht war, belegte es einen Theil der neu erbauten stattlichen „Manteuffel-Caserne", in welcher es noch jetzt, sowie in der Schleusen- und Margarethen-Caserne, und mit 2 Compagnien auf den Forts verquartiert ist. Im Juli 1890 übernahm für den wegen Kränklichkeit in Pension tretenden Oberst v. Sichart (starb 1895 als Generalmajor z. D. in der Lößnitz) Oberst Schmalz das Regts.-Commando (später geadelt, 1894 Generalmajor und Commandeur der 2. Inf.-Brig. Nr. 46, sodann Stadtcommandant von Dresden, lebt daselbst als Generalleutnant z. D.). Weiter folgten als Regts.-Commandeure 1894 Oberst Basse (1898 Generalmajor, jetzt Commandeur der 5. Inf.-Brig. Nr. 63), 1898 Oberst v. Criegern (1901 Generalmajor v. d. A.) und 1901 Oberst Pfeil. Am 2. 5. 1892 wurde dem Regt. die hohe Ehre zu Theil, in der Person Sr. Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg einen Chef zu erhalten. Infolge einer weiteren Armee-Vermehrung wurde am 1. 10. 1893 auch beim 105. Regt. ein 4. (Halb-) Bat. zu 2 Compagnien errichtet, welches am 1. 4. 1897 zur Neuerrichtung des 12. Inf.-Regts. Nr. 177 abgegeben wurde. Am 1. 4. 1899 erfolgte die Zutheilung des Regts. Nr. 105 an die preuß. 85. Inf.-Brig. und 30. Div., während es sächsischerseits der 8. Inf.-Brig. Nr. 89 und 4. Div. Nr. 40 überwiesen wurde. Nachdem es vorübergehend sich aus dem Leipziger Aushebungsbezirk ergänzt hatte, rekrutirt sich das 105. Regt. jetzt aus dem ganzen Sachsenlande.

Mehr als 30 Jahre hält nun das Regt. 105 zu Straßburg auf der Schanz „Wacht am Rhein"! Wohl jeder Kamerad, welcher ihm in dieser langen Friedenszeit angehörte, wird den eigenartigen Reiz empfunden und in angenehmer Erinnerung haben, den das politische und militärische Leben in dem vielfach besungenen und wiedergewonnenen Straßburg, der wunderschönen Stadt, — welchen Namen es eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten dank der deutschen Herrschaft verdient — und unter den Kameraden aller hier vertretenen deutschen Stämme im Gefolge hat. Zugleich wird aber ein Jeder sich der Ehre bewußt sein, auf diesem vorgeschobenen Posten gestanden zu haben, zu Deutschlands Wehr und Schutz und zur Ehre des guten Rufes des sächsischen Soldaten. Die alten 105er, in Liebe am alten Regt. hängend und dessen Schicksale mit warmer Theilnahme verfolgend, werden ihre Wünsche für seine fernere glückliche und glorreiche Zukunft besonders in diesen Tagen vereinigen. Wenn

seine zerfetzten Feldzeichen einstens wieder im blutigen Kampfe wehen sollten, dann, hoffen wir, wird das sächsische 6. Infanterie-Regiment Nr. 105, eingedenk des Fahneneides und seiner 200jährigen ruhmvollen Vergangenheit, dem Beispiele der Väter folgend, abermals tapfer streiten für

König und Vaterland! H.

Bücherbesprechungen.

— Arabien vor dem Islam. Von Dr. Otto Weber. (Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 3. Jahrg., Heft 1.) 8°. 35 S. Preis 60 ₰. — Hätte ich nicht von Berufswegen, d. h. als Herausgeber einer „Weltgeschichte", die nicht in ausgefahrenen Geleisen einhertrottet, sondern nur den neuesten Forschungsergebnissen Raum verstattet, auch mit dem vorislamischen Arabien nothwendiger Weise zu thun gehabt, so wäre es mir ergangen, wie es vielleicht den meisten Lesern der vorliegenden kleinen, aber außerordentlich inhaltreichen und fesselnden Schrift ergehen wird: Ueberraschung, Staunen und Verwunderung muß Jeden ergreifen, der sich als „gebildeter" Laie dem Studium dieses Heftes hingiebt. Statt aller Anpreisungen eine Probe: „Fünf Landschaften sind durch das Zusammenwirken von biblischen, keilinschriftlichen und südarabischen Nachrichten neu entdeckt worden. Die erste ist Mußri, die minäische Provinz Mußran, in der Bibel in sehr vielen Fällen mit Mißraim = Aegypten verwechselt, und in seiner geographischen Lage etwa mit dem Land Midian sich deckend. Dann folgt Assur, das [arabische] Stammland der Assyrer, daher vielfach schon in der Bibel, überall aber von den Commentatoren mit Assyrien verwechselt, und im Zusammenhange damit Eber, dem südarabischen [soll wohl heißen: das südarabische] Ibr naharau, dem keilinschriftlichen [das keilinschriftliche] Kibri nâri, die Gegend von Edom und seinen westlichen und nördlichen Grenzländern umfassend. Das vierte ist Jareb, das in der Bibel nur an 2 Stellen vorkommt (Hos. 5, 13 und 10, 6), aber dort unverkennbar als Gebietsname aufgefaßt worden ist. Diese schon grammatisch einzig mögliche Auffassung hat freilich ungezählte Theologen- und Orientalistengeschlechter nicht hindern können, aus dem König von Jareb einen »König Streitbar« zu machen . . . Unter Kosch endlich hat man bisher an allen in Betracht kommenden Stellen Aethiopien [Kusch] verstanden, obwohl der geographische Zusammenhang diese Identification an vielen Stellen schlechterdings ausschließt. An allen diesen Stellen haben wir es mit einer arabischen Landschaft, die in Centralarabien zu suchen ist, zu thun. — Diese neue Erkenntniß schließt eine Umwälzung in der Auffassung der altisraelitischen Tradition und Geschichte in sich, deren Tragweite heute nur erst in den Umrissen erkannt oder auch nur geahnt werden kann." „Nur geahnt" — sehr richtig, namentlich wenn man an die Umwälzungen denkt, denen, er mag wollen oder nicht und sich noch so lange dagegen sträuben, schließlich doch auch einmal unser Unterricht in der biblischen Geschichte (vgl. Der alte Orient II, 3) anheimfallen muß. Freilich, freilich: die Wahrheit wird siegen, und durch sie wird ein gut Theil altehrwürdiger Semiten-Poesie in Stücke gehen, wenigstens insofern als man gewöhnt war, darin geschichtlich auszubeutende Zeugnisse erblicken zu dürfen. Dies aber könnte meines Erachtens eigentlich nur einer nicht gerade überflüssigen Vertiefung der neutestamentlichen Unterweisung zu Gute kommen: ein trostreicher Ausblick! Ht.

— O. Ziemßen (Wiesbaden), Die Nachbehandlung der Kriegsinvaliden und Unfall-Verletzten an Badeorten. Leipzig, G. Thieme. Preis 1,50 ℳ. — Von der Thatsache ausgehend, daß der Staat für die Kriegsinvaliden und die während des Friedens invalide gewordenen Angehörigen des Militärstandes zum Gebrauch von Badekuren Mittel zur Verfügung stellt, wirft der Verfasser die Frage auf, ob nicht auch die staatliche Invaliditäts- und Altersversicherung die Verpflichtung habe, für ihre Angehörigen, die zur Zeit zur Bestreitung der Kosten derartiger Kuren auf eigene Mittel oder auf private Versicherungen angewiesen sind, in dieser Weise zu sorgen. Diese Frage ist zu bejahen, wenn nachzuweisen ist, daß trotz der in neuerer Zeit besser gewordenen Behandlung von Verletzungen und deren Folgezuständen doch noch Fälle übrig bleiben, die durch den Gebrauch einer rationellen Bade- bez. Trinkkur einer Heilung oder wenigstens einer Besserung zugeführt werden können. Der Verfasser führt diesen Nachweis, indem er kurz und klar die Indikationen zu Thermalkuren schildert und einen Ueberblick über die moderne Behandlung in Badeorten giebt, die unzweifelhaft noch da Erfolge erzielt, wo andere Behandlungsmethoden im Stiche lassen. Die Darlegungen des Verfassers decken sich allenthalben mit den ärztlichen Erfahrungen und wir können die Broschüre allen Interessenten bestens empfehlen. —t.

— Stieler's Handatlas. Neue, neunte Lieferungsauflage, 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Julius Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. Erscheint in 50 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zu je 60 ₰. — Wer den sich drängenden Ereignissen in fernen Ländern und Meeren folgen will, für den ist der Besitz eines guten Atlas ein nothwendiges Hilfsmittel. Ein trefflicher Führer durch die gesammte Welt bietet sich uns in dem Stieler'schen Kartenwerke, welches soeben in seiner neunten Auflage zu erscheinen beginnt. Die mannigfachen Fortschritte, welche die geographische Forschung in den letzten Jahren gemacht hat, und die Verschiebungen, welche die politischen Grenzen außereuropäischer Länder in jüngster Zeit erfahren haben, erforderten eine Umarbeitung und Durchsicht der letzten Auflage. Die erste Lieferung des neubearbeiteten „Großen Stieler" zeigt alle Vorzüge der früheren Ausgabe: Bequemes Format, möglichste Genauigkeit, schönes Papier und guten Farbendruck. Dabei ist es mit Freude zu begrüßen, daß der Atlas in seiner neuen Gestalt um die Hälfte billiger ist, als der frühere. Dies erklärt sich aus den Verbesserungen der Technik. Alle Kartenblätter des Atlas nämlich sind in Kupfer gestochen, gedruckt aber sind sie von der Schnellpresse. Dieses Verfahren ermöglicht es, den bisher durch Handdruck und Handcolorit bedingten Preis in dem erwähnten Umfange herabzusetzen. Die beiden Kartenblätter: Ostalpen und China (im Maßstabe von 1:925000 und 1: 7500000, bearbeitet von C. Sperrer und H. Habenicht und C. Barich) fesseln besonders durch das ausdrucksvolle Gepräge der Geländedarstellung. Der Gegensatz zwischen Ebene und Gebirge ist scharf markirt, beinahe plastisch treten die Gebirgsformationen auf der Karte hervor. Nicht minder zu loben ist die Wiedergabe der Wasserläufe und Seen. Trotz der großen Fülle von Ortschaftsbezeichnungen, Bergnamen und Höhenzahlen zeichnen sich die Karten durch Uebersichtlichkeit aus, so daß es Jedem leicht fällt, sich in kürzester Zeit zu orientiren. Der ersten Lieferung nach zu urtheilen, ist die neunte Ausgabe des Stieler'schen Kartenwerkes ganz im Sinne seines Begründers Adolf Stieler gehalten, welcher „etwas dem Plane nach zwar Beschränktes, aber in der Ausführung Ausgezeichnetes" liefern wollte. J. O.

— Quellwasser für's deutsche Haus. Illustrirtes Volks- und Familienblatt. Jährlich 17 Hefte à 40 Pf. Verlag von Georg Wigand in Leipzig. — Wir haben dieses vorzüglich redigirte Familienblatt wiederholt in der wärmsten Weise empfohlen. Jetzt bei dem baldigen Beginn eines neuen Jahrganges wollen wir abermals unsere Leser auf diese, auch in ihren Illustrationen Hervorragendes leistende, auf echt christlichem Boden stehende Wochenschrift, die in der That Lebenswasser aus reinster Quelle darbietet, aufmerksam machen. Sie sollte heimisch in jeder Familie sein. Der geringe Preis, jährlich 6,80 ℳ für 17 Hefte, ermöglicht dies ja auch selbst weniger bemittelten Familien. W. Sm.

— Die Zeitschriften: 1) Dies Blatt gehört der Hausfrau. Verlag von Friedrich Schirmer, Berlin, bestimmt für Angelegenheiten des Haushaltes, sowie für Moden, Kindergarderoben, Wäsche und Handarbeiten, vierteljährlich 1,50 ℳ, und 2) Von Haus zu Haus, Verlag von Adolf Mahn, Leipzig, wöchentlich eine Nummer, Preis 20 ₰, sind von uns des Oefteren an diesem Orte besprochen worden. Das zweiterwähnte Blatt ist eine von der bekannten Schriftstellerin Anny Wothe herausgegebene Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt. Beide Blätter erfüllen ihren Zweck und haben längst Eingang in unsern guten Familien gefunden. Bestens bekannt, nicht zum wenigsten in Leipzig, ist die im Verlag von Aug. Polich erscheinende, von Brigitta Hochfelden mit vielem Geschick redigirte Deutsche Moden-Zeitung, die regelmäßig am 1. und 15. jeden Monats erscheint und vierteljährlich 1 ℳ kostet. Auch sei noch auf ein vorzüglich ausgestattetes in Paris und Wien unter dem Namen Chic Parisien erscheinendes Modenblatt aufmerksam gemacht. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 146. Sonnabend, den 7. December, Abends. 1901.

Friedrich Ratzel und seine Bedeutung für die Erdkunde.

Zum 25jährigen Docentenjubiläum.

Friedrich Ratzel, unserer Meinung nach der bedeutendste Geograph Deutschlands, der über den engen Kreis seiner Fachgenossen weit hinaus berühmt ist, den man diesseits wie jenseits des Oceans gleichgut kennt, vollendet am 8. December den Tag seiner 25jährigen Lehrthätigkeit als Professor für Geographie. Wie sein Wirken und Schaffen, so ist sein Lebensgang interessant. Er wurde am 30. August 1844 in Karlsruhe geboren. Die wechselreichen Landschaftsformen Badens entwickelten schon in seiner Jugend ein tieferes Interesse an der Natur. Während seiner vierjährigen Pharmaceutenlehrzeit in dem lieblichen Lichtersheim bei Langenbrücken galten seine ersten wissenschaftlichen Beobachtungen der geographisch und geologisch reich ausgestatteten Umgebung seines Lehrortes. Das Ziel eines Naturforschers erschien ihm bald einzig und allein erstrebenswerth. Zum Zwecke seiner wissenschaftlichen Ausbildung besuchte er die technische Hochschule zu Karlsruhe, dann die Universitäten in Heidelberg, Jena, Berlin und Montpellier. Seine intensivsten Studien waren der damals so allgemein bevorzugten Zoologie gewidmet. Mit einem zoologischen Thema „Beiträge zur anatomischen und systematischen Kenntniß der Oligochäten" wurde er 1868 in Heidelberg zum Doctor promovirt. Seine Wanderlust trieb ihn fort vom heimathlichen Boden, und so sehen wir ihn in den Jahren 1869 bis Herbst 1875 als wissenschaftlichen Berichterstatter für die Kölnische Zeitung Siebenbürgen, Ungarn, Sicilien, Nordamerika, Mexiko und Cuba bereisen. Diese Wanderzeit des Naturforschers wurde durch den deutsch-französischen Krieg unterbrochen, an dem er als Kriegsfreiwilliger theilnahm. Er wurde bei Auxonne schwer verwundet. Das Eiserne Kreuz war die Auszeichnung für seine Tapferkeit. Als Ratzel 1875 aus Mexico zurückkam, habilitirte er sich am 19. December 1875 an der Technischen Hochschule zu München (damals Polytechnische Schule) als Privatdocent für Erdkunde; ein Jahr später, am 8. December 1876 wurde er bereits zum Professor ernannt.

Ratzel war nun für immer der Geographie gewonnen. Schon seine ersten größeren geographischen Veröffentlichungen erregten die Aufmerksamkeit der Fachkreise. Und am 1. October 1886 wurde er nach Leipzig als ordentlicher Professor der Erdkunde, als Nachfolger des Frhrn. v. Richthofen berufen, in welchem Amt er noch heute in voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes wirkt.

Will man das Schaffen und Wirken Ratzel's recht verstehen, so muß man vom Wesen des Begriffs der Geographie ausgehen. In der Geographie liegt ein naturwissenschaftliches und ein historisches Moment; indessen ist sie weder eine reine Naturwissenschaft noch ein Anhängsel der Geschichte. Vor etwa 20 Jahren drohte sie ein Zweig der Naturwissenschaften, besonders der Geologie zu werden; da eroberte sie Ratzel als selbständige Wissenschaft durch seine „Anthropogeographie" (1882) zurück und gab ihrem Janusgesicht einen festen und scharfen Umriß, indem es ihm gelang, das rein geographisch-ethnographische Moment mit dem geschichtlich-philosophischen unauflöslich zu verknüpfen. Die Anregungen zu seinen anthropogeographischen Untersuchungen, die die Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte darlegen, wurzeln in dem freundschaftlichen Verkehre und Gedankenaustausche mit Moritz Wagner, dem berühmten Begründer der Migrationstheorie der Organismen. Mit dankbarem Hinblick auf diesen Verkehr sagt Ratzel, daß er damals (in den Jahren 1872 und 1873) zuerst in der Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen die Möglichkeit einer fruchtbaren Vertiefung des viel besprochenen, aber wenig geförderten Problems der Rückwirkung des Schauplatzes auf die Geschichte ahnen lernte.

Wohl lassen sich anthropogeographische Momente bereits in den Werken von Montesquieu, Reinhold Forster, E. A. Zimmermann, Herder, Humboldt, Ernst Kapp, J. G. Kohl, Kriegk, B. Cotta und K. Ritter nachweisen, aber die Anthropogeographie als selbständigen Wissenschaftszweig begründet, ihr ein eigenes Heim gegeben, ihr die Methode ihrer Forschung vorgeschrieben zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Ratzel's.

1891 ließ Ratzel seiner Anthropogeographie einen zweiten Theil folgen, der sich mit der geographischen Verbreitung des Menschen befaßt. Er bestimmt zunächst den Begriff der „Oekumene". Dabei geht er auf die Alten zurück, indem er als Oekumene den zwischen Nord- und Südpol bewohnbaren Theil der Erde auffaßt und sie als einen breiten Erdgürtel von 314 Millionen Quadratkilometern bestimmt. So hat er, was noch kein historischer Geograph vor ihm gethan, den Boden, auf dem sich die Menschheitsgeschichte abspielt, abgesteckt und ausgemessen, und hat zugleich die „geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen, das wir Menschheit nennen", bezeichnet. Weiterhin untersucht er das statistische Bild der Menschheit, die Spuren und Werke des Menschen an der Erdoberfläche. Die Verkehrswege sind ihm Bänder, die sich den Bodenformen anschließen. Hier folgt er vielfach Anschauungen J. G. Kohl's, ohne dessen schematische Begriffsbestimmungen zu theilen. Wichtig sind die anthropogeographischen Auseinandersetzungen über die allgemeinen Eigenschaften der geographischen und politischen Grenzen; diese sind nicht „Grenzlinie", sondern „Grenzraum".

Ein besonderes Werk der Anthropogeographie, aber ebenso groß wie diese angelegt und epochemachend ist Ratzel's „Politische Geographie" (1897). In ihr lernen wir den Staat als einen Organismus verstehen; er ist nur eine Form der Verbreitung des Lebens und der Erdoberfläche; er ist ohne seinen Boden nicht zu denken, und seine Eigenschaften sind darum in denen des Volkes und des Bodens begründet. Die einzelnen Wirthschaftsgebiete sind einzelne Organe des Staates. „Der Weltverkehr arbeitet darauf hin, die ganze Erde in einen einzigen wirthschaftlichen Organismus zu verwandeln, in dem die Länder und Völker nur noch mehr oder weniger untergeordnete Organe sind." Auf solche Weise werden historisch-politische Erscheinungen durch die geographische Forschung geklärt, vertieft und erweitert. Die Untersuchungen Ratzel's sind oft stark philosophisch gefärbt, sodaß man ebenso den sichern und umfassenden Blick des Forschers auf dem Gebiete der Philosophie wie dem der Psychologie bewundern muß. Er erinnert da manchmal an den Begründer der modernen Sociologie, A. Comte, verfällt jedoch nicht in dessen einseitige Behandlung socialpolitischer und wirthschaftlicher Probleme. Die „Politische Geographie" Ratzel's ist gleichwichtig für den Geographen, wie für den Historiker, den Diplomaten, den Nationalökonomen und den Philosophen.

Eine mehr praktische Anwendung geographisch-politischer Probleme brachte Ratzel bereits 1893 mit seiner „Politischen Geographie der Vereinigten Staaten von Amerika". Der große tellurische Zug, der die Bedingung aller Lebensentwickelung durchwaltet, giebt ihm den Hinweis zu einem Lehrgebäude einer Biogeographie. (Die Basis hierzu bereits im II. Bande der Anthropogeographie. Vergl. auch: „Der Lebensraum"; aus den „Festgaben für Albert Schäffle zur siebenzigsten Wiederkehr seines Geburtstages" 1901.)

Während vor 20 Jahren der historisch-philosophischen Seite der Geographie wenig Beachtung geschenkt wurde, so sehen wir, wie heute anthropogeographische Vorlesungsthemata in den Lehrprogrammen der Universitäten nicht fehlen mögen. Daß mit Ratzel's grundlegenden Werken ein Fortschritt methodologischer Art in der geographischen Wissenschaft erzeugt war, ersehen wir ferner aus der Neuauflage der „Anthropogeographie" und aus der reichen Anzahl größerer und kleinerer Werke, die auf Ratzel's Anregung hin entstanden sind (vergl. Anhang zur Anthropogeographie I. Theil 2. Aufl.). Und so ist es gekommen, daß Ratzel schon bei Lebzeiten „schulebildend" wirkt. Ist er doch einer der beliebtesten Leipziger Universitätslehrer. Wie anregend er zu lehren weiß, das wissen nicht allein seine Zuhörer in den Vorlesungen zu schätzen, sondern vor Allem diejenigen, die sich mit eingehenderen geographischen Studien beschäftigen und an den von ihm geleiteten, praktisch wissenschaftlichen Uebungen theilnehmen im Königlich Geographischen Seminar der Universität Leipzig, dessen Director er bereits seit 1886 ist.

Auf einem zweiten, vielfach mit der Anthropogeographie verwandten Gebiete ist Ratzel weiterhin bahnbrechend vorgegangen; hat er doch dem deutschen Volke das erste größere und umfassendere Werk über „Völkerkunde" (2. Aufl. 1894/95) gegeben. Zugleich hat er diese als selbständige Wissenschaft begründet. Bei den Untersuchungen über völkerkundliche Probleme ging er vom Studium des geistigen und körperlichen Culturbesitzes der Menschheit aus und gelangte auf dem Wege der naturwissenschaftlichen Induction zu der Basis einer wahren Völkerkunde, also nicht auf dem Wege der Deduction, den die Sprachwissenschaft, die physische Anthropologie und verwandte wissenschaftliche Disciplinen bei der Construction einer Völkerkunde einschlugen; diese ließen die Völkerkunde als selbständigen Wissenszweig nicht aufkommen.

Welches Gebiet Ratzel auch immer anschneidet, überall werden wir finden, daß er selbständige Gedanken entwickelt und neuen Betrachtungsweisen das Feld öffnet, so z. B. auf dem Gebiete der physikalischen Geographie. Er bestimmt die Firngrenze orographisch und klimatologisch, die Höhenlinie als Höhengürtel in klimatischer, orographischer und gemischt klimatisch-orographischer Beziehung; er giebt der Kant-Laplace'schen Hypothese die richtige Auffassung. Ferner macht er aufmerksam auf wichtige Grundlinien kartographischer Darstellungen, zeichnet selbst neue Völkerkarten und entwirft die erste gelungene Culturkarte der Vereinigten Staaten.

Großes Aufsehen hat in der Gelehrtenwelt sein kürzlich erschienenes Werk „Die Erde und das Leben, eine vergleichende Erdkunde" erregt. Es ist, als wenn Ratzel Alles wüßte, was nur irgendwie mit der Geographie zusammenhängt. Die ganze Erdoberfläche in ihren mannigfaltigsten Beziehungen und Wechselwirkungen ist Gegenstand des neuen Werkes. Die Anthropogeographie schleicht sich auch hier bei der Betrachtung erdphysikalischer Erscheinungen ein. Das gereicht dem Werke nur zum Vortheil; wir lernen die Erde wie von einer hohen Warte aus als ein Ganzes schätzen.

Allüberall tritt uns Ratzel's staunenswerthes, vielseitiges Wissen entgegen, sein Zeichnen großer Bahnen und Grundrisse und hinwiederum auch sein scharfsinniges Eingehen selbst in kleine erdkundliche Probleme. Zuweit würde es uns führen, alle seine einzelnen Werke und Aufsätze namhaft zu machen und zu würdigen, haben sie doch die Zahl 100 längst überschritten. Wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß unter seiner Leitung seit 1891 die Wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig erscheinen, und daß Ratzel der Herausgeber der berühmten „Bibliothek geographischer Handbücher" ist, mit welchem Unternehmen sich kein anderes in Deutschland, geschweige denn im Auslande messen kann. Ee.

Bücherbesprechungen.

— **Manes**, Dr. jur., **Das Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmen.** Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 3,80 ℳ. — Der Verfasser giebt zunächst in der Einleitung nach einem Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Gesetzes eine ausführliche Darstellung seiner wesentlichen Grundzüge an der Hand der dem Entwurfe beigegebenen Begründung. Dem Gesetzestexte sind eingehende Erläuterungen beigefügt, die größtentheils auf den Gesetzesmaterialien beruhen. Obschon im Vorworte hierauf besonders hingewiesen ist, wäre es doch recht erwünscht, wenn auch in den Anmerkungen in der üblichen Weise zum Ausdruck käme, was persönliche Ansicht des Verfassers, und was der Begründung bez. dem Commissionsbericht entnommen ist. Die dem Bundesrathe vorbehaltenen Ausführungsbestimmungen konnten, da sie z. Zt. noch nicht erlassen worden sind, selbstverständlich nicht berücksichtigt werden.

— Dr. **Rehm**, Professor der Rechte in Erlangen, **Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmen.** München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden 3 ℳ. — Die Einleitung giebt einen kurzen Ueberblick über die Entstehung und den wesentlichen Inhalt des Gesetzes. In den zahlreichen Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen nimmt der Verfasser nur selten Bezug auf die Materialien des Gesetzes, er ist vielmehr bemüht, die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes unmittelbar aus dessen Wortlaut und sonstigem Inhalt selbst zu erläutern. Die Ausführungen sind zwar knapp gehalten, zeichnen sich aber durch eine leichtfaßliche Darstellung aus, so daß insbesondere dem Nichtjuristen das Verständniß des Gesetzes hierdurch näher gerückt wird. Das Sachregister ist allerdings für ein Gesetz von 125 Paragraphen außergewöhnlich kurz. Wie bei der oben besprochenen Ausgabe des Dr. Manes fehlen auch hier die noch zu erwartenden Ausführungsbestimmungen.

Dr. N.

— **Weltpolitisches.** Beiträge und Studien zur modernen Colonialbewegung von Dr. **Alfred Zimmermann.** Berlin, 1901. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. — Colonialpolitik zu treiben ist in unseren Tagen nicht mehr das historische Vorrecht einiger weniger Nationen, sondern beinahe alle Mächte haben sich beeilt, in fremden Zonen Gebiete zu erwerben, um bei der Vertheilung der Welt nicht leer auszugehen. Das Beispiel des „weltumspannenden Albion" hat Schule gemacht. Wir sehen, wie Frankreich in Nordafrika und im Sudan ein großes Colonialreich begründet hat, wie Rußland, dessen stetiges Vordringen in Asien die englischen Politiker mit Sorge erfüllt, seinen Einfluß auch in Afrika geltend zu machen sucht, indem es mit Abessinien Beziehungen anknüpft, wie ferner das Deutsche Reich große Länderstriche in Afrika und verschiedene Inselgruppen Australiens unter seinen Schutz genommen und zuletzt das Pachtgebiet Kiautschou in Ostasien erworben hat, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Sandwichinseln annectirten und auf den Antillen und Philippinen das Erbe Spaniens antraten, wie sich das wirthschaftlich schwache Italien in Erythrea festsetzte und wie sogar das von den Großmächten für neutral erklärte kleine Belgien in dem „Unabhängigen Congostaate" eine zukunftsreiche Colonie gewonnen hat. Der allgemeine Wettbewerb der modernen Culturstaaten auf dem Gebiete der Colonialpolitik ist jedoch damit nicht zum Stillstande gekommen, sondern dürfte sich in Zukunft noch intensiver gestalten. Unter diesen Umständen ist es eine dankbare Aufgabe, den Zeitgenossen in großen Zügen eine Darstellung jener weltpolitischen Bestrebungen zu geben. Dies ist auch das Bestreben einer von Dr. A. Zimmermann herausgegebenen Sammlung von Skizzen und Aufsätzen, welche unter dem Titel „Weltpolitisches" erschienen ist. Es ist recht schade, daß in diesem Werkchen Deutschland so stiefmütterlich behandelt wurde, es wäre interessant gewesen, die Ansichten des Verfassers über den Stand der Dinge in unseren Schutzgebieten zu erfahren. Ein um so breiterer Raum ist der britischen Colonialbewegung gewidmet, für deren Ziele der Autor offene Bewunderung durchblicken läßt. Seiner Ansicht nach muß diese Politik, auch wenn sie zeitweilig durch störende Ereignisse, wie den Boerenkrieg, aufgehalten wird, doch endlich zum Siege führen. Ein Zerfall des gewaltigen Colonialreiches sei für die nächste Zukunft nicht zu erwarten, vielmehr bestehe eine mächtige Bewegung, festere Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Colonien herbeizuführen. Mit dieser optimistischen Auffassung, welche Dr. Zimmermann über die Erfolge der englischen Colonialbewegung hegt, scheint uns die Schilderung der furchtbaren Hungersnöthe in Indien nicht im Einklang zu stehen. Es ist ganz gewiß ein sehr trauriges Zeichen, wenn England infolge der südafrikanischen Krisis für dasjenige Colonialgebiet, dem es hauptsächlich seinen Reichthum verdankt, kein Geld und Interesse übrig hat. Große Erfolge hat in den letzten Jahren die französische Colonialpolitik in Afrika erzielt. Zwar der Traum eines transafrikanischen Colonialreiches ist seit „Faschoda" zerronnen, dafür aber haben sich die Franzosen durch Besetzung Timbuktus und der Tuatoasen zu entschädigen gesucht. Nicht so

glücklich scheinen unsere westlichen Nachbarn in der Nutzbarmachung ihrer Schutzgebiete zu sein. Das System, welches gegenwärtig die französische Colonialverwaltung beherrscht, hat sich nach den Ausführungen Dr. Zimmermann's in dem neu erworbenen Schutzgebiete, insbesondere in der Colonie Congo français wenig bewährt. Nach einem kurzen Rückblick auf den Untergang des spanischen Colonialreiches wendet sich der Verfasser der panamerikanischen Bewegung zu, an deren Schilderung sich ein Aufsatz über die Monroedoctrin (Amerika — den Nordamerikanern) anschließt. Einige weitere Skizzen behandeln die Beziehungen Rußlands zu Abessinien, Indien und China. Von großem Interesse endlich ist ein kleiner Beitrag zur Entwickelung der deutschen Handelsinteressen in China. J. O.

— Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien (Bibliographisches Institut). Bd. 8 und 12. Preis jeden Bandes geschmackvoll eingebunden 2 ℳ. — Nachdem Berichterstatter bereits auf den Plan und die Vorzüge der neuen in „Meyer's Klassiker-Ausgaben" erscheinenden Goetheausgabe in der Nummer der Leipziger Ztg. vom 25. April aufmerksam gemacht hat, genügt es jetzt, festzustellen, daß in den beiden jetzt neu hinzugekommenen Bänden, dem 8. und dem 12. — die Ausgabe wird nicht in der arithmetischen Reihenfolge der Bände veröffentlicht — der dem Ganzen zugrunde liegende Plan (Einleitung zu den einzelnen Schriften, erklärende Anmerkungen unter dem Texte und streng wissenschaftlicher Schlußcommentar) streng festgehalten worden ist. Der 8. Band, die „Leiden des jungen Werthers," die „Briefe aus der Schweiz" und „die Wahlverwandtschaften" enthaltend, ist von Dr. Viktor Schweizer, der 12. Band, der die ersten zehn Bücher der Goethe'schen Selbstbiographie bietet, von Dr. Karl Heinemann bearbeitet. In beiden Bänden tritt die Verwirklichung des Planes sehr anmuthend in die Erscheinung, namentlich wird bei der Lectüre von „Dichtung und Wahrheit" die Einrichtung der Fußnoten, die das Verständniß so ungemein fördert, vom lesenden Laien willkommen geheißen werden. Nach den drei bis jetzt vorliegenden Bänden zu urtheilen, verspricht die Meyer'sche Goetheausgabe in der That die empfehlenswertheste von allen Goetheausgaben zu werden. Möge den verheißungsvollen Anfängen ein in nicht allzu weite Ferne gerückter Abschluß entsprechen! Prof. H. C. Kellner.

— Goethe und der Occultismus. Von Max Seiling, Hofrath Prof. a. D. Leipzig, Druck und Verlag von Oswald Mutze. (56 S.) — Das kleine Schriftchen ist mit einer bestimmten Tendenz geschrieben. Der Verfasser derselben erhebt energisch Einspruch dagegen, daß der Monismus Ernst Häckel's die Weltanschauung Goethe's gewesen sei, wie alles Ernstes behauptet und gedankenlos nachgebetet worden ist. Begründet wird dieser Einspruch durch den Hinweis auf die Stellung, die Goethe dem Occultismus gegenüber eingenommen hat. Es ist allen Goethekennern wohl bekannt, daß der Altmeister auf dem Gebiete der „Geheimwissenschaften" sowohl eigene Lebenserfahrungen gemacht, als auch diesen Studien ganz geflissentlich obgelegen hat, die dann vor Allem dem „Faust" zu gute gekommen sind. Diese Beobachtungs- und Studienergebnisse sind in der vorliegenden Schrift in lesenswerther und fesselnder Weise zusammengestellt, und dürfte das hier Gebotene schon ausreichen, um die Unhaltbarkeit der angeführten Behauptung in das rechte Licht zu setzen. Daß die kleine Arbeit keine erschöpfende ist, giebt der Verfasser selbst zu. Namentlich werden die Briefe und die Gespräche Goethe's noch reichen Stoff liefern, falls eine noch erschöpfendere Behandlung des hochbedeutsamen Gegenstandes ins Auge gefaßt sein sollte. Freilich wird es dabei nicht angängig sein, die mystischen und spiritualistischen Anschauungen Goethe's, die uns so häufig in den schönwissenschaftlichen Werken entgegentreten, kurzer Hand blos aus dem Grunde auszuschließen, weil dagegen der Einwand erhoben werden könnte, daß es nur dichterische Phantasiegebilde seien. Wenn wir bei Schiller eine Menge Ideen des modernen Spiritualismus, namentlich der Allan Kardec'schen Richtung wiederfinden, wird es Niemandem beikommen, Schiller darum als einen Vorläufer des modernen Spiritismus zu bezeichnen. Wesentlich anders liegt die Sache doch aber bei Goethe, der ja ausdrücklich von sich bezeugt, daß auch in seinen Dichtungen keine Zeile enthalten sei, die nicht auf eigenem äußerlichem oder innerlichem Erlebnisse beruht. Daß sich der moderne Spiritismus so oft auf Goethe berufen darf, können nur die leugnen, die auf beiden Gebieten nicht zu Hause sind. Um nur eins hervorzuheben, hat Goethe bereits die Erscheinung der Klopftöne beschrieben, ein halbes Jahrhundert, bevor die Kunde davon aus Amerika herüberkam. Das zuerst von Natalie v. Eschstruth bekannt gemachte angebliche Erlebniß Goethe's auf dem Jenaer Schlachtfelde (S. 12 ff.) dürfte aus äußeren und inneren Gründen zu beanstanden sein. Prof. H. C. Kellner.

— Konrad Telmann, An der Engelsbucht. Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1901. — Ein nachgelassener Roman des productiven Schriftstellers, und jedenfalls eins seiner besten Werke; wir möchten es seinem Roman „Unter den Dolomiten" an die Seite stellen. Wie hier die Schilderung der Tiroler Alpenwelt, ihrer Naturschönheiten und Naturereignisse durch große Anschaulichkeit und bestechenden Farbenreiz sich auszeichnet, so in dem posthumen Roman die Schilderung der Riviera, von Nizza und Monte Carlo. Und hier bot sich noch eine buntere Fülle reizvoller und lebendiger Vorlagen für Landschafts- und Sittenmalerei dar, als in den einsamen Tiroler Bergen. Der Verfasser hat sie in ausgiebiger Weise benutzt. Monte Carlo ist neuerdings eine Lieblingsstation der durch die Lande wandernden Romanmuse geworden. Frhr. v. Ompteda hat in seinem Roman, dessen Titelblatt diesen Namen bringt, eine fast zu genaue und gewissenhafte Beschreibung der Zustände und Vorgänge in dieser Spielhölle gegeben; auch die Muse von Megede macht dort ihre Besuche. Telmann behandelt bei aller lebendigen Farbengebung Monte Carlo doch nur als einen decorativen Hintergrund für seine Handlung. Desto mehr tritt Nizza hervor; die Blumenfeste und Blumenschlachten dieser europäischen Modestadt, alle Freuden des Carnevals, der dort in voller Blüthe steht, dann aber auch das Erdbeben, das mit dem furchtbaren Ernst der Naturgewalt in diesen bunten gesellschaftlichen Taumel hereinbricht, geben Anlaß zu den farbenprächtigsten Schilderungen. Auch die Handlung selbst ist sehr spannend und gut erfunden; sie beginnt mit einem sensationellen Vorgang, der für die Leser zunächst ein Räthsel bleibt, das erst in den letzten Capiteln gelöst wird; doch die Steigerung in den Enthüllungen ist sehr wohlerwogen und mit großem Geschick durchgeführt. Kein Tempo zu früh oder zu spät, nirgends wird durch etwas Voreiliges die Spannung gestört. Die Eröffnungsscene spielt im Holsteinschen; die Mutter eines jungen Gutsbesitzers, Erich Holdheim, erschießt im Park einen Herrn v. Hagen. Der Sohn kommt dazu, die Mutter wird rasch beiseite gebracht. Der Verdacht fällt auf den Sohn; doch er wird durch das Zeugniß des grauköpfigen Dieners Klaus entlastet, welcher beschwört, daß Herr Holdheim erst später dazu gekommen. Klaus selbst war indeß ein Zeuge des Vorganges; doch er schweigt und wandert nach Amerika aus. Erich gilt indeß in der Meinung der Menschen für den Mörder. Wir finden ihn wieder in Nizza, wo er sich eine Villa gekauft und einsiedlerisch mit seiner kranken Mutter lebt. In einer benachbarten Villa wohnt die eigentliche Heldin des Romans, Margot v. Detten, die Schwester eines begabten, aber höchst nervösen Musikers. Beide leben in Erwartung einer großen Erbschaft. Zufällig treffen sie denjenigen, der in Bezug auf diese Erbschaft ihr Prozeßgegner ist, den Baron Arno Meyburg, einen interessanten aber übelberufenen Cavalier, der sich früher als Officier viel hatte zu Schulden kommen lassen, später mit einer Revolverzeitung schmachvolle Erpressungen ausgeübt hat. Dieser gewinnt indeß den Prozeß, weil die Trauungsurkunde nicht aufzufinden ist, durch welche die Mutter der Geschwister Detten sich als die Tochter des alten Meyburg ausweisen kann. Während Margot ihrem Villennachbar, dem düstern Holdheim, den sie schon früher einmal in Capri kennen gelernt, eine innige verschwiegene Neigung entgegenbringt, welche von diesem erwidert wird, bringt Arno seiner Cousine die aufdringlichsten Huldigungen dar; er wirbt um ihre Hand; er will dann die Erbschaft mit den Geschwistern theilen. Aus Liebe zu ihrem Bruder Harro verlobt sich Margot mit dem Baron Meyburg; denn dieser wäre tief unglücklich, wenn ihm das Erbe rettungslos verloren ginge; er liebt die Tochter eines verschuldeten Principe und hofft, die Schulden desselben mit dem ihm zugefallenen Vermögen bezahlen und die Geliebte heirathen zu können. Nun folgen aber mitten im Carneval von Nizza unerwartete Enthüllungen. Da taucht eine geheimnißvolle Dame auf; es ist die Geliebte Meyburg's, die ihn unter keinen Bedingungen freigeben will, und sie hat die Macht über ihn; denn sie hat auf sein Anstiften ein Verbrechen begangen: sie hat als Gesellschafterin seines alten Onkels den Trauschein und die

Documente entwendet, durch welche die Erbansprüche der Detten legitimirt werden konnten. Nun sagt sich Margot von ihm los. Inzwischen hat die sterbende Mutter von Erich Holdheim in feierlicher Weise vor einem Kreis berufener Zeugen sich als die Schuldige erklärt, die jenen Hagen erschossen, weil er ihrer Familienehre zu nahe getreten, und so ist Erich entlastet. Beim Erdbeben rettet dieser Margot aus dem zusammenstürzenden Hause, während Meyburg, der sich ebenfalls in aufopfernder Weise Rettungsarbeiten widmet, dabei zu Grunde geht. Daß dieser trotz seiner bösen Vergangenheit und seiner früheren verbrecherischen Handlungen doch noch einen edeln Kern hat, und daß auch seine Liebe zu Margot eine aufrichtige ist: das sind Charakterzüge, durch welche der Dichter hinlänglich bewies, daß er nicht eine Vogelscheuche von Bösewicht in seinen Romancapiteln aufstellen wollte. Manches in der Erbschaftsangelegenheit, wie sie der Dichter dargestellt, ist vielleicht anfechtbar; auch sonst hat er von den Licenzen des Romandichters bei der Verknüpfung der Begebenheiten einen ausgedehnten Gebrauch gemacht. Irgend einen Grundgedanken, der sich auf parallele Gruppen vertheilt, wie er sich in Spielhagen's besten Romanen findet, hat Telmann der Handlung nicht zu Grunde gelegt; aber es ist Leben in seinen Gestalten, Glanz in seinem Colorit, und die Erzählung fesselt uns von Anfang an bis zum Schlusse. R. v. G.

— Roland der Schildträger. Eine Schulkomödie in drei Aufzügen. Frei nach Uhland's gleichnamiger Ballade von Friedrich Straumer. 3. Aufl. Chemnitz, Verlag von Martin Bülz. — Straumer hat sich bekanntlich gründlich mit der Geschichte der Schulkomödie in Deutschland beschäftigt (Jahresbericht des Freiberger Gymnasiums 1868). Im Anschluß daran hat er dann selbst drei kleine Stücke verfaßt, die schon mehrfach bei Gelegenheit von Schulfesten von Gymnasiasten aufgeführt worden sind: Roland Schildträger, In Rübezahl's Garten, Der Prinzenraub. Sie treffen den kecken Ton, der frischen deutschen Jungen so wohl ansteht, ausgezeichnet und werden noch manchem Geschlechte Spaß machen. Wir freuen uns, von „Roland dem Schildträger" eine dritte Auflage anzeigen zu dürfen. Im letzten Winter hat der seit vielen Jahren gelähmte Professor Straumer endlich Ruhe im Tode gefunden. Mögen diese Zeugnisse seines übermüthigen Humors dazu beitragen, das Andenken des trefflichen Lehrers lebendig zu erhalten bei der Gymnasialjugend, der sein ganzes Herz gehörte! R. B.

— Dautwiz, Dr. (Stabs- und Bataillonsarzt), Ueber sanitätstaktische Ausbildung der Sanitätsofficiere der Armee. Berlin, Mittler & Sohn. Preis 2,50 ℳ — In dem vorliegenden Buche hat der Verfasser den wohlgelungenen Versuch gemacht, die in den verschiedenen Dienstvorschriften zerstreuten, für die Thätigkeit des Sanitätsofficiers im Felde in Frage kommenden Bestimmungen zusammenzufassen und im Zusammenhange die Thätigkeit der wichtigsten Dienststellen eingehend zu schildern. Das Buch zerfällt in drei Theile: Im ersten tritt der Verfasser für eine zielbewußte „sanitätstaktische" Ausbildung der Sanitätsofficiere — warum nicht einfach „taktische" Ausbildung der Sanitätsofficiere? — ein. Seinen Vorschlägen für die theoretische und praktische Durchführung dieser Ausbildung kann man nur beipflichten. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den Aufgaben der leitenden Sanitätsofficiere im Felde. In erster Linie ist es der Divisionsarzt, wohl die wichtigste Dienststelle, dessen Thätigkeit vor, während und nach dem Gefecht eingehend geschildert wird. Auch die besonderen Aufgaben des Divisionsarztes einer Cavalleriedivision und eines Belagerungscorps finden Berücksichtigung. Ebenso eingehend befaßt sich der Verfasser mit der Thätigkeit der Regiments- bezw. selbständigen Bataillonsärzte in den verschiedenen Gefechtsphasen. Der dritte Theil enthält eine kurze Uebersicht über die Meldungen, die bei Uebungen einzureichen sind. Das mit großer Sachkenntniß geschriebene Buch ist Sanitätsofficieren und Truppenofficieren auf das Wärmste zu empfehlen. —t.

— Maurice Maeterlinck, Das Leben der Bienen. Autorisirte Ausgabe in das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von W. Müller. Verlag von Eugen Diederichs. Leipzig 1901. 255 S. 4,50 ℳ, gebdn. 5,50 ℳ — Der Dichterphilosoph schildert uns das Leben der Honigbiene im Verlauf eines Jahres. „Sie sind die eigentliche Seele des Sommers, die Uhr der Stunden des Ueberflusses, der schnelle Flügel der aufsteigenden Düfte, der Geist und Sinn des strömenden Lichtes, das Lied der sich dehnenden, ruhenden Luft, und ihr Flug ist das sichtbare Wahrzeichen, die deutliche musikalische Note der tausend kleinen Freuden, die von der Wärme erzeugt sind und im Lichte leben. Sie lehren uns die zarteste Stimme der Natur verstehen, und wer sie einmal kennen und lieben gelernt hat, für den ist ein Sommer ohne Bienensummen so unglücklich und unvollkommen, wie ohne Blumen und ohne Vögel." Der Reiz des Buches liegt ebenso in den auf eigene Beobachtung gegründeten und durch Heranziehung verwandten Materiales erweiterten Schilderungen, wie in den fast überreichen philosophischen und poetischen Reflexionen. Und da ist es erfreulich genug, wie bei und trotz der fortwährenden Vergleiche mit dem Menschengeiste ein durchaus auf der Höhe stehender naturwissenschaftlicher Standpunkt gewahrt wird, — Beweis genug, daß dieser Standpunkt in keiner Hinsicht des höchsten Idealismus entbehren muß. Bei tüchtiger Literaturkenntniß fehlen allerdings die Ergebnisse der lebhaften Discussionen, die in den allerletzten Jahren über die Bienen in Deutschland geführt sind. Doch macht das um so weniger aus, als die Endresultate dadurch in keiner Weise abgeändert werden. Denn der Auffassung Bethe's, wonach die Bienen lediglich Reflexmaschinen sein sollten, steht die sehr gründliche Widerlegung v. Buttel-Reepen's gegenüber; und wenn die Lehre Dickel's, daß das Geschlecht der jungen Bienen nicht durch den Eintritt oder Mangel der Befruchtung, sondern lediglich durch die Art der Aufzucht bestimmt werde, durch die Arbeiten der Freiburger Zoologen zurückgewiesen ist, so findet diese Widerlegung ihre positive Bestätigung in der Beobachtung Maeterlinck's, daß Drohneneier, in Arbeiterinnenzellen übertragen, doch wieder Drohnen ergeben. So hat man denn höchstens ein paar anthropomorphische Uebertreibungen Maeterlinck's zurückzuweisen. Dem Uebersetzer sind nur unbedeutende Mißgriffe untergelaufen („das Quarz"). Der Liebhaber des Modernen findet so dickes Papier und so stark mittelalterlich verschnörkelte Blattstiele, als er sich nur wünschen mag. Auch stehen die Seitenzahlen unten. *Srth.*

— W. Kobelt, Die Verbreitung der Thierwelt. Leipzig 1901. Verlag von Chr. Herm. Tauchnitz. In 12 Lieferungen à 1,50 ℳ — Es liegen jetzt Lieferung 3—5 vor; sie zeigen, in welcher Weise der Verfasser seinen Stoff beherrscht und scharf disponirt. Während Haacke in seinem trefflichen „Thierleben der Erde" einfach der üblichen Eintheilung der Geographie folgt, kommt es Kobelt vor allen Dingen darauf an, unabhängig von den Umrissen der Continente die natürlichen Verbreitungsgebiete herauszuschälen und ihren gegenwärtigen Charakter festzulegen unter fortwährender Berücksichtigung der früheren paläontologischen Beziehungen. Es wird also unausgesetzt neue kritische Arbeit geleistet. So wird die Thierwelt der paläoborealen Waldregion, wie sie an Stelle von „paläarktisch" richtiger genannt wird, unterschieden in die des eigentlichen Waldes, des Hochgebirges und die in Garten und Feld. Beim Hochgebirge werden wieder die Unterschiede zwischen West und Ost hervorgehoben und der Einfluß der Nachbargebiete, namentlich bei Alpen und Kaukasus, untersucht. Die paläoborealen Steppen zerfallen scharf in die Tiefsteppe von der Sahara bis zur indischen Wüste, und in die asiatische Steppe, von der wieder die so merkwürdig pflanzenarmen, aber thierreichen Hochplateaux, namentlich von Tibet, sich besonders herausheben, jede überreich an Charakterformen, z. B. an Springmäusen, die indeß nach Maßgabe der Paläontologie von Amerika abgeleitet werden, so gut wie die Kameele. Schließlich kommt K. auf seine eigentlichste Domäne, auf Mediterranien. Einen besonderen Reiz gewährt die umsichtige Schilderung der allgemeinen physikalischen und botanischen Grundlage jedes Gebietes, auf der sich die Thierwelt aufbaut. Oft genug werden besonders lebendige Schilderungen classischer Reisenden eingeflochten. An historischen Bemerkungen fehlt es nicht. Die Thiere selbst werden, soweit es der Raum irgend zuläßt, nach ihrer Lebensweise und ihren charakteristischen Anpassungen vorgeführt, so daß man vom Ganzen ein anschauliches Bild erhält. Einige Druckfehler und Flüchtigkeiten hätten vermieden werden können. Von den Abbildungen sind namentlich die meisten Textfiguren zu loben, nicht ganz so immer die Volltafeln. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 147. Dienstag, den 10. December, Abends. 1901.

Eduard Mörike.

Ein rechtzeitiger Hinweis auf die Hundertjahrfeier seiner Geburt.

„Mörike kann nach seiner Eigenart zu keiner bestimmten literarischen Richtung oder Schule gerechnet werden.“ Dieser Ausspruch, mit dem das Vorwort der Fischer'schen Biographie*) anhebt, ist vollständig richtig, denn wenn man Mörike zu den schwäbischen Dichtern zählt, so geht man dabei von rein äußerlichen Gesichtspunkten aus, denkt an Abstammung, engere Heimath und Anderes und vergißt dabei, daß Mörike, wie schon der echt niederdeutsche Name besagt, durch seine Vorfahren dem Norden, und zwar der Mark Brandenburg angehört. Mörike war auch kein bloßes Talent, sondern ein Genie und insofern erleidet Friedrich Theodor Vischer's Standrede einige Einschränkung, die besagt: „Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen.“ Denn aus der Mörikegemeinde, von der Vischer weiterhin redet, die allein den Dichter ehren werde, ist im Laufe der Jahrzehnte mehr geworden. Mörike gehört einem reichen, mit Begabung bedachten Geschlecht an, denn in dem kleinen Ludwigsburg, wo er geboren ward, liegen die Geburtsstätten von vier großen Geistern hart nebeneinander: die seinige, die von Justinus Kerner, Friedrich Theodor Vischer, der Mörike's Grabredner ward, und die von David Friedrich Strauß. Wollte man das auf größere Verhältnisse übertragen, wie viel gleich große Geister müßte eine moderne Großstadt hervorgebracht haben! Das Leben Mörike's, dessen hundertsten Geburtstag wir auch bald feiern, noch vor dem hundertsten Todestag seines Landsmanns Schiller, 1804, ist in dem Jahrzehnt, in dem er, ein Hochbetagter, der noch den deutsch-französischen Krieg erlebte, starb, mehrfach beschrieben worden. Heute beschäftigt uns Fischer's Buch. Mörike's Entwickelungsgang war vielfach ein schmerzlicher und vorbildlich für eine ganze Reihe von Poeten und Künstlerleben, die sich in die Welt nicht finden können, woraus ihnen kein Vorwurf zu machen ist. Man denkt dabei unwillkürlich an Mörike's Mozart, der auch im Grunde genommen ein tragisches, gleich innerlich unbefriedigtes Dasein führte, in dem Mörike wohl das seinige geschrieben und wiedergegeben hat. Von dem Behagen, mit dem sich der für das Amt des Geistlichen Prädestinirte in seine Pfarre hineinfindet, war bei ihm nicht die Rede. Schon seine Gesundheit war nicht danach, allsonntäglich die Kanzel zu besteigen. Dabei blieben im Dorfe noch die werktägigen Geschäfte des Begrabens und Taufens und Copulirens zu besorgen. Nachdem er den vorgeschriebenen Gang durch das Stift und die Universität, wie es in Schwaben üblich war, gemacht, schiebt man ihn ins Vicariat. Aber da paßt er auch nicht hin. Schon früh drängen sich ihm dichterische Vorwürfe auf, deren er nicht Herr werden kann. Seine Gedichte weisen Schöpfungen schon aus frühester Zeit auf. Und was nun? Er will alles Mögliche werden, Corrector, Hofmeister, freier Schriftsteller, aber auch dafür eignet er sich nicht. Die Verwandtschaft, in solchen Fällen oft so unvernünftig wie möglich, weil sie das Genie nicht begreift, besitzt hier wenigstens die Vernunft, abzuwarten, ohne geradezu zu stören, ja zu helfen. Weiteres Tasten erfolgt. Mörike, der nicht weiß, wohin und wo aus und ein, wirft sich auch auf dramatische Pläne, ja tritt sogar einmal als Schauspieler — seltsamer Weise als Hofmarschall v. Kalb in „Kabale und Liebe“ — auf, was ihm, dem beurlaubten Vicar, zum Vorwurf gemacht wird. Glücklich im landläufigen Sinne ist er nicht, dazu fehlt ihm zu viel, was der Alltagsmensch leicht und spielend erringt, aber er ist insofern glücklich, als ihm die Muse hold ist, getreu seinem Wort in der Schillercantate:

> Der in der Musen Blicken
> Selige Wahrheit las,
> In ewigen Weltgeschicken
> Das eigne Weh vergaß.

Davon zeugen auch jene Aussprüche und Briefstellen, die einen tiefen Einblick in die Kunst und was sie sein soll beweisen und eine Festigkeit in der ästhetischen Anschauung verrathen, die nicht eben häufig ist. So schreibt er an seine Braut, als er den „Wilhelm Meister“ las: „So oft ich aber eine Seite lese, wird es heller Sonnenschein vor meinem Geist und ich fühle mich zu allem Schönen aufgelegt. Es setzt mich wunderbar in Harmonie mit der Welt, mit meinem Selbst, mit Allem. Das, dünkt mich, ist das wahrste Kriterium eines Kunstgenusses überhaupt. Das thut Homer auch und jede antike Statue. Eine gute Gipsfigur muß einmal in unser Zimmer, das sage ich dir. Dergleichen ist mir der einzige reinste Ableiter und Isolirschemel gegen allerlei Anfechtung und man wird es nie, niemals satt.“ Und im „Maler Nolten“ heißt es: „Die Kunst ist nichts Anderes als ein Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt.“ Dann endlich gelingt es dem 28jährigen Dichter, seinen „Maler Nolten“, in den er so viel von sich hineingelegt hat, zu vollenden und herauszugeben und eine Pfarre in Cleversulzbach zu erringen, dem Ort, wo Schiller's Mutter begraben liegt, der er ein Denkmal setzen sollte, in das er eigenhändig die Worte: Schiller's Mutter eingrub und so das Grab vor Vergessenheit schützte. Hier verlebte Mörike seine glücklichsten Jahre, die man wohl als den Höhepunkt seines Schaffens und Lebens bezeichnen kann, insofern hier seine Gedichte ihren Abschluß erhielten, die nunmehr erschienen und Mörike's Ruf als einen der ersten Lyriker Deutschlands begründeten. Auf den Werth dieser Sachen, die in Musik gesetzt von Ohr zu Ohr gingen und gehen, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sogar an eine zweite Auflage der Gedichte konnte Mörike herantreten. Auch der Ruhm und die Bekanntschaft Mörike's festigte sich hier. Tieck nahm von Mörike Kenntniß, der seit dem Erscheinen des „Nolten“ wieder an die Triebkraft der deutschen Dichtung glaubte. Es wurden Versuche gemacht, Mörike an den Hof Friedrich Wilhelm's IV. zu ziehen, was mißlang. Die verhältnißmäßig glückliche Stimmung dieser Jahre prägte sich auch in den humoristischen Zeichnungen und Gedichten aus, die hier in Cleversulzbach entstanden und Mörike's Leben und auch dem Werk Fischer's, wo sie wiedergegeben sind, einen so anheimelnden Reiz, einen solchen Glanz, solche Erwärmung geben. Leider wurde diese Epoche, die fruchtbar wie fast keine andere in Mörike's Leben war, in der auch Uebersetzungen der Antike, mit der sich Mörike nahe berührt, unternommen wurden, jäh abgebrochen durch die durch Kränklichkeit bedingte Abberufung und Pensionirung Mörike's als Pfarrer, der, erst 38 Jahre alt, mit kleiner Pension in den Ruhestand treten mußte. Nun konnte er abziehen von dem heimisch gewordenen Cleversulzbach, dessen Gemeinde ihn verehrte, wo auch seine Mutter neben der Schiller's ihre Ruhestätte gefunden hatte. Seine Spuren sind auch hier unverwischt geblieben, wie die noch erhaltene Mörikebuche bezeugt. Nun galt es wieder weiter und wo anders hin zu gehen. Zunächst wandte Mörike sich als Privatus nach dem lieblichen Kocherstädtchen Schwäbisch-Hall, um fränkische Ruhejahre zu durchleben, die aber

*) Eduard Mörike's Leben und Werke. Dargestellt von Karl Fischer, Gymnasialdirector in Wiesbaden. Mit vielen Abbildungen. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 5 M.

dichterisch nicht unthätig blieben, denn er hatte noch viel zu vollenden, die kleineren Dichtungen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", die „Idylle vom Bodensee", „Der alte Thurmhahn", die herrliche Mozartnovelle, die Umarbeitung des „Nolten", heirathete als Sieben- undvierzigjähriger endlich und siedelte nach Stuttgart über, um am dortigen Katharinenstift insofern eine Sinecure zu erhalten, als dies ihn nur auf wenige Stunden in der Woche band, ihm also Zeit genug ließ, dichterisch thätig sein zu können. Hier mehrte sich sein Ruhm, zum Theil auch dadurch, daß er ein beliebter Vortragender war, der besonders für das weibliche Geschlecht, aber nicht für dies allein, wirkte, sank aber seine Gesundheit immer mehr, so daß Storm, der ihn in Stuttgart besuchte und von ihm den Mozart vorlesen hörte, ihn als verfallen und erschlafft bezeichnete, eine Folge jenes ewigen Kampfes des Genies mit seiner minderen Umgebung, die ihn nicht verstand und ihm keinen Platz in ihrer Mitte bieten konnte und ihn auch beunruhigte. Denn die letzten Lebensjahre Mörike's, er starb erst 1875, waren ihm durch Belästigungen der Menschen, die kamen, um ihn zu sehen und um Autogramme zu erhalten, sehr gestört, so daß er zeitweise flüchten mußte. Zuletzt kam auch noch ein Conflict mit seiner Frau dazu, wohl hervorgerufen durch seine Nervosität, so daß er von dieser getrennt lebte und auch starb. Auf seinem Todtenbette ließ er sich seine Gedichte geben und reichte sie mit den bezeichnenden Worten wieder zurück: Gott sei Dank, es ist nichts Unreines drin. Die Hauptsehnsucht seiner letzten Jahre war auch noch befriedigt, den „Maler Nolten" umzuarbeiten, der aber die Spuren der Umarbeitung an sich trägt. Viel äußere Ehren traten noch an ihn heran, von München aus Orden und Würden, ohne ihn innerlich zu berühren. Das Vollendetste freilich, was wir von Mörike besitzen, ist sein „Mozart auf der Reise nach Prag", der, zwar nicht aus einem Guß entstanden, doch wie ein Ganzes anmuthet. Einen Mörike verwandten Geist sehen wir in dem Bilde des Meisters der Töne. Niemand hat das Tragische im Leben des früh geschiedenen größten Musikers so tief erfaßt, das innerlich Unzufriedene, das in Mozart lag und liegen mußte, der, in einer minorennen Umgebung, die ihn nicht begriff und zerrieb, lebte, schuf und litt, ein Licht, das sich selbst verzehrt durch Leuchten. Im Grunde genommen ist Mörike dasselbe Schicksal zu Theil geworden, trotzdem er in hohem Alter starb, und wir sagten ja schon, daß sein Wesen mit dem des Don Juan-Componisten verwandt war. So sehen wir, daß wie ein rother Faden durch das Buch Fischer's, das der gedankenvolle Leser auf den Weihnachtstisch legen möge, die Wahrheit geht, daß schließlich jeder genial Schaffende und wirklich Productive allein in seiner Umgebung steht, die ihm nichts bieten kann, die ihn behindert, statt ihn zu fördern, daß der Geplagte dafür Werke unsterblichen Werthes spendet, die dem Publicum in den Schooß fallen, ohne daß es etwas dafür zu entrichten hätte, wie ja Goethe und Schiller ihre Anfangswerke noch buchstäblich selbst bezahlt haben, und daß das Glück des Schaffenden lediglich ein rein inneres ist, das ihn selbst befriedigt, weil er es sich allein schafft. Von außen kommt es ihm nie! Fischer's Buch ist als ein rechtzeitiger Hinweis auf das Mörike-Jubiläum am 8. Sept. 1904 zu bezeichnen. J. R.

Die neue Weltgeschichte in geographischer Anordnung.*)

Drei Mal haben wir uns in der Leipziger Zeitung (Wissensch. Beilage 1899, 9. Sept., Nr. 105; 1900, 8. Nov., Nr. 134; 1901, 10. Aug., Nr. 95) mit der neuen Weltgeschichte auf geographischer Grundlage eingehender beschäftigt. Was wir über die aufgestellten Grundsätze gesagt haben, daran halten wir auch heute fest, verzichten aber darauf, es zu wiederholen. Man wird sich der neuen Weltgeschichte dann am meisten freuen können, wenn man den Standpunkt, der eine einheitliche weltgeschichtliche Entwicklung fordert, zurücktreten läßt und jeden ihrer Abschnitte einzeln für sich betrachtet, das Ganze also als eine Menschheits- oder Völkergeschichte in Einzeldarstellungen ansieht. Dann braucht man nicht zu fragen, ob der Umfang der Einzeldarstellungen in rechtem Verhältniß steht zu der Bedeutung, die das darin Dargestellte für die Entwicklung der Menschheit gehabt hat; dann kann man sich am reinsten des Hauptvorzugs der neuen Weltgeschichte erfreuen, der darin besteht, bisher stiefmütterlich behandelte Dinge ausführlich darzustellen. Sieht man hierin die eigentliche Bedeutung des neuen Werkes, so wird man Manches in den Kauf nehmen, was vom weltgeschichtlichen Standpunkt zu schweren Bedenken Anlaß giebt.

Bei einer solchen Stellungnahme ist gerade der vorliegende Band, dessen erste Hälfte schon 1899 erschienen ist, als Einzeldarstellung der Geschichte Westasiens und Afrikas besonders werthvoll, da er sehr viel bietet, was bisher in Weltgeschichten fehlte. Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt wird das beweisen, die Beifügung der Seitenzahlen wird am kürzesten zeigen, wie ausführlich das Einzelne behandelt ist.

Der Band zerfällt in vier Hauptabschnitte. Der erste „Das alte Westasien" von Dr. Hugo Winckler gliedert sich in folgende 13 Theile: 1. Babylon (S. 3—17), 2. Der Kampf zwischen Babylon und Assyrien (S. 17—31), 3. Culturgeschichtlicher Rück- und Ausblick (S. 31—43), 4. Assyrien (S. 43—87), 5. Das neubabylonische, chaldäische Reich (S. 87—91), 6. Elam (S. 91—110) 7. Syrien (S. 110—125), 8. Armenien (S. 125 bis 130), 9. Medien und Persien (S. 130—134), 10. Phönikien (S. 134—174), 11. Karthago (S. 174—186), 12. Israel (S. 186—228), 13. Arabien vor dem Islam (S. 228—248). Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Einordnung Karthagos geschichtlich durchaus zu billigen ist, aber dem aufgestellten geographischen Princip widerspricht — Der zweite Hauptabschnitt „Westasien im Zeichen des Islams" von Dr. Heinrich Schurtz zerfällt in 7 Unterabschnitte: 1. Mohammed und die Entstehung des Islams (S. 251—268), 2. Westasien bis zum Beginne des Kalifats (S. 268—296), 3. Die arabischen Eroberungen und das Kalifat (S. 296—322), 4. Die Abbassiden und der Niedergang des Kalifats (S. 322—339), 5. Persien zur Kalifenzeit. Die Ghaznawiden. Die Seldschuken (S. 339 bis 353), 6. Syrien und die Kreuzfahrer. Die Mongolenzeit (S. 353—374), 7. Westasien in neuerer Zeit (S. 374—388). — Gleichfalls von Dr. Heinrich Schurtz ist verfaßt das dritte Capitel „Afrika" in 7 Abschnitten: 1. Afrika als Theil der bewohnten Erde (S. 391—413). 2. Hottentotten und Zwergvölker (S. 413—423), 3. Ostafrika (S. 423—448), 4. Westafrika (S. 448—459), 5. Innerafrika (S. 459—475), 6. Die colonialen Beeinflussungen (S. 475—507), 7. Der Sudân und Abessinien (S. 507—564). Der von Schurtz stammenden Darstellung fügt der Herausgeber auf S. 564—577 Zusätze hinzu, die eine Reihe Stammbäume afrikanischer Häuptlings- und Fürstengeschlechter bieten. — Bei dieser Völkerkunde und Geschichte Afrikas fehlt der Nordrand. Der westliche Theil (Cyrene bis Marokko) findet sich im vierten Bande unter den „Randländern des Mittelmeeres"; Aegypten wird im vierten Hauptabschnitt des vorliegenden Bandes von Karl Niebuhr behandelt in folgender Gliederung: 1) Das alte Aegypten (S. 577—679). 2) Aegypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung (S. 679—689). 3) Aegypten seit 1517 (S. 689—698). Wir finden es vom historischen wie vom geographischen Standpunkte durchaus richtig, daß der Nordrand Afrikas nicht zu dem übrigen Afrika, sondern zu den Mittelmeerländern gezogen wird; nur hätte dann Aegypten auch dahin, also in Band 4 gehört, unserer Meinung nach mit noch weit größerem Recht als Marokko.

Aus der Inhaltsübersicht erhellt, daß der Band zunächst eine Geschichte Westasiens von den ältesten Zeiten bis heute bietet. „Lückenlos" ist diese freilich nicht: es fehlt die älteste Geschichte Kleinasiens, die griechische Colonisation, die Zeit Alexander's, der Diadochen und der Römer, sowie die östliche Ausdehnung des Christenthums. All dies findet sich in Band 4 bei den Mittelmeerländern. Das ist historisch zu rechtfertigen; nur hätte, wenn Kleinasien von Westasien getrennt wurde, der vorliegende Band nicht Westasien, sondern etwa „Mesopotamien, Iran und Arabien" heißen; ferner hätte ebenso gut wie Kleinasien auch Phönikien und Karthago in den vierten Band (Mittelmeerländer) verwiesen werden müssen. All das zeigt immer wieder, daß das geographische Princip sich eben nicht streng durchführen läßt und zu größeren Unebenheiten führt, als sie aus der alten Anordnung

*) Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 33 Gelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band: Westasien und Afrika von Dr. Hugo Winckler, Dr. Heinrich Schurtz und Carl Niebuhr. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901. Preis geb. 10 ℳ.

die selbstverständlich wie jede Anordnung auch ihre Schwächen hat, folgten. Viel kommt darauf ja nicht an.

Was nun den Inhalt betrifft, so sprechen wir mit Freuden aus, daß für sich allein betrachtet das in der Geschichte Westasiens Gebotene eine treffliche und sehr erwünschte Gabe ist; zumal im zweiten Theile werden Dinge behandelt, die zumeist nicht eigenwerthig dargestellt worden sind, sondern nur im Zusammenhang mit europäischen Fragen. Und doch verdienen diese Dinge eine gesonderte Darstellung schon deshalb, weil bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die arabisch-persische Cultur der gleichzeitigen des Abendlandes überlegen war. Näher darauf eingehen können wir hier natürlich nicht. Ebenso wenig können wir näher eingehen auf die Geschichte Afrikas und die Aegyptens, die beide wirklich „lückenlos“ von der ältesten Zeit bis heute führen. Man wird darüber streiten können, ob eine Völkerkunde Afrikas in der hier gebotenen Ausdehnung in einer Weltgeschichte nöthig ist, an sich aber ist sie sehr dankenswerth und sehr lehrreich. Betreffs der eigentlichen Geschichte Afrikas verweisen wir gern auf das, was der Verfasser S. 392 sagt: „Sind wir denn in unserer Erkenntniß so unendlich gefördert, wenn wir wissen, daß irgend ein Negerstamm mit seltsamem Namen in einem bestimmten Jahr aus seinen Wohnsitzen in ein benachbartes Gebiet zog, daß er in einem anderen Jahre zersprengt und vernichtet wurde?“ Aber er will die großen Züge herausheben und das ist unbedingt werthvoll, z. B. für vergleichende Culturgeschichte. Auch als zeitgemäß muß es bezeichnet werden bei der hohen Bedeutung, die die Auftheilung Afrikas für die europäischen Nationen hat. Dieses „zeitgemäß“ gilt aus ähnlichen Gründen auch für den übrigen Inhalt des vorliegenden Bandes; schon deshalb wird er gewiß Vielen willkommen sein. Daß die Abbildungen vortrefflich sind, bedarf bei dem Bibliographischen Institut keiner besonderen Hervorhebung; hinweisen wollen wir nur auf „Das Bruchstück einer altbabylonischen Königs-Stele“, auf „Die Schlacht Assurbanipal's gegen Teumman von Elam“, auf „Die Leibwache der persischen Könige“ (mehrfarbig), auf „Die erste Hälfte der 1. Sure des Korans“ (ebenfalls mehrfarbig), auf „Chosrau II. von Persien auf seinem künstlichen Thron“ (auch mehrfarbig), denen sich noch eine ganze Reihe gleich gut ausgeführter anschließen. Ein alphabetisches Register erleichtert die Benutzung des Werkes. A. Bs.

Bücherbesprechungen.

— D. Adolf Müller, Scheinchristenthum und Haeckel's Welträthsel, ein Vergleich. Gotha 1901. F. A. Perthes. 2 *M.* — Die Schrift Müller's schließt sich den zahlreichen Veröffentlichungen an, die sich bestreben, die Angriffe Haeckel's auf die Religion vom Standpunkte des Christenthums aus zurückzuweisen. Müller geht dann noch weiter, indem er Haeckel's Aussprüchen gegenüber Stellen verschiedener Entwickelungstheoriker anführt, aus denen hervorgeht, wie viel vorsichtiger einzelne Fachgenossen des Jenenser Professors in den metaphysischen Folgerungen sind, die sie auf Grund ihrer Erkenntnisse darlegen. Daß Müller, der Genesis des Haeckel'schen Räthselbuches nachgehend, dabei eine besondere Hochschätzung für Du Bois-Reymond an den Tag legt, ist vielleicht unklug. Nach Ansicht vieler Gegner Haeckel's ist an der Polemik des Jenaer Forschers nichts so sehr berechtigt als die Stellungnahme gegen den Mann, der sich berufen fühlte, die Grenzen unseres Wissens für alle Zukunft festzulegen, ein Unterfangen, das wenig höher steht als der Inhalt der unglaublich schwachen Rectoratsrede „Goethe und kein Ende“. Müller bringt selber so feine und treffende Bemerkungen, daß er die Berufung auf allerhand Autoritäten ruhig in einen Anhang hätte verweisen können, ohne seinem Buche Schaden zu thun. Höchstens einen Zeugen für den Geist wider die Materie hätte er in helles Licht stellen dürfen, seiner Methode folgen können: den gewaltigsten Vorkämpfer für den Primat der praktischen Vernunft. — Müller weist darauf hin, wie auch Haeckel genau genommen nur Dogmen statt der Probleme giebt; wie er Phantasie braucht, sein Weltbild aufzurollen, und Glauben, um Jünger zu erlangen. Er sagt, daß Haeckel bei der Formulirung derselben die Früchte seines Wahrheits-, Schönheits- und Tugendcultus vermissen lasse, und hebt das Wesentliche der Gewissensgebundenheit des Gläubigen kräftig hervor. Trotzdem dürfte Müller's Buch verbesserungsfähig sein. Das Einflechten der Kritik zwischen die Darlegung der Haeckel'schen Gedankenfolge stört; selbst Sperrdruck und Ausrufezeichen sind nicht am Platze, wo man dem Gegner das Wort ertheilt. Der physico-theologische Gottesbeweis tritt zu stark hervor, während der Kantverehrer den Hinweis auf die Unerkennbarkeit des Dings an sich und auf das praktische Postulat vermissen muß. In einem Buche, das überzeugen will, kann auch das Bestreben zu erbauen — bedenklich werden. Es sei noch auf einen kleinen Widerspruch hingewiesen, zu dem die rhetorische Bildlichkeit einmal verleitet. Seite 135 baut Müller die Hoffnung auf Verständigung darauf, daß „kein Mensch eine irdene Seele hat“. Dagegen schildert er Seite 152 den Gesammtwerth von Leuten, die eine irdene Seele haben. In einer apologetischen Schrift muß ängstlich vermieden werden, sich derart bloßzustellen. Daß den Gesammtinhalt der Müller'schen Schrift Derartiges nicht wesentlich beeinträchtigt, sei ausdrücklich hervorgehoben. Dr. Grimm.

— Jakob Hollitscher, Das historische Gesetz. Zur Kritik der historischen Geschichtsauffassung. Dresden und Leipzig 1901. Carl Reißner. — Auf philosophischem Wege will Hollitscher „der anscheinend stärksten Hochburg des Materialismus, der Theorie vom historischen Materialismus“ nahen. Er werthet diese von Marx und Engels am erfolgreichsten ausgebaute Theorie sehr hoch, sieht in Marx „eine gottbegnadete Natur, die einer Epoche der gesellschaftlichen Entwickelung der ganzen civilisirten Welt den Stempel ihres Geistes aufdrücken konnte“ (S. 62). Hat doch Marx im Unterschiede selbst zu Hegel, von dem er methodisch abhängig ist, dargelegt, daß im Mittelpunkte des Prozesses der menschlichen Entwickelung der Mensch als Subject steht, und daß die Gesammtheit der Phänomene, die wir Geschichte nennen, nur verschiedene Erscheinungsformen der menschlichen Kraft darstellen, die nur einer einzigen Causalreihe: derjenigen der Entwickelung des Menschen, unterliegen. Für die Ursprünglichkeit und Geschlossenheit dieser marxistischen These tritt Hollitscher mit aller Schärfe ein, die Barth'sche Kritik der materialistischen Hypothesen nicht ohne Gereiztheit zurückweisend. Dennoch giebt Hollitscher zu, daß Marx an einem Fundamentalpunkte seiner Ausführungen angegriffen werden kann. Eben das, meint er mit Stammler, ist der Fehler vieler Angreifer der materialistischen Geschichtsauffassung, daß sie gegen Einzeldarstellungen einen Scharmützelkrieg führen. „Die marxistische Theorie ist eine rein philosophische Doctrin“, die nur mit philosophischen Mitteln untersucht und kritisirt werden kann (S. 84). Marx hat eben doch von Hegel so etwas wie das Bedürfniß nach einem „metaphysischen Schleier“ geerbt: der Begriff der „Productivkraft“ wird förmlich mythologisirt und führt bald eine vom Menschen getrennte, unabhängige Existenz. Damit ist Marx seiner grundlegenden Erkenntniß von der „einzigen Kraft in der Geschichte“ untreu geworden. Die Frage nach dem Ursprung und der rechten Werthung der Begriffe ist von Marx nicht gelöst. Und doch „concentrirt sich die Frage nach der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsphilosophie auf die andere: Ist es richtig, daß die Begriffe Abbilder der wirklichen Dinge sind?“ Letztere Frage sucht Hollitscher nun zu beantworten. Er verneint die alte demokratische Deutung der Begriffe als Abbilder der Erscheinungen und setzt dafür eine Werthung der Worte als Bildzeichen ein. In den Worten ist das qualificirte Empfindungsvermögen der Menschheit zum Ausdruck und zur Weitervererbung gekommen, die „ganze Geschichte der Menschheit ist ein Kampf der Begriffe, die ganze menschliche Entwicklung nichts mehr als eine Entwicklung von Worten“ (S. 117) — eine rein formale Erklärung des historischen Ablaufs. Dr. Grimm.

— Maxim Gorkij: Zwei Novellen (Malwa—Konowalow). Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Derselbe: Ein Individualist. Deutsch von P. Jakofleff. — Derselbe: Tschelkasch. Polesy. Lied vom Falken. Drei Erzählungen, deutsch von E. Berger. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig. — Der Ausländer ist von jeher eine ständige Figur auf unserem Büchermarkte gewesen, und was die Russen anlangt, so ist auf Turgenew, Dostojewskij und Graf Leo Tolstoi, die einander als Lieblinge unserer krankhaften Ausländerei abgelöst haben, neuerdings Maxim Gorkij gefolgt. Wenn es so fortgeht, wie bisher, so wird dieser junge russische Schriftsteller bei uns bald berühmter sein, als in seiner russischen Heimath, wo er weniger durch seine Schriften als durch seine Verwickelung in die letzten Studentenunruhen und politischen Prozesse in den Mund der Leute gekommen ist. Ich lasse die Frage ununtersucht,

ob die Thatsache, daß nach dem Romane „Foma Gordjejew" und mehreren Novellen in ganz kurzer Zeit wieder 3 neue Bände von Maxim Gorjkij in deutscher Uebersetzung erschienen sind, mehr auf die Speculation rühriger Verleger, die ihr Geschäft auf die Fructificirung jeweiliger literarischer „Sensationen" gründen, oder auf das wirkliche Bedürfniß der deutschen Leserwelt zurückzuführen sei; auch habe ich schon neulich festgestellt, daß Maxim Gorjkij in der That eine Erscheinung von ganz eigenartiger Bedeutung in der zeitgenössischen russischen Literatur ist, und daß es sich für uns Deutsche wohl lohne, diesen Dichter aus seinen Schriften selbst kennen zu lernen; aber es fragt sich doch, ob uns und Gorjkij damit gedient ist, daß unser Büchermarkt mit mehr oder weniger mangelhaften Uebersetzungen dieser Schriften überschwemmt wird, noch bevor unser deutsches Publicum im Stande ist, sich ein klares Bild von der Stellung Gorjkij's in der russischen Dichtung zu machen und den Dichter überhaupt zu verstehen. Die russischen Schriftsteller sind durchweg die Producte der jeweiligen geistigen und socialen Entwickelung ihres Landes, und wer das heutige Rußland nicht genau kennt, wer nicht weiß, wie es geworden ist, der kann auch seine heutigen Dichter nicht begreifen und muß sich an abstracte Vorstellungen oder nebensächliche Aeußerlichkeiten, ja meist nur an das episodische Beiwerk in den Schilderungen halten, um überhaupt etwas aus den Dichtungen herauslesen zu können. Daß aber dabei vom eigentlichen Wesen derselben gerade das Beste und Eigenartigste verloren geht, das liegt auf der Hand. Der Deutsche, der z. B. die drei letzten Novellenbände von Maxim Gorjkij liest, ohne in ihren Zusammenhang mit dem russischen Charakter und den zur Zeit im Czarenreiche herrschenden socialen und wirthschaftlichen Zuständen aufs Intimste eingeweiht zu sein, — und das dürfte wohl die Mehrzahl der deutschen Leser sein —, der wird sich sagen, daß Gorjkij neben hübschen Naturschilderungen ja nur recht ekelhafte, in ihrer naturalistischen Wirklichkeit geradezu beleidigende Landstreicher und Halunken gezeichnet habe, und er wird sich, falls er nicht schon nach den ersten Seiten die Bücher, von den in ihnen geschilderten trostlosen Verhältnissen und schmutzigen Gestalten angewidert, zuklappt, erstaunt und verletzt fragen, weshalb man denn solche trostlos-realistische Bilder und Gestalten aus dem russischen Volksleben, für welche dem deutschen Leser selbst das culturhistorische Interesse fehle, übersetzt und noch dazu zur Lectüre empfohlen habe. Damit würde aber dem Dichter ein großes Unrecht geschehen, denn er unterscheidet sich eben — freilich nur für den Kenner der modernen russischen Entwickelungsgeschichte verständlich — von den modernen Durchschnittsnaturalisten bei uns und anderswo dadurch, daß er nicht Bilder und Gestalten aus der Hefe des russischen Volkslebens mit photographischer Treue nachzeichnet, lediglich um zu zeigen: seht, so etwas giebt es im heiligen Rußland! — sondern daß er, mit jeder Faser seines Herzens ein echter Dichter, durch das Gesindel, das er vor uns in greifbarer Lebenswahrheit erstehen läßt, die Sehnsucht seines Volkes nach Befreiung von sittlicher Verwahrlosung und physischer Verkommenheit, nach Licht und Freiheit aus unhaltbar düsteren Zuständen heraus mit blutender Seele in alle Welt hinausschreit. Man hat Gorjkij den Dichter der Landstreicher, Dirnen und jener Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft genannt, die heimathlos umherziehen und das fahrende Volk Rußlands bilden, das vom Betteln, Betrügen, Stehlen und Sichwegwerfen lebt, und das ist im gewissen Sinne richtig; aber er schildert diese Leute nicht, wie der Culturhistoriker, der die Thatsachen und Charaktere seiner Zeit gewissenhaft nnd genau feststellt und verzeichnet, und auch nicht wie der Pornograph, der mit Behagen Scenen aus dem Lasterleben vorführt, um die Sinne seiner Leser zu kitzeln, sondern wie der Dichter, der in jedem Menschen, mag er noch so tief gesunken sein, eine verirrte Seele seines Volkes erblickt und in ihm den göttlichen Funken sucht, an dem die helle Flamme echten und reinen Menschenthums sich entzünden könne. Die Unzufriedenheit mit dem Dasein, das Suchen nach Wahrheit und Glück, die Sehnsucht, aus drückender Lage zu besseren Zuständen zu gelangen, welche so Viele aus dem Geleise und auf Abwege bringen, sie zu Grunde richten, heimathlos umherirren lassen und dem Verbrechen in die Arme treiben — das ist ein Zug, der durch das russische Volk geht, seit es zu selbstthätigem Leben erwacht ist, und der sich in der gesammten russischen Literatur widerspiegelt. Der Drang des Individuums nach Selbständigkeit auf der einen und der Druck der herrschenden gesellschaftlichen und politischen Zustände auf der anderen Seite mögen diesen Charakterzug entwickelt und zum Schaden des Volkes vertieft haben. Und mit dem fortschreitenden Erwachen des Volkslebens hat er sich aus den Kreisen der obersten Zehntausend bis in die untersten Volksschichten verpflanzt: auf die Eugen Onjegin und Petschorin sind die Rudin, Basarow und Neschdanow gefolgt, und auf diese die Konowalow, Prantow und Tschelkasch, die „Helden" der Novellen Gorjkij's; und wenn die Ersteren ihre Dichter gefunden haben, worum soll dieses den Letzteren verwehrt sein? Betrachtet man die Dichtungen Gorjkij's von diesem Gesichtspunkte aus, so wird man den Dichter erst verstehen und das aus seinen Erzählungen und Skizzen herauslesen, was ihren eigentlichen Gehalt bildet. Der Schauplatz der Mehrzahl der Novellen ist die Küste des Schwarzen Meeres, und das Meer ist hier so wundervoll, so gedankentief und bilderreich geschildert, wie selten früher: der ganze Zauber der Natur lebt in des Dichters Worten! Leider sind die Uebersetzungen nicht besonders. Br.

— Max Eyth, Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs. Mit farbiger Deckenzeichnung. Heidelberg 1902, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 2 Bde. 8°. Geheftet 6 ℳ, geb. 8 ℳ — So weit der Verfasser, der Gründer der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft ist und längere Zeit als Wasserbauingenieur im Nillande thätig war, seinem eigenen Berufe, dem technischen, treu bleibt, messen wir seinen Ausführungen autoritativen Werth bei. Sobald er aber auf ihm ferner liegende Gebiete übergreift, handelt es sich nur um Anschauungen und Urtheile eines Laien. Nicht ganz geschickt scheint mir der sensationelle Titel: Der Kampf um die Cheopspyramide zu sein. Der Verfasser meint mit demselben den Kampf zweier Weltanschauungen, der antiken und modernen Geisteswelt, einen Kampf, in dessen Mittelpunkte die riesenhafte Cheopspyramide steht. Aber man sieht nicht ein, inwiesern die Benutzung der technischen Hilfsmittel der Neuzeit zur fortschreitenden Erschließung eines Landes ohne Weiteres als ein Kampf mit einer dahingeschwundenen Culturepoche aufgefaßt werden kann. Auch das interessante 14. Cap. des 1. Bandes (π = 3,14159·26535·89793) giebt hierüber keinen genügenden Aufschluß. Jedenfalls wird Jeder, der mit Verständniß das heutige Aegypten besuchen will, sich ergänzend in anderen der zahlreich vorhandenen Werke hierüber orientiren müssen. Auch die Eintheilung der beiden Bände nach den alten vier Elementen: Wasser, Feuer, Luft und Erde steht in keinem sachlichen Zusammenhange mit dem entsprechenden Inhalte. Einzelne der persönlichen Erlebnisse sind anziehend geschildert und lesenswerth. π

—*o. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit von Bauinspector Curt Merckel. (Aus Natur und Geisteswelt, 28. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1901. — Nach Vorträgen, welche im Auftrage der Oberschulbehörde in Hamburg vor einem ungleichartig vorgebildeten Publicum gehalten wurden, sind die größeren neuen Bauausführungen der Ingenieurtechnik beschrieben und durch 50 Abbildungen auch erläutert worden. Es sind zuerst die Gebirgsstraßen, insbesondere die Kunststraßen der Alpenländer geschildert worden; hieran schließt sich eine Beschreibung der Eisenbahnen, von welchen die Gebirgsbahnen und die Bergbahnen mit besonderem Bausystem besondere Beachtung gefunden haben. Hieran fügen sich Schilderungen der Transkaspischen und der Sibirischen Eisenbahn sowie des chinesischen Verkehrswesens. Die Mittheilungen aus dem Gebiete des Eisenbahnbaues geben einen guten Ueberblick über den derzeitigen Stand der technischen Hilfsmittel zur Ersteigung von größeren Höhen oder der Umstände, unter welchen die Eisenbahnen zur Erschließung von weiten Landstrecken Anwendung finden können. Diese Mittheilungen über moderne Canalbauten und moderne Hafenanlagen bilden den Schluß des auch für Selbststudium sehr geeigneten Schriftchens, welches sicher manchen Aufschluß über die Schwierigkeiten der neueren großen Ingenieurbauten auch dem Laien geben wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 148. Donnerstag, den 12. December, Abends. **1901.**

Ueber das Hagelschießen in Steiermark.

Von Dr. Friedrich Klengel. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unter allen Versuchen, welche eine künstliche Beeinflussung der Witterungsvorgänge nach irgendwelcher Richtung hin bezwecken, steht gegenwärtig das Hagelschießen, das Schießen aus großen Böllern zur Abwehr der Hagelgefahr im Vordergrunde des Interesses. Der Gedanke, die Gewitterbildung durch das Schießen zu beeinflussen und Blitz wie Hagel mittelst Kanonendonners zu bekämpfen, ist schon sehr alt. Er taucht, wie sich aus einem Bericht des Physikers und Astronomen Arago ergiebt, bereits am Ende des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1680 in Frankreich auf, ebenso wie seit Jahrhunderten bereits der Glaube an die wetterbrechende Kraft des Glockenschalles bei den christlichen Völkern Eingang gefunden hat. Am Ende des 18. Jahrhunderts war das „Wetterschießen“ in Oesterreich, Bayern und in der Rheinpfalz außerordentlich verbreitet, ja es nahm derart überhand und führte zu solchen Ausschreitungen, daß die Regierungen der weiteren Ausübung dieses Brauches energisch entgegentraten. So wurde durch ein Decret des Kaisers Josef II. vom Jahre 1785 das Wetterschießen in Oesterreich untersagt und auch in Bayern wurde es bei ansehnlichen Strafen um diese Zeit verboten, nachdem der Akademiker Imhof ein sehr ungünstiges Gutachten über die Wirkung und den Zweck des Schießens verfaßt hatte. Schon damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hatte also die Wissenschaft Veranlassung, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Trotz aller Gegenmaßregeln erhielt sich aber an vielen Orten der von altersher geübte Brauch ungeschwächt fort und gegenwärtig stehen wir am Anfang einer neuen Aera des Hagelschießens, in welcher staatlicherseits diese Versuche zur Hagelabwehr nicht nur gestattet, sondern sogar theilweise unterstützt werden.

Das Verdienst nun, jenes mittelalterliche Wetterschießen wieder rehabilitirt und auf neuer, wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut und ausgebildet zu haben, gebührt dem thatkräftigen, mit hervorragendem Forschersinn begabten Oberhaupt des kleinen steirischen Städtchens Windisch-Feistritz, dem Bürgermeister Albert Stiger. Es ist in der Geschichte der Wissenschaft eine häufig bestätigte Erfahrung, daß gewisse Phänomene der Natur dort zuerst und am sorgfältigsten untersucht worden sind, wo sie sich dem Auge besonders deutlich und auffällig darboten. Dieser Erfahrungssatz gilt auch in unserem Falle für das Ursprungsgebiet des modernen Hagelschießens. Windisch-Feistritz liegt im äußersten Südosten von Steiermark, unweit der kroatischen Grenze, am Abhange des Bachergebirges. Dieser Höhenzug ist einer der äußersten Ausläufer der Alpen, welche sich in die große ungarische Tiefebene vorschieben, er wird annähernd begrenzt von der Drau und ihrem Nebenfluß Drann. Die Abdachungen des Gebirges, welches sich in seinem höchsten Punkte, der Velka Kappa, nur bis auf etwa 1550 m erhebt, sind nun mit weit ausgedehnten, sehr werthvollen Rebenculturen besetzt, während die höheren Lagen und besonders der plateauförmige Kamm infolge starker Entwaldung große Hochmoore aufweisen. Letztere Thatsache sowie die Nähe der großen ungarischen Tiefebene im Osten begünstigt nun die Bildung localer Gewitter über dem Gebirge in ganz außerordentlichem Maße, wovon sich der Schreiber dieser Zeilen bei seiner Anwesenheit im vergangenen August selbst überzeugen konnte. Es giebt wohl nur wenige Tage im Sommer, an denen sich nicht in den Mittagsstunden mächtige Wolken über dem Bachergebirge aufthürmen. Die Gegenden, in denen die Gebirge allmälig ins Flachland übergehen, stellen an sich schon typische Gewitterheerde dar, wie sich an zahlreichen Hügellandschaften nachweisen läßt. Bei Windisch-Feistritz tritt zu den allgemeinen Ursachen noch die Wirkung der Hochmoore, über denen beständig feuchte Luft aufsteigt, verstärkend hinzu, so daß diese Gegend einen Gewitter- und Hagelbezirk ersten Ranges bildet. Und in der That bis zum Jahre 1896 verging kein Jahr, in welchem die Weinberge bei Windisch-Feistritz nicht vom Hagel heimgesucht worden wären, und häufig sind die Fälle, in welchen die Hagelwetter in einem Jahre mehrere Male verwüstend auftraten. Die Intensität und die regelmäßige Wiederkehr des Hagelphänomens veranlaßte nun einen der Weinbergsbesitzer, den Bürgermeister Stiger, zum Schutz gegen den Hagelschlag einen Theil seiner Weinberge mit Drahtnetzen aus verzinktem Eisendraht zu überspannen. Da jedoch die Kosten dieses Schutzmittels eine weitere Ausdehnung unmöglich machten, so kam Stiger im Jahre 1896 auf das von früher noch wohlbekannte Mittel des Wetterschießens zurück. Um die Schallwirkung der Mörser zu erhöhen, versah er dieselben auf Anrathen eines befreundeten Officiers mit besonderen Schalltrichtern und erzielte dadurch thatsächlich bedeutend stärkere Detonationen. Auf diese Schallwirkung war es beim Schießen in erster Linie abgesehen. Denn Stiger selbst äußert sich über seine Vorstellung von der Wirksamkeit und dem Zweck des Mittels folgendermaßen*): „Die Wahrnehmung, daß jedem Hagelwetter eine nur nach Minuten zählende, vollständige Ruhe vorausgeht, während welcher eine beängstigende, drückende Schwüle herrscht, brachte mich auf den Gedanken, diese Ruhe, welche ich als für die Hagelbildung wesentlich erachtete, zu stören, indem ich das von Alters her bekannte Wetterschießen versuchte.“ Auch Stiger bekannte sich, wie man hieraus erkennt, ursprünglich zu dem allgemein verbreiteten Volksglauben, daß man die gewitterschwüle Stille, „in welcher das kommende Unheil ausgebrütet wird“, durch möglichst kräftige Geräusche unterbrechen müsse, ohne sich eines bestimmten Zweckes dabei bewußt zu werden. Wir werden aber später sehen, inwiefern sich das moderne Wetterschießen mit Hilfe aufgesetzter Schalltrichter doch sehr wesentlich von dem früheren Brauche unterscheidet. Da in Windisch-Feistritz die erforderlichen Trichter aus Eisenblech nicht hergestellt werden konnten, so verwandte Stiger ursprünglich ausrangirte Locomotivenschornsteine der Südbahn, welche eine entsprechende Form besitzen. Diese wurden auf einen $1\frac{1}{4}$ m hohen Eichenklotz aufgeschraubt, in welchem seitlich eine Höhlung zum Hineinschieben des Böllers eingelassen war. Dadurch war die Grundform für die moderne „Wetter- oder Hagelkanone“, die wohl auch kurzweg „Stiger-Kanone“ genannt wird, gegeben und alle künftigen Abänderungen bezweckten lediglich Verbesserungen einzelner Theile dieses Grundtypus. Da es unbedingt nothwendig war, die Unbilden der Witterung, insbesondere den Regen, von dem „Geschütz“ und der Bedienungsmannschaft möglichst fern zu halten, so ließ Stiger Holzhütten von etwa $4\frac{1}{2}$ qm Grundfläche und $2\frac{1}{2}$ m Höhe bauen und aus dem Dach den Schalltrichter wie eine Art Schornstein herausragen.

Schon die ersten Versuche mit den neuen Wetterkanonen im Jahre 1896 fielen überraschend günstig aus. War doch dieses Jahr seit 3 Jahrzehnten das erste, in welchem der Hagel in den Weinbergen bei Windisch-Feistritz ausblieb. Kein Wunder daher, daß die Zahl der Freunde des neuen Verfahrens sehr rasch zunahm. Am Ende des Jahres 1896 waren 12 solcher Schießhütten oder Schießstationen eingerichtet, im Jahre 1898 jedoch erhöhte sich ihre Zahl bereits auf 33 und im vergangenen

*) A. Stiger, Ueber das Wetterschießen am südöstlichen Abhang des Bachergebirges. Cilli 1898, S. 3.

Jahre gelang es dem unermüdlichen Vorkämpfer dieser Idee, ein Schießconsortium ins Leben zu rufen, welchem die Einrichtung eines großen Wetterschießversuchsfeldes von 40 Quadratkilometer (= 4000 ha) Flächeninhalt mit 40 musterhaft angelegten Schießstationen zu danken ist. Die ganze Unternehmung ist militärisch organisirt, sie wird vom Staate unterstützt und steht unter der Leitung eines Oberstleutnants. Ueber dieses Versuchsfeld mögen noch einige nähere Angaben folgen. Die Schießhütten sind in einer Entfernung von 1 Kilometer in 4 großen Parallelreihen aufgestellt, deren Abstand ebenfalls 1 Kilometer beträgt. Die „Vertheidigungsfront“ ist gegen Nordwesten, gegen die Einbruchsstelle der Gewitter gerichtet. Die unterste Station hat eine Höhenlage von 350 m, die oberste befindet sich in 750 m Höhe. Das ganze Schießfeld ist ferner in 3 Gruppen von je 12, 13 und 15 Stationen eingetheilt, deren jede eine sogenannte „Hauptschießstation“ besitzt. Eine solche Hauptstation steht unter Leitung eines „Schießmeisters“, dessen Aufgabe es ist, das Schießen innerhalb seiner Gruppe anzuordnen und zu überwachen. Die 3 Schießmeister wiederum stehen unter dem Befehle des Leiters des ganzen Schießrayons und diesem liegt es ob, auf Grund sorgfältiger, meteorologischer Beobachtungen, insbesondere nach Feststellung einer gewissen elektrischen Spannung in der Luft, das Zeichen zum Beginn des Schießens zu geben. Eine Voraussage, ob ein herannahendes Gewitter von Hagel begleitet sein wird, ist dabei allerdings ganz unmöglich. Aus diesem Grunde ist es nothwendig, jedes heranziehende Gewitter zu beschießen, und es ist klar, daß man häufig auch harmlose, unschädliche Wolken bekämpfen wird, nur um ganz sicher zu gehen. Jedenfalls könnte eine übertriebene Sparsamkeit und Vorsicht leicht den Werth des ganzen Verfahrens illusorisch machen, aus diesem Grunde gilt als Loosung: lieber einmal zu viel schießen als zu wenig. Nachdem nun der Leiter des Schießrayons auf Grund seiner Beobachtungen das Herannahen eines Gewitters als wahrscheinlich erkannt hat, läßt er durch einen Alarmschuß das Zeichen geben, daß geschossen werden soll. Auf dieses Signal hin haben sich sämmtliche Schießmeister und Bedienungsmannschaften (Schießer), die vom 1. Mai bis Ende October beständig, bei Tag wie bei Nacht „gefechtsbereit“ sein müssen, sofort an ihre Plätze d. h. nach den ihnen zugewiesenen Schießhütten zu begeben. Die weiteren Befehle gehen nunmehr von den Schießmeistern aus, und zwar gilt als Norm, daß mit dem Schießen begonnen wird, sobald das aufziehende Gewitter sich bis auf etwa 3 km genähert hat. Je nach der Zugrichtung des Gewitters kann es vorkommen, daß nicht alle drei Gruppen gleichzeitig mit dem Schießen beginnen, sondern daß eine Gruppe, die dem Gewitter am nächsten liegende, das Feuer eröffnet, daß alsdann die nächste Gruppe bei weiterem Vorrücken des Gewitters das Schießen aufnimmt, und daß schließlich auch die dritte Gruppe noch in Thätigkeit kommt. Es kann aber eben so gut auch vorkommen, daß an einem Gewittertage nur die eine oder andere Gruppe überhaupt in Thätigkeit tritt, wenn nämlich der Rayon durch das Gewitter nur an einer Seite gestreift wird. Mit dem Schießen ist aufzuhören, sobald sich der Himmel über dem Rayon zu klären beginnt. Bleibt jedoch diese Aufheiterung aus und nimmt das Firmament eine gleichmäßig graue Färbung an, so soll das Schießen noch so lange fortgesetzt werden, bis Blitz und Donner aufhören und ein gleichmäßiger Regen einsetzt. Diese vom Leiter des Schießrayons, Oberstleutnant Szutsek eingeführte strenge Schießdisciplin, die in sehr übersichtlicher Form zusammengestellt ist*), hat sich in der vorjährigen Schießperiode, während des Sommers 1900, sehr gut bewährt, da man bei 29 Gewittern dieses Jahres, die sowohl bei Tag wie bei Nacht stattfanden, stets zur rechten Zeit mit dem Schießen begann und dadurch die in 3 Fällen thatsächlich erwiesene Hagelgefahr vom geschützten Gebiete fernhielt. In 3 Fällen nämlich reichte der Hagelfall bis unmittelbar an die Grenzen des geschützten Gebietes heran, das letztere selbst blieb aber vollständig verschont.

Werfen wir nun noch einen Blick in das Innere einer Schießhütte. Jede der Normalschießhütten, wie sie gegenwärtig bei Windisch-Feistritz in Betrieb sind, ist durch eine Querwand in 2 Abtheilungen getheilt, deren jede eine nach außen gehende Thüre besitzt. Der eine Raum enthält den eigentlichen Schießapparat mit Schalltrichter, die andere Abtheilung stellt den Laderaum dar, von dem aus der Bedienungsmann das „Wettergeschütz“ bedient. Er enthält eine Pulverkiste mit einem bestimmten häufig zu erneuernden Handvorrath an Pulver nebst Maß und Trichter zum Füllen der Böller. Jede Hütte ist ferner mit 5 schmiedeeisernen Böllern von 45 cm Länge und einer cylindrischen (nicht conischen) Bohrung von 3 cm Durchmesser und 40 cm Länge ausgerüstet. In der Zwischenwand, welche beide Abtheilungen der Hütte trennt, befindet sich ein durch einen Schieber verschließbarer Ausschnitt. Durch diese Oeffnung können nun mit Hilfe einer Schlittenführung die Böller vom Laderaum unter den Schalltrichter geschoben werden, um sodann nach dem Schuß wieder zum Laderaum zurückgezogen zu werden. Die Pulverladung für jeden Böller beträgt 180 g, die Entzündung erfolgt mittels Lunte und Stoppine*), die durch das unten seitlich angebrachte Zündloch in den Böller eingeführt wird. Ist das Signal zum Schießen gegeben, so hat der Bedienungsmann zunächst alle 5 Böller zu laden und sodann einen nach dem anderen mittels des Schlittens unter den Schalltrichter zu schieben und abzuschießen. Nach dem 5. Schuß kann von Neuem mit dem Laden des ersten Böllers begonnen werden, der sich bis dahin genügend abgekühlt hat. Da die bestehenden Schießvorschriften in erster Linie Besonnenheit und Ruhe beim Laden und Abschießen anordnen und jedes Schnellfeuer als zwecklos untersagen, so kann man auf jeder Schießstation bei ununterbrochener Thätigkeit 40 bis 50 Schüsse pro Stunde rechnen. Das macht für das gesammte Schießfeld 1600—2000 Schüsse pro Stunde — jedenfalls eine sehr ansehnliche Leistung! Die Böller werden ausschließlich mit gewöhnlichem Schießpulver geladen, welches mittelst eines Trichters lose aufgeschüttet wird. Das Pressen der Ladung oder das Aufsetzen eines Pfropfens ist streng untersagt, da es die Wirkung des Schusses beeinträchtigt.

Man wird nun wohl mit einigem Erstaunen fragen, worin denn überhaupt diese Wirkung besteht, da bei dieser Art des Ladens kein Geschoß emporgetrieben wird. Die Antwort lautet: Sie besteht in dem Luftwirbelring. Bei jedem normalen Schuß kann man nämlich beobachten, wie aus dem Schalltrichter ein großer weißer Luftring unter secundenlang weithin vernehmbarem, eigenthümlichen Geräusch, mit bedeutender Kraft und Geschwindigkeit emporsaust. Die Entstehung dieses *ringförmigen* Gebildes ist ohne Zweifel in der Gestalt des *Schallrohres* zu suchen. Die Pulvergase treiben die im Schalltrichter befindliche Luftmasse mit großer Gewalt nach Außen. Die mittleren Theile der Luftsäule werden diesem Antrieb ungehindert und deshalb mit größerer Geschwindigkeit folgen als die äußeren, an den Wänden des Trichters sich reibenden Lufttheilchen. Hierdurch wird nun eine drehende oder wirbelnde Bewegung aller Lufttheilchen von der Mitte nach dem Rande hin eingeleitet und der ganze Luftkörper nimmt beim Austritt aus dem Schalltrichter die Form eines Ringes an. Sichtbar wird dieser rotirende Luftring dadurch, daß ihm Rauchtheilchen beigemengt sind. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß die emporgeschleuderte Luft stark comprimirt wird und infolge dessen einen anderen Grad der Dichte erhält als die äußere Luft. Es ist hier nicht der Raum, näher auf die Theorie dieser Wirbelringe einzugehen, es sei nur erwähnt, daß über die Entstehung ähnlicher Gebilde in Flüssigkeiten Untersuchungen hervorragender Physiker wie Helmholtz, Thomson, Tait, Mack u. A. vorliegen und daß die Erscheinung en miniature im täglichen Leben in den Rauchringen des Rauchers uns entgegentritt. Vom physikalischen Standpunkte ist nun der Luftwirbelring zweifellos die interessanteste und auch schönste Erscheinung beim ganzen Wetterschießen. Man muß diese gewaltigen Ringe von etwa 1 m Durchmesser gesehen haben, wenn sie mit brausendem und pfeifendem Geräusch wie Geschosse herausfahren, um die Begeisterung aller Anhänger des Hagelschießens zu begreifen. Hatte man früher, vor Anwendung der Schalltrichter gewissermaßen ohne Ziel und Plan, getrieben von abergläubischer Furcht, geschossen, so lernte man jetzt in dem Luftwirbelring etwas Greifbares, Positives, eine Art Geschoß kennen, welches geeignet schien, in die Wolken einzudringen und die sich bildenden unheilvollen Prozesse zu unterbrechen. Von diesem Zeitpunkte an gehört das Wetterschießen nicht mehr zu den geheimnißvollen Sympathiemitteln eines phantastischen Volksglaubens, von diesem Zeitpunkt an wird es zu einem ungemein wichtigen und fesselnden physikalischen Experiment, dem die Wissenschaft mit dem lebhaftesten Interesse folgt. Wie besonders betont werden mag, verdanken wir dem Erfinder der Wetterkanone auch die ersten Beobachtungen über diesen eigenthümlichen

*) Rudolf Szutsek: Das praktische Wetterschießen. Graz 1900, S. 15 ff.

*) Faden aus Schießbaumwolle.

Ring und seine mechanische Kraft. Denn Stiger war es, der schon in der ersten Zeit seiner Versuche mit großem Staunen wahrnahm, wie ein Vogel von einem solchen Luftwirbelring getroffen und getödtet wurde. Dieses Erlebniß, welches seiner Zeit das höchste Aufsehen erregte und vielfach kritisirt wurde, hatte nun zur Folge, daß sowohl Wissenschaft wie Technik sich auf das Eingehendste mit dem geheimnißvollen Ring beschäftigten. In letzterer Beziehung war es von hervorragender Bedeutung, daß eine der größten Eisenfirmen von Oesterreich-Ungarn, die Firma Carl Greinitz Neffen in Graz, sich vor etwa 2 Jahren des neuen Hagelschutzmittels annahm und die Herstellung von Wetterkanonen als einen besonderen Fabrikationszweig zu betreiben begann. Diese Firma besitzt in ihrem Procuristen G. Suschnig, der gleichzeitig die Hammerwerke der Firma in St. Katharein bei Bruck a. d. Mur leitet, einen Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und gleichzeitig großem physikalischen Scharfsinn. Kaum war er mit der Erfindung Stiger's bekannt geworden, so setzte er seine ganze Kraft ein, um die Hagelkanone zu verbessern und ihre Wirksamkeit zu erhöhen. Auf sein Betreiben und nach seinen Angaben wurde in unmittelbarer Nähe der Hammerwerke, im anmuthigen Lammingthale, ein eigenartiger Versuchsplatz für die Hagelkanonen mit besonderen Scheiben eingerichtet. Die hier gewonnenen Resultate sind für die Theorie und Praxis gleich wichtig. Denn es gelang Suschnig, auf Grund einer stattlichen Reihe von Versuchen die Thatsache festzustellen, daß es für jeden Schalltrichter von gegebener Form und Größe nur einen bestimmten Böller und eine gewisse Pulverladung giebt, mit welcher die günstigsten Resultate, d. h. also die kräftigsten Luftwirbelringe erzielt werden. Jedes Mehr oder Weniger in der Pulverladung, jede Abweichung von der entsprechenden Größe des Böllers bedingt sogleich eine Abschwächung der Schußwirkung. Suschnig fand ferner, daß die günstigsten Proportionen für eine Wetterkanone innerhalb einer bestimmten Preislage die folgenden sind:

Länge des Schalltrichters	4 m
Oberer Durchmesser des Schalltrichters	75 cm
Unterer „ „ „	20 cm
Länge des Böllers	45 cm
Länge der Bohrung	40 cm
Durchmesser der Bohrung (Kaliber)	3 cm
Pulverladung	180 g

Noch größere Kanonen mit stärkeren Pulverladungen liefern wohl noch kräftigere Wirkungen, aber Anschaffung und Betrieb würden dann die Kosten übersteigen, die durch die Rentabilität begrenzt sind. Gewonnen wurden diese Größenangaben des „Systems Suschnig" dadurch, daß man Dutzende von Schalltrichtern aller Formen und Größen von 2 bis 6 m mit ebensovielen verschiedenen Böllern zusammenstellte und entsprechend die Pulverladungen zwischen 60 g und 400 g variiren ließ. Das System Suschnig ist gegenwärtig nicht nur in Windisch-Feistritz, sondern fast überall in Oesterreich, wo überhaupt geschossen wird, als das rationellste eingeführt worden.

Sehr interessant ist nun das Verfahren, wie in St. Katharein die Wirkung eines Schusses geprüft wird. In der Praxis sind die Wetterkanonen direct gegen die Wolken gerichtet, stehen demnach vertical. Da man aber in dieser Richtung nur sehr schwer Widerstände anbringen könnte, an denen die Kraft des Luftringes gemessen wird, so werden die Versuchskanonen beim Probeschießen horizontal gelegt. In bestimmten Entfernungen von 20 zu 20 m sind alsdann eigenartige Scheiben, nämlich Lattengerüste aufgestellt, an denen große Lappen von starker, sog. Rupfleinewand angeheftet sind. Ein kräftiger Luftwirbelring aus einer 4 m langen Kanone des Systems Suschnig entwickelt nun eine ganz erstaunliche Kraft; er vermag auf eine Entfernung bis zu 100 m nicht nur die 4 cm starken Latten zu zerbrechen, sondern auch noch die Holzstücke meterweit in die Luft umherzuschleudern, sowie die Leinewand mit Leichtigkeit in Fetzen zu zerreißen. Diese zerreißende Kraft ist lediglich der wirbelnden Bewegung aller Theilchen des Ringes zuzuschreiben, die für das Auge allerdings selbst nicht sichtbar wird. Durch den Anprall des Ringes infolge seiner eigenen Geschwindigkeit würde sich eine derartige Wirkung keineswegs erklären lassen.

Während meines Besuches der steirischen Schutzgebiete hatten sowohl Bürgermeister Stiger wie auch Director Suschnig die Freundlichkeit, mir etwas „vorschießen" zu lassen, und zwar letzterer aus einer 6 Meter langen Kanone, die zufällig gerade für den Horizontalschuß zur Probe aufgelegt worden war. Die Kraft dieser gewaltigen Ringe, die man secundenlang deutlich verfolgen konnte, war eine höchst imposante. Infolge eines frischen Thalwindes gingen allerdings die meisten über die Scheiben hinweg, dafür trafen sie aber in etwa 150 Meter Entfernung einen Baum mittlerer Größe, von dem sie Blätter und kleine Aeste abrissen. Sie „beutelten" ihn gehörig, wie sich Hr. Suschnig ausdrückte. Es kam auch vor, daß sie über diesen Baum hinweg oder an ihm vorbei flogen und in die bedeutend weiter entfernte Thalwand einschlugen, wobei man ein deutliches Aufklatschen wahrnahm. Wie schon erwähnt, werden so große Kanonen wie diese 6metrige, welche eine Ladung von 400 Gramm Pulver erfordern, in der Praxis der Kosten wegen nicht zur Verwendung gelangen, zu theoretischen Studien über die Natur des Luftwirbelringes sind sie aber jedenfalls ganz vorzüglich geeignet. Bedenkt man, daß die bisher untersuchten und experimentell hervorgebrachten Wirbelringe — z. B. diejenigen aus dem sogen. Tait'schen Kasten — schwächliche, bald zerfallende Gebilde darstellten, die nur den Namen einer gelehrten Spielerei verdienten, so wird man den gewaltigen Eindruck begreifen, den diese modernsten aller Geschosse auf den objectiven Beobachter machen mußten. Dieser Empfindung giebt u. A. der berühmte Meteorologe Prof. Pernter (Wien) Ausdruck, wenn er sagt*): „Wir gestehen es aufrichtig, daß bei diesem Anblick das Interesse an der praktischen Frage der Wirksamkeit dieser Luftwirbelringe beim Wetterschießen durch das physikalische Problem vorerst weit in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Erscheinung ist eine derart großartige, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, jeder Physiker müßte sich dieselbe ebenso ansehen, wie er die Erscheinungen, die durch die Tesla-Ströme erzeugt werden, gesehen haben soll."

Wie hat man sich nun die Wirkung eines solchen Wirbelringes auf das Hagelwetter vorzustellen? Eine auch nur annähernd befriedigende Lösung dieser Frage ist zur Zeit noch ganz unmöglich, da die Entstehung des Hagels noch zu wenig bekannt ist. Nimmt man als erwiesen an, daß der Hagel stets nur im Gefolge von Gewittererscheinungen, also dann auftritt, wenn die Luft viel Elektricität enthält, und müßte man demnach eine gewisse elektrische Spannung als nothwendig bei der Bildung des Hagels voraussetzen, so ist es nicht undenkbar, daß durch die emporgeschleuderten Ringe eine Beeinflussung der elektrischen Spannungsdifferenz in der Luft im ausgleichenden Sinne erfolgt. Für diese Möglichkeit spricht eine von Stiger schon oft gemachte Wahrnehmung, daß alsbald nach dem Beginn des Schießens Blitz und Donner nachlassen und in kurzer Zeit ganz aufhören. Sollte diese Beobachtung sich allgemein bestätigen, so würden die Ansichten über den Luftwirbelring sich bald klären. Man hat auch vielfach vermuthet, daß die rein mechanische Kraft des Luftwirbelringes genüge, um die Gewitterwolken auseinander zu treiben. Dieser Auffassung stehen aber die Resultate der exacten Forschung direct entgegen. Die bekannten österreichischen Meteorologen Hofrath Pernter und Dr. Trabert von der k. k. meteorologischen Centralanstalt in Wien haben nämlich im Verein mit Director Suschnig durch eine große Reihe sehr sorgfältiger Messungen der Geschwindigkeit dieser Ringe nachgewiesen, daß dieselben im günstigsten Falle nicht höher als 400 m emporgetrieben werden. Nimmt man nun mit zahlreichen Beobachtern an, daß die Gewitter- und Hagelwolken sehr tief, etwa in einer Höhe von 700—900 m ziehen, so würden gleichwohl diese Wolken nur dann noch erreichbar sein, wenn die Schießstationen auf ansteigendem Gelände, mindestens aber in einer Höhe von 400 m angelegt sind, und selbst im letzteren Falle wird man die wirbelnde Kraft des Geschosses in dem Niveau von etwa 800 m nur noch als sehr gering anzusehen haben. Wie dem aber auch sein mag, das Eine ist Thatsache: Bis zum Jahre 1895 haben die Weinberge bei Windisch-Feistritz jahrzehntelang alljährlich Hagel empfangen und mehr oder weniger Schaden erlitten, seit dem Beginne der neuen Wetterschießversuche, seit 1896, ist dort kein Hagel mehr gefallen, während es in der weiteren Umgebung noch mehrfach gehagelt hat. Wenn aber in einem wegen Hagelhäufigkeit berüchtigten Gebiete der Hagel volle 6 Jahre hintereinander ausbleibt, so wird man bei allen sonstigen Bedenken gegen den Zweck des Schießens doch kaum mehr an ein Walten des Zufalles glauben können. Vielmehr wird man zugeben müssen, daß das Hagelschießen bei Windisch-Feistritz bis jetzt günstig, also hagelverhindernd

*) J. Pernter u. W. Trabert: Untersuchungen über das Wetterschießen. Sep.-Abdr. aus Met. Zeitschr. 1900, Heft 9.

gewirkt hat. Hinzuzufügen ist allerdings, daß in dem Gebiet von Windisch-Feistritz gerade eine ganze Reihe günstiger Factoren zur Erreichung dieser Erfolge zusammenwirken, wie die Höhenlage der Schießstationen, ihre Anordnung in parallelen Reihen, die Verwendung von ausschließlich 4 m langen Kanonen und großen Pulverladungen (180 g) und endlich die vorzügliche, stramme Organisation des Schießdienstes.

In Italien sind seit dem Jahre 1899, seitdem Stiger's Resultate auch jenseits Steiermarks Aufsehen zu erregen begannen, im Gebiet des Po nicht weniger als 15000 Schießstationen in Betrieb gesetzt worden, indeß hat man dort innerhalb der zwei Jahre bereits bedeutende Mißerfolge zu verzeichnen gehabt, insofern, als die „geschützten" Gebiete ungeachtet des Schießens wiederholt kräftigen Hagelschlag empfangen haben. Andererseits sind auch wieder Fälle nachgewiesen worden, in denen der Hagel in einem Gebiet ausblieb, obwohl nicht geschossen wurde, während in der Umgegend Hagel fiel! Diese Mißerfolge haben nun in letzter Zeit bei den Vertretern der exacten Wissenschaft, insbesondere der Meteorologie eine sehr skeptische, um nicht zu sagen pessimistische Haltung in der Frage des Hagelschießens zur Folge gehabt, die namentlich auf dem 9. Deutschen Meteorologencongreß zu Stuttgart im April dieses Jahres unverblümt zum Ausdruck gelangte. Obwohl die meisten Redner dort diese Angelegenheit als eine noch offene Frage behandelten und zum Abwarten mehrjähriger Angaben aus den Schießgebieten riethen, so ließ sich doch aus allen Aeußerungen entnehmen, daß man dem Hagelschießen als Schutzmittel wenig Vertrauen entgegenbrachte. Wenn nun auch ohne Weiteres zugegeben werden muß, daß sich gegenwärtig, auf Grund des vorliegenden statistischen Materials noch keine bestimmten Behauptungen über die Wirksamkeit des Schießens aufstellen lassen, so wäre es doch unlogisch oder wenigstens verfrüht, die schlechten Resultate in Italien als Beweise für die Nutzlosigkeit des Hagelschießens überhaupt anzuführen. In Italien sind nämlich fast alle Schießhütten mit kleinen Kanonen von 2—2½ m Länge ausgestattet und es wird mit geringen Pulverladungen von 60 g oder weniger geschossen. Alle Anhänger des Schießens sind aber darin einig, daß mit solchen Ladungen nichts auszurichten ist, da nachweislich die Wirbelringe aus diesen Kanonen nur sehr geringe Kraft haben. Auch Stiger's Meinung geht dahin, daß gute Erfolge nur durch correctes Schießen aus großen Böllern und mit starken Pulverladungen zu erzielen sind. Maßgebend für die Beurtheilung dieser Frage können daher nur die weiteren Nachrichten aus dem Schießgebiet von Windisch-Feistritz sein, da hier allein alle Anforderungen, die man an ein Normalschießfeld zu stellen hat, erfüllt sind. Erst wenn dieses Gebiet innerhalb der nächsten Jahre einmal wieder kräftigen Hagel trotz correcten Schießens empfangen haben wird, läßt sich die Frage nach der Wirksamkeit des Schießens im ungünstigen Sinne entscheiden. Bis jetzt sind jedenfalls die Aussichten in Windisch-Feistritz durchaus günstig.

In Oesterreich hat die Hagelschießbewegung in letzter Zeit bedeutend um sich gegriffen und auch außerhalb von Windisch-Feistritz versucht man jetzt vielfach die Weinculturen in dieser Weise zu schützen, so unter Anderen bei Marburg a. d. Drau, in Unterkrain, in Tirol und in Nieder-Oesterreich bei Oberhollabrunn (an der Bahnstrecke Tetschen—Wien). An letzterem Punkte ist ebenfalls ein großes Schießfeld von 40 qkm Inhalt nach Windisch-Feistritzer Muster unter staatlicher Beihilfe eingerichtet worden. Alles in Allem besitzt Oesterreich jetzt wohl mehrere hundert, mit großen Kanonen ausgestattete Stationen. In Ungarn sind bereits 1500 Schießhütten in Thätigkeit, über deren Resultate sich der Director der meteorologischen Reichsanstalt zu Budapest Hofrath v. Konkoly jedoch sehr skeptisch aussprach. Auch in Frankreich und in der Schweiz hat man mit der Einrichtung von Schießhütten begonnen, während Deutschland aus dem Stadium kühler Reserve noch nicht herausgetreten ist.

Wir werfen zum Schluß noch einen Blick auf die Kosten des Wetterschießens. Eine Normalkanone, System Suschnig, kostet laut Preisverzeichniß der Firma Greinitz Neffen mit allem Zubehör 240 Kr. = 204 ℳ, die Schießhütte außerdem 120 Kr. = 102 ℳ, zusammen also 306 ℳ. Ein Schießfeld von 40 Stationen, welches 4000 Hektar umfaßt, kostet demnach 12240 ℳ. Hierzu treten nun die laufenden, jährlichen Ausgaben. Im Jahre 1900 wurden bei Windisch-Feistritz an 29 Gewittertagen insgesammt über 18000 Schüsse abgegeben und rund 3400 kg Pulver für 2900 Kr. = 2465 ℳ verbraucht. Das macht für jede Station 85 kg Pulver für ca. 62 ℳ. Ein einzelner Schuß stellt sich bei ermäßigten Pulverpreisen (1 kg = 86 Heller oder 73 ₰) auf etwa 16 Heller = 13½ ₰ und ein längeres, starkes Gewitter kann unter Umständen einen Munitionsverbrauch von 250 bis 300 kg und somit einen Kostenaufwand von 200—250 Kr. = 170—200 ℳ verursachen. Rechnet man nun noch die übrigen Betriebsspesen als: Entlohnung der Schießmannschaft (20 Kr. = 17 ℳ pro Kopf), Unfallversicherungsprämien (9 Kr. pro Kopf), ferner die Kosten für Zündhölzer, Zündschnüre, Kerzen, Theer, Talg, Oel rc. (mit etwa 150 Kr.), so ergiebt sich für die 40 Schießhütten von Windisch-Feistritz ein Kostenaufwand von 4300 Kr. = 3655 ℳ für das Jahr 1900. Hieraus berechnen sich die Betriebskosten pro Hektar auf wenig über 1 Kr. oder etwa 90 ₰. Würde man sich im Anschluß hieran die Frage vorlegen, ob beispielsweise für Sachsen die Anlage eines solchen Schießfeldes sich rentiren würde, so muß man diese Frage unbedingt verneinen. Lohnen kann sich eine solche Anlage nur dort, wo werthvolle Culturen wie Wein zu schützen sind und wo der Hagelschlag auf sehr kleinen Flächen schon einen Schaden von Tausenden anrichten kann. Um Getreide oder Kartoffeln zu schützen, ist dieser Apparat jedenfalls zu theuer. Anders steht es mit der wissenschaftlichen Seite der Frage und von diesem Standpunkte aus kann auch für Deutschland die Anlage eines solchen Schießplatzes nicht warm genug empfohlen werden, denn wenn auch momentan unsere Landwirthschaft nach Lage der Verhältnisse noch keinen directen Nutzen vom Wetterschießen zu gewärtigen hat, so würde doch der Nachweis, ob eine künstliche Beeinflussung gewisser Witterungsprozesse überhaupt möglich ist, auch im praktischen Leben von höchster Bedeutung sein.

Bücherbesprechung.

— Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Siebente, neu bearbeitete Auflage. Erster und Zweiter Theil. Leipzig, S. Hirzel, 1901. XIX, 473; III, 653 S.; 8°. Preis 20 ℳ — Friedländer's im besten Sinne populärwissenschaftliche „Darstellungen" wecken in mir die Erinnerung an eine durch wundervolles Wetter begünstigte Sommerfrische im Gottleubathale, wohin ich vor nahezu zwei Jahrzehnten als ausgehender Gymnasiast oder angehender stud. phil., bewaffnet mit dem Dreibänder der „großen" Ausgabe (mit den Fußnoten und Excursen, in der 4. oder 5. Aufl.), fröhlich ausgezogen war. Noch besinne ich mich deutlich auf den hohen Genuß, den ich, bei schönem Sonnenschein im kühlen Wald auf der Moosbank liegend, vom Durchstudiren des Friedländer'schen Werks gehabt habe; und wenn ich dann in dem Verkehrswesen, den Spielen, dem Ständewesen u. s. w. der Römer in der bessern Kaiserzeit einigermaßen gut beschlagen war, so hatte ich das den „Darstellungen" zu verdanken. Darum darf ich es getrost aussprechen, daß ich mir für einen begabten Primaner oder einen Studenten der Philologie und Geschichte kein schöneres und passenderes Weihnachtsgeschenk denken kann, als diese zwei handlicher gemachten Bände. Und ich glaube hinzusetzen zu dürfen, daß auch der betreffende Vater mein Urtheil unterschreiben wird, wenn er sich, ehe er das Buch auf den Weihnachtstisch legt, Ausführungen ansehen wollte wie etwa die übers Naturgefühl der damaligen Römer (I, 417 ff.), über ihren Kunstsinn (I, 415 ff.; II, 335 ff.), über das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie und die Ablösung der Poesie durch die Kunst der Prosa (II, 373 ff.; namentlich gegenüber dem trockenen „Teuffel"), ferner die Würdigung Martial's (II, 420 ff.), das Capitel über den Luxus mit schlagenden Vergleichen aus der Neuzeit (Tafelluxus: II, 158 ff.; Kleiderpracht: II, 184 ff.) oder den Abschnitt über die Klientel (I, 200 ff.) und die Freigelassenen (I, 208 ff.). Das sind alles Cabinetsstücke feinst empfundener und dabei in jeder Hinsicht zuverlässiger Schilderung. Ein vortreffliches Hilfsmittel zur Auffrischung der Kenntnisse bietet die gewissenhaft angelegte chronologische Uebersicht über die römische Literatur von den Epoden des Horaz (30 v. Chr.) bis zu den Origines des Isidor von Sevilla (600 n. Chr.). Dem siebenundsiebzigjährigen Verfasser aber ein dankbares Glückauf! Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 149. Sonnabend, den 14. December, Abends. **1901.**

Deutsches Schenken.

Von E. Floeßel.

Das Schenken, also das Verabreichen von Gaben an andere Personen, ist bekanntlich nicht Jedermanns Sache, und Niemand wird sein Erinnerungsvermögen sonderlich anzustrengen nöthig haben, um Personen aus der eigenen Umgebung auftauchen zu sehen, denen Nehmen ein weit angenehmeres Geschäft ist, als das Geben. Allerdings muß in Betreff dieser Behauptung von vornherein eine Grenze insofern gezogen werden, als es sich um Angehörige des eigenen Familienkreises handelt. Wohl Mancher, der seine Tasche zuhält, wo es gilt, einem Anderen, Fremden, eine Gabe zu reichen, legt, wenn es sich um Glieder seiner Familie handelt, wirkliche Freigebigkeit an den Tag. Und in der That würden alle die Geschenke, welche im Umkreise der Familien zwischen Eltern und Kindern, zwischen Braut und Bräutigam, Geschwistern und anderen nahen Verwandten im Laufe eines Jahres ausgetauscht werden, könnte man sie zählen und abschätzen, eine Werthsumme ergeben, die sich auf viele Millionen belaufen müßte. Man wird ja doch ohne Weiteres behaupten können, daß, wenn nicht alle, so doch gewiß der größte Theil jener kostbaren Kleinodien, welche in reicher Mannigfaltigkeit die Geschäftsräume unserer Juweliere, Gold- und Silberarbeiter, um nur diese Kategorie herauszugreifen, in den Großstädten zieren, als willkommene, mit Entzücken begrüßte Geschenke Verwendung finden. Das Nämliche gilt von den meisten Erzeugnissen unseres Kunstgewerbes. Das Geschenkegeben ist in unserem Volke allgemein verbreitet.

Das Schenken ist in der Beanlagung des deutschen Gemüths tief begründet und wird aus der inneren Natur des deutschen Volkes heraus in allen Beziehungen seines aus Zuneigung und Liebe geborenen Thuns geübt. Das Geschenkegeben ist echt deutsche Art und Sitte. Die ganz allgemein verbreitete Gewohnheit des Sichbeschenkens würde zur Begründung dieser Behauptung schon hinreichend erscheinen. Aber es steht uns noch ein anderer, ganz unumstößlicher Beweis für obigen Satz zu Gebote. Dieser ist uns in dem Worte „schenken“ selbst an die Hand gegeben. Unter unseren gegenwärtigen europäischen Culturſprachen findet sich keine einzige, welche für unseren deutschen Begriff „schenken“ ein besonderes, entsprechendes Zeitwort besitzt; sie begnügen sich mit dem ganz allgemeinen Begriff, der in dem Zeitwort geben liegt, während allerdings an Sachbegriffen, welche unserem „Geschenk“ entsprechen, kein Mangel herrscht. Auch unter den Culturſprachen des Alterthums gab es nur eine einzige, die griechische, welche den Begriff des „Schenkens“ in einem Zeitwort zum Ausdruck brachte. Und in der That finden wir in den aus der griechischen Mythe bekannten Hekatomben, also der „Opferung von ein Hundert Schlachtthieren“ einen mehr als hinlänglichen Beweis für die Sitte jenes hochgebildeten Volks: ihren Göttern Geschenke darzubringen in der Absicht, sie zu verehren oder zu versöhnen. Und das bekannte „Danaergeschenk“ wird niemals der Erinnerung des Menschengeschlechts entschwinden.

Die Abstammung unseres deutschen Wortes schenken ist sowohl sprachlich wie sachlich urdeutsch und beweist, daß unsere Urväter des Einschenkens als eines Mittels zum Schenken sich bedient haben, d. h. sie haben die Bezeichnung ihrer Freigebigkeit von ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Trinken, hergeleitet.

Schenken mit der mittelhochdeutschen Ableitungsform „er schankte“ stammt her von dem altdeutschen scenchan, scencan, das heißt „zum Trinken eingießen“, dann allgemein „darreichen“; das Wort wurde seit 1240 von dem Minnesänger Reimar von Zwota als „dargeben, zueigengeben“ gebraucht, und schließt den Sinn eines „biegenden Durchhingehens“ ein, wonach unser Wort schenken so viel bedeutet als: „durchhingehen, fließen machen“. Diese Bedeutung leitet sich her von dem uralten Gebrauche unserer Vorvordern, durch eine aus einem Knochen bestehende Röhre Flüssigkeiten, Getränke, vom Faß laufen zu lassen, in Verbindung mit dem angelsächsischen sceanca = dem althochdeutschen scancho, das so viel bedeutet wie „der durchgehende Knochen“ = Schenkel. Beiläufig sei ebenso im sprachlichen wie im sachlichen Zusammenhange hiermit erwähnt, daß unser Wort „Schinken“, althochdeutsch scinko, seine Bezeichnung gleichfalls vom durchgehenden Knochen herleitet, so daß Schinken das Dickfleisch des Schenkels bedeutet. Man möchte in dem eben erwähnten Zusammenhange zwischen Schenken, Schenkel, Schinken fast einen Beweis davon erblicken, wie unsere alten Vorfahren es verstanden, daß zum Genusse der dem Fasse entzapften Flüssigkeit auch derjenige der festen kräftigen Speise erforderlich sei.

Unser Zeitwort „schenken“ nun hat dem Sprachgebrauch zufolge eine dreifache Bedeutung. An erster Stelle heißt es: ein Getränk in ein Trinkgefäß gießen; sodann Jemandem einen Trunk darreichen; und endlich: Jemandem freiwillig etwas zum Eigenthum geben, ihm in wohlwollender Gesinnung eine Gabe zutheil werden lassen. Was die an zweiter Stelle erwähnte Bedeutung anlangt, so finden wir heutigentages noch Beweise für die angedeutete Anwendung des Wortes „schenken“ in unserem ländlichen Volksleben, insofern Freunde und Bekannte aus den Kreisen der Landbevölkerung bei gegenseitigem Begegnen im Wirthshause ihre frisch gefüllten Trinkgefäße einander mit der Aufforderung zureichen, „sich dienen, d. h. sich schenken“ zu lassen, also zu trinken. In früherer Zeit war diese Sitte weit mehr verbreitet, als heute, wo an deren Stelle das übliche Zutrinken getreten ist. Die alte Sitte aber beweist, daß das Schenken, wenn es auch nur in einer sehr geringwerthigen Darreichung besteht, dem Deutschen geradezu ein Bedürfniß ist. Für den Deutschen ist es eine Lust, eine Freude, schenken zu können.

Es muß wohl so sein! In welch anderer Weise sonst könnte man sich die lang ausgedehnte Reihe von Veranlassungen und Gelegenheiten deuten, aus und bei denen Geschenke dargereicht zu werden pflegen, mag auch bisweilen der Fall eintreten, daß der eigentliche Geschenkgeber, und das ist bekanntlich in sehr zahlreichen Fällen der Familienvater, neben der Freude auch einmal Unlust darüber empfindet, daß des Schenkens kein Ende ist, und es ist ebenso leicht begreiflich wie verzeihlich, wenn da einmal ein von der Last häufiger und reichlicher Geschenke etwas bedrücktes Vaterherz in der mit einem Anfluge von mit Mißmuth gepaartem Humor gekennzeichneten Aeußerung sich Erleichterung verschafft: „Meine Frau hat nun einmal den Schenkteufel.“ In der That ist es ja ein Kennzeichen von der Edelart des deutschen Frauengemüths, am Geschenkgeben eine ihrer schönsten Freuden zu finden selbst mit dem Opfer eigener Entsagung.

Welch eine reiche Fülle von Geschenken beiderlei Art, sowohl des Gebens wie des Empfangens, häuft sich nach deutscher Volkssitte in dem Leben eines Menschen zusammen von jenen in nicht seltenen Fällen schon recht kostbaren Gaben an gerechnet, welche dem kleinen Erdenbürger bei der Feier seiner Aufnahme in die christliche Gemeinschaft dargebracht zu werden pflegen, nicht auch zu vergessen derjenigen, welche der oft so freudig begrüßte Neuankömmling vorgeblich selbst seinen zu dem Spielplatz des Lebens vorausgeeilten Geschwistern, dem Dienstpersonal des Hauses, öfters wohl selbst der eigenen Mutter „mitgebracht“ hat, bis zu dem letzten Geschenk, dem Ehrengeschenk, welches in der Form zarter

Blumenspenden oder Frieden kündender Palmenzweige dem heimwärts gezogenen Erdenpilger auf den grünen Erdenhügel gelegt wird. Und mögen auch viele unter Jenen in ihrem Leben nur wenige und geringwerthige Gaben zu verschenken gehabt haben, Eines blieb nicht aus, zuletzt mußte er das Hauptgeschenk seines Erdenwallens, sein Leben selbst demjenigen wieder schenken, der für eine Weile es ihm geschenkt hatte. Sicherlich ist es die erhabenste, dem deutschen Gemüth vertraute Auffassung, das eigene Erdenleben und dasjenige seiner Angehörigen als Geschenk des himmlischen Vaters zu betrachten.

Und dieses Geschenk des Höchsten ist von der Wiege bis zum Grabe von tausend Geschenken menschlicher Liebe geschmückt, welche als freundliche Begleiter das Leben zu verschönen bestimmt sind. In dieser Beziehung hat unser Sprachschatz eine Fülle von Bezeichnungen aufzuweisen, welche bezeugen, daß das Schenken an den wichtigsten Wendepunkten des Lebens zum Volksbrauch geworden ist, wie dies die Worte Pathen-, Geburtstags-, Namenstagsgeschenk, das Geschenk am ersten Schultage, das Confirmationsgeschenk, ferner die Verlobungs-, die Braut- und Hochzeitsgeschenke und viele andere bekunden.

Um diese an den Hauptstationen des Lebens üblichen Geschenke, von denen einzelne ihren Glanz in freudigem Erinnern weit ins Leben hinein zu tragen pflegen, gruppiren sich nun eine Reihe von Geschenken anderer Art, solcher, deren Bedeutung an die Festtage des christlichen Cultus sich anschließen, es sind die Weihnachts-, die Gründonnerstags-, die Ostergeschenke, Ostereier, Osterhasen; weiterhin Geschenke, welche einer ehrenden Auszeichnung seltener Festtage des menschlichen Lebens, Jubiläen, silberner und goldener Hochzeit, oder der Erreichung eines erstrebten Zieles, der Vollendung eines schwierigen Werkes dienen. Die letzterwähnte Classe gehört den sogenannten Gelegenheitsgeschenken an, zu denen sich eine Reihe ähnlicher, wie „Ferien-“, „Reise-“, „Badegeschenke“, ferner „Ermunterungs- und Belohnungsgeschenke“ — für gute Censuren — gesellen. Eine weitere Gruppe stellt sich uns dar in den „Freundschafts-“, „Liebes-“, „Ehrengeschenken — Dotationen —“, den „Besuchs-“ und „Erinnerungsgeschenken“, sogenannten „Andenken“; ferner in den „Wochen-, Gegen- und Wiedergenesungsgeschenken“, in den „Antritts- und Abgangsgeschenken“, den „Ball- und Cotillongeschenken“ u. a.

Das deutsche Gemüth mit seinem warmen Empfinden hat es, wie vorstehende Zusammenstellung zeigt, verstanden, den ganzen Lebensweg mit einer reichen Fülle von Geschenken zu zieren, die in ihrer Mannigfaltigkeit für den Schenkenden wie den Beschenkten einen Quell reichster Freuden bilden. Hierin ist es auch begründet, daß das Geschenk seiner Natur nach nicht eine bloße Form, etwa der Höflichkeit, bedeutet, daß es vielmehr eine That ist, nämlich Wohlthat. Wohlzuthun ist des Schenkens Beweggrund. Man muß es an dem Geschenk zu erkennen vermögen, daß der Beweggrund seiner Darreichung ein wirkliches Wohlthun ist, und man darf nicht den bloßen Schein davon erwecken wollen. Verletzend wirkt jene Knauserei und Knickerei namentlich da, wo ein Geschenk, an Untergebene, an Dienstboten gespendet, eine Anerkennung bewährten Fleißes, bewiesener Treue sein soll, und doch in diesem Falle eine geringwerthige Gabe darstellt, eben weil sie billig ist, oder hinter der äußeren wohlgefälligen Ausstattung — elegante Cartons — die Minderwerthigkeit des Stoffes wie der Arbeit verbirgt. Beim Schenken muß als Grundsatz vorherrschen: Nur vom Besten! Lieber wenig aber gut, als reichlich und schlecht!

Schenken ist wohl eine Kunst, welche in der Kunst zu leben eine hervorragende Bedeutung hat. Man wird es kaum als eine zufällige Erscheinung betrachten können, daß unser dem „schenken“ verwandtes Wort „geben“, welches in dem Sinne von „hingeben, darreichen“, die thatsächliche Handlung des Schenkens ausdrückt, in der Zusammensetzung mit der Vorsilbe „ver“, also als „vergeben“ an die Bedeutung von „vergiften“ erinnert. Könnte man in dieser Sinnverwandtschaft nicht einen Hinweis darauf erblicken, daß ein Geschenk auch zum Gift werden kann? Ein Geschenk aber wird zum Gift, wenn seine Gewährung der Beförderung menschlicher Schwächen dient, wenn die empfangenen Gaben Eitelkeit, Hoffart und Selbstüberhebung hervorrufen oder steigern. In gar manchem jugendlich unbefangenem Gemüthe sind durch übel gewählte oder durch zu reichlich gespendete Geschenke die Keime des Hochmuths gepflanzt worden. Gerade das Weihnachtsfest, welches das deutsche Gemüth zu einem Fest der Gaben sich erkoren hat, sieht manches Elternpaar als eine willkommene Gelegenheit an, seine kleinen Lieblinge mit Gaben aller Art, die oft auch recht unpassend gewählt werden, zu übersättigen. Diese Massenspendung von Geschenken ist ein Zeichen unserer Zeit mit ihrer Massenproduction. Letztere hat ihren Einfluß ausgeübt auf die Art der heutigen Weihnachtsgeschenke. Die Zeiten sind längst entschwunden, wo auch in den besser gestellten Familien die Weihnachtsgaben nach den Bedürfnissen des täglichen Lebens gewählt wurden, und wo diese den Kindern noch Freude zu bereiten im Stande waren. Wenn heutzutage die unter dem Christbaum ausgebreiteten Geschenke nicht zum Theil wenigstens in Luxusgaben sich darstellen, giebt es auch am frohen Feste nur kalte Herzen, scheele Gesichter und eine mißmuthige Stimmung, welche dem ganzen Feste seinen strahlenden Glanz benimmt und die Familienmitglieder, anstatt sie inniger zu verbinden, einander ferner rückt. Die Zierde der Einfachheit und Bescheidenheit, die einem guten Theile unserer Jugend mangelt, ist sicherlich mit unter dem Einfluß unweise an sie ertheilter Geschenke verloren gegangen. Jedes „Zu viel“ und „Zu kostbar“ der Geschenke rächt sich in wahrnehmbarer Weise.

Hierzu kommt, daß die Gewohnheit Einzelner, reiche und kostbare Geschenke zu spenden, zur Nachahmung herausfordert und einen Wettbewerb im Schenken einleitet, an dem auch minder Bemittelte sich betheiligen zu müssen glauben, welche, von falschem Nachahmungstriebe angespornt, allmälig zu einer Ueberspannung ihrer Kräfte sich verleiten lassen, die in herbem Familienweh ihren schließlichen Ausgang findet. Die schwer ins Gewicht fallenden Begriffe „Hypothek, Schuldverschreibung, Wechsel“ legen davon Zeugniß ab, noch schwererer gar nicht zu gedenken. Dabei soll die Möglichkeit nicht vorherzusehender unheilvoller Ereignisse, welche Einbußen und Verluste herbeiführen, nicht einmal zur Sprache kommen, trotzdem erfahrungsgemäß nicht selten derartige Katastrophen wie ein Blitz aus heiterem Himmel in das Glücksleben gar mancher Familie hereinbrechen und das süße Gefühl der Behaglichkeit durch die bittere Empfindung des Sichunglücklichfühlens verdrängen. Beim Eintreten derartiger Fälle, und sie kehren leider von Zeit zu Zeit immer wieder, kommt die Reue zu spät darüber, daß man durch verschwenderisch gespendete Geschenke ein ganzes Capital vergeudete, welches in den hereingebrochenen Tagen der Noth vor bitterem Mangel zu bewahren vermöchte.

Die Kunst des Schenkens bekundet sich aber auch in der Auswahl der zum Geschenk bestimmten Gegenstände. In dieser Beziehung macht die Wahl allerdings oft Qual. Aber gerade hierin soll die Wahl Qual bereiten. Niemand giebt doch ein Geschenk in der Absicht, daß der Beschenkte Aergerniß über die gespendete Gabe empfinden soll. Demzufolge gilt es weise und klug zu wählen. Eine weise Auswahl wird Luxusgeschenke so lange ausschließen, bis sie durch wirklichen Reichthum als statthaft erscheinen. Wer aber in deutsche Art und Sitte sich vertieft, der wird niemals darüber in Zweifel gerathen, was er in dem bestimmten Falle schenken soll.

Was nun sollen wir schenken? Die Beantwortung dieser Frage begegnet in der Praxis einer zweifachen Auffassung; insofern die Einen der Meinung sind, ihren Geschenken dadurch höheren Werth zu verleihen, daß sie dieselben unter den im Allgemeinen entbehrlichen Gegenständen auswählen, glauben die Anderen mit ihren Geschenken nur dann Freude bereiten zu können, wenn sie Gegenstände dazu ausersehen, welche dem gewöhnlichen Gebrauch und Nutzen dienen. Nun ist zwar Befriedigung und Freude durch Geschenke zu erwecken, immer Sache individueller Auffassung, doch dürfte es sich kaum empfehlen, bei Auswahl der Gaben sich ausschließlich durch die Bestimmungen der einen der eben betonten Richtungen leiten zu lassen, will man dem Geschenk den Reiz erhöhten Werthes und dankbereiter Verbindlichkeit aufprägen. Liegt die Bestimmung eines Geschenks mitten inne zwischen entbehrlichen und praktischen Dingen, so ist ihm wohl von vornherein ein Willkommensein und dankbare Anerkennung gesichert, selbst wenn es sich nicht bis zur Höhe vollendeter Schönheit emporhebt. Anderenfalls liegt die Befürchtung nahe, unserem Geschenk möchte eine Begrüßung widerfahren, wie sie ehemals eine Königin von Spanien den Strümpfen ihrer katalonischen Seidenweber zu Theil werden ließ. Als nämlich Isabella von Kastilien — 1474 bis 1504 — auf einer Reise durch ihre Lande ihren Unterthanen in ihrer königlichen Majestät sich vorstellte, wurde sie in Katalonien von den dortigen Seidenwebern begrüßt. Diese nun überreichten ihrer Königin als Zeichen ihrer Huldigung ein Dutzend seidener

Strümpfe. Aber die Wahl dieses Geschenkes scheint dem Geschmack der Königin recht wenig entsprochen zu haben, denn sehr ungnädig herrschte diese die armen Weber mit den zornig hervorgestoßenen Worten an: „Eine Königin von Spanien hat keine Beine.“ Das konnten freilich die so arg enttäuschten Weber vorher nicht wissen. Wären die Geschenkgeber nicht Seidenweber, sondern Handschuhfabrikanten gewesen, so würde ein Geschenk ihres Gewerbes sicherlich eine so schnöde Zurückweisung nicht erfahren haben, denn Handschuhe sind, ich möchte sagen „par excellence“ ein Geschenk für Königinnen, und namentlich am englischen Hofe genoß die Sitte, Handschuhe zu schenken, hervorragender Beliebtheit.. Die Erfahrung der katalonischen Weber aber legt uns die Mahnung nahe, in der Auswahl von Geschenken klug und vorsichtig zu Werke zu gehen.

Handelt es sich um Geschenke, welche für Kinder bestimmt sind, so verdienen Gegenstände, die ein wirkliches Spielen und gleichzeitig die Anregung zum Nachdenken ermöglichen, unter allen übrigen den Vorzug. Aber auch hierbei ist weise Vorsicht von Nöthen, die vor Jedem „Zu viel“ sich hüte, welches in Massengeschenken stets nur einen verderblichen Einfluß ausübt, sofern es, wie es aus Vergeudung hervorgegangen ist, auch zur Vergeudung führt.

Eine andere Art von Massengeschenken erfordert noch eine kurze Besprechung. Gemeint ist die Ansammlung von Gaben zur Milderung von Nothständen mannigfaltiger Art, hervorgerufen durch Unglücksfälle, Brand- und Wasserschäden u. dergl. Bei Eintritt von Nothständen durch unheilvolle Katastrophen erwähnter Art tritt nicht selten die eigenthümliche Erscheinung zu Tage, daß die Bereitwilligkeit zur Hilfeleistung eine weit regere und ergiebigere ist, als in allen den Fällen, wo dauerndes Elend fremde Hilfe beansprucht. Man hat den Grund dieser Erscheinung in der durch den Eintritt schwerer Heimsuchungen verursachten Gemüthserregung finden wollen und die zur Milderung der Nöthe gespendeten Gaben gleichsam als eine Bezahlung der Erregung aufgefaßt. Indeß liegt die Sache wohl anders, und man wird kaum fehl greifen, wenn man die Bereitwilligkeit, in solchen Fällen zu schenken, auf die Eigenart des deutschen Gemüths, auf seine christliche, zum Wohlthun bereite Gesinnung zurückführt, welche mit der gespendeten Gabe zugleich dankbarem Empfinden dafür Ausdruck giebt, daß man vor ähnlichen Heimsuchungen behütet worden ist. Hierin reichen christliche Gesinnung und — Egoismus einander die Hand, gar nicht zu gedenken jenes prahlerischen Eigendünkels, der nur deshalb reichlich zu schenken sich entschließt, weil die öffentliche Quittung den eigenen Namen in der Reihe der Höchstbeitragenden verzeichnet.

Massengeschenke in dem Sinn, daß das einzelne Geschenk durch die Masse eines ganzen Volkes, die Bewohner eines Staates, aufgebracht wird, pflegt man heutigen Tags regierenden Fürsten als Huldigungsgabe bei der Feier seltener Feste, Jubiläen, darzureichen. Auch werden aus ähnlichen Anläßen angesammelte reiche Geldmittel als Wohlthätigkeitsstiftungen angelegt. Es steht noch in frischer Erinnerung, daß einmal auch einem nicht regierenden Fürsten, unserem ersten, großen Reichskanzler, dem Fürsten v. Bismarck ein Ehrengeschenk des deutschen Volkes gespendet wurde.

In früherer Zeit war es, soweit es sich um regierende Herren handelt, anders. Die Geschichte hat uns Ereignisse überliefert, welche beweisen, daß einzelne Herrscher durch dargebrachte Geschenke die Zuneigung ihres Volkes zu erwerben trachteten. Nur auf ein Beispiel dieser Art sei hier Bezug genommen.

Es war im Jahre 1556. Zu Frankfurt hatte sich der Reichstag versammelt. Ferdinand, der Bruder Karl's V., wurde zum Kaiser gewählt. Als die Fürsten und Bischöfe in feierlichem Aufzuge zur Kirche schritten, war der Zulauf des Volks namentlich deshalb so stark, weil ein Berittener goldene und silberne Münzen unter das Volk ausstreute. Es war auch auf dem Marktplatze oberhalb des Römers ein Brunnen errichtet, aus dessen Röhren rother und weißer Wein sich ergoß, von dem Jedermann nach Belieben trinken oder mitnehmen durfte. In geringer Entfernung von diesem Brunnen stand eine zu diesem Zwecke besonders aufgeschlagene Küche, in der ein ganzer Ochse gebraten wurde, an einem „dicken und langen Spieße, welcher an beiden Oertern (Enden) Reder (Räder) hatte, die waren roth und weiß gemalet nach österreichischer Farbe. An und bei den Redern saßen Männer, welche die Reder umbdrehten, daß der Ochse am Spieße braten mochte“. Dieser Ochse aber war gefüllt, und zwar mit allerlei Thieren, nämlich mit Hühnern, Gänsen, Hasen, Lämmlein und jungen Schweinchen, die alle „mit den Köpfen herausguckten“, daß man sehen konnte, „was es für Thiere waren, die in den Ochsen gefüllt waren, und mit oder in dem Ochsen braten sollten“. Gold und Silber, Wein und gebratenes Fleisch also war das Geschenk, mit dem der neu erwählte Kaiser die Zuneigung des Volkes sich gewinnen wollte.

Doch genug vom Schenken. Es ist auch eine Kunst, im vorliegenden Falle sich selbst zu schenken, was Alles noch vom Schenken zu sagen wäre. Sind doch ohnehin unsere Gedanken in den Wochen vor dem nahen Weihnachtsfeste auf das Schenken gerichtet. Möge dasselbe, wenn es wieder mit seinem Lichterglanze uns umgiebt, ein Fest des rechten Schenkens, aber auch rechten, d. h. dankbaren Empfangens werden.

Die Meister des deutschen Briefes.*)

Die Anfänge des deutschen Briefes liegen bei den Episteln der Minnepoesie und den Briefen der deutschen Mystiker, die ganz bez. zum größten Theile dem Verkehre zwischen Mann und Frau dienen. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beginnt dann der politische und geschäftliche Briefwechsel in deutscher Sprache, die die lateinische zurückdrängt, und im folgenden Jahrhundert macht sich allmälig eine freiere Handhabung des Briefes geltend, der auch private Dinge in seinen Bereich zieht und zum geselligen Vermittler wird. „Es beginnt sich ein Gegensatz herauszubilden zwischen dem immer schwülstigeren, weitschweifigeren, formelleren Kanzleibrief und dem volksthümlichen freien Privatbrief, in dem man lernt das Denken und Empfinden ungekünstelt und ursprünglich auszusprechen.“ Wie im siebzehnten Jahrhundert die Briefe der pfälzischen Fürstenfamilie eine bedeutsame Rolle in der Briefliteratur der Zeit einnehmen, so im fünfzehnten die der Familie des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg und der frommen Herzogin Sidonie von Sachsen. Auch in den Kreisen des Bürgerthums hebt sich der Briefverkehr nach Umfang und Werth, aber so bedeutsam der Aufschwung ist, ein Meister des deutschen Briefes tritt uns erst in Luther entgegen, der einen so ausgedehnten schriftlichen Verkehr hatte wie kein deutscher Mann zuvor und der, die Ansätze und Anläufe zur Vollendung führend, die Sprache des Volkes zu einem vollkommenen Ausdrucksmittel seiner Gedanken und Empfindungen zu machen verstand. Nach ihm gleitet der deutsche Brief von seiner Höhe herab, er bietet im siebzehnten Jahrhundert bis hinein in die ersten Jahrzehnte des achtzehnten im Großen und Ganzen einen wenig erfreulichen Anblick. Der durch den Humanismus wieder in Aufnahme gekommene lateinische Brief behauptet seine Herrschaft in Gelehrten- und Geistlichen-Kreisen, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt zunächst in höfischen Kreisen der französische Brief auf und der deutsche wird bald ein Tummelplatz wüster Sprachmengerei. Neben dieser weist der Zug der Zeit auf eine schwulstige, bombastisch geschraubte Redeweise hin, Haschen nach geistreich und zierlich sein sollenden Wendungen, Schwulst und ausschweifende Complimentirart' kennzeichnen den Durchschnittsbrief dieser Periode. Daß nicht alle Briefschreiber an diesen Verkehrtheiten Theil nahmen, beweisen die Briefe der Liselotte und die ihres Vaters, des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz. Wie Luther im sechszehnten Jahrhundert als Meister des Briefes eine überragende Bedeutung beanspruchen kann, so nimmt im siebzehnten Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, die erste Stelle ein. Auch Liselotte hat Antheil an der deutsch-französischen Sprachmengerei, aber überall haben wir in ihrem ausgedehnten Briefwechsel das Bild einer Frau vor uns, die am Hofe eines Ludwig XIV. sich in allen Stücken ihr deutsches Empfinden gewahrt hat, Aufrichtigkeit und Offenheit zeigt und auch natürlich zu schreiben bestrebt ist. Ihre Briefe, reich an culturhistorischem Material, an guter Laune, an behaglichem Geplauder, gehören, wie Ranke sagt, zu den merkwürdigsten Denkmalen der deutschen Sprache, die dort in Versailles in ihrer ureignen Kraft geschrieben wurde. Das achtzehnte Jahrhundert nennt man mit Recht das classische Zeitalter des deutschen Briefes.

---

*) Die Meister des deutschen Briefes. In einer Auswahl herausgegeben und bearbeitet von Dr. Theodor Klaiber und Prof. Dr. Otto Lyon. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.

Von der Wohlanständigkeit, Höflichkeit, Formenglätte und zierlichen Eleganz, wie sie Gellert für den Brief fordert und begründet, nimmt die Entwickelung des deutschen Briefes in diesem Jahrhundert ihren Ausgang. Durch die Frauen vor allen Dingen, die den stilistischen Zwang durchbrechen, wird der Wahrheit und Natürlichkeit die Bahn geöffnet und der Brief wird so nach und nach zu einem wirklichen natürlichen Erguß der Seele. In dieser Natürlichkeit und Wahrheit erweisen sich namentlich Klopstock, Lessing, Schiller und Goethe als gelehrige Schüler der Frauen wie Meta Moller, Eva König, Goethe's Mutter, Charlotte v. Schiller. In den Briefen Klopstock's und seines Kreises finden wir als Hauptzüge religiös-sittliches Fühlen und vaterländisches Empfinden; der Stil nimmt einen höheren Schwung und zeigt eine genialere Färbung, als sie das voraufgehende Zeitalter kannte. Bei Wieland überwiegt wieder die außerordentliche Eleganz und Harmonie der Darstellung, seine Briefe haben etwas Künstliches, dem die Natürlichkeit mangelt. Einen weiteren Fortschritt in der Entwickelung zur vollen Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdruckes bedeuten dann die Briefe G. A. Bürger's, mit denen in dieser Richtung diejenigen des Bürger durch Begabung und Schicksal nahe verwandten Schubart zusammen zu nennen sind. Lessing ist wie für den Stil überhaupt auch für den Brief überhaupt der grundlegende Meister und sein Wort „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit“ ist die apollinische Regel geworden, auf der noch unsere gesammte heutige Gestalt des deutschen Stils beruht. Lessing's Klarheit und durchsichtige Deutlichkeit gewinnt in Schiller, der ursprünglich von Klopstock ausging, eine gewisse siegreiche Stellung und reißt, verbunden mit seinem Idealismus, den Leser unwiderstehlich mit sich empor. Seine Briefe wirken wie unmittelbare Abdrücke seiner Persönlichkeit, sie gehören zu dem Großartigsten und Köstlichsten, was unsere deutsche Briefliteratur hervorgebracht hat. Während bei Lessing männliche Kraft und straffe Geisteszucht, bei Schiller die Idee und der Gedanke dem Briefe das eigenthümliche Gepräge geben, bringen die Frauenbriefe des achtzehnten Jahrhunderts das unmittelbare Empfindungsleben in frischer Ursprünglichkeit wieder zur Geltung. Briefe, wie sie Charlotte v. Schiller, Caroline Flachsland (Herder) und Goethe's Mutter geschrieben haben, stellen wohl das Herrlichste mit dar, was dem deutschen Gemüth entsprungen ist. Sie sind zugleich eine nothwendige Etappe auf dem Wege des modernen Stils zu seiner Höhe. Große Frauen, wie Schiller's Lotte und Goethe's Mutter, mußten kommen, um zu der Klarheit, die Lessing gab, das gesunde, innige Empfinden hinzuzuthun. Aus dieser Mischung von Kopf und Herz erst ging Goethe's stilistische Meisterschaft hervor. In seinen Briefen spiegelt sich geradezu die ganze Lebensfülle seiner großen Persönlichkeit, seiner Zeit und seines Volkes wieder, sie nehmen, wie seine Werke, eine einzigartige Stellung ein. In der Briefliteratur der Romantik, mit der wir im neunzehnten Jahrhundert sind, ist zwischen der älteren und jüngeren deutlich zu unterscheiden. Charakteristisch für erstere ist ein abstracter Bildungsjargon im Ausdruck, ein Unvermögen zu naturwüchsig anschaulicher Schreibweise. Unter den männlichen Vertretern kann Schleiermacher als Ausnahme die erste Stelle beanspruchen, unter den weiblichen Karoline Böhmer-Schlegel, Tochter des Göttinger Orientalisten Michaelis, deren Familien-Briefwechsel 1891 durch G. Weitz herausgegeben worden ist. Die Briefliteratur der jüngeren Romantik ist im Ganzen ungleich frischer, anschaulicher, naturhafter; hier vermögen auch Größen zweiten Ranges einen Brief zu schreiben, der durch Farbe und Stimmung anspricht. Auf den Briefen der Gebrüder Grimm liegt der duftige Hauch Eichendorff'scher Naturstimmung, die Briefe der Bettina bedeuten eine Epoche in der Entwickelung unseres Naturgefühls, Briefe wie die Mendelssohn's und Schumann's sind aufgeschlossen für die schöne bunte Fülle des Lebens, Ernst Varnhagen und die Rahel stellen wieder den Uebergang zu einer anderen Art des Briefstils dar, während das Beste, was wir von den Männern der schwäbischen Schule und den Dichtern der Befreiungskriege haben, ganz den geistigen Charakter trägt, der die Briefe der jüngeren Romantik auszeichnet. Von den Philosophen der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts tritt uns am meisten Fichte in seinen Briefen persönlich nahe, auch Strauß's Briefe haben mit ihrem ruhigen Ernst und Gehalt Anziehendes. Für den Stil, der in den dreißiger und vierziger Jahren vielfach herrscht und für modern gilt, ist einerseits die Dialektik und Begriffssophistik der Hegel'schen Schule, anderseits die Darstellung Jean Paul's Vorbild. Es vollzieht sich der Uebergang von der Romantik zum Pessimismus und Realismus, eine Zeit, aus der die tüchtige männliche Art Immermann's auch in seinen Briefen gewinnend hervortritt, desgleichen die kernhafte Natur von Annette Droste-Hülshoff. Ueberhaupt wird die graziöse, „geistreiche“ Art des Stils nicht allgemein. Immer ist eine Unterströmung vorhanden, die inmitten der Unnatur an Schlichtheit und sachgemäßer Ausdrucksweise festhält. Wie sticht Hebbel's bohrende Gründlichkeit ab von dem ergebnißlosen Gerede eines Pückler, einer Charlotte Stieglitz. Statt des pointirten Ausdrucks wird der kernhaft bezeichnende das Ideal des Stils, und Männer wie Keller und Bismarck sind im Prägen solcher Wendungen besonders glücklich. Scheffel, Geibel, Auerbach, vor Allem Hebbel — dessen Briefwechsel, um mit Adolf Stern zu reden, uns den Dichter mit all seiner herben, nordischen Ursprünglichkeit, mit dem schweren Lebensernst, mit den tiefen Narben verzweifelter Seelen- und Bildungskämpfe vor Augen rückt —, ferner Mörike, Storm und K. F. Meyer, Hauptvertreter einer realistischen Stammeskunst, sind hier zu nennen. Es kommt das Zeitalter der nationalen Erhebung. Aus dieser treten für die Briefliteratur vor Bismarck und Moltke Gustav Freytag mit seinem künstlerisch gerundeten Stil, H. v. Treitschke mit seinem leidenschaftlich vorwärtsdrängenden Wesen, nach jenen großen Männern der Techniker M. Eyth, in seinen Briefen ein prominenter, dabei gemüthvoller Beobachter und Schilderer modernen Lebens, ein Lebenskünstler wie Alexander v. Villers, Richard Wagner, Schopenhauer, Billroth u. A. heraus. Die Briefe Bismarck's zeigen alle Vorzüge, die wir an seiner kräftigen Sprache bewundern, in besonderer Weise. „Die reiche und treffende Bildlichkeit, die volksthümliche Kraft, die gern einen volksmäßigen, oft auch derben Ausdruck zu einer schlagenden Kennzeichnung der Dinge und zu einer geistreichen Beleuchtung selbst der abstractesten Fragen verwendet, die klare Reinheit seines Denkens, die auch die verwickeltsten Verhältnisse auf die einfachsten Grundlagen zurückzuführen und überall das reine Verhältniß zu allen Dingen mit unglaublicher Schärfe und Klarheit herzustellen vermag, die unstudirte, frische, quellende Art seiner unmittelbar aus der Seele hervordringenden Darstellung machen seine Briefe zu classischen Meisterwerken unserer Briefliteratur.“ Ist Bismarck eine lutherähnliche, echt volksthümliche, alles deutsche und menschliche Wesen umspannende Natur, so ist Moltke mehr eine rein aristokratische, mit dem geschulten Urtheil des ästhetischen Kenners und Feinschmeckers auswählende Erscheinung. Diesen Unterschied zeigen auch die Briefe beider Männer. Die Briefliteratur der Gegenwart entzieht sich noch einer für die Bewerthung zureichenden Kenntniß. Man darf bei mancher Persönlichkeit bedeutsame Briefe voraussetzen, deren Veröffentlichung aus triftigen Gründen bisher unterblieben ist. „So erscheint oft Mittelgut, das zufällig veröffentlicht ist, als Zeitleistung an erster Stelle zu stehen, und Briefen dritten Ranges, die von bedeutenden Leistungen völlig verdunkelt würden, kommt es zu Gute, daß das Licht der Großen noch nicht strahlen darf.“

Wer die Entwickelung der deutschen Briefliteratur und vor Allem die literarische Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschriftsteller näher kennen lernen will, der vertiefe sich in die von Th. Klaiber und Otto Lyon herausgegebene Sammlung von deutschen Meister- und Musterbriefen. Sie ist, ohne daß man je nach Standpunkt und Neigung bei manchem Schriftsteller nicht diesen und jenen Brief durch andere ersetzt sehen möchte, im Ganzen doch mit einer beifallswürdigen Sorgfalt und kritischen Sachbeherrschung zusammengestellt und mit Charakteristiken der Meister ausgestattet, die, zum Theil zu solchen der vollen Persönlichkeit anwachsend, von einer nicht gewöhnlichen Sicherheit und Feinheit des Urtheils wie des Ausdruckes sind. Unsere vorstehende Skizze, die sich an die von den beiden Verfassern gegebene Würdigung der Briefschreiber anlehnt, wird von dem Gehalt und Reiz dieser Abschnitte eine genügende Andeutung geben. Die in dem Buche vereinigten Briefe selbst aber werden dem Leser, nach der Absicht der Autoren, eine Vorstellung davon erwecken, welche reiche Schätze an Tiefsinn, Geist, Phantasie und Humor, an Treuherzigkeit, Gemüth und Empfindung in der deutschen Briefliteratur liegen; sie werden ihn in mannigfaltiger und nachhaltiger Weise anregen, ihn in culturgeschichtlicher Beziehung belehren und seinen literarischen Blick fördern. Daß ein solches Buch in einer Zeit erscheint, wo die Kunst des Briefschreibens weniger Geltung denn je hat, erhöht seine Bedeutung und das Verdienst seiner Verfasser. * *

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 150. Dienstag, den 17. December, Abends. 1901.

Nobel-Stiftung und Nobel-Preis.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die erste Preisvertheilung der Nobel-Stiftung, die am 10. December in hochfeierlichen Formen in Stockholm und Christiania von Statten ging, hat nicht verfehlt, überall tiefen Eindruck zu machen, und erst jetzt, nachdem die Stiftung die erste praktische Probe ihrer Aufgabe gemacht, kann man sagen, daß sie Gegenstand allgemeinen Interesses geworden ist, namentlich in den Ländern, denen die Preise zufielen, vor Allem in Deutschland. Röntgen, van t'Hoff, Behring, Sully-Prudhomme, Dunant und Frédr. Passy sind die ersten Auserwählten, die infolge der Preisvertheilung gegenwärtig auf der ganzen Erde genannt werden und damit zur Berühmtheit gelangten, soweit dies nicht, wie bei den deutschen Gelehrten, bereits der Fall war.

Der Gedanke, der dieser Stiftung zu Grunde liegt, ist so großartig, die Stiftung selbst nach Ziel und Organisation so eigenartig, daß sie kein Gegenstück in der Welt findet, auch mit den Schenkungen dieses oder jenes amerikanischen Krösus duldet sie keinen Vergleich, obgleich einige der amerikanischen Stiftungen eine vielfach höhere Summe repräsentiren, denn während die letzteren immer nur einer bestimmten Stadt oder, wo es sich um Gründung von Universitäten handelt, dem eigenen Lande zu Gute kommen, soll die Nobel-Stiftung die Culturbestrebungen der ganzen Welt fördern und belohnen.

Groß waren die Schwierigkeiten, die erst überwunden werden mußten. Dr. Alfred Nobel, der auf dem Gebiete der Sprengtechnik eine Erfindung nach der anderen machte, von denen die Darstellung des Dynamits die berühmteste ist und die ihm ein gewaltiges Vermögen einbrachte, bestimmte kurz und bündig laut Testament vom 27. November 1895, daß seine ganze Hinterlassenschaft, etwa 35 Millionen Mark, einen Fonds bilden solle, dessen Zinsen, in fünf gleiche Theile getheilt, alljährlich an Diejenigen zu vergeben seien, die der Menschheit den größten Nutzen gebracht hätten. Als Gebiete, auf denen die Belohnungen zur Vertheilung kommen sollten, bezeichnete er die Physik, die Chemie, die Physiologie oder Medicin, die Literatur und die Friedensbewegung, und außerdem gab er nur noch die Körperschaften an, denen die Preisvertheilung obliegen sollte, nämlich die Akademie der Wissenschaften in Stockholm für den Physik- und den Chemiepreis, das Karolinische Institut in Stockholm für den medicinischen Preis, die Schwedische Akademie in Stockholm für den Literaturpreis und das Storthing in Christiania für den Friedenspreis. Dies war Alles, was Nobel über die Verwendung seines ungeheuren Vermögens sagte. Nach langem Schwanken erklärten sich die genannten Körperschaften zur Uebernahme dieser schweren Aufgabe bereit, aber trotzdem sah es Anfangs aus, als ob der großherzige Entschluß Nobel's, der am 10. December 1896 starb, nicht zur Verwirklichung kommen sollte, denn einige Erben fochten das Testament gerichtlich an. Dr. Alfred Nobel, der unbeweibt durchs Leben wanderte, hatte zwei Brüder, Oscar und Ludwig, die beide vor Alfred Nobel starben. Die Anfechtung des Testaments des Letzteren erfolgte durch die Nachkommen Oscar Nobel's, während Emanuel Nobel, das Oberhaupt des von Ludwig stammenden Zweiges und Besitzer der berühmten Naphtha- und Petroleumquellen in Baku (Rußland), sofort in großmüthiger Weise die Erklärung abgab, daß sein Zweig unter keinen Umständen einen Anspruch an die Hinterlassenschaft des Dynamiterfinders Alfred Nobel erhöbe, auch nicht für den Fall, daß das Testament vom Gericht für ungiltig erklärt werden sollte. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo die erste Million — denn so viel betragen die eben zur Vertheilung gekommenen Preise — im Sinne des Stifters zur Verwendung gekommen ist, verdient darauf hingewiesen zu werden, daß sich Emanuel Nobel ein hervorragendes Verdienst um das Zustandekommen der Nobel-Stiftung erworben hat. Viele Juristen meinen nämlich, daß, wenn Emanuel Nobel sich dem Protest der andern Erben angeschlossen hätte, das formlose Testament Nobel's wahrscheinlich für ungiltig erklärt worden wäre, und darum räumte man auch Emanuel Nobel einen nicht geringen Einfluß bei den Vorbereitungen ein, die von den mit der Preisvertheilung betrauten Körperschaften für nöthig erachtet wurden. Das Ergebniß dieser Vorbereitungen bildet der umfangreiche Apparat, den die Nobel-Stiftung in der Form darstellt, wie sie jetzt ins Leben getreten ist. Ob dieser Apparat nicht zu groß gestaltet wurde und ob er den Aufgaben, die man dabei im Auge hat, entspricht, kann nur die Zukunft lehren, aber vorläufig muß er, da die Preisvertheiler, die dem kritischen Urtheil der ganzen wissenschaftlichen Welt ausgesetzt sind, eine außerordentliche Verantwortung übernommen haben, als durchaus am Platze bezeichnet werden. Laut Vereinbarung der verschiedenen Körperschaften, die Nobel erwählte, hat jede Körperschaft eine besondere Nobel-Commission eingesetzt, die, aus fest angestellten und natürlich besoldeten Gelehrten und Hilfsarbeitern bestehend, sich ausschließlich der Prüfung der Erfindungen, Arbeiten u. s. w., die belohnt werden sollen, zu widmen hat. Nur so glaubt man die gewaltige Arbeit, die mit den alljährlichen Preisvertheilungen verbunden ist, bewältigen zu können. Ferner gaben die Preisvertheiler, die oben erwähnten Körperschaften, jeder Nobel-Commission das Recht, je ein Nobel-Institut zu errichten, an dem gleichfalls Gelehrte angestellt werden. Jedes Nobel-Institut bildet eine wissenschaftliche Anstalt, die eine Art Laboratorium im Dienst des Wissenschaftszweiges darstellt, der für die Nobel-Preise in Betracht kommt, also Anstalten für Physik, Chemie, Medicin, Literatur und Friedensbewegung. Die Nobel-Commission für den Literaturpreis hat bereits ein Nobel-Institut ins Leben gerufen. Es besteht in einer großartigen Bibliothek moderner Belletristik aller europäischen Länder. Als ich diesem in einem stattlichen Gebäude in der Wasastraße in Stockholm belegenen Nobel-Institut im Sommer einen Besuch abstattete, war die Bibliothek noch nicht vollzählig, aber sie gab einen anschaulichen Begriff von den reichen Hilfsmitteln, die hier dem wissenschaftlichen Stab zur Verfügung stehen. Die übrigen Nobel-Institute sind erst in Vorbereitung begriffen. Zur Bestreitung der nöthigen Kosten wurde jeder Commission aus dem Hauptfonds ein Capital von etwas über 300 000 ℳ zur Verfügung gestellt, mit dem sich beispielsweise die Commission für den Literaturpreis ihr Nobel-Institut schuf. Um ferner das laufende Betriebscapital zu haben, fließt von den alljährlich zur Vertheilung kommenden Preisen jedesmal der vierte Theil den Nobel-Commissionen zu, aber trotzdem bilden die Nobel-Preise eine Summe, die alle sonst existirenden Preise meilenweit überragt. So betrugen die Preise diesmal je fast 170 000 ℳ. Nur der Friedenspreis wurde bekanntlich in zwei Hälften getheilt, die dem Schweizer Dunant und dem Franzosen Passy zufielen, während die übrigen Preisgekrönten je den ganzen Betrag erhielten. Kleinere Summen werden niemals vertheilt, denn Nobel's Absicht war es, denjenigen, die belohnt werden sollen, völlige Unabhängigkeit zu sichern, damit sie sich sorgenfrei ihren Studien ꝛc. hingeben können. Oft sind ja die Erfinder und Forscher nicht allzu glänzend gestellt.

An der Spitze der Nobel-Stiftung steht ein Vorstand, dem die Verwaltung des Vermögens obliegt und der den früheren langjährigen Ministerchef Boström zum Präsidenten hat. Auch dieser Vorstand plant die Errichtung eines eigenen Gebäudes,

das u. A. einen Festsaal enthalten soll, in dem die feierliche Ueberreichung der Preise, diesmal in der Musikakademie — mit Ausnahme des Friedenspreises — stattfand, vor sich gehen wird.

Was die Art der Preisvertheilung betrifft, so unterscheidet sich diese von sonstigen Preisvertheilungen dadurch, daß sich Niemand selbst um einen Nobel-Preis bewerben kann. Es können vielmehr nur Vorschläge durch Andere gemacht werden, nämlich durch Gelehrte aller Länder, die hierzu von den betreffenden Nobel-Commissionen ersucht werden. Auch die Mitglieder der Nobel-Commissionen haben das Recht, Vorschläge zu machen. Die Commission für den Literaturpreis hatte jedoch ausdrücklich beschlossen, bei dieser ersten Preisvertheilung sich aller Vorschläge zu enthalten, um nicht parteiisch zu erscheinen. Dadurch traf der eigenthümliche Umstand ein, daß kein einziger englischer und russischer Candidat vorgeschlagen wurde, obgleich es natürlich in England und in Rußland dazu Berechtigte giebt. Das Karolinische Institut und die Akademie der Wissenschaften entschied auf Grund der aus dem Auslande eingegangenen Vorschläge und diese bezeichneten in der Mehrzahl Röntgen, van t'Hoff und Behring.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entscheidung über die Preisvertheilung in jedem Jahr Anlaß zu Bemängelungen geben wird, und solche Anmerkungen sind auch bereits bei der ersten Austheilung der Preise gegen Sully-Prudhomme erhoben worden. Im Uebrigen jedoch macht die Unparteilichkeit, mit der hierbei zu Werke gegangen wurde, den Preisvertheilern alle Ehre und läßt die Erwartung zu, daß die großartige Stiftung des Dr. Alfred Nobel ihre Thätigkeit stets im Sinne des Stifters ausüben werde.

Fm.

Bücherbesprechungen.

— „Margarete Stern. Ein Künstlerinnenleben." Von Adolf Stern. Mit zwei Photogravuren. Dresden und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. 245 S. — Dieses Gedächtnißbuch gilt einer deutschen Künstlerin, einer der anmuthvollsten und beseeltesten Pianistinnen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Inlande und im Auslande zu Rang und Ruf gekommen sind, und ist verfaßt von dem rühmlich bekannten Dichter und Literarhistoriker, der hier der ihm früh entrissenen Lebensgefährtin ein Denkmal gesetzt hat, wie es so anschaulich und so anziehend nur die verstehende Liebe eines geistvollen Mannes, dem in künstlerischen Dingen Nichts fremd ist, gestalten konnte. Das Buch führt uns durch das Leben, macht uns mit dem Wesen und künstlerischen Naturell Margarete Stern's vertraut, stellt die allmälige Entwickelung und immer reichere Bethätigung ihres Talents dar und giebt uns, über das dieser menschlichen und künstlerischen Erscheinung Eigenthümliche hinausgehend, zugleich das Typische eines deutschen Künstlerinnenlebens am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von dem Hintergrunde der musikalischen Zeitverhältnisse, die mit Kenntniß und Urtheil geschildert sind, aus der Umgebung interessanter und bedeutender Menschen, Künstler und Künstlerinnen, hebt sich das Bildniß ab, zu dem der Autor mit der Sicherheit, die den in alle Phasen dieses Daseins und Seelenlebens Eingeweihten kennzeichnet, mit der Feinheit, die dem stetigen innersten Mitgehen entspricht, und mit einer über den Gegenstand sich erhebenden Freiheit, die die an klares, unbestechliches Gestalten gewöhnte Hand bekundet, Zug an Zug gefügt hat. Die Liebe hat dem Buche die Unmittelbarkeit, die Wärme des Vortrags und der Stimmung gegeben, gerade sie hat auch verhindert, daß Unechtes und Falsches eindringe. Was diese Gedächtnißschrift bietet, ist nicht eine einzige Ruhmesverkündigung, sondern eine wohlabgewogene feinsinnige Darstellung, in der allerdings der innige Dank eines in der Erinnerung hochbeglückten Mannes als stetiger Unterton hörbar ist. Das Buch wendet sich an die Freunde und Freundinnen der Frühgeschiedenen und ihre Zahl ist nicht klein, wenn man zu ihnen die Vielen rechnen darf, die von der Kunst Margarete Stern's einen nachhaltigen Eindruck empfangen haben. Sie werden, wenn sie es lesen, ein treues Bild von der Pianistin, von ihrer geistigen Anmuth und großen Innerlichkeit finden und werden bezeugen müssen, daß hier mit den besten Mitteln eine Charakteristik der Clavierspielerin gegeben ist, so gut sich eine solche bei dem Wesen der ausübenden Kunst überhaupt erreichen ließ. Durch die Anführungen aus musikalischen Kritiken, die, keineswegs einseitig ausgewählt, in die Darstellung eingeflochten sind, wird die Erinnerung der Leser an manche genußreiche Stunde, die sie Margarete Stern verdanken, gestärkt und durch das Ganze wird ihr Einblick in die glückliche Entwickelung dieser von einem unermüdlichen Streben, von einem nie aussetzenden Vollendungstrieb erfüllten Künstlerin erweitert und gerundet werden. Wenn irgend eine hervorragende deutsche Pianistin der letzten Jahrzehnte geschaffen war, sich die tiefe Sympathie, die Liebe des musikalischen Publicums zu gewinnen und zu erhalten, dann war es Margarete Stern. Sie war eine Clavierspielerin, die nicht durch besondere Forcen, durch Specialitäten verblüffte und blendete, sondern durch das Ebenmaß ihrer Fähigkeiten, durch die Ausgeglichenheit ihres Könnens erfreute, durch die große seelische Anmuth, die echte Weiblichkeit und Poesie ihres Vortrags erwärmte und entzückte. Sie verfügte über nicht weniger Bravour als Andere, die sich vorwiegend damit durchzusetzen vermochten, ordnete sie aber höheren musikalischen Zwecken unter und stand immer zunächst für die Wirkung der Compositionen ein, bei deren Wahl sie von dem edelsten Geschmacke geleitet war. Besonders schön spielte sie die Musik der großen Nachclassiker und Romantiker, mit begeistigter Hingabe interpretirte sie Beethoven'sche Concerte und Sonaten, und im letzten Drittel ihrer öffentlichen Kunstausübung trat sie mit einer Kraft und einer Wirkung für die Brahms'sche Muse ein, daß sie zu deren Hohepriesterin wurde. Noch als Frl. Herr — Tochter des vortrefflichen Dresdner Fagottisten dieses Namens — war es ihr gelungen, nach einer Lehrzeit bei Clara Schumann und Liszt und nach ermunternden ersten Erfolgen durch energievolles Weiterstudium ihre Kunst, ihre Selbständigkeit so zu fördern, daß Ende der siebziger Jahre ihr Name in der deutschen Musikwelt einen guten Klang gab. Und nachdem sie sich im Jahre 1881 mit Adolf Stern vermählt hatte, war sie nicht, wie manche Freunde befürchtet hatten, mitten im Aufstiege festgerathen, vielmehr hatte ihre Entwickelung gerade jetzt den glücklichsten Fortgang genommen und zur völligen Reife gedrängt. Ueber die nächsten anderthalb Jahrzehnte erstreckten sich die größten Erfolge der Künstlerin und besonders rühmlich war der entscheidende Antheil, den sie an der öffentlichen Kammermusikpflege in ihrer Vaterstadt gewann. Als sie im Herbst des Jahres 1899 einem schleichenden Leiden erlag, da war das Lorbeerkissen reich und voll geworden, auf das man die viel zu früh Abberufene zur ewigen Ruhe bettete. Was dieses Leben an erhebenden, freilich auch an betrübenden Erfahrungen, was es an reinem Streben, an innerlichem Aufschwung, an beglückter Hingabe an die Kunst in sich geschlossen hat, davon giebt uns das Gedächtnißbuch in ebenso fesselnder, oft köstlicher und zuletzt ergreifender Weise Kenntniß, wie von dem liebenswerthen Weien und Weben der Frau und Gattin, die uns durch die mitgetheilten Briefe Margarete Stern's, ungekünstelte und doch wohlgeformte Aeußerungen einer für alles Schöne empfänglichen, feinfühligen und in sich sicheren Natur, besonders nahe gebracht wird. So dürften alle Diejenigen, die Margarete Stern gekannt oder doch gehört haben, die sie schätzen und verehren, die Erinnerungsgabe Adolf Stern's mit lebhaftem Danke hinnehmen. Aber auch aus dem weiteren Publicum sollte man das Buch beachten, denn die Darstellung hat auch Vieles von allgemeinerer Bedeutung und zieht die musikalischen Zeitverhältnisse mit so sicherer Zeichnung und eine Reihe markanter Persönlichkeiten mit Hervorhebung so charakteristischer Züge in ihren Kreis, daß schon dadurch allein für diese Art Leser gleichfalls ein Gewinn herauskommen müßte.

H. P.

— Franz Liszt's Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, 3. und 4. Theil (VI. und VII. Band der Gesammtausgabe der Briefe Liszt's). Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1902. — „Einem solchen Manne müssen wir ein oder gar zwei Generationen geben, ehe der himmlische Impuls, den er der Welt mitgetheilt, sich allgemein verkündet und allen Menschen, wenn auch noch nicht verständlich, doch fühlbar wird." An diese Worte Goethe's über Thomas Carlyle wird man lebhaft erinnert, wenn in Leipzig von Liszt die Rede sein soll. Die vielleicht beispiellose Tragik dieses Künstlers, der nur zur Förderung und Verherrlichung anderer Tonmeister bestimmt zu sein schien und der doch selbst, von Beethoven's Kusse auf die Stirn des 11jährigen Wunderkindes geweiht, berufen war, Beethoven's Kunstweg auf dem Gebiete der Symphonie, die er zur symphonischen Dichtung fortbildete, der

kirchlichen Missa, des Oratoriums, der Clavierkunst und des Liedes bahnbrechend weiter zu wandeln. Diese Tragik erfüllt den ernsten Kunstfreund, dem eine gleichberechtigende Würdigung aller ältern, wie modernen Kunstheroen, wie z. B. auch des großen, unverstandenen Wiener Symphonikers Anton Bruckner, am Herzen liegt, mit Wehmuth. Der Riedelverein hat von jeher — doch zu seinem Martyrium mit welch geringem, materiellen Erfolg! — weitherzig und verständnißvoll die Pflege der Liszt'schen Tonkunst, auf dem ihm eigenen Gebiet der kirchlichen Musik wenigstens, sich angelegen sein lassen (das Oratorium Christus). Aber seltsam irregeleitet wird unser Kunsturtheil, wenn wir mit den neuesten, oft stark naturalistischen Producten der symphonischen Dichtung eines Richard Strauß jetzt schon bekannt gemacht werden, wenige Jahre nach ihrem Entstehen, während man den vielen großen, von rein idealem Geiste erfüllten Orchester- und Chorwerken eines Franz Liszt, wie Faust, Dante, Heilige Elisabeth, Prometheus, Tasso, Orpheus u. s. w., die doch schon vor 4 und mehr Jahrzehnten entstanden sind, ohne deren Vorangehen die geniale Erscheinung seines größten Schülers Strauß und anderer modernster Symphoniker gar nicht denkbar wäre, in kühler Nichtbeachtung aus dem Wege geht! — Mit solchen Betrachtungen müssen wir auch dieses Jahr die Empfehlung der beiden letzten Briefbände einleiten, die Franz Liszt an seine große Seelenfreundin und Lebensgefährtin, die Fürstin Wittgenstein, gerichtet hat, ein Bund, dessen Tragik uns diese Briefe erst völlig enthüllen. Was nützt es, daß man von berufener Seite her diesen Briefwechsel der beiden großen Menschen einzig dem Goethe's mit Frau v. Stein an die Seite gestellt hat! Auch La Mara, unsere unermüdliche tapfere Liszt-Vorkämpferin, die uns nunmehr den 6. und 7. Band der Liszt-Correspondenz auf den Weihnachtstisch legt, vermag es leider nicht, den verhängnißvollen Bann zu brechen, der in Leipzig auf den größten Liszt'schen Geisteswerken ruht, und der Einem so recht zum schmerzlichen Bewußtsein kommt, wenn man ihn mit der liebevollen Pflege der Liszt'schen Kunst in anderen Städten, wie z. B. München, vergleicht. Sollte es jemals bei uns besser werden, sollte eines Tages auch für die maßgebenden Kreise unserer Stadt das Verständniß für den wunderbar durchgeistigte Stil und die erhabene, auch auf dem Gebiete der Harmonik wahrhaft reformatorische Tonpoesie des großen Meisters anbrechen, der das wehmüthig stolze Wort gesprochen hat: „Ich kann warten“: dann werden auch wohl seine gesammelten Schriften, deren er uns 6 Bände (Leipzig, Breitkopf & Härtel) hinterlassen hat, und nicht zuletzt seine Briefe Gemeingut der Gebildeten werden, und, um mit La Mara's Worten zu schließen, dann werden sie ein erhebendes Zeugniß ablegen von „dem einzigartigen Künstler und Menschen, dessen Größe des Genies nur von der Größe seines Herzens übertroffen wurde!“ Arthur Prüfer.

— Köberle, Lic. Justus (Privatdocent in Erlangen), Die geistige Cultur der semitischen Völker. Leipzig, A. Deichert's Nachf. (G. Böhme); 50 S. kl. 8; Preis 75 ₰. — Ursprünglich ein Vortrag, in den Druck gegeben als Beitrag zur Ausrüstung des deutschen Volkes mit der nöthigen Einsicht für den Wettbewerb der Völker um die Erschließung der vorderasiatischen Culturländer (S. 49 f.), darf diese kleine Schrift einige Beachtung erhoffen, besonders da der Verfasser die Früchte fleißigen Lesens und Studirens, anfangs etwas umständlich und mühsam, im Ganzen sehr anregend und überzeugend vorträgt. Aus der arabischen Wüste mehr oder weniger unvermittelt in fruchtbare Culturländer versetzt, haben, so zeigt er, sämmtliche semitische Völker etwas Unruhiges in ihrer Entwicklung gehabt, und die Vermengung mit anderen Völkern hat sie selten zu rein semitischer Cultur kommen lassen. Demgemäß haben sich bei ihnen immer nur einzelne Seiten der menschlichen Geisteskraft kräftig entfaltet, nämlich vor Allem das Gefühl und ein nüchterner Verstand. Ihre höchste Bedeutung liegt daher auf dem Gebiet der Religion, und das israelitisch-jüdische Volk ist bei Weitem das geistig bedeutendste. G. S.

— Henryk Sienkiewicz: Um's liebe Brod. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jonas Fränkel. Bern, A. Bantelli. — Desselben gesammelte Romane, I: Die Kreuzritter, Lieferung 1. Leipzig, Verlag von O. Gracklauer. — Der bekannte polnische Dichter, der ja auch in Deutschland längst gern gelesen wird, führt in seiner Erzählung „Um's liebe Brod“ den Leser weder in die Vergangenheit der Geschichte Polens zurück, noch tritt er mit diesem, vor etwa 30 Jahren geschriebenen Werkchen in den Meinungsstreit des Tages; es ist die einfache, aber die Seele ergreifende Geschichte eines alten polnischen Auswanderers und seiner Tochter, welche Sienkiewicz vor dem Leser in schmuckloser Darstellung entrollt, ein Lebensbild, das Niemand ohne Rührung lesen wird. Der alte Bauer Wareschen Toporek hat, durch die Vorspiegelungen eines betrügerischen Auswanderungsagenten verlockt, die heimathliche Scholle, das Dorf Lipince in Polen, mit seiner Tochter verlassen, um jenseits des „großen Wassers“ das Glück zu suchen; aber er findet es nicht und geht, aller fremden Sprachen unkundig und der Wirklichkeit hilflos gegenüberstehend, zunächst in Neuyork mit der den Slaven eigenthümlichen thatenlosen Gefügigkeit in die Schickungen des Himmels dem sicheren Hungertode entgegen, bis ein polnischer Landsmann ihm dazu verhilft, sich einer Schaar von Colonisten, die in Arkansas eine Stadt gründen wollen, anzuschließen. Hier jedoch ereilt den alten Bauern, der längst bereut, die Heimath verlassen zu haben, das Geschick: er erliegt dem tückischen Fieber in den Mississippi-Niederungen, seine Tochter Marischa aber, die aus einer Ueberschwemmung gerettet wird und nach Neuyork zurückkehrt, wird aus Sehnsucht nach der Heimath geisteskrank und erliegt dem Hungertyphus. Ueber der ganzen Erzählung lagert ein Hauch echter Poesie, die Schilderung der Oceanfahrt weist prächtige Bilder auf, die Zeichnung des Elends in den Vierteln der Verlassenen und Verkommenen der Millionenstadt Neuyork ist trotz ihrer Realistik erschütternd, der verzweifelte und vergebliche Kampf der Colonisten mit dem Urwalde hat Episoden, die an Sealsfield's grandiose Naturbilder erinnern, und das Ende Marischa's ist von jener Tragik, die das Gemüth bewegt und die Seele läutert. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet und wird dem Original durchaus gerecht. — Von der Gesammtausgabe der großen historischen Romane Sienkiewicz's ist uns nur eine Lieferung zugegangen, welche den Anfang des Romans „Die Kreuzritter“ in lesbarer Verdeutschung bringt. Wir werden auf diese Sammlung zurückkommen, wenn uns weitere Lieferungen, die ein Urtheil ermöglichen, vorliegen. Br.

— Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiographie. Von F. Max Müller, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Oxford. Autorisirte Uebersetzung von H. Groschke. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. IX, 261 S., 8°. Preis 5 ℳ. — In den Jahren 1898 und 1899 hat der große Kenner des indischen Alterthums, Professor Friedr. Max Müller in Oxford, in 2 Bänden musikalische, literarische und indische Erinnerungen (Auld Lang Syne) veröffentlich deren deutsche Uebersetzung in einem Bande (unter dem Titel „Alte Zeiten — Alte Freunde“) ich in der zweiten Beilage zur L. Z. vom 1. Dec. 1900 habe anzeigen dürfen. Die vorliegenden, vom Sohne W. G. Max Müller mühsam zusamengefügten Bruchstücke einer Selbstbiographie, die vor dem Abschluß des Lebensabschnittes abbricht, den der Vater ausschließlich dem Sanskrit gewidmet hat, bilden eine willkommene Ergänzung zu jenem im Wesentlichen den Freunden geweihten Erinnerungen insofern, als hier Max Müller meist von sich selber spricht. Was er für seine eigentliche Aufgabe gehalten hat, welcher Faden alle seine Arbeiten zusammenhält, wie es ihm, dem vermögenslosen deutschen Sanskritisten, in England gelungen ist, eine hochangesehene Stellung zu erringen, das erzählt der „Stubengelehrte“ (S. 253) in neun Capiteln, deren Abfassung theilweise bis kurz vor seinem am 28. October 1900 erfolgten Tod hinabreicht. So schlicht aber auch die Darstellung gemeint sein mag, ich kann mir nicht helfen: auch bei diesem Bande habe ich, gerade wegen des „Bekenntnisses“ am Schlusse, den Eindruck nicht los werden können, daß dem Sohne des liebenswürdigen Griechenliederdichters doch eine gute Portion Eitelkeit zu eigen gewesen sein muß. Und daß manche der boshaften, nicht ohne Behagen vorgetragenen Geschichtchen nicht wortwörtlich zu nehmen sind, beweist die auf S. 114 eingeschaltete Anekdote über Karl v. Schlözer und Bismarck, deren Widerlegung man in der Köln. Ztg. vom 14. November (Erste Morgenausgabe) nachlesen möge. Ein Register fehlt leider auch diesem Ergänzungsbande. Ht.

— „Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins für 1902“; herausgegeben vom Deutschen Flotten-Verein; dritter Jahrgang. Druck und Vertrieb von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Berlin. — Der neue Jahrgang ist zweifellos weitester Beachtung zu empfehlen. In ihm wird allen Denjenigen ein neues, unentbehrliches Nachschlagebuch geboten, welche sich für die deutsche Flotte und alles Das, was mit ihr in Verbindung steht, wie Handel, Schifffahrt, Verkehr u. s. w. interessiren. Ein be-

sonderer Vorzug des neuen Jahrganges ist die außerordentliche Reichhaltigkeit in der Beibringung von neuem Material. Wir wollen nur auf folgende Capitel hinweisen: Die Marineausgaben im Staatshaushalt der Großmächte; Riesenunternehmungen der Seeschifffahrt und des Schiffbaues; Strikes im Handel und in der Seeschifffahrt; die Kriegsflotten der Welt; Welthandelsländer und Welthandelsartikel; Deutschlands Handelsverkehr mit den Freihäfen; Zollfreie Schiffbaumaterialien; Seeverkehr in deutschen Häfen; Deutschlands große Rhedereien; Deutschlands Werften u. s. w. Vieles Material wird durch das neue Flottenjahrbuch in der deutschen Literatur wohl überhaupt zum ersten Mal dargeboten, vor Allem wohl über die Kohlenstationen in der ganzen Welt, die Preise, Bedingungen für Kohlenübernahme, ferner eine Zusammenstellung der Marineliteratur der Neuzeit, die eingehende Besprechung der Weltschifffahrtslinien in Gegenwart und Zukunft u. s. w. Wie die vorigen Jahrgänge bildet auch das „Flotten-Jahrbuch 1902“ einen starken Band, den die Verlagsbuchhandlung zu dem mäßigen Preise von 2,50 ℳ bietet. Das neue Jahrbuch sollte in keiner Marinebibliothek fehlen, vor der Hand bleibt es ein unentbehrliches Nachschlagebuch auf dem Schreibtisch jedes Marineschriftstellers. M. B.

— Das Sachsenland. Monatsschrift für Sächsische Geschichte, Litteratur, Landes- und Volkskunde. Schriftleitung: Rudolf Zimmermann, Chemnitz. Verlag: C. Engelmann Nachfolger, Potschappel. Bezugspreis vierteljährlich 1,25 ℳ Einzelheft 50 ₰. 1. Jahrgang, No. 1 und 2. — Von der seit Juli dieses Jahres erscheinenden Monatsschrift „Das Sachsenland“ liegen uns die beiden ersten Nummern vor. Die neue Zeitschrift will die Bewohner und Freunde des Sachsenlandes „mit den neuesten Forschungen auf den Gebieten der sächsischen Geschichte, Landes- und Volkskunde bekannt machen, will ferner für eine sächsische Heimath-Kunst und -Literatur, insbesondere auch für eine gesunde sächsische Dialektdichtung eintreten und so die Kenntnisse vom Sachsenlande vertiefen und die Liebe zu ihm erhöhen“. Wenn auch diese Absicht recht löblich ist, so meinen wir doch, daß die Herausgabe einer neuen derartigen Zeitung wohl entbehrlich gewesen wäre, da durch bereits vorhandene, von tüchtigen und bewährten Kräften geleitete Blätter den genannten Zwecken in trefflicher Weise gedient wird. Daß ein neues Unternehmen dieser Art, zumal wenn es von Anfängern geleitet wird, wenig Aussicht auf Erfolg hat, ist in den letzten Jahren mehrfach zu Tage getreten. Den Hauptinhalt der beiden vorliegenden Nummern bildet der von Dr. Kurt Müller in der Hauptversammlung des Vereins für Sächsische Volkskunde am 28. October 1900 in Bautzen gehaltene inhaltreiche und fesselnde Vortrag über deutsche Volksdichtung in der Oberlausitz. Im ersten Hefte findet sich noch unter Anderem ein Aufsatz von Robert Berge über das Vorkommen der größeren Raubsäugethiere in Sachsen, der der Zeitschrift Zoologischer Garten entnommen ist, ferner eine ziemlich oberflächliche und in sprachlicher Hinsicht geringwerthige Schilderung eines Frühjahrsausfluges nach dem westlichen Sachsenlande von Rudolf Zimmermann. Aus dem Inhalt des zweiten Heftes seien noch folgende Beiträge genannt: Das Todaustreiben in Radeberg. — Die Rockauer Linde. — Frankenberg im 7jährigen Kriege. — Zum 400jährigen Stadtjubiläum von Buchholz. — Frondienste auf dem Rittergut Schweinsburg zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Von den kleineren Beiträgen mögen die vom Schriftleiter mitgetheilten Räthsel aus der Leipziger Gegend erwähnt sein. Leider ist der Text durch zahlreiche Druckfehler entstellt, die auf große Flüchtigkeit bei der Herstellung der Hefte schließen lassen. Solche Fehler finden sich z. B. S. 17, Zeile 15 und 20 von unten; S. 18, Zeile 22 von oben; S. 22, Zeile 8 und 15 von unten; S. 48, Zeile 16 von oben; S. 50, Zeile 2 von unten; S. 58, Zeile 14 von oben. C. R.

— Camerun, Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den deutschen Tropen von Hans Dominik, Oberleutnant. Mit 26 Tafeln und 51 Abbildungen im Text, sowie einer Uebersichtskarte. Berlin, 1901, E. S. Mittler & Sohn. 11 ℳ — Die Hauptschwierigkeit bei der Erschließung unserer Colonie Camerun bildet noch jetzt die Herstellung directer Handelsverbindungen zwischen der Küste und dem Innern und die sich dabei nöthigmachende Niederwerfung der im Hinterlande sitzenden Häuptlinge, deren Handelsprivilegien gewaltsam gebrochen werden müssen. Wie mühsam und gefahrvoll diese Kämpfe sind, schildert uns das vorliegende Werk, dessen Verfasser noch gegenwärtig in Camerun thätig ist und sich ein hervorragendes Verdienst um die Erschließung dieser Colonie erworben hat. In erster Linie ist es der Soldat, der aus dem Buche zu uns spricht; lebendig schildert er das Leben der weißen Officiere unter den Schwarzen auf den weit ins Innere vorgeschobenen Stationen, wo deutscher Drill den Eingeborenen die ersten Elemente europäischer Cultur beibringt; an der Spitze wohlausgerüsteter Expeditionen sehen wir den deutschen Officier gegen unbotmäßige „Könige“ zu Felde ziehen und ihre Macht mit einem Stoße zertrümmern und auf der Elephantenjagd können wir die Kaltblütigkeit und die Ausdauer des deutschen Nimrod bewundern. So unmittelbar erfrischend und unterhaltend diese Kriegs- und Jagdgeschichten auch auf den Leser wirken und so begeisternd das Beispiel jener Officiere, welche mit aufopferndem Muthe und Selbstlosigkeit für die coloniale Sache hinausziehen, auf ein empfängliches Gemüth wirken und der guten Sache neue Freunde zuführen wird, so liegt doch der Hauptwerth des Buches, der auch von Dauer sein wird, in den landschaftlichen Schilderungen und in den mannigfachen Bemerkungen und Mittheilungen über die Cameruner Bevölkerung, aus denen sich der Leser ein ungefähres Bild von dem gegenwärtigen Zustande Caneruns und von seinen Aussichten für die Zukunft machen kann. Mit offenem Auge ist der Verfasser auf seinen Kriegszügen durch die Landschaft gezogen und hat dabei das Land bis tief in das Innere hinein so kennen gelernt, wie wenige vor ihm, und im jahrelangen Zusammenleben mit den Eingeborenen in der friedlichen Farm oder auf dem rauhen Kriegspfade bot sich Gelegenheit genug, die guten und bösen Charaktereigenschaften unserer neuen Landsleute kennen zu lernen. So entsteht aus der schlichten Erzählung eine Landeskunde von Camerun, aus der sich der Leser ein zutreffendes Urtheil über den Werth und die Bedeutung dieser werthvollsten unserer afrikanischen Colonien bilden kann, und aus diesem Grunde besonders wäre dem Buche ein weiter Leserkreis zu wünschen. Dr. F.

— Stenographische Literatur. In Wilhelm Reuter's Stenographieverlag in Dresden ist kürzlich der zweite Theil des stenographischen Repetitoriums, kurz gefaßte Darstellung der inneren Entwicklungsgeschichte des Gabelsberger'schen Stenographiesystems von Dr. jur. Kurt Schmidt zum Preise von 75 ₰ bez. geb. 1 ℳ 35 ₰ erschienen. Dieses Werkchen dient als ein Hilfsbuch für Stenographen, insbesondere für Lehrer der Stenographie und zur Vorbereitung auf die staatliche Stenographielehrerprüfung. Es zeigt dieselben Vorzüge wie der erste Theil: knappe, übersichtliche Darstellung, orientirendes Herausheben der Hauptgesichtspunkte. Die Eintheilung ist nicht chronologisch, sondern systematisch, d. h. der Stoff ist eingetheilt in die Zeichen, die Vocale, die Kürzungen, und innerhalb dieser Abtheilungen wird die Entwickelung einzeln für jedes Zeichen gegeben. Diese mit der Satzkürzung abgeschlossene literarische Darbietung ist wohl geeignet, dem Leser ein anschauliches Bild der Entwickelung des Gabelsberger'schen Stenographiesystems zu geben und dem angedeuteten Zweck gerecht zu werden. Zur Einübung der stenographischen Schrift in zusammenhängenden Lesestücken, nebenbei auch zur Unterhaltung sind die in demselben Verlage herausgegebenen Bände 132 bis 134 der Gabelsberger'schen Bibliothek bestimmt. Sie enthalten in musterhafter stenographischer Ausführung von der Hand Ad. Schöttner's die beiden Geschichten aus dem Volke „Der Geldteufel“, „Kindersinn und Gottessegen“ von Ad. Kolping und „Der Kondor“, Erzählung von Adalbert Stifter. Vorgeschrittenen Schülern dürften diese Bändchen als Weihnachtsgabe willkommen sein. Der Preis für jedes Heft beträgt 50 ₰. Derselben Bibliothek ist als Band 131 eine Abhandlung des in Gabelsberger'schen Stenographiekreisen rühmlich genannten Ehrenmitgliedes des Dresdner Vereins Eduard Krumbein über „Leben und Wirken Franz Xaver Gabelsberger's“ einverleibt. Jedem echten Jünger des Meisters und den sein System vertretenden Vereinen ist die Anschaffung dieses preiswürdigen Schriftchens angelegentlich zu empfehlen. Einzelpreis 20 ₰, in 10 bez. über 50 Exemplaren je 16 bez. 12 ₰. Gleichzeitig erschienen ist Reuter's Portemonnaie-Kalender für Gabelsberger-Stenographen auf das Jahr 1902. Derselbe enthält außer dem stenographischen Kalendarium das Namensverzeichniß der Mitglieder des Systemprüfungsausschusses, die unter der Bezeichnung „Sigel“ bekannten feststehenden Wortkürzungen und andere beachtliche Notizen. Ausstattung und Inhalt rechtfertigen den Preis von 25 ₰. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 151. Donnerstag, den 19. December, Abends. **1901.**

Weihnachtszeit im niederösterreichischen Weinlande.

Eine culturhistorische Studie von Joh. Peter. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die frommen Hauer und Winzer an der niederösterreichischen Donau feiern den Advent in althergebrachter Weise sowohl im kirchlichen wie auch im volksthümlichen Sinne, und mehr als ein altehrwürdiger Brauch steht bei ihnen in Ehren.

In den tiefen Weinkellern ist der Wein vergohren, und manche ansehnliche Ladung hat bereits den Weg in die nahe Residenz angetreten, da in Wien die Nachfrage nach dem Heurigen groß ist. Der Bauer hat mit Freuden das Geschäft mit dem Wirth abgeschlossen, denn der Winter ist vor der Thür und auch der — Steueramtsdiener, der jetzt unerbittlich die rückständigen Steuern eintreibt oder pfändet. Holz muß im fernen Manhartsberge geholt werden, Brennholz für den Winter und Steckenholz für die Weinpfähle. Die Frauen und Kinder brauchen warme Kleider, der Bauer braucht einen neuen Pelz und hohe Juchtenstiefel, weil er fast den ganzen Advent hindurch vom frühesten Morgen bis zum späten Abend das im Manhartsberge gekaufte Holz fällen, aufarbeiten und nach Hause führen muß, was bei großer Kälte keine leichte Arbeit ist. Aber auch der Knecht und die Magd müssen wärmere Kleidung haben, sie verlangen von ihrem Herrn einen Lohnvorschuß, den er ihnen nicht verweigern kann, und so ist ihm der Weinwirth aus Wien hochwillkommen, der ihm einen „Fünfzigeimer“ abkauft, weil durch solch einen Handel viel Geld ins Haus kommt, das man gerade jetzt so nothwendig brauchen kann.

Am letzten Sonntag vor dem Advent wird in der Kirche ein feierliches Dankamt mit Te Deum abgehalten, weil mit diesem Tage das alte Kirchenjahr schließt. Dem Spender alles Guten dankt die Gemeinde für den reichen Segen des Jahres, dankt ihm, daß er Schauer, Frost, Reblaus und Dürre von den Weingärten fern gehalten, sodaß jetzt die Fässer im Keller wieder gefüllt sind und der Mensch sich nach harter Arbeit wieder frohe Tage gönnen darf.

Die Andreasnacht zeigt dann, daß abergläubische Vorstellungen noch immer die Vorstellungen Mancher beherrschen, denn sie gilt als Losnacht, wo böse Geister walten.

So kommt der erste Adventsonntag mit dem gewaltig erhabenen Evangelium: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen! Zum ersten Male singt die andächtige Gemeinde zu den Klängen der Orgel: Thauet, Himmel, den Gerechten! und nun verkündigt der Priester die Rorate-Segenmessen, wie sie in der Wiener Erzdiöcese üblich sind, für die beginnende Woche. Die Hauer lassen es sich nicht nehmen, durch den ganzen Advent hindurch Rorate-Segenmessen auf eine fromme Meinung lesen zu lassen, wofür sie im Pfarramte einen Betrag von drei Kronen zahlen. Eine Krone bekommt der Lehrer fürs „Orgelschlagen“, 20 Heller erhält der „Balgtreter“ fürs Orgelaufziehen, den gleichen Betrag der Meßner und die Kirche, und der Rest gebührt dem Pfarrer. In der Wiener Erzdiöcese sind die Segenmessen eine besondere kirchliche Einrichtung, die man in anderen Diöcesen nicht immer findet. Jede solche Messe beginnt mit einem Segen. Sobald der Priester an den Altar tritt, wird das Hochwürdigste ausgesetzt. Die Gemeinde singt ein Segenlied, dann wird der Segen ertheilt, worauf noch eine Strophe des Segenliedes gesungen wird. Nun erst beginnt die eigentliche Messe, die wieder mit einem Segen endet. Bei jeder Segenmesse muß die Orgel „gehen“, und weil der Lehrer nur an Sonn- und Feiertagen die Verpflichtung des „Orgelschlagens“ übernommen, so muß er für eine Segenmesse eigens entlohnt werden. Meistens beträgt die Gebühr dafür, wenn die Segenmesse auf eine „gute Meinung“ gelesen wird, eine Krone, doch giebt es auch Copulationssegenmessen, welche bei Hochzeiten, und Begräbnißsegenmessen, welche bei Kindesleichen stattfinden, wofür dann der Organist nach Belieben rechnen kann. Doch kann er auch hier nicht über drei Kronen hinausgehen.

Eine besondere Art der Segenmessen sind die Gemeindesegenmessen, im Jahre feststehende Messen, welche die Gemeinde an gewissen Tagen zum Gesammtwohle der Gemeinde celebriren läßt. An solchen Tagen — und jede Gemeinde hat ihre besonderen — ruht dann die schwerere Arbeit, und die Leute halten einen „Gemeindefeita“, Gemeindefeiertag, an dem namentlich die männliche Dorfjugend nicht immer in den nöthigen Grenzen sich hält. Da wird den ganzen Tag viel Geld auf der Kegelbahn durchgebracht und Abends giebt es in den Kellern förmliche Orgien, worauf dann ein nächtliches Lärmleben beginnt, daß ordentliche Christenmenschen nicht schlafen können. Solche feststehende Gemeindefeiertage sind: St. Fabian und Sebastian, St. Franziska, St. Georg, St. Markus, St. Florian, St. Vitus, St. Jakobus, St. Rosalia, St. Leonhard und Wendelin u. a. m.

Die Rorate-Segenmessen finden am frühesten Morgen statt. Die ganze Kirche strahlt in einem Lichtmeer, weil nicht nur alle Altäre festlich beleuchtet sind, sondern auch jeder einzelne Kirchenbesucher seinen brennenden Wachsstock vor sich hat. Dabei herrscht oft eine Kälte, daß dem celebrirenden Priester der Wein im Kelche gefriert und der Lehrer abwechselnd mit einer Hand die Orgel spielen muß, weil ihm sonst die Finger erstarren müßten; denn im Weinlande an der Donau sind die schneearmen Winter äußerst streng.

Der Barbaratag ist ein echt volksthümlicher Tag, der in der herangewachsenen Jugend noch immer „seine Leute“ findet. Namentlich die Mädchen nehmen mit dem Kirschzweiglein Zuflucht zur Heiligen, indem sie dasselbe am Barbaratag in ein mit Wasser gefülltes Gefäß stellen. Jeden Tag muß das Wasser erneuert werden, und wenn am Christabend der Zweig aufblüht, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß es im folgenden Jahre Hochzeit giebt. Im niederösterreichischen Weinlande giebt es viele Mädchen, die auf den Namen „Bettl“, „Wettl“ — Barbara — hören. Deshalb giebt es am Barbaratage fast in jedem Hause eine Namenstagsfeier, wobei Kaffee und Glühwein sowie feinstes Gebäck die Hauptrolle spielen.

Und nun ist es nicht mehr weit zum „Niklo“, der am Abend des 5. December sein fröhliches Spiel unter klein und groß, auf der Dorfstraße wie in den Bauernstuben, im Schulhause wie im Pfarrhofe treibt.

Schon einige Tage vorher hat er seinen Knecht ausgesandt, damit er unter den Kindern Umschau halte, ob sie brav oder schlecht seien.

Nun erscheint er selbst mit dem Krampus, in einigen Dörfern auch mit der Habergais oder gar mit der weißen, mehlbestaubten Niklofrau und belohnt die Tugend und züchtigt mit der Ruthe, die der Krampus trefflich schwingt, das Laster. Mit dem Krampus ist überhaupt nicht zu spaßen, denn er betrachtet das Dreinhauen als seine Aufgabe und stäupt die Erwachsenen ebenso gut wie die Kinder. Diese aber, trotzdem sie vor dem Niklo eine große Furcht haben, können es doch nicht unterlassen, ihm beim Verlassen des Hauses nachzusingen:

„Niklo, Niklo,
Kaf ma mein' Prüg'l o,
Wenn'st ma'n net o'kafst,
Wirf i dir'n no!“

Dann legen sie Teller und Strümpfe aus Fenster und gehen schlafen. In der Nacht „legt der Niklo ein“, er füllt

die Teller und Strümpfe mit Zuckerwerk, Feigen, Aepfeln, Nüssen und Kletzen, mitunter aber legt er eine Ruthe dazu, die für einen bösen Jungen bestimmt ist und auch häufig vom Vater geschwungen wird. Der Bäcker hat die Niklobrode gebacken, die den Niklo und Krampus, mitunter auch verschiedene Thiergestalten vorstellen und ein bewundertes Festgeschenk für die Jugend bilden.

In den ersten Adventtagen findet das Slibowitzbrennen statt. Niederösterreich ist nicht nur ein ausgezeichnetes Weinland, sondern auch das Obst gedeiht hier in reichlicher Fülle und vorzüglicher Güte. Namentlich ist es die Pflaume, die sich einer ganz besonderen Pflege erfreut, und wo der Bauer einen Raum findet, pflanzt er einen Obstbaum an. Viel Pflaumen verkauft er den Obsthändlern aus Wien, einen großen Theil behält er zum Hausgebrauch, und wenn infolge eines reichen Obstsegens dasselbe keinen hohen Werth hat, so verkauft er gar nichts, sondern er bereitet aus den Pflaumen den Slibowitz, der ihm ein hübsches Sümmchen Geld trägt. Fast in jedem größeren Hause findet sich ein „Brennkessel" vor. Das Brennen ist steuerfrei, muß aber bei der politischen Behörde angemeldet werden und wird von den Finanzorganen überwacht. Das Geschäft des Brennens besorgt der Bauer selbst. Der gewonnene Slibowitz wird in ein Faß gefüllt und für den Verkauf bestimmt, und thatsächlich ist die Nachfrage nach echtem Bauernslibowitz groß. Einige Flaschen hebt sich der Bauer für den Hausgebrauch auf. Er nimmt einen Schluck zu sich, wenn er in frostiger Winterfrühe hinaus muß in den verschneiten Wald, er frischt seine Lebensgeister damit auf, wenn ihm der Frost bis ins Mark greift, er trinkt „ein Stamperl", wenn er einen „öden" Magen hat, und wartet gern einem Freund mit einem Schlückchen auf, wenn er ihn ganz besonders ehren will. Aber auch Pfarrer und Lehrer dürfen nicht leer ausgehen. Wie sie bei jedem Schweineschlachten und Ochsenschlagen ihren Theil bekommen, so werden sie auch mit einer Flasche Slibowitz bedacht, wenn der Bauer brennt.

Eine ganz besondere Rolle im Aberglauben der Bauern spielt noch immer hie und da die Thomasnacht. Die Mädchen stellen sich beim Losen unter einen Weichselbaum, versuchen denselben zu schütteln und flüstern dabei:

„Weichs'lbam, i schüttl di',
Heiliger Thomas, i bitt di',
Loß ma a Hunderl bell'n,
Loß sich mei Manuerl meld'n!"

Zuhause werden andere Bräuche geübt, so das Schuhwerfen, ob Niemand sterben wird. Ist nämlich die Schuhspitze nach auswärts bei der Thür gerichtet, so bedeutet dieses einen Todesfall oder auch eine Hochzeit, weil man in beiden Fällen das Vaterhaus verlassen muß. Auch das Bleigießen, Apfelschneiden, wobei kein Kern entzwei geschnitten werden darf, das Scheitergleichen u. A. werden geübt.

Vor dem Schlafengehen kommt noch das Bettstaffeltreten daran, dem sowohl Mädchen wie Burschen fröhnen, indem sie mit dem linken Fuß dreimal einen der hinteren Bettfüße berühren. Die Mädchen flüstern dabei:

„Bettstaffl, i tritt' di',
Heiliger Thomas, i bitt' di',
Loß ma erschein'n
Den Liabsten mein!"

Die Burschen haben folgenden Spruch:

„Bettstaffl, i tritt di',
Heiliger Thomas, i bitt' di',
Zoig ma hiazt glei'
Mei' künftiges Wei'!"

Dann legt man sich „verkehrt" ins Bett, so daß man den Kopf am Fußende und die Füße am Kopfende hat; auch muß man das Bett mit dem linken Fuße besteigen.

Vor dem Christabend wird fast in jedem Hause das Schmalzschwein geschlachtet, das man eigens des Schmalzes wegen gemästet, bis es im Fett zu ersticken droht. Die erste Bratwurst davon wird gleich nach der Christmette verspeist.

Zu Weihnachten werden in den mit grünem Waldmoos ausstaffirten Fenstern für die Kleinen Krippen aufgestellt, vor denen jene ihre Andacht verrichten, wenn sie schlafen gehen. Der Vortag des Festes ist wie allerorten ein Tag des Friedens und der Weihe. In strengem Fasten und ruhiger Arbeit im Hause wird dieser Tag verlebt; die Weiber backen das äußerst schmackhafte, ungesäuerte Weißbrod, das man nur zu heiligen Zeiten auftischt. Zu Kaffee und Thee schmeckt es besser als die Semmel, und auch sonst ist es ein guter „Zubiß" zum perlenden Wein. Die Männer haben das Tags vorher geschlachtete Schwein ein und machen die Blut-, Leber-, Brat- und Preßwürste, in welcher Kunst sie keinem Berufsfleischhauer nachstehen; Nachmittags besorgen sie die sogenannte Kellerarbeit, die in einem ordentlichen Weinkeller unerläßlich ist. Die schwitzenden Fässer müssen abgewischt werden, die leeren Gebinde müssen den Schwefeleinschlag bekommen, damit sie nicht „anlaufen" und somit unbrauchbar werden; die Heber werden gewaschen, die vollen Fässer nachgefüllt, wozu man den „Füllwein" hat, der namentlich den Zweck hat, die alten Weine zu speisen, zu kräftigen. Bei all dieser Emsigkeit vergißt aber der Bauer sich selbst nicht. Während die Weiber buchstäblich am Vorchristtag bis zum Abend fasten, entschädigen sich die Männer dadurch, daß sie sich öfter im Keller zu schaffen machen. Der Hauer zieht einen Heber voll alten Weines aus dem Fasse, setzt sich an sein Tischchen und — „sinnirt". Und heute ist ja ein Tag zum „Sinniren". Auch er war einmal jung gewesen und hatte sich auf's Christkind gefreut. Doch das ist lange her. Vater und Mutter, oft auch Weib und Kinder, ruhen draußen im verschneiten Friedhofe von des Lebens Mühen aus, feiern heute im Himmel beim Welterlöser selbst das Christfest — er muß sich noch schinden und plagen, und wer weiß wie lange noch? Rasch tritt der Tod den Menschen an — vielleicht ist er über's Jahr nimmer da.

Der heilige Abend wird im Weinlande nicht mit einem Festschmaus, sondern mit Gebet und frommer Betrachtung gefeiert. Die strengen kirchlichen Fasten werden auch da noch gewissenhaft eingehalten. Ein meist frugales Gericht kommt auf den Tisch, dann etwas Weißbrod, Obst und Wein. Nach der Mahlzeit wird der Rosenkranz gebetet, dann begiebt sich Alles im Hause zur Ruhe. Selbst die Burschen bleiben daheim, um die heilige Nacht nicht zu entweihen. Um acht Uhr schon herrscht im Dorfe tiefe Ruhe, nur im Schulhause flammt der Christbaum auf. Draußen aber in der ruhsamen, wunderbar ergreifenden Nacht dröhnen plötzlich die Böller, die zu Ehren des Weltheilands abgefeuert werden. Während im Hause Alles schläft, ist die Mutter mit der Ausschmückung des Christbaumes beschäftigt, was nicht viel kosten darf. Der Hauer ist ein zu praktischer Mann, als daß er für Spielzeug und Luxussachen unnöthiges Geld ausgäbe. Die Hauptsache, meint er, ist die Freude, und die Kinder haben an einer Puppe, an einigen Aepfeln und vergoldeten Nüssen dieselbe Freude, wie an der reichsten Bescheerung, und die Hauptsache dabei bleibt ja doch nur immer ein flammender Christbaum, der nicht groß zu sein braucht. Und er ist auch wirklich nicht groß, so daß er recht gut seinen Platz auf dem Tische findet.

Die heilige Nacht ist auch im Weinlande eine wunderreiche Nacht. Auch hier erlangen die Thiere in der Mitternachtsstunde die Gabe der Sprache; während der Mette geben alle Brunnen statt des Wassers Wein; wessen Kopf bei der vor dem Schlafengehen vorgenommenen Hausräucherung keinen Schatten an der Wand zeigt, der wird im nächsten Jahre sterben; dasselbe gilt von dem, der in der Nuß einen schwarzen Kern findet; schaut man durch's Schlüsselloch in eine Stube, so kann man darin diejenigen erblicken, die im folgenden Jahre heraussterben werden, doch muß die Stube menschenleer sein. Um das Hausgethier der Segnungen der heiligen Nacht theilhaftig zu machen, wird ein offenes Heubündel in den Hof gelegt und nach der Mette dem Vieh vorgeworfen; desgleichen sammelt der Hausvater von jedem Familiengliede die drei schönsten Nußkerne und giebt sie den Kühen in den Fütterborn; in den Aepfeln wenden sich die Kerne um, die, in die Erde gepflanzt, Bäume treiben, die keiner Veredelung bedürfen. Wenn während der Mette der junge Wein im Fasse „arbeitet", so daß er „übergeht", so bedeutet das ein gesegnetes Weinjahr; hier und da ist auch das „Baumschatzen", das Abschätzen der Bäume, im Schwunge. Zuerst legt man einen „Schaub" Kornstroh unter den Backtrog, dann wird derselbe in Gegenwart aller Hausgenossen in der Abenddämmerung in den Obstgarten getragen, woselbst man jeden Baum mit diesem Stroh umwickelt, damit er im nächsten Jahre recht stark „trage".

Die Christmette findet um fünf Uhr morgens statt und wird aufs Glänzendste gefeiert. Eingeleitet wird sie mit dem Te Deum, dann folgt der erste Segen, das Hochamt und der letzte Segen. Nach der Mette empfängt fast Alles im Dorfe die heilige Communion, nachdem man am heiligen Abend gebeichtet hatte. Wenn die Leute in grauer Morgenfrühe die Kirche verlassen und bei

Laternenschein nach Hause wandern, dann brennen in allen Häusern die Christbäume, so daß man an eine förmliche Illumination glauben könnte.

Und nun ist der Christtag angebrochen und das Fasten ist zu Ende. „Freut euch, freut euch, er ist da!" haben sie in der Mette auf dem Chore gesungen, und nun freuen sie sich auch wacker. Da wird geschmaust bis zum Hochamte, das um 9 Uhr gehalten wird. Die schönsten Kleider werden da angezogen, die Männer tragen Cylinderhüte, und mit großer Aufmerksamkeit lauscht Alles der Festpredigt, die mit dem Gellert'schen Lied eingeleitet wird:

„Dies ist der Tag, von Gott gemacht,
Ich will mich dessen freuen!"

Und wir freuen uns mit ihnen, denn für uns Alle ist der Heiland geboren worden, und unser Aller Heil ruht in ihm, wenn wir uns seiner würdig erweisen.

Bücherbesprechungen.

— **Amos und Hosea**, zwei Zeugen gegen die Anwendung der Evolutionstheorie auf die Religion Israels. Von Prof. Samuel Oettli. Versuch einer neuen Deutung des Namens **Barkochba**. Von Prof. E. Riggenbach. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, herausgegeben von Schlatter und Cremer. 5. Jahrg., 4. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 107 S. gr. 8. Preis 2,80 ℳ. — „Drei theologische Ferienkursvorträge mit einem textkritischen Anhang" enthalten die ersten 101 Seiten dieses Heftes, eines sehr beachtenswerthen Beitrags zum Verständniß und zur Förderung der ernsten Verhandlungen der gegenwärtigen Theologie über die heiligen Schriften und die Religion Israels. Will die „Evolutionstheorie" einer neueren Theologenschule die Religion Israels aus einer Art religiöser Urzelle (Naturreligion) sich entwickeln sehen und neigt dazu, in diesem Sinne erst die Propheten Amos und Hosea für die wahren Erfinder der Geistigkeit und Sittlichkeit der israelitischen Religion anzusehen, so tritt dagegen Oettli in neuer Beleuchtung der älteren, gemeinkirchlichen entgegenstehenden Ueberzeugung kraftvoll und einleuchtend dafür ein, daß diese Propheten selbst sich nachdrücklich gegen eine so hohe Schätzung ihrer Bedeutung verwahren, da sie vielmehr deutlich eine ehrwürdige Geschichte ihres Sinnes voraussetzen und überdies das, was sie wollen, schlechterdings nicht als etwas Neues, sondern als das Alte und das Gegentheil als Abfall vom guten Alten empfinden. — E. Riggenbach schlägt vor, daß der Pseudomessias Barkochba zur Zeit Hadrian's seinen Namen von einem Orte Kokaba in Juda (Euseb. 17) gehabt habe; — sehr einleuchtend, vollends wenn dieser Ort ein Sitz von Nachkommen David's war oder dafür galt. G. S.

— **Mammon.** Erzählung von H. Bredt. Schwerin, Fr. Bahn. 383 S. Brosch. 3 ℳ 80 ₰, eleg. geb. 4 ℳ 50 ₰. — Ein Zeitroman im edlen Sinne des Wortes, ebenso die socialen Probleme des praktischen Lebens, die Fragen des gesellschaftlichen Lebens, in denen so Viele aufgehen, wie die religiösen Fragen des Seelenlebens nicht blos berührend, sondern in tiefgehender Weise erörternd. Die Erzählung spielt in einer großen rheinischen Industriestadt, den Mittelpunkt bilden die Familien und Geschäfte zweier Brüder, beides Fabrikanten. Die schroffsten Gegensätze treten uns hier entgegen, auf der einen Seite das rastlose Jagen nach Erwerb, die Sucht nach dem Mammon, die rücksichtslos die Kräfte Anderer ausnutzt, um Reichthümer zu besitzen, sich Genüsse zu erschließen, von den Menschen geehrt zu werden. Leider ist es ja so, wie hier dargestellt: nicht Das wird heutigen Tages am Menschen geachtet, was er ist, sondern Das, was er hat. Hat er viel, so gilt er viel. Eine gewisse Ehrbarkeit, auch eine gewisse moderne Wohlthätigkeit ist dabei ebenso zu finden, wie ein innerlich hohles, in der Noth des Trostes entbehrendes Wesen. Auch vor dem schließlichen materiellen Zusammenbruch der Firma G. Tischer tritt uns die innere Haltlosigkeit und Friedelosigkeit dieses übergoldeten Materialismus in lebenswahren Zügen entgegen. Auf diesem Grunde hebt sich das Lichtbild wahrer Frömmigkeit ab, wie wir sie nicht blos in der edlen Gestalt des Hilfsgeistlichen Theodor, sondern auch in dem köstlichen Familienleben der Familie Rendel finden. Wie scharf treten die beiden Gegensätze besonders am Weihnachtsabend uns entgegen: dort Reichthum und Unzufriedenheit, hier bei aller Bescheidenheit Friede und Freude in Fülle. Zwei Kinder des Hauses G. Tischer: Max, Theodor's Freund, und seine Schwester Clara, tiefer angelegte Naturen, werden für den allein festen Grund gewonnen, lernen auch im Gegensatz zur Selbstsucht des Mammonismus ein Herz für die Arbeiter und die Armen haben, praktisch Liebe üben, und bilden so schließlich bei dem Zusammenbruch den Halt für ihre Familie. Besonders warm hat die Verfasserin — eine solche ist hinter dem Pseudonym H. Bredt zu suchen — das Bild Clara's gezeichnet, die den Mittelpunkt der Erzählung bildet; sie sucht und findet wahre Vertiefung und Frieden, Bewerber, äußerlich glänzend, aber glaubenslos und innerlich arm, weist sie ab. Durchaus sympathisch, dann immer lieber ist ihr das harmonische Wesen des Freundes ihres Bruders, bis wir sie am Schluß als Theodor's glückliche Pfarrfrau finden. Die ganzen Verhältnisse sind packend nach dem Leben gezeichnet, die Charaktere, selbst die der Nebenpersonen, mit klaren Strichen durchgeführt. Nur Eins störte uns: der allzu häufige, durch ganze Partien des Buches sich hinziehende Gebrauch des Präsens. Das ist unschön und wirkt ermüdend, während seltener Gebrauch dieser Zeitform an der richtigen Stelle zur Belebung beitragen und die Schilderung wirkungsvoller machen würde. Das Buch ist geschrieben im Geiste eines gesunden, durchaus praktischen Pietismus, ein treffliches Festgeschenk für jedes christliche Haus, eine werthvolle Erwerbung für jede Volksbibliothek. Papier und Druck ist tadellos. v. L.

— **Neue Novellen von Adolf Schmitthenner.** Leipzig, 1901. Fr. Wilh. Grunow. 473 S. Eleg. geb. — Als ich den nach Papier, Druck und Einband prächtig ausstaffirten kleinen Band aufschlug, freute ich mich zum Anfang einem alten lieben Bekannten zu begegnen; die erste dieser Novellen: „Das Eheexamen" habe ich s. Z., irre ich nicht, in „Ueber Land und Meer" gelesen und mich erquickt an der köstlich chronistischen Art der Schilderung und dem warmen Herzenstone, der durch das Ganze zieht und uns nicht blos das Liebespaar, das vor dem Eheexamen zittert, den polternden lieben alten Pfarrer lieb macht, sondern uns selbst an den kleinsten Nebenfiguren der Historie in ihrer klaren Zeichnung uns erfreuen läßt — bis hin zu des Pfarrers Pudel, dem ungezogensten Hunde Heidelbergs. In diesen chronikartigen Geschichten aus alter Zeit, wie sie die drei ersten Novellen unter der Capitelüberschrift "Bei Heiliggeist zu Heidelberg" bieten, ist entschieden der Verfasser besonders glücklich: Der „Wildfang" malt uns in herzergreifender Weise Freundestreue und Weibestreue bis in den Tod und über den Tod, — die dritte Erzählung „Tilly in Nöthen" läßt uns durch die warmen Herzenstöne, die der Verfasser anzuschlagen versteht, selbst den rauhen Feldherrn, ja die „böhmische Hexe" seines Heeres, die seinen Officieren und allen Mannsbildern die Köpfe verdreht, lieb gewinnen. Der 2. Theil: „In Wetbachhausen" führt uns in die Gegenwart, in einen kleinen Ort; am meisten tritt die liebevolle Detailmalerei von Herzenszügen bei der dritten dieser Novellen hervor „Hilarius Hochwart", die zweite („Unser Cello") zeigt, wie der Verfasser auch in humorvoller Weise satirisch zu werden versteht, ohne boshaft zu sein. Die Geißelung des Treibens in einem kleinstädtischen Verein und die Schilderung, wie der auf seine Wahl zum Vorstand stolze Rector und die Frau Rectorin um diese ihre Schwachheit gestraft werden, indem sie sich von einem Hochstapler bethören lassen, ist köstlich. Doch liegt entschieden das Talent des Verfassers mehr auf den oben genannten Gebieten. Im dritten Theile der Novellen „Der rothe Reisig" legt sich der Verfasser auf das märchenhafte Fabuliren und läßt dabei reichlich seiner Phantasie die Zügel schießen. Wie reine Glockentöne klingen sorgloses Glück, Heimweh, Mutterliebe durch die zweite dieser Novellen hindurch („Bei Frau Holle"), während die dritte „Am Ende der Welt", vom Wurzelmann und dem Nixelein handelnd, an Gerh. Hauptmann erinnert oder wie ein in Worte gesetztes Böcklin'sches Bild anmuthet. Im Ganzen eine köstliche Weihnachtsgabe für Jeden, der ein warmes Herz und einen gesunden Sinn hat. v. L.

— **Bode, Dr. Wilhelm, Goethe's Persönlichkeit.** Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller, gehalten in den Jahren 1830 und 1832. Mit einem Bilde Goethe's. Preis 1,25 ℳ, gebdn. 2 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. — Das vorliegende Büchlein darf als ein Parergon zu den drei vortrefflichen auf Goethe's Persönlichkeit bezüglichen Arbeiten betrachtet werden, die wir dem Sammler- und Combinationsgeschick Bode's verdanken. Der

Kanzler (d. h. höchste Justizbeamtete) Friedrich v. Müller, seit 1801 eine der hervorragendsten Erscheinungen des literarischen Weimars und bis zu Goethe's Tode einer der vertrautesten Freunde des Dichters, hat drei Mal Gelegenheit genommen, sich über Goethe als Menschen rednerisch zu äußern, das eine Mal noch zu Lebzeiten Goethe's, als die Loge „Amalia" zu Weimar am Johannisfeste 1830 das fünfzigjährige Maurerjubiläum des Altmeisters festlich beging, das zweite Mal, als in derselben Loge am 9. Nov. 1832 in Gegenwart von Ottilie v. Goethe und ihren Söhnen Walter und Wolf der Nekrolog auf den Abgeschiedenen gehalten wurde, und endlich das dritte Mal, als am 12. Sept. des nämlichen Jahres v. Müller in der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" zu Erfurt sich über „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit" verbreitete. Die erste zu Lebzeiten Goethe's gehaltene Rede hat, wie leicht erklärlich, einen etwas enkomiastischen Beigeschmack, hingegen entwirft die zweite, aufs Würdigste stilisirte Rede ein höchst anziehendes, fein abgetontes Bild von der Persönlichkeit des großen Todten. In der dritten, der Erfurter Rede, ist das Wort „praktisch" in sehr weiter Bedeutung zu nehmen, insofern die Rede überhaupt alle Seiten und Richtungen der Goethischen Thätigkeit, die dichterische nicht ausgeschlossen, skizzirt. Nur wenige Wochen liegen zwischen der früher gehaltenen dritten und der zweiten Rede; trotzdem ist aber die zweite Rede durchaus eigenartig und selbständig, gewiß ein beredtes Zeugniß von der productiven Geisteskraft des Verfassers. Die drei so nebeneinander gestellten und sich ergänzenden Reden entwerfen ein überaus anziehendes lebensfrisches Bild des Gefeierten. Die einleitenden Bemerkungen Bode's geben dem Leser erwünschte Auskunft über das Leben v. Müller's und über die Loge „Amalia" in Weimar. Auf einen kleinen Irrthum des Verfassers sei dabei aufmerksam gemacht. Die zweite Rede — die große Logenrede — ist bereits früher außerhalb der Freimaurerkreise verbreitet worden, und zwar durch einen 1855 in Mainz erschienenen Wiederabdruck. — Möge auch diese Bode'sche Veröffentlichung recht viele Freunde finden, „damit — das Citat stammt aus der Vorrede des Mainzer Wiederabdrucks — der Geist unserer Zeit sich nicht vor der Vernunft des 18. Jahrhunderts zu schämen brauche und eine Richtung einschlage, die alles Hohe, Edle und Schöne untergrabe, was zu erreichen die Aufgabe einer in der Gegenwart thätigen finstern Parthey ist"! H. C. Kellner.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidirte Jubiläums-Ausgabe. Fünfter Band. Deutsches Volk — England. Mit 54 Tafeln, darunter 5 Chromotafeln, 23 Karten und Pläne, und 283 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 *M.* — Kurz nach Ostern 1901 ist, wie sich unsere Leser erinnern werden, der erste Band der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon erschienen. Heute, kurz vor Weihnachten, ist nun schon der fünfte Band herausgekommen, der sich würdig den vier ersten Bänden dieses wichtigen encyklopädischen Nachschlagswerkes anreiht. Innerhalb von dreiviertel Jahren nicht weniger als fünf umfangreiche Bände eines Conversations-Lexikons zu Handen zu bekommen, mehr kann man wohl nicht verlangen und man könnte auch dies gar nicht einmal verlangen, wenn vom Verlag nicht, wie er selber gleich beim Erscheinen des ersten Bandes erklärt hat, bei Erscheinen dieser neuen Ausgabe die vorhandenen Stereotypplatten der Revidirten Jubiläums-Ausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage oder richtiger die Stereotypplatten eben dieser 14. vollständig neubearbeiteten Auflage in der Hauptsache wieder benutzt worden wären. Hieraus erhellt ja schon zur Genüge, daß diesmal im Wesentlichen Alles beim Alten geblieben ist und naturgemäß auch bleiben mußte. Trotzdem kann man aber auch diese jetzige Ausgabe doch als eine neue und zeitgemäße willkommen heißen, indem aus den alten Platten alles wirklich Veraltete gewissenhaft entfernt und, soweit nöthig und angänglich, durch Neues ersetzt worden ist. So finden wir unter dem Eingangsartikel des vorliegenden 5. Bandes: „Deutsches Reich" die einschlägige Literatur bis 1900 verzeichnet, so sind in dem großen Artikel „Deutschland und Deutsches Reich" überall schon die neuen Zahlen der Volkszählung vom December 1900 verwerthet und zu Grunde gelegt, so ist auch im Uebrigen in diesem Artikel, wo immer es nöthig erschien, das allerneueste statistische Material herangezogen worden, was auch von den übrigen geographischen Artikeln gesagt werden kann. So ist die Geschichte des Deutschen Reiches sogar bis zum Mai 1901 fortgeführt. So werden wir auf einer besonders anschaulichen Karte bereits über die Volksdichte im Deutschen Reiche 1900 orientirt. So sind bei den einzelnen deutschen Städten überall bereits die Einwohnerzahlen vom December 1900 eingefügt. Kurz, es ist überall nach Möglichkeit das neueste Quellenmaterial sorgfältig benutzt worden, und man wird gewiß lange suchen müssen, ehe man einmal unter der Ueberfülle von Angaben eine mehr oder weniger veraltete entdeckt, Angaben aber, auf die jeder Leser mit Recht Werth und Gewicht legt, wohin man auch blicken mag, überall nach den neuesten Quellen berichtigt und ergänzt. Und so kann man auch diese neue Ausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage eine wenigstens mit großer Gründlichkeit und Sorgfalt überarbeitete nennen und daher auch Jedermann mit gutem Gewissen die Anschaffung dieser Neuen Revidirten Jubiläums-Ausgabe empfehlen, die, sowohl was den Text, als was den reichen Illustrationsschmuck betrifft, hohes Lob verdient. Prof. Dr. Karl Siegen.

— Obdachlos. Bilder aus dem socialen und sittlichen Elend der Arbeitslosen. Von Constantin Liebig. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Adolph Wagner. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben. 1901. Preis 2 *M.*, gebunden ca. 3 *M.* — Ein sehr lesenswerthes Buch, dessen eigenartiger, mitten aus dem praktischen Leben geschöpfter Inhalt eine der brennendsten Tagesfragen, die Arbeitslosigkeit, im Gewande fesselnder und anschaulicher Schilderung des Lebens und Treibens der Obdachlosen auf der „Walze" und in den von ihnen bevölkerten Häusern und Anstalten behandelt. Der Verfasser hat seinen Stoff mit denkbar größter Gründlichkeit studirt. Er deckt die Schäden und Mißbräuche in staatlichen und privaten Anstalten in sachlicher Form auf, nicht minder offen aber auch die unberechtigten Vorurtheile der Obdachlosen gegen diese Anstalten und ihre Beamten. Als Begründer und Leiter der Berliner Schrippenkirchen hält er sich im Wesentlichen an die Berliner Verhältnisse. Im ersten der siebzehn Capitel seines Buches zeigt er in zwölf Bildern, wie man obdachlos werden kann. Weiter folgt er dem hochmüthig die Arbeit hinwerfenden Burschen, dem verzweifelnden Familienvater, dem wegen Arbeitsmangel entlassenen Arbeiter, dem rausgesetzten Schlafburschen, dem am Ende der Lehrzeit entlassenen Commis, dem versumpften Strolch, dem verwahrlosten Jungen auf die Walze und in die Vagabondage und schließlich in die Herbergen, Asyle, Arbeitercolonien, Verpflegstationen, Schrippenkirchen, Pennen, Volkscafés und Verbrecherkneipen. Wer sich von dem Leben und Treiben in diesen Localen ein lebenswahres Bild machen will, dem bietet das vorliegende Buch die beste Gelegenheit dazu. Den Schwerpunkt seines Werkes legt der Verfasser aber auf die sittliche Seite, die entsittlichenden Wirkungen der dauernden Arbeitslosigkeit, und auf die Nothwendigkeit strenger Unterscheidung der Arbeitswilligen von den Arbeitsscheuen. Für die Letzteren fordert er weit strengere Maßregeln der Behörden als die gegenwärtigen sind, dauernde Bestrafung und Zwangsbeschäftigung, und wendet sich namentlich gegen die gedankenlose Gewährung von Almosen seitens der Gesellschaft. Weiter aber fordert er zur wirksamen Bekämpfung der dauernden Arbeitslosigkeit vom Staat und von der Gemeinde vorbeugende Maßregeln insbesondere durch Vermehrung der Arbeitsgelegenheit und durch das in innerer Colonisation (Cultivirung von Oedländereien) stillschweigend zu gewährende Recht auf Arbeit. Die Tendenz ist bei aller Schärfe der Schilderung der Verkommenheit und des Elends der socialen Unterwelt Berlins eine durchaus wohlwollende, gesunde und volkswirthschaftlich sehr beachtenswerthe. Am Schlusse aber athmet der Leser bei dem versöhnenden Ausgang und der durchblickenden Hoffnung auf die Möglichkeit einer zukünftigen Besserung erleichtert auf. Bemerkt sei noch, daß die Schrift ein hochinteressantes statistisches Material über die Thätigkeit der angeführten Anstalten Berlins enthält, das beim Lesen vielfach Staunen erregen wird. Mit dem Vorworte Professor Adolph Wagner's aber sind auch wir der Meinung, daß die novellistische Einkleidung des Ganzen jedenfalls dazu dient, das Büchlein für weite Kreise unseres Volkes zu einer fesselnden und doch zugleich belehrenden und tiefernst stimmenden Lectüre zu machen, wie es eine mehr doctrinäre Behandung des Gegenstandes nicht im gleichen Maße thun würde. Dr. Feste.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 152. Sonnabend, den 21. December, Abends. 1901.

Ernst der Fromme von Gotha.*)

Ein Gedenkblatt zu seinem 300. Geburtstage.

Ernst der Fromme ward in der Christnacht (25. December) des Jahres 1601 als neunter Sohn des Herzogs Johann von Sachsen-Weimar geboren. Sein Vater war ein Enkel des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, seine Mutter Maria Dorothea stammte aus dem Hause Anhalt-Zerbst. Der Ehe des Fürstenpaares entsprossen später noch zwei Söhne, von denen der jüngere, Bernhard, berufen sein sollte, sich im Dreißigjährigen Kriege zum bedeutendsten protestantischen Feldherrn neben Gustav Adolf zu erheben und so das ernestinische Fürstenhaus noch einmal zu weltgeschichtlicher Bedeutung emporzuführen. Erst 35 Jahre alt, sank Herzog Johann ins Grab. Seine Wittwe, die nach seinem Tode noch einer Tochter das Leben gab, sah sich nun vor die Aufgabe gestellt, die Erziehung ihrer Kinder allein zu leiten. Eine thatkräftige Frau mit scharfem Verstande, ging sie unverzagt ans Werk. Wie in allen wichtigen Angelegenheiten ließ sie sich auch in Erziehungsfragen gern von dem Juristen Friedrich Hortleder, dem bekannten Geschichtschreiber des schmalkaldischen Bundes, berathen. Nach einem von ihm entworfenen Plane wurden die Prinzen unterrichtet; sie zu religiösen Persönlichkeiten heranzubilden, schwebte ihm als oberstes Ziel vor; in der lateinischen Sprache, in Staatenkunde und Geschichte unterwies er sie selbst.

Ernst war ein schwächlicher Knabe, der in seiner körperlichen Entwickelung umsomehr gehemmt war, als er sich in den ersten Jahren seines Lebens häufig von Erkrankungen heimgesucht sah. Der leidende Zustand in Verbindung mit Einflüssen der Umgebung ließ in ihm die einem gesunden Knaben natürliche Heiterkeit nicht aufkommen. In seinem fast unkindlich ernsten Sinne ging er allen weltlichen Freuden ängstlich aus dem Wege, um sich dafür ganz in religiöse Stimmungen und Gedanken zu versenken. Frühreifen Sinnes verlangte er noch vor dem elften Jahre aus eigenem Antriebe das heilige Abendmahl, welchen Wunsch man ihm nach Ueberwindung von mancherlei Bedenken auch erfüllte. Ernst zeigte im Unterrichte gute Fassungsgabe, wenn er auch mit dem feurigen Bernhard, der mit ihm zugleich unterrichtet ward, nicht gleichen Schritt halten konnte. Sein Interesse war besonders der Mathematik, der Geographie, Astronomie und Chemie zugewandt, in geringerem Maße den Sprachen, was sich wohl weniger aus einem Mangel an Begabung als vielmehr aus dem unpädagogischen Verfahren Hortleder's erklärt. Der Herzogin konnte dies nicht entgehen. Mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Geistes wandte sie sich so den Ideen des Holsteiners Ratichius zu, der eine Methode gefunden zu haben verkündete, nach der die Schüler ohne Zwang, dabei rasch und sicher zur Herrschaft über eine fremde Sprache geführt würden. Maria Dorothea forderte von den Universitäten Jena und Gießen Gutachten über die Lehre des pädagogischen Neuerers ein, und da diese günstig lauteten, rief sie Ratichius an ihren Hof, um sich selbst von ihm im Lateinischen und Hebräischen unterweisen zu lassen. Auch Ernst genoß den Unterricht des Ratichius, der freilich schon nach einem halben Jahre den Hof zu Weimar wieder verließ. Der junge Prinz fühlte sich von der Person des berühmten Pädagogen nicht angezogen, aber vom Werthe der neuen Lehre desselben war er so überzeugt, daß er späterhin alle Kraft einsetzte, um sie praktisch durchzuführen. Hierin gab ihm der Superintendent Kromayer ein treffliches Beispiel, indem er 1619 eine Schulordnung für Sachsen-Weimar schuf, die sich ganz an die Ideen des Ratichius anschloß. Von Bedeutung für Ernst's Entwickelung wurden ferner alle jene Bestrebungen, die darauf ausgingen, sich gegenüber der beginnenden Verwelschung das innere Fühlen und darum auch vor Allem die Sprache rein zu erhalten. Diese nationale Bewegung kam namentlich in den Sprachgesellschaften zum Ausdruck. Im Todesjahre der Herzogin (1617) rief deren Bruder, Fürst Ludwig von Anhalt, um das Andenken an die edle Frau zu ehren, die „Fruchtbringende Gesellschaft" ins Leben, in die Ernst unter dem Namen der „Bittersüße" aufgenommen ward.

Als Ernst 1618 mit seinen Brüdern das ererbte Land in gemeinsame Verwaltung nahm, war es in Böhmen bereits zum Kampfe der Protestanten gegen das katholische Habsburg gekommen. Unter den Vorkämpfern für die evangelische Lehre standen in dem nun entbrennenden unheilvollen Kriege von Anfang an weimarische Fürstensöhne. Ernst's dritter Bruder Friedrich fand in der Schlacht bei Fleury (1622) den Heldentod, der älteste, Johann Ernst, starb in Ungarn als dänischer Generalfeldoberst (1626), Bernhard focht bei Wiesloch, Wimpfen, Stadtlohn gegen die Kaiserlichen und stand darauf als Oberst im Heere Christian's IV. von Dänemark. Als Gustav Adolf den Boden Deutschlands betrat, stellte sich auch Ernst in die Reihe der Kämpfer. Durch ritterliche Uebungen hatte er seinen wenig kräftigen Körper widerstandsfähiger gemacht, seine umfassenden Studien hatten ihn auch zu eingehender Beschäftigung mit Strategie geführt. Er warb ein aus acht Compagnien bestehendes Regiment an und vereinigte sich mit dem Schwedenkönige. Er wohnte den Belagerungen von Königshofen, Schweinfurt und Würzburg bei und ging bei Rain am Lech mitten im Kugelregen als erster mit seinen Reitern durch den hochangeschwollenen Fluß. Nachdem er von der Krankheit, die er sich infolge dessen zugezogen hatte, wieder genesen war, kämpfte er mit bei Nürnberg, vor Allem aber bei Lützen, wo er sich unmittelbar nach dem Tode Gustav Adolf's mit seinen Reitern auf Pappenheim's Kürassiere warf und sie zum Weichen brachte. 1633 übertrug ihm Bernhard, der für seine Dienste das Herzogthum Franken zu Lehen erhalten hatte, die Verwaltung desselben. In der nur kurzen Zeit seiner Statthalterschaft legte Ernst von seiner Fähigkeit, ein Land zu regieren, eine glänzende Probe ab. Noch einmal trat er in das schwedische Heer ein. Als aber Bernhard 1634 bei Nördlingen den Sieg und damit auch sein Herzogthum Franken verlor, kehrte Ernst nach Weimar zurück. 1636 vermählte er sich mit Elisabeth Sophie von Altenburg; aus seiner Ehe mit ihr gingen 18 Kinder hervor.

Ernst regierte in einem Theile der Erblande selbstständig. Eifrig war er bestrebt, die Wunden zu heilen, die der greuelreiche Krieg seinem Lande geschlagen hatte und immer noch schlug. Die religiöse Grundstimmung seines Wesens legte es ihm nahe, in dem furchtbaren Kriegselend eine Strafe zu sehen, die Gott über die in Unglauben und Sittenlosigkeit versunkene Menschheit verhängt habe. Darum wollte er das Volk sittlich heben, indem er dafür sorgte, daß es mit dem Worte Gottes genauer bekannt wurde. Da er wußte, daß Luther's Uebersetzung für den einfachen Mann noch zu viel dunkle Stellen enthielt, so ließ er sie mit Erläuterungen versehen. Diese auch mit Bildern und Karten ausgestattete commentirte

*) Literatur: Gelbke, Historisch actenmäßige Darstellung des Lebens Ernst's des Frommen (1810); Beck, Ernst der Fromme (1865); Boehne, Die pädagogischen Bestrebungen Ernst's des Frommen (1888); Kreyenberg, Ernst der Fromme (1890); vergl. auch Devrient, Die älteren Ernestiner. Eine genealogische Charakteristik (1897).

Bibel erlangte als „Ernestinische“ Bibel weite Verbreitung, zumal sie Ernst in vielen Exemplaren kostenlos vertheilen oder für die Hälfte des Preises abgeben ließ. Sie wurde noch zu seinen Lebzeiten ins Französische und Italienische übertragen.

1640 fiel dem Hause Weimar die Coburger Erbschaft zu; im folgenden Jahre theilten die regierenden Brüder den gemeinsamen Besitz unter sich. Ernst erhielt Amt und Stadt Gotha, Hof und Stift Reinhardsbrunn, Schloß und Amt Tenneberg mit Stadt Waltershausen, die Aemter Georgenthal, Schwarzwald, Reinhardsbrunn, Wachsenburg und Ichtershausen, Schloß, Amt und Stadt Königsberg, Schloß und Amt Tonndorf, Amt Salzungen. Dazu kamen später durch Erbanfall Gebiete von Sachsen-Eisenach und Henneberg, endlich der größte Theil von Altenburg sowie das Fürstenthum Coburg. Ernst's Herzogthum hatte zuletzt einen Flächeninhalt von mehr als 100 Quadratmeilen; die Städte Gotha, Altenburg, Meiningen, Hildburghausen, Coburg, Salzungen, Sonneberg, Jena, Eisenberg, Ronneburg und andere lagen darin.

Ernst bemühte sich auf's Eifrigste in dem ihm zugefallenen Theile des Ernestinischen Erbes geordnete Verhältnisse herbeizuführen, den Wohlstand und die Bildung des Volkes zu heben. Traurig sah es in Thüringen bei seinem Regierungsantritte aus. 1642 war in der Umgebung Weimars die Hälfte aller Häuser unbewohnt oder zerstört, 75% des Ackerlandes lagen unangebaut da. In vielen Dörfern gab es weder „Huf noch Klaue“, oft nicht ein einziges Huhn. Im Meiningischen waren drei Viertel der Häuser und Familien verschwunden. Um das verwüstete Land wieder aufzurichten, ließ er die Felder und Güter, deren Eigenthümer verstorben oder verschollen waren, an neue Besitzer geben, an die Bauern Saatkorn vertheilen, die Bevölkerung vor umherschweifenden Mordbrennern schützen. Die Contributionen, die den Bauern von den Schweden immer noch auferlegt wurden, bestritt er aus seiner Casse, so daß er zu diesem Zwecke bis zum Friedensschlusse nicht weniger als 160000 Thaler auszahlte. Seine Hauptsorge galt jedoch der sittlichen Hebung des Volkes, wozu ihm in erster Linie eine Verbesserung des Jugendunterrichts nöthig erschien. Schon im Herzogthum Franken hatte er eine „Generalverfassung der Schulen“ durchzuführen versucht, aber in der kurzen Zeit der Statthalterschaft war es ihm nicht möglich geworden, seinen Plan zu verwirklichen. Sein Berather war dabei der Brandenburger Evenius gewesen, der später an der Spitze des Kirchen- und Schulwesens in Weimar stand und durch seine „Christlich Gottselige Bilderschule“, ein Religionsbuch, das er nach dem Beispiele des Orbis pictus von Comenius mit Bildern ausstatten ließ, zu wohlverdientem Ansehen kam. Als Herzog Ernst im Jahre 1640 seine Reform des Jugendunterrichts mit einer Umgestaltung des Gothaer Gymnasiums beginnen wollte, berief er zum Leiter desselben den Rector des Schleusinger Gymnasiums Andreas Reyher, auf den er durch Evenius aufmerksam geworden war und der sich ihm besonders als ein Anhänger ratichianischer Ideen empfahl. Reyher erfüllte die Hoffnungen, die der Herzog auf ihn setzte, in vollstem Maße. Er gliederte die Zöglinge der Anstalt in drei Abtheilungen oder „Cohorten“. Da die Anstalt nicht nur für gelehrte, sondern auch für bürgerliche Berufszweige vorbereiten sollte, so wies er der untersten Abtheilung die Vermittelung der Kenntnisse zu, deren jeder Mensch „im gemeinen Leben und Wandel“ bedurfte. Wer nicht hinreichend begabt war, Latein zu lernen, sollte nicht in die nächsten Abtheilungen aufsteigen, sondern veranlaßt werden, sich einem Handwerke zuzuwenden. Die zweite Cohorte beschäftigte sich namentlich mit der Lectüre der classischen Schriftsteller; im Anschluß an diese sollten die wichtigsten grammatischen Regeln von den Schülern selbst gefunden werden. Nur den besonders gut Befähigten war der Eintritt in die obere Abtheilung gestattet, deren Aufgabe es war, sich im Uebersetzen deutscher Stücke in die classischen Sprachen und in der Anfertigung lateinischer Aufsätze zu üben, sich auch bereits auf das akademische Studium vorzubereiten. Das Gothaer Gymnasium erfreute sich bald des vortrefflichsten Rufes; besonders aus Norddeutschland bekam es starken Zuzug. Reyher bewies bei der Einrichtung der unteren Classen ein so ausgezeichnetes Organisationstalent, daß Herzog Ernst sich auch bei der Neugestaltung des Volksschulwesens seiner bewährten Kraft bediente. Das Unwetter des Dreißigjährigen Krieges hatte in Gotha wie überall die erst seit Kurzem bestehenden, noch schwach entwickelten Volksschulen fast gänzlich vernichtet. Auf den Trümmern des Alten führte Herzog Ernst einen Neubau auf, der ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Schulwesens sichert. Er beauftragte Reyher, eine neue „Schulordnung“ zu schaffen, und zeichnete ihm dafür ganz bestimmte Grundlinien vor. So entstand eine Schul-, richtiger eine Unterrichtsordnung, die (seit 1648) den Namen „Schulmethodus“ trägt und zu einem Grund- und Eckstein der deutschen Volksschule geworden ist. Sie machte einen scharfen Schulzwang zum Gesetz; vom fünften bis zum zwölften Lebensjahre wurden die Kinder schulpflichtig. Das oberste Ziel, das den niederen Unterrichtsanstalten vorgesteckt war, bezeichnet man am besten als „bibelfeste Gläubigkeit“; der Religionsunterricht nahm breiten Raum im Lehrplane ein. Entfernte sich Ernst hierin in keiner Weise von den Anschauungen seiner Zeit, so schritt er in anderer Hinsicht weit über dieselben hinaus. Neben dem Lesen und Schreiben gewährte er auch dem Rechnen und Singen Platz, ja selbst die deutsche Sprache erhielt eine bescheidene Stelle im Lehrplan. Für die Schreibübungen der oberen Classen sollten nämlich außer dem Katechismus von jetzt an auch „deutsche Materien“ verwendet werden; die Schüler wurden angehalten, allerhand Gemeinde- und Staatsverordnungen, z. B. die ganze Feuerlöschordnung, aus dem Gedächtniß niederzuschreiben. Bahnbrechend wirkte Ernst der Fromme aber dadurch, daß er im Jahre 1656 einen besonderen Unterricht in den natürlichen Dingen in den Lehrplan aufnehmen ließ. An der Hand eines besonderen Lehrbuches wurden jetzt die Kinder mit den wichtigsten Thatsachen aus der Himmelskunde, der Naturlehre, vor Allem auch der Gesundheitslehre bekannt gemacht. So hat Ernst der Fromme „das große Verdienst, zum ersten Mal die Realien in die deutsche Volksschule eingeführt zu haben“ (Boehne). An seine Einrichtungen konnte später August Hermann Francke anknüpfen, als er jene Reformen ins Leben rief, die für die Entstehung des modernen Realschulwesens grundlegend wurden. Der „Schulmethodus“ zeichnet sich vor früheren Lehrordnungen weiter dadurch aus, daß er ausführliche methodische Anweisungen giebt, was um so nothwendiger war, als damals eine fachmännische Ausbildung der Lehrer noch fehlte. Andreas Reyher förderte den Volksschulunterricht auch durch gute Lehrbücher, so durch das „Abc- und Syllabenbüchlein“, das „Lesebüchlein“ und die „Arithmetica“. Der Lehrerstand wurde gehoben, indem man unwiderrufliche Anstellung und eine für jene Zeiten sehr ansehnliche Besoldung gewährte. Durch Prüfungen, die der Ephorus oder der Pfarrer abhielt, überzeugte man sich alljährlich vom Stande der Schulen. Herzog Ernst erkannte wohl, daß auch nach der Schulzeit noch Fürsorge für die sittliche Bildung des Volkes erforderlich sei. In den Dienst der Erwachsenen stellt sich sein Informationswerk, neben dem Schulmethodus seine merkwürdigste Leistung. Da ihm Gottesdienst und Sonntagspredigt für die religiöse Fortbildung des Volkes nicht genügten, so ordnete er an, daß die Pfarrer in der Kirche Unterrichtsstunden abhielten und darin für „alle und jede Christen, jung und alt“ den Katechismus erklärten. Im Coburgischen war der Landbevölkerung der Besuch der Katechismusstunden schon 1626 von Herzog Casimir zur Pflicht gemacht worden. Ernst übertrug die Einrichtung auch auf die Städte, sah sich dabei freilich veranlaßt, der Consequenz der Durchführung einiges zu vergeben, indem er alle „Amts- und sonst ehrbare und geehrte Personen“ von der Theilnahme befreite. Die Informanden wurden nach ihrer Fassungskraft in mehrere „Haufen“ getheilt; jede Abtheilung kam aller 14 Tage bis drei Wochen an die Reihe. Wer „die Worte und den Verstand des Katechismi ziemlich inne hatte“, galt als „genug gegründet“ und konnte entlassen werden. Die Informationen stießen anfangs nicht nur bei Laien, sondern auch bei Geistlichen auf Widerstand, so daß der Herzog zu Zwangsmaßregeln greifen mußte, um seinen Willen durchzusetzen. Zweifellos sind sie für seine Lande ein Segen geworden, sagte man doch noch zu seinen Lebzeiten, daß seine Bauern frömmer und gelehrter seien als anderwärts die Edelleute. Die Informationen haben bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts bestanden.

Daß ein Fürst von der Sinnesart Ernst's des Frommen Kunst und Wissenschaft nach Kräften fördert, erscheint als selbstverständlich. Ernst erbaute das Schloß Friedenstein, sammelte eifrig Gemälde und Kupferstiche und legte den Grund zu der berühmten Gothaischen Bibliothek. Auf dem Gebiete des Rechtswesens bestrebte er sich, die Anwendung der Folter möglichst einzuschränken und die Strafen zu mildern. Durch eine strenge Sittenpolizei nicht minder wie durch sein treffliches Beispiel

suchte er vor Allem dem Luxus zu steuern, der damals bei der wachsenden Verwelschung Deutschlands überhand nahm.

Ueber der von ihm allerdings mit besonderem Nachdruck geförderten Hebung der geistigen und religiösen Erziehung seines Volkes vergaß er keineswegs, für dessen äußere Wohlfahrt zu sorgen. Wir erwähnten schon, wie er noch in Kriegszeiten die Landwirthschaft unterstützte. Später ordnete er das Forstwesen, verfallene Bergwerke ließ er wieder in Betrieb setzen. Außerordentliche Mühe ließ er es sich kosten, aus den Bergen Thüringens heraus Zugänge zu den nächsten großen schiffbaren Strömen, namentlich zur Weser hin zu gewinnen, um so seinem Lande alle die großen Vortheile guter Handelsverbindungen zu verschaffen. Wirklich glückte es ihm, Holz die Werra und Weser hinab bis nach Bremen flößen zu können. Als London nach dem großen Brande von 1666 wieder aufgebaut ward, gingen bedeutende Massen von Bauholz und Dielen aus Thüringen über Bremen nach England. Die größeren Pläne, die Werra, Unstrut und Saale wirklich schiffbar zu machen, die Werra mit dem Main durch einen Canal zu verbinden, vermochte Ernst nicht durchzuführen. Die Nachbarn setzten ihm heftigen Widerstand entgegen, um sich in ihren, auf den Wasserwegen liegenden Gerechtsamen nicht beeinträchtigen zu lassen.

Zu Verbindungen mit dem Auslande führte den Herzog mehr als alles Andere sein Eifer um die Sache des evangelischen Christenthums. Besonderes Interesse wandte er dem abessinischen Königreiche zu. Ein flüchtiger gelehrter Abessinier wußte in ihm das Verlangen nach engerer Verbindung mit dem merkwürdigen, altehrwürdigen christlichen Staate Afrikas so zu steigern, daß er einen Gesandten an den Hof des Königs von Abessinien reisen ließ. Aber der Sendling kam nur bis Kairo, ging dann nach Rom und trat zur katholischen Kirche über. Mehr Glück hatte Ernst mit einem ähnlichen Versuche nach anderer Seite hin. Er nahm sich der evangelischen Gemeinde in einer Vorstadt Moskaus auf's Fürsorglichste an, indem er ihr Geld zum Bau einer Kirche und zur Errichtung einer Schule sandte. Sein Geschäftsträger wußte zwischen ihm und dem Czaren Alexei Beziehungen anzuknüpfen. Der russische Herrscher unterrichtete sich mit Interesse über die Regierungsweise des kleinen thüringischen Fürsten. Als er daran ging, eine engere Verbindung zwischen Moskau und Gotha herzustellen, trat der Tod Ernst's des Frommen dazwischen.

Schon 1674 hatte der Herzog einen Schlaganfall erlitten und infolge dessen die Regierung an seinen Sohn Friedrich abtreten müssen. Kurze Zeit darauf, am 26. März 1675, entschlief er. Drei thüringische Fürstenhäuser, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg, führen ihren Ursprung auf ihn zurück.

Ernst der Fromme war neben dem Großen Kurfürsten der bedeutendste deutsche Fürst des 17. Jahrhunderts. Die Hinneigung der älteren ernestinischen Wettiner zur Beschäftigung mit theologischen Fragen, die pädagogische Richtung ihres Wesens, ihre Begabung für ordnende Friedensthätigkeit aller Art kommt in ihm zum schärfsten Ausdruck. Seinem Wirken war mit seinem Tode kein Ende gesetzt; sein Geist bethätigte sich noch im 18. Jahrhundert in deutschen Landen. Seine Gestalt erhob sich zum Ideal eines deutschen Fürsten. An seinem Hofe empfing Veit v. Seckendorf die Anregung zu seinem „Teutschen Fürstenstaat“. Diese Schrift, „welche ganz auf der Anschauung der Verwaltung des gothaischen Landes unter Herzog Ernst beruht, ist ein gemeingiltiges politisches Lehrbuch geworden, welches bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ein fast canonisches Ansehen genoß“ (Erdmannsdörffer). Die Geschichte der deutschen Volksschule aber verkündet heute noch den Ruhm Ernst's des Frommen. E. G.

Bücherbesprechungen.

— Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. II. Aus Bismarck's Briefwechsel. Stuttgart und Berlin 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis jedes Bandes geh. 8,50 *M*, geb. 10 *M*. — Im Jahre 1898 legte die Cotta'sche Buchhandlung Bismarck's Gedanken und Erinnerungen auf den Weihnachtstisch des deutschen Volkes, 1900 Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin, in diesem Jahre zwei starke Bände Bismarckbriefe. Es ist über diese Bände schon vor ihrem Erscheinen in den Zeitungen so viel gesagt, es sind schon so viel Proben gegeben, daß der Berichterstatter, dem sie nun vorliegen, sich sehr kurz fassen kann. Nach der Mittheilung Horst Kohl's, des Herausgebers, hatte Fürst Bismarck noch selbst angeordnet, daß bestimmte Stücke aus seinem persönlichen Briefwechsel als Beläge und Ergänzungen seiner selbstbiographischen Darstellung der Oeffentlichkeit übergeben werden sollten. Er hatte diese Briefe selbst bezeichnet, und sie fanden sich, in Mappen eingelegt, beim Ordnen seines Nachlasses. Diese Mittheilung ist wichtig zur Rechtfertigung des Titels „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen“, der an sich anders verstanden werden könnte, als er gemeint ist. Die Gedanken und Erinnerungen sind lange nach den erzählten Ereignissen im Wesentlichen aus der Erinnerung niedergeschrieben; ein „Anhang“ zu ihnen könnte also in ähnlicher Weise verfaßte Memoiren erwarten lassen, zumal so oft von einem noch vorhandenen dritten Bande der Gedanken und Erinnerungen gesprochen ist. Etwas Derartiges bietet der „Anhang“ nicht, er enthält vielmehr Briefe, also mit den Ereignissen gleichzeitige Actenstücke. Aber auch eine andere Vorstellung ist abzuweisen. In die Gedanken und Erinnerungen sind auch schon Briefe als Belege für die Erzählung eingefügt; man könnte nun annehmen, daß der „Anhang“ in genauem Anschluß an die Gedanken und Erinnerungen die hier gebotene Darstellung Capitel für Capitel durch Acteustücke erhärtete. Auch das ist nicht der Fall: es handelt sich hier einfach um eine Briefsammlung, deren Zusammenhang mit den Gedanken und Erinnerungen äußerlich betrachtet recht locker ist. Innerlich aber ist er natürlich vorhanden. Der erste Band enthält den Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Auf die Veröffentlichung dieser Correspondenz hat der Fürst, wie das Vorwort sagt, besonderen Werth gelegt, „weil sie ihm besser als alles Andere das einzigartige Verhältniß zu bezeugen schien, in dem er zu seinem Allerhöchsten Herrn stand“. Und in der That, dazu sind die Briefe besonders geeignet. Sie bestätigen das Wort vom „treuen deutschen Diener“, aber auch die Thatsache, daß Bismarck der berathende und führende Theil war; sie bestätigen daß der Kaiser stets selbst erwog und beschloß, auch seiner Stellung sich klar bewußt war, aber doch neidlos die Größe seines Kanzlers anerkannte und ihm in aufrichtigem Danke zugethan war. In dieser Gesinnung, in dem treuen Festhalten an seinem Kanzler trotz aller Gegenströmungen bethätigte er eine besonders wichtige Königstugend. — Die 359 Briefe sind chronologisch geordnet und reichen vom 23. Juli 1852 bis 23. December 1887. Mit Recht sind der Vollständigkeit wegen auch die schon veröffentlichten Briefe wieder abgedruckt. Den Fortschritt, den die neue Sammlung macht, kann man auch daraus erkennen, daß die im Jahre 1900 von Penzler herausgegebene Sammlung „Kaiser- und Kanzlerbriefe“ nur 134 Nummern, also 225 weniger enthält, als die neue. Eine Reihe Briefe sind facsimilirt. Der zweite Band enthält mit Ausnahme weniger, bisher fehlerhaft abgedruckter Stücke nur bisher unveröffentlichte; im Ganzen sind es 353 Nummern. Sie umfassen die Zeit vom 12. April 1848 bis 11. März 1888. Von den Empfängern oder Briefschreibern mögen genannt werden Otto v. Manteuffel, Edwin v. Manteuffel, Karl v. Manteuffel, General v. Rochow, König Friedrich Wilhelm IV., Graf Platen, Frhr. v. Prokesch-Osten, Legationsrath Wentzel, Graf v. d. Goltz, Frhr. v. Rosenberg, v. Savigny, Leopold v. Gerlach, Fürst Gortschakow, Minister v. Schleinitz, Unterstaatssecretär v. Gruner, Prinz Karl von Preußen, Fürst Karl Anton zu Hohenzollern, Graf v. Bernstorff, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kriegsminister v. Roon, Prinz Heinrich VII. Reuß, Graf F. zu Eulenburg, v. Keudell, Frhr. Anton v. Gablenz, Prinz Friedrich Karl, Unterstaatssecretär v. Thile, Kronprinz und König Albert von Sachsen, Fürst Karl von Rumänien, Minister Camphausen, Präsident Delbrück, Minister v. Bülow, Minister v. Mittnacht, Minister v. Pfretzschner, Fürst Chl. v. Hohenlohe, Cardinal v. Hohenlohe, Botschafter Graf Münster, Graf Guido Henckel-Donnersmarck (Gambetta), Graf Otto Stolberg, König Ludwig II. von Bayern, Graf Andrássy. Diese nicht erschöpfende Uebersicht läßt ahnen, welchen hohen Werth diese Actenstücke für die Zeitgeschichte haben; auf Einzelheiten können und brauchen wir nicht mehr einzugehen. Indeß nicht blos für den Historiker sind die Briefe bestimmt, sie bieten jedem für Geschichte Interessirten eine anregende Lectüre. Deshalb wollen wir jetzt vor Weihnachten nochmals auf diesen „An-

hang zu den Gedanken und Erinnerungen“ hinweisen; seine Benutzung wird wesentlich erleichtert durch das jedem Bande beigegebene alphabetische Register. A. Bs.

— Reden und Aufsätze von Richard Richter, Rector am König Albert-Gymnasium und Professor an der Universität Leipzig. Mit einem Bildniß in Heliogravüre. Leipzig 1902. Verlag von B. G. Teubner. Geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ — Auf dieses aus dem Nachlasse des ersten Rectors des ersten königlichen Gymnasiums in Leipzig herausgegebene Buch wollen wir heute nur kurz hinweisen, beabsichtigen aber später nochmals darauf zurückzukommen. Es liegt in dem Buche nicht blos ein theures Vermächtniß des zu früh Verstorbenen an seine alten Schüler vor, es richten sich die Worte des geistvollen Vertreters der humanistischen Bildung nicht blos an Pädagogen. Das Buch verdient, wenn irgend eines, einzuziehen in die deutsche Familie, verdient Beachtung bei Vätern und Müttern. Es sprudelt in ihm ein reicher Quell pädagogischer Weisheit, die aber nirgends in lehrhaft trockner Form auftritt, nirgends engherzig und einseitig ist, sondern immer aus dem vollen Leben, aus reichster praktischer Erfahrung, aus wärmstem Herzen schöpft und stets in anregender, gefälligster Form geboten wird. Nichts Menschliches ist dem Verfasser fremd, und alles Kleinliche lag weit hinter ihm. Diese Bemerkungen mögen für heute genügen, sie sollen unsere Leser nur darauf hinweisen, daß das Buch nicht blos für heranwachsende Söhne eine Mitgabe für das Leben ist, sondern auch für Väter und Mütter unter den Weihnachtsbaum gehört. A. Bs.

— „Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.“ Von Georg Wegener. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. — Der Verfasser gehört zu den besten deutschen Reiseschriftstellern, die wir in der Gegenwart haben; sein Buch „Herbsttage in Andalusien“, das bereits in dritter Auflage vorliegt, und seine „Zum ewigen Eise“ betitelten Schilderungen einer Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer sowie seiner Begegnung mit Andrée und Nansen haben infolge der Treffsicherheit der Beobachtungen, infolge der Klarheit und Beweglichkeit der Darstellung ihm mit Recht diesen Platz verschafft. Auch seine neueste Schrift, die gerade zeitig genug erschienen ist, um noch für den Weihnachtstisch berücksichtigt werden zu können, weist jene Eigenschaften auf. Dr. Wegener befand sich im Sommer vorigen Jahres auf einer Reise zwecks Studiums der deutschen Inselbesitzungen in der Südsee, als ihn in Auckland Nachrichten von den in China ausgebrochenen, das Eingreifen der europäischen Mächte nothwendig machenden Wirren erreichten. Kurz entschlossen brach er die Studienfahrt ab und begab sich nach China, dessen Boden er betrat, kurz bevor die deutsche Panzerdivision in den dortigen Gewässern eintraf. In Shanghai erwartete er das deutsche Obercommando und reiste im Gefolge des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee auf den Kriegsschauplatz. Hier war es ihm vergönnt, einige der wichtigsten und ereignißreichsten Expeditionen mitzumachen, die dazu unternommen wurden, die ganze Provinz Petschili unter wirkliche Herrschaft zu nehmen, d. h. alle noch vorhandenen Boxer-Regungen aufzusuchen und niederzuwerfen, die wichtigsten Punkte des Gebiets mit Garnisonen zu besetzen und durch Etappenstraßen in gesicherte Verbindung zu bringen, alle regulären chinesischen Truppen aber über die Grenze der Provinz zu weisen oder sie im Falle des Widerstandes zu entwaffnen. Eine solche Expedition von Bedeutung war die nach Pautingfu (der Verfasser verwirft die auch bei uns übliche Schreibweise Paotingfu, die lediglich eine orthographische Aushilfe der Engländer und Franzosen darstelle), eine zweite die an den Paß von Tsekingkwan, deren erfolgreiche Durchführung unter der Leitung des Majors v. Foerster gelang, eine dritte der Zug am Fuß der westlichen Gebirge nach Peking. Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt des chinesischen Reiches wandte sich Dr. Wegener nach dem Süden zurück, machte einen Ausflug nach dem deutschen Kiautschougebiete und fuhr dann den Yautsekiang aufwärts, der eine fast glatte Straße von der Meeresküste bis in die westlichsten Theile des Reiches abgiebt, die fruchtbarsten und bestcultivirten Provinzen untereinander in Verbindung setzend. Er befuhr den Strom mehr als tausend Meilen weit in's Innere, bis er in den grandiosen Stromschnellen an der Grenze der Provinz Szetschwan den bekannten Schiffbruch der „Suitsiang“ mit erlebte. Von Chinesen gerettet, aber all' seiner Habe mit Ausnahme der Tagebücher beraubt, kehrte er zur Küste zurück, wo er Mitte Januar d. Js. wieder in Shanghai eintraf. Die Schilderungen, die Wegener im vorliegenden Buche von den erwähnten Zügen und Fahrten, von den Ereignissen und Zuständen in den betreffenden Gebieten giebt, sind ungemein lebendig, anschaulich und von zuverlässigstem Eindruck. Sei es, daß er dem Leser die Verwüstungen in den Gegenden der Kämpfe zwischen Taku und Peking vorführt und das bunte Leben und Treiben in dem großen Militärlager von Tientsin beschreibt, sei es, daß er uns seine Erlebnisse und Beobachtungen auf den verschiedenen Expeditionen mittheilt, wobei er sowohl militärische wie Culturbilder entrollt, sei es daß er den bravourvollen Sturm auf den Paß von Tsekingkwan darstellt oder uns über die stimmungsvollen Grabstätten der herrschenden Kaiserdynastie geleitet, sei es endlich, daß er die interessantesten Theile des Kaiserpalastes, der „verbotenen“ Stadt in Peking schildert oder uns die Bedeutung des Yantse-Thales für die zukünftige Entwickelung Chinas klarlegt, überall folgen wir ihm mit so viel Spannung als Vertrauen und danken ihm zuletzt für die interessante Unterhaltung und mannigfaltige Aufklärung. Daß in dem Buche verschiedene Streiflichter auf das Verhalten der in China gemeinsam engagirten Truppenkörper, besonders auf die Art der deutschen Kriegführung fallen, macht es auch nach dieser Seite hin anziehend. Auch diese Darstellung tritt der Legendenbildung, den sogenannten „Hunnenbriefen“ scharf entgegen und bezeugt, ohne gewisse Mängel bei dieser gemeinsamen Action zu leugnen und jede Einwendung zu unterdrücken, doch unbedingt die musterhafte Disciplin und hervorragende Tüchtigkeit der deutschen Truppen. Es lohnt sich bei der Urtheilsfähigkeit und dem Weitblick des Verfassers, einige der Sätze hier mitzutheilen, in denen er sich über das unmittelbare Ergebniß der deutschen China-Expedition ausspricht. Er betont, wie es für jede Armee von größter Bedeutung sei, daß sie nicht in überlanger Friedenszeit einroste, und wie dieser Feldzug einen neuen Luftzug gebracht und uns zweifellos auch auf manchen Uebelstand aufmerksam gemacht habe. Er vermerkt weiter als politisch wesentlich, daß Graf Waldersee seine schwierige Aufgabe durchaus glücklich gelöst habe, und schreibt dann, von der in Europa herrschenden Unkenntniß des chinesischen Culturkreises ausgehend: „Den bedeutsamsten Ertrag der Expedition sehe ich darin, daß *nun einmal Tausende* von deutschen Männern selbst drüben *gewesen* sind und Land und Volk in einer Weise kennen gelernt haben, wie es bisher nicht möglich war. Diese Kenntniß werden sie zurückbringen und unter unser Volk tragen. Ich sehe ihn ferner darin, daß unsere Heeresleitung durch ein wirkliches, lebendiges Experiment, ein Manöver im großartigsten Stil, zum ersten Mal eine auf keine andere Art zu erringende Vertrautheit mit den Erfordernissen einer überseeischen Machtentfaltung errungen hat. Die gegenwärtigen Ereignisse sind sicher nur eine Einleitung zu kommenden friedlichen oder kriegerischen; es ist daher unschätzbar, daß wir jetzt der Zukunft mit ganz anderer Klarheit über das Erreichbare ins Auge sehen dürfen.“ Der Verfasser hat seine Schilderungen und Berichte, denen er mit Absicht die frische Tagebuch-Niederschrift beließ, durch viele Abbildungen unterstützt. Die große Mehrzahl derselben entstammt seinen eigenen Aufnahmen, nur die von der Yantse-Reise nicht, da die auf letzterer gemachten Aufnahmen bei dem Schiffbruch Dr. Wegener verloren gingen; sie sind aber durchweg im Lande selbst, zum Theil von chinesischen Photographen besorgt. Das Buch ist, um es zum Schlusse noch hervorzuheben, nicht etwa eine systematische Darstellung des chinesischen Feldzugs, sondern eine, ganz unmittelbare Eindrücke der Ereignisse und Zustände wiedergebende persönliche Reisebeschreibung, die zu den sachlichen Darstellungen ersterer Art, soweit sie vorliegen und noch erscheinen werden, eine Ergänzung zu bilden bestimmt und vorzüglich geeignet ist. **

— Die Socialdemokratie die lachende Erbin des südafrikanischen Kieges. Von Hermann Köhler. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1901. — Man soll, auch wenn man ein ganzer oder halber Theologe ist, den Teufel nicht an die Wand malen. Uns gefällt schon die rothe Farbe des Umschlags nicht. Der Herr Verfasser will zeigen, daß der Skandal des Transvaalkrieges schließlich der Socialdemokratie zu Nutzen kommen wird. Zugegeben, daß dies so ist: wozu soll die Beweisführung dienen? Die Engländer lassen deshalb doch Transvaal nicht fahren und uns sind ja (vide Frankreich) die Hände gebunden. Hoffentlich wird noch ein anderer Theil unseres Volkes einst Nutzen von diesem Kriege haben: nämlich der, welcher noch an Gottesgerichte glaubt. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 153. Dienstag, den 24. December, Abends. 1901.

Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer dieser Beilage Sonnabend, den 28. December.

Weihnachtsflora in Sage und Dichtung.

Auch die Pflanzenwelt hat Antheil an unserem finnigsten Feste, und ihre Beziehungen, wie sie uns in Sage und Dichtung entgegentreten, zeugen aufs Neue davon, wie tief das Weihnachtsfest im Gemüthe unseres Volkes wurzelt. Da ist vor Allem der liebe Tannenbaum zu nennen, ohne den wir uns heute keine rechte Christfeier zu denken vermögen. Und doch ist er verhältnißmäßig jüngeren Ursprunges. Die früheste Nachricht über ihn stammt aus dem Jahre 1508. Damals, es war am Sonntage vor Mittfasten, eiferte der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg (1445—1510) in einer geharnischten Predigt gegen allerlei heidnische Gebräuche zur Weihnachtszeit und bemerkte u. A., die Heiden hätten um Neujahr den Jenner oder Jans verehrt „etlich mit tantzen und springen, ander mit stechen, ander mit danreiß in die stuben legen“ u. s. w. Erst um etwa 1600 hatte die Kirche nichts mehr gegen den Tannenbaum einzuwenden, und Gény theilt in der Beck'schen Chronik mit, daß in Schlettstadt zum Christabend „Meyen“, d. h. Tannenbäume, in der Herrenstube aufgerichtet und mit Aepfeln, Oblaten u. A. geschmückt wurden. Am Dreikönigstage (6. Jan.) kamen dann die Kinder, die „Meyen zu schütteln“, d. h. den Christbaum zu plündern. Gleichwohl konnte noch im Jahre 1654 ein reformirter Straßburger Prediger gegen die Sitte, am Christfeste Tannenbäume aufzustellen, als eine zu verwerfende „Lappalie“ eifern. Wir gehen nach alledem gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, daß unser großer Reformator Luther, der das Weihnachtsfest im Kreise der Seinen so echt deutsch zu feiern verstand, dies ohne unsern lieben Tannenbaum that. Erst im 18. Jahrhundert fand letzterer, zumal im protestantischen rechtsrheinischen Deutschland, mehr und mehr Verbreitung, während sich die linksrheinischen, in der Hauptsache katholischen Striche mehr ablehnend verhielten. Das kam daher, daß seit Klopstock (1724—1803) ein frischer germanisch-christlicher Zug zunächst in unsere Literatur gekommen war, der allmälig die weitesten Kreise unseres Volkes zu beherrschen begann. So wurde die Weihnachtstanne geradezu das Sinnbild der deutsch-protestantischen Weihnachtsfeier, und im katholischen Frankreich wurde sie noch lange als „rechtsrheinisch“ und der Protestantismus als „Tannenbaumreligion“ geschmäht. Erst unsern wackern Kriegern von 1870/71 blieb es vorbehalten, die Christtanne auch den Franzosen lieb und werth zu machen, und seitdem feiert der französische Katholik sein Weihnachtsfest ebenso gern unter dem strahlenden Tannenbaume wie sein deutscher Glaubensgenosse. Ohne auf specielle culturhistorische Forschungen hier näher einzugehen, die zumal vielfach zu künstlich und in ihren Ergebnissen zu unsicher sind, genüge es, die Entstehung unseres Brauches auf das Bedürfniß zurückzuführen, in derjenigen Jahreszeit, die als Verkörperung der Nacht und des Todes gelten kann, ein tröstendes und verheißungsvolles Sinnbild des Lichts und des Lebens vor Augen zu haben. Denn die Tage der Wintersonnenwende waren schon den Heiden wegen des nun anhebenden Sieges des Lichts heilig, und kein anderer Baum vermag die Vorstellung des nicht ertödteten Lebens so anschaulich zu verkörpern als die immergrüne Tanne. Das fromme Gemüth freilich vergeistigt diesen Gedanken, indem es dessen gedenkt, der als Licht und Leben der Welt dereinst in ihrer Sündennacht geschenkt ward, und erinnert sich beim Anblick des strahlenden Tannenbaums jenes Baumes im Paradiese, der das nicht zu spenden vermochte, was die Christtanne so finnig verkörpert: Licht und Leben. Sie ist daher mit dem Denken und Fühlen unseres Volkes aufs Innigste verwoben, und der alternde Mann gedenkt unter dem Tannenbaume wehmuthsvoll der seligen Tage seiner Kindheit, da er noch ein Kind war auch im Glauben Ihm gelten die ergreifenden Dichterworte (Ada Christen):

> Hörst auch du die leisen Stimmen
> Aus den bunten Kerzlein dringen?
> Die vergessenen Gebete
> Aus den Tannenzweigen singen?
> Hörst auch du das schüchternfrohe,
> Helle Kinderlachen klingen?
> Schaust auch du den stillen Engel
> Mit den reinen, weißen Schwingen?
> Schaust auch du dich selber wieder
> Fern und fremd nur wie im Traume?
> Grüßt auch dich mit Märchenaugen
> Deine Kindheit aus dem Baume?

Unsern Kriegern draußen in Feindesland ward der Tannenbaum am Weihnachtsfeste ein tröstliches Sinnbild heimathlicher Christfreude, wobei freilich manche stille Zähre über die gebräunten Wangen rann. Da hielten sie zu dritt auf schneebedeckter Flur Feldwacht. Der eine denkt an das liebe Christfest daheim:

> Hei, welch' ein Glitzern und Flimmern
> Nun unter des Baumes Pracht!
> Geblendet sahen wir schimmern,
> Was uns das Christkind gebracht . . .

Der andre hat Weib und Kind in der fernen deutschen Heimath zurückgelassen. Ihm ist's so weh um's Herz:

> Ich dacht' an sie in die Weite,
> Die heut' ohne Vater sind.
> Kein Baum wird ihnen leuchten,
> Und brennt er am Nachbarherd,
> So suchen die Augen, die feuchten,
> Umsonst die Hand, die bescheert . . .

Und der dritte? Er hat die Trauerkunde vom Tode eines gefallenen Kameraden dessen Angehörigen in die deutsche Heimath senden müssen:

> Dort hängt statt bunter Ketten
> Am Christbaum schwarzer Flor,
> Und statt der fröhlichen Metten
> Tönt weinend ein Trauerchor . . .

Den Zurückgebliebenen aber ward der Tannenbaum zu einer eindringlichen Mahnung, Barmherzigkeit zu üben und der in der Ferne kämpfenden Krieger zu denken:

> Der Aermste soll den Baum nicht missen,
> Des Wipfel in dem Himmel ruht:
> So spendet froh und laßt nicht wissen
> Die Linke, was die Rechte thut.

Dem todten Krieger aber in Feindesland weht die einsame Tanne am Christabend Grüße der theuern Heimath nach ins stille Heldengrab:

> „O laß dein Wehen, wilder Wind,
> Hier ruht der deutschen Erde Kind!
> Er schläft allein im weiten Feld,
> Zum Wächter ward ich ihm bestellt — —
>
> Und heute ist die heil'ge Nacht,
> Durch Deutschland glänzt der Lichter Pracht,
> Und Jung und Alt in frohem Traum
> Erfreut sich heut' am Weihnachtsbaum.
>
> Drum schweige still, du wilder Wind,
> Der deutschen Erde todtes Kind,
> Der stille Mann im Grab allein
> Er soll nicht ohne Christbaum sein!
>
> Die Tannenzweige beugen sich
> So friedevoll und neigen sich,
> Vom Himmel hoch strahlt hell herab
> Ein Stern auf das Soldatengrab.“ . . .

Ein köstlicher und fruchtbarer Gedanke ist's, zur Christnacht das leuchtende Himmelszelt mit dem kerzenstrahlenden Tannenbaum zu vergleichen:

Da funkelt von Sternen
Ein himmlischer Baum . . .

ruft bei dessen Anblick der Dichter (Gerok) wonnetrunken aus und lauscht entzückt dem Sphärengesange zum Preise der kleinen, tief gefallenen, nun aber so herrlich erhöhten und begnadigten Erde. Und diesen himmlischen Tannenbaum hat die ewige Liebe zunächst den „Enterbten des Glückes“ angezündet. Wem fiele da nicht Rückert's ergreifendes „Des fremden Kindes heil'ger Christ“ ein?

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vieläftig ausgespannt.

So fern und doch so nah!
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie im Traum —
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum . . .

Nicht so reich vom Kranze der Dichtung umwunden ist die sog. Christblume, auch Weihnachtsrose genannt, Helleborus niger, zur Gattung Nieswurz gehörig. Es ist dies eine ganz wunderbare Pflanze, die in Süddeutschland, der Schweiz u. A. häufig vorkommt. Mitten im Winter, wenn Alles in Eis und Schnee starrt und jedes Leben erstorben scheint, öffnet sie, oft selbst im Schnee begraben, ihre großen weißen, oft zart rosa angehauchten Sternblüthen, ein trostvoller Hinweis auf das unbezwingbare Leben. Die Sage erzählt, der Winter habe sich einst bei der Sonne darüber beklagt, daß sie ihm alle Blumen versagt habe. Darauf erwiderte die Sonne, daß der Winter selbst schuld daran sei, da er ihr kaum 6 Stunden gönne und selbst ihren blanken Spiegel in See und Fluß mit einer Decke verhülle. Doch da besinnt sie sich, daß ja heute Christtag sei: darf sie da noch grollen? Nein! Denn

Haß und Groll gehört der Nacht!
Ich bin am Christtag froh erwacht,
Ich trag' ein Herz voll Lieb' und Dank
Die weite Himmelsbahn entlang
Und möchte Fried' und Freundlichkeit
Ausgießen heut' äonenweit.
Darum verzeih' ich auch dir gern!
Halt auf, hier ist ein Blumenstern;
Bewahre mir das Kindlein fein:
Christröslein soll sein Name sein!
Und auf die Flur voll Schnee und Eis
Sank eine Blume lilienweiß,
Wie Sternenhimmel strahlt ihr Glanz
Tief im smaragdnen Blätterkranz! . . .

Wie sinnig weist diese Sage auch auf die hohe Bedeutung des Christfestes hin: die Versöhnung von Himmel (Sonne) und Erde (Winter)! Freilich darf nicht übersehen werden, daß diese Blume selbstverständlich nicht ausschließlich am Christtage ihre zarten Blätter entfaltet. Herrm. Lingg sieht in der Blume eine liebliche Botin des nun bald nahenden Lenzes:

Kein Blümchen sonst auf weiter Flur;
In ihrem Dornenkleid
Nur sie, die niedre Distel nur,
Trotzt allem Winterleid;
Das macht, sie will erwarten still,
Bis sich die Sonne wendet,
Damit sie weiß, daß Schnee und Eis
Auch diesmal wieder endet. . . .

Eine interessante Christpflanze ist ferner die Mistel (Viscum album). Dieselbe schmarotzt auf Bäumen (Eichen) und bildet einen rundlichen Busch mit gabeltheiligen Aesten und lederartigen, immergrünen, dünnen Blättern, zwischen denen die kleinen, gelbgrünen Blüthen sitzen. Im Winter tragen die weiblichen Pflanzen die weißen, klebrigen Beeren, die von einigen Vögeln (Misteldrossel, Seidenschwanz) gern gefressen werden. Die Mistel war unsern Vorfahren heilig. Die gegabelten, im Winter goldgrün berindeten Zweige waren als Zauberruthen das Vorbild der Glücks- oder Wünschelruthe, und Odin hält in der Hand den „Wunsch“, die Winterruthe, mit der er Brunhilde und die gesammte Natur in den Winterschlaf versenkt, bis der jugendfrische Siegfried (Frühling) kommt, den Eispanzer zerschneidet und die Schlafende wachküßt. Mit dieser Ruthe tödtet der blinde Wintergott Hödur den lichten Sonnengott Balder. Der Gabelzweig der grünen Mistel, die, da ihr Dasein und ihre Fortpflanzung ohne sichtbare menschliche Mitwirkung sich vollzieht, für eine Himmelsspende galt, war Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft, da er allein im Winter zu leben scheint, und daher heilkräftig und wunderwirkend. Die Druiden sammelten sie von den Eichen und verehrten sie. Das Christenthum deutete das gabelförmige Holz als „heiliges Kreuzholz“, um ihm seinen heidnischen Charakter zu benehmen. In Frankreich laufen um Neujahr die Kinder mit Mistelbüscheln umher und heischen Gaben, und in England werden am Christfeste an der Decke der Zimmer Mistelzweige befestigt. Sie gewähren den Männern das Recht, jedes weibliche Wesen, das sich darunter befindet, zu küssen; dasselbe darf aber dann auf Vermählung in diesem Jahre nicht mehr hoffen. Mit dem Mistelzweig bildet die Stechpalme, auch Christdorn genannt, Ilex aquifolium, für den Engländer den pflanzlichen Hauptschmuck des Christfestes. Ueberall findet man den zierlichen Strauch theils in Töpfen, theils werden die Zweige mit den glänzenden, dunkelgrünen, wellenförmig gezackten, dornig spitzen Blättern einzeln oder zu Sträußern gebunden an den Gegenständen befestigt, theils ziehen die Kinder mit ihnen singend von Haus zu Haus. Besonders freundlich muthet die Stechpalme an, wenn aus dem dunklen Grün die kleinen purpurnen Beeren hervorlugen. Aber mit unserem trauten Tannenbaume kann weder sie noch eine andere Weihnachtspflanze an Sinnigkeit und poesievollem Zauber verglichen werden. *π.*

Bücherbesprechungen.

— Für Freunde mundartlicher Dichtung. Mit lebhafter Genugthuung ist Alles zu begrüßen, was dem Borne der echten Volksmundart entquillt und deshalb geeignet ist, die Freude am deutschen Volksthum zu kräftigen und zu stärken. Zum Glück fehlt es in keiner Gegend unseres Vaterlandes an Poeten, die am liebsten sich in den Klängen bewegen, die in ihrer Heimath aus dem Munde des Volkes an ihr Ohr schlagen. Im Samland und im Elsaß, in den Marschen Frieslands und in Tirol pflegt man die Mundart. Der ebenso thörichte wie erfolglose Kampf des engherzigen Bildungsdünkels gegen „derer Oerter Sprache“, wie Martin Opitz geringschätzig sagt, dürfte nachgerade auf der ganzen Linie eingestellt sein. Wir machen die Liebhaber deutscher Dialektdichtung auf einige soeben erschienene Bücher dieser Art aufmerksam.

1) In de Fierabendstied. En plattdütsch Geschichtenbook von Friedrich Freudenthal. Zweite Auflage. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. Preis 1 ℳ 75 ₰, gebunden 2 ℳ 25 ₰. — Die erste Auflage dieses Geschichtenbuches hat im Jahre 1889 noch Klaus Groth mit freudigem Beifalle begrüßt. Begeistert rühmt er, wie trefflich der Verfasser Land und Volk der Lüneburger Heide kenne und wie köstlich er sie in ihrer Eigenart darzustellen wisse. Wirklich trifft Freudenthal den treuherzig schwerfälligen Ton des einfachen Käthners, des „Sleefkeerls“ und Moldenhauers ebenso genau wie den anspruchsvolleren des „Honoratschoren“. Es ist eine wahrhaft erstaunliche Sicherheit der Beobachtung und Kunst der Gestaltung, mit der er seine Personen in Ernst und Scherz reden läßt. Ich glaube, es ist beinahe nicht zu viel gesagt, wenn man Freudenthal in eine Reihe stellt mit den Classikern der plattdeutschen Mundart Fritz Reuter, Klaus Groth und John Brinckman. Hoffentlich folgt die dritte Auflage der zweiten rascher als diese der ersten. Das Buch verdient Kennern und Freunden plattdeutscher Sprache wärmstens empfohlen zu werden.

2) Jan un Hinnerks gesammelte Werke. Herausgegeben von Franz Poppe. Mit Zeichnungen von Bernhard Winter, Hugo Börner, Wilhelm Büppelmann, Arnold Schröder u. A. I. Bändchen. Vadderfnack twüschen Jan un Hinnerk. Billige Volksausgabe. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. Preis 1 ℳ — Jan van Moor und Hinnerk van der Aue sind in plattdeutschen Landen etwa dasselbe, was dem Berliner Müller und Schulze sind: die Träger und Ver-

treter des urwüchsigen Volksthums. Von den zahllosen Späßen und Schnurren, die ihnen nacherzählt oder zugeschrieben werden — denn ihre Gestalten sind schon von Sagen umwoben wie etwa Till Eulenspiegel — hat Franz Poppe eine Sammlung veranstaltet und bietet hier eine Auswahl des Besten und Witzigsten daraus. Wer den Werth eines herzlichen befreienden Lachens zu schätzen weiß, der wird dem Herausgeber für seine Bemühung und seinen Fleiß dankbar sein und seiner Sammlung gedeihlichen Fortgang wünschen. Es sollen noch drei bis vier Hefte nachfolgen, wenn das erste guten Absatz findet. Wir sind nicht in Zweifel, daß dies der Fall sein wird. Jan und Hinnerk, die bei ihren niederdeutschen Landsleuten längst in hohem Ansehen stehen, werden sich durch ihren kräftig derben und doch nie rohen Witz gewiß bald auch in Mittel- und Oberdeutschland zahlreiche Freunde erwerben.

3) Bergmoasl'n und Spötterln. Gedichte in oberbayerischer Mundart von A. Dreyer. München, 1902. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis 1 ℳ, gebdn. 1 ℳ 80 ₰. — Der Dichter hat seinen Titel gut gewählt. An den immer vergnügten Bergmeisen und den neckischen Spottdrosseln hat er sich ein Muster genommen für seine Liedeln. Und das übermüthig ausfällige Schnadahüpfl steht ihm akrat so gut zu Gesicht wie das harmlos drollige Späßchen. Aber auch des Lebens bittren Ernst läßt er einige Mal zu Worte kommen, und auch dafür weiß er der Mundart die rechten Töne abzugewinnen. Das Bergland von Oberbayern ist offenbar besonders fruchtbar an Poeten. Wir hoffen, daß man Dreyer's Namen bald mit Ehren neben den früheren bayrischen Dialektdichtern Kobell, Stieler, Auzinger, Graf, Mair, Feller u. s. w. nennen wird.

4) Heimathklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Oskar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Zweiter Band: Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1901. Preis gebunden 2 ℳ 60 ₰. — Der vorliegende Band schließt die Sammlung der Heimathklänge. Band I (Aus Marsch und Heide) und Band III (Aus Hochland und Schneegebirg) sind schon früher erschienen. Wenn maßgebende Beurtheiler sich schon zu den vorherigen Bänden mit voller Anerkennung ausgesprochen haben, so werden sie die Vollendung der Sammlung erst recht mit herzlicher Freude begrüßen. Denn diese drei Bände stellen, wie sie nun vorliegen, eine Uebersicht über die deutsche Mundartdichtung aller Gaue dar, wie wir sie in solcher Art bisher noch nicht gehabt haben: eine inhaltlich charakteristische Auswahl, die sich darstellt als ein gutes Stück deutscher Volkskunde; eine solche, aus der die Jugend Freude an der Mundart lernen, aus der der Erwachsene Verständniß für die Eigenart der verschiedenen Stämme und Provinzen des deutschen Vaterlandes gewinnen soll. In den letzten Heften der Zeitschrift für den deutschen Unterricht spricht Hermann Boll über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der Sprache der Gegenwart. Obenan steht ihm unter den letzteren die stetig steigende Werthschätzung der Mundarten, für die er zahlreiche Zeugnisse beibringt. Die Dähnhardt'sche Sammlung der „Heimathklänge", mit Sorgfalt und gutem Geschmack ausgewählt, kommt für diese Strömung eben rechtzeitig. Die Verlagshandlung, wirksam unterstützt von einem geschickten Zeichner, hat das Buch sehr festlich ausgestattet. So stellen die drei Bände „Heimathklänge" eine äußerst werthvolle Gabe dar, die sicherlich auch unter dem Weihnachtsbaum Vielen hochwillkommen sein wird. R. B.

— Teuerdank. Fahrten und Träume deutscher Maler. Zwanglose Bilderfolge lebender Künstler. 6.—8. Folge. Berlin, Verlag von Fischer und Franke. Das Heft 1,50 ℳ — „Wie der Teuerdank des Kaisers Max nicht nur in seinem Texte, sondern in erster Linie auch in seinen Bildern ein Spiegelbild seiner Zeit und ihrer Kunst ist, so soll auch dieser neue Teuerdank ein Spiegelbild sein unserer Zeit, ein Ausdruck dessen, was die Künstlerseele bewegt, allerdings abseits wandelnd von den Pfaden undeutscher Großstadtkunst, die mit dem Volksleben keine Berührung hat und nur die Moden des Auslandes nachzuahmen pflegt." Das ist das viele Wahrheiten enthaltende Programm des seit etwa dreiviertel Jahren erscheinenden Unternehmens, mit dem die für gute deutsche Buchkunst wirkende und erfolgreich thätige Verlagshandlung sich im Sinne der deutschen Kunst ein großes Verdienst erwirbt. Was uns das Unternehmen besonders werthvoll erscheinen läßt, ist neben der Thatsache, daß es sich in den Dienst der neuen, unserer zeitgenössischen Kunst stellt, der Umstand, daß wir eine Originalkunst vor uns haben, die die Werke der Künstler unverfälscht zum Ausdruck bringt, ohne sich der Zwischenhand eines reproducirenden Künstlers bedienen zu müssen. Das thun freilich die Malerradirung, die Originallithographie und andere graphische Ausdrucksmittel auch. Eine volksthümliche Kunst darf aber nicht mit hohen Preisen rechnen. Die Möglichkeit billige und gute Kunstblätter zu liefern haben uns erst die photomechanischen Vervielfältigungsarten der Gegenwart geboten. Es ist staunenswerth, was heutigen Tages da geleistet wird, und es ist bewunderungswürdig, was für die künstlerische Erziehung des Volkes — ein Schlagwort, das man jetzt nicht mehr gut entbehren kann — gethan wird. Wenn nur das Volk auch seinerseits in die dargebotene Hand einschlagen und sich erziehen lassen wollte! Eine Zeichnung, wie sie der „Teuerdank" darbietet, kostet das Blatt 12—15 Pfennige! Da kann man doch wahrhaftig nicht mehr davon reden, daß die Kunst eine Prärogative der Vermögenden sei! Wir kommen auf das alle Anerkennung verdienende Unternehmen der Verlagshandlung in anderem Zusammenhange zurück. Wir empfehlen es allen Denen, die Freude haben an dem frisch pulsirenden Leben unserer modernen Kunst. j.—

— Camillo Sitte: Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. 3. Auflage. Verlag von Graeser & Co. Wien 1902. Preis 5,60 ℳ, gebdn. 7 ℳ — Als das Buch vor 12 Jahren zum ersten Male erschien, war es Vielen, als würde die Thür einer dunkeln Kammer geöffnet, um warmen, belebenden Sonnenschein hereinzulassen. Allenthalben war das Aufsehen groß, der Kölner Stadtbaurath Stübben und der Aachener Professor Henrici traten auf den Plan. In hitzigen Kämpfen wurden verschiedene Ansichten verfochten, aber darin waren sich Alle einig, daß wir bisher in trostloser Genügsamkeit unsere Baublocks aneinandergereiht und in erschreckender Einförmigkeit die Straßen möglichst gerade und möglichst langgezogen hatten. Damals stießen einige Städte ihre Bebauungspläne kurzer Hand um und betrauten Sitte und andere Meister der künstlerischen Richtung mit der neuen Aufstellung. Einige Städte erließen Preisausschreiben; so entstand der wundervolle Plan Henrici's für Münchens Weichbild. An anderen Orten, und leider solchen, die uns recht nahe liegen, behielt der Ingenieur sein Schema bei und zog seine Straßen so, wie das Reißbrett es eben gab. Solche Pläne machten den Eindruck von Vorarbeiten, sie sind in einem Stadium, von welchem sie nun erst auf eine künstlerische Höhe gehoben werden müßten. Und diese künstlerische Durcharbeitung ist eine unabweisbare Nothwendigkeit. Wir geben so viel Geld und Arbeit und Können hin, um schöne Häuser, schöne Brunnen und Denkmäler zu errichten. All' das ist zum guten Theile weggeworfen, wenn wir keine Straßen und Plätze schaffen, an und auf denen sie wirken können und zur Geltung kommen. Deshalb setzt man aller Orten Denkmäler auf alte Plätze. Speciell in Leipzig hat man jetzt wieder den kleinsten Platz ausgesucht, um ein Goethedenkmal aufzustellen, und es ist zweifellos, daß die Wirkung des Naschmarktes, zumal wenn man sich entschließen könnte die Treppe zur Börse in ihrem ehemaligen Zustande wieder herzustellen und die famosen Spatzenbäume an die Grimmaische Straße vorrückte, eine ganz außerordentlich reizvolle sein wird. Die Beseitigung des häßlichen Brunnens, zum mindesten seine Umwandlung in ein flaches Wasserbecken im Schatten der Bäume ist wohl selbstverständlich. Erwähnt sei hier, daß die innere Stadt noch ein nicht beachtetes Plätzchen birgt, das zwar nicht durch schöne Bauten, aber durch die ganz ungewöhnlich interessante und glückliche Führung der Straßen ausgezeichnet ist: der Schnittpunkt von Brühl und Hainstraße. Wer die Grundsätze künstlerischen Städtebaues kennt und studirt, wie diese Straßen zusammengeführt und dann nach der Vorstadt geöffnet sind, wird erkennen, wie glücklich die Lösung ist. Ein Denkmal Richard Wagner's — allerdings nur ein kleines, aber zu einem großen scheint es ja nicht zu kommen — mit dem Blick auf die Stelle seines Geburtshauses käme hier zu bedeutender Wirkung, während es sich in der Promenade verliert. Die drohende Freilegung der Südseite der Thomaskirche ist ja durch den Neubau der Superindentur abgewendet und damit die ruhige geschlossene Wirkung dieses Kirchenplatzes erhalten. Die geplante Verlängerung der Thomasgasse aber wird von jedem künstlerischen Sachverständigen als ein städtisches Unglück betrachtet werden, denn die glückliche und ruhige Geschlossenheit des Marktplatzes ist dann für immer vernichtet! Sitte's Buch, in dem eine umfangreiche Arbeit

steckt, lehrt uns die Schönheit, die Feinheit und Zweckmäßigkeit alter Platzanlagen, Straßenführungen und Straßenkreuzungen kennen. Es beginnt mit der Antike, geht durch Mittelalter und Renaissance bis zu dem öden Schematismus unserer Zeit. Es umfaßt dabei Beispiele aus fast ganz Europa in Grundrissen und Ansichten. In frischem, warmherzigem Tone erörtert Sitte die „Beziehung zwischen Bauten, Monumenten und Plätzen", das „Freihalten der Mitte" und die so wichtige „Geschlossenheit der Plätze". Er bespricht und erklärt dann die „Unregelmäßigkeiten alter Plätze", welche so oft sich zu so reizvollen „Platzgruppen" steigern. Den alten „Platzanlagen im Norden Europas" läßt er dann „Die Motivarmuth und Nüchternheit moderner Stadtanlagen" folgen. In richtiger Weise zieht er dann noch „Die Grenzen der Kunst bei modernen Stadtanlagen". Nochmals sei das Buch warm empfohlen! Zumal auch den Verwaltungen mittlerer und kleiner Städte, in denen noch ein malerischer alter Kern von Platz- und Straßenanlagen erhalten ist, wird es zur Weiterführung in einheitlichem Sinne von größtem Nutzen sein. —nn.

— Die Blüthe der Malerei in Holland von Adolf Philippi. Mit 299 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, Verlag von E. A. Seemann 1901. 2 Theile, brosch. à 5 ℳ — Die vorliegenden beiden Theile gehören einem größeren Werke an, das der Verfasser unter dem Titel „Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen" seit einigen Jahren herausgiebt. Bis jetzt sind fünfzehn reich illustrirte Bändchen erschienen, die mit der italienischen Vorrenaissance beginnen; in einem weiteren Bande, der kommenden Jahres erscheinen soll und das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert behandeln wird, soll das ganze Werk zum Abschluß kommen. Wir haben hier keinen der gewöhnlichen Abrisse der Kunstgeschichte vor uns, sondern ein umfangreiches Werk, wie es in der kunstwissenschaftlichen Literatur noch nicht existirt. Sein großer Werth ist längst, auch in dieser Zeitung schon, anerkannt worden. Es ist kein Werk, das wir dem in die Hände geben würden, der anfängt kunstgeschichtliche Studien zu betreiben, obschon sich die Darstellung von der Beimischung doctrinärer Behandlung freihält. Wir glauben eher, daß das Buch für Solche geschrieben ist, denen die wichtigsten Thatsachen der Kunstgeschichte, die Merkmale der einzelnen Stilperioden u. s. w. bekannt sind. Selbst der Mann der Wissenschaft, der sein Wissen aus Monographien zu schöpfen pflegt, wird stets gern zu dem Philippi'schen Buche greifen, wenn er sich über einen ganzen Abschnitt der Kunstgeschichte in einer lesbaren Form orientiren will. Das Werk ist in jeder Hinsicht ein Meisterstück. Dem Verfasser ist vornehmlich die große Gabe zueigen, daß er schlagend zu charakterisiren versteht. Wo es die Materie verlangt, ist er eingehend, seine Schilderung ist aber nie ermüdend. Feine subjective Beobachtungen, die selbst dem mit dem Stoffe vertrauten Leser die Lectüre zum Genuß machen, sind zahlreich, das Werk ist wirklich etwas Neues, das die Berechtigung für seine Existenz nicht zu erweisen braucht. Die beiden hier vorliegenden Bände behandeln die niederländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts; der erste Band den großen Porträtisten Frans Hals und den Größten aller Großen: Rembrandt, sowie die um Beide sich gruppirenden Meister; der zweite Band die Landschafts- und Cabinetsmaler. Für den Kunstgelehrten, der an einen größeren Leserkreis appellirt, giebt es vielleicht keine schwierigere Aufgabe als die Kunst dieser geistreichen holländischen Kleinmaler unter Vermeidung einer trockenen schematischen Aufzählung so darzustellen, daß das Capitel lesbar wird und den Leser für die Materie zu begeistern vermag. Zahlreiche, gut ausgewählte Abbildungen erläutern den Text. Kunstfreunden sei das gediegene Werk warm empfohlen. j.—

— Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. II. Das Mittelalter. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Dr. Josef Neuwirth. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Jeder Band eleg. gebdn. 7 ℳ — Anton Springer, der Meister der neueren Kunstgeschichte, ist nun elf Jahre todt. Sein Name lebt aber fort, für alle Zeit in der Wissenschaft, der er so erfolgreich gedient hat, und hoffentlich noch recht lange in den Werken, die er uns gleichsam als ein Vermächtniß hinterlassen hat. Das Handbuch der Kunstgeschichte, von dem einzelne Theile jetzt schon in sechster Auflage erschienen sind, ist von allen wohl das populärste, das, was im Laufe der Jahre die meiste Verbreitung gefunden hat. Ursprünglich war das Buch als Textband zu Seemann's kunsthistorischen Bilderbogen erschienen, dann wurde bei einer Neubearbeitung der Titel „Grundzüge der Kunstgeschichte" gewählt, jetzt erscheint es als ein die gesammte moderne Forschung umfassendes Handbuch, das in vier Theile zerfällt, deren jeder ein selbständiges Ganzes bildet. Die Verlagshandlung hat Recht, wenn sie diesem Werke, das wie kaum ein anderes seines Gleichen den Stempel einer genialen Arbeit trägt, ihre besondere Aufmerksamkeit fortdauernd zuwendet und es durch textliche Neubearbeitung und durch Verbesserung und Vermehrung der Abbildungen auf der Höhe der Zeit und der Kunstwissenschaft erhält. Der das Mittelalter behandelnde Theil ist von Josef Neuwirth in Wien, der besonders auf dem Gebiete der böhmischen mittelalterlichen Kunstgeschichte grundlegende Arbeiten veröffentlicht hat, bearbeitet worden. Man darf sagen, daß es durchweg im Springer'schen Geiste geschehen ist, überall in tactvoller Form, überall den modernen Anforderungen Rechnung tragend. Auch das Illustrationsmaterial ist vorzüglich, nicht nur ausgewählt, sondern auch hinsichtlich der technischen Ausführung. Man denke, daß die beiden hier vorliegenden Theile außer einer ganzen Reihe von Tafeln nicht weniger als 830 Abbildungen im Text enthalten, und zwar die meisten auf Grund von photographischen Aufnahmen angefertigt. Neu ist, daß diesmal den Bänden eine größere Reihe farbiger Tafeln beigegeben worden ist. Die Verlagshandlung ist seit Jahr und Tag erfolgreich bemüht, den Dreifarbendruck (den eine artistische Anstalt in Zwickau in Sachsen am besten herstellt) zu pflegen und in die Kunstwissenschaft einzuführen. Die Tafeln, die hier vorliegen, sind ausgezeichnet gelungen. Es ist auch für den Fachmann eine Freude, die Springer'sche Kunstgeschichte in ihrer neuen Form zu durchblättern und sich an dem Dargebotenen zu erfreuen. Was kann der Laie Alles aus dem schönen Werke lernen! j.—

— Gerhard v. Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Von Constantin v. Kügelgen. Mit 103 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Stichen. Verlegt bei Richard Wöpke, Leipzig, 1901. Geb. 6 ℳ — Ein mit großer Liebe, mit Fleiß und Sachkenntniß geschriebenes Buch. Der Name Kügelgen ist den Gebildeten unseres Volkes wohl bekannt. Wer kennt nicht die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", dieses gemüthvolle Buch und seinen Verfasser Wilhelm v. Kügelgen? Dieser ist der Sohn des Porträtisten, dem die vorliegende Monographie gewidmet ist. Wie die Kunst des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts leider auch heutigen Tages vielfach noch von der Geschichtsschreibung als Aschenbrödel betrachtet wird — giebt es doch Kunstgeschichten, die den Namen Anton Graff's nicht kennen —, so wird man sich nicht wundern können, wenn auch Gerhard v. Kügelgen eine vergessene Größe ist, zumal er in öffentlichen Galerien (ausgenommen etwa das Leipziger Museum) kaum vertreten zu sein pflegt. Der Name Gerhard's v. Kügelgen ist gegenwärtig vielleicht am meisten noch den Freunden Goethe's bekannt, von dem er eines der bekanntesten Porträts gemalt hat, jenes im Jahre 1808 entstandene Brustbild, das jetzt die Universitätsbibliothek zu Dorpat aufbewahrt und von dem verschiedene Repliken bekannt sind, u. A. eine vielfach vervielfältigte aus Privatbesitz in Esthland. In Stichen oder Lithographien bekannt und vervielfältigt sind außerdem Bildnisse Kügelgen's von Schiller, Herder und Wieland — wer fragt sonst nach seinen Werken und nach seiner Kunst? Der Verfasser — wohl ein Nachkomme des Künstlers? — hat sich um das Andenken seines Vorfahren ein entschieden großes Verdienst erworben. Jeder Biograph hat bekanntlich das schöne Recht, in gewissem Sinne ein Enthusiast zu sein. Wer würde das im vorliegenden Falle nicht für richtig halten? Aber etwas zu weit geht der Verfasser, wenn er Gerhard v. Kügelgen gleich neben Anton Graff stellt und behauptet, daß er auf dem Gebiete des Porträtfaches die übrigen seiner Zeitgenossen weit überragt habe. Hier darf doch vor Allem Johann Heinrich Tischbein (der spätere Casseler Akademiedirector) und auch Wilhelm Tischbein (der Goethe-Tischbein) nicht vergessen werden; namentlich der erstere giebt sich in einer Reihe von Bildnissen (Oeser's Töchter, der Kunstsammler Winkler) als ein Künstler ersten Ranges zu erkennen. Das soll indessen nur eine kleine Berichtigung sein. Das Buch ist auch illustrativ sehr reich ausgestattet: über hundert Bilder schmücken es, meist Bildnisse, aber auch Ansichten u. s. w. Die Ansicht von Rom „Um 1750" auf Seite 13 ist in der Hauptsache ein Phantasiestück und unbrauchbar. Zu dem Goethe-Bildniß bemerkt Ausführlicheres Zarncke in seinem Verzeichniß in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 11. Band Nr. I S. 29 ff. j.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 154. Sonnabend, den 28. December, Abends. 1901.

Das Gewerbegerichtsgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 29. September 1901.

Von Stadtrath Dr. Troitzsch-Wurzen.

Mit dem 1. Januar 1902 tritt das Gesetz vom 30. Juni 1901 zur Abänderung des Gesetzes, betreffend die Gewerbegerichte, vom 29. Juli 1890 in Kraft. Der Text des Gewerbegerichtsgesetzes in der vom genannten Zeitpunkt an geltenden Fassung ist im R.G.Bl. für 1901 S. 353 f. bekannt gegeben. Im nachstehenden Aufsatz sollen die von dem bisherigen Rechte sich ergebenden Abweichungen hervorgehoben werden.

I. Errichtung und Zusammensetzung der Gewerbegerichte. 1) Nach bisherigem Rechte (§. 1 Abs. 1 u. 2 des Gs. i. d. a. F.) war die Errichtung der Gewerbegerichte lediglich dem Ermessen der Gemeindebehörde überlassen; der Landescentralbehörde war nach §. 1 Abs. 5 die Befugniß eingeräumt, die Errichtung anzuordnen auf Antrag betheiligter Arbeitgeber oder Arbeiter. Nach §. 2 d. Gs. i. d. n. F. muß für Gemeinden, welche nach der jeweilig letzten Volkszählung mehr als 20000 Einwohner haben, ein Gewerbegericht errichtet werden. Die Landescentralbehörde ist verpflichtet, falls die zur Anordnung der Errichtung zuständige Behörde der Aufforderung zur Errichtung nicht nachkommt, die Errichtung anzuordnen. Es bedarf in diesem Falle keines Antrages der betheiligten Arbeitgeber oder Arbeiter. Bezüglich der Gemeinden unter 20000 Einwohner bleibt die Errichtung den Gemeindebehörden überlassen; auch kann auf Antrag die Landescentralbehörde für diese Gemeinden die Errichtung anordnen. 2) Die Zuständigkeit der Gewerbegerichte ist nach §. 4 Ziffer 1, 3 und 4 d. Gs. i. d. n. F. ausgedehnt worden auf Streitigkeiten über 1. die Aushändigung oder den Inhalt eines Lohnbuches, Arbeitszettels oder Lohnzahlungsbuches, 2. über die Rückgabe von Zeugnissen, Büchern, Legitimationspapieren, Urkunden, Geräthschaften, Kleidungsstücken, Cautionen u. dergl., welche aus Anlaß des Arbeitsverhältnisses übergeben worden sind, 3. über Ansprüche auf Schadenersatz oder auf Zahlung einer Vertragsstrafe wegen Nichterfüllung oder nicht gehöriger Erfüllung der Verpflichtungen, welche die in §. 4 d. Gs. i. d. n. F. unter Nr. 1—3 bezeichneten Gegenstände betreffen, sowie wegen gesetzwidriger oder unrichtiger Eintragungen in Arbeitsbücher, Zeugnisse, Lohnbücher, Arbeitszettel, Lohnzahlungsbücher, Krankencassenbücher oder Quittungskarten der Invalidenversicherung. 3) Ausschluß der Zuständigkeit der Gewerbegerichte durch Schiedsverträge. (§. 6 Abs. 2 d. Gs. i. d. n. F.) Schiedsverträge dieses Inhalts für künftige Streitigkeiten sind nur dann rechtswirksam, wenn nach dem Schiedsvertrage bei der Entscheidung von Streitigkeiten Arbeiter und Arbeitgeber in gleicher Zahl mitzuwirken haben unter einem Vorsitzenden, welcher weder Arbeitgeber oder Angestellter eines betheiligten Arbeitgebers, noch Arbeiter ist. Im Uebrigen gelten die Bestimmungen der R.C.P.O. Die Bestimmung unter 3) war dem bisherigen Rechte fremd. 4) Mitglieder des Gewerbegerichts. Das im §. 10 d. Gs. i. d. a. F. aufgestellte Erforderniß, wonach zum Mitgliede eines Gewerbegerichts nur berufen werden soll, wer im Gerichtsbezirke mindestens zwei Jahre wohnt oder beschäftigt ist, ist für den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter beseitigt und gilt gegenwärtig nach §. 11 Satz 2 d. Gs. i. d. n. F. nur noch für die Beisitzer. 5) Wahlberechtigte Personen. Nach §. 13 d. Gs. i. d. a. F. waren als Voraussetzung des activen Wahlrechtes aufgestellt: a) Vollendung des 25. Lebensjahres, b) mindestens einjährige Wohnung oder Beschäftigung im Bezirke des Gewerbegerichts. §. 14 d. Gs. i. d. n. F. hat das Erforderniß unter a) beibehalten, fordert dagegen bezüglich des Erfordernisses unter b) nur, daß der Wähler im Bezirke des Gerichts wohnt oder seine Beschäftigung hat. 6) Wahl und Wahlverfahren. Ueber die Wahl und das Wahlverfahren bestimmte §. 13 Abs. 4 d. Gs. i. d. a. F., daß nähere Bestimmungen hierüber durch Statut getroffen werden sollten, insbesondere festgesetzt werden könnte, daß bestimmte gewerbliche Gruppen je einen oder mehrere Beisitzer zu wählen hätten. Diese Bestimmung ist beibehalten worden. (§. 15 Abs. 1 S. 1 und 2 d. Gs. i. d. n. F.) Außerdem ist es zulässig, durch Statut nachstehende Bestimmungen zu treffen: Regelung nach den Grundsätzen der Verhältnißwahl, Beschränkung der Stimmabgabe auf Vorschlagslisten, die bis zu einem im Statut festgesetzten Zeitpunkte vor der Wahl einzureichen sind. Weiterhin ist angeordnet, daß, falls nach dem Statut die Gemeindebehörde die Wahllisten aufzustellen hat, Polizeibehörden und Krankencassen, welche im Bezirke des Gewerbegerichts bestehen, der Gemeindebehörde auf Verlangen die zur Aufstellung der Listen erforderlichen Unterlagen zugänglich zu machen haben. 7) Arbeitgeber und Beisitzer. a) Während in dem Gewerbegerichtsgesetz vom 29. Juli 1890 eine Bestimmung des Begriffs „Arbeitgeber“ fehlte, bestimmt §. 16 d. Gs. i. d. n. F., daß als Arbeitgeber diejenigen selbständigen Gewerbetreibenden, welche mindestens regelmäßig einen Arbeiter das Jahr hindurch beschäftigen, anzusehen sind. Die Bestimmung des §. 14 Abs. 1 d. Gs. i. d. a. F., wonach den Arbeitgebern im Sinne des Gesetzes die mit Leitung eines Gewerbebetriebes oder eines bestimmten Zweiges desselben betrauten Stellvertreter der selbständigen Gewerbetreibenden gleich zu achten sind, soweit sie nicht Betriebsbeamte, Werkmeister oder mit höheren technischen Dienstleistungen betraute Angestellte, deren Jahresverdienst an Lohn oder Gehalt 2000 M nicht übersteigt, sind, ist auch in der neuen Fassung — §. 16 Abs. 1 S. 2 — beibehalten worden. b) In §. 13 Abs. 3 d. Gs. i. d. a. F. war die auch jetzt noch geltende Bestimmung — §. 14 Abs. 3 d. Gs. i. d. n. F. — getroffen, daß Mitglieder einer Innung, für welche ein Schiedsgericht gemäß den Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung errichtet war, sowie deren Arbeiter als Beisitzer, weder wählbar noch wahlberechtigt sind. Die nothwendige Folge dieser Bestimmung war, daß Arbeitgeber, die als Beisitzer gewählt waren, ihr Amt verloren, sobald sie einer Innung, für welche ein Schiedsgericht bestand, beitraten. Das Gleiche galt von den als Beisitzer gewählten Arbeitern, wenn sie nach der Wahl in Dienste eines Arbeitgebers traten, der einer Innung, für welche ein Schiedsgericht bestand, angehörte. Um dieses außerordentliche Ausscheiden zu vermeiden, ist in §. 21 Abs. 2 d. Gs. i. d. n. F. bestimmt, daß aus den Arbeitgebern entnommene Beisitzer, die erst nach der Wahl Mitglieder einer Innung, für die ein Schiedsgericht besteht, werden, sowie aus den Arbeitern entnommene Beisitzer, die erst nach der Wahl bei einem Mitgliede einer solchen Innung in Arbeit treten, bis zur nächsten Wahl im Amte bleiben.

II. Verfahren. 1) Zuständigkeit des Gewerbegerichts. Nach §. 25 d. Gs. i. d. a. F. war das Gewerbegericht zuständig, in dessen Bezirk die streitige Verpflichtung zu erfüllen war. Durch §. 27 d. Gs. i. d. n. F. ist die Zuständigkeit erweitert worden. Neben dem Gewerbegerichte, in dessen Bezirke die streitige Verpflichtung zu erfüllen ist, ist auch das Gewerbegericht, in dessen Bezirke die gewerbliche Niederlassung des Arbeitgebers sich befindet oder das Gewerbegericht, in dessen Bezirke beide Parteien ihren Wohnsitz haben, zuständig. Unter mehreren zuständigen Gewerbegerichten hat der Kläger die Wahl. 2) Zustellungen. Durch das Gesetz vom 30. Juni 1901 sind die Bestimmungen über die Bewirkung der Zustellung nicht geändert worden. Die Bestimmung des §. 31 Abs. 4 d. Gs. i. d. a. F., daß,

falls die Zustellung durch die Post erfolge, eine Bescheinigung der Uebergabe an die Post nicht erforderlich sei, ist in das neue Gesetz, da sie überflüssig erscheint, nicht übergegangen. 3) Gang des Verfahrens bei Säumniß einer Partei oder der beiden Parteien in den zur Fortsetzung der Verhandlung bestimmten Terminen. a) Bisheriges Recht. Nach §. 41 d. Gs. i. d. a. F. war beim Nichterscheinen beider Parteien oder einer der Parteien das Urtheil unter Berücksichtigung der bisherigen Verhandlungen insbesondere einer etwaigen Beweisaufnahme zu erlassen; auch war das Gericht im Falle des Nichterscheinens beider Parteien befugt, die Sache für ruhend zu erklären. Von dem Erlaß eines Urtheils konnte das Gericht sowohl im Falle des Nichterscheinens einer Partei, wenn die erschienene Partei Thatsachen, die eine weitere Verhandlung oder Beweisaufnahme nöthig machte, vorbrachte, als auch wenn ihm eine weitere Verhandlung angezeigt erschien, Abstand nehmen und zunächst einen neuen Termin anberaumen. Erschien in diesem Termin eine Partei nicht, so entschied das Gericht nach freiem Ermessen, inwieweit eine beantragte Beweisaufnahme zu bewirken oder ein neues thatsächliches Vorbringen der erschienenen Partei für zugestanden zu erachten und inwieweit eine von der Gegenpartei abzugebende Erklärung als verweigert oder ein früheres Vorbringen derselben als zurückgenommen anzusehen war. Gegen das auf Grund vorstehender Bestimmungen ergangene Urtheil stand der nicht erschienenen Partei der Einspruch nur zu, sofern sie durch Naturereignisse oder andere unabwendbare Zufälle am Erscheinen verhindert war. (§. 42 d. Gs. i. d. a. F.) b) Neues Recht. Die Bestimmungen in §. 41, §. 42 d. Gs. i. d. a. F. sind aufgehoben. Nach §. 42 Abs. 3 d. Gs. i. d. n. F. gelten bei dem Nichterscheinen einer oder beider Parteien in den zur Fortsetzung der Verhandlung bestimmten Terminen dieselben Bestimmungen wie beim Nichterscheinen im ersten Termin. D. h. a) Beim Nichterscheinen des Klägers. Auf Antrag des Beklagten ist durch Versäumnißurtheil die Klage abzuweisen. b) Beim Nichterscheinen des Beklagten. Die Klagbehauptungen werden als zugestanden angenommen. Rechtfertigen sie den Klageantrag, so ist auf Antrag des Klägers der Beklagte nach dem Antrage durch Versäumnißurtheil zu verurtheilen. Rechtfertigen sie den Klageantrag nicht, so ist die Klage durch Urtheil abzuweisen. c) Beim Nichterscheinen beider Parteien. Das Verfahren ruht, bis die Ansetzung eines neuen Termins beantragt wird. Gegen das Versäumnißurtheil ist Einspruch zulässig. — §. 40 d. Gs. i. d. n. F. 4) Kosten. Nach §. 49 Ziff. 4 d. Gs. i. d. n. F. ist bestimmt, daß der Betrag der Kosten, einschließlich der der obsiegenden Partei etwa zu gewährenden Entschädigung für Zeitversäumniß, soweit sie sofort zu ermitteln sind, im Urtheil festgesetzt werden soll. Nach §. 49 Abs. 1 Ziff. 4 d. Gs. i. d. a. F. war nur bestimmt, daß der Kostenbetrag, soweit er sofort zu ermitteln war, festzusetzen war; weiterhin fand sich in §. 52 Abs. 2 d. Gs. i. d. a. F. die Bestimmung, daß auf Antrag der obsiegenden Partei für die ihr durch das Erscheinen vor Gericht entstandenen Versäumnisse in dem Urtheil eine Entschädigung zugebilligt werden konnte. 4) Anfechtung der Entscheidung des Gewerbegerichts. Nach §. 56 d. Gs. i. d. n. F. kann die Anfechtung einer Entscheidung des Gewerbegerichts auf Mängel des Verfahrens bei der Wahl der Beisitzer oder auf Umstände, welche die Wahl eines Beisitzers zu dem bekleideten Amte nach Maßgabe dieses Gesetzes ausschließen, nicht gestützt werden. Diese Bestimmung war dem bisherigen Rechte fremd, es konnte daher die Anfechtung einer Entscheidung mit den in Abs. 1 erwähnten Thatsachen begründet werden.

III. Thätigkeit des Gewerbegerichts als Einigungsamt. 1) Nach §. 62 d. Gs. i. d. n. F., welcher sich dem Sinne nach von §. 61 d. Gs. i. d. a. F. nicht unterscheidet, kann das Gewerbegericht als Einigungsamt bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung und Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses angerufen werden. 2) Anrufung des Gewerbegerichts. Nach bisherigem Recht — §. 62 d. Gs. i. d. a. F. — war der Anrufung des Gewerbegerichts Folge zu geben, wenn sie von beiden Theilen erfolgte und die betheiligten Arbeiter und Arbeitgeber — letztere sofern ihre Zahl mehr als 3 betrug — zur Verhandlung vor dem Einigungsamte beauftragte Vertreter bestellten. Diese Bestimmung ist beibehalten worden, §. 63 d. Gs. i. d. n. F.; außerdem sind noch folgende Bestimmungen getroffen worden: a) Ruft nur eine Partei das Gewerbegericht an, so soll der Vorsitzende dem anderen Theil, dessen Stellvertreter oder Beauftragten hiervon Kenntniß geben und darauf hinzuwirken suchen, daß auch dieser Theil sich zur Anrufung bereit findet. §. 64 d. Gs. i. d. n. F. b) Endlich soll der Vorsitzende auch dann, wenn die Anrufung von keiner Seite erfolgt, auf Anrufung des Einigungsamtes hinzuwirken suchen und dieselbe den Betheiligten bei geeigneter Veranlassung nahe legen. §. 65 d. Gs. i. d. n. F. c) Dem Vorsitzenden ist das Recht eingeräumt, zur Einleitung der Verhandlung und in deren Verlaufe an den Streitigkeiten betheiligte Personen, die sich durch ihre allgemeinen Stellvertreter (§. 45 d. Gewerbeordnung), Prokuristen oder Betriebsleiter vertreten lassen können, vorzuladen und, falls das Einigungsamt von beiden Parteien oder von einer Partei angerufen worden ist, ihnen Geldstrafe bis zu 100 ℳ für den Fall des Nichterscheinens anzudrohen. Gegen die Festsetzung der Strafe findet Beschwerde nach den Vorschriften der Civilprozeßordnung statt. §. 66 d. Gs. i. d. n. F. 3) Besetzung des Gewerbegerichts als Einigungsamt. Nach §. 63 d. Gs. i. d. a. F. sollte das Gewerbegericht, welches als Einigungsamt thätig wurde, neben dem Vorsitzenden mit 4 nicht zu den Betheiligten gehörenden Beisitzern, Arbeitgebern und Arbeitern in gleicher Zahl, deren Zuziehung, falls das Statut nichts Anderes bestimmte, durch den Vorsitzenden erfolgt, besetzt sein. Das Einigungsamt konnte sich durch Zuziehung von gleichfalls nicht zu den Betheiligten gehörigen Vertrauensmännern der Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Zahl ergänzen. Die Ergänzung mußte, wenn es von den Vertretern beider Theile unter Bezeichnung der zuzuziehenden Vertrauensmänner beantragt wurde, erfolgen. Falls unter den Beisitzern nicht die genügende Zahl unbetheiligter Arbeitgeber und Arbeiter sich befand, so waren die fehlenden Beisitzer durch Vertrauensmänner, welche von den Vertretern der Arbeitgeber bezw. der Arbeiter zu wählen waren, zu ergänzen. b) Neues Recht. Nach §. 67 d. Gs. i. d. n. F. besteht das Gewerbegericht, welches als Einigungsamt thätig wird, neben dem Vorsitzenden aus den von den Betheiligten zu bezeichnenden und nicht zu den Letzteren gehörigen Vertrauensmännern der Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Zahl. Bezeichnen die Betheiligten nicht die Vertrauensmänner, so erfolgt die Ernennung durch den Vorsitzenden. Der Letztere bestimmt auch, falls unter den Betheiligten eine Einigung über die Zahl der Vertrauensmänner nicht zu erzielen ist, die Zahl derselben. Der Vorsitzende muß die Zahl auf mindestens 2 für jeden Theil bestimmen. Zuziehung von Beisitzern mit beschließenden Stimmen findet sonach nicht mehr statt; es kann jedoch der Vorsitzende nach vorherigem Gehör beider Theile 1 oder 2 unbetheiligte Personen als Beisitzer mit berathender Stimme zuziehen. Demzufolge hat auch in §. 67 Abs. 2 d. G. i. d. a. F. — §. 71 d. G. i. d. n. F. —, woselbst die Beschlußfassung über den Schiedsspruch behandelt wird, eine dahingehende redactionelle Aenderung stattgefunden, nach der die Worte „Beisitzer und" zu streichen sind. Mit Rücksicht auf die Bestimmung in §. 64 d. Gs. i. d. n. F. (Anrufung des Einigungsamtes durch eine Partei) ist dem Vorsitzenden die bisher nur dem Einigungsamte — §. 64 d. Gs. i. d. a. F. — zustehende Befugniß zur Aufklärung der in Betracht kommenden Verhältnisse, Auskunftspersonen vorzuladen und zu vernehmen, eingeräumt worden. §. 68 Abs. 2 d. Gs. i. d. n. F. Diese Auskunftspersonen gehören nicht zu den Betheiligten, von deren Ladung und Vernehmung §. 66 d. Gs. i. d. n. F. handelt. 4) Verhältniß des Gewerbegerichts als Einigungsamt zu dem als solches thätigen Innungsschiedsgericht. Bei Streitigkeiten, an denen einerseits nur Mitglieder einer Innung, für welche zwecks Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen — §. 81a Ziff. 2 d. Gewerbe-Ordnung — ein besonderes Einigungsamt besteht, dessen Zusammensetzung und Thätigkeit durch Statut entsprechend den Bestimmungen §§. 63 bis 73 d. Gs. i. d. n. F. geregelt sind, und andererseits deren Arbeiter betheiligt sind, ist das Gewerbegericht nur dann zuständig, wenn beide Theile das Gewerbegericht als Einigungsamt anrufen. §. 74 d. Gs. i. d. n. F.

IV. Gutachten und Anträge der Gewerbegerichte. An den Bestimmungen betreffend die Verpflichtung des Gewerbegerichts zur Abgabe von Gutachten und deren Vorbereitung durch Ausschüsse — §. 70 Abs. 1 d. Gs. i. d. a. F. — ist nichts geändert — §. 75 d. Gs. i. d. n. F. —. Es ist hingegen das Recht des Gewerbegerichts Anträge zu stellen erweitert worden. Nach bisherigem Rechte war das Gewerbegericht nur berechtigt, in gewerblichen Fragen, welche die seiner Gerichtsbarkeit unterstehenden Betriebe berührten, Anträge an Behörden und an

Vertretungen von Communalverbänden zu richten. Nach den Bestimmungen in §. 75 Abs. 2 d. Gs. i. d. n. F. ist das Antragsrecht auf alle gewerblichen Fragen ausgedehnt und ausdrücklich bestimmt worden, daß die Anträge auch an die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und der Bundesstaaten gerichtet werden können. Die Vorbereitung dieser Anträge kann den Ausschüssen überlassen werden.

V. Verfahren vor dem Gemeindevorsteher. 1) Zuständigkeit. Nach §. 71 d. Gs. i. d. a. F. war der Vorsteher derjenigen Gemeinde zuständig, in deren Bezirk die streitige Verpflichtung zu erfüllen war. Nach §. 76 d. Gs. i. d. n. F. ist neben diesen auch der Vorsteher der Gemeinde zuständig, in deren Bezirke sich die gewerbliche Niederlassung des Arbeitgebers befindet oder beide Parteien ihren Wohnsitz haben. 2) Zwangsvollstreckung. Nach §. 78 Satz 2 2. Theil d. Gs. i. d. n. F. kann die Leistung von Diensten aus dem Dienstvertrag durch Geldstrafe nicht erzwungen werden. Nach bisherigem Recht war dies zulässig.

VI. Schlußbestimmungen. Der §. 78 d. Gs. i. d. a. F. ist nur redactionell geändert. §. 83 d. Gs. i. d. n. F. Die Bestimmung in §. 79 Abs. 3 d. Gs. i. d. a. F. „daß gegen die Entscheidungen der Innungen und der Innungsschiedsgerichte binnen 10 Tagen die Berufung auf dem Rechtswege durch Erhebung der Klage bei dem ordentlichen Gericht offen steht“, ist gestrichen. Die Aufhebung dieser Bestimmung ist bereits durch §. 91 b. d. R.-Gewerbe-Ordnung erfolgt, nach dem derartige Entscheidungen in Rechtskraft übergehen, wenn nicht binnen 1 Monat eine Partei Klage vor dem ordentlichen Gerichte erhebt. In §. 86 d. Gs. i. d. n. F. ist bestimmt, daß in dem Verhältnisse der Innungen, Innungsschiedsgerichte und der in §. 85 d. Gs. i. d. n. F. bezeichneten Gewerbegerichte zu den ordentlichen Gerichten und zu den gemäß §. 1 des Gewerbegerichtsgesetzes errichteten Gewerbegerichten die Vorschriften des §. 28 d. Gs. i. d. n. F. betreffend die bindende Wirkung rechtskräftiger Entscheidungen für sachlich unzuständige Gerichte entsprechende Anwendung zu finden haben. Endlich ist in Artikel 2 des Gesetzes vom 30. Juni 1901 bestimmt, daß Rechtsstreitigkeiten, die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes anhängig geworden sind, nach den bisherigen Vorschriften zu erledigen sind.

Bücherbesprechungen.

— Henrik Ibsen. Studien von Leo Berg. Köln, Berlin, Leipzig, Verlag von Albert Ahn. 1901. — Seit fast zwei Jahren ist Ibsen's Lebenswerk mit dem Epilog „Wenn wir Todten erwachen“ beschlossen. Seine Arbeit läßt sich von diesem Werk aus erst ganz und richtig überblicken, meint Leo Berg, Vieles erscheint neu, das Meiste anders, als Durchgangsstation nur, was Ende und Zweck schien. Berg behandelt den Dichter fast ausschließlich vom Standpunkt der letzten Schöpfungen und kommt dabei zu wesentlich anderen Ergebnissen und Anschauungen, als man sie früher gewinnen konnte und heute noch überall verficht. Die sechs Studien Berg's geben eine allgemeine Charakteristik Ibsen's, besprechen sein Verhältniß zur Romantik, seinen Einfluß in Deutschland, analysiren die Tragödie des Egoisten, erläutern den Epilog und geben eine Darstellung von Ibsen's Symbolik. Es ist in einer kurzen Besprechung nicht möglich, von dem reichen Inhalt dieses dünnen Buches eine erschöpfende Vorstellung zu geben. Ich muß mich beschränken darauf, zu sagen, wie Leo Berg den Dichter auffaßt, welche Bedeutung er ihm für die Literatur beimißt: Ibsen ist so Etwas wie das große europäische Gewissen. Niemand hat die Schuldfragen der modernen Gesellschaft tiefer erkannt, Niemand rücksichtsloser diese an ihre Sünden gemahnt, Niemand einen größeren Schauder vor der Verantwortlichkeit des Einzelnen erregt. Denn für ihn heißt dichten Gerichtstag halten über sich und die Welt. Der Grundton seiner Werke ist so düster wie kaum eines anderen modernen Dichters. In diesem verdüsterten und verbissenen Dichtergemüthe aber lebt ein tiefer Glaube und eine große Hoffnung auf die Zukunft des Menschengeschlechts. Man kann kein besseres Gewissen haben, wenn man die Ideale eines Geschlechts zerstört und ihm brennende Wunden beibringt, wie er, der zwar an die Vergänglichkeit der bestehenden, aber zugleich an ihre Entwickelungsfähigkeit glaubt und von einem neuen Zeitalter, einem dritten Reiche träumt, in dem das durch die christliche Idee in sich zerspaltene Menschengeschlecht wieder Eins sein wird. In Ibsen steckt ein Mystiker. Er hat sich niemals auf einer geistigen Errungenschaft festgesessen. Rastlos in dialektischer Entwickelung, von Gegensatz zu Gegensatz hat er sich vorwärts bewegt: von der Romantik zur Moderne, von der historischen zur actuellen Auffassung der Dinge, vom extremsten Idealismus zum radicalsten Naturalismus. Bei den meisten Dichtern, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, und namentlich nach gewissen Erfolgen, weiß man schließlich ziemlich genau, was man jeweilig von ihnen zu erwarten hat. Bei Henrik Ibsen steht man noch heute, seinen dreiundsiebzig Jahren zum Trotz, mit jedem neuen Drama einem neuen Mysterium des dichtenden Geistes gegenüber. Er hat sich mit und an der Zeit entwickelt. So blieb er ein Junger und Moderner mit weißem Haar. Leo Berg hält sich sachlich und ruhig an seinen Stoff. Sein Buch ist klar gedacht und geschrieben. Es giebt eine deutliche Vorstellung von Ibsen's Wollen und Können, so subjectiv es sonst auch sein mag.

Alfred Semerau.

— Lessing und die Vossische Zeitung. Von Ernst Consentius. Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig 1902. — Der Verfasser ist nicht unbekannt als Lessingforscher. In seiner ersten Schrift wies Consentius nach, daß Lessing's erster Prosaaufsatz „Freygeister, Naturalisten, Atheisten“, der hundertfünfzig Jahre verborgen blieb, in Christlob Mylius' Wochenschrift Der Wahrsager erschien. In seiner zweiten Schrift, die von dieser Wochenschrift handelt, welche die Veranlassung zu dem preußischen Censuredict von 1749 gab, das bis zur Märzrevolution 1848 fortbestand, brachte er viel Charakteristisches über Mylius und Lessing bei. Das jetzt vorliegende Büchlein nennt Consentius selbst Blätter des Zweifels; es untersucht, in wie weit Lessing sich als Mitarbeiter der Vossischen Zeitung bethätigt hat. Ob Lessing in dem Maße, wie es die Lachmann'sche Ausgabe seiner Schriften zu zeigen sucht, an der Vossischen Zeitung betheiligt war, hatte schon Mohnicke bezweifelt. Und Erich Schmidt hat noch kürzlich erklärt: „Die Diaskeuasten haben neuerdings gewiß zu viel auf Lessing's Rechnung gesetzt.“ Diese Zweifel in einigen Fällen näher zu begründen ist Consentius' Bestreben gewesen. Er zeigt, daß manches von dem, was Muncker in seiner kritischen Lessingausgabe für Lessing in Anspruch nimmt, nicht diesem, sondern Mylius, Naumann, Kästner zufalle. In anderen Fällen beschränkt sich Consentius auf den Nachweis, daß Lessing die ihm zugeschriebenen Anzeigen und Besprechungen nicht verfaßt habe, ohne feststellen zu können, wer eigentlich ihr Autor sei. Consentius stützt sich auf die völlige Beherrschung des großen und verstreuten in Frage kommenden Materials, er geht mit anerkennenswerther Vorsicht in seinen Folgerungen zu Werke und selbst da, wo er andere Ansichten bekämpft, bewahrt er einen rücksichtsvoll vornehmen Ton. Consentius' Büchlein ist ein nicht zu übersehender Beitrag zur Geschichte des jungen Lessing und die Hoffnung des Verfassers, daß, falls seine vorgetragenen Zweifel auch nur hier und da begründet sein sollten, die kritische Ausgabe von Lessing's Schriften bei genauerer Prüfung eine wesentliche Veränderung erfahren dürfte, ist keine unberechtigte und unerfüllbare.

Alfred Semerau.

— W. Marshall, Zoologische Plaudereien. Mit Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes u. A. Vierte Sammlung der Plaudereien und Vorträge. Leipzig, Verlag von A. Twietmeyer. 245 S. 4,50 ℳ. Eleg. geb. 5,50 ℳ. — Wieder tritt unser Autor mit Ernst, Witz und geistreicher Plauderei vor das Publicum. Seine philologische Ader, die so gern einmal die lebende Natur mit alten Scharteken vertauscht und darin nach wundersamen Raritäten forscht, hat ihn diesmal auf ein botanisches und ein halb mineralogisches, halb paläontologisches Thema geführt, in den Capiteln über das vegetabilische Lamm und allerlei Zauber- und Wundersteine. Als zoologische Monographien kann man die Capitel über den seltsamen Beutelmaulwurf, dessen Entdeckung im vorigen Jahrzehnt viel Aufsehen machte und der jetzt auch in der hiesigen Sammlung prangt, und über das Schildkrot bezeichnen, ähnlich ist die Studie über die Fische im See Genezareth. Seltene Notizen sind zusammengetragen in der Zusammenstellung der giftigen Fische, an die sich die giftigen Lurche, sowie Stechmücken und Stechfliegen als Verwandtes anreihen. Von vorwiegend psychologischem Interesse sind die Abschnitte über Veränderung in den Lebensgewohnheiten der Thiere, über die Polizei in der Thierwelt, aus dem Jugendleben der Vögel, ein Capitel, das wieder einmal so recht aus der Lieblingsdomaine des Verfassers stammt und daher besonders reich ausgefallen ist. Zu

eigenen Beobachtungen im Zimmer mag man sich angeregt fühlen durch die Schilderung der „Thierwelt meines Blumentisches", wobei freilich nicht gleich die ganze Nacharbeit gelingen wird. Von localem Interesse ist das Schlußkapitel: der Leipziger Spatzen Noth und Klage nach Errichtung der Markthalle und der elektrischen Straßenbahnen. Man sieht: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen." Der Druckfehlerteufel hat S. 184 ein drolliges Spiel getrieben: Aus dem professoral-infallibeln Cuvier ist ein professoral-invalibler geworden, also ungefähr das Gegentheil. Srth.

— Absalom's Brunnen. Erzählung von Sophus Bauditz. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1901. Preis gebunden 6 ℳ. — Die literarischen Gaben des Nordens sind im Ganzen selten nach unserm Geschmacke. Aber der Däne Sophus Bauditz macht eine rühmliche Ausnahme. Seine besondere Art, die Welt zu sehen und zu schildern, die scharf geprägte Eigenthümlichkeit der Gestalten, für die er unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen weiß, die behagliche Kleinmalerei, dazu der sinnige Humor, der über seinen Bildern ausgebreitet liegt — all das macht die Bekanntschaft mit jedem neuen Werke seiner Feder zu einem Genusse. Auch bei der vorliegenden Erzählung gelingt es ihm wieder leicht, uns warm zu machen für die Männer und Frauen, die darin eine Rolle spielen, von der alten Privatlehrerin, die beständig ihren Lieblingsprediger wechselt, und dem Antiquar mit der unbezwinglichen Jagdleidenschaft bis zu dem Lehrer, dessen ganzes Wesen aufgeht in der Begeisterung für Kopenhagen, und den beiden Malern, die trotz ihrer grundverschiedenen Naturen so gute Freunde sind. Und weiter die Venebjerger Tanten mit der scharfen Zunge und dem weichen Herzen, die arme kleine Balletschülerin mit ihrer heimlichen Liebe zu dem Seekadetten, und die tapfere Ragna mit ihrem Bären von Gatten: es wird wohl nicht viele Leser geben, die gegenüber dieser ungewöhnlichen Kunst der Darstellung gleichgiltig zu bleiben vermögen. Und sollte es ihrer wirklich geben, so mögen sie den Grund dafür nur getrost in sich suchen. Uebrigens hat sich Bauditz, Dank der ebenso fleißigen wie geschickten Uebersetzerin seiner Bücher, auch in deutschen Landen bereits so viel begeisterte Freunde erworben, daß die Anzeige eines neuen Werkes von ihm kaum noch einer eingehend begründeten Empfehlung bedarf. Wer sich erbaut hat an seinen Geschichten aus dem Forsthause, der Chronik des Garnisonstädtchens, der Wildmoorprinzeß, der wird nicht versäumen, auch aus „Absalom's Brunnen" zu schöpfen, und er wird sich des erquickenden, frischen und reinen Trunkes freuen. Das schöne Gewand, das die Verlagshandlung, löblicher Gewohnheit folgend, dem Buche gegeben hat, entspricht seinem trefflichen Inhalte. R. B.

— Die Stadt. Roman von Nicolaus Krauß. Berlin, F. Fontane & Co., 1902. Vor uns liegt der letzte Theil der Krauß'schen Romantrilogie „Heimat": „Die Stadt". Gemeint ist darunter die altberühmte Stadt Eger im weitberühmten Egerlande, und es gehört zur Sache, wenn wir betonen, daß diese einst reichsunmittelbare Stadt, in deren Mauern der Friedländer Schutz vor dem kaiserlichen Zorn gesucht und den Tod durch Mörderhand gefunden, an die Krone von Böhmen verpfändet und nicht wieder ausgelöst wurde und so dauernd bei Oesterreich verblieb. Aber trotz der unmittelbaren Nähe der Czechen ist der fränkische Stamm der Egerländer kerndeutsch geblieben bis auf den heutigen Tag, und ein selbst- und zielbewußteres Deutschthum giebt es in ganz Oesterreich nicht mehr zu finden, als in Eger und im schwerscholligen, getreidereichen Egerländchen. Deutsch ist der Egerländer Gesinnung, deutsch ihre vocalreiche Mundart, deutsch ihr Lied und deutsch ihre Denk- und Handlungsweise. In unmittelbarer Nähe der weltberühmten Curorte Marienbad, Karlsbad und Franzensbad ist die uralte Stadt in raschem, zusehendem Aufblühen begriffen, sie besitzt Wälder und Güter, und der Hauptheil der Franzensbader Quellen gehört ihr. In die Mitte dieses freiheitstrotzigen, ernsten und doch wieder lebensfrohen, schimpffrohen und empfindlichen Egerstadtvolkes versetzt uns Krauß' meisterhaft geschriebenes Culturbild „Die Stadt", das man nicht recht einen Roman nennen kann, weil die Handlung nicht reich an Verwicklungen und Conflicten ist. Dafür aber treten uns einzelne typische Gestalten des Egerländchens vor Augen, die so anschaulich, so lebensvoll und so naturwahr geschildert sind, daß sie vor unserem geistigen Auge zu Fleisch und Blut werden und wir förmlich den Gluthhauch ihrer edlen und unedlen Leidenschaften spüren. Im Mittelpunkte der episodenhaften Handlung steht das deutsche Prachtweib Lene, die Wittwe des im zweiten Theile der Trilogie behandelten Försters Gruber von Konradsreut, die zu den edelsten und herrlichsten Frauengestalten in unserer Literatur gerechnet werden muß. Der Verfasser darf auf diese psychologisch fein motivirte und bis in die kleinsten Details herausgearbeitete Schöpfung stolz sein, denn nicht leicht wird's ihm ein Zweiter nachmachen. Jedem männlichen Leser muß sich der Wunsch aufdrängen, ein solches Prachtweib, wie es die Lene ist, sein eigen zu nennen, denn ein solches Weib muß den Mann zu höchstem Ringen und Streben anspornen, weil es höchsten Preises würdig ist. Namentlich das Capitel, in dem Lene unschlüssig wird, ob sie die dargebotene Hand des reichen, einflußreichen Sturm annehmen oder ausschlagen soll, bis endlich ihre dem verstorbenen Gruber gelobte eheliche Treue siegt, ist großartig und schön durchgearbeitet und zeigt uns Krauß als tiefen Seelenkenner. Aber auch alle andern Charaktere sind mit einer Meister- und Kennerschaft gezeichnet, die uns Gewähr bietet, daß Krauß, der siegreiche Vertreter deutschböhmischer Heimathkunst, seine Leute kennt, weil er selbst aus ihrer Mitte hervorgegangen ist. Wir sind überzeugt, daß „Die Stadt" wie die beiden ersten Theile der Trilogie „Lene" und „Der Förster von Konradsreut" ihr Lesepublicum finden werden, und namentlich empfehlen wir das ganze Werk den deutschen Frauen, daß sie sich an dem einzig-edlen Charakter der Lene erfreuen und — bilden wollen. J. Peter.

— Die Grundlage der Lebensversicherung. Dieses soeben bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erschienene sehr empfehlenswerthe Werkchen (Preis 2 ℳ) des kürzlich verstorbenen kaiserl. Justizraths Dr. W. Reuling ist im Wesentlichen der Abdruck von dessen 1870 in der Goldschmidt'schen Zeitschrift für Handelsrecht veröffentlichtem Aufsatze über dasselbe Thema. Der Verfasser will die Bedeutung und die technischen Grundzüge des Lebensversicherungsbetriebes dem Verständniß weiter Kreise dadurch näher bringen, daß er im Texte seiner Darstellung (abgesehen von den Fußnoten) auf den Gebrauch mathematischer Formeln gänzlich verzichtet. Obgleich er im Vorwort selbst zugesteht, daß die mathematischen Formeln für alles das, was dieser Form des Gedankenausdrucks überhaupt zugänglich ist, immer das denkbar klarste und präciseste Ausdrucksmittel sind und bleiben werden, hat er sich seiner schwierigen Aufgabe doch in einer Weise zu entledigen verstanden, daß seine Ausführungen selbst von Mathematikern mit Interesse und Nutzen gelesen werden dürften. Um so mehr kann die kleine Schrift (67 Octavseiten) allen denen empfohlen werden, denen es weniger auf das Verständniß der technischen Begriffe und Operationen des Lebensversicherungsbetriebes ankommt. Besonders dankenswerth ist, daß der Verfasser gelegentlich einigen öfters auftretenden Mißverständnissen und irrigen Darstellungen von dem Rechnungswesen der Lebensversicherung entgegentritt, und recht beherzigenswerth ist seine Bemerkung, daß ohne die genaue Kenntniß der mathematischen Grundlagen alle Untersuchungen über die Probleme des Lebensversicherungsrechts sozusagen in der Luft stehen. Es sind zwar einige recht bedenkliche Abwege, auf die die juristische Auslegung einzelner versicherungstechnischer Begriffe gerathen ist, unerörtert geblieben, während andererseits der Gedankensprung, der an einer Stelle den Lebensversicherungsmathematikern vorgeworfen wird, als solcher nicht anzuerkennen ist. Bei dem hohen Interesse, das die Lebensversicherung gegenwärtig allerseits beanspruchen darf, dürfte indeß Niemand zögern, der vorliegenden Schrift die weiteste Verbreitung zu wünschen. Dr. H.

— Freiberger Stadt-, Land- und Berg-Kalender auf das Jahr 1902. 258. Jahrgang. Freiberg in Sachsen. Gerlach'sche Druckerei. Preis 50 Pf. — Etwas später als sonst ist heuer der beliebte Freiberger Bergkalender erschienen und bietet im gewohnten Gewande seine bescheidenen und nützlichen Gaben dar. Mit Sorgfalt ist auch diesmal der Unterhaltungsstoff ausgewählt und in ansprechender Form dargestellt worden. Das mit Tagebuch und Wirthschaftsbuch verbundene Kalendarium enthält eine Menge nutzbringender Mittheilungen für Wirthschaft und Haus. Daran schließt sich ein Verzeichniß der jetzt lebenden europäischen Regenten, eine Freiberger Chronik, eine sächsische Chronik und eine Weltrundschau auf die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. Die größeren Erzählungen sind meist ernster Art; doch fehlt es auch nicht an humoristischen Beiträgen. Hervorzuheben ist ein Aufsatz über die Altväter-Wasserleitung bei Freiberg, wozu die den Kalender schmückende Kunstbeilage gehört. Mehrere Gedichte, Anekdoten, Räthsel, ein Vexirbild ꝛc. vervollständigen den Inhalt des Kalenders, der auch in diesem Jahre den preiswürdigsten Volkskalendern beigezählt zu werden verdient. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 155. Dienstag, den 31. December, Abends. **1901.**

Kriegs-Tagebücher des Generalfeldmarschalls Grafen v. Blumenthal.

Kurz vor Weihnachten sind Tagebücher des Generalfeldmarschalls aus den Jahren 1866 und 1870/71 von dem ältesten Sohne des verstorbenen hervorragenden Strategen, dem Grafen Albrecht v. Blumenthal, im Cotta'schen Verlage veröffentlicht worden. Der Generalstabschef des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen hatte sie niedergeschrieben, um an ihnen für spätere Aufzeichnungen einen Anhalt zu haben. Sie sind gleich dem mit ihnen jetzt publicirten, aus dem Jahre 1848 stammenden Entwurf zu einem curriculum vitae Bruchstücke, werden aber, wie der Herausgeber bemerkt, als Beitrag zur Charakteristik des Feldmarschalls und als Stimmungsbild der damaligen Zeit den vielen noch lebenden Verehrern und Freunden des Verstorbenen willkommen sein und, wie wir hinzufügen, auch über diesen Kreis hinaus verdiente Beachtung und Würdigung finden. Die Tagebücher aus dem Feldzuge von 1866 sind kurz und weisen mehrere Unterbrechungen auf, die aus dem deutsch-französischen Kriege nehmen entsprechend der Dauer desselben einen weitaus größeren Raum ein und sind namentlich in der Zeit vor Paris ganz regelmäßig geführt. In beiden ist der mitbestimmende Antheil, den der Generalstabschef der Zweiten bez. Dritten Armee an entscheidenden Ereignissen der Feldzüge gehabt hat, nun auch durch den berühmten Militär selbst documentirt. Aus den Tagebuch-Aufzeichnungen von 1866 seien zwei Belege dieser Art hervorgehoben, an denen man zugleich erkennen wird, mit welcher Rückhaltlosigkeit und gelegentlichen Schärfe sich Graf Blumenthal auszusprechen und auszudrücken liebte. Es handelt sich in dem einen Falle um bestimmte Dispositionen vor, in dem anderen um solche nach der Schlacht bei Königgrätz. Mit Bezug auf erstere heißt es in dem Tagebuche: „Am 2. Juli Morgens erhielten wir die sonderbare Disposition, wonach wir am 3. mit den beiden Armeen [des Prinzen Friedrich Carl und des Kronprinzen] auf beiden Elbufern recognosciren sollten. Das war mir doch zu stark und gab mir den Beweis, daß man im Obercommando nicht recht wisse, was zu thun sei, und man nur durch Recognoscirung Zeit gewinnen wolle. Bei 250000 Mann muß eine derartige Recognoscirung dahin führen, vereinzelt geschlagen zu werden. Ich setzte mich daher um 10 Uhr Morgens in den Wagen und fuhr mit Verdy die sieben Meilen über Miletin nach Gitschin, wo ich den König und Moltke sprach. Ich glaube, daß ich letzteren sowohl von dem Fehlerhaften der Recognoscirung, wie davon überzeugte, daß wir nach etwa gewonnener Schlacht gerade auf Wien losgehen müßten, ohne rechts oder links zu sehen. Dem Könige sagte ich geradeheraus: »Ew. Majestät müssen von Gitschin nach Wien auf der Karte ein Lineal anlegen, mit Bleistift einen Strich ziehen und unaufhaltsam auf diesem Strich hinmarschiren.« Er lächelte freundlich dazu und dachte vielleicht nicht, daß ich es im Ernst meine. Das Obercommando machte mir keinen angenehmen Eindruck. Eine Masse von wichtige Gesichter machenden Nichtsthuern ist mir immer odiös, namentlich wenn sie mit herablassender Freundlichkeit Glück wünschen, Alles anzuerkennen scheinen, aber doch einzelnen Tadel über Dinge durchblicken lassen, von denen sie absolut nichts verstehen." In der Nacht zum 3. Juli, wenige Stunden nachdem Blumenthal aus Gitschin nach Königinhof zurückgekehrt war, kam ein Schreiben von Moltke, worin der Zweiten Armee aufgegeben wurde, den Prinz Friedrich Carl zu unterstützen, und kurze Zeit darauf setzten sich nach abgeänderten Befehlen sämmtliche Truppen in Bewegung, um über die Elbe vorzugehen. In dem obengedachten anderen Falle schreibt der Generalstabschef des Kronprinzen, dem durch aufgefangene Benedek'sche Marschbefehle der Rückzug des Gegners auf Olmütz bekannt geworden war unter dem 12. Juli: „Da die ganze Hauptkraft des Feindes jetzt in Olmütz vereinigt ist, so erschien mir unsere vom Großen Hauptquartier angeordnete Aufstellung vor Olmütz mit dem Rücken nach der Grafschaft Glatz nicht nur für unsere Armee sehr gefährlich, sondern auch ganz besonders für die des Prinzen Friedrich Carl, der im unaufhaltsamen Vorschreiten auf Wien begriffen ist. Stehen wir bei Hohenstadt, so kann der Feind mit Leichtigkeit fast unbemerkt auf dem linken Marchufer nach Wien gehen, sich dort mit den von Italien herangezogenen Truppen vereinigen und Prinz Friedrich Carl schlagen; auch kann er schon vorher irgendwo die March überschreiten und Prinz Friedrich Carl in Flanke und Rücken angreifen, während die italienische Armee ihn in der Front beschäftigt. Stehen wir aber mit der Zweiten Armee südwestlich Olmütz, etwa bei Proßnitz, so ist die Möglichkeit geboten, von dem Abmarsch des Feindes Kenntniß zu erhalten und den Prinzen Friedrich Carl rechtzeitig zu unterstützen. Um 9 Uhr Abends kam zufällig General v. Moltke hier an; ich trug ihm dies vor, fand aber kein Gehör; statt mich zu widerlegen, machte er mir Vorwürfe, wir wären zu langsam marschirt. Ich sprach nicht weiter über die Sache, sondern überließ es seinem regen Geist, sie sich während der Rückfahrt zu überlegen. Gestern Morgens schrieb ich dann ein Promemoria wegen der Aufstellung bei Proßnitz, das der Kronprinz acceptirte. Major Verdy wurde damit um 11 Uhr ins Große Hauptquartier geschickt und kam um 5 Uhr mit der Genehmigung zurück. Die Marschbefehle waren vorbereitet und um 7 Uhr expedirt; am 15., hoffe ich, werden wir bei Proßnitz stehen." Die weiteren Operationen führten bekanntlich nicht mehr zu einem bedeutenden Zusammenstoße mit dem Gegner, der von Olmütz ab nach Wien zog. In Mährisch-Trübau, und vielleicht aus einer durch jene Meinungsdifferenz mit Moltke vergrößerten Mißstimmung heraus, schrieb v. Blumenthal auch jenen vielbesprochenen Brief an seine Frau (Engländerin), in dem er sich über manche Persönlichkeiten und Dinge ungezwungen Luft machte, sich auch über Moltke ziemlich aggressiv aussprach und auf das verwies, was an Errungenem auf sein Conto komme. Dieser Brief wurde von den Oesterreichern aufgefangen, in süddeutschen Zeitungen abgedruckt und aus diesen von anderen, auch ausländischen Blättern übernommen und zum Theil commentirt. In mehreren Tagebuch-Aufzeichnungen äußert sich der Schreiber hierüber. Das eine Mal bemerkt er, als ihm das Bekanntwerden des Briefes mitgetheilt worden war: „Den Brief habe ich wirklich geschrieben, aber er ist falsch übersetzt (aus dem Englischen) und wissentlich verdreht. Ich machte mir nicht viel daraus, nur war es mir sehr fatal, daß darin gerade General Moltke angegriffen war, den ich so sehr verehre und den ich von allen Menschen gewiß am Wenigsten kränken möchte. Unangenehm war mir's auch, daß ich mich durch den Brief geradezu lächerlich mache und wie ein eitler Narr erscheine. Dies Letzte kann ich aber doch ertragen, denn eigentlich mache ich mir wirklich nichts daraus, was die Menschen von mir denken. Handle recht und scheue Niemand ist immer mein Wahlspruch gewesen und soll es auch in Zukunft bleiben." Das andere Mal trägt er Nachstehendes in sein Tagebuch ein: „Morgens wurde mir mein ominöser Brief anonym von Berlin als Ausschnitt aus einer Zeitung zugeschickt. Ich bat den Kronprinzen, ihn dem König und Moltke vorzulegen. Er that dies Nachmittags in Nikolsburg; Ersterer lachte sehr und Moltke wollte ihn gar nicht lesen, da er ja an meine Frau gerichtet und daher nicht für ihn bestimmt sei. Ich hatte es von ihm nicht anders erwartet, da ich weiß, welcher vollkommene Gentleman er ist. Der Brief hat bis jetzt immer fortgespukt und ist in englischen und anderen Zeitungen gewesen; ich glaube aber richtig zu handeln, daß ich gar keine Notiz davon nehme. Wer

Pech angreift, besudelt sich.“ Und das dritte Mal äußert er nur ganz kurz: „Ich sprach [in Brünn] mit General v. Moltke auch wieder wegen meines Briefes und fand ihn so liebenswürdig wie immer.“

Die Tagebuch-Aufzeichnungen aus dem deutsch-französischen Kriege behandeln die Vorbereitungen zum Kriege, die Reise des Kronprinzen nach München und die ersten Schlachten im August kurz, wenn auch mit manchem interessanten Detail. An den Schlachten um Metz nahm die Dritte Armee nicht theil, wohl aber an den Operationen, die zur Katastrophe bei Sedan führten. Auf die letzten Augusttage beziehen sich denn auch sehr bemerkenswerthe Tagebuch-Eintragungen v. Blumenthal's. Unter dem 26. dieses Monats heißt es: „Um 12 Uhr waren wir beim König in Bar-le-Duc. Moltke war zum Vortrag und wurde ich hinzugezogen. Positive neue Nachrichten über den Feind waren nicht eingegangen, jedoch eine Menge Notizen, die es bestätigten, daß Mac Mahon mit circa 110000 Mann von Reims aufgebrochen sei, zum Theil per Eisenbahn; es erschien als wahrscheinlich, daß Mac Mahon uns nördlich umgehen will, um Bazaine die Hand zu reichen, der wohl einen Ausfall aus Metz machen wird. Die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen hatte schon den Befehl erhalten, über Varennes in der Richtung von Damvillers abzumarschiren. Das 1. und 2. bayerische Corps erhielt den Befehl, unverzüglich zu folgen. Der Dritten Armee wurde es freigestellt, den Marsch auf Paris fortzusetzen, da man sich allein für stark genug hielt. Dem konnte ich nicht beistimmen, sondern sagte, wir müßten auch dabei sein und würden auf St. Ménehould abmarschiren; würde der Feind geschlagen, so wollten wir ihm bei Vouzières ꝛc. den Rückzug verlegen; nach Paris kämen wir früh genug. Es wurde genehmigt, und als wir [der Stab] um 3 Uhr hier [Revigny-aux-Vaches] eintrafen, fertigte ich sofort die Marschbefehle aus.“ Am 28. August machte v. Blumenthal in St. Ménehould folgende Eintragung: „Vouzières ist vom Feinde heute verlassen, ebenso Grandpré; er hat sich in nordöstlicher Richtung, vielleicht auf Les Chesne, zurückgezogen. Was er damit will, ist gar nicht zu erklären; in zwei Tagen ist er an der belgischen Grenze, wir folgen ihm mit zwei Armeen, um ihn zu umarmen; wird er uns entwischen und wohin? oder wird es endlich zur Schlacht kommen?“ Unter dem 29. schreibt er: „Ich fuhr mit Moltke ins Große Hauptquartier nach Grandpré, wo verschiedene Meldungen eintrafen, denen zufolge der Feind sich zwar auf Les Chesne [Le Chêne] zurückzieht, aber uns doch noch in der Gegend von Buzancy mit bedeutenden Kräften entgegensteht. Die Meinungen darüber, was er eigentlich beabsichtigte, waren sehr getheilt; ich glaube, er hat erkannt, daß wir ihm auf den Leib gerückt und zu stark sind, er weicht deshalb nach Norden aus und wird dann versuchen, sich westlich zu salviren. Ich rieth, ihm morgen früh auf den Leib zu gehen, was auch wohl geschehen wird.“ Unter dem 30. August heißt es dann im Tagebuche: „Man glaubt Gewißheit zu haben, daß der Feind bei Stonne-Beaumont steht, und will ihn angreifen. Der Prinz und ich fuhren um 8 Uhr früh im Wagen bis Brinquelles, wo wir zu Pferde stiegen und mit dem Stabe vorritten. Wir nahmen zuerst für zwei Stunden eine gute Aufstellung auf einer Höhe bei Oivemont; dann gingen wir weiter vor bis St. Pierremont, wo das Corps von Kirchbach gegen die formidable und pittoreske Stellung von Stonne vorrückte. Die Franzosen hatten sich die Stellung als fast uneinnehmbar wohl ausgesucht und sich dadurch sicher gefühlt; wir thaten ihnen aber nicht den Gefallen, sondern blieben davor stehen, bis ihr linker Flügel bei Beaumont zurückgeworfen war; dann kamen wir etwa ½5 Uhr in den Besitz der Höhe ohne Schwertstreich. . . . . Ueber Nacht wird sich der Rest des Feindes wohl über die Maas zurückziehen, was er dann aber thun wird, mögen die Götter wissen. Ich denke, wir schließen ihn noch ein oder drängen ihn über die belgische Grenze.“ Moltke betonte die erstere Eventualität, worüber das Tagebuch vermerkt: „Am Nachmittage [des 31. August] war General v. Moltke bei mir, rieb sich die Hände mit sarkastischem Lächeln und sagte: »Nun haben wir sie doch in der Mausefalle!«“ Von dem großen Schlachttage am 1. September berichtet das Tagebuch: „Gleich nach 4 Uhr Morgens rückten wir, der noch immer nicht ganz hergestellte Kronprinz und ich, im Wagen aus und waren noch vor 6 Uhr auf der denkwürdigen Höhe südlich Donchery, von wo aus die um 6 Uhr beginnende Schlacht fast ganz zu übersehen war und von wo aus nach allen Richtungen schnell gesandt werden konnte; der König traf auch bald auf einer anderen Höhe, etwa eine Viertelmeile südöstlich von uns ein, wo er den ganzen Tag hielt. Beide Standpunkte waren ganz außerhalb des Schußbereichs, wodurch es mir schwer wurde, den Kronprinzen dort festzuhalten. Ueber die Richtigkeit des gewählten Standpunktes konnte wohl kein Zweifel sein, aber der Kronprinz konnte es kaum vertragen, das Kämpfen mit anzusehen, ohne selbst sich zu betheiligen. Ich kann nicht leugnen, daß auch mir so zu Muthe war, aber ich bin doch über dieses jugendliche Feuer ziemlich weg und konnte Alles mit Ruhe und Kaltblütigkeit von ferne betrachten. Vom ersten Anfang der Schlacht war es wohl unzweifelhaft, daß wir siegen mußten, allein bei jedem augenblicklichen Zurückweichen irgend einer Abtheilung, was wir immer am Rauch bemerken konnten, stiegen bei dem hohen Herrn und Anderen Besorgnisse auf, die mich nach genauer Kenntniß der Lage nur zum Lächeln bringen konnten. Um 10 Uhr war der Kronprinz von Sachsen offenbar im Vorgehen und auch unser 11. Armee-Corps fing an, bei St. Menges in das Gefecht einzugreifen; ich konnte daher dem Kronprinzen sagen: »Jetzt ist die Schlacht gewonnen, der Feind wird vernichtet oder gefangen.« Viele stimmten mir bei; es gab aber auch noch Ungläubige und Aengstliche. — Es war eine großartige Schacht; bis 7 oder 8 Uhr für uns durch dicken Nebel begünstigt, über den wir von unserem hohen Standpunkte aus fortsehen konnten. Der Gang des Gefechtes war ein sehr einfacher, die Truppen waren von Hause aus richtig dirigirt und ein weiteres Eingreifen mit Ausnahme unbedeutender Sachen nicht mehr nöthig. Nachdem der Nebel sich verzogen hatte, wurde es ganz klar und der Anblick des Kampfes in der malerischen Gegend über alle Beschreibung schön. Wir konnten von unserem Standpunkt den größten Theil der feindlichen Aufstellung und des Kampfes sehen. Die mehrfach mißlungenen Attacken französischer Cavallerie auf Infanterie machten uns viel Herzklopfen und das fortwährende Sehen durch das Fernrohr machte mich halb blind. Der Kreis um den Feind wurde allmälig enger und um 5 Uhr, nachdem wir die Flucht des Feindes nach der Festung lenge beobachtet hatten, schwieg der Kanonendonner. Wir ritten nun zum König, den wir ganz ruhig und kalt, aber mit freundlichem Gesicht, die Augen auf die Stadt gerichtet, antrafen. Er war eben dabei, alle Artillerie, die noch aufzustellen war, auf die Stadt zu richten und dann nach einer halbstündigen Kanonade die Festung zur Uebergabe aufzufordern. Die bayerischen Batterien hatten nur kurze Zeit gefeuert, als ein Parlamentär gemeldet wurde. Es war der von Vielen der Unsrigen gekannte General Reille. Er kam mit einem Briefe des in der Festung anwesenden Kaisers, der darin mit kurzen Worten dem Könige seinen Degen anbot. . .“

Fast zwei Drittel des stattlichen Bandes nehmen die in Versailles gemachten Tagebuch-Notizen ein. Sie geben uns einen Begriff von der außerordentlichen Arbeitslast und Arbeitsleistung des Generalstabschefs der Dritten Armee, und nehmen unser Interesse namentlich für zwei Dinge in Anspruch, für die Leitung der gegen die Loire-Armee nothwendigen Operationen und für die Belagerung, speciell für die Beschießung von Paris. Von einem Eingehen auf Ersteres sehen wir ab; das Tagebuch läßt erkennen, daß General v. Blumenthal frühzeitig und mit wiederholten energischen Vorstellungen die Unternehmung gegen den Süden befürwortet und, nachdem sie eingeleitet war, immer auf eine möglichst rasche Action und Offensive gedrängt hat. Zahlreiche Vermerke bezeugen, welchen Nachdruck er diesen Operationen zu geben bemüht war und mit welcher Genugthuung ihn jeder Fortgang, mit welchem Aerger ihn ein Stillstand darin erfüllte. Der Verlauf dieses Unternehmens gegen die Loire-Armee beeinflußte seine Stimmung in ebenso hohem Maße wie die Frage des Bombardements von Paris, und da die Dinge oft weder in der einen noch in der anderen Hinsicht nach seinem Wunsche gingen, so flossen manche scharfe und bittere Bemerkungen sachlicher und auch persönlicher Art in sein Tagebuch, von denen er gewiß diese und jene fallen gelassen oder doch modificirt haben würde, wenn er dazu gekommen wäre, die Tagesnotizen für weitere Aufzeichnungen zu benutzen, die ja nach Andeutung des Herausgebers in der Absicht des Generalfeldmarschalls gelegen haben. Dahin gehört namentlich die Darstellung einer Differenz mit dem Kronprinzen und die angeknüpfte Präcisirung der Stellung des Generalstabschefs zum Befehlshaber der Armee. Dieser Passus, an sich geeignet, von der Potenz des Commandirenden der Dritten Armee eine recht geringe Vorstellung zu erwecken, war doch sicherlich nicht dazu bestimmt,

muß vielmehr als Niederschlag einer ungünstigen Augenblicksstimmung bewerthet werden, zumal da auch Aeußerungen über den prinzlichen Heerführer an anderen Stellen des Tagebuchs dieser entgegentreten. Recht fatal war dem General v. Blumenthal die gleichzeitige Anwesenheit des Großen Hauptquartiers in Versailles. Schon Ende September schreibt er, daß sie viel Unangenehmes für den Stab der Dritten Armee haben werde, „namentlich für mich, da ich wohl nicht so viel Ueberwindung haben werde, um den vielen unbefugten und unverlangten Fragen und Rathschlägen aus dem Wege zu gehen; ich fürchte, ich werde wieder sarkastisch und grob werden, ohne es zu wollen, und damit wieder die Gemüther gegen mich aufregen“. Und eine andere Tagebuchstelle, die wir weiter zum Beweise dafür anführen, wie sehr der Schreiber darauf bedacht war, sich beziehentlich dem Obercommando und dem Stabe der kronprinzlichen Armee die volle Selbständigkeit der Amtirung, die volle Ruhe zum Arbeiten zu bewahren, lautet: „Eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bereitet mir das Hiersein des Großen Hauptquartiers. Von Allem will man Meldung haben, und da alle Augenblicke mehr oder minder wichtige Meldungen hier eingehen, so kann ich nur fortwährend daran denken, wohin sie zu schicken sind, damit sich Niemand darüber beklagen kann, daß Dieser und Jener die Meldung gar nicht oder gar früher wie der und der bekommen hat. Ja, man erwartet, wie es scheint, Mittheilung von Meldungen, die ich selbst noch nicht bekommen habe. Die Neugierde und Ungeduld, mit der ich viel zu kämpfen habe, macht mir um so mehr Kummer, als ich nur immer zu bereit bin, mündlich sarkastisch und bitter zu antworten.“ Man kann diese mit einer Selbstanklage verbundene Unmuthsäußerung recht gut verstehen, ohne zugleich das Begehren von der anderen Seite völlig unberechtigt zu finden. Ein wesentliches Interesse beanspruchen, wie schon bemerkt, die Ausführungen des Tagebuchs, die die Frage des Angriffs, der Beschießung von Paris betreffen. Hierüber ist während des Krieges und noch mehr nach demselben bis in die neueste Zeit geschrieben worden, sodaß sich eine förmliche Literatur über diesen Gegenstand gebildet hat. Bekannt ist, daß die Stagnation in der Belagerung von Paris nicht nur Unruhe und Verstimmung in Deutschland erregt, sondern auch die Leitung unserer Politik durch den Grafen Bismarck zu Besorgnissen wegen der „Neutralen“ und zu entschiedenem Hinarbeiten auf eine Beschleunigung des mit schwerem Geschütz vorzunehmenden Angriffs auf die französische Hauptstadt Anlaß gegeben hat. Bekannt ist ferner, daß unter den Militärs selbst keine volle Einigkeit über die Zweckmäßigkeit dieses Vorgehens bestand, daß beispielsweise der Kriegsminister v. Roon sich entschieden auf der Seite des die Beschießung aus politischen Gründen fordernden Kanzlers befand, während General v. Blumenthal sich rundweg ablehnend zeigte, Moltke aber eine zwischen den Extremen vermittelnde Haltung einnahm. General v. Blumenthal vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß der ganze Accent auf das Aushungern zu legen sei und daß man sich auf eigentliche Belagerung gar nicht einzulassen habe. Am 28. October schreibt er: „Es muß doch endlich Jedem klar werden, daß von einem förmlichen Angriff eigentlich gar nicht die Rede sein dürfte. Die Opfer, die uns der etwaige Kampf um die Forts und vor Allem aber die Jahreszeit auferlegen würde, sind zu bedeutend, und Paris muß ja doch von selbst fallen.“ Unter dem 30. November trägt er Folgendes in sein Tagebuch ein: „Soeben wird dem Kronprinzen ein Schreiben des Grafen Bismarck an den König zur Kenntniß mitgetheilt, worin er sagt, daß die baldige Beschießung der Forts politisch durchaus nothwendig wäre, weil wir sonst von den Neutralen für zu schwach gehalten würden und sie sich deshalb einmischen und uns die Sache erschweren würden. Er bohrt auf sein Ziel los mit Bismarck'scher Energie, aber seine Gründe halten nicht Stich. Es soll mir sehr leid thun, wenn ganz unnöthiger Weise noch immer mehr Menschen geopfert werden, aber mein Gewissen ist rein; ich kann es nicht verhindern. Bei solcher künstlichen Politik wird das Wesen des Krieges verkannt. Es wird mit uns gespielt.“ Unter dem 10. December heißt es: „Ich kann mich nun einmal von dem Gedanken nicht losmachen, daß die Beschießung ohne genügendes Material zur regelmäßigen Belagerung eine Thorheit sein würde, die einem erprobten und erfahrenen Führer niemals verziehen werden kann. Gegen jede bessere Ueberzeugung dem Andrängen Unberechtigter und Unwissender nachzugeben, würde eine unverzeihliche Schwäche sein; wie sehr man uns aber drängt, davon haben wir heute einmal wieder ein Beispiel gehabt. Graf Bismarck schickte dem Kronprinzen nämlich ein Telegramm von Delbrück aus Berlin, worin derselbe sagt, es würde am Montag im Reichstage einen großen Sturm geben, weil das Bombardement noch immer nicht begonnen habe. Mit solchen Waffen mag ich nicht kämpfen.“ Zwei Tage später vermerkt das Tagebuch: „Hahnke hatte beim Großen Generalstab den Eindruck bekommen, als wenn jetzt Alle wegen des verzögerten Bombardements gegen mich wären. Sie scheinen zu glauben, daß die Kronprinzeß und die Königin mich bearbeitet haben, Paris nicht bombardiren zu lassen. Es ist wirklich wunderbar, daß die Menschen nie die nackte Wahrheit sehen und verstehen wollen. Daß Sachkenntniß und Vernunft mich abhalten, für ein kindisches, zweckloses Bombardement zu sein, das scheinen sie, sowie die mir zu Gesicht gekommene Börsenzeitung, nicht für möglich zu halten, es muß durchaus weiblicher Einfluß dahinter stecken. Die Leute kennen mich wirklich wenig, und wenn ich auch wirklich zuweilen fremden Einflüssen zugänglich sein mag, so sind es doch nicht Damen, die meine Meinung oder Handlungsweise so leicht leiten könnten.“ Eine andere, die eben angeführte ergänzende Tagebuch-Eintragung vom 14. December besagt: „Morgens kam der Kronprinz in mein Zimmer und erzählte mir, er habe einen Brief von der Kronprinzeß, wonach in Berlin die größte Aufregung gegen sie und die Königin sei, weil man glaube, daß beide auf Veranlassung der Königin von England das sogenannte Bombardement hintertreiben; ich bin überzeugt, daß dies eine tiefangelegte Intrigue ist; durch Zeitungsartikel ist diese Stimmung hervorgerufen und genährt, und wie weit es noch gehen wird, das weiß ich nicht. So viel ist mir aber klar, wenn wir nun wirklich nachgeben sollten, so kommen wir in französische Zustände und fallen in die von 1848 zurück. Wenn wir durch die sogenannte, von den Zeitungen repräsentirte Volksstimmung uns treiben lassen zu Maßregeln, die jeder Vernunft und militärischen Einsicht widersprechen, so ist es aus mit unserer Feldherrnkunst. Das Volk muß uns vor ein Kriegsgericht stellen, uns wegjagen und Advocaten und Zeitungsschreiber an unsere Stellen setzen, damit es seinen Willen bekommt; ob es sich dabei verbessern und seinen Zweck erreichen wird, ist eine andere Sache. Giebt der König einer solchen Intrigue nach, so ist es der Wendepunkt unseres Glücks und unserer Erfolge; wir schießen uns mit dem Bombardement selber todt, selbst wenn es durch irgend einen Zufall von Erfolg sein sollte.“ Von einzelnen Uebertreibungen des impulsiven Briefschreibers wie der letzten abgesehen, machen diese und andere Auslassungen im Tagebuche den Eindruck, daß General v. Blumenthal von rein militärischem Standpunkt und rein sachlichen Erwägungen aus seine Stellung zu der Beschießungsfrage genommen und behauptet hat, und daß er, dessen Gattin allerdings eine Engländerin war, doch nicht, wie Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 114) schreibt, gleich dem ganzen Kreise um den Kronprinzen von englischen Auffassungen bestimmt worden ist. Dazu hatte sich v. Blumenthal schon viel zu zeitig im verneinenden Sinne festgelegt, auch machte er nie das von englischer Seite vorgebrachte Moment der Humanität geltend, und soweit die Vermuthung Bismarck's sich auf die V e r z ö g e r u n g des Bombardements bezieht, ist sie bereits mehrfach von militärwissenschaftlicher Seite beanstandet worden. Daß Bismarck's Argumente im Uebrigen viel Bestechendes haben, weiß der Leser des betreffenden Capitels der „Gedanken und Erinnerungen“. Wir wollen indeß auf die politische und auf die militärische Seite dieser Frage hier nicht eingehen, man wird bezüglich ihrer auch mit den Blumenthal'schen Aufzeichnungen noch lange nicht das letzte Wort gehört haben. Wir können nicht alle weiteren Tagebuchstellen hier anführen, unter denen eine längere Mittheilung über ein Gespräch zwischen Bismarck und Blumenthal über die Beschießung von Paris sich als besonders interessant hervorhebt. Nur auf zwei Aeußerungen des Generals sei noch verwiesen. Am 3. Januar schreibt er: „Ich weiß wohl, daß der König und Graf Bismarck ein paar Granatwürfe auf die Stadt nicht ungern sehen würden; ich kann es aber nicht zugeben, daß das Odium einer so halben und militärisch lächerlichen Maßregel auf den Kronprinzen fallen soll. Ich habe nichts dagegen, wenn Paris tüchtig bombardirt wird, ja ich wünsche sehnlich, daß es dazu kommen möge, da es vielleicht das einzige Mittel ist, die erhitzten Gemüther zur Raison zu bringen, aber was geschieht, muß ordentlich geschehen.“ Und am 21. Januar, dem siebzehnten Tage der Beschießung, vermerkt er nach Constatirung des ausbleibenden Erfolgs, daß er jetzt eigentlich ganz zufrieden damit

sei. „Die Franzosen können nun wenigstens später nicht sagen, daß wir es nicht gewagt hätten, ihre berühmte Weltstadt zu beschießen; zum Capituliren werden sie aber nie durch das Schießen gebracht werden." — Zum Schluß sei aus dem Tagebuche, das uns mit dem Charakter des Feldmarschalls so vertraut und in der Werkstatt eines hervorragenden, durch Denkkraft und Energie des Handelns gleich ausgezeichneten Mitleiters siegreicher Feldzüge heimisch macht, das einen neuen beachtlichen Beitrag zur Geschichte einer großen Zeit darstellt und dem Historiker manches Werthvolle in seinem kritischen Sieb zurücklassen wird, die unter dem 1. März erfolgte Eintragung über die glänzende Friedensparade im Feindeslande, die Heerschau bei Longchamp, wiedergegeben. Da heißt es: „Heute war ein ewig denkwürdiger Tag, dessen Bedeutung uns wohl erst später recht klar werden wird. Um 9 Uhr fuhren wir nach Suresnes, gingen von dort zu Fuß und stiegen an der Tribüne von Longchamp zu Pferde, gerade dort, wo ich im Jahre 1867 mit meinem Adjutanten v. Bredow die große Parade der Franzosen vor dem Kaiser von Oesterreich angesehen hatte. Damals hatte ich mich innerlich gebost und es Bredow ausgesprochen, wie ich mich über die arroganten Gesichter der französischen Marschälle und Generale ärgerte. Ich hatte ihm auch gesagt, daß wir hoffentlich hier bald große Parade abhalten würden. Daß es aber wirklich auch dazu kommen würde, das hatte ich damals freilich nicht gedacht. Heute waren nun 30000 Mann vom 6., 11., und 2. bayerischen Corps aufgestellt. Der Kaiser kam selbst und hielt die schöne Parade ab und dann marschirten die Corps nach Paris . . Bei Anfang war es noch etwas trübe, dann aber sehr schön. Nach der Parade sprach der Kaiser lange mit mir und war sehr gnädig; er sagte mir unter Anderem Dank für den Theil, den ich am Kriege genommen, und erzählte mir, es sei das dritte Mal, daß er gerade auf diesem Fleck Parade erlebe. Auch hatte ich Gelegenheit, dem Grafen Bismarck auszusprechen, wie glücklich er uns Alle durch den schönen Friedensschluß gemacht habe; er theilte mir mit, daß man in Bordeaux bereits die Friedenspräliminarien mit großer Majorität, aber mit blutendem Herzen angenommen habe." **

Schreiadler und Steppenweihe in Sachsen.

Adler bilden bekanntlich bei uns eine seltene Erscheinung, und ihr Vorkommen pflegt deswegen immer ein gewisses Aufsehen zu erwecken. Im October d. J. wurde ein Stück des kleinen Schreiadlers (Aquila pomarina) in der Umgegend von Kirchberg i. Erzgeb. erlegt und dem Präparator Hrn. Riedel zum Ausstopfen übergeben. Der Schreiadler steht zwar in naher Verwandtschaft zum Steinadler, erreicht aber bei Weitem nicht dessen Größe und ist oft kaum stärker als ein Bussard. Das erwähnte Exemplar zeichnet sich jedoch durch ungewöhnliche Größe aus, obschon es die Jugendfärbung trägt. Die Hauptfarbe ist ein dunkles Braun, auf dem an der Oberseite eine kräftige, helle Fleckung hervortritt, wogegen ihm die sonst meist zu bemerkende rostgelbe Stelle am Nacken fehlt, da dieser durchweg braun aussieht. Weil die Körperlänge eines gestopften Vogels zu finden ganz unsicher ist, so seien blos einige andere Maße mitgetheilt: Die Flügelklafterung beträgt 1,40 m, die Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 0,48 m, der Schwanz 0,25 m. Als wichtig zur Unterscheidung von dem ähnlichen großen Schrei- oder Schelladler (Aquila maculata) sind insbesondere Schnabelhöhe und Fußlänge zu betrachten, und während die letztere hier 0,09 m besitzt (bei dem Schelladler über 0,10 m), mißt erstere von der Stirn herab 22 mm (bei jenem mindestens 27 mm, nach Andern 24 mm). Die Nasenlöcher haben rundliche Gestalt. Dieser stattliche Raubvogel verbreitet sich von den russischen Ostseeprovinzen über Norddeutschland und Polen bis in die Balkanstaaten und baut seine Horste auf hohe Bäume namentlich in wasserreichen Wäldern, ist indessen für Sachsen nur als gelegentlicher Gast zu verzeichnen.

Ebenfalls im October d. J. wurden zwei junge Steppenweihen (Circus macrurus) geschossen, die eine unweit Zwickau, die andere in der Gegend von Dresden, welche mir beide zur Bestimmung vorlagen. Weihenarten lassen sich oft schwer unterscheiden, vorzüglich im Jugendgefieder, und es dürfte sich empfehlen, eine nähere Erläuterung beizufügen, die zugleich zeigen mag, daß kein Irrthum obwaltet. Der Schnabel ist verhältnißmäßig schwach und der Schleier, d. i. der eulenartige, aus kleinen Federn geformte Kranz um das Gesicht, setzt nicht am Kinn ab, sondern geht durch und verläuft somit ringsum. Von den Schwungfedern jedes Fittichs sind die vier vordersten an der Außenfahne, die drei ersten auch an der Innenseite winklig verengt, und dieser innere Einschnitt ragt bei der ersten gerade noch sichtbar unter dem darüber befindlichen Deckfittich hervor. Die äußere Einschnürung der zweiten Schwungfeder wird von der Flügeldecke überdacht und reicht nicht über sie hinaus, ebenso die kleinsten mittleren Schwingen. Die dritte und vierte Schwinge sind die größten und von gleicher Länge. Die Farben dieser schönen Vögel erscheinen weniger maßgebend, doch ist die obere Seite dunkelbraun mit roströthlichen Endkanten an den Federn, der Unterleib hellrostfarbig und ganz ohne Tupfung, nur mit etwas lebhafteren Schaftstrichen, auf dem Genick ruht ein großer, weißlicher und auf der Schwanzwurzel ebenfalls ein weißer Fleck.

Die Heimath der Steppenweihe liegt im Süden und erstreckt sich dort über Europa, Afrika und Asien. Früher wurde sie allgemein als Deutschland selten besuchend angegeben, jedoch scheint diese Meinung daraus entstanden zu sein, daß man sie in vielen Fällen nicht erkannte. Dagegen schreiben Blasius und Baldamus: „Die Steppenweihe scheint nicht allein ein regelmäßiger, sondern sogar ein nicht seltener Bewohner und Brutvogel Deutschlands zu sein." Die beiden angeführten dürften einen Beitrag hierzu enthalten, und weil sie schwerlich die einzigen sind, welche sich auf dem Herbstzuge eingestellt haben werden, so würden weitere Wahrnehmungen ohne Zweifel erwünscht sein.

Zwickau. **Robert Berge.**

Bücherbesprechung.

— In dem uns eben aus Franz Vahlen's Verlag in Berlin zugegangenen 1. Heft des 1. Bands des **Gewerbearchivs** für das Deutsche Reich, herausgegeben von **Kurt v. Rohrscheidt**, Regierungsrath in Merseburg, lernen wir ein neues Unternehmen kennen, welches in den betheiligten Kreisen vollste Beachtung verdient. Es ist eine Sammlung der zur Reichsgewerbeordnung ergehenden Abänderungsgesetze und Ausführungsbestimmungen, der gerichtlichen und verwaltungsgerichtlichen Entscheidungen der Gerichtshöfe des Reichs und der Bundesstaaten, sowie der wichtigsten, namentlich interpretatorischen Erlasse und Verfügungen der Centralbehörden, und soll jährlich in einem Bande zu 4 Heften erscheinen. Die Anordnung des Stoffs erfolgt nach den in Betracht kommenden Paragraphen des Gesetzes. Der Leser der Zeitschrift soll durch sie stets auf dem Laufenden erhalten bleiben und in die Lage versetzt werden, alle Bewegungen in Verwaltung und Rechtsprechung auf dem so wechselseitigen Gebiete des Gewerberechts mit Sicherheit zu verfolgen. Die Sammlung wird also einen fortlaufenden Commentar der Gewerbeordnung im weitesten Sinne bilden. Das vorliegende erste Heft bereits erweist sich als außerordentlich vielseitig, es enthält 64 verschiedene Verordnungen, Entscheidungen u. s. w. aus mannigfachen Gebieten des Gewerberechts, wie das auf dem Umschlag befindliche Inhaltsverzeichniß ersehen läßt. Es ist anzunehmen, daß jedem Bande der Zeitschrift ein Gesammtinhaltsverzeichniß beigegeben werden wird, auch möchte empfohlen werden, diese Verzeichnisse in gewissen Zeiträumen — etwa alle 5 Jahre — zusammenzuarbeiten. Mit Recht hat das Rohrscheidt'sche Unternehmen in der wissenschaftlichen Fachpresse schon eine sehr wohlwollende Beurtheilung gefunden, der wir uns in jeder Beziehung mit dem Wunsche guten Erfolgs anschließen. Der Preis des Jahresbands beträgt 12 M. ∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.